B 1,589,672

Digitized by Google

Digitized by Google

Z
222
.A43

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JOH. CHRISTOPH. ADELUNG.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1807.

ERSTER BAND.

(MIT DEM BILDNISSE DES HRN. HOFRATHS ADELUNG.)

JANUAR bis JUNIUS.

ODENSE
KATHEDR. SKOLES
BIBLIOTHEK

HALLE,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächſ. privil. Zeitungs-Expedition.
1807.

Digitized by Google

Digitized by Google

Berlin Staats 18 AS 6407

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. Januar 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Crufius: *Lexici in Interpretes graecos Vet. Teſtam. maxime Scriptores Apocryphos Spicilegium.* Poſt Bielium et Schleusnerum congeſſit et edidit *Carolus Gottlieb Bretſchneider*, Ordin. Philoſ. in Acad. Vitebergenſi Adjunctus ordin. 1805. VI u. 281 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Regensburg, b. Montag u. Weiſs: *Liber Jeſu Siracidae, graece.* Ad fidem codicum et verſionum emendatus et perpetua annotatione illuſtratus a *C. G. Bretſchneider.* 1806. XVI u. 758 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

3) Leipzig, b. Crufius: *Syſtematiſche Darſtellung der Dogmatik und Moral der apokryphiſchen Schriften des alten Teſtaments*, von *K. G. Bretſchneider.* — *Erſter* Band, die Dogmatik enthaltend. 1805. XVI u. 359 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es ſcheint, als ob für die ſo lange vernachläſſigten Apokryphen des A. T. jetzt eine günſtigere Zeit anheben wolle. Auch das gegenwärtige dreyfache Werk eines jungen Schriftſtellers liefert einen ſchätzbaren Beytrag zur Erklärung dieſer Bücher, obgleich das Ganze nicht leiſtet, was man zu erwarten berechtigt wäre, und obgleich jedem einzelnen Theile deſſelben eine gewiſſe Unvollkommenheit anklebt, die Rec. weniger auf Rechnung des guten Willens, als des Vermögens ſetzen möchte.

Das bloſs vom *Fleiſs* hergenommene Lob eines Schriftſtellers hat immer eine gewiſſe Zweydeutigkeit, und bezeichnet mehr ein negatives als poſitives Verdienſt. Obgleich aber Rec. weit entfernt iſt, dem Vf. die übrigen Tugenden eines guten Autors abzuſprechen: ſo muſs er doch bekennen, daſs, wenn von den ſchriftſtelleriſchen Vorzügen des Hn. *B.* die Rede ſeyn ſoll, der Fleiſs zuerſt genannt werden muſs. Dieſer zeigt ſich nämlich in den vor uns liegenden Werken nicht nur in der ſorgfältigen Angabe und Benutzung aller ihm zu Gebote ſtehenden Hülfsmittel und in der gleichförmigen Erwägung aller Momente, worauf es etwa bey der Erklärung einer Stelle, oder bey der Beurtheilung eines Schriftſtellers ankommen könnte, ſondern auch in der unermüdlichen Stätigkeit, womit er ſeinen Schriftſteller von Anfang bis zu Ende begleitet und in allem, was er ſagt, den gleich treuen Dolmetſcher ſeiner Worte und Gedanken macht. Man kann es Hn. *B.* nicht zum Vorwurf machen, daſs er irgend einen apokryphiſchen Schriftſteller mit beſonderer Vorliebe auszeichne, und dagegen den andern mehr vernachläſſige. Allein eben dieſe Allgemeinheit der Liebe hat, wie uns dünkt, die Stärke derſelben etwas geſchwächt.

Daſs ein Rec., bey dieſem gerühmten Fleiſse, nicht über Mangel an Vollſtändigkeit zu klagen Urſache haben werde, läſst ſich im voraus erwarten. Eher möchte er das Gegentheil in Anſpruch nehmen, und das tadeln, daſs zu vieles erläutert wird, und daſs der Vf. bey ſeinen Expoſitionen dem eignen Nachdenken des Leſers zu wenig überläſst. Hr. *B.* verſteht die Kunſt nicht genug, mit wenig Worten viel zu ſagen und durch eine einzige, aus der Seele des zu erklärenden Schriftſtellers geſchriebene, Bemerkung eine ganze Reihe von Obſervationen überflüſſig zu machen. Möchte er ſich *Hugo Grotius* hierin zum Muſter genommen haben, der in kurzen Anmerkungen ſo reich an Illuſtration war! Wir ſind überzeugt, daſs die beiden letzten Werke ungleich zweckmäſsiger ſeyn würden, wenn der Vf. den Inhalt derſelben auf die Hälfte der Bogenzahl zu concentriren verſtanden hätte.

Nach dieſem allgemeinen Urtheil verſuchen wir, das Eigenthümliche jeder einzelnen Schrift herauszuheben, und ſowohl die guten als fehlerhaften Seiten derſelben bemerklich zu machen. Die Ordnung, in welcher wir oben ihre Titel aufgeführt haben, bezeichnet auch den verhältniſsmäſsigen Rang, der unſerm Urtheile zufolge jeder derſelben anzuweiſen ſeyn möchte.

Demnach gebührt alſo Nr. 1. der Vorzug. Schon der Zuſatz auf dem Titel: *maxime ſcriptores Apocryphos*, zeigt an, daſs Hr. *B.* die alexandriniſche Verſion weniger berückſichtigt habe, als die Apokryphen. Nach Einleit. S. 14. 15. erſtreckte ſich ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich auf das *zweyte* und *dritte Buch der Makkabäer* und auf das *dritte Buch Esra's*, weil er fand, daſs nicht nur *Trommius*, *Kircher* und *Biel*, ſondern auch *Schleusner*, gerade dieſe Bücher am meiſten vernachläſſigt haben. Auſserdem fanden wir aber auch vorzüglichen Fleiſs auf das *Buch der Weisheit* verwendet, wozu ſich der Vf. in einer ſchätzbaren Gelegenheitsſchrift: *de libri Sapientiae parte priore* etc. Part. III. (1804.) S. 27 ff. (vgl. A. L. Z. 1805. Nr. 227.) ſchon vorgearbeitet hatte. „*In conſcribendo vero*, heiſst es weiter, *hoc ſpicilegio id maxime ſtudiimus, ut verborum ſignificationes praetermiſſas adderemus, illas vero quae nondum ſatis firmatae viderentur, exemplis comprobaremus, ſingulares loquendi formulas adſpergeremus, potiſſimum vero ut integra, quae adhuc de-*

Digitized by Google

deeſſent, vocabula adponeremus; quibus quidem, quo lector illa eſſe recens addita, neque in Bielii Theſauro, nec etiam in S. V. Schleusneri Spicilegiis legi, ſtatim intelligat, aſteriſci ſignum praepoſuimus.

Rec. hat bey Zählung der mit einem Sternchen bezeichneten Wörter gefunden, daſs dieſes *Spicilegium* 118 Zuſätze (nicht 133, wie ein anderer Rec. angab) enthält, und daſs bloſs die Buchſtaben *A* und *E* jeder 24 dergleichen liefern. Wenn nun gleich hierunter manche gar zu unbedeutende ſind, wie S. 130. ἤδη, *jam*, oder S. 18. ἄγαν, *valde*, oder S. 249. σφοδρῶς, *valde*, oder S. 172. μὲν, *quidem*, oder καθόσον S. 139., oder τὲ S. 253. u. a. — ſo bleibt dennoch eine bedeutende Anzahl von Wörtern übrig, die man, als Bereicherung der Wörterbücher, dem Vf. verdankt. Bey dieſen ſind nicht nur die Stellen, wo ſie vorkommen, genau nachgewieſen, ſondern die Bedeutung derſelben wird auch theils aus dem orientaliſchen Sprachgebrauch, theils aus Profanſcribenten zweckmäſsig erläutert. Als Beyſpiele führen wir an ἀγερωχος S. 19., ἀγριάω S. 21. (der von *Biel* ausgelaſſene Artikel ἄλλος S. 29. iſt aus *Trommius* aufgenommen), ἀνατείνω S. 35., ἀπειθῶ S. 40., ἄρκος S. 46., διαιτέομαι S. 65., εἴργω S. 83., ἐπανάρρέω S. 104., καταναντίζομαι S. 148., μακροτονέω S. 169. u. a. Doch dürfen wir, zu *Biel's* und *Schleusner's* Rechtfertigung, nicht unbemerkt laſſen, daſs ein groſser Theil dieſer neu hinzugekommenen Artikel *Varianten* ſind, worauf beide Lexicographen nur gelegentlich Rückſicht genommen haben. Hr. *B.* hat mehrere bloſs hiſtoriſch aufgeführt, bey andern aber ein Urtheil der Erwählung oder Verwerfung hinzugefügt.

Wir führen von beiden einige Proben an. Bey dem Wort μυστηθεία (*Sapient.* 12, 16.) S. 180. 181. werden die Varianten μυστήρια σου, μυστὰς τε θειασμοῦ, μυστὰς θείας und μύστας διάσου und die verſchiedenen Erklärungen derſelben angeführt. Zum Beſchluſs heiſst es denn: „*In tanta vero loci difficultate equidem judicium mihi arrogare nolo, ſed illud relinquo docto lectori, cui ea, quae hactenus diſputata ſunt, narrare ipſique poteſtatem judicandi facere volui.*" Um den Leſer in den Stand zu ſetzen, ein eignes Urtheil zu fällen, hätten die verſchiedenen Erklärungen theils ſämmtlich aufgeführt (Rec. vermiſste aber unter andern die von *Haſſe* S 97.), theils mit ihren wichtigſten Gründen dargelegt werden müſſen. Noch kürzer iſt der Vf. bey ἀγαπητῶς S. 18., ἀντανίστημι S. 37., γεννητόρεις S. 58., διασκίπτω S. 67., ἐπαρχία S. 106. u. a. Hier ſteht weiter nichts, als die Bedeutung des Worts, ohne weitern Beweis, und die Anzeige, daſs es Leſeart dieſer oder jener Recenſion ſey. Dagegen findet der Leſer bey andern Wörtern, wenn auch kein entſcheidendes Urtheil, doch ſolche motivirende Gründe angegeben, daſs er es ſelbſt leicht fällen kann. Ein gutes Beyſpiel hiervon liefert παράσημος S. 202. 203., μήνιμα S. 177., ἐπίδοξος S. 111. u. a.

In einigen Stellen hat Hr. *B.* nicht ohne Glück die Lesart zu ändern vorgeſchlagen. Wir heben darunter drey Stellen aus, die der Vf. ſelbſt für die gelungenſten zu halten ſcheint, und begleiten ſie mit einigen Erinnerungen. *Sapient.* 5, 14. ὡς πάχνη ὑπὸ λαιλαπος u. ſ. w. „*Sed non intelligitur*, heiſst es S. 207., *quomodo pruina tenuis poſſit diſjici a turbine, cum potius ſolvatur a ſole, vel ab aura; nec imago pruinae convenit imaginibus pulveris et fumi quibuscum nectitur. Vid. etiam c.* 16, 29. *ubi alio profecto modo pruinae imagine uſus eſt autor. Vulgatus vertit ſpuma et legit haud dubie* λάχνη, *ſpuma maris. Sed ſpuma a turbine non diſpergitur, immo augetur. Niſi vero egregie fallor, legendum eſt* ἄχνη, *palea, gluma. Heſychius:* "Αχνη· τὸ ἄχυρον· „ὡς δ' ἄνεμος ἀχνας φόρει" *Iliad. E.* 499. *Scriptum vero erat proprie* ὡςπερ ἄχνη, *e quo deinde propter ſcribendi compendium* ωςπ. *nata eſt vulgaris lectio, conjuncta litera* π *cum ſequente* ἄχνη. *Quod vero rem conficit, eſt Syri autoritas, qui vertit:* ܟܘܣܡܐ ,ܬܒܢ *velut gluma ſ. pulvis paleae.*" Dieſe Vermuthung iſt gewiſs beyfallswürdig; was indeſs für πάχνη noch ſprechen könnte, wäre der Umſtand, daſs im erſten Versglied χοῦς, *pulvis*, noch zweifelhaft iſt, indem die andere Leſeart χναῦς, *lanugo*, welche dem πάχνη λεπτὴ recht gut entſpricht, eben ſo viel Autorität für ſich hat; wozu noch kommt, daſs der Vf. des Buchs der Weisheit ungewöhnliche Bilder und Vergleichungen liebt, wovon allein dieſes 5te Kapitel mehrere Beweiſe liefert. Judith 11, 6. will Hr. *B.* S. 253. τέλειον ſtatt τελείως leſen, nach der Vulgata: *rem perfectam.* Rec. ſcheint die Erklärung von τελείως durch: εἰς τὸ τέλος לכצח vorzuziehen. Ob Judiths That an ſich eine *vollkommne* war, darauf kam es hier weniger an, als auf die Verſicherung: *daſs ſie vollkommen gelingen und die vollkommenſte Befreyung verſchaffen werde.* 3 Esr. 5, 55. (S. 270.) ändert der Vf. χάρρα (wofür der *Cod. Alex.* und *Aldin.* Καίρρα, nach *Biel* und *Schleusner* Καίρρον, haben) in χάραγμα oder χαράγματα, *nummi, monetae:* „*Quod quidem vocabulum optime toti loco convenit. Quod vero rem utique conficit eſt textus hebraeus Esdr.* III, 7. *ubi pro* χάρρα *legitur* שמן (LXX: ἔλαιον), *quod h. l. non oleum eſt vertendum, quoniam ineptum eſſet, ſed eo ſenſu accipiendum, quo ſaepius chaldaeum* שמין *et Syrum* ܣܡܐ (*Matth.* 5, 26. *Luc.* 21, 2.), *ſemiſſis, quadrans: de qua ſignificatione v. Caſtelli Lexic. heptagl.* p. 3778. *Hoc autem loco poſita eſt ſpecies pro genere et ſignificat pecuniam ſimpliciter.*" Auch hier giebt es doch noch einige Schwierigkeiten. v. 54. iſt ſchon ἀργύριον genannt; dann folgen ποτὲ καὶ βρωτὰ. Wir begreifen daher auch nicht, wie der Vf. ſagen konnte, „*ineptum eſſet*," wenn man Esra 3, 7. שמן durch ἔλαιον überſetzen wollte. Auch hier folgen die Preiſe und Geſchenke ſo: כסף, מאכל und משתה, worauf denn unmittelbar ושמן ſteht. Eben ſo *Joſeph. Antiq.* XI. c. 4. (*Ed. Oberthür.* T. II. S. 25.) χρήματα und τὰ πρὸς τροφήν. Daſs *Oel* ein Handelsartikel der Palästinenſer war, iſt bekannt. Wir möchten χάρρα eher für ein orientaliſches Wort halten, das hier griechiſch transſcribirt ward; nur ſind wir noch zweifelhaft, ob es für חר *cicer frixum*, oder für das chald. חררא oder חררה *placenta* zu halten ſey. Sollte es aber mit שמן einerley

Digitized by Google

ley seyn müssen: so könnte die Bedeutung von שמן, *album esse*, eine Bezeichnung für *feines*, *vorzüglich reines Oel* geben. Vielleicht hatte Josephus den griechischen Esra vor sich, und hielt dieses χάρρα für das griechische χαρᾶ: denn er setzt a. a. O. hinzu: ταῖς τι Σιδωνίοις ἡδὺ καὶ κοῦφον ἦν u. s. w.

Bey den andern Artikeln, die in *Biel* und *Schleusner* ebenfalls stehen, werden entweder neue Bedeutungen nachgetragen, oder, was am häufigsten der Fall ist, neue Beweisstellen hinzugesetzt. Das letztere ist bey bekannten Wörtern zwar von keiner grosen Wichtigkeit; indess kann es dem künftigen Lexicographen doch von Nutzen seyn. Für überflüssig kann aber doch gelten, wenn S. 96—97. sämmtliche Bedeutungen der Präposition ἐν aufgezählt werden; eben so S. 143—45. die von κατὰ (κατὰ wird S. 137. besonders verzeichnet und *Sap.* 3, 10. ἀσεβεῖς δὲ κατὰ λογίσαντο ἔχουσιν ἐπιτιμίαν [nicht ἐπιτημίαν, wie hier unrichtig steht] soll es *praeter opinionem* bedeuten); ferner δίκαιος und δικαιοσύνη S. 70. 71. 72., ὀφθαλμὸς S. 194. 195., παῖς κυρίου S 197. 198. In der Erklärung mancher Wörter in Beziehung auf einzelne Stellen ist Hr. *B.* oft glücklich, wie z. B. S. 83. 84., wo εἰρήνη in dem Sinne: *status prosper et tranquillus* gegen *Nachtigal* in Schutz genommen wird, oder S. 219., wo πόνος „*de opere venereo et concubitu*" in der Stelle *Sap.* 3, 15. recht gut passt. Das Wort κριτὸς, *selectus, nobilis*, welches S. 162. wegen Sir. 8, 14. μὴ δικάζου μετὰ κριτοῦ u. s. w. formirt wird, scheint uns unzulässig, auch nach dem, was Hr. *B.* Nr. 2. S. 159. darüber vorgebracht hat. Da κριτὴς die Bedeutung *princeps, praefectus* u. s. w. unläugbar hat, so passt auch die so sehr urgirte δοξα auf ihn. Bey φῶς ὀφθαλμῶν S. 269. wäre auf Tob. 10, 5. (besonders nach *Ilgen's* ausführlicher Erklärung S. 91 ff.) Rücksicht zu nehmen gewesen. Der Ausdruck φωστὴρ, *luminare* 3 Esdr. 8, 79. S. 269. ist dadurch nicht hinlänglich erklärt, dass es heisst: „*in textu hebraeo Esdr.* 9, 8. *est* עיכים, *oculi: coll. Matth.* 6, 22." Wenn es auch Uebersetzung seyn sollte: so wollte der Uebersetzer doch offenbar etwas anderes ausdrücken. Es ist *Oeffnung für das Licht*. Dass ἄδεια *Sap.* 12, 11. *licentiam peccandi* (nach S. 22.) bedeute, ist nicht dem Context gemäss, sondern vielmehr gegen denselben, weil es v. 10. heisst: ἐδίδους τοπον μετανοίας — — ὅτι οὐ μὴ ἀλλαγῇ ὁ λογισμὸς αὐτῶν εἰς τὸν αἰῶνα. Noch weniger lässt sich erweisen S. 22.: „Ἅδης *pro eo, qui inferni imperium tenet. Sap.* 1, 14. *Est vero Diabolus, cujus sorte digni esse dicuntur impii* v. 16. *coll.* c. 2, 24. *Inde lucem accipit* 1 *Cor.* 15, 26. 55. *coll. Hebr.* 2, 14." Es ist nicht mehr und weniger als שאול, von dem βασιλεὺς eben so gut gebraucht werden kann, als ihm so häufig *actus personales* zugeschrieben werden. S. 23. wird die Lesart αἰδιότης, *aeternitas*, *Sap.* 2, 23. verworfen und ἰδιότητος vorgezogen. Dies hätte nicht so unbedingt geschehen sollen, da die verworfene Lesart durch das vorhergehende ἀφθαρσία und das nachfolgende θάνατος εἰσῆλθεν εἰς τὸν κόσμον, ja, selbst durch die angeführte Stelle *Genes.* 1, 27. eben so gut unterstützt werden kann, als ἰδιότης.

Es ist unangenehm, in einer solchen Schrift auf so häufige Druckfehler zu stossen, dergleichen hier überall sind. Wir geben einige an, wie sie sich darbieten. S. 50. Z. 15. ἡμάτιον ist. ἱμάτιον. S. 110. Z. 16. ἐξανίστημι st. ἐξανιστημι. S. 137. Z. 19. ἐπιτημιαν st. ἐπιτιμίαν. S. 139. Z. 1. καθήσταμαι st. καθίσταμαι. S. 232. Z. 3. 1 Tim. V, 10. st. VI, 10. Am schlimmsten aber ist es S. 181. Z. 2. v. u., wo steht: ولا يغفر لعم anstatt: ولا يغفر لهم بكثن قرابيهم. بكثرن قرابيهم Sonst nimmt sich der Druck sehr gut aus.

Schon die Seitenzahl von Nr. 2. bezeuget den grosen Umfang dieses Commentars, der unter allen neuern dieses Buchs der ausführlichste ist. Wir wollen zwar keinesweges läugnen, dass Hr. *B.* in demselben viel Brauchbares zu Erklärung des Jesus Sirach zusammengetragen habe, und dass seine Arbeit die bisherigen weit übertreffe. Allein dessen ungeachtet hat sie die Vollkommenheit und Zweckmässigkeit nicht, die wir ihr wünschen. Dieses Urtheil wird sich durch nähere Betrachtung der einzelnen Momente rechtfertigen.

I. Der Text kündigt sich an als ein „*ad fidem codicum et versionum emendatus*", eigentlich aber ist es nur der gewöhnliche *vaticanische*. „*Hujus libri (codicis Vaticani ex edit. Sixtina) textu*, sagt *Excurs.* I. S. 692., *quem dederunt Bosius, Lindius et Augustius, tanquam fundamento usus sum, ad quod aliorum lectiones referrem.* Den kritischen Apparat, der ihm zu Gebote stand, beschreibt Hr. *B.* S. 691. mit folgenden Worten: „*Ac primum quidem ad codices quod attinet, fatendum est, mihi non contigisse, quod valde optabam, ut codices mss, quorum nulla adhuc esset cognitio publica, nanciscerer. Impressos autem libros, quorum in critica ratio videretur habenda, congessi et diligenter invicem contuli. Ad manus enim habui Camerarii editionem utramque, Hoeschelii textum, editiones Basileenses, itemque Grabii, Breitingeri, Lamb. Bosii, Fabricii, Lindii et Augustii editiones; praeterea vero Drusii quoque Grotii et Bendtsenii commentarios criticos et biblia polyglotta Londinensia, e quibus etiam versionum Vulgati, Syri et Arabis cognitio mihi patuit. Ex his igitur peritior quisque facile intelliget, me in colligenda lectionis varietate, quae legitur in Aldina et Complut. non fontes ipsos, sed alios libros sequutum esse, videlicet Lamb. Bosium et Hoeschelium, praetereaque et editiones Camer. e Compint. et Basileenses ex Aldina descriptas.*" Aus diesem Geständniss ergiebt sich, dass der krit. Apparat nur der gewöhnlichste war. Sollte Hr. *B.* die *Aldina* und die *Complutensia* nicht haben zum Gebrauch erhalten können? Beym Gebrauch der Versionen wäre auch wohl mehr kritische Hülfe zu finden gewesen, wie *Ilgens* Beyspiel sattsam beweiset. Auf die Allegationen der Kirchenväter ist nur beym *Clemens Alex. Origenes* und *Chrysostomus* Rücksicht genommen; theils nach *Höschel* und *Bendtsen*, theils nach *Keil* (der dem Herausg. eine *Sylloge lectionum e Clemente* mittheilte.

theilte S. 695.), theils nach eigener Vergleichung (des Origenes). — In mehreren Stellen hat der Herausg. eine Lesart, die nach seiner Einsicht den Vorzug verdiente, in den Text aufgenommen, und dies durch das Zeichen ∽ angedeutet. Aufserdem bestehen die meisten Veränderungen darin, dafs mehrere Sentenzen als Glossen ausgemerzt sind, was theils durch kleinern Druck, theils durch [ ] angedeutet wird. S. 708 f. findet sich ein Verzeichnifs der wichtigsten im Texte vorgenommenen Veränderungen. Zwischen dem Text und exegetischen Commentar stehen kritische Bemerkungen, worin die Verschiedenheit der Lesart angeführt und beurtheilt ist. Dies hätte, unsers Erachtens, weit kürzer geschehen können, zumal in solchen Stellen, wo die Varianto von keiner grofsen Wichtigkeit ist. Beyspiele solcher unnöthigen Weitläuftigkeit sind überall zu finden, besonders aber S. 197 — 199. 212. 229. 247. 477. 484. 494. 495. 498. 499. 541. 608. 615. 630. 631. 648. 649. 653 u. a.

Die *kritischen Gesetze*, welche sich Hr. *B.* S. 705 f. vorgeschrieben hat, sind im Grunde ganz richtig; nur scheint uns in der Anwendung derselben zuweilen gefehlt zu seyn. Es ist wahr: „*Liber potius abbreviandus quam augendus videtur, quum in aprico sit, quanta additamentorum copia vel margini adscripta vel textui inserta fuerit.*" Nur gehört ein sehr feiner Takt dazu, welche Sentenz die originelle, und welche die beygeschriebene sey. Man vergl. K. 5, 2. S. 112. K. 12, 5 8. S. 197 f. K. 30, 31. S. 447 u. a. Das „*glossematis speciem prae se ferunt verba*" ist leichter gesagt, als wahrscheinlich gemacht. Auch da, wo Gründe der Wahrscheinlichkeit angeführt werden, wie K. 49, 10. S. 662., sind diese doch so beschaffen, dafs Rec. dadurch nicht überzeugt wurde. Dies gilt auch von der Regel: „*Lectiones, quae Christianum sapiunt, rejiciendae sunt, quippe adscriptae a lectoribus christianis, qui quidem hoc libro frequentius utebantur, quam Judaei.*" Wie leicht ist hier Mifsbrauch möglich! Dafs der Vf. nicht davon frey sey, wird sich sogleich an einigen Beyspielen zeigen lassen. — Wir wollen die kritischen Observationen zu Kap. I. näher prüfen. v. 3. wird καὶ σοφίαν richtig vertheidigt. Die Worte nach v. 4. πηγὴ σοφίας — — ἐντολαὶ αἰώνιοι werden als Glosse verworfen. Doch fällt, nach der eignen Erklärung des Vfs. *Excurs.* III. S. 732 — 33.: „*Verbum Dei revelatum est fons sapientiae cognoscendae, et aeterna Dei praecepta (liber praeceptorum) profluxus sapientiae sunt i. e. canales, per quos profunditur illa* — λόγος θεοῦ τοῦ ὑψίστου —" der Verdacht, dafs diese Worte „*christianismum sapiunt,*" hinweg, und sonach könnte die Sentenz gar wohl als echt betrachtet werden. Nach v. 6. wird als Zusatz aus dem *Cod. Aug.* bemerkt: Ἐπιστήμη σοφίας — — τίς συνῆκε mit der Bemerkung, dafs *Breitinger* diese Worte als *Additamentum* habe, und dafs sie der *Vulgatus* enthalte. Sie können aber als Exegesis des vorhergehenden Satzes gelten, und die πολυπειρία (Reichthum an Erfahrung, Mannichfaltigkeit, Umfang u. s. w.) bestimmt den Begriff von πανουργεύματα (wofür die Alexandrin. Recension πανουργήματα hat, welches aber einerley ist). Dieser Ausdruck ist, wie K. 42, 18 ganz etymologisch zu nehmen: *Allwirksamkeit, efficacia perfecta.* Hr. *B.* verwirft die gewöhnliche Bedeutung: *callide factum*, und will es durch: *abscondita cognitionem, abscondita consilia* übersetzen. Allein diese Bedeutung ist, wenigstens durch die vom Hesychius angeführte Glosse, nicht gerechtfertigt. v. 9. u. 10. weicht der Vf. von der gewöhnlichen Interpunction ganz ab. Er hat: αὐτὸς ἔκτισεν αὐτὴν, καὶ εἶδε, καὶ ἐξηρίθμησεν αὐτὴν, καὶ ἐξέχεεν αὐτὴν ἐπὶ πάντα τὰ ἔργα αὐτοῦ μετὰ πάσης σαρκὸς κατὰ τὴν δόσιν αὐτοῦ, καὶ ἐχορήγησεν αὐτὴν τ. ἀγαπῶσιν αὐτόν. Dadurch wird der Sinn offenbar leichter. Dafs δοσις so viel sey als *benigna Dei voluntas*, ist aus K. 11, 17. zu erweisen. Indefs kann die gewöhnliche Erklärung auch gar wohl vertheidigt werden. v. 13. ist εὐλογηθήσεται der Lesart εὐρήσει χάριν vorgezogen, weil letztere Worte „*Christianum sapiunt, et primum explicandi causa margini adscripta, in textum deinde repositа videntur. Non autem intelligeretur, cur aliquis εὑρήσει χάριν mutaverit in εὐλογηθήσεται.*" Rec. kann sich nicht von dem hier vermutheten Christianismus überzeugen; die Redensart: εὑρήσει χάριν, מצא חן, ist eben so gut Hebraismus als εὐλογηθήσεται, ברוך. Ueberdiefs pafst εὑρήσει χάριν nicht nur eben so gut zu dem vorhergehenden εὐ ἔσται, sondern entspricht auch der ἡμέρα τελευτῆς noch weit besser. Die auf diesen Vers folgenden Worte: Φόβος κυρίου — — εἰς ὄρασιν αὐτοῦ, desgleichen ἀμφότερα — εἰς εἰρήνην und πλατύνει — ἀγαπῶσιν αὐτόν v. 17. u. 18. werden mit Recht für Glossen ausgegeben. Ob aber v. 18. καὶ εἶδε καὶ ἐξηρίθμησεν αὐτὴν, welche so bedeutende Autoritäten für sich haben, so geradezu zu verwerfen sind, wie vom Vf. geschieht, dürfte noch bezweifelt werden. Es ist wahr, sie sind „*unde posita;*" aber darum noch nicht „*inepto loco.*" Der Fehler der Glossatoren ist sonst eben nicht, den Text zu verdunkeln, vielmehr sucht ihn der gemeine Verstand derselben recht deutlich und verständlich zu machen. Oder liebt etwa der Vf. unsers Buchs nicht Wiederholungen und Amplificationen? Warum sollte man nicht auch von ihm sagen können: „*repetita verba e versu 9. eo consilio, ut intelligeretur sapientiam quoque esse donum Dei, quod quidem suo arbitrio distribuat?*"

(*Der Beschluss folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. Januar 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) LEIPZIG, b. Crusius: *Lexici in Interpretes graecos Vet. Testam. maxime scriptores Apocryphos Spicilegium.* Post Bielium et Schleusnerum congessit et edidit *Carolus Gottlieb Bretschneider* etc.

2) REGENSBURG, b. Montag u. Weiss: *Liber Jesu Siracidae, graece.* —— A. *C. G. Bretschneider* etc.

3) LEIPZIG, b. Crusius: *Systematische Darstellung der Dogmatik und Moral der apokryphischen Schriften des alten Testaments*, von *K. G. Bretschneider* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 1. abgebrochenen Recension.*)

Von dem Zusatz v. 20.: φόβος κυρίου —— δυνήσεται δικαιωθῆναι heifst es S. 69.: „*Lindius haec verba genuina illa arbitratus, recepit, quia, ut ait, sequentia aptissime antecedunt. At rectius ea reprobavit Augusti; delituta enim sunt codd. optim. auctoritate, nec a sententiarum nexu exiguntur; imo non constant sibi codices.*" Hier ist Meinung gegen Meinung, Gefühl gegen Gefühl! Die Varietät der Lesart möchte eher für die Echtheit beweisen, so wie die Allegation bey *Clemens Al.* und *Athanasius*. v. 23. giebt Hr. *B.* der alexandrinischen Lesart χείλη πολλῶν den Vorzug vor χείλη πιστῶν: „*quia hoc rescriptum videtur a lectoribus christianis, referentes hunc locum ad martyres et omnes, qui religionis causa vexabantur. Adscripsit igitur aliquis π.στῶν, quo significaret, illorum memoriam non apud quoscunque, sed inprimis apud Christianos (hi enim sunt illi πιστοι) nunquam extinctum iri; quod quidem glossema deinde in textum irrepsit.*" Hier ist abermals der Hebräismus שפתי אמת oder באמתם mit dem Christianismus verwechselt worden. Die citirte Stelle K. 39, 9. αἰνέσουσι τὴν σύνεσιν αὐτοῦ πολλοὶ kann hier nichts beweisen. v. 25. wird ἐπιθυμήσας statt des verworfenen ἐπεθύμησας gesetzt; doch kann letzteres an *Histor. Susan.* v. 15. eine Unterstützung finden. — Wenn hier, wie in vielen andern Stellen, der kritische Werth dieses Commentars nicht eben hoch angeschlagen werden kann: so ist doch der Vf. in manchen Stellen in der Wahl der Lesart recht glücklich gewesen. Wir rechnen dahin K. 7, 23. κάμψον αὐτὰ ἐκ νεότητος αὐτῶν statt: κάμψον ἐκ νεότητος τὸν τράχηλον αὐτῶν; K. 13, 11. ἰσηγορεῖσθαι st. εἰσηγορεῖσθαι; K. 14, 20. μελετήσει st. τελευτήσει; K. 17, 31. ἀνὴρ ὁς st. πονηρος u. a. — Hin und wieder hat Hr. *B.* den Text durch *Conjectur* zu verbessern gesucht und dies durch ein in den Text eingerücktes „*forte*," oder „*rectius*," oder „*lege*" bemerkt. Folgendes werden die wichtigsten seyn. K. 9, 9. αἵματι statt πνεύματι (letzteres sey von einem „*lectore christiano.*" Aber das vorhergehende ἡ ψυχη spricht offenbar dafür). K. 25, 25. παρέρησίαν ἐξόδου st. πονηρᾷ ἐξουσίαν. K. 27, 18. τὴν θήραν statt τὸν ἐχθρὸν αὐτοῦ (der Commentar S. 401. macht diese Vermuthung sehr wahrscheinlich. Sollte aber nicht ἐχθρος in dieser Beziehung das vom Jäger verfolgte Wild bedeuten können?). K. 28, 11. ἐητινη καὶ πιστα st. ἐρις κατασπευδομένη. K. 29, 23. παροικίας st. οἰκίας. K. 34, 2. ἀποστήσει st. ἀπαιτήσει. K. 34, 6. πλανηθήσεται st. πλησθήσεται. K. 35, 18. ἀλλὰ πονηρὸς st. ἀλλότριος. K. 37, 9. κλοιον st. κλῆρον. K. 37, 11. ἐπετείου st. ἀφεστίου. K. 39, 11. ἐπιποθεῖ αὐτὸν oder αὐτῷ st. ἐμποιεῖ αὐτῷ. K. 40, 11. πάντα ὕδατα st. ἀπὸ ὑδάτων. K. 42, 2. εὐσεβῆ st. ἀσεβῆ. K. 43, 15. ἴσχυσεν νεφέλαι st. ἰσχυσε νεφέλας. K. 43, 17. καταδύουσα st. καταλύουσα. K. 46, 3. ἐπανήγαγεν st. ἐπήγαγεν. K. 50, 9. ὡσπερ λίβανος st. ὡς πῦρ καὶ λίβανος. K. 51, 6. ψευδοῦς, εἰς πληρῶσαι κατὰ διαβολὴν st. ψευδοῦς, βασιλεῖ, διαβολῇ. K. 51, 9. ἐπὶ ταπεινωσεως st. αν. ἐπὶ γῆς. K. 51, 19. χειρῶν μου st. λιμοῦ. Um nicht zu weitläufig zu werden, müssen wir das Urtheil über den Werth oder Unwerth dieser kritischen Vermuthungen der eignen Beurtheilung der Leser überlassen.

II. In den *erklärenden Anmerkungen* steht viel Gutes. Die Natur einer „*adnotatio perpetua*" brachte es mit sich, dass viel Bekanntes und Triviales mitgenommen und bey dem Leser gar zu wenig vorausgesetzt ward. Dahin gehören z. B. die Anmerkungen über παρὰ κυρίου S. 57., μετὰ S. 62., εἰρήνη S. 67., δοκιμάζειν S. 78., ἁγιαζεσθαι S. 471. u. s. w. Sollte aber auf die ersten Anfänger gesehen werden: so musste dagegen noch vieles mitgenommen werden, was wir hier übergangen finden. Dass bey einem *Gnomologen*, wie Jesus Sirach, auf die Denksprüche anderer Nationen des Alterthums, besonders der Griechen und Araber, die hieran so reich sind, vorzügliche Rücksicht zu nehmen sey, versteht sich von selbst, und der Vf. hat dieser Forderung auch einigermafsen Genüge geleistet. Bey den *Arabern* aber hat er noch viel zu wünschen übrig gelassen. Wir fanden, dass er hauptsächlich nur den kleinen Vorrath, den *Scheidii Select. ex Proverb. arab.* darbieten, nicht immer ganz glücklich benutzt habe. Hier sowohl als bey den Griechen sind die Citate nicht mit der einem Philologen geziemenden Genauigkeit beygebracht. Wie unsicher sind nicht die Citate: *Homerus, Euripides, Ovidius* u. s. w.! Da suche einer den voluminösen Schriftsteller durch, um sich davon zu überzeugen, ob Hr. *B.* treu und verständig seine Beweise aus demselben

Digitized by Google

vorbringe! Man vgl. S. 126. 128. 129. 139. 153. 163. 184. 322. 335. 353. 376. 475. u. a. S. 96. lefen wir: *Grotius e Sophocle.* S. 107. *Affert Grotius locum Homeri.* S. 118. *itemque facere folent Gnomici Arabum* (welche? und wo?). S. 153. *verficuli poetae.* S. 182. *verfus a Grotio laudatos* u. f. w. Unbequem ift auch die Anordnung der Noten, welche oft mehrere Seiten hinter dem Text her folgen. — Bey der Erklärung felbft hat Hr. *B.* feinen Autor in vielen Stellen deutlicher gemacht, als er es nach den bisherigen Auslegern war. Doch fehlt es auch nicht an folchen, wo das vom Vf. gegebene Licht nicht befriedigen will. Wir heben einige Stellen von verfchiedener Art zum Beleg aus. K. 1, 30. wird συναγωγη richtig durch ἐκκλησία erklärt; aber es ift fchwerlich richtig, wenn es weiter heifst: „*idem quod* ὄχλος, οἱ πολλοὶ v. 23. *hebr.* עם *Lev.* X, 3. *et* המון *Dan.* XI, 11. *ubi Theod.* ὄχλος." Hier war der Hebräismus שׁשׁר oder בחוך המושׁר anzuführen. K. 5, 2. follen die Worte τῇ ψυχῇ σου καὶ ein Gloffem feyn (was fie aber fchwerlich find, da ψυχη durch ἐν ἐπιθυμίαις καρδίας und τῇ ἰσχύϊ durch τῆς με δυναστεύσει erläutert wird). Indefs wird ψυχη richtig durch *animi libidines* erklärt. Wenn es aber weiter heifst: „*Lutherus recte: Folge deinem Muthwillen nicht, ob du es gleich vermagft (legitne fortaffe* καὶ *ei ἰσχυσῃ?)* — fo dürfte diefe Vermuthung fchwerlich wahrfcheinlich feyn, indem Luther, der im Sirach überhaupt ziemlich frey überfetzte, auch den gewöhnlichen Text fo ausdrücken konnte. — K. 39, 13. folgt der Vf. der alexandrinifchen Lesart: ῥεύματος ὑγροῦ ft. ἀγροῦ, und erklärt ὑγρον für fynonym von ὑδωρ. Man könnte erinnern, dafs erft die ganze Redensart diefe Bedeutung habe. Allein der Vaticanifche Text läfst fich fchon erklären, wenn darunter *ein den Acker wäfferender Bach, Fluß* u. f. w. verftanden wird. — In der Stelle K. 21, 27. 28. (vgl. *Excurf.* IV. S. 738.) foll durchaus nicht vom *Satan* die Rede feyn, fondern blofs vom *Verläumder.* „*Mirandum, quod Noster in aliis locis, ubi non folum occafionem habuiffet, Satanae commemorandi, fed adeo debuiffet de illo dicere, prorfus de genio illo filuerit, v.* c. XV, 11 feqq. XXV, 24. *Deinde in Hebraeo fuiffe* השטן *hocque vocabulum* διαβολον *f.* ψιθυριζων, *calumniatorem, optime verti poffe, dubio caret; ficque vertendum fuiffe, fuadet* ψιλυριζων, *quod eft in verfu fequenti.*" Das letzte Argument beweift nichts, da ὁ ψιθυριζων die verläumderifche Natur des Satans am beften bezeichnet, und da die παροικησις das Reich der Hölle bedeuten kann. Beym erften Argument aber könnte man in den angeführten Stellen die Nothwendigkeit, vom Satan zu reden, läugnen, oder überhaupt das Poftulat: dafs ein Dogma durch mehr als eine Stelle bewiefen feyn müffe, als ungegründet verwerfen. Wir enthalten uns der weitern Bemerkungen hier um fo mehr, da uns die Anzeige der Schrift Nr. 3. noch zu mehrern Veranlaffung geben wird.

III. Dem Commentar find *fünf Excurfus* angehängt. I. *De* κρίσει *textus hujus libri*, worüber wir fchon oben einiges bemerkt haben. II. *De ufu hujus libri in interpretando N. T.* Der Vf. liefert Nachträge zu *Schleusner* und *Kuinöl*, deren Arbeiten er vorausfetzt, und befchäftigt fich vorzüglich mit der Sacherklärung, wobey er die einzelnen Bücher des N. T. der Reihe nach durchgeht. Beym Briefe Jacobi hätten wir, nach *Storr's* Vorgange, etwas Ausführlicheres und Vollkommneres erwartet. Ueberhaupt wäre hier viel zu erinnern. III. *De* σοφια. Daffelbe, was in Nr. 3. S. 191 ff. weiter ausgeführt wird. IV. *De Theologia Siracidae.* Wie beym vorigen Abfchnitt. Die ganze Abhandlung zerfällt in folgende Rubriken: *de* Θεολογια *(fenfu ftrictiori), de* πνευματολογια, *de* ἀνθρωπολογια und *de* σωτηριολογια. Unter letzterer wird die Erwartung eines *Meffias* verftanden; die Unterfuchung ift äufserft kurz, weil der Vf. die Hauptftelle K. 48, 10. 11. geradezu für einen „*locus fpurius*" erklärt. Wir müffen es den Lefern überlaffen, ob fie fich durch die S. 653 — 54. dafür beygebrachten Wahrfcheinlichkeitsgründe davon überzeugen können. Vom *heiligen Geifte* hätte nicht unter der Rubrik: *de* πνευματολογια S. 738 — 39., fondern früher *de* Θεολογια, wo S. 736. zwey Zeilen: „*de trinitatis veftigiis*," vorkommen, gehandelt werden follen. V. *De morum doctrina Siracidae.* Hier hatte der Vf. an *Schulze* (f. deffen Abhandl. in *Henke's* N. Magazin B. VI. S. 40 ff.) einen guten Vorgänger.

IV. Die *Prolegomena* (S. 1 — 40.) handeln die gewöhnlichen Punkte der Einleitung mit Vollftändigkeit und Gründlichkeit ab. Am beften gefielen dem Rec. die Bemerkungen gegen *Eichhorn's* Hypothefe, dafs unfer Buch aus *drey verfchiedenen Aufsätzen* zufammengefetzt fey. Die Vertheidigung der Einheit der Schrift und der Identität des Vfs. (S. 16 — 31.) ift Hn. *B.* am beften gelungen, und er verdient dafür den aufrichtigen Dank aller unbefangenen Exegeten. Ueber den Zufammenhang zwifchen Jefus Sirach, den Salomonifchen Schriften und dem Buch der Weisheit findet fich S. 7. u. 37. (nach *Fabricius*) eine Andeutung. Eine genauere Erörterung diefes Punkts aber wäre verdienftlich gewefen. Vorr. S. XVI. verfpricht Hr. *B.*: „*Quodfi Viri docti me officio interpretis et critici fatisfeciffe judicaverint, nec haec mea ftudia improbaverint, mox, ubi Deus vires et otium conceffierit, librum Sapientiae, aeque praeftantem, et ut multi judicabunt, libro Siracidae nobiliorem, eodem modo illuftrabo et explicabo.*" Wir bitten, das „*Mox*" nicht zu fehr zu befchleunigen und das „*eodem modo*" nicht auf die fehlerhafte Befchaffenheit diefes Commentars auszudehnen.

Wenn wir von Nr. 3. das Zeugnifs ablegen, dafs Hr. *B.* ein würdiges Seitenftück zu *Bauer's* bibliſcher Theologie geliefert habe: fo geftehen wir dadurch allerdings feinem Werke einen gewiffen Grad von Brauchbarkeit zu; aber von vorzüglich hoher Bedeutung ift, in unferm Sinne, diefes Lob nicht. Wir erhalten hier eine Menge einzelner exegetifcher Obfervationen, die nach gewiffen allgemeinen Rubriken zufammengereihet werden: aber einen innern Zufammenhang, eine lebendige Auffaffung des Geiftes dieſer

ſer Schriftſteller darf man hier nicht ſuchen. Wir machen dem Vf. nicht den Vorwurf, daſs er weniger geleiſtet habe, als er verſprach; denn er hat nicht mehr verſprochen, als was folgende Angabe S. X. beſagt: „Es war nicht mein Plan, eine *raiſonnirende Geſchichte der Theologie der Apokryphen* zu ſchreiben: denn dieſe ſcheint nicht eher gearbeitet werden zu können, als bis vorher grammatiſch und hiſtoriſch der Ertrag der Quellen ausgemittelt worden iſt, der dann die Belege und die Grundlage enthält, auf welche ſich der Hiſtoriker ſtützen muſs. Deswegen, glaubte ich, liege mir mehr das Geſchäft des Exegeten als des Hiſtorikers ob, und wählte die Art der Bearbeitung, nach welcher die Reſultate in Paragraphen zuſammengedrängt (?), und die Belege dann im Einzelnen aufgeführt werden." — Nur darüber ſind wir mit ihm unzufrieden, daſs er eine höhere Forderung entweder gar nicht kannte, oder dieſelbe, als ſeine Kräfte überſteigend, unerfüllt lieſs. Wir ſind nicht ſo unbillig, den Mangel an Vorarbeiten, worüber mit Recht geklagt wird, zu verkennen; aber von einem guten Schriftſteller erwarten wir, daſs er, auch ohne geleiſteten Vorſchub, ſich aus freyer Geiſtesthätigkeit über die Vorarbeiten erhebe. Das Nacharbeiten bleibt immer eine miſsliche Sache.

Durch die bisherigen zum Theil über die Gebühr gerühmten Theologieen des A. und N. T. iſt in der That ſehr wenig geleiſtet worden. Wer ihnen folgt, wird ſich ſchwerlich auf einen Standpunkt erhoben fühlen, von wo aus der Zuſammenhang des A. und N. T. und die Verbindung der einzelnen Schriftſteller unter einander ihm klar und deutlich vor Augen läge. So bey dieſem Werke, welches das Mittleramt zwiſchen dem alten und neuen Bunde nur ſehr unvollkommen verwaltet. Hr. *B.* verſpricht ſich S. VIII f. viel von einer ähnlichen Darſtellung der dogmatiſchen und moraliſchen Ideen des *Philo* und *Joſephus*. Bey *Philo* ſey durch *Stahl* ein ſchätzbarer Anfang gemacht, „obgleich ſeine Arbeit nur kurz und rhapſodiſch ſey" (Rec. hält dieſe Kürze für den gröſsten Vorzug der Stahlſchen Arbeit); für *Joſephus* gedenke er ſelbſt, wenn es ihm ſeine Lage erlaube, etwas Aehnliches zu leiſten. Rec. iſt weit entfernt, den Vf. von ſeinem Vorhaben abrathen zu wollen; aber er muſs es freymüthig ſagen, daſs er ſich von dieſen Darſtellungen (ſo wie von einer ähnlichen der Lehren der Rabbinen) nicht viel Gewinn für Schrifterklärung und Dogmengeſchichte verſpricht, ſo lange ſie über dieſen Leiſten geſchlagen werden. — Schon die Trennung der *Dogmatik* und *Moral* iſt ein Grundfehler bey Schriftſtellern, wo Glaube und Thun, Meinung und Gebot in ſo inniger Verbindung ſtehen. Auch hier iſt der Vf. durch ſeinen Vorgänger *Bauer* übel berathen worden. Der ganze Charakter des orientaliſchen Schriftſtellers muſs bey einer ſolchen Manipulation verloren gehen. Nicht beſſer iſt es bey den Halbromanen der jüdiſchen Geſchichte, und bey den reinhiſtoriſchen Producten dieſer Nation. — Aber auch bey dem vom Vf. befolgten Plane hätte er vieles anders machen, und beſonders ſo viele überflüſſige Theile ſeines Buchs weglaſſen ſollen. Es gehört dahin die *hiſtoriſche Einleitung* S. 1 — 50., worin eine kurze Recapitulation der jüdiſchen Geſchichte gegeben wird. Höchſtens war die Ueberſicht der wichtigſten Schickſale der Nation *nach* dem Exil S. 37 f. an ihrer Stelle. Dagegen hätten wir die Charakteriſtik der einzelnen apokryphiſchen Bücher S. 51 — 56. ausführlicher und eingreifender gewünſcht. Für völlig überflüſſig müſſen wir die bey K. 3, 1. Abſchn.: Von den Engeln und Dämonen, S. 168 f. beygebrachte Literatur erklären. Sie gehört in ein Lehrbuch der Dogmatik, da ſie lauter allgemeine Werke namhaft macht. Unter 15 Büchern gehören nur zwey hieher. Ferner die Literatur vor der Abhandlung über σοφια, λογος und πνευμα ἁγιον S. 190 f. Endlich wozu die ausführliche Darſtellung des Inhaltes der einzelnen Dogmen, da es genug war, unter Vorausſetzung der allgemeinen Begriffe, blofs die in den Apokryphen enthaltenen eigenthümlichen Anſichten herauszuheben? Wie vieles ſteht nicht aber hier, was ſeinen Platz in einer Theologie des A. T. finden ſollte? Man vergleiche nur den Artikel: *Gott* (S. 76 bis 143.), um ſich ſogleich hiervon zu überzeugen.

Ob es nöthig geweſen wäre, ſo viele Beweisſtellen *in extenſo* und häufig mit den in die Ueberſetzung eingeſchobenen Originalworten mitzutheilen, möchte Rec. ebenfalls bezweifeln. Die exegetiſchen Bemerkungen konnten wenigſtens da wegbleiben, wo die Stelle entweder an und für ſich nicht dunkel war, oder wo die Erläuterungen ſelbſt ſich über die unbedeutendſten Dinge erſtrecken. Beyſpiele davon liefern S. 78. 92. 93. 100. 117. 124. 130. 139. 148 u. a.

Rec. hat ſich eine bedeutende Anzahl von Stellen angeſtrichen, wo ihn weder Ueberſetzung noch Erklärung des Vfs. befriedigt haben. Seinem Grundſatze S. XI.: „Bey der Ueberſetzung ſah ich mehr auf Treue als Schönheit, und erlaubte mir bisweilen, die Hebraismen des Originals beyzubehalten" — iſt Hr. *B.* keinesweges ganz treu geblieben. Zu dem Satz: daſs Gott die jüdiſche Nation beſonders liebe und beſchütze, wird S. 84 f. das ganze Gebet Sirach K. 33, 1 — 11. eingerückt. *Nimm dich unſerer an*, ἐπίβλεψον drückt etwas anderes aus. *Abgöttiſchen Völker.* Ἔθνη ἀλλότρια: Völker, die den Jehovah nichts angehen, nicht ſein Eigenthum ſind. Weder die Anmerk. S. 85., noch der Commentar (Nr. 2.) S. 470. führen dieſe Bedeutung an. Der Begriff von ἀλλοτριος iſt auch nicht erſchöpft. *Verherrliche deine Macht*, δόξασον χεῖρα καὶ βραχίονα δεξιόν. Ferner: *Erhebe dich im Zorn; gieſs deinen Grimm aus.* Dazu die Anmerkung: „Ἐγειρειν, *acuere.* Ἐκχεειν, *ausgieſsen*, iſt Bild der Menge und Gröſse einer Sache (?). K. 18, 11. 24, 35. vergl. K. 16, 11." Der Commentar hat bey ἐγειρειν noch הקיץ, הקיצ und העיר, *excitare, acuere.* Für die letztere Bedeutung hätte doch wenigſtens שנן angeführt werden müſſen. „*Beflügele die Zeit* (der Rettung), σπευσον, *ſenſu hiphilico* הקדיש, *accelera, ut* Jeſ. 16, 5."

Hier

Hier war *beſchleunige* hinlänglich. *Vom ſtrafenden Feuer werde der Räuber verzehrt*, ἐν ὀργῇ πυρὸς καταβρωθήτω ὁ σωζόμενος. Hiebey die Bemerkung: „Ὁ σωζόμενος, der Räuber. Es war wahrſcheinlich im Hebräiſchen נמלט, das nach der Bedeutung von מלט im Arabiſchen, wo es auch *diripuit*, *abripuit* heifst, *diripiens* hätte ſollen überſetzt werden." Nicht doch! Sollte ja der arabiſche Sprachgebrauch auf den hebräiſchen übergetragen werden, ſo müſste נמלט ja das Paſſivum: *der Ausgeplünderte*, ſeyn, was hieher nicht paſst. Wie weit näher liegt doch der gewöhnliche Sprachgebrauch! Ὁ σοζόμενος iſt ינצח, *victor*. Der Sieger werde vertilgt, den Bedrücker des Volks treffe Verderben. — In der Stelle Sir. 32, 1—7. (S. 88. 89.) iſt der Begriff von πλεονάζει προσφορὰς nicht erſchöpft. „*Des Gerechten Opfer ziert den Altar*, λιπαίνει θυσιαστήριον, eigentlich: macht den Altar fett; das kann bedeuten: er opfert fleiſsig, oder: er ſchmückt den Altar mit ſeinem Opfer. Denn *Fett* ſteht oft für alles Vortreffliche überhaupt. Ich möchte die letzte Bedeutung wegen des Parallelismus vorziehen." Es muſs überſetzt werden: *er bringt fette Opfer auf den Altar*. Der Commentar (S. 464.) hat hier richtiger: „*ornare ſacrificiis praeſtantiſſimis*." — Wenn Sir. 45, 2, S. 72. unter der δοξη ἁγιων (mit *Grotius* und *Druſius*) die *glänzenden Engel* verſtanden werden: ſo iſt dieſs ganz richtig; aber der Vermuthung, v. 3. κατὰ πρόσωπον βασιλέων durch *gegen den Willen der Könige* zu überſetzen, wird man ſchwerlich Beyfall abgewinnen können. Der Commentar (S. 621.) übergeht ſie daher auch ganz mit Stillſchweigen. „Κρίματα habe ich Verheifsungen und Drohungen überſetzt, weil es mit διαθηκη parallel iſt." Κριμα iſt das hebr. משפט, was ſo oft *Einrichtung*, *Anordnung* u. ſ. w. iſt. Weisheit 4, 10. erklärt der Vf. ἠγαπήθη für eine ekelhafte Tautologie, und ſchlägt daher mit *Haſſe* ἠρπαγη, ἠγαγηθη oder ἀπηχθη (vergl. Sir. 44, 16. Hebr. 11, 5.) vor, oder glaubt, daſs, wenn der Autor aus einem hebräiſchen Buche ſchöpfte, נמצא mit אהב verwechſelt worden ſey. Die Stelle läſst ſich aber ohne Tautologie erklären, wenn man ἠγαπηθη durch: *er erhielt den Beweis von der göttlichen Liebe*, *indem* u. ſ. w. überſetzt.

Am ausführlichſten iſt der Vf. in der Unterſuchung über σοφια, λογος und πνευμα ἁγιον S. 191—275. Er beſtreitet vornehmlich die Meinung neuerer Ausleger, daſs λογος und σοφια bloſse Perſonificationen wären, und zeigt, daſs der σοφια im Buch der Weisheit Subſtantialität zugeſchrieben werden müſſe. Einen Auszug aus dieſer ausführlichen Unterſuchung können wir nicht geben; ſo viel aber müſſen wir verſichern, daſs Hr. *B.* ſeinen Gegenſtand mit Gründlichkeit und Scharfſinn erörtert habe.

Nach dem Vf. (S. 51 f.) kann man die apokryphiſchen Bücher in Rückſicht ihrer Dogmatik in drey Klaſſen ordnen: I. *Chaldäiſch-Paläſtinenſiſche Bücher*. „Sie zeichnen ſich aus durch Abſcheu vor dem Götzendienſt; durch auſserordentliche Erhebung des Werthes der Almoſen und anderer Werke der Mildthätigkeit; durch eine weit ausgeſponnene Lehre von den Engeln, ihren Verrichtungen und Schutz, beſonders von den Dämonen; durch Wunderglauben; durch beſtimmtere Begriffe der Fortdauer der Frommen nach dem Tode, welche für das Glück der Lebenden bey Gott bitten, und die man durch Gebet und Opfer verehrt, und durch die feſte Hoffnung, daſs dieſe Frommen dereinſt auferſtehen werden." Hieher werden das *zweyte Buch der Makkabäer* und *Tobias* unbezweifelt, und das Buch *Baruch*, die *Geſchichte der Suſanna* und die andern *apokr. Stücke aus Daniel* mit Wahrſcheinlichkeit gerechnet. II. *Reinpaläſtinenſiſche*. „Bücher von dieſer Klaſſe zeichnen ſich aus durch beſondere Ehrfurcht gegen das Geſetz, die heilige Stadt, den Tempel und den moſaiſchen Gottesdienſt; durch die erhabenen Beſchreibungen, die ſie von dieſen Gegenſtänden machen, und den hohen Werth, den ſie ihnen beylegen; durch Bigotterie für ihre Religion, indem ſie ſich als das heilige Volk, und alle andere Völker als unreine betrachten; durch rohe Begriffe von der göttlichen Strafgerechtigkeit; durch dürftige Vorſtellungen über Fortdauer nach dem Tode; durch ſeltene Erwähnung der Engel, und noch ſeltnere der Dämonen; durch gänzliches Stillſchweigen über die Auferſtehung, und endlich durch eine geringere Geneigtheit zu Wunder- und Aberglauben. Dahin gehört das erſte Buch von den Makkabäern, das Sittenbuch Jeſus, Sirachs Sohn, und vielleicht auch das Buch Judith." III. *Alexandriniſch-jüdiſche*. „Den Schriften dieſer Klaſſe iſt allen ein gewiſſer philoſophiſcher Anſtrich eigen; ſie philoſophiren über den Menſchen, über die Welt, und ihre heil. Geſchichte; ſie weben überall moraliſche Betrachtungen ein; auch ihnen iſt der Judaismus theuer, die Juden ſind auch nach ihrem Urtheil das heilige Volk; aber ſie ſehen hierbey doch weniger auf das Aeuſsere des Moſaismus, und ſetzen jene Heiligkeit der Nation mehr in wahre Gottesverehrung und ein heiliges Leben; ſie dringen vorzüglich auf Enthaltſamkeit und Bezähmung der Leidenſchaften; ſie kennen gute Engel, aber keine Dämonen (?); ſie haben reinere Begriffe von Unſterblichkeit, platoniſche Ideen von der menſchlichen Seele, von der göttlichen, alles ſchaffenden und regierenden Weisheit, erwähnen aber die Auferſtehung der Todten mit keinem Worte. Das wichtigſte Buch dieſer Klaſſe iſt das *Buch der Weisheit*, das aus *drey* verſchiedenen Abhandlungen zuſammengeſetzt zu ſeyn ſcheint." Auch das dritte und vierte Buch der Makkabäer und die Fragmente des Buchs Eſther ſcheinen ägyptiſchen Urſprungs zu ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Januar 1807.

RECHTSGELAHRTHEIT.

WITTENBERG, b. Zimmermann: *Ueber den Thatbeſtand der Verbrechen, die Urheber derſelben und die zu einem verdammenden Endurtheile erfoderliche Gewiſsheit des erſtern, beſonders in Rückſicht der Tödtung*, nach gemeinen in Deutſchland geltenden und churſächſiſchen Rechten. Von Dr. *Chriſtoph Karl Stübel*, churfürſtlich-ſächſiſchem Hofgerichts- und Conſiſtorial-Aſſeſſor des Schöppenſtuhls und der Juriſtenfacultät Beyſitzer und der Rechte ordentl. Profeſſor auf der Univerſität zu Wittenberg. 1805. 482 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Dieſes gehaltvolle Werk iſt ein wahrer Gewinn für die Wiſſenſchaft des peinlichen Rechts. Die auf dem Titel angegebnen Materien ſind noch nirgends ſo ausführlich von allen Seiten unterſucht und erörtert worden, als es hier geſchieht. Und dafs dieſe Ausführung mit befriedigender Gründlichkeit und Vollſtändigkeit geſchehen ſey, dafür bürgt nicht nur der Name des Vfs., der ſchon durch frühere Schriften ſich als trefflichen Criminaliſten legitimirt hat; auch die Ueberſchrift des Inhalts wird es zeigen. Der *erſte* Theil iſt der Lehre vom Thatbeſtande und den Urhebern eines Verbrechens und der Tödtung insbeſondere gewidmet. Die an ſich ſehr verſchiednen Lehren vom Thatbeſtande und den Urhebern einer Miſſethat hat der Vf. dadurch in Verbindung gebracht, dafs er einen realen und perſonalen Thatbeſtand annimmt, unter dem erſten gewiſſe Wirkungen und die Handlung, welche ſie hervorbringt, unter dem zweyten gewiſſe perſönliche Verhältniſſe und Eigenſchaften verſteht, in ſo fern dieſe die Zurechnungsfähigkeit nicht begründen. Dadurch wird es erklärbar, was man ſich auf den erſten Anblick nicht erklären kann, warum der Vf. zwey ſo verſchiedne Materien auf dieſe Art vereinigt hat. Der *zweyte* Theil behandelt die Lehre von der Gewiſsheit des Thatbeſtandes der Verbrechen, welche zum verdammenden Endurtheile nöthig iſt, wo treffliche Bemerkungen über Gewiſsheit, Wahrſcheinlichkeit, deren Eintheilungen und Gründe vorkommen. Nur mufs Rec. bemerken, dafs der Vf. dieſe Lehren zwar in allgemeiner Rückſicht vollſtändig und gut vorgetragen hat; aber die Anwendung davon auf das Verbrechen der Tödtung minder ausführlich und unvollſtändig gerathen iſt. Der Vf. hat ſich blofs dahin beſchränkt, die Lehre von rationalen Zeugen (Sachverſtändigen) und ihrer Glaubwürdigkeit mit Anwendung auf den Todſchlag darzuſtellen, und etwas von den Anzeigen deſſelben zu ſagen. Aber die Lehre von Sectionen iſt hier nicht ausführlich genug behandelt, und überhaupt die Anwendung der allgemeinen Grundſätze auf das Verbrechen der Tödtung zu kurz und nicht vollkommen befriedigend. — Gegen die ſyſtematiſche Anordnung des Ganzen iſt, wenigſtens nach unſrer Meinung, nichts zu erinnern, ſo wie es ſich von ſelbſt verſteht, dafs ein Werk dieſer Art keines Auszugs fähig iſt. Wir gehn alſo auf das Detail der Grundſätze über, und legen dem Vf. einige Zweifel vor, welche uns bey dem Durchleſen dieſes Werks aufgeſtofsen ſind. Gleich mit dem Begriffe des Thatbeſtandes §. 1. können wir nicht einverſtanden ſeyn. Es heifst: er ſey der Inbegriff aller Thatſachen, auf welche die im Criminalgeſetze beſtimmte Strafe erfolgen ſoll, in wie fern dieſe Thatſachen nicht in der Zurechnungsfähigkeit enthalten ſind. Wir glauben nicht, dafs der Begriff des Thatbeſtandes aus der Folge, nämlich der Beſtimmung der Strafe, könne abgeleitet werden. Sieht man darauf, ſo iſt nicht abzuſehen, wie man, wie der Vf. ausdrücklich thut, den *Dolus* und die *Culpa* ausſchlieſsen könne: denn dieſe werden eigentlich von den Geſetzen beſtraft, nicht die Thatſachen an ſich. Warum hat der Vf. nicht den natürlichen Begriff gewählt: den Inbegriff aller jener Thatſachen, welche zum vollen Begriffe einer Handlung erfordert werden? — Dafs jeder Unterthan ſchuldig ſey, ohne Ausnahme Verbrechen Anderer zu verhindern, wie §. 45. behauptet wird, davon können wir uns nicht überzeugen. §. 91. ſtellt der Vf. den Fall auf, dafs Jemand an einer Wunde ſtirbt, welche hätte geheilt werden können, aber wegen Nachläſſigkeit anderer Menſchen nicht geheilt ward: hier erklärt der Vf. den Urheber der Verwundung auch geradezu für den Urheber des Todes. Unſers Bedünkens iſt dieſe Behauptung zu ſtreng, da hier die Todesurſache nicht in der Wunde allein, ſondern vorzüglich in der Nachläſſigkeit Anderer liegt: auch widerſpricht dem vom Vf. aufgeſtellten Satze die von ihm ſelbſt S. 145. angeführte L. 30. §. 4. D. *ad L. Aquil.* offenbar. — Die Tödtung eines, der darein willigt, iſt nicht blofs Theilnahme an Selbſtmord, wie der Vf. §. 106. annimmt, ſondern wahrer Todſchlag: denn das Leben iſt, wie der Vf. ſelbſt ſagt, ein unveräufserliches Recht: alſo die Entſagung deſſelben mufs als nicht geſchehen, als rechtlich nichtig betrachtet werden. — Mit Recht fordert der Vf. §. 114. eine tödtliche Verletzung zum Todſchlage; wenn er ſich aber zum Beweiſe auf römiſche Geſetze beruft: ſo geſchieht dieſs mit Unrecht, da bekanntlich die *Lex Cornelia de Sciariis* dieſs Erforderniſs nicht aufſtellt, was auch die §. 112. angeführten Ge-

Digitized by Google

ſetze deutlich beweiſen, welche ſchon das *ambulare cum telo hominis occidendi cauſa* mit der ordentlichen Strafe bedrohen. — Im Falle wenn Jemand von Mehrern verſchiedne Wunden erhält, von denen keine für ſich, ſondern alle den Tod zuſammen verurſachen, erklärt der Vf. S. 125. jeden Verwunder für einen Miturheber des Todſchlags. Dieſs iſt offenbar zu hart. Denn man kann von keinem allein ſagen, daſs er tödtlich verletzt habe, was der Vf. ſelbſt zum Thatbeſtande des Todſchlags erfordert: jeder Einzelne liefert nur einen Beytrag zur Tödtlichkeit: dieſe kann man aber keinem Einzelnen imputiren, weil daran auch Andere Antheil haben, deren Handlung dem erſten nicht zugerechnet werden kann. Im nämlichen §. heiſst es: „Iſt aber auch erwieſen, wer diejenigen geweſen, die dem Getödteten mehrere tödtliche Wunden beygebracht haben, jedoch noch ungewiſs, an welcher Wunde derſelbe eigentlich geſtorben: ſo können deswegen die Urheber einer jeden Wunde als Mörder nicht geſtraft werden, weil nur eine Wunde den Tod zur Folge gehabt hat, und die übrigen Wunden ohne Erfolg geblieben ſind.“ Dieſe Entſcheidung widerſpricht aber nicht nur derjenigen, welche kurz zuvor oben angeführt ward, ſondern ſie widerſpricht auch den deutlichen Worten des Art. 148. der P. G. O. offenbar. — Den Beweis definirt der Vf. §. 226. zu eng, daſs er jene Ueberzeugung des Richters ſey, welche nicht durch eigne Einſicht in das Object der Unterſuchung oder durch das Geſtändniſs des Angeſchuldigten, ſondern aus andern Gründen entſteht. Warum ſind eigne Einſicht und Geſtändniſs ausgeſchloſſen, da ſie doch auch Ueberzeugung bewirken, alſo beweiſen? §. 266. tadelt der Vf. die von *Klein* und *Kleinſchrod* 1798. aufgeſtellte Preisaufgabe über die Maſsregeln gegen Verdächtige bey unvollkommnem Beweiſe. Er ſagt, es liege darin eine *contradictio in adjecto* daſs man den Fall annehme, daſs Jemand nicht überführt ſey, und dennoch nicht könne freygeſprochen werden. Es iſt aber nicht einzuſehen, worin dieſer vermeintliche Widerſpruch liegen ſoll. Die Frage geht wörtlich auf ſolche, welche zwar nicht überführt, aber ſo verdächtig ſind, daſs ſie nicht können freygeſprochen werden. Dieſer Fall iſt nicht nur leicht denkbar, ſondern auch ſehr häufig. Kann man den Beſchuldigten geradezu freyſprechen, der verdächtig iſt und den Verdacht nicht entkräften kann? Auch wird bey der aufgeſtellten Frage nicht, wie es §. 269. heiſst, aus der Beſchuldigung des Verbrechens die Furcht abgeleitet, daſs der Inculpat zu geſetzwidrigen Handlungen aufgelegt ſey, ſondern es wird gegen den Inculpaten verfahren, weil er ein zweydeutiger Menſch iſt, und den Verdacht dieſes Verbrechens nicht entkräften kann. Halber Beweis ſoll nach §. 282. ſeyn, deſſen Gründe mit den für die Wahrheit des Gegentheils noch übrigen Gründen an Zahl und Stärke von gleicher Erheblichkeit ſind. Aber wenn die Gründe von beiden Seiten ganz gleich ſind: ſo heben ſie ſich gegenſeitig auf, und bleibt gar kein Beweis übrig. Wenn endlich §. 349. der Vf. zur Section die Gegenwart des Gerichts für unnöthig hält; ſo kann ihm Rec. nicht beyſtimmen, da ohne dieſe Gegenwart die Section bloſs eine private — keine gerichtliche Handlung ſeyn, alſo keine volle rechtliche Wirkſamkeit haben würde, und auch andere bekannte Gründe die Gegenwart des Gerichts erfordern.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Geiſtinger: *Oeſtreichiſches Magazin für Armenhülfe, Induſtrie-Anſtalten und Dienſtbotenweſen.* Herausgegeben von *Joh. Wilh. Klein*, Armenbezirks-Director. *Erſter* Band, welcher die *drey erſten* Hefte enthält. Mit einem Kpfr. 1805. 19 Bog. 8. (18 gr.)

Durch dieſes Magazin ſollen dem Publicum authentiſche Nachrichten von beſonders, doch nicht ausſchlieſsungsweiſe, öſtreichiſchen Anſtalten, die das Armen-, Induſtrie- und Dienſtbotenweſen betreffen, und die noch gar nicht, oder doch nicht hinlänglich, beſchrieben ſind, geliefert, und praktiſche, auf Erfahrung gegründete, Ideen und Vorſchläge, die ſich auf jene Gegenſtände und die zweckmäſsigſte Einrichtung der dahin gehörigen Inſtitute beziehen, verbreitet werden. Hiernach hat das Magazin eine ſehr löbliche Tendenz, und der würdige Herausg., Hr. Armenbezirks-Director *Klein* zu Wien, der, wo Rec. nicht irrt, ſchon in frühern Jahren über Armuth und Armenverſorgung geſchrieben hat, verdient deswegen allen Dank, beſonders da die in den vorliegenden *drey* Heften gegebenen Aufſätze jener Abſicht vollkommen entſprechen, und von allen, die für Sachen der Art Sinn haben, geleſen zu werden verdienen.

Das *erſte* Heft ſtellt zuerſt den *Plan* dieſes Magazins auf, das ſehr viel umfaſſend iſt, aber über das Dienſtbotenweſen zu ſchnell wegzueilen ſcheint. Doch iſt dieſs nicht der Fall in der Ausführung ſelbſt. Denn gleich dieſes Heft enthält einen ſehr durchdachten Aufſatz, mit der Ueberſchrift: *Verderben des Dienſtgeſindes und Mittel zur Bildung tauglicher Dienſtboten.* Der Vf. liefert uns nicht nur ein Verzeichniſs der den Dienſtboten gewöhnlichen moraliſchen Fehler, ſondern er geht auch auf die Quellen derſelben zurück, und macht die ſehr richtige Bemerkung, daſs die Herkunft der Dienſtboten aus den niedern Volksklaſſen verurſache, daſs ſie alle Erziehungsfehler derſelben an ſich haben, die hernach durch ihre beſondere Lage und Verhältniſſe, und oft ſelbſt durch das Benehmen der Herrſchaften gegen ſie, vermehrt werden. Dieſe Bemerkung leitet ihn zugleich auf eine andere, die gleichſam als Reſultat aus jener hervorgeht, nämlich, daſs nicht Geſinde-Ordnungen u. dgl. helfen, ſondern daſs *theils* und hauptſächlich beſſere Erziehung das ſicherſte Mittel ſey zur Erhaltung beſſerer Dienſtboten; wobey der Vf. zeigt, worauf bey dieſer Erziehung, wenn durch ſie jener Zweck erreicht werden ſoll, vorzüglich Rückſicht zu nehmen iſt, als z. B. auf höchſte Einfachheit in Befriedigung aller Bedürfniſſe, Abhärtung des Körpers, ſtrenge Pünkt-

Digitized by Google

Pünktlichkeit in Erfüllung erhaltener Vorſchriften u. ſ. w., *theils* von Herrſchaften ſelbſt zur Bildung und Beſſerung der Dienſtboten mitgewirkt werden muſs; wobey er Gelegenheit nimmt, von Prämien, Penſionen, Ausſtattungs- und Sparcaſſen u. dgl. ſeine Meinung zu ſagen. — Ein anderer Aufſatz verbreitet ſich *über die Mängel der häuslichen Erziehung und deren ſchlimme Folgen.* Wir hätten gewünſcht, dals der Vf. ſein Thema in ſpecieller Rückſicht, und beſonders in Beziehung auf die Lage, in die der Menſch dadurch in ſeinem künftigen Leben verſetzt wird, auf Verarmung und Armuth, abgehandelt, und das übrige andern pädagogiſchen Schriften und Journalen überlaſſen hätte. Dann würde er nicht ſo viel Bekanntes haben wiederholen dürfen, und der Aufſatz würde weniger weitläuftig geworden ſeyn. — Mehrere *Nachrichten und Actenſtücke, die neue Einrichtung des Armenweſens zu Wien ſeit* 1801. beſchliefsen dieſes Heft.

Das *zweyte* Heft hebt mit einer Abhandlung *über Induſtrieſchulen, ihren Zweck und Nutzen* an. Freylich auch hier viel Allgemeines und Bekanntes, aber es iſt doch recht gut zuſammengeſtellt, und iſt vielleicht nur der Prodromus zu mehrern Abhandlungen, die ſich nach unſerm Wunſch über einzelne Aufgaben verbreiten und jene allgemeine Ideen ſpeciel behandeln müſſen. So ſtellt z. B. der Vf. S. 104. über die einzuführenden Arbeiten Grundſätze auf, die im Allgemeinen ſehr wahr und gut ſind, aber auf welche Schwierigkeiten ſtöſst man, wenn zur nähern Anwendung jener Grundſätze nach dem Locale geſchritten werden ſoll? Beſonders bleibt die Beſchäftigung des *Knaben* immer ſehr ſchwierig, wie Rec., der ſelbſt Vorſteher einer ſolchen Anſtalt iſt, aus Erfahrung weiſs. Eine Ueberſicht der verſchiedenen Arbeiten in verſchiedenen Induſtrieſchulen verſchiedener Gegenden, mit den dabey gemachten Erfahrungen, würde deswegen gewiſs vielen Leſern ſehr willkommen ſeyn. *Wagemann* hat in ſeinem Magazin ſchon viele Beyträge dazu geliefert. — Hiſtoriſche *Nachrichten von den Einkünften des Armen-Inſtituts in Wien* ſeit deſſen Errichtung, *vom Armenſtand in Wien* von 1787. und 1804. füllen, nebſt der *Inſtruction für die Armenväter*, den übrigen Raum des Hefts. Die letztere iſt auch beſonders gedruckt zu haben. Sie führt den Titel: *Inſtructionen für die von Sr. Kaiſerl. Königl. apoſtol. Majeſtät zur Unterſuchung des Zuſtandes der hieſigen Armen allergnädigſt ernannten Armen-Väter und Bezirks-Directoren. Mit Noten und einer vollſtändigen Sammlung aller in Druck gelegten Stücke, welche auf dieſe Unterſuchung Bezug haben.* Wien, b. Pichler, 1804. 68 S. 8. Die meiſten der genannten Noten ſtehen auch im Magazin, wo man auch die angedeuteten in Druck gelegten Schriften findet.

Das *dritte* Heft, mit welchem ſich der *erſte* Band ſchlieſst, enthält, auſser einer *Beſchreibung eines, von dem Herausg. mit einem neunjährigen Knaben, Jacob Braun* (er iſt auf dem Titelkupfer abgebildet), *angeſtellten Verſuchs blinde Kinder zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden*, der ſehr leſenswerth iſt, und auſser dem *Plan der zu Prag errichteten Verſorgungsanſtalt* für Männer, welche ohne ihr Verſchulden verunglückt ſind, und deren Witwen und Waiſen, einen Aufſatz mit der Ueberſchrift: *Zweck und Einrichtung des Arbeits- und Beſſerungshauſes in Wien und der Corrections-Anſtalt für junge Leute.* Er zog die Aufmerkſamkeit des Rec. vorzüglich auf ſich, da er ſchon in mehrern Journalen dieſe Anſtalten gerühmt gefunden hatte. Beſonders verweilte er mit Vergnügen bey der letztern. Denn ſo zweckmäſsig auch die Einrichtung des Wiener Arbeits- und Beſſerungshauſes ſeyn mag — worüber Rec. nicht hinlänglich urtheilen kann, weil die davon hier gegebene Nachricht nur oberflächlich iſt, und dem Sachkundigen noch viel zu fragen übrig läſst — ſo verdient doch vornehmlich die Corrections-Anſtalt für junge Leute beachtet zu werden. Denn es fehlte in der That noch an einer Anſtalt der Art in den meiſten Städten Deutſchlands, wenigſtens an einer zweckmäſsig eingerichteten, da die Inſtitute, die etwa junge Wüſtlinge aufnehmen, ſie von verderblichen Abwegen zurückbringen, und der häuslichen Correction, die ſich dazu unzulänglich fand, hülfreiche Hand bieten ſollten, nur ſelten das leiſteten und leiſten konnten, weil ſie nicht ausſchlieſsungsweiſe für dieſen Zweck beſtimmt waren, was man in dieſer Hinſicht von ihnen erwartete. In andern Ländern u.** Gegenden von Europa, z. B. in Frankreich, Holland, Genua, hatte man mehr an dieſe Menſchenklaſſe gedacht; aber die für ſie gemachten Einrichtungen waren doch noch immer ſehr unvollkommen. Die Wiener Anſtalt hebt ſich über ſie. Sie ſcheint das mit einigen kleinen Abänderungen realiſiren zu wollen, was in *Wagnitz'ens* Ideen und Planen zur Verbeſſerung der Polizey- und Criminalanſtalten Heft 2. S. 85 ff. gewünſcht wurde. Unter jene Abänderungen gehören z. B. die, dals in der Wiener Anſtalt die Zeiträume der ſtrengen Einſamkeit abgekürzt ſind, dals die Koſt weniger mager iſt u. ſ. w. Rec. haben ſeine pſychologiſchen und anderweitigen Erfahrungen und Beobachtungen den Mittelweg gehen heifsen, ob er es gleich übrigens gern zugiebt, dals bey der nähern Beſtimmung und Anwendung der hieher gehörigen Vorſchriften alles auf das Individuum ankommt, welches man vor ſich hat; daher die mitgegebene Charakteriſtik deſſelben von dem moraliſchen Arzt genau zu prüfen, und mit den Beobachtungen, die er macht, ſorgfältig zu vergleichen iſt. Noch bemerken wir, dals dieſer Aufſatz auch einzeln unter einem beſondern Titel (Wien, Trieſt u. Baden 1806.) für 4 gr. von dem Verleger verkauft wird. — Wir ſehen mit Verlangen der Fortſetzung dieſes Magazins entgegen.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Ideen über Getreide-Magazine*, nach ökonomiſch-ſtatiſtiſchen Anſichten, ſammt Prüfung der dabey gemeiniglich angenommenen Grundſätze und Vorſchlägen, wie durch andere damit zugleich in Verbindung ſtellende Mittel zur Verkaufs-Concurrenz, Theurung und Hungersnoth am ſicherſten entfernt wer-

werden können; von *Heinrich Wilhelm Schultes*, H. S. Altenburg. Ober-Steuer-Secretär. 1803. 69 S. fol. (1 Rthlr. 8 gr.).

Wer in künstlichen Magazin-Anstalten und Markt-Ordnungen noch ein Mittel sucht, das Volk gegen Hungersnoth und Theurung zu schützen, wird in dem obigen Werke mitunter recht gute und treffende Vorschläge finden, ob es gleich in einem ermüdend weitschweifigen und höchst altfränkischen Stile geschrieben ist, der den Leser in frühere Zeiten zurück versetzt.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Dresden, b. Arnold: *Abbildung der Churſächſiſchen Armee.* — *Erſtes* und *zweytes* Heft. 1805. 8 Bl. kl. fol. Mit beygefügten Tabellen. (7 Rthlr.)

Unter allen bisher erschienenen Darstellungen der Uniform europäischer Heere behauptet diese durch eine gute Gruppirung und reinliche Illuminirung der Figuren den Vorzug, obgleich die Figuren nicht durchgehends richtig gestellt und gezeichnet sind, wie z. B. die Pferde der beiden Dragoner-Officiere, und der mit dem Rücken vorwärts gewandte Ingenieur-Officier auf einem andern Blatte. Durch die seit Kurzem bey der sächsischen Armee eingeführten Veränderungen sind überdiefs verschiedene Unrichtigkeiten entstanden, wohin die gänzlich abgeschafften Treffenhüte bey der Cavallerie und Feld-Infanterie, so wie die kleinen oder Interims-Röcke bey letzterer und der Artillerie gehören. In diesen beiden Heften findet man: 1) einen Cüraſſier-Officier vom Regiment Kochtizky und drey Dragoner-Officiers von Johann, Albert und Polenz, zu Pferde. 2) Ingenieur-Officiers in ihren verschiedenen Kleidungen mit einem Detaschement Lagerabstecker, von einem Officier zu Pferde angeführt. 3) Officiers und Gemeine von der Grenadier-Garde, mit dem Platzadjutanten und einem östreichischen Deserteur in Unterredung. 4) Ein Gefreyter vom nunmehrigen Infanterie-Regiment Bevilaqua meldet einen Officier von demselben Regiment, bey dem ein anderer von Kurfürst steht. Im Hintergrunde das Lager und auf verschiedene Weise beschäftigte Soldaten. 5) Artilleriſten, die ein Geschütz eben aufgeprotzt haben, und noch das Ladezeug in den Händen tragen. Vorne sind vier Officiere im Gespräch begriffen, denen die Federbüsche fehlen, welche die Artillerie seit einem Jahre bekommen hat. 6) Schweizer in ihrer verschiedenen Uniform. 7) Zwey Officiers mit Soldaten von den Regimentern Prinz Xavier und Thümmel. 8) Tirailleurs von den Regimentern Prinz Anton und Prinz Maximilian.

Die beygefügten gedruckten Tabellen enthalten den Namen und die Stärke, die Beschreibung der Uniform, den Chef und Commandeur, das Jahr der Errichtung, die mitgemachten Feldzüge, den Quartierstand und den Werbebezirk des Regiments.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Göttingen*, b. Dietrich: *Ueber die Caution für die Wiederklage.* Zur Ankündigung ſeiner Vorleſungen im Winterhalbenjahre 1805—1806. von *G. H. Oeſterley* dem ältern, Doctor der Rechte 72 S. 8. (4 gr.) — In einem Programm von wenigen Bogen konnte freylich der auf dem Titel angezeigte Gegenſtand nicht erſchöpft werden. Dieſs war aber auch nicht die Abſicht des Vfs. Dieſe ging bloſs dahin, einen Beytrag zu einer richtigen und anwendbaren Theorie der ſo wichtigen und ſo praktiſchen Lehre vom Vorſtand der Wiederklage halber zu liefern: 1) ſucht er zu zeigen, dafs, in Ermanglung ſpecieller Proceſsordnungen und nach dem gemeinen Proceſsrecht, es bey dem römiſchen Rechte ſein Bewenden behalten müſſe, und daher der Wiederverklagte nur allein dafür Caution zu beſtellen ſchuldig ſey, dafs er den gegen ihn erhobenen Rechtsſtreit auswarten wolle. Dieſe Caution finde ohne Unterſchied Statt, der Wiederverklagte ſey dem Gerichtsſtand, wo die Wiederklage anhängig gemacht worden, unterworfen oder nicht, und die Wiederklage werde gleichzeitig mit der Vorklage, oder erſt nach Beendigung derſelben, angeſtellt; doch dürfe dieſe Caution ohne ausdrückliche Verordnung einer ſpeciellen Proceſsordnung nicht auf Sicherſtellung wegen der Folgeleiſtung des künftigen Erkenntniſſes ausgedehnt werden. Der Richter ſey aber doch auf Anſuchen des Wiederklägers ſchuldig, in allen den Fällen, welche die Anlegung eines Arreſts begründen, auch für die Sicherheit deſſelben, wegen Folgeleiſtung des künftigen Erkenntniſſes in der Wiederklage, Sorge zu tragen. 2) Sucht der Vf. auszuführen, dafs, wenn ſpecielle Proceſsordnungen dem Wiederverklagten die Verbindlichkeit auflegen, dem Wiederkläger eine Caution *de judicatum ſolvi* zu beſtellen, der Richter ſchuldig ſey, ihm auf Begehren des Wiederklägers ohne Unterſchied dazu anzuhalten, ob der Wiederverklagte unter dem Richter ſtehe, bey welchem dieſelbe angebracht werde, oder nicht, und ob die Wiederklage mit der Vorklage im gleichzeitigen Proceſſe verhandelt werde, oder nicht. Endlich könne 3) nach des Vfs. Meinung dem Wiederverklagten weder eine Caution *de judicio ſiſti*, noch *judicatum ſolvi* aufgelegt werden, wenn die vom Kläger in der Vorklage eingeklagte Forderung ſchon ſo liquid und ſo beträchtlich ſey, dafs man vorausſehen könne, der Wiederkläger werde ſeinem Gegner mehr oder wenigſtens eben ſo viel bezahlen oder leiſten müſſen, als der Gegenſtand der Wiederklage werth iſt.

Da es für dieſe Blätter zu weitläuftig ſeyn würde, dieſe drey Sätze genau zu prüfen: ſo will ſich Rec. nur gegen den erſten Satz auf folgende Bemerkung einſchränken. Obgleich *Juſtinians* Geſetzgebung in Anſehung der Cautionsleiſtungen ſo übel nicht, und beſſer als diejenigen Rechtsnormen iſt, welche das gemeine Proceſsrecht davon aufſtellt, und obgleich nicht behauptet werden kann, dafs das römiſche Recht, was dieſen Punkt betrifft, auf unſere Gerichtsverfaſſung unanwendbar ſey: ſo hat eben doch die Praxis, welche ein eigenſinniges und unbiegſames Ding iſt, bey der Vorſtandsleiſtung über *Juſtinians* Verordnung die Oberhand erhalten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. Januar 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Köllw, b. Keil: *Briefe für Aerzte und Nichtärzte über die Aftermedicin und deren Nothwendigkeit im Staate.* Ein Beytrag zur medicinischen Polizey, von *J. G. Rademacher.* 1804. 259 S. 8. (1 Rthlr.)

Dafs die Aftermedicin ein Uebel ist, wer wird es läugnen? oder, wer wird nicht empört, wenn er sieht, dafs nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft durch Unwissenheit und Ruchlosigkeit getödtet, oder auf immer ihrer Gesundheit beraubt werden? Besonders in unsern Tagen sind die Klagen über Aftermedicin nicht allein lauter geworden, sondern man hat, in einer Art von Verzweiflung, Vorschläge zur Abschaffung derselben gethan, die immer zu schimärisch und selbst zu wenig menschenfreundlich waren, um Aufmerksamkeit zu erregen. Rec. wagt hier die Behauptung, dafs man schwerlich einen recht klaren Begriff von dem gefafst hat, was man Aftermedicin nennt, wenn man sie strenge verfolgt und gänzlich zu vertilgen strebt. Von der Kenntnifs und Geschicklichkeit eines *Pet. Frank* oder *Hensler* oder *Portal* bis zu der blinden Uebung eines Dorfbarbiers oder einer Wehmutter, welch ein Abstand! Und doch ist diese ungeheuer scheinende Kluft durchaus mit Wesen angefüllt, die sich für eben so viele *Franks* oder *Henslers* oder *Portals* in ihren Kreisen halten, wenn sie gleich nur den Verstand und die Kenntnisse einer Wehmutter oder eines Dorfbarbiers haben. „Wie aber, wenn hier auf privilegirte Aerzte gedeutet würde, die doch gewifs nicht mit Afterärzten zusammen geworfen werden dürfen!" Allerdings wäre dieser Unterschied sehr bedeutend, wenn die Privilegien wirklich geschickten und gebildeten Aerzten ertheilt würden. Aber, so lange die Mitglieder der Facultäten genöthigt sind, einen Theil ihrer Einkünfte aus den Gebühren für die Privilegien zu ziehn; so lange beym akademischen Unterricht und beym Examen von Landes-Collegien nicht mehr auf wesentliche Kenntnisse gesehen wird; so lange Leute zum medicinischen Studium zugelassen werden, die nicht die mindesten Vorkenntnisse haben; so lange wird auch zwischen einen privilegirten und einem Afterarzte keine sichere Gränzlinie gezogen werden können; so lange sind alle Klagen über Aftermedicin vergeblich, und alle anderweitige Vorschläge dem Uebel zu steuern, müssen als Schimären angesehn werden. Unser Vf. ist ganz auf dem rechten Wege, die Aftermedicin für ein nothwendiges Uebel zu halten, gegen welches alle Klagen und alle Anstalten fruchtlos sind, und das noch viel ärger wüthet, als man es verfolgt. Um dieſs zu zeigen, deckt er die Ursachen der Medicasterey mit grofser Unbefangenheit und Wahrheitsliebe auf. . . Die meisten Menschen sind unvermögend einen Arzt zu bezahlen: sie wenden sich also an einen Afterarzt. Dieser Umstand hat aber wieder mehrere Ursachen, unter welchen Rec. besonders die eine wichtige bemerklich macht, dafs der Staat meistens nur solchen Individuen das Privilegium ertheilt, die als Doctoren einen gewissen Rang behaupten, einen bestimmten Aufwand machen und sich also strenge an die Taxe halten müssen. Gäbe es Aerzte ohne Titel und ohne Ansprüche auf einen gewissen Rang, so würde der gemeine Mann mehr Zutrauen zu ihnen haben und sich auch eher mit ihnen abfinden können. Der Vf. bemerkt sehr richtig, dafs die Anhänglichkeit an gewissen Lehrmeinungen, die Verblendung durch Hypothesen den Arzt am freyen Handeln hindern und der Medicasterey Vorschub thun. Ferner beschuldigt er das anstöfsige Betragen der Aerzte, ihren Neid, ihre Verläumdung, ihre Geldgier, den unnöthigen Aufwand von Arzneyen, und vorzüglich ihren Mangel an Menschenliebe. Wie wichtig ist daher, was der würdige Vf. so eindringend sagt: Das vorzüglichste Mittel zur Verhütung der Medicasterey ist die Sorgfalt der Aerzte für die Armen. Junge und alte Aerzte sollten, statt über Afterärzte zu seufzen oder zu lärmen, jeden Armen, der ihre Hülfe verlangt, eben so sorgfältig behandeln als den Reichen, so würden sie des Seufzens und Lärmens bald überhoben seyn. Es ist schimpflich, auf diesen Act der Menschenliebe, der sich noch dazu so reichlich belohnt, dringen zu müssen, da die Moral ihn befiehlt, und der Hippokratische Eidschwur schon dazu verpflichtet.

Höchst wichtig und interessant ist, was der Vf. über die Gebrechen der Heilkunst selbst und ihren Einfluss auf die After-Medicin sagt. Es ist ein unwiderleglicher Satz, dafs die Medicin keine Wissenschaft sondern eine Kunst ist, deren Regeln auf blofs wahrscheinlichen Principien beruhn. Wenn nun die Aerzte, durch die Vorurtheile der Schule geblendet, die Wahrscheinlichkeit der Kunstregeln mit der Wahrheit wissenschaftlicher Sätze verwechseln, so sind sie selber Schuld an der Ausbreitung der Medicasterey. Könnten wir, sagt der würdige Vf. sehr gut, uns über unser Zeitalter erheben, und das, was die besten Köpfe aller Zeiten und aller Völker gesagt haben, ohne Vorurtheil prüfen: so würden wir gewifs gute Heilkünstler werden. Die meisten, besonders die so

Digitized by Google

genannten gelehrten Aerzte tragen die Feſſeln ihres Zeitalters. Das beſte Mittel ſich davon zu befreyen, iſt das Studium der Geſchichte und der alten Aerzte. Aber dazu gehören mehr Vorkenntniſſe, als man von gewöhnlichen Aerzten fordern kann. Es werden alſo die niedern Schulen erſt verbeſſert, es wird bey Jünglingen der Sinn für das Alterthum geweckt, die Kenntniſs alter Sprachen und des Beſten, was uns die Vorwelt hinterliefs, befördert werden müſſen, ehe man das Studium alter Aerzte empfehlen kann. Vollkommenen Beyfall verdient der Vf., wenn er den Aerzten das Verbergen der Unvollkommenheiten ihrer Kunſt ernſtlich widerräth, weil gerade dadurch die Medicin dem groſsen Haufen am verächtlichſten wird, wenn man die in die Augen fallenden Mängel derſelben nicht eingeſtehn will. Rec. weiſs, daſs *die* Aerzte, welche ehrlich genug ſind, die Mängel ihres Wiſſens und ihrer Kunſt nicht zu verhehlen, nur deſto mehr an Zutrauen bey ihren Kranken gewinnen, und daſs ſie dadurch am ſicherſten der Medicaſterey in ihrem Kreiſe ſteuern. Glaubt aber der Arzt im Gegentheil Philoſoph zu ſeyn, und die glauben es gewöhnlich am leichteſten, die den geringſten Begriff von Philoſophie haben: ſo iſt er wohl gar ſo unglücklich, ſich ſelbſt mit einem Schein von Gewiſsheit zu täuſchen, auf den die Medicin eben ſo wenig Anſprüche machen kann, als jede andere Kunſt.

Hierauf ſchildert der Vf. die Urſachen der Aftermedicin, die in den Krankheiten ſelbſt und in der Natur der Dinge liegen. Volkskrankheiten haben einen gewiſſen Charakter, einen feſten Gang, und beſtimmte Zufälle, an denen man ſie bey einiger Aufmerkſamkeit leicht erkennen kann. Was Wunder, wenn der Afterarzt, vollends wo der privilegirte Arzt ſich zu vornehm dünkt, oder zu ſehr auf den baaren Gewinn bedacht iſt, unter der ärmern Klaſſe gerade in ſolchen Volkskrankheiten ſein Glück macht! Es gehört ja weder Gelehrſamkeit noch tiefe Kenntniſs dazu, um herrſchende Bruſt-Entzündungen, die bey mehrern hundert Menſchen auf gleiche Weiſe verlaufen, oder die Kinderblattern gut und glücklich zu heilen. Endlich iſt es ſehr wahr, daſs es in vielen (vielleicht in den meiſten) Fällen ganz gleichgültig iſt, aus welchem Geſichtspunkte man eine Krankheit anſieht, wenn man nur die Naturkräfte walten läſst. Denn die Natur iſt der Arzt der Krankheiten! Werden nicht die Menſchen bey den verkehrteſten Methoden geheilt, und ſterben ſie nicht bey der Anwendung des ſchicklichſten Verfahrens? Wenn nun der Afterarzt, ohne die Theorie der Entzündung zu kennen (und wie viel privilegirte Aerzte kennen ſie denn!), ein Entzündungsfieber verkehrt behandelt, aber die obwaltende Naturkraft hilft ſich ſelber; wird da die Medicaſterey nicht von der Natur ſelbſt beſchirmt?

Endlich über die Mittel, die man gegen die After-Medicin vorgeſchlagen hat. „Halbärzte ſollen aufs platte Land geſchickt und ihnen die Sorge für die Armen übergeben werden?" Nein, ſagt der Vf., als Menſchenfreund und Rec. mit ihm, Halbärzte und Medicaſter ſind zu verwandt mit einander, und der Staat darf ſchlechterdings keinen Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen machen. „Wären, ſetzt der Vf. hinzu, die Heilkünſtler Rechenmeiſter, und die Krankheiten Exempel, ſo würde ſich alles vortrefflich einrichten laſſen. Man könnte Leute anſtellen, die es bloſs mit ganzen Zahlen zu thun hätten, andere welche die Brüche berechnen müſsten, und ſo weiter, bis man endlich zur Algebra käme, für welche man in jeder Provinz einen Meiſter anſtellen müſste." Da dieſs nun aber nicht angeht, ſo darf der Staat auf keine Weiſe, und unter keinem Titel, Halbärzten das Geſundheitswohl ſeiner Bürger anvertrauen. Der Halbarzt bildet ſich deſto mehr ein, je weniger er weiſs, und iſt alſo deſto verblendeter und ungeſchickter. Ihn bloſs auf die Anwendung unbedeutender Mittel in gewöhnlichen Fällen einſchränken wollen, heiſst eine Unmöglichkeit fordern. Denn, wie ſoll der Halbarzt den verſteckten auſsergewöhnlichen von dem gewöhnlichen Fall unterſcheiden? Wie kann er z. B. ein verlarvtes Wechſelfieber erkennen, ohne mehr als Halbarzt zu ſeyn? Und was ſind unbedeutende Heilmittel?

Was folgt aus allem dieſen? Die Aftermedicin iſt, ſo wie die Sachen jetzt liegen, ein nothwendiges Uebel, welches ganz auszurotten unmöglich iſt. Aber es zu erleichtern, dazu können die Aerzte ſehr viel beytragen, wenn ſie ſelbſt in jeder Rückſicht an ihrer intellectuellen und moraliſchen Ausbildung unabläſſig arbeiten. „Laſst *uns* beſſer werden; ſo wirds beſſer ſeyn." Rec. kann nicht umhin, am Schluſſe dieſer Anzeige noch die angenehme, lebhafte Schreibart zu rühmen, die in dieſer äuſserſt leſenswerthen Schrift herrſcht.

Leipzig, b. Cruſius: *Alexander Philipp Wilſon*, Arzt am Provincial-Krankenhauſe zu Wincheſter — *über die Erkenntniſs und Kur der Fieber*, a. d. Engl. überſ. v. *Gottlieb Wilh. Töpelmann*. — *Erſter* Band. 1804. 580 S. *Zweyter* Band. 512 S. *Dritter* Band. 458 S. gr. 8. (6 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hat bey ſeiner Arbeit keineswegs die Abſicht, ein neues Syſtem aufzuführen, ſondern eine möglichſt vollſtändige Ueberſicht von demjenigen zu geben, was man gegenwärtig von der Natur und Heilart der Fieber weiſs. Er beurtheilt die *Cullenſchen* Definitionen und Eintheilungen vom Fieber nach einander mit Strenge, und giebt ſtatt derſelben folgende: *Erſte* Klaſſe, idiopathiſche Fieber; nach vorhergegangener Ermattung findet ſich geſchwinder Puls und vermehrte Hitze ein, ohne daſs ein gewiſſer Theil des Körpers urſprünglich leidet. *Erſte* Ordnung, Wechſelfieber und nachlaſſende Fieber. *Zweyte* Ordnung, anhaltende Fieber. *Erſte* Art, entzündungsartiges anhaltendes Fieber (*Synocha*). *Zweyte* Art, *Typhus*. *Dritte* Art, *Synochus*, eine anſteckende Krankheit, welche aus dem entzündungsartigen anhaltenden Fieber *Synocha* und dem Typhus gebildet wird, anfänglich mehr der Synocha, weiterhin aber dem Typhus ſich nähert. *Erſte* Abänderung, einfacher Synochus. *Zweyte* Abänderung,

Syno-

Synochus mit Peteſchen. *Dritte* Abänderung, *Synochus* mit Frieſel. *Vierte* Abänderung, *Synochus* mit Schwämmchen. *Fünfte* Abänderung, *Synochus* mit Rothlauf. *Sechste* Abänderung, *Synochus* mit Blaſen. *Dritte* Ordnung. Ausſchlagsfieber, anſteckende Krankheiten mit idiopathiſchem Fiebern anfangend, welchem Ausſchläge folgen, Pocken u. ſ. w. *Zweyte* Klaſſe, ſymptomatiſche Fieber. *Erſte* Ordnung, fieberhafte Entzündungen, hierunter wird auch der Rheumatismus und die Gicht gezählt. *Zweyte* Ordnung, fieberhafte Blutflüſſe. *Dritte* Ordnung, fieberhafte widernatürliche Ausleerungen. (Man ſieht voraus, daſs der Vf. mehrere Abweichungen von den bisherigen noſologiſchen Eintheilungen macht, unter denen die dritte Art, *Synochus*, wohl die miſslichſte ſeyn dürfte. Denn wenn er ſagt, daſs ſie mit Zufällen der *Synocha* anfange, ſo heiſst das doch wohl nichts anders, als es iſt Anfangs Hitze und gereizter Puls zugegen. Das giebt aber keinen Grund, ſie wirklich für eine Zuſammenſetzung beider zu halten.) Dieſe verſchiedenen Fiebergattungen und Arten geht nun der Vf. alle einzeln und mit der gröſsten Weitläuftigkeit durch. Namen, Zufälle, Diagnoſis, Prognoſis, Urſachen und Heilart. Von allen ausſetzenden Fiebern, meint er, werden die dreytägigen am leichteſten, und die viertägigen am ſchwerſten geheilt. (So findet ſich doch nirgends die Beobachtung unſrer deutſchen Brownianer, *Weikard*, *Markus*, u. ſ. w. beſtätigt, daſs es umgekehrt der Fall ſey.) Der Tod ſoll, gegen die Meinung der meiſten Aerzte, am häufigſten während der Hitzperiode erfolgen. Die kritiſchen Tage vertheidigt der Vf. Es ſcheine, ſagt er, mehr das Reſultat oberflächlicher Unterſuchung dieſes Gegenſtandes, als reiflicher Ueberlegung zu ſeyn, wenn man ſie als völlig unnütz betrachte. Es gebe freylich keinen Tag, an welchem ſich nicht eine kritiſche Veränderung zutragen könne, doch ſeyen ſie an den angenommenen am häufigſten. Dieſe ganze Lehre iſt inzwiſchen vom Vf. in der That viel zu weitläuftig abgehandelt worden. Warum manche Wechſelfieber ſich mehr der anhaltenden Natur nähern, ſucht der Vf. in einem beträchtlichen Grade vorhandener Schwäche oder der ſogenannten *Diatheſis phlogiſtica*, einem Zuſtande, welcher bey der *Synocha* im Körper die Oberhand behauptet, und eben das ſey, was man unter vermehrter Erregung zu verſtehen habe (Welche wunderliche Verwirrung!). Die Urſachen theilt er in vorbereitende und erregende. In den meiſten Fällen werde das Wechſelfieber durch Ausſetzung einer Atmoſphäre von beſonderer Art erregt. Den Einfluſs dieſes ſogenannten Sumpfmiasma belegt der Vf. mit ſehr ſchönen Beobachtungen aus allen Ländern geſammelt. Die Behandlung der Fieber theilt unſer Vf. in die palliative während, und in die kurative auſser dem Anfalle. Für das wirkſamſte Mittel, den Zeitraum der Hitze herbey zu führen und den der Kälte zu verkürzen, hält er die Operation des Brechens. Oft werde der Paroxysmus dadurch gänzlich verhindert, wenn es noch vor dem Anfalle des Fieberanfalles gereicht werde. Abführende Mittel und Aderläſſe ſchicken ſich nicht für den Froſt. Veſicatorien paſſen, wenn Schlafſucht oder Delirium da ſey. Wie mangelhaft dieſs alles ſey, wird jeder Leſer ſo gut fühlen, als es der Ueberſetzer gefühlt und durch eine gewichtvolle Note zu verbeſſern geſucht hat. Den Anfall der Hitze ſucht man durch Ausbruch des Schweiſses zu erleichtern. Dieſs kann geſchehen durch Entfernung aller Urſachen, welche Reiz hervorbringen, durch Verdünnung der Säfte, ſchweiſstreibende Mittel, Unterſtützung der Kräfte bey Schwäche, und wo Synocha iſt durch Herabſtimmung der Erregung. Die Heilart in der fieberfreyen Zeit beſteht in Erſatz der verlornen Kräfte und Unterdrückung des Fiebers. Die China, glaubt der Vf., wirke hauptſächlich durch den beſondern Eindruck, welchen ſie auf Magen und Darmkanal hervorbringe. Mit gleicher Ausführlichkeit, wie das Wechſelfieber, iſt das anhaltende Fieber behandelt. Rec. findet beſonders die Geſchichte des Typhus ſehr gut aus einander geſetzt und beſchrieben. Hypothetiſch ſcheint es uns, wenn der Vf. die verſchiedenen Niederſchläge aus dem Fieberharn, aus der vor dem Fieber geführten Diät ableiten will, z. E. daſs der rothfarbige Bodenſatz am häufigſten entſtehe bey ſäuerlicher Diät, kleienartiges Sediment bey alkaliſcher Diät. Unter die entfernten Urſachen des anhaltenden Fiebers rechnet der Vf. hauptſächlich die Kälte und die Anſteckung. Die erſte handelt der Vf. wider ſeine Gewohnheit und unverdienter Weiſe kurz ab; was er über die letzte ſagt, iſt weitläuftig, aber gut. Von der *Browniſchen* Lehre urtheilt der Vf. in einem beſondern Abſchnitte ziemlich günſtig, ohne jedoch derſelben unbedingt zu huldigen. Die Behandlung der anhaltenden Fieber theilt er in *zwey* Abſchnitte: Mittel, das Fieber bey ſeinem Entſtehen durch Veranlaſſung einer Kriſis zu heben, und Behandlung, wenn es nicht gelingt, dieſe zu Anfange des Fiebers herbey zu führen. Zu den erſtern Mitteln gehören beſonders ſolche, die Schweiſs treiben, wozu auch der Vf. das Begieſsen mit kaltem Salzwaſſer rechnet, was neulichſt *Currie* empfohlen hat, ohne jedoch eigene Erfahrungen darüber aufzuſtellen. Bey der zweyten Behandlung ſind die Anzeigen in der *Synocha* die übermäſsige in mäſsige Erregung, beym Typhus die Atonie in mäſsige Erregung umzuändern. Bey allen einzeln aufgeführten Heilmitteln, dem Weine, Mohnſaft u. ſ. w. zeigt der Vf. eine überaus groſse Mäſsigung und Vorſicht. Er führt bey allen dieſen Mitteln die Autoritäten älterer und neuerer Schriftſteller an, um deſto deutlicher anzuzeigen, unter welchen Umſtänden das eine oder das andere dieſer Mittel nutze oder ſchade.

Der *zweyte* Band enthält die hitzigen Ausſchläge, Rothlauf, Schwämmchen, Peſt. Alles iſt auch hier eben ſo weitläufig behandelt, wie im *erſten* Band. Der Frieſel könne unter verſchiedenartigen Umſtänden entſtehen, wo nur überwiegende Neigung zu Schweiſsen da iſt. Die Behandlung muſs zwar hiernach eingerichtet werden, doch iſt es faſt immer nothwendig, die toniſchen Mittel in gröſserem Umfange anzuwenden und den Gebrauch der Ausleerungen

Digitized by Google

gen mehr einzuschränken, als in solchen Fällen, wo kein Ausschlag vorhanden ist. Idiopathische Schwämmchen sind bey Erwachsenen selten. Die Mitleidenheit der Haut und der ersten Wege giebt nicht selten die Ursache der Schwämmchen ab, wenn die Function jener gestört und die Verdauung fehlerhaft ist. Die erregenden Ursachen der Rose sind dieselben, wie bey den Entzündungen, eine der häufigsten ist Kälte mit wechselnder Hitze, reichliche Kost, Missbrauch geistiger Getränke, Unterdrückung gewohnter Ausleerungen; häufig wird die Rose durch örtliche Reizung, chemisch oder mechanisch, hervorgebracht; auch scheint sie eine grosse Aehnlichkeit mit den symptomatischen Ausschlägen zu haben und aus Störungen im Unterleibe herzukommen. Die bekannte Kinderrose hält der Vf. gegen die Mehrheit seiner Landsleute, für eine blosse Phlegmasie. Die Menschenpockenkrankheit ist sehr vollständig abgehandelt, die Kuhpockenimpfung verhältnissmässig zu kurz. Von den Masern nimmt er drey Arten an, gemeine und gewöhnliche, unregelmäfsige und mit Halsentzündung verbundene, *Rubeola anginosa*. Sollten das letzte nicht die streitigen Rötheln seyn, über welche noch eine genaue Monographie fehlt? Der Vf. glaubt, die *Homischen* Impfungsversuche hätten nicht den Grad von Aufmerksamkeit erregt, welchen sie wohl verdienten. Besonders verlohne sichs, sie bey skrophulösen Constitutionen zu unternehmen. Sollte es sich bestätigen, was die letztern Masernepidemien fürchten lassen, dass auch diese Ausschlagskrankheit in den neuesten Zeiten gefährlicher als sonst wird: so wird man sie leider wieder in Anregung bringen müssen. Der Vf. hat hiebey den hitzigen asthmatischen Zustand und die Pneumonien vergessen, welche den Masern so oft nachfolgen. Den Scharlach theilt der Vf. in den einfachen und den mit einer Bräune verbundenen; jener soll ohne Halsentzündung seyn. Man wird aber selten dergleichen Epidemien zu beobachten haben. Besonders macht er auf die Ohrdrüsengeschwulst, als eines der ungünstigsten Symptome aufmerksam, welches Rec. bestätigen kann. Der Tod erfolge selten in einer sehr frühen Periode des Scharlachs; nach dem Rec. aber fast immer in den ersten acht Tagen, selten im wassersüchtigen Zeitraum. Die Behandlung ist nicht genügend, und der Vf. bezieht sich auf das, was er von der bösartigen Bräune angiebt. Die Pest schliefst diesen Band.

Der *dritte* Band behandelt die symptomatischen Fieber, d. h. solche, die Folgen eines örtlichen Leidens sind. Hieher rechnet der Vf. die fieberhaften Entzündungen, die Hämorrhagien und die fieberhaften Ausleerungen. Es giebt zwey Arten von Entzündung, die eine mit Blätterchen, Pusteln, die andere mit Flecken, Streifen, Erhabenheiten der Haut, Erythem. Bey beiden ist die Temperatur des Theiles erhöht. In einem entzündeten Theile befinden sich die Capillararterien in einem Zustande von Schwäche, die grösern in einem Zustande erhöhter Erregung. Passive und active Entzündung hängt vom Zustande der grösern Arterien ab. So bald die Haargefäfse in solchem Grad erregt werden, und die grösern Arterien in ihrer übermäfsigen Thätigkeit so geschwächt sind, dass die Energie der erstern zu der fortstossenden Kraft das gehörige Verhältniss behaupten kann, sobald hat die Entzündung ihr Ende. Wir bedauern, dass uns der Raum nicht erlaubt, diese Theorie der Entzündung des Vfs, welche, wie auch der Uebersetzer bemerkt, der *Röschlaubischen* nahe kommt, in ihre Einzelheiten zu verfolgen. Sie ist mit Scharfsinn durchgeführt. In besondern Abschnitten wird von der Phlegmone, dem Erysipelas, der Phrenitis und andern topischen Entzündungen gehandelt. Wir wollen nur den Abschnitt *Cynanche* ausheben. Der Vf. nimmt fünf Arten davon an: *C. tonsillaris maligna*, *trachealis*, *pharyngea* und *parotidea*. Unter der ersten begreift er, wie mehrere Engländer, den bösartigen Scharlach. Die Abwesenheit dieses Ausschlags sey ein schlimmes Zeichen. Als Heilmittel werden empfohlen antiseptische und nachher adstringirende Gurgelwasser, indianischer Pfeffer, Myrrhe, Salzsäure und Wein oder Alcohol verdünnt. Den spanischen oder indischen Pfeffer, *Capsicum*, empfiehlt der Vf. auch innerlich. Den Beschluss machen Versuche und Bemerkungen über die Umstände, welche bey Fiebern auf den Bodensatz im Harn einen Einfluss haben, die mit grofser Genauigkeit angestellt sind. Das Werk ist mit diesem Bande noch nicht gänzlich geschlossen. Wir hätten aber gewünscht, der Uebersetzer hätte uns nur einen Auszug von demselben gegeben. Die voluminöse Beschaffenheit desselben hält zuverlässig manchen Käufer zurück, und es ist auch nicht zu läugnen, dass nicht nur in den Sachen selbst, sondern auch im wörtlichen Vortrage gar manches hätte können kürzer gefafst werden. Wie es gegenwärtig ist, wird es dem Literator mehr, als dem blofs praktischen Arzte werth seyn, obgleich wir nicht läugnen wollen, dass die Schrift auch der Aufmerksamkeit des letzten würdig sey.

C H E M I E.

Leipzig, b. Kummer: *Christoph Gottlieb von Murr — Literarische Nachrichten zu der Geschichte des sogenannten Goldmachens.* 1805. 154 S. 8. (12 gr.)

Diese für Literatoren sehr interessante Schrift enthält: 1) einen Versuch einer chronologischen Geschichte der Alchemie, mit grofser Belesenheit, Fleifs und Sorgfalt bearbeitet; 2) eine Sammlung Briefe alchemistischen Inhalts von *Oswald Croll*, *Hans Kaper*, *Lorenz Zazer*, *Thomas Hiller*, *Conrad Scherer*, *Sebald Schwärzer* und D. *Fabre*, von 1594 bis 1596., aus dem Plassenburgischen Archive. Wem die Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes nicht uninteressant ist, der wird diese Schrift nicht unbefriediget aus den Händen legen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. Januar 1807.

PHILOSOPHIE.

Görlitz, b. Anton: *Briefe über die philosophische Rechts- und Staatswirthschaftslehre.* Herausgegeben von *J. A. Dori.* 1805. 254 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. geht von *Kantischen* Principien aus, sucht aber durch mehrere ihm eigenthümliche Wendungen seine Rechts- und Staatswirthschaftslehre, wovon er blofs die allgemeinsten Grundzüge hier giebt, zu begründen. Das formale Gebot der praktischen Vernunft erhält nach ihm erst dadurch Leben, dafs es in ein materiales übergeht, und heifst als solches (S. 47.): Befördere die Glückseligkeit anderer so viel du kannst. Alle Pflichten sind nach ihm Pflichten gegen andere, und es giebt keine Selbstpflichten. Da jenes Gebot nur allgemein ist: so gebietet es die gegenseitige Beförderung der Glückseligkeit, und dieser Gegenstand wird als ein nothwendiges Object des Willens aufgestellt. Da nun die Beförderung der gegenseitigen Glückseligkeit auch durch Zwang möglich ist, indem der Wille, der an sich nicht immer Neigung hat, dieses zu thun dazu gezwungen werden kann, und die praktische Vernunft die Realisirung ihres Objectes wollen mufs: so gebietet sie auch, dafs auf den Fall, wo der gute Wille die Glückseligkeit anderer nicht von selbst befördert, die gute That erzwungen werde. Sie fodert also, dafs ein Zwang organisirt werde, welcher zum Zwecke hat, alle Menschen zu zwingen, gegenseitig ihre Glückseligkeit nach einer gewissen Regel zu befördern. Die organisirte Zwangsanstalt, welche diesen Zweck hat, ist der *Staat.* Diesen zu organisiren, fodert also die praktische Vernunft, und jeder kann gezwungen werden, nicht ausser irgend einem Staate zu leben. Das Zwangsmittel in der Hand des Staats ist die *Strafe.* Das Princip des Zwanges der praktischen Vernunft ist das was man *Recht* nennt, das also das praktische Vernunftgesetz selbst sey, in wie fern es Zwang gebietet. Es heifst formal und material zugleich: Ein jeder werde auf eine allgemein gültige Weise gezwungen die Glückseligkeit anderer *negativ* und *positiv* zu befördern. Die negative gegenseitige Beförderung der Glückseligkeit ist nicht anders möglich, als wenn jedem vernünftig freyen Wesen ein Theil des Aeufseren ausschliefslich angehört. Folglich mufs auch dieses so seyn, und die vernünftigen Wesen müssen gezwungen werden, in einer solchen Beschränkung in Rücksicht des Aeufseren auf einander zu leben, und das *Eigenthum* ist daher eine *a priori* zu erkennende Bedingung der Glückseligkeit. Das Eigenthum, das jedem vernünftigen Wesen auf diese Art *a priori* als nothwendige Bedingung der Glückseligkeit zugesprochen werden mufs, nennt der Vf. S. 97. das *Ureigenthum*, welches ein allen vernünftigen Wesen zustehendes Recht ist. Auf ähnliche Weise wird nun auch gezeigt, dafs das Recht der freyen und ungestörten Arbeit, und des ausschliefslichen Besitzes der Arbeits-Produkte Bedingungen der Glückseligkeit sind, und so *ein Urrecht der eigenthümlichen Sphären* deducirt und zerlegt (S. 99.). Das ursprüngliche Eigenthum entspringt also aus keinem Vertrage, es ist die Basis alles Eigenthums, das der Staat näher vertheilen oder bestimmen soll. *Bearbeitung* und *erste Besitzergreifung* werden als Rechtsbegründungen eines bestimmten Eigenthumes gänzlich verworfen. Nach völlig gleichen Principien wird S. 113. *das Recht der Persönlichkeit* als ein Urrecht abgeleitet, wozu noch in der Folge das Urrecht der Verstärkung der subjectiven Kraft durch die Kräfte anderer kömmt, welches letztere eigentlich die Bedingung der positiven Beförderung der gegenseitigen Glückseligkeit ist. Diese gründet sich auf den Vertrag, und daher macht die Lehre vom Vertrage die Einleitung zur Deduction des zuletzt erwähnten Urrechtes aus. Im Vertrage (S. 114.) bildet die gegenseitige Willkür zwischen zwey oder mehrern Individuen ein Pflicht- und Rechtsverhältnifs, das einem *a priori* erkennbaren Pflicht- und Rechtsverhältnisse gleich zu halten ist, da es eine *a priori* erkennbare Bedingung der Glückseligkeit ist. Eben deshalb mufs der Staat das durch einen Vertrag entstandene Pflicht- und Rechtsverhältnifs und die im Vertrage selbst bestimmte Zeit aufrecht erhalten. Es giebt keine Pflicht zu Abschliefsung eines Vertrages, aufser zu drey Verträgen, deren Abschliefsung also auch der Staat erzwingen kann. Diese sind (S. 118.): 1) der *Vereinigungsvertrag*, der jedoch einseitig soll aufgehoben werden können, um so gleich einen andern zu schliefsen (S. 119.); 2) der *Amtsvertrag.* Nach dem Vf. kann jedermann zu Uebernehmung eines Amtes gezwungen werden; endlich 3) der *Ehevertrag.* Der Staat hat das Recht, (S. 123.) die ehescheuen Individuen zur Strafe zu ziehen. Aber die Aufhebung des Ehevertrages soll eben so wohl nach dem einseitigen als gegenseitigen Entschlusse erfolgen können (S. 123.). Die Gegenstände der willkürlichen Verträge sind *Dienst-* und *Arbeitsproducte*, die also ein jeder durch Verträge erwerben und dadurch seine subjective Kraft verstärken kann.

Ob nun gleich durch Verträge schon eine positive Beförderung der gegenseitigen Glückseligkeit erreicht wer-

Digitized by Google

werden kann: so ist diese doch noch nicht hinreichend, sondern da wechselseitige *Hülfsleistungen* schlechterdings dazu gehören: so muss diese der Staat bestimmen und von den Gliedern der Gesellschaft erzwingen. Denn alles was geschehen *soll*, das *muß* auch geschehen. Damit nun der Staat bestimmen kann, was ein jeder positiv zur gegenseitigen Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit beytragen solle, muss er die Kräfte der Individuen, so wie ihre Zwecke kennen lernen, und dann die Dienst- und Arbeitsproducte die jeder leisten und hergeben soll, jedem zumessen, und in diesem Geschäft besteht, nach dem Vf., die *Staatswirthschaft*. Zur allgemeinen Kenntnis der Individuen gelangt der Staat durch die Erziehung, die daher der Staat pflichtmäßig übernehmen muss, der so dann jedem nach dieser erlangten Erkenntnis ein Amt zutheilt, und ihn allenfalls zu Uebernehmung eines nützlichen Geschäftes zwingt. — Die in der Gesellschaft zu erreichenden Zwecke reducirt der Vf. S. 177. auf *moralische*, *scientifische*, *artistische* und *animalische*, und theilt darnach die Stände ein. Die erstern besorgt das Heer der *Staatsdiener*, die andern die *Gelehrten*, die dritten die Künstler, die vierten die *Handarbeiter*. Wie nun jedem arbeitenden Einzelnen der Staat den ihm gebührenden Theil aus der Masse der Arbeits-Producte zumessen solle, setzt der 12te Brief aus einander. Alles Eigenthum fällt, nach der Meinung des Vfs. S. 225., an den Staat zurück, und es giebt weder rechtsgültige Testamente noch Beerbungsrechte, sondern der Staat ist der rechtmäßige Erbe aller Bürger.

Dieses ist der kurze Abriss der Resultate einer Schrift, deren Vf. durchgängig Scharfsinn und Nachdenken verräth. Es ist ihm aber gegangen wie allen denen, welche *allzuviel a priori* ableiten wollen. Die Begriffe werden einseitig und unvollständig bestimmt, und wenn dann die Schlüsse noch so richtig gezogen werden: so führen sie nur um so sicherer zu falschen Resultaten. Der Grundsatz: Was soll seyn, muss auch seyn, oder soll erzwungen werden, ist offenbar falsch. Denn wenn er wahr wäre, müsste der Staat auch das der so genannten Liebespflichten erzwingen können und müssen, welches doch wohl der Vf. selbst nicht will. Der öffentliche Zwang bedarf daher ganz anderer Bestimmungen, als diejenigen sind, welche der Vf. durch jenes Princip festsetzt. Die Idee des Ureigenthums auf den Begriff der Bedingung der moralischen Wirksamkeit zu gründen, ist ganz gut: aber der letztere ist doch selbst nur ein empirischer Begriff. Denn woher wüssten wir, dass die äußeren Dinge keines gemeinschaftlich beliebigen Gebrauchs fähig sind, wenn uns nicht die Erfahrung solches lehrte. Und diese lehrt zugleich, dass auch dieses nicht einmal allgemein sey, da es eine Menge äußerer Dinge giebt, die einen gemeinsamen Gebrauch zulassen, und aus diesem Grunde selbst manche Arbeitsproducte keine Zueignung zulassen. Daher die Begründung des Eigenthumsrechtes auf alle Arbeitsproducte *a priori* ohne Grund ist. Denn wie kann z. E. der Chemiker, welcher die Atmosphäre um eine Kupferhütte von Bleydämpfen reiniget, das Product seiner Arbeit (die reingewordene Luft) als sein Eigenthum in Anspruch nehmen. Es ist nichts als die Idee der besseren Brauchbarkeit der Dinge, zur Beförderung menschlicher Zwecke, welche das Gesetz des Eigenthums begründet, und diese Idee erwartet blos empirische Bestimmung. Nichts ist hierin *a priori*, als, dass alles was als allgemeines Gesetz gedacht, der Bestimmung des Menschen zuträglich ist, auch realisirt und ausgeführt werden soll. Werden also Erbverträge, Testamente u. s. w. als mögliche Institute zu diesem Zwecke erkannt, lässt sich erweisen, dass dadurch das Eigenthum desto mehr vervollkommnet werde: so verdienen sie als Gesetze eingeführt und lediglich darnach modificirt zu werden. Der consequente Scharfsinn fürchtet sich vor Ungereimtheiten nicht, und auf diese Weise sind auch unserm Vf. deren mehrere entschlüpft, wie die Zwangspflicht zur Verehlichung, zur Uebernehmung eines Amtes u. s. w. beweisen. Die Zwecke welche der Mechanismus der Selbstliebe befördert, liegen gänzlich ausser der Sphäre des Staatszwecks. Nur das was sich von Privatkräften nach psychologischen Gesetzen nicht erwarten lässt, und was demnach allgemeiner Zweck ist, soll der Staat durch seine Gesetze realisiren. Kein Corpus ist wohl weniger geeignet die Erziehung zu betreiben als der Staat. Wer möchte sein Kind, das er lieb hat, einem solchen Wesen anvertrauen? Wie stark und treibend ist dagegen das Interesse der Aeltern, aus ihren Kindern brave und geschickte Leute zu machen! Eine allgemeine Staatserziehung gehört daher zu den politischen Ungeheuern des Plato. Der Vf. thut gleich darin einen Fehlgriff, dass er der Pflicht blos die Beglückung anderer anweiset. Ist die Vervollkommnung seiner selbst, auch da wo sie gar keine Beziehung auf anderer Wohl hat, nicht auch Pflicht? Muss Unmäßigkeit, Selbstbefleckung blos deshalb vermieden werden, weil sie uns zum Dienst anderer unbrauchbar macht? und könnte diese Rücksicht ein solches Verbot allein zum allgemeinen Gesetz erheben?

Die Form des Vortrags ist übrigens gänzlich verfehlt. Es sind Briefe an ein Frauenzimmer, die so abstrus geschrieben sind, sich in solchen speculativen Höhen herumtreiben, dass gewiss ein Frauenzimmer ohne Affectation nicht zwey Briefe durchlesen wird. Süßliche Einleitungen ohne alles Interesse, wie gleich beym ersten Briefe; witzelnde Wendungen wie S. 122. wo es bey Gelegenheit des Ehevertrags heißt: „Es wird Ihnen, meine Hochverehrte, zu Ohren gekommen seyn, dass dieser Vertrag von zwey physischen Personen verschiedenen Geschlechts eingegangen wird;" machen die Lectüre vollends ganz widerlich und beschwerlich.

München, b. Lindauer: *Versuch einer Auflösung der* von der philosophischen Classe der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin für 1805. aufgestellten *Aufgabe*: „*Die Natur der Analysis und*

und der analytischen Methode in der Philosophie genau anzugeben u. s. w. 1805. 116 S. 8.

Rec., der kürzlich zwey Schriften desselben Vfs., und unter ihnen auch *Prolegomenen* zur Auflösung der gegebnen Preisfrage, wovon vorliegende Schrift die Auflösung selbst ist, in diesen Blättern (1806. Nr. 187.) anzeigte, bleibt der dabey gemachten Aeufserung treu, blofs als Referent des Inhalts zu erscheinen, und übrigens die Sache auf sich beruhen zu lassen, welche ihm, ungeachtet der wiederholten Darstellungen, nicht *einleuchtender* werden will. Der Vf. bemerkt, *es komme* bey Beantwortung der Preisfrage darauf *an*, *dafs* man von einer unbestrittenen, allgemein bekannten, allgemein geltenden Kenntnifs ausgehe, und eine solche sey die *logische* Analysis, von welcher man daher füglich ausgehen könne, um das Eigenthümliche der *philosophischen* Analysis zu untersuchen. Vielleicht liege gar in *jener* der verborgene Grund, dafs *diese* noch nicht entdeckt sey. Alle Analysis geht *aus* auf das Bewufstwerden oder Wahrnehmen des vollständigen Unterschiedes und Zusammenhangs an dem zu Analysirenden. Sie schreitet fort von Unterscheidung zur Vereinigung und von dieser wieder zur Unterscheidung, bis sie zu *derjenigen* Vereinigung gelangt, welche *keine* Unterscheidung mehr *über* sich hat, und *unter* welcher also *alle* vorhergegangnen Unterscheidungen und Vereinigungen enthalten seyn müssen. Die logische Analysis gilt zwar bis jetzt allgemein für die im Bewufstseyn vor sich gehende, und bis zur Erschöpfung eines *Begriffes* fortgesetzte Unterscheidung und Vereinigung. Allein die Logik selbst ist, obgleich sie allgemein gilt, wohl schwerlich schon die Analysis der logischen Analysis. *Kant* hat, obgleich er die Logik zu rasch für vollendet hielt, doch durch die Tafeln der Formen der Urtheile und der Reflexionsbegriffe die heiligen Gesetztafeln geliefert, die von der speculirenden Vernunft bis auf den heutigen Tag befolgt werden, unter deren unüberwindlichen Botmäfsigkeit *Schelling* das Universum construirt. Indessen giebt es doch noch andre Denkformen, die sich schwerlich auf diese beiden Gesetztafeln zurückführen lassen. Man müfste sie daher einer Kritik unterwerfen. Man müfste genauer angeben, was man unter Mannichfaltigkeit, Einheit, Unterscheidung, Zusammenhang u. s. w., verstände, unter welchen Namen gewöhnlich ein sehr verschiedenes begriffen wird. Das höchste Gesetz, wodurch dieses vom Zusammenhang und Unterschied *entblöfste Mancherley* des Unterscheidens und Vereinigens in seiner *mannichfaltigen Nichtmannichfaltigkeit* zusammengehalten wird, ist und heifst der *Satz des Widerspruchs*. Er sagt aber unter allen bisherigen Formen nichts anders aus, als: das Widersprechende sey widersprechend. Dieis ist aber tautologische Sinnlosigkeit.

Der bisher angegebnen allgemein geltenden logischen Analysis steht die nicht allgemein geltende logische Analysis entgegen. Sie ist keineswegs die Unterscheidung und Vereinigung des *Mischbaren* und *Trennbaren* im Vorstellen durch *Trennung* und *Mischung desselben*. Sie ist keineswegs die *Auseinandersetzung des Zusammengesetzten* im Bewufstseyn. Sie ist die Unterscheidung und Vereinigung des Identischen, und als solchen, *an sich Unmischbaren* und *Untrennbaren von*, und *mit* dem Nichtidentischen, und als solchen, *Mischbaren* und *Trennbaren* — folglich die *nichtausschliefsende* und *unterwerfende* Unterscheidung und Vereinigung im Bewufstseyn. Als die unwandelbare nicht ausschliefsende Unterscheidung und Vereinigung des Identischen — von und mit dem Nichtidentischen, — setzt die *logische* Analysis — die Unmischbarkeit und Untrennbarkeit der Identität, *als der Identität*, mit der Nichtidentität, *als solcher* voraus. Die *Unterscheidung* und *Vereinigung* der Identität und der Nichtidentität, als des an sich selbst Unmischbaren und Untrennbaren, ist das Wesen der logischen Analysis, und umgekehrt. Die logische Analysis ist ihrem Wesen nach die *Aufhebung* des Widerspruchs, oder der Unmöglichkeit im Bewufstseyn, und umgekehrt. Der Widerspruch wird ein negatives Criterium der logischen Analysis, er ist, als solcher, dasjenige Vorstellen, in welchem und durch welches die Identität *nicht als* die Identität, und die Nichtidentität *nicht als* die Nichtidentität vorgestellt wird. Er mischt und trennt Identität und Nichtidentität im Vorstellen, er thuts unter dem *Scheln* der *Vereinigung* und *Unterscheidung* von beiden. Die rechte Unterscheidung der Identität von der Nichtidentität, ist die Unterscheidung *jener* als der *Thesis*, von *dieser* als der *Hypothesis*. Hieraus ergiebt sich auch das unwandelbare Verhältnifs beider. — Das positive Criterium der logischen Analysis ist die *Anwendung der Identität*. Die Identität, als die Thesis in ihrer Antithesis und Synthesis mit der Nichtidentität, als der Hypothesis — ist die *Anwendung der Identität als der Identität* — das Identische, *als das Identische* — der *positive Nichtwiderspruch*.

Es ist unmöglich, aus den nach diesen Prämissen fortgesetzten Definitionen und Paragraphen der Schrift einen Auszug zu geben. Er würde weder deutlich genug seyn können, noch auch durch Neuheit Entschuldigung verdienen: denn die Leser der sonstigen Schriften des Vfs. finden hier denselben Gedanken ganz wieder, wie denn das bey Expositionen dieser Art nicht anders zu erwarten steht. Der Vf. handelt noch in den folgenden Abschnitten *von der logischen oder intellectuellen, und der analogischen oder sinnlichen Gewifsheit; von der philosophischen Analysis, ihrem Grund und Wesen nach*; (sie ist nach S. 70.: „die Unterscheidung der Anwendung der Identität, als solcher, in ihrer *Unmischbarkeit* und *Untrennbarkeit* mit der Anwendung der Nichtidentität als solcher im Bewufstseyn.") *von der Eintheilung der philosophischen Analysis; von der Ausführung der reinen logischen Analysis*. — Am Schlusse giebt der Vf. die Probe einer solchen Ausführung der philosophischen Analysis.

OEKONOMIE.

Erfurt, b. Beyer und Maring: *Der Rathgeber in der Holzzucht* vom ersten Keime an bis zum vollendeten

Digitized by Google

deten Wachsthum des Stammes, nach den Kennzeichen, der Anzucht, den Eigenschaften und der Benutzung in alphabetischer Ordnung, von *A. C. Spitz*, vormaligen Kurf. Mainz. Kammer- und Stadtrathskämmerer, auch Mitgl. der Akad. nützl. Wissensch. zu Erfurt. 1805. XLII u. 230 S. 8. (16 gr.)

Der Endzweck dieses Werks ist, eine Anleitung zu geben, wie wüste Gegenden durch Anlagen von Lustgebüschen, verschönert und zugleich die Holzcultur befördert werden könne. Der Vf. hat *Willdenow*, *Du Roi* und *v. Burgsdorf* zu Rathe gezogen. Er bringt für solche Anlagen blos unsere deutschen, nebst einigen andern an das deutsche Klima gewöhnten, naturalisirten Holzarten in Vorschlag, und bemerkt ganz richtig, dass der Ankauf des fremden, tauben, nicht keimenden Holzsamens schon manche Summe Geldes aus manchem Lande gezogen habe, die weit nützlicher auf Culturen mit vaterländischen Holzarten hätte verwendet werden können. Um solche Anlagen sowohl zur Verschönerung der Gegenden zu machen, als auch um manches Brennholz zu erziehen, werden sich hie und da öde Plätze genug vorfinden und diese Anleitung dürfte für manche Gegend nützlich werden, wenn man die mancherley von dem Vf. gemachten Erfahrungen dabey benutzt. Er hat zu dieser Absicht 97 verschiedene Arten von Bäumen und Sträuchen in Vorschlag gebracht, bey deren Beschreibung meistens die Naturgeschichte derselben übergangen, und nur der Anbau und die Behandlung mit vorzüglicher Rücksicht auf Lustgebüsche, hie und da aber zu weit ausgeführt wird. Jedoch fehlt es nicht an guten praktischen Bemerkungen. Diese abgerechnet, hätte das Ganze mehr zusammengezogen werden können.

Breslau, b. Korn d. ä.: *Die Rathgeberin für Bräute, die sich ihre Ausstattung anschaffen wollen, oder für junge Hausmütter, welche die ihrige vermehren wollen.* Ein Versuch zur *Waarenkunde* für Frauenzimmer, von *Amalien.* 1805. 366 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mit Recht nennt die Vfn. in der Zuschrift an ihre Schwägerin die *Haushaltungskunst* die *wichtigste aller Künste*, welche heranwachsende Töchter zu erlernen haben, und hiezu gehört denn ohne Zweifel auch eine gründliche Kenntniss der Waaren. Freylich muss der praktische Unterricht erfahrner Mütter und eigne Anschauung noch dazu kommen, um diese Kenntniss vollständig zu machen; aber eine schriftliche Anweisung kann doch schon einen guten Grund legen und allenfalls den Mangel des mündlichen Unterrichts — denn wie viele Mütter sind im Stande, ihn zu geben? — ersetzen.

In vierzehn an ihre Nichte geschriebnen Briefen handelt die Vfn. von der Leinwand und dem Garne; von Schleyern, Batist u. s. w.; von der Baumwolle und baumwollnen Geweben; von der Seide und seidnen Geweben; von der Wolle und wollnen Geweben; von Federbetten, Matratzen u. s. w.; von echten und falschen Edelsteinen; von Kanten, Blumen, Federbüschen u. s. w.; von Handschuhen, Schuhen und Hüthen; vom Pelzwerk; von Tapeten, Möbeln u. s. w.; von Spiegeln, Porzellan, Steingut u. s. w.; von Zinn, Kupfer, Eisen u. s. w. Der Vortrag ist leicht und angenehm, die Schreibart nicht immer correct; auch darf man von einem Frauenzimmer nicht erwarten, dass es sich genau an die systematische Naturgeschichte halten werde. So heisst es z. B. S. 116.: Vigognewolle kommt von dem Vicunnathier, welches eine *Art Kameelziegen* ist u. s. w. Auf der folgenden Seite wird vom Seidenhasen gesagt, er sey aus dem *Geschlechte der Kaninchen.* Uebrigens können wir das Buch als zweckmäfsig insonderheit auch den Lehrern und Lehrerinnen an Töchterschulen empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Elberfeld*, b. Vf.: *Systematisch geordnete Uebersicht der gemeinnützigsten Kenntnisse für die Bildung rechtschaffener Staatsbeamten.* Als Leitfaden akademischer Vorlesungen über die Encyklopädie der ökonomischen und politischen Wissenschaften entworfen, und mit einigen Betrachtungen über die Nothwendigkeit der Verbindung kameralistischer Kenntnisse mit den juristischen begleitet, von *Joseph Schramm*, zu Düsseldorf öffentl. ordentl. Lehrer des Naturrechts und der Encyklopädie der ökon. und polit. Wissenschaften. 1805. 100 S. (8 gr.) — Ein wohlgeschriebenes Werkchen, in welchem gerechte Klagen über den traurigen Zustand des juristischen Studiums erhoben, und ein kurzer Grundriss der kameralistischen Wissenschaften gegeben wird, welcher verräth, dass der Vf. über diesen Gegenstand nachgedacht hat, so dass Rec. glaubt, dass die versprochene weitere Ausführung einer nach diesem kurzen Grundrisse ausgearbeiteten Kameral-Encyklopädie dem Publicum willkommen seyn werde. Der Vf. theilt seine Encyklopädie in *zwey* Theile, wovon der *erste* in *vier* Abschnitten die von ihm sogenannten ökonomischen Wissenschaften abhandelt, nämlich: die Natur-Productenkunde, die Gewerks- und Kunstproductenkunde, das Bauwesen und die Güterveranschlagung (die schwerlich hierher gehören), und die Handelsbetriebskunde. Der *zweyte* Theil giebt einen Abriss der Politik, worunter der Vf. die Staatsverfassungs- und Staatsverwaltungslehre begreift, und sie unter den Titeln: Polizey, Staatswirthschaft, Finanzwissenschaft und Kameralrechnungsführung vorträgt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Januar 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG (ohne Angabe des Verlegers): *Ein ſicheres, aber auch einziges Mittel, die Länder zu bevölkern, die Gutsbeſitzer zu bereichern und die Unterthanen wohlhabend und glücklich zu machen.* Von *B. Oelſchläger.* 1805. 120 S. 8. (10 gr.)

Eine intereſſante Schrift, in einem treuherzigen, etwas altväteriſchen Tone, nicht frey von Fehlern des Stils, aber voll treffender und anwendbarer Bemerkungen. Sie iſt ganz in Beziehung auf den preuſsiſchen Staat abgefaſst, und deckt Mängel in denſelben auf, die der Patriot lieber hören und leſen wird, als die vielen ſchalen Lobeserhebungen, welche Staatsbeamte und Schriftſteller ſo reichlich ausſpenden, und die oft nur dazu dienen, das Auge von den drückenden Uebeln, die ſo ſehr der Ablielfung bedürfen, abzuwenden. Wenn die Wunden alt und durch Gewohnheit verharſcht ſind: ſo iſt es oft nützlich, ſie aufzureiſsen und offen darzulegen, weil dieſes zu deſto ſchnellerer Kur auffordert. Eine kurze Anzeige des Inhalts dieſes Büchleins wird gewiſs unſern Leſern angenehm ſeyn. Der Vf. beweiſet zuerſt, dafs das alte Mutterland, nämlich Brandenburg, Pommern und Altpreuſsen, ſehr ſchlecht bevölkert iſt, und kaum die Hälfte ſo viel Einwohner enthält, als das benachbarte Sachſen, Lauſitz und Schleſien; dafs man in der Mark Brandenburg (667 Q. Meilen) nicht mehr als 900,000 Menſchen annehmen kann, da von Berlin wenigſtens 100,000 Einwohner den übrigen Provinzen zufallen, indem gewiſs um ſo viel weniger daſelbſt leben würden, wenn Berlin nur die Hauptſtadt von Brandenburg wäre; dafs die Mark Brandenburg und Pommern jetzt viel weniger als ehemals bevölkert ſind, ungeachtet die ſtatiſtiſchen Tabellen das Gegentheil davon vorſpiegeln. Die wahren Urſachen dieſer ſchlechten Bevölkerung liegen nicht in dem Mangel an Fruchtbarkeit, wie die ſtudirten Leute glauben, die, beyläufig geſagt, der Vf. nicht leiden kann, weil ſie (ſollte heiſsen, *wenn* ſie) bloſs aus Büchern urtheilen. Wenn die Sache gründlich und unparteyiſch betrachtet wird: ſo findet ſich, dafs die Mark Brandenburg eben ſo fruchtbar iſt, und nicht mehr Sand hat, als Schleſien, und viel fruchtbarer, als die Lauſitz. Aber die vornehmſte Urſache der ſchlechten Bevölkerung in der Mark, Pommern und den ihnen ähnlichen Ländern, ſind die ſehr groſsen Feldmarken, und daher die wenigen Dörfer. Dafs dieſe Einrichtung nur eine tatariſche oder kalmückiſche Feldwirthſchaft zulaſſe, zeigt der Vf. ſehr klar. Denn 1) muſs dabey immer ein ſehr groſser Theil zur Weide und Brache liegen bleiben, 2) wird der Anbau der entfernten Aecker koſtbar und dadurch oft unmöglich, und 3) darf der Beſitzer den Acker nur nach dem Herkommen oder ſo benutzen, wie es der groſse Haufen will. So lange dieſe Verfaſſung bleibt, hält der Vf. eine gröſsere Bevölkerung für unmöglich, und zeigt ſehr gut, wie kraftloſe Mittel hierzu die künſtliche Anlegung von Fabriken und die Anſetzung der Handwerker ſind, auf welche die Volksvermehrer aus Friedrichs II. Zeiten ſo viel halten. „Dann, heiſst es S. 20., ſucht man die Bevölkerung dadurch zu befördern, dafs man das Anſetzen neuer Bürger zu erleichtern ſucht; z. E. durch Freyjahre, Baugelder u. dgl., das iſt alles unnütz. Die Bürger werden ſich ſchon allein anſetzen, ſo bald ſie ſehen, dafs ſie als ſolche Nahrung erwerben können. Iſt dieſs der Fall: ſo brauchen ſie keine höhere Hülfe; iſt dieſs der Fall nicht: ſo iſt alle höhere Hülfe unzulänglich." Will man in den preuſsiſchen Staaten die Bevölkerung auf eine ſolide Art vermehren: ſo muſs man das platte Land mehr bevölkern; finden auf den Dörfern mehr Menſchen ihr reichliches Auskommen: ſo vermehren ſich die Menſchen in den Städten von ſelbſt. So ſind die Städte Landsberg, Friedberg und Drieſen durch die angeſetzten Koloniſten in einen ausnehmend blühendern Zuſtand gekommen, als ſie vorher waren. Nach den jetzigen herrſchenden Grundſätzen iſt aber eine Vermehrung der Dorfbewohner nicht möglich, weil zwar genug überflüſſiges Land vorhanden iſt, aber doch alles Land ſeine Eigenthümer hat, und kein Eigenthümer etwas abgeben will.

Wie nun durch eine beſſere Vertheilung der Aecker unter eine gröſsere Anzahl von Eigenthümern der allgemeine Wohlſtand befördert und die Bevölkerung der genannten Provinzen leicht um $\frac{1}{3}$ vermehrt werden könnte, zeigt der Vf. im *ſiebenten* Abſchnitt auf eine ſehr anſchauliche Art, ſo wie auch in dem folgenden, dafs die Gutsbeſitzer von einer ſolchen Austheilung ihrer Ländereyen an einzelne Familien nicht nur nichts verlieren, ſondern vielmehr ihre Einkünfte ſehr anſehnlich vermehren würden. Ein gleiches könnte mit den königl. Domänenämtern geſchehen. Wirklich hat auch der Miniſter Voſs angefangen, Verſuche dieſer Art in der Mark zu machen, die ganz trefflich gelungen ſind (wie man aus *Nöldechens* Briefen über den Oderbruch ſehen kann). „Und doch (S. 69.) iſt dieſer Sache plötzlich Einhalt geſchehen.

Digitized by Google

Die Ränke, Kunstgriffe und Maschinen, die hier gebraucht worden, sind unglaublich. Das meiste mag wohl gewirkt haben, dass die Schlächter sich dawider gesetzt — freylich nicht ohne Bezahlung — und vorgegeben, sie würden die Hauptstadt nicht mehr mit hinlänglichem Schlachtvieh versorgen können u. s. w." Sollte wohl ein so grundloser Einwand bey den preussischen Behörden eine Wirkung haben können? Der Vf. spielt in mehrern Stellen deutlich darauf an, dass der in der Mark so glücklich angefangne Abbau durch die Bestechung der Oekonomie-Beamten rückgängig gemacht; oder die Erweiterung davon verhindert worden sey. Der Vf. freuet sich über das kürzlich angefangne und immer weiter gehende Abbauen der adelichen Güter in Schlesien und über die jetzigen neuen Einrichtungen der königl. Aemter in Brandenburg und Pommern (das hauptsächlich in dem Zusammenlegen der Baueräcker und in dem Ausbau der Bauern besteht), wodurch allein manches Bauergut von einem Werthe unter Null bis auf 4000 Rthlr. und mehr gestiegen ist. Dass viele Bauern sich zu einer, für sie so vortheilhaften, Veränderung doch sehr ungern verstanden haben, davon wird S. 77. folgender Grund angeführt: „weil auch hier alle Künste unter der Hand angewandt worden sind, um den Bauer misstrauisch und hartnäckig zu machen, damit die Landesverwaltung endlich verdriesslich werden, und alles beym Alten lassen soll; und zweytens vorzüglich deswegen, weil der Bauer dabey in eine ganz neue, ihm unbekannte Welt gekommen ist. Er hört das alte Lied, dass diese Veränderung zu seinem Wohl geschehen solle. Er siehts mit seinen eignen Augen und glaubts nicht, weil dies der erste Fall ist, wo er nicht verlieren, sondern gewinnen soll. Er kann sich also von der Neuigkeit noch gar nicht erholen und zu sich selbst kommen, dass dies wirklich seinen Zustand vollkommner machen wird; und dass dahinter nicht irgendwo eine Hinterlist verborgen seyn." Obgleich diese Ansicht der Dinge manchem etwas hypochondrisch vorkommen dürfte: so ist sie doch, leider! nur allzu wahr. Die Aufstellungen, welche der Vf. an diesem Verfahren dennoch zu machen findet, sind (S. 78.) folgende: 1) dass man die grossen Feldmarken und den Aemtern ihre ganzen Aecker gelassen hat; 2) dass man die Bauern nur so separirt, dass sie ihren Acker nur in jedem der drey Felder beysammen haben, statt ihnen denselben in einem Felde anzuweisen; man hätte also 3) die Feldmark in mehrere Dörfer eintheilen und einem jeden seinen Acker so anweisen sollen, dass er zusammen dicht an den Wohnungen liegt. Eben so tadelt der Vf., dass man die Vorwerke an einzelne Personen in Erbpacht gegeben, statt ein grosses wohlhabendes Dorf damit zu stiften. Die Dismembrationen in Neuostpreussen, die unter der festen Hand des Minister *Schrötters* und seiner, mit den wahren wirthschaftlichen Grundsätzen so vertrauten, Departementsräthe so glücklichen Fortgang haben, sich ganz in der Stille immer weiter ausdehnen und sich durch ihre kluge und vortreffliche Einrichtung bewähren, scheint der Vf. gar nicht zu kennen: denn sonst würde er bey diesen wohl am längsten verweilt seyn, und ihrer im *neunzehnten* Abschnitte, der die Dismembrirung für die neupreussischen Provinzen in Polen so sehr empfiehlt, erwähnt haben.

Richtig wird (S. 56.) bemerkt, dass von den jetzt so sehr empfohlnen Separationen, die darin bestehen, dass der herrschaftliche Acker von den Unterthanenacker getrennt, letzterer aber in Gemeinschaft gelassen werde, nicht viel Ersprieslliches zu hoffen sey. Soll die Separation nützlich seyn: so muss dadurch ein jeder sein Stück Land beysammen und, so nahe als möglich, an seiner Wohnung erhalten. Von den Separationen der ersten Art erzählt der Vf. sehr viel Böses.

Was über die polnischen Provinzen gesagt wird, contrastirt so sehr mit den Vorstellungen, die manche preussische Staatsbeamten davon geben, dass die Wahrheit auch wohl hier in der Mitte liegen wird. Dem Vf. zufolge hat der polnische Bauer nichts unter der neuen Regierung gewonnen, wohl aber die Edelleute als Güterbesitzer, weil die Erzeugnisse der Güter in weit grösrer Proportion gestiegen seyn, als die Abgaben der Gutsbesitzer. Allein dass der Bauerstand, und so auch mehrere Städte unter der preussischen Regierung, besonders des jetzigen Königs, grosse Vortheile erhalten haben, darüber sprechen doch auch so viele Nachrichten von unparteyischen Augenzeugen, so manche offenkundige Thatsachen, dass die Angaben des Hn. *O.*, so richtig sie in einzelnen Fällen seyn mögen, doch unmöglich so allgemein gelten können, als sie hier ausgesprochen werden. Indessen verdienen seine Vorschläge zu fernern Landesverbesserungen alle Aufmerksamkeit. Dahin gehört der Vorschlag, deutsche evangelische Kolonisten anzusetzen und sie durch eingerichtete vortheilhafte Acker-Etablissements ins Land zu ziehen, damit sie unter die Eingebornen gemischt werden und unter diesen nach und nach einen andern Geist verbreiten helfen. Dabey kann des Vfs. Meinung wohl nicht dahin gehen, die Eingebornen von der Acquisition der neuen Grundbesitzungen auszuschliessen; vielmehr ist die Tendenz der ganzen Schrift dahin gerichtet, auch den polnischen Bauer von den Fesseln der Leibeigenschaft oder Erbunterthänigkeit, wie das preussische Gesetzbuch dieses harte Uebel milder benennt, loszureissen, und ihnen Gelegenheiten zu eröffnen, freyes Landeigenthum zu erwerben.

CHEMIE.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Ueber die chemischen Kennzeichen und die Bestandtheile der Mineralien*, von *J. B. Vogelmann* Prof. der Naturgesch. zu Würzburg. 1805. 184 S. 8. (16 gr.)

Sehr richtig bemerkt der Vf., dass diejenigen, welche Mineralogie studiren, ohne chemische Kenntnisse

Digitized by Google

nisse keine Fortschritte in dieser Wissenschaft machen können. Er entschlofs sich also, als Einleitung in die Mineralogie einen kurzen Leitfaden zum Gebrauche für seine Vorlesungen herauszugeben, worin die zur Mineralogie erforderlichen chemischen Kenntnisse kurz vorgetragen sind. Zuerst handelt er von der Wirkung des Feuers auf die Mineralien, dann von den Auflösungs- oder Niederschlagungsmitteln; den gröfsten Theil des Buchs nimmt endlich eine Charakteristik der einfachen Bestandtheile ein. Das Bekannte ist hier ohne bedeutende Fehler zusammengestellt; neue Bemerkungen wird man nicht erwarten, aber einen praktischen Unterricht, welcher zwar mehr Mühe erfordert hätte, erhält man auch nicht. Die Charaktere der Metalle sind nach ihrem Verhalten in vollkommenem Zustande angegeben, worin sie der Mineraloge selten findet, und man vermifst die Kennzeichen, wodurch man sie in ihren Verbindungen, besonders bey der Prüfung mit dem Löthrohr, erkennt. Eben dieses ist der Fall mit den Erden und Säuren. Eine Anleitung zur Erkennung der Bestandtheile in ihren Verbindungen und verschiedenen Zuständen würde dem Anfänger sehr willkommen gewesen seyn, da er sich die Charaktere mit Mühe aus den speciellen Beschreibungen der Mineralien zusammensuchen mufs. Gerade das sonderbare Verhalten vor dem Löthrohre hat die Mineralogen oft auf die Vermuthung neuer Erden und Metalle gebracht, und gerade die Kunstgriffe, das Bekannte von dem Unbekannten unterscheiden zu lernen, sollte der Anfänger in Anleitungen, wie diese, nicht vergebens suchen.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Benjamin Bergmann's historische Schriften.* — *Erstes* Bändchen. (Auch unter dem Titel: *Johann Reinhold von Patkul* vor dem Richterstuhle der Nachwelt.) 1806. (eigentl. 1805.) 1 Alph. — *Zweytes* Bändchen. (Auch unter dem Titel: *Die Kalenderunruhen in Riga* in den Jahren 1585 bis 1590.) 1806. 20 Bog. 8. (3 Rthlr.)

Der Vf., Sohn eines nicht unberühmten liefländischen Historikers, des noch lebenden Hn. Pastors *Gustav Bergmann* zu Ruien, beginnt, wie es scheint, mit diesem Werke seine schriftstellerische Laufbahn. Er fafste den beyfallswürdigen Vorsatz, seine Mufse auf Darstellung interessanter Gegenstände der Geschichte seines Vaterlandes zu verwenden, sich folglich an die Reihe der *Hiärne*, *Arndte*, *Gadebusche*, *Schwarze* u. a. anzuschliefsen, und dadurch einem künftigen liefländischen *Gibbon* in die Hände zu arbeiten. Nach Durchlesung der beiden Bändchen glauben wir, ihn zur fleifsigen Fortsetzung ermuntern zu dürfen. Er besitzt die zu einem solchen Geschäfte nöthigen Kenntnisse, Geduld zum Sammeln der Materialien, kritischen Geist zu ihrer Sichtung, wie auch Geschicklichkeit zu ihrer Zusammenstellung. Erst giebt er ein nach Klassen geordnetes literarisches Verzeichnifs seiner Vorgänger, theilt alsdann den Stoff in gewisse Perioden, und bearbeitet ihn so, dafs er dessen Bestandtheile in einer fortlaufenden Erzählung darstellt, die Citate aber, Abweichungen der Vorgänger von ihm und Prüfungen derselben in die, zum Theil weitläufigen, Anmerkungen unter den Text verweiset. Diese bestimmt er für die Forscher: Lesern, denen es blofs um eine allgemeine Uebersicht des Ganzen zu thun ist, giebt er den Rath, sie zu überschlagen. Jedes Bändchen ist überdiefs mit Beylagen versehen. Das *erste* ist der Geschichte des berühmten oder, wenn man lieber will, berüchtigten *Patkul* gewidmet. So viel auch schon über diesen im J. 1707. auf Befehl des schwedischen Königs, Karl des 12ten, geräderten liefländischen Staatsmann und russischen General geschrieben worden ist: so sind doch durch alles dieses nicht alle Dunkelheiten aus dessen Geschichte verbannt worden, selbst nicht durch das neueste, aus drey Octavbänden bestehende, von uns (im Jahrg. 1793. Nr. 20. und in den Erg. Blättern Jahrg. 1805. Nr. 21.) ausführlicher beurtheilte Werk: *Patkul's Berichte an das Zaarische Kabinet in Moskau* u. s. w. Hr. *B.*, der zur Geschichte seines Helden mehr Materialien, als irgend einer seiner Vorgänger, benutzte, schmeichelt sich, nicht blofs, bey dem Gebrauch handschriftlicher Papiere, neue Umstände ausgemittelt, sondern auch manche Probleme aufgelöst zu haben: gesteht aber dessen ungeachtet ein, dafs noch sehr viel für künftige Bearbeiter dieses Gegenstandes übrig geblieben sey. Zu diesem *sehr viel* gehört der noch immer fortdauernde Mangel an Nachrichten von Patkul's frühern Lebensjahren. Selbst sein Geburtsjahr kann noch immer nicht bestimmt angegeben werden. Auch unser Vf. läfst ihn, wie der Herausg. der eben erwähnten Berichte, um das J. 1660. geboren werden. Auch von seiner Erziehung und vom Anfange seiner schwedischen Kriegsdienste weifs man nichts. Ehe sich Hr. *B.* auf Patkul, den Geschäftsmann, einläfst, giebt er eine zweckmäfsige Nachricht von der Güterreduction im schwedischen Reiche unter Karl dem XI., weil *P.*, als Deputirter der liefländischen Ritterschaft, eine Hauptrolle dabey spielte, und dadurch den ersten Grund zu seinem Ungemach legte. Der zweyte war sein übel abgelaufener Proceſs gegen den Generalgouverneur Hastfer zu Riga; wobey einige vorher unbekannte Umstände vorkommen. Die wichtige Frage, ob *P.* den König Friedrich August von Polen zum nordischen Krieg, um Liefland wieder an Polen zu bringen, verleitet habe? und die auch wir in jener Recension prüfen halfen, verneinet Hr. *B.*, und behauptet vielmehr, Zar Peter habe Augusten dazu ermuntert (S. 103 ff.). — In wiefern *P.* Veranlassung gegeben, dafs der Kurfürst Friedrich von Brandenburg die Königswürde angenommen, wird S. 100 u. 107. untersucht. — S. 115. und anderwärts wird *P.* gegen Nordberg und andere schwedische Geschichtschreiber vertheidigt. — *Patkul's* Mitwirken bey dem nordischen Krieg wird, wie sich's erwarten läfst, genau erörtert, und unter andern gezeigt, dafs *P.* in polnischen

schen Dienſten keine militäriſche Rolle geſpielt habe; ſo auch, daſs ihn wahrſcheinlich ſeine Uneinigkeit mit den neidiſchen polniſch-ſächſiſchen Miniſtern zum Uebertritt in ruſſiſche Militär- und Civildienſte bewogen habe. Der König ſelbſt ſchätzte ihn, welches ſchon daraus erhellet, daſs der Zar ihn bald darauf als Geſandten an ihn ſchickte. — *Patkul's* Prahlereyen als ruſſiſcher Generallieutenant (S. 181 ff.). — Seine Fehde mit dem ſächſiſchen Oberſten von Görz (S. 195 ff.). — Ueber die Urſachen der Verhaftung *Patkul's* in Dresden (S. 219 ff.). — Schon allbekannt ſind die Umſtände von deſſen empörenden Auslieferung an Karl XII. und von der noch empörendern Hinrichtung. — In der am Ende beygefügten, ſehr gut getroffenen Charakterſchilderung wird erinnert, *P.* würde, bey ſeinen natürlichen und ausgebildeten Geiſteskräften, der erſte Staatsbürger ſeines Zeitalters geworden ſeyn, wenn kein ſo auffallendes Miſsverhältniſs zwiſchen ſittlichen und geiſtigen Anlagen bey ihm geherrſcht hätte; bewundernswerth ſey ſeine kühne Gewandtheit in leichten, ſo wie in ſchwierigen Verhältniſſen, die Mittel zum Zwecke zu lenken, Hinderniſſe zu entfernen, und Widerſacher auf ſeine Seite zu ziehen; ſchlau und verſchlagen habe er die Geſinnungen der Menſchen, mit denen er zu thun hatte, ergründet, ohne ſich ſelbſt ergründen zu laſſen; erfindungsreich in Planen ſey ſein Geiſt nie untergelegen, wo andere verzweifelten; ſeine Schriften enthielten zwar viele harte Wendungen, viele derbe Ausfälle auf die Gegenpartey; aber zugleich auch eine Menge Bemerkungen, die mit Edelſteinen in einer ſchlechten Einfaſſung verglichen werden können; ſeine genaue Bekanntſchaft mit den Wiſſenſchaften und mit lebenden und todten Sprachen — er verſtand auch Griechiſch — bewieſen, wie ſorgfältig er ſeine Jugendzeit müſſe angewendet haben: aber auf der andern Seite iſt auch ſeine Ränk-, Ruhm- und Rachſucht, ſeine mitunter ausgeübte Ungerechtigkeit und Grauſamkeit weder zu verkennen, noch zu vertheidigen.

Der Inhalt des *zweyten* Bändchens iſt zu local und zu individuell, als daſs wir uns, in Hinſicht auf den gröſsten Theil unſerer Leſer, lange dabey verweilen dürften. Bekanntlich verwarfen die Proteſtanten den im J. 1582. von dem Kaiſer durch Papſt Gregor XIII. mit Recht verbeſſerten, auf dem Reichstage zu Augsburg vorgeſchlagenen, Kalender bloſs aus Eigenſinn und Religionserbitterung, nur weil die Sache vom Papſt herrührte und vom Kaiſer unterſtützt wurde. Die Bürger der Stadt Riga, und mit ihnen alle proteſtantiſche Liefländer, thaten daſſelbe, als ihr damaliger Regent, der katholiſche König Stephan von Polen, auch in Liefland den Gregorianiſchen Kalender einführen, und dadurch, da er in Polen ohne Widerſtand eingeführt ward, in allen ſeinen Staaten eine gleichförmige Zeitrechnung bewirken wollte. Indeſſen iſt es doch lehrreich, auch an dieſem Hergange zu ſehen, wie weit blinder Religionseifer gehen, was für abſcheuliche Ausſchweifungen, ja ſogar Grauſamkeiten, er veranlaſſen könne, und in welche weitläufige Ungelegenheiten durch fünfjährige Widerſpenſtigkeit die Stadt Riga verwickelt wurde. Hr. *Bergmann* ward durch eine Menge groſsentheils ungedruckter Actenſtücke und anderer Hülfsmittel, die er beym Eingange ſpecificirt und beſchreibt, in den Stand geſetzt, weit mehr, als alle ſeine Vorgänger, zu leiſten. Drey der wichtigſten Schriften hat er am Ende unabgekürzt beygefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Leipzig*, b. Breitkopf u. Härtel: *Notitia et recenſio codicum MSS., qui in bibliotheca epiſcopatus Numburgo-Cizenſis aſſervantur. Particula prima.* Auctore *Ch. G. Müller.* 1806. 23 S. 8. — Schon früher hat der Vf. in einigen Programmen einzelne handſchriftliche Schätze der Bibliothek, welcher er vorſteht, zur Kenntniſs des Publicums gebracht; noch verdienſtlicher iſt es, daſs er ſich nunmehr entſchloſſen hat, ein vollſtändiges kritiſches Verzeichniſs der ſämmtlichen dort befindlichen Handſchriften in einer Reihe von Aufſätzen zu geben. Die vom Biſchof Julius Pflug im 16ten Jahrh. gegründete Stiftsbibliothek iſt vorzüglich durch den Ankauf der Bibliothek von Thomas Reineſius mit griechiſchen, weniger mit lateiniſchen, Handſchriften von Claſſikern und mit ſolchen, die ſich auf die Reformations-Geſchichte beziehen, bereichert worden, wozu noch ältere Drucke und ſeltne Bücher, und viele Werke mit beygeſchriebnen, gelehrten Anmerkungen von Reineſius kommen. Der Vf. beginnt ſeine Beſchreibung der griechiſchen Handſchriften mit einem Codex der noch ungedruckten Scholien des Olympiodorus über Plato's Gorgias, Alcibiades I., Phaedon und Philebus, der zwar erſt aus der Mitte des 16ten Jahrh., aber, wie hier nachgewieſen wird, die Abſchrift einer Venetianiſchen Handſchrift der St. Marcus-Bibliothek aus dem 10ten Jahrh. iſt, und nicht nur das Anſehen der beſten Handſchriften unterſtützt und manche Conjecturen der Herausgeber des Plato beſtätigt, ſondern auch neue, nicht verächtliche, Lesarten darbietet. Der Vf. beſtätigt dieſes Urtheil theils durch Mittheilung von Lesarten des Plato ſelbſt, deſſen Text mit in die Handſchrift eingerückt iſt, theils durch Proben von den Scholien, die mit den Ruhnkeniuſſchen verglichen werden. Der S. 14. angeführte Vers des Empedocles iſt aus dem dritten Buch περὶ Φύσεως bey *Sturz* p. 526. v. 295. Das Programm umfaſst nur die Beſchreibung der erſten Hälfte dieſes Codex.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. Januar 1807.

NATURGESCHICHTE.

London, beym Vf.: *The Heathery*, or *a monography of the genus Erica*, by H. *Andrews*. 1804 — 1806. 8. Nr. 1 — 17. Jede Numer mit 6 Kupfern kostet 3 Sh. 6 d.

Man weifs, dafs der Vf. schon seit mehrern Jahren ein grofses Prachtwerk über die Heiden herausgegeben, wovon das vor uns liegende eine wohlfeilere Ausgabe ist, die zugleich alle neue Entdeckungen in dieser Gattung enthält. Es wird also dieses Werk einem jeden Botaniker künftig als Quelle unentbehrlich seyn, zumal da die charakteristischen Kennzeichen mit der äufserften Sorgfalt bemerkt und die natürlichen Farben ganz vortrefflich angegeben sind. Wir wollen, um die Benutzung dieses Werks zu erleichtern, und zugleich den Besitzern der *spec. plant.* einen Dienst zu erweisen, die wichtigsten Bemerkungen, nach der Ordnung in *Willd. spec. plant.* ausheben.

I. *Ericae antheris aristatis, foliis quaternis. E. depressa* (*Andr.* n. 4.), *foliis crassiusculis obtusis glabris patentibus, floribus terminalibus ternis subsessilibus subcylindricis, antheris inclusis.* Die Blumen sind gelb, die Art ist neu, und gränzt an *E. Pattersonia*, welche gleichwohl durch die zugespitzten Blätter unterschieden ist. Mit *E. depressa Willd.* n. 4. mufs sie nicht verwechselt werden. . . *E. plumosa* (n. 8.), *foliis linearibus obtusis villosis patentibus, floribus axillaribus verticillatis campanulatis, pedunculis calyceque ciliato coloratis, antheris stylogue inclusis.* Gränzt so nahe an *E. amoena Willd.* n. 30., dafs man diese blofs durch *fol. imbricata* und *bracteas pedunculo longiores* unterscheiden kann. . . *E. cylindrica* (n. 11.), *foliis linearibus erectis glabris, floribus cylindricis axillaribus sessilibus confertis laciniis revolutis, antheris inclusis.* Wieder nicht mit der gleichnamigen *Willd.* zu verwechseln, welche stumpfe Antheren hat. Die letztere blüht weifs, und diese scharlachroth. . . *E. sessiliflora* (n. 17.), *foliis erecto-patentibus linearibus acutis glabris, floribus cylindricis spicatis confertis, antheris inclusis, perianthio duplici colorato, foliolis concavis obtusiusculis.* Steht neben *E. gilva Willd.* n. 33. nur dafs die Kelche doppelt sind.

II. *Ericae antheris cristatis*, a) *foliis sparsis. E. droseroides* (n. 2.), *foliis patentibus linearibus obtusis piloso-glandulosis, floribus terminalibus umbellatis ventricosis costatis viscosis ore coaretato, antheris inclusis, pedunculis calyceque coloratis.* Diese Art steht als synonym mit *E. glutinosa* in *Willd.* n. 1., aber die letztere hat gegrannte Antheren. b) *foliis ternis. E. leucanthera* (n. 7.), *Willd.* n. 80., aber am unrechten Orte: denn die Antheren sind nicht stumpf, und stehn nicht aus der Blume hervor, sondern stecken drin. . . *E. glauca* (n. 8.), *foliis erecto-patentibus glabris glaucis subulatis, floribus terminalibus umbellatis ventricosis, antheris inclusis, pedunculis bracteis calycibusque patentissimis coloratis.* Neu und schön. . . *E. ardens* (n. 15.), *foliis subulatis patenti-reflexis, floribus subglobosis axillaribus cernuis ore contracto, antheris inclusis, pedunculis calyceque coloratis.* Beide letztere Arten gehören als neu hinter *E. australis* n. 54. *Willd.* c) *foliis quaternis. E. cernua* (n. 1.), *Willd.* n. 62. Aber die Thunbergsche Differenz pafst hier nicht: es mufs heifsen: *foliis linearibus, floribus umbellatis terminalibus, calycibus serratis.* . . *E. physodes* (n. 1.), *Willd.* n. 61. Hier mufs in der Thunbergschen Differenz hinzugesetzt werden: *foliis linearibus obtusis viscosis.* . . *E. barbata* (n. 4. 8.), *foliis oblongis patentibus subtus incanis ciliatis, floribus terminalibus umbellatis urceolatis, antheris inclusis, pedunculis calycibusque coloratis ciliatis.* . *E. acuta* (n. 6.), *foliis subulatis glabris erectis, floribus ternis terminalibus urceolatis, calycibus coloratis ciliatis. E. rubens* (n. 6.), *Willd.* n. 51. Aber die Blätter stehn zu vieren, und nicht zu dreyen, wie *Thunberg* behauptet. *E. stricta* (n. 13.), *Willd.* n. 26. Aber die Antheren sind nicht gegrannt, sondern kammförmig. *E. Solandra* (n. 15.), *foliis linearibus obtusis erecto-patentibus hispidis, floribus terminalibus capitatis subglobosis, antheris inclusis, calycibus linearibus coloratis hispidis. E. squamosa* (n. 16.), *foliis erectis obtusis margine serrulatis, floribus terminalibus confertis globosis, antheris inclusis, calycibus coloratis squamosis.* . . d) *foliis senis. E. empetroides* (n. 4.). Von *E. empetrifolia* weiter nicht als durch die Gestalt der Antheren verschieden. Rec. glaubt, dafs beide vereinigt werden können.

III. *Ericae antheris bicornibus.* Diese Abtheilung hat *Andrews* zuerst, und wie Rec. glaubt, mit Recht gemacht, wenn gleich bey einigen Arten diese Form nicht so deutlich ausgedruckt ist. a) *foliis sparsis. E. obliqua* (n. 3.), *Willd.* n. 42., wo sie fälschlich unter denen mit kammförmigen Antheren steht. b) *foliis ternis. E. jasminiflora* (n. 1.), *foliis trigonis acutis patenti-reflexis, floribus ampullaceis viscosis costatis, ore contracto, limbo patenti, antheris inclusis, stylo subexserto.* Eine köstliche neue Art. *E. setacea* (n. 11.), *foliis linearibus obtusiusculis patentissimis ciliatis, floribus globoso-urceolatis glabris, antheris inclusis. E. sexfaria* (n. 13.), *Willd.* n. 78. *E. Nivenia* (n. 13.), *foliis oblongis duplicato-ciliatis, floribus terminalibus umbellatis turbinatis costatis, laci-*

Digitized by Google

niis revolutis, antheris exſertis, calycibus apice barbatis. *E. fimbricata* (n. 16.), *foliis oblongis ſubtus carinatis tenuiſſime ciliatis patentiſſimis, floribus terminalibus globoſis capitatis, antheris incluſis, calycibus coloratis ciliatis.* c) *foliis quaternis.* *E. conſpicua* (n. 1.), *Willd.* n. 115. *E. obbata* (n. 5.), *foliis reflexis rigidis ciliatis, floribus terminalibus erectis globoſo-ventricoſis, limbo patenti, laciniis biglandulosis, antheris incluſis, calycibus ſquamoſis apice coloratis.* Eine köſtliche neue Art, die ſich durch drüſenförmige Körper auf den Blumenblättern auszeichnet. *E. cubica* (n. 7.), *Willd.* n. 136. *E. tenella* (n. 10.), *foliis linearibus patentiſſimis glabris, floribus terminalibus congeſtis ventricoſis, antheris incluſis.* *E. gracilis* (n. 12.). Iſt nur eine Abart der vorigen, die ſich durch gefärbte roſenrothe Kelche auszeichnet.

IV. *Ericae antheris muticis.* a) *foliis oppoſitis.* *E. lutea* (n. 8.) *Willd.* n. 2., wo fälſchlich ihr gegrannte Antheren gegeben werden. b) *foliis ternis.* *E. verſicolor* (n. 2.) *Willd.* n. 96. *E. pulchella* (n. 2.) *Willd.* n. 100. *E. coſtata* (n. 4.) *foliis linearibus obtuſis pubeſcentibus erectis, floribus terminalibus cylindricis coſtatis, antheris incluſis, ſtylo ſubexſerto, calycibus imbricatis pubeſcentibus.* Neu und prächtig, roſenrothe Blumen mit weiſsen Spitzen. *E. Bruniades* (n. 5.) *Willd.* n. 84. *E. albens* (n. 6.) *Willd.* n. 66. *E. flammea* (n. 6.) *foliis ſubquaternis erectis filiformibus glabris, floribus tubuloſis axillaribus ſeſſilibus, antheris incluſis, calycibus ſublinearibus.* *E. nigrita* (n. 8.) *Willd.* n. 10., wo ihr aber fälſchlich gegrannte Antheren gegeben werden. *E. Sebana* (n. 10.) *Willd.* n. 93. *E. eriocephala* (n. 10.) kommt am nächſten mit *E. Bruniades* überein, von welcher ſie ſich bloſs durch die eingeſchloſſenen Antheren unterſcheidet. *E. taxifolia* (n. 10.) *Willd.* n. 83. *E. umbellata* (n. 11.) *Willd.* n. 70. *E. Linnaea* (n. 11.) *foliis faſciculatis linearibus villoſis, floribus axillaribus ſubverticillatis piloſis, laciniis erectis, antheris incluſis.* Eine wunderſchöne neue Art, mit weiſsen durchſichtigen, an der Baſis röthlichen Blumen. *E. bicolor, foliis erectis linearibus villoſis, floribus terminalibus tubuloſis, antheris incluſis, ſtylo ſubuncinato exſerto, pedicellis calycibusque imbricatis villoſis coloratis.* Neu und prächtig. Die Blumen ſind an der Baſis roth, gehn in der Mitte ins Gelbliche über, und ſind an der Spitze grün. *E. Petivérii* (n. 12. 13.) *Willd.* n. 91. Drey Abarten; eine mit rauchharigen Blättern, purpurrothen Blumen und gelbrothen Kelchen; die andere mit glatten Blättern und gelben Blumen und Kelchen, und die dritte mit pomeranzenfarbenen Blumen und grünrothen Kelchen. *E. flexuoſa* (n. 12.) *foliis linearibus obtuſis glabris erectis, ramis flexuoſis, floribus ſubcampanulatis ore conniveute, antheris exſertis, calycibus imbricatis coloratis.* Weiſse kleine Blümchen mit braunen Antheren. *E. capitata* (n. 12.) *Willd.* n. 83. *E. flava* (n. 13.) *foliis linearibus patentibus, floribus axillaribus congeſtis pedunculatis nutantibus urceolatis coſtatis, antheris ſubincluſis.* Neu und angenehm. *E. Leea* (n. 14.) *Willd.* n. 104. *E. tetragona* (n. 16.) *Willd.* n. 69. Mit *E. flava* zu nahe verwandt, aber glatte Blätter, nicht gewimperte, wie *Thunbergs* Differenz ſagt. *E. latifolia* (n. 16.) *foliis ovatis remotis patentiſſimis pubeſcentibus ſubtus incanis, floribus axillaribus pendulis ſubglobosis, antheris exſertis, pedunculis bracteatis coloratis.* *E. marifolia Willd.* n. 14. unterſcheidet ſich durch gegrannte eingeſchloſſene Antheren, und eine faſt kegelförmige Blumenkrone. c) *foliis quaternis.* *E. exſurgens* (n. 1.) Eine Abart von *E. grandiflora Willd.* n. 108., von welcher ſie ſich bloſs durch die Zahl der Blätter unterſcheidet. *E. viſcaria* (n. 1.) *Willd.* n. 129. *E. curviflora* (n. 2.) *Willd.* n. 110. *E. Melaſtoma* (n. 3.) *foliis linearibus rigidis ſcabris faſciculatis, floribus pendulis conicis ore conniveute, antheris longiſſime exſertis, calycibus imbricatis coloratis.* Neu und ſehr ſchön; die Blumen gelb mit ſchwarzer Mündung. *E. tubiflora* (n. 3.) *Willd.* n. 112. *E. radiata* (n. 4.) gehört ohne Bedenken als Abart zu *E. concinna.* *E. ferratifolia* (n. 5.) *foliis linearibus acutis patentiſſimis ferratis, floribus terminalibus ſeſſilibus cylindricis, antheris incluſis.* Eine ungemein ſchöne Art mit pomeranzenfarbenen Blumen. *E. igneſcens* (n. 6.) *foliis linearibus glabris erecto-patentibus, floribus axillaribus clavatis pubeſcentibus, antheris incluſis, ſtylo exſerto.* *E. comoſa* (n. 6.) *Willd.* n. 126. *E. Walkeria* (n. 9.) *foliis linearibus nitidis patentibus, floribus terminalibus faſtigiatis erectis ſubquaternis ventricoſis, limbo patenti, antheris incluſis, calycibus linearibus ſerratis,* ſieht der *E. obbata* etwas ähnlich. *E. hiſpida* (n. 10.) *foliis linearibus remotis hiſpidis divaricatis, floribus racemoſis ſubgloboſis pubeſcentibus, ore conniveute, antheris exſertis, calycibus coloratis ciliatis.* *E. faſtigiata* (n. 11.) *Willd.* n. 123. *E. campanulata* (n. 12.) *foliis filiformibus glabris erectis, floribus terminalibus ſolitariis campanulatis cernuis, antheris incluſis, calycibus acutis coloratis.* *E. horizontalis* (n. 15.) *foliis linearibus obtuſis glabris horizontalibus, floribus terminalibus ſubternis pendulis ore conniveute, antheris exſertis, calyce imbricato obtuſo.* Weiſse Blümchen mit ſchwarzer Mündung. *E. paluſtris* (n. 15.) *foliis linearibus obtuſis divaricatis pubeſcentibus, floribus axillaribus tubuloſis pubeſcentibus, antheris incluſis, calyce colorato.* Sehr ſchön, roſenroth, mit weiſsen Spitzen. *E. ſpuria* (n. 16.) *E. procera Willd.* n. 114. *E. conferta* (n. 17.) *foliis ſubulatis ſenioribus deflexis confertiſſimis, floribus ſubcapitatis globoſis, antheris ſubincluſis, calycibus coloratis.* d) *foliis ſenis.* *E. pinea* (n. 2.) *Willd.* n. 103. *E. Archeria* (n. 3.) *foliis rigidis patentibus ſerrato-ciliatis, floribus axillaribus tubuloſis villoſo-viſcoſis, laciniis erectis, antheris incluſis, ſtylo ſubexſerto.* *E. filamentoſa* (n. 5.) *foliis filiformibus appreſſo-imbricatis, floribus axillaribus campanulatis nutantibus, antheris incluſis, pedunculis coloratis.* *E. roſea* (n. 13.) *foliis filiformibus erectis glabris, floribus ſolitariis tubuloſis, laciniis erectis, antheris ſtyloque incluſis.* *E. veſtita* (n. 14-15.) *Willd.* n. 102. Drey Abarten: eine hoch purpurrothe, eine ſchön weiſse mit roſenrothen Spitzen, und eine hoch roſenrothe. *E. concinna* (n. 14.) *Willd.* n. 107. *E. purpurea* (n. 16.) *Willd.* n. 106. *E. coccinea* (n. 17.) *Willd.* n. 105.

Leipzig, b. Kummer: *Conspectus fungorum in Lusatiae superioris agro Niskiensi crescentium.* Et methodo Persooniana. Cum tabulis XII aeneis pictis, species novas XCIII sistentibus. Auctoribus *G. B. de Albertini, L. D. de Schweiniz.* 1805. XXIV u. 376 S. 8. (8 Rthlr.)

Eine so merkwürdige Erscheinung, wie das vor uns liegende Werk, verdient das aufmerksamste Studium und eine genaue Anzeige: denn es ist Frucht eines von tiefer Kenntniss geleiteten Eifers, die noch immer vernachlässigten Bürger des Gewächsreiches, die *Linné*, mehr witzig als gerecht, den Pöbel zu nennen pflegte, genauer kennen zu lernen. Die Gegend, welche die Vff. untersuchten, ist der waldige und sumpfige Theil der Oberlausitz, der nordlich von Bauzen und Görlitz sich bis nach Schlesien erstreckt. Es sind die grosen Waldungen, der Moholzer, der Eulenwald, die Gegenden bey Kosel, Ullersdorf, Jänkendorf, Qualsdorf, Quizdorf u. a. Während eines Zeitraums von fünf Jahren brachten die Vff., besonders aus den grosen Fichten-Waldungen jener Gegenden eine so unglaubliche Anzahl von Schwämmen und Gastromycen zusammen, dass allein 93 neue Arten hier abgebildet sind. Sie erwarben sich das Verdienst, die Schwämme, welche die gemeine Fichte hervorbringt, und die sich am *Ledum palustre* finden, zuerst genauer untersucht und bestimmt zu haben: denn diese Pflanze wächst bekanntlich in jenen Gegenden unglaublich häufig, so selten sie auch anderwärts ist. Hr. *v. Schweiniz* hat die neuen Arten auf den beygefügten Kupfertafeln mit besonderer Geschicklichkeit und grosser Treue selbst gezeichnet, gestochen und illuminirt. Nur einige *Agarici* blieben zurück, weil diese zu viel Raum weggenommen hätten. Die Vff. richteten sich streng nach *Persoon's syn.*, weil dies das einzige vollständige System von Schwämmen ist. Man kann ihr Werk als einen trefflichen Commentar zu jenem System ansehn, und wenn man die Ordnung nicht verändert, keine neue Ansichten über die Gattungen, und keine beträchtlichen Widersprüche gegen den Meister in der Schwammlehre findet: so ist die Bescheidenheit der Vff. davon die einzige Ursache. Diese liebenswürdige Bescheidenheit hielt sie auch ab, mehr neue Arten anzunehmen, als die Noth erforderte. Doch sollte man meynen, dass sie bey manchen Gattungen, z. B. bey den Sphärien und Pezizen, wohl von der Persoon'schen Ordnung hätten abweichen müssen, um ihrem Werke mehr Brauchbarkeit zu geben.

Wir wollen uns bey dieser Anzeige hauptsächlich auf die wichtigsten Bemerkungen und auf die neuen Arten einschränken, die wir selbst zu vergleichen Gelegenheit gehabt haben. *Sphaeria.* Unter den Xylarien kommt *Sph. filiformis* vor, die zwar der *Hypoxylon* verwandt ist, aber sich durch die höckerige Oberfläche des Käulchens mit verdünnter Spitze auszeichnet. Sie wächst auf den Blättern der *Syringa vulgaris*, und sieht beym ersten Anblick einer *Rhizomorpha* ähnlich. Auf *Sph. rubiginosa* fanden die Vff. sehr häufig *Dematium virescens.* *Sph. Tubulina* (zu *Perf.* n. 25. 26.) ist zwar der *Sph. deusta* verwandt, unterscheidet sich aber durch die Grösse der kegelförmigen Röhren, und durch die beständige Erdfarbe. *Sph. viridis* (zu *Perf.* n. 27. 28.) ganz grün, filzig, hökerig, kommt häufig auf fauligen *Agaricis* vor. *Sph. lutea* (zu *Perf.* n. 36. 37.) würde Rec. doch für eine Abart von *Sph. flavo-virens* genommen haben. *Sph. rimosa*, sehr nahe mit *Sph. Anethi* und *nebulosa* verwandt, und dadurch besonders unterschieden, dass die Kügelchen im Anfange inwendig weiss sind. *Sph. Pini* (zu *Perf.* n. 71. 72.) eine gelbe, in der Folge staubige Unterlage und runde Kugelhäufchen, deren Mündungen gekräuselt sind. An Fichtenstämmen, auch an dem Holze von *Ledum palustre.* Rec. scheint die letztere eher *Sph. tumida* zu seyn. *Sph. pulchella* fanden die Vff. und *Persoon* vorzüglich unter der Rinde der Kirschbäume, Rec. eben so häufig unter der Rinde der Pflaumenbäume. *Sph. lineata* gehört als Abart wohl eher zu *Sph. fissa Perf.* n. 154. *Sph. flexuosa* (zu *Perf.* n. 118. 119.) kommt auf trockenen Blättern der *Paeonia officinalis* vor, und zeichnet sich durch die gebogenen schmutzig gelben *ostiola* aus. *Sph. rosea* (zu *Perf.* n. 133. 134.) von *Sph. aurantia* durch die Rosenröthe der Unterlage, mit weissem Filze eingefasst, und durch die gleiche Farbe der kegelförmigen Kügelchen unterschieden. Auf der Erde unter Moosen. *Sph. strigosa*, sehr nahe mit *Sph. canescens Perf.* n. 139. verwandt, und blos durch die braunen steifen Haare unterschieden. Beym ersten Anblick glaubt man ein *Dematium* zu sehen. *Sph. rhodostoma* (zu *Perf.* n. 166.) schmutzig schwarz auf gleichfarbiger Unterlage, mit blassrother Mündung. *Sph. exilis* (zu *Perf.* n. 167.) tellerförmig, einer *Lecidea Achar.* ähnlich, ganz schwarz und haarig; die kleinste unter allen, auf Espenholz. *Sph. Dianthi* (zu *Perf.* n. 173.) äusserst klein, schwarz, auf gelber Unterlage, an den Kelchen der Gartennelke. *Sph. atrovirens* (zu *Perf.* n. 177.) schwarzgrün und kugelicht; die Kügelchen reisen nachher an der Spitze auf. Auf Mistеln und Buchsbaum. *Sph. Pteridis*, umgekehrt kegelförmig und braun: der *Sph. turbinata* sehr nahe verwandt. *Sph. hemisphaerica.* Oben auf sitzt ein weisses Kügelchen. Man könnte meynen, einen *Sphaerobolus* zu sehen. *Hysterium sphaerioides*, sehr klein, halbkuglicht, schwarz mit elliptischer Ritze; auf den Blättern von *Ledum palustre.* Bey *H. Pinastri* bemerkten die Vff. sehr deutlich das Samenbehältniss als Kern. Die *Xylomata* theilen sie in *epixyla* und *epiphylla* ein. Zu jenen gehören als neu: *X. Pini*, rund, platt, schwarz mit weissem Kern. *X. Ledi*, halbkugelicht, schwarzbraun, mit violettem Kern. *X. rubrum* nehmen die Vff. noch auf; aber wir können uns nicht überzeugen, dass es hieher gehöre. *X. nervale*, auf den Rippen der Erlen- und Birkenblättern, länglich, schwarz, runzlig, mit weisslichem Kern. *X. herbarum*, ein weiches schwärzliches Behältniss, mit weisslichem Kern, auf den Blättern von *Cerastium vulgatum.* *Tuberculariae ciliata*, weiss und ringsum mit Haaren besetzt.

Sarcocarpi. (Rec. möchte diese Abtheilung lieber *Morphospermi* nennen und *Stilbospora* dazu rechnen, die sonst neben *Sphaeria* keinen guten Platz hat.)

Zum

Zum *Sphaerobolus* zählen die Vff. noch eine Art, *Sph. Solen*, einer *Peziza Solenia* ähnlich. Auf einer weifsen an der Spitze gezähnten Röhre, die einen rothen Saft von fich gab, fafs eine kleine Blafe, die aber nicht mit Schnellkraft weggeworfen wurde. *Thelebolus terreftris*, auf einem dichten Filz ein pomeranzenfarbenes Samenbehältnifs. (Kommt doch zu fehr mit *Ph. ftercoreus Tode* tab. 7. f. 56. überein.) *Sclerotium vaporarium*, grofs, hart, fchwarz und runzlig; auf der Lohe. *Scl. fcutellatum*, einer *Peziza* ganz gleich, und Rec. weifs nicht, warum keine *Peziza*? Die Vff. fanden fie auf den Blattftielen der Efche, Rec. öfter auf trocknen Fichtenftielen. *Tuber virens*, grofs, etwas unförmlich, mit genetzter brauner Oberfläche, inwendig graugrün. *Pifolithus arenarius*. Eine fchöne neue Gattung von Bauchpilzen, wo innerhalb eines gemeinfchaftlichen viele kleine *Peridia* eingefchloffen find. *Scopoli* befchrieb fchon (*delic. inſubr.* 1. p. 40.) ein ganz ähnliches Gewächs unter dem Namen *Lycoperdon arrhizon*, und wir wüfsten wirklich keinen wefentlichen Unterfchied zwifchen beiden anzugeben. Diefe Art wächft an Wegen auf fandigem Boden. *Lycogala atrum*. Die innern Haare bilden ein Bäumchen, welches fich auch im *Lyc. argenteum* findet. Sie meynen eine neue Gattung *Trichodendron* daraus machen zu können; allein der baumartige Bau der Samenfäden dürfte doch wohl allgemeiner und zufälliger feyn. *Fuligo muſcorum*, fchmutzig grau mit fchwarzem Pulver, auf Moofen. *Didermа ſquamuloſum*, geftielt, graublau mit weifsem Mittelfäulchen. *Phyſarum reticulatum*, gebogene lange pomeranzenfarbene *Peridia*, deren Aefte netzförmig zufammenhangen. *Ph. fulfureum*, geftielt, kugelicht, fchwefelgelb, etwas fchuppig. *Ph. Clavus*, einem *Helotium* ganz ähnlich, aber mit dem Charakter von *Phyſarum*; grau und unten fchwarz. *Stemonitis Tubulina*, einer *Tubulina* ganz ähnlich, mit langen cylindrifchen Haarfäulchen. *St. phyſaroides*, einem *Phyſarum* ganz gleich, nur dafs ein Säulchen bis auf die Mitte des *Peridii* geht; diefs ift auswendig wie ein Silberblättchen gefärbt. Die Cribrarien wollen die Vff. mit zu dem Gymnofpermen zählen, worin *Schrader* fchon vorgearbeitet hat. *Licea ſtrobilina*, braunroth, mit gelblichem Pulver, auf den Zapfen der Edeltanne. *L. incarnata*, ziegelfarben, mit violettem Pulver. *Chordoſtylum capillare* nehmen die Vff. von *Tode* auf, und finden diefe Gattung von *Mucor* und *Himantia* verfchieden. *Onygena corvina*, auf Rabenfedern, mit braunem Knopf und weifsem Stiel. Die *Aecidia* theilen die Vff. nach ihrem Standorte in *frondicola* und *acicola*. Jene haben ein *Peridium* mit regelmäfsig gezähnter Mündung, bey diefen reifst es unregelmäfsig auf. *Aec. Viola*, auf violetter Unterlage erheben fich gelbe fchüffelförmige *Peridia*. *Aec. abietinum*, auf gelbrother Unterlage längliche weifse *Peridia* mit brandgelbem Pulver. *Aec. columnare*, ohne Unterlage cylindrifche an der Spitze weifse *Peridia* mit gelbem Pulver. *Aec. elatinum* macht den Uebergang zu der Gattung *Uredo*, elliptifche zerriffene *Peridia*, mit goldfarbenem Pulver. Von *Puccinia graminis* befchreiben die Vf. eine Abart mit langen Schwänzen, und in der Mitte zufammengezogen, die fich auf den Kartoffelftränken findet. Aber die gemeine Art auf Getreideblättern ift eben fo geftaltet. Auch die Vff. meynen, *Uredo* könne in *Puccinia* übergehn: denn viele Samen der erftern feyen mit Querftreifen verfehen, woraus die Verengerungen der *Puccinia* entftehen könnten, und *U. Ficariae* und *floſculoſorum* der Vff. feyn fchon gefchwänzt. Doch kann man bey den Puccinien die gefchwänzten Kapfeln von den Samen felbft unterfcheiden. *Uredo* aber befteht aus blofsen Samenhaufen.

Bey den *Agaricis* bemerken die Vff., dafs die Farbe des Samenpulvers vielleicht ein unterfcheidendes Merkmal ausmache, welches man durch Aufbewahren der Schwämme auf einem Bogen Papier erkennen könne. Inzwifchen geben fie vor der Hand der Perfoon'fchen Eintheilung Recht, welche auch wirklich, wenn man die Gymnopoden und Pratellen ausnimmt, fehr gut ift. Wir können uns hier nicht darauf einlaffen, alle neue Arten anzugeben, welche die Vff. in diefer zahlreichen Gattung entdeckt haben. Wir hätten nur gewünfcht, dafs fie von den Pleuropoden noch die *Agaricos refupinatos acaules* unterfchieden hätten, die nicht felten vorkommen, und die man gleichwohl vergebens im *Perfoon* fucht. *Dicdalea ſuaveolens* findet fich hier nicht; fie ift aber von *Boletus ſuaveolens* gewifs unterfchieden. Die *Siſtotremata* werden noch alle nach *Perſoon* aufgeführt; diefe Gattung möchte fich aber wohl am wenigften erhalten. *Hydnum concreſcens* ift in der Oberlaufitz felten, in der Gegend von Halle häufig; noch häufiger aber *Thelephora caryophyllea*, die die Vff. *rariſſimam* nennen. Bey der *Spathularia flavida* bemerkten fie auch den Rauch, den Rec. bey *Peziza leporina* und *poroſa* beftändig wahrnimmt. *Leotia truncorum*, gelber Hut mit weifsem Stiel, auf faulem Holz. *Tremella faligna*, gehört doch wohl nicht hieher, fondern ift entweder eine *Licea*, oder ein *Xyloma*. *Peziza Clavus* (warum keine *Leotia* oder kein *Helotium*?). Die dunkle *Peziza leporina*, ift fie nicht eher *P. poroſa*? Eine beträchtliche Menge neuer Pezizen müffen wir übergehen. *Aſcobolus lignatilis*, mit *A. furfuraceus* verwandt, ward in Waffcrleitungen gefunden. *Helotium radicatum*, goldfarbene Hütchen und weifse Stiele, auf faulem Fichtenholz. *Hel. gibbum*, weifs mit vertieftem häutigem Hut (keine *Peziza*?) auf Tannzapfen. *Epichyſium Tode* wird von den Vff. beftätigt; fie fanden diefen Schwamm auf Schweinemift. *Ceratium*, eine neue Gattung, die man mit *Iſaria* zufammengezogen hat, die die Vff. aber durch ihren fleifchigen Bau und durch die Fäden, mit elaftifchen Samen verfehn, unterfcheiden. *Cer. hydnoides* (*Iſaria mucida Perſ.*). *Cer. pyxidatum* (hat Rec. auch fchon gefunden). *Cer. porioides*, gelb, mit geraden Hörnern, auf Tannenholz. *Dematium epiphyllum*, *vireſcens* und *herbarum* weifs Rec. nicht zu unterfcheiden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. Januar 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

AMBERG, b. Uhlmann: *Erdbeſchreibung der geſammten pfalzbairiſchen Beſitzungen* mit ſteter Hinſicht auf Topographie, Geſchichte, phyſiſche Beſchaffenheit, Land- und Staatswirthſchaft, von *Joh. Georg Prändel*, Prof. der Mathematik, Naturgeſchichte und des Geſchäftsſtyls an der kurfürſtl. Pagerie, auch Mitglied der bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften. *Erſte* Abtheilung, die Globuslehre im Verbande mit mathematiſcher Geographie, die bairiſchen Beſitzungen im Allgemeinen; das Herzogthum Baiern; die obere Pfalz mit Sulzbach, und Pfalzneuburg enthaltend. 1805. VIII u. 470 S. *Zweyte* Abtheilung, die pfalzbairiſche Provinz in Schwaben, die beiden Fürſtenthümer Bamberg und Würzburg, und das Herzogthum Berg enthaltend. 1806. VIII und 415 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Iſt je ein Zweig der Literatur in Bayern bisher weniger, als man hätte wünſchen mögen, bearbeitet worden, ſo war es die Geographie dieſes Landes. Auſser *Weſtenrieders* ſchon im J. 1784. erſchienenen *Erdbeſchreibung der bayeriſch-pfälziſchen Staaten*, und der im J. 1797. neu aufgelegten *Geſchichte und Erdbeſchreibung von Pfalzbayern* u. ſ. w. von den Vfn. der Kinderakademie, hatte Bayern ſeit 22 Jahren nichts anders in dieſem Fache aufzuweiſen. Allein in beiden iſt die Geographie nur ſehr kurz gefaſst; erſtere enthält, da die Globuslehre, und die Beſchreibung von Aſien, Afrika, Amerika, Europa und Deutſchland ungefähr die Hälfte des Buches einnimmt, nur 13 Bogen; die zweyte wohl gar nur neun Bogen. In beiden iſt auch die damals mit Bayern vereinigte Rheinpfalz, und in der letztern Schrift auch Zweybrücken aufgenommen. Beide Stücke gehören jetzt nicht mehr zu Bayern; dafür ſind andere, in dem ſchwäbiſchen und in dem fränkiſchen Kreiſe gelegene, Länder hinzugekommen, und auſserdem hat Bayern ſeit wenigen Jahren durch verſchiedene innere Einrichtungen eine ſo ſehr veränderte Geſtalt bekommen, daſs es nun beynahe als das Werk einer ganz neuen Schöpfung erſcheint. Eine neue Geographie von Bayern war daher wirklich ein Bedürfniſs, und Hr. *P.* hat ſich durch die Bearbeitung derſelben gewiſs ein groſses Verdienſt erworben: denn was in den neuern Zeiten *Hazzi* in ſeinen *ſtatiſtiſchen Aufſchlüſſen über Bayern*, und einige andere Schriftſteller lieferten, ſind nur Materialien, die erſt einer Ergänzung und weitern Verarbeitung bedürfen.

Der Vf. ſcheint dieſe Schrift nicht zu einem Lehrbuche, welches zum Leitfaden bey dem öffentlichen, oder bey dem Privatunterricht dienen ſollte, ſondern zu einem Handbuche, woraus jedermann ſich ſelbſt über die geographiſchen Merkwürdigkeiten Bayerns hinlänglich belehren kann, beſtimmt zu haben. Für den erſtern Zweck wäre es zu weitläufig angelegt; der zweyte hingegen iſt durch die Zuverläſſigkeit der meiſten darin mitgetheilten Nachrichten, durch Ausführlichkeit und klaren Vortrag ohne Zweifel erreicht. Nur die vorangeſchickte Erdglobuslehre in Verbindung mit der mathematiſchen Geographie fanden wir hier in einem Handbuche, welches die Leſer nur mit einem einzigen Lande in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht bekannt machen will, überflüſſig.

Nach welchem Plane dieſes Werk angelegt ſey, iſt zum Theil ſchon auf den Titelblättern angezeigt. Der *erſte* Abſchnitt enthält eine Beſchreibung der pfalzbayerſchen Beſitzungen im allgemeinen. Hier von den Quellen der Geographie der bayerſchen Länder, von den Schickſalen und Veränderungen der bayerſchen Staaten bis auf die heutigen Zeiten, und, nach einer Ueberſicht der geſammten bayerſchen Beſitzungen, von den dermaligen Gränzen, von der geographiſchen Lage, und dem mathematiſchen Klima, von der geometriſchen Gröſse, der Bevölkerung, den Staatseinkünften und Landesproducten, von der Regierungsform, Kriegsmacht, und herrſchenden Religion. Der Flächeninhalt der geſammten bayerſchen Länder mit Inbegriff derjenigen, die in Schwaben und Franken liegen, beträgt nach des Vfs. Berechnung 1200 Quadratmeilen, und die Bevölkerung 2 Millionen 225,000 Menſchen, ſo, daſs im Durchſchnitte 1854 Menſchen auf eine Quadratmeile kommen. Von den Einkünften aller bayerſchen Provinzen, die man ſonſt auf 12 Mill. Gulden ſchätzte, konnte der Vf. nichts Beſtimmtes angeben, „da die Finanzen unter der jetzigen Regierung weit zweckmäſsiger eingerichtet werden, und durch die allgemeine Aufhebung der Klöſter und geiſtlichen Stifte ein ungeheurer Zuwachs der Staatsgefalle entſtanden iſt. Von Staatsſchulden wird in Bayern bald nicht mehr die Rede ſeyn." Dieſes glaubt wenigſtens der Vf.; wir ſind einer andern Meinung. Die oberſte Leitung aller Staatsgeſchäfte beſorgt das geheime Staats- und Conferenzminiſterium. Der geheime Staatsrath beſteht aus den Staats- und Conferenzminiſtern, und den geheimen Referendarien der vier Miniſterialdepartements. Die Kriegsmacht beſteht aus ungefähr 45,600 Mann. In dem *zweyten* Abſchnitte wird das dermalige Herzogthum Bayern, als arrondirtes Land, mit Ausſchluſs der Pfalz beſchrieben. Unter denjenigen Stücken, aus

Digitized by Google

aus welchen das eigentlich sogenannte Herzogthum Bayern besteht, zählt der Vf. nicht nur die theils in ältern Zeiten, theils erst seit dem Reichsdeputations-Hauptschluss mit Bayern vereinigten, in dem bayerschen Kreise gelegenen Besitzungen, sondern auch von den aus dem schwäbischen Kreise an Bayern gefallenen Stücken diejenigen auf, die mit diesem Lande geographisch zusammen hängen; aber mit Unrecht. Eine solche Zusammenstellung kann den unkundigen Leser leicht auf die falsche Meinung leiten, dass diese Stücke dem eigentlichen Herzogthum politisch einverleibt seyen, und einen integrirenden Theil desselben ausmachen. Dieses ist aber nicht der Fall. Sie gehören zur Provinz Schwaben, welche, obgleich ein bayersches Eigenthum, doch ein abgesondertes Land bilden, und eben darum, gemeinschaftlich mit den übrigen schwäbischen Besitzungen, ihre besondere Landesdirection haben. In diesem Irrthume dürften unkundige Leser um so mehr bestärkt werden, da hier nicht blofs der geographische Zusammenhang dieser Stücke mit dem Herzogthum Bayern kurz angedeutet ist, sondern sie auch nach ihrem Flächeninhalt, ihren Bestandtheilen, ihrer Bevölkerung, Fruchtbarkeit, und nach ihren Einkünften ziemlich ausführlich beschrieben sind. Durch diese Behandlungsart setzte sich der Vf. einerseits, da er von den schwäbischen Ländern hier nur so viel beschreiben wollte, als mit Bayern zusammenhängt, ohne Nutzen in die Nothwendigkeit, von manchem Lande nur einen Theil zu beschreiben, z. B. vom Fürstenthum Augsburg, und die Beschreibung des übrigen Theiles, der von Bayern weiter entfernt liegt, wegzulassen; andrerseits aber entstand durch diese Zusammenstellung die Unbequemlichkeit, dass der Vf. genöthiget war, im *zweyten* Theile, wo er von der ganzen schwäbischen Provinz absichtlich handelte, alles dasjenige, was er davon schon im *ersten* Theile gesagt hatte, beynahe wörtlich zu wiederholen. Wenn die Einkünfte des Fürstenthums Freysingen in diesem Abschnitte auf 20,000 Fl. geschätzt werden, so ist dieses vermuthlich ein Druckfehler. Mit Einschluss desjenigen, was die Bischöfe ehemals aus den in Oestreich gelegenen hochstiftischen Besitzungen gezogen haben, mögen sich die Einkünfte auf etwas mehr, als 200,000 Fl. belaufen haben. Als Flächeninhalt des Herzogthums Bayern, ohne die von Zeit zu Zeit hinzugekommenen Ländereyen, nimmt Hr. *P.* 576 Quadratmeilen, und für das dermalige Bayern mit dem ganzen Zuwachs 680 Quadratmeilen an; allein nicht nur sind hier die oben angeführten neuen schwäbischen Besitzungen mit ungefähr 70 Quadratmeilen ohne Grund zum Lande Bayern gezogen, und müssen weggenommen werden, sondern auch selbst der Ansatz für das alte Herzogthum Bayern scheint zu hoch zu seyn, wenn gleich die Autorität des *Münchner Staatskalenders vom Jahre* 1802. demselben zum Grunde liegt. Nach *Hazzi*, aus dessen Angaben der Flächeninhalt in den gedachten Staatskalender eingerückt worden ist, nur mit dem Unterschiede, dass man anstatt seiner Decimaleintheilung runde Summen angenommen hatte, beträgt der Flächeninhalt mit Einschluss des Freysingischen Gebiets, der Regensburgischen Herrschaften, der Herrschaften Alt- und Neufraunhofen, der Grafschaften Ortenburg und Neuburg, des passauischen Pfleggerichts Riedenburg am Inn, und der jetzt dem Herzogthum Neuburg zugetheilten Bezirke von Donauwörth und Wemding nur 520⅛ Quadratmeilen. Aus diesem Grunde kann auch die Totalsumme für das bayersche Gesammtland, nämlich für das Herzogthum Bayern, Freylingen, Oberpfalz, Sulzbach und Neuburg, mit 877 Quadratmeilen nicht als richtig gelten, indem nicht nur jene Quadratmeilen, welche die neuerworbenen Länder in Schwaben einnehmen, sondern auch diejenigen, um welche der Flächeninhalt des alten Hauptlandes zu hoch angesetzt seyn dürfte, abgezogen werden müssen. Eben so verhält es sich mit der Bevölkerung des Herzogthums Bayern, die sich nach der hier befindlichen Angabe auf 1,085,700 Seelen belaufen soll. Streicht man die Bevölkerung eines Theiles der neu erworbenen schwäbischen Lande, die nicht hierher gehören, mit ungefähr 184,700 Seelen davon weg: so bleiben nur 901,000, oder, wie der Vf. selbst sagt, nach den neuesten Volkszählungen, nahe an 900,000; und als Totalsumme für das eigentlich bayersche Gesammtland anstatt 1,411,200, die hier angenommen sind, nur 1,226,500 Einwohner. Aus dem *dritten* Abschnitte lernen wir Bayerns physische Beschaffenheit, Gebirge, Thäler, Fruchtbarkeit und physisches Klima kennen. Mit dem *vierten* Abschnitte fängt endlich Hr. *P.* an, das eigentliche Herzogthum Bayern im bayerschen Kreise zu beschreiben: denn bisher war immer nur von Bayern, als arrondirtem Lande, folglich auch von den mit Bayern zusammenhängenden schwäbischen Stücken die Rede gewesen. Jetzt erst wird man mit den wahren Gränzen des Herzogthums bekannt, da sie im Gegentheile zuvor weiter über die Linie, welche den bayerschen Kreis von dem schwäbischen trennet, hinausgesetzt waren. Nach dieser Gränzbestimmung folgt eine ziemlich ausführliche und gute Beschreibung von den grösern und kleinern Flüssen in Bayern, von den Seen, Mooren (Moorländern), Waldungen, und Strafsen. Wir sehen nicht ein, warum der Vf. von den Gebirgen Bayerns schon im vorhergehenden Abschnitte, da er es noch mit dem *arrondirten* Lande zu thun hatte, von den Flüssen aber jetzt, da von dem Herzogthum allein die Rede ist, handelt. Bekanntlich zieht nur ein geringer Theil des südlichen Gebirgs von Schwaben her; der grösere Theil, so wie die nördlichen Gebirge, erstrecken sich dahin gar nicht. Die Flüsse sind zwar auch gröfstentheils in Bayern einheimisch; aber zwey derselben, die Donau und der Lech, berühren doch den schwäbischen Boden. Dass hier die Strafsen Bayerns nach allen ihren Richtungen, nach ihrer Länge und Breite, mit den vornehmsten an denselben liegenden Oertern, und mit ihren Poststationen angegeben sind, finden wir sehr nützlich. Die Resultate, welche hierauf aus dem vorhergehenden gezogen werden, sind nicht weniger merkwürdig. Die Flüsse nehmen nach des Vfs. Berechnung 20 Quadratmeilen, die Seen 10, die Moose

Moose (Moorländer) 16, die Waldungen 100, die Strafsen 20, die Gebäude 12, und die ödeliegenden Gründe 20 ein. Der Cultur entgehen daher 198 Quadratmeilen. (Vielleicht beläuft sich ihre Anzahl noch höher, wenn man auch die Hofräume an den Gebäuden, die Luftgärten, und die kahlen Sand- und Felsenberge hinzurechnet, welche hier vergessen zu seyn scheinen.) Mit Abzug des Landes, welches brach liegt, oder zum Anbau des Flachses, der Hülsenfrüchte, des Hopfen, der Rüben, Gemüsearten, Erdäpfel u. s. w. verwendet wird, nimmt der Vf. nur 116 bis 117 Quadratmeilen an, die als Saaten, oder als reifende Fluren da stehen. Aecker und Wiesen mögen sich ziemlich gleich verhalten. Oberbayern hat mehr Wiesen, als Aecker; Niederbayern mehr Aecker, als Wiesen. Da die Quadratmeile 16,136 bayersche Jucharte hält, ein Juchart aber im Durchschnitte drey Scheffel Getreide abwirft, so werden in Bayern jährlich mehr, als 5' Millionen Scheffel erzeugt; das Land selbst verzehrt 3' Millionen; es bleiben daher zum Verkaufe ins Ausland 2 Millionen Scheffel übrig, die mehr als 25 Millionen Gulden (bey den gegenwärtig hohen Preisen wohl mehr als 30 Millionen) betragen können. Anstatt einer summarischen Aufzählung aller Städte und Märkte (Flecken) Bayerns in §. 31. und 32. wäre es, wenigstens in Ansehung der erstern, wohl hinlänglich gewesen, wenn nur ihre Zahl überhaupt angegeben worden wäre, indem ohnehin alle Städte Bayerns in den gleich darauf folgenden Paragraphen mit allen ihren Merkwürdigkeiten beschrieben werden. Ihre Zahl beträgt, seitdem Cham von Bayern getrennt, und mit der Oberpfalz vereiniget worden, 34; der gefreyten, mit ständischen Privilegien versehenen Marktflecken zählte der Vf. 68. Es giebt aber auch noch andere, mit eigener Gerichtsbarkeit versehene, oder so genannte *Bannmärkte*, wovon jedoch hier nur wenige genannt sind. Die Hauptstadt *München* zählt mit den Vorstädten und übrigen Umgebungen mit Inbegriff des Militärs von 4700 Mann 48,745 Menschen. (Uebrigens hatten wir unter dem Titel: Münchens geographische Lage, und andere *mathematische* Bestimmungen, eine Anzeige der Bevölkerung, der Zahl der Gassen, der Laternen u. s. w. nicht erwartet.) Die Zahl der Gemälde in der kurfürstlichen, nunmehr königlichen Bildergallerie wird auf 2000 Stücke geschätzt. Seit einigen Jahren sind zu München 15 gröfsere und kleinere Kirchen theils niedergerissen, theils in Wohnungen, oder zu andern Zwecken umgeschaffen worden. Ungern vermissten wir bey der Beschreibung der Kirchen sowohl in München, als in andern Städten eine Anzeige der besten darin befindlichen Gemälde. In der ehemaligen Jesuiten- und nunmehrigen Malteserkirche zu St. Michael waren einst 37 Pfund Gold, und 62 Centner Silber ohne die übrigen Kostbarkeiten vorhanden. München hat viele wohlthätige Anstalten: ein Schullehrerseminar mit Stipendien für 30 unbemittelte Candidaten, wovon jedes monatlich 8 Fl. abwirft, (leider wird nur die erfreuliche Nachricht von diesem Schullehrerseminar durch das Andenken an den bisher erbärmlichen Zustand der Landschullehrer getrübt), eine männliche Feyertagsschule für Handwerksburschen und Lehrjungen, eine weibliche Feyertagsschule, eine Militärakademie mit 120 Eleven, eine Artillerieakademie, ein chirurgisches Institut zur Bildung guter Wundärzte, eine Hebammenschule für männliche, und weibliche Lehrlinge, eine Veterinärschule u. s. w. Die Bauschule gerieth in Verfall. Unter den übrigen wohlthätigen Anstalten in München bemerken wir hier, aufser den vielen Waisenhäusern, Spitälern und Krankenhäusern, die Fiakeranstalt, die Niederkunftstube und das Findelhaus, die Rettungsanstalt für Ertrunkene. Von Fabriken, die sich in München befinden, werden hier die Utzschneidersche Lederfabrik, die schon im zweyten Jahre ihrer Existenz gegen 100,000 Stück Felle verarbeitete, nebst drey andern Lederfabriken, eine Pers- und Cottonfabrik, zwey Tabakfabriken, die Porzellanfabrik zu Nymphenburg (es ist nicht angemerkt, dafs sie auf landesherrliche Rechnung betrieben wird), die Voglische Gold- und Silberdrahtfabrik, die Göblische Spielkartenfabrik, die Frankfurter Schwärze- und Tuschfabrik, eine Wachsbleiche, eine Zeugmanufactur, vier Papiermühlen, und fünf Gypsmühlen genannt. Hier, oder bey den Gewerben hätten die vortrefflichen Malerpinsel, die ein Pinselmacher in München verfertiget, und welche in ganz Europa gesucht werden, genannt zu werden verdient. Auffallend ist es, unter den bürgerlichen Gewerben der Stadt München auch acht Schullehrer zu finden. Die bey der Beschreibung der Stadt Burghausen angeführte landwirthschaftliche Gesellschaft besteht seit geraumer Zeit nicht mehr. *Ingolstadt* hat unsers Wissens nur drey, nicht vier Pfarreyen. Freylich fehlt es der Stadt an Handel und Verkehr. Womit soll sie auch handeln, oder wohin sollte der Handel auf der Donau gehen, seitdem Oestreich gesperrt ist? Dafs die Salinen zu Traunstein und Reichenhall jährlich, auch ohne Berchtoldsgadensche Salzsteine, 400,000 Centner zu 2 Fl. 12 Kr. erzeugen können, wollen wir dem Vf. wohl glauben; aber angenehm wäre es uns gewesen, wenn er zugleich angezeigt hätte, wie viel Salz im Inlande verzehrt, und besonders wie viel gegenwärtig ins Ausland abgesetzt wird, seitdem die helvetische Republik conventionsmäfsig ihr Salz nicht mehr aus Bayern, sondern aus Frankreich bezieht. *Straubing* hat viele wohlthätige Stiftungen. Unter denselben merken wir hier vorzüglich die *Schwaigersche* Stiftung an, welche den armen Handwerksleuten die nöthige Geldsumme zur Anschaffung ihrer Werkzeuge mittheilt. Unter den Gewerben der Stadt *Erding* sind der Eisenhammer, die Oelschlägerey, und die Sägemühle nicht genannt. Zu *Landshut* wurde im J. 1787. ein Inquisitionsgericht eingeführt, welches aus einem Kanzler, einem Exjesuiten, und dem Dominikanerprior bestand. Auch diese Stadt hat viele wohlthätige Anstalten; aber, was hier nicht bemerkt worden ist, dessen ungeachtet aufserordentlich viele Bettler. Von den bürgerlichen Gewerben dieser Stadt finden wir hier gleichfalls keine Anzeige, da

Digitized by

dasselbe durch deutliche eine Papierwand, eine andere dünnere, ein Tuch, eine Leinwand, eine Glasplatte, durch Wasser, durch Quecksilber, besonders durch Stanniolblätter und Goldplatten, durch Eisen, Stahl, Stangeneisen und Schwefeleisen, durch Kupfer, Messing, Weiss-, Rothkupfer, Holzarten, Kohlen, Steine, Marmor, Alabaster, Porzellan, Glas, Edelsteine, durch Asche und Kohlenpulver, durch Schwefel, Salpeter, Kochsalz, Vitriol, Alaun, Borax, Arsenik, Zinnober, Bleiweiss, Mennige, Kalk, Gyps, Kreide, Thon, Lehm, Mergel, Sand, Erden, Metalle, Halbmetalle, Salze, Laugen, Säuren, Oele, Fette, Harze, Balsame, Gummi, Zucker, Stärke, Weingeist, Aether, Terpentinöl, Kampher, Wachs, Seife, Bernstein, Elfenbein, Horn, Knochen, Leder, Pergament, Papier, Federn, Haare, Wolle, Seide, Baumwolle, Flachs, Hanf, Leinwand, Zwirn, Garn, Tuch, Kleidungsstücke, Bücher, Schriften, Gemälde, Kupferstiche, Zeichnungen, Tinten, Farben, Pflanzen, Thiere, Menschen, Gesundheit, Krankheit, Tod, Verwesung, Fäulniss, Gährung, Schimmel, Pilze, Infusorien, Polypen, Würmer, Insecten, Vögel, Amphibien, Fische, Säugethiere, Affen

Num. 9.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Januar 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

AMBERG, b. Uhlmann: *Erdbeschreibung der gesammten pfalzbairischen Besitzungen* — — von *Joh. Georg Pröndel* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 8. abgebrochenen Recension.*)

Die folgenden Abschnitte sind der Beschreibung der *pfälzischen* Länder gewidmet. Dem einmal angenommenen Plane gemäs geht im *siebenten* Abschnitte eine Beschreibung der pfälzischen Provinzen im Allgemeinen voran, und die Beschreibung jeder einzelnen folgt nach. In jenem kommen nach Absteckung der Gränzen, nach der Anzeige der Bestandtheile der pfälzischen Länder, und nach der Erzählung ihrer Geschichte Nachrichten von den pfälzischen Gebirgen, von der physischen Beschaffenheit der pfälzischen Provinzen, alsdann von den gemeinschaftlichen Flüssen, von den stehenden Gewässern, und von den Heerstrasen derselben vor. Bey Beschreibung der *obern Pfalz*, und des mit derselben verbundenen Herzogthums *Sulzbach*, im *achten* Abschnitte, finden wir den Plan dieses Werkes in so weit verbessert, dass der Vf. die Beschreibung der Städte nicht mehr von der Beschreibung der Landgerichte absonderte, sondern ausser der Hauptstadt Amberg, die allerdings eine besondere Berücksichtigung verdiente, die Städte sogleich bey jedem Landgerichte, worin sie liegen, beschrieb. Die gesammte obere Pfalz hat auf 192 Quadratmeilen 335,612 Einwohner, 22 Städte, wovon drey auf Sulzbach fallen, und 42 Marktflecken, wovon neun dem Herzogthum Sulzbach angehören. Die Hauptstadt Amberg, deren Bevölkerung gegenwärtig die Zahl von 6000 Menschen übersteigen mag, hat nur zwey Fabriken; eine Fayence- und eine Tabaksdosenfabrik. Unter den Handwerkern, und andern Arbeitsleuten dieser Stadt finden wir auch fünf Thorwärte (Thorhüter) verzeichnet. Sie hat sechs milde Stiftungshäuser, worin sich gegen 120 Personen befinden; aber es gebricht ihr doch noch immer an einem eigentlichen Armenhause, worin der Dürftige zu jeder Zeit, vorzüglich im Winter, gegen Bezahlung Arbeit finden könnte. Weder ein Eisen- noch ein Kupferhammer haben jemals daselbst existirt; die Pulvermühle, und der Drahthammer sind eingegangen. Am Erzberge jenseits der Vils ist ein Bergbau auf Eisenstein, und sogenanntes Kreisselerz angelegt, aus welchem jährlich gegen 50,000 (vermuthlich 5000) Centner erbeutet werden. Am Fürstenhof, wo man vor kurzem noch mehrere hundert Centner Steinkohlen jährlich gefördert hatte, werden keine mehr gegraben. Die obere Pfalz ist in 17 Landgerichte, und eben so viele Rentämter getheilt. Das Hauptproduct dieses Landes ist Eisen, wovon jährlich 28,000 Centner erzeugt werden, die eine Summe von mehr als 200,000 Fl. abwerfen. (Wenn die oben angegebenen 50,000 Centner aus dem Erzberge kein Druckfehler sind: so stehen diese beide Angaben im auffallendsten Widerspruche). Man zählt im Lande 45 Eisenhämmer, 6 Drahthämmer, 2 Drahtfabriken, 12 Waffenhämmer, 2 Glashütten, 34 Spiegelschleifen, 2 Glaspaterlhütten, 25 Pottaschsiedereyen, 3 Pulvermühlen, 12 Papiermühlen, sehr viele Leinen-, Wollenzeug- und Tuchmanufakturen, u. s. w. Die Versuche auf Bley, Zinn und Kupfer sind unbedeutend. Die gesammten Waldungen der Oberpfalz sollen 379,861 Jucharte betragen; aber wahrscheinlich ist diese Summe zu hoch. Die gesammten reinen Staatseinkünfte aus diesem Lande beliefen sich im J. 1798. auf 621,152 Fl. 5½ Kr. Die Ausgaben auf 267,800 Fl. 28½ Kr., flossen daher in die Staatskasse 353,351 Fl. 37 Kr. Die oberpfälzischen Staatsschulden betrugen im J. 1797. die Summe von 637,669 Fl. 8½ Kr.

Das Herzogthum *Neuburg*, welches auf 52 Quadratmeilen 97,100 Einwohner zählet, ist der Gegenstand des *neunten* und letzten *Abschnittes* der *ersten* Abtheilung. Es ist ungleich fruchtbarer, als die Oberpfalz, und enthält neben den schönsten Getreidefeldern auch viele Wiesen und Waldungen von Eichen, Buchen, Eschen, Erlen, Fichten und Tannen. Selbst kleine Förste von Lerchenbäumen lassen sich hier antreffen. Alle Arten von Getreide und Hülsenfrüchten wachsen darin im Ueberflusse. Auch der Flachsbau ist sehr beträchtlich. Die Gärten liefern das köstlichste Obst. Hornvieh, Pferde und Schafe scheinen da eigentlich zu Hause zu seyn. Die Flüsse und Teiche wimmeln von Fischen. In dem östlichen Theile des Nordgaus finden sich hier und da Eisenerze, und in der Gegend von Dieteldorf Steinbrüche von weissem Marmor. — Diese Nachricht kömmt §. 2. des *neunten* Abschnitts unter der Aufschrift: *Physische Beschaffenheit und Producte der Mittelpfalz* vor; es wäre daher nicht nöthig gewesen, sie §. 23. unter der Aufschrift: *Producte und Gewerbsstand im Pfalzneuburgischen* zu wiederholen. Der Hopfenbau, der hier hinzugesetzt wird, hätte gleich §. 2. angeführt werden können. Der Viehstand in diesem Lande würde hier auch mehr an seinem Platze gewesen seyn, als zwischen §. 22. *Ueber den Charakter der Mittelpfälzer*, und §. 24. *Religion im Pfalzneuburgischen*. Der folgende §. 25. hat die Aufschrift: *Regierungsform im Pfalzneuburgischen*. §. 26. *Steuergefälle in Pfalzneuburg*. §. 27. *Eintheilung des Flächeninhalts*

Digitized by Google

inhalts von Pfalzneuburg in Aecker, Wiesen, Waldungen u. f. w. §. 28. *Verhältniß des Herzogthums Neuburg zum deutschen Reiche.* Welche Anordnung! Die Angaben des Viehstandes, der Summe der Einkünfte aus dem Neuburgischen und der Ausgaben, der Zahl der Jucharte an Aeckern, Wiesen, Waldungen, Teichen, Sümpfen und öden Plätzen sind nach des Vfs. eigenem Geständnisse theils zu alt, theils auch in anderer Hinsicht nicht ganz richtig. Bey Beschreibung der Stadt Neuburg ist unter den milden Stiftungen auch das Seminar für arme Studirende noch angeführt. Vermuthlich bestand es noch zur Zeit, da der Vf. schrieb. Allein seit kurzem ward leider der Fonds desselben dem Schulwesen entzogen! Bey dem Landgerichte Neuburg ist die Papiermühle zu Stockach nicht angezeigt. Bey den Neuburgischen Landgerichten überhaupt sind die darin befindlichen Hofmarken und Edelsitze nicht angegeben.

Die *zweyte* Abtheilung dieses Werkes handelt von den ausserhalb des bayerschen Kreises gelegenen bayerschen Besitzungen; und zwar gröstentheils in derselben Ordnung, die der Vf. in der *ersten* Abtheilung beobachtet hat; weswegen wir uns hier kürzer fassen können, und uns nur auf einige wenige Bemerkungen einschränken wollen. Was im *zehnten* Abschnitte, womit die Beschreibung der *bayerschen Provinz in Schwaben* anfängt, von den alten Sueven gesagt wird, dass sie von den langen Haaren, welche sie in einen Schweif zusammengeflochten hatten, so genannt worden seyen, möchten wir nicht unterschreiben, wenn der Vf. gleich den Tacitus als Gewährsmann aufführet. Wo von den Producten in und um Ulm die Rede ist, hätte die Bemerkung nicht vergessen werden sollen, dass in dieser Gegend vorzüglich guter Spargel wächst, womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Das S. 78. angeführte ehemals bischöflich augsburgische Priesterhaus, oder Seminar zur Bildung angehender Geistlicher existirt nicht mehr daselbst, sondern ist nach Dillingen versetzt worden. Dass die Hauptstädte des bayerschen Schwaben, welche ihre eigene Stadtgerichte, und landesherrliche Commissare mit repräsentativem Charakter haben, wie auch diejenigen, welche noch keinem Landgericht einverleibt sind, nicht bey Beschreibung der Landgerichte, sondern in besondern Paragraphen hier aufgeführt werden, können wir nicht anders als billigen; wir sehen aber nicht ein, warum auch den Städten Dillingen, Kaufbeuren und Kempten, welche wirklich unter Landgerichten stehen, diese Ehre wiederfährt. Bey Beschreibung der Stadt Leutkirch hätte auch von den freyen Leuten auf der Leutkircher Heide ausführlicher gehandelt werden sollen, und zwar schicklicher als im *ersten* Bande. Im *zwölften* Abschnitte von den Producten des bayerschen Schwaben, von den Einkünften, von dem Charakter, von der Religion u. f. w. bemerken wir manche Wiederholung, welche wohl hätte vermieden werden können. §. 4. giebt Nachricht von dem Handel und Gewerbe der Stadt Memmingen; das meiste von dem, was auf diesen Gegenstand sich bezieht, ist aber schon im *zehnten* Abschnitte §. 35. vorgetragen worden. Den im *zwölften* Abschnitte §. 5. beschriebenen Handel der Stadt Ulm hat man schon gröstentheils aus §. 34. des *zehnten* Abschnitts kennen gelernt. Die Beschreibung des Handels der Stadt Kempten, wovon §. 6. des *zwölften* Abschnitts handelt, hätte entweder hier, oder §. 39. des *zehnten* Abschnitts wegbleiben sollen. Indessen finden sich hier verschiedene gute Nachrichten, und unter denselben auch solche, die man in andern Schriften vergeblich suchen würde. Die ganze schwäbisch-bayersche Provinz beträgt ungefähr 130 Quadratmeilen, und enthält 317,000 Seelen, so, dass man auf die Quadratmeile 2438 Einwohner annehmen kann. Die alten bayerschen Besitzungen in Schwaben haben einen Flächeninhalt von 13 Quadratmeilen, und eine Bevölkerung von 26,030 Seelen. Die gesammten Waldungen in der Provinz Schwaben betragen 281,947 Jucharte, oder 17¼ Quadratmeilen; dem Staate allein gehören davon 138,518½ Jucharte. Sie zählt 18 Städte, und 32 Marktflecken ohne Göggingen und Zusamaltheim, welche gegenwärtig auch anfangen, als Flecken ausgeschrieben zu werden. Die Einkünfte der durch den Reichsdeputations-Hauptschluss erworbenen Besitzungen in Schwaben belaufen sich auf 1,848,000 Fl. Zu Memmingen bestand schon im Jahr 1482. eine Buchdruckerey. Die öffentliche Stadtbibliothek ist reich an kostbaren Werken. Zur Aufnahme der Musik wurde 1655. ein Collegium musicum, und 1610. eine Singschule gestiftet. Der einst ungemein beträchtliche Leinwandhandel der Stadt Kempten geräth seit einiger Zeit sehr ins Stokken. Zur Erleichterung der zahlreichen Weberschaft besteht eine besondere Stiftung, die Keselsche genannt, deren Verwaltung von den Interessen eines Capitals zu 10,000 Fl. Garn einkauft, und es den ärmern Webern so lange auf Credit giebt, bis es von ihnen verarbeitet, und das Product verkauft ist. — Im *dreyzehnten* Abschnitte, worin die bayerschen Besitzungen im fränkischen Kreise beschrieben werden, scheinen uns die ersten fünf Paragraphen, die sich über einige Merkwürdigkeiten des ganzen fränkischen Kreises ausbreiten, überflüssig zu seyn. Nur mit §. 6. welcher die bayerschen Besitzungen in diesem Kreise, damals noch mit Einschluss von Würzburg, aufzählt, fängt die Beschreibung der in diesem Kreise gelegenen, eigentlich bayerschen Ländern an. Der Flächeninhalt derselben lässt sich nicht leicht angeben: denn ausserdem, dass das Würzburgische durch den Reichsdeputations-Hauptschluss unter mehrere Herrn getheilt wurde, besitzt die Reichsritterschaft ohne Zweifel den dritten Theil der beiden bayerschen Fürstenthümer in Franken. Im ganzen Umfange des Fürstenthums *Bamberg* sind nach §. 6. des *vierzehnten* Abschnitts nebst drey Hauptstädten 16 Municipalstädte, und 23 Marktflekken. Allein aus §. 20., wo sie namentlich aufgezählt werden, ersieht man, dass dieses Fürstenthum ausser den drey Hauptstädten mit Einschluss derjenigen, die aus dem Würzburgischen demselben einverleibt wurden, 17 Municipalstädte hat. Von zweyen versichert der Vf., dass sie Festungen seyen, ohne ihre Namen anzugeben. Die Zahl der Marktflecken beträgt 23,

der gröfsern und kleinern Dörfer 715, und der einzelnen Höfe und Häuser 170. Wie hoch sich die Volkszahl im Fürstenthum Bamberg belaufe, läfst sich mit Gewifsheit nicht angeben. Aus S. 174. ersehen wir, dafs auch in Bamberg die Stiftung für arme Studirende, die unter dem Namen des Autfeeifchen Seminars bekannt war, aufgehoben wurde. Ehemals wurden darin 36 Studirende in allem frey unterhalten. Im J. 1804. zählte die Hauptstadt Bamberg 18,610 Einwohner mit Einschlufs des Militärs. Die Handwerksklasse hatte 1370 Meister, 1059 Gesellen, und 238 Lehrjungen. Der Handelsstand zählte 40 Kaufleute, 41 Handlungsdiener, und 31 Lehrjungen. Der Hauptactivhandel des Fürstenthums besteht in Samenwaaren, Süfsholz, Lakritzensaft, u. s. w. Die Gärtner in Bamberg machen eine Zahl von 386 Meistern aus. Theils in der Hauptstadt, theils im Fürstenthum zerstreut bestehen verschiedene wohlthätige Anstalten. In das Spital zu Weischenfeld, welches für 7 arme Personen gestiftet ist, soll nach der ausdrücklichen Vorschrift des Stiftungsbriefes keiner aufgenommen werden, der nicht das Vaterunser, den englischen Gruls, und den Glauben (die Glaubensformel) hersagen kann. Im *fechzehnten* Abschnitte stehen die abgehandelten Gegenstände wieder ein wenig bunt unter einander: Schul- und Bildungsanstalten im Bambergischen, physische Beschaffenheit, Fruchtbarkeit und Producte des Landes, Gärtnerey, Viehzucht, Wälder, Mineralien, merkwürdige Naturerscheinungen (die Höhlen und Grotten), Exklöster im Bambergischen, Verhältnifs des Fürstenthums Bamberg zum deutschen Reiche, Religion im Bambergischen, Bambergisches Mafs und Gewicht. Wir würden wenigstens die Artikel: Schul- und Bildungsanstalten, Religion und Exklöster zusammengestellt, und den Artikel vom Verhältnifs des Fürstenthums zum deutschen Reiche unmittelbar haben nachfolgen lassen. Die Nachricht vom Mafs und Gewicht würden wir an die Beschreibung der Producte und der Industrie angereiht haben. Wo von diesen letztern die Rede ist, vermissen wir eine Anzeige des nicht unbeträchtlichen Saffranbaues im Bambergischen. Die Fischotter am Mayn, und die sehr häufig vorkommenden Blutigel sind gleichfalls unangezeigt geblieben. Unter den Mineralien hätten die Kalksteine, die man in dem Amtsbezirke Bechhofen auf den Feldern findet, um so mehr angeführt zu werden verdient, da sie im Ueberfluss, und von vorzüglicher Güte vorhanden sind, weswegen auch die Regierung im J. 1804. zur Anlegung einer Kalkbrennerey daselbst unter Zusicherung gewisser Vortheile aufgemuntert hat. Eben so verhält es sich mit einem erst um diese Zeit am sogenannten Hörsch dicht am Rödelfluss in der Staatswaldung entdeckten, 12 Schuhe mächtigen, graulichtschwarzen Dachschiefer.

Die beiden letztern Abschnitte dieses Werkes beschäftigen sich mit der Beschreibung des Fürstenthums Würzburg, und des Herzogthums Berg, welche freylich seit kurzer Zeit nicht mehr zu Bayern gehören. Aber eben darum, weil sie während der Zeit, da wir diese Anzeige schrieben, von dem gedachten Lande abgerissen wurden, hätten wir gewünscht, dafs es dem Vf. möglich geworden wäre, in Ansehung einiger statistischer Merkwürdigkeiten etwas mehr von diesen Ländern, als er in den *Regierungsblättern*, und in *Schöpfs historisch statistischer Beschreibung des Hochstifts Würzburg* fand, anzuführen, damit man im Stande wäre, Verlust und Entschädigung mit einander zu vergleichen. So läfst der Vf. seine Leser sowohl über die Zahl der Quadratmeilen, als auch über die gegenwärtige Bevölkerung des Fürstenthums Würzburg, wovon sich erstere ehemals auf 94, und letztere auf 282,000 Einwohner belief, in Ungewifsheit. Er glaubte, dafs dieselben um so weniger angegeben werden könnten, da sehr viele Aemter dieses Fürstenthums an andere Herrn abgetreten worden, im Gegentheile aber dafür nebst Schweinfurt und Rothenburg einige preufsische Stücke durch Tausch, auch einige Bezirke des Bambergischen hinzugekommen sind. Allein über die Bevölkerung hätte ihn selbst das fränkische Regierungsblatt (*Beylage* zu Nr. 37. des J. 1804.) belehren können. Dort wird die Bevölkerung der 28 würzburgischen Landgerichte (mit Einschlufs der zwey Rothenburgischen), doch ohne die Bevölkerung der Städte Würzburg und Schweinfurt, auf 209,502 Seelen angesetzt. Giebt man der Stadt Würzburg mit dem Vf. selbst etwas mehr, als 19,000, und der Stadt Schweinfurt 6361: so möchten es wohl in runder Zahl 235,000 Einwohner seyn, die in dem Fürstenthum Würzburg leben. Wohl hat der Vf. die Zahl der Städte und Flecken angezeigt. Erstere sind 29, letzterer nur 6. Von dem Herzogthum *Berg* sind zwar Flacheninhalt, Bevölkerung, und Zahl der Städte und Flecken angegeben (54¼ Quadratmeilen, 267,479 Einwohner, 14 Städte und 11 Freyheiten, oder Flecken); aber nach einer Anzeige der Einkünfte und Staatsschulden sowohl des Fürstenthums Würzburg, als des Herzogthums Berg sahen wir uns vergebens um. Auffallend war es uns, dafs wir auch von der Universität zu Würzburg, aufser ihrem Daseyn, ihrer Kirche, und ihrer Sternwarte, nichts angeführt fanden. Wenigstens wäre die Universitätsbibliothek, die einige seltene Schätze an Handschriften besitzt, einer Bemerkung werth gewesen. Was das Elisabethenhaus, und das Gabrielhaus in Würzburg für eine Bestimmung haben, dürfte so, wie diese Benennungen hier unter den milden Stiftungen ohne alle Erklärung hingeworfen sind, den meisten Lesern ein Räthsel seyn. Ein auffallender Zug im Charakter der Einwohner im Herzogthum Berg ist ihr unüberwindlicher Hang zum Processiren. Die Hauptstadt Düsseldorf soll demselben einen grofsen Theil ihrer Lebhaftigkeit und Gewerbsamkeit zu danken haben, indem viele Leute ihrer Processe wegen sie entweder selbst besuchen, oder doch grofse Summen dahin schicken. Blofs durch die Handwerksprocesse der Bürger von Solingen sollen der Stadt jährlich 4000 Rthlr. zufliefsen.

Da sich übrigens Bayerns Besitzstand, während wir dieses niederschreiben, schon wieder geändert hat.

Digitized by Google

hat, das Fürstenthum Würzburg, und das Herzogthum Berg weggefallen, und ein beträchtlicher Strich von Schwaben, Tyrol, der Rest vom Passauischen, das Eichstädtische, und das Markgrafthum Anspach mit Bayern vereiniget worden sind: so erwarten wir, dass der Vf., wofern eine *zweyte* Auflage dieses Werkes gegen unsere Vermuthung so bald nicht erfolgen sollte, wenigstens bald einen Nachtrag liefern, und in demselben diese neue Besitzungen beschreiben werde.

Mit der Beurtheilung dieses, im Verhältnifs zu den damit verknüpften Schwierigkeiten im Ganzen wohl gerathenen, Werkes wollen wir sogleich die Anzeige folgender Schrift verbinden:

Ebendaselbst, b. Ebendemf.: *Joh. Georg Prändel*, Professors an der kurfürstl. Pagerie in München u. s. w.: *Geographie der sämmtlichen kurpfalzbaierschen Erbstaaten*, ins Kurze gefafst. 1806. XII u. 266 S. 8.

Dieser Auszug aus dem eben angezeigten gröfsern Werke kann bey dem Unterricht in den Schulen, wozu er bestimmt ist, wie auch bey dem Privatunterricht mit Nutzen gebraucht werden, besonders, wenn der Lehrer es nach der Fassungskraft, und nach den Bedürfnissen seiner Zöglinge zu benutzen versteht. Alles, was in jenem Werke weitläufiger vorgetragen worden, ist hier enger zusammengezogen; verschiedene, dort ziemlich weit von einander getrennte, Gegenstände, die ihrer Natur nach zusammen gehören, sind hier zusammen gestellt; die dort am Ende angehängten Verbesserungen und Zusätze sind hier in den Text eingerückt. Dadurch hat dieses Lehrbuch vor dem gröfsern Werke unstreitig gewonnen. Ganz neu ist hier die Angabe der Quadratmeilen eines jeden bayerschen Landgerichts, und ihrer gegenseitigen Gränzen. Wenn wir ja etwas wegwünschten, in so fern diese Schrift ein Lehrbuch, und zum Unterricht der Jugend bestimmt ist, so wären es die Namenverzeichnisse der ehemaligen Landgerichte in Bayern, in der Oberpfalz, und in dem Herzogthum Neuburg mit den Zahlen ihrer Quadratmeilen, ihrer Einwohner, und der darin befindlichen Feuerstellen; ingleichen die trockenen Namen aller neuen Landgerichte mit den Namen ihrer Cordonsstationen, und aller ihrer Gränzörter. Durch eine so grofse Menge Namen und Zahlen, wovon erstere nach der neuen Eintheilung des Landes gar nicht mehr bestehen, dürfte das Gedächtnifs der Schüler unnützer Weise zu sehr überladen werden. Zweckmäfsiger würden dieselben in dem gröfsern, zu einem Handbuche für jedermann bestimmten, Werke gestanden haben, wo sie zur Vergleichung des neuen Zustandes mit dem vorigen gedient haben würden. Hier hätte der Vf. besser gethan, wenn er, anstatt alle diese Namen und Zahlen, wie auch die Namen aller Städte und Flecken aufzuzählen, nur ihre Zahl überhaupt angegeben, und alsdann die merkwürdigern der beiden letztern beschrieben hätte. Selbst was die Angabe der Quadratmeilen, und der Gränzen jedes einzelnen Landgerichts betrifft, hätten wir gewünscht, dafs es dem Vf. möglich gewesen wäre, sie in sein gröfsres Werk einzutragen. In einem Lehrbuche scheinen sie am unrechten Orte zu stehen. Aber damals fehlte es noch an einer dazu geeigneten Karte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Frankfurt* a. M., b. Guilhaoman: *Ueber das Antike und Moderne*, als die zwey entgegengesetzten Bildungsstufen des Menschengeschlechts. Probevorlesung gehalten den 30. Decemb. 1803., von D. *Molitor*. 1804. 30 S. 8. (4 gr.) — Hingeworfene Ideen, welche der Vf. bereits in einigen neuern Schriften genauer zu entwickeln, zu modificiren und zu bestimmen gesucht hat! — Einige geistreiche Männer haben bekanntlich unlängst den Gegensatz zwischen Alterthum und neuer Welt so bestimmt, dafs in jenem Alles in Einem mit ungetheilter Kraft aus der Quelle entsprungen sey, in dieser hingegen Alles sich mannichfaltiger theilen und künstlicher entfalten, der menschliche Geist sich gleichsam zersetzen und seine Kraft sich ins Unendliche trennen müsse; und diese, eben so einfache, als fruchtbare Idee ist es vornehmlich, welche der Vf in dieser Schrift an Beyspielen der Geschichte, von welcher er einen kurzen Ueberblick giebt, zu erläutern sucht. Gegen manche seiner Sätze könnte freylich die Historie sowohl als die Philosophie gegründete Einwürfe machen. Trautere Bekanntschaft mit der empirischen Geschichte, von welcher, soviel wir wissen, der Vf. bis jetzt wenigstens noch keine öffentliche Proben gegeben hat, wird ihm den kräftigsten Schutz gegen einseitige Ansichten der Historie gewähren, und die Keime fruchtbarer Ideen über diese, welche wir bereits bey ihm gefunden haben, zu einer schönen Blüthe entfalten. Ohne Philosophie ist keine echte Historie möglich, aber auch ohne Historie keine echte Philosophie über Historie. Mag immerhin der Philosoph mit Stolz auf den Historiker herabblicken, dieser, wenn er nur im eigenen Gemüthe einheimisch ist, vergifst im vielseitigen Umgang mit der Historie des Schulphilosophen ganz und gar. Gar sehr verächtlich sind aber jene, die, weder der Historie noch der Philosophie mächtig, über jene philosophiren wollen. Nach diesen müfste der Historiker stets ein Compendium der Seelenlehre in der Hand haben, das *Menschthum*, wie sie sagen, psychologisch-historisch zergliedern, und diese anatomisch-historischen Präparate gleich Pflanzen, die man nach einer gewissen Classification auf Papier klebt, anordnen. Doch wir kehren zur vorliegenden Schrift zurück und fügen in Beziehung auf dieselbe nur noch die einzige Bemerkung bey, dafs wie den Ideen, die sie enthält, so auch der Darstellung derselben die Gediegenheit fehle.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. Januar 1807.

KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Chriſtliche Kirchengeſchichte ſeit der Reformation*, von *Joh. Matthias Schröckh*, ord. Lehrer der Geſchichte auf der Univerſität Wittenberg. *Erſter* Theil. 1804. 744 S. (2 Rthlr.) *Zweyter* Th. 1804. 820 S. (2 Rthlr. 8 gr.) *Dritter* Th. 1805. 732 S. (2 Rthlr. 8 gr.) *Vierter* Th. 1805. 728 S. (2 Rthlr. 8 gr.) *Fünfter Th.* 1806. 680 S. gr. 8.

Es übertraf gewiſs die Erwartung, welche die Meiſten bey der erſten Erſcheinung der *Schröckh*'ſchen chriſtlichen Kirchengeſchichte und bey deren weitern Ausdehnung hatten, daſs der würdige Vf. dieſes Werk in 36 Jahren, ohne es zu verkürzen oder zu übereilen, bis auf die Kirchenreformation im 16ten Jahrhundert, vollenden würde. Noch mehr aber muſs man bewundern und ſich freuen über den Muth, mit dem er es, ſchon im hohen Alter, wagt, noch weiter zu gehen als die Meiſten, welche ausführliche Werke über die chriſtliche Kirchengeſchichte geſchrieben haben, und dieſe Geſchichte von der Reformation an bis auf unſre Zeit fortzuführen; und noch mehr über den Fleiſs, mit dem er dieſe neuere Geſchichte in noch nicht völlig drey Jahren in vorliegenden fünf Bänden, ſchon bis zur Hälfte oder bis zum weſtphäliſchen Frieden, glücklich vollendet hat, ſo daſs wir nicht nur von Herzen wünſchen, ſondern auch hoffen können, es werde auch die übrige Hälfte nicht zurückbleiben, da er ſie vermuthlich, bis zur Anlegung der letzten Hand, ſchon ausgearbeitet hat.

Da uns ſchon mehrere Recenſenten in Beſchreibung der erſten Bände dieſer neuern Kirchengeſchichte zuvorgekommen ſind; wir auch in einer allgemeinen Anzeige dieſes Werkes den Fehler, welchen Hr. *S.* ſo ſehr zu vermeiden ſuchte, bekannte Sachen nicht zu wiederholen, noch weit mehr zu vermeiden Urſache haben: ſo ſetzen wir das, was auch jeder, ſelbſt Anfänger in dieſer Geſchichte, in vorliegendem Werke erwarten muſs, als etwas voraus, was ſich von ſelbſt verſteht, und ſchränken uns bey unſerer Anzeige bloſs auf die Ordnung, die hier befolgt iſt, und auf die Art ein, welche der Vf. in Darſtellung der Sachen beobachtet hat, und werden nur noch auſserdem auf einige Partieen dieſes Werks aufmerkſam zu machen ſuchen, die entweder von Andern übergangen, oder doch hier beſſer ausgeführt ſind, als bey andern allgemeinern Verfaſſern dieſer Geſchichte. Daſs Hr. *S.* die vornehmſten Quellen nicht nur benutzt, ſondern auch, wie in ſeiner ältern Kirchengeſchichte, den Leſern angegeben habe, kann man ohnehin vorausſetzen; und daſs er ſich dabey nur auf die allgemeinern, desgleichen auf diejenigen beſondern Schriften eingeſchränkt habe, in welchen, wie z. B. in den Strobelſchen, ganz vorzüglich beſondere Stücke unterſucht ſind, war ſeinem Zwecke gemäſs, die neuere chriſtliche Kirchengeſchichte im Allgemeinen darzuſtellen; ſelbſt dieſe Einſchränkung zeugt von der guten Wahl, die er bey einer ſolchen Menge und Mannichfaltigkeit der Hülfsmittel beobachtet hat, welche einem guten Schriftſteller oft ſchwerer fällt, als der Vortrag der Sachen ſelbſt, und zu den nicht in die Augen fallenden, daher auch ſo ſehr verkannten, Tugenden eines Buchs gehört.

Mit Recht beginnt dieſe neuere Kirchengeſchichte mit der Geſchichte der im 16ten Jahrhundert erfolgten Kirchenreformation, die deswegen auch billig hier beſonders geſtellt iſt, und das *erſte* Buch, oder den *erſten* und *zweyten* Theil dieſes Werks einnimmt. Denn ſie iſt die folgenreiche Hauptveränderung im Zuſtande der chriſtl. Religion, von der alle neuern Schickſale derſelben in den Abendländern abhängen. Den Schluſs dieſer Reformationsgeſchichte ſetzt Hr. *S.* ſehr ſchicklich ins Jahr 1598., weil ja hier auch die Reformation auſser Deutſchland in Anſchlag kommt, und in gedachtem Jahre die Reformirten durch das Edict von Nantes die Rechte einer freyen Religionsgeſellſchaft in Frankreich erhielten. Voran geht, wie allerdings nothwendig war, im *erſten* Abſchnitt des *erſten* Buchs ein gedrängter Abriſs des Zuſtandes von Europa bey dem Anfange der Reformation, ſowohl des *politiſchen* (Theil I. S. 12 f.), als des *wiſſenſchaftlichen* (S. 35 f.) und des *kirchlichen*, auch *religiöſen* Zuſtandes (S. 72—104.); woraus ſich die Nothwendigkeit und Heilſamkeit dieſer Reformation ſowohl, als die Beförderungsmittel derſelben (bey welchen beiden Stücken die Meiſten allein zu verweilen pflegen) von ſelbſt ergeben müſſen. So kurz der *politiſche* Zuſtand der europäiſchen Staaten, wo die Reformation einigen Eingang fand, angegeben iſt (denn die Darſtellung deſſelben muſste ſich auf die mehrere oder mindere Diſpoſition jedes Landes oder deſſen Regierung zu dergleichen kirchlichen Reformation einſchränken), ſo bündig iſt ſie doch. Die Beſchreibung des *wiſſenſchaftlichen* Zuſtandes verweilet beſonders bey den groſsen Verdienſten des *Eraſmus* um die Vorbereitung einer Reformation, welche letztere er doch weder geradezu ſich zum Zwecke ſetzte, noch bey ſeiner Denkart und Lage durchſetzen honnte; und giebt beſonders Auszüge aus ſeiner *Ratio ſ. methodus compendio perveniendi ad veram Theologiam* und aus ſeinem

nem *Eccleſiaſtes*; da dieſe Bücher bey weitem alles übertreffen, was jemals vorher unter den Chriſten über die Verbeſſerung der Theologie und Religion geſchrieben war. Der Beſchreibung des damaligen Zuſtandes der *Religion* läſst Hr. S. eine des Zuſtandes der *Kirche* vorangehen, weil die abendländiſchen Chriſten ſchon lange einem geiſtlich-weltlichen Monarchen gehorchten, der ihnen Glauben und Betragen vorſchrieb; daher er von dieſer damals wirklichen Macht der römiſchen Biſchöfe, wie des ganzen Clerus, handelt, und wider die gewöhnlichere Vorſtellung zeigt, dafs die päpſtliche Macht, zumal unter Leo X., lange noch nicht ſo geſunken geweſen ſey, dafs man eine Reformation der Kirche oder deren glücklichen Erfolg habe erwarten können. Bey dem Zuſtande der *Religion* aber bemerkt er, dafs, ob man gleich damals allgemein angenommen, die Grundlage des urſprünglichen Chriſtenthums ſey noch, wenigſtens in dem apoſtoliſchen Symbolum, vorhanden, und die heil. Schrift habe noch, als Quelle der Religion, in Ehren geſtanden, dennoch die chriſtl. Religion damals eigentlich in dem beſtanden habe, was Kirchenväter, Concilien, Päpſte und Scholaſtiker darüber feſtgeſetzt hatten, wohin viele Meinungen und Einrichtungen gehörten, von welchem das erſte Chriſtenthum gar nichts wuſste. Bey dieſer Gelegenheit wird auch S. 96 f. der groſse Unterſchied des damaligen päpſtlichen Ablaſſes von dem ehemaligen erläutert, und zuletzt erinnert, dafs damals niemand an Beantwortung der Frage zu denken geſchienen habe: ob bey der fortwährenden *Regierung der Kirche* eine weſentliche und feſte Veränderung in der Verfaſſung dieſer Kirche und der Religion ſelbſt geſtiftet werden könne? welches freylich von jener Regierung unmöglich zu erwarten war.

Hierauf folgt in einem *zweyten* Abſchnitt die *Geſchichte der deutſchen Reformation* in vier Zeiträumen: bis 1520, 1530, 1546 und 1555, wobey wir uns, als bey etwas Bekanntem, nicht aufhalten, ſondern nur vorzüglich auf die Geſchichte des Bauernkrieges und des Sacramentsſtreits aufmerkſam machen, und bemerken, dafs durch ſchickliche Auszüge einiger Hauptſchriften *Luthers*, beſonders ſeiner *Theſium*, ſeiner *Reſolutionum* derſelben, und ſeiner Schrift an den deutſchen Adel, gezeigt wird, wie Luther nach und nach zu immer weiterer Kenntnifs der Religion gelangt ſey. Der ganze Abſchnitt wird mit einer Anzeige der vornehmſten Schriftſteller geſchloſſen, welche dieſe Reformationsgeſchichte im Zuſammenhange beſchrieben oder die Reformation gegen allerley Angriffe vertheidigt haben.

Ein *dritter* Abſchnitt — und dieſer füllt den ganzen *zweyten* Theil oder Band des Werks — beſchäftigt ſich mit der *auswärtigen*, wirklichen oder verſuchten, *Reformation*, in Schweden, Dänemark, der Schweiz, Frankreich, den Niederlanden, Schottland, England, Polen, Ungarn und Siebenbürgen, Italien und Spanien, die überall bis auf die Zeit fortgeführt iſt, wo ſie eine geſetzliche Conſiſtenz in einem Lande, d. i. Beſtätigung von der Landesregierung, erhielt, wenn ſie nämlich irgendwo dieſes Glück hatte. Mit vollkommnem Rechte verſichert unſer Vf. auch hier den ungemeinen Reichthum des Stoffs, den die Geſchichte darbietet, mit ſo vieler Sparſamkeit gebraucht zu haben, als es, ohne undeutlich oder auffallend mangelhaft zu werden, geſchehen konnte. Ueberhaupt verdient er für die Darſtellung dieſer aufserhalb Deutſchlands ausgebreiteten Reformation von allen, welche noch nicht genug mit dieſen Sachen bekannt ſind, deſto gröſsern Dank, da dieſe Geſchichte in den allgemeinen Werken über die Reformationsgeſchichte entweder nicht, wie ſie in *allen* dieſen Ländern erfolgte, oder nur ihrem *Anfange* nach in denſelben, oder doch nicht im *Zuſammenhange* dargeſtellt iſt. Was er über den Unterſchied der ſchwediſchen und däniſchen Reformation von der in Deutſchland und den Urſachen dieſes Unterſchieds (S. 3. f.) ſagt, nebſt der ſehr unparteyiſchen Vergleichung des Charakters und der Handlungsart Zwingli's und Luthers, als Reformatoren betrachtet (S. 161 f.), nebſt dem, was in dieſer Abſicht über Calvin geſagt iſt (S. 179 f.), verdient vorzügliche Aufmerkſamkeit.

Nach dieſer Vorbereitung auf die neuere Kirchengeſchichte durch die Geſchichte der kirchlichen Reformation im 16ten Jahrhundert kommt nun der Vf. im *zweyten* Buche, welches den ganzen *dritten*, *vierten* und *fünften* Theil oder Band einnimmt, auf die allgemeine *Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche* (eigentlich der einzelnen Parteyen in der chriſtl. Kirche und einiger Gegner des Chriſtenthums), vom Jahre 1517 bis zum J. 1648. oder bis zum weſtphäliſchen Frieden. Ein *erſter* Abſchnitt dieſes *zweyten* Buchs beſchreibt den *politiſchen* (auch *ſittlichen*) und *wiſſenſchaftlichen* Zuſtand von Europa unter dem Einfluſſe der Reformation, und zwar den *politiſchen* Zuſtand, ſo weit die Verfaſſung der Staaten durch dieſelbe irgend eine Veränderung erlitten; wobey doch ſehr richtig erinnert iſt, dafs man die *unmittelbaren* Folgen der Reformation, welche aus ihrer weſentlichen Beſtimmung, aus den erklärten Abſichten ihrer Stifter, und aus den Mitteln floſſen, die ſie zur Erreichung derſelben gewählt hatten, ſorgfältig von den *mittelbaren* Folgen unterſcheiden müſſe, welche aus fremden Antrieben und Gegenbeſtrebungen, d. i. äuſserlichen Verhältniſſen und politiſchen Urſachen, erwuchſen, und zwar oft genug auf die Rechnung der Reformation ſelbſt geſchrieben, auch ein Vorwand wurden, die Anhänger der Reformation zu verfolgen, an welchen ſie ſelbſt aber keinen Antheil hatte, ſo wie ſich auch die Spuren ihrer traurigen Folgen, z. B. des ſchmalkaldiſchen Krieges, gröſstentheils verloren haben. — Bey dem Einfluſs der Reformation auf die *Sitten* (Th. III. S. 81 f.) ſchränkt ſich der Vf. auf die Anmerkung ein: dafs allerdings viele Evangeliſche durch ihren Eifer und die Aufopferung zeitlicher Vortheile, ſelbſt des Lebens, dieſen Einfluſs bewährt haben; Luther auch durch ſeine Herabwürdigung der ſogenannten guten Werke, wodurch er doch Glauben ohne gute Werke für ganz unfruchtbar erklärte, nicht den Einfluſs ſeiner gereinigtern Lehre auf Beſſerung gehemmt

hemmt habe; gegen vorhanden gebliebene Unordnungen aber nichts übrig gewesen sey, als eine Kirchenzucht von gemäfsigter Strenge durch den Kirchenbann; um welche Kirchenzucht besonders Calvin sich grofse Verdienste erworben habe, die aber freylich dahin, wo er sie brachte, nur unter Umständen konnte durchgesetzt werden, wie sie zu Genf, aber keineswegs in Deutschland, waren. (Hier hätten wohl die Ursachen weiter aufgedeckt zu werden verdient, warum in der evangelisch-lutherischen Kirche die Reformation so wenig auf die Verbefserung der Sitten wirkte. Eine davon ist sicherlich in dem Bestreben *Luthers* und der Seinigen zu suchen, vor allen *Dingen* erst eine verbefserte Theorie in der Lehre zu *Stande* zu bringen und die darin liegenden Quellen der verdorbnen Sitten zu verstopfen; wodurch aber, zumal nach Luthers Tode, unter dessen Anhängern so viele Streitigkeiten erzeugt wurden, worüber die Verbefserung der Sitten vergessen oder wodurch sie doch sehr geschwächt wurde. Aufserdem glaubte man in Entfernung vom Papstthum und Vermeidung auch des geringsten Scheins einer Wiederannäherung an dasselbe nicht weit genug gehen zu können. Daher die Verwerfung aller guten Werke, nicht blofs der im Papstthum vorzüglich so genannten, sondern aller guten Handlungen der Menschen, als nicht nothwendig zur Seligkeit; daher alles Gute dem Menschen abgesprochen, als der nur Böfes wollen und thun könne, und dem nicht der geringste Einfluss auf seine Besserung zukomme. Wir wissen recht wohl, dafs man allen diesen Behauptungen einen guten Sinn untergelegt und ganz und gar nicht eine Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht angenommen, vielmehr Besserung des Herzens und Lebens empfohlen habe. Aber man denke sich doch den grofsen Haufen, der die Subtilitäten der Schullehre nicht versteht, und dem es nur um seine Seligkeit, selten darum zu thun ist, wahrhaftig tugend- und gewissenhaft zu werden; man verbinde damit den so leichten und beynahe unvermeidlichen Mifsbrauch der Lehre vom Verdienste Christi, der anstatt der Menschen alles Gute gethan, alle Strafen abgebüfst haben solle; das Dringen auf Vergebung der Sünden, d. i. Verschonung mit Strafen, als der Hauptsache des Christenthums; und die Beybehaltung des aus dem Papstthum übriggebliebnen Wahns, dafs geweyhete Priester nicht nur jemanden Vergebung der Sünden ankündigen, sondern durch ihre Absolution sie den Beichtenden wirklich bey Gott verschaffen könnten u. s. w.: so wird man sich, wenn man unbefangen urtheilt, leicht überzeugen, wie nachtheilig dieses alles der Sittenverbefserung bey den meisten habe seyn müssen. Eine Vergleichung von diesem allen mit den Sitten der böhmischen Brüder jener Zeit, die aber auch jene Meinungen nicht, und vom Glauben einen ganz andern Begriff hatten, wird dieses noch deutlicher machen können.) — Etwas umständlicher ist Hr. *S.* über den Einfluss der Reformation auf beynahe alle Wissenschaften und edlern Künste, vornehmlich auf freyere Behandlung der Philosophie, wobey dann auch gelegentlich von Manchen Nachricht gegeben wird, die sich hier besonders hervorgethan haben, als *Joh. Lud. Vives*, *Petr. Bembus*, *Jordanus Brunus*, *Cardanus*, *Campanella*, *Corn. Agrippa*, *Franc. Baco*, *des Cartes*, *Gassendi* u. a.

Ein *zweyter* Abschnitt fasst nun die Geschichte der römischen Kirche vom Anfange der Reformation bis zum westphälischen Frieden in sich, wird aber erst im *vierten* Theile oder Bande geendigt. Sehr wohl hat unser Vf. hier dreyerley unterschieden und in besondern Abtheilungen beschrieben: Geschichte der Päpste (Theil III. S. 206.) und der päpstlichen Monarchie (S. 403 f.) — Geschichte des römisch-katholischen Clerus und der Ausbreitung dieser Kirche (S. 452 — 718.) — und Geschichte der Theologie, des Glaubens und der Religionsstreitigkeiten dieser Kirche (Theil IV. S. 1 — 329.) — Die *erste* Abtheilung, und zwar die Geschichte der *Päpste*, schildert jedes in dieser Periode regierenden Papstes Charakter, sein Verhältnifs und seine Streitigkeiten mit den weltlichen Mächten, nebst deren für ihn glücklichen oder nachtheiligen Erfolg, besonders sein Benehmen in Angelegenheiten der Kirche und der von ihr getrennten Parteyen. Wer kann auch nur die vornehmsten Merkwürdigkeiten auszeichnen? Wir verweisen nur vorzüglich auf Sixtus den Fünften und Paul den Fünften, gelegentlich auf die bey der Geschichte der Streitigkeiten des letztern mit Venedig beygebrachten Lebensumstände und Verdienste *Pauls Sarpi* (S. 366 f.). Die hier eingeschaltete Geschichte der berüchtigten Bulle in *Coena Domini* (S. 387 f.), welche man in den gewöhnlichen Kirchengeschichtbüchern vermifst, ist auch hier nur kurz angegeben und mehr bey ihrem Inhalt verweilt; sie hätte wohl in ihren allmähligen Fortschritten bis auf Urban VI. mehr auseinander gesetzt zu werden verdient. — Von dieser Geschichte der Päpste hat Hr. *S.* mit Recht die Geschichte der *päpstlichen Monarchie* oder des sogenannten *Papstthums* getrennt, d. i. die Geschichte der Schicksale der geistlich-weltlichen Macht, Besitzungen, Rechte und Anmafsungen der Päpste in dieser Zeit. Diese Geschichte ist jedoch in jene so sehr verflochten, und was dahin gehört, ist zum Theil schon so ausführlich in der Geschichte der Päpste aufgeführt, dafs der Vf. die Geschichte des Papstthums in dem schon angegebenen Sinn schwerlich noch besonders hätte aufstellen können, wenn ihm nicht die gegen die ultramontanischen Grundsätze von den Rechten des Papstes gerichteten Widersprüche, sonderlich die Principien der gallicanischen Kirche und deren Vertheidigung von *P. Pithou*, *Charl. du Moulin*, *P. du Puy* und *Edm. Richer* u. a. dazu Gelegenheit gegeben hätten, worauf denn auch hier fast alles eingeschränkt ist. — Die *zweyte* Abtheilung des *zweyten* Abschnitts ist dann der Geschichte des römisch-katholischen Clerus, die Mönche mit eingeschlossen, und der Ausbreitung dieser Kirche gewidmet. Eigentlich werden hier nur die Reformen aufgezählt, welche das Concilium zu Trident wenigstens entwarf, wenn gleich nicht wirklich ausführte (S. 454 — 463.; das Uebrige bis zu Ende des ganzen *dritten* Theils betrifft

trifft die Reformen, die mit einzelnen Mönchs- oder Nonnenorden vorgegangen, nebst dem Ursprung und Fortgang neuer Orden oder Congregationen, unter welchen letztern die Gesellschaft Jesu am weitläufigsten, nach ihrem Ursprung, besondern Vorrechten, Einrichtungen und besonders Schicksalen in verschiednen Ländern, vorzüglich in Frankreich, Abyssinien und Ostindien, beschrieben ist. Die Streitigkeiten der Jesuiten mit andern, eigentlich die über die sinesischen Gebräuche, sind nur kurz berührt, die Missionen andrer Orden der römischen Kirche übergangen worden, und den Beschluss macht eine ganz kurze Beschreibung der zu Rom errichteten *Congregationis de propaganda fide.*

Der *dritte* Abschnitt, die römisch-katholische Kirche betreffend, macht ungefähr die Hälfte des *vierten* Theils oder Bandes aus: *Geschichte der Theologie, des Glaubens und der Religionsstreitigkeiten* der römischen Kirche. Unter diesem Titel hat der Vf., doch, wie uns scheint, nicht in der bequemsten Ordnung, Folgendes vereinigt. Unter dem Titel: *Geschichte der Theologie* (deutlicher wäre wohl gewesen: Geschichte der theologischen *Wissenschaften* und *Hülfsmittel*): Allgemeiner ausgebreitetes Studium der hebräischen, auch anderer morgenländischen Sprachen, wo besonders die Lebensumstände und Verdienste eines *Franc. Vatabli, Santes Pagninus, Jo. Alb. Widmanstad* und *Andr. Masius* aufgeführt sind. Nun etwas von der Antwerpischen Polyglottenbibel und ihrem vornehmsten Herausgeber *Arias Montanus;* alsdann etwas weniges von den Bombergischen und den Robert-Stephanischen Ausgaben des hebräischen, wie von den Erasmischen, Stephanischen und Löwenschen Ausgaben des griechischen Textes Neuen Testaments. *Jac. Sadolet's* und *Casp. Contarini, Joh. Gagney, Augustinus Steuchus Eugubinus, Claud. Espencaeus, Joh. Maldonat's, Casp. Sanctius, Joh. von Pineda* und einiger Unbedeutendern Verdienste um bessere Auslegung der heil. Schrift; auch, nach einer eingeschalteten Nachricht von der Pariser Polyglotte, die ähnlichen Verdienste des *Cornel. a Lapide, Joh. Steph. Menochius* und *Marinus Mersennus.* Zu dieser Geschichte der *Theologie* gehört wohl noch das, was der Vf. über den Einfluss der verbesserten Exegese auf die *dogmatische Theologie* (S. 63 f.) sagt, vorzüglich von *Melchior Canus*, aus dessen *locis Theologicis* ein ausführlicher Auszug (S. 68 — 82.) gegeben ist; auch wird von *Maldonat's* und *Dionys. Petav's* hieher gehörigen Verdiensten, zumal durch einen Auszug aus des letztern *Theologicis dogmatibus*, einige Nachricht gegeben. Weniger wurde die *christliche Sittenlehre* bearbeitet; doch sind hier (S. 99 f.) die darüber gemachten Versuche sowohl einiger Mystiker, namentlich *Franciscus von Sales* und des Cardinals *Joh. Bona*, als auch der Scholastiker, *Vasquez, Suarez, Sanchez, Laymann, Joh. Caramuel Lobkowitz* u. a. angegeben, obgleich ihre Moral mehr in Casuistik überging. Das Aufsehen, welches die Jesuiten mit ihrer Moral gemacht, und die Händel, die sie sich dadurch zugezogen, sind hier blos berührt, und der Geschichte der zweyten Hälfte des 17ten Jahrhunderts vorbehalten. Zuletzt wird noch einiges, aber sehr kurz, von dem, seitdem *Baronius* den Anfang gemacht hatte, jetzt fleissiger getriebenen Studium der Kirchengeschichte angegeben.

Alle diese Verbesserungen und glücklichen Fortschritte in den Wissenschaften wirkten mächtig auf Einzelne und im Ganzen auf die immer gemeiner gewordnen Wünsche einer Reform der Kirchenlehren; aber eine Veränderung dieser oder des *Glaubens* der römischen Kirche brachten sie nicht hervor. Die Geschichte der Kirchenversammlung zu Trident beweiset dieses deutlich. Sie wird deswegen hier (S. 126 f.) so weit vorgetragen, als sie den Lehrbegriff betraf, der gegen die durch die Reformatoren erregten Widersprüche sollte festgesetzt und feyerlich bestätigt werden, wobey dann auch der Folgen dieser Kirchenversammlung, der *Professionis Tridentinae*, des *Catechismi Tridentini* (hierbey gelegentlich von *Canisius* Catechismus), eines verbesserten *Breviarii* und der *Indicum librorum prohibitorum*, Erwähnung geschieht. — Indem unser Vf. zuletzt auf die *Streitigkeiten der römischen Kirche* kommt (S. 225.), beschreibt er erst die von *Georg Cassander* und *Georg Wizel* geäusserten Friedensvorschläge, besonders die des erstern in seinem Buch *de articulis religionis inter Catholicos et Protestantes controversis*, woraus ein weitläufiger Auszug (S. 229 — 241.) gegeben wird. Diesen folgen die Nachrichten von den Vorschlägen des Cardinal *Richelieu* und anderer, die sogenannten Ketzer wieder mit der Kirche zu vereinigen, bis S. 255., und dann des Cardinal *Bellarmin's* Versuche, die Macht und das Ansehen des Papsts, so wie die Kirchenlehren zu vertheidigen, in einem Auszuge besonders aus seinen *Disputationibus de controversis Christianae fidei*, auch das, was von Jesuiten, namentlich von *Mart. Becanus*, hierin geschehen ist. — Hieran schliesst sich, von S. 283. an, die *Geschichte der Streitigkeiten in der römischen Kirche selbst*, eigentlich nur und hauptsächlich die über die *Gnadenhülfe* mit *Mich. Bajus, Ludw. Molina* und *Cornel. Jansenius;* letzte doch nur dem Anfang nach: denn die Geschichte der Jansenisten selbst gehört erst in die folgende Periode.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. Januar 1807.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schwickert: *Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation*, von *Joh. Matthias Schröckh* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 10. abgebrochenen Recension.*)

Die übrige gröfsere Hälfte des *vierten* Theils, oder der *dritte* Abschnitt des *zweyten* Buchs, enthält die *Geschichte der evangelischen* (evangelisch-lutherischen) *Kirche* in dem schon mehrmals angegebnen Zeitraum bis auf den westphälischen Frieden, und dessen *erste* Abtheilung soll die *Schicksale* und *Verfassung* dieser Kirche beschreiben. Indessen, da jene schon in der Reformationsgeschichte bis auf den Augsburger Religionsfrieden 1555. erzählt worden sind, findet man hier blofs die mancherley Religionsbeschwerden, welche hernach die Katholischen und Evangelischen gegen einander äufserten; eine kurze Beschreibung der Urtheile des verkappten *Franc. Burgard* in seinem Werke *de Autonomia* über die den Evangelischen nicht zukommenden Rechte der Religionsfreyheit in Deutschland; eine Erwähnung des dreyfsigjährigen Kriegs, besonders der dabey geforderten Zurückgabe der geistlichen Güter, die in den Händen der Evangelischen waren, und der im westphälischen Frieden den Evangelischen bestätigten Rechte und eingeräumten Kirchen. Hierauf, von S. 349. an, die Bedrückungen, welche sie, seit dem Religionsfrieden, im Oestreichischen, in Ungarn und Polen erlitten, nebst ähnlichen, aber mifslungenen, Versuchen unter König Siegmund in Schweden. Nachher einige zerstreute Nachrichten von *Peter Paul Vergerius*, dessen Uebertritt zur evangelischen Kirche und Verdiensten um dieselbe, hinwiederum vom Uebergange des Markgrafen Jacob von Baden zur römischen, so wie des Kurfürsten Friedrichs III. von der Pfalz, der Anhaltischen Fürsten, des Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel, und des Kurfürsten Johann Siegmunds von Brandenburg zur reformirten Kirche. Zuletzt noch einiges Wenige von dem noch so schwankend gebliebenen evangelischen Kirchenrechte und dem wenigen Einfluss der gebefserten Lehre auf den Wandel der Evangelischen. — Die *zweyte* Abtheilung: *Geschichte der Theologie* in dieser Kirche, beschreibt kurz: die Verdienste mancher Theologen, namentlich *Chytraeus*, *Joh. Gerhard's* und *Georg. Calixtus* um die Anweisung zum rechten Studium der Theologie; *Flacius* und *Glafius* um die Hermenevtik, *Luthers*, *Melanchthons*, *Flacius*, *Vict. Strigel's*, *Joach. Camerarius* und *Mart. Chemnitz'ens* in seiner *Harmonia* um die Exegese, nebst der im 17ten Jahrhundert eingerifsenen Einschränkung der Erklärung der heil. Schrift; desgleichen den Einfluss des exegetischen Studiums auf die Dogmatik, die Vernachläfsigung der Moral, und die Einschränkung ihres Studiums auf Casuistik oder auf erbauliche Anwendung durch *Joh. Arndt* und Andere. Alles zu bekannt und ohne neue Ansichten, als dafs wir hier etwas auszuzeichnen fänden.

Eben deswegen verweilen wir nicht bey der *dritten* Abtheilung (S. 469—710.): *Geschichte des Glaubens und der Religionsstreitigkeiten* dieser Kirche, sondern begnügen uns, das anzugeben, worauf sich Hr. *S.* hier eingeschränkt hat. Eingeführte Verpflichtung nicht blofs der Religions-, sondern, in manchen Provinzen, auch der Schullehrer, Hofbedienten und obrigkeitlichen Personen auf die symbolischen Bücher. Eingeführter Unterschied zwischen der veränderten und unveränderten Augsb. Confession (der hier wohl etwas deutlicher hätte mögen angegeben und beurtheilt werden), und der dadurch herbeygeführte Beschlufs auf dem Fürstentag zu Naumburg 1561., nebst der Concordienformel. *M. Chemnitz'ens*, *Joh. Gerhard's* und *Ge. Calixtus* vorzügliche Verdienste um die Polemik. Verunglückte Religionsgespräche, die Streitigkeiten zwischen den Evangelischen (Lutherischen und Reformirten) beyzulegen. Nun die Streitigkeiten der Evang. Lutherischen selbst mit Schwenckfeld, Joh. Agricola, den Adiaphoristen, Majoristen, Synergisten, Flacianern, Osiandristen und Stancaristen. Melanchthons Tod, Charakter und friedfertige Gesinnung. Erneuerter Sakramentstreit, Kryptocalvinismus und Geschichte der Concordienformel. Huberische, Rothmannische und zwischen den Giefsenschen und Tübingischen Theologen geführte Streitigkeit. Dergleichen über Val. Weigel und Jac. Böhme. Separatisten und Propheten in der evangelischen Kirche. Syncretistische Händel. Man kann leicht denken, dafs Hr. *S.* sie, oder die Art, sie zu führen, kurz und billig werde beurtheilt haben.

Die Nachrichten von allen übrigen Parteyen in der christlichen Kirche sind nun in dem *fünften* Theile (Bande) zusammengedrängt; und dieses konnte um so eher geschehen, da entweder vieles, was man hier erwarten konnte, in der allgemeinen und Reformations-Geschichte schon erzählt worden ist, oder in den meisten derselben, nach ihrem ersten Ursprung, wenige oder doch wenig bekannte Veränderungen vorgegangen sind. Den Anfang macht die Geschichte der *reformirten Kirche*, zu der auch die bischöfliche in England, nach der neueren Gewohnheit, gerechnet ist, ob sie gleich, theils in manchen Lehrsätzen, theils noch

Google

noch mehr in ihrer Verfaſſung, von der eigentlich ſogenannten reformirten verſchieden iſt und ſelbſt durch Staatsgeſetze ganz getrennt von ihr erhalten wird. Dieſe Geſchichte der reformirten Kirche in jenem weitern Sinn macht den *vierten* Abſchnitt des *zweyten* Buchs aus (S. 3—374.), und die Geſchichte der Arminianer oder Remonſtranten iſt mit ihr hier verbunden. Abtheilung 1.: Ihr Urſprung und ihre Schickſale in verſchiedenen Ländern, vorzüglich in Frankreich; in England (wo beſonders von den Puritanern, den aus ihrer unter den Stuartiſchen Königen verſuchten Unterjochung entſtandnen bürgerlichen Unruhen, und von den Independenten bündige Nachricht gegeben iſt); in den vereinigten Niederlanden (wo der Vf. ſich am meiſten bey den Streitigkeiten über das dort beſtrittene und behauptete Recht der Obrigkeit in Kirchenſachen aufhält), und in Ungarn. — Abtheil. 2.: Geſchichte der Theologie in der reformirten Kirche, in eben der Ordnung und auf eben die Art, wie wir es vorher in der evang. lutheriſchen Kirche angegeben haben. Vorzügliche Aufmerkſamkeit verdienen der Auszug, den der Vf. aus *Andreae Hyperii* Büchern *de Theologo ſ. de ratione ſtudii theologici* giebt; die Nachrichten von den Lebensumſtänden und Verdienſten Mehrerer, welche das Studium der morgenländiſchen Sprachen und der Kritik des alt- und neuteſtamentlichen Textes, und die Erklärung der heiligen Schrift durch Ueberſetzungen und Erläuterungen, ſo wie der chriſtlichen Kirchengeſchichte, in hohem Grade befördert haben. (In keiner Kirche dieſer Zeit haben ſich die gelehrteſten Männer durch Betreibung dieſer erwähnten Kenntniſſe ſo ausgezeichnet, als in der reformirten, und zu keiner Zeit ſtanden in dieſer Kirche die gedachten Studien in ſolchem Flor, als in der, wovon hier die Rede iſt.) — Abtheil. 3.: *Geſchichte des Glaubens und der Religionsſtreitigkeiten*, von S. 175—374. Abänderung, die Zwingli's Lehrbegriff vom heil. Abendmahl und der Prädeſtination durch Calvin beſonders gelitten. Heidelbergiſcher Katechismus. Vorzügliches Beſtreben Mehrerer in dieſer Kirche, Friede zwiſchen den uneinigen Chriſten zu ſtiften. Streit über das Recht, Ketzer am Leben zu ſtrafen. Vereinigungs-Synoden und Unterhandlungen darüber. Streitigkeiten mit der römiſchen und evangeliſch-lutheriſchen Kirche; weit ausführlicher aber, obſchon in zweckmäſsiger Kürze, die Arminianiſchen und Remonſtrantiſchen Streitigkeiten (wobey auch umſtändlich von *Hug. Grotius* vornehmſten Schriften und Verdienſten S. 298—320.), der Urſprung der Reinsburger Collegianten und der ſogenannten Latitudinarier, Streitigkeiten mit *Amyraut*, *Placaeus* und *le Blanc*.

Mitten unter den Nachrichten von den aus der römiſchen Kirche ausgegangnen Parteyen ſteht hier in einem *fünften* Abſchnitte die *Geſchichte der griechiſchen Kirche*, der auch unſer Vf. das Wenige, was man von den andern morgenländiſchen Kirchen weiſs, ſo fern es nicht ſchon in vorigen Theilen berührt worden iſt, beygefügt hat. Beſſer hätte doch wohl dieſen Kirchen ein Platz am Ende der ganzen Periode angewieſen werden können, theils weil man nicht abſieht, warum ihre Geſchichte hier unter die Geſchichte der aus der römiſchen entſprungenen Kirchen geſtellt iſt, theils weil die Reformation im 16ten Jahrhundert eigentlich gar auf ſie keinen Einfluſs gehabt hat. Nach einer kurzen Anzeige von *Alexander Helladius* Buche: *Status praeſens Eccleſiae Graecae*, und des Drucks oder der Freyheiten, welche der griechiſchen Kirche unter türkiſcher Herrſchaft widerfahren, ſtehen hier die Verſuche Melanchthons, und noch weit mehr der tübingiſchen Theologen, dieſe Kirche der evangeliſchen näher zu bringen, die Händel und Schickſale des Patriarchen *Cyrillus Lucaris*, die Geſchichte und der Hauptinhalt der *Confeſſionis orthodoxae;* endlich die wenigen Veränderungen in der ruſſiſchen Kirche und die miſslungenen Verſuche des Jeſuiten *Petri Poſſevin*, die ruſſiſche Kirche mit der römiſchen zu vereinigen. Den übrigen morgenländiſchen Kirchen ſind kaum über drey Blätter gewidmet; auch könnten wir in dieſen Nachrichten Manches berichtigen und ergänzen, was das neuere Verhältniſs derſelben gegen die römiſche Kirche betrifft, wenn es der Zweck unſrer Anzeige erlaubte.

Auch die Geſchichte der ſogenannten Wiedertäufer iſt in dem *ſechſten* Abſchnitt (S. 428—481.) ſehr ins Kurze gezogen. Ihr Urſprung und Schickſal in der Schweiz, den Niederlanden, und ſeit den von ihnen zu Münſter erregten Unruhen, in Deutſchland. *Melchior Hofmann's* und *Menno Simons* gemachte Aenderungen in ihrer Lehre. Spaltungen unter den Mennoniten in feine und gröbere, und beider wieder in beſondere Parteyen. Ihre vornehmſten *Bekenntniſſe*. *Sebaſtian Franck*, *Heinrich Nicolai* Liebesfamilie, mit mehrerm Recht *David Joris*, ſind auch hieher gezogen; dem letzten, ſeinen Schriften und Lehren, iſt hier der weiteſte Raum gewidmet. — Da viele der erſten, auch noch der ſpätern, Gegner der kirchlichen Lehre von der Dreyeinigkeit die Kindertaufe verwarfen: ſo macht unſer Vf. ſehr natürlich von den Wiedertäufern den Uebergang zu den *Antitrinitariern*, deren Geſchichte den *ſiebenten* Abſchnitt einnimmt. Es verdient gerühmt zu werden, daſs hier mehrere Auszüge theils aus den Katechismen und Confeſſionen dieſer Partey, theils aus den Hauptſchriften ihrer vornehmſten Schriftſteller, *Fauſtus Socinus*, *Joh. Voelkel's* und *Joh. Crell's*, *Chriſtoph Oſtorod's*, *Val. Schmalzens* und *Andr. Wiſſowatius*, gegeben ſind: denn ſchwerlich hat man irgend einer chriſtlichen Partey weniger Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, als dieſer, und ihr nur zu oft aufgebürdet, was Einzelne unter ihnen gelehrt hatten, oder was man als bloſse Conſequenz aus ihren Lehren zog, oder auch zu wenig bedacht, daſs ihre gemeinſamen Schriften mehr Apologieen und Katechismen ſind, wo man keine Erklärung über gelehrte Schulfragen erwarten ſollte. Einige Nachrichten von den Schickſalen dieſer Partey auſserhalb Polen und Siebenbürgen, ſo wie von der nächſten Veranlaſſung ihrer harten Behandlung in Polen, wird man hier ungern vermiſſen.

Den

Den Beſchluſs dieſer *erſten* Hälfte der neuern chriſtlichen Kirchengeſchichte macht ein *achter* Abſchnitt, wo unter dem Titel: *Allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religion*, theils ganz im Allgemeinen bemerkt iſt, was die Reformation, bey aller übeln Wendung, die ſie hie und da, beſonders durch bittere Streitigkeiten nahm, doch für Gutes geſtiftet habe; theils einige, mit Recht oder Unrecht beſchuldigte, Gegner der Religion, wenigſtens der geoffenbarten, als *Joh. Bodin*, *Jul. Caeſ. Vanini*, *Ed. Herbert* Bar. *von Cherbury* und *Thom. Hobbes* aufgeſtellt werden. — Brauchbare Regiſter ſind jedem Bande beygefügt.

Unſer ehrwürdiger Vf. äuſsert die Beſorgniſs: man möchte dieſem ſeinem Werke das Alter des Vfs. anſehen. Dieſs haben wir doch nirgends gefunden, ob wir gleich bekennen, dafs die drey letzten Bände etwas eilfertiger gearbeitet zu ſeyn ſcheinen, als die erſten. Dieſs konnte aber kaum anders ſeyn, da er in ſo kurzer Zeit fünf ſtarke Bände dem Druck übergab, um noch bey ſeinem Alter ſeine chriſtliche Kirchengeſchichte vollſtändig zu liefern; und dieſs mufs auch billig zur Entſchuldigung dienen, wenn man den noch zu erwartenden Bänden, wo einige der neueſten Geſchichte ganz eigene Schwierigkeiten eintreten werden, Mangel an Vollſtändigkeit oder ſtrengerer Wahl vorwerfen zu müſſen glauben ſollte. Es iſt immer viel, ſehr viel, was der Fleifs des vortrefflichen Vfs., ſeinem eingeſchränkten Zwecke nach, geleiſtet hat.

NEUERE SPRACHKUNDE.

1) Prag, a. K. d. Vfs.: *Ueber die Bedeutung, Abwandlung und den Gebrauch der cechiſchen Zeitwörter*, mit 30 cechiſchen und teutſchen Geſprächen und Erzählungen etc. Von *Franz Tomſa*. 1804. 224 S. 8.

2) *Ebendaſ.*, b. Ebendemſ.: *Ueber die Veränderungen der cechiſchen Sprache*, nebſt einer *cechiſchen Chreſtomathie ſeit dem 13ten Jahrhundert bis jetzt*. Von *Franz Tomſa*. 1805. 263 S. 8.

Hr. *Tomſa*, der durch eine beſſere böhm. Sprachlehre die elende Pohliſche ſchon vor 23 Jahren entbehrlich gemacht hat, erwirbt ſich durch dieſe Schriften ein neues Verdienſt um die böhm. Literatur. So reich aber auch Nr. 1. an guten Bemerkungen iſt, die man der genauen Bekanntſchaft des Vfs. mit den ältern böhm. Schriftſtellern verdankt, ſo ſehr vermiſst Rec. doch deutliche Darſtellung und lichtvolle Anordnung darin. Wozu ſoll die vielfache Eintheilung der Zeitwörter S. 9—12. in *ſingularia*, *pura* und *mixta*; *durativa*, *prolongata*, *frequentativa* und *iterativa* dienen? Alle *Verba ſingularia* ſind entweder *perfecta* oder *imperfecta*, wie die ältern Sprachlehrer ſie nannten, d. i. beſtimmte von einer kürzern Zeit ohne Währung, oder unbeſtimmte von einer längern Zeit, die übrigen ſind *frequentativa*. Beſſer wäre es, die ſechs Formen der Zeitwörter der Reihe nach aufzuſtellen, und ihre Bedeutungen in Rückſicht der beſtimmten oder unbeſtimmten Zeit deutlich anzugeben, als alle Formen der Zeitwörter unter einander zu werfen. Unglücklich war die Anwendung der verſchiedenen Bedeutung in Rückſicht der Zeit überhaupt auf die Präterita S. 14. Dadurch mufste nothwendig nur Verwirrung entſtehen, ſo grofs auch das Beſtreben des Vfs. ſeyn mochte, dieſe dunkle Lehre aufzuhellen. Hätte der Vf. ſelbſt einen deutlichen Begriff vom Plusquamperfectum gehabt, unmöglich hätte er ſchreiben können: *pſal ſem byl* iſt nicht mehr als *pſal ſem. Ich hatte geſchrieben* iſt gewifs mehr, als *ich habe geſchrieben*. Matth. 18, 31. könnte für *co ſe bylo ſtalo* nicht ſtehen *co ſe ſtalo*, weil letzteres die vorher vergangene Zeit, *quod factum fuerat*, nicht ſo genau ausdrücken würde. Im gemeinen Leben verwechſelt man wohl dieſe Zeiten, behilft ſich aber doch, wenn es nöthig iſt, mit Adverbien, um die frühere, eher vergangene Zeit anzuzeigen. Wer kann es billigen, wenn der Vf. die beſtimmten Futura *(Fut. unitatis)* des Indicativs immer nur als *futura exacta* und ihre Infinitive als Präterita darſtellt? *Pobudu* ohne Conjunction kann nicht heifsen: *ich werde geweſen ſeyn*, und *wykopat* nicht durch *ausgegraben haben* überſetzt werden; ſondern erſteres heifst: *ich werde ſeyn oder bleiben* (eine kurze Zeit), letzteres ſchlechtweg *ausgraben* (wenn es nur einmal geſchieht). — Im *zweyten* Abſchnitte S. 18—101., der von der Conjugation handelt, werden die Bedeutungen der Präpoſitionen und der daraus zuſammengeſetzten Zeitwörter ſehr gut auseinandergeſetzt. Für die erſte Conjugation nahm Hr. *T.* nur ein einziges Muſter *(mnu)* an. Er hätte drey annehmen ſollen, wie er es bey der zweyten Conj. gethan hat, um die Ausnahmen zu verringern. Der Imperativ von *mecy* iſt nicht *mecy* (S. 80.), ſondern *mec* ohne *i*, im Plur. *mecte*. — Im dritten Abſchn. S. 101—144. erläutert er den Gebrauch der böhm. Zeitwörter, rügt hie und da die Latiniſmen älterer Schriftſteller, und zeigt endlich die Rection in einzelnen Beyſpielen. Seine Geſpräche ſind gut böhmiſch, beſſer als andere neuere, davon die letzten zwey aus den Geſprächen des Hn. *M. Dolz* genommen ſind. S. 152. wird *ſtříž*, Grundeis, Eisnadeln, männlich gebraucht. Es iſt aber weiblichen Geſchlechts. Die Gelegenheitsgedichte am Ende ſind zwar gut gereimt und verſificirt, ſollten aber nicht Oden heifsen, da ihnen Kraft, Schwung und Feuer fehlt.

Nr. 2. beſteht aus einer Einleitung S. 9—62., und aus der Chreſtomathie von 55 Stücken, worunter das erſte aus dem 13ten, die drey folgenden aus dem 14ten, V—X aus dem 15ten, XI—XXXI aus dem 16ten, die zwey folgenden aus dem 17ten Jahrhunderte ſind. Vom J. 1613. macht der Vf. einen Sprung bis zum J. 1723., den ſich Rec. nicht zu erklären weifs. Hier hätten wohl gut gewählte Stellen aus *Comenii* und *Kadlinsky's* Schriften dieſe Lücke ausfüllen können. Wie es ſcheint, hat der Vf. auch Proben von ſchlechtem Böhmiſch geben wollen; ſonſt würde er Nr. XXXVI und XXXVII. nicht aufgenommen haben. Dieſe und die weitern Auszüge aus neuern gedruckten Werken hätten, da ſie jeder Liebhaber

haber der böhm. Sprache leicht haben kann, füglich wegbleiben können, und dafür mehrere Proben aus alten Gedichten, nämlich aus solchen, wie die Nr. II. sind, geliefert werden sollen. Hätte der Vf. blofs den Unterschied der böhm. Sprache in verschiedenen Epochen darstellen wollen: so wäre es zweckmäfsiger gewesen, unter den alten Text des *Solferanus* aus einer Handschrift (Nr. IX.) die Hajekische Umarbeitung zu stellen. So würde Rec. unter den ältesten Text der Bibel vom J. 1411. (Nr. V.) den Text der jüngern Handschrift (Nr. VI.), und unter den Text der Prager Bibel von 1488. (Nr. X.) sogleich die beträchtlichern Abweichungen der Bibelausgaben von 1506. (Nr. XII.), von 1529. (XIII.), von 1540. (XX.), von 1549. (XXIII.), von 1556. (XXV.), von 1579. (XXVI.), von 1613. (XXXIV), endlich von 1804. (LIII.) gesetzt haben. Bey einigen Stücken hätten die Verschiedenheiten in der Orthographie genauer bemerkt werden sollen: so hätte man doch wenigstens erfahren, wann und wo das punktirte *ě* für *ie*, *aů* für *ů* u. s. w. zuerst eingeführt worden. Rec. verkennt gewifs nicht den Werth der Bemerkungen über die Veränderung der böhm. Sprache in einzelnen Buchstaben und Wörtern, in den Biegungen, in der Wortfügung und Rechtschreibung, die die Einleitung ausmachen; findet aber mancherley daran zu rügen. Das Beyspiel (S. 12.): *świat*, pafst gar nicht dahin, weil die Böhmen die Welt nie anders nannten, als *świet*, wie im Altslawonischen, Russischen. Nur der Pole spricht *świat*. S. 15. *dlauho* soll aus *dolgo* entstanden seyn. Nicht doch, sondern beides entstand aus *dlgo* (*dlg* ohne Vocal). Der Böhme setzte ein *u* (*au*) nach *l*, der Russe ein *o* vor *l*, um die Aussprache zu mildern. S. 23. fehlt das böhm. Wort *draha*, womit das poln. *droga*, das russ. *doroga* verglichen werden soll. Zum Beweise, dafs *weleti* im Altslawonischen *sagen* bedeute, werden S. 23. drey Stellen aus dem N. Test. vom J. 1771. angeführt. Allein dieses N. T. enthält nicht die altslawonische, sondern eine neue windische Uebersetzung. *Weleti* heifst im Altslaw. *wollen*. *Nagj* (S. 34.) ist nicht der Accusativ des Plurals, sondern der Genitiv des Duals. So ganz unnütz ist der seit einigen hundert Jahren fest bestimmte Unterschied zwischen *jich* und *jejich* nicht, wie der Vf. S. 34. glaubt. S. 36. passen die Beyspiele *nalezo*, *poče*, *dojede* nicht zur Bestätigung der Regel. Denn diese Formen sind keine Futura, sondern einfache Praeterita der dritten Person, wie im Altslawonischen. Kommt ein *ch* hinzu: so erhält man die erste Person: *nalezech*; die zweyte Person war ehedem der dritten gleich, wie S. 39. aus alten böhmischen Bibeln gezeigt wird. S. 40. werden die Ausgänge *wa*, *we* richtig für die erste Person des Duals erklärt; nur hätte noch bemerkt werden sollen, dafs *wa* der männliche, *we* aber der weibliche Ausgang sey. Das *i* des Infinitivs findet der Vf. zu schleppend S. 44. Sonderbar genug, dafs er nicht vielmehr das *e* nach *em* in *budeme* u. s. w. schleppend fand, da es doch die Alten (S. 37.) schon häufig ausliefsen. Welcher Redner würde *dat*, *ſtat* u. s. w. zwischen zwey einsylbigen Wörtern dem Infinitiv *dáti*, *ſtáti* etc. vorziehen? Hier mufs also der Wohlklang und Numerus entscheiden. Die Ordnung *mi ſe*, *mu ſe* erklärt er S. 44. für richtiger, als die üblichere *ſe mi*, *ſe mu* u. s. w. Sollten denn die Neuern gar kein Recht haben, von den Alten abzuweichen? So dürfte man denn das *i* des Infinitivs auch nicht weglassen. In *hauba tie* ist *tie* gewifs kein Accusativ S. 49., sondern der kürzere Genitiv für *tebe*. Dafs der Vf. die einfachen Praeterita in der trojanischen Geschichte S. 51 — 54. wiederum für Praesentia und Futura angesehen, rührt wohl von dem Umstande her, dafs die Böhmen das charakteristische *t* der dritten Person im Praesens nicht mehr haben. Im Altslawonischen ist *prüdu*, *ſbodu* das einfache Praeteritum, *prüdet*, *ſbodet* hingegen das Futurum. Es war also natürlich, dafs die Böhmen die alten Praeterita durch die zusammengesetzten verdrängt haben. S. 39. führt der Vf. ein Beyspiel an, wo die zweyte Person *dawaſſe*, *pochowawſſe* schon in der Prager Bibel von 1488. durch *dawal*, *pochowawal ſy* umschrieben wird. Die dritte Person im Plural: *dawachu* etc. hat sich am längsten erhalten. Aber auch diese, so wie alle übrigen, erklärte schon im J. 1535. ein böhm. Sprachlehrer für veraltet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Braunschweig*, b. Reichard: *Ueber Mitwirkung der weltlichen Obrigkeit zum Religionskultus auf dem Lande.* Justizbeamten und Predigern zur weitern Beherzigung vorgelegt von *Friedr. Röver*, Prediger zu Klus und Dankelsheim im Braunschweigschen. 1804. 31 S. 8. (3 gr.) — Der Vf. will diese Mitwirkung der Obrigkeit gar nicht auf positive Gesetze und Anordnungen ausgedehnt wissen, woran er auch ganz Recht thut; sondern die Justizbeamten sollen dadurch zur Förderung des Religionscultus auf dem Lande beytragen, dafs sie ihren Einfluss auf den Landmann, die Achtung und das Zutrauen, welches sie, wenn sie anders gerecht und billig sind, geniefsen, zu jenem Zweck anwenden, und durch sanfte Erinnerungen und gelegentliche Ermunterungen, durch Beyspiel, Vorgang u. s. w. sich der guten Sache annehmen. Alles dieses nun soll in Vereinigung mit dem Prediger geschehen: denn ist dieser nicht der Fall, ist der Gerichtshalter ein Feind des Predigers, und wirkt dieser jenem öffentlich oder in der Stille entgegen: so möchte freylich nicht viel gethan werden können. — Doch der Vf. denkt sich für seinen Zweck und dessen Erreichung verständige Justizbeamte und gewissenhafte Prediger. Und dafs diese gemeinschaftlich des Guten viel für Religiosität und Cultus wirken können, wird Niemand läugnen, wenn auch der Erfolg ihrer Anstrengung nicht durchaus der seyn sollte, den sich der Vf. verspricht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Januar 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRESLAU, b. Korn: *Briefwechsel zwiſchen Chriſtian Garve und Georg Joachim Zollikofer*, nebſt einigen Briefen des erſtern an andere Freunde. 1804. 1 Alph. 6 Bogen. 8. (1 Rthlr. 12 gr.).

Der Briefwechſel zwiſchen *G.* und *Z.* beſteht aus 94 Briefen, die beide vertraute Freunde 16 Jahre hindurch, von 1772 bis 1787. wechſelten; vom J. 1784. an fehlen aber die Briefe des am 27. Jan. 1788. verſtorbnen *Z.* *Garve* folgte ihm den 1. December 1798. Die Briefe von *G.* an *Z.* erhielten die Herausgeber, die Hrn. *Manſo* und *Schneider* in Breslau, von ihrem Inhaber, Hn. D. *Kapp* in Leipzig, abgekürzt, wie ſie im Publikum erſcheinen ſollten, und ſie ſelbſt fügten denſelben die Antworten von *Z.*, die ſich in ihren Händen befanden, bey. Von S. 395. folgen dann noch neun Briefe von *Garve* an den Geh. Rath *v. Thümmel*, den Dichter, die dieſer den Herausg. mittheilte und noch zwey Briefe von *G.* an *Lavater*, worauf Anmerkungen und Erläuterungen einiger Stellen in *Gs.* Briefen den Beſchluſs machen.

Wenn man die hier gelieferten Briefe, ein ſchönes Seitenſtück zu denen an *Weiße* und andre Freunde, auch nur als Muſter des guten Geſchmacks und der guten Schreibart in Briefen, für junge Leute, die ſich den Studien widmen, betrachtet: ſo werden ſie ſchon von groſsem Nutzen ſeyn. Sie ſind correct, leicht, urban und gefällig, voll mannichfaltiger Wendungen in den Aeuſserungen der Freundſchaft, der Theilnahme und des Wohlwollens. Aber auch dem Menſchenkenner, dem Literator und Philoſophen gewähren ſie nicht ſelten ein noch höheres Intereſſe, durch manche helle Anſicht, manche treffende Urtheile und feine Bemerkungen über merkwürdige Menſchen, Schriften und Ereigniſſe der Zeit, in welcher ſie geſchrieben ſind, und durch die offenen und lebendigen Darſtellungen der Ueberzeugungen, Denk- und Empfindungsweiſe ihrer würdigen Vff. Der Hauptgegenſtand der Briefe ſind die Nachrichten, welche ſich Briefſteller von ihrem Befinden, von ihren freundſchaftlichen Geſinnungen, von ihren Unternehmungen, ihrem Zuſtande und ihrer Art zu ſeyn geben; das Literariſche, Philoſophiſche und das, was andere, ihre Perſönlichkeit nicht unmittelbar angehende, Gegenſtände betrifft, iſt nur als Zugabe anzuſehen. Die Briefe von *G.* tragen faſt vom Anfange bis zum Ende die Farbe der Hypochondrie an ſich und ſind voll von Klagen über ſeine Schwäche, Erſchlaffung und Reizbarkeit, ob man gleich in ihnen nirgend eine Spur von Schwäche findet; ſelbſt da, wo nicht von wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Gegenſtänden die Rede iſt, in Aeuſserungen ſeiner freundſchaftlichen Geſinnungen, in Erzählungen, Schilderungen, ſind ſeine Perioden durchdacht, äſthetiſch geformt und verrathen dem Kenner, bey allem Anſchein von Natur, doch eine Kunſt, die ihrem Urheber, eben um jene Natur hervorzubringen, ungemeine Anſtrengung gekoſtet haben muſs. *Zollikofer*, auch ſchwächlich und hypochondriſch, ſcheint doch hierin eine gröſsere Herrſchaft über ſich ſelbſt gehabt zu haben; ſeine Briefe haben einen froheren, leichtern und muthigern Ton, man geräth bey ihnen gar nicht auf den Gedanken, daſs ſie ihm Mühe und Anſtrengung gekoſtet haben; da hingegen die von *G.* mehr die Arbeit eines Schriftſtellers für die Welt, als die freye, ungezwungene Unterhaltung eines Freundes mit dem Freunde darbieten. Wenn man auch nur dieſe *Garveſchen* faſt ſtets in einem kranken Zuſtande geſchriebenen Briefe lieſt, ſo wird man verleitet zu glauben, daſs dieſer Zuſtand, wenigſtens zuweilen, mehr eingebildet als wirklich war; und da ſich *G.* an einigen Stellen ſelbſt der Eitelkeit zeihet, ſo geräth man dadurch ganz unwillkürlich auf den Gedanken, ob es nicht vielleicht auch eine kleine Eitelkeit von ihm war, kränker zu ſcheinen, als er ſich fühlte. Wir ſind weit entfernt, dieſs für wahr zu halten; aber es iſt doch ſchwer zu begreifen, wie man ſo krank und ſchwach an Körper und Geiſt ſeyn, und doch zugleich ſo gründlich, gewandt und ſchön ſchreiben kann, wie es hier und in andern Schriften *Gs.* der Fall iſt. Beſonders ſchwächlich fühlte ſich *G.*, wenn er andern gegenüber ſtand, von welchen er glaubte, daſs ſie ihn, wo nicht an Gründlichkeit und Gelehrſamkeit, doch an Witz und Talenten des geſelligen Umgangs überlegen wären. Sehr charakteriſtiſch in dieſer Hinſicht iſt wenigſtens das, was er S. 27 ff. ſchreibt: „Eitelkeit, ja Eitelkeit iſt es, die mich verfolgt, die mich auch bis in die Briefe an meine Freunde und bis in die Unterredungen mit meiner Mutter verfolgt. Schon dreymal habe ich das Stück Brief durchgeleſen, und habe mich gefragt: iſt es auch gut geſchrieben? — Ich ſehe wohl, wie das Ding iſt. Ich will immer Verſuche machen, um zu erfahren, ob ich auch durch meine Krankheit ſo viel verloren habe, als ich mir zuweilen einbilde. (Das wäre aber im Grunde noch keine Eitelkeit!) Das wankende Urtheil, das ich über mich ſelbſt fälle, macht mich jetzt faſt begieriger nach dem *günſtigen* Urtheil anderer.“ Und nun erzählt er von ſeinem Zu-

Zuſtande in einer ausgeſuchten Tiſchgeſellſchaft bey dem bekannten Domprobſt *Baſtiani* in Breslau. „Unter ſolchen Leuten erſchien ich mit einem höchſt ſchwachen Kopfe. Denn gerade ſchickt mein guter Schutzgeiſt, der mich demüthigen, oder vielmehr zu der rechten, vernünftigen und geſetzten Faſſung bringen will, dann mir die gröſste Schwäche zu, wenn ich unter andern und vorzüglich unter Fremden erſcheine. — Ich ſah, daſs ſie eben nicht die ſchlechteſte Meinung von mir hatten, und doch war ich ſehr unzufrieden mit der, welche ich zu verdienen glaubte. Wie würdeſt du, dacht' ich zuweilen, unter dieſen Leuten *geſchienen* haben, wenn dein Kopf ſtark und deine Nerven geſpannt geweſen wären. Du würdeſt eine Superiorität über ſie haben behaupten können, da ſie jetzt höchſtens — aber was brauche ich das weiter auszuführen? Der Fall kömmt hundertmal vor, und ich ſehe jetzt wieder recht deutlich, daſs, wenn Leib und Seele geſund ſind, wie ſie ſeyn ſollen, ſolche Gedanken weniger entſtehen; daſs ſie alſo eben deſswegen fehlerhaft ſind, weil ſie aus einem unvollkommnen Zuſtand der Menſchheit herrühren." Wir begreifen gar wohl, wie man, ungeachtet des Gefühls von Schwäche, unter Fremden und Bekannten noch zu ſcheinen und hervorzuſtechen wünſchen kann; aber dieſe Sucht zu ſcheinen iſt doch weniger die Folge unſerer körperlichen und Geiſtesſchwäche, als unſeres Willens. Wer bey dem Gefühl eines höchſt ſchwachen Kopfs noch ſcheinen und glänzen will, verfehlt natürlich ſeinen Zweck; ohne jene Sucht hilft oft die geſellſchaftliche Unterhaltung dem Kopfe wieder auf und giebt dem gelähmten Geiſte neue Schwungkraft. Die Verläugnung unſerer Natur und die Uebertreibung unſerer Anſprüche an ſie und an den Beyfall anderer, die man auch bey einem kränklichen Zuſtande des Körpers vermeiden kann, verderben die Lage, in der wir uns andern gegen über befinden, die ſich auch geltend zu machen wiſſen, eher, als daſs ſie ſolche verbeſſern ſollten. Ueberhaupt hätte *G.* über dieſen Punkt ſich wohl etwas Treffenderes und Richtigeres ſagen können. *Zoll.* und andere Leipziger Freunde *Gs.* hielten dieſen auch wirklich für ſtärker, als er ſelbſt zu ſeyn glaubte. „Sind Sie, ſchreibt *Z.*, mit dieſem Urtheile nicht zufrieden, ſo müſſen Sie künftig ſchlechtere Briefe ſchreiben. Wir finden Ihre Briefe ſo gut, wir finden ſo viele richtige, ſtarke, wohl ausgedrückte Gedanken darin, daſs wir zuweilen ganz vergeſſen, daſs ſie ein Kranker geſchrieben hat." — Wenn *Gs.* Briefe reicher an Gedanken, Raiſonnements und Bemerkungen ſind: ſo ſind dagegen die des liebenswürdigen *Z.* freundlicher, tröſtender und voller Beweiſe ſeines unbefangenen Gemüths und ſeiner echt frommen Faſſung; ohne den Verſtand unbeſchäftiget zu laſſen, reden ſie mehr an das Herz, und auch da, wo eine trübere Stimmung in ihnen herrſcht, ſind ſie nicht ohne Anmuth und Sanftheit. Uebrigens erwecken *Gs.* Briefe, ſo wie ſeine andern Schriften, das Bedauern, daſs ein ſo vorzüglicher Kopf durch wirkliche und auch wohl mit unter nur eingebildete Kränklichkeit abgehalten wurde, ſich ſeinem Lieblingsfache, der Philoſophie, in einem gröſseren Umfange, nach einem ſicher entworfenen Plane, und auch der kritiſchen ein mehr als oberflächliches Studium zu widmen. In literariſcher Rückſicht verdienen folgende Urtheile und Nachrichten ausgezeichnet zu werden. Auf *Zs.* Empfehlung las *G.* die Briefe der *Pompadour* und fand ſie ſchön, leicht, aus dem Herzen geſchrieben, ohne alle Anſprüche und doch nicht leer. *D'Alemberts* Brief habe ſchon einen ganz andern Charakter; man ſehe gleich den Gelehrten von Profeſſion. Der Mann ſey in allen ſeinen Schriften ein wenig ſchwerfällig, und man werde es, wenn man, wie er, tief denkend, ſtolz und eitel ſey. „Wer leicht und gut ſchreiben will, fügt *G.* hinzu, ſorge dafür, daſs er lerne und denke, ſo viel er kann, und dann dieſs auskrame, ohne ſich darum zu bekümmern, wie es geräth. Er bleibt doch einmal ſo, wie er iſt. Alſo ſich nur erſt gut gemacht; und dann ſich gezeigt, wie man iſt. So mache ich es gegen ſie, und bemühe mich, es gegen alle Welt zu thun. Aber ich bemühe mich noch, und das bringt ſchon zuweilen etwas Affectation in mein Betragen." Von *Z.* erfährt man, daſs ihm von der Ueberſetzung der *Sulzerſchen Abhandlungen* das meiſte angehöre. Beyfälliges Urtheil von *Bahrdts* Ueberſetzung des N. T. Er übernimmt die verdrieſsliche Arbeit, die Handſchrift von *Lavaters Tagebuch* und *Toblers Schriften* zu corrigiren, zu berichtigen und zu verdeutſchen. Von den Vorzügen des Geſchäftslebens ſchreibt *Z.* ſehr richtig: „Ich habe dieſen Sommer den Grafen *Lynar*, ehemaligen däniſchen Staatsminiſter, kennen lernen, und da iſt mir die Idee wieder ſehr lebhaft geworden, daſs ein geſchäftiges Leben in einem erhabenen Stande (warum nicht auch in untergeordnetern?) die Seelenkräfte des Menſchen weit beſſer entwickelt, und ihn ſelbſt bey mittelmäſsigen Gaben zu einem weit höheren Grade der phyſiſchen und moraliſchen Vollkommenheit führen kann, als er bey weit gröſsern Gaben auf ſeiner Studierſtube würde erreicht haben." (Verſteht ſich, daſs der Geſchäftsmann die Kenntniſſe, die zu ſeinem Stande und Berufe gehören, in ihrem ganzen Umfange wiſſe und in der allgemeinen Aufklärung mit fortſchreite. Aber dem eigentlichen Gelehrten aller Facultäten iſt die Berichtigung, Begründung und Erweiterung ſeiner Wiſſenſchaft insbeſondere vorbehalten; und wer ſich nicht dazu berufen oder ſtark genug fühlt, ſollte zeitig einen andern Stand in dem ſogenannten Geſchäftsleben wählen). S. 102. eben deſſelben ſehr intereſſante Charakter-Schilderung von *Diderot*. Folgende artige Bemerkungen *Gs.* S. 114. ſind wohl nicht ohne Grund: „Der Hunger und die Liebe ſind die zwey vornehmſten körperlichen Empfindungen, die Begierden erregen. Wo eins fehlt oder nicht lebhaft genug iſt, da herrſcht das andere zum Nachtheil. Ein verliebter Menſch, eine wollüſtige Nation, iſt ſelten unmäſsig im Eſſen. Ein rechter Eſſer und Trinker iſt ſelten verliebt. Der, bey welchem dieſe beiden Sinne ganz herrſchend werden, wird grob, viehiſch, liederlich und dumm. Bey welchem

chem beide einander das Gleichgewicht halten, bey dem entſteht eine gewiſſe ruhige Dispoſition, wo die andern Sinne beſſer wirken und gehört werden u. ſ. w." S. 129. erfährt man, daſs *Z.* der Ueberſetzer von *Brydone's Reiſe durch Sicilien und Malta* iſt. S. 139 ff. über den ſtolzen und päpſtiſchen Ton in *Baſedow's* Ankündigung ſeines *neuen Elementarwerks*. Ganz klar und beſtimmt iſt es nicht, was *G.* bey dieſer Gelegenheit von der Philoſophie ſagt: „ſie iſt gerade die Wiſſenſchaft, die, wenn ſie bleiben ſoll, was ſie iſt, mit den Menſchen, die ſie lernen, fort und zurückgehen, und alle die Wendungen und Krümmungen nehmen muſs, die der Charakter und die Geiſtesfähigkeit eines jeden nimmt. Alſo muſs ſie bey dem ſpeculativen Denker abſtractere Theorie, bey dem Beobachter ſubtilere Erfahrung, bey dem *man of plain ſenſe* richtige und geſunde Gedanken hervorbringen." Wenn die Philoſophie alle Wendungen und Krümmungen des Charakters und der Geiſtesfähigkeit eines jeden, der ſich ihr widmet, annehmen muſs: ſo dürfte wohl die *Baſedowſche*, wegen ihrer Eigenheiten, den Tadel nicht verdienen, mit welchem ſie *G.* belegt. Wir dächten, nach jener Behauptung müſste eine Philoſophie um ſo vorzüglicher ſeyn, je mehr ſie den individuellen Charakter ihres Urhebers an ſich trüge. Auch *Lavaters* Philoſophie und jede andere ihr ähnliche, auch noch ſo phantaſtiſche, müſste beſtehen, da ſie die Wendungen und Krümmungen ſeines Charakters und Geiſtes ſo deutlich ausſpricht. Das Wahre iſt: es giebt eine Methode zu Philoſophiren und Gegenſtände der eigentlichen, d. i. der reinen Philoſophie, die unveränderlich ſind, und an die ſich jeder halten muſs, der ſich mit Philoſophie beſchäftiget; das Gewand, in das er ſie kleidet, mag ſeinen individuellen Charakter tragen, wenn es nur nicht entſtellt oder erdrückt. S. 75 ff. *Gs.* enthuſiaſtiſches Lob der *Leiden des jungen Werthers*. *Z.* überſetzte die *Converſations d'Emilie* mit kleinen Veränderungen, beſonders darin, daſs er an die Stelle der *Natur* den *Schöpfer* ſetzte. — Vom Pater *Gaßner*; Philanthropin in Deſſau. Urtheile über *Lavater*. *Z.* corrigirt und berichtiget *Schillers Ueberſetzung von Robertſons Geſchichte von Altgriechenland*. Mehreres die *Garveſche* Verdeutſchung und Bearbeitung von *Cicero's Abh. von den Pflichten* betreffend. S. 285. ſind die Schilderungen *Gs.* von Weimar, Gotha, Caſſel und Göttingen intereſſant. Mit Recht wundert ſich *Z.*, bey *Weimar* nichts von *Wieland*, *Göthe* und *Herder* geſagt zu finden. S. 310 ff. *Gs.* Urtheil über *Rouſſeau's Briefe*, *Rouſſeaus Juge de Jean Jacques* und *Confeſſions*, über *Jacobi's etwas das Leſſing geſagt hat*, und über *Müllers Reiſen der Päpſte*. Von des letztern Schreibart ſagt *G.*: „ſie iſt doch nicht die wahre, gute hiſtoriſche; es ſind zum Theil Räthſel." S. 328. ein verbindlicher Brief *Friedrichs* II. an *G.*, ſeine Ueberſetzung des Cicero von den Pflichten betreffend. Unter den übrigen wegen dieſes Gegenſtandes an *G.* eingelaufenen Briefen, nennt er, auſser dem von *Lavater*, auch einen von dem damaligen Hn. Statthalter *von Dahlberg*, jetzigen Fürſten Primas des rheiniſcen Bundes, wegen ſeines beſtimmten Urtheils über dieſe Arbeit, und einen von dem verſtorbenen Herzog *Ernſt von S. Gotha*, wegen des Tons einer darin herrſchenden aufrichtigen Zuneigung und Achtung. Wir wünſchten, daſs auch dieſe zwey Briefe mitgetheilt worden wären, im Fall ſie noch vorhanden ſind, beſonders der letztere, da nach dem letzten Willen des gelehrten und dabey ſo beſcheidenen Herzogs, deſſen hinterlaſſene Handſchriften vernichtet werden muſsten, und nur ſehr wenige ſchriftliche Denkmale ſeines Geiſtes bekannt geworden ſind. Im J. 1784. lieſs der König *Garven* rufen und gab ihm für ſeine Ueberſetzung ein Geſchenk von 300 Rthlrn. Aller Beyfall, ſagt *G.*, den er mir giebt, geht auf die Ueberſetzung; von meinen eigenen Gedanken nimmt er keine Notiz u. ſ. w. Ueber *Lavater*, *Mesmer*, *Mendelsſohn* und *Jacobi*; auch etwas, obgleich nur ſehr Weniges und Unbefriedigendes über *Kants* Moralprincip. *G.* hält *Jacobi's* Vorgeben, den Glauben an eine Offenbarung einſchärfen zu wollen, indem er den Atheismus durch die Vernunft zu beweiſen ſuche, nicht für Ernſt, ſondern für ein bloſses Blendwerk, das er ſeinen Leſern mache. Deſſen ungeachtet ſey es ſeltſam, daſs auch er mit einem Theil der Freymaurer zuſammenhänge; daher auch ſein Buch bey Löwen in Breslau, einem eifrigen Anhänger der religiöſen Freymaurerey, verlegt ſey. Wenn *J.* bey jenem Einfall ein Freymaurer iſt, ſo iſt das doch weniger ſeltſam, als ſein Einfall ſelbſt, daſs der Glaube an eine Offenbarung darum nothwendig ſey, weil die Vernunft ſelbſt in ihrer Speculation auf den Atheismus führe. Der Einfall iſt wirklich ſehr fromm, und paſst zur ſogenannten frommen, oder vielmehr religiös ſchwärmeriſchen Freymaurerey, wie ſie unter *Wöllner* blühte, ſo gut wie zum obſcurirenden, gleich viel Catholicismus oder Proteſtantismus, der keine Autorität der Vernunft, ſondern nur die des, ſo Gott will, geoffenbarten Kirchenglaubens anerkennt. Mit Miſsvergnügen haben wir eine Stelle S. 389. geleſen. *G.* erregt nämlich gegen die *Kantiſche* Philoſophie den Verdacht, daſs ſie die atheiſtiſchen Grundſätze, die ihm unter den jungen Philoſophen Raum zu gewinnen ſchienen, begünſtiget haben möchte. Die Gründe, meint er, mit welchen *Kant* vernichte, wären leichter einzuſehen, als die, mit welchen er wieder aufbaue u. ſ. w. Aber ſind denn jene Gründe andere, als die *G.* ſelbſt für unſtatthaft hält? Wer wäre denn der, welcher an die Stelle dieſer mangelhaften Gründe, kräftigere, unumſtöſslichere und jedem geſunden Verſtande einleuchtendere geſetzt hätte? und was für Gründe des Glaubens an Gott und Unſterblichkeit gäbe es denn, die wahrer und faſslicher wären, als die von *Kant* aufgeſtellten? Rec. kennt dergleichen nicht, auch keine, die *G.* gelehrt hätte. Und wie konnte dieſer die Vernichtung von Gründen tadeln, die er ſelbſt verwarf und deren Unhaltbarkeit, bey dem Mangel der allein haltbaren praktiſchen von *Kant* entdeckten, gerade den Unglauben befördern half? Aus den Briefen an den Geh. R. *v. Thümmel* gedenken wir nur der Nachrichten von dem Cheval. *de Boufflers*, den *G.* in Altenburg

burg im Hause des geistvollen gothaischen Ministers *von Thümmel*, dem Bruder des Dichters, im J. 1792. kennen lernte; seines Urtheils über *Aenesidemus*, das der liebenswürdige Prinz *August* von S. Gotha, Bruder des verstorbenen Herzogs, von ihm zu hören wünschte; seiner Meinung über die Declaration des *Prinzen von Coburg* an die französische Nation, von *Dumourier* und der damaligen Regierung in Frankreich; seines Urtheils über *Weishaupts* Art zu philosophiren und dessen Vorhaben, die Unsterblichkeit der Seele unumstöslich zu beweisen; über *Gotters Vasthi* und *Esther* und *Göthens* Meisters Lehrjahre. In den zwey Briefen an *Lavater* aus den Jahren 1784. und 1785., werden die Begriffe vom sittlichen Gefühl und vom Gewissen, und ihr Unterschied gut entwikkelt, und diesem sonst noch mancherley Nützliches und Wahres über seine Art zu raisonniren und sich auszudrücken, durch Beleuchtung mehrerer unverständlicher Stellen in seinen Schriften, auf eine sehr humane Art gesagt. *Lavaters* Manier zu denken und zu schreiben war aber wohl damals schon zu fest gewurzelt, als dass diese wohlgemeinten Erinnerungen eine Aenderung in der Richtung des Gedankenganges dieses Mannes noch hätten bewirken können.

SCHÖNE KÜNSTE.

KOPENHAGEN, gedr. b. Schulz: *Hospitalet.* Et Lystspil i fem Akter, (*Das Hospital.* Ein Lustspiel in *fünf* Akten,) af *Levin Christian Sander*, Prof. i Pädagogiken. 1805. 128 S. 8. (8 gr.)

Je seltener die Originalarbeiten für das dänische Theater sind: mit desto grösserm Interesse nahm Rec. dieses Lustspiel zur Hand. Er muss aber bekennen, dass es ihn nicht ganz befriedigt hat. Zwar ist die Einkleidung gefällig, der Dialog natürlich, die Handlung abwechselnd, und die Charaktere der handelnden Hauptpersonen sind, wenn gleich zum Theil fehlerhaft entworfen, doch meist wohl gehalten; auch ist die Sprache durchgängig so rein und der Ausdruck so gewandt, dass wohl schwerlich Ein Leser in dem Vf. einen gebornen Deutschen erkennen wird; dem Plan des Ganzen aber fehlt es an Einheit, Natürlichkeit und Interesse. Den Namen *Hospital* führt das Lustspiel aus dem einzigen Grunde, weil das Schloss, in welches die meisten Scenen verlegt sind, von dessen Besitzer, der sichs zum Gesetze gemacht hat, den Menschen, welche in seine Nähe kommen, so viel, wie möglich, wohlzuthun und Freude zu machen, die uneigentliche Benennung *Hospital* erhalten hat. Aus den beiden als Vorrede vorgesetzten Motto's sieht man, dass es die Absicht des Vfs. war, zweyen Thorheiten unserer Zeit, dem Hange zur mystischen Philosophie, und dem Geschmacke an Räuberromanen entgegen zu wirken. Aber das ist auf eine Art geschehn, dass sich Rec. keinen grosen Erfolg davon verspricht. Der aufgeführte Naturphilosoph benimmt sich viel zu ungeschickt, albern und abgeschmackt, als dass sich in dem ganzen dänischen Publikum, wo ohnehin jene Philosophen noch ganz unbekannt sind, auch nur Ein Original zu dieser Carrikaturkopie finden möchte; auch enthält das Stück nichts, woraus man sehn könnte, wie und wodurch dieser Thor von seiner Thorheit gründlich und dauerhaft wäre geheilt worden. Dieses letzten Fehlers hat sich nun zwar der Vf. in der Darstellung des Obersten *Juel Tordenörn*, eines durch das Lesen von Räuberromanen verschrobenen Kopfes, der vielmehr für seine Thorheit arg genug geängstigt und gezüchtigt wird, nicht schuldig gemacht; auch möchten sich im dänischen Publikum Menschen genug finden, denen die Räuberromane die Köpfe verrückt haben. Gleichwohl ist es ein so verunglückter Gedanke und eine so unnatürliche Erfindung, hier einen sonst sehr besonnenen und wohldenkenden Mann aufzuführen, den blos eine übelgewählte Lectüre dazu verleitet haben soll, eine Truppe Komödianten, allein, um sich einen Spass zu machen, zu überfallen und zu plündern: dass auch diese Darstellung schwerlich das allergeringste dazu beytragen wird, den Räuberromanen ihren grosen Credit zu entreissen. Kurz: Rec. der das Hospital freylich nur im Druck, nicht auf dem Theater, gesehn hat, kann sich davon, nach seiner Ueberzeugung, keine grose Wirkung versprechen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Nürnberg*, b. Lechner: *Freymüthiges Schreiben an die S. P. T. Herren Friedrich von Kreſs und Kaufmann Cremer, die von ihnen an Nürnbergs Bürger erlaſsne Einladung zu Beyträgen zu Luthers Denkmahl betreffend.* 1805. 1 Bog. (1 gr.) — Der anonyme, als ein Nürnberger Patriot unterzeichnete, Vf. wiederholt in diesem unbedeutenden Schreiben manches von dem, was von andern das Unternehmen der Mannsfeldischen Gesellschaft verkennenden Antagonisten desselben schon oft gesagt ist, und zwar in einer platten Manier. Darin mag er aber Recht haben, dass Nürnberg in der jetzigen traurigen Lage, der Hülfsbedürftigen viele hat, und also die Wohlhabendern unter den Bürgern ihr Geld für diesen Augenblick zu wohlthätigern Zwecken verwenden können, als zu dem Zweck des obigen Unternehmens.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. Januar 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

MÜNSTER u. LEIPZIG, b. Waldeck: *Zwo Schriften des heiligen Auguſtinus von der wahren Religion und von den Sitten der katholiſchen Kirche.* Mit Beylagen und Anmerkungen von *Friedrich Leopold*, Gr. zu *Stolberg*. 1803. 351 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Hinter dem Namen des Vfs. auf dem Titel ſteht noch das ſignaliſirende Motto: *Chriſtianus mihi nomen eſt; catholicus vero cognomen*, welches wahrſcheinlich auf den Uebergang des Hn. Grafen aus der proteſtantiſchen Kirche zur katholiſchen hindeuten ſoll, der aber auch ſonſt ſchon bekannt genug iſt. Ueberſieht man das Ganze dieſer Schrift mit einem Totalblicke: ſo bleibt ſie immer eine ſehr merkwürdige Erſcheinung unſerer Zeit: denn ſie beurkundet auf der einen Seite den groſsen Hang ihres Vfs. zum craſſeſten Myſticismus, und auf der andern ſeine intolerante Zelotypie für die katholiſche Kirche und gegen die proteſtantiſche neuere Theologie. Die letzte offenbart ſich beſonders in den Anmerkungen, welche die Hauptſache zu ſeyn ſcheinen, wozu die Ueberſetzung nur als Mittel gebraucht iſt. Es iſt in der Erfahrung gegründet, dafs der Eifer eines Proſelyten der feurigſte zu ſeyn pflegt, und er läſst ſich aus der Pſychologie auch ſehr leicht erklären. Man braucht ſich alſo hier eben nicht darüber zu verwundern, da dieſe Schrift nicht lange nach dem Uebergange des Hn. Grafen zur katholiſchen Kirche erſchienen iſt; aber es läſst ſich auch ſchon mit pſychologiſcher Wahrſcheinlichkeit erwarten, dafs der erſte Feuereifer jetzt bereits verraucht iſt, weshalb Rec. die harten Aeuſserungen gegen die proteſtantiſche Kirche und einzelne Schriftſteller derſelben nicht ſtreng rügen will, wenn er gleich einiges davon zur Probe anführen mufs, nachdem er zuvor die ganze Einrichtung dieſes Buchs angegeben, und die Ueberſetzungen kurz charakteriſirt haben wird. Zuerſt ſind die beiden Schriften *Auguſtins de vera religione* und *de moribus eccleſiae catholicae* (beide vorzüglich gegen die Manichäer gerichtet) überſetzt. Alsdann folgen die Anmerkungen des Hn. Grafen mit den Anmerkungen einer franzöſiſchen Ueberſetzung, welche bey der erſten Schrift benutzt iſt. Den Schluſs machen zwey Beylagen: 1) ein ſchöner Excurs des Hn. Grafen über eine Stelle Auguſtins, wo er vom Sokrates und der Platoniſchen Philoſophie redet; 2) eine Ueberſetzung der kleinen Schrift des *Hugo von St. Victor: Vom Weſen der Zuneigung und der Liebe.* Wer die Schriften Auguſtins aus eigener Lectüre kennt, weifs, dafs das Verſtändniſs derſelben nicht leicht, und eine Ueberſetzung derſelben noch ſchwerer iſt. Wenn gleich *Auguſtin* kein *Tertullian* iſt: ſo herrſcht doch auch in ſeinen Schriften eine wilde afrikaniſche Phantaſie, und ein ſchwerfälliger afrikaniſcher Stil. Es bleibt daher faſt unmöglich, ſie wörtlich zu überſetzen, und man mufs gewöhnlich nur den Sinn auszudrücken ſuchen, wenn die Ueberſetzung verſtändlich ſeyn ſoll. Da ferner der gröſste Theil der Auguſtinſchen Schriften polemiſchen Inhalts iſt: ſo bedarf es einer groſsen patriſtiſchen Gelehrſamkeit, um ſie richtig zu verſtehen; weil man die Grundſätze der Gegner genau kennen mufs, um den Sinn der Beſtreitungen und Anſpielungen richtig aufzufaſſen. Hieraus ergiebt es ſich nun ſchon an und für ſich, dafs der Hr. Graf bey dieſer Ueberſetzung mit groſsen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und dafs es eben kein Wunder iſt, wenn Er ſie nicht alle überwinden konnte. Bald iſt zu wörtlich, bald zu paraphraſtiſch überſetzt, und der Sinn häufig ganz verfehlt, wodurch die Ueberſetzung bisweilen völlig unverſtändlich wird, z. B. S. 148.: „Zu verehren *das Wort*, durch welches alle Dinge nach ihrem Weſen und Beſchaffenheiten gemacht worden, *und die Gabe ſeiner Milde, durch welche gefiel, und ſeinem Urheber, daſs es nicht umkäme, verſöhnt ward, was von ihm durch das Wort gemacht worden.*" Wer vermag die curſiv gedruckten Worte zu verſtehen? Für den Kenner iſt das Original deutlich genug; aber man mufs wiſſen, dafs *Auguſtin* unter *donum benignitatis Dei den heiligen Geiſt* verſteht, und dafs hier von der Verehrung des Vaters, Sohnes und Geiſtes die Rede iſt. Alsdann werden ſich die Worte: *et donum benignitatis ejus, quo placuit et conciliatum eſt auctori ſuo, ut non interiret, quicquid ab eo per verbum factum eſt* — wenigſtens dem Sinne nach, deutlich genug überſetzen laſſen. Sollten alſo dieſe Schriften überſetzt werden (wovon Rec. zwar keinen Nutzen abſieht, da dasjenige, was damals gegen die Manichäer geſagt wurde, jetzt keine Anwendung mehr findet): ſo würde der Hr. Gr. durch eine Einleitung, worin die Veranlaſſung zu denſelben, die Hauptpunkte ihres Inhalts, und beſonders das manichäiſche Syſtem gehörig entwickelt wären, dem Verſtändniſſe für ſich ſelbſt und für ſeine Leſer ſehr zu Hülfe gekommen ſeyn. Da dieſs aber nicht geſchehen iſt: ſo werden dieſe Schriften in der gegenwärtigen Ueberſetzung den meiſten Leſern unverſtändlich bleiben, welche bey ſchwierigen Stellen das Original nicht vergleichen können, und nicht die nöthige patriſtiſche Gelehrſamkeit mit hinzu bringen, um ſich die einzelnen Behauptungen erklären zu können. Die Anmer-

kungen der französischen Uebersetzung sind dazu nicht hinreichend: denn man sieht daraus, dass der Vf. derselben das manichäische System selbst nicht recht verstanden hat. Er muss also wohl aus einem Zeitalter seyn, wo die bessern Untersuchungen über dieses System noch nicht ergangen waren. Die Schrift des *Hugo von St. Victor* (welche sich gewöhnlich unter den Schriften *Augustins* befindet) ist dagegen fliessender und deutlicher; allein die Lesung derselben wird durch die gesuchten scholastischen Spitzfindigkeiten und Antithesen, so wie durch den überall durchscheinenden Mysticismus, durchaus widerlich. Ohne zu suchen, wählt Rec die erste beste Probe, woraus man auf das Ganze schliessen kann; S. 218.: „Wohlgeordnet nimmt die Liebe ihren Lauf *aus* Gott, und *mit* Gott und *zu* Gott. *Aus* Gott läuft sie, wenn sie von ihm das *empfähet* [*alias* empfängt; aber der Uebersetzer liebt die Archaismen und Solöcismen in der deutschen Sprache], womit sie ihn liebt. *Mit* Gott läuft sie, wenn sie seinem Willen in nichts zuwider ist. *Zu* Gott läuft sie, *wenn sie in ihm zu ruhen begehrt.*" — S. 220.: „Das ist also unsres Herzens wahre Ruhe, *wenn es durch Verlangen in die Liebe zu Gott versenkt wird, fürder nichts begehrt, sondern an dem, was es hat, in seliger Sicherheit ergötzt wird*" u. s. w. Rec. zweifelt, dass es zu unserer Zeit noch Viele unter den gebildeten Klassen giebt, welche an solchen mystischen Tändeleyen Vergnügen finden. Schwerlich wird der Hr. Graf auf diesem *invita Minerva* betretenen Wege weiter fortfahren, da er für ihn nur mit Dornen bestreuet ist, sondern wird lieber zur Klassik zurückkehren, wo er Palmen sammeln kann. Sollte ihm aber seine jetzige religiöse Stimmung Uebersetzungen aus den Kirchenvätern zum Bedürfnis machen: so würde Rec. rathen, dass er sich an einen sachverständigen Freund wendete, damit dieser ihm bessere Stücke aus dem *Lactantius*, *Ambrosius* u. a. aussuchte, als die gegenwärtigen sind, die sehr wohl unübersetzt hätten bleiben können. — Nun noch etwas von der intoleranten Ereiferung gegen die protestantischen Theologen in den Anmerkungen. Dass der Uebergang des Hn. Grafen zur katholischen Kirche nicht ohne Sensation in der protestantischen Kirche bleiben, und dass sich manche protestantische Schriftsteller darüber äussern würden, liess sich schon erwarten. Am meisten war man begierig, was der Hr. Graf auf den Brief *Lavater's* und das treffliche Gedicht seines Freundes *Voß* über seinen Uebertritt erwiedern würde. Hier findet man aber dagegen nirgend etwas gesagt; wohl aber kämpft der Vf. in den Anmerkungen gegen die Berliner Monatsschrift, gegen den Protestantismus, und gegen die neuern protestantischen Theologen überhaupt. Rec. muss sich hier mit der Anführung einer einzigen Stelle begnügen, die aber auch schon hinreichen wird. Ein Ungenannter hatte in der Berliner Monatsschrift gesagt, dass *die Infallibilität des Papstes* ein Glaubensartikel der katholischen Kirche sey. Dieß läugnet der Hr. Graf sehr eifrig, ohne zu bedenken, dass er nach den römischen Grundsätzen ketzerisch denkt, indem er dieses läugnet. „Aber, setzt der Hr. Graf S. 349. hinzu, diese *durchaus unwahre Beschuldigung* darf uns nicht befremden, wenn sie aus dem Munde eines Mannes kommt, der sich nicht entblödet, den *verfluchten* Grundsatz: dass die Mittel zu gut geglaubten Zwecken gleichgültig seyn, der katholischen Kirche aufzubürden. Welche Lästerung unserer Religion! welche Verläumdung Aller, die sich zu ihr bekennen! Was soll man von dem Menschen sagen, der sich dieser Lüge erkühnen darf? — — Ausser dem Illuminatenorden hat es noch keine Gesellschaft gegeben, welche diesen alle Gesellschaft zerstörenden Grundsatz behaupten wollte. Er ist *der* Gesellschaft allein eigen, deren ganzer Zweck es ist, alle Gesellschaften zu stürzen; deren dauernde Bemühung alle Gesellschaften zu untergraben strebt. Im Munde dieser Leute ist indessen dieser Satz auch in so fern heuchlerisch, als sie selbst den Zweck, *welchen sie auch durch Gift und durch Greuel befördern wollen*, deren Erwähnung Zucht und Scham mir hier nicht gestatten, nicht für gut ansehen können. Denn wer wird aus Liebe zum Guten für Anarchie und Atheismus arbeiten? Jener Satz, wiewohl heuchlerisch im Munde der Illuminaten, ist an sich so ruchlos und so abscheulich, dass ich sogar *gewisse Männer* nicht beschuldigen möchte, ihn anzunehmen, selbst dann nicht, wenn ich sehe, *daß sie mit ununterbrochener Verletzung ihres Gewissens bald Lehren, zu denen sie sich bekennen, arglistig untergraben, bald dreister grade zu sie angreifen — Lehren, zu deren Aufrechthaltung und Verbreitung sie gleichwohl beym Antritte ihres Lehramtes eidlich sich verpflichten.*" Wozu diese auffallende Ereiferung, da es ja bekannt ist, dass die katholische Kirche *bey ihrem Compelle intrare* und ihren Blutgerichten der Irrenden jenen Grundsatz praktisch befolgt; und wozu die Zusammenstellung der Illuminaten mit den neuern Theologen, die in der letzten empörenden Schilderung bey aller ihrer Unkenntlichkeit, doch eigentlich gemeynt sind? Der Hr. Graf spricht an einer andern Stelle S. 344. von einem Geiste der Liebe, der die wahren Katholiken beseele. Rec. bezweifelt dieses nicht bey dem bessern Theile, und kann es nur bedauern, dass sich unser neue Proselyt in dieser Schrift wenigstens noch nicht dazu erhoben hat. Wenn die wahren Katholiken nach jenem Geiste der Liebe Anstand nehmen „Jemanden einen Ketzer zu nennen" so werden sie sich wohl hüten, eine ganze Klasse von Gelehrten einer ununterbrochenen Gewissenlosigkeit, der Arglist und des Meineides zu beschuldigen, da sie ohnedieß wissen, dass die Schande solcher unerwiesenen Beschuldigungen nur ihre Urheber trifft.

Göttingen, b. Dieterich: *Nova opuscula theologica* scripsit *Christoph Friedr. Ammon.* 1803. 224 S. 8. (20 gr.)

Die *opuscula theologica*, worin Hr. *A.* vier seiner frühern Gelegenheitsschriften zu Erlangen 1793. wieder abdrucken liess, sind in der A. L. Z. 1794. Nr. 85. angezeigt worden. Diese neue Sammlung enthält 12

Pro-

Programmen, die nachher bey verſchiedenen Gelegenheiten geſchrieben wurden. Die Nachfrage nach einzelnen Programmen, die bereits vergriffen waren, und die genaue Verwandſchaft, worin mehrere Abhandlungen mit verſchiedenen Abtheilungen des von Hn. *A.* herausgegebenen Lehrbuchs, *ſumma theologiae chriſtianae*, in Anſehung des Inhalts ſtehen, gaben Veranlaſſung, auch dieſe Sammlung zu veranſtalten. Vielen wird ſie gewifs willkommen ſeyn, da dieſe Abhandlungen manches eigene enthalten, das einer nähern Prüfung werth iſt. Wir wollen den Inhalt nur kurz anzeigen. 1) *De prologi Johannis evangeliſtae fontibus et fenſu.* Der Vf. prüft die verſchiedenen Erklärungen, die man von dem Ausdruck λογος gegeben hat. Er verwirft die Behauptung, welche unter λογος *den νους* des Plato verſteht, und zeigt, dafs die beiden andern Erklärungen, welche λογος entweder für das *ewige Wort* oder die *Weisheit* Gottes halten, mehr in dem Namen als in der Sache verſchieden ſind. Doch zieht er das letztere vor, und führt die Stellen aus den Sprichwörtern, dem Buch der Weisheit und des Jeſus Sirach an, die mit dem Ausdruck Johannes übereinſtimmen. Allerdings iſt die Uebereinſtimmung *nicht* zu verkennen; aber doch ſcheint dem Rec. die andere Bedeutung der ganzen Abſicht des Evangeliſten und dem damaligen aramäiſchen Sprachgebrauch gemäſser zu ſeyn. Der Sinn des 14. v. wird S. 16. alſo beſtimmt: *ſapientia divina humanam ſibi induit ſpeciem*, und nachher wird noch zur nähern Erläuterung hinzugefügt: *Videtur autem niſi certum, probabile tamen,* λογος *ex mente Johannis non hac ratione ὀφθεν factum eſſe, ut a numine avulſus et in hominem Jeſum quaſi transfuſus ſepararetur, id quod ſine blaſphemia et contradictione ne cogitari quidem poteſt; ſed ita potius, ut natura Jeſu intelligens* εκ του λογου *ceu fonte ſuo exiret, adeoque ſapientiae infinitae, in anguſtos corporis humani limites coarctatae (hominis ſapientiſſimi) ſpeciem mortalibus conſpiciendam praeberet.* Dafs man ſich bey λογος das ממרא als Hauptbegriff zu denken habe, ſieht man nicht allein aus v. 2., ſondern auch insbeſondere aus v. 18. 2) *Inquiritur in narrationum, de vitae Jeſu Chriſti primordiis, fontes, incrementa et nexum cum religione chriſtiana.* Hier werden die Schriftſteller von der Geſchichte Jeſu unter drey Klaſſen gebracht und näher charakteriſirt Zur erſten Klaſſe gehören diejenigen, welche das öffentliche Leben Jeſu beſchrieben haben, zur andern diejenigen, welche auch von dem Privatleben Jeſu und ſeiner Kindheit Nachricht zu geben ſuchten, und zur dritten Paulus und Johannes, welche den göttlichen Urſprung des Meſſias nicht hiſtoriſch, ſondern durch dogmatiſche Beweiſe beſtätigten. Die Nachrichten der zweyten Klaſſe ſtellt der *Vf.* als aus der Sage entſtandene und durch die Weiſsagungen veranlaſste Erzählungen dar; inzwiſchen iſt in dieſer Darſtellung vieles einſeitig und blofs angenommen. Ganz richtig ſagt er, dafs der Glaube an Chriſtum den Sohn Gottes in dieſen die Hauptſache ſey; wenn er aber meynt, es ſey bey genauer Erwägung offenbar, dafs einige von den Apoſteln die Erſcheinung Chriſti im Fleiſch als unentſchieden dahin geſtellt ſeyn lieſsen: ſo iſt dieſs doch nicht eigentlich erwieſen. Daraus, dafs ihr Hauptbeſtreben dahin geht, den Glauben an Chriſtum zu wecken und zu nähren, folgt noch nicht, dafs ſie es als unentſchieden betrachteten oder ſo angeſehen haben wollten. 3) *Adſcenſus Jeſu Chriſti in coelum hiſtoria biblica.* Der Vf. bringt die Stellen des neuen Teſtaments unter folgende Klaſſen. 1) Eigene Ausſprüche Jeſu, der zwar von ſeiner Rückkehr zum Vater, aber niemals von einer ſichtbaren Himmelfahrt redet. 2) Zeugniſſe des Matthäus und Johannes, die Augenzeugen der Thaten Jeſu waren, und zwar von ſeinem Abſchied, aber wieder nicht von ſeiner ſichtbaren Auffahrt reden. 3) Die Nachrichten des Lucas und Marcus, welche die Aufnahme in den Himmel recht ausgemalt darſtellen; und 4) Stellen der übrigen Schriftſteller, die blofs von der Aufnahme Chriſti in den Himmel und ſeinem erhöheten Zuſtand als Sache des Glaubens reden. Daraus wird nun die Folgerung gezogen, dafs gleich anfangs in der chriſtlichen Kirche zwey verſchiedene Vorſtellungen von der Himmelfahrt Jeſu geweſen ſeyen. Die eine habe ſich bey dem einfachen Glauben an den Weggang Chriſti begnügt, die andere habe aber dieſes mehr ausgemalt, und ſey der Einbildungskraft durch verſchiedene Traditionen zu Hülfe gekommen. Rec. glaubt, dafs auch hier die Folgerung zu raſch iſt. Freylich erzählen nur Marcus und Lucas die ſichtbare Himmelfahrt umſtändlich; aber alle andere Stellen widerſprechen dieſen Nachrichten nicht, ſondern reden nur kürzer und allgemeiner von der Sache, oder ſetzen ſie gar als bekannt voraus. Aus der Verſchiedenheit des Ausdrucks folgt noch gar nicht, dafs in dem neuen Teſtamente zwey verſchiedene Vorſtellungsarten aufgeſtellt ſind. 4) *De veſtigiis theologiae Judaicae in epiſtola Pauli ad Romanos.* Mit Recht empfiehlt der Vf. das Studium der chaldäiſchen und aramäiſchen Sprache zur nähern Aufklärung des N. T., und beſonders der Pauliniſchen Schriften. Einige Stellen in dem Brief an die Römer werden hier aus Rabbiniſchen Schriften erläutert. 5) *Ambigitur de argumentis, quibus ductus Johannes evangeliſta nativitatem Jeſu Chriſti Bethlehemiticam ſilentio praetermiſerit.* Zuerſt werden die Stellen bemerkt, wo der Evangeliſt Veranlaſſung gehabt habe, etwas von der Geburt Jeſu zu Bethlehem zu ſagen. Darauf wird unterſucht, warum Johannes von der frühern Geſchichte Jeſu ganz ſchweige. Der Vf. verwirft die gewöhnliche Meinung, nach welcher man ſich auf das Zeugnifs des Clemens von Alexandrien und des Eufebius ſtützt, und antwortet: Johannes habe nur Supplemente zu den übrigen Evangelien geſchrieben, und alſo das übergangen, was die andern Evangeliſten ſchon beſchrieben hatten. Er ſelbſt findet den eigentlichen Grund in der Abſicht des Johannes, welcher zeigen wollte, dafs Jeſus Chriſtus in moraliſcher Hinſicht der Meſſias, der Sohn Gottes ſey. Lieſse ſich aber beides nicht gewiſſermafsen mit einander verbinden? Rec. möchte wenigſtens nicht mit Hn. *A.* behaupten, dafs Johannes die übrigen Evangelien nicht einmal gekannt

Digitized by Google

kannt und gelesen habe. Was Eusebius und Hieronymus sagen, ist freylich kein eigentliches Zeugniss, sondern sie wussten es aus der Tradition; aber folgt daraus, dass die Tradition nicht gegründet sey, oder dass sie keinen Glauben verdiene? 6) *Illustratur locus difficilis Matth.* XXIII, 35. Vorerst werden über die verschiedenen Lesearten in dieser Stelle Bemerkungen gemacht, und darauf führt der Vf. die verschiedenen Erklärungen der Ausleger an. Zuletzt wird auch die Meinung angeführt, nach welcher von dem Zacharias, dem Sohn Baruchs, der nach Josephus von den Zeloten kurz vor der Eroberung Jerusalems durch die Römer im Tempel ermordet wurde, die Rede sey. Hr. *A.* findet es wahrscheinlich, dass der griechische Uebersetzer des Matthäus diese Stelle vielleicht aus einem aramäischen Exemplar, das schon mancherley Zusätze erhalten hatte, interpolirt habe. 7) *Disquiritur, quatenus disciplina religionis et theologiae Christianae pendeat ab historia Jesu Christi.* Der Vf. sucht zu zeigen, dass die christliche Religion und Theologie, was den Grund und die Form der Lehre betrifft, keineswegs von der Geschichte Jesu abhängig sey, da es jeder eingestehn müsse, dass acroamatische und moralische Sätze durch Thatsachen zwar erläutert, aber nicht bewiesen werden könnten. Er zeigt aber zugleich, wie die Geschichte Jesu zur Bestätigung der theoretischen Wahrheiten könne genutzt werden, und wie vortheilhaft sie auch für den öffentlichen Religionscultus ist. 8) u. 9) *De notione miraculi.* Die verschiedenen Definitionen eines Wunders werden untersucht. Der Vf. selbst stellt folgende Erklärung auf: *miraculum est factum insolitum ad commendandum legatum divinum et doctrinam ejus eveniens.* Man sieht leicht, dass er dadurch der Einmischung einer übernatürlichen Ursache aus dem Wege zu gehen sucht. Auch Naturereignisse sollen blos um des Zwecks willen Wunder seyn können. Rec. kann dieser Erklärung nicht beystimmen. Eigentlich liegt doch in dem Begriff eines Wunders überhaupt das Merkmal einer übernatürlichen oder übersinnlichen Ursache. So bald man erkennt, dass eine ungewöhnliche Begebenheit in der Natur ihren Grund hat, nennt man es kein Wunder mehr. Auch gegen die Folgerungen des Vfs. lässt sich manches erinnern, dazu ist aber hier der Ort nicht. 10) *Vindicatur morum doctrinae arbitrium liberum, rejecta libertate stoica ethicae Kantianae.* Der Vf. erklärt sich hier gegen die Kantischen Grundsätze, die er ehemals selbst in seiner christlichen Sittenlehre angenommen hatte. Er sagt jetzt von jenen Grundsätzen, sie seyen so beschaffen: *ut cum paradoxa propagent manifesta, tum verae felicitatis adipiscendi studium, quod a virtute omnino separari nequit, e morum doctrina et vita adeo communi secludant.* Seine Bemerkungen verdienen nachgelesen zu werden. 11) u. 12) *Brevis argumentationum pro summi numinis existentia recognitio.* Der ontologische und cosmologische Beweis wird in der *eilften*, und der physicotheologische und Mendelssohnische in der *zwölften* Abhandlung kurz vorgetragen und genauer erwogen. Am Schluss heisst es: *Videmus itaque, argumenta, quae summi numinis existentiam probare debeant, cum metaphysica, tum mixta, sive ad pantheismum, sive ad ἀσεβειαν tristissimam nos proclives esse redditura nisi probatione morali suffulta novis iisque majoribus persuadendi viribus augeri et quasi ditari possent.* Der lateinische Stil des Vfs. könnte besser seyn. Schon aus dem wenigen, was hier ist angeführt worden, sieht man das Unbehülfliche im Ausdruck.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Göttingen.* Das vom Hn. Geh. J. R. *Heyne* verfasste Programm zum Prorectoratswechsel den 1. Sept. 1806. hat die Ueberschrift: *Censura Boëthii de consolatione philosophica.* X S. fol. — Der Vf., der sich einst bey der Belagerung von Dresden mit Epiktets Philosophie gegen das Unglück waffnete, griff jetzt zu dem berühmten Werk des Consul Boëthius, der im Gefängniss Trost und Beruhigungsgründe über sein unverschuldetes Missgeschick in der peripatetischen Philosophie suchte und sich durch Ausarbeitung seines Werks zerstreute. Von diesem wird hier im Allgemeinen folgendes Urtheil gefällt: „*Habet utique ille laudes suas, quibus se commendet; multo magis, si, quo tempore ille scriptus sit, memineris; profuit nec minus posita ab ejus auctore Boëthio opera in libris Aristotelicis latine vertendis et illustrandis, opera, inquam, inter homines doctos per superiora saecula summa in laude habita; maxima tamen ex parte celebritas libelli de consolatione philosophica debita est miseriae humani generis, quod per omnia saecula, multoque magis a Boëthii inde temporibus, calamitatibus omnis generis aerumnisque vexatum, solatia malorum circumspexit cupideque arripuit oblatum sibi munus ad levandas aegritudines. Lectus itaque est libellus a multis millibus, mitigati quoque, quod credere licet, multorum animi, dolore exulcerati: cepit quoque aliquos carminum dulcedo; conversus est libellus in multarum gentium sermonem, ab rege Alfredo etiam in Linguam Anglosaxonicam; editiones curatae complures et conscripti commentarii. Jam autem aetas nostra iis oppressa est calamitatibus, tot obsepta terroribus, ut facile aliquis tantarum aerumnarum et malorum medelam anquirens incidat in recordationem libelli tot hominum manibus triti, utque, eo in manus sumto, videat, quid ex ista consolatione in se medicinae loco ipse adhibere possit.*" Ungeachtet dieses im Ganzen vortheilhaften Urtheils wird jedoch durch eine kurze Analyse und Kritik des Werks gezeigt, dass die metaphysischen Spitzfindigkeiten der peripatetischen Philosophie über das Uebel in der Welt und über das höchste Gut keine sonderliche Beruhigungskraft haben dürften, oder doch höchstens nur bey denen, die an ein abgezogenes Denken gewöhnt sind. An diese Kritik werden Betrachtungen über die mannichfaltigen Arten von Trostgründen und über die Behandlung der Leidenden angereiht und dasjenige gemustert, was in den Werken der Alten, vorzüglich der Philosophen und Dichter, darüber vorkommt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. Januar 1807.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. d. O., in d. Akad. Buchh.: *Ueber Gesetzgebung insbesondere in den Deutschen Reichs-Staaten.* Mit Rücksicht auf den *neuen Plan der Russisch-Kaiserl. Gesetz-Commission* und mit *Entwickelung der ersten Grundsätze des positiven Rechts.* Von *Joh. Fr. Reitemeier*, Königl. Dän. Staatsrathe und Ordinarius der Juristen-Facultät in Kiel. 1806. 192 S. 8. (16 gr.)

Bekanntlich kann es dem Hn. Etatsrath *Reitemeier* kein juristischer Schriftsteller, keine Gesetz-Commission, kein Recensent zu Danke machen. Aufser seinem Systeme ist kein Heil. Er trägt dasselbe in seinen zahlreichen Schriften immer von neuem wieder vor, in der Hoffnung, dafs seine Stimme doch endlich durchdringen werde: und auch die eben anzuzeigende Schrift ist in derselben Absicht und Tendenz geschrieben.

Natürlich leistet ihm der neue Plan der Russ.-Kaiserl. Gesetz-Commission ebenfalls keine Genüge. Wir wollen ihn selbst darüber hören: (S. 49—53.) „Der *erste* Theil enthält die organischen Gesetze, welche sich auf die Staatsverwaltung beziehen; als da sind: Die Aufstellung der geheiligten Majestätsrechte des Monarchen und der kaiserlichen Familie, die Verhältnisse der Unterthanen zum Beherrscher, desgleichen die Verfassung der von der höchsten Gewalt bestätigten Regierungs-Behörden. Der *zweyte* Theil fafst die allgemeinen Rechtsprincipien in sich. Hieher gehört die Bestimmung der erforderlichen Requisite der Gesetze und ihrer Eintheilung überhaupt; die Art wie dieselben sanctionirt, promulgirt, und wieder aufgehoben werden; ihre Anwendbarkeit in Beziehung auf specielle Verhältnisse und Localitäten; ihre Erklärung und Auslegung; ferner die Grundsätze in Rücksicht der aus den gesetzlichen Vorschriften sich entwickelnden Rechte und Verbindlichkeiten; desgleichen die Strafen auf die Rechtsverletzung und die gesetzlichen Zwangsmittel, welche die Beobachtung der Gesetze sichern; die Ausübung der Rechte; der Verlust und die Vernichtung derselben: dann die Bestimmung der Gegenstände selbst, auf welche sich die Gesetze beziehen; nämlich die Personen, Sachen, Handlungen, Willenserklärungen; die Bestimmung und Eintheilung jedes dieser Gegenstände; endlich der Uebergang zum Besitz und Eigenthum, als Gegenstand und Resultat der Gesetze, in allen ihren Beziehungen; die verschiedenen Arten, Besitz und Eigenthum zu erwerben, zu übertragen und zu verlieren. Der *dritte* Theil enthält die allgemeinen, das ganze Reich verbindenden, und in eben der Ordnung aufgestellten Gesetze, angewandt auf Personen, Sachen, Handlungen, Willenserklärungen und Verträge, und auf Besitz und Eigenthum. Der *vierte* Theil, der in *zwey* Abtheilungen zerfällt, enthält in der *ersten* die Strafgesetze; in der *andern* die Polizeyordnung, und alles, was sich darauf bezieht. Der *fünfte* Theil begreift die Mittel in sich, durch welche die Gesetze ausgeübt werden, und die Art der Ausübung und Anwendung derselben; die Organisation der Judicilbehörden, Prozefsform und die Eintheilung und Darstellung der verschiedenen Prozefsarten. Der *sechste* Theil umfafst alle Specialgesetze. Dieser Theil zerfällt in so viele Abtheilungen, als Gouvernements, Städte oder Gemeinden sind, denen in Betracht der örtlichen Verhältnisse besondere Rechte ertheilt worden sind. Hieher gehören ferner die speciellen Anordnungen in Betreff der Finanzen, des Commerzwesens, der Häfen u. s. w. Diese Specialgesetze werden nach eben dem systematischen Plane angeordnet, der dem Codex der allgemeinen Gesetze zum Grunde liegt. Es würden sich in diesem Plane die Vortheile des für das Publikum geeigneten Systems ohne Schwierigkeit bey dem öffentlichen Rechte, nach der vorhin angezeigten Modification, in folgender Art erreichen lassen. I. Allgemeine Rechte und Pflichten des Unterthans. Theil I. II. und V. doch so, dafs aus Th. I. das eigentliche Staatsrecht; aus Th. II. das zum Civilrechte zu ziehende über Mein und Dein; und aus Th. V. der eigentliche Proceſs, für einen Anhang, wegbliebe. II. Freyheiten und Pflichten der Unterthanen in ihren besondern Verhältnissen. Th. IV. ganz und gröfstentheils, Th. VI. aber zu Anhängen von dem speciellen Polizeyrechte. Von dem Provinzialrechte ist unten die Rede. III. Landeslasten der Unterthanen mit den Bürgervortheilen. Th. VI. zum Theil. Das Allgemeine gehört in das Gesetzbuch, das Specielle in einen Anhang. IV. Schutzbürgerrecht; dieſs scheint in dem Plane zu fehlen; ob es gleich nur kurz ist, so beruht es doch auf besondern Grundsätzen; ist auch für den Verkehr mit dem Auslande wichtig, und verdient daher eine besondere Rubrik."

Ein allgemeines Gesetzbuch mufs den Unterthan und Bürger über alle seine rechtlichen Beziehungen im Staate unterrichten. Welche ist aber wichtiger, als die zu dem Staate im allgemeinen selbst und zu dem Regenten, eine Kenntnifs von der Natur der Staatsverfassung selbst? Damit fängt die russische Gesetzgebung im *ersten* Theile an, und dieser Gegenstand ist von so eigener Art, dafs es am besten ist, ihm einen

besondern Theil zu widmen. Die solchergestalt befolgte Methode ist so natürlich, dass der Vf. nicht auf den Beyfall des Publikums rechnen darf, wenn er zugleich in diesen Theil den von den allgemeinen Rechtsprincipien handelnden *zweyten* Theil, so wie den *fünften* mit aufnehmen will. Dabey ist zu bemerken, dass er doch in dem letztern den eigentlichen Process nicht vorträgt. Offenbar bleibt der Vf. nicht consequent. Die allgemeinen Rechtsprincipien über Mein und Dein will er nicht in diesem allgemeinen Theile abgehandelt haben, sondern sie sollen mit dem Civilrechte zugleich vorgetragen werden; wenn er dagegen dem *fünften* Theile hier eine Stelle erlaubt: so finden sich daselbst die allgemeinen Rechtsprincipien, welche der Lehre von dem Process zu Grunde liegen, von der eigentlichen Gerichtsordnung getrennt. In dem einen Falle will er also das Allgemeine mit dem Besondern vereinigt, in dem andern davon getrennt wissen. Noch mehr, an einem andern Orte scheint er wieder vergessen zu haben, was er eben als eine Bedingung eines systematischen Plans verlangte. Nach S. 108. nämlich zu urtheilen, sollen die Gesetze über die gültige Abschliessung der Verträge nicht in dem Privatrechte vorgetragen werden, in dieses nur sollen die Bestimmungen von Mein und Dein aus Verträgen, die schon als geschlossen voraus gesetzt werden, gehören. Wo will er aber jene Gesetze über die gültige Abschliessung der Verträge anders hinbringen, als in diesen allgemeinen Theil, der so viele andere Stücke seines sogenannten öffentlichen Rechts enthält? Unläugbar ist es ein grosser Fehler eines Systems, wenn Theile von solcher Wichtigkeit, wie die Gerichtsordnung ist, in dem System selbst keine schickliche Stelle finden, sondern in einen Anhang verwiesen werden müssen, und in diesen Fehler ist der Vf. gefallen. Nimmt man nun endlich des Vfs. *Allgemeines deutsches Gesetzbuch* in die Hand, so finden wir die Proceslehre keineswegs Anhangsweise abgehandelt, sondern dem Hauptwerke eingeschoben, nach einer Ordnung, die wir uns ein andermal noch besonders zu beleuchten vorbehalten. Bey der *dritten* Abtheilung: „Landeslasten der Unterthanen mit den Bürgervortheilen" macht der Vf. die Erinnerung: dass in diese Abtheilung der *sechste* Theil des Russischen Plans gehöre, doch nicht ganz. Das Allgemeine gehöre nämlich in das Gesetzbuch, das Specielle in einen Anhang. Er bemerkt aber nicht, dass nach dem Russischen Plane im *sechsten* Theile durchaus nichts Allgemeines enthalten sey, sondern dass dieser Theil lediglich die Specialgesetze befassen wird, und es keines besondern Anhangs bedarf, welche Zugabe immer ein Zeichen einer schlechten Anordnung der Materialien ist.

Der Vf. glaubt endlich, die Redacteurs der Russischen Gesetz Commission hätten das Schutzbürgerrecht ganz vergessen; allein es wird dieses in dem *ersten* oder *zweyten* Theile eine sehr natürliche Stelle finden. Wenn nämlich von der Unterwerfung der Bürger und Unterthanen unter die Gesetze die Rede ist, so findet sich ein sehr natürlicher Platz, um zu bestimmen, wie weit sich die Kraft der Gesetze auch auf die Schutzbürger und Fremde erstrecket.

Was *die Art der Ausarbeitung* anlangt, so ist es uns in der That auffallend gewesen, dass die Gesetz-Commission es dem Vf. selbst darin nicht Recht gemacht hat, dass sie das Ganze auf einmal liefern will. Er will das Gesetzbuch stückweis erscheinen lassen, und der erscheinende Theil kann gleich mit Gesetzeskraft versehen werden. Nach unserer Meinung kann ein solches Verfahren zwar nöthig und gut seyn, in einer bürgerlichen Gesellschaft, der es noch bisher an Gesetzen gebrach, oder wo die bestehenden Gesetze durch eine Revolution umgestürzt wurden, so dass niemand wusste, was eigentlich Gesetz sey oder nicht? In solchen Verhältnissen ist es allerdings eine Wohlthat, nicht erst so lange zu warten, bis das Ganze vollendet ist. Es ist schon viel gewonnen, wenn ein und der andere Theil des Staats vorläufig eine feste Organisation bekommt. Sind sie aber alle auf diese Art nach und nach geformt worden: so ist immer noch ein grosser Kopf nöthig, welcher die sämmtlichen Theile zusammen überschaue, und in eine völlige Harmonie bringe. — Ganz anders verhält es sich in einem Staate, wo eine solche Eile aus der eben erwähnten Ursache nicht nöthig ist: da warte man doch billig mit der Promulgation und Sanction so lange, bis alle Theile der Gesetzgebung vollständig ausgearbeitet sind; man nehme sich die Zeit, die einzelnen Theile in ihrem Zusammenhange zum Ganzen zu untersuchen, die Lücken auszufüllen, die Wiederholungen abzuschneiden, manches an eine passende Stelle zu bringen, und alsdann kann man gewisser seyn, ein wirklich zusammenhangendes, vollständiges und von einerley Geiste belebtes, *ganzes* Werk geliefert zu haben.

Der Vf. kommt nun auf seinen Lieblings-Gegenstand zurück, nämlich auf sein allgemeines deutsches Gesetzbuch. Was die Erfordernisse einer solchen Privatsammlung und ihren Nutzen anlangt, so sagt er: S. 148. für den Praktiker giebt sie ein Repertorium des gemeinen Rechts ab, das ihm, mit dem Vorzuge von *lauter praktischen und bestimmten Rechtssätzen* und bey der Zurückführung derselben auf Grundsätze bis jetzt noch fehlt. Enthielte nur des Vfs. Werk auch wirklich lauter bestimmte Rechtssätze, und wäre überhaupt das gemeine Recht von der Art, dass ein Repertorium desselben *lauter bestimmte Rechtssätze* enthalten *könnte!* Wenn ein Gelehrter von den zahllosen Rechts-Controversen eine gewisse Meinung annimmt, so ist sein Werk darum noch nicht ein Repertorium des gemeinen Rechts, in welchem sich lauter praktische und bestimmte Rechtssätze fänden. Es ist es dann um so weniger, wenn die Meinung desselben nicht immer durch gehörig entwickelte Gründe zur Genüge motivirt worden ist. Des Vfs. Allgemeines Deutsches Gesetzbuch hat allerdings die *Form* eines aus lauter bestimmten Rechtssätzen bestehenden Repertorium, weil er die einzelnen Rechtssätze wie Gesetze abgefasst, in kurzen Paragraphen vorträgt. Aber darum sind sie nicht durchaus richtig und unbezweifelt,

felt, mithin nicht lauter praktiſche Sätze. Die Beylagen ſollen zwar die Gründe aus einander ſetzen, warum er gerade die im Text vorgetragene Meinung angenommen habe; allein der Vf. iſt weit davon entfernt, dieſs bey allen Rechts-Controverſen zu thun; auch wird er nicht behaupten wollen, dafs er überall ſeine Leſer für ſeine Meinung gewonnen habe.

Der Vf. täuſcht ſich gewifs, wenn er glaubt, ein ſolches Werk werde eine gleiche Kraft dereinſt erhalten können, wie im Mittelalter der Sachſen- und Schwabenſpiegel bekommen haben. Das allgemeine deutſche Geſetzbuch wird von dem Publicum nie anders betrachtet werden können, als jedes andere Lehrbuch, oder auch, wenn es vollendet ſeyn wird, als der *Vorſchlag* einer neuen Geſetzgebung, gegründet auf das ſogenannte gemeine Recht und auf das Preufsiſche Landrecht. Es kann, vorausgeſetzt nach ſeiner Vollendung, von Nutzen ſeyn dem Geſetzgeber, wenn *de lege ferenda* die Rede iſt; es wird aber in den deutſchen Gerichten, wo nur *de lege lata* die Frage iſt, und namentlich in den Gerichten, wo noch gemeines Recht gilt, nie mit Erfolg allegirt werden können, weil ihm immer der Einwurf entgegen ſtehen wird, dafs es nicht reines gemeines Recht enthalte, und mit vielen Sätzen theils aus dem Preufsiſchen Landrechte, theils aus des Vfs. eigenthümlicher Vorſtellung, die er von dem Brauchbaren und Nichtbrauchbaren, Paſſenden und Nichtpaſſenden hat, vermiſcht ſey. — Der Vf. ſagt S. 151. ferner ſelbſt, dafs ſeine Abſicht geweſen ſey, zugleich eine Grundlage für ein neues Landrecht in einem Reichsſtaate zu geben. Dazu kann es allerdings dereinſt dienen; allein unvereinbar iſt der damit nach S. 151. verbundene *Zweck, ein Repertorium* des gemeinen Rechts und ein *Surrogat eines deutſchen* Geſetzbuchs zu liefern. Denn bey dem Gebrauch deſſelben wird man erſt ſorgfältig die Quellen ſelbſt unterſuchen und ſeine *Corpora juris* aufſchlagen müſſen, um gewifs zu ſeyn, dafs das von dem Vf. vorgetragene Geſetz auch wirklich genau, richtig und rein von ihm vorgetragen worden ſey.

Wenn es ſchon in ſeinem Plane lag, die in den Quellen mit dem gültigen Rechte verbundenen ungültigen Rechtsſätze wegzulaſſen, und bey Rechts-Controverſen auf die Gründe der Zweckmäſsigkeit die Entſcheidung ankommen zu laſſen; ſo wird man Urſache haben gegen das Werk, als *Surrogat der Quellen* der in *D.* geltenden Rechte betrachtet, miſstraniſch zu ſeyn und die Gränzen einer Privatarbeit überſchritten zu ſehen mit Recht beſorgen müſſen. Man wird lieber die Quellen ſelbſt, oder diejenigen Lehrbücher aufſuchen, welche nur dieſelben nach ihrem wahren Inhalte darſtellen oder ihren richtigen Sinn zu erklären ſuchen; die häufige Aufnahme ſolcher Sätze endlich, welche das Preufsiſche Landrecht vorträgt, wird in den Gerichten wo das gemeine Recht gilt, den praktiſchen Nutzen der Arbeit des Vfs. vollends ganz zweifelhaft machen, unbeſchadet der Vortrefflichkeit dieſer Legislation.

Die S. 164. vorgebrachte Entſchuldigung ſeines Plans iſt nicht befriedigend. Von der Autorität eines fremden Geſetzbuchs in unſern Gerichten iſt ſo lange nicht die Rede, als es nicht daſelbſt wirklich durch den Geſetzgeber aufgenommen worden iſt. Es giebt allerdings unzählige Rechtsſätze, welche aus dem natürlichen Rechte oder aus dem Begriffe eines gewiſſen Rechtsinſtituts mit Nothwendigkeit folgen, und die mit Vorſchriften des Preufsiſchen Landrechts übereinſtimmen. Dieſe kann ein Lehrer des gemeinen Rechts in einem vollſtändigen Syſtem des Rechts aufnehmen; allein ſie bekommen ihre Autorität lediglich, weil ſie aus dem Begriffe des Rechts und des in Frage befangenen Inſtituts flieſsen, nicht weil ſie die Autorität des Preufsiſchen Landrechts für ſich haben. Jene Ableitung aus den erſten Principien und der Natur der Sache mufs der Richter und der Advocat in den Gerichten, wo das gemeine Recht gilt, deduciren: dieſe Uebereinſtimmung mit dem Preufsiſchen Recht anzuführen, iſt aber nie hinlänglich, nicht einmal zuläſslich, und kann es nie ſeyn. Denn ſo intereſſant es iſt, die Vorſchriften des allgemeinen Preufsiſchen Landrechts zu ſtudiren, ſo ein reicher Schatz von Erfahrungen, den ein neuer Geſetzgeber benutzen kann und mufs, darin enthalten iſt: ſo kann doch daſſelbe in den deutſchen Gerichten, wo noch das ſogenannte gemeine Recht gilt, als Autorität nie citirt werden. Die Schriften der Juriſten werden allegirt, weil ſie nichts als den wahren Sinn der wirklichen beſtehenden Geſetze zu erforſchen und zu erklären bemüht ſind, und es kann von der gröfsern oder geringern Autorität eines oder des andern Rechtslehrers in den Gerichten allerdings die Frage ſeyn, indem man nämlich zeigt, dafs ihre Meinung mit dem Geiſt und Sinn des Geſetzes am meiſten übereinſtimmen (ſo iſt z. B. die Autorität von *Berger* und *Kind* in den Sächſiſchen Gerichten grofs,): allein ein fremdes Geſetzbuch kann durchaus nicht in demſelben Verhältniſſe ſtehen, weil es mit ganz andern Rückſichten und Zwecken und oft nach einem ganz verſchiedenen Geiſte abgefaſst iſt. Noch mehr, wir könnten aus einigen Theilen des *Criminal*-Rechts, beſonders aber aus den Proceſslehren, ſehr viele Beyſpiele anführen von Sätzen die der Vf. wörtlich aus dem Preufsiſchen Landrecht entlehnt hat, die aber nicht gemeines Deutſches, in allen deutſchen Ländern aufserhalb der Preufsiſchen Staaten wirklich geltendes Recht ſind (der Vf. kann dieſs ſelbſt nicht abläugnen S. 169.), und die der Vf. nicht aus dem Grunde, dafs ſie aus der Natur der Sache und dem Begriffe des Rechts, ſo wie aus vorausgeſchickten, unläugbaren Rechtsſätzen nothwendig folgten und abgeleitet wären, ſondern auf die bloſse Autorität des Preufsiſchen Landrechts angeführt hat. Rec. iſt mithin gewifs nicht zu tadeln, wenn er behauptet, dafs dergleichen Stellen des *R.* Werks, wo die Autorität des Preufsiſchen Landrechts angeführt worden iſt, nicht anders wirklich gelten und in einen deutſchen Volks-Codex aufzunehmende Rechtsſätze ſeyn können, als wenn ſie die Sanction der geſetzgebenden Macht erhalten haben, und dafs ſie aufserdem durchaus keinen rechtlichen Eingang in den Gerichten erhalten, auch nicht

mit

mit Erfolg von den Sachwaltern angeführt werden können.

Auf der andern Seite sind ungleich mehrere Sätze in dem allgemeinen deutschen Gesetzbuche enthalten, welche durchaus keine Anwendung in den Preussischen Gerichten leiden; daher schmeichelt sich der Vf. vergeblich mit der Hoffnung, dass sein Werk auch als Commentar über das Preussische Landrecht praktischen Nutzen haben werde. Er will es jetzt wieder damit gut machen, dass er sagt S. 163. dass nie sein Plan gewesen sey, auf einen Commentar über das Landrecht auf Kosten des Repertoriums hin zu arbeiten. Allein läugnen kann er nicht, dass er gesagt hat, sein allgemeines deutsches Gesetzbuch solle auch als Commentar über das Preussische Landrecht dienen, und eben so unläugbar ist es, was Rec. bemerkt hat, dass diess zwey verschiedenartige, mit einander unvereinbare Zwecke seyen, welches der Vf. auch jetzt durch seine Protestation selbst eingesteht.

Der Vf. will, um sich gegen eine Erinnerung des Rec. zu vertheidigen, nicht gesagt haben, dass sein Gesetzbuch durch die Kritik gereinigt und ergänzt nach und nach von selbst in den Gerichten gesetzliche Kraft erhalten solle, so dass sich auf diese Art das deutsche Publikum selbst sein Gesetzbuch geben werde, ohne die Sanction der gesetzgebenden Macht. Er hält eine solche Meinung für ungereimt. S. 161. Allein er hat sie wirklich vorgetragen. In dem *zweyten* Abschnitte der Schrift über die Redaction eines deutschen Gesetzbuchs sagt er mit dürren Worten: dass von der Reichsversammlung oder einer auf dem Reichstage angeordneten Gesetz-Commission kein deutscher Gesetz-Codex zu erwarten stehe. Es bleibt also nach seiner Meinung nichts anders übrig, als das Werk durch eine Privatarbeit zu unternehmen (s. daselbst S. 32.) die er unter den jetzigen Umständen für möglich und ausführbar hält, doch unter der Bedingung, dass die Kritik durch Ergänzungen und Berichtigungen das Werk unterstütze. S. 41. „Hoffentlich, fährt er fort, würde man durch Benutzung dieses Mittels zu einem Zwecke von Vollkommenheit gelangen, den eine blosse Gesellschaft oder Gesetz-Commission dem Werke nicht geben könnte; und da so viele minder wichtige Gegenstände eine öffentliche Ermunterung zur Bearbeitung finden: so wäre es kein so kühner Gedanke, wenn man zu dem Patriotismus Deutschlands das Zutrauen hegte, dass auch der wichtige Gegenstand der Gesetze für seine Aufmerksamkeit und Theilnahme nicht zu gering seyn werde. Es könnte doch immer zu den rühmlichen Anstrengungen gerechnet werden, *wenn* der ungünstigen Verfassung ungeachtet, *das sachverständige Publikum sich ein schon lange entbehrtes deutsches Gesetzbuch selbst geschaffen*, und sich auch in einem der wichtigsten Zweige öffentlicher Anordnungen mit der Gewissheit des Rechts seine Originalität wieder gegeben *hätte*." Was hat also Rec. anders gethan, als des Vfs. Meinung treu referirt? und wie kann Hr. *R.* jetzt läugnen, dass er die Hoffnung gehegt und geäussert, dass das Werk von selbst gesetzliche Kraft in den Gerichten erhalten könne? was sollen sonst die Worte bedeuten: Das deutsche Publikum hätte sich ein schon lange entbehrtes Gesetzbuch selbst geschaffen? welche Worte, was nicht übersehen werden darf, auf die Behauptung folgen, dass von einer Gesetz-Commission in Deutschland ein Gesetzbuch nicht zu erwarten stehe.

(*Der Beschluss folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

Paris, b. Brosson: *Tableau de l'école de botanique du Muséum d'histoire naturelle*, par Mr. *Desfontaines*. 1804. 238 S. 8.

Sehr erwünscht und längst erwartet war dieses Verzeichniss der Schätze des berühmtesten und reichsten Gartens der Welt: das Werk selbst ist des Namens seines Vfs. werth. Es ist nach *Jussieu's* System geordnet: die Arten sind blos mit den Trivialnamen und den Namen der Schriftsteller angegeben, die Dauer, das Vaterland und der französische Name hinzu gesetzt. Besonders angenehm ist die sorgfältige Berichtigung der Synonymie, die der Vf. mit Zuziehung der grossen Sammlungen in Paris ungemein genau hinzu gefügt hat. Die Zahl der sämmtlichen Arten mag sich leicht über 6000 belaufen. Manche Gattungen sind besonders reich; andre aber zum Erstaunen arm. So sind 35 Ranunkeln, 33 Aster, 49 Solane, 27 Hyperica, 35 Siden, 59 Salvien, 106 Gerania, Pelargonia und Erodia, 54 Mimosen, 85 Eriken u. s. f. Dagegen nur 7 Proteen, 17 Ixien, 11 Gladolii. Unter den Palmen sind 4 Zamien, *Cocos nucifera*, *Corypha Hystrix*, *Lactania chinensis*, *Hyphaene thebaica*, unter den Musen, *Ravenalia madagascarensis*, unter den Scitaminen, *Hedychium coronarium*, ferner *Myristica aromatica*, *Crescentia Cujete*, *Atractylis gummifera*, drey Gouanien, *Lasiopetalum ferrugineum*, u. s. w. Für den kritischen Botaniker ist dieses Verzeichniss sehr wichtig, wegen der Sorgfalt, womit die Synonymie berichtigt ist. So ist *Croton moluccanum* richtig zu *Aleurites*, *Cassine Peragua* zum *Ilex*, *Vicia tomentosa Willd.* zum *Orobus*, *Clitoria micrantha* zu *Galega*, gezählt. Dagegen ist *Passalum membranaceum* vielmehr eine neue Gattung *Ceresia Pers.*; die Mimosen und Geranien stehn noch alle unter einer Gattung; *Pinus* und *Abies* sind als verschiedene Gattungen getrennt. *Rosa maxima*, *remensis*, *scotica*, *semperflorens* sind als besondere Arten aufgeführt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Januar 1807.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. d. O., in d. Acad. Buchh.: *Ueber Gesetzgebung insbesondere in den Deutschen Reichs-Staaten.* — — Von *Joh. Fr. Reitemeier* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 14. abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. hält es (S. 162.) jetzt für eine einfältige Meinung zu behaupten, dafs der oder jener §. des Gesetzbuchs als eine Decision streitiger Rechtsfragen betrachtet werden könne, ohne Hinzukunft der gesetzgebenden Gewalt. Allein des Rec. Schuld ist es nicht, dafs der Vf. wirklich die Meinung vorher geäufsert hat. Dafs er sie aber in der That gehabt haben *müsse*, ist daraus ersichtlich. In seinem Gesetzbuche sind unzählige Rechts-Controversen decidirt. Nun aber soll sein Gesetzbuch ohne das Dazwischenkommen der gesetzgebenden Gewalt in Deutschland blofs durch das Publikum sich selbst constituiren; also doch wohl auch die darin enthaltenen Decisionen der Rechts-Controversen. Nirgends ist S. 35. davon die Rede, dafs wenigstens die §§. des allgemeinen deutschen Gesetzbuchs, worin die Entscheidung von Rechts-Controversen enthalten sey, von dem Gesetzgeber ausdrücklich *müsse* genehmigt werden. Mithin ist auch auf die Controversen das zu beziehen, was er S. 42. von dem Gesetzbuche überhaupt gesagt hat, dafs es nämlich sehr rühmlich seyn werde, wenn sich das deutsche Publikum sein Gesetzbuch selbst, ohne eine Gesetz-Commission, gegeben hätte.

Rec. hat immer dafür gehalten und hält noch dafür, dafs die drey Zwecke: einen Volks-Codex, ein Repertorium des gemeinen Rechts und einen Commentar über das Preufsische Recht in Einerley Werke zu liefern, zu verschiedenartig seyn, als dafs die Ausführung gelingen könne. Es ist nicht deutlich, wie der Vf. diese Erinnerung dadurch zu entkräften gedenkt, dafs er sagt (S. 163.) es solle nicht ein das Allgemeinste und Faslichste enthaltendes Lesebuch für das grofse Publikum enthalten, sondern ein vollständiges Gesetzbuch nach der Vorstellungsart und Sprache des gebildeten Publikums seyn. Beleuchten wir diese Entgegnung etwas genauer: Es soll seyn, ein vollständiges Gesetzbuch: aber für wen? für den Preufsischen Unterthan? dieser wird doch lieber sein allgemeines Landrecht, das in der Sprache und Vorstellungsart des gebildeten Publikums abgefafst ist, zu Rathe ziehen. Also für den deutschen Unterthan aufserhalb der Preufsischen Staaten? Wie wenig des Vfs. Werk, als Gesetzbuch und Sammlung der *wirklich geltenden* Rechtswahrheiten betrachtet, in den deutschen Gerichten praktische Brauchbarkeit habe, ist zur Genüge von dem Rec. gezeigt worden. Der Vf. sagt in seinem allgemeinen deutschen Gesetzbuche Tit. IV., um unter vielen nur ein erläuterndes Beyspiel anzuführen, von dem Hochverrath §. 5. dafs der Hochverräther mit der härtesten und schrecklichsten Leibesstrafe hingerichtet werde. Wollte der Vf. ein das allgemeinste und faslichste enthaltendes Lesebuch schreiben, so war diese Bestimmung ausreichend. Das will er aber nicht, vielmehr will er ein vollständiges Gesetzbuch für den deutschen Bürger schreiben. Dann hätte er aber ausdrücklich die Strafe des Hochverraths nach der peinlichen Gerichtsordnung und der goldnen Bulle, so wie den Gerichtsbrauch nach bewährten Criminalisten, anführen sollen.

Der Vf. ist endlich sehr unzufrieden mit den Erinnerungen, die der Rec. gegen des Vfs. Eintheilung der Gesetze in *befehlende* und *erklärende* gemacht hat. So heftig auch seine Antikritik wird, so giebt er doch nicht — was eben Rec. vermifste, — eine deutliche und bestimmte Definition des Begriffs, und es bleiben mithin alle die Erinnerungen der Recension unbeantwortet. Wie kann, müssen wir nochmals fragen, folgendes eine deutliche Vorstellung von den erklärenden Gesetzen geben: S. 53. über die Redaction heifst es: „Diese erklärende Gesetze haben das Eigene, dafs sie theils positive Begriffe und Vordersätze, welche in den befehlenden enthalten sind, voraussetzen, theils, dafs sie, durch Ableitung aus diesen Vordersätzen, nach den Regeln der Logik gebildet werden, ein Schaffen, das leicht und sicher ist, und nicht gerade der Vorschrift des Gesetzgebers bedarf." — Ist es denn ein Unterschied zwischen: *sie setzen Vordersätze* voraus, und *sie werden durch Ableitung aus den Vordersätzen gebildet?* Warum unterscheidet denn der Vf. beide Glieder durch die Partikel: Theils! Ist hier ein deutlicher Begriff bey dem Vf. selbst ersichtlich? Bald sind die erklärenden Gesetze dem Vf. wirklich positive Vorschriften, bald nur solche Rechtssätze, welche aus den allgemeinen Principien des Rechts und aus dem Begriffe eines gewissen rechtlichen Instituts abgeleitet werden. Wir wünschen, der Vf. möge, wenn sein allgemeines deutsches Gesetzbuch noch vollendet werden sollte, demselben eine Deduction beyfügen, und darin beweisen, dafs er den von ihm gemachten Unterschied zwischen befehlenden und erklärenden Gesetzen überall befolgt habe, und dafs *durch die Art, wie er dieß gethan*, Vortheile bey der Redaction sich ergeben hätten, die bey einer andern Methode nicht zu erreichen gewesen wären. Alsdann mag das unterrichtete Publikum urtheilen.

len. Bis jetzt kann ſich Rec. (der die *Reitemeierſchen* Schriften ſorgfältiger ſtudirt hat, als vielleicht irgend ein anderer Leſer) von dem Nutzen der Unterſcheidung, man verſtehe es wohl, ſo wie ſie Hr. *R.* gemacht hat, eben ſo wenig überzeugen, als der vorige Rec. und als andere gründliche Kritiker, die der Vf. aber ganz übergeht, um ſeine Empfindlichkeit allein gegen unſere Zeitung auszulaſſen, gleich als wenn andere gründliche kritiſche Blätter ihm Beyfall gegeben hätten: welches doch nicht der Fall iſt. Der Kürze wegen verweiſet Rec. die Leſer, welche Luſt haben möchten, des Hn. Etats-Raths Eintheilung der Geſetze genauer zu prüfen, auf die Kritik in dieſen Blättern ſelbſt. Unbemerkt darf hier indeſſen folgendes nicht bleiben, daſs, wenn etwa ein Leſer der *Reitemeierſchen* Schriften auf den Gedanken käme, der Vf. wollte aus den befehlenden und aus den erklärenden Geſetzen beſondere Abtheilungen machen, der Vf. ſelbſt die Schuld auf ſich nehmen möge: denn er ſpricht immer unter verſchiedenen ſeparaten Numern und Rubriken, *a*) vom befehlenden *Theile* und *b*) vom erklärenden *Theile* der Geſetze. Auch iſt er ein groſser Freund des Trennens ſolcher Dinge, welche man bisher als zuſammen gehörig und durch einander wechſelſeitig ſich beſtimmend und erklärend betrachtet, wie man auch unter andern aus S. 108. dieſer Schrift erſehen kann, wovon Rec. bereits oben einiges erinnert hat.

Der Vf. hat S. 52. der Schrift über die Redaction u. ſ. w. geſagt: Die erklärenden Geſetze geben bloſs die rechtlichen Wirkungen an, die alsdann eintreten, wenn jemand den befehlenden gemäſs oder entgegen gehandelt hat. Dieſe rechtlichen Wirkungen äuſsern ſich: *a*) im öffentlichen Verhältniſſe gegen den Staat, und ſind in der Regel Strafen oder Belohnungen, zu welchen letztern nicht bloſs eigentliche Prämien, ſondern auch die vom Staate anerkannte und geſchützte Gültigkeit der geſetzmäſsigen Handlungen gehört. Rec. machte hierbey die Erinnerung, es ſey eine ſchiefe Vorſtellung, wenn die Anerkennung einer geſetzmäſsigen Handlung von Seiten des Staats als eine Belohnung angeſehen werden wollte. Unläugbar hat der Vf. die getadelte Vorſtellung, welche die ſchädlichſten Folgen haben kann, nur ſeines Syſtems wegen angenommen. Er kann auch nicht läugnen, daſs es eine ſchiefe Vorſtellung ſey. Er nennt aber — weil er ſich nicht beſſer heraus zu ziehen weiſs — des Rec. Bemerkung bloſs Kritteley. Das iſt es aber nicht: denn der Vf. ergriff jene ganz ſchiefe und gezwungene Vorſtellung, damit keine Lücken in ſeinem Syſtem entſtänden. Wenn aber ein Syſtem beurtheilt werden ſoll, ſo iſt eine ſolche Willkürlichkeit durchaus nicht zu übergehen.

Wir leiſten noch zuletzt unſerer Pflicht ein Genüge, den Leſern einen kurzen Bericht von dem Ton abzuſtatten, in welchem der Vf. den gröſsten Theil dieſer ſeiner Schrift abgefaſst hat. Er iſt leidenſchaftlich und oft ſchmähend, eines wahren Gelehrten und unparteyiſchen Freundes der Wahrheit nicht überall würdig. Zwar rühmt er dem Rec. nach, daſs derſelbe mit Vollſtändigkeit die Gründe, aus welchen er von dem Vf. abgewichen iſt, dargelegt und ohne Leidenſchaft geſchrieben habe. Aber er hat dieſes Beyſpiel des kalten und ruhigen Forſchens nicht befolgt. Seine Ausfälle auf die Allg. Literatur Zeitung ſelbſt und auf Hn. Geh. Referendar *Feuerbach* ſind wahrlich nicht rühmlich. Unſere Kritik ſtimmt im Weſentlichen mit der Beurtheilung anderer gründlichen Kritiker und Kenner überein. Das Inſtitut ſelbſt hat an der Recenſion nicht den entfernteſten Antheil. Ein jeder Recenſent muſs ſeine Arbeit ſelbſt vertreten. Der gegenwärtige Rec. ſteht mit dem Inſtitute in ſo einer Verbindung, daſs er über ſolche Werke, die auf ſeine Lieblings-Wiſſenſchaften Beziehung haben, und welche er gerade dermalen zu Gegenſtänden ſeines Privatſtudiums gewählt hat, ſeine Gedanken und Bemerkungen niederſchreibt, und ſie der Redaction mittheilt. Auf dieſe Weiſe iſt auch ſeine Kritik der *Reitemeierſchen* Schriften entſtanden, und er ſchmeichelt ſich mit der Hoffnung, daſs der unparteyiſche Leſer und Kenner manches Beherzigende darin wird gefunden haben. Mit Hn. *Feuerbach* ſteht Rec. übrigens ſo wenig in Verbindung als mit dem Hn. Etatsrath ſelbſt. Seine eigenthümlichen glücklichen Privatverhältniſſe ſetzen ihn überhaupt in den Stand, ohne perſönliche Rückſichten zu nehmen, bloſs der Wahrheit zu huldigen und ſeine Ueberzeugung freymüthig, wie wohl beſcheiden zu ſagen. Er hat um ſo weniger auf Hn. *Feuerbach* Rückſicht nehmen können, da er zuerſt von dem Vf. erfährt, daſs Hr. *Feuerbach* Vf. der erſten Recenſion in unſerer Zeitung ſey: eine Behauptung, deren Wahrheit oder Unwahrheit auf ſich beruhen mag. Nie gewohnt auf die Worte irgend eines Lehrers blindlings zu ſchwören, hat der Rec. vor einiger Zeit ſelbſt gegen ein bekanntes *Feuerbachſches* Werk Erinnerungen geſchrieben, allerdings mit der Beſcheidenheit, welche den Verdienſten eines würdigen Gelehrten gebührt. — So viel, um zu zeigen, daſs der Vf. dem Rec. eine ganz falſche Abſicht untergelegt habe. *Amicus Plato, amicus Ariſtoteles, ſed magis amica veritas.*

PÄDAGOGIK.

BERLIN, b. Maurer: *Ueber die zweckmäſsigſte Einrichtung der Lehranſtalten für die gebildeten Stände.* Verſuch einer neuen Anſicht dieſes Gegenſtandes mit beſonderer Rückſicht auf Berlin, von *Ernſt Gottfried Fiſcher*, ordentlichem Profeſſor an dem Berliniſchen Gymnaſio. 1806. 134 S. kl. 8. (12 gr.)

Die neuen Anſichten, welche der Titel des Buches von dem verdienten Vf. verſpricht, beſtehn hauptſächlich in folgenden Punkten. — In Anſehung der ganzen Oekonomie, oder des Zwecks der Schulen für höhere Stände, ſollen die Bildungsanſtalten für künftige Gelehrte geſondert werden von denjenigen, in welchen ſich die Jugend für andere Stände befindet, die zwar eine Bekanntſchaft mit mancherley Wiſſenſchaften, aber nicht gerade hauptſächlich mit der alten Literatur

fordern. Ein ſolches Realgymnaſium ſoll mit der gelehrten Schule durchaus gleichen Rang behaupten, und auch in Anſehung der wiſſenſchaftlichen Strenge derſelben keinesweges nachſtehn. Der Unterſchied zwiſchen beiden ſoll nur der ſeyn, dafs die eigentlichen Realia hier die Hauptrückſichten ſeyn müſſen. So wie für die gelehrte Bildung Akademieen vorhanden ſind: ſo verlangt auch der Vf. für die Bildung anderer höherer Stände Real-Akademieen, in welchen theils die Wiſſenſchaften mehr vereinzelt und freyer vorgetragen, theils aber auch mit mehr Umfaſſung und Tiefe behandelt werden könnten. 2) In Anſehung des Lehrplans fordert Hr. *F.* mit Recht: *a*) Vereinfachung und Beſchränkung der allzu grofsen Mannichfaltigkeit von Lehrgegenſtänden. Es wird gezeigt, dafs Umfaſſung der Tiefe Abbruch thun, und dafs Bruchſtücke keine wahre Bildung geben, wohl aber den moraliſchen Charakter verderben können. *b*) Eine frühe Berückſichtigung der wahrſcheinlichen Berufsgeſchäfte. Die Mannichfaltigkeit der Stände laſſe ſich unter gewiſſe Hauptrubriken bringen, die der Hauptſache nach gleiche Bildung erfordern. *c*) Endlich müſſe ſelbſt dabey die Localität in Betrachtung gezogen werden. Von dieſer Seite ſind die Vorſchläge des Vfs. vornehmlich für Berlin berechnet. Rec. ſtimmt in den meiſten mit dem Vf. überein, und hat auf den Mangel zweckmäfsiger Realſchulen ſchon anderweitig aufmerkſam zu machen geſucht. Er billigt es ſehr, dafs vorzüglich Mathematik an die Spitze der Lehrgegenſtände geſtellt wird. Allein die alten Sprachen würde er durchaus in Anſtalten dieſer Art weglaſſen, und an die Stelle lieber neue ſetzen. Es iſt ja ſelbſt den Grundſätzen des Vf. gemäfs, mit Bruchſtücken die Zeit nicht zu verderben. Gerade die alte Literatur duldet am wenigſten Oberflächlichkeit und Halbwiſſerey. Gegen den Lehrplan bemerkt Rec.: *a*) dafs der Zuſammenhang der Wiſſenſchaften und ihre gegenſeitige Abhängigkeit zu wenig berückſichtigt wurde. Wie weit ſoll eine Wiſſenſchaft für jede Bildungsſtufe geführt werden? Ein vollſtändig ſyſtematiſcher Curſus einer Wiſſenſchaft gehört dem reifern Alter. Fragmente ſind nicht bildend. Es bleibt daher nichts anders übrig als der Entwurf eines Lehrcyklus, dieſen pſychologiſch aufzufaſſen, dann mit grofser Sorgfalt den Kreis des Wiſſens zu ziehen, der für gewiſſe Bildungsſtufen gehört, und dieſen in einen immer feſtern Zuſammenhang zu bringen. *b*) Die Lehrgegenſtände ſind viel zu ſehr vereinzelt. Einige Stunden wöchentlich machen durchaus uns nicht mit dem wahren Geiſte der Wiſſenſchaft vertraut. Intereſſe gewinnt man an einem Gegenſtande, wenn man ſeine Fortſchritte darin bemerkt; legt man dazwiſchen viel fremde Vorſtellungen, ſo theilt man die Aufmerkſamkeit wie das Intereſſe. Rec. räth daher durchaus ein ſucceſſives Behandeln der Lehrgegenſtände. Mathematik und Sprache nur würden ſtehende Artikel ſeyn müſſen, denen wenigſtens eine Stunde des Tages zu widmen wäre. Zu dem mathematiſchen Lehrcyklus würde der mathematiſche Theil der Naturlehre weſentlich gehören. Die Geographie würde Rec. nicht zur Grundlage einer dürftigen Behandlung anderer Wiſſenſchaften z. B. der Technologie, Naturgeſchichte und Geſchichte machen, ſondern ſie vielmehr vertheilen. Einer ihrer Theile gehört weſentlich der Mathematik, ein anderer der vaterländiſchen Produktenkunde, ein dritter der Technologie. Dem allgemeinen Grundrifs einer ſtaatsbürgerlichen Verfaſſung, ein Gegenſtand, der einen weſentlichen Theil des moraliſchen Unterrichts ausmacht, wäre der ſtatiſtiſche Theil einzuverleiben. Es bliebe alſo nur noch die Topik übrig, die eine geſonderte Behandlung fordern könnte. Eben ſo würden, nach Rec. Urtheil, nicht die einzelnen Theile der Mathematik nach Compendien vorzutragen ſeyn. Ein Theil der Mechanik würde z. B. als angewandter Theil früh mit zu nehmen ſeyn. Ueberhaupt mufs eine jede Stufe der Wiſſenſchaften eine Ausſicht in die Welt und in das Menſchenleben eröffnen. — Endlich möchte die Einrichtung der Realakademieen grofsen Schwierigkeiten ausgeſetzt ſeyn. Ueberhaupt iſt Rec. überzeugt, dafs zur Verbreitung einer allgemeinen Cultur Veranſtaltungen des Staates weniger frommen als das kräftige Hinwirken einzelner oder mehrerer Staatsglieder. Würden nur die beſtehenden öffentlichen Inſtitute den Bedürfniſſen der Zeit gemäfs eingerichtet, was ohne Vorkehrung des Staats geſchehen könnte: ſo würde ſchon das Ganze ſehr gewinnen. Mit einer öffentlichen Lehranſtalt liefse ſich dann auch ſehr leicht in jeder bedeutenden Stadt ein Inſtitut verbinden, wo die Realien mit gröſserer wiſſenſchaftlichen Strenge behandelt werden könnten. Ueberhaupt ſollten wiſſenſchaftliche Vorleſungen in allen bedeutenden Städten gewöhnlicher ſeyn. Die Lehrer an Gymnaſien ſo wie Privatgelehrte könnten dadurch zugleich ihre ökonomiſche Lage verbeſſern.

Einige wahre, wenn auch weniger erheiternde gemiſchte Bemerkungen über die Lage und Beſchaffenheit des Schulſtandes beſchliefsen dieſe leſenswerthe Schrift.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Cruſius: *Handbuch der Mineralogie* nach *A. G. Werner*. Zu Vorleſungen entworfen von *Chriſtian Friedrich Ludwig*, Profeſſor in Leipzig. *Erſter* Theil, Oryktognoſie. Mit einer Farbentabelle und vier Kupfertafeln. 1803. VIII und 369 S. *Zweyter* Theil, von den Gebirgsarten und Verſteinerungen, nebſt einigen geognoſtiſchen Fragmenten und Beylagen. 1804. XII und 226 S. 8. (2 Rthlr. 22 gr.)

Der Zweck des vorliegenden Werkes iſt auf dem Titel angegeben, und wenn das Bedürfniſs deſſelben auch vollkommen individuel wäre, ſo liefse ſich doch gegen die Erſcheinung des Werks nichts einwenden. Dafs der Vf. blofs *Werner* gefolgt iſt, gereicht ihm auch keinesweges zum Vorwurfe: denn noch haben und kennen wir kein Syſtem, das vollkommen wäre. Zweckmäfsige Kürze und Vollſtändigkeit ſind die einzigen

zigen Foderungen, die man an ein oryktognoſtiſches Handbuch dieſer Art machen kann; und dieſe hat der Vf. nach des Rec. Urtheile ſo ziemlich befriediget. Solche Bemerkungen wie Th. I. S. 76. vom Milchquarz: „Ein ungemein ſchönes Foſſil." S. 77. Vom Praſem: „Kann mit zu den ſchöneren Steinen gerechnet werden," hätten füglich wegbleiben können; dagegen hätte der Angabe der Beſtandtheile der Name des Zerlegers hinzugefügt werden ſollen, da man ſich auf die Analyſen oft ſo wenig verlaſſen kann. Kleine Nachläſſigkeiten wie S. 58., wo unter Nr. 4. die Schwefelſäure einmal Vitriol- und das andremal Schwefelſäure genannt wird, kommen ſelten vor; ſollten aber auch in einem Handbuche, wo es auf die gröſste Beſtimmtheit des Ausdrucks ankommt, ſorgfältig vermieden werden. Uebrigens hat der Vf. eine nützliche Ueberſicht einiger der vorzüglichſten ältereren und neueren Mineralſyſteme gegeben, und die Auswahl einer brauchbaren Literatur für angehende Mineralogen, und einen Verſuch einer tabellariſchen Ueberſicht der Geſchichte der Mineralogie angehängt. Die dem *erſten* Theile beygefügte Farbentabelle und auch Taf. II., die unrichtig ſogenannten Grundgeſtalten der Kryſtalliſationen enthaltend, iſt durchaus dieſelbe, wie die in *Widenmanns* Handbuche der Mineralogie, welches vor zehn Jahren bey demſelben Verleger erſchien.

Der *zweyte* Theil enthält noch auſser dem was auf dem Titel angegeben iſt, und wovon die geognoſtiſchen Fragmente nichts etwa neu beobachtetes oder gedachtes liefern, von S. 134. an, Nachträge zum oryktognoſtiſchen Syſteme des *erſten* Theils nach den Neuern, unter 107 Numern; ferner Beylagen zu der Auswahl einer brauchbaren Literatur für angehende Mineralogen; dann *Werners* Mineralſyſtem vom Jahre 1803.; und einige Sippſchaftstafeln, welche nur als Verſuch aufgeführt und, ſo wie ſie hier ſtehen, ohne die mündlichen Erläuterungen des Vfs. nicht eben ſehr nützlich zu ſeyn ſcheinen.

Leipzig, im Comptoir für Literatur: *Naturgeſchichte der Canarienvögel*, oder Anleitung zur Kenntniſs und Wartung derſelben und was in der Hecke zu beobachten, nebſt einigen Anekdoten von dieſen Vögeln. Von M. *Auguſt Immanuel Kellner*, Prediger in Suhl. 1805. 152 S. 8. (12 gr.)

Mit Vergnügen hat Rec. dieſe Anleitung geleſen. Sie rührt von einem Manne her, der ſelbſt beobachtet hat, und daher das Bekannte theils aus eigener Erfahrung beſtätiget, theils Regeln angiebt, wie man ſicherer als gewöhnlich, zu ſeinem Zwecke gelangen kann, gute und dauerhafte Canarienvögel zu erziehen und zu erhalten. Er handelt von der Gröſse, Farbe, dem Geſange, den guten und böſen Eigenſchaften, dem Futter, Alter, den Krankheiten, der Hecke, den Käfigen der Canarienvögel, liefert zwey artige Gedichte zum Lobe derſelben, und beſchlieſst ſeine Schrift mit einigen nicht unintereſſanten Anekdoten.

Unter den Krankheiten führt er eine an, die man in andern Schriften von dieſem Vogel vergeblich ſucht, und die er den Eyerſack (Rec. lieber den Eyerbruch) nennen möchte; wenn nämlich in dem Legdarm ein Dotter ſitzen bleibt, an welchen ſich dann mehrere, ohne abzugehen, hängen, ſo entſteht daraus ein Sack. — Die Schweifsſucht der Weibchen hält er für unſchädlich. — Nach ihm trügen alle gewöhnliche Kennzeichen, die man von den jungen Hähnchen angiebt. Keins hält ihm Stich, als das an einander hängende Dichten, ſo bald ſie ausgeflogen ſind. — Die ſchönſten Vogelbauer ſind ihm diejenigen, welche die Geſtalt eines Luftballons mit einer Gondel von Pappe oder einer Urne haben. — Unter den Anekdoten iſt die ſiebente überſchrieben: Ein Canarienvogel erſcheint nach ſeinem Tode. Die erzählte Geſchichte iſt der bekannten *Wezelſchen* ähnlich. Ob die Erſcheinung Spott oder Ernſt ſeyn ſoll, läſst ſich nicht wohl errathen. Nach dem ernſten Eingange zu urtheilen und dem angeführten Spruch Röm. 8, 18., von dem Seufzen der Creatur, möchte man das letztre vermuthen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Berlin*, b. Schüppel: *Beſchreibung des Kochpultes*, oder einer ſehr einfachen holzſparenden Anlage zum Kochen, Braten u. ſ. w. auch zur Erwärmung der Stube, von *G. C. F. Schlimbach*. 1804. 32 S. 4. m. 2 Kpf. (12 gr.) — Um das Feuer in einem Kaſten eingeſchloſſen zu halten, und dadurch ſeine Wirkung zu verſtärken, wird eine Vorrichtung von Mauerſteinen auf dem Herd aufgeführt, welche die Form eines Schreibpultes hat, und oben mit einer oder auch mit zwey Kloppen verſchloſſen werden kann. Der Feuerkaſten befindet ſich mit ſeinen Zuglöchern und ſeinem Aſchenherde an der vordern Seite des Pults, mit welchen andere auf der hintern oder höhern Seite des Pults correſpondiren, und das Feuer in den Raum des Pultes hineinziehen. In dieſem ſind zunächſt die Töpfe in gewiſſen Abſtänden, wobey ſie dem Feuer Spielraum laſſen, zugeſetzt, während hinter dieſen für einen Bratſpieſs und in dem hinterſten Theil des Pultes noch Platz für eine Caffeetrommel iſt; wobey man übrigens den vordern oder hintern Raum mit Steinen verſetzen kann, wo man nur braten, oder kochen und nicht braten will; auch läſst ſich ein blecherner Bratofen auf dem Pult mit Vortheil anbringen; und das Ganze ſelbſt ſich mit einem Aufſatz mit Rauch-Röhren verſehen, ſo daſs es in einer Stube aufgeſtellt, zugleich als Stubenofen Dienſte leiſten kann; wozu der Vf. noch eine eigene Anweiſung giebt. Erfahrungsmaximen über dieſe Vorrichtungen giebt der Vf. nicht an; ſie ſcheinen nur Project zu ſeyn. Am Ende bemerkt er noch einiges über die Glaſur und Figur der Kochgeſchirre, zu welchen er, wegen der gröſsern Berührungsfläche mit dem Feuer, die prismatiſche ſtatt der runden Figur vorſchlägt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. Januar 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LANDSHUT, b. Attenkofer: *Verſuch einer Lebenserhaltungskunde*, von *Georg Aug. Bertele*, D. u. Prof. *Erſter* Theil. 1803. 468 S. 8. (1 Rthlr. 15 gr.)

Dieſes Buch enthält in *zwey* Abſchnitten eine ſehr gelungene Abhandlung über die Luft und über die Speiſen und Getränke. Von der Luft werden die Quantität und Qualität, Schwere und Leichtigkeit, Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit, Ruhe und Bewegung, Richtung, Helle und Dunkelheit, Elektricität, die chemiſchen Veränderungen und Beymiſchungen durch thieriſche, vegetabiliſche und Krankheitsſtoffe, durch Stoffe aus dem Mineralreiche, ſalzichte Dünſte, luftförmige Flüſſigkeiten, brennbare und metalliſche Dünſte u. ſ. w. in Betrachtung gezogen. Die Speiſen und Getränke behandelt der Vf. auch nach Beſtimmung der Quantität und Qualität, Temperatur, Nahrungsfähigkeit, Verdaulichkeit, Zubereitung, der Gefäſse, Art und Weiſe und Zeit des Eſſens. Die Getränke eben ſo in Hinſicht auf Quantität und Qualität, Temperatur und Zubereitung, *natürliche* und künſtliche Getränke durch *Gährung*, *Aufgieſsen*, Kochen, Deſtilliren und andere *Miſchungsveränderungen*; auch nach den verſchiedenen Reichen der Natur, Getränke aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche; endlich in Abſicht auf Art und Zeit zu trinken. Schon aus dieſer magern Ueberſicht läſst ſich die Reichhaltigkeit dieſer Schrift und der Fleiſs des Vfs. bey der Ausarbeitung derſelben erkennen. Deutlicher ſpringt der letzte und überhaupt die reiche Summe von Kenntniſſen des Vfs. bey näherer Anſicht des Buchs ſelbſt ins Auge. Mit groſser Mäſsigung ſpricht z. B. der Vf. von dem Einfluſſe der Wärme und Kälte auf den Organismus. Er zeigt ſehr wahr und richtig, daſs die mittlere Temperatur die für den Menſchen günſtigſte iſt, daſs aber Alter, Geſchlecht, Anlage, Krankheit eine Aenderung in dieſer Anſicht geben. Inzwiſchen iſt es doch nur halbwahr, daſs, ſo wie Rom und Griechenland ſich durch kühne Thaten, körperliche und geiſtige Energie ausgezeichnet habe, man gegentheils kein ähnliches Beyſpiel von intenſivem Leben in der Geſchichte ſehr nördlicher oder ſüdlicher Völker aufweiſen könne. Nur beym höchſten Grade von Hitze oder Kälte iſt dieſer Mangel an Nationalenergie richtig; die Thaten der Normänner, Gothen, Hunnen und Saracenen, ja ſelbſt der Germanen unter Hermann, die Thaten der Schweden unter Guſtav Adolph und Karl XII., Peter der Groſse u. ſ. w. beweiſen, daſs unter jedem Himmelsſtrich Energie möglich ſey, wenn ſie nur gehörig geweckt und durch kluge Aufführung genutzt werde. Iſt der Himmelsſtrich ſchuld, daſs die Deutſchen ſo tief geſunken ſind, oder fehlten ihnen nur günſtigere Umſtände, ſich vortheilhaft zu zeigen? — Bey der Beſtimmung der Luftbeſchaffenheiten iſt noch nothwendig zu erinnern, daſs die nachtheiligen Folgen einer Gattung derſelben ſich beſonders bey dem langen Anhalten derſelben, oder der ſchnellen Aenderung in die entgegengeſetzte am deutlichſten zeigen. Allzu lange anhaltende trockene Oſtluft erzeugt ganz gewiſs katarrhaliſche Beſchwerden. Schneller Uebergang von Hitze zu Kälte und umgekehrt erzeugt ganz gewiſs Krankheiten. Beym Regen rechnet der Vf. auch auf den Tropfenfall, wenn jemand nicht ganz gut bekleidet iſt. — Mit Recht wird der Windſtille mehr Nachtheil zugeſchrieben, als dem Winde. — Richtig iſt zwar, daſs jedes Stück Land ein abgeändertes klimatiſches Verhältniſs hat, aber die allgemeinen Beſtimmungen von den Winden bleiben doch faſt durchgängig, z. B. Oſtwind iſt faſt durch ganz Europa trocken, Nord kalt, Weſt feucht. Es ſcheint alſo nicht allein in dem Uebergange eines Windes über eine Steppe, oder einen See zu liegen, daſs er trocken oder feucht wird. — Recht wahr und ſchön iſt der Einfluſs des Lichts, auch auſser dem Sehen, auf die ganze organiſirte Welt angegeben worden. — Dem Monde ſcheint der Vf. einen Einfluſs auf Reguliren der Mädchen, Schwängern der Weiber, Keimen der Pflanzen, Wachſen der Haare u. dgl. beyzulegen. — Sollte es nicht miſslich ſeyn, ſo poſitiv und geradehin, wie der Vf. S. 77. zu behaupten, daſs der Menſch keine eigentliche Empfänglichkeit für das Anſteckungsvermögen des thieriſchen Krankheitsſtoffs habe? — Das Einſaugen und Aushauchen der Pflanzen bindet ſich nicht allein an Licht und Sonne, oder einzelne Theile, ſondern auch an dieſen Theilen ſelbſt iſt es wieder verſchieden, z. B. an dem Untertheile der Blätter anders, als an den obern Flächen. — Die Warnung des Vfs., die Tünche der Zimmer nicht mit Arſenik zu verſetzen, wie man, um Wanzen zu vertreiben, empfohlen hat, iſt um ſo nöthiger, je allgemeiner dergleichen Künſte heut zu Tage angewendet werden. Er glaubt, daſs, indem dieſe läſtigen Inſecten vertrieben würden, man oft einen Keim zu den fürchterlichſten und langwierigſten Krankheiten lege, welche um ſo ſchwerer zu heilen ſeyen, da man ſelten auf den Grund und die Urſache des Uebels falle. — Intereſſant iſt das Kapitel von den Veränderungen

des Athmungsraumes durch Erden, obgleich noch mancher Zuſätze fähig. Es iſt eine unläugbare Beobachtung, daſs beym Ackern und Pflügen ein eigener, erquickender und geſunder Dunſt aus dem Boden aufſteige, welcher die Ackerleute ſogar mitunter zum Nieſen zwingt. Der treffliche *Münchhauſen* ſetzt dieſen Geruch in ſeinem Hausvater unter die Zeichen einer fruchtbaren Erdart. — Der Beſtimmung der Speiſemenge nach dem Alter (S. 136.) tritt Rec. zwar bey, nur muſs er widerſprechen, wenn der Vf. meynt, Greiſe bedürften nur einer geringen Menge von Speiſen. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil; alte Leute eſſen gewöhnlich mehr, als Menſchen von guten Jahren, nur fordern jene andere Zubereitungen. — Die Wärme bey den Speiſen ſieht der Vf. theils als ein Erregungsmittel und theils als ein chemiſches Agens an. Der ſeit mehrern Jahrhunderten eingeführte Gebrauch, ſich immer meiſt ſehr warmer Speiſen zu bedienen, mag eine von den Urſachen mit ſeyn, daſs der gröſste Theil der Menſchen auf einen ſo energieloſen Zuſtand zurück geſetzt worden iſt, ſagt Hr. *B.* S. 150. — Eine der gröſsten Modethorheiten unſerer Tafeln iſt, daſs man am Ende derſelben Gefrornes reicht. Die gröſste Gefahr aber verbreitet der Genuſs des Gefrornen auf Bällen, wo ſchon mancher junge Menſch durch den unvorſichtigen Gebrauch deſſelben den Grund zu Schwindſuchten legte und früher ein Opfer ſeiner Unwiſſenheit und Unvorſichtigkeit ward (S. 156.). — Zu den viel nährenden nahrungsfähigen Grundlagen zählt der Vf. die Gallerte ſammt dem Gummi, den Eyweiſsſtoff, das fette Oel, den Zucker und den thieriſchen Faſerſtoff. Unter die nahrhafteſten Speiſen für Arbeitende gehören ohne Zweifel die Mehlſpeiſen. Eine Miſchung aus Roggen und Weizenmehl giebt nach dem Vf. die beſte Brodſorte. Nur die ſchönſte, glaubt Rec., nicht die beſte, noch weniger die haltbarſte. Brod von türkiſchem Korn wird ſehr ſpröde. Das Kleienmehl giebt gerade nicht die ſchlechteſte Sorte Brod. Rec. hat Commiſsbrod geſehen, wo der Kleienbeſtand beybehalten, und welches ein recht kräftiges, obgleich ſchwarzes Brod war. Unter den Zuſätzen zum Brod hätten beſonders die Kartoffeln, Erbſen, Wicken einer Erwähnung verdient, wovon in der Gegend des Rec. zu den jetzigen Zeiten der Noth nicht ſelten Gebrauch gemacht worden iſt. — Das eingepöckelte Fleiſch, wenn es gut zubereitet, nur mit Salz eingerieben, nicht zu lange in Salzwaſſer oder Lacke gelegen iſt, hält Rec. für leichter verdaulich als das friſche. — Die Zuckerwurzeln (S. 221.) fordern keine kraftvolle Verdauung, ſie ſind ohne Zweifel die leichteſte Speiſe, die es giebt. Kartoffeln mit Butter gedünſtet, gedämpft oder warm mit Butter beſtrichen, hält der Vf. S. 225. für mürber, etwas geſunder, verdaulicher und nahrhafter. Rec. hält die bloſs gekochten für die geſundeſten. Das Mehl der Kartoffeln, wenn es von ſeinem ſchleimigen und faſerichten Stoffe gehörig befreyt iſt, iſt das trockenſte, was man hat; daher ſo vorzüglich zu Biscuit. Skorzoneren und Haberwurzel gehören zur erſten Klaſſe (S. 221.). — Warum ſollen ſanft gewürzhafte Gemüſe, die im Ganzen nicht ſehr nähren, wenig reizen, nur (S. 234.) im Stadium der Reconvaleſcenz von indirect-aſtheniſchen Krankheiten gegeben werden? — Der Spargel bewirkt, nach dem Rec., keinen vermehrten Harnabfluſs, eher verminderten, theilt aber dem Harn einen ſpecifiſch unangenehmen Geruch mit. — Auch hat der Vf. wohl Unrecht, wenn er die Artiſchocken nur höchſtens zu einem Spielwerke bey der Tafel dienen läſst; es iſt nach unſerm Bedünken eine ſehr nahrhafte, aber blähende Speiſe. — Die Pflaumen hält der Vf. für verdächtig, und glaubt, es ſey Pflicht der Polizey, im Verkaufe derſelben ſtrenge Obſorge zu tragen (S. 249.). Sollten ſie wirklich mehr Vorſicht fordern, als jedes andere unreife Obſt? Inconſequent iſt es, wenn der Vf. S. 250. ſagt, man benutze dieſelben bey hyperſtheniſchem Leiden, oder bey direct aſtheniſchen Krankheiten. Im letzten Falle ſollten ſie wenigſtens nicht ohne Einſchränkung gegeben werden. Die Kranken verdauen ſie auch wirklich ſelten. Unter die ſäuerlich ſchleimigen Früchte werden mit Unrecht die köſtlichen Pfirſchen, Pomeranzen und Maulbeeren gerechnet. Sehr iſt es die Frage, ob gedämpfte Aepfel geſunder ſind, als friſche; vorausgeſetzt, daſs die Früchte zu den edlern Sorten gehören und vollkommen reif geworden ſind. Von den vegetabiliſchen Nahrungsmitteln geht der Vf. zu den animaliſchen über und vergiſst kein einziges, ſogar bis zu den Fröſchen und Schnecken, welche *letztere* Rec. doch wirklich für nahrhafter hält, als der Vf. zugeben mag. Sehr richtig und bündig ſind die Gründe (S. 302.) für eine gemiſchte Nahrung, als die dem Menſchen angemeſſenſte. Unter der Benennung Zuſpeiſen führt Hr. *B.* ſolche Dinge auf, welche *den* Hauptſpeiſen eine gewiſſe Färbung, einen andern Geruch und Geſchmack geben, Gewürze, Säuren, Salze; ſogar auf die Gefäſse, in denen die Speiſen zubereitet werden, läſst ſich der Vf. ein. Zu den Regeln, die ſchicklichſte Weiſe zum Eſſen zu beſtimmen, werden gerechnet, daſs man nicht zu haſtig eſſe, alles wohl kaue, ſich beym Eſſen aller Geiſtesanſtrengung enthalte, nach dem Eſſen körperlich und geiſtig ruhig bleibe, heiter ſey, Ordnung halte. Die Zeit zum Eſſen ſollte eigentlich vom Daſeyn des Hungers abhangen; doch glaubt der Vf., Eine Mahlzeit ſey für Erwachſene in 24 Stunden hinreichend. Und dieſe verlegt er auf den Abend. Für dieſe Zeit wäre auch Rec., wenn man unter Abend 4—5 Uhr verſteht. Man ſollte dann um 10—11 Uhr Morgens reichlich frühſtücken und könnte ſich doch um 10—11 Uhr Abends zu Bette legen. Mit gleicher Ausführlichkeit und Aufmerkſamkeit, wie bisher die feſten Nahrungsmittel, geht der Vf. auch die Getränke durch. Er zeigt ſehr deutlich, welche Trinkmittel die gemeinnützlichſten ſind, wie ſie in Rückſicht auf Alter, Geſchlecht und Wohlbefinden abzuändern ſeyen, welch groſser Unterſchied in Abſicht auf Temperatur ſtatt finde. Nur vom Cyder oder Apfelwein hat unſer Vf. noch zu wenig angegeben. Man hat in Fran-

Digitized by Google

Franken und den rheinischen Gegenden Cyder, welcher an Wohlschmack dem Mosel-, Neckar- und Tauberwein gleich kommt und in Rücksicht auf Gesundheit ihnen nicht nachsteht. Wir sehen der Fortsetzung dieses sehr fleissig bearbeiteten Buchs, welches gemässigte und richtige medicinische Grundsätze zur Basis hat, mit Verlangen entgegen.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Dyk: *Magazin der pädagogischen Literaturgeschichte*, angelegt von *Friedr. Erdm. Petri*, Profess. am Gymnas. zu Fulda. *Erste* Sammlung. 1805. X u. 130 S. 8. (10 gr.)

Die Vernachlässigung der Geschichte der Erziehungs- und Unterrichtskunde veranlasste den Vf., ein Magazin derselben anzulegen, mit dem Entschlusse, es mit dem vorigen Jahrhunderte bey dem Zeitpunkte zu schliessen, von welchem die *Gutsmuthsche* pädagogische Bibliothek anfing. Eine Probe davon ist diese *erste* Sammlung. Sie liefert I. den Begriff einer Literaturgeschichte der Pädagogik im Unterschiede von dem der Geschichte der Erziehung nach *Lehne* bestimmt. II. Einige Vorarbeiten zur Literaturgeschichte der Pädagogik, von *Wagenseils pera librorum juvenilium* (Altorf. 1695. VI. Vol. 8.) und *Morhofs Polyhistor literarius* an bis auf des Vfs. Neue Damenbibliothek, Leipzig 1800. III. Moses und die Propheten, oder die Religionsurkunden der alten Israeliten (vom 15ten bis in das 6te Jahrh. vor Chr.). Das vierte Gebot ist das Einzige, was für die Pädagogik aus Moses zu holen ist. Späterhin kommen zu den gymnastischen Uebungen noch die musikalisch-poetischen Prophetenschulen, von denen man, in neuern Zeiten, wie der Vf. *nicht* bemerkt, Gebrauch gemacht hat bey der Rhapsodik unter den Griechen, doch mit Widerspruch, wie aus Heinrichs Epimenides erhellet. IV. Das Hindu-Gesetzbuch. Ausser *Hüttner's* deutscher Uebersetzung des von *Will. Jones* aus der Samskrittsprache wörtlich ins Englische übersetzten Hindu-Gesetzbuchs ist hier nichts angeführt. Also ist diese Literatur, welche seit *Anquetil du Perron* sehr bereichert wurde, ganz mit Unrecht vernachlässigt worden. V. Altgriechische (hellenische) Pädagogik. Heroen. Spartaner. Athener. Seltsam rechnet der Vf. die Aegyptier, Perser unter die altgriechische Pädagogik. *Plato*, Vater der Pädagogik, nach *Tennemann*. *Aristoteles* bis auf *Plutarch*, welcher aber nicht mehr zu der altgriechischen Pädagogik gehört, so wenig als spätere, die auch über diesen Gegenstand griechisch schrieben, als *Basilius* u. a. VI. Ueber die Erziehung und Belehrung der Jugend bey den alten Römern. Sehr gut. VII. Vergleichungen mancher ältern und neuern Erziehungsart und Lehrmethode. VIII. Historisch kritischer Versuch über den Erziehungsbegriff einiger älterer und neuerer Schriftsteller, von Platon bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts. Von den ältern wird blos Plato angeführt, und dann sogleich zu *Rousseau* geeilt, weder historisch noch kritisch genau. Hieran knüpft der Vf. die Musterung der Grundbegriffe, die in einigen pädagogischen Schriften unsrer Jahrzehnde aufgestellt wurden. Nach Hn. *Trapp* ist Erziehung die Bildung des Menschen zur Glückseligkeit (s. dessen Versuch einer Pädagogik, Berlin 1780. S. 502.). Das Flache und Unphilosophische dieser Erklärung wird gut gezeigt. Dann folgen die Bestimmungen des Begriffs der Erziehung von *Delacoste*, *Bahrdt*, *Rudolphi*, *Schwarz*, *Schuderoff*, *Greiling*, *Götze*, *Heusinger*, *Heynatz*, *Eberhard*, *Niemeyer*, *Fülse*, *Kant*, *Stephani*, *Fichte* und *Albrecht*. Diese dem Vf. zur Ehre gereichende Beurtheilung erhält IX. durch die Entwickelung und Erläuterung des Begriffs: *Erziehung*, die gehörige Begründung. *Erziehen* im Allgemeinen heisst ihm mit Recht: Alle dem zu erziehenden Wesen inwohnende Kräfte aus ihrem Schlummer zur höchst möglichen harmonischen Wirksamkeit hervorrufen. Also ist Beförderung harmonischer Kraftäusserung wesentliches (nur zu oft übersehenes) Merkmal aller wahren Erziehung. Folglich ist jede einseitige Bildung nur widernatürliche Verziehung, ja pflichtwidrige Verwahrlosung. Die eigentliche Erziehung des Menschen kann und darf demnach keine andre als *reinmenschliche* seyn, kann nur das, was ursprünglich in ihm ist, entwickeln und ausbilden, ohne äussere Zwecke seiner empirischen, allgemeinen und besondern gesellschaftlichen Bestimmung zu berücksichtigen. Die Brauchbarkeit eines so erzogenen Menschen für Staatszwecke leidet keinen Zweifel. Der Erzieher muss nur planmässig verfahren, und eine natürliche Stufenfolge in der Entwickelung der menschlichen Kräfte zur harmonischen Wirksamkeit beobachten, und allmählig vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, von Sinneneindrücken und Gefühlen zu Begriffen und Ideen fortschreiten. Nur im Gleichgewichte der Kräfte ist Gesundheit, sagte *Schiller*. Dies bestätigt auch die Erfahrung: grosse Künstler aller Art sind oft empfindlich, launicht, unordentlich, ja liederlich, eben deswegen, weil der gesammte Mensch unter einer zu grossen Ausbildung seiner Kräfte für *ein* Fach des Wissens, oder eine Art von Fertigkeiten leidet. Wenn nun die Erziehung allgemein gleich seyn sollte: so müssen dagegen Unterricht und Cultur unendlich mannichfaltig modificirt seyn, je nachdem der eine Mensch für dieses, der andre für jenes Geschäft des Lebens gebildet werden, und für das Gemeinwohl wirksam seyn soll u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. 1) *Königsberg*, gedr. b. Hartung: *De Mohammede resurrectionis Christi teste et Mohammedanis in Neo-Borussia orientali.* Sectio I. 1802. 12 S. Sect. II. 1803. 12 S. Sect. III (welche den bestimmtern Titel hat: *De Mohammedanorum in Neo-Borussia orientali articulis fidei et ritibus sacris*). 1804. 16 S. 4.

2) *Eben-*

2) *Ebendaſ.: Auguſtus Caeſar Chriſti naſcituri ſerſan non ignarus ad Luc.* II, 1. Sect. I. 1805. 12 S. 4.

3) *Ebendaſ.: Hiſtoriae de Chriſto in vitam et coelum redeunte evangelicae, ex narratione Livii de Romuli vulgo credita divinitate, illuſtratio.* 1805. 14 S. 4.

Dieſe Programme haben den vor Kurzem verſtorbenen Conſ. Rath *Haſſe* in Königsberg zum Vf., einen Mann von ausgebreiteter Gelehrſamkeit und ungemeinem Scharfſinn, deſſen neue Anſichten und zum Theil kühne Hypotheſen doch wenigſtens dazu dienten, den Prüfungsgeiſt des Zeitalters zu wecken und vor Einſeitigkeit zu bewahren. Es wäre nicht gut, wenn alle Gelehrten die oft ſehr bizarren Grundſätze dieſes verdienten Mannes befolgten; aber es iſt eben ſo wenig zu wünſchen, daſs es zu irgend einer Zeit an Männern fehle, die, mit der gewonnenen Wahrheit ſich nicht begnügend, nach neuen Anſichten ſtreben und im Gewinn des Neuen die einzige Ausbeute eines den Wiſſenſchaften geweihten Lebens finden.

Die Natur des in Nr. I. abgehandelten Gegenſtandes brachte es mit ſich, daſs ſich der Vf. bloſs an den gegebenen Stoff halten und keine originellen Anſichten einmiſchen durfte. Als Beytrag zur allgemeinen Religions- und Kirchengeſchichte aber iſt dieſe Abhandlung vorzüglich wichtig. Die *erſte* Abtheilung kann als eine *Chriſtologia Corani* betrachtet werden. Der Vf. ſtellt die im Koran vorkommenden Aeuſſerungen über Chriſtus, beſonders über ſeine Auferweckung vom Tode (S. 8.) zuſammen. Man kann es als eine kurze Recapitulation von dem betrachten, was *Mill*, *Warner*, *Frey*, *Schröder*, *Auguſti* u. a. über die Chriſtologie des Korans haben. Sie wurde vom Vf., nach S. 11., vorausgeſchickt, um zu beweiſen: „*Mohammedem non fuiſſe contemtorem vel depravatorem doctrinae chriſtianae, ſed eandem in Corano faciem ſatis liberalem habere; et Mohammedanos, tenaces doctrinae Moslemicae cuſtodes, ſi legibus pareant et inſtitutis civitatis, ſi fidem principi datam ſervent, et a vi armisque abſtineant, in civitatibus chriſtianis omnino poſſe tolerari, nec propterea, quod Mohammedani ſint, exterminandos eſſe.*" Das *zweyte* Spec. giebt hierauf Nachricht von den ſeit dem J. 1795. unter Preuſsiſche Bothmäſsigkeit gekommenen Mohammedanern. Sie ſind ihrem Urſprunge nach Tataren, welche unter *Batu*, dem Enkel von Dſchingis-Chan, und ſeinen Nachfolgern den muhammedaniſchen Glauben angenommen hatten. Ein Anführer derſelben, *Toktamir* oder *Tachtamir Czar*, ward ums Jahr 1370. von *Kinſtoud* (Keiſtud), Groſsfürſten von Litthauen, gegen die deutſchen Ritter zu Hülfe gerufen. Seit dieſer Zeit gab es in Litthauen beſtändig Muhammedaner. Sie heiſsen bey den Türken *Lipka Tatari*, d. h. litthauiſche Tataren. In den Jahren 1672. u. 1676. ſuchten ihnen die Türken einen freyen Abzug aus Polen zu bewirken, und verſprachen ihnen in der Krim, oder wo es ihnen ſonſt gefiele, gute Aufnahme und Schutz; allein ſie zogen den Aufenthalt in Polen vor, und haben auch noch bis jetzt ihre Verfaſſung und ihren Religionscultus erhalten. Sie haben gegenwärtig zwey Moſcheen zu Winsznupiach und Bohonik bey Sokolka. Der gröſsete Theil derſelben kam 1795. an Preuſsen. Die Kriegs- und Domänen-Kammer zu *Bialyſtock* veranſtaltete 1797. eine Reviſion derſelben, und der Vf. hat die bey dieſer Gelegenheit geführten Acten (Auszug aus den Kammer-Acten, die Vernehmung des Obriſten *v. Baranowsky* und des Iman *Wikalaiewicz* über die Mohammedaner in Neuoſtpreuſsen 1797.) benutzt. *Sect. III.* liefert die Glaubensſätze derſelben und die Nachrichten von ihren religiöſen Einrichtungen, nach ihrer eigenen Angabe zum Vernehmungs-Protocoll vom J. 1797. Man findet hier die bekannte *Fides Islamitica*, wie ſie die Sunniten, welchen dieſe Tataren angehören, bekennen. In den Anmerkungen hat Hr. *H.* viel Nützliches beygebracht.

In Nr. 2. ſucht der Vf. wahrſcheinlich zu machen, die Abſicht des Evangeliſten Lucas ſey unter andern auch geweſen „*indigitare et inſtituiſſe hunc cenſum Auguſtum, ut cognoſceret, quinam ex antiqua regum familia perſtarent in Judaea poſteri, et mox de Chriſto domino in urbe regia (Davidica* v. 11.) *nato ſine dubio aliquid ex tabulis cenſoriis comperiſſe.*" Der Beweis dafür wird, wie es nicht anders ſeyn konnte, aus hiſtoriſcher Induction geführt, und man ſieht wenigſtens die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit, wie der Imperator auf den erwarteten König in Judäa aufmerkſam gemacht werden konnte. Der Vf. zeigt eine ſchöne Beleſenheit in den römiſchen Hiſtorikern; doch ſcheint er uns auf die *ſibylliniſchen Bücher* mehr Gewicht zu legen, als eine vorſichtige Kritik geſtatten will.

Die Parallele (Nr. 3.) ſtellt die Erzählung des Livius von der Apotheoſe des Romulus (*Liv.* I. c. 15. 16.) und die Nachrichten der Evangeliſten von der Himmelfahrt Chriſti ſynoptiſch zuſammen. Dieſe Zuſammenſtellung giebt zu mancher intereſſanten Beobachtung Veranlaſſung, und man freut ſich der Geſchicklichkeit, womit der Vf. die hier mitgetheilten Thatſachen und hiſtoriſchen Bemerkungen combinirt hat. Aber billigen können wir es nicht, wenn zu Gunſten der poſtulirten Harmonie die evangeliſche Geſchichte ihrer miraculöſen Hülle entkleidet wird. Die Stelle Apoſtg. I, 11. wird ſo erklärt, daſs ſie zwar von einer gehofften *Verſetzung in den Himmel*, aber nicht von einer *Himmelfahrt Chriſti* handelt. Der Vf. will nicht zugeben, daſs ἐλεύσεσθαι für πάλιν ἔρχεσθαι ſtehe; er verbindet τῇ τοῦ οὐρανοῦ mit ἐλεύσεται, und trennt davon πορευόμενον durch ein Comma, nachdem er die Worte: τῇ τοῦ οὐρανοῦ zwiſchen ἀφ' ὑμῶν und οὗτος ἐλεύσεται für unecht erklärt hat. Die ganze Stelle muſs, nach ſeiner Meinung, ſo gefaſst werden: *Was ſteht Ihr noch mit gen Himmel gekehrtem Blick? Dieſer Jeſus, der von Euch nun weggenommen iſt, wird auf dem Wege, wo Ihr ihn geſehen habt weggehen, (gewiſs und ohne Euch) in den Himmel kommen.*" Wir müſſen es dem Urtheil der Leſer überlaſſen, ob ſie dadurch das ὃν τρόπον für erſchöpft halten und den Sinn der ganzen Stelle im Geiſt der evangeliſchen Geſchichte (was wir bezweifeln) aufgefaſst finden können. Nur das ziehen wir noch bemerken, daſs wir in das S. 13. u. 14. gezogene Reſultat nicht ganz einſtimmen können. Wir ſind zwar einverſtanden, „*et poſſe ſcriptores ſacros cum claſſicis conferri, et, comparatione facta, non mini dignitatem, ſed augeri;*" aber daraus möchten wir doch nicht die Folgerung machen: „*Nam inde clarius exprimitur, quid ſit vere actum geſtumve, et quid loquendi ejus temporis et gentis rationi unice tribuendum, adeo, ut ex his tanquam involucris et exuviis nuda prodeat veritas, nihilque obſtet, quo minus et ipſi claſſici ſint et habeantur*" u. ſ. w. Der Vf. meynt zwar: *Si angeli ubique adſint per miracula, nihilque ad naturae leges fiat, facile lectores in ἀπιστίαν incidunt, ne male creduli videantur, et tum reſurrectio Chriſti, tum ejus in coelum abitus praefracte negatur. At ſi in his nihil eſt, niſi loquendi modus in rebus inſolentibus nec tam naturae repugnantibus, eamque ſuperantibus, quam praeter conſuetudinem et uſum quotidianum evenientibus, quis eſt, qui non videat, ex hac ipſa narrandi ratione id tanquam verum et indubitatum naſci, Chriſtum et ex mortuis, in quorum numerum referebatur, redivivum, et mox, terra relicta, coeleſtem factum eſſe?* Wie man dieſen Satz, ohne Annahme eines Wunders, für *wahr* halten könne, geſteht Rec., nicht begreifen zu können. Man müſste denn mit den Worten *redivivus* und *coeleſtis factus* ein loſes Spiel treiben, und ſich da mit leeren Phraſen begnügen, wo man eine beſtimmte Erklärung der Sachen fordert.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. Januar 1807.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Immanuel Kant* über die von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin für das Jahr 1791. ausgeſetzte *Preisfrage: Welches ſind die wirklichen Fortſchritte, die die Metaphyſik ſeit Leibnitzens und Wolf's Zeiten in Deutſchland gemacht hat?* Herausgegeben von D. *Fr. Th. Rink.* 1804. 204 S. kl. 8. (16 gr.)

Die obige Preisfrage der Berl. Akademie hatte nicht allein an ſich eine groſse Wichtigkeit, ſondern auch noch beſonders für den unſterblichen *Kant*. Denn ſein philoſophiſches Syſtem war es, welches bey der Beantwortung derſelben auch vorzüglich erwogen und berückſichtigt werden ſollte. Unter den Bewerbern waren die Hrn. *Schwab*, *Reinhold* und *Abicht*, welche den Preis davon trugen. In der Folge fand ſich, daſs auch *Kant* an der Beantwortung dieſer Frage gearbeitet, allein ſein Werk nicht zu Vollendung gebracht hatte. Den Freunden der Metaphyſik war es jedoch ſehr angenehm, daſs Hr. D. *Rink* auch die unter ſeinem Nachlaſs gefundnen Fragmente nicht verloren gehen lieſs, ſondern ſie, wie ſie waren, dem Druck übergab.

Kant, der alles, was er ſeiner Unterſuchung unterwarf, auf eine eigne und originelle Art anzuſehn gewohnt war, hat auch zur Beantwortung dieſer Frage einen von den bisher bekannten ganz verſchiedenen und ihm eigenthümlichen Weg eingeſchlagen. Es läſst ſich nun zwar ſchon erwarten, daſs die Antwort dem bekannten Geiſte ſeines Philoſophirens angemeſſen und in Uebereinſtimmung mit demſelben ausgeführt ſey; da aber ſowohl die Seite, von welcher er die Frage auffaſst, als auch die mitunter laufenden Reflexionen, worauf er bey dieſer Gelegenheit getrieben wird, etwas Intereſſantes darbieten: ſo wollen wir von beiden einige Auskunft geben.

Die Schwierigkeit, der Aufgabe der Akademie zu genügen, wird ſehr richtig (S. 8.) aus dem Punkte motivirt, daſs die Wiſſenſchaft, deren Fortſchritte ſeit *Leibnitz's* und *Wolf's* Zeiten aufgewieſen werden ſollen, *Metaphyſik* ſey. Denn dieſe ſey „ein uferloſes Meer, in welchem der Fortſchritt keine Spur hinterlaſſe, und deſſen Horizont kein ſicheres Ziel enthalte, an dem man wahrnehmen könne, um wie viel man ſich ihm genähert habe."

Wenn dem ſo iſt, ſo muſs man freylich ſehr weit ausholen, und zuerſt fragen: Was denn die Vernunft eigentlich mit der Metaphyſik wolle? Welchen Endzweck ſie mit ihrer Bearbeitung vor Augen habe? — Dieſer iſt kein anderer, als „die Wiſſenſchaft von der Erkenntniſs des Sinnlichen zu der des Ueberſinnlichen durch Vernunft fortzuſchreiten." Es iſt alſo hier nicht genug, etwas Nichtſinnliches, z. B. Begriffe und Grundſätze, welche ihren Urſprung und Sitz im Verſtande haben, aufzuweiſen; wenn dieſes Nichtſinnliche am Ende doch von weiter keinem, als bloſs für die Erfahrung geeignetem, Gebrauche iſt. So wird die ganze Ontologie, in ſo fern ſie Elemente der Erkenntniſs *a priori* enthält, aber doch noch keine beſtimmten Gegenſtände zur Erkenntniſs bringt, ungeachtet der Nichtſinnlichkeit ihrer Begriffe und Sätze, doch nur zum Vorhof der Metaphyſik gehören, ſelbſt aber noch keine Metaphyſik ſeyn, weil ſie keine poſitive Erkenntniſs des Ueberſinnlichen liefert. — Es ſpringt in die Augen, daſs durch dieſe Begränzung des Begriffs der Metaphyſik der eigentliche Fragepunkt ſehr nahe ins Auge gerückt; die Beantwortung deſſelben aber auch auf unüberſehbare Schwierigkeiten geleitet wird. Denn wenn Metaphyſik nun nicht bloſse Logik und Ontologie, ſondern eine *beſtimmte Erkenntniſs* des *Ueberſinnlichen* ſeyn ſoll: ſo entſteht allerdings die erhebliche Frage: wie es möglich ſey, mit unſerm Verſtande, der zwar im Gebiete des Sinnlichen ſehr gut fortkommt, über die Gränze des Sinnlichen hinaus zu kommen, und von dem, was jenſeits liegen ſoll, nicht etwa bloſse Gedanken, Ideen oder Vermuthungen, ſondern eine beſtimmte und bewährte Erkenntniſs einzuholen?

Die Preisfrage ſetzt nun voraus, man habe *vor* und *zur* Zeit *Leibnitzens* und *Wolf's* ſchon einige Erkenntniſs der Art gehabt, und will nur wiſſen, welche Fortſchritte man nach dieſer Zeit in ihr gemacht habe? Um aber einen Maſsſtab für dasjenige zu haben, was neuerdings in der Metaphyſik geſchehen iſt, muſs man dieſes und das, was in ihr von je her gethan iſt, mit dem vergleichen, was darin hätte gethan werden ſollen.

Die erſten und älteſten Schritte, nämlich die der *Dogmatiker*, in der Metaphyſik geſchahen mit völliger Zuverſicht des Gelingens, ohne vorher über die Möglichkeit ſolcher Erkenntniſſe ſorgſame Unterſuchungen anzuſtellen. Man wandelte an dem Leitfaden ontologiſcher Principien, hütete ſich nur vor Widerſprüchen in den Urtheilen, und begnügte ſich damit, daſs die Behauptungen auf dem Wege der Erfahrung, wenn gleich nicht beſtätigt, doch auch nicht widerlegt werden konnten. Dieſer Gang iſt von noch älterer Zeit, als der des Plato und Ariſtoteles, und ſchlieſst den eines *Leibnitz's* und *Wolf's* mit ein. — Der zweyte, beynahe eben ſo alte, Schritt war dage-

gen ein Rückgang, und gründete sich auf das Mislingen aller Versuche in der Metaphysik. Er war der Gang der *Skeptiker*, der noch immer in sehr guten Köpfen fortdauert. Seine Ausdehnung aber sogar auf die Principien der Erkenntnifs des Sinnlichen und der Erfahrung selbst kann man nicht füglich für eine ernstliche Meinung halten. — Der dritte und neueste Schritt, welcher über das Schicksal der Metaphysik entscheiden mufs, ist die *Kritik* der reinen Vernunft selbst, nämlich ihres Vermögens, die menschliche Erkenntnifs überhaupt *a priori* zu erweitern. Wenn diese geleistet hat, was sie verspricht, so ist die Frage der Akademie dadurch aufgelöst.

Kant stellt auf solche Art drey Stadien auf, welche die Philosophie zum Behufe der Metaphysik zu durchgehen habe, das des *Dogmatismus*, *Skepticismus* und *Kriticismus*. — „Diese Zeitordnung ist in der Natur des menschlichen Erkenntnifsvermögens gegründet. Wenn die zwey ersten Stadien zurückgelegt sind: so mufs nach einem allenfalls interimistischen Hin- und Herschwanken das dritte eintreten."

In der *ersten* Abtheilung giebt er eine Geschichte der Transcendental-Philosophie unter uns in neuern Zeiten. Er versteht aber hierunter nichts anders, als die wichtige Begebenheit, dafs der Unterschied zwischen *analytischen* und *synthetischen* Urtheilen bemerkbar gemacht, die *Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori* und einer Erkenntnifs aus ihnen untersucht sey. Was er hierüber sagt, verdient, ob es gleich aus seinen andern Schriften schon der Sache nach bekannt ist, doch auch hier nachgelesen zu werden. Wir wollen nur Folgendes ausheben. „Das *Subjective* in der Form der Sinnlichkeit ist die Darstellungsart von dem, wie unser Sinn von Gegenständen (den äufsern oder den innern, d. i. von uns selbst) afficirt wird, um sagen zu können, dafs wir diese nur als *Erscheinungen* erkennen." Erscheinung ist also ein Object, in so fern es vom Subjecte in der ihm eigenthümlichen Anschauungsart vorgestellt wird. Object überhaupt ist nichts anders, als der Verstandesbegriff von einem Etwas, welches als Materie des Denkens dem Denken gegenüber steht. Es kann nun überall nichts gedacht oder erdacht werden, was nicht, es sey selbst auch nur Gedanke oder Begriff, zum Gegenstand des Denkens gemacht werden könnte. So ist auch selbst das Förmliche in der Sinnenvorstellung, Zeit und Raum, ein Gegenstand des Denkens. Insbesondere aber ist es nun die Materie der Sinnenvorstellung, d. h. das, was sich uns durch Empfindung giebt, mithin in der Zeit und im Raume wahrgenommen wird, was wir *Gegenstand* nennen, und dieser Gegenstand ist nun nicht ein Gegenstand des Verstandes an sich, d. h. aufser der Form des Sinnlichen oder unabhängig von ihr, sondern nur durch dieselbe und abhängig von ihr; daher ist er denn auch etwas Zeitliches oder Räumliches, d. h. *Erscheinung*.

„Ich bin mir meiner selbst bewufst: ist ein Gedanke, der schon ein zwiefaches Ich enthält, das *Ich als Subject*, und das *Ich als Object*. Wie es möglich sey, dafs ich, der ich denke, mir selber ein Gegenstand der Anschauung seyn, und so *mich* von *mir selbst* unterscheiden könne, ist schlechterdings unmöglich zu erklären, obwohl es ein unbezweifeltes Factum ist. Es zeigt aber ein über alle Sinnenanschauung so weit erhabenes Vermögen an, dafs es, als der Grund der Möglichkeit eines Verstandes, die gänzliche Absonderung von allem Vieh, dem wir das Vermögen, zu sich selbst *Ich* zu sagen, nicht Ursache haben beyzulegen, zur Folge hat, und in eine Unendlichkeit von selbstgemachten Vorstellungen und Begriffen hinaussieht." Man mufs doch diesen feinen Denker immer bewundern, wie er bey schwierigen Dingen wenigstens den richtigen Fragepunkt trifft, wenn er sich auch gleich nicht immer die erwünschte Auskunft geben kann. Die Frage von dem, was eigentlich den Unterschied zwischen der Menschheit und Viehheit ausmache, hat gewifs ihre grofsen Schwierigkeiten, wenn man hier nicht mit Begriffen *en gros* verhandeln, und die Sache im Dunkeln lassen will. Die Identitäts-Grübler statuiren bekanntlich gar keinen *specifischen*, sondern allenfalls nur einen *graduellen* Unterschied zwischen der Menschheit und Viehheit, ja nach ihnen hat auch die Pflanze und der Stein Vernunft, nur in einem ihnen angemessenen Grade. Nach *Gall* haben die Thiere eben so gut einen Verstand, als die Menschen, ja, *si diis placet*, hat jeder Sinn seinen Verstand, der Tonsinn den seinigen, der Ortssinn u. s. w. Man sieht wohl, dafs alle diese Denker und Nichtdenker eigentlich nicht wissen, was der Verstand sey, in so fern derselbe als ein dem Menschen eigenthümliches Erkenntnifsvermögen betrachtet werden mufs. Er ist das Vermögen der *Selbstschöpfung von Vorstellungen aus Gründen der Einheit des Bewufstseyns*, wovon das *Ich*, als der Begriff, wodurch er sich selbst festhält, die Folge ist. Dieses *Ich*, oder vielmehr das dynamische Princip, wovon es der Reflex ist, hat seine eigne Natur und Gesetze, und diese legen sich in den Urbegriffen (Kategorieen) dar.

„Von dem Ich in der ersten Bedeutung (dem Subject der Apperception, dem logischen Ich, als Vorstellung *a priori*) ist schlechterdings nichts weiter zu erkennen möglich; es ist gleichsam das Substantiale, was übrig bleibt, wenn ich alle Accidenzen, die ihm inhäriren, weggelassen habe. Es kann nicht weiter erkannt werden, weil die Accidenzen gerade das waren, woran ich seine Natur erkennen konnte. Denn die Gedanken, als factische Bestimmungen des Vorstellungsvermögens, gehören schon zu den Accidenzen jenes Ichs, als Subjects der Appereception; so auch die Urbegriffe, welche sich in seinen Urtheilen hervorthun, und von aller Materie des Denkens abgesondert, eigentlich die Form des Verstehens ausmachen.

„Das Ich aber in der zweyten Bedeutung (als Subject der Perception, das psychologische Ich als empirisches Bewufstseyn) ist mannichfacher Erkenntnifs fähig." Dieses sinnliche Ich bedeutet die Fähigkeit des Subjects, durch Eindrücke Vorstellungen zu gewinnen, und wird selbst von dem logischen Ich (z. B. vermittelst des Acts der Aufmerksamkeit) afficirt

Digitized by Google

cirt und beſtimmt. Nur muſs man hierbey nicht an zwey verſchiedene Subſtanzen denken: denn das Subſtantiale iſt hier nur ein Einziges; ſondern an zwey verſchiedene Vorſtellungsarten eines und deſſelben Subjects: denn es iſt am Ende nur ein einziges Ich, welches alles auf ſich ſelbſt bezieht, und ſich durch dieſen Act als die ſchöpferiſche Einheit alles zu ihm gehörigen Mannichfaltigen bewährt.

Den eclatanteſten Beweis eines reinlogiſchen (von aller Sinnenvorſtellung und Anſchauung unterſchiedenen) Vermögens giebt die *Vorſtellung* des *Zuſammengeſetzten*: denn dieſe erfordert der Begriff einer Zuſammenſetzung, ſo fern er auf die Anſchauung in Raum und Zeit angewandt wird; dieſer Begriff iſt alſo nicht von Anſchauungen, als eine in dieſen enthaltene Vorſtellung abgezogen, ſondern ein Grundbegriff *a priori*. Das erſte, wodurch ſich der logiſche Act der Apperception erweiſt, iſt die Zuſammenſetzung des durch die Sinne gegebenen Mannichfaltigen. Thäte dieſs der Verſtand nicht, ſo könnte es nie zu einem Gedanken kommen: denn jeder Gedanke iſt *Einheit* des vorgeſtellten Mannichfaltigen; die Sinne aber vereinigen nicht, ſondern bieten nur, jeder nach ſeiner Eigenthümlichkeit, ein Mannichfaltiges zur Vereinigung dar. Die Urbegriffe des Verſtandes ſind nun nichts anders, als *Arten der Zuſammenſetzung mit Bewußtſeyn*. Durch die Anwendung dieſer Begriffe auf das Gegebene der Sinnlichkeit entſpringt *Erfahrung*, die zwar einerſeits Data enthält, aber auch andrerſeits *gemacht* ſeyn will; das Machen iſt aber hier die Angelegenheit der ſyntheſirenden Apperception. Dieſe macht nun, an ſich betrachtet, ein *eignes* Syſtem aus, und jedes Urtheil iſt ein Fall, in welchem ſie ſich mit allen ihren Functionen erweiſt. Sondert man in einem Urtheile die Form von der Materie: ſo hat man an jener noch die reinen Züge der Apperception.

Nach ſolchen und noch manchen andern ſchätzbaren Erläuterungen ſchreitet der Vf. zur nähern Darſtellung der drey Stadien. Er zeigt, daſs der ganze Umfang der theoretiſchen Vernunfterkenntniſs ſich nicht weiter als auf *Gegenſtände* der *Sinne* erſtrecke; handelt von der Art, den reinen Verſtandes- und Vernunftbegriffen objective Realität zu verſchaffen; von der Trüglichkeit der Verſuche, ſolchen Begriffen auch ohne Sinnlichkeit objective Realität zuzugeſtehen; von dem, was ſeit der *Leibnitz-Wolfiſchen* Epoche in Anſehung des Objects der Metaphyſik, d. i. ihres Endzwecks, ausgerichtet worden u. ſ. w. Die ſummariſche Antwort hierauf iſt: daſs *Leibnitz* und *Wolf* zwar vieles zur Analyſe der Begriffe beygetragen, allein in Anſehung des eigenthümlichen Zwecks der Metaphyſik doch um keinen Schritt weiter gekommen ſeyen. Die Gründe dieſer Entſcheidung müſſen in dem Werke ſelbſt nachgeſehen werden. Sie ſind zum Theil dieſelben, welche wir ſchon in den gröſsern Werken des Vfs. finden, zum Theil aber doch auch mit einigen nicht unbeträchtlichen Bemerkungen verſtärkt oder verdeutlicht.

Hierauf wendet er ſich zur Auflöſung der akademiſchen Aufgabe ſelbſt, und frägt: „Was für Fortſchritte *kann* die Metaphyſik in Anſehung des Ueberſinnlichen thun?" (S. 109.) Nachdem er bemerkt, „daſs es über die Gegenſtände der Sinne hinaus ſchlechterdings kein theoretiſches Erkenntniſs, und, weil in dieſem Falle alles *a priori* durch Begriffe erkannt werden müſste, kein theoretiſch dogmatiſches Erkenntniſs geben könne, weil allen Begriffen irgend eine Anſchauung untergelegt werden muſs, wenn ihnen objective Realität verſchafft werden ſolle; mithin wir von der Natur überſinnlicher Gegenſtände (Gottes, unſers eignen Freyheitsvermögens und unſrer Seele, abgeſondert von Körper, — als der eigentlichen Objecte der Metaphyſik) gar nichts erkennen: ſo, fährt er fort, komme alſo darauf an, ob es nicht deſſen ungeachtet von dieſen überſinnlichen Gegenſtänden ein *praktiſch* dogmatiſches Erkenntniſs geben könne? — In dieſem Falle würden wir das überſinnliche Ding nicht nach dem beſtimmen, was es an ſich iſt, ſondern nur, wie wir es zu denken und ſeine Beſchaffenheit anzunehmen haben, um dem praktiſch-dogmatiſchen Objecte des reinen ſittlichen Princips für uns ſelbſt angemeſſen zu ſeyn." Hier findet der Vf. nun, wie bekannt iſt, nur den Ausdruck des *Glaubens* allein dem Fürwahrhalten jener Gegenſtände angemeſſen, und verſteht darunter eine Annehmung, die nur darum nothwendig iſt, weil eine objective praktiſche Regel des Verhaltens als nothwendig zum Grunde liegt, bey der wir die Möglichkeit der Ausführung und des daraus hervorgehenden Objects an ſich zwar nicht theoretiſch einſehen, aber doch die *einzige* Art der Zuſammenſtimmung derſelben zum Endzweck ſubjectiv erkennen.

Dieſe Erklärung hält Rec. für ſo angemeſſen und gegründet, daſs ſie weiter nichts vermiſſen läſst. Auch findet er hierin eine groſse Conſequenz mit dem ganzen übrigen philoſophiſchen Syſteme des Vfs., und hiermit zugleich einen Vorzug, deſſen ſich noch kein ſpeculatives Gebäude zu rühmen hat. Der Miſs- und Fehldeutungen dieſer Wendung ſeiner Speculation hat es genug gegeben; aber wer ſoll dieſe verhüten, da die Talente, ſich in den Geiſt eines Syſtems hinein zu ſtudiren, ſo verſchieden ſind? Bald hat man gemeynt, *Kant* führe eine *doppelte* Vernunft ein, weil er von einer theoretiſchen und praktiſchen Vernunft rede, bald: er laſſe nur eine *halbe* Vernunft gelten, bald: er ſuche nur eine *lahme Krücke*, um ſein baufälliges theoretiſches Syſtem zu ſtützen, und welche dergleichen Anſinnungen mehr ſind. Es iſt aber klar, daſs er nur von *einer* Vernunft rede; dieſe aber in einem zwiefachen Verhältniſſe, erſtens zu dem Erkenntniſs- und dann zu dem Begehrungsvermögen erwäge. Sein theoretiſches Syſtem iſt auch allerdings geſchloſſen und macht ein Ganzes für ſich aus: denn daſs am Ende aus ihm hervorgeht, wir können durch das bloſse theoretiſche Vermögen nicht zum Ueberſinnlichen gelangen, benimmt ihm nichts von ſeiner Vollendung und Haltung. Es iſt auch gewiſs nichts wichtiger als dieſes, daſs wir, wenn unſere Vernunft

ein

Digitized by Google

ein blofs fpeculirendes Vermögen wäre, gar nicht daran denken würden, je mit ihr über die Sinnenwelt hinauszugehen: denn alle ihre theoretifche Ideen haben nur eine Beziehung auf die Natur und wollen nur für die fortgehende Wiffenfchaft derfelben in Gebrauch gefetzt feyn. Nur diefes, dafs eben diefelbe Vernunft auch praktifch ift, mithin Principien des Thuns und Laffens für die Willkür hergiebt, regt und bewegt uns erft, uns noch nach etwas Anderem umzufehen, als was uns allein die Sinnenwelt darbietet. Denn wie es auch immer mit den Objecten der Ideen ftehen mag: fo ift fürs Erfte und unmittelbar doch klar, dafs uns das praktifche Gefetz der Vernunft zu Maximen verpflichtet, welche in der Sinnenwelt wohl ihre Herrfchaft beweifen, aber in derfelben durchaus nicht ihre *Gränzen* finden follen. Wenn daher die Frage ift, nicht, was wir erkennen, fondern, was wir *thun* follen: fo findet fich ein jeder gehalten, die Ideen von Freyheit, Unfterblichkeit und Dafeyn Gottes zu *Regeln feiner Praxis* zu machen. Wenn er alfo z. B. auch klar einfähe, dafs er morgen nicht mehr leben würde, fo würde er es fich doch nicht verhehlen können, dafs es feine Pflicht fey, auch in dem letzten Augenblick feines Lebens fo zu handeln, wie wenn er feine Unfterblichkeit objectiv vor Augen hätte.

Das dritte Stadium der Metaphyfik macht nun einen Kreis aus, deffen Gränzlinie in fich felbft zurück kehrt und fo ein Ganzes von Erkenntnifs des Ueberfinnlichen befchliefst. Der Fortfchritt der Metaphyfik in diefem dritten Stadium ift auch der leichtefte unter allen, und der gemeinen Menfchenvernunft eben fo begreiflich als dem Philofophen, und zwar fo fehr, dafs fich die letztern durch die erftere zu orientiren genöthigt fehen, um fich nicht ins Ueberfchwengliche zu verlaufen. Diefen Vorzug hat die Philofophie als Weisheitslehre vor ihr als fpeculativer Wiffenfchaft von nichts anderm, als dem reinen *praktifchen* Vernunftvermögen, d. i. von der Moral, fo fern fie aus dem Begriffe der Freyheit abgeleitet wird.

„Der vorgeblichen Argumente für das Dafeyn Gottes aus theoretifchen Gründen find nur zwey. Entweder man fchliefst aus dem Begriffe des allerrealften Wefens auf das Dafeyn deffelben, oder aus dem nothwendigen Dafeyn irgend eines Dinges auf den Begriff, welchen wir uns von ihm zu machen haben (S. 127.). Aufser diefen beiden Beweifen giebt es zwar noch einen dritten, den fogenannten phyfico-theologifchen; allein diefer legt nur ftatt der Erfahrung überhaupt eine *beftimmte* Erfahrung zum Grunde, geht dann von diefer zu jener über und fucht doch in dem kosmologifchen erft feine wahre Haltung. Da wir uns nun von einem fchlechthin nothwendigen Wefen keinen beftimmten Begriff machen können: denn wir können diejenige Befchaffenheit gar nicht nachweifen, welche es machen foll, dafs etwas nothwendiger Weife exiftire: fo bleibt der Begriff hier immer leer und müfste feine Ergänzung zur Gegenftändlichkeit in dem Begriffe des Allerrealften fuchen. So würde alles am Ende auf den erften Beweis, den ontologifchen, hinaus laufen. Allein diefer nimmt an, dafs die Exiftenz ein Prädicat des Objects fey, welches doch nicht richtig ift: denn fie ift nur ein Prädicat des Verhältniffes deffelben zu unferm Urtheilsvermögen, trifft alfo nur unfere Erkenntnifsart und die Frage: ob uns zu unferm Begriffe das Object gegeben fey oder ob wir nur einen blofsen Begriff davon haben. Da wir nun keinen Begriff haben, welcher die Nothwendigkeit enthielte, feinen Gegenftand zu fetzen, vielmehr immer das Seyn und Nichtfeyn durch ihn unbeftimmt bleibt: fo fällt die Anmafslichkeit des Beweifes aus dem blofsen Begriffe von Gott in die Augen, und es ift klar, dafs es überall keinen theoretifchen Beweis für das Dafeyn Gottes geben könne.

Wenn dem fo ift, und doch jedermann eine fo grofse Anhänglichkeit an die Realität der Ideen von Gott, Unfterblichkeit u. f. w. beweift: fo mufs der Grund dazu gewifs anders worin, als in einer vermeynten Theorie und theoretifchen Speculation liegen. Wirklich ift es auch nur das moralifche Intereffe, welches den Menfchen fo fehr an die Realität jener Ideen bindet, und ihn beftimmt, fie anzunehmen, ohne durch irgend einen Schritt in der Erkenntnifs der Dinge dazu geführt zu feyn. Wenn wir aber einmal diefen Schritt gethan haben, fo können wir dann unfern Begriff näher beftimmen, und obgleich nur analogifch, fo doch hinreichend zu aller unferer Abficht.

Diefs ift die Summe von dem, was der Vf. als einen wahren, nach der *Leibnitz-Wolfifchen* Zeit gemachten Fortfchritt in der Metaphyfik angiebt. Und hierin wird er wohl Recht behalten, wie beredt manche auch noch ganz andere Dinge preifen und als Gewinn anfetzen wollen.

(*Der Befchlufs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

PASTORALWISSENSCHAFTEN. *Nürnberg*, in d. Lechner. Buchh.: *Kritik oder vorurtheilsfreye und unbefangene Prüfung der von J. S. A—r. herausgegebenen Vertheidigung und Empfehlung des Herlefens der Predigten auf der Kanzel, angeftellt von einem Freunde der Wahrheit.* 1805. IV u. 77 S. 8. (4 gr.) — Eine höchft langweilige Kritik über ein oft, und auch von uns (A. L. Z. 1805. Nr. 307.) gebührend abgefertigtes Buch, aus welchem diefer Kritiker doch noch einen lebhaftern Stil hätte lernen können, an welchem es ihm ganz fehlt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Januar 1807.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Immanuel Kant* über die von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin für das Jahr 1791. ausgeſetzte Preisfrage: *Welches ſind die wirklichen Fortſchritte, die die Metaphyſik ſeit Leibnitzens und Wolf's Zeiten in Deutſchland gemacht hat?* Herausgegeben von D. *Fr. Th. Rink* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 17. abgebrochenen Recenſion.*)

Jetzt wollen wir noch ein Paar zerſtreute Bemerkungen ausheben. S. 144. heiſst es: „Dafs der Menſch nicht ganz und gar bloſs Körper ſey, läſst ſich, wenn dieſe Erſcheinung als Sache an ſich betrachtet wird, ſtrenge beweiſen; weil die *Einheit des Bewufstſeyns*, die in jedem Erkenntniſs, mithin auch in dem ſeiner ſelbſt, nothwendig angetroffen werden muſs, es unmöglich macht, dafs Vorſtellungen unter viele Subjecte vertheilt, Einheit des Gedankens ausmachen ſollten. Daher kann der Materialismus nie zum Erklärungsprincip der Natur unſrer Seele gebraucht werden. Betrachten wir aber Körper und Seele nur als Phänomene, welches, da beide Gegenſtände der Sinne ſind, nicht unmöglich iſt, und bedenken, dafs das Noumenon, was jener Erſcheinung zum Grunde liegt, d. i. der äuſsere Gegenſtand, das Ding an ſich ſelbſt, vielleicht ein einfaches Weſen ſeyn möge." — — Hier iſt im Manuſcripte eine leere Stelle geblieben, die entweder durch ein beſonderes Blättchen ergänzt war, oder vielleicht erſt ergänzt werden ſollte. Es iſt zu bedauern, dafs *Kant* dieſe Ergänzung nicht ſelbſt gegeben hat: denn hier war er in der That auf einen ſehr intricaten Punkt der Speculation getrieben. Es kann aber dieſe Stelle einen andern Denker auffordern, zu vermuthen, was *Kant* wohl noch habe hinzu ſetzen können: denn ſein Gedanke ſteht nur erſt zur Hälfte da. — Rec. hält dafür, *Kant* habe ſagen wollen: Seele und Körper ſeyn nichts als Erſcheinungen eines Etwas, das *an ſich* durch keine Prädicate beſtimmt werden kann, die wir von dem Innern oder Aeuſsern des Menſchen entlehnen, folglich weder als Körper noch als Seele gedacht werden müſſe: denn beide ſeyn nur Zuſtände und Beſtimmungen jenes Subſtantials. In wie fern nun Körper und Seele als etwas gedacht werden, das ſeinen gemeinſchaftlichen Grund in Etwas hat, das gar nicht erſcheint, können ſie nicht als zwey von einander verſchiedene und beſondere Subſtanzen, ſondern nur als *Daſeyns-Arten* eines einigen Subſtrats betrachtet werden, und derſelbe Menſch, welcher ſich ſeiner Körperlichkeit und Beſeeltheit nach bewufst iſt, iſt doch nur eine einzige und einige Perſon. Dieſem nach ſagt die Gemeinſchaft des Körpers mit der Seele nichts mehr, als die Gemeinſchaft zweyer von einander ſpecifiſch verſchiedener poſitiver Beſtimmungen eines einigen Grundweſens, als Dinges an ſich. Ob wir nun gleich nicht vermögend ſind, in das Subſtrat unſrer Natur einzuſchauen und alſo das Object zur Idee zu erreichen: ſo iſt doch die Annahme deſſelben, als eines intelligibeln Grundes der Einheit, die Einzige, welche unſer Denken hierüber in Einſtimmung mit ſich ſelbſt bringt. Denn nimmt man an, dafs Körper und Seele zwey verſchiedene Subſtanzen ſind: ſo können die Zuſtände zweyer ſo verſchiedener Subſtanzen nicht als Beſtimmungen eines einigen Individuums gedacht werden. Als ſolche aber werden ſie factiſch wahrgenommen und gedacht. Wir können alſo nur entweder Körper und Seele als zwey verſchiedene Subſtanzen annehmen und dann müſſen wir die Einheit unſers Bewufstſeyns aufgeben oder dieſe, da ſie factiſch iſt, behaupten, und dann Seele und Körper nur als Beſtimmungen eines einigen Subjects denken; in dieſem letztern und allein vernunftmäſsigen Falle aber müſſen wir dann beide, Körper und Seele, für bloſse Erſcheinungen von einem Etwas anſehen, das nicht erſcheint und immerdar für uns etwas bloſs Denkbares (*mere intelligibile*) bleibt. — Auf dieſe Art verſchwinden auch die Schwierigkeiten wegen der Gemeinſchaft zwiſchen Seele und Körper, und man hat nicht nöthig, zu einer vorherbeſtimmten Harmonie ſeine Zuflucht zu nehmen; eine Hypotheſe, die zwar an ſich keinen Grund hat, aber doch ihrem Urheber (*Leibnitz'en*) viel Ehre macht, denn man ſieht doch, dafs dieſer tiefe Denker die Schwierigkeit, ſich eine Uebereinſtimmung zwiſchen Seele und Körper zu denken, wenn man beide für Subſtanzen hält, richtiger als alle ſeine Vorgänger erkannt habe. Denn wie von der Seele die Zuſtände ihres Körpers vorgeſtellt werden können, wenn beide Subſtanzen ſind, das erklärt kein phyſiſcher Einfluſs: denn wie ſoll man ſich vorſtellen, dafs Etwas, das im Raume iſt, auf Etwas, was nicht im Raume iſt, einflieſse und ſeine Beſtimmungen übertrage? Wir können daher nicht ſagen, der Körper denke, eben ſo wenig, als wir ſagen können: die Seele erfülle einen Raum; denn beides iſt widerſprechend; wohl aber können wir ſagen: das Subſtrat des Menſchen erſcheint als Körper und Seele, und dieſe Erſcheinungen ſtehen in wechſelſeitiger Abhängigkeit von einander, weil die intelligible Subſtanz in ihrer Exiſtenz und Dynamik daran gebunden iſt, ihre pſychiſchen Evolutionen

nen unter somatischen Bedingungen zu beginnen. — So etwas, dünkt dem Rec., schwebte wohl *Kant'en* hierbey vor.

„Die Begriffe der *Nothwendigkeit* und *Zufälligkeit* scheinen nicht auf die *Substanz* zu gehen. Auch frägt man nicht nach der Ursache des Daseyns einer Substanz, weil sie das ist, was immer war und bleiben muss und worauf, als ein Substrat, das Wechselnde seine Verhältnisse gründet. Bey dem Begriffe einer Substanz hört der Begriff der Ursache auf; sie ist selbst Ursache, aber nicht Wirkung." Diese Bemerkung ist sehr tief und richtig aus der Natur unsers Erkenntnisvermögens geschöpft. Es ist wohl ein Gesetz unsers Verstandes, überall nach den Ursachen der Begebenheiten zu fragen; allein er hat dabey immer nur *Bestimmungen* oder Accidenzen im Auge, nicht aber die Substanz. Unter dieser denkt man sich dasjenige, was die Grundlage aller Accidenzen und Inhärenzen ausmacht; was mithin als *immer seyend*, weder als entstehend noch als vergehend, betrachtet wird. Dieses Substantiale hat wohl Causalität, ist wirkend, und enthält die Bedingung der Anwendbarkeit des Begriffs der Ursache; steht aber nicht selbst unter ihm, so dass man nach der Ursache seines Daseyns fragen könnte, ohne sich selbst zu widersprechen. Im Begriffe der Substanz wird ein Daseyn schlechthin und mit diesem der Grund der Wirklichkeit (die Ursache) alles wechselnden Daseyns (des Entstehenden und Vergehenden) gedacht. Ursache ist eine Substanz, *in so fern* sie Grund der Wirklichkeit eines Etwas ist. Der Begriff der Ursache drückt also ein *Verhältniss* der Substanz aus, in so fern etwas durch sie wirklich wird; er setzt folglich das Daseyn der Substanz immer schon voraus, und der Gedanke vom Entstehen einer Substanz ist nicht blos leer, sondern genau betrachtet, völlig nichtig. — Es ist von grosser Wichtigkeit, fürs Erste nur mit solchen Begriffen aufs Reine zu kommen ehe man zur Anwendung derselben schreitet. Wie viele Kreuz- und Quer-Züge der Speculation würden unterbleiben, wenn man sich vor allen Dingen erst mit seinen Begriffen zu orientiren suchte!

NATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Vom inwendigen Bau der Gewächse und von der Saftbewegung in denselben.* Eine Schrift, welcher die Soc. der Wiss. zu Göttingen das Accessit zuerkannt, von *L. C. Treviranus.* Mit Kpfrn. 1806. 208 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine von den wenigen Schriften über den Bau der Gewächse, die allein aus eigenen Untersuchungen und vorurtheilsfreyem Nachdenken hervor gegangen, einen jeden, auch den tiefsten Kenner der Natur durch neue Entdeckungen und überraschende Ansichten ergötzen und belehren, ohne durch Ansprüche zu beleidigen. Rec. insbesondere, der gewiss länger und mehr Pflanzen untersucht hat als Hr. *Tr.* gesteht aufrichtig, dass ihm unter allen neuern Schriften keine bekannt ist, die ihm so viele Belehrung gewährt hätte, als diese. Da indessen die Natur sich unter mannichfaltigen Gestalten zeigt, da dieselben Erscheinungen diesen Beobachter auf andere Schlüsse führen können als jenen: so kann es nicht fehlen, dass Rec., bey der grösten Achtung für den Vf., für seinen Scharfsinn und für seinen Beobachtungsgeist, dennoch über manche Gegenstände ganz anderer Meinung ist: und er will hier unbefangen den Kennern mittheilen, welche abweichende Ansichten er von denselben Gegenständen hat.

Die Urform des Organismus ist die zellige: sie ist am allgemeinsten verbreitet, wenn sie gleich in unvollkommenern Pflanzen aufhört, um dem faserigen Gewebe Platz zu machen. Von der Entstehung dieser Zellform muss alle Untersuchung ausgehn: auch der Vf. fängt mit ihr an, indem er ganz auf *Sprengels* Seite tritt, der die körnerförmigen Niederschläge aus den Pflanzensäften, die in der Folge zu Bläschen werden, als die ersten Keime der Zellform ansieht. Die strahlenförmigen Körper, welche sich in der *Nymphaea lutea* und in einigen andern Gewächsen finden, hält der Vf. zwar anfangs für die zusammenstossenden Wände des Zellgewebes; da sie indess einzeln und zerstreut stehn und von einem straffern Bau sind als die übrigen Zellen: so gesteht er, darüber noch nicht im Klaren zu seyn. Rec. hält sie für ähnliche Krystallisationen als die Spiesse und Pyramiden, die durch die Zellen der *Agave americana* setzen, und sich als Niederschläge der essigsauren Salze auch in *andern* Pflanzensäften finden. Auf die Zwischenräume, welche nothwendig zwischen den Wänden des Zellgewebes bleiben, wendet der Vf. besondere Aufmerksamkeit. Er findet in ihnen oft die eigenthümlichen Säfte, und glaubt, dass diese, nach dem Durchschwitzen durch die Wände sich in diesen Zwischenräumen aufhalten und sich in ihnen fortbewegen. Rec. gesteht, dass er dieser Behauptung, so allgemein ausgedrückt, nicht beytreten kann. Denn, wenn es gleich augenscheinlich ist, dass runde Zellen Zwischenräume lassen müssen, wenn es gleich nicht unwahrscheinlich ist, dass auch Säfte in diesen Zwischenräumen enthalten sind: so erscheinen sie, z. B. im *Chelidonium*, doch nur mit Saft erfüllt, wenn man einen Schnitt gemacht hat, und es giebt überdiess eine grosse Menge Pflanzen, deren Zellgewebe gar keine Zwischenräume zulässt, sondern wo die Wände alle unmittelbar an einander stossen, z. B. die sechseckigen Zellen der saftigen Gewächse.

Ueber die vegetabilische Faser und deren ersten Ursprung glaubt Rec. klarere Ansichten zu haben als der Vf. Wenn *Malpighi* vom gegliederten Bau der Faser spricht: so scheint Hr. *Tr.* dies gar nicht deuten zu können. Aber es liegt eine sichere Beobachtung zum Grunde. Denn beym Aufwachsen der zartesten Moose sieht man deutlich, dass die Körner oder Kügelchen linienförmig zusammen treten, und auf diese Art erscheint die jüngste Faser gegliedert. Aber auch die ältere erscheint so. Denn die gestreckten Zellen, allmählig immer mehr vereugt und doch noch

mit

Digitized by Google

mit Scheidewänden verſehn, zeigen ſich als gegliederte Faſern. Daſs die Faſern hohl ſeyn, wird von dem Vf. etwas zu allgemein behauptet, und eben ſo wenig kann Rec. der Meinung ſeyn, daſs der Saft in dieſen Faſern ſich nicht bewege, ſondern ſtocke. Wenn die Faſern aus Zellgeweben entſtanden ſind, wie der Vf. ſelbſt zugiebt, und wenn ſie in den zarteſten Pflanzen die einzigen Werkzeuge ſind, die die Säfte auftreiben: ſo kann man wohl nicht daran zweifeln. In Rückſicht des Baues der Spiralfaſern neigt er ſich auf *Bernhardi's* Seite, der einen äuſsern häutigen Kanal annimmt, innerhalb welches ſich die Schraubengänge locker fortwinden. Rec. hält dieſen Kanal nicht für eigenthümlich, ſondern für die Wände des umgebenden Zellgewebes. Aber ganz einverſtanden iſt Rec. mit dem Vf. über die Färbung der Schraubengänge durch die gefärbten Flüſſigkeiten und über den daraus gezogenen Schluſs auf die Höhle dieſer Faſern. Gewöhnlich erſcheinen die Faſern ſelbſt farbelos, wenn ſich die Farbe auch in das angränzende Zellgewebe gezogen hat. Aber es mag ſeyn, daſs bey längerm Verweilen ſich von aufsen etwas Färbeſtoff anlegt, den man aber ſelbſt abſpülen kann, und der auf keine Weiſe auf eine innere Höhle ſchlieſsen läſst. Daſs keine wahre Zeräſtelung der Schraubengänge vorkomme, iſt dem Vf. ebenfalls klar.

In den Treppengängen oder falſchen Spiralgefäſsen ſieht Hr. *Tr.* Querſpalten und keine Hervorragungen oder Falten, wie *Bernhardi*. Er zeigt nämlich, daſs die Riſſe quer durch dieſe Spalten gehn, welches nicht ſeyn könnte, wenn ſie Hervorragungen wären. *Bernhardi's* Ringgefäſse, die man in Gräſern und Cyperoiden ſo häufig gewahr wird, ſieht der Vf. mit Recht auch als eine Abänderung der Spiralgefäſse an. Eine eigene Gattung von Gefäſsen im Holze nennt der Vf. getüpfelte. Er beweiſt ſehr gut, daſs die Wände derſelben keine Löcher haben, ſondern daſs es Körner und Kügelchen ſind. Rec. glaubt, daſs es eben die geſtreckten Zellen ſind, welche ſich ſo häufig neben den Schraubengängen im Holze finden und die mit körnigen Niederſchlägen angefüllt ſind. Vortrefflich zeigt der Vf., daſs die Schraubengänge bey ihrem Entſtehn und bey ihren Uebergängen wurmförmige Körper darſtellen, wie ſie in den Knoten der Gräſer, in den Zwiebeln und Knollen, in den Enden der Blattrippen der Farrenkräuter erſcheinen: dazu rechnet ſelbſt der Vf. die Schraubenform der Samenſchleudern der Jungermannien und des Equiſetum. Die Annahme der eigenthümlichen Gefäſse hält der Vf. mit Recht für überflüſſig. Die Entſtehung der Schraubengänge ſucht der Vf. aus getüpfelten Gefäſsen zu erklären; aber ſeine Erklärung iſt in der That etwas zu willkürlich, und hat Rec. nicht befriedigt. Sehr belehrend ſind aber die Verſuche, die der Vf. anſtellte, um das Aufſteigen luftförmiger Flüſſigkeiten in die Schraubengänge zu prüfen. Daſs den Wurzeln die Schraubengänge fehlen, iſt eine Behauptung, die von Uebereilung und Mangel an Unterſuchung zeugt: denn gerade in den Wurzeln ſieht man ſie am ſchönſten. *Velley's* Beobachtung über die Schraubengänge in den Tangarten fand der Vf. nicht beſtätigt: aber über den Bau der Mooſe, Flechten, Farrenkräuter und Palmen kommen hier ſehr belehrende Bemerkungen vor, die das beſtätigen, was Rec. bemerkt hat.

Den Splint hat Hr. *Tr.* nicht genau und unbefangen genug unterſucht: ſonſt würde er ihm nicht die wahren Schraubengänge abläugnen, die ſich nirgends als im Splint finden: ſonſt würde er nicht den Widerſpruch ſich erlauben, dem Baſt alle Schraubengänge abzuläugnen und doch aus demſelben den Splint entſtehn zu laſſen: ſonſt würde er nicht einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen falſchen und wahren Schraubengängen annehmen, der durch ſichere Beobachtungen widerlegt wird. Dieſe Irrthümer, zu denen er durch *Bernhardi* verleitet wurde, ſind ſchon bey der Anzeige der Schrift des letztern beleuchtet worden. Das Mark läugnet der Vf. den Wurzeln ab, worüber man ſich mit ihm verſtändigen kann, weil aus der gleichen Urſache auch in ältern Aeſten feſter Bäume das Mark verſchwindet, ohne von Anfang zu fehlen. Eben ſo leidet die Bewegung der Säfte in der Rinde auch eine andere Deutung, wenn man *Mirbel's* neueſte Lehre von der Bewegung des *Cambium* damit vergleicht.

Die Kupfer ſind vortrefflich, und machen einzelne Gegenſtände ganz ungemein deutlich.

PARIS, b. Schöll: *Monographies des Melaſtoma* et autres genres de cèt ordre: par *Alex. de Humboldt* et *Aimé Bonpland*. I. Livr. 1806. fol. max.

Wie alle Theile der Naturgeſchichte durch den Aufenthalt des Hn. *v. Humb.* in Amerika an neuen Entdeckungen gewonnen haben: ſo ſcheint die Botanik ganz vorzüglich dadurch bereichert worden zu ſeyn. Aufser der Sammlung tropiſcher Gewächſe hat der edle Vf. auch dieſe Monographie unternommen, welche eine ſehr reiche und ſchöne Familie von Gewächſen begreift, deren Gattungen nicht einmal bisher ſicher beſtimmt waren. Denn *Rhexia* und *Melaſtoma*, weniger durch die Zahl der Staubfäden, als durch die Form der Frucht (bey erſterer eine Kapſel, und bey letzterm eine Beere) unterſchieden, waren ſo häufig verwechſelt worden, daſs nicht einmal die Normalart: *Melaſt. Malabathrum*, den Gattungscharakter hatte. Die Hrn. *v. Humb.* und *Bonpland* fanden über 150 Arten, die ſie auf das ſorgfältigſte unterſuchten, und vermittelſt des Gebrauchs der groſsen Sammlungen in Paris beſtimmten. Sie rühmen auch *Richard's*, der ſich acht Jahre in Amerika aufhielt, Bereitwilligkeit, und die Kunſt der Hrn. *Turpin* und *Poiteau*, die, Maler und Botaniker zugleich, dieſe Pflanzen mit unübertrefflicher Sorgfalt und Schönheit dargeſtellt haben. Da man die Blattrippen als das vorzüglichſte Unterſcheidungszeichen der Arten anſieht: ſo geben darüber die Vff. Regeln an, die ſie bey den Kunſtausdrücken befolgten.

Die in dieſem Hefte vorkommenden Arten ſind: *Melaſtoma aploſtachya, foliis lanceolatis trinerviis*

viis integerrimis supra glabris, subtus exilissimo tomento rufidulis, spica terminali simplicissima. Von den Ufern des Orinoko. *M. setinodis, nodis setaceo-ciliatis, foliis oblongo-ovalibus spinuloso-ferratis quinquenerviis, imis nervis barbatis, racemo terminali, floribus confertis dodecandris.* Vom Berge Quindiu. *M. capitellata, foliis ovalibus serrulatis, supra subpapilloso-hirtis septemnerviis, racemis axillaribus, floribus capitellatis.* Mit *M. agrestis Aubl.* verwandt, aber vorzüglich durch den Blüthenstand unterschieden. Von den Ufern des Magdalenenflusses. *M. octona, foliis cordatis septemnerviis bulloso-reticulatis hirtis, racemis laxis, calyce 8dentato, staminibus 16, bacca 8loculari.* Auf dem Quindiu. *M. laura, foliis oblongo-lanceolatis quinquenerviis, racemo terminali, ramulis fessilibus secundifloris, calycis glabri laciniis lauro-ciliatis.* Eben daher.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weimar, im Verl. d. L. Industrie-Compt.: *Des Freyherrn v. Erdmannsdorf architektonische Studien*, in Rom gezeichnet und zur Uebung für Bau- und andere Werkzeichenschulen bestimmt. 1805. Mit 24 Kpfrtaf. u. 1 Blatt Vorerinnerung. gr. Folio. (6 Rthlr.)

Nicht allein gute Muster für Anfänger, welche sich im Architekturzeichnen üben wollen, sind diese Studien, sondern sie können auch gebildeten Künstlern sehr nützlich werden, weil der für die Kunst zu früh verstorbene *v. E.* mehr als gewöhnlichen Fleiss und Sorgfalt auf dieselben verwendete, unstreitig auch die erforderlichen Kenntnisse und Kunstfertigkeit besafs. Wir fügen noch hinzu, dafs die Kupfertafeln mit festen kräftigen Strichen ausgeführt sind. Einiges ist blofs durch Umrisse angedeutet, manches andere empfing Licht und Schatten, so viel die Deutlichkeit zu erheischen schien, doch allemal ohne Ueberflufs von Strichen, ohne gekünstelten Effect. — Eine nähere Anzeige des Inhalts der Kupfertafeln wird Sachkundige noch mehr von dem Geschmack des Vfs. und der Brauchbarkeit seines Werks überzeugen. Tab. I. II. und III. stellen Gebälke und Capitale von den Tempeln des Jupiter Tonans und Jupiter Stators in Rom dar; nebst verschiedenen schön verzierten Kragsteinen im Hofe des Palastes Mattei. Tab. IV. u. V. die Ruine vom Marstempel im Forum des Nerva, auch die Verzierungen der Decke daselbst. Tab. VI. vier antike Rosetten im Kloster der Madonna del popolo, und eine Patera aus dem Friese des Tempels des Jupiter Tonans. Tab. VII — X. verschiedene Theile vom Theater des Marcellus. Tab. XI. Gebälke und Fufsgesims in der Kirche der Madonna del popolo, Architectur von Raphael. Tab. XII. ein zweytes Gebälk eben daher, und das Fragment eines schönen antiken Gebälkes zu Albano. Tab. XIII — XVI. betreffen den Triumphbogen des Titus. Tab. XVII u. XVIII. den Triumphbogen des Trajan am Hafen zu Ancona. Die noch übrigen sechs Tafeln sind mit Grund- und Aufrissen verschiedener Theile des Farnesischen Palastes angefüllt. Die lesenswerthe Vorerinnerung beurkundet nicht weniger als die gezeichneten Studien den Geschmack und die gründlichen Einsichten des Urhebers dieses Werks.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Freyberg*, b. Gerlach: *Dankbare Erinnerungen an unsern verewigten M. Daniel Gotthold Sof. Hübler*, Conrector am Gymnasio zu Freyberg, im Namen vieler seiner Schüler; nebst einem herzlichen Glückwunsch für dessen würdigen Nachfolger Hrn. *K. G. Schelle*, niedergeschrieben von M. *Chr. Gottl. Flade*, drittem Lehrer am Gymnasio. 1805. 29 S. 8. (3 gr.) — Der sel. *Hübler* ist dem Publicum durch seine historischen, mit verdientem Beyfall aufgenommenen, Arbeiten noch in zu vortheilhaftem Andenken, als dafs ihm nicht einige Nachrichten von demselben angenehm seyn sollten. Diese hat uns ein dankbarer, und seines trefflichen Lehrers würdiger Schüler, Hr. *Flade*, mitgetheilt, und man hat Ursache, ihm dafür zu danken. Wahrheit und Gefühl sprechen sich in diesen Erinnerungen sehr deutlich aus. Man lernt den guten und gelehrten und Menschen kennenden *Hübler* eben so sehr daraus schätzen, als man den geübten Schulmann lieb gewinnt, und man bedauert es mehr als einmal bey der Lectüre dieser anziehend geschriebenen Notizen und Betrachtungen, dafs es dem Vf. nicht gefallen oder rathsam geschienen hat, etwas Mehreres von der Art, wie der Verstorbene sich gebildet hat u. dgl. beyzufügen. Auch würde eine kleine Sammlung seiner ins gröfsere Publicum nicht gekommenen Aufsätze gewifs eine dankenswerthe Beylage gewesen seyn. Man erfährt nicht einmal, wann der sel. *Hübler* geboren und gestorben sey u dgl. Einen Auszug erlauben übrigens diese Erinnerungen nicht. Befremdend schien es Rec., dafs der sel. *Hübler*, ungeachtet der so sehr verdienten und allgemeinen Achtung, welche derselbe diesen Erinnerungen nach in Freyberg genofs, doch nie hinauf rückte. Da dieser Gedanke vermuthlich mehrern auswärtigen Lesern auffallen wird: so wäre es gewifs sehr gut gewesen, wenn der Vf. hierauf seinen Blick zu richten nicht unterlassen hätte. Auch hätten wir gern gesehen, dafs der Vf. uns die Formel, nach welcher derselbe handelte, und die er dem Vf. anvertraute, mitgetheilt, und, wenn sie der Vertheidigung bedurfte, weiter aus einander gesetzt hätte. Er sagt S. 14: „die Formel, nach der er handelte, hat er mir anvertraut. Mein Verstand bewundert sie; aber vielleicht verstand nur er sie zu befolgen. Ich spreche sie nicht aus, man versteht sie nur als mehrjähriger Schulcollege, und wird sie ohne Naturanlage nie so befolgen, dafs man zwischen dem Mehr oder Weniger selbstständig und ohne Verirrung von der höchstfeinen Linie hindurch gelangte." Wozu dient diefs dem Leser? — Der sehr gut gerathene Glückwunsch an den Hn. *Schelle* besteht in einer dem letztern gewifs sehr schmeichelhaften Vergleichung mit dem sel. *Hübler*, dessen Nachfolger derselbe geworden ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. Januar 1807.

PADAGOGIK

ALTONA, b. Hammerich: *Fragmente über Menschenbildung, von Ernst Moritz Arndt.* 1805. *Zwey* Theile. 286 u. 285 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Man würde Unrecht haben, sich durch den Ausdruck „Fragmente" verleiten zu lassen, hier nur einzelne Bemerkungen oder ganz abgerissene Stücke zu erwarten. Wir erhalten vielmehr eine äusserlich zusammenhängende Uebersicht der merkwürdigsten Stufen des bildungsfähigen Alters, die nur deswegen jenen bescheidenen Titel führt, weil der innere Ausbau des Systems mehr angedeutet als ausgeführt ist.

Der Vf. erklärt sich mit grosser Energie und Wärme gegen die Missbräuche und Fehler der herrschenden Erziehungsweise. Die Erziehung soll nur negativ seyn, soll der freyen Entwicklung der Natur Platz machen; alles Bilden und Erziehen im positiven Sinne ist Frevel, — dies ist der Grundgedanke. Alle Gewaltthätigkeit gegen die Natur, sowohl das Eingreifen in das heilige Gemüth des Kindes durch willkürliche Reizungsmittel, wodurch frühe Entzweyung des Menschen mit sich selbst und mit der Welt verursacht werde, als auch die willkürliche Zügelung des jugendlichen Naturtriebes in seinen freyen Aeusserungen, wird mit Kraft und Wärme bestritten. „Erziehung, Erziehen, Bilden (heisst es S. 41.) sind schlimme Worte, nicht durch sich selbst, sondern durch die Bestimmtheit der Bedeutung, die sie einmal fast in allen Sprachen haben, und die sogleich mit ihnen kommende Erinnerung an das Verfahren, welches sie bezeichnen. Sie bedeuten nämlich jetzt alle mehr oder minder eine Art fremder Willkür, eifriger nach einem bestimmten Ziele hinstrebender Thätigkeit, ein abgemessenes Eingreifen, wodurch man das junge Menschenwesen zuerst fühlen lässt, dass seines Gleichen ausser ihm auf der Welt sind, und nicht umsonst darauf seyn wollen." Und S. 71.: „Man hat lange gemeynt, und meynt es noch zu sehr, der Mensch sey nicht herrlich und göttlich durch das, was er nur sey, sondern allein durch das, was er aus sich gemacht habe." — Mit dieser Ueberzeugung betrachtet nun der Vf. den jungen Menschen, wie er behandelt wird und wie er behandelt werden sollte. Vorerst aber bestimmt er sich seinen Gegenstand genauer. Obgleich er nämlich überzeugt ist, dass es allgemeine Ursachen und Grundsätze aller Menschenbildung geben müsse: so glaubt er doch diese Allgemeinheit der Bildungsgrundsätze nicht für alle Menschen aller Klimate gültig. Er schliesst erstlich die Bewohner der kalten Zonen und der heissen Gegenden der Erde, als der Naturnothwendigkeit unterworfen, von den Menschen aus, nach denen eine humane Bildung beurtheilt werden soll. Die Erfahrung lehre, dass die thätigsten, gebildetsten und glücklichsten Menschen von je her zwischen dem 25 bis 60sten Grade nördlicher und südlicher (?) Breite wohnten. Die Bewohner dieser Gegenden seyen demnach bildbar, doch nicht alle so glücklich, gebildet werden zu können, indem die harten und frühen Arbeiten der Kinder des Taglöhners und des Handwerkers zwar nicht die Anlagen und Fähigkeiten zur höhern Humanität zerstören, aber die Ausbildung derselben hindern. Darum richtet der Vf. seine Lehren an solche Aeltern, die ihre Kinder im Ueberfluss und ohne Mühseligkeit aufwachsen lassen, ihnen eine freye Erziehung geben können. Unter diesen schliesst er wieder die von hohem Reichthum und hervorragendem Stande aus; weil da Verderben und Schwäche selten weit sey. Er nimmt sich „eine gesunde Familie, mit den gewöhnlichen menschlichen Kräften und Anlagen ausgerüstet und begabt, und so weit frey von den drückenden Banden der Noth, dass Zärtlichkeit, Familientheilnahme, Sorge und Denken für das künftige Leben, Schonung der zarten jugendlichen Kräfte in ihr aufkeimen und bewahrt werden können." Nachdem auf diese Weise die Sphäre des äussern Lebens bestimmt worden ist, worin sich das Kind, dessen Entwicklung der Vf. zusehen will, bewegen soll: so führt er nun die Verkehrtheiten der gewöhnlichen Behandlung desselben in einer langen Reihe vor unsern Augen auf.

Zuerst wirft der Vf. ein klares Licht auf die Unnatürlichkeit des an einigen Orten noch immer herrschenden Ammenwesens, und redet mit Gefühl von der liebevollen Pflege der Mutter, die der Natur getreu geblieben; er zeigt dann die Nothwendigkeit der Entfernung heftiger Reize in den ersten Monaten des Lebens; schilt mit Recht die Gewohnheit, dem heranwachsenden Kinde vieles erklärend vorzuschwatzen, es zu necken, zu erschrecken, ihm zu schmeicheln, und vertheidigt die Kindesnatur gegen die Vorwürfe der Eitelkeit, des Eigensinnes, der Gierigkeit und der Gefühllosigkeit, mit vortrefflichen Bemerkungen über die Bedeutung scheinbarer Sonderbarkeiten mancher Kinder. Darauf redet er von dem Bedürfnisse der Kinder, aus dem Munde der Mutter Erzählungen und Fabeln zu hören, als den einzigen Unterricht in den ersten sechs Jahren; auch von der Nothwendigkeit

keit des Lebens in der freyen, lebendigen Welt, und den ſchädlichen Folgen des Stubenlebens, wobey zugleich vortrefflich von den Einwirkungen der Naturerſcheinungen auf die empfängliche Seele des Kindes gehandelt wird, und wie die Aeltern, ohne Leidenſchaftlichkeit und ohne poſitive Zucht, dem Kinde als ein Ebenbild der Naturnothwendigkeit erſcheinen ſollen. Endlich ſehr gut vom Gehorſam, nicht aus Hülfloſigkeit und Dankbarkeit, ſondern aus der Anerkennung des, niemals willkürlichen, älterlichen Willens, als eines Naturgeſetzes. Alles dieſes bezieht ſich auf die fünf oder ſechs Jahre der Kindheit, in welchen „Mutterherz, Mutterliebe, Muttermund der Mittelpunkt des Lebens iſt." — „Mit dem Anfange des ſechsten, ſiebenten Jahres löſt ſich der Sprößling mehr von ſeinem Stamm, und fängt an, eigne Wurzeln in den Erdboden zu ſchlagen." Das Knabenalter, vom ſechsten bis zum vierzehnten Jahre, beginnt, „die Zeit der gröſsten Erregbarkeit und Beweglichkeit des jungen Menſchen." In den Betrachtungen über die Behandlungsweiſe dieſes Alters iſt die Entgegenſetzung des Vfs. gegen alle poſitive Erziehung deſto auffallender, je mehr gerade in dieſer Zeit an der Bildung der jungen wilden Natur gearbeitet wird. Er behauptet, daſs dieſes Alter das leichteſte, das gefahrloſeſte und dem Verderben am wenigſten ausgeſetzt ſey, und beweiſt dieſe Behauptung. Er nennt Leichtigkeit und Leichtſinn, volle Unbefangenheit, Bedürfniſsloſigkeit, Liebloſigkeit den Charakter des Knaben, und will, daſs man ihm denſelben laſſe. Aller Zwang, alles abſichtliche Eingreifen in dieſe unſchuldige, göttliche Natur, iſt ihm Sünde und Teufeley. Wer dem Vf. auch nicht in der Hauptanſicht beyſtimmt, muſs ihm doch mehrentheils in dem Tadel einzelner Verkehrtheiten, z. B. der weinerlichen Behandlung des Knaben, um ihn gefühlvoll zu machen, oder der convenienzmäſsigen Abrichtung durch abſichtliche Körperübungen, vollkommen Recht geben. Die Wiedereinführung der *Pädagogie*, im Sinne der Alten, welche der Vf. vorſchlägt, um die Knaben in ihrem wilden Naturleben vor Verletzungen ihrer Geſundheit und fremden Eigenthums zu hüten, ſcheint uns beſonders deswegen nicht ſo leicht zu ſeyn, als ſie hier vorgeſtellt wird, weil ſich die Diener von dem Verſtande und den Sitten, die zu dieſem Amte erforderlich wären, ſelten finden dürften. Es lieſs ſich erwarten, daſs der Vf., in Beziehung auf den Unterricht dieſes Alters, alles Uebereilen, alles Anſtrengen, alles frühzeitige Klug- und Gelehrtmachen verwerfen; vielleicht aber nicht, daſs er *allen* ſchulmäſsigen Unterricht bis zum vierzehnten Jahre für überflüſſig erklären würde. Zwar ſchwebt ihm ein Ideal der Jugendbildung vor, welches darauf hinauskommt, dem Knaben, welchem ſich die Welt lebendig darſtellt, auch im Unterrichte ein *lebendiges* Wort zu geben, d. h. ein ſolches Wort, welches ihm die Welt lebendig vorhält in *Fabel und Wunder*. Er meynt (im Anfange des *zweyten* Theils, wo dieſe Materie von neuem erörtert wird), daſs dieſem Ideal gemäſs, nämlich „als lebendig, immer mythiſch, immer mit dem All ſich verbindend, immer einzeln und doch in einem allgemeinen Geiſt ohne alle beſtimmte Form, ſich dem Knaben hinſtellen laſſe: *Naturgeſchichte, Geographie und geographiſche Menſchengeſchichte, Geſchichte, wie ſie ein Herodot erzählt, Mathematik nach den erſten Maaſs- und Zahlverhältniſſen, Sprachen.*" Dieſes alles ſoll nicht getrennt gelehrt werden, ſondern mit einander; „der Unterricht ſoll nicht erſcheinen als Unterricht, mit einer Doctormiene, mit einer berunzelten und beſtäubten Sibyllenſtirne, die Kleinen erſchreckend, kommen, ſondern ſoll kommen als Spiel, als Fabel in Einfalt, und ſo zum Kinde werden mit den Kindern und ihnen alles hineinſpielen in das weite, unendliche und unverwelkliche Leben, welches ſie noch haben." Iſt aber ein ſolcher Unterricht nicht zu haben: ſo bleibt, nach ſeiner Meinung, der Knabe am beſten ohne allen beſtimmten Unterricht. Nach der Anwendung, welche der Vf., um ein Beyſpiel zu geben, von ſeiner Theorie des Knabenunterrichts unter dem Artikel *Java* oder *Borneo* macht, finden wir zwar die Gewohnheit beſſerer Unterrichtsanſtalten nicht ſo ſehr im Gegenſatze mit ſeinem Ideale, als ihm zu dünken ſcheint; doch läſst ſich nicht läugnen, daſs gerade diejenigen Lehrer, denen es Ernſt iſt, gründlich zu unterrichten, dieſe Gründlichkeit noch oft hauptſächlich in eine allzu genaue Anordnung und Vereinzelung des Stoffes ſetzen. Ihnen mag frommen, was hier darüber geſagt wird. Die Sache einer tiefern Erwägung iſt die, ſeine Grundanſicht der Welt und des Menſchen enthüllende, Klage des Vfs. über die Zerſtückelung des lebendigen Daſeyns, beſonders über die Entzweyung des Menſchen in Leib und Seele, die er dem Unterricht der drey letzten Jahrhunderte zur Laſt legt (S. 227—231.). Auch verdient die Prüfung des Grundſatzes: *Es iſt gleichgültig, an welchem Stoff man im Unterricht die Knaben übt, nur übe man ſie ſo, daſs ſie alles ſelbſt produciren*, — beachtet zu werden, ob ſie gleich ſelbſt von einer einſeitigen Anſicht ausgeht. Was zum Schluſſe über *Peſtalozzi's* Lehrart geſagt wird, mögen diejenigen bedenken, die pedantiſch die Form ſeiner Elementarbücher auf jeden Stoff anzuwenden verſuchen. — Dann über *Sitte, Religion, Zucht* (von S. 31. Th. 2.). Der Vf. will kein poſitives Eingreifen in das junge Leben, kein Meiſtern des Inſtincts, der jedem Menſchen, als die Wurzel aller ſeiner Triebe, gegeben iſt. Er will Sitte, als die „allgemeine, menſchliche Uebung und Fertigkeit des Guten und Schönen, die unter dem einen Volke dieſes, unter dem andern jenes Gewand annimmt, worin aber jedes Volk das Beſte und Menſchlichſte ſeines Charakters eingeſchloſſen meynt." Aber dieſe Sitte könne nicht gelehrt werden. Er will Religion für den Knaben, indem man ihn nämlich in allen Dingen einen göttlich wirkenden, geheim verbindenden, lebendigen Geiſt ſehen läſst u. ſ. w., aber keine Wortreligion. Er will Zucht und Strafe, aber keine Leidenſchaftlichkeit, keine Willkür im Strafen. Die Strafe muſs zur Naturnothwendigkeit werden; darum, und aus andern Gründen, die wohl nirgends ſo eindringlich und erſchöpfend zuſammengeſtellt ſind,

wie

wie hier, soll die Ruthe, der Stock, die Hand nicht strafen. Der Vf. beschliefst seine Erörterungen über die Behandlungsweise des Knabenalters, indem er sich mit guten Gründen wider die seit *Basedow* herrschend gewordene *Abhärtungsmethode* erklärt. Er will einen starken und gesunden Leib, aber er ehrt auch in dieser Hinsicht die Natur, welche keine Ueberspannung, sondern den stillen und verborgenen Gang der Entwicklung liebt.

Der Vf. kommt auf das Jünglingsalter. Den Knaben will man ziehen, den Jüngling läfst man frey, — er tadelt dieſs als verkehrt. „Hier soll die Zucht beginnen, sagt er, vom vierzehnten bis zum zwanzigsten Jahre *ist die Zeit* der vollen Disciplin." Er erklärt sich bald genauer, dafs er darunter kein Ersticken und Dämpfen, sondern nur das Bewahren der Triebe des Jünglings verstanden wissen will. Nach *Plato* läfst er die Bildung desselben in *Gymnastik*, der Bildung des Leibes, und *Musik*, die Bildung der Seele, bestehen. Beide müssen in gleichmäfsiger Uebereinstimmung stehen. Denn, „wenn die gymnastischen Uebungen überwiegen: so wird der Mensch leicht zu roh und ein trotziger Barbar; wird die Musik mehr als recht geübt: so erschlafft das Gemüth, und der Leib wird mit ihm verweichlicht und entnervt." Vor zwey Abwegen, worauf gerade die edleren Naturen am leichtesten gerathen, soll durch diese vereinigte Bildung der Jüngling bewahrt werden, ein *Wüstling* oder ein *Phantast* zu werden. Von der Musik, in jenem, Platonischen, Sinne, wird nicht ausgeschlossen *Musik in engerm Sinne*, wofern sie nur, was die Alten für die Jugend wollten, das Einfache und Natürliche der Töne, den ruhigen, männlichen Schritt des Taktes, *die Eurythmie* und Harmonie, begreift; aber nicht die weichen und üppigen Töne der Liebe, des Taumels, der Zärtlichkeit. Hauptsächlich aber wird für die Musik in jenem höhern Sinn verlangt: *die griechische und lateinische Sprache, die alte Geschichte und Geographie im weitesten Umfange, die grofsen Grundlehren der mathematischen Wissenschaften, der Geometrie, Astronomie, Physik, die grofsen Umrisse der neuern Geschichte.* Mit Wärme wird gezeigt, wie insbesondere die griechische Sprache, und die alte Geschichte, so gelehrt, wie die alten Geschichtschreiber selbst das Muster geben, seelenbildend für den Jüngling werden müsse. Unter der Gymnastik für den Jüngling versteht der Vf. *absichtliche* Uebungen des Leibes, wie sie für unsere Zeit und unser Klima passen; insbesondere, die Fechtkunst auf Hieb und Stofs, das Springen und Wettrennen, auch das Werfen mit dem Speer, dem Diskus und der Schleuder, welches nützlich aus dem Alterthum wieder eingeführt werden könnte; endlich das Schwimmen, Schiefsen, Reiten und Tanzen. Gute Bemerkungen über Convenienz, Ehre, Charakter, Freundschaft, Liebe, oder vielmehr statt der Liebe über die Natur des Weibes im Gegensatze gegen den Mann betrachtet, machen den Beschluſs des Buches.

Man sieht, das Buch enthält viel vortreffliche *Principien*, gegen die Gebrechen der gewöhnlichen Erziehung gerichtet. Auch wir stimmen mit dem Vf. überein in der Ansicht der Welt und des Menschen, die seinen Erziehungslehren zum Grunde liegt. Auch wir haben die Idee des einen, ursprünglichen, Alles erfüllenden Lebens; auch wir nehmen die Natur als die Gesammteinheit des lebendigen Daseyns, und betrachten den Menschen in Hinsicht auf seine Bildung als in derselben stehend oder begriffen. Auch in der Anwendung dieser Ansicht auf die Behandlung des jungen Menschen sind wir gröfstentheils der Meinung des Vfs. Aber bey dieser Anwendung scheint er sich zu sehr den herrschenden Erziehungsfehlern unserer Zeit entgegengestellt zu haben, als dafs uns seine Schrift eine ganz freye Ansicht des Wesentlichen der Menschenbildung gewähren könnte. Durch diese Entgegensetzung hat seine Darstellung die Einfalt eingebüfst und ist widersprechend geworden; die Idee der Erziehung erscheint, bis auf wenige Andeutungen, nur negativ. Und doch beweisen eben diese Andeutungen, dafs sich der Vf. der Idee der Erziehung im positiven Sinne bewufst war, und nur durch die überwiegende Rücksicht auf die gemeine Gewohnheit zu der negativen Darstellung und zum Bestreiten der positiven Bedeutung dieser Idee veranlafst wurde. So bald man, ohne diese vorherrschende Rücksicht auf die Gewohnheiten unseres Zeitalters, über das Leben und die würdigste Erscheinung desselben nachdenkt, stellt sich unwidersprechlich, wenn auch nur geahndet, unserm Geiste die Idee einer Erziehung im höchsten, allerdings positiven, Sinne des Wortes dar. Die Nothwendigkeit der positiven Erziehung läfst sich auch auf folgende Weise zeigen: So bald wir uns irgend ein bestimmtes Leben, wie das menschliche, denken, müssen wir zugleich die Fähigkeit und das Bedürfniſs desselben einsehen, gebildet, d. h. erregt zu werden, damit es werde, was es werden kann und soll. Es fragt sich nun, ob das Kind in dieser Hinsicht der Natur und dem Zufall überlassen werden soll. Der Natur? Allerdings! wenn nur das, was unsere Kinder umgiebt, Natur wäre: denn auch wir denken unter Natur nicht das Chaotische und Rohe. Aber wer könnte dieſs von unsern Umgebungen behaupten? Selbst auf dem Lande wird das Kind seltner und schwächer von der lautern Natur, als von der Willkür des Menschen gereizt. Wir fragen also richtiger: Soll die Erregung des Kindes dem Zufall überlassen bleiben? Aber die Erregung des Zufalls ist ohne Verstand; sie ist bald zu schwach, bald zu heftig, und wird, auch im glücklichsten Falle, ein Mifsverhältnifs in die Entwicklung bringen. Deswegen, könnte man sagen, soll das, was der Mensch in der Erziehung thut, darin bestehen, das Unzweckmäfsige in der Erregung der zufälligen Umgebung des Kindes abzuhalten, und deswegen nennen wir die Erziehung negativ. Dieſses Abhalten aller schädlichen Reize, antworten wir, ist allerdings ein Hauptstück der Erziehung; es wird viel geleistet, wo es gelingt: aber es ist nicht hinlänglich. Selbst in der vorliegenden Schrift wird dieſs erkannt, wenn S. 254. des *ersten* Theils gesagt wird: „Die Natur

Digitized by Google

tur ist die ganze, volle Lehrerin, und füllt diese schöne Knabenzeit schon aus; *nur wo Lücken, oder besser, wo kleine Pausen sind, da greife der Mensch ein, aber nicht anders, als die Natur es macht.*" Das heifst mit andern Worten: Der Mensch darf eingreifen in die Entwicklung des Kindes, er darf erziehen, wenn er es nur der Natur gemäfs thut. Diese Angemessenheit zur Natur setzen wir, gewifs mit Einstimmung des Vfs., darin, erstlich, dafs der Erzieher dem Kinde nichts Fremdes aufdringe, sondern die Eigenthümlichkeit desselben achte; zweytens, dafs er stufenweise, dem jedesmaligen Bedürfnisse gemäfs, und nicht disharmonisch reize. Was aber seinen Bemühungen Inhalt und Einheit giebt, kann nur der positive Zweck seyn, zu bewirken, dafs es nicht blofs bey der Möglichkeit der Erscheinung des ursprünglichen oder göttlichen Lebens in dieser individuellen Form, die sich ihm in dem Knaben darbietet, bleibe, sondern dafs die Erscheinung des göttlichen Lebens zur Wirklichkeit gelange. Bey dem Bestreben, dieser höchsten Aufgabe der Erziehung Genüge zu leisten, wird er der Natur getreu bleiben, wenn ihn Vernunft und fortdauernde Beobachtung des Kindes leiten: jene, um die Idee des ursprünglichen, wahrhaft freyen, Lebens festzuhalten; diese, um die Eigenthümlichkeit des Kindes zu erkennen, als die bestimmte Form, in welcher sich hier jenes Leben offenbaren wollte. Durch eine solche Erziehung wird der Mensch nicht von der Natur abgerissen, sondern wird Eins mit ihr mit Bewufstseyn. Ohne Bewufstseyn mit der Natur Eins zu seyn, würdigt zwar den Menschen nicht herab, ist aber bey unsern Umgebungen, bey dem Grade und der Art unserer Cultur, nicht mehr möglich. Darum eben soll die vollendete, harmonische, absichtliche Bildung den Menschen zur Natur zurückführen, von welcher ihn die einseitige, zufällige entfernte. Mag dieser Zweck der gewöhnlichen positiven Erziehung auch nur sehr dunkel vorschweben: so ist es doch eine auffallende Erscheinung, dafs wir in dem Mittelstande, worin gerade am meisten erzogen und gebildet wird, noch die meisten natürlichen, kindlichen Menschen antreffen. Damit wollen wir nicht läugnen, dafs der Gedanke der positiven Erziehung viel Unheil stiftet, indem er Manchen verleitet, seine persönliche Eigenthümlichkeit für Vernunft und Natur zu nehmen und sie der wahren Natur aufzwingen zu wollen; durch einen solchen Mifsverstand oder Mifsbrauch wird aber die Idee selbst nicht als falsch oder unausführbar verwerflich.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Levrault u. Schöll: *Le botaniste sans maître*, ou manière d'apprendre seul la Botanique, au moyen de l'instruction commencée par *J. J. Rousseau*, continuée et completée dans la même forme, par M. de C. 1805. 297 S. 12. m. 6 Kpfrn. (20 gr.)

Die berühmten Rousseau'schen Briefe erscheinen hier in einem wiederholten Abdruck und mit einer Fortsetzung von einem ungenannten Schweizer. Diese Fortsetzung erreicht freylich nicht die schöne Sprache und die Lebendigkeit des Vortrags, die dem unsterblichen Bürger von Genf eigen waren: aber sie enthält doch manche gute Belehrung über Gegenstände, die Rousseau übergangen hatte. Die Nektarien, worüber Rousseau (im *vierten* Briefe) mit wenig Worten so viel gesagt hatte, werden zuerst beleuchtet; aber der Fortsetzer verkennt ihren Nutzen ganz, und äufsert sich dabey über das Geschäft der Befruchtung auf eine so unzarte Weise, dafs er diese Briefe wenigstens keinem Frauenzimmer widmen dürfte. Dann folgt eine Einleitung ins Linné'sche System, die ganz verständlich ist, aber auch keine besondern Aufklärungen enthält.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Danzig*, b. Troschel: *Uebersicht der vortheilhaftesten Behandlung und Benutzung der preufsischen Weidenarten.* Von *Sören Björn*, Königl. Pr. Ober-Plantagen-Inspector u. s. w. 1804. 45 S. 8. (5 gr.) — Diese nach praktischen Grundsätzen abgefafste Abhandlung zerfällt in folgende *fünf* Abtheilungen: 1. Weiden, die in die Höhe wachsen mit geraden Stämmen oder Schaften, und die am besten an Wege, Gräben und Weideländereyen zu pflanzen sind. Hieher rechnet der Vf. die weifse Weide, die Sprockweide, die Saalweide, die mandelblätterichte Weide und die gelbe Weide. Diese Weiden sollen wenig geköpft werden, indem dadurch der Stamm leidet und früher eingeht, auch weniger Klafterholz giebt, als wenn er viel geköpft wird. Dann zeigt der Vf., wie die Weiden gesetzt und behandelt werden müssen, wenn sie gedeihen sollen, der Stamm lange Zeit ausdauern, geköpft, nicht so bald hohl und faul werden, und am Ende, wenn der Stamm endlich abstirbt und gerodet wird, viel Brennholz geben kann. Die weifse Weide wird als die beste zu dieser Absicht empfohlen, weil sie eine ziemlich geschlossene Krone bildet und sehr lange gerade Zweige in die Höhe treibt. — Zur *zweyten* Klasse werden die Weiden gezählt, die in Forsten als Baumholz der dritten Gröfse vorkommen, wohin vorzüglich die Saalweide und die grofse Werftweide gezählt wird. — Die *dritte* Abtheilung begreift die Buschweiden in den Brüchen und Sümpfen, als: die kleine Werft, die Lorbeerweide, die Mattenweide, die kriechende Weide, die Moorweide, die schmalblätterichte Moorweide. — Die *vierte* Abtheilung enthält die Buschweiden an den Ufern, Gräben und Bächen; diese sind: die Bandweide, Buschweide, Purpurweide, Bachweide, babylonische Weide u. s. w. Hiebey wird der Art, wie diese Weiden am besten erzogen und gepflanzt werden, gedacht. — In der *fünften* Abtheilung sind die Sandweiden, nämlich die graue, die braune und die kleine Sandweide, aufgenommen worden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. Januar 1807.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Bemerkungen auf einer vorzüglich in landwirthſchaftlicher Hinſicht im Sommer 1801. durch einen Theil von Schwaben, des Elſaſſes, der beiden Rheiniſchen Kreiſe, dann Ober- und Niederſachſens angeſtellten Reiſe*, mit beygefügten Notizen über verſchiedene Natur-Gegenſtände, Kunſt-Producte, polizeyliche Anſtalten und Anlagen u. ſ. w., von *Karl Cranz*, Königlich Preuſsiſchem Oekonomie-Commiſſär. 1805. *Erſter* Theil. 173 S. *Zweyter* Theil. 146 S. 8. mit zwey Kupfern, (2 Rthlr.)

Lieſt man den Titel dieſes Buches, eines durch Aufſätze in periodiſchen Schriften bekannten Oekonomen: ſo freuet man ſich, doch endlich einmal ein Werk erſcheinen zu ſehen, das eine Schilderung des landwirthſchaftlichen Zuſtandes der genannten deutſchen Länder erwarten läſst. Aber ſchon der bloſse Anblick des Buches iſt dieſer Hoffnung nicht günſtig; *zwey* dünne Bändchen können den reichhaltigen Gegenſtand nicht erſchöpfen; ja bey näherer Bekanntſchaft mit denſelben findet man, dafs der Vf. allzuhäufig von ſeiner Perſon, ſeinem Pferde, dem Gange ſeiner Reiſe, ſeinen Reiſebegebenheiten und Reiſebekanntſchaften ein Detail einmiſcht, das für niemand Werth haben kann; dafs er Notizen einflicht, die aus dem magerſten geographiſchen Abriſſe auch dem Schüler bekannt ſeyn müſſen; dafs er öfters höchſt unbedeutende Kleinigkeiten und ſehr gemeine Anekdoten (z. B. B. 1. 104.) beybringt; dafs er nicht ſelten, das gerechte Selbſtgefühl des Maſses ſeiner Kräfte verkennend, aus ſeiner eigentlichen Sphäre, der niederen Landwirthſchaft, heraustritt, und ganz treuherzig ſeine Meinung über Dinge mittheilt, die ihm fremd ſind, und dafs er endlich, was das Landwirthſchaftliche anbelangt, häufig Sachen vorträgt, die jedem Kenner des Faches nothwendig bekannt ſeyn müſſen. Allerdings enthält dieſs Werkchen, da die Reichhaltigkeit des Gegenſtandes ſo vieles darbot, auch viele intereſſante Nachrichten, auf die wir zurückkommen werden. Sicher aber *würde* es in jeder Hinſicht ſehr gewonnen haben, wenn der Vf. den Raum, welchen jetzt unnöthige Abſchweifungen wegnehmen, für mehr intereſſante Bemerkungen aufgeſpart hätte. Denn jene Weitſchweifigkeit macht den Charakter der Dürftigkeit in dieſer Hinſicht nur noch fühlbarer, und wer ökonomiſche Reiſen aus dem Geſichtspunkte der *Arthur Young'ſchen* beurtheilt, wer den unerſchöpflichen und für den Leſer oft ermüdenden Reichthum an den vielſeitigſten landwirthſchaftlichen Bemerkungen kennt, die ſich dieſem Schriftſteller, wenn er auch nur ſechs Wochen, oder einige Monate auf der Reiſe war, ſtets in dem Maſse zudrängen, dafs er ſich mit Gewalt gleichſam von ihrer vollſtändigen Mittheilung zurückhalten muſs, dem muſs der Mangel an neuen Thatſachen und Urtheilen in dieſer Schrift bald auffallen. Dieſer Mangel kann zum Theil daher rühren, dafs ſo vieles, das dem Vf. auffiel, ſeine Aufmerkſamkeit vertheilte; zum Theil mag er aber auch in der Einſeitigkeit ihren Grund finden, welche ſeine landwirthſchaftliche Bildung angenommen zu haben ſcheint; indem er ſich am liebſten auf einigen ökonomiſchen Gemeinplätzen herumdreht, wohin die Wechſelwirthſchaft, die behackten Früchte in der Brache und ähnliche Modematerien gehören.

Des Vfs. Reiſe gieng über Schwäbiſch-Halle, Heilbronn, Ludwigsburg, Tübingen, Straſsburg, Biſchweiler, Raſtadt, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Worms, Pfeddersheim, Mainz, Frankfurt, Kronberg, Marburg, Kaſſel, Göttingen, Wittenburg, Hannover, Zelle, Braunſchweig, Magdeburg, Deſſau, Halle, Naumburg, Weimar, Erfurt, Gotha, Meinungen, Schweinfurt, Würzburg nach Crailsheim zurück. Auffallend iſt es vorzüglich, dafs der Vf., ein ſo groſser Verehrer der Engliſch-Deutſchen Wirthſchaft, ſo wenig Neues von derſelben bey Gelegenheit ſeines Aufenthaltes bey Hn. *Weſtfeld* zu Weende bey Göttingen, auf dem königlichen Probegute zu Wittenburg, bey Hn. *v. Hinüber* zu Marienwerder, und endlich bey Hn. *Thaer* in Zelle mitzutheilen weifs. Er ſcheint ſeinen Thaer ſo eifrig geleſen zu haben, dafs er auſser dem von dieſem verdienten Schriftſteller mitgetheilten, oder in den Niederſächſiſchen Annalen und ähnlichen Schriften enthaltenen, nichts ſieht. Hr. Thaer's Viehſtälle haben ihm ſo wohl gefallen, dafs er ſich durch die ſelbſtgemachte ſehr richtige Bemerkung, die meiſten Oekonomen würden ihre Einrichtung ſchon aus der vortrefflichen *Thaer'ſchen* Auflage von *Bergen's* Viehzucht kennen, nicht abhalten läſst, die ſechs Seiten lange Thaerſche Beſchreibung derſelben wörtlich abdrucken, auch eine Copie des dort befindlichen Kupfers ſeinem Buche beyfügen zu laſſen. Späterhin war der Eindruck, den eine Dampfmaſchine auf ihn machte, ſo groſs, dafs er ſich entſchloſs, eine ſechs Seiten lange Beſchreibung derſelben aus der Abhandlung:

lung: Kurze Beſchreibung des Schönebeckſchen Gradierwerkes und der dabey angelegten Dampfmaſchine von *Karl Schönbach* (Magdeburg 1800. 8.), wörtlich abgedruckt, und die zu derſelben gehörige Abbildung nachgeſtochen zu liefern. So verhält es ſich mit den zwey zum Buche gehörigen Kupfern, die es ganz unbefugterweiſe vertheuern. Von dem Theile der intereſſanten Magdeburger Landwirthſchaft, den man näher kennen zu lernen wünſcht, nämlich von den dortigen Bauernwirthſchaften, erhält man nur ſehr dürftige Nachrichten; dagegen hat der Vf. den groſsen Wirthſchaften der Oberamtmänner in dieſen Gegenden (die er eigentlich hätte vermeiden ſollen, da ſie nichts weniger als Modelle der eigentlichen Landwirthſchaft der Gegend ſind, und öfters auf Unkoſten derſelben betrieben werden), ſo viele Zeit gewidmet, daſs ihm keine mehr übrig blieb, um die intereſſanteſte Bekanntſchaft zu ſuchen, welche vielleicht in jener Gegend für ihn zu finden war, die des verdienten *Finke* zu Cöſitz im Anhalt-Cöthenſchen nämlich, der die echten Grundſätze über Veredlung der Schafzucht früher in Deutſchland bekannt machte, als ſie aus England her uns mitgetheilt wurden, und den der franzöſiſche Gelehrte *Laſteyrie*, auf ſeiner merkwürdigen, der Schafzucht wegen unternommenen, Reiſe beſſer zu würdigen wuſste. Konnte Hr. *Cr.* glauben, daſs es für irgend jemand Intereſſe haben könne, wenn er anführt, wie viele Aecker dieſer oder jener Oberamtmann unter dem Pfluge habe, wie vielo Kühe, Pferde u. ſ. w. er halte? S. 42. des *zweyten* Theiles iſt ihm ein ſchiefliegendes Tretrad ſo aufgefallen, daſs er folgende Beſchreibung deſſelben giebt: „weil kein Fluſs da iſt, an welchem die Mühle eingerichtet werden konnte, ſo lieſs er" (der Beſitzer des Hofes) „ein groſses in ſchiefer Richtung liegendes Rad erbauen, welches dadurch die ganze Mühle in Bewegung ſetzt, daſs 2—3 darauf angebundene Ochſen es durch ihre Schwere in Gang bringen, und darin erhalten, indem ſie, obgleich angebunden, immer mit den Füſsen treten." Gleiche Unbekanntſchaft verräth der Vf. S. 78. deſſelben Theiles bey der Beſchreibung einer der bekannten Kloſter-Bergenſchen Dreſchmaſchinen, die ſeit Hähn's Zeiten ſo vielfältig nachbeſchrieben und nachgebildet worden ſind.

Nur ſo viel der Kürze wegen zu einiger Begründung unſeres Urtheiles, und nun noch die verſprochene Anzeige des Intereſſanteſten aus beiden Theilen, nach dem Maſse unſerer Ueberzeugung: Th. 1. S. 29. Vertheilungsart der Gemeinweiden (Allmenden) im Wirtembergiſchen; S. 40. Anbau der Zwergbohnen als zweyte Aernte nach Wintergerſte im offenen Felde um Offenburg; S. 54. Anbau des gemeinen Senfes um Biſchweiler, leider noch dürftiger wie die Nachrichten vom Elſaſſer Krappbau S. 57.; S. 55. Behacken des Getreides im Elſaſs, und über Anbau und Benutzung der Topinambours, *Helianthus tuberoſus*, daſelbſt; S. 59. etwas über die Hanfbereitung im Elſaſſe; (die S. 78. gerühmte Vorrichtung zur Erleichterung der Kleebeubereitung iſt längſt bekannt. Rec. hat ſie häufig in Gegenden angetroffen, deren Klima nicht mehr das günſtigſte iſt, und im Nachſommer wenig warm oder regneriſch zu ſeyn pflegt; auch findet man ihre Beſchreibung ſchon ſeit vielen Jahren in *Beckmann's* Landwirthſchaft §. 126. und in andern Schriften; daſs in der Pfalz nach Kartoffeln, Mohn oder Runkelrüben noch Winterrübſamen gebauet werden ſoll, wie es S. 82. heiſst, iſt unmöglich, und muſs von dem Vf. miſsverſtanden worden ſeyn; von der Wirthſchaft der merkwürdigen rheiniſchen Landwirthe Möllinger zu Monsheim und Pfeddersheim hat die landwirthſchaftliche *Zeitung* von 1804. Nr. 22. und 23. etwas vollſtändigere Nachrichten mitgetheilt, die um ſo mehr Aufmerkſamkeit verdienen, da ſie von dem ſehr gebildeten Hn. Möllinger in Pfeddersheim ſelbſt herzurühren ſcheinen); S. 124. Nachricht von Verfertigung des Syrups aus der gelben Salat- oder Runkelrübe; S. 128. von den Leggeinſtituten im Hannövriſchen (Beſchauanſtalten für das fabricirte Linnen, welches von den Leggemeiſtern unentgeltlich vermeſſen, geſtempelt, und nach der Qualität oder Sorte numerirt werden muſs); S. 137. ſeit funfzehn Jahren wohlgelungener Verſuch mit Ueberwinterung der Schafe im Freyen zu Wittenburg. Theil 2. S. 25. von einer gelben Abart der Unterkohlrabi; S. 48. Nachricht von der Trockenlegung des Drömlings, welcher der Vf. einen beynahe vier Seiten langen Abdruck aus *Behrends* Beſchreibung und Geſchichte des Amtsbezirkes von Oebisfelde, (Königslutter 1798. 8.), über die Entſtehung dieſes groſsen Bruches, vorangehen läſst; S. 107. gute Bemerkung über den Einfluſs der örtlichen Lage auf die verſchiedene Reife der Gewächſe; ferner vom Erfurter Garten- und Obſtbaue, beſonders S. 115. vom künſtlichen Anbaue der Brunnenkreſſe, dann S. 111. und 142. von den dortigen gemeinſchaftlichen Baumſchulen.

NEUERE SPRACHKUNDE.

PRAG, in Comm. b. Widtmann: *Böhmiſche Grammatik.* Verfaſst und herausgegeben von *Johann Negedly*, Doctor der Rechte, und k. k. öffentl. und ordentl. Profeſſor der Böhm. Literatur an der Carl-Ferdinandeiſchen Prager Univerſität. Mit Tabellen und einem Anhange nach *Meidingers* Lehrart für Deutſche bearbeitet. 1804. 367 S. gr. 8. Praktiſcher Theil, enthaltend verſchiedene Aufgaben über die Redetheile, Böhmiſch-Deutſche Geſpräche, eine Böhm. Chreſtomathie und die böhm. Literatur. 1805. 211 S. gr. 8.

Hr. *N.*, deſſen Bemühungen die Böhmen eine gute Ueberſetzung des erſten Geſangs der Iliade, mehrerer *Geßneriſchen* Stücke, den böhmiſchen Verkündiger (*Hlasatel*), eine Quartalſchrift, verdanken, ſuchte ſich auch im Gebiete der Sprachkunde auszuzeichnen. Als Schuler des ſel. *Pelzels*, ſeines Vorgängers, legte er deſſen Grundſätze der böhmiſchen Sprache zum

Digitized by Google

zum Grunde, und zwar geſchieht dieſs ſo, daſs er ſeines Lehrers Ausdrücke gröſstentheils beybehielt. Er benutzte aber auſserdem die neuern Schriften eines andern Sprachforſchers, den er in der Vorrede nennt. Allerdings iſt dieſe Grammatik nun die vollſtändigſte, aber auch im Vortrage die weitſchweifigſte. Der *erſte* Abſchnitt iſt überſchrieben: *Bildung der Wörter.* Da hier im Allgemeinen von der Bildung der Wörter geſprochen wird, ſo hätte von der Bildung der Hauptwörter im *zweyten* Kapitel des *dritten* Abſchnitts, von der Bildung der Adjective im *dritten* Kapitel kürzer gehandelt werden ſollen. Nach der Declination kommt wieder S. 161. die Diminution der Hauptwörter, und S. 196. die Diminution der Beywörter beſonders vor; anderer unnützer Wiederhohlungen nicht zu gedenken. Der §. 188. konnte ganz wegbleiben, weil das hier Geſagte aus der Tabelle erhellt. S. 301. wird von dem Vorſchlag *w* (vor einem *o*) dasjenige wiederhohlt, was §. 113. ſchon beſſer geſagt war. S. 35. wird auch von Vorſylben geredet, da doch die Böhmen auſser den Präpoſitionen keine Vorſylben kennen. Die Regeln S. 109 - 117., nach welchen das Geſchlecht beſtimmt wird, hat der Vf. anders geordnet als *Pelzel;* doch wich er hier den Schwierigkeiten mehr aus, als daſs er ſie gehoben hätte. Er erklärt z. B. die Hauptwörter der dritten Declination, die ſich auf *t* endigen und in der zweyten Endung ein *i* haben, für weiblich. Woher ſoll man aber dieſs wiſſen, wenn nicht das Geſchlecht ſchon eher bekannt iſt? *koſt* hat ja eben deſshalb im Genitiv *koſti*, *moſt* aber *moſtu*, und nicht *moſti*, weil erſteres weiblich, und letzteres männlich iſt. Eben ſo unbeſtimmt iſt die Regel S. 112. für die Weiblichen, und S. 113. für die Neutra auf *e*. Woher ſoll es denn ein Deutſcher wiſſen, daſs das *e* z. B. in *nebe* das *o* vertrete? Die Neutra auf *e* müſſen ſchlechterdings aufgezählt werden. Den Ausgang des Genitivs *a (e)* giebt der Vf. auch den belebten Männlichen im Accuſativ, worüber jedoch die Anmerkung S. 131. nachzuleſen iſt. Daſs aber auch, wie er es dem ſel. *Pelzel* nachſchreibt, unbelebte den Accuſativ auf *a* haben, wenn man ſie ſich als belebt denkt, z. B. *ſpalka* für *ſpalek*, iſt in Rückſicht der gegebenen Urſache gar zu ungereimt. Wer wird ſich einen Klotz (*ſpalek*) als belebt denken? Der häufige Gebrauch des Genitivs für den Accuſativ iſt ja aus dem Syntax bekannt. So ſind auch S. 211. *nás*, *vás* keine Accuſative, ſondern wahre Genitive, die aber den Accuſativ vertreten, weil *ny*, *wy* veraltet ſind. *Prebohaty*, d. i. *praedines*, möchte Rec. keinen Superlativ (S. 195.) nennen; ein ſehr reicher iſt noch nicht der reichſte. Der Inſtrumental *zedmi*, anſtatt *zdiemi* oder *zdmi*, S. 145. möchte wohl ein Druckfehler ſeyn; *ſtiepj* S. 141. iſt kein Genitiv im Plural von *ſtiep*, ſondern ein Collectivum. Der Dual werde gebraucht, heiſst es S. 218., wenn ſich an einem Ganzen zwey Seiten oder *mehrere* Theile unterſcheiden laſſen. Unmöglich kann der Dual bey mehrern als zwey Dingen ſtatt finden. Von *prſy*, Bruſt, erhielt ſich der Dual nicht bloſs im Genitiv, ſondern auch im Nominativ. Im Munde der Redenden iſt ja *prſa* (der Dual) üblicher als *prſy*. Im *ſechsten* Kapitel von dem Zeitworte iſt mancherley unter einander geworfen, das ſich beſſer ordnen lieſse. Die Verba Singularia ſind nach S. 224. lauter urſprüngliche Futura. Nicht doch! auch *gdu*, *beru*, *neſu* und andere Praeſentia, die ſich auf eine einzelne Handlung beziehen, ſind nach ältern Sprachlehrern wahre Singularia. Daſs nach S. 227. die Frequentativa auf *wám* auch von der ſechsten Form (auf *ugi*) abgeleitet werden, kann mit keinem Beyſpiele gezeigt werden. Das Imperfectum und Plusquamperfectum S. 230. und 339. hätte deutlicher (etwa nach *Sacy* oder *Vater*) erklärt werden ſollen. Nach S. 230. kommt die zweyte Perſon des Imperfects in alten Schriften *nie* vor. Allein Hr. *Tomſa* fand, daſs ſie der dritten gleich war. *Chowati* S. 234. hätte der Vf. nicht unter die Form *owati*, ſondern *ati*, bringen ſollen. Daſs *alle* böhmiſchen Zeitwörter anfangs in *u* ausgingen, iſt nicht wahrſcheinlich, weil ſchon im Altſlawoniſchen (auch im Lateiniſchen, ſogar im Perſiſchen, Indiſchen) das *m* die erſte Perſon, wiewohl ſeltner, bezeichnet. Das Iterativum von *bodnu*, *bodu*, iſt nicht *bodati* S. 237., ſondern *bádati*. Anſtatt durch eine Induction dem Lernenden zu Hülfe zu kommen, verweiſet der Vf. auf den Sprachgebrauch. Die Futura der zuſammengeſetzten Iterativen müſſe man, heiſst es S. 239., aus dem Sprachgebrauche erlernen. *Ztroskocy* iſt S. 244. kein Imperativ, es ſoll *ztroskoc* (ohne *i*) ſtehen. Das Mittelwort der gegenwärtigen Zeit muſs von der erſten Perſon des Singulars, und nicht von der dritten des Plurals (S. 246.) abgeleitet werden. Dieſs iſt ja aus der Zuſammenſtellung gleicher Zeiten S. 251. klar genug. Wozu war es alſo nöthig, auf mehrern Seiten davon zu reden? S. 252. heiſst es, die drey Hülfswörter, *haben*, *ſeyn*, *werden*, würden durch das einzige *gſem* erſetzt. Allein *Budu* iſt doch auch ein Hülfswort. *Rceme*, *rcete* S. 265. kommen nur im Imperativ vor; *rcefs* und *rce* iſt ein Unding. *Zaprjti* S. 267. mag ein Druckfehler ſeyn. Es ſoll *zaprjcy* ſtehen. S. 282. wird *darmo* von *darugi* abgeleitet. Warum nicht lieber von dem Nennworte *dar*? Unter den untrennbaren Partikeln S. 285. ſteht *ob*, nicht aber *wz*, das doch mit mehr Recht dahin gehört. Unter den Disjunctiven werden S. 299. *či*, *čili* vermiſst. Unter den Interjectionen ſteht das Unböhmiſche *kuſs* (kuſch), nicht aber *prijſámbohu!* bey Gott! S. 296. und 333. hätte doch der Germaniſm *coza*, was für ein, anſtatt *jaky*, laut gemiſsbilligt werden ſollen. Das Verzeichniſs der Zeitwörter, die die zweyte Endung regieren ſollen, S. 345 — 347., hatte der ſel. *Pelzel* vielleicht von Schülern ſammeln laſſen; und hätte, da es ſo fehlerhaft iſt, nicht verdient, hier aufgenommen zu werden. *Zbawiti* z. B. fordert ja nothwendig den Accuſativ der Perſon, und warum ſoll *proſiti* nicht den Accuſativ haben können? Die Bedeutungen der Wörter ſind auch nicht immer richtig angegeben. *Tworidlo* S. 96. iſt das, was etwas ſchafft, bildet. Wie unverſtändlich! *Tworidlo* iſt ja die Käſeform. *Lhota* S. 100. von Wohnplätzen gebraucht, kann deutſch nicht *Neudorf* heiſsen. *Stred* S. 110. 117. iſt

Digitized by

ist nicht der Honigkuchen, sondern schlechtweg Honig. — Die Worte *nach Meidingers Lehrart* auf dem Titel, beziehen sich blos auf den Anhang von neun Seiten, dessen Inhalt kurze Sätze und Erzählungen, zwey ins Böhmische übersetzte Idyllen aus *Geßner* ausmachen. Nach jedem Stücke werden die Wörter einzeln erklärt. Und dies soll *Meidingers Lehrart* heißen? Die böhmische Literatur im praktischen Theile, dessen Inhalt der Titel besagt, ist grossentheils aus Pelzels Gesprächen gezogen und weiter fortgesetzt worden. Möchten doch weniger Unrichtigkeiten darin vorkommen, die Rec. nur der grossen Eile des Vfs. zuschreiben kann! Auch hier wird S. 196., so wie in der Vorrede zur Grammatik, behauptet, dass die böhmische Mundart vor *allen* übrigen am frühesten gebildet worden sey, da es doch bekannt genug ist, dass der servische Dialekt schon im neunten Säculo durch Cyrill zur Schrift- und Kirchensprache erhoben ward. In dieser schrieb auch der russische Nestor um das J. 1100. und seit 1116. seine Fortsetzer. Dalimil aber schrieb erst 200 Jahre nach Nestor. Nur einige Fragmente und etwa ein Psalter mögen ins dreyzehnte Jahrhundert hinauf reichen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Vermischte prosaische Schriften*, von *Carl Gustaf Leopold*, Canzleirath und Ritter vom Nordstern. Aus dem Schwedischen. 1805. 166 S. (14 gr.)

Leopolds Schriften, aus welchen diese Aufsätze genommen wurden, deren Uebersetzer sich unter der Vorrede *F. R.* nennt, sind 1800—1802. in *drey* Bänden zu Stockholm erschienen, aber dem Rec. nicht bekannt; er kann also weder über die Wahl noch über die Richtigkeit der Uebersetzung der gewählten Stücke urtheilen. Aber sie scheinen ihm in guten Händen gewesen zu seyn. Freylich sind die Gedanken, welche diese Blätter bringen, weder neu noch tief; aber richtig und human; der Ausdruck ist weder prächtig noch schön, aber ruhig und bescheiden. Geraden Sinn, schlichten Verstand, gesundes Gefühl verbindet der Vf. mit einer gewissen angenehmen Leichtigkeit in den Wendungen, die zwar kein Witz ist, aber am Witz leise hinstreift. Durch alles dieses wird der Uebersetzer den einen Theil seiner Absicht vielleicht erreichen, „dass diesem und jenem Leser einige Stunden angenehm ausgefüllt werden;" für den andern aber, „der schwedischen Literatur mehrere Freunde zu verschaffen," dürften diese Blätter doch wenig beytragen. Die Gegenstände sind gar zu gewöhnlich; die Moral, freylich empfehlbar: sey zufrieden und glaube nicht durch Erreichung deiner Wünsche glücklich zu werden, wurde zu oft gepredigt, und ist zu nahe zu haben, als dass man sich die Mühe geben sollte, sie über das baltische Meer zu holen.

Ueber ältern und neuern Aberglauben: wie der Glaube an Teufel, Hexen, Gespenster entstanden, wie sich die Unmöglichkeit des Wunderbaren zwar nicht darthun lasse, wie aber die Phantasie wenigstens edel und gross darin dichten müsse, um nicht offenbar zu lügen; wie die neuern Zeiten wohl die Form des Aberglaubens verändert, aber nicht *den* Aberglauben aufgegeben haben: etwas weitläuftig, aber verständig; zuweilen fast überverständig: „Was soll man von grossen Schriftstellern, grossen Dichtern sagen, die in diesen Gräuelscenen oft ein Feld für ihre Talente gesucht haben? So war Shakespear bey den Engländern; doch dies könnte dem Zeitalter angehören; aber so war noch vor kurzem *Bürger* bey den Deutschen; man bewundert mit gesträubtem Haar seine dichterischen Schönheiten. Aber mich dünkt, als wenn das Genie und Talent doch immer besser thäten, sich innerhalb den Gränzen der philosophischen Aufklärung zu halten. — Machte ich eine Republik, wie Plato, so würde ich die Dichter, wenn sie nicht in diese Vereinigung mit den Philosophen treten wollten, daraus verbannen."

Rede gegen die Ehescheidungen. Gehalten vor dem Volke in Athen. Keine alte Rede; nicht für das Volk Athens. Aber, was liegt daran, ob dieser Versuch, die griechische Redekunst nachzuahmen, in Athen oder Stockholm gehalten werden könnte! — *„Fragmente aus Kogiu's Chronik:"* der Unzufriedene erlangt keine Zufriedenheit, und würden alle seine Wünsche erfüllt; angenehm erzählt.

Ueber die Glückseligkeit oder das Elend des menschlichen Lebens:

Sein Unglück und sein Glück ist sich ein jeder selbst!
(*Flemming.*)

Ueber die Jagd: wider die Jagd als *Vergnügen;* wahr und gut, aber, wie vieles Gute, tauben Ohren gepredigt. Gewohnheit hat die Gemüther verhärtet; wie sollten sie fühlen, dass es grausam, abscheulich, unmenschlich ist, unschuldige Thiere zu verfolgen, zu hetzen, zu quälen aus purer Lust? Es ist ja eine fürstliche Lust! — *Das Gewürm oder die drey schweren Worte. Griechische Erzählung*, — ist etwas ungriechisch; übrigens mit den frühern Aufsätzen von Einer Tendenz. Güte ist besser als Schönheit, Reichthum, Verstand.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Januar 1807.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Flora germanica*, autore *Henr. Adolph. Schrader.* — *Tom. I.* cum Tab. 6 aeneis. 1806. 100 u. 432 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Eines von den wenigen Meisterwerken unsers Vaterlands, die selbst den besten ausländischen in ihrer Art vorgezogen zu werden verdienen. Nach diesem Anfang zu urtheilen, darf man kühnlich fragen: Von welchem Lande giebt es eine so sorgfältig, gelehrt und kritisch gearbeitete Flor, als die deutsche, von *Schrader?* Denn selbst *Smith's* brittische Flor steht in Rücksicht der gelehrten Kritik und der vortrefflichen Beschreibungen doch dieser nach. Jeder deutsche Botaniker weiss, dass Hr. *Schr.* viele Jahre hindurch die deutschen Pflanzen sich von ihren Standörtern selbst schicken liess, sie sorgfältig untersuchte, die Synonymieen verglich, und, seitdem er die Aufsicht über den botanischen Garten in Göttingen hat, sie auch cultivirte. Sein rühmlicher Eifer, sein seltener Scharfsinn, seine grosse Unbefangenheit und sein trefflicher Beobachtungsgeist setzten ihn in den Stand, eine Menge Irrthümer zu berichtigen, die unterscheidenden Merkmale zu prüfen, neue Arten zu bestimmen, und so die Wissenschaft ansehnlich zu bereichern, wobey ihm der Gebrauch der reichen Bibliothek in Göttingen trefflich zu Statten kam. Die zweifelhaften Arten suchte er nach Linne's Herbarium, mit *Smith's* freundschaftlicher Hülfe, zu bestimmen: die Standörter sind aufs genaueste angegeben, und die seltenern und schwerer zu unterscheidenden Arten durch sehr gute Kupfer, die *Bernhardi* gezeichnet und *Besemann* gestochen hat, erläutert. Auch die Kunstsprache ist klassisch und überaus gewählt. So wird dieses Werk, das köstlichste Geschenk, was der Vf. den Pflanzenforschern machen konnte, selbst von den Ausländern mit Dank benutzt werden und den Namen des Vfs. unsterblich machen.

Die Gränzen, die der Vf. dem deutschen Vaterlande setzt, sind freylich nicht die politischen, und können es auch nicht wohl seyn. Aber Rec. sieht überall nicht ein, nach welcher Richtschnur man hier verfahren will. Soll Deutschland alle die Länder umfassen, wo Deutsch gesprochen wird? dann kommt Preussen, Kur- und Liefland und ein Theil der Schweiz hinzu, und ein grosser Theil des ehemaligen burgundischen Kreises, so wie auch Istrien und Gradisca, müssen wegbleiben. Es wird in der That kaum möglich seyn, dem deutschen Vaterlande feste botanische Gränzen zu setzen. Der Vf. hat eine kleine Karte von *Sotz-*

mann hinzugefügt: aber da sind Brabant und Flandern sogar mit zu Deutschland gezogen, und der Elsass, Baden und Würtemberg sind ausgeschlossen.

Eine treffliche Arbeit ist die vorangeschickte Literatur der deutschen Flor, mit einer Sorgfalt und Vollständigkeit abgefasst, die nichts zu wünschen übrig lassen.

Wir wollen nun aus dem reichen Vorrath von neuen und interessanten Bemerkungen nur Einiges ausheben. *V. hybrida* wird noch immer als eigene Art aufgestellt, und das Kupfer *Engl. bot.* 673. als das beste angegeben. (Rec. findet die Abbildung im *Barrelier* t. 682. eben so gut, und hat die Uebergänge in *V. spicata* deutlich bemerkt.) *V. spuria* fehlt, Rec. hat sie der deutschen Flor vindicirt: aber er glaubt doch auch schon Uebergänge in *V. foliosa* bemerkt zu haben. *V. alpina* ist vortrefflich behandelt: *V. pumila Allion.*, *integrifolia Schrank.* und *V. rotundifolia Schrank.* werden als Abarten angegeben. *V. latifolia*, *foliis sessilibus subcordato-ovatis obtusis serratis*, *calycibus 5partitis*, *caule adscendente*, ist *Teucrium quartum Clus. hist.* p. 349. und *Veronica Teucrium Poll.* *V. dentata* aber, *foliis ovato-s. oblongo-lanceolatis acutiusculis remoteserratis*, *calycibus 5partitis*, *caule adscendente*, ist *V. Teucrium Host.* *Teucrii quarti tertia species Clus. l. c.* (Rec. fürchtet, dass diese beide als unterschiedene Arten sich nicht bewähren werden.) *Wulffenia* vereinigt der Vf., nach *Smith's* Beyspiel, mit *Paederota*, gesteht aber selbst, dass die Unterschiede der Staubfäden und Antheren doch wesentlich seyn. *Pinguicula alpina Host.*, *Hoppe* etc. wird *P. flavescens*, und unterscheidet sich, nach *Swartz*, von der nordischen *V. alpina*. *Willdenow* hat in den Berl. Naturf. Schriften B. 3. eine schlechte Abbildung der *P. flavescens*, unter dem Namen *P. purpurea*, gegeben. *Lycopus exaltatus*, von *Schreber* bey Erlangen und von *Schkuhr* bey Wittenberg gefunden, wird aufgenommen. *S. sylvestris* wird mit *S. nemorosa* vereinigt. *Salicornia herbacea* wird, nach *Meese's* und *Forster's* Bemerkung, zur zweyten Klasse gebracht. *Schoenus Mariscus* wird zu der Gattung *Cladium Brown.* gerechnet, die sich durch zwey Antheren und eine doppelt gehüllte Nuss von der Gattung *Schoenus* unterscheidet. Die schwierigen Valerianen sind trefflich bestimmt, unter andern die seltene *V. elongata Jacqu.* *Val. saliunca Allion.* wird für eins mit *V. supina* genommen: doch gesteht der Vf., dass Schleichers *Val. saliunca* ihm verschieden scheine. Dies ist aber auch die Allioni'sche, die sich durch schmale Blätter und gehäufte Blumen (nicht dreytheilige Blumenstiele) unterscheidet. *Fe-*

Digitized by Google

dia dentata wird von *F. olitoria* sehr gut durch den scharfen Stiel und die spätere Blühezeit unterschieden. *Iris squalens* der deutschen Floristen wird als Abart der *I. germanica* angesehn; dagegen wird *I. variegata Jacqu.* zu der Linné'schen Art gezogen. *Schoenus fuscus* wird zwar von *Sch. albus* durch mehrere Charaktere unterschieden, die gleichwohl dem Rec. nicht wesentlich scheinen. Denn: *fol. setacea canaliculata-carinata* und *fol. linearia carinata* fallen am Ende zusammen; eben so *fasciculi subgemini involucro minores* und *fasciculi subcorymbosi involucrum aequantes.* Im Grunde sind beide leichte Abänderungen einer und derselben Art. Warum bey *Sch. mucronatus Barrel.* 203. f. 1. ausgeschlossen wird, sieht Rec. nicht recht deutlich ein. *Sch. nigricans* und *ferrugineus* werden gar vortrefflich unterschieden: neu und richtig ist die Bemerkung, dass *Sch. nigricans* keine Borsten an den Saamen, *Sch. ferrugineus* dagegen 4 bis 5 dergleichen hat. Von *Cyperus* wird eine ganz neue Art, *C. australis*, aufgestellt, *culmo triquetro, capitulis ovatis, spiculis numerosis linearibus, involucro universali 5—6 phyllo, partiali sub 3 phyllo.* Diese Art war sonst mit *C. glomeratus* verwechselt worden: wenigstens hatte man *Micheli's Cyperus aquaticus italicus* zum *C. glomeratus* gezogen, den auch *Seguieri* Veron. 3. t. 2. f. 2. abbildet. Aber der Vf. zeigt, dass diese Synonyme zum *C. australis* gehören. Da es einmal auf eine recht genaue Unterscheidung ankam: so hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. die Diagnosen beider Arten neben einander gesetzt hätte. *C. virescens Willd., Hofm.*, ist blosse Abart von *C. fuscus. Sc. campestris Roth., Willd.*, ist blos eine kleinere Abart von *Sc. Baeothryon.* Eben so findet er von *Sc. palustris* eine Abart als *Sc. acicularis* in der *Fl. dan.* t. 167., welche *Roth* und *Willd.* zu *Sc. Baeothryon*, *Smith* aber zum *Sc. multicaulis* zählen. *Sc. multicaulis* der brittischen Flor zeichnet sich hauptsächlich durch drey Narben, durch eine faserige Wurzel und durch gleichmäfsige Blüthenschuppen aus. Wie äufserst vorsichtig der Vf. in der Angabe der Synonymieen ist, sieht man auch beym *Sc. ovatus*, wobey *Willd.* und selbst *Wahl Morif.* 3. sect. 8. tab. 10. f. 34. anführen; aber weil *Morison* diesem Gras eine kriechende Wurzel giebt, die beym *Sc. ovatus* blos zaserig ist: so wird dieses Synonym ausgeschlossen. *Schoenus rufus Smith* erscheint hier als *Scirpus:* ihn fand *Flügge* auf Usedom. *Scirpus Holoschoenus Fl. dan.* t. 454. ist nur eine niedrige Abart von *Sc. lacustris. Sc. mucronatus* und *triqueter*, die so oft verwechselt sind, unterscheidet der Vf. durch die zurückgebogene Halmspitze bey jenem, die bey diesem gerade ausläuft, und durch drey Narben bey jenem, deren nur zwey bey diesem sind. Zu jenem rechnet er *Scheuchzers agrost.* t. 3. f. 14., wo gleichwohl eine gerade stehende Halmspitze ist, zu diesem, nämlich zum *Sc. triqueter*, *Sc. mucronatus Roth., Ehrh., Hopp., Host.* Der letztere ist weit häufiger als der erstere: *Sc. mucronatus* findet sich blos bey Erlangen und im südlichen Oestreich. *Sc. litoralis*, eine neue Art, dem *Sc. triqueter* zu nahe verwandt. Rec. wenigstens kann keine recht bestimmte wesentliche Differenz finden. *Sc. radicans Schkuhr.* wird aufgenommen, und die Unterschiede von *Sc. sylvaticus* trefflich bestimmt. Jener hat nämlich *glumas muticas*, dieser *mucronatas;* jener hat einzeln stehende, dieser gedrängte Aehrchen; jener hat kürzere, gerade und rauhhaarige, dieser sehr lange, gebogene und nur oberwärts haarige Borsten, an den Saamen. Bey *Sc. Micheliamus* wird das Synonym: *Juncus foliatus minimus J. Bauh. hist.* 2. p. 523. verworfen, dagegen *Buxb. cent.* I. t. 55. f. 1. aufgenommen. *Eriophorum gracile* und *angustifolium* werden durch die Glätte der Blüthenstiele bey dem letztern unterschieden, welche scharf bey jenem sind: aber auch die Gestalt der Saamen ist verschieden, bey *ang.* sind sie breit und eyrund, bey *grac.* fast linienförmig. *E. polystachyon* heifst hier *latifolium*, weil auch *angustifolium* unter diesem Namen bekannt ist. *Carex Bellardi* macht billig eine eigene Gattung, *Elyna*, aus: so *Agrostis minima* heifst hier *Chamagrostis.* (Warum blieb nicht der ältere Name *Knappia Smith.?*) Trefflich wird der Gattungs-Charakter darin gesetzt, dass die innere Blumenkrone aus parallelen Haaren bestehe, welche die Geschlechtstheile einschliefsen. *Panicum* zerfällt in drey Gattungen: *Syntherisma. Cal. 3 valvis. Cor. 2 valvis, valvula exteriori convexa interiorem planiusculam amplectente.* Hiezu werden *Pan. ciliare* und *sanguinale* gerechnet, und von dem letztern noch *Pan. lineare Krock.*, als *Syntherisma glabrum* (*Pan. sanguinale Leers* t. 2. f. 6.) getrennt. Dieses unterscheidet sich durch niedrige Halme, glatte Blattscheiden und eyrunde oder rundliche Blüthen. *Roth's Pan. sanguinale* kann zum Theil auch hieher gezogen werden. *Digitaria* ist die zweyte Gattung, die aus *Panicum* entsteht, wenn man bey *Pan. Dactylon* eine genauere Untersuchung der Blüthe anstellt. Man sieht alsdann, dass die äufsere Hülle aus zwey sehr ungleichen, die innere aus zwey ziemlich gleichen Blättchen besteht. Das eigentliche *Panicum* soll einen zweyblüthigen Kelch haben: ein feines Kronenblättchen nämlich wird als der Ansatz zur zweyten Blüthe, die gleichgleichwohl keine Geschlechtstheile hat, angesehn. Rec. kann nicht umhin, diese Unterscheidung dreyer Gattungen für zu fein zu erklären. Wenigstens fallen *Syntherisma* und *Panicum* zusammen, wenn man von dem zarten Kronenblatt absieht, und den Kelch für dreyspelzig nimmt. Eine zweyte Blüthe kann Rec. aus jenem Blättchen unmöglich machen. Vortrefflich unterscheidet der Vf. übrigens *Pan. verticillatum*, *viride* und *glaucum* durch die Richtung der Widerhäkchen an den Borsten, die herabgehn bey *Pan. verticillatum*, hinauf aber bey *Pan. viride* und *glaucum.* Die Gattung *Crypsis* wird mit *Heleochlea Host.* vereinigt. *Phalaris utriculata* wird zum *Alopecurus* gezogen. Bey *Phalaris* wird mit Recht eine doppelte innere Blumenkrone angegeben, wovon die innerste den Samen umhüllt. *Arundo colorata Willd.* wird mit Recht wieder der *Phalaris* vindicirt. *Phleum nodosum* ist blosse

Abart

Digitized by Google

Abart von *Phl. pratenſe*. *Phalaris phleoides* wird mit Recht wieder *Phleum*: ſo wie auch *Phalaris alpina*, die von der vorigen durch die zugeſpitzten Spelzen, die am Kiel ſcharf gewimpert ſind, unterſchieden iſt. Auch *Phalaris arenaria* und *bulboſa* gehören zum *Phleum*, obgleich die letztere nicht ſo gar abgeſtutzte Kelchſpelzen hat. Da aber der Same nicht von einer innern Blumenkrone umhüllt wird: ſo hat Hr. *Schr.* Recht, wenn er auch dieſe Art zum *Phleum* zieht. Bey *Polypogon monſpelienſis* merkt man der Beſchreibung doch an, daſs ſie nach Garten-Exemplaren gemacht iſt. *Agroſtis miliacea Willd.* wird *Milium multiflorum Cav.* Zu *Michaux Trichodium* zieht der Vf. *Agroſtis canina*, *alpina* und *rupeſtris*, welche nur eine einſpelzige Blumenkrone haben. *Agr. pallida Hofm.* ſoll zum *Trich. caninum* gehören, und dieſes bisweilen ohne alle Grannen erſcheinen. *Agroſtis alpina* und *rupeſtris* ſind äuſserſt genau unterſucht: jene hat glatte, dieſe rauhe Aeſte der Riſpe; jene ſpitzige, dieſe lang zugeſpitzte Kelche; jene eine einfache Granne aus dem Rücken der Blumenkrone, dieſe eine doppelte, wovon die eine über der Grundfläche hervorkommt. Zu jener gehört *Agr. ruveſtris Allion.* und *Mielichhofer* in *Hoppe* Taſchenb. 1801., zu dieſer *Agr. alpina Mielichh.* *Agroſtis pauciflora*, eine neue Art, von *Schwägrichen* auf den ſteyriſchen Alpen gefunden. Sie hat wenige Blüthen in der Riſpe; die Blüthen ſind faſt gröſser als bey *Agr. rupeſtris*, von dunkler Purpurfarbe, und haben eine ganz kurze Granne. *Agr. vulgaris* und *alba* ſind aufs ſorgfältigſte unterſucht: jene wird durch das kurz abgeſtutzte, dieſe durch das verlängerte Blatthäutchen; jene durch glatte, dieſe durch rauhe Aeſte der Riſpe unterſchieden. Zur *Agr. vulgaris* gehört *Agr. capillaris Schk.* und anderer deutſcher Floriſten, auch *Agr. ſtoloniſera Leers* und *Agr. pumila Willd.* Sie kommt auch mit gegrannten Blüthen vor. Zu *Agr. alba* gehören *A. compreſſa Willd.*, *gigantea Roth.*, *ſylvatica Willd.*, *capillaris Leers.* Bey *Arundo* kommen mehrere neue Arten vor. *A. litorea*, auf den Inſeln der Donau und am adriatiſchen Meer gefunden, mit weitläufig verbreiteter Riſpe, und einer Granne, die aus der Riſpe der Spelze hervorkommt, ſtatt daſs bey *Ar. epigeios* die Riſpen ſteif ſind und die Grannen aus dem Rücken der Spelze entſtehn. *Ar. pſeudophragmites Hall. fil.* mit weit ausgebreiteter Riſpe und einer geraden Granne aus dem Rücken der Spelze, die, wie die Haare, etwas länger als die Blumenkrone iſt. Die letztere kommt mit *Ar. Calamagroſtis* am meiſten überein, welche indeſſen eine ſehr kurze Granne hat. *Ar. varia*, mit Haaren, die ſo lang als die Blumenkrone ſind, und einer geknieten Rückengranne, die ſo lang als der Kelch iſt. *Ar. acutiflora* mit lang zugeſpitzten Kelchen, mit Haaren, die kürzer als die Blumenkrone, und einer geknieten Rückengranne, die ſo lang als der Kelch iſt. *Ar. ſylvatica* heiſst *Agroſtis arundinacea Roth.* *Ar. ſpecioſa* iſt *Agr. Calamagroſtis Willd.* *Ar. tenella*, mit zugeſpitzten ungegrannten Kelchen und Haaren, die kürzer als die Blumenkrone ſind. Die letztere, der *Agroſtis alba* ähnlich, iſt auf den weſtlichen Tyroler Alpen gefunden. *Ar. baltica*, auf Uſedom gefunden, wird zwar von *Ar. arenaria*, aber nicht hinlänglich, unterſchieden. *Holcus halepenſis L.* wird mit Recht zum *Andropogon* gezogen, und heiſst *A. arundinaceus*. Der Kelch iſt nämlich nur ein-, nicht zweyblüthig: die männliche Blume iſt ungegrannt, da beym *Holcus* dieſe gerade gegrannt iſt. *Avena bulboſa Willd.* wird als *Holcus bulboſus* aufgenommen, und noch beſonders durch die haarigen Knoten des Halms von *Holcus avenaceus* (*Avena elatior L.*) unterſchieden. *Holcus odoratus* zerfällt in zwey Arten, *H. borealis* (bey Berlin, Kiel und Roſtock) mit glatten, und *H. auſtralis* (in Oeſtreich, Salzburg und bey Regensburg) mit haarigen Blüthenſtielen. Auch ſind bey jenem die Kelchſpelzen zugeſpitzt, bey dieſem ganz ſtumpf: die männliche Blüthe iſt bey jenem ungetheilt, bey dieſem an der Spitze eingeſchnitten. *Schkuhr* hat bey dieſer Unterſuchung dem Vf. ſchon vorgearbeitet. *Poa criſtata* wird mit Recht wieder der *Aira* vindicirt: *Aira glauca Spreng.* als eigene Art aufgeführt, *Aira alpina Roth.* (ganz verſchieden von der Linné'ſchen Pflanze) iſt eine bloſse Abart von *Aira caeſpitoſa*. Zu *Aira flexuoſa* gehört auch *Aira montana* der deutſchen Floriſten (die Linné'ſche Pflanze wird mit Recht ausgeſchloſſen). *Aira caryophyllea Leers* t. 5. f. 7. ſey bloſse Abart von *Aira praecox*. Zur *Seſleria* kommt eine neue Art: *S. tenuifolia*, von *Wulfen* am adriatiſchen Meer gefunden. Sie hat eine zaſerige Wurzel, pfriemenförmige Blätter, drey Grannen an der äuſsern Spelze, drey Blüthen in dem Aehrchen und eine ährenförmige Blumentraube, ohne Deckblätter. Hiedurch unterſcheidet ſie ſich von *S. elongata Hoſt*, der ſie ſonſt ähnlich ſieht. *Cenchrus capitatus Willd.* wird mit *Hoſt* zur *Seſleria* gezogen. *Poa maritima* wird ſehr ſorgfältig von *P. diſtans* unterſchieden. Jene hat eine kriechende, dieſe eine zaſerige Wurzel; jene ſteife Halme und Blätter, und die Aeſte der Riſpe ſtehn aufrecht, ohne ſich, wie bey *P. ſalina*, zurückzuſchlagen: beide Kelchſpelzen ſind mit drey Nerven verſehn, da *P. diſtans* nur einen Nerven an der kleinen Spelze hat. Die Blüthen ſind auch bey *P. maritima* etwas zugeſpitzt, ganz ſtumpf hingegen bey *P. diſtans*. *Poa verticillata* und *piloſa* ſind eins. *Briza Eragroſtis* wird mit Recht zur *Poa* unter dem Namen *megaſtachya* gezogen, und von *P. Eragroſtis* durch die ſtumpfen Aehrchen mit 15 — 25 Blüthen unterſchieden. *Poa alpina γ. Willd.* wird eine eigene Art: *Poa ſupina*. Sie unterſcheidet ſich von *P. alpina* durch eine kriechende Wurzel, durch 4 — 6 blüthige längliche Aehrchen und durch ſtumpfe Blüthen: die letztern ſind ſpitzig, ihrer ſtehn 5 — 11 in einem Aehrchen, und die Wurzel iſt zaſerig bey *Poa alpina*. Zu der letztern werden mit Recht *P. badenſis Willd.* und *collina Hoſt.* gezogen. *P. anguſtifolia Willd.*, *humilis Ehrh.* kommen als Synonyme zur *P. pratenſis*; *P. ſerotina Ehrh.* wird aber wohlbedächtig unter-

Digitized by Google

unterſchieden durch lanzettförmige Aehrchen und durch die ſpäte Blühezeit. Hieher gehört *P. paluſtris* der deutſchen Floriſten: denn, die Linné'ſche Pflanze iſt eins mit *Leerſia oryzoides*, wie *Smith* den Vf. verſichert. Bey *Briza minor*, die bloſs in Iſtrien wächſt, fehlt das unterſcheidende Merkmal, vom Blatthäutchen hergenommen. (Ueberhaupt bemerken wir, daſs der Vf. oft in den Beſchreibungen die unterſcheidenden Merkmale viel richtiger angiebt, als in den ſpecifiſchen Differenzen, wo, der Kürze unbeſchadet, doch ſtatt der gemeinſchaftlichen oft die eigenthümlichen aufgenommen werden müſsten.) Eine neue *Dactylis, maritima*, von *Wulfen* am adriatiſchen Meere gefunden, von *Willd.* fälſchlich für *D. litoralis* gehalten, zeichnet ſich durch eine unterbrochene Blüthenähre und eingewickelte Blätter aus. Die hier beygefügte Abbildung iſt nicht genau genug. *Cynoſurus aureus* hätte wohl verdient, als eigene Gattung (*Chryſurus Perſ.*) aufgeſtellt zu werden. *Feſtuca tenuifolia Sibth.* wird als eigene Art von *F. ovina* unterſchieden, ungeachtet der bloſse Mangel der Grannen kaum hinlänglich iſt. Dagegen werden *F. ſtricta* und *hirſuta Hoſt.* als Abarten der letztern mit Recht angegeben. Auch *F. glauca* iſt faſt bloſs durch die blaugrüne Farbe verſchieden, und von dieſer weicht *F. dura Hoſt.* wieder faſt gar nicht ab. *Feſtuca varia* und *pumila* werden nach *Hoſt* unterſchieden. *F. pumila Villars* gehört zur *F. varia*. *F. ſciuroides* und *bromoides Willd.* ſind eins. Aber daſs *F. heterophylla* und *duriuſcula* eins ſeyn ſollten, kann Rec. nicht zugeben. Er hat ſie oft neben einander geſehen: die erſtere hat *fol. radicalia triquetra ciliata, paniculam ſubaequalem erectiuſculam: duriuſcula* dagegen, *folia radicalia filiformia glabra, paniculam ſecundam nutantem.* Dieſe blüht viel früher, als jene. *F. dumetorum Willd.* iſt nur Abart der *duriuſcula*, mit haarigen Aehren. *F. rubra Willd.* unterſcheidet ſich bloſs durch die kriechende Wurzel, alle übrige Charaktere ſind ſchwankend. Ausgeſchloſſen wird *F. rubra Leers*, die, mit zaſeriger Wurzel, zur *F. duriuſcula* gehört. *F. laxa* wird zwar genau beſchrieben, aber Rec. weiſs nicht, ob nach friſchen Exemplaren? Die Aehrchen ſind allezeit weichhaarig, was Hr. *Schr.* nicht bemerkt. *F. elatior* und *pratenſis* werden ſehr ſicher beſtimmt: jene hat eine kriechende, dieſe eine zaſerige Wurzel; jene ſtumpfe, dieſe ſchwach gegrannte Aehrchen. Mit Recht wird zur *F. elatior*, *Bromus litoreus Willd.* und *arundinaceus Roth.* gezogen. Von *F. ſpadicea* wird noch eine neue Art, *F. fuſca*, unterſchieden, die *Mielichhofer* auf den ſalzburger Alpen fand, und unter dem Namen *F. ſpadicea* in *Hoppens* Taſchenb. 1801. beſchrieb. Die Riſpe iſt überhängend, die Blätter nicht mit ſtechender Spitze verſehn, das Blatthäutchen nicht geöhrt, wie bey *F. ſpadicea*. *F. ſylvatica Villars* iſt eins mit *Poa trinervata Ehrh. Agroſtis ſerotina Willd.* wird mit Recht zur *F. ſerotina* gemacht. *Bromus pinnatus, gracilis* und *diſtachyos* werden zur *Feſtuca* gezogen, weil die Granne aus der Spitze der Spelze kommt. Noch beſſer wäre es geweſen, *Haller* zu folgen, der, wegen des Blüthenſtandes in Aehren, dieſe drey zum *Triticum* zieht. *Triticum tenellum Hoſt.* wird, da es einen *racemum ſpicatum* bildet, als *Feſtuca tenuiflora* aufgeführt, aber alle andere Synonymieen werden ausgeſchloſſen. *Bromus velutinus* iſt *Gramen Gros Montbelgardenſium J. Bauh. hiſt.* 2. p. 438. und *Feſtuca graminea Scheuchz. agroſt.* t. 5. f. 9. Er iſt durchaus haarig, die Riſpe hängt über, die Grannen ſind länger als die Spelzen. In Schwaben und in der Pfalz iſt ſie gefunden. *Br. ſquarroſus* bleibt als eigene Art, ungeachtet ſie von *Br. ſecalinus* ſchwerlich zu unterſcheiden iſt. Ueber *Bromus multiflorus* eine treffliche Unterſuchung, deren Reſultat iſt, daſs die deutſchen Floriſten, beſonders *Willd.* und *Roth*, eine andere Art, *Br. commutatus*, unter jenem Namen aufgeſtellt haben. Dieſe hat zottige Blätter, eine überhängende Riſpe, lanzettförmige unbehaarte zehnblüthige Aehrchen, und gerade Grannen, die länger als die Spelzen ſind. *Br. multiflorus Weig.* iſt *Br. arvenſis L.* Bey *Br. erectus* eine äuſserſt genaue treffliche Synonymie. *Avena planiculmis*, eine neue Art, von *Seliger* in der Grafſchaft Glatz gefunden, mit zuſammengedrückten Halmen und Blattſcheiden, mit fünfblüthigen Aehrchen, deren Blüthen über dem Kelch hervorſtehn, und einer kriechenden Wurzel. *Av. ſesquitertia Linn. mant.* wird als *Av. pubeſcens* aufgeführt, da die beiden, nach *Smith's* Verſicherung, einerley ſind; *Av. ſesquitertia Willd.* iſt bloſse Abart von *Av. diſtichophylla*. *Avena pratenſis* blüht mehrentheils ſchon im May (der Vf. ſagt im Junius und Julius). Genau werden *Triticum caninum* und *repens* unterſchieden, und bemerkt, daſs *Elymus caninus Roth.* eher als Abart zu dem letztern gehört. Nicht die doppelte oder dreyfache Zahl der untern Aehrchen, ſondern die nickende Beſchaffenheit der Riſpe und die zaſerige Wurzel machen den Hauptcharakter von *Tr. caninum* aus. *Tr. unilaterale Hoſt.* iſt *Tr. loliaceum Willd. Nardus ariſtata Willd.* iſt *Rottböllia monandra Cav.*

Welcher Freund der Botanik wird nicht mit uns die ununterbrochene Fortſetzung dieſes klaſſiſchen Werkes ſehnlich wünſchen!

Digitized by Google

Num. 22.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. Januar 1807.

GESCHICHTE.

1) PARIS, b. Garnery: *Hiſtoire de France*, depuis les Gaulois jusqu'à la fin de la monarchie, par M. *Anquetil*, de l'Inſtitut national, et Membre de la Légion d'honneur; auteur de *l'Eſprit de la Ligue*, du *Précis de l'Hiſtoire univerſelle*, et d'autres ouvrages. *Tome I—XI.* 1805. Jeder Band 20 bis 21 Bog. 12. (12 Rthlr.)

2) PARIS u. STRASBURG, b. Treuttel u. Würz: *Annales de l'Empire français*, par une Société des Gens de Lettres; rédigées par *R. de Beaunoir* et *A. H. Dampmartin*. 1805. 35 Bog. gr. 8. (2 Rthlr.)

3) PARIS, b. Prault u. Rondonneau: *Tableau analytique de la Diplomatie françaiſe*, depuis la minorité de Louis XIII., jusqu'à la Paix d'Amiens. Par M. *Ferdinand Bayard*, ancien Capitaine d'artillerie, membre de pluſieurs ſociétés ſavantes et litéraires. *Tome premier.* 1805. 19 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

4) GENF, b. Paſchoud: *Hiſtoire des Gaulois*, depuis leur origine jusqu'à leur mélange avec les Francs et jusqu'aux commencemens de la Monarchie françaiſe; ſuivie de détails ſur le climat de la Gaule, ſur la nature de ſes productions, ſur le caractère de ſes habitans, leurs moeurs, leurs uſages, leur gouvernement, leurs lois, leur religion, leur langage, les ſciences et les arts qu'ils ont cultivés etc. Par *Jean Picot*, de Génève; Profeſſeur d'Hiſtoire et de Statiſtique dans l'Académie de cette ville. *T. I—III.* 1804. Jeder Band 22 Bog. gr. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

5) MÜNSTER, b. Waldeck: *F. Emmanuel Toulongeon's*, Mitglieds des National-Inſtituts, *Geſchichte von Frankreich*, ſeit der Revolution von 1789. Aus zeitverwandten Urkunden und Handſchriften der Civil- und Militär-Archive. Mit einigen Verbeſſerungen des Verfaſſers deutſch herausgegeben von *Philipp Auguſt Petri*. — *Erſter* Band. 1804. Zuſammen 1 Alph. 15 Bog. *Zweyter* Band. 1804. 1 Alph. 20½ Bog. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

6) EISENBERG, b. Schöne u. C.: *Geſchichte der franzöſiſchen Revolution*, von *Ernſt Bornſchein*. 1804.

Auch unter dem Titel:

Geſchichte der franzöſiſchen Republik vom Anfang der Revolution bis zur projektirten Landung in England; ein unterhaltendes und kuriöſes Leſebuch für den lieben Bürger und Landmann, von *Ernſt Bornſchein*. — *Erſtes* Bändchen. 1804. 13 Bog. *Zweytes* und letztes Bändchen. 1804. 11 Bog. 8. (20 gr.)

Dieſe ſechs Univerſal- und Specialgeſchichten des franzöſiſchen Staats ſind dem Rec. erſt vor kurzem zu Geſichte gekommen.

Das *erſte* Werk von einem rühmlich bekannten hiſtoriſchen Veteran liegt unvollendet vor ihm: denn der *eilfte* Band geht nur bis zum J. 1651. Ob wirklich nicht mehr davon gedruckt ſey, kann Rec. nicht beſtimmen. In der Vorrede erzählt Hr. *A.*, Napoleon habe, als erſter Conſul, gegen ihn den Wunſch geäuſsert, es möchte eine Geſchichte Frankreichs geſchrieben werden, frey von Auswüchſen und von unnöthigen Abſchweifungen in die Geſchichten anderer Staaten, wodurch bisher die Werke über die franzöſiſche Geſchichte ſo weitſchweifig und bändereich geworden wären. Dieſen Wunſch nun will er durch das angefangene Werk befriedigen. Bey dem Vortrag der alten und mittlern Geſchichte iſt es ihm in der That gelungen. Man findet da eine ziemlich ſtrenge Auswahl der Begebenheiten, d. h. keine Auslaſſung wichtiger und bedeutender Auftritte einer, und anderer Seits keine Einmiſchung geringfügiger und gleichgültiger Ereigniſſe. Aber vom *ſiebenten* Band oder von der Mitte des 16ten Jahrhunderts an tritt eine Umſtändlichkeit ein, die derjenigen ſeiner Vorgänger wenig nachgiebt, und wodurch das Werk, fährt er anders ſo fort, wenigſtens auf *zwanzig* Bände anſchwellen wird. Kein Wunder! So bald Hr. *A.* ſich der Mitte des 16ten Jahrhunderts oder der Zeit näherte, da die durch die Ligue geſtifteten Unruhen in Frankreich entſtanden, verlieſs er, vermuthlich aus Bequemlichkeit, ſeinen Plan, und ſchaltete den von ihm zuerſt im J. 1767. verfertigten *Eſprit de la Ligue* (3 Vol. 12.) unabgekürzt und wörtlich ein. Er füllt den *ſiebenten*, *achten* und die Hälfte des *neunten* Bandes. Rec. beſitzt dieſe, übrigens wohl ausgearbeitete Geſchichte, kann ſie folglich mit dem neuen Abdruck vergleichen. Nicht eben dieſs iſt der Fall mit den übrigen, von dem Vf. in der Vorrede erwähnten Werken, nämlich mit *Intrigue du cabinet de Henri IV. et Louis XIII. terminée par la Fronde*, mit *Louis XIV., ſa Cour et le Regent*, mit *Règne de Louis XV.* und *Règne de Louis XVI.* Wer alſo dieſe Werke ſchon beſäſse, würde, wenn Hr. *A.* ſie aufs neue in fortlaufender Bändezahl abdrucken lieſs, ſie zum zweytenmal

mal kaufen. Das Ebenmafs der Bearbeitung ist dadurch ganz verschwunden. Denn in den ersten sechs Bänden ist die Geschichte von ungefähr eilftehalb Jahrhunderten erzählt, und die fünf darauf folgenden fassen höchstens die Geschichte von einem einzigen Jahrhundert. Rec. weifs gar wohl, dafs die neuere Geschichte für uns interessanter ist, folglich eine etwas genauere Behandlung fordert, als die vorhergehende: aber es heifst diefs doch die Proportion gar zu arg verletzen; es wird eine Art von Ungeheuer daraus; der Vorsatz des Vfs., kein bändereiches Werk zu liefern, ist völlig vernichtet. Er hat es sich aber auch selbst bey der Bearbeitung jenes Zeitraums bequem gemacht, indem er, nach seinem eigenen Geständnifs, die vier vorzüglichsten Historiker seines Vaterlandes, *Duplaix*, *Mézeray*, *Daniel* und *Velly* (letztern schreibt Hr. *A.* durchgehends, wir wissen nicht warum, *Vély*) vor sich nahm und bey Darstellung einer Begebenheit allemal den zum Grunde legte (oder abschrieb), der sie ihm am besten vorgetragen zu haben schien; fand er sie mit einander im Widerspruch dann zog er erst Specialschriftsteller zu Rathe; mitunter, sagt er, habe er auch seine Zuflucht zu gleichzeitigen Historikern genommen: wovon wir jedoch keine Spur entdecken können. Er setzt zugleich als zuverlässig voraus — was aber oft der Fall ganz und gar nicht ist — dafs jene vier Autoren ihre Gewährsmänner genau würden geprüft haben, dafs er sie folglich, als Zeugen, ohne Bedenken an den Rand schreiben könne. An wahre Bereicherung der französischen Geschichtkunde durch diese *Anquetilische* Compilation ist demnach nicht zu denken. Es wäre folglich auch verlorne Mühe, wenn wir uns auf eine nähere Kritik eines solchen flüchtigen Werks einlassen, wenn wir Unrichtigkeiten, dergleichen wir besonders in der ältern Geschichte antrafen, rügen wollten.

Der Titel des *zweyten* anzuzeigenden Buchs verspricht *Annalen des französischen Kaiserthums:* hinter ihm aber findet man einen *kurzen Begriff oder Abriß der Geschichte der Franzosen, von ihrer Niederlassung in Gallien im J. 481. bis zu Napoleon's Besteigung des französischen Kaiserthrons im J.* 1804., von *A. H. Dampmartin.* Am Schlufs desselben steht: *Ende der Geschichte der Franzosen und des ersten Bandes.* Daraus also und aus *Beaunoir's* Vorrede erhellt, dafs dieser Band dem eigentlichen Werke, den künftig zu erwartenden Annalen, zur Einleitung dienen soll. Hr. *B.* sagt dort, er habe sich mit einigen Gelehrten zur Bearbeitung dieses Werks vereinigt, und unter ihnen habe Hr. *D.* die Abfassung jenes Abrisses übernommen; man müsse vor der Lieferung der Annalen erst die Franzosen der Vorzeit kennen lehren, die Geschichte der vorhergehenden Jahrhunderte in der Kürze entwickeln, die lange Reihe der französischen Könige mustern u. s. f. Hr. *D.* scheint ihm, und auch uns, dieses schwierige Geschäft glücklich ausgeführt zu haben. Dieser bestimmt die Absicht desselben in einer besondern Einleitung noch näher dahin, dafs er die Ursachen des Verfalls der drey Dynastieen, die nach und nach den französischen Thron bestiegen und besessen haben, aufsuchen und darstellen wolle. Mit seltener Geschicklichkeit entwirft er den Abrifs einer so thatenreichen, durch 14 bis 15 Jahrhunderte hindurch laufenden Geschichte, wie die französische ist, ohne sie in ein abschreckendes Gerippe zu verwandeln; vielmehr hat er sie ungemein geniesbar oder anziehend zu machen gewufst, durch weise Aussonderung interessanter und zweckdienlicher Ereignisse aus dem bekannten reichen Vorrathe, durch eingestreute Schilderung der nach und nach sich ändernden Staatsverfassung, der Hauptpersonen, der Sitten und Gebräuche, und durch einen ungezwungenen, angenehmen Stil. Nur dann und wann finden sich Declamationen, Betrachtungen und Gemeinplätze, die vorzüglich von einer solchen skizzirten Arbeit entfernt bleiben sollten. Auch hat Hr. *D.*, wie Hr. *Anquetil* im umgekehrten Sinne, kein durchaus gleiches Ebenmafs gehalten. Ungefähr bis S. 515. geschieht es: aber von da, oder von Ludwig dem 13ten an bis auf Napoleon, ist der ganze Rest — und wie reich ist dieser Rest! — auf zwey Bogen zusammen gepresst. Der Herausgeber, Hr. *Beaunoir*, hat sich selten, wie S. 436. und 540., Anmerkungen erlaubt. In seiner Vorrede beschreibt er den Unterschied zwischen Geschichtschreiber und Annalisten ganz richtig: nur werden strengere Historiker nicht mit einstimmen, wenn sie S. VII. lesen, der Geschichtschreiber habe das Recht, die von ihm erzählten Begebenheiten zu *verschönern.* Noch scheint er vor Lieferung der Annalen zu versprechen — denn ganz deutlich ist es uns nicht — eine Darstellung des Zustandes des französischen Reichs kurz vor dem Anfang der Kaiserwürde, gröfstentheils in statistischer Hinsicht, wie auch ein Gemälde des politischen und physischen Zustandes Europens zu derselben Zeit; beide von ungenannten Mitarbeitern. Er selbst will Napoleon's Biographie und alsdann von Jahr zu Jahr die Annalen liefern. Alles soll mit glaubwürdigen Actenstücken belegt werden. Von allem dem hat Rec. bisher noch nichts gesehn.

Auch von Nr. 3. ist bis jetzt dem Rec. noch keine Fortsetzung zugekommen; was er eben auch nicht sonderlich bedauert. Denn der *erste* Band enthält, nach einem historischen Abrifs der diplomatischen Maximen an den europäischen Höfen vor der Thronbesteigung Ludwig des 13ten, die Darstellung derjenigen, die man während der Regierung dieses Königs befolgte; daher er auch, wie der Vorredner, vorgeblich der Buchdrucker, richtig meynt, den Titel: *Tableau de la Diplomatie Française sous le règne de Louis XIII.*, führen, folglich den bekannten Werken von *Mably* und *Koch* (nicht *Kock*) zu Strasburg gleichsam zum Supplemente dienen könnte, indem diese erst mit Ludwig dem 14ten, oder vielmehr mit dem Westphälischen Frieden anheben. Eben deshalb können wir uns auch mit diesem *ersten* Bande begnügen, weil wir die Werke dieser beiden Publicisten besitzen, die sich freylich nicht blofs auf Frankreichs Diplomatie be-

Digitized by Google

beſchränken, ſondern umfaſſender, und zugleich gründlicher, ſind. Der Vf. bearbeitet übrigens ſeinen Gegenſtand im *zweyten* Buche, das in *neun* Kapitel abgetheilt iſt, ſo, dafs er erſt die Veranlaſſung zu Staatsunterhandlungen, dann dieſe ſelbſt erzählt, und zuletzt die Reſultate derſelben, nämlich die Verträge oder Friedensſchlüſſe, unabgekürzt beyfügt. Neue Aufſchlüſſe und Anſichten findet man zwar nicht, die Erzählung aber zweckmäſsig und flieſsend. Eben dieſs gilt von dem in *fünf* Kapitel abgetheilten Buche, das zur Einleitung dient. Einige, beſonders in Anſehung der deutſchen Angelegenheiten im Mittelalter, begangene *Fehler*, wollen wir nicht rügen. Aber auffallen iſt es uns, dafs Hr. *B.* einen Hauptpunkt in der Geſchichte der Diplomatie nicht zu wiſſen ſcheint oder vergeſſen hat; nämlich das politiſche Benehmen Königs Ferdinand des Katholiſchen von Aragonien und Ludwig des eilften von Frankreich, dem zufolge dieſe beiden Schlauköpfe zuerſt anfingen, beſtändige Geſandſchaften an einigen Höfen zu unterhalten, was vor ihrer Zeit gar nicht Sitte war, und dadurch die europäiſchen Mächte nach und nach in genauere, vorher nicht Statt gefundene Verhältniſſe und Verbindungen brachten. — Ein, bey franzöſiſchen Büchern eben nicht gewöhnliches, genaues Regiſter macht den Beſchluſs.

Von Nr. 4. muſs Rec. mit hoher Achtung ſprechen. Er hat dem Studium dieſes Werks mehrere Zeit gewidmet, und durchaus darin nicht entdecken können, was man ihm in einem ſonſt vertrauungswürdigen gelehrten Blatte vorwarf. Vielmehr fand er darin eine, weit über bloſse Compilation erhabene *Geſchichte der alten Gallier*, geſunde Kritik der Quellen *ſowohl, als der zahlreichen Hülfsmittel*, kein allzulanges *Verweilen bey der* unhiſtoriſchen Zeit, keine Sylbenſtecherey und Wortkrämerey. Die Auswahl der Begebenheiten iſt mit gehöriger Einſicht getroffen, ihre Zuſammenſtellung mit Geſchmack geordnet, und das Ganze in eine natürliche, echt hiſtoriſche Schreibart eingekleidet. Der ihm vorher unbekannt geweſene Vf. erzählt in der Vorrede die Veranlaſſung zu dieſer Arbeit, und würdigt ſeine drey angeſehenſten Vorgänger, *Mezeray* (deſſen *Hiſtoire de la France avant Clovis*), *Pelloutier* (deſſen *Hiſt. des Celtes*) und *Laureau* (deſſen *Hiſt. de France avant Clovis*, ein Werk voll Muthmaſsungen und Hypotheſen, von welchem ein anderer Mitarbeiter im Jahrg. 1787. Nr. 51. Bericht abgeſtattet hat). Was er eben daſelbſt von ſeinem kritiſchen Verfahren bey dem Gebrauche der Quellen und Hülfsmittel ſagt, findet man in dem Werke ſelbſt ausgeübt; nämlich in Anſehung der erſten nicht leichtgläubig zu ſeyn, fabelhafte Erzählungen bey Seite zu legen, und nur offenbar echte Berichte zu befolgen; dieſe aber nicht eher zu leſen und zu benutzen, als bis man jene gehörig ſtudirt und zum Grund gelegt habe. Beide, ſowohl die Quellen, als Hülfsmittel, führt er bey jeder Materie an, und zwar gröſstentheils mit deutſcher Genauigkeit. Fanden ſich bey einer Thatſache verſchiedene, oft widerſprechende Berichte: ſo wählte er den, der ihm am glaubwürdigſten ſchien; er bedauert aber, dafs er nur ſelten die Gründe zur Rechtfertigung ſeiner Wahl anführen konnte, weil dadurch das Werk zu einer ungeheuern Stärke angewachſen ſeyn würde. Dieſs iſt z. B. der Fall mit der Etymologie des Wortes *Celten* (T. I. S. 13—20), welches vielleicht den vorhin angedeuteten Kunſtrichter, der etwa nur in dem Buche herumblätterte, und gleich im Eingange zu demſelben auf dieſe Unterſuchung ſtieſs, zu dem Vorwurf der *Wortkrämerey* verleitet haben mag. Auf gleiche Art behandelt Hr. *P.* (T. I. S. 119—129.) die vier verſchiedenen Erzählungen der Alten von der Belagerung des Capitoliums durch die Gallier, nachdem ſie die Stadt Rom zerſtört hatten; er trägt ſie vor, prüft ſie, und hält diejenige, die wir in *Polyb's* Werke finden, für die wahrſcheinlichſte. Wenigſtens iſt er der älteſte Zeuge. Auch *J. D. Ritter* in ſeiner Geſchichte der Gallier (im dritten Bande des 5ten Theils von *Guthrie's* allgemeiner Weltgeſchichte S. 388 f.) tritt dieſer Meinung bey. (Da wir unſres hiſtoriſch-kritiſchen Landsmanns und ſeiner ſorgfältigen Bearbeitung — nicht etwa Ueberſetzung — der Geſchichte der Gallier erwähnen: ſo bedauern wir, dafs Hr. *P.* dieſes wichtige Hülfsmittel nicht kannte; es würde ihm öfters erſprieſsliche Dienſte geleiſtet haben.) Zum Beweiſe der kritiſchen Aufmerkſamkeit des Vfs. dient auch das, was er (T. I. S. 131 f.) von der Einſeitigkeit der galliſchen Geſchichte ſagt, indem wir ſie bloſs aus griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern kennen. *Trogus Pompejus*, der um das J. 40. vor Chriſtus ſchrieb, und dem Juſtin durch ſeinen Auszug den Untergang bereitete, war zwar ein Gallier; was er aber von dem Kampfe ſeiner Landsleute mit den Römern erzählt, bedeutet wenig. Natürlich entſtehen daraus, zumal in der ältern Geſchichte, Lücken; dieſe, nach der Weiſe gewiſſer neuerer Hiſtoriker, auszufüllen, wäre zwar, ſagt Hr. *P.*, ihm leicht geweſen; er habe aber lieber die Anmuth der Erzählung der Richtigkeit aufopfern wollen. — Auch bey der Beſchreibung Galatiens und der dort geweſenen galliſchen Völkerſchaften (T. I. S. 198 f.) hätte *Ritter*, vorzüglich aber *Wernsdorf de republica Galatorum*, den Hr. *P.* ebenfalls nicht kannte, mit Vortheil benutzt werden können. — Noch einen Beweis kritiſcher Vorſicht giebt der Vf. da, wo er anfängt, Galliens Statiſtik, wenn wir es ſo nennen dürfen, (T. II. S. 188 f.) zu beſchreiben, indem er verſichert, er habe ſich alle Mühe gegeben, die beiden Extreme ſeiner Vorgänger, welche die galliſche Nation entweder zu hoch erhoben, oder zu tief erniedrigten, zu vermeiden. Nicht minder bewährt ſie ſich bey Bearbeitung der Materie von der Religion der Gallier (T. III. S. 24 f.), wo Hr. *P.* ſo viele gute und ſchlechte Vorgänger hatte, die ihm wohl bekannt ſind, *Ritter* wieder ausgenommen (a. a. O. S. 197—301.), der ein ſehr richtiges Urtheil über des Benediktiners, *Jakob Martin*, dickes Buch (*La Religion des Gaulois, tirée des plus pures ſources de l'antiquité*) fället, indem er ſagt, ſeine mühſam zuſammengeſuchten antiquariſchen Hülfsmittel verrie-

then

then vielen Fleifs, aber wenig Beurtheilungskraft; überdiefs habe er manche verwegene Meinungen vorgetragen.

Und fonach, dünkt uns, hätten wir dargethan, dafs Hr. *P.* ein brauchbares, lefenswürdiges Werk geliefert habe, das alle vorhergegangenen weit übertrifft. Es ift nur noch übrig, dafs wir die Einrichtung deffelben kürzlich befchreiben. Das Ganze befteht aus zwey Büchern, deren jedes wieder in mehrere Kapitel abgetheilt ift. Das erfte Buch, das fich bis in die Mitte des zweyten Bandes erftreckt, enthält die eigentliche Gefchichte der Gallier, von ihrem Urfprung an bis zu ihrer Vermifchung mit den Franken, oder bis zum Ende der Regierung des Frankenkönigs Klodwig. Das zweyte befchäftigt fich mit der fchon gedachten Statiftik, oder, wie man es ehedem nannte, mit den Antiquitäten der gallifchen Nation, nach der Ordnung, wie fie auf dem von uns mitgetheilten umftändlichen Titel des Werks angegeben find. Unter dem dort bemerkten *etc.* find zwey Kapitel, das zehnte und eilfte zu verftehen, in deren einem gezeigt wird, wie die Verhältniffe und Verfchiedenheiten der gallifchen Völkerfchaften unter einander und mit ihren Nachbaren befchaffen waren; in dem andern aber, was für Veränderungen unter den Galliern ihr Umgang mit den Griechen, Römern, und den aus dem Norden Europens zu ihnen gekommenen Völkern bewirkt habe, und zuletzt noch Bemerkungen über die Spuren des Charakters der alten Gallier, die fich noch jetzt in dem Charakter der heutigen Franzofen entdecken laffen. Hierauf und zum Befchlufs folgen noch: 1) ein chronologifches Verzeichnifs der in der Gefchichte oder in dem erften Buche erzählten Hauptereigniffe; 2) eine chronologifche Ueberficht der in dem Werke angeführten Schriftfteller, mit Anzeige der Länder, wo fie geboren wurden, und ihres Standes, wie auch der Titel ihrer zu Rathe gezogenen Schriften; wobey wir nur die literarifche Genauigkeit der Deutfchen vermiffen; 3) ein Namen- und Sachregifter über das ganze Werk.

(*Der Befchlufs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Erfurt, b. Hennings: *Taschenbuch für die Schaubühne.* Mit einem Kupfer. (Soll Dem. Maafs vorftellen.) 1806. XVI u. 165 S. kl. 8. (20 gr.)

Wie fehr den Vf. das Theater müffe intereffirt haben, zeigt fein *Verzeichniß der Theaterdichter* fchon. *Engel* privatifirt ihm noch in Berlin, *Klinger* ift Obriftlieutenant, *Kotzebue Königl. Preuß. Collegienrath; Wieland*, und Hofr. *Böttiger* find unter den jetzt für die Bühne arbeitenden Dichtern aufgeführt; auch ein Hr. *Arnold* in Erfurt paradirt da, wahrfcheinlich zum erftenmale, da doch fogar *Henfel* fehlt. *Schiller's Biographie* ift faft wörtlich abgefchrieben aus *Friedrich Schiller, Skizze zu einer Biographie deffelben* (Leipz., b. Tauchnitz), die *Biographie der Dem. Maaß* aber könnte jeder Primaner gemacht haben. Die *Gedichte* find *Gelegenheitsgedichte*, in deren einem der Theaterdichter *Arnold* dem Erfurter Publicum den guten Rath ertheilen läfst:

Ermuntern Sie uns nur durch fleifsigen Befuch,
Erfcheinen minder hoffend, fehn mit zufriedner Miene
Dem Spiele zu. Dann ift der heifse Wunfch, den wir gehegt, erfüllt,
Und froh befchreiten wir zum neuen Jahr die Bühne.

Wenn denn diefes Tafchenbuch Lefer findet, die fo vorlieb nehmen, als die Zufchauer in Erfurt mit ihren Schaufpielern und ihrem Theaterdichter, fo kann fein Vf. eben fo wohlgemuth fortfahren als diefe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Ueber den Verfall des Nahrungsftandes in den Landftädten, die Theurung der Lebensbedürfniffe u. f. w. und die zweckmäfsigften Mittel, diefen Uebeln abzuhelfen.* Als wohlgemeinte Winke zur Beherzigung für Patrioten, von Dr. *J. A. Garn.* 1805. 104 S. (10 gr.) — Eine unbedeutende Schrift, die mehr einer gutgemeynten Predigt gleicht, als dafs fie die wahren Urfachen der gegenwärtigen Nahrungslofigkeit der Städte vollftändig angeben und zweckmäfsige Mittel dagegen aufftellen follte. Der Vf. nimmt befonders auf fein Vaterland Sachfen Rückficht, und wiederholt S. 6. den ganz unerwiefenen Satz, dafs der Sturz der fächfifchen Woll- und Tuchfabriken von der engliffchen Regierung angelegt fey. Ueberhaupt fchiebt der Vf. die Hauptfchuld des Uebels auf England; ein Rettungsmittel dagegen wird aber in der Schrift felbft nicht angeführt, ungeachtet es der Vf. fchon auf dem Titel verfpricht. Aufserdem ftellt er S. 12 ff. noch dreyzehn Urfachen der Verarmung der Städter auf, wovon aber die mehreften beynahe fo alt als die Welt find, fo dafs man nicht begreift, wie ihre Wirkung bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ausbleiben konnte. Diefe Urfachen find: Luxus und Modefucht, Zerftreuungsfucht, häufige und koftfpielige Volksfefte, Spielfucht, fchlechte Kinderzucht, Romanleferey, Theaterbeluftigungen, Eigennutz und Betrug, Hauftren auf dem Lande, Ungehorfam gegen Obrigkeit, Unverträglichkeit, Mifsbräuche und Aberglaube, Mangel an Patriotismus, Verabfäumung des Wanderns junger Fabricanten, Künftler und Profeffioniften und die zu frühzeitigen Etabliffements junger Bürger.

ed by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. Januar 1807.

GESCHICHTE.

1) PARIS, b. Garnery: *Hiſtoire de France*, — — par M. *Anquetil*, etc.

2) PARIS u. STRASBURG, b. Treuttel u. Würtz: *Annales de l'Empire français*, — — rédigées par *R. de Beaunoir* et *A. H. Dampmartin* etc.

3) PARIS, b. Prault u. Rondonneau: *Tableau analytique de la Diplomatie françaiſe* — — Par M. *Ferdinand Bayard*, etc.

4) GENF, b. Paſchoud: *Hiſtoire des Gaulois*, — — — Par *Jean Picot*, etc.

5) MÜNSTER, b. Waldeck: *F. Emanuel Toulongeon's*, Mitglieds des National-Inſtituts, *Geſchichte von Frankreich*, ſeit der Revolution von 1789. — — Mit einigen Verbeſſerungen des Verfaſſers deutſch herausgeg. von *Philipp Auguſt Petri* u. ſ. w.

6) EISENBERG, b. Schöne u. C.: *Geſchichte der franzöſiſchen Revolution*, von *Ernſt Bornſchein* u. ſ. w.

Auch unter dem Titel:

Geſchichte der franzöſiſchen Republik, — — von *Ernſt Bornſchein* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 22. abgebrochenen Recenſion.*)

Das Werk des Hn. *Toulongeon* (Nr. 5.) iſt eben ſo, wie die drey erſten Numern, bis jetzt unvollendet geblieben, und zwar nicht bloſs die von uns anzuzeigende deutſche Ueberſetzung, ſondern auch das Original. Wenigſtens iſt uns hiervon noch nichts weiter bekannt geworden, als daſs im J. 1801. der *erſte* Band der Quartausgabe, oder der *erſte* und *zweyte* der Octavausg., im J. 1803. aber der *zweyte* in 4. und der *dritte* und *vierte* in 8. erſchienen iſt, in denen die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution bis zu Ende des J. 1792. erzählt wird; und ſo weit geht auch die Ueberſetzung, die von einem, bis jetzt uns unbekannten Hn. *Phil. Aug. Petri* zu Lüethorſt bey Eimbeck herrührt. Warum das Werk ins Stocken gerieth, kann Rec. nicht erklären. Ja, wär' es ſchlecht oder auch nur mittelmäſsig bearbeitet: ſo wäre die Erklärung gleich fertig; aber, da gerade das Gegentheil Statt findet, da es von einem, in Militär- und Civilgeſchäften geübten und angeſehenen Manne, dem die National-Archive zum Gebrauch offen ſtanden, herrührt; da er, wie bereits bey unſerer Anzeige des Originals (im Intelligenzblatt zum Jahrg. 1804. Nr. 124.) erzählt wurde, gröſstentheils ſelbſt Augenzeuge der Revolutionsereigniſſe war, ohne dabey eine bedeutende Rolle, wodurch er zur Parteylichkeit hätte verleitet werden können, zu ſpielen; da er ſeine Unparteylichkeit in den bisher gedruckten Bänden hinreichend bewurkundete; da ſelbſt in Frankreich ſein Werk für das beſte, das bis jetzt daſelbſt über die Revolution erſchien, erklärt wurde: ſo laſſen ſich die Hinderniſſe der weitern Fortſetzung nicht errathen. Ueberhaupt äuſsert Hr. *T.* ſowohl in der Vorrede, als durch die Bearbeitung des Werks, beyfallswürdige Grundſätze und Geſinnungen. Er verweilt nicht bey Kleinigkeiten und individuellen Umſtänden, ſondern weiſs das Weſentliche derſelben verſtändig aufzufaſſen und kräftig darzuſtellen. So malt er zwar z. B. (B. 2. S. 333 ff.) durch ausgewählte Thatſachen die bekannten Schreckensſcenen im Herbſte des J. 1792.: aber er läſst ſich in kein langweiliges und ekelhaftes Detail ein, ſondern ſetzt (S. 339.) hinzu: „Die Feder verweigert die ſcheuſsliche Aufzählung aller gefallenen Opfer, und die Geſchichte, die genöthigt iſt, die Schandthaten zu erzählen, braucht wenigſtens die Summe derſelben nicht zu ziehen. In den zeitverwandten Schriften finden ſich die ſchrecklichen nähern Nachrichten. Auch einige Züge der Menſchlichkeit und Beyſpiele kindlicher Liebe haben ſie geſammelt" u. ſ. w. — Nach einer Einleitung (S. 23—54.) oder kurzen Rückerinnerungen an die Begebenheiten des franzöſiſchen Staats in den J. 1787. und 1788., die als die unmittelbaren Vorſpiele der Revolution anzuſehen ſind, folgt die in Epochen abgetheilte Geſchichte ſelbſt. In die *erſte* gehören: die Verſammlung der Reichsſtände, die königliche Sitzung und die Zuſammenkunft der Stände im Ballhauſe, nebſt den darauf erfolgten Tumultſcenen am 14ten Jul. 1789. In der *zweyten* Epoche lieſt man die allgemeinen Ausbrüche der Revolution in mehrern Gegenden Frankreichs, die fürchterlichen Auftritte am 4ten Auguſt und 6ten October. In der *dritten* häufen ſich die ſchauderhaften Scenen, wodurch der Staat aus einer Verlegenheit in die andere geräth; dahin gehört auch der Aufſtand der Soldaten zu Nancy und die Unruhen in den Weſtindiſchen Colonieen. Dabey allerley Unternehmungen der Nationalverſammlung, z. B. die Zumuthung des bekannten Prieſtereides. Das Hinſcheiden Mirabeau's, über den ſehr gerecht geurtheilt wird. Sehr intereſſant iſt die Darſtellung der Jacobiner in Paris und in andern Hauptſtädten des Reichs (S. 338—351.). Zur *vierten* Epoche (B. 2. S. 1—144.) gehören: die unglückliche Flucht des Königs; der Bürgereid; der Bericht des Ausſchuſſes der Nationalverſammlung über die Entweichung des Königs; die Wahlverſammlungen; die Annahme der erſten Conſtitution und die darauf erfolgten Feſte; die Aufhebung der erſten Nationalverſammlung; auswärtige Verhältniſſe, Kriegserklä-

Digitized by Google

rung u. f. w. Zur *fünften* und in dem *zweyten* Bande letzten Epoche: Beſtätigung der Kriegserklärung; kriegeriſche Auftritte; Fayette's Rolle; Septembriaden; verunglückter Kriegszug der Deutſchen nach Frankreich. Die letzte Begebenheit hätte hier und da durch Hülfe deutſcher Schriften richtiger dargeſtellt werden können. — Bey jedem Bande befinden ſich Beylagen, die faſt die Hälfte eines jeden füllen, und auf welche an dem Rande des Textes verwieſen wird. Mehrere waren, nach der Verſicherung des Vfs., vorher ungedruckt. Schade, daſs er dieſe nicht, als ſolche, bezeichnet! Nur ein paarmal that er dieſs. Wie dem aber auch ſey; ſie ſind gröſstentheils ſo leſenswerth und intereſſant, als die Geſchichte ſelbſt, in welche der Vf. nicht aufzunehmen wagte, was das Zartgefühl beleidigen konnte, oder was ihm zugeringfügig ſchien. Auffallend iſt des Vfs. Bemerkung über die Veränderung der Sprache und des Stils während der Revolution: „Die Sprache des Convents war nicht mehr die Sprache der erſten Verſammlung; man kümmerte ſich nicht mehr um Reinheit des Stils, noch um Schönheit des Ausdrucks; noch mehr: dieſelben Redner redeten eine andere Sprache auf dem geſetzgebenden Rednerſtuhl, als auf der Tribune der Jacobiner. Es giebt eine Zeit der Revolution, in der auch die Sprache hart, barbariſch und grauſam wurde, und der Geſchichtſchreiber muſs ſeinen Stil danach zwingen, wie ein Componiſt ſeine Muſik den Worten anpaſst." — Der Ueberſetzer gehört keineswegs in die Klaſſe der gewöhnlichen Miethlinge: vielmehr bemerkt man faſt durchgehends, daſs er ſein Original ſtudirte und mit den Schwierigkeiten deſſelben pflichtmäſsig kämpfte. Seine wenigen Verbeſſerungen betreffen gröſstentheils kleine Abkürzungen und Erweiterungen; manchmal rügt er auch die franzöſiſche Flüchtigkeit und ſeichte Philoſophie. In Anſehung der Verdeutſchung ſolcher Wörter, die aus einer fremden Sprache entlehnt ſind, durch Gewohnheit aber nach und nach ein, freylich zweydeutiges Bürgerrecht erlangt haben, hielt er mit Recht die Mittelſtraſse. Daſs er überall *das*, ſtatt *die* Etiquette ſchreibt, fällt auf.

Was endlich die unter Nr. 6. aufgeführte franzöſiſche Revolutionsgeſchichte betrifft: ſo müſſen wir ihr das Lob ertheilen, daſs ſie ihrer Abſicht im Ganzen wohl entſpricht. Ein Pſeudonym, *Gottlieb Wahrmuth*, hatte zu derſelben Zeit durch das von uns (im Jahrg. 1805. Nr. 293.) empfohlne Werk für die nicht gelehrte, aber doch über den Handwerker- und Bauernſtand erhabene Volksklaſſe geſorgt; Hr. *Bornſchein*, der im J. 1804. zu Gera privatiſirte, thut daſſelbe für den letzterwähnten Stand in dem vorliegenden Buche. Als Schriftſteller iſt er bereits durch mehrere Romane bekannt, noch mehr oder vortheilhafter aber durch ein im J. 1803. gedrucktes Leſebuch, worin er die Geſchichte Deutſchlands für den Landmann mit Beyfall bearbeitete. So wie in dieſem, alſo auch im gegenwärtigen, läſst er einem Dorfgeiſtlichen, Ehrlich, an einigen Sonntagsabenden den um ihn her ſitzenden Bauern, den Cantor loci mit eingeſchloſſen, die wichtigſten und lärmreichſten Auftritte während der franzöſiſchen Revolution, ihrer Faſſungskraft gemäſs, und mit ſchicklichen Unterbrechungen ſeiner Zuhörer durch Fragen und Zweifel, erzählen. Wenn je ein groſses Ereigniſs es verdient, dem groſsen Haufen zur Lehre und Warnung an's Herz gelegt zu werden: ſo iſt es dieſe, in ihrer Art einzige Staatsumwälzung. Hr. *B.* thut dieſs mit der erforderlichen Auswahl und Klugheit, entweder ſo, daſs ſchon die Erzählung an ſich auf den Leſer wirken muſs, oder er kommt dieſer Wirkung noch mit ausdrücklichen Anwendungen und Belehrungen zu Hülfe, wie Bd. I. S. 20 und 60. Nur *bisweilen* ſcheint der Vf. ſeine Rolle vergeſſen, oder die Fähigkeiten ſeiner Leſerklaſſe aus den Augen gelaſſen zu haben; z. B. bey dem Gebrauche des Wortes *Charakter*, das der Bauer ſicher nicht verſteht; oder wenn er (B. I. S. 8.) der *bekannten franzöſiſchen Akademie* erwähnt, die ihm gewiſs ein noch weit unbekannteres Ding iſt. Manchmal ſind auch die Perioden zu lang oder verwickelt. Bisweilen ſtöſst man auch auf wirkliche Fehler, z. B. daſs Ludwig XIII. an einer *ſchändlichen* Krankheit geſtorben ſey (B. I. S. 7.). Daſs der Pariſer Pöbel *die Statuen der Generalpächter*, wie es S. 43. heiſst, entzwey geſchlagen habe, verſtehen wir nicht: wenigſtens können wir uns nicht auf ſolche Statuen beſinnen. Mirabeau war kein ſo ausgemachter Jakobiner und Anhänger des Herzogs von Orleans, wofür ihn der Vf. hält; vielmehr ging er damit um, der königlichen Würde wieder aufzuhelfen; nur *ſein* frühzeitiger Tod hinderte ihn an der Ausführung dieſes Vorhabens. Ettenheim (S. 122.) war nicht die Reſidenz des Kurfürſten von Trier, ſondern des Kardinals von Rohan, Fürſtbiſchofs zu Strasburg. — Hr. *B.* ſucht auch ſeinen Leſern durch Angaben der richtigen Ausſprache franzöſiſcher Namen in beygeſetzten Klammern zu Hülfe zu kommen, womit es ihm aber nicht überall gelungen iſt; wie mit Aiguillon *(Aeſchilliong)*, Sieyes *(Siegé)* u. ſ. w. — Uebrigens erſtreckt ſich die Geſchichte bis in das J. 1803. hinein. — Angehängt iſt eine Tabelle, durch deren Hülfe man die meiſten, nicht alle, Departemente Frankreichs nach den ehemaligen Provinzen finden kann.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weygand: *Ausführliche Erklärung der ſämmtlichen Weiſſagungen des neuen Teſtaments.* Mit exegetiſchen, kritiſchen und hiſtoriſchen Anmerkungen und einer Abhandlung über den neuteſtamentlichen Prophetismus. 1803. XVI u. 278 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf., der ſich *J. L. W. Sch.* unterzeichnet, und in der ganzen Schrift als ein bekannter Schriftſteller (Hr. *Scherer* zu Echzell) zeigt, ſagt S. VI. der Vorr.: „Indem ich vorliegende Schrift dem prüfenden Zeitgeiſte übergebe, bitte ich, mich nach dem Pauliniſchen Ausſpruch zu beurtheilen: ἐκ μέρους προφητεύομεν!"

Digitized by Google

μεν!" Rec. erfüllt dieſe Bitte um ſo lieber, da es nicht möglich war, einen richtigern Maſsſtab für Hn. *Sch.* zu finden, als den von ihm ſelbſt angegebenen. Der ganze Nachdruck des *dicti probantis* liegt auf dem ἐκ μέρους; allein die Stelle findet nur dann erſt ihre volle Anwendung, wenn man die unmittelbar vorhergehenden Worte dazu nimmt: Ἐκ μέρους γὰρ γινώσκομεν, und die ganze Stelle mit Luther überſetzt: „*Unſer Wiſſen iſt Stückwerk und unſer Weiſſagen iſt Stückwerk!*" Jedoch läſst ſich, nach den vielerley ſchriftſtelleriſchen Proben, die Hr. *Sch.* bereits geliefert hat, ſchwerlich hoffen, daſs an ihm in Erfüllung gehen werde, was weiter geſchrieben ſtehet: *wenn aber kommen wird das Vollkommne, ſo wird das Stückwerk aufhören.* Wenigſtens müſste das Ziel der Erfüllung ſehr weit hinausgerückt werden. In der gegenwärtigen Schrift iſt noch Alles ἐκ μέρους. Einige gute exegetiſche Anmerkungen, beſonders wenn ein guter Vorgänger benutzt iſt; einige leidliche Räſonnements über einzelne Stellen finden ſich zuweilen; allein im Ganzen zeigt ſich groſse Geiſtesarmuth, eine groſse Verworrenheit der Begriffe, ein flüchtiges Zuſammenraffen wahrer, halbwahrer und falſcher Sätze, und ein widerliches Nachtönen der von Lieblingsſchriftſtellern gebrauchten Phraſen.

Um ſich zu überzeugen, wie wenig der Vf. im Stande ſey, über den Geiſt der Weiſſagungen des N. T. zu ſchreiben, braucht man nur die zwölf Aphorismen zu leſen, welche er unter dem Titel: *Ueber den neuteſtamentlichen Prophetismus*, der Erklärung der einzelnen Weiſſagungen vorausgeſchickt hat. Man höre, wie ſich Nr. 1. S. VII. ausnimmt: „Der Menſch, thätig in der Gegenwart, beſchäftigt ſich gern *mit* der Zukunft. Mit bevorſtehenden Ereigniſſen der Natur beginnt er ſeine Ahnungen und Berechnungen; mit Wünſchen, Hoffnungen über Angelegenheiten des Geiſtes ſchlieſst er. Ob die Aernte befriedigen wird? fragt ſich der verſtändige Bebauer der Erde mit Beſorgtheit. Er merkt auf Zeichen der Natur, die ihm Regen und Sonnenwärme verkünden, und mit Freuen oder Trauren ſieht er der Aernte entgegen. Aus der Schwüle des Tages ſchlieſst er auf ein nahes Gewitter, aus ungewöhnlichen Orkanen auf Erdbeben. Ein Volk erhebt ſich durch weiſe Geſetze, durch energiſche Zuſammenhaltung; es ſucht ſich zu vergröſsern; — was iſt ſeinem ſchwachen Nachbar vorher zu ſagen? die Verſchlingung." Hat der Leſer nicht ſchon hieran genug: ſo leſe er weiter Nr. 5. S. XII.: „Konnte Jeſus nicht ſo gut weiſſagen, als die alten Propheten ſeines Volks? Wir fragen: was heiſst *weiſſagen? Etwas weiſe vorausſagen*, in religiöſem Sinne *dichten*. In Jeſus finden wir einen groſsen, umfaſſenden Geiſt, ein Handeln ohne ſeines Gleichen. Alle ſeine Ausſprüche, Unternehmungen und Handlungen beſtätigen dieſs. Das Gegenwärtige gedacht, konnte er ſich das Zukünftige vorſtellen; auf die Zukunft mächtig gewirkt, durfte er von derſelben weiſſagend ſprechen" u. ſ. w. Von den Apoſteln lautet Nr. 11. ſo: „Haben auch die Apoſtel des Herrn geweiſſagt? wie Jeſus nicht. Ihnen fehlte der groſse Blick in die Welt. Sie waren nicht Chriſtus. Sie wiederholen nur die Weiſſagungen und heiligen Dichtungen ihres Herrn." Wie viel wäre hier nicht zu fragen und zu kritiſiren, wenn bey einem ſolchen Schriftſteller nicht die bloſse Mittheilung ſeiner Aeuſſerungen hinlänglich wäre!

Die von dem Vf. als Weiſſagungen behandelten Stellen ſind Luk. 1, 5—25., 1, 26—38. Matth. 1, 18—25. Luk. 2, 22—39. Matth. 2, 13—15. 19—23. 3, 11. 12. 11, 20—24. Joh. 4, 16—19. Matth. 16, 18. 21. 28. 17, 22. 23. 24—27. 20, 18. 19. 26, 1. 2. 20—25. 31. 32—34. Joh. 16, 16—20. Matth. 12, 40. Matth. 24, 1—28. 10, 23. 16, 27. 28. 24, 29—51. 13, 39. 28, 20. 2. Petr. 3, 3—14. Matth. 25, 31—46. Apoſtg. 10, 42. 17, 31. 2. Cor. 5, 10. 2. Theſſal. 1, 6—11. Br. Jud. 14. 15. Joh. 14, 26. 16, 13. Luk. 24, 49. Joh. 21, 18. 19. Die Einrichtung iſt ſo, daſs unter der Ueberſetzung exegetiſche Anmerkungen ſtehen, und dann Sachanmerkungen und pſychologiſche und äſthetiſche Reflexionen folgen. Die Ueberſetzung iſt in der Regel in Proſa; zuweilen wird ſie aber durch etwas unterbrochen, was den Anſchein von Poeſie hat, wenigſtens von Hn. *Sch.* dafür gehalten und ausgegeben wird. In der Ankündigung der Geburt des Johannes (Luk. 1, 5—25.) heiſst es S. 2—5.:

Fürcht' du dich nicht, o Zacharias!
Es iſt erhöret dein Gebet,
Es wird dir einen Sohn gebären
Dein Weib Eliſabeth,
Und nennen ſollſt du ſeinen Namen
Gottes-Huld (Iωαννης)!
Er wird dir Freude und Vergnügen ſeyn
Und viele hoch ſich freuen noch,
Weil er geboren ward!
Groſs wird er ſeyn ſelbſt vor *Jova*.
Wein und ſtark Getränk wird er nicht trinken.
Doch heiliger Geiſt wird ihn erfüllen
Von Mutterleibe an.
Und *viel* der Söhne Iſraels
Wird er anrücke führen
Zu *Jova*, *ihrem* Gott.
Vor ihm geht er dann her
Im Geiſt und Muth Elias.
Der Väter Herzen wird er wenden
Zu den Kindern wieder.
Und die Unfolgſamen bilden
In der Denkart der Gerechten,
Ein Volk dem Herren ganz bereitet.

Dann heiſst es in Proſa weiter: „Da ſprach Zacharias zu dem Engel" u. ſ. w. Gleich darauf erwiedert der Gottesbote:

Ich bin Gabriel, vor Gotte ſtehend,
Geſandt mit dir zu reden
Und dieſes zu verkünden dir.

Schon früher war die Stelle Jeſ. 2, 2 ff. in folgende wohlklingende Verslein gedolmetſcht worden:

Tage der Zukunft
Werden erhöhn den
Tempelberg Jovas,
Weit über jedes
Haupt der Gebirge
— — — —

Ueber

Ueber die Völker
Wird er Gericht dann
Halten, und viele
Der Nationen
Ausgleichen, dafs ſie
Schmieden zu Pflugſchaar'n
Um ihre Schwerdter,
Und in gekrümmte
Sicheln die Lanzen u. ſ. w.

In den Anmerkungen iſt der Commentar von *Paulus* ſehr ſtark benutzt worden, wie dieſs auch Hr. *Sch.* ſelbſt in der Vorr. S. V. bemerkt.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Crapart, Caille u. a.: *Nouvelle Orthopédie*, ou Précis ſur les difformités, que l'on peut prévenir ou corriger dans les enfans, par *P. F. F. Desbordeaux*, Docteur en Médecine et Membre de la Société de Médecine de Caen. 1805. 177 S. 12. (12 gr.)

Ungeachtet des vorgedruckten günſtigen Berichts, welchen die Commiſſarien der medic. Geſellſchaften zu Caen und Paris über vorliegendes Werk abſtatteten, iſt es Müttern und Erziehern eben ſo wenig, als jungen Aerzten zu empfehlen: denn für jene, denen es vorzüglich beſtimmt zu ſeyn ſcheint, enthält es hin und wieder zu viele mediciniſche Vorſchriften, welche dem Nichtarzte nicht gelehrt werden dürfen; für junge Aerzte iſt das Büchelchen nicht ausführlich und beſtimmt genug geſchrieben. Uebrigens geſteht Rec. ſehr gerne, dafs ihm die Lectüre des niedlich gedruckten Werks, wenn auch nicht nützlich, doch wegen der leichten und gefälligen Schreibart angenehm geweſen ſey. Eine Erklärung der dem Nichtarzte unverſtändlichen mediciniſchen und chemiſchen Wörter iſt dem Werke vorgeſetzt; in der *erſten* Abtheilung werden die angebornen Fehler oder Mifsbildungen der Kinder, in der *zweyten* die durch üble Gewohnheit und in der *dritten* Abtheilung die durch einen Zufall entſtandenen Fehler der Kinder abgehandelt, und ſo kurz auch die meiſten Artikel abgefafst ſind: ſo entdeckt man doch leicht, dafs der Vf. unter die beſſern Aerzte ſeiner Nation gehöre.

KLEINE SCHRIFTEN.

PASTORALWISSENSCHAFTEN. *Arnſtadt*, b. Langbein: *Beyträge zur zweckmäſsigen Einrichtung des öffentlichen katholiſchen Gottesdienſtes und der Liturgie* — von *J. M. Schellhorn*, der Philoſophie Doctor und Weltprieſter in Franken. 1805. 94 S. 8. (8 gr.) — Dieſe Beyträge verdienen die Aufmerkſamkeit aller, denen es um Verbeſſerung der Liturgie in der katholiſchen Kirche zu thun iſt: denn ihr Vf. geht überall von richtigen und hellen Ideen aus. Dieſe Ideen ſind inſonderheit folgende: Der Cultus war bis dahin unzweckmäſsig, weil man weder die äufsere Religion als Mittel zur innern, noch die innere als Mittel zur Erweckung, zur Heiligkeit und Gottähnlichkeit, betrachtete und behandelte; ſondern das Mittel zum Zweck erhob, und dadurch die äufsere Religion nicht nur um allen Einfluſs auf innere Religion und auf Tugend brachte; ſondern ſie auch zu einer Maſchinerie herabwürdigte, wobey nichts für das Denken, das Gefühl und die Rührung gegeben wurde, ſo dafs der denkendere Theil einer ſolchen Religion ſpottete, und der beſſere ſie als einen Fetiſchdienſt verachtete. — Aber leider will man das immer noch nicht erkennen; ſchiebt alles auf Rechnung der Verdorbenheit der Menſchen, und denkt deswegen an keine Verbeſſerung. Dieſs mufs aber geſchehen, der Cultus mufs mehr zur Erbauung eingerichtet werden. Daher darf die Meſſe, als ein Hauptſtück deſſelben, nicht, wie bisher, in lateiniſcher Sprache, nicht unter Ceremonieen gehalten werden, deren Sinn und Bedeutung dem Volke unbekannt und unverſtändlich iſt; ſondern es müſſen an deſſen Stelle zweckmäſsige Betrachtungen, Gebete, Geſänge u. ſ. w. treten und über die beybehaltenen die Chriſten belehrt werden. Man mufs alles entfernt halten, was jüdiſchen Religions- und Kirchengeiſtes iſt u. ſ. w. Nach dieſen Ideen theilt der Vf. einen Entwurf zur Einrichtung der Meſſe an Sonn- und Feyertagen mit, an dem Rec. nur das tadelt, dafs er zu weitläufig iſt und noch zu ſehr an der bisherigen Form hängt. Zog doch ſchon, wie man ſehr richtig bemerkt hat, Gregor der Grofse die Meſſe zuſammen *ad majus*, wie *Muratori* ſagt, *fidelium commodum atque ut omnes divinis myſteriis intereſſe poſſint*, warum ſollte dieſs in unſern Tagen nicht noch mehr und noch leichter geſchehen können? — Noch findet man in der kleinen Schrift Gedanken über die katholiſche Liturgie, und Bemerkungen über die Anſtalten zur Bildung des chriſtlichen Volks in Hinſicht auf Religion u. m. a., das geleſen zu werden verdient.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Pirna*, b. Frieſe: *Der Rathgeber vor, bey und nach dem Baden*, oder Anweiſung zu einer zweckmäſsigen Benutzung aller Arten von Bädern. Zum Gebrauch für Geſunde und Kranke, welche ſowohl zu Hauſe als an öffentlichen Badeorten die Vortheile des Bades genieſsen wollen. Von D. *J. C. Meyer*. (1805.) IV u. 105 S. in Taſchenformat. (12 gr.) — Da Menſchen ſo oft Bäder zur Reinlichkeit, zum Vergnügen und aus diätetiſchen Rückſichten brauchen, ohne dabey die Leitung eines Arztes zu haben, ſo iſt die Abſicht des Vfs., dem Layen allgemeine Vorſchriften zu geben, wie ſie ſich vor, bey und nach dem Baden verhalten ſollen, an ſich ſehr zu billigen. Die Ausführung aber hat nicht den Grad der Vollſtändigkeit erhalten, den ſie hätte haben ſollen. So z. B. vermiſst man unter den allgemeinen Vorſchriften die Vorſichtsregeln bey dem Baden in Rückſicht der Tageszeit, Jahrszeit und Witterung. Von den Fufsbädern kommt gar nichts vor. Von S. 57. an macht der Vf. den Laien mit den Beſtandtheilen und Kräften der vorzüglichſten mineraliſchen Bäder, und mit den Krankheiten, in welchen ſie einzeln anzuwenden ſind, bekannt. Nach unſerm Urtheil aber hätte die ganze Belehrung über die vorzüglichſten Mineralbäder wegbleiben müſſen. Sie kann dem Laien nichts nutzen, wohl aber ihm Vorurtheile wider das eine oder das andere Bad beybringen, und alſo den Aerzten Schwierigkeiten in den Weg legen. Was der Vf. von dem Trinken der Mineralwaſſer ſagt, gehört ohnehin gar nicht hieher.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Januar 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Koburg und **Leipzig**, in d. Sinner. Buchh.: *Veredelnde Poëſien*, von *Johann Heinrich Weismann*, der Philoſophie Doktor. 1806. 179 S. 8. (16 gr.)

Man lieſt dieſe Gedichte, und lieſt ſie, wenn man recht geduldig iſt, wieder, ohne genau errathen zu können, was der Vf. damit will; ja oft ſogar dringt ſich dem Leſer unwillkürlich der Verdacht auf, er habe die Regel des Demokritus, der die *ſanos poëtas* vom Helicon ausſchloſs, allzubuchſtäblich verſtanden. Wie dem auch ſey, wer die mancherley ſeltſamen Erſcheinungen unſrer neueſten ſchönen Literatur kennt, wird auch über dieſe, ſo unabhängig ſie im Ganzen von jenen iſt, und durchaus als eine eigene da ſteht, ſich nicht verwundern. Der Vf. nennt ſeine Gedichte *veredelnde Poëſien*, warum? Weil — ſo belehrt uns die ſonderbare Vorrede — *da die Poëſie Tochter ſey der Philoſophie* (!) und ſo nach die Beſtimmung habe, *die Philoſophie hinwiederum bey ihrem Bildungsgeſchäfte, wo es das übergehende (!) Denken betreffe, zu unterſtützen, das verneinende Prüfungsgeſetz der Poëſie alſo laute: — „Ein Geiſteswerk, welches nicht an der Veredlung der Menſchheit mitwirken kann, darf nicht als Poëſie anerkannt werden, es mag jambiſch oder hexametriſch, gereimt oder ungereimt geſetzet ſeyn.“* Nach dieſem verneinenden Prüfungsgeſetze, und nach allen bejahenden ſoll man die Originale prüfen, die er jetzt dem Publicum überreiche. Er laſſe ſie ausgehen in die Welt, damit ſie ſein Lehrbuch der Menſchenliebe in ſeinen Wirkungskreiſen begleiten, und in ſeinen Thätigkeiten unterſtützen. — Dieſe ausführlichere Prüfung die Hr. *W.* verlangt, wollen wir andern, die ſich ſeinen theoretiſchen Anſichten wie ſeinen Darſtellungen beſſer befreunden können, als es Rec. vor der Hand gelingen wollte, gerne überlaſſen, und empfehlen ihnen dafür die erbaulichen weitern *„Vorerinnerungen“* die ihnen der Vf. für dieſen Behuf im Verfolge der Vorrede mittheilen wollte. — Wir halten uns mehr an das Geſchäft des Referenten. Es finden die Leſer und Freunde veredelnder Poëſie hier: 1) *Dramatiſche Gedichte:* oder, wie der Vf. ſagt, nur *dramatiſch geſetzte Stücke*, die nicht beſtimmt ſind auf einer Bühne gegeben zu werden, ſondern nur dieſe der Poëſie ſo günſtige Form entlehnten: *Selinde und Philint* oder: das *Ideal der Liebe* und: *die Schöne auf dem Lande, ein Drama in drey Akten.* Das erſte hat ſogar die Form eines Singſpiels angenommen, *nicht, als ob ſich Hr. Weiſsmann ſchmeichle, ein Hr. Seraphino werde es in Muſik ſetzen: Wollte aber ein Hr. Seraphino* (Vorr. S. VI.) *ſeiner Selinde die Harmonie der Tonkunſt geben, ſo möge er es thun. „Er wird* — leſen wir weiter — *wenn er glücklich iſt, bey der Bearbeitung eine Entdeckung machen, die ihm ſehr intereſſant ſeyn wird, er wird ſich überzeugen, daſs das Ideal der Liebe auch das Ideal der Oper iſt“* (!!) — Rec. war leider nicht ſo glücklich dieſe Entdeckung zu machen. Ihm ſchien vielmehr das ganze Stück nur ein armſeliges Gemengſel von Trivialität und Bombaſt, ohne Spur von dramatiſchem Geiſt, und hat ihm herzliche Langeweile gemacht. Noch mehr aber das folgende: *Die Schöne auf dem Lande.* Der einfache Inhalt deſſelben iſt: Ein Sohn eines Adeligen iſt in ein Bauermädchen verliebt. Der Vater iſt eine Art Philoſoph, und zwar ziemlich pedantiſchen Schlags, dabey hält er aber doch auch groſse Stücke auf ſeinen Adel. Der Sohn, ſich auf den Philoſophen verlaſſend, trägt dem Vater das Anliegen ſeines Herzens voll Hoffnung vor, findet ſich aber gar höchlich getäuſcht, als er wahrnimmt, er habe ſich bloſs damit an den Edelmann gewendet. In der Verzweiflung ſeines Herzens ſucht er ein paar Narren in der Gegend für ſich zu intereſſiren, die für Philoſophen gelten; der Eine iſt ein *Phyſiognomiker*, der andre ein *Aſtrolog.* Durch ihre Vermittlung hofft er ſeinen Vater umzuſtimmen; Aber dieſe mit ihrem ungeheuern Unſinn — er iſt dabey doch ſo vorgetragen, dieſer Unſinn, als ob der Vf. ſelber Behagen daran hätte; — dieſe, die Hn. *Sylluk* und *Oſſa* machen den eigenſinnigen Vater mit ihren Schlüſſen, *„fließend wie Silberbäche“* S. 73., und ihren Beweiſen *„voll Feuerkraft und Götterrath“* S. 83., nur noch eigenſinniger. Er giebt zwar ſeinem Sohne endlich die Einwilligung, aber mit der harten Clauſel, daſs er ſeine Geliebte nur mit Verluſt der Liebe ſeines Vaters zur Gattin nehmen könne. Endlich, als nach langem Kampfe zwiſchen Liebe und Liebe der Sohn dem Vater ſeine Neigung aufzuopfern bereit iſt, umarmt dieſer den Sohn mit den Worten S. 102.:

— — — — Ernſt! —
Du überwindeſt mich, umarme mich!
Roſetten lieben darfſt du, weine nicht,
Sohn führ ſie ein in deines Vaters Haus.

und der Vorhang fällt. Die unſinnigen Philoſophen, die den Knoten bey dieſer moraliſch empfindſamen Action löſen ſollen, ſind müſſige langweilige Narren, die mit ihren ſeitenlangen Reden nichts fördern und nur durch ihre unausſtehliche Albernheit Langeweile machen. Hier doch ein Pröbchen davon! Der Phyſiognom Oſſa läſst ſich unter andern folgendergeſtalt vernehmen S. 80.:

— Minu-

— Minuten brauch' ich nur,
Fafs einen Punkt, beſchreibe einen Kreis,
Zieh Strahlen aus, vier Strahlen zieh' ich aus,
Sind dieſe gleich, ſo iſt die Rundung ächt,
So wohnt ein Geiſt *vol* hoher ſtarker Kraft.
Im Angeſichte; in den Mittelpunkt
Des Kreiſes kann leicht jede Seelenkraft
Einflieſsen als in Einheit, und von da
nach jeder Richtung ſtärker, treibender,
Wohin der Wille gebeut, ausſtrömen, und
Wie ein Hauch Siberſcher Winterluft in Reif
Den Morgenthau verwandelt, ſchneller noch
Dem feinſten Dunſte der Anſchaulichkeit
Dichtere Beſtandheit geben, wenn ihn nun
Des innern Auges Blick umleuchtet, dann
Iſt der Dunſt Gedanke, und dann können ſich
Die Seelenkräfte insgeſamt zurück
In den Mittelpunkt ohn' alle Stockung ziehn,
Und da vereint des Willens neuen Drang
Erwarten, ſo allein iſt Gegenwart
Des Geiſtes möglich, ſo allein Vernunft
Von Stande thunlich. Eines Angeſichts
Winkelfigur läſst ungeſtemmten Lauf
Der Geiſteskräfte gar nicht zu. Wer hat
Je einen Winkel phantaſirt, und ſchaut
Hiervon ſogar das wie nicht deutlich an?
An Roſetten, unſrer ſchönen jungen Braut,
Fand ich ein Ideal zur Kreisfigur.
Fürwahr ſie hat ſehr ſtarke Geiſteskraft,
Und muſs, den Einen Atom, das bekannte Ding
Als wahr vorausgeſetzt, ein Fräulein ſeyn.

Wer kann über einen ſolchen Narren, der noch ganz andere Herrlichkeiten von ſich hören läſst, auch nur lachen? Doch ſein Mitgeſelle *Silluk*, der, wie jener *auf den Scharfſinn*, ſich mehr auf den *Schwung* legt (S. 82.), überbietet ihn noch. Als die Reihe an ihn kommt, und der Hr. von Roſenfeld, der Vater des jungen Ernſt, ihn auffordert, zu zeigen, dafs ſeine Weisheit keine Thorheit ſey, beginnt er pathetiſch S. 44.:

Auch das iſt an der glühenden Kette ein Glied.
Thorheit, im Schwung ſprüh Feuerfunken umher,
Dafs der Erdegeiſt, der ſaftige Sinnengeiſt
Ziſche und fühle, dafs du nicht biſt, was du biſt.
Ich flog hinauf den unermeſslichen Flug
Aufs Lichtgebirge, wo der Saturniſche Haid
Die äufere Klippe umkränzt, da hörte ich
Rieſeln und rauſchen, und ſah mich dreymal um,
Und nirgend war ein Bach. Da ſtand vor mir
Der Trabanten einer — Erdeſohn, du hörſt
Rieſeln und rauſchen; ſiehſt du einen Bach?
— Trabant, ich höre nur, und ſehe nicht.
— Wer kann ſie zählen? Unendlich iſt die Zahl
Der Ströme; wiſſe das iſt Anziehkraft
Und Sympathie u. ſ. w.

Die Hand ermattet uns, weiter abzuſchreiben. Nur noch den hübſchen Schluſs aus dem ganzen Gewäſche ſetzen wir bey:

— und nun was folgt?
Wenn ein adlicher Herr ein Bauermädchen liebt,
So iſt das Mädchen das nicht, was es iſt,
Ein Fräulein iſts, der verliebte adliche Herr
Muſs, wenn er liebt, in ſeinem Kreiſe ſeyn,
Und iſt es auch, ob ers gleich ſelbſt nicht weifs. — —

Dieſen ſeltſamen Originaldramen folgen ungereimte Oden, in denen Wortbombaſt mit proſaiſchen Gedanken und Wendungen kämpft und abwechſelt. Auch trifft man hier auf Sprachſchönheiten wie folgende: „*Gieſſe dein Lichtſtral aus, wie jüngſt am Bach*" S. 101. Eine *Frühlingsfeyer* S. 115. ſcheint die Klopſtockiſche noch überfliegen zu wollen, verliert ſich aber am Ende in wahren Nichtſinn. Am erträglichſten iſt noch, wenigſtens ſtellenweiſe, das Gedicht S. 124. „*Die Verlobten.*" Den Beſchluſs machen geiſtliche Lieder: *auf die Geburt Jeſu; auf den Tod Jeſu* und *die Ausgieſſung des heiligen Geiſtes.* Man findet hier Stellen, wie z. B. S. 132.:

Erſchrocken ſieht der Tod
Auf der verfluchten Erde
In Davids Sohne Gott,
Dafs ſie verſöhnet werde,
Und wüthet und entflieht,
Da er dies Wunder ſieht.

In den Liedern auf die Ausgieſsung des heiligen Geiſtes könnte man ſagen, iſt der *Grundton* überall der *Brauſeton.*

Ich hörte ein gewaltig Brauſen,
Dem Geiſte in Entzückungen
Noch hörbar, ein allmächtges Brauſen,
Und Gottes Kraft im Weiter gehn. S. 165.

und S. 171.

Braus das Wunder, Gottes Wind,
Selbſt ein Wunder, allen Erden,
Allem Meer und lafs geſchwind
Meer und Erde ſtille werden!
Dieſes Säuſeln, dieſes Wehn —
Schon! Das Wunder iſt geſchehn (!!)

Beſonders empfehlen wir auch die Aerntelieder, und unter andern folgende Schluſsſtelle. S. 175.:

Herr, deine Elemente
Erſtaunen, — bete an,
Und falte deine Hände,
Zieh heilge Ehrfurcht an,
Menſch, komm und ſieh und — walle
Im Schmuck, der ihm gefalle,
Mein Lied und bete an.

Es iſt ſchwer abzuſehen, nach welcher Logik und Grammatik dieſs gedacht und in „*Reime geſetzt*" iſt. Doch der Vf. verſpricht zu dieſen geiſtlichen Liedern, die er uns wie ſeine ſämmtliche Geiſtesfrüchte *ohne Einſchränkung zu genieſſen* ermuntert, in ſeinen „*philoſophiſchen Unterhaltungen*" *noch einen beſondern Commentar, worin er gegen ſich ſelbſt gewifs gerechter ſeyn werde, als der Doktor Paulus gegen ſeine Collegen, die aufrichtigen Evangeliſten:* denn er hat nichts geringeres damit zur Abſicht, als die Gottheit Jeſu und ſeine Wunder philoſophiſch-poëtiſch zu beweiſen wider die Doctoren der Theologie (Vorrede S. VII.). Hr. D. *Paulus* möge ſich alſo immer auf dieſe poëtiſche Bekehrungsoperation gefaſst halten und in Zeiten in ſich gehen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden, in d. Arnold. Buchh.: *Einleitung in die phyſiſch-mathematiſche Kosmologie;* zu Vorleſungen

Digitized by Google

gen entworfen von M. *Gottfr. Winkler*, Archidiacon in Dresden. *Zwey* Theile. 1806. *Erſter* Theil. VIII u. 88 S. *Zweyter* Theil. VI u. 136 S. 8. (18 gr.)

Dieſs Buch zerfällt in *zwey* Theile, davon der *erſte* wieder den beſondern Titel hat: *Sätze zur allgemeinen Experimental-Naturlehre* von M. *Gottfr. Winkler*, Arch. zu Dresden, und der *zweyte*: *Sätze zur mathematiſchen Erdkunde, phyſiſchen Geographie, Geogenie, Naturhiſtorie* und *Aſtronomie*; von M. *G. W.* u. ſ. w. Der Vf. erzählt in der erſten Einleitung (eigentlich Vorrede), wie er dazu gekommen, dieſs ſonderbare Gemiſch dem Publikum durch den Druck mitzutheilen. „*Seit* ſechzehn Jahren," heifst es, „habe ich jungen Leuten aus allen Ständen (!) und verſchiedene male auch Damen (!!) den Winter hindurch Vorleſungen über die phyſiſche Kosmologie gehalten." (Darnach hätte man etwas Beſſeres, Gedachteres und Geordneteres erwarten können, als hier geliefert iſt.) — „Ich dictirte anfänglich dieſe hier abgedruckten Sätze, aber dieſes nahm mir zu viel Zeit weg" (es konnte ja viel beſſer jedes andere Compendium zum Grunde gelegt werden, wo doch der Vf. richtigere Begriffe von den vorkommenden Sachen würde vorgefunden haben!) „ich gab ſie alsdann geſchrieben herum, aber ich bekam ſie ſelten wieder" (dieſs hatte ein Wink ſeyn ſollen, es ganz zu unterlaſſen) und war genöthigt (?) alle Jahre neue ſchreiben zu laſſen. Dieſs bewog mich endlich, ſelbige in (den) Druck zu geben (welches zu beklagen iſt!). Es ſind daher eigentlich Sätze zu *meinen* Vorleſungen u. ſ. w." Dieſe Billigkeit iſt zu loben: denn ſie zum allgemeinen Gebrauche zu empfehlen, war keineswegs rathſam; indeſſen warum liefs ſie der Vf. nicht auf ſeine oder ſeiner Zuhörer Koſten drucken? warum ſie durch einen Verleger zur Meſſe bringen, und im Publikum verbreiten? — Dieſs wird durch einen Blick auf den äuſserſt unbeſtimmten Titel ſchon nicht viel Gutes im Innern zu erwarten geneigt machen, und leider muſs Rec. ſagen, daſs dem allerdings ſo iſt. Denn auf beſtimmte und deutliche Begriffe von dem, was der Titel beſagt, hofft man hier überall vergebens. Nicht einmal von *Kosmologie* hat der Vf. den rechten Begriff: denn nachdem er §. 1. geſagt hat, daſs nichts angenehmer ſey, als das unermeſsliche Gebäude, worin wir Einwohner ſind, kennen zu lernen, ſetzt er im 2. §. hinzu: „Die Kenntniſs *dieſes Gebäudes, der Dinge, die ſich darinnen befinden*, heifst die *Kosmologie* oder die *Weltkenntniſs*." — Aber auch von dem Unſtatthaften dieſer Definition an ſich abgeſehen, iſt das ja nur: Kosmognoſie, und die Ueberſetzung *Weltkenntniſs* paſst nur hierauf; ganz etwas anders iſt ja Kosmologie, *Weltenlehre?* — Und im 3. §. fährt er gar fort: das Wort *Welt* bezeichnet hier: den Inbegriff aller von Gott „erſchaffenen Dinge" (doch nur, ſo weit ſie uns erkennbar ſind?) „Himmel und Erde und was darinnen iſt. Man nennt es auch das Weltgebäude, *Univerſum*, die *Natur*." Als ob dieſs Dreyes ſo geradehin einerley wäre. — Man kann nun nach dem bisher angegebenen leicht denken, wie vieles der Vf. zu ſeiner Kosmologie rechnen möge — nicht weniger als die ganze Phyſik, die mathematiſche Erdkunde, die phyſiſche Erdkunde, die Naturgeſchichte, und die Aſtronomie. Auch dieſe Abtheilung iſt höchſt unordentlich: denn die mathematiſche Geographie iſt ein Theil der Aſtronomie, und wird für die Geographie im Allgemeinen nur von derſelben entlehnt; eben ſo gehört die phyſiſche Geographie zur Phyſik, und wird auf gleiche Weiſe von dieſer geborgt. — Doch Rec., der dieſs nur von der erſten und zweyten Seite anführte, würde viel zu thun haben, wenn er alle die in dieſem Buche vorkommenden Unrichtigkeiten abſchreiben und hier berichtigen wollte. Er begnügt ſich demnach dieſer kleinen Probe, an der der Leſer ſchon genug haben wird, nur noch das Wenige hinzu zu fügen, daſs der Vf. den Nutzen der Kosmologie im Allgemeinen (S. 2.) *überaus groſs* und ſie die *Grundwiſſenſchaft* von allen übrigen nennt. Warum? — Man höre. 1) „Sie nützt, *weil* wir überall mit Körpern umgeben ſind, die einen Einfluſs auf uns haben u. ſ. w. 2) *Alle Künſte und Profeſſionen* beruhen darauf. 3) Sie hat einen groſsen Einfluſs in die *höhern* (?) Wiſſenſchaften, Theologie, Jurisprudenz, Medicin. 4) Sie leitet zur lebendigen Verehrung Gottes u. ſ. w. — Er ſcheint indeſſen geahndet zu haben, daſs er theils in jener Erklärung der Kosmologie, worin er ſie zur Weltkenntniſs macht, zu wenig gegeben, theils beſonders der Philoſophie, deren Verbindung mit dieſer phyſiſchen Kosmologie er ganz übergeht, groſses Unrecht gethan habe: denn er ſetzt im 14. §. a. die triviale Bemerkung hinzu: „Man kann ſich mit der Kosmologie beſchäftigen, entweder als Naturliebhaber, oder als Naturforſcher, oder als Naturphiloſoph." Wird letzterer aber mit der *Kenntniſs* dieſes Gebäudes zufrieden ſeyn? oder der Aſtronom? oder der eigentliche Phyſiker? — Und warum ſagt der Vf. nicht, in wie fern *er ſich damit* beſchäftigt? — Uebrigens finden ſich auch häufige Verſtoſse gegen die liebe Mutterſprache, falſche Conſtructionen, falſche Wörter, falſcher Gebrauch der Präpoſitionen u. dgl.; z. E. „Nichts iſt nützlicher, angenehmer und nöthiger, als das unermeſsliche Gebäude zu kennen, in welchen (n) wir Einwohner ſind, *und darzu gehören* (und wozu wir gehören). S. 1. — „bewahret *für* (vor) Aberglauben." S. 3. — Aufserdem erfährt man manches Neue; z. E. S. 16., daſs die Luft eine *dunkelblaue Farbe habe*; daſs ſie ſich *überall* befinde, und S. 19. doch: „daſs die Thiere im *luftleeren* Raume ſterben (wo ſich alſo *keine* Luft befindet); daſs S. 20. „der Wind die Geſchwindigkeit des Schalls *nicht ſehr ſtark* hindere." Die Chladniſchen Verſuche ſcheint der Vf. nicht zu kennen, ſonſt würde er nicht noch S. 19. behaupten: „daſs der Schall in der zitternden Bewegung der Theile eines ſchallenden Körpers *beſtehe*."

Doch genug von dieſen Sätzen zur phyſiſchen Kosmologie oder zur allgemeinen Experimental-Naturlehre, welche ſehr gut ungedruckt bleiben konnten.

Digitized by Google

ten. Möchte man nur von den *Sätzen zur mathematischen Erdkunde* u. s. w. etwas Rühmlicheres sagen können. Aber auch hier findet man unzulängliche Erklärungen, undeutliche Vorstellungen und eben so unrichtige Begriffe in Menge. Gleich S. 1. fehlen der weitläufigen Erklärung von mathematischer Erdbeschreibung zwey Hauptpunkte, nämlich *Gestalt* und *Darstellung* der Erdkugel. S. 2. ist die Erklärung von *Zenith*, als einem Punkte am Himmel gerade über mir — vom *Meridian*, als einer Linie von mir bis dahin, wo die Sonne am höchsten Mittage stehe — von den *Polen*, welche nach des Vfs. Erklärung jegliche zwey Punkte auf der Erdkugel seyn könnten, wenn sie nur einander entgegen stünden — undeutlich, unzulänglich und unrichtig. — Eben so wird gesagt S. 4.: „weil die Erde ein Stern sey, müsse sie um die Sonne als ihren Mittelpunkt laufen und ihr Licht von der Sonne empfangen." Woher haben es denn aber die Fixsterne, und laufen diese auch um die Sonne, weil sie *Sterne* sind? Eben so wunderlich ist das auf der nämlichen Seite vorkommende Urtheil: „dass, weil die Erde ein mittler (er) Planet (was soll das heissen?) sey, uns Erdbewohnern das Loos der Mittelmäfsigkeit zugefallen sey." S. 5. wird *Ekliptik* mit dem *Thierkreise* gerade hin verwechselt, und so wie hiebey, so gröfstentheils überall, das *Wahre* von dem *Scheinbaren* zu wenig gesondert, welches nur Verwirrung der Begriffe veranlafst. S. 8. ist der Vf. §. 48. auf dem rechten Wege, den Begriff von der geographischen *Länge* zu geben, und doch sagt er hernach §. 53. „die *Länge* eines Orts sey seine Entfernung von Morgen und Abend" — wofür es hätte heissen sollen: die Länge eines Orts ist seine östliche oder westliche Entfernung vom *ersten* Meridian; oder auch nur, wie man gewöhnlich zählt, seine *östliche* Entfernung davon in Graden des Aequators. — Auch im 54. und 55. §. sind die Erörterungen unrichtig, da zur Erfindung des Sonnenaufgangs an einem Orte bekanntlich nicht blofs die Kenntnifs seiner Länge, sondern auch seiner Breite gehört. — So geht es durch alle einzelne Abschnitte fort, überall Mängel, Unrichtigkeiten und Unbestimmtheit. Bisweilen fehlen ganze wichtige Materien, z. B. in der mathematischen Geographie die wahre Erörterung der verschiednen Tagslänge und des Entstehens der Jahreszeiten — die allgemeinen Grundsätze, nach welchen die Erdkugel ganz oder in einzelnen Theilen abgebildet dargestellt wird, u. dgl. — Von der physischen Erdbeschreibung schliefst der Vf. die Beschreibung der Atmosphäre und ihrer Erscheinungen aus, indem er sie zur allgemeinen Experimental-Naturlehre gezogen, wohin doch eigentlich die ganze physische Erdbeschreibung gehört. — In der *Naturgeschichte* findet man von Amphibien nichts; dagegen wird die Untersuchung angedeutet, „ob Thiere Seelen haben und selbige unsterblich sind;" und in der Naturgeschichte des *Menschen* S. 79. gesagt: „Der *erste Urstof* des Menschen sey ein *Ey*, welches aus drey besondern *Häuten bestehe!*" — und doch „sey der Mensch eine Art Gallerte, die sich in *Bläschen verwandle;*" u. s. w. — Nicht minder seltsam sind (S. 82.) die sogenannten Beweise für die Unsterblichkeit des Menschen, wenigstens werden sie keinen Denker befriedigen. S. 56. hielt Rec. *Neuoptera* und *Lepioptera* für einen Druckfehler; S. 92. findet er aber dasselbe noch einmal also, da es doch *Neuroptera* und *Lepidoptera* heifsen mufs. — Ueberhaupt sieht man nicht ein, wozu die besondern Tabellen über das Naturreich, die S. 84—98. vorkommen, dienen sollen, da sie noch dazu von den vorhergehenden allgemeinern Angaben zum Theil abweichen. — Am allerunvollkommensten und fehlerhaftesten ist aber die *Astronomie* gerathen. Die Erklärung der *Sternbilder* S. 101. ist nicht die wahre, und von dem Historischen derselben ist auch nicht einmal *etwas* angedeutet. Das *Sternbild* ist die Figur, welche man aus mehrern Sternen zusammen setzte, der Umrifs giebt das Gebiet desselben an. — S. 106. §. 44. heifst es: „an unserm Monde bemerken wir aufser den Eigenschaften der Planeten noch diese, dafs er kleiner ist, als unsere Erde u. s. w. Das ist ja aber Merkur und Mars auch, und noch mehr Ceres, Pallas und Juno, und darum sind sie doch keine Monde, sondern Planeten. — In den Kapiteln von der Sonne, dem Monde und den Planeten ist ein grofser Theil des Gesagten zum Theil falsch, zum Theil unbestimmt und unvollständig. *Ceres* und *Pallas* werden nur so beyläufig genannt, und von der *Juno* weifs der Vf. noch gar nichts. Der Unterschied des *Sonnen* und *Sternentages* beträgt nicht 3′, 5″, 54‴ S. 112. sondern 3′, 56″. Doch Rec. hört auf Fehler zu rügen, wo fast alles Fehler ist, und bemerkt nur noch dafs sich zu allen diesen noch drey grofse Uebel gesellen, nämlich: Unordnung in Verbindung der einzelnen Materien, welche so unter einander geworfen sind, dafs man auf viele mehreremale trifft; — wie im *ersten* Theile Sprachunrichtigkeit, gar häufig: z. E. S. 13. „Anspielung des Meerwassers" für *Anspülung*. — S. 100. „lehrt *dem* (den) Menschen seine Würde kennen;" — „*von* (vom) Anfange der Schöpfung," — S. 102. „wenn man sich *Bodens* allgemeine (ner) Himmelskarte bedienen kann," und wenn, wie häufig, Präpositionen mit falschem Casus (S. 99. *unter den* (dem) Himmel verstehen wir, welches man oft findet) vorkommen, oder wenn man mehrmals *Kreifse* statt Kreise liest: so scheinen das doch wohl keine Druckfehler zu seyn, deren grofse Menge übrigens das letzte jener Uebel ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. Januar 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon* Libri VIII. ad optimorum exemplarium fidem recenſiti atque prooemio, argumentis et indice rerum inſtructi a *Joanne Auguſtino Wagnero.* 1805. 212 S. 8. ohne die Indices.

Ebendaſ.: Commentarius perpetuus in *C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon* Libros VIII. etc. 1805. 284 S. 8. (Zuſammen 2 Rthlr.)

Dieſe Ausgabe des *Valerius Flaccus*, welche einen Theil der Rupertiſchen Sammlung lateiniſcher Claſſiker ausmacht, iſt in die Hände eines Mannes gefallen, der dieſen allzu ſehr vernachläſſigten Verſificator gewiſs mit der bedürftigen Mitgabe ausgeſtattet haben würde, wenn er mit freyer Hand hätte geben können, was und wie viel ihm gefallen hätte. Aber der Plan der Sammlung, für die er zu arbeiten ſich verpflichtet hatte, beſchränkte ſeinen Willen. Und ſo müſſen wir dankbar hinnehmen, was er im Einzelnen zur Berichtigung und Aufklärung ſeines Dichters beygetragen hat; und dagegen das, was noch zu wünſchen übrig bleibt, weniger von dem Herausgeber, als von den ihn beſchränkenden Umſtänden fordern.

Da der lenkende Plan des Ganzen den kritiſchen Erörterungen nur einen engen Raum verſtattete: ſo iſt auch hier der Erklärung des Sinnes die vornehmſte Rückſicht gegönnt; aber doch dabey die Kritik nicht ganz hintangeſetzt worden. Die Natur der Sache hätte freylich ein umgekehrtes Verhältniſs gefordert bey einem Dichter, deſſen bejammernswürdige Verdorbenheit *Nicolaus Heinſius* nicht mit Unrecht beklagte, und den *Markland* einen reichen Schatz vielartiger Fehler nennt. Und was iſt ſeit *Heinſius* Bemühungen Groſses für die Verbeſſerung ſeines Textes geſchehn? In der That nicht ſehr viel.

Der Herausg. hat den Burmanniſchen Text bisweilen verlaſſen, und bald durch Aufnahme neuer Lesarten, bald durch Verbeſſerung der Interpunction zu berichtigen geſucht; ein Bemühen, das ihm niemand zum Vorwurfe machen wird. Auch wird es wohl in den meiſten Fällen bey ſeinem Urtheile bleiben können, wenn auch nicht in allen und überall. Wir wollen hier nur einige der veränderten Stellen berühren, in denen die Verbeſſerung entweder noch nicht vollendet, oder ungewiſs ſcheint. L. II, 439., nachdem der Dichter die ſamothrakiſchen Myſterien erwähnt hat, wendet er ſich mit frommer Scheu von ihnen mit den Worten:

Hactenus in populos vates Samothraca diemque
Miſſa mane, ſacrisque metum ſervemus opertis.

Mit Beyſeiteſetzung der miſslungenen Verſuche andrer lieſt Hr. *W.* mit *Schrader: Hactenus in populos vati S. d. Miſſa vale*, wodurch ohne Zweifel der richtige Weg gezeigt, wenn auch gleich noch nicht gänzlich gefunden iſt. Wir glauben nämlich nicht, dafs *Valerius* erſt von ſich in der dritten Perſon *(vati)* geſprochen haben, um ſogleich in die erſte *(ſervemus)* überzugehn; auch überhaupt nicht, dafs er den müſsigen Dativ *vati* geſetzt haben würde. Wir leſen alſo mit der geringſten Abweichung von den Buchſtaben:

Hactenus in populos valeas, Samothraca, diemque
Miſſa almam ....

In der Geſchichte des nächtlichen Irrthums der Argonauten, welche nach Cyzicus und zu ihren Freunden zurückgetrieben waren, ohne es zu wiſſen, L. III, 120. heifst es von einem der Cyzicener, der durch Ankunft der vermeintlichen Feinde vom nächtlichen Mahle aufgeſchreckt war:

Talis in arma ruit, nec vina dapesque remotae,
Statque loco torus, in quo (omen) manſere miniſtri.

Der Herausg. lieſt hier mit *Bentley — torus, inſomnes manſere miniſtri*, eine Verbeſſerung, die durch das verſchriebene *in quo omnes m. m.* einiger Handſchriften nur eine ſchwache Stütze erhält; und in der die *inſomnes miniſtri* allerdings auffallend ſind, nicht weil man ſich wundern müſste — wie Hr. *W.* gegen *Burmann's* Bedenklichkeit einwendet — wenn die Sklaven in dieſer ſo ſtürmiſchen Nacht nicht wach geblieben wären, ſondern weil dieſer Umſtand ſo unbedeutend und zwecklos iſt, dafs man die Urſache ſeiner Erwähnung nicht ſieht. Die Sache war aber ohne Zweifel die, dafs ſich, während der Abweſenheit des Herrn, die Sklaven des reichbeſetzten Tiſches bemächtigten und die Mahlzeit verzehrten, welches den Tod des Herrn vorbedeutete. Der Fehler mufs alſo nicht in den Worten *in quo (omen)* geſucht werden — das parenthetiſche Wort iſt ganz in *Valerius* Stil — ſondern in *manſere*, wofür man ein bedeutenderes (wie etwa *jacuere* oder ein ähnliches) vermiſste. — Im *vierten* Buche v. 525., wo Hr. *W.*

Harpyiae nunquam non pabula quaerent

ſtatt *nova pabula* aus eigener Verbeſſerung in den Text geſetzt hat, bedarf die Lesart, wie ſchon ein

Digitized by Google

ſcharfſinniger Kunſtrichter in der N. Bibl. der ſch. W. 72, 2. S. 267. gezeigt hat, keiner Veränderung, indem *quaerere* für *vermiſſen* zu nehmen iſt: *nunquam iis nova pabula deerunt.* S. *Broukh. ad Propert.* I, 17, 18. *Markland ad Stat.* III, 5, 52. p. 179.

Wie bedürftig der Text des *Valerius* einer weitern Politur ſey, ehe der Leſer auf den bequemen Weg eines fortlaufenden Commentars geführt werden könne, erhellt aus vielen Stellen des vor uns liegenden, wo ſich der Herausg. nicht hat entbrechen können, kritiſche Hülfe anzuſprechen oder ſelbſt zu verſuchen. Nicht ſelten geſteht er auch, daſs er aus den Syrten keinen Ausweg finde. Daſs er hierdurch den Blick ſeiner Leſer auf die Schwierigkeiten gerichtet, daſs er die Klippen bezeichnet hat, iſt gewiſs ein ſchätzbares Verdienſt ſeiner Ausgabe, und weit ruhmwürdiger, als das ſchlaue Verhehlen der Unkenntniſs, die ſich mit der Miene der Ueberlegenheit ſchmückt. Doch hat auch Hr. *W.*, wie es uns ſcheint, noch öfter an die Echtheit und Richtigkeit ſeines Textes geglaubt, als er bey einer entſchiednern Richtung auf die Kritik wahrſcheinlich gethan haben würde. In der Geſchichte des Männermordes zu Lemnos erzählt *Valerius* die Rettung des Thoas, den ſeine Tochter in dem Tempel des Bacchus verbirgt. Unter einem heiligen Schleyer ſitzt er an der Bildſäule des Gottes L. III, 258.

latet ille receptus
Veſte ſacra; voces chorus et trieterica reddunt
Aera ſonum, fixaeque fremunt in limina tigres.

Der Herausg. bemerkt hierbey: *Chori cantantis hymnis accinunt tympana triennalia, diebus feſtis tertio quoque anno in Bacchi honorem celebratis, qui fortaſſe eo ipſo tempore incidebant, quod, quae paulo poſt ſequitur, pompa ſuadere videtur.* Die Meinung des Dichters wäre alſo, daſs gerade in dieſer Zeit des Mordes ein Bacchusfeſt gefeyert worden; daſs der Tempel, in welchem Thoas verſteckt war, von den Geſängen der Chöre wiedergehallt habe? Wer mag das wahrſcheinlich finden? Wer mag glauben, daſs *Val.* dieſen Vorfall ſo ohne alle Vorbereitung und ohne allen Zuſammenhang mit dem Vorigen erwähnt habe? Was für eine *pompa* jener Erklärung zu Hulfe kommen ſolle, ſehn wir nicht recht. Der Aufzug wenigſtens, in welchem Hypſipyle ihren verkleideten Vater entführt, hat mit einem Bacchusfeſte nichts gemein, da ſie nur das entweihte Bild des Gottes zu entſühnen vorgiebt. Wir glauben dieſen Schwierigkeiten mit einer ganz geringen Veränderung abzuhelfen, indem wir leſen:

voces tholus et trieterica reddunt
Aera ſonum.

Die fromme Hypſipyle hat zu dem Gotte des Tempels um Beyſtand gebetet; dann verſteckt ſie ihren Vater, und das Gewölbe des Tempels und das feſtliche Erz hallt und tönt, ein günſtiges Zeichen der Erhörung und des göttlichen Schutzes. Durch dieſe Veränderung kömmt alles in den beſten Zuſammenhang. Das gelehrtere Wort ward durch das bekanntere verdrängt. Daſs aber der *tholus* hier paſſend erwähnt werde, leidet keinen Zweifel; in ihm waren die Weihgeſchenke, und wahrſcheinlich auch die heiligen Inſtrumente (die *trieterica aera*) aufgehängt. Dieſes erinnert uns an eine andre Stelle unſers Dichters L. I, 56., wo Hr. *W.* interpungirt: *I decus! et pecoris Nephelaei vellera Grajo Redde tholo!* die Anrede auf den Jaſon beziehend. Aber mit Recht bemerkte *N. Heinſius*, daſs *decus* nicht abſolute geſetzt werden könne. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daſs man leſen müſſe: *I, decus, i, pecoris N. vellera Grajo R. th.*, indem man *decus* mit *vellera* verbindet, „das Vlieſs, den künftigen Schmuck griechiſcher Tempel." — Als auf dem Ufer von Troas Herkules und Telamon von fern die klagende Stimme der angefeſſelten Heſione hören L. II, 454.:

Attoniti preſſere gradum, vacuumque ſequuntur
Vocis iter.

Hr. *W.* erklärt das bezeichnete Beywort, das einige mit *vacui* vertauſchen möchten, — einem müſſigen Worte! — von der *leeren* Luft, welche die Stimme durchſchneidet. Froſtig wäre denn dieſe Umſchreibung doch, wenn auch nichts anders. Sollte es nicht

caecumque ſequuntur
Vocis iter —

geheiſsen haben? Damit ſtimmt das nächſte *jam certa ſonat* ſehr gut zuſammen. So *Sil. Ital.* VII, 135. *parat caecae celantibus umbris Furta viae.* IX, 281. *Errabat caecum turbata per agmina murmur.* — L. IV, 286. hat die Lesart der alten Ausgaben und Handſchriften:

Avia reſponſant gemitu juga, pervigil ut cum
Artificumque notata manus et fulmina Cyclops
Proſubigit.

keinen Sinn; die Lesart der neuern Ausgaben aber: *Artificum notat ipſe m.*, noch überdieſs keine kritiſche Autorität. Ganz willkürlich nehmen die Ausleger an, der Cyclops, der hier die Arbeit der Künſtler beobachte, ſey der Aufſeher der Werkſtatt; bey welcher Erklärung denn doch *ipſe* vollkommen müſsig iſt. Wir zweifeln unſern Theils gar nicht, daſs *N. Heinſius* in den Sylben *que notata* ganz richtig den *Aetna* geahndet habe. *Valerius* ſchrieb vielleicht:

pervigil ut cum
Artificum gemit Aetna manus . . .

was man wenigſtens nicht unpoetiſch finden dürfte. Wenn die Cyclopen in ihrer Werkſtatt Jupiters Blitze ſchmieden: ſo ſtöhnt der Aetna raſtlos, unter dem Schlag der mächtigen Fäuſte erſeufzend. So lehrt ſchon *Virgil Georg.* IV, 170. *lentis Cyclopes fulmina maſſis Quum properant . . gemit impoſitis incudibus Aetna.* Die Verbindung von *gemere* aber mit dem Accuſativ iſt der Dichterſprache eben ſo angemeſſen, als das Beywort *pervigil*, wobey man ſich erinnern muſs, daſs die Werkſtätte der Cyclopen vornehmlich zur Nachtzeit glüht. *Vigilem ignem* ſagt auch *Virgil. Aen.* IV, 200. und *Valer. Fl.* V, 142. *Nocte ſub extrema*

clau-

clauſis telluris ab antris Pervigil auditur Chalybum labor. — Nicht minder anſtöſsig und unverſtändlich ſind in der Geſchichte von der Jo-Verwandlung, da Juno ſie tückiſch von ihrem Gemahl zum Geſchenk begehrt, die Worte IV, 364.

Qua fraude negaret
Aut quos inventos timuiſſet Jupiter aſtus?

Pius und *Maſerius* erklären die *inventos dolos* von den Ränken der Juno; *nihil enim eſt*, ſetzt *Burmann* hinzu, *quod non muliebre ingenium excogitat;* wodurch ſich dieſe Erklärung ſelbſt zerſtört. Hr. *W.* tritt bey. Aber nicht weil er Juno's Ränke nicht fürchtete, ſondern weil er keine Ausflucht weiſs, gewährt Jupiter die heimtückiſche Bitte, deren Sinn und Abſicht er wohl *durchſchaut*. Die mannichfaltigen Verſuche, dieſen unverkennbaren Sinn dem Dichter wieder herzuſtellen, ſind von der Beſchaffenheit, daſs ſie ein weiteres Suchen nicht verbieten. Wir ſchlagen alſo vor:

Qua fraude negaret
Aut quos inventus tentaſſet Jupiter aſtus.

Inventus (i. e. deprehenſus, qui ſe ſuosque amores detectos eſſe intelligebat) bieten die Handſchriften an. — Im V. B. 84. möchte es wohl rathſamer geweſen ſeyn, den von vielen Handſchriften verurtheilten Vers: *Venturam coelo fatis melioribus Argo*, zu verwerfen, als ihn durch eine Erklärung retten zu wollen, die Hr. *W.* ſelbſt gewiſs weder leicht, noch befriedigend finden wird. In dem nächſten Verſe möchten die *jamque ferentes* Cyaneae — die nur durch eine harte Auslaſſung erklärt werden können — vielleicht mit *ſedentes* zu vertauſchen ſeyn: πέτραι ὀ' εἰς ἕνα χῶρον ἐπισχεδὸν ἀλλήλῃσιν Ἐμμενὲς ἑδρίωσιν. *Apoll. Rhod.* II, 604. Daſs aber *ſedere* von einem ruhigen und müſſigen Harren an Einer Stelle gebraucht werde, bedarf keines Beweiſes. — In *Aeetes* Gebet an die Sonne L. V, 247. *Haec tibi, fatorum genitor tutela meorum Omnituens* . . . ſuchen wir in den erſten, als verderbt anerkannten, Worten ein Beywort zu *tutela;* etwa:

Splendida fatorum, genitor, tutela meorum . . .

oder ein ähnliches, das des Sonnengottes Herrlichkeit und Würde bezeichne. Daſſelbe Gebet wendet ſich hierauf an den Mars, deſſen geweihter Beſitz, das heilige Vlieſs, von räuberiſchen Händen bedroht wird:

Excubias, Gradive, tene; praeſentia luco
Arma tubaeque ſonent, vox et tua noctibus exſtet.

Die Erwähnung der Nacht iſt *N. Heinſius* an dieſer Stelle anſtöſsig geweſen, indem er *noctibus* mit einem *obelus* bezeichnete; nicht als ob ihm hätte unbekannt ſeyn können, daſs *noctibus* für *noctu* geſetzt werde — wie *Burmann* beweiſt — ſondern wahrſcheinlich, weil er nicht einſah, warum ſich die warnenden Anzeichen des Gottes auf die Zeit der Nacht beſchränken ſollten. Vielleicht ſchrieb *Valerius:*

vox et tua luctibus obſtet.

„Laſs warnend deine Waffen und deine Tuba ertönen, und ſelbſt deine Stimme möge erſchallen und *das Unheil verhindern.*" Der Ausdruck *luctus*, als die Folge des Raubes, wird durch den Dichtergebrauch gerechtfertigt, und durch *Aeetes* vorher erwähnten Traum v. 237. *Tunc tibi regnorum labes luctusque ſuperſunt, Rapta ſoporato fucrint cum vellera luco.* — Der Herausg. begleitet dieſe Stelle mit den Worten: *Mihi noctibus cum Heinſio ſuſpectum videtur, locoque ejus ſcripſerim montibus exſtet, expoſuerim autem: longe audiatur.* — Nicht minder iſt *Heinſius* richtige Bemerkung einer Verdorbenheit L. VI, 240. von ſeinen Nachfolgern verkannt worden. Die ſchwerberittnen ſarmatiſchen Reiter verfolgen den leichten und gewandten Caſtor, der ihnen glücklich entſchlüpft, und die keuchenden hinter ſich läſst:

Orbibus hos rapidis mollique per aequora Caſtor
Anfractu leviore equi deludit anhelos
Immemoresque mori.

Der erwähnte Kritiker ſchlug hier *immemoresque Sui* vor, welches zwar nicht die richtige Lesart iſt, aber doch die Verdorbenheit richtig bezeichnet. *Burmann* bemerkt dagegen, woran niemand zweifelt, daſs *immemor* für *unbekümmert, unbeſorgt* gebraucht werde, und erklärt: *non cogitantes de periculo, cui ſe exponerent perſequentes Caſtora.* Noch kürzer Hr. *Wagner: de morte non cogitantes, ſecuri.* Nichts kann dem Zuſammenhange weniger angemeſſen ſeyn. Caſtor wird von einer überlegnen Anzahl von Sarmaten verfolgt; er entkömmt ihnen; aber nicht ſo glücklich ſind die Colchier, deren viele von ſarmatiſchen Speeren ſterben. Wie kann hier die Gefahr der Sarmaten erwähnt werden, wo nur von Caſtors Gefahr die Rede ſeyn kann? Aber den Eifer der Verfolgenden hat der Dichter allerdings geſchildert, die *keuchend* nachſetzen,

Immemoresque oneris

(wie wir leſen würden) *der Laſt nicht gedenkend*, die ſie und ihre Pferde drückte, und ihr Nachſetzen erſchwerte. Man erinnere ſich der Schilderung, die *Valerius* v. 233. von dieſen Reitern gemacht hat: *riget his molli lorica catena; Id quoque tegmen equis.* — Auch v. 443., wo von den Zauberkräften Medeens die Rede iſt:

Mutat agros fluminumque vias, ſuus adligat igni
Cuncta ſopor . . .

ſchlüpft der Commentar mit allzu bequemer Eile über die Schwierigkeiten der letzten Worte hin, welche *Burmann* nicht zu verſtehen bekennt. Wir zweifeln, daſs ihn folgende Erklärung eines beſſern belehrt haben würde: *Haec non uno modo poſſunt exponi; ego quidem cum ſequentibus recoquit feſſos aetate parentes cohaerere arbitror, hoc ſenſu: omnes, quos arte ſua in vitam revocare promittit, ſopori datos, et in alienum conjectos ſenes recoquit.* Wie ſich dieſe Erklärung, um alles andre unberührt zu laſſen, mit *cuncta* vertrage — denn *alles* pflegte denn doch die Zauberin nicht in den verjüngenden Keſſel zu werfen — ſehen wir nicht. Auch enthalten gewiſs die beiden, ohne Verbindung ſtehenden, Sätze: *ſuus adligat igni Cuncta ſopor,*

ſapor, und: *recoquit feſſos aetate parentes*, Dinge verſchiedener Art. *Ignis* iſt in den Handſchriften auf mannichfaltige Weiſe verſchrieben, und hatte alle Zeichen der Verdorbenheit; auch *funs*. Vielleicht muſs man leſen:

juſſus ligat illi
Cuncta ſopor.

Illi, i. e. ab illa, iſt hier nicht müſſig, da ſich das Subject in dieſem Zwiſchenſatze ändert. — Dieſe Stelle erinnert uns an eine andre im VIII. B., wo Medea den wachſamen Drachen einſchläfert:

primi percuſſus nube ſoporis
Horruit, et dulces excuſſit ab arbore ſomnos.

Umſonſt ſucht hier der Herausg. das fehlerhafte *ab arbore* zu ſchützen, indem er erklärt: *ſomnum inceſſentem ab oculis defendere conatus eſt eo, ut corpus moveret, et ab arbore in terram ſerperet, quae explicatio firmatur* v. 93. *(humi)* et 110., *ubi draconem humi jacentem ſcandere Jaſonem jubet Medea.* Die angeführten Stellen dienen dieſer Erklärung nicht zum Schutz. Nicht durch freywillige Bewegung, ſondern vom magiſchen Schlafe überwältigt, iſt (v. 93.) das Haupt des Drachen zur Erde herabgeſunken, und auf dem Rücken des Ueberwältigten ſteigt Jaſon hinauf. Aber auch dieſes bey Seite geſetzt, auf welche Weiſe ſoll aus den Worten *ab arbore ſomnos excuſſit* der angeführte Sinn entwickelt werden? Wir ſehn es nicht. *N. Heinſius* war gewiſs auf der rechten Spur, wenn er *corpore* oder *pectore* las; nur ſind beide Worte zu weit von der gemeinen Lesart entfernt. Wir leſen:

et dulces excuſſit robore ſomnos.

VIII, 224. opfert Jaſon bey ſeinem Hochzeitfeſte der Pallas: *Ipſe autem invitae jam Pallados erigit aras. Invitae*, ſagt der Commentator, *quae innupta ipſa, ſemperque virgo aliarum nuptiis non favebat;* doch möchte er lieber *innuptae* leſen. Das beſte und nächſte wäre wohl *invictae Pallados.*

Was den Commentar anbetrifft, welcher, dem Zwecke der ganzen Sammlung gemäſs, die Hauptſache ſeyn ſollte: ſo dachte ſich der Herausg. (*Praef.* S. 13.) Jünglinge von aufgewecktem Geiſte, oder Männer von reifern Jahren zu Leſern, die ſich bey der Lectüre der Alten von den Geſchäften des Tages erholen wollen, und über die Dunkelheiten eines Autors eine kurze und bündige Belehrung verlangen. Dieſes iſt nun hier, vermittelſt einer Art von Umſchreibung, zu erreichen verſucht worden, die den Autor ſo ziemlich Vers für Vers begleitet, und den Sinn deſſelben, bald nach Anleitung der ältern Herausg., auch des trefflichen Commentars von *Lenz* (über einzelne Stücke in der Schul-Encyclop. VI, 2.), bald nach eignen Anſichten, meiſt treffend und mit wenigen Worten anzeigt. Dieſes möchte nun auch wohl für die zweyte der angegebenen Claſſen von Leſern hinreichend ſeyn, da ſie im Durchſchnitt mehr nach ſchneller als gründlicher Belehrung verlangt; aber den *juvenibus erectioris animi* möchte doch leicht der Weg hier gar zu bequem und für träges Schlummern zu einladend gemacht worden ſeyn. So ſollte wohl nie die Jugend an der Hand gegängelt werden, wenn ſie lernen ſoll, allein zu gehn, und mit männlicher Feſtigkeit aufzutreten. Bezeichnet ſoll ihr der Weg werden, damit ſie nicht irre; aber das Gehn ſoll man ihr nicht erſparen wollen. Auch war dieſs gewiſs nicht Hn. *Heynens* Meinung, als er durch ſeine Bearbeitung *Virgils* die *Commentarios perpetuos* empfahl, mit denen nach ihm ſo vieler Miſsbrauch getrieben worden iſt. Die Straſse iſt allzu breit getreten worden.

Wir wollen hier noch einige Bemerkungen beyfügen, zu denen uns dieſer Commentar Veranlaſſung giebt, um theils ſolche Stellen auszuzeichnen, die von dem Herausg. auf eine eigenthümliche Weiſe erklärt worden ſind, theils ſolche, wo uns die gegebnen Erklärungen nicht befriedigen. In Jaſons *Selbſt*betrachtungen nach dem erhaltenen Auftrage I, 75. verbindet der Herausg. die Worte: *Si qua operis tanti domito conſurgere ponto Fama queat* . . mit dem folgenden: *Fieri tamen poſſit, ſic ſecum cogitat, ut domiti ponti, ſuperatorum maris periculorum laudem mihi parem. Gloria enim . . . . non animo tantum ejus obverſatur.* Aber wir ſind überzeugt, daſs dieſe Stelle ſo interpungirt werden müſſe:

an ſocia Junone et Pallade fretus
Armiſona ſuperet magis, et freta juſſa capeſſat:
Si qua operis tanti domito conſurgere ponto
Fama queat. Tu ſola animum mentemque peruris
Gloria.

wodurch die Worte *ſi qua* . . mit dem Vorhergehenden verbunden werden: *apud ſe cogitat, an mari ſe credat, juſſamque ſuſcipiat navigationem, quo facto ſuperati maris laudem ſibi comparare queat.* Nun hebt ſich die Rede ſchöner mit neuem Aufſluge, und das Reſultat der Betrachtung ſteht der Betrachtung ſelbſt mit rhetoriſcher Würde entgegen.

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. Januar 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon* Libri VIII. — — a *Joanne Auguſtino Wagnero* etc.

Ebendaſ.: Commentarius perpetuus in *C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon* Libros VIII. etc.

(*Beſchluſs der in Num. 25. abgebrochenen Recenſion.*)

In der Schilderung des Brautzuges der Thetis I, 130. vermiſst man ungern ein Bindewort in den Sätzen: *aequora Delphin Corripit; illa ſedet dejecta in lumina palla*, wo mehrere Handſchriften *corripit*, *at ſilet haec* ... leſen, *N. Heinſius* aber beyfallswürdig *carpit*, *at illa ſedet* .. verbeſſert. Den nächſten Vers: *Nec Jove majorem naſci ſuſpirat Achillem*, begleitet der Herausg. mit der Bemerkung: *fateor totum hunc verſiculum non ſatis placere: poetae enim magis eſt, quam pictoris, qui, ſi ſuſpirium triſtitiamque quadam oris conformatione aliquatenus, animi tamen ſenſa in tabula neutiquam* potuit *exprimere.* Wie vielen *poetiſchen* Beſchreibungen von Bildern und Kunſtwerken wird mit dieſer Bemerkung das Urtheil geſprochen! Warum gleich darauf v. 135. *Proſequitur nudis pariter Galatea lacertis Antra petens* .. *N. Heinſi* Erklärung, daſs Thetis Grotte gemeynt ſey, zu welcher Galatea zugleich (*pariter*) mit ihren Schweſtern ſchwamm, zu verwerfen ſey, wird nicht geſagt. Die ungeographiſche Erſcheinung der Ufer Siciliens wenigſtens kann auf einem Kunſtwerke, welches die Dimenſionen willkürlich nimmt, nicht anſtöſsig ſeyn. — Die groſsen Bedenklichkeiten, welche den 149ſten Vers drücken: *Haec quamquam miranda viris ſtupet Aeſone natus, Et ſecum* ... wo *Broukhuis* ſogar eine Lücke und Interpolation vermuthete, berührt der Herausg. nicht, ſondern nimmt *ſtupet* als Gegenſatz von *miranda*, *magis tamen ſtupet turbidique eſt animi*, welches man ſich höchſtens nur in einer ſolchen Verbindung, wie *dum caeteri haec mirantur, Jaſon ſtupet* .. gefallen laſſen könnte. Da aber *ſtupere* in der Dichterſprache faſt ſynonym mit *mirari* iſt: ſo würde ſich *Valerius*, ſo wie die Worte hier ſtehn, einer ganz unbegreiflichen Zweydeutigkeit ſchuldig gemacht haben. Einen bequemen Sinn könnte man mit geringer Veränderung hervorbringen: *Haec quamquam miranda minus ſtupet A. n.*, aber wir geſtehn, daſs uns dieſes doch etwas zu nüchtern dünkt: einen andern kühnen Vorſchlag aber halten wir abſichtlich zurück. — I, 209. *vox reddita tandem* iſt nicht, wie der Commentar erklärt, *edita*, ſondern, im eigentlichen Sinne, *kehrte* dem Begeiſterten, als die Wellen des Wahnſinns ſich ein wenig gelegt hatten, die Stimme wieder. — In der Rede der Alcimede I, 330., welche die Reiſe ihres Sohnes und ihren künftigen Jammer beweint, *quoties raucos ad litoris ictus Deficiam, Scythicum metuens pontumque polumque, Nec de te credam noſtris ingrata ſerenis*, erklärt der Commentar die letzten Worte, offenbar mit Verkennung des richtigen Sinnes: *quae (mare et coelum Scythicum) cum ita inclementia eſſe ſoleant, quidni, etſi ſerenitas in Theſſalia noſtra ſumma ſit, tibi tamen ingrata, malum tibi aliquod eo ipſo tempore adcidere fortaſſe credam poſſe?* In dieſem Falle müſste es doch nothwendig *Et de te credam* ... heiſsen. Aber *Burmann* hat ſchon ganz richtig *ingrata* auf die Alcimede bezogen, die, wenn auch der theſſaliſche Himmel heiter erglänzt, dennoch, ohne darüber Freude und Dankbarkeit zu fühlen, nur an die Schreckniſſe des ſkythiſchen Klima denkt. — In der Schilderung von Erginus nautiſchen Kenntniſſen I, 417. *et e clauſis quem deſtinet Aeolus antris*, verſteht der Herausg. mit andern *ventum* zu *quem*; eine Ellipſe, die wir mit Beyſpielen unterſtützt zu ſehn wünſchten. Bis dahin leſen wir, theils mit *N. Heinſius*, theils mit alten Ausgaben: *et in clauſis quae deſtinet Aeolus antris.* — Wenn es weiterhin I, 481. vom Tiphys heiſst: *pervigil Arcadio Tiphys pendebat ab aſtro*, ſo iſt es wohl nur ein Irrthum, wenn der Commentar in dem *Aſtro arcadio* den *Bootes* findet, der beym *Valerius* nicht der verwandelte *Arcas*, ſondern der attiſche Icarius oder Philomelus iſt. L. II, 68. *Actaeus niteat qua luce Bootes.* Das *aſtrum Arcadium* hingegen bezeichnet den Bär. — V, 206. *orte nivali Arcados axe Deae.* Weiter oben 419. von demſelben: *Aſſidua Tiphys vultum laſſatus ab Arcto.* — In der Schilderung der Nekyomantie I, 755. erklärt Hr. *W.* die Worte: *veſtemque nemusque praecipitat*, gewiſs richtiger, als ſeine Vorgänger: *properavit Aeſon, ut deflagrarent arae, ut deponeret veſtem ſacram, ut nemore exiret.* Doch bleibt noch immer gegen *nemus* Verdacht. — In der Rede des Tiphys, welcher zur nächtlichen Schifffahrt räth II, 60.: *Atque adeo non illa ſequi mihi ſidera monſtrant Quae delabſa polo reficit mare*, verwirft Hr. *W.* mit Recht die Lesart *monſtrat*, die nur unter Vorausſetzung einer harten Ellipſe Statt findet; aber weder *N. Heinſius* Vorſchlag, *mens ſtat*, noch des Herausg. abweichendere Verbeſſerung, *mens eſt*, ſcheint uns dem Sinne hinlänglich angemeſſen. Denn nicht von dem iſt die Rede, was Tiphys beſchlieſsen möchte, ſondern von dem, was die Sache

Digitized by Google

und seine Kunst von ihm fordert. Diesem Sinne gemäfs möchte also wohl die richtige Lesart seyn:

Arsque adeo non illa sequi mihi sidera monstrat
Quae delabsa polo reficit mare.

In der Beschreibung des lemnischen Männermordes und dem verschiedenen Benehmen der mordsüchtigen Weiber II, 223. folgt der Herausg. der gemeinen Interpunction bey den Worten: *Pars conferre manus etiam magnisque paratae Cum facibus, quosdam insomnes et cuncta tuentes*, die Erklärung hinzufügend, *pars magnis cum facibus parata conferre, conferere, si opus esset, manus; et opus erat in nonnullis, quos inveniebant insomnes et cuncta tuentes. . . Ordo verborum in contexto est perplexior, sensum tamen sic recte expedüsse puto.* Wir sind davon nicht überzeugt; und sowohl die verworrene Wortfügung, als insbesondre die *magnae faces* bewegen uns, mit veränderter Interpunction zu lesen:

Pars conferre manus etiam magnisque paratae,
Cum facibus, quosdam insomnes et cuncta tuentes.

i. e. Pars cum facibus (facibus armatae) paratae etiam ad manus conferendas et ad maxima quaeque audenda, invadunt (aus v. 220.) *quosdam viros insomnes*, wo denn die *magna*, *der dreiste Angriff*, mit Schicklichkeit dem heimlichen Morde entgegengesetzt wird. — Wenn weiterhin II, 269. von der Hypsipyle gesagt wird: *pampineamque quatit ventosis ictibus hastam*, so verstehn wir nicht, wie es in dem Commentar heifsen könne: *ut per aëra major flamma excitaretur*, als ob von dem Schwingen einer Fackel die Rede sey. — II, 359. *unoque Dei Pangaea sub ictu Gargaraque et moesti steterant* (man lese *steterunt*) *formidine luci*, erklärt Hr. *W.*, zweifelnd, *uno ictu* von den bewegten Augenbraunen Jupiters. Dafs *ictus* absolute so stehen könne, möchte wohl zu bezweifeln seyn. — Den Schmerz der Lemnierinnen, als die Argonauten sich zur Reise rüsten II, 396., scheint der Commentar nicht recht zu fassen, wenn er sagt: *jam saeva illa nox, qua maritos interfecerant, thalamique silentes ob oculos versantur, et poenam se daturas, quod excussa vincla conjugii demuo induerint, novasque inde curas et molestias contraxerint.* Der Sinn ist: die Einsamkeit der Witwenschaft, der sie entgegensahen, kam ihnen jetzt desto schrecklicher vor, da sie einige Zeit hindurch die Freuden des ehelichen Bandes wieder genossen hatten: *tales curae* also in dem Sinne, wie *Properz* L. X. 17. *et possum alterius curas sanare recentes.* II. 9. 4. *et levibus curis magna perire bona.* — II, 449. *citum strictis alius de cautibus ignem Ostendit foliis et sulfure pascit amico*, soll dem Commentar zufolge bedeuten: *alius laetatur, quod celeriter e silice excussum et foliis exceptum sociis possit ignem ostendere.* So mimisch hat sich *Val.* die Sonne schwerlich gedacht; sondern *ostendit* ist, wie die Wortfügung zeigt, für *elicit*, *profert* gesetzt, und mufs eng mit *foliis* verbunden werden. Aehnlich ist v. 603. *nunc feris ostendere noctibus ignes. Virgil. Georg.* II, 261. *Ante supinatus Aquiloni ostendere glebas.* — In Laomedon's trügerischer Rede II, 564. versteht Hr. *W.* die Worte *quam parva tuis jam gloria factis?* nicht, wie andre, herabsetzend, sondern, ganz richtig, als Lob. Doch ganz ist man noch nicht auf's Reine durch die Erklärung gebracht: *quod nunc edidisti factum nihil quidem est ad egregie antea res gestas, quod tamen gratissimo animo agnosco.* Denn auch das würde unschicklich seyn, die eben vollbrachte herrliche That, die dem, dessen Vortheil sie ist, doppelt grofs und herrlich scheinen müfste, wenn auch nur vergleichungsweise, für gering auszugeben. Und überhaupt, kann jener Sinn in diesen Worten liegen? Aber man ändere das Fragezeichen in eine Ausrufung: *quam parva tuis jam gloria factis!* und alles wird deutlich, wohl zusammenhängend und kräftig erscheinen: *quam parva tua gloria est, licet ad omnes gentes propagata, si cum factis tuis comparetur! Tanta tua sunt facinora, quod ex hoc recentissimo virtutis tuae opere intelligitur, ut jam illustris tua gloria exigua tamen meritisque longe inferior esse videatur.* — Im III. B. 58 fgg. bemerkt der Herausg., *Cyzicus* sey von seinem Lager aufgesprungen, *Somnio adhuc plenus, per quod Bellona ipsi adparuerat.* Woher er diesen Traum wissen mag? Denn die Schilderung Bellonens, welche v. 60. folgt, war von dem Dichter gewifs nicht als Traum gemeynt. — Zu der Erzählung von Telamons rüstigem Kampfe setzt *Valerius* III, 206. die Worte: *nox alta cadentum Ingentes donec sonitus augetque ruinas.* Hr. *W.* verbindet sie mit den vorhergehenden, als ob Telamon bis tief in die Nacht gewüthet habe: und dies ist auch in der That das einzige Mittel, ihnen einen Sinn zu geben, wenn *donec* die richtige Lesart ist. Aber es ist viel wahrscheinlicher, dafs *donec* ein Schreibfehler, und die angeführte Stelle Anfang eines neuen Satzes sey. — III, 499. wird aus der Erklärung nicht deutlich, ob *nubes* im eigentlichen Sinne gefafst worden, oder im bildlichen: *nubes a ventis septentrionalibus Thraciae conlecta.* Fast scheint es das erstere; aber es ist gewifs, dafs *Val.* eine *Wolke* von Streitern gemeynt hat. — Weiterhin, v. 516. sind *tenero superati protenus angues* die Erklärung von *dolorum primitiae*, wie es Hr. *W.* richtig versteht. Er vertauscht die gemeine Lesart *primitiae et tenero sup. pr. a.* mit *a tenero — Heinsius las ut tenero.* — Sollte nicht *et* aus dem letzten und ersten Buchstaben der dabey stehenden Wörter entstanden und ganz zu tilgen seyn? Die nächsten Worte der Juno, *debueram . . . pugnas*, nimmt Hr. *W.* als Ironie. Wie aber könnte dann *verum animis Insiste tuis* folgen? Und wie können die nächsten Worte: *astumque per omnem Tendi pudor*, bedeuten: *Sine pudore dolum quemque necti*: da *pudor* hier offenbar die Beschämung über die bisherigen Siege des verhafsten Herkules bezeichnet. — Bey des suchenden Herkules Wahnsinn III, 584. *pavet omnis conscia late Silva, pavent montes, conscia silet* nicht, wie der Commentar will, *quod Herculis furorem jamjam experta esset*, oder *quod iracundiam effusurus esset in sylvam, inqua, nulla tamen sua culpa, rapius esset puerulus dilectus;* sondern nichts mehr und nichts weniger, als *furoris Heraclei testis.* So ist das oft mifsverstandene *conscius* häufig nichts weiter, als Bezeichnung der *Gegenwart* und *Theilnahme.* So ist gleich

Digitized by Google

I, 5. *mihi conscia vatis Stat cortina domo . . . conscia stat* nichts anders, als *adstat, adest*, (nicht, *quae continet, inclusos habet istos libros.*) II, 410. *Hypsipyle servati genitoris conscia sacra Pressit acu*, wo *N. Heinsius* mit Unrecht *anxia* emendirt. III, 211. *lentis haeret nox conscia (caedis illius testis) bigis.* Glücklich verbessert Hr. *W.* III, 634. *reboantque superbis Comminus arva lupis* statt *urso lupis*, aber etwas weiterhin erwartet die Rede des Telamon v. 642. noch eine bessernde Hand, obgleich der Commentar keine Schwierigkeiten bemerklich macht. Dasselbe vermissen wir III, 731., wo bey den Worten: *et sidera sustulit astris, Isaac Vossius* Verbesserung, *axis*, welche die Schwierigkeit löst, der Anführung werth war; so wie v. 734. *comitis nec fata peremti*, die Lesart *parenti*. — IV, 73. *Tunc etiam superas Acheronte auditur ad arces Japetus gravis; orantem procul arcet Erinnys. Gravis vel annis, vel molestus precibus*, sagt der Commentar. Gewiss das erstere (*I. Burm.* I, 296.); wenn man nicht vielmehr mit veränderter Interpunction — wozu schon der Abschnitt des Verses räth — lesen muss:

Japetus; gravis orantem procul arcet Erinnys.

Die Schwierigkeiten der Stelle III, 273.: *Ut deinde urgentes effudit nubibus iras Ardoremque viri . . .* entziehen sich in dem Commentar des Lesers Augen, ohne eigentlich durch die beygebrachten Erklärungen gehoben zu werden, der zufolge *effudit* für *effecit ut effunderentur* gesetzt seyn soll. Von mehrern Verbesserungsversuchen scheint der von *N. Heinsius: Ut videt urgentes effundi u. i.*, der annehmungswürdigste. — IV, 587. hat Hr. *W.* deutlicher gemacht, indem er interpungirt: *Verum inter medias dabitur sic currere cautes, (Certe digna manus) vacuumque exibis in aequor.* Auch billigt er *Heinsius* Vorschlag, *scio* statt *sic*, welches uns aber keineswegs nothwendig scheint. — Bey der Beschreibung des Denkmals von Phrixus V, 189., auf dessen Grabe von parischen Marmor die Schwester stand, *hinc saevae formidine moesta novercae, Inde maris . . .* erklärt der Commentar den Ausdruck auf Helles Gesicht mit allzu grosser Aengstlichkeit: *cujus Helles facies ita erat ab artifice efficta, ut altero oculo obliquo videret retro, an forte noverca persequeretur (?), altero timorem maris proderet vultu.* Wenn sich auch in dieser oder jener sophistischen Beschreibung von Kunstwerken das eine und das andre auftreiben lässt, was dieser Erklärung einigermasen zu Statten kommen könnte: so sind wir doch überzeugt, dass *Valerius* nichts anders, als die doppelte Quelle der traurigen Aengstlichkeit habe bezeichnen wollen, die auf dem Gesichte der Helle ausgedrückt war. — V, 509. Die Worte Jasons in seiner Rede an den König von Colchis hätten, nach *Burmanns* Sinn, interpungirt werden sollen: *Non aliena peto terrisve indebita nostris; (Si quis et in precibus vero locus;) atque ea Phrixo Crede dari.* Auch vermissen wir eine genaue Erklärung des Sinns, vorzüglich der Parenthese: Wenn sich ein Bittender, der sich zunächst allerdings an die Grosmuth wendet, auch auf ein *Recht (vero* statt *jure)* berufen darf: so kann ich die auf uns vererbten Ansprüche des Phrixus anführen. — In der Rede des Mars V, 636. verbindet Hr. *W. quin age, quid . . .*, wodurch ein Zerreissen der Redeglieder entsteht, die durch die Bemerkung *oratio abrupta, et cumulatis interrogationibus, quod facere solemus ira commoti* — keineswegs gerechtfertigt wird. Auch hat man nicht nöthig, zu dieser immer bedenklichen Rechtfertigung zu flüchten, wenn man interpungirt: *Quin, age (quid tantae coëunt in proelia gentes? quid tuus Aesonides?) imus nos, protinus imus.* So enthalten die parenthetischen Worte den Grund der Ausforderung: wozu ist's nöthig, dass diese Völker, wozu, dass dein Jason kämpft? lass uns, uns selbst kämpfen. Nachdrücklich setzt der Dichter den Indicativus *imus*, die vorgeschlagne Handlung schon als angenommen und begonnen vorstellend. — VI, 175. verbessert der Herausg. mit Glück *nec quatere horrentem colubris* statt *nec pater . .*, so wie auch VI, 208. *hastam Pectus in adversum Gelae jacit; ali pedemque Conripit . .* statt *Constitit.* Dunkel scheint ihm aber, mit *Burmann*, die Rede des tapfern Jazygers VI, 313.: *Juveni fors pulchrior omni; Et certare manu decet et cariusse sepulae*, vornehmlich die letzten Worte. Diese Dunkelheit verschwindet, wenn man sich erinnert, dass diese Worte dem *Tyrtäus* nachgebildet sind. El. I, 21.: αἰσχρὸν γὰρ δὴ τοῦτο . . κεῖσθαι πρόσθε νεῶν ἄνδρα πελαιότερον . . . . νέοισι δὲ πάντ' ἐπέοικεν· ὄφρ' ἔτι τῆς ἥβης ἀγλαὸν ἄνθος ἔχῃ· Ἀνδράσι μὲν θηητὸς ἰδεῖν, ἐρατὸς τε γυναιξί, ζωὸς ἐών, καλὸς δ' ἐν προμάχοισι πεσών. — Als sich der Sieg für das Heer der Colchier entschieden hat, morden diese den Feind ohne Widerstand. V, 417.: *Haud usquam Colchorum animi, neque cura cavere Tela, sed implicitos . . Confodiunt.* Aus den ersten Worten erpresst man den Sinn, die Colchier hätten keine Gelegenheit gehabt, ihren Muth zu zeigen, weil der Widerstand der Feinde aufhörte; ob dann *cavere* auf die Colchier sich beziehe, oder die Scythen, bleibt unausgemacht. Wir sind überzeugt, dass die Stelle verschrieben sey. Die folgenden, allgemein missverstandenen, Worte v. 410.: *cervos ubi . . venator . . haerentes . . cornibus altis Invenit . .* erklärt Hr. *W.* sehr gut: *Valerium puto cogitasse de cervis libidine aestuantibus decertantibusque de femina quos suis ipsorum cornibus implicitos venator invenit.* Dagegen können wir VI, 756. *Mox rapuere Deum jam jam in quodcunque paratae Thyades . .* seiner Erklärung *rapuere imaginem, statuam dei circumferendam . .* keineswegs beytreten. *Deum rapere* ist ohne Zweifel *animo Deum concipere, furore bacchico impleri.* So scheint er uns auch VII, 107. den Sinn des Dichters zu verfehlen, wenn er bey den Worten *illa domum atque ipsos paullum procedere postes Optat, et ardentes tenet intra limina gressus . . . Burmann's* richtige Erklärung verwirft, weil er es nicht von sich erlangen kann, zu glauben, *poëtam Medeae tam ineptum attribuere voluisse optatum.* Aber der Gedanke ist gar nicht so ungereimt, dass Medea, die mit liebenden Blicken den weggehenden Jason verfolgt, den Raum, den er durchwandert, verlängert zu sehn wünscht. Der Herausg. setzt ferner hinzu: *Malim hanc verbi procedere cum quarto casu con-*

conſtructionem inter ſingularia Valerii, qualia plura, tribus inprimis ultimis libris, obvia ſunt, referre, et de ipſa Medea palatio egredi cupiente intellegere, quod et melius cohaerere videtur cum ſequentibus: et ardentes tenet intra limina greſſus, h. e. quamquam cupiditate Jaſonem ſequendi flagraret, pudore tamen victa ad januas ſubſtitit. Aber auch zugegeben, dafs *procedere domum* ſo viel als *egredi* bedeuten könne, warum ſollte *Val. ipſos poſtes*, warum *paulum* hinzugeſetzt haben, um den dürftigen Gedanken auszudrücken, Medea habe Luſt gehabt, aus dem Hauſe zu gehn? Auch die letzten Worte verſtehen wir anders, als der Herausg. Noch iſt Medea nicht ſo weit, dafs ſie ihm nachzugehn Willens ſeyn könnte; es kann alſo auch nicht die Scham ſeyn, die ſie zurückhält; wohl aber die entſtehende Leidenſchaft, die ihre Sohlen an die Schwelle heftet, auf der auch Jaſon geſtanden hatte. Dieſe Leidenſchaft entwickelt ſich immer mehr und mehr, und äufsert ſich zunächſt in einer allgemeinen, erhöhtern Zärtlichkeit, die ſich gegen die mannichfaltigſten Gegenſtände ergiefst. So verſtehn wir die Worte v. 121.: *Tum comitum viſu fruitur miſeranda ſuorum, Implerique nequit, i. e. nec patiari poteſt earum adſpectu;* wo der Herausg. geneigter iſt, zu erklären: *non invenit in coetu comitum, quod optaverat, levamen, minutus eſt dolor, ſed non omnis, et tantum ad breve tempus;* wir zweifeln, ob mit gehörigem Grund. — In der Erklärung des Gleichniſſes VII, 560.: *totoque ex agmine ſolus ſtabat, ut extremis deſertus ab orbibus axis . .* folgt der Herausg. einem gelehrten Kritiker der *Biblioth. philol.* I, 2. p. 270., welcher *axis* von dem Polarſtern erklärt, und das übrige dieſer Meinung nicht ohne fühlbaren Zwang anbeugt. Uns dünkt es noch immer das natürlichſte, *axis* für die Achſe des Wagens zu nehmen, die hier ein Bild der Feſtigkeit und Stärke iſt. Dieſe liegt, ihrer Räder beraubt — *extremis deſertus ab orbibus* — unter freyem Himmel, und modert allmählig unter dem Schnee, oder zerſpringt unter dem brennenden Sand heifser Klimaten. So gefafst iſt dieſes Gleichniſs, das einem alexandriniſchen Dichter entlehnt ſeyn möchte, verſtändlich und paſſend. Nur bey den Worten: *laſſa dies*, ſtöſst man an. Man leſe:

Quem jam laſſa quies auſtrique ardentis harenae . . .

wenn nicht vielleicht der gemeinen Lesart derſelbe Sinn untergelegt werden kann, was wir unentſchieden laſſen wollen. — Aus dem VIII. Buche wollen wir nur Eine Stelle auszeichnen. Medea wird von den Göttern ſelbſt bräutlich geſchmückt *v. 232.*:

Adſunt unanimes Venus hortatorque Cupido.
Suſcitat adfixam moeſtis Aeetida curis;
Ipſa ſuas illi croceo ſubtemine veſtes
Induit; ipſa ſuam duplicem Cytherea coronam
Donat . . . .

Die Schwierigkeit des einfachen Numeri *ſuſcitat* nach dem doppelten Subject, und der Mangel eines Gegenſatzes von *ipſa* veranlafst den Herausg. zu dem Vorſchlage, *Suſcitat hic* zu leſen, und dieſen Vers auf den Amor allein zu beziehn; welchem dann *ipſa* (nicht *iſta*, wie in dem Commentar verſchrieben iſt) von der Venus, als *Hauptperſon* gebraucht, entgegenſtehn könnte. Aber ohne weitere Veränderung, als die der Interpunction, kann den Schwierigkeiten dieſer Stelle abgeholfen werden:

Adſunt unanimes Venus hortatorque Cupido;
Suſcitat adfixam moeſtis Aeetida curis
Ipſa; ſuas illi croceo ſubtemine veſtes
Induit; ipſa ſuam . . . .

Wir können nicht unterlaſſen zu erinnern, dafs wir vornehmlich in dem erſten Drittheil des Textes mehrere ſinnſtörende Druckfehler bemerkt haben, welche kein Verzeichniſs von *Erratis* verbeſſert. I, 127. *mala* ſtatt *malo*. 210. *ſilentio* ſt. *ſilentia*. II, 376. *tempora* ſt. *tempore*. 445. *harenae* ſt. *harenis*. V, 105. *fides* ſt. *fidus*. Und warum mag wohl der Herausg. ſeinem Dichter die veraltete Schreibart *obcupat*, *obcumbere*, *ſubcedite*, *ſubplex* u. dgl. aufgedrungen haben?

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Wien*, gedr. b. v. Haykul: *Anakreons Gedichte*. Aus dem Griechiſchen von *Michael Meiſsner*. 1804. 70 S. 8. (8 gr.) — Der Vf. dieſer Ueberſetzung, welcher in einer kurzen Nachſchrift die des Griechiſchen unkundigen Leſer bittet, das Original nicht nach ſeiner geringfügigen Arbeit zu beurtheilen, ſcheint mit den Arbeiten ſeiner zahlreichen Vorgänger ganz unbekannt zu ſeyn. Er würde ſonſt eine Ueberſetzung unterdrückt haben, von der er ſelbſt geſteht, dafs ſie *ohne Talent* gemacht ſey; die wenigſtens um funfzig Jahre zu ſpät kömmt; oder eigentlich nie und zu keiner Zeit hätte erſcheinen ſollen. Die XI. Ode mag, da ſie eine der kürzeſten iſt, zur Probe dienen: „Da ſagen mir die Mädchen: Anakreon, du biſt ein Greis. Nimm, den Spiegel, ſiehe! keine Locken und eine kahle Stirne. Was weifs ich von den vielen oder nicht vielen Locken; das weifs ich, dafs Greiſe die ſüfsen Kleinigkeiten um ſo weniger verſäumen dürfen, je ſchneller ſie zum Ziele eilen." So geſchmacklos, ſo ſchleppend, ſo abweichend von dem wahren Sinne des Originals iſt hier alles. In der *zweyten* Ode giebt er dem Löwen einen *Schlund* voll Zähne; in der *dritten* zeigt er die Welt des *Treibens* müde im Schlaf; in der *zehnten* nennt er den Amor einen *Polterer* (κατεράκτης); in der *zwölften* fragt er die Schwalbe ob er ihr die Zunge *aus dem Halſe ſtutzen* ſolle, u. dgl. Da der Vf. meiſt anerkannt ſchlechten Lesarten folgt, wie Od. VII, wo noch immer von einer *ſtechenden Hydra* die Rede iſt, nachdem man längſt τέγει ἴδρις mit unbezweifelter Richtigkeit verbeſſert hat, iſt bey der übrigen Beſchaffenheit des Werkes kaum der Erwähnung werth.

Digitized by Google

Num. 27.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. Januar 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Verſuch einer Geſchichte der Schreibkunſt*, von *Chr. Fr. Weber*, Diakonus zu Winnenden (im Wirtembergiſchen). 1807. 233 S. 8.

Die folgenreiche Behauptung, dafs Homer und ſein Zeitalter nicht geſchrieben oder die Schreibkunſt wenigſtens noch nicht ſchriftſtelleriſch anzuwenden vermocht habe, hält der Vf. bey *Rouſſeau (ſur l'Origine des langues)* für eine Laune, bey *Wood* im *Eſſay on the original genius of Homer* für eine engliſche Sonderbarkeit, in der neueſten deutſchen Literatur aber für eine der Paradoxieen, wodurch man ſich auszeichnen wolle, und für etwas, das unſtreitig unter die unglaublichen Dinge gehöre. „Wenn Homer, ruft S. 152. aus, ſeine zwey Gedichte im Gedächtniſs concipirt und hernach recitirt hat, ſo gehörte er nicht zu unſerm Geſchlecht; ſo war er ein übermenſchliches Weſen." Wir bemerken dagegen, dafs ſogleich auf den nächſtfolgenden Blättern von dem Vf. ſelbſt der Beweis geführt worden iſt, wie genau die Rhapſoden alle jene homeriſchen Geſänge auswendig gewuſst haben, ſogar ohne ſie hinlänglich zu verſtehen. Wer ſie als Erfinder durchaus verſtand, muſste ſie doch wohl viel leichter und ſichrer im Gedächtniſs bewahren können, während der Begeiſterte natürlich keine Urſache fand, ſich, wie bey der alttheologiſchen geiſtloſen Fiction von der Begeiſterung als einer Einhauchung der bibliſchen Worte und Sylben anzunehmen war, an jeden ſeiner Ausdrücke zu binden. Die Möglichkeit aber, nach einem frey durchgedachten allgemeinen Plan die einzelnen Theile einer ſolchen epiſchen Erzählung, die ſo ungekünſtelt dahin flieſst, ohne das äuſsere Hülfsmittel eines Concepts bloſs in Gedanken nach und nach zu entwerfen und jedesmal die im Gemüth bearbeiteten Fragmente durch einige Wiederholung ſich feſt genug einzuprägen, würde gewiſs gar nicht wunderbar ſcheinen, wenn nicht wir, die wir uns ſelbſt Buch tabenmenſchen (*literatos*) nennen, durch die Leichtigkeit zu ſchreiben und eine Maſſe von Schreibmaterialien zum Concipiren verderben zu dürfen, längſt verwöhnt, faſt immer das Papier an die Stelle des Gedächtniſs treten lieſsen, und daher ohne ein ſichtbares Durchcorrigiren unſerer in der erſten beſten Form niedergeworfenen Gedanken die nöthige Ausbildung derſelben für unerreichbar zu halten pflegten. Pſychologiſch betrachtet, muſste die ältere Art, aus Mangel tauglicher Schreibmaterialien, ganze Aufſätze in Gedanken zu vollenden, zur Vervollkömmnung unendlich viel beytragen. Was einmal auf das Papier niedergeworfen iſt, wird zwar wohl vom Schriftſteller im Einzelnen ausgefeilt, ſelten aber ohne drängende Noth in eine ganz andere Form umgegoſſen. Hatte hingegen ein Alter ſich zuerſt der freyen Begeiſterung zum Hervorarbeiten der Hauptgedanken und Ausdrücke überlaſſen, ſo hinderte ihn dann kein ſcheinbarer Anblick der vermeintlich vollbrachten Arbeit, daran, dafs er alles, was der erſte glückliche Wurf gegeben hatte, in ſtillen, nachdenklicheren Wiederholungen frey hin und her zu wenden, zu mehren und zu mindern verſuchte, bis ihm jeder einzelne Theil an ſich vollendet und dem Ganzen völlig angepaſst erſchien. Und gerade dieſe im Alterthum auch nach Verbreitung der Schreibekunſt wegen Koſtbarkeit der Schreibmaterialien unvermeidliche Methode ſchriftſtelleriſcher Conceptionen muſste dann zugleich die bey dem eiligen Niederſchreiben ſo groſse Mühe des Memorirens erſparen. Das, womit man ſich in ſeinem Innerſten mit Anſtrengung und ſo vielſeitig beſchäftigt hatte, muſste dort auch von ſelbſt haften und auf lange Zeit gegenwärtig bleiben, wie dieſes noch manche Prediger, welche die gute Methode haben, ihre Reden vor dem Niederſchreiben im Ganzen und bis auf den Ausdruck hinaus im Gemüth zu bearbeiten und das *Commentari* der Alten dadurch fleiſsig auszuüben, zugleich mit groſsem Vortheil für die Lebendigkeit des Vortrags, erfahren.

Während der Vf. eine ohne Schrift entſtandene Iliade für ein unglaubliches Wunder erklärt, iſt er (S. 31.) in dem *erſten* Abſchnitt über das Kindesalter der Schreibekunſt geneigt, ſogar die damaligen roheſten Elemente dieſer Kunſt ohne die Beyhülfe gewiſſer, die erſten Menſchen erziehender, Elohim für nicht erklärbar zu halten. Zur Begründung dieſer Hypotheſe ſagt S. 229. ganz entſcheidend: der höchſte Weltregent habe ohne Zweifel (?) untergeordnete Geiſter, welchen er die Aufſicht über einzelne Theile des Ganzen anvertrauet habe. „Einen der erſten Genien hat Er, fährt der Vf. fort, die Aufſicht über eine Kunſt, an deren Erhaltung der Menſchheit alles gelegen war, indem ſie die Menſchheit auch zur Humanität bildet, und das Palladium derſelben iſt, nämlich über die Schreibekunſt, anvertraut." Und für dieſes der Schreibekunſtgeſchichte an die Spitze geſtellte Dogma wird Plato und die neueſte Philoſophie, das heiſst eine der neueſten philoſophiſchen Phantaſieen, zur Gewährleiſtung angeführt. Es hätten auch aus *Fabricii Codex Pſeudepigraphus V. T.* noch einige, be-

Digitized by Google

bekanntlich würdige, Autoritäten zu Hülfe genommen werden können. Nur die Gründe, auf denen am Ende doch diese ganze Umwandlung des Mythos in eine Thatsache ruhen sollte, sind höchst sonderbar. So lange der Naturmensch isolirt lebe, bleibe er, was er ist. Er selbst gebe sich keine Cultur, von andern müsse er sie empfangen. Nehmen wir denn die ersten Menschen für das, wofür wir sie nehmen dürfen und müssen, für Naturmenschen: so würden sie dieses geblieben seyn, wenn Bildung und Cultur ihnen nicht anders woher zu Theil geworden wäre. Und wer, frägt der Vf., sollte sie ihnen ertheilen? Andere Menschen nicht; sie waren ja die ersten. Nur höhere Wesen konnten und mussten sie ihnen geben. Wir wollen den Vf. und alle, welche so leicht an dergleichen überirdische Nothhülfen, ungeachtet sie nichts als Erklärungen des Dunkeln aus dem noch dunklerern sind, glauben mögen, jetzt nicht fragen, warum denn alsdann die angenommenen Mittheilungen so roh und unvollkommen (S. 33.), warum sie nicht der höheren Geber würdig, vielmehr ganz wie ein Product der noch rohen Menschen selbst sich zeigen? Aber bemerkbar müssen wir doch machen, wie sehr auch dieser neuverkündigte Mysticismus, welcher uns, nicht anders als in den Zeiten des Sinkens der römischen Selbstständigkeit und Geistesbildung, zu allen Verirrungen der Theurgie und Angelolatrie verleiten könnte, die Anlagen und Fähigkeiten der menschlichen Natur herabwürdige und sie in blosse Passivität und Receptivität verwandle. Der Naturmensch bleibt keineswegs, was er ist. Eben die Anlagen, ohne welche er nicht einmal von höheren Geistern zu lernen fähig wäre, werden durch Bedürfnisse aus ihrem Schlafe geweckt. Selbst nach Ursachen der beobachteten Erfolge fragt sein Verstand so bald, dass er sich unsichtbare erdenkt, ehe er die sichtbare zu erforschen vermag. Wie viel mehr darf man bey allem, wo blos offene, rege Sinnen erforderlich sind, ihm eine Anwendung der angestammten Kräfte zutrauen, besonders wenn die Geschichte dabey jenen Charakter aller menschlichen Dinge, die Allmählichkeit im Fortschreiten vom Unvollkommenen zum Bessern, unläugbar nachweist. Sollte die Erfindung der rohen ersten Elemente der Schreibkunst, welche von nichts als dem Nachahmen sehr bekannter Gestalten durch sehr kunstlose Umrisse ausgieng, dennoch den Menschen ohne höhere Hülfe zu schwer gewesen seyn: so möchte kaum irgend eine Kunst zu denken seyn, für welche der arme, beynahe gar keiner Erziehung würdige Naturmensch nicht aus gleichem Grunde einen übermenschlichen Lehrmeister nöthig gehabt hätte.

Das Knabenalter der Schreibkunst setzt der Vf. nach Aegypten. Er scheint uns zu wenig unterschieden zu haben, dass alles, was unter dem Namen des Thot als glaubliches Factum erscheint, sich nur auf Bilderschrift, nicht auf Zahlen und Buchstaben beziehe. Die letztere Erfindung konnte kaum durch etwas anderes, als durch das Bedürfniss einer in die Ferne handelnden Nation im menschlichen Geiste hervor gebracht werden. Und gerade dahin deutet die älteste Geschichte. Kadmus kam (Herodot II, 49.) nach Boeotien aus Tyrus in Phönicien, wo sowohl der Binnenhandel durch ganz Asien als der Seehandel sich concentrirte. Die Buchstaben, deren Urnamen aramäisch sind, und deren Figuren sich auf semitisch benannte Gegenstände des festen Landes beziehen, mögen wohl eher von einem uralten Binnenländer, der seinen weiten Landhandel mit seinem Kameel betrieb, als von einem Seemann, erfunden worden seyn. Gerade dort aber, wo schon Bilderschrift war, konnte gar nicht leicht ein Bedürfniss zu Erfindung der Buchstabenschrift entstehen; die Bilderschrift vielmehr, als eine durch den Gegenstand motivirte Beschäftigung des Auges, musste den daran gewöhnten Aegyptier von dem Uebergang zu Buchstaben als willkürlichen Zeichen, und als Surrogaten der Laute für das Ohr, entfernen. Beide Schriftarten haben auch eine durchaus verschiedene Richtung. Die Bilderschrift will geheim und mystisch, die Buchstabenschrift will zuverlässig verstanden und für jedermann seyn. Bey dem nämlichen Volk finden sich diese beide Tendenzen nicht als einheimisch neben einander. Waren unter Sesostres und Sethos (nach Herodot II, 102. 125. 141. 36.) γραμματα als Buchstaben in Aegypten bekannt, so waren diese dennoch höchst wahrscheinlich eine aus dem Landhandel mit Phönicien und Canaan (Genes. 37, 25. 28. 36.) erhaltene fremde, profane Sache; auf jeden Fall aber eine vormosaische Acquisition. Wenn übrigens Sanchuniathon von Thot sagt er sey des *Chronos* Geheimschreiber gewesen, so denkt sich der Vf. diesen Titel sehr sonderbar, indem er S. 58. daraus die Frage ableitet: der *Cabinetssecretär* wird wohl nicht auf Steine geschrieben haben. Mit dem pompösen Titel eines Geheimschreibers des Zeitgottes bezeichnet der Orientale den Mann, von welchem man Denkmale uralter Zeiten hatte oder zu haben glaubte.

Unter den besseren Bemerkungen des Vfs. leuchtet das hervor, was er S. 77. zur Bestätigung der Behauptung des Plinius (H. N. 13, 21.) in *palmarum foliis primo est scriptitatum*, zusammen getragen hat. Aeneid III, 443 ff. Dieses Schreibmaterial konnten auch die Phönicier am leichtesten anwenden, denen man daher die *magna gloria literarum inventionis* um so weniger gegen Plinius H. N. 5, 13. streitig zu machen Grund behält. Und sollten die phönicischen Seemänner auch nur den Ruhm der Verbreitung der Buchstabenschrift anzusprechen haben, so war für den handelnden Binnenländer, welchem Rec. die Erfindung der semitischen und dadurch der griechischen Buchstabenschrift zuschreiben zu dürfen glaubt, [illegible] vielen Orten Asiens das Palmblatt als Schreibmaterial leicht bey der Hand, s. Plin. H. N. 13, 6., und zwar um so leichter, da Palmblätter auch häufig zum Packen der Waaren benutzt werden. Nur die Vermuthung des Vfs., dass die Griechen gerade wegen dieses Gebrauchs der Palmblätter die Tyrier, welche denselben mit der Kadmeischen Schrift zu ihnen gebracht haben müssten, gleichsam *Palmmänner*, d. h.

Phö-

Phönicier, genannt haben (S. 85.), möchte wohl mehr sinnreich als wahrscheinlich seyn. Sicher hingegen ist es, dafs das hebräische Alterthum die Schreibekunst bereits dem mosaischen Zeitalter, und zwar in einer Art zuschreibt, welche dieser Tradition viele Glaublichkeit erwirbt. Der in seiner jetzigen Gestalt unstreitig spätere Pentateuch behauptet nicht, dafs Mose ihn selbst, wie er als Buch ist, verfafst habe; er läfst vielmehr den Mose nur hie und da etwas wichtiges schreiben Exod. 32, 16. 39, 30. Num. 17, 17. 18. was jetzt blofs einen Theil des Pentateuchs ausmache; ein mosaischer Sepher, wie Exod. 17, 14. 24, 7. war offenbar von kleinem Umfang. Auch hier benutzt der Vf. wieder die Palmblätter, erinnert, dafs Jerem. 36, 18. nach Vergleichung mit Nahum 2, 13. *usque dum satis ipsi erat*, zu übersetzen, nicht aber an Dinte zu denken sey, und vergifst nicht, selbst das Fragmentarische in den Bestandtheilen der Genesis u. s. w. aus seinen Palmblättern begreiflicher zu machen. Lobenswürdig ist zugleich die Freymüthigkeit, mit welcher er S. 94. erklärt: „Der Jehovah bey Moses, besonders in seiner politischen und religiösen (theokratischen) Gesetzgebung, ist Mose, selbst, dieser sichtbare Agent der unsichtbaren Gottheit, als deren Bevollmächtigter oder in deren Namen Er seinem Volke seine Verfassung und die statutarischen Gesetze derselben gegeben hat. Dieſs ist die Fundamentalregel bey der Auslegung der Schrift des Moses!" Doch zweifelt Rec. nie, dafs Mose selbst überall voraussetzte, sein Gott über alles sey, als erbetener Nationalgott, auf mancherley Weise der wirkliche Urheber der in ihm zum Wohl der Nation, folglich nach dem göttlichen Willen wirksamen legislatorischen Geistesthätigkeit oder des πνευμα ἡγεμονικον.

In dem Hauptabschnitt über den Gebrauch der Buchstabenschrift bey den Griechen sind dem Vf. dieſs die Hauptmomente, dafs Herodot den Gebrauch der Kadmeischen Schrift aus Tempelinschriften als vorhomerisch gekannt habe 5, 59; dafs mit Herodot auch der sehr alte Dionysios aus Milet bey Diodor 3, 66. übereinstimmt; dafs Josephus (*contra Apion.* c. 13.) nur nach der jüdischen Sucht, alle Weisheit von dem hebräischen Alterthum abzuleiten, dagegen spreche, und seine Behauptung, man habe kein Denkmal von Kadmeischer Schrift unter den Griechen, den geringen Kreis der Kunstkenntnifs eines Juden weit überschreite oder höchstens von seiner Zeit, nicht aber gegen Herodot gelten könne; dafs der πινακ πτυκτὸς bey Homer selbst (Iliad. 6, 168.) von einem zusammengefalteten Palmblatt erklärbar sey; (der Wink, dafs König Proetus πολλα darauf geschrieben habe, scheint wenigstens eher Buchstabenschrift, als andere Zeichen anzudeuten!) dafs in die trojanische Zeit schon eine Vermehrung der Buchstaben mit vier neuen gesetzt werde, s. Plin. H. N. 7, 57. vornehmlich aber, dafs die Tradition den Lykurg und Pisistratus die homerischen Gesänge nicht erst aus dem Munde der Rhapsoden sammeln, vielmehr als geschrieben aus Ionien herüber bringen lasse s. Plutarch. in Lycurgo und Aelian VV. HH. 13, 14. Uebrigens will der Vf. nicht läugnen, dafs sie noch nicht als ein Ganzes herübergebracht und nachher durch mancherley Ueberarbeitungen verändert worden seyen. Und dieſs ist am Ende der Hauptpunkt, welcher die Frage vom Alter der griechischen Schreibfertigkeit in Absicht auf den Homer wichtig machte. Dafs die Rhapsoden selbst erst jünger gewesen, hat der Vf. nicht erwiesen. — In dem weitern Verfolg dieser Geschichte der Schreibkunst fand Rec. nichts dem Vf. eigenthümliches.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Nestler: *Hamburg und Altona. Eine Zeitschrift zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmacks. Erster* bis *sechszehnter* Band. 1801 bis 1805. (Der Jahrgang von *vier* Bänden, jeden zu *drey* Heften von 24 Bogen mit einem Intelligenzblatt, 18 Mark.)

Das seinem Plan und Gehalt nach vortreffliche Hanseatische Magazin, welches die *drey*, besonders in den neuern Zeiten so wichtig und allgemein interessant gewordenen hanseatischen Schwester-Städte, Hamburg, Bremen und Lübeck, nach ihrer Geschichte, äufsern Verhältnisse und innern Verfassungen, nach dem Oertlichen, den Sitten, der Literatur, der Kunst und des Geschmacks u. s. w., als reichhaltigen Gegenstand umfafste, mehrere der geachtetsten Männer dieser Städte als Mitarbeiter zählte, nur Aufsätze von entschiednem Werth, auch allgemeinerm Interesse und für die gebildeten Klassen berechneter Tendenz lieferte — dieſs anerkannt vorzügliche periodische Werk, konnte sich, ob es gleich nur halbjährig in einem mäfsigen Heft erschien, zum Bedauern vieler, nur eine kurze Zeit halten. — Bey viel geringern Mitteln und beschränkterer Hauptbeziehung auf nur eine dieser Städte — wenn gleich die wichtigste — und dem Geist und Wesen ihrer Vorgängerin in allem Betracht unähnlich, scheint die gegenwärtige, monatlich in acht Bogen erscheinende, und gröfstentheils doch nur auf das hamburgische Lese-Publikum berechnete Zeitschrift einen bessern Fortgang zu haben. — Diese sonst wohl etwas problematische Erscheinung, mag vielleicht dadurch zu erklären seyn, dafs der Herausgeber den Geschmack vieler seiner einheimischen Leser nachgebend durch Aufsätze, die blofs Neugierde, oder flüchtige Leselust befriedigen, zu vermehren weifs. Das mag denn auch wohl eine Ursache seyn, warum man die Namen mehrerer bekannter hamburgischer Gelehrten und Schriftsteller, deren Beytritt und Mitarbeit zur Verbesserung des Plans, Gehalts und Tons der Zeitschrift wirken und ihr auch aufser jener Stadt mehr Eingang verschaffen würde, vergebens sucht. Nur einmal tritt *Bartels*, der Vf. der trefflichen Briefe über Kalabrien und Sicilien, als Prätor, mit der amtlich abgenöthigten Be-

Digitized by Google

Berichtigung eines in dem Journal erzählten Policeyvorgangs auf; ein andermal hat der durch mehrere Schriften und Ueberſetzungen rühmlich bekannte Prediger *Hübbe*, Beyträge zu *Schützens* Idiotikon geliefert; und die mit dem Namen des Domherrn *Meyer* bezeichneten, die Verhandlungen der Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und Gewerbe betreffenden Nachrichten, welche man in hamburgiſchen Zeitungen und Wochenblättern lieſet, ſind hier daraus wahrſcheinlich nur entlehnt. Mit Bedauern bemerken wir nun zwar dieſes dem Journal nicht zum Vortheil und zur Empfehlung gereichende Zurückziehen der Notablen hamburgiſcher Gelehrten, ohne deswegen auf verſchiedene mit und ohne Namen erſchienene gute Aufſätze einen Schatten werfen zu wollen. Davon abgeſehen, iſt die Anſtrengung des Herausgebers in der Erfüllung des Verſprechens, monatlich ſeine Bogenzahl zu liefern, in manchen ohne alle Wahl aufgenommenen Aufſätzen zu bemerken, obgleich an ſich ſelbſt das Ganze durch die Veränderung des Redacteurs gewonnen hat. Wirklich abſchreckend war nämlich der Debüt des *erſten* Heftes, deſſen Herausgeber mit *L.* unterzeichnet iſt, und eine Maſſe von vier und dreyſsig, in Ton und Gehalt faſt gleich ungenieſsbaren Aufſätzen liefert. Seitdem hat, ſo viel wir erfahren, Hr. *Curio*, Vorſteher einer Penſions-Anſtalt und Vf. mehrerer pädagogiſcher und anderer Schriften, die Herausgabe übernommen. — Die örtlichen Gegenſtände welche in dieſen vier Jahrgängen, mit mehr oder minderm Werth der einzelnen theils Original- theils entlehnten Aufſätze behandelt werden, in deren Detail aber wir uns nicht weiter einlaſſen können, ſind hauptſächlich folgende: Züge aus der ältern und neuern Geſchichte Hamburgs; die Tagesgeſchichte (unter der ſtehenden Rubrik: „vaterländiſche Notizen") einzelner Theile der Verfaſſung, des Juſtiz- und Polizeyweſens; die ältere und neuere Literatur, naturhiſtoriſche Bemerkungen; — Sitten, Schaubühnen; Gegenden; Lehr- Polizey- und andre gemeinnützige Anſtalten und patriotiſche Vereine zur Beförderung des bürgerlichen Gemeinwohls. Gern theilen wir die Wärme, womit beſonders dieſes letzten Gegenſtandes — Hamburgs wahrer Ruhm! — immer erwähnt wird, und wir haben manche Berichte und Bemerkungen über die vielen Inſtitute, welche dieſe Stadt zum Wohl ſeiner Bürger in ihrem Schoſs bildete, hegt und nährt, mit Vergnügen und mannichfaltiger Belehrung geleſen. Auſser dieſen Artikeln, zeichnen ſich noch beſonders verſchiedne, mit Fleiſs angeſtellte hiſtoriſche Unterſuchungen, und (mit Ausnahme manches einſeitigen und ſchneidenden Urtheils) mehrere, unter der ſtehenden Rubrik „vaterländiſche Literatur," enthaltene Beurtheilungen und Auszüge dort erſchienener Localſchriften, vortheilhaft aus. Auffallend aber und widrig iſt dann der Contraſt in Ton und Gehalt, gleich darauf folgender geſchmackloſer Aufſätze; wie z. B. die bereits in das zweyte Dutzend angewachsnen höchſt trivialen „Briefe des *Mosje* Chriſtian über Hamburg," womit, ſo wie mit ähnlichen Lükkenbüſsern, der Herausgeber, wie ſchon vorhin bemerkt iſt, den *Diis minorum gentium*, ein Opfer bringt, welches Leſer von Geſchmack verwerfen. — So wie die benachbarten Städte, Hamburg und Altona ſich gegen einander verhalten, ſo verhalten ſich auch, nach Zahl und behandelten Gegenſtänden, die über die letztere Stadt gelieferten Aufſätze, unter welchen verſchiedene leſenswerth ſind.

Grätz, b. Ferſtl: *Taſchenbuch zur Philoſophie des Lebens, des Umganges und des Lebensgenuſſes.* Zur Bildung der Menſchheit, vorzüglich aber der reifern Jugend beider Geſchlechter. 1805. 232 S. 8. (14 gr.)

Dieſs Taſchenbuch iſt eine ununterbrochene Sammlung von Regeln der Sittlichkeit und Klugheit, deren Zweck in der Einleitung genauer dahin beſtimmt wird, daſs ſie uns die wahre Kunſt lehren ſollen, im Selbſtgefühle glücklich und zufrieden, und im geſellſchaftlichen Umgange mit andern allgemein beliebt zu ſeyn. Daher die Eintheilung in Regeln in Anſehung ſeiner ſelbſt, und in Regeln über das Verhalten gegen andere. Jenen liegt im Allgemeinen der Grundſatz der ſittlichen Selbſtbeherrſchung zum Grunde; dieſe bezeugen eine nicht gemeine Menſchenkenntniſs. Doch haben ſich auch mehrere unwürdige Regeln eingeſchlichen, die eine ſtrengere Auswahl, der es mehr um das Gute als das Viele zu thun geweſen wäre, nicht geduldet hätte. Zum Beweiſe mögen folgende Vorſchriften dienen. „*Stelle* dich, als wäreſt du mit deinem Freunde uneinig, damit der, von dem du Nachſtellungen befürchteſt, eine wirkliche Uneinigkeit vermuthe, ſeine Geſinnung verrathe und die bequeme Gelegenheit benutzen wolle; ſodann vereinige dich mit deinem Freunde und handle ſeinen Abſichten entgegen." S. 185. und 192. „Zerhaue mit Niemanden gleichſam als mit einem Hiebe die Freundſchaft, ſelbſt dann nicht, wenn du beleidigt worden, gleichſam aus Haſs; ſondern erſt, wenn du wieder verſöhnt und vor Liebe für ihn zu glühen ſcheinſt, löſe ſie unvermerkt und auf eine ſanfte Art auf. Auch nachher noch gehe mit ihm um, und wenn es die Gelegenheit fordert, ſo ſprich mit ihm, jedoch kurz und gleichſam als in Geſchäften. Bitte ihn auch bisweilen zu Tiſche, damit es nicht ſcheine, als wäreſt du bloſs damals ſein Freund geweſen, da du ſeiner Hülfe bedurfteſt." — Aber auch ohne dergleichen Flecken ſcheint uns der Nutzen ſolcher Regel-Sammlungen ſehr gering. Das Gemüth des Menſchen muſs *erregt* werden, einen Grundſatz entweder ſelbſt zu erzeugen, oder wenigſtens, ihn in ſich zu finden, wenn wir demſelben Wirkſamkeit verſprechen wollen. Deſswegen erwarten wir von einer Erzählung, welche das Herz des Leſers anſpricht und ihn zum Nachdenken über irgend eine wichtige Beziehung des menſchlichen Lebens auffordert, mehr, als von einem Buche voll Regeln, die ohne Kraft der Erregung an der Oberfläche des Gemüths vorüber ziehen.

Digitized by Google

MONATSREGISTER

vom

JANUAR 1807.

I. Verzeichniß der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter

A.

Abbildung der kurſächſiſchen Armeen, 1 — 2 Heft. 3, 23.

Abildgaards, P. F. u. E. *Viborgs*, Handbuch der Naturlehre für Thierärzte, a. d. Däniſchen von *C. H. Pfaff.* EB. 8, 62.

Ahlemann, F. H., geiſtliche Reden. EB. 7, 56.

Ammon, Chr. Fr., Nova opuſcula theologica. 13, 100.

Anakreon's Gedichte, überſetzt v. M. *Meiſsner.* 26, 207.

Andrews, H., the Heathery, or a monography of the genus Erica. N. 1 — 17. 7, 49.

Anquetil, M., Hiſtoire de France, T. I — XI. 22, 169.

Arndt, E. M., Fragmente über Menſchenbildung, 1 — 2 Th. 19, 145.

Auguſtin, Fr. L., de ſpina ventoſa oſſium, EB. 11, 87.

Auguſtinus, des Heil., zwei Schriften von der wahren Religion, überſ. m. Anm., v. Fried. *Leopold* Graf zu *Stollberg.* 13, 97.

B.

Ballhorn, G. Fr., über Declamation in medicin. Hinſicht. EB. 4, 31.

Baur, S., Repertorium für Prediger, 2ter B. EB. 11, 84.

Bayard, Ferd., Tableau analyt. de la Diplomatie françaiſe. 22, 169.

Bergmann, Benj., kleine hiſtoriſche Schriften, 1 — 2 B. 6, 45.

Bertele, Ge. Aug., Verſuch einer Lebenserhaltungskunde. 16, 121.

Bonpland, ſ. *Humboldt.*

Bornſchein, F., Geſchichte der franzöſiſchen Republik, 1 — 2 Bdch. 22, 170.

Bredetzky, S., Zwei Gelegenheitspredigten. EB. 12, 95.

Bretſchneider, K. G., Lexici in Interpretes V. Teſt. Spicilegium 1, 1.

— — — liber Jeſu Siracidae, graece. 1, 1.

— — — ſyſtematiſche Darſtellung der Dogmatik und Moral der apokryph. Schriftſteller des A. T., 1ſter B. 1, 1.

Bülow, ſ. *Hagemann.*

C.

Cannabich, G. Ch., Kritik der Lehren der chriſtl. Kirche, 3te Aufl. EB. 10, 80.

Claudius, G. C., Nahrung für Geiſt und Herz. EB. 5, 39.

— — — Karls Spielſtunden. EB. 9, 72.

Cranz, K., Bemerkungen auf einer landwirthſchaftlichen Reiſe durch Schwaben u. ſ. w., 1 u. 2 B. 20, 153.

D.

Dampmartin, A. H., Annales de l'Empire français. 22, 169.

Desbordeaux, S. F., nouvelle Orthopédie 23, 183.

Desfontaines, Tableau de l'ecole de Botanique du Muſéum d'hiſtoire naturelle. 14, 112.

Dori, J. A., Briefe über die philoſophiſche Rechtslehre. 5, 33.

E.

v. Erdmannsdorf, des Frhn., Architektoniſche Studien. 18, 143.

Erholungsſtunden, bildende, 1 B. EB. 10, 78.

Erklärung, ausführliche, der Weiſſagungen des N. T. 23, 180.

F.

Fiſcher, F. Gottfr., über die beſte Einrichtung der Lehranſtalten. 15, 116.

Flade, Chr. G., dankbare Erinnerungen an D. G. Hübler. 18, 143.

G.

Garn, J. O., über den Verfall des Nahrungsſtandes. 22, 175.

Garve, Chr. u. Georg Joach. *Zollikofers* Briefwechſel. 12. 89.

Gröning

Gröning, Andr., Hamburgiſcher Briefſteller für Kaufleute. EB. 13, 101.
Groſche, Joh. B., Rechenbuch f. alle Stände. EB, 10, 76.
Gruner u. *Hartleben*, allgemeines Archiv für Sicherheitsanſtalten, 3ter Heft. EB. 1, 5.
Gutmann, G. A., der Jugendfreund. EB. 8, 63.

H.

Hagemann, Th. u. Fr. *v. Bülow*, Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrſamkeit, 2te Aufl. EB. 7, 56.
Hahn, J., Predigten. EB. 12, 94.
Hamburg u. Altona, e. Zeitſchrift, 1 — 16 Bd. 27, 214.
Haſſe, J. C. Auguſtus Caeſ. Chriſti naſcituri non ignarus. 16, 127.
— — — Hiſtoriae de Chriſto in coelum redeunte illuſtr. 16, 127.
— — — de Mohammede reſurrectionis Chriſti teſte. 16, 127.
Heyne, Ch. Glob, de *Boëthii* conſol. philoſoph. cenſura, 3, 13.
Hoffbauer, J. Chr., Naturrecht, 3te Aufl. EB. 2, 16.
Holdermann, A., chriſtliche Religionsvorträge. EB. 14, 110.
Huntwalker, Chr. M., Predigten. EB. 8, 63.
v. Humboldt, A. u. A. *Bonpland*, Monographia de Melaſtoma. 18, 142.

I.

Jakobs, Friedr., Elementarbuch der griechiſchen Sprache, 3ten Curſ., 1ſte Abth. EB. 10, 71.
Ihring, E. H. W., das Wechſelgeſchäft. EB. 13, 104.
— — — — meine Erfahrungen über Wechſel. EB. 13, 104.
— — — — Zins-Rechnungs-Tabelle. EB. 10, 73.
Journalliteratur, deutſche, Reviſion derſelben, 1. Aeſthetiſche. EB. 1 — 7. 1 — 53.
Junkheim, Joh. Zach., von dem Uebernatürlichen in den Gnadenwirkungen. EB. 11, 84.

K.

v. Kalm, Fr., Religionsvorträge. EB. 9, 71.
v. Kamptz, Beiträge zum meklenb. Staatsrecht, 5 u. 6. Bd. EB. 13, 97.
Kant, Im., Welches ſind die wirkl. Fortſchritte der Metaphyſik ſeit Leibnitz u. Wolf, herausg. v. Fr. Th. *Rink*. 17, 129.
Keliner, A. Im., Naturgeſchichte der Canarienvögel. 15, 119.
Klein, Joh. Wilh., öſtreichiſches Magazin für Armenhülfe, 1ſter B. 3, 20.
Köhler, Joh. Fr., Anweiſung zum Kopfrechnen. EB. 4, 29.
Kritik der Vertheidigung des Herleſens der Predigten. 17, 135.

L.

Lavater, J. L., Anleitung zur anat. Kenntniſs des menſchl. Körpers. EB. 4, 29.
Leisler, J. M. A., über mediciniſche Wahrheit. EB. 3, 23.
Leopold, Carl Guſt., vermiſchte Schriften. 20, 159.
a Linné, Car., Species plantarum cur. C. Lud. *Willdenow*. EB. 9, 65.
Ludewig, Chr. Fr., Handbuch der Mineralogie nach Werner. 15, 118.

M.

de Matthaei, Chr. Fr., Novum Teſtamentum graece T. II. EB. 8, 57.
Meiſsner, ſ. *Anakreon*.
Methode, neue, Briefe u. Rechnungen zu copiren. EB. 13, 101.
Meyer, J. L., der Rathgeber beim Baden. 23, 184.
Molitor, D., über das Antike und Moderne. 9, 71.
Müller, Ch. G., Notitia Codd. Mſſ. qui in bibliotheca epiſcopatus Numburgo Cizenſis aſſervantur. 6, 47.
Muntinghe, H., Pars theologiae chriſtianae theoretica. EB. 11, 81.
v. Murr, Chr. G., literariſche Nachrichten vom Goldmachen. 4, 31.

N.

Nachrichten, merkantiliſche, aus Königsberg. EB. 10, 79.
Negedly, Joh., Böhmiſche Grammatik. 20, 156.

O.

Oelſchläger, B., ſicheres, aber einziges, Mittel die Länder zu bevölkern. 6, 41.
Oeſterley, G. H., über die Caution für die Wid erklage. 3, 23.

P.

Petri, Fr. Erdm., Magazin der pädagogiſchen Literaturgeſchichte, 1ſter B. 16, 125.
— Ph., ſ. *Toulongeon*.
Petzl, J., Charakteriſtik Joſephs II. EB. 12, 95.
Pfaff, ſ. *Abildgaard*.
Picot, Jean, Hiſtoire des Gaulois, T. I — III. 22, 169.
Ploucquet, W. J., das Waſſerbett. EB. 2, 15.
Pfündel, Joh. G., Erdbeſchreibung der ſämmtl. pfalzbairiſchen Beſitzungen. 8, 57.
— — — Geographie der ſämmtl. kurpfalzbaieriſchen Erbſtaaten, ins Kurze gefaſst. 9, 71.

R.

Rademacher, J. G., Briefe für Aerzte und Nichtärzte. 4, 25.

Digitized by Google

Rakbek,

ahbek, Knud Lyne, moraliſche Erzählungen, überſetzt von L. Ch. *Sander*. EB. 14, 109.
a/mann, K., Unterricht im Chriſtenthum, 2te Aufl. EB. 3, 24.
athgeberin, die, für Bräute. 5, 40.
eitemeier, Joh. Fr., über Geſetzgebung, beſonders im deutſchen Reiche. 14, 105.
eſidenzkalender, Dresdner, für 1806. 1, 8.
ower, Fr., über Mitwirkung der Obrigkeit zum Religionscultus. 15, 87.
oth, Fr., de re municipali Romanorum libri II. EB. 7, 54.
ouſſeau, J. J., le Botaniſte ſans maitre, Ed. nouv. 19, 152.

S.

'ander, L. Chr., Hoſpitalet, et Lyſiſpil i 5 Akter. 12, 95.
— — — ſ. Rahbek.
'chedel, J. Ch., neueſtes Handbuch für Kaufleute. EB. 13, 103.
ſchellhorn, J. M., Beyträge zur beſſern Einrichtung der Liturgie. 23, 184.
ſchlimbach, G. C. F., Beſchreibung des Kochpultes. 15, 119.
ſchrader, A., Flora germanica, Tom. I. 21, 161.
ſchramm, Joſ., ſyſtematiſch geordnete Ueberſicht der gemeinnützigſten Kenntniſſe. 5, 39.
ſchreiben, freymüthiges, an die Hrn. v. Creſs u. Cremer, über Luthers Denkmal. 12, 95.
Schröckh, Joh. M., chriſtliche Kirchengeſchichte ſeit der Reformation, 1 — 5 Th. 10, 73.
Schule, die, der Weisheit und Tugend. EB. 12, 95.
Schultes, Ideen über Getreidemagazine. EB, 3, 23.
v. Schweinitz, J. D., Conſpectus Fungorum in Luſatia creſcentium. 7, 53.
Seyffert, J. Chr., neue Abendandachten, 5te Aufl. EB. 8, 64.
Simon, J., die Kunſt des Bierbrauens, 2te Aufl. EB. 11, 88.
Sören-Björn, Ueberſicht der vortheilhafteſten Benutzung der Weiden. 19, 151.
Spitz, A. C., der Rathgeber in der Holzzucht. 5, 35.
Gr. Stolberg, ſ. *Auguſtin.*
Stübel, Chr. S., über den Thatbeſtand der Verbrechen. 3, 17.

T.

Taſchenbuch für die Schaubühne, 1806. 22, 176.
— zur Philoſophie des Lebens. 27, 216.
Thoni, K. F., neue Feſtpredigten. EB. 11, 85.
Töpelmann, ſ. *Wilſon.*
Tomſa, Franz, über die Bedeutung und den Gebrauch der cechiſchen Zeitwörter. 11, 85.
— — über d. Veränderung d. cechiſchen Sprache. 11, 85.
Toulongeon, F. E., Geſchichte von Frankreich ſeit der Revolution, a. d. Franz. von Ph. A. *Petri*, 1 u. 2 B. 22, 169.
Treviranus, L. C., vom inwendigen Bau der Gewächſe. 18, 139.

V.

Valerii Flacci Argonauticon libri VII., ed. J. A. *Wagner*. 25, 293.
— — Commentarius perpetuus in V. F. etc. 25, 293.
Verſuch einer Auflöſung der von der k. Akad. d. Wiſſenſchaften in Berlin aufgeſtellten Aufgabe, die Natur der Analyſis in der Philoſophie genau anzugeben. 5, 37.
Viborg, ſ. *Abildgaard.*
Vogelmann, J. B., Ueber die chemiſchen Kennzeichen der Mineralien. 6, 44.

W.

Wagner, ſ. *Valerius Flaccus.*
Warmholz, Bibliotheca Sveo-Gothica, XI. T. EB. 14, 109.
Weber, Chr. Fr., Verſuch einer Geſchichte der Schreibkunſt. 27, 209.
Weismann, Joh. H., veredelnde Poeſieen. 24, 185.
Willdenow, C. Lud. ſ. *Linné.*
Wilſon, A. Ph., über die Erkenntniſs u. Kur der Fieber, a. d. Engl. v. Gottl. W. *Töpelmann*, 1 — 3 B. 4, 28.
Winkler, M. G., Einleitung in die Kosmologie. 24, 187.

Z.

Zöllner, J. F., Predigten bey verſchiedenen Gelegenheiten. EB. 4, 33.
Zollikofer, ſ. *Garve.*

(Die Summe aller angezeigten Schriften iſt 128.)

II. Verzeichniſs der im Intelligenzblatte enthaltenen Nachrichten.

Ankündigungen von Autoren.

Trommsdorff in Erfurt, Anzeige der Fortdauer ſeines chemiſchen Inſtituts 4, 32. *Töpfer*, anthropologiſche Karte 5, 40.

Ankündigungen von Buchhändlern.

Arnold in Dresden 5, 39. *Bran* in Hamburg 2, 11. *Dyk* in Leipzig 2, 11. *Fleiſcher* in Leipzig 2, 11. *Gräff* in Leipzig 2, 15. *Geſsner* in Zürich 7, 55. Geographiſches

ſches Inſtitut in Weimar 2, 16. 6, 48. *Haniſch* Wittwe in Hildburghauſen 2, 11. *Keyſer* in Erfurt 2, 15. Kunſt und Induſtriecomptoir in Amſterdam 2, 11. *Laſſaulx* in Coblenz 2, 10. *Schmidt* in Hamburg 7, 53. *Schwan* in Mannheim 5, 39. Societäts-Buch- u. Kunſthandlung in Halle 5, 38. 6, 45. *Varrentrapp u. Wenner* in Frankf. a. M. 8, 63. *Voſs* in Leipzig 2, 10. 6, 46. *Waldeck* in Münſter 2, 11. *Wittich* in Berlin 5, 36.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Arzberger in Koburg 5, 36. *Bellermann* in Berlin 6, 44. *de Beauvois* in Paris 5, 36. *Bretſchneider* in Wittenberg 6, 44. *Dreſſel* in Charlottenburg 6, 44. *v. Eiſenbach*, Frhr. in Stuttgart 3, 24. *Gruner* in Coburg 5, 36. *Hartleben* in Koburg 5, 36. *Köppen* in Roſtock 3, 24. *Kühn* in Leipzig 6, 44. *Lange* in Berlin 5, 36. *Meyer* in Kopenhagen 4, 32. *Müller* in Kopenhagen 4, 32. *v. Nettelbladt* in Roſtock 3, 24. *Oerſtedt* in Kopenhagen 4, 32. *v. Okel* in Wien 3, 24. *Ortloff* in Coburg 5, 36. *Reinhard* in Göttingen 5, 36. *Roſenmüller* in Leipzig 6, 44. *Schmidt* in Roſtock 3, 24. *Schubart* in Kopenhagen 5, 36. *Sverdrup* in Kopenhagen 4, 32. *Tilling* in Leipzig 6, 44. *Vargas*, Gr. in Rom 5, 36. *Weidenbach* in Heidelberg 6, 44. *v. Woltmann* in Berlin 5, 36. 6, 44.

Todesfälle.

Borkhauſen in Darmſtadt 3, 24. *de Braganza*, Hzog. zu Liſſabon 7, 52. *Calliſen* in Rendsburg 5, 36. *Herbin* in Paris 7, 52. *Höpfner* in Greuſsen 1, 7. *Krauſ* in Weimar 1, 7. *Mantzel* in Berlin 5, 36. *Mengs* Thereſe in Rom 7, 52. *Nathe* in Görlitz 7, 53. *Piel* in Bremen 1, 8. *Reſewitz* in Magdeburg 3, 24. *Röſsig* in Leipzig 3, 24. *Sieveking* in Hamburg 3, 24. *Snell* in Heſſendarmſtädt. 3, 24. *Urlſperger* in Hamburg 3, 24.

Univerſitäten, Akad. u. and. gel. Anſtalten.

Darmſtadt, Gymnaſium 4, 35. *Dresden*, Leſeinſtitute 4, 32. *Heidelberg*, Univerſität 5, 33. *Helmſtädt*, Univerſität 5, 33. *Kopenhagen*, Skandinaviſche Literatur-Geſellſchaft 4, 31. *Landshut*, Univerſität 5, 33. *Marburg*, Univerſität 5, 34. *München*, Akad. der Wiſſenſchaften 4, 31. *Paris*, Nationalinſtitut. Bericht über die Arbeiten der mathem. phyſ. Klaſſe, 1805 u. 1806. 1, 1. 3, 17. 4, 25. Preisaufgaben Napoleons und Lalande's 8, 62. *Petersburg*, neue juriſtiſche Lehranſtalt 1, 8.

Vermiſchte Nachrichten und Anzeigen.

Auction von Büchern in Frankfurt a. M. 8, 63. Cenſurnachrichten von Insbruck 7, 53. *Engelhardt*, Erklärung wegen ſeiner Erdbeſchreibung Sachſens 2, 16. Erklärung des Redacteurs der neuen Zeitung: Geiſt des 19ten Jahrh. 8, 64. Literatur, holländiſche, Ueberſicht von 1804, Jurisprudenz 8, 52. Nachrichten, vermiſchte literariſche, aus dem Oeſtreichiſchen 8, 63. *Pons* in Marſeille, Entdeckung eines neuen Cometen 1, 7. *Villoiſon*, Bericht über ſeine Manuſcripten Sammlung 6, 41. 7, 49. *Wichelhauſen*, Druckfehleranzeige 6, 48.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. Februar 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Klüger: *Unterſuchung der Frage: Ob die Eheſcheidung nach der Lehre der Schrift und der Kirche älteſten Geſchichte* (und nach der älteſten Kirchengeſchichte) *erlaubt ſey oder nicht?* Von *Franz Anton Jäger*, der Weltw. Doctor u. Gottesgelahrtheit Licentiaten, Weltprieſter in Franken. 1804. 174 S. 8. (12 gr.)

Der Endzweck dieſer kleinen Schrift iſt kein anderer, als der, die Unrechtmäſsigkeit aller Eheſcheidungen, dem ſtrengen Syſteme der katholiſchen Kirche gemäſs, bibliſch, philoſophiſch und hiſtoriſch darzuthun. Sie verdient wegen der Conſequenz ihres Vfs. und ſeiner Beleſenheit eine ausführliche Beleuchtung.

Der Vf. meldet zuförderſt ſeinen Leſern, daſs er lange mit der dem Scheine nach menſchenfreundlichen Lehre der Proteſtanten, welche die Eheſcheidung geſtatten, einverſtanden geweſen ſey, bis er nach reiferer Betrachtung und Durchforſchung der Schriftſtellen ſowohl, als des Sittengeſetzes, ſeine Gedanken geändert habe (S. 14.), und geht hierauf zur *bibliſchen* Erörterung dieſer Lehre über. Die Stelle Matth. 5, 32.: παρεκτὸς λόγου πορνείας, nach der Vulgata *excepta fornicationis cauſa*, ſcheine freylich die Unzucht als eine rechtmäſsige Urſache der Eheſcheidung anzuerkennen. Allein aus einer Stelle des Clemens von Alexandrien (*Strom.* I, 2.) werde es wahrſcheinlich, daſs dieſe Worte eben ſowohl, als die: μὴ ἐπὶ πορνείᾳ Matth 19, 9. interpolirt ſeyen, und in dem hebräiſchen Urevangelium nicht geſtanden hätten. Die letzte Stelle beziehe ſich nämlich auf *Deut.* XXIV., 1—4., in welcher ערות die *actio circa pudenda*, oder eine unzüchtige Handlung bezeichne, um welcher willen Moſes jungen Eheleuten erlaube, ſich zu ſcheiden, wenn ſie vor der ehelichen Verbindung mit einem dritten Statt gehabt habe. Dieſer Erklärung ſtehe die geſetzliche Strafe des Ehebruchs, die Steinigung, keinesweges entgegen: denn dieſe habe nur nach der Ueberführung durch zwey oder drey Zeugen eintreten können, während in den übrigen Fällen, wo ein ſolcher Beweis nicht geführt werden konnte, die Eheſcheidung von dem Geſetzgeber zugelaſſen wurde. Gott habe, wie Malachias deutlich lehrt (II, 14—16.), überall keine Eheſcheidung der Juden in Paläſtina genehmigt, und nach Moſes (5. Buch XXIV, 4.) habe die Ehe von zwey getrennten Gatten auch noch nach der Scheidung beſtanden. Dieſe moſaiſche Verordnung ſey von Jeſu beſtätigt, und, wie man aus Markus (X, 10—12.) ſehe, mit einem allgemeinen Verbote aller Eheſcheidungen für Chriſten vermehrt worden (Matth. 19, 9—12.). Wenn man aber auch in der Hauptſtelle Matth. 5, 32. auf einer Interpolation nicht beſtehen wolle: ſo dürfe man nur annehmen, daſs die Lesart παρεκτὸς λόγου πορνείας aus der Nachläſſigkeit des Abſchreibers entſtanden, und auf den urſprünglichen Text πλὴ ἐκ λόγου πορνείας, d. h., *ex ratione fornicationis, vel per exceptionem peractae fornicationis*, zurück zu führen ſey. Jeſus habe nämlich durch dieſe Vorſchrift zu erkennen gegeben, daſs ſelbſt die Ausnahme des alten moſaiſchen Geſetzes, wo eine Eheſcheidung wegen Unzucht erlaubt war, in der chriſtlichen Kirche nicht weiter Statt habe, und daſs auch der einen Ehebruch begehe, der ſich von ſeiner Frau *unter dem Vorwande der Unzucht* πλὴ ἐκ τοῦ λόγου πορνείας ſcheide. Dieſes beſtimmte und allgemeine Verbot werde von Lukas (16, 18.) in den weitumfaſſendſten Ausdrücken und in der Folge auch von dem Apoſtel Paulus (Röm. 7, 1. 1 Kor. 7, 10.) beſtätigt. In den Schriften des N. T. und von der chriſtlichen Moral werde folglich überall keine Eheſcheidung zugegeben. Mit dieſen bibliſchen Gründen verbindet der Vf. beſonders nach *Lang* und *Fichte*, die bekannten philoſophiſchen Beweiſe für die Unauflöslichkeit der Ehen, die aus der Natur des ehelichen Vertrages, aus der moraliſchen Beſtimmung des Menſchen, aus dem Wohle der Familien und des Staates abgeleitet ſind: er ſucht aus Juſtin dem M., Hermas, Clemens aus Alexandrien, Chryſoſtomus, Tertullian, Origenes, Hieronymus, Auguſtin und Ambroſius darzuthun, daſs die erſten Chriſten bis ins vierte Jahrhundert die Eheſcheidung immer für unerlaubt gehalten, und daſs erſt die Entnervung der Sitten und die kaiſerlichen Verordnungen nach den Grundſätzen des römiſchen Rechtes in der Folge die Trennung der Ehen eingeführt und unterhalten hätten.

So häufige und gegründete Veranlaſſung zum Widerſpruche uns beynahe jede Seite dieſer Schrift dargeboten hat: ſo wenig haben wir doch den Zuſammenhang der in ihr dargelegten Ideen unterbrechen wollen, um das Unbeſtimmte der Aufgabe, und das Unhaltbare und Einſeitige der angeführten Beweiſe in derſelben Ordnung deſto ſichtbarer ins Licht zu ſtellen. Hr. Dr. *Jäger* will die Frage beantworten, ob die Eheſcheidung nach der Lehre der Schrift und nach den älteſten Zeugniſſen der Kirchengeſchichte *erlaubt*

Digitized by Google

laubt ſey? Um ſich dieſem Geſchäfte mit Erfolg zu unterziehen, und die hierüber ſo ſehr von einander abweichenden Ausſprüche der Bibel und der Geſchichte zu vereinigen, war es durchaus nöthig, die *Sittlichkeit* der Eheſcheidungen von ihrer *Rechtmäßigkeit* zu unterſcheiden. Iſt nämlich die Ehe nichts anderes, als die geſetzmäſsige Verbindung eines Mannes und Weibes zur innigſten Gemeinſchaft des Geſchlechtes, Herzens und Lebens (*Ammons* religiöſe Moral 4te Ausg. §. 254): ſo folgt hieraus die Unauflöslichkeit derſelben vor dem Richterſtuhle der Vernunft und des Gewiſſens von ſelbſt, und das *Sittengebot*, *du ſollſt die Ehe nicht trennen*, iſt eben ſo abſolut und allgemein, als das fünfte Gebot, *du ſollſt nicht tödten*. Allein aus dieſer ſittlichen Unverletzlichkeit des ehelichen Bundes folgt ſeine *rechtliche* Unauflöslichkeit eben ſo wenig, als die Unrechtmäſsigkeit der Todesſtrafen aus der Heiligkeit des fünften Gebotes. Wie der Mörder vor dem Rechtsgeſetze durch ſeine That die Achtung verwirkt, die man dem Leben des freyen Menſchen ſchuldig iſt: ſo verliert der ſchuldige Gatte vor eben demſelben den Anſpruch auf die Treue des unſchuldigen und beleidigten. Jeder Vertrag kann nur durch die Thätigkeit zweyer Perſonen zur Vollendung kommen; die Moral kann daher den einen Contrahenten zur Erreichung des gemeinſchaftlichen Zwecks nur unter der Vorausſetzung verpflichten, daſs der andere dieſelbe Verbindlichkeit anerkennt, weil ſie im Gegentheile etwas Unmögliches, alſo etwas Unvernünftiges gebieten würde. Nun iſt aber die Ehe ein Vertrag, deſſen Hauptzweck nur durch die Vereinigung der Gemüther zur gemeinſchaftlichen Pflichterfüllung erreicht werden kann. Wenn nun ein treuloſer Gatte dieſen Vertrag beharrlich und weſentlich verletzt: ſo iſt der unſchuldige Gatte ſeiner Pflicht durch die That entbunden, und die Moral würde ihn zu etwas Unmöglichem, alſo Unvernünftigen verpflichten, wenn ſie ihm gebieten wollte, ein Band im Widerſpruche der Gemüther zu unterhalten, das nur die Einheit derſelben zu knüpfen vermag. Der ſchuldige Gatte trennt ſich, indem er durch ſeine Untreue das eheliche Band zerreiſst, und dieſer Theil iſt *unſittlich* und verwerflich; der unſchuldige Gatte wird getrennt, weil er ſich auſser Stande ſieht, mit ſeinem ſchuldigen Gefährten weiter ehelich fortzuleben, und dieſes iſt *erlaubt* und *rechtmäſsig*. Es muſs aber überall zuerſt das Rechtsgeſetz gelten und zur vollen Ausübung gebracht werden dürfen, ehe eine freye Vollendung des *Sittengeſetzes* möglich iſt. Aber abgeſehen von dieſer gänzlichen Verkennung der moraliſchen und rechtlichen Unauflöslichkeit der Ehen, durch welche die katholiſche Kirche ſich gegen die moraliſche Natur des Menſchen empört, und tauſend unſchuldige Gatten, indem ſie ſie ganz unbefugt mit der Strafe der Schuldigen belaſtet, oft phyſiſch und moraliſch zu Grunde richtet, hat ſich der Vf. auch eine ganze Reihe exegetiſcher Miſsgriffe zu Schulden kommen laſſen, auf die wir ihn mit wahrer Ueberwindung aufmerkſam machen müſſen. Er bezweifelt die Echtheit der Worte παρεκτὸς λόγου πορνείας (Matth. 5, 32.), weil ſie ſeiner Hypotheſe zuwider ſind; aber Handſchriften, Verſionen, Kirchenväter und der Zuſammenhang ſprechen einmüthig für die Echtheit derſelben; und Matth. 19, 9. iſt παρεκτὸς nicht aus dem Clemens von Alexandrien in εἰ μή, ſondern umgekehrt εἰ μὴ iſt aus 5, 32. in παρεκτὸς verwandelt worden. Er will *Deut.* XXIV, 1. ערות דבר durch *actio circa pudenda* überſetzen; allein ערות bezeichnet zwar die phyſiſche und moraliſche Blöſse, das ἄσχημον πρᾶγμα der LXX., aber nie die Unkeuſchheit, da גלוי ערות bekanntlich eben ſowohl vom erlaubten, als unerlaubten Beyſchlafe gebraucht wird. Selbſt der rigoriſtiſche Schamai verſtand unter ערות nur das *inhoneſtum*, *indecorum* (נמוסין IX, 10.) nach *Deut.* XXIII, 14., welche Stelle der unſrigen vollkommen parallel iſt. Die Behauptung, daſs nach dem moſaiſchen Rechte das Band der Ehe auch nach der Trennung von der geſchiedenen Gattin fortgedauert habe, weil Moſes von ihr ſagt v. 4.: אחרי אשר הטמאה, *ſiquidem eſt polluta*, iſt lächerlich: denn der Geſetzgeber erlaubt ihr ja ausdrücklich nach der Scheidung v. 2. להיות לאיש אחר, γένεσθαι ἀνδρὶ ἑτέρῳ Röm. 7, 3., und dieſe Formel ging ſogar in die jüdiſchen Scheidebriefe über: ותהיה לכל אדם, *atque licita ſis cuivis viro*. Sittlich unrein (מטמאת) oder verſagt war die Geſchiedene dem ſie verſtoſsenden Gatten nicht wegen des fortdauernden ehelichen Bundes, welcher ſie ja vielmehr zur Rückkehr in die erſte Ehe hätte berechtigen müſſen, ſondern wegen der einmal vollzogenen Scheidung, welche jede fernere Gemeinſchaft mit ihr, wie mit jeder leviti*ſch* unreinen Sache, aufhob. Wenn es der Vf. über ſich gewinnen könnte, nur die Tractate גיטין und סוטה mit Aufmerkſamkeit zu leſen: ſo müſste es ihm einleuchtend werden, wie wenig er mit dem Umfange des moſaiſchen Eherechts vertraut iſt. Ueber ſeine willkürliche Auslegung des Malachias (II, 14 — 16.) wollen wir mit ihm nicht rechten, da es auch bey den verſchiedenſten Anſichten dieſer dunkeln Stelle unläugbar iſt, daſs die Worte v. 16.: כי שנא שלח, nicht jede Eheſcheidung miſsbilligen. Durch die vorgeſchlagene Lesart: παρ' ἐκ τοῦ λόγου πορνείας, dringt der Vf. dem N. T. einen unerhörten Schnitzer auf; man ſollte doch wenigſtens der Grammatik mächtig ſeyn, ehe man dem Texte auch das Verbot der Eheſcheidung „*von wegen der Unzucht halber*" (in der Sprache des Vfs.) aufzubürden wagte. Jeſus, der in dieſem ganzen Abſchnitte dem moſaiſchen Rechtsgeſetze ſein moraliſches Pflichtgebot gegenüber ſtellt, will offenbar ſo viel ſagen: Moſes erlaubt jede Trennung der Ehe gegen einen Scheidebrief; ich aber ſage euch, daſs jede Vertreibung der Gattin, den Fall der Untreue ausgenommen, eine Verleitung zum Ehebruche iſt: denn wenn ſich die willkürlich geſchiedene, aber noch durch Recht und Pflicht verbundene Gattin abermals verheirathet: ſo iſt dieſe Verbindung einem Ehebruche gleich zu achten. Dieſe Moral iſt vortrefflich, ſobald man, durch die Form der Antitheſe berechtigt, die Worte παρ. λ. π. von *jeder weſentlichen Verletzung* des ehelichen Vertrags erklärt. Denſelben Grundſatz wiederholt Jeſus Matth. 19, 9.,

wo

wo die ἀπολελυμένη ebenfalls die *conjux, non lege, ſed facto et ex arbitrio repudiata* bezeichnet. Aus dieſen beſtimmten Fundamentalgeſetzen müſſen die abgekürzten Copieen Matth. 10, 10—12. und Luc. 16, 18. ergänzt und vervollſtändigt werden. Daſs die Worte δέδεται νόμῳ Röm. 7, 2. die Unauflöslichkeit der Pflicht ausdrücken, welche die Gattin an den Gatten knüpfen ſoll, leidet keinen Zweifel; aber aus der Verordnung 1 Kor. 7, 11., daſs die entlaufene und ſchuldige Gattin unverehlicht bleiben, oder ſich mit ihrem Manne verſöhnen ſoll, folgt noch keineswegs ein gleiches Gebot in Rückſicht des beleidigten und unſchuldigen Gatten, welches Paulus ohne Ungerechtigkeit nicht hätte geben können, und welches überdieſs ganz auſser ſeiner Sphäre lag, da ſich die Religionslehre des N. T. dadurch weſentlich von der moſaiſchen unterſcheidet, daſs ſie ſich nur mit moraliſchen Geſetzen, nicht mit Rechtsverordnungen zu befaſſen pflegt.

Ueber den hiſtoriſchen Theil dieſer Schrift lieſse ſich ein Buch ſchreiben, wenn man Alles das ſichten und läutern wollte, was der Vf. zur Unterſtützung ſeiner Meinung aus den Kirchenvätern und Concilienſammlungen zuſammengeſchrieben hat. Der ſyſtematiſche Religionslehrer weiſs, was in ſolchen Fällen die Autorität der Geſchichte vermag, und wie wenig ſie namentlich in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche entſcheiden darf, wo ſich die *rechtliche* Verfaſſung der Chriſtianer noch gar nicht entwickelt hatte. Um inzwiſchen den Vf. von der Einſeitigkeit ſeiner hiſtoriſchen Anſichten zu überzeugen, wollen wir ihm die Ausſprüche einiger alten Väter zu Gemüthe führen. *Tertullian* ſagt (*adv. Marcionem* l. III. c. 34.): *illicite enim dimiſſam pro indimiſſa ducens, adulter eſt. Manet enim matrimonium, quod non rite diremtum eſt. Manente matrimonio nubere, adulterium eſt. Itaque ſi conditionaliter prohibuit (Chriſtus) dimittere uxorem, non in totum prohibuit, et quod non prohibuit in totum, permiſit.* *Origenes* (*comment. in ſ. ſ. ed. Huet.* S. 364.) bemerkt, es gebe auſser dem Ehebruche noch viele Verbrechen, die das eheliche Band verletzen. πλείονται γὰρ ἀνέχεσθαι ἁμαρτημάτων, ἃ ἔοικεν εἶναι χείρονα μοιχείας καὶ πορνείας, ἄλογον εἶναι δόξει. *Auguſtin* hat an mehrern Orten, und namentlich in ſeiner kleinen Schrift *de adulterinis conjugiis* dieſelben übertriebenen Grundſätze aufgeſtellt, die der Vf. vertheidigt. Aber bey der Erklärung der Stelle Pauli (1 Kor. 7, 15.) muſs er doch eingeſtehn, daſs derjenige nicht ſündigt, der ſich von einer Ungläubigen ſcheidet, die ihn zum Straſsenraube und zur Kupplerey verführen will: *procul dubio plus tenebitur amore divinae gratiae, quam carnis luxuriae, et membrum, quod eum ſcandalizat, fortiter amputat (de octo Dulcitii quaeſtionibus. opp. ed. Baſil.* tom. IV. p. 661.). Warum ſoll aber das Vergehen einer Gläubigen gröſsere Schonung verdienen, als das der Ungläubigen, da der Glaube ohne Werke ſeinen Werth verliert? Rec. traut dem gelehrten Vf. Wahrheitsliebe genug zu, um ſich ermuntert zu fühlen, dieſe Bemerkungen zu prüfen und der Ueberzeugung Raum zu geben, daſs der Weg der Wahrheit zwiſchen den zwey gleich ſchädlichen Extremen eines überſpannten Rigorismus und einer laxen Inconſequenz hindurchführt.

Leipzig, b. Cruſius: *Apologieen verkannter Wahrheiten aus dem Gebiete der Chriſtuslehre.* Von *Karl Friedrich Breſcius.* — *Erſte* Sammlung. 1804. 116 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. will in dieſer Schrift den traurigen Folgen begegnen, welche das Durchkreuzen verſchiedener Meinungen und Syſteme während des akademiſchen Unterrichts in den Köpfen junger Theologen hervorbringen ſoll, um ihnen zu einer männlichen Ueberzeugung von den groſsen Wahrheiten zu verhelfen, auf deren Verbreitung ein ſo beträchtlicher Theil ihrer künftigen Amtspflicht beruht. Dieſsmal giebt er nur eine *Apologie des guten Herzens* und der *Auferſtehungsgeſchichte Jeſu*, wie er in der Vorrede erinnert, „als einen bloſsen Verſuch, wie man *ernſte* Liebe zur Philoſophie mit der *innigſten* Hochachtung gegen Jeſum und ſeine vortrefflichen Lehren vereinigen könne." Unter dem guten Herzen verſteht er „das Princip der freyen, uneigennützigen Thätigkeit des vernünftigen Weſens, welche nicht aus *Nöthigung* und Zwang, ſondern aus *Wohlwollen* gegen ihren Gegenſtand hervorgeht, folglich mit *Liebe* und *Luſt* zum Guten und Gemeinnützigen verbunden iſt." Er entwickelt dieſen Begriff vortrefflich aus den Grundſätzen der Moral Jeſu, vertheidigt ihn mit Scharfſinn, Gründlichkeit und Würde gegen die Kantiſche Lehre von der moraliſchen Triebfeder, und ſchlieſst mit der treffenden Bemerkung: „Die raſtlos thätige Natur wirkt nirgends bloſs durch *repulſive* Kräfte; wie könnte bloſse Achtung, die dieſen Kräften analog iſt, die hohen Anforderungen der Moral vollſtändig befriedigen? Allein, geſellt dieſem repulſiven das *attractive* Princip des Wohlwollens bey, und ihr werdet *harmoniſch* wirken, wie die ſichtbare Natur. Es iſt hohe Zeit, daſs wir den verlaſſenen Weg wieder betreten, der zur Vollkommenheit führt." Einen minder feſten und ſicheren Gang ſcheint die Unterſuchung in der *zweyten* Apologie der Auferſtehungsgeſchichte Jeſu mit Beziehung auf den Commentar des Hn. Dr. *Paulus* zu nehmen. Rec. iſt zwar mit dem, was Hr. *Breſcius* zur Begründung der Thatſache ſelbſt, ſo wie zur Rettung der häufig zu ſehr verkannten hiſtoriſchen Beweiſe für die Wahrheit der Lehre Jeſu vorträgt, vollkommen einverſtanden. Er findet ſeine eigene, oft wiederholte Ueberzeugung in den Bemerkungen (S. 98.) wieder, daſs man ſich unter Wundern, wenn man nicht mit leeren Begriffen ſpielen will, weder eine *übernatürliche* noch *widernatürliche*, ſondern überhaupt eine natürliche, oder ſeinem Zwecke als Beglaubigungsmittel einer höhern Offenbarung angemeſſene Begebenheit denken, und daſs (S. 101.) die teleologiſche Beurtheilung, oder der vorhandene Zweck die leitende Idee ſeyn müſſe, die es uns

uns möglich macht, Handlungen der göttlichen Freyheit von blofsen Wirkungen der Natur, oder der menfchlichen Willkür zu unterfcheiden. Aber genau durch diefe Anficht wird in der Auferftehungsgefchichte Jefu die Berichtigung der Gränzen zwifchen Leben und Tod, auf die es doch der Vf. anzutragen fcheint, von Neuem erfchwert; ja es fcheint fogar inconfequent zu feyn, wenn er hinzufetzt (S. 112.): „es fey ihm gewifs, dafs Jefus durch feine *prophetifchen Kräfte* (f. Matth. 24, 36. 69. 1, 7.) den Ausgang feines Schickfals wohl wiffen konnte." Wer vertraut mit der Compofition der Evangelien, in dem Verfuche nicht ungeübt ift, fie nach Grundfätzen der hiftorifchen Kritik wieder zu decomponiren, der wird es zuverläffig bedauern, dafs gerade die unhaltbarfte Behauptung am Schluffe diefer Apologieen fteht, die fonft durch Inhalt und Form einer haltbaren Fortfetzung fo würdig find.

Coburg, b. Sinner: *Anleitung zur Kenntniß derjenigen Bücher, welche den Candidaten der Theologie, den Stadt- und Landpredigern, Vicarien u. f. w. in der katholifchen Kirche wefentlich nothwendig und nützlich find.* — *Erfter* Band. 1803. XX u. 548 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Was die Bibliothek für Prediger von *Niemeyer* und *Wagnitz* und *Fuhrmann's* Anleitung für proteftantifche Theologen find, das foll diefe Schrift für die katholifchen leiften. Plan und Einrichtung find faft ganz diefelben. Wie dort auch auf die katholifche Theologie überall Rückficht genommen, die proteftantifche aber dennoch Hauptfache ift: fo findet man es hier im umgekehrten Verhältnifs. Wenn fich diefes zum Vortheil der Proteftanten zu neigen fcheint: fo rührt es nicht aus Parteylichkeit, fondern daher, weil diefe die katholifchen Schriftfteller an Fruchtbarkeit weit hinter fich zurück laffen.

Die Auswahl der angezeigten Schriften könnte zuweilen zweckmäfsiger feyn. Dafs die *ausländifche Literatur* ausgefchloffen ift, könnte mit den Bedürfniffen der Klaffe von Lefern, für welche diefe Anleitung beftimmt ift, entfchuldigt werden; aber die Aufnahme fo vieler Difputationen und anderer kleinen Gelegenheitsfchriften mufs aus eben dem Grunde, aus welchem englifche, franzöfifche, italiänifche, fpanifche u. a. Schriften weggelaffen worden, in Anfpruch genommen werden. Die den Titeln der Schriften beygefügten Urtheile find Auszüge aus den vornehmften kritifchen Zeitfchriften, welche S. 3 ff. charakterifirt werden; fie find im Ganzen zweckmäfsig, und der Vf. hat in Abwechfelung der Formeln, worin die allgemeinen Urtheile über Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der Schriften u. f. w. abgefafst find, viel Gefchicklichkeit bewiefen. Bey Angabe der Titel, Jahrzahlen, Verlagsörter, Bogenzahl, Format und Preife ift löbliche Sorgfalt bewiefen worden; aber das verdient Tadel, dafs der Druck nicht ökonomifcher eingerichtet ift (befonders find die Titel ohne Noth gefperrt worden); dadurch hätten entweder mehrere Bogen erfpart und der Preis vermindert oder aber die Zahl der aufzunehmenden Schriften beträchtlich vermehrt werden können.

Der Vf. war, nach der Vorrede, *ein im J. 180* verftorbener katholifcher Landgeiftlicher, der vor *fe*nem Tode das Manufcript feinem Freunde, dem Herausg., mit der Bitte übergab, es revidirt und verbeffert dem Druck zu übergeben. Dem Vernehmen nach ift Hr. *Schad* (gegenwärtig Profeffor der Philof. in Charkov) Herausg. diefer Anleitung, von der bisher keine Fortfetzung herausgekommen zu feyn *fcheint*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Wien*, b. Rhem's W.: *Ueber den Einfluss der wiffenfchaftlichen Bildung auf die Moralität*, als Gegenftück zu der, von der Akademie zu Dijon gekrönten, Preisfchrift des *J. J. Rouffeau*. Eine Rede von *J. E. Zink*, Weltprieftern. 48 S. 8. (4 gr.) — Diefe Ausarbeitung war nach der Vorrede beftimmt, als Antrittsrede auf einer neu zu errichtenden philofophifch katechetifchen Lehrftelle, für welche der Vf. Competent war, zu dienen. Da aber Verhältniffe feine Verfetzung in diefen neuen Wirkungskreis nicht zuliefsen, übergab er feine Arbeit dem Druck, als einen Beweis der Aufmerkfamkeit für feine Freunde und Gönner. Des Vfs. Hauptfätze find: „Der Einfluss unfrer wiffenfchaftlichen Bildung, wenn fie nicht gleichen Schritt mit einer vernünftigen Gotteserkenntnifs hält, ift auf unfre Moralität an und für fich fehr ungünftig;" und ferner: „unfre wiffenfchaftliche Bildung, wenn fie in gleichem Grade mit einer vernünftigen Gotteserkenntnifs wächft, oder, was einerley ift, auf reinen Religionsbegriffen gegründet, die verhältnifsmäfsige Richtung nach dem Bedürfnifs unfrer Verftandeskräfte erhält, hat den erwünfchteften Einfluss auf unfre Moralität" (S. 10. 11.). Diefs heifst mit andern Worten: die Cultur mufs nicht *einfeitig* feyn; und in fo fern die Reinheit religiöfer Vorftellungen durch die Vernunft nur nach ihren Einfluss auf Sittlichkeit erkannt werden kann, heifsen diefe Sätze wieder mit andern Worten: Die wiffenfchaftliche Cultur ift nicht fchädlich, wenn die religiöfe und fittliche Cultur mit ihr auf gleiche Weife fortfchreitet; fonft wird jeder Fortfchritt eine Vermehrung der Einfeitigkeit, wodurch das Mifsverhältnifs gröfser erfcheint. Der Vf. fagt mit Recht, dafs die chriftliche Religion in ihrer Lauterkeit dem Bedürfniffe aller Völker und Zeiten angemeffen fey. Einige Provincialismen, z. B. *hingewunfchen* (S. 37.) hätte der Vf. vermeiden mögen.

Digitized by Google

Num. 29.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. Februar 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ZWICKAU u. LEIPZIG, b. Schumann: *Handbuch der Wundarzneykunde* zum Gebrauch für angehende Wundärzte nach den neueſten Grundſätzen bearbeitet. 1805. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Unter den vielen Handbüchern der Wundarzneykunſt, die wir beſitzen, hat der ungenannte Vf. keines ſo brauchbar für angehende Wundärzte gefunden, als wir es wünſchen ſollten, da ſie theils zu weitſchweifig, theils ſchon zu alt ſind, als daſs man in ihnen die neuern Fortſchritte der Kunſt antreffen könnte. Er hatte daher den Zweck, ihnen eine *kurze*, *deutliche* und *vollkommene* Ueberſicht ihrer Kunſt zu geben, und ihnen die *beſte*, *vernünftigſte* Behandlung zu empfehlen. Daſs der Vf. die neuern Fortſchritte der Kunſt beachtet hat, kann man ihm wohl zugeſtehen, da die Benutzung der neuern Schriften nicht zu verkennen iſt; was aber die Bearbeitung nach den neueſten Grundſätzen betrifft: ſo kann ſie Rec. blofs darin finden, daſs der Vf. gegen die ſchwächende Methode eifert, die freylich oft zum Nachtheil der Kranken angewendet, aber leider auch in vielen Fällen vernachläſſigt wird. Ob aber die übrigen in der Vorrede gerühmten Zwecke einer kurzen, deutlichen und vollkommenen Ueberſicht und der beſten vernünftigſten Behandlung in einem Buche erreicht werden konnten, in welchem man auf 400 Seiten 162 Krankheiten und Operationen abgehandelt findet, iſt eine andere Frage, die wir nicht durchaus bejahen möchten. — Einige Bemerkungen über einzelne Stellen mögen unſer näheres Urtheil angeben.

In der der Einleitung eingeſchalteten Literatur vermiſst man unter andern *Richter's* Chirurgie, die doch wohl benutzt iſt. Alle Erklärungen über die Natur der Entzündung hält der Vf. (S. 12.) für unzureichend, und glaubt, dadurch alles deutlich zu machen, daſs er die Entzündung in zweyerley Arten, in die active (ſthenifche) und paſſive (aſthenifche) unterſcheidet. Der Höllenſtein ſoll (S. 36.) zur Eröffnung eines Abſceſſes zerſtofsen (*Richter* ſagt: nur ein wenig gedruckt) werden. Die *Gangraena ſenilis* erfordert (S. 49.) keine beſondere Behandlungsart, was aber *Pott*, *Hunczovsky*, *Kirkland* u. a. anders gefunden haben. Die Eintheilungen des *Eryſipelas* (S. 51.) in *phlegmonodes*, *oedematodes*, *ſcirrhodes* und *puſtuloſum* werden als unnütz verworfen; dagegen wird die in *eryſipelas ſthenicum* und *aſthen.* aufgeſtellt. Die Gallenſchärfe, als Urſache des Rothlaufs, wird gänzlich geläugnet. Bey der activen Roſe wird (S. 55.) ein kühles Verhalten und das Beſtreichen des leidenden Theils mit ungeſalzener Butter, *ol. ovor. hyperici* u. ſ. w. empfohlen (vielleicht um die Eiterung zu befördern, ſtatt ſie zu verhindern?). Wozu auch die Beſchreibung des veralteten Augenkratzens (*Ophthalmoxyſis*), da es doch widerrathen wird? Bey der *ophthalmia ſcorbutica* (S. 79.) wird *Thedens* Arquebuſade zum Umſchlagen verordnet! Auſser der allgemeinen Abhandlung der Augenentzündungen, findet man noch 18 beſondere Arten derſelben aufgeführt. Bey dem Milchabſceſs (S. 108.) hätte alles Oeffnen deſſelben widerrathen werden ſollen, ſo auch die künſtliche Oeffnung bey Leiſtendrüſen (S. 111.), weil geſchäftige Wundärzte nur zu voreilig damit ſind. Bey dem *Panaritium* (S. 116.) fehlt das Eintauchen des Fingers in warmes Waſſer, welches zur Zertheilung und bey der Eiterung gleich nützlich iſt. Bey den Verbrennungen (S. 117.) wird eine der *Stahliſchen* ähnliche Salbe angeführt: wozu aber die Beymiſchung des reizenden peruvianiſchen Balſams? Bey der Rückenſpalte (S. 141.) iſt die ſo nöthige Warnung gegen die Oeffnung der Geſchwulſt ganz vergeſſen worden. In veneriſchen Geſchwüren will man den *Mercur. phosphor. Fuchſii* als beſonders nützlich (?) gefunden haben. — Quetſchungen läſst der Vf. (S. 192.) noch von Luftſtreifſchüſſen entſtehen. Eine Wunde nach dem tollen Hundsbiſs (S. 208.) nur 4 bis 5 Wochen in ſtarker Eiterung zu erhalten, iſt ein gefährlicher Rath, weil zur völligen Sicherheit eine Zeit von 8 bis 9 Wochen durchaus erfordert wird. Nur in Sthenie bey Kopfwunden werden abführende Mittel erlaubt, ſonſt flüchtig reizende empfohlen. Die *Schmuckerſchen* kalten Umſchläge will er (S. 315.) bey robuſten, warme Fomentationen bey ſchwächlichen Körpern (alſo ohne auf die Natur der Verletzung Rückſicht zu nehmen) angewendet wiſſen. Zur Vereinigung der Ausſtreckmuskeln der Hand wird (S. 243.) *Evers* Bret aus *Starks* Verbandlehre (die einzige Schrift, welche der Vf. über den Verband anführt) empfohlen; der vorzüglichern Maſchine von *van der Haar* aber nicht gedacht. Die beſten Mutterkränze ſollen (S. 286.) die von *Brünninghauſen* ſeyn: wie nun aber, wenn ein ungeſtielter Mutterkranz nicht hinreichend iſt, und ein geſtielter angewendet werden muſs? Bey der Caſtration räth er (S. 279.), den Faden zur Unterbindung des Samenſtrangs nur mäſsig feſt zuzuziehen: warum ſoll man nicht durch eine feſte Anziehung den Nerven ganz unempfindlich machen, und dadurch die Nervenzufälle verhindern? Daſs der Vf. die alleinige Unterbindung der Arterie und Vene bey lebenden Subjecten (S. 280.) kaum für möglich (?) hält.

Digitized by Google

hält, mag er mit unſerm deutſchen Veteran, dem würdigen *von Siebold*, ausmachen. Den Naſenpolyp theilt er (S. 294.) in den gutartigen *(polypus carnoſus)* und den bösartigen *(pol. durus)* ein; die dritte Art, den *polypus mucoſus*, will er bloſs einen Vorfall der *Schneiderſchen* Haut genannt wiſſen. Zur Unterbindung des Mutterpolypen wird (S. 297.) nur ein einziges, nämlich das *Starkſche*, Inſtrument als das einfachſte empfohlen: iſt es auch das vorzüglichſte? — Dafs ein ſchiefer Bruch (S. 312.) eher heilt, als ein Querbruch, iſt in vielen Fällen ſchon deshalb ungegründet, weil ein ſchiefer Bruch der öftern Verſchiebung ausgeſetzt iſt. Unbedingt wahr iſt es auch nicht, dafs bey Schwangern der Bruch nicht eher, als nach der Entbindung, heilt. Wenn der Wundarzt, nach des Vfs. Vorſchrift (S. 312.) die Extenſion ſelbſt machen ſoll, ſo entſteht die Frage: wer das Wichtigſte, die Einrichtung, beſorgen, wer die Knochenſplitter an ihren gehörigen Ort bringen, und wenn ſich dieſs durch Streichen mit den Fingern nicht thun läſst, und ſie zu weit heraus ſtehen, wer ſie mittelſt Einſchnitte herausnehmen, und ſodann noch den Verband anlegen ſoll? Schienen von Holzſpan ſollen (S. 313.) die einfachſten und beſten ſeyn, und doch werden von den meiſten erfahrnen Wundärzten die von Pappe dafür gehalten. Strohladen, ſagt der Vf., braucht man nicht ſo oft mehr, und führt *Stark's* Verbandlehre dabey an, worin aber S. 81—84. gerade das Gegentheil zu finden iſt. Die Brüche einzelner Knochen insbeſondere werden auf 4½ Seiten, alſo nicht hinlänglich für Anfänger abgehandelt. Bey der Verrenkung des Elbogengelenks nach hinten (S. 322.) ſoll der Arm während der Extenſion gebogen, und bey den Abweichungen nach ein- und auswärts ausgeſtreckt werden, wiewohl faſt alle neuere Wundärzte das Gegentheil behaupten. Zur Gegenausdehnung bey der Verrenkung des Schenkels bloſs durch die Schambuge der kranken Seite ein Handtuch zu führen, iſt oft nicht hinreichend; es muſs auch eins auf der geſunden Seite durchgeführt werden. Zur Aus- und Gegenausdehnung braucht der Vf. bey dieſer Verrenkung nur zwey (!?) Gehülfen. Zum Fixiren des Auges bey der Staaroperation durch die Extraction (S. 328.) wird der Fingerhut mit dem Spieſse empfohlen. Nach der Operation räth er Bäuſchchen mit Goulardſchem Waſſer, *Spir. vin. Aq. vuln. Theden.* (!) u. ſ. w. befeuchtet überzulegen; da doch eine leichte trockne Bedeckung nützlicher iſt. Die Zähne mit einem Stückchen Schwamm (S. 346.), nicht mit Bürſten, zu reinigen, iſt Affectation, und bey dem Schwamme werden die Zwiſchenräume nicht rein. Zum Ausziehen der Zähne wird (S. 348.) *Bells* Schlüſſel, als das vorzüglichſte (?) Inſtrument, empfohlen, auch keines einzigen weiter gedacht. Bey dem Seitenſteinſchnitt iſt (S. 360.) die Operation mit dem ſchneidenden Gorgeret als die beſte Art einzig empfohlen. Wo von der Eröffnung der Speiſeröhre gehandelt wird, heiſst es (S. 390.): der Wundarzt macht an der linken Seite der *Spinae dorſi*, wo der *Oeſophagus* herunter geht, eine Hautfalte und durchſchneidet ſie; ſoll man dieſs für einen Druckfehler halten? Den Verband (S. 398.) an einem amputirten Stumpfe mit einer 18köpfigen Binde möchte Rec. wohl machen ſehen. Bey der Ablöſung der Finger und Zehen wird auch (S. 400.) das Abſchlagen mit einem Hammer noch erwähnt. Endlich findet man unter dem Verzeichniſs der Druckfehler bey weitem nicht alle angezeigt. Z. B. S. 23. Z. 5. v. u. *gran. un. ad duas*; S. 68. *arteridica*; S. 192. Promphiliſche für *Bromfield-ſche* Haken: durchaus *intenſio* f. *intentio*; S. 246. *vaſa obduratoria*; S. 275. man ſchneidet ein eyrundes Stück aus der äuſsern Haut des Hodens f. *Hodenſacks*; S. 295. Theſo f. *Deſault*; S. 324. morganiſche f. *morgagniſche* Feuchtigkeit; S. 328. Dabielſcher f. *Daviel-ſcher* Löffel; S. 351. Catheder f. *Catheter*; S. 364. *Iſchuria venalis* f. *renalis*. Unter den Verbeſſerungen findet man den Druckfehler S. 31. des Penoſtio *in des Perioſtio*, und S. 23. *une. duas* in *une. duobus* umgeändert, mithin Verſchlimmerungen ſtatt Verbeſſerungen. Druck und Papier aber macht der Verlagshandlung Ehre.

Herborn, in d. Buchh. d. hohen Schule: *Abhandlung über den Kinnbackenkrampf neugeborner Kinder*, nach eigenen Beobachtungen und Erfahrungen am Krankenbette. Nebſt einem Anhange über die Convulſionen der Kinder und einigen praktiſchen Beobachtungen über verſchiedene Gegenſtände der Heilkunde. Ein Verſuch von *Joſeph Schneider*, der Philoſ. Doct., prakt. Arzte in Fulda, u. der mineral. Geſellſch. zu Jena Mitglied. 1805. 132 S. 8. (10 gr.)

Mit geſpannter Erwartung ergriff Rec. vorliegende Schrift, deren Vf. in der Vorrede verſichert, dafs er den Kinnbackenkrampf der Neugebornen *nicht* allein ausführlich beſchreiben wolle, ſondern dafs er auch dieſe Form des Uebelſeyns aus einem ganz andern Geſichtspunkte betrachte, und nach einer ganz andern Methode behandele, als andere Aerzte. Rec. hat den Kinnbackenkrampf der Neugebornen leider ſehr oft beobachtet und behandelt; er hat die meiſten über dieſen Gegenſtand erſchienenen Abhandlungen geleſen und ſorgfältig geprüft; aber er hat auch in keiner eine weſentliche Belehrung, die für die Praxis entſcheidend geweſen wäre, finden können. Dieſs gilt auch von der vorliegenden Schrift, wie es die gedrängte Inhaltsanzeige jedem beleſenen und erfahrnen Arzte zeigen wird.

In Fulda iſt der Kinnbackenkrampf ſo häufig, dafs der Vf. im J. 1802. im Monat März innerhalb 14 Tagen ſechs Kinder an dieſer Krankheit zu behandeln hatte. Eine dortige Hebamme hat in neun Jahren dort den Trismus an mehr als an 60 Neugebornen wahrgenommen. Obſchon die Lage der Stadt angenehmer und geſunder iſt, als jene mancher Munizipalſtädte, Flecken und Dörfer, beſonders an den Rhöngebirgen: ſo iſt doch der Kinnbackenkrampf in letztern ſehr ſelten. Der Vf. glaubt den Ausdünſtungen des an der Stadt nahe vorbeyflieſsenden Fuldafluſſes

Digitized by Google

s einigermafsen die Frequenz des Trismus in seinem Wohnorte zuschreiben zu müssen, da auch in Cajenne, wo zwey Drittel von allen Kindern daran sterben, nur diejenigen davon befreyet bleiben, die durch Gehölze und Berge vor den Ausdünstungen des Meeres geschützt sind. Nur die gesundesten und vollkommensten Kinder sind der Krankheit am meisten unterworfen, da hingegen die schwächlichen davon befreyet bleiben. Die gefährlichste Zeit ist vom zweyten bis zum siebenten Tage nach der Geburt; nach dem neunten Tage pflegen sie nicht mehr davon befallen zu werden. — Rec. findet alles dieses mit seinen Wahrnehmungen übereinstimmend; auch in seinem an einem Flusse gelegenen Wohnorte ist der Kinnbackenkrampf bey den Neugebornen sehr häufig; da er hingegen auf dem Lande nur selten vorkommt. Nicht weit von der Hauptstadt liegt ein Flecken an dem nämlichen Flusse, und auch hier ist der Kinnbackenkrampf häufig genug. Unter drey Hebammen, die in der Hauptstadt wohnen, ist eine, welche bey einer ausgebreiteten Praxis den Trismus nur selten beobachtet. Die Zeit, wo der Kinnbackenkrampf einzutreten pflegt, ist beynahe nur auf jene Tage beschränkt, worin der Nabelstrang abzufallen pflegt. Diese Beobachtung und das Glück jener erwähnten Hebamme haben die Aufmerksamkeit des Rec. so sehr rege gemacht, dafs er fernere Untersuchungen darüber anstellen wird. — Nach den Beobachtungen des Vfs. saugen die Kinder, welche vom Trismus befallen werden, anfänglich ganz ordentlich an der Mutter Brust. Rec. hat bemerkt, dafs sie gewöhnlich mit einer gewissen Heftigkeit ansaugen. Wenn sich das Uebel auch erst am fünften oder sechsten Tage nach der Geburt ausbildete: so hatte die Krankheit doch gewöhnlich keine Vorläufer; Rec. fand sehr häufig eine Neigung zur Leibesverstopfung, ein Wimmern, ein Zusammenziehen des Mundes, und einen von Zeit zu Zeit erscheinenden blauen Ring um den Mund. In dieser Periode schliefen die Kinder lange, und nahmen die Brust schon seltener an.

Unter die allgemeinen Ursachen des Trismus stellt der Vf. einen durch die Hand der Hebamme, durch die Geburtszange, oder durch Einkeilung entstandenen Druck auf den Kindeskopf, ohne zu bedenken, dafs doch in allen von ihm beobachteten Fällen die Geburt leicht, schnell und regelmäfsig gewesen ist. Rec. will es nicht läugnen, dafs Mangel an Sauerstoff in der uns umgebenden Luft Krankheiten veranlassen kann; wie aber grade dadurch der Kinnbackenkrampf erzeugt werden soll, wird ihm aus folgender Erklärung des Vfs. noch nicht begreiflich: „durch den Mangel dieses Lebensprincips (des Sauerstoffs) wird die Sensibilität in den irritabeln Kieferorganen (warum gerade in diesen?) absolut depotenzirt, und da es denselben an der nöthigen Receptivität für das negative Lebensprincip (?) fehlt: so können sich die genannten irritabeln Organe nicht wieder gehörig ausdehnen, sind und müssen daher in demselben Zustande von Contraction, d. h. im Krampfe verharren." (Diese Stelle kann zugleich dazu dienen, die Schreibart des Vfs. bemerklich zu machen. Es ist wirklich unangenehm, in den meisten medicinischen Schriften eine Sprache zu finden, die durch ihre Unverständlichkeit manches Unrichtige verbirgt. So rechnet der Vf. z. B. unter die allgemeinen Ursachen des Trismus zu geringe positive Eigenschaft der Mutter- oder Ammenmilch, welche dem Kinde zu indifferent und schwer verdaulich ist. Eine zu geringe positive Eigenschaft der Milch ist ein sonderbarer Ausdruck, und das Indifferente ist gerade das verdaulichste. Die besondere Ursache des Trismus sucht der Vf. in dem heftigen Zorne und Aerger der Mutter während der Schwangerschaft.) Auch Rec. hat den Kinnbackenkrampf vorzüglich bey jenen starken, und dem Anscheine nach gesunden Kindern entstehen gesehen, deren Mütter ein sehr reizbares Nervensystem hatten, und während der Schwangerschaft heftige oder anhaltende Nervenaffectionen erlitten. Was die Prognose und Behandlung dieses Uebels betrifft: so findet man in vorliegender Schrift ebenfalls keine Belehrung, und wenn auch der Vf. die Ambra- und Moschustinktur einigermafsen zu empfehlen scheint: so zeigen doch die beygefügten Beobachtungen keinesweges, dafs dieses theure Mittel von wesentlichem Nutzen gewesen sey. Weil indessen jene Tinktur in andern spasmodischen Krankheiten angewendet zu werden verdient, und wirklich von dem Vf. bey Convulsionen und andern asthenischen Zufällen mit Nutzen angewendet ist: so theilt Rec. hier die im Bamberger Krankenhause gebräuchliche Formel mit: ℞ *Ambr. gris.* ʒj *Aeth. Vitr.* ʒlß *St. per hor.* Xij *saepe agitando. dein add. Mosch.* ʒj *Liq. a. m. tt.* ʒiij. *M.* — Zum Schlusse fügt der Vf. noch einige praktische Beobachtungen bey, und zwar 1) *Wirkung des Stützischen Mittels in aus ungeschickter Aderlafs entstandenen Nervenzufällen.* An der Aderlafsstelle, wo man ein kleines verhärtetes Knötchen unter der Vene fühlte, entstand lange Zeit nachher ein so heftiger Schmerz, dafs jenes Knötchen ohne folgende Zuckungen nicht berührt, und ohne Lähmung des Arms nicht anhaltend gedrückt werden durfte. Einmal entstand nicht allein eine Lähmung, sondern wirklich der Anfang eines Trismus. Die abwechselnde Anwendung des Opiums und des Laugensalzes, in Verbindung einer in kaustische Lauge getauchten und über die Aderlafsstelle gelegten Compresse, hob in fünf Tagen jene Zufälle gänzlich. — 2) *Geschichte einer durch Queckfilbereinreibungen geheilten, mehr als zweyjährigen Lähmung der Halsmuskeln.* Aromatische Bähungen und geistige Einreibungen bewirkten schon einige Besserung, welche bey dem Gebrauche der Queckfilber- und flüchtigen Salbe, und bey der Anwendung eines ledernen Halsbandes, wodurch der Hals gerade gehalten wurde, in vollkommene Heilung überging. In einem Zeitraume von 11 Wochen wurden 4 Loth Queckfilber-, und noch einmal so viel flüchtige Salbe ohne die geringste nachtheilige Wirkung auf die Gesundheit des dreyjährigen Kindes angewendet. — 3) *Merkwürdige Geschichte einer vernachläfsigten Scharlachkrankheit*, welche in ein intermittirendes Quotidianfieber und dann in einen

Ab-

Digitized by Google

Abſceſs der Bruſthöhle überging. Merkwürdig iſt in dieſer Geſchichte, daſs der Vf. ſeinem fünfjährigen Patientchen — ſo ſchreibt der Vf. immer — ſo ſtarke Doſen Opium, China, Valeriana u. ſ. w. in Tropfen, Abſud und Lattwerge verordnete, als es nur irgend bey Erwachſenen zu geſchehen pflegt. Daſs Patientchen ſehr oft einen Widerwillen gegen alle Arzneyen bekam, war wohl nicht die einzige Folge der Behandlung dieſer langwierigen Krankheit. — 4) *Warnung für angehende Aerzte in Rückſicht der Anwendung des Opiums in Krankheitsfällen.* Dieſe Warnung ſteht hinter der eben erwähnten Krankheitsgeſchichte am rechten Orte. Hier verſchluckte ein Bauernweib aus Unverſtand alle vier Stunden anderthalb Gran Opium und Brechwurzel nicht allein ohne Nachtheil, ſondern mit dem glücklichen Erfolge, daſs ihre Gichtbeſchwerden verſchwanden; dort wagte ein Arzt dem dreyjährigen kranken Kinde alle halbe Stunden zwey Tropfen Eckardſcher Opiumtinktur, und einigemal 5—6 Tropfen Sydenhams Laudanum auf einmal zu geben.

PÄDAGOGIK.

ZERBST, b. Kramer: *Gedanken, Vorſchläge und Wünſche zur Verbeſſerung des Landſchulweſens*, nebſt einem Anhange von *drey Schulpredigten* gleichen Inhalts, allen Patrioten und Kinderfreunden zur nähern Prüfung beſcheiden vorgelegt von *Joh. Chriſtian Tiemann*, Paſtor in Dannigko, Wallwitz und Pöthen. 1805. 154 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. vermehrt die Zahl der würdigen Männer, die mit Ueberlegung und Wärme für die nothwendige Verbeſſerung der Landſchulen reden, und da er ſelbſt ein und dreiſsig Jahr in Schulen gearbeitet und beobachtet hat: ſo berechtigt ihn auch Erfahrung, das Wort zu führen. Daſs er vieles verwirft und vieles fordert, was Andere vor ihm ſchon verwarfen und forderten, verzeiht man ihm gern, wenn man lieſt, wie nöthig er fand, es zu wiederholen, da dem Uebel noch nicht abgeholfen iſt. Er klagt daher, wie ſchon viele thaten, über die ſchlechten Lehrbücher, und ſchlägt beſſere vor; dringt auf Bibelauszüge nach den Worten der Lutheriſchen Ueberſetzung, mit kurzen Erklärungen; will eine getheilte Schule haben, ſo daſs die Erwachſenern ſie zu einer andern Zeit als die Kleinern beſuchen ſollen, und thut Vorſchläge zu dieſer Einrichtung. Die Schulaufſicht findet er nicht ſicher genug in den Händen der Prediger, nach der bisherigen Einrichtung, die Superintendenten kommen ihm zu ſelten und forſchen nicht tief genug; er ſchlägt daher vor, für gewiſſe Bezirke der Diöces Schulcommiſſarien aus den einſichtsvollſten und achtbarſten Predigern zu ernennen, und weiſt ihren Gehalt nach. — Die angehängten Schulpredigten entſprechen ihrem Zwecke.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Ansbach*, b. Haueiſens W.: *Ueber den Eidſchwur nach Grundſätzen des Chriſtenthums.* 1804. 62 S. 8. (6 gr.) — Der ungenannte Vf. iſt, wie es ſcheint, durch die einſeitigen Behauptungen der Kantiſchen Sittenlehrer über die Moralität des Eides beſtimmt worden, auch ein Wort über dieſe wichtige Angelegenheit mitzuſprechen. Er iſt, wie billig, für ſeine Unentbehrlichkeit; aber unter milden Bedingungen und weiſen Einſchränkungen. Was er ſagt, iſt zwar weder neu, noch gründlich, zuſammenhängend und folgerecht; aber was läſst ſich auch über einen Gegenſtand von dieſem Umfange in einer kleinen Schrift von vier Bogen erwarten, welche mehr die flüchtige Gewandtheit eines Geſchäftsmannes, als die forſchende Gründlichkeit des Denkers und des Gelehrten zu verrathen ſcheint! Wenige Bemerkungen werden hinreichen, dieſes Urtheil zu beſtätigen. Der Vf. tadelt (S. 10) Hn. *Malblanc*, daſs er dem Eide mit der Religion einerley Urſprung gegeben habe, weil es nicht glaublich ſey, daſs der rohe Menſch ſeine Wahrhaftigkeit ſofort durch den Gedanken an Gott betheuert habe. Aber iſt denn der Gedanke an Gott nicht die höchſte Vernunftidee und mit ihr die Quelle aller Wahrheit, und deutet nicht das „*wahrhaftig in Gott*," welches noch jetzt, auch der rohe Menſch, ſo häufig im Munde führt, auf den genauen Zuſammenhang beider hin? S. 14: „Dem aufgeklärten Bekenner einer moraliſchen Religion kann der Eid entweder *ganz entbehrlich* ſcheinen, oder (er) läſst ihn für nichts anderes, als (für) eine *Verſicherung*, wie ſie der *wahrhaftige* Menſch überhaupt geben kann, gelten." Dieſer bekannte Gemeinſpruch ſagt etwas ſehr zweydeutiges: denn wahrhaftig iſt nur der vernünftige, und vernünftig, im vollen Sinne des Worts, iſt nur der religiöſe Menſch; wer aber immer mit Religion denkt und ſpricht, handelt ſeinem Grundſatze auch beym Eide gemäſs, und betrachtet ihn folglich keineswegs als etwas Entbehrliches. Viel zu ſchnell geht der Vf. (S. 20.) über die Frage hinweg: *ob es nicht beſſer wäre, den Eid von der Religion unabhängig zu machen?* In vielen Fällen könnte ſich der Staat mit den Betheurungen bey der bürgerlichen Ehre genügen, weil er die Verletzung derſelben allein zu ſtrafen befugt, und ſelbſt im Stande iſt. Die religiöſen Betheurungen, oder Eide im ſtrengen Sinne des Worts, ſollten nur für die wichtigſten Angelegenheiten aufbewahrt werden. Was (S. 25 f.) über die Zuläſſigkeit des Eides nach den Grundſätzen des Chriſtenthums geſagt wird, iſt bey weitem nicht zureichend, den ſcheinbaren Widerſpruch zu heben, der in dem bekannten Verbote bey Matthäus und Jacobus liegt; und noch dürftiger iſt die Epiſode (S. 33 ff.) von dem Verhältniſſe des Chriſtenthums (der chriſtlichen Kirche) zum Staate, über welches der ſcharfſinnige Vf. der Hieropolis (S. 35.) eine weit beſſere Auskunft hätte geben können. Der Weg der chriſtlichen Kirche geht allerdings durch den Staat, und ſeine weiſen Zwangsgebote werden durch ſie Geſetze des Gewiſſens; aber der Zweck der Kirche, religiöſe Ausbildung und Veredlung des Menſchen als Bürgers in einem göttlichen Reiche, geht über die Gränzen des Staates weit hinaus, und darf daher dem ſeinigen eben ſo wenig *untergeordnet* werden (S. 40.), als die Vernunft dem Verſtande, oder als die Klugheit der Weisheit. Wir zweifeln nicht, daſs ſich dieſe Erinnerungen dem Vf. von ſelbſt würden dargeboten haben, wenn er die in ſeiner kleinen Schrift gegebenen Fingerzeige hätte weiter verfolgen, oder ſeine Ideen überhaupt in einem gröſsern Umfange darſtellen wollen.

ed by Google

Num. 30.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Februar 1807.

PHILOSOPHIE.

Koburg u. Leipzig, in d. Sinner. Buchh.: *Das Lehrbuch der Menschenliebe*, von *Johann Heinrich Weismann*, der Phil. D. 1805. XIV u. 276 S. 8. (1 Rthlr.)

Durch das Lehrbuch der Menschenliebe werden die wissenschaftlichen Geisteswerke mit einer uen Art bereichert. Auch die griechischen Philophen haben nicht vorgearbeitet, und unter allen kademien der Wissenschaften ist nicht eine einzige, r die Menschenliebe als Wissenschaft je Gedanke wesen wäre. Ich habe aus der Idee der Menschenbe das Ideal des Lehrbuches vollständig abgeleitet, nd die Bearbeitung desselben ist mir so gelungen, dass h damit zufrieden bin. Um dem Urtheile über die earbeitung die richtige Richtung zu geben, erinnre h hier, dass in dem Lehrbuche der Menschenliebe eine Voraussetzung statt findet, das heisst, dass kein estandtheil, kein Glied desselben als ein aus einer andern Wissenschaft bekanntes Lehrstück angenommen werden darf." — So lässt sich der Vf. in der Vorrede ernehmen. In der Einleitung S. IX. giebt er uns seine Definition der Menschenliebe zum Besten. Nachdem der Vf. behauptet hat, dass geistige Empfindungen, moralische Gefühle, sofern sie als Aeusserungen einer besondern Kraft der geistigen Natur angenommen werden, Täuschungen sind; dass in der geistigen Menschennatur alles Gedanke, und folglich auch die Menschenliebe nichts anders sey, beschreibt er dieselbe also: „Sie ist ein *zur Veredlung der Menschheit thätiges Streben.*" Unter Menschheit wird sowohl das Wesen, wodurch sich der Mensch von jedem andern Dinge unterscheidet, als auch zweytens das ganze Menschengeschlecht verstanden. Das Veredeln der Menschheit besteht darin, dass die Menschen ihrer Natur würdig werden. Die Menschennatur ist ein idealisches Ding, welches wir durch die Beobachtung kennen lernen, und ist im Kinde wie im Greise, im Hottentotten und Chinesen die nämliche (S. X.). Sofern die Menschenliebe als Charakter des veredelten Menschen genommen wird, ist sie die *selbstständliche;* ist sie der Inhalt eines Lehrbuches, so ist sie die *gegenständliche.* Der ganze Inhalt des Lehrbuches zerfällt in drey Haupttheile: Der *erste* enthält die Lehre von der geistigen Menschennatur, der *zweyte* die dieser gemäsze Bildungslehre, der *dritte* die Pflichtlehre (S. XIII.). Jeglichem dieser Haupttheile hat der Vf. etwas vorgesetzt, das er Oeffnung nennt. Diese Oeffnung sagt von dem ersten Haupttheile aus, dass er in *drey* Abschnitte zerfalle, 1) in die Lehre vom wesentlichen, 2) die Lehre von dem ausserwesentlichen Zustande der Menschennatur, 3) die Lehre von der Bestimmung des Menschen.

In Betreff des *ersten* Stücks offenbart sich die geistige Menschennatur dem Menschen wie sie ist. In diesem Satze liegen zwey Urtheile: *a*) Die geistige Menschennatur offenbart sich dem Menschen, weil er Wirkungen hervorbringt, die durch seinen Gliederbau nicht möglich sind. *b*) Sie offenbart sich wie sie ist, weil man die Ursache durch ihre Wirkungen erkennt, z. B. den Apfelbaum durch den Apfel, der auf ihm gewachsen ist. — Die geistige Menschennatur offenbart sich dem Menschen als eine mit unabhängiger Thätigkeit, was ausser und in ihm ist und geschieht, beleuchtet darstellende Kraft (S. 6.). Beleuchtet ist die Darstellung, weil wir den Gegenstand dadurch unterscheiden. Die unabhängige Thätigkeit ist mit der Freyheit dasselbe. Sie bezeichnet das zweyte wesentliche Merkmal der einzigen Kraft, aus welcher unsre ganze geistige Natur besteht, unsrer Denkkraft. Freyheit äussert sich einzig und allein beym Denken. Wo gedacht wird, da äussert sich die Freyheit, und wo die Freyheit sich äussert, da wird gedacht. Die Philosophen schwatzen von einer Freyheit des Willens, von einer absoluten Freyheit, von einer intelligibeln Freyheit, und wissen selbst nicht, was sie wollen (S. 24.). (Rec. muss bemerklich machen, dass die Philosophen, wenn sie von Freyheit reden, etwas höheres meynen, als die Denkkraft, welches sogar zur Möglichkeit der letztern vorausgehen muss, und dass des Vfs. Raisonnement auf jeden Fall sehr ins Wilde geht.) Die geistige Menschennatur ist eine einzige Kraft, und zwar freye Denkkraft. Der Wille ist Gedanke; geistiges Gefühl, Trieb, Impuls sind Worte ohne Gedanken. Es geschieht beym Denken, dass die Darstellung entweder sich zweyet, so dass die eine als Gegenstand gilt, die andre als das Bild, und beide von dem nämlichen Lichtstrahle, Bewusstseyn umlenchtet werden, oder dass Gedanke und Gegenstand in eins zusammenfliessen. Im ersten Falle nenne ich das Denken *übergehendes*, im zweyten *inbleibendes* Denken (S. 28.). (Der Vf. ist Idealist. Geistige Thätigkeit bricht sich zum Object und Subject.) Die geistige Menschennatur ist eine Substanz, und zwar eine einfache Substanz. Der Geist und der Gliederbau sind zu einem Ganzen vereiniget, das die Menschheit im Daseyn Darstellende, der Mensch; und wir haben keinen Grund zu behaupten oder zu fürchten, dass mit dem sterbenden Gliederbaue der Geist des Menschen sterbe.

In Beziehung auf Nr. 2. sind das Vermögen und die Empfänglichkeit der geistigen Menschennatur bey verschiednen Menschen verschieden (S. 50 f.), und dieser aufserwesentliche Zustand hat einen allgemeinen und besondern Anfang, jenen macht das Daseyn, diesen die Thätigkeit. Der besondre Anfang des aufserwesentlichen Zustandes wird gemacht durch das Stärken des Vermögens und das Bereichern der Empfänglichkeit der geistigen Menschennatur (S. 43.). Sehr ausführlich ist der Vf. über das angenehme oder unangenehme Bewufstseyn des Denkens; er kommt auf das Gewissen (S. 50.), auf den Schlaf (S. 52.), und sagt: jeder Mensch könne Gedanken angenehmen oder unangenehmen Bewufstseyns denken, ohne dafs er sie durch Bewegungen des Gliederbaues und durch Handlungen äufsere (S. 55.). Die Punkte, an denen die Bildung geschehen mufs, sind das Bewufstseyn, das Verhältnifs des übergehenden Gedankens und die Leitung der Handlung (S. 60.). Ueberlegen heifst: untersuchen, ob der übergehende Gedanke sich durch Handlung äufsern soll oder nicht. Wählen heifst: untersuchen ob der übergehende Gedanke durch die Handlung *A.* oder durch die Handlung *B.* sich äufsern soll; und der Gedanke, der in einem jeden dieser zwey Fälle entscheidet, heifst Entschlufs. Die Wahl kann erfolgt seyn, und die Handlung kann dennoch auch nicht erfolgen, man kann sich nämlich — *irren* (S. 68.).

In Beziehung auf Nr. 3. heifst es (S. 79.) jedes daseyende Ding habe seine Bestimmung, welche man erkennen kann, also erkenne man auch die Bestimmung des Menschen. Sie ist, im Allgemeinen: dafs er als freyer denkender Geist sich behaupte, als solcher in die Harmonie des Ganzen einstimme, die Gottheit kenne, verehre und anbete und durch dieses Bewufstseyn sich beselige. Seine besondre Bestimmung ist: dafs er in dem Umfang dieses Erdenlebens durch Menschenliebe thätig, an der Veredlung der Menschheit arbeite, und dadurch den Menschen das irdische Leben verfüfse und sie und sich zu einem neuen Leben vorbereite. *Popes* Versuch über den Menschen ist nach dem Vf. ganz mifsglückt, weil der Dichter den Irrthum hegt: Alles was ist, ist recht.

Der *zweyte* Haupttheil enthält die der geistigen Natur gemäfse Bildungslehre. In der demselben vorangehenden Oeffnung sehen wir, dafs er aus *zwey* Abschnitten besteht, nämlich aus der *Stärkung des Vermögens* und aus *Bereicherung der Empfänglichkeit*. Die Menschenliebe mufs Gemeingeist seyn, sie mufs gelehret und die Menschen müssen dazu gebildet werden. In Beziehung auf die Stärkung des Vermögens, welche sowohl im Allgemeinen als im Besondern geschehn kann, werden allerley Dinge ausführlich abgehandelt, z. B. die Verschiedenheit der Begriffe, ob sie sinnlich oder nicht sinnlich, einfach oder zusammengesetzt sind, und ihre Unterordnung nach der Logik, dann auch die Urtheile nach ihrem verschiednen Charakter. Die Bildung zur Menschenliebe ist demnach nach des Vfs. Lehrbuch, bis dahin folgende: „In dem *ersten* Abschnitte der geistigen Naturlehre lernt der Mensch seine geistige Natur als eine freye Kraft des Bewufstseyns kennen. Sie ist unabhängig vom Gliederbau, heifst Geist, Vernunft, Seele. Sogleich bey der Oeffnung des *zweyten* Abschnittes der geistigen Naturlehre wird der Mensch überzeugt, dafs seine Vernunft als Natur nur Vermögen und Empfänglichkeit hat. Hierauf werden die Hauptarten ihrer Kraftäufserung dem allgemeinen Begriffe derselben, *dem mit Bewufstseyn umleuchteten Darstellen*, *dem Denken*, nach den zwey wesentlichen Bestandtheilen desselben untergeordnet. In Betreff der Darstellung ist das Denken entweder inbleibendes oder übergehendes; in Betreff des Bewufstseyns ist es angenehmes oder unangenehmes Bewufstseyns, oder gleichgültiges Denken. Bey dem übergehenden Denken wird ein doppelter Zustand wahrgenommen. Dem übergehenden Gedanken erfolget entweder die That ohne Zwischenraum oder so, dafs zwischen dem idealischen Daseyn des Gedankens und der ihm erfolgenden That ein Zwischenraum statt findet. In diesem zweyten Zustande offenbaret unsre geistige Natur ihr ganzes Wahlgeschäft; dieser Zustand ist uns daher eine wahre Lichtquelle, aus welcher wir reichlich alles schöpfen können, was wir wissen müssen, wenn wir uns edel stolz rühmen wollen, Kenner der Freyheit unsers Geistes zu seyn" (S. 132. 134.). Die Menschenliebe wird dem Geiste des Menschen Gedanke angenehmen Bewufstseyns, wenn die Bestimmung des Menschen dem Geiste des Menschen herrschender Gedanke wird (S. 161.). In der Oeffnung zum *zweyten* Abschnitte wird gesagt, dafs die Empfänglichkeit bereichert wird durch *Kenntnisse*. Dahin gehören: 1) Theologie, 2) Kenntnifs der Stände der Menschen, deren die Vernunft nur zwey anerkennt, den geistigen oder gelehrten Stand, und das Volk; wobey auch vom Staat und von der Sclaverey als einer *mit* der Gleichheit der Menschen unvereinbaren Sache, geredet wird.

Im *dritten* Haupttheil folgt die Pflichtlehre. Die Oeffnung dieses Theils sagt: die Pflichtlehre der Menschenliebe sey der Inbegriff desjenigen, was nach der Idee der Menschenliebe die Menschen sich für einander thun und leisten müssen. Im *ersten* Abschnitte dieses Theils lehrt der Vf. die Pflichten der Menschenliebe ohne, im *zweyten* mit Rücksicht auf die sittliche Eigenschaft des Menschen (S. 232.). Es wird geredet vom Zweykampf, dieser ehrlosen Büberey (S. 241.), von Hurenhäusern (S. 242.), dafs die Menschen sich vor Lebensgefahr einander sichern und mit guten Nahrungsmitteln versorgen sollen (S. 247.); dafs Prachtkleidung und Prachtwohnung Thorheit sind; dafs *die* Menschen sich das Leben angenehm machen *müssen* (S. 252.). Sie sollen sich aber auch veredeln (S. 256.). Der gute Mensch mufs belohnt, der böse bestraft werden (S. 270. 271.). Soll also der Mensch zur Menschenliebe veredelt werden, so mufs er sich erstlich überzeugt haben, dafs dieses möglich ist. Ist der Mensch so vorbereitet, so wird die Bildung desselben unternommen. Ist hier das Geschäft gelungen, so ist es einer Ode werth. Ist der Geist des Menschen zur Stärke und

Kennt-

Kenntnifs gekommen, fo gehet er über zur Pflichtlehre. „Hieraus ift einleuchtend, dafs die unter dem Namen der *Sittenlehre* daſeyenden Pflichtbücher mit dem Lehrbuch der Menſchenliebe nicht verglichen werden können. Dieſe Sittenlehren haben, wenn ſie nicht ganz grundlos ſind, nur vorausgeſetzte Grundlage, und dieſe vorausgeſetzte Grundlage iſt eine mit Dichtungen geſchwängerte Seelenlehre; darum kann in dieſen Büchern auch an die Bildungslehre nicht gedacht werden: denn eine nur vorausgeſetzte und noch dazu erdichtete und unwahre geiſtige Naturlehre macht dem Pflichtlehrer alle Geiſtesbildung unmöglich. Das Lehrbuch der Menſchenliebe behauptet ſich alſo durch das Ideal, nach welchem ich es ausgearbeitet habe, unter den wiſſenſchaftlichen Geiſteswerken als eine neue Art. Es iſt, unabhängig von jeder andern Wiſſenſchaft, für ſich beſtehend, und hat zu der Veredlung der Menſchheit das Verhältnifs des untrüglichen und vollkommen zureichenden Mittels" (S. 276.)

Man ſieht, dieſes Lehrbuch hat den Vorzug, dafs es, ſchon nach dem gegebnen Abriſſe, ſich ſelber ausſpricht. Rec. will deſswegen weder etwas Gutes noch Schlimmes darüber ſagen, und weifs auch von ihm weder das Eine noch das Andre zu ſagen. Man kann es ohne Schaden und Vortheil leſen. Dieſe Beſchaffenheit ſcheint auch des Geiſteswerkes *neue Art* zu ſeyn. Sein Vf. iſt überdem vollkommen damit zufrieden. Was will man mehr?

Leipzig u. Züllichau, in d. Darnmann. Buchh.: *Kalliope und ihre Schweſtern.* Ein äſthetiſcher Verſuch den Manen *Kants* und *Herders* zur Feyer ihrer Verſöhnung in der Unterwelt geweiht, von *Wilh. Traugott Krug.* 1805. 203 S. 8. (20 gr.)

Ein Buch, welches den Namen der neun Muſen auf dem Titel führt, und den Manen ſolcher Männer, als *Kant* und *Herder*, geweiht iſt, berechtigt zu nicht geringen Erwartungen. Ueberhaupt aber mufs eine jede Unterſuchung über Kunſt und Schönheit mit Genialität ausgerüſtet ſeyn, wenn ſie dem Leſer Befriedigung und Freude, und dem Vf. Dank gewähren ſoll. Nichts iſt ermüdender, als ein Hin- und Her-Schwatzen über Kunſtgebilde und über das Weſen der Schönheit, die ſich nur in verwandten Geiſtern ſpiegeln und mit lebendiger Kraft einem Genius zeigen können, aus deſſen Fülle ſie hätten hervorgehen mögen. Trivialität weifs nie das Ungemeine zu würdigen, und wird eine fortlaufende Sünde wider den guten Geſchmack begehen, indem ſie durch Darreichung ihrer beſten Habe demſelben ein wohlgefälliges Opfer zu bringen meynt. Wir fürchten, dem Vf., deſſen ſonſtige Verdienſte wir nicht herabwürdigen wollen, habe der innre Ruf Kalliopens und ihrer Schweſtern gefehlt, der *Herdern* laut und vernehmlich tönte, und bey *Kant*, ungeachtet ſeiner leiſeren Stimme, durch Originalität der Anſchauung und Schärfe des philoſophiſchen Geiſtes erſetzt wurde.

Gleich zu Anfang der gegenwärtigen Schrift glaubt Rec. eine Flachheit des Stils und der Gedanken zu finden. Die erſte Vorleſung (Kalliope überſchrieben) beginnt damit: „Unter den mannichfaltigen Gegenſtänden, welche wir um uns her wahrnehmen, giebt es einige, welche die Aufmerkſamkeit jedes gebildeten Menſchen ganz vorzüglich feſſeln und das Gemüth des Beſchauers mit immer neuem Vergnügen erfüllen. Unwillkürlich werden wir von ihnen angezogen, und, indem wir ſie betrachten, von Gefühlen durchdrungen, die uns ſelbſt die Sprache rauben können. (!) Wer von Ihnen, meine hochzuehrende Herren, denkt, indem ich dieſs ſage, nicht ſogleich an diejenigen Objecte, welche wir *ſchön* nennen, oder welchen wir die *Schönheit* als ein charakteriſtiſches Merkmal beylegen?" — Man erinnert ſich bey dieſem Eingange unwillkürlich der Schulchrien. Der Vf. beſtimmt die Schönheit nicht als ſinnlich wahrnehmbare Vollkommenheit, auch nicht als Einheit in der Mannichfaltigkeit des Wahrgenommenen, ſondern weiſt auf die *Form* zurück (wobey zu bemerken iſt, dafs *Form* ſtets Einheit eines Mannichfaltigen iſt). Dafür, dafs die Form hauptſächlich das Schöne beſtimme, wird angeführt (S. 14.): „Es iſt höchſt merkwürdig, dafs die Kunſt ſogar Dinge hervorbringen kann, welche von der Geſetzmäſsigkeit der Natur in ihren Producten abweichen, und daher als widernatürlich erſcheinen, aber doch nicht als häſslich mifsfallen, ſobald nur ſonſt ihre *Geſtalt* dem Schönheitsſinne angemeſſen iſt. So wird bekanntlich die Natur ſelbſt, als Ernährerin alles Lebendigen von der Kunſt, unter dem Bilde eines Weibes mit vielen Brüſten dargeſtellt, ohne dafs dieſe Form wegen ihrer Abweichung von der natürlichen Geſtalt des Weibes als häſslich beurtheilt wird." — Hierüber mufs ſich Rec. wundern. Es hat ihm immer geſchienen, als ſey jene Darſtellung der *Natur* ein groſser Mifsgriff der Kunſt, jenes Weib mit hundert Brüſten ſchlechthin häſslich, und das bloſse Product eines kalten Verſtandesbegriffs, ohne ſchöne Phantaſie. So auch widerſtreben die S. 15. angeführten Chimären, Cyclopen, den Bildungen der Kunſt, und man mufs ſie nicht, wie der Vf. thut, mit geflügelten Genieen in eine Klaſſe ſetzen. S. 16. wird die Schönheit als eine „*vorzügliche Eigenſchaft* gewiſſer Dinge, welche durch *Natur oder Kunſt* hervorgebracht ſind," betrachtet; und am Ende heifst es: „Schönheit iſt eine Eigenſchaft ſinnlich wahrnehmbarer Gegenſtände, welche wohlgefällt oder ein Luſtgefühl erregt." Rec. begreift nicht, wie die Schönheit eine *Eigenſchaft* ſeyn kann, ſie iſt vielmehr das Ganze ſelbſt. Ein gutes Gedicht hat z. B. nicht die *Eigenſchaft* ſchön zu ſeyn, ſondern es iſt eben nichts anders als ſchön.

Die Gegenſtände, welche wohlgefallen, werden nun von Hn. *K.* in drey Klaſſen, in angenehme, gute und ſchöne getheilt. Am Ende iſts aber doch nur immer ihre Form, der ſich ſo etwas nachſagen läſst. Denn (S. 56.) die Schönheit liegt einzig in der *Form*, und jenes Wohlgefallen iſt demnach ein formales. Das Gemüth wird *beluſtigt*, wenn ſein Lebensgefühl erhöht wird (S. 68.). Das natürliche Beſtreben des Menſchen nach einer ſolchen leichten und beluſtigenden

Digitized by Google

den Beschäftigung kann man den *Spieltrieb* nennen, und darum entsteht oft Langeweile in der Gesellschaft, wenn die Conversation nicht lebhaft und interessant genug ist, weswegen man auch seine Zuflucht zu den Karten und andern geselligen Spielen nimmt, welche den Geist in eine leichte Thätigkeit versetzen, als blinde Kuh, Pfänderspiel u. s. w. — „oder man nimmt während der Conversation selbst etwas zur Hand, was schon für sich auf eine leichte Art beschäftigt, ohne die Unterhaltung zu stören, um die etwa eintretenden leeren Augenblicke doch mit irgend etwas auszufüllen, als Tabackspfeifen, Strickstrümpfe u. s. w. — oder endlich, *was oft das beste ist*, wiewohl es für Unhöflichkeit oder Beweis von Mangel an Conversationsgabe gehalten wird, man überlässt sich in einer langweilenden Gesellschaft seinen eignen Träumereyen" (S. 69. 70.). — Der Vf. geht darauf zur Einbildungskraft über, welche er eine wunderbare Kraft nennt, — und dies alles steht unter der Aufschrift *Melpomene*. Auf die Frage: „welche Form wohl der Künstler einem Dinge zu geben habe, wenn er durch dasselbe als einen schönen Gegenstand unser Gemüth bezaubern und entzücken will?" — lässt sich nach S. 92. keine Antwort geben; also mag der Künstler in Gottes Namen Chimären und hundertbrüstige Weiber als Schönheitsideale darstellen.

Das Angeführte diene zur Charakteristik dieser neun Musen, oder Vorlesungen, und zur Ahndung des *Göttlichen*, was sie uns von ihrem Parnasse offenbaren. Da die übrigen Musen wohl *anders*, aber nicht in einem *andern Geiste* reden, als Kalliope und Melpomene: so brauchen wir über sie nichts weiter hinzu zu fügen.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Gehlens Erben: *Taschenbuch für Kauf- und Handelsleute. Auf das Jahr* 1803. Herausgegeben von *Joh. Mich. Edlen v. Zimmerl*, Kais. Königl. Rath u. s. w. bey dem nied. östr. Merkantil- und Wechselgerichte. 432 S. und 3⅛ Bog. Register. 8. (2 Rthlr.)

Ein gut gearbeitetes Verzeichniss aller Grossisten, Kauf- und Handelsleute, Künstler u. s. w., in und ausserhalb Wien, und den kaiserlich östreichschen Erbstaaten, welches daher Schumanns Handlung von Wien u. s. w. weit zurück lässt. Es ist eins der vollständigsten in seiner Art, das in den deutschen Buchhandel gekommen ist. Zuförderst wird von Wien; hierauf von den übrigen Städten und Ortschaften in Oestreich; dann von Ungarn und Mähren u. s. w. bey jedem Geschäfte in alphabetischer Ordnung gehandelt. — Zu diesem Namen- und Firmen-Verzeichniss, von 272 S., gehört das Namen-Register von 58 S., mit Rückweisung auf die Seiten, wo die Firma von diesem oder jenem Hause anzutreffen ist. S. 273—288. handelt der Vf. von dem Ursprunge der Wechsel, wo er, nachdem er die Meinungen von *Savary*, *Montesquieu*, *Ricard*, *Siegel*, *Dupuy*, *Fischer*, *Beckmann*, *von Stetten*, *Runde* und *von Martens* kurz aus einander gesetzt hat, zuletzt *von Martens* beytritt, und einige Wechsel aus dem XIV. XV. und XVIten Jahrhundert anhängt. Was S. 289—314. von dem Nutzen und dem Vortheile der Wechsel und des Wechselwesens; dem Wechselgelde und dessen Pari; dem Wechsel-Curse und der Wechselreuterey vorkommt, ist meist nach *Büsch* und *Behrens* abgehandelt. Die Uebersetzung des Entwurfs des französischen Wechselrechts, der bekanntlich zu Paris im J. X. (1802.) heraus kam, und die hier S. 315—342. abgedruckt worden, hat, nach des Rec. Einsicht, keinen Nutzen, da dieses Project, noch zur Zeit, in Frankreich zu keiner Gesetzkraft erhoben worden. Alles was in Wechselsachen bey den Franzosen rechtskräftig seyn soll, wird in und ausser Gerichte, meistens nach der *Ordon. de Louis* XIV. behandelt, indem es an einem positiven Wechsel-Rechte in Frankreich noch in diesem Augenblik mangelt. — Uebrigens hat sich der Vf. durch mehrere zweckmäfsig ausgearbeitete Schriften schon seit mehrern Jahren bekannt gemacht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Bremen*, b. Seyffert: *Gemeinfaßliche Lehre* von *Logarithmen*, für Anfänger und zum Selbstunterricht, ohne Voraussetzung höherer analytischer Kenntnisse. Von *G. L. Grote*. 1804. 74 S. 8. (6 gr.) — Des Vfs. Absicht war, Anfängern das Studium der Logarithmen etwas zu erleichtern; er macht keinen Anspruch auf neue Lehren; aber das Bekannte, mit Ausnahme des zur höhern Mathematik gehörigen, trägt er mit so viel Ordnung, Gründlichkeit und Deutlichkeit vor, dass man seiner Schrift den Beyfall nicht versagen kann. Er erklärt zuerst die Logarithmen überhaupt aus der Potenzenlehre, und schränkt sich dann besonders auf die Briggischen ein. Die gewöhnliche Art den Logarithmen einer Zahl durch Einschliefsung in immer engere Gränzen zu berechnen, wird gründlich gezeigt und durch ein Beyspiel erläutert. Es werden auch Nachrichten von logarithmischen Tafeln gegeben, und mit Hülfe derselben Vorschriften zur Auffindung der Logarithmen für gröfsere Zahlen, als die Tafeln enthalten, mitgetheilt, eben so wie man hinwiederum aus jedem Logarithmen die ihm zugehörige Zahl findet. Dann folgen: die Bestimmung des Models, um den Briggischen Logarithmen in den, zu einem andern System gehörigen, zu verwandeln; Gebrauch der arithmetischen Ergänzung in Fällen, wo Logarithmen subtrahirt werden sollen; mannichfaltiger Nutzen und Gebrauch der Logarithmen.

---

ed by Google

Num. 31.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. Februar 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

a) Bern, b. Stämpfli: *Allgemeines Militair-Reglement für den Schweizerischen Bundesverein.* 1804. 47 S. gr. 8. inclusive 11 Tabellen, worunter 5 zum Herausschlagen.

b) *Ebendas.*, b. Ebendemf.: *Verordnung über die Militair-Verfassung des Kantons Bern.* 1805. 80 S. gr. 8. nebst 8 Tabellen, worunter 7 zum Herausschlagen.

Bey Anzeige des zuerst genannten, vermöge eines Beschlusses der Tagsatzung vom 22sten Jun. 1804. eingeführten Reglements, das eine ganz neue Organisation aufstellt, wird Rec. mehr ins Detail gehen müssen, als es ihm eigentlich die Bogenzahl desselben erlaubt.

Der Mediations-Acte zufolge beschlofs die Tagsatzung, dafs ein eidgenossisches, gegen 15,000 Mann starkes, Contingent-Corps gebildet, und jederzeit, bey erforderlichen Fällen, den Verfügungen der verfassungsmäfsigen obersten Bundesbehörde überlassen werden sollte. Die Bildung des eidgenossischen Contingent-Corps mufs so beschaffen seyn, dafs die Nachtheile, welche mit einem jeden Militair-Födeativ-System verbunden sind, so viel als möglich gehoben, oder wenigstens vermindert werden. — Die Militair-Organisation eines jeden Kantons mufs so beschaffen seyn, dafs die schleunige Versammlung der zum Succurs-Corps gehörigen Mannschaft nicht nur jederzeit leicht und mit der erforderlichen Ordnung vollzogen werden könne, sondern auch so, dafs die Kantonal-Organisation die Bildung eines allgemeinen Schweizerischen Contingent-Corps, nach den organischen Fundamental-Grundsätzen der Taktik, unmittelbar bezwecke; daher in Rücksicht der verschiedenen Waffen-Arten ein zweckmäfsiges Verhältnifs beobachtet, und sowohl die topographische Beschaffenheit der Schweiz, als auch die besondern Kräfte, Lagen und Gebräuche eines jeden Kantons in Anschlag gebracht werden müssen. — Für jeden Kanton sollen die verschiedenen Arten von Truppen, die er bey seinem Contingent aufzustellen hat, festgesetzt werden, und jeder Kanton mufs in Kriegszeiten den Abgang bey seinem Contingent ergänzen und auf vollzähligen Fufs erhalten. — Die Scharfschützen-Compagnieen müssen daher vorzüglich in denjenigen Kantonen aufgestellt werden, wo man einerseits die besten Schützen findet, und andrerseits die meiste Schwierigkeit haben würde, demjenigen Fufsvolk, welches eigentlich in geschlossener Ordnung zu fechten bestimmt ist, den erforderlichen Unterricht und Uebung in seinen Evolutionen zu verschaffen. — Die zum Contingent-Corps erforderliche Artillerie mufs vorzüglich durch diejenigen Kantone geliefert werden, in denen sich das meiste Geschütz und die Mittel zu dem Unterricht der Artillerie vorfinden. Diejenigen Kantone, welche die meisten Pferde haben, sind hauptsächlich im Stande, eine leichte Reuterey zu liefern.

Die Contingent-Truppen werden auf Unkosten ihrer Kantone gebildet und in den Waffen geübt; allein, so bald die Truppen auf Befehl der Tagsatzung oder des Landammanns ausrücken müssen, werden sie aus einer gemeindeidgenossischen Kriegs-Casse besoldet. — Es soll ein eidgenossischer Generalstab aufgestellt werden, welchem die Oberaufsicht und Leitung über alle Contingents-Truppen und alle diese Truppen-Corps betreffende Militair-Einrichtungen übertragen werden kann. — Bey Ausbruch eines Krieges ernennt die Tagsatzung den Obergeneral zur eidgenossischen Armee, welcher unmittelbar unter ihren Befehlen steht. Ist aber das zu versammelnde Corps nicht stark genug, um einem General das Commando desselben aufzutragen: so überträgt der Landammann der Schweiz einem der eidgenossischen, brevetirten Obersten, ohne Rücksicht auf Anciennetät, das Obercommando über dasselbe, mit der Benennung eines Obercommandanten. — In Ansehung der Verpflegung soll ein eidgenossisches Ober-Kriegs-Commissariat aufgestellt werden, welches in drey verschiedene Zweige, als: in *Zahlamt*, *Verpflegungs-* und *Fuhrwesen-Commissariat*, abgetheilt wird. Das Ober-Kriegs-Commissariat hat auch für die Anlegung von Militair-Spitälern zu sorgen.

Es soll für das auf 15,000 Mann sich belaufende Contingent-Corps d'Armee eine verhältnifsmäfsige Anzahl Geschütz mit allem dem dazu gehörigen in Bereitschaft gehalten werden, und die zu dessen Bedienung erforderliche Mannschaft einen integrirenden Theil desselben ausmachen. Es wird den Bataillons ausschliefslich keine Artillerie angewiesen, sondern deren Vertheilung bleibt den Einsichten des commandirenden Generals überlassen.

Es soll ein Oberquartiermeister-Stab oder Feld-Ingenieur-Corps errichtet werden, dem dieselben Functionen, als denen der übrigen Armeen, zum Grunde liegen. Die Officiers des Quartiermeister-Stabs werden als Feld-Ingenieurs gebraucht, und in Kriegszeiten durch die erforderliche Zahl erfahrner Officiers von verschiedenen Waffen vermehrt, um die wichtigen Geschäfte eines Quartiermeister-Stabs zu besorgen.

Digitized by Google

Die Subordination und Kriegszucht soll bey den Contingents-Truppen unter allen Graden in Dienstsachen zwar strenge, aber auf eine wahrhaft republicanische und dem National-Charakter der Schweizer angemessene Art gehandhabt werden. Es soll daher ein Militair-Codex für sämmtliche Contingents-Truppen abgefafst und in Vollziehung gesetzt werden, wenn eine zu jenem Corps gehörende Truppe auf dem Kriegsfufs stehend erklärt ist. Die Milderung der Militair-Gesetze in Friedenszeiten ist die Sache der Regierung der Kantone, so lange nämlich die Contingents-Truppen eines Kantons nicht mit denjenigen anderer Kantone gemeinschaftlich dienen müssen, oder als in eidgenossischem Sold stehend erklärt sind. — Bey sich ereignenden Fällen soll demnach ein eidgenossisches Ober-Kriegs-Gericht zusammenberufen werden, welches nach den eidgenossischen Kriegs-Gesetzen in erster und letzter Instanz über die unter eidgenossischem Commando stehenden Militaire richtet. — Nach den Umständen soll überdiefs bey einem jeden Bataillon ein aus mehreren Officiers, Unterofficiers und Gemeinen bestehendes Militair-Gericht, unter Präsidium des Bataillons-Commandanten, zusammenberufen werden, welches nach den abzufassenden eidgenossischen Militair-Gesetzen über höhere Militair-Vergehen richtet, und nur Capital-Fälle an ein eidgenossisches Ober-Kriegs-Gericht zu weisen hat.

Der theoretische und praktische Unterricht der verschiedenen Waffen soll in allen Kantonen gleichförmig, und so vollständig als möglich seyn. Zu diesem Ende sollen bestimmte, jedoch sehr einfache Dienst- und Exercier-Reglements für sämmtliche Contingents-Truppen abgefafst und genau befolgt werden. Die Local-Beschaffenheit der Schweiz erfordert, dafs das sämmtliche Fufsvolk in dem besondern Dienst der leichten Infanterie unterrichtet werde; und daher soll das Zielschiefsen als eine wesentliche Sache bey allem schweizerischen Fufsvolk in Uebung erhalten und von den Kantons-Regierungen begünstigt werden.

Diejenigen Kantons, welche von Zeit zu Zeit beträchtliche Truppen-Corps zu grofsen Waffenübungen versammeln wollen, werden hierzu von der Tagsatzung, nach vorher gemachter Anzeige an den Hn. Landammann der Schweiz, bevollmächtigt.

Nachdem nun obige Hauptgrundsätze als Grundlage des ganzen eidgenossischen Militair-Systems festgesetzt sind, beschliefst die Tagsatzung ferner die Anwendung und Ausführung derselben, wie folget: *Bildung der Hauptabtheilungen des eidgenossischen Contingent-Corps.* Von diesen Abtheilungen, die hier unter den Buchstaben *A*, *B*, *C*, *D*, *E*, *F*, *G*, *H* begriffen sind, wird Rec. das Wichtigste ausheben. Dem zufolge sollen die zum eidgenossischen Contingent-Corps gehörenden Truppen in sieben Legionen abgetheilt werden, und zwar nach Inhalt der Tabelle Nr. 1. — Nach dieser Tabelle bilden folgende Kantons: *Ury*, *Schwytz*, *Unterwalden*, *Luzern*, *Glarus*, *Zug*, die erste Legion, die 1843 Mann stark ist; *Bündten* und *Tessin* die zweyte zu 2102 Mann; *Appenzell*, *St. Gallen*, *Thurgau* die dritte zu 2636 M.; *Zürich* und *Schaffhausen* die vierte zu 2162 M.; *Basel* und *Aargau* die fünfte zu 1614 M.; *Bern* und *Solothurn* die sechste zu 2744 M.; und *Freyburg* und *Waadt* die siebente zu 2102 M. Summa 15,203 Mann. Aus der Tabelle ersieht man die Zahl der Truppen, wie auch die der verschiedenen Waffenarten, die ein jeder dieser Kantons zu geben hat. So liefert z. B. *Bern*, als der gröfste Kanton, die höchste Totalsumme von 2290 Mann, da hingegen der Kanton *Zug*, als der kleinste, nur 125 Mann zum Contingent giebt. — Die zu diesen Legionen gehörenden Truppen sollen vorläufig in Bataillons und Compagnieen eingetheilt, und erst nachdem sämmtliche Truppen auf diese Weise versammelt und dem eidgenossischen Obercommando zur Disposition überlassen worden sind, können sie in Brigaden, und diese wiederum in Divisionen und Flügel abgetheilt werden. — Ein Bataillon soll aus 5 Compagnieen und einem Stab bestehen, und von einem Obristlieutenant als Bataillons-Commandanten angeführt werden. — Die Organisation der Contingents-Truppen in Compagnieen und Bataillons mufs in Rücksicht der Officiers- und Unterofficiers-Chargen und in Beziehung ihrer Abtheilung in Pelotons und Züge für alle Kantone genau die nämliche seyn, und zwar soll sie sowohl für die Stärke der Bataillons und Compagnieen, als deren Stab und Prima-Plana, nach der Tabelle Nr. II. *a. b.* bestimmt, und kein Kanton befugt seyn, seinem Contingent zu einem eidgenossischen Corps eine andere zu geben. Das Verhältnifs des Oberofficiers zu der Mannschaft beruht übrigens auf dem allgemeinen Grundsatz: dafs je auf 20 bis 25 Mann ein Officier gerechnet wird. — Nach der oben angeführten Tabelle Nr. II. *a.* besteht die Formation eines Bataillon-Stabs (der Füsiliere, leichter Infanterie oder Jäger, Scharfschützen, Dragoner) aus 1 Oberstlieutenant, 1 Aidemajor mit Hauptmanns-Rang, 1 zweyten Adjudanten, mit Unterlieutenants-Rang, 1 Quartiermeister, mit Oberlieutenants-Rang, 1 Fähndrich, mit Unterlieutenants-Rang, 1 Bataillon-Chirurgus, 2 Unter-Chirurgi, 1 Feldprediger, 1 Tambour-Major, 1 Stabs-Furier, 1 Wagenmeister, 1 Büchsenschmidt, 1 Schneidermeister, 1 Schustermeister, 1 Provos; Summa, aus 16 Personen; der Artillerie-Stab aber aus 2 Oberstlieutenants, 2 Aidemajors u. s. w., 4 Adjudanten u. s. w., 2 Quartiermeister, 2 Bataillons-Chirurgen, 4 Unter-Chirurgen, 1 Tambour-Major, 1 Stabs-Furier, 1 Schneidermeister, 1 Schustermeister und 1 Provos; Summa, aus 21 Personen. — Nach der zweyten Tabelle Nr. II. *b.* besteht die Prima-Plana aller verschiedenen Compagnieen aus folgendem Personale, als erstlich eine *Füsilier*-Compagnie aus 1 Hauptmann, 1 Oberlieutenant, 1 ersten Unterlieutenant und 1 zweyten Unterlieutenant, 1 Feldwebel, 1 Fourier, 4 Wachtmeister, 1 Frater, 8 Corporalen, 1 Zimmermann, 2 Tambouren, 1 Pfeifer und 77 Gemeinen; Summa aus 100 Köpfen. Eine Compagnie *leichter Infanterie* hat dasselbe Personale. Eine *Scharfschützen*-Compagnie hat im Ganzen dasselbe Personale; aber keinen Zimmermann und keine Tambours; dagegen

Digitized

gegen aber 2 Waldhornisten und 59 Gemeine; Summa 80 Köpfe. Eine *Artillerie*-Compagnie hat 2 Wachtmeister mehr als die obbenannten Compagnieen; dagegen aber 2 Corporale weniger, keinen Zimmermann, 2 Tamboure, 6 Bombardiere und 53 Gemeine; Summa 80 Köpfe. Eine *Dragoner*-Compagnie hat keinen zweyten Unterlieutenant, nur 2 Wachtmeister, 4 Corporale, keinen Zimmermann; dagegen aber 1 Schmidt, 2 Trompeter, aber nur 35 Gemeine; Summa 50 Köpfe. — Wenn zwey Dragoner-Compagnieen zusammen dienen (stosen) sollen: so übernimmt der ältere Hauptmann das Commando mit dem Titel eines *Rittmeisters*. — Der Rang der versammelten *Bataillons* unter sich wird durch das Loos auf *Anordnung* des Oberbefehlshabers bestimmt, so wie auch der Rang der Compagnieen und Officiere in den componirten Bataillons auf Anordnung des Bataillons-Commandanten regulirt werden soll.

Die Artillerie der gemeineidgenossischen Armee ist auf dem in dem Feld-*Etat* Nr. III. angenommenen Fuss festgesetzt. Sie wird in Divisionen abgetheilt, deren Zusammensetzung die Tabelle Nr. IV. *a. b. c.* vorschreibt. Bey einer jeden Division befindet sich die Prima-Plana einer Artillerie-Compagnie. — Nach der Tabelle Nr. III. besteht nun *der Etat der Feld-Artillerie des eidgenossischen Contingent-Corps, sammt Zubehörde*, aus folgendem: erstlich, das *Materielle oder Kriegs-Geräthschaft* aus 66 Stücken Geschütz von verschiedenem Caliber, 90 Munitions-Wagen, 39 Park-Wagen, und 12 vorräthigen Lafetten; das *Fuhrwesen* aus 236 Fuhrknechten und 736 Pferden; die *Mannschaft* aus einem Stabe von 21 Köpfen, ferner aus 21 Pionniers, 40 Pontonniers. Das *Ober-Wagen-Amt* besteht aus 37 und das *Feldzeug-Amt* aus 10 Köpfen; ferner aus 23 Arbeitern oder Handwerkern, und aus 960 Officiers, Unter-Officiers und gemeinen Kanoniers, sammt Ergänzungs-Depot. — Die Vertheilung der Mannschaft auf die Kantone ist bereits in der Tabelle Nr. I. enthalten.

Die Tabelle Nr. IV. enthält nun unter *a. b. c.* das Personale des *großen* und *kleinen Stabs;* der *Divisions-* und *Ergänzungs-Artillerie;* der *Pionniere* und *Pontonniere;* des *Ober-Wagen-* und *Feldzeug-Amts* und der *Handwerker*, welches speciell hier anzuführen zu weitläufig seyn dürfte. — Der Artillerie-Stab wird bey einem Auszug auf den Vorschlag des General-Inspectors von der obersten Bundesbehörde ernannt. Zu dem Artillerie-Stab sollen eigentlich auch das Feldzeug-Amt, das Wagen-Amt und die Handwerker gerechnet werden. Die Ergänzungs-Artillerie bleibt allezeit im Park *en dépot*. — Der zum Auffchlagen einer Brücke erforderliche Train wird erst in der Folge, und je nach Beschaffenheit der Umstände, bestimmt und angeordnet werden. — Es soll in den Artillerie-Parks und Depots kein Pulver für die Berner Kaliber angenommen werden, das schwächer als das gewöhnliche Berner Kanonen-Pulver ist; und für die Französischen keins, das schwächer ist, als $\frac{4}{5}$tel des gedachten Berner Pulvers. — Als Haupt-Stationen der eidgenossischen Artillerie-Parks und grossen Depots sind *Bern* und *Zürich* bestimmt; die Aufstellung der kleinern Reserve-Depots hängt von besondern Umständen ab, und bleibt alsdann dem eidgenossischen Ober-Commando vorzuschlagen überlassen.

Nun folgt *die Bildung der Central-Militair-Behörden.* Hiernach besteht der *Inspections-General-Stab* aus 1 General-Inspector, 1 Oberst-Quartiermeister, 1 Inspector der Artillerie, eidgenossischen Obersten, aus einer unbestimmten Anzahl eidgenossischer Obersten, deren jedoch in gewöhnlichen Zeiten nicht mehr als zwölf und nicht weniger als sieben seyn sollen. Ferner werden hierzu gerechnet 2 Flügel-Adjudanten, mit Oberstlieutenants- oder auch Oberst-Rang, und eine unbestimmte Anzahl Stabs-Adjudanten mit Hauptmanns-Rang, für den General-Inspector und jeden eidgenossischen Oberst einen, den sie selbst wählen; ein Oberst-Richter und ein Stabs-Auditeur. Diese beiden werden nur dann erwählt, wenn ein eidgenossisches Kriegsgericht aufgestellt wird; nach Auflösung des Kriegsgerichts hört auch ihre Anstellung auf. — Der von der Tagsatzung aufgestellte eidgenossische General-Stab ist in Friedenszeiten ohne Besoldung, und mithin auch nicht eigentlich in Activität. — Die eidgenossischen Obersten nehmen unter sich den Rang nach dem Datum ihres Brevets. Wenn aber ein eidgenossischer Oberst als Ober-Commandant angestellt wäre und seine Functionen beendigt sind: so tritt er in seinen vorher gehabten Rang zurück, und kann bey einer andern Gelegenheit wiederum als untergeordneter Oberst angestellt werden. — Wenn ein so beträchtliches Truppen-Corps aufgestellt werden sollte, dass nöthig erachtet würde, einen Chef des General-Stabs zu ernennen: so wird die oberste Bundesbehörde denselben aus der Zahl der eidgenossischen Obersten oder Oberstlieutenants erwählen. — Einer der beiden Flügel-Adjudanten ist für beständig auf eidgenossische Kosten bey dem Landammann der Eidgenossenschaft angestellt, der andere aber zieht in Kriegszeiten mit dem jedesmaligen Oberbefehlshaber ins Feld.

Das *Feld-Ingenieur-Corps* besteht aus 1 Oberst-Quartiermeister, 2 Oberstlieutenants und einer unbestimmten Anzahl Hauptleute und Lieutenants, deren jedoch in Friedenszeiten nicht minder als sechs und nicht mehr als zwölf seyn sollen. Niemand soll in dieses Corps aufgenommen werden, der nicht Proben von seiner Fähigkeit durch ein von dem Oberst-Quartiermeister angestelltes Examen abgelegt hat. — Einem jeden General oder Ober-Commandanten, dem das Commando über ein besonderes Truppen-Corps aufgetragen wird, muss wenigstens ein Officier von dem Feld-Ingenieur-Corps beygegeben werden, wobey sich versteht, dass jeder General sich überdiess, gleich einem eidgenossischen Obersten, einen besondern Adjudanten wählt. — Der Oberst-Quartiermeister ist Vice-Präsident des Kriegs-Raths, falls ein solches für nöthig befunden und ihm nicht ein besonderes Commando übertragen wird. — In einer hier beygefügten Note werden die Functionen und Uebungen

der

Digitized by Google

der Officiere des Quartiermeiſter-Stabs, die wohl mit denen aller Armeen übereinſtimmen mögen, angeführt. — Das *Ober-Zahlmeiſter-Amt* beſteht aus 1 Ober-Zahlmeiſter mit einigen untergeordneten Rechnungsführern; das *Ober-Kriegs-Commiſſariat* aber aus 1 Ober-Kriegs-Commiſſar mit einigen untergeordneten Kriegs-Commiſſaren. — Dem Commiſſariat liegt die Verproviantirung der Armee und die Anlegung der Magazine u. ſ. w. ob. Es ſteht unmittelbar unter der Leitung des Oberbefehlshabers, ohne deſſen Bewilligung es keine Requiſitionen ausſchreiben darf. Dem Commiſſariat liegt ebenfalls die Einrichtung und Beſorgung der Militair-Spitäler in Kriegszeiten ob. — Für das *Fuhrweſen* ſorgt ebenfalls das Commiſſariat. Auf jedes Bataillon wird ein wohlverſehener vierſpänniger Munitionswagen, ein vierſpänniger Bagagewagen und zwey dreyſpännige Proviantwagen berechnet, welche von den Kantonen zu liefern ſind; wenn aber die Umſtände dieſes Fuhrwerk entbehrlich machen und daſſelbe nicht gefordert wird: ſo hat jeder Kanton dafür zu ſorgen, daſs auf jeden Mann ſeines Contingents wenigſtens 60 ſcharfe Patronen mitgegeben werden.

Der *Kriegs-Rath* (wenn ein ſolcher in Kriegszeiten von der Tagſatzung aufzuſtellen für nothwendig erachtet wird) beſteht aus 1 General-Inſpector, Präſident, 1 Oberſt-Quartiermeiſter, Vice-Präſident, 1 Inſpector der Artillerie, 1 Ober-Kriegs-Commiſſar und 3 Oberſten oder Oberſtlieutenants, Summa 7 Perſonen, auſser der Kanzley. — Dieſer von der Tagſatzung erwählte General-Stab bezieht in Friedenszeiten, und wenn er nicht in Function iſt, keine Beſoldung.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

Chemnitz, in d. Jacobäer. Buchh.: *Verſuch einer Geſchichte und Phyſiologie der Thiere.* Von *Johann Wilhelm Linck*, d. Phil. und Arzneyk. D. *Erſter* Theil. 1805. 240 S. *Zweyter* Theil. 1805. 399 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Unter aller Kritik! Daher nur Einiges zur Anzeige des Inhalts und zum Beweiſe unſerer Behauptung. Im *erſten* Kapitel: *Geſchichte der Thiere*, giebt der Vf., um zu zeigen, daſs er wiſſe, was dieſe ſey, die Eintheilung derſelben nach *Linné*, *Blumenbach*, und den neuern franzöſiſchen Syſtematikern an, wobey *Cruſtaceen* durch *Knorpelwürmer! Radiaires* durch *ſtrahlenförmige Würmer!* überſetzt ſind. Das *zweyte* Kap. iſt überſchrieben: *Phyſiologie der Thiere*, und darnach ſoll ſich die *reine Phyſiologie* (*P. pura*) bloſs mit dem geſunden Zuſtande des Menſchen beſchäftigen. Er zerlegt ſie in die *allgemeine Phyſiologie*. „Dieſe beſchäftigt ſich mit der Zergliederung der feſten und flüſſigen Theile, ihren Beſtandtheilen, Kräften, ihrer äuſserlichen Beſchaffenheit und Klima," und „die *ſpecielle* Phyſiologie, welche den verſchiedenen Bau und die Verrichtungen der Eingeweide, nebſt den beſondern Verrichtungen der Thiere zum Gegenſtande hat." Der erſten iſt der *erſte* Band, der andern der *zweyte* gewidmet. *Jener* handelt von den Thieren überhaupt, der Eintheilung und Zergliederung ihres Körpers, und der feſten Theile deſſelben, der allgemeinen Bedeckung, dem Zellgewebe, den Haaren, Nägeln, Muskeln, Gefäſsen, Knochen, Hörnern, Eingeweiden, den flüſſigen Theilen, den Grundſtoffen der Thiere, den Beſtandtheilen der feſten und flüſſigen Theile, den Kräften, der äuſserlichen Beſchaffenheit und dem Vaterlande der Thiere; *dieſer* in der *erſten* Abtheilung von den Verrichtungen des thieriſchen Körpers, die in allgemeine und beſondere, und jene in natürliche, Lebensverrichtungen, thieriſche und Geſchlechtsverrichtungen eingetheilt werden; zu den beſondern zählt Hr. *L.* die Wanderungen, die Anzeige der Zeit, die Winterruhe, das Alter, den Tod, die Fäulniſs, die Menge, den Nutzen und den Schaden der Thiere. Die *zweyte* Abtheilung dieſes Theils handelt von der Sammlung und Aufbewahrung der Thiere in Naturalienkabinetten. Schon die Ordnung, worin die Gegenſtände abgehandelt ſind, beweiſt jedem die gänzliche Unkunde des Vfs. in der Anatomie und Phyſiologie, noch mehr jede Seite. Statt Phyſiologie ſelbſt findet man häufig nichts als die Kunſtwörter, die von den Theilen gebraucht werden; noch dazu höchſt unvollſtändig. Um aber noch mehr unſer Urtheil zu rechtfertigen, wollen wir nur noch Einiges ausheben. Im Kapitel *vom Kauen* beſchreibt der Vf. erſt daſſelbe richtig, wie es bey den Säugthieren iſt; zu bemerken, daſs es bey keinem einzigen andern Thiere Statt finde, daran denkt er *nicht*, ſondern beſchreibt höchſt unvollkommen ſtatt deſſen ihren Mund, und dabey heiſst es: „Bey den Vögeln nennt man die zwiſchen dem Schnabel befindliche Oeffnung den Mund; er hat ebenfalls innerlich eine ſehr weiche Bedeckung, die mit vielen Hautnerven verſehen iſt, und hierin ſcheinen einige Vögel den wirklichen Sinn des Gefühls zu beſitzen, denn einige ſind ſehr empfindlich, dieſes ſieht man z. B. an den Enten, wenn ſie mit dem Schnabel in Pfützen ſondiren. Der Mund der Amphibien iſt meiſtens rund oder länglich. Die Männchen der Fiſche (ſoll wahrſcheinlich Fröſche heiſsen) können durch Hülfe zweyer aus beiden Lippen hervortretenden Blaſen ihren Mund ſehr erweitern und aufblaſen; bey dem Krokodill iſt die Mundöffnung ſehr weit, und der Mund bildet gleichſam einen verlängerten Rüſſel; bey dem Drachenkopf (*Lacerta Dracaena*) iſt die tief hintergehende Mundſpalte mit einem blauen Saum eingefaſst; die Schlangen können ihren Mund ſehr weit ausdehnen." Wenn dieſe Beſchreibung des Mundes der Vögel und Amphibien noch nicht zur Rechtfertigung unſers Urtheils hinreicht: ſo wollen wir nur noch hinzufügen, daſs zu den Kräften der Thiere Wärmeſtoff, Luft und Licht gehören, daſs der Bildungstrieb *vis imaginationis* heiſse, daſs die Hinterbeine der Wallfiſche in einen Schwanz zuſammengewachſen ſind, daſs das *os tibiae* der Vögel mit Sehnen und einer Haut überzogen ſey, welche vorwärts netzförmig oder in Schilder abgetheilt iſt, und daſs bey den Männchen der Hausvögel der Sporn daran ſitze u. ſ. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. Februar 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Bern, b. Stämpfli: *Allgemeines Militär-Reglement für den Schweizerischen Bundesverein.* u. s. w.
2) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Verordnung über die Militär-Verfassung des Kantons Bern.* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num.* 31. *abgebrochenen Recension.*)

Das *Kriegsgericht* besteht aus 1 Oberstrichter, Präsident, 2 Staabsofficiren, 2 Hauptleuten, 2 Subalternen, 2 Unterofficieren, 2 Gemeinen und 1 Stabsauditor als Kläger, also aus 12 Personen ohne die Kanzley. Wenn wegen zu grofser Entfernung mehrerer angestellten eidgenossischen Truppencorps mehr als ein Oberkriegsgericht erfordert würde: so ist der commandirende General bevollmächtigt, ein zweytes ähnliches Gericht aufzustellen. — *Bewaffnung.* Für die Munitionsgewehre, Dragoner-Karabiner und Pistolen soll das französische, bereits allgemein eingeführte zweylöthige Kaliber angenommen seyn, und kein anderes geduldet werden. Für die Stutzer der Scharfschützen hingegen wird kein Kaliber vorgeschrieben. — *Exerzier-Ordonnanz.* Die französische sehr einfache und zweckmäfsige Ordonnanz vom Augusf 1791. soll der gesammten eidgen. Miliz zur Grundlage dienen, und nach derselben sollen die Exerzierreglements verfertigt werden. — *Tambour-Ordonnanz.* Alle Märsche u. s. w. sollen überall unter den eidgen. Truppen die nämlichen seyn. — *Montirung.* Hier wird der Wunsch geäufsert, dafs wenigstens Legionsweise gleiche Kleidungen und Hüte angenommen werden möchten, den Scharfschützen aber die Annahme von dunkelgrün mit schwarz besonders empfohlen. Für sämmtliche zu den eidgen. Central-Militärbehörden gehörende Officiers soll eine besondere Uniform bestimmt und angenommen werden. Als Unterscheidungszeichen der verschiedenen Grade der eidgen. Truppen wird folgendes festgesetzt: Dem Korporal zwey leinene Schnüre quer hinter dem Aufschlag. Dem Wachtmeister eine Gold- oder Silberborde, nach Farbe der Knöpfe, auf gleiche Weise. Dem Feldwebel zwey ähnliche. Dem Unterlieutenant ein Epaulette von Gold oder Silber, nach Farbe d. Kn., mit Franzen und zwey himmelblauen drey Linien breiten Streifen der Länge nach. Der Oberlieutenant dasselbe nur mit einer Streife. Dem Hauptmann ganz Gold oder Silber mit Franzen. Dem Oberstlieutenant eine ganz goldene oder silberne Epaulette mit Bouillons. Dem Oberst zwey dergleichen. — Die einzeln Epauletten sollen auf der linken Schulter getragen werden, mit Ausnahme der Aide-Majors und Adjudanten, welche sie auf der rechten Schulter tragen. Contre-Epauletten sind erlaubt. — Als gemein eidgen. Feldzeichen wird die Dragone (Port d'epée) und Hutquaste (Cordon) von Gold mit himmelblau für alle Waffen gleich bestimmt, jedoch so, dafs nur Stabsofficiere dieselben mit Bouillons, die übrigen Grade aber mit Franzen tragen. — *Besoldung und Verproviantirung.* Die Besoldung soll nach dem Fufse der Tabellen Nr. V — VIII. wo möglich alle vier Tage entrichtet und ausbezahlt werden; die Kantone werden entscheiden, ob ihren Contingenten auf dem Sold etwas Décompte inne behalten werden soll. Bey langwierigen Feldzügen soll den Unterofficiers und Gemeinen, von dem ersten Tag des dritten Monats an gerechnet, ein halber Batzen Zulage täglich als Décompte zur Verbesserung der Schuhe und der kleinen Montur entrichtet werden. Die fünfte Tabelle enthält den täglichen Besoldungsetat des eidgen. Generalstabs, nebst den täglichen Portionen und Rationen; die sechste aber den täglichen Besoldungs-, Portionen- und Rations-Etat des grofsen und kleinen Stabs eines Bataillons Infanterie und Artillerie. Hiernach hat der Oberstlieutenant der Infanterie täglich 6 Schweizer-Franken, der Oberstlieutenant bey der Artillerie aber 7 Franken; und so hat das Personale dieses Stabs bey der Artillerie, mit Ausnahme des Bataillons-Chirurgus, durchgehends mehr als das bey der Infanterie. Tab. 7. enthält den Besoldungsetat einer Compagnie Linien- oder leichter Infanterie und Scharfschützen. Nach diesem Etat hat der Hauptmann täglich 3 Schweizer Franken und 5 Batzen, 2 Portionen Brot, 2 Port. Fleisch und 1 Ration; der gemeine Soldat aber täglich 3 Batzen, 1 Portion Brot und 1 Port. Fleisch. Die achte Tabelle enthält den Besoldungsetat einer Compagnie Artillerie und einer Compagnie Cavallerie; bey ersterer hat der Hauptmann täglich 4 Schw. Franken, 2 Port. Brot, 2 Port. Fleisch und eine Ration, der Kanonier hingegen 3 Batz. 5 Rp. Bey letzterer aber hat der Hauptmann 4 Franken 5 Batz., eben so viel Brot und Fleisch, und 3 Rationen; der Reiter oder Gemeine hingegen 5 Batzen und 5 Rp. täglich. Es ergiebt sich hieraus, dafs die Artillerie besser als die Infanterie, die Cavallerie aber wiederum besser, als beide erstere Waffenarten besoldet wird. Brot-, Fleisch- und Fourage-Portionen und Rationen sollen nur denjenigen verabfolgt werden, welche dieselben je nach ihrem Grade und laut dem Besoldungsetat zu fordern haben. — Brot und Fleisch soll wo möglich, alle zwey Tage ausgegeben, Fourage aber mag alle vier Tage entrichtet werden. — Die Rationen sollen bestehen aus: ½ Pfd. Rind- oder Kuhfleisch, 1½ Pfd.

Digitized by Google

1½ Pfd. Brot von Korn- oder Weizenmehl; 10 Pfd. Hafer für die Reitpferde, 12 Pfd. desgleichen für die Zugpferde, und aus 12 Pfd. Heu. — Stroh und Holz wird durch das Commiſſariat nach Umſtänden geliefert.

Die acht folgenden Seiten enthalten eine Recapitulation der von einem jeden Kanton zu ſtellenden Truppen, die bereits auf Tab. 1. angeführt worden, hier aber zugleich in Compagnieen zuſammengezogen und angegeben ſind.

Aus den Geſchützlabellen geht hervor, daſs die eidgen. Feld-Artillerie aus 1 Diviſon reitender Artillerie, und aus 10 Diviſionen Fuſs-Artillerie beſtehe. Erſtere beſteht aus vier 4 Pfd.-Kanonen und zwey 12 Pfd.-Haubitzen; letztere zuſammen aus 18 8 Pfd.-, 36 4 Pfd.- und 6 12 Pfund-Haubitzen. — Auf der Tabelle Nr. IV. heiſst es in einer unten beygefügten Bemerkung: Es kann die hier angegebene Geſchützart in Anſehung der Kaliber, je nach der Beſchaffenheit der Umſtände, abgeändert werden, jedoch nur in ſo fern, daſs dadurch keine Vermehrung des Perſonals und im Materiellen dieſer Ausrüſtung erforderlich ſey. — Man findet auch 12, 8, 6, 4 und 2 Pfd.-Kanonen, aber keine Dimenſionen der Geſchütze angeführt. Die Totalſumme der Pferde zur Beſpannung der eben angeführten 11 Diviſionen Artillerie beſteht aus 532 Stück. Die übrigen 204 werden den Park- und Spriegelwägen zugeordnet.

Nr. 2. beginnt mit dem Beſchluſſe der groſsen Rathsverſammlung vom Wein- und Chriſtmonat 1804., der vom Amts-Schultheiſs von Wattenwyl, im Namen des Raths, und vom Stadtſchreiber Thormann unterſchrieben iſt, und nachſtehende Verordnung über die Militär-Verfaſſung des Kantons Bern in allen ihren Theilen als Vorſchrift autoriſirt. Das ganze Reglement enthält 23 Titel. Nach Titel 1., *Militär-Eintheilung des Kantons Bern*, iſt dieſer Kanton in eilf Militär-Departemente eingetheilt, nämlich: Bern, Konolfingen, Zollikofen, Seftigen, Sternenberg, Oberland, Thun, Simmenthal, Emmenthal, Burgdorf und Wangen. Jedes Departement iſt in ſo viele Stammquartiere abgetheilt, als Kirchſpiele in demſelben ſind. Hier wird auf Tab. 8. verwieſen, die auf vier Seiten das Verzeichniſs der Departements und Stammquartiere enthält, deſſen Anführung aber hier zu weitläuftig ſeyn dürfte. — Im 2ten Titel, welcher von den *Departemental-Militär-Behörden* handelt, heiſst es: Jedes Departement ſteht in militäriſcher Rückſicht unter einem Departements-Commandanten, der Majors-Rang hat, und alle Militär-Angelegenheiten des Departements, die nicht unmittelbar von der Regierung ausgehen, leitet. In der Anmerk. 1 und 2. heiſst es ferner: Es können jedoch auch zwey Departements unter einem Commandanten ſtehen; und werden Oberſtlieutenants zu Departements-Commandanten erwählt: ſo behalten ſie ihren Rang. — In jedem Departement wird eine unter §. 7. begriffene Anzahl Quartier-Hauptleute gewählt, die, wo möglich, aus der Zahl der Trüllmeiſter genommen werden ſollen; jedoch ſoll, das Departement Bern ausgenommen, nicht mehr als ein Quartier-Hauptmann für jede Hauptſammelplatz angeſtellt werden. — Zu den Waffenübungen werden in jedem Departement Trüll- oder Exerziermeiſter angeſtellt, deren Anzahl die Militär-Commiſſion im Verhältniſſe von einem Trüllmeiſter zu 30 bis 40 Trüllpflichtigen beſtimmt, und denſelben ihre Trüll-Sammelplätze anweiſt. — Nach Tit. 3., der die *Einſchreibung*, *Diſpenſationsfälle* und *Claſſification* enthält, ſoll jeder ſchweizeriſche Kanton-Einwohner vom zurückgelegten ſechzehnten, bis angetretenen funfzigſten Jahre (mit Ausnahme derjenigen, welche durch die Verordnung vom 30. Juli und 1. Oct. 1804. vom Militärdienſte dispenſirt ſind) in die Mannſchaftsliſte ihrer betreffenden Stammquartiere eingetragen werden. Vom Milizdienſte ſind, laut der Verordnung vom 30. Jul. und 1. Oct., folgende Perſonen eximirt, als: 1) die Mitglieder des kleinen Raths. 2) die obern Appellationsrichter. 3) die Richter des obern Ehegerichts. 4) die Oberamtleute. 5) die Amts- und Gerichtsſtatthalter. 6) die Amtsrichter. 7) die Chefs de Bureau, nach der Beſtimmung des Staatsraths. 8) die Gerichtsſchreiber. 9) die Amtsſchreiber. 10) alle die, ſo geiſtlichen Standes ſind, ſo wie auch die Profeſſoren und Studioſi der Theologie. Ferner ſind nach einem, dem Staatsrathe einzugebenden, und von demſelben zu beſtimmenden Verzeichniſſe von dem Militärdienſte befreyt: 11) die patentirten Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Pferdeärzte, welche nur in ihrem Berufsfache angeſtellt werden können. 12) die Salzbeamten in Bern und Salzfactore. 13) die obrigkeitlichen Kaſſenführer. 14) das zur Beſorgung der Poſt unumgänglich erforderliche Perſonale. 15) die Zoll- und Kaufhausbeamten. 16) die Münzbeamten. 17) die Schaffner. 18) die Förſter und Bannwarte. 19) die Schulmeiſter und Sigriſten. 20) die Salpeter- und Pulvermacher. 21) die Papiermüller. 22) die patentirten Bergknappen. 23) die Brunn- und Bachmeiſter zu Bern. 24) die Wagknechte. 25) diejenigen, welche die Standesfarbe tragen. Endlich ſind vom Militärdienſte befreyt: 26) zu zwey Mahlhäuſern ein Müller und der Mühlkarrer. 27) in jeder Kirchengemeinde ein Schmidt. 28) die Küher, nach den Umſtänden und nach bisheriger Uebung. 29) die, ſo in den ſtehenden Truppen angeworben ſind; und 30) Alle diejenigen, welche durch Atteſtate der dazu beſtellten Aerzte und Wundärzte beſcheinigen können, daſs ſie durch körperliche Gebrechen oder ſchlechten Geſundheitszuſtand zum Militärdienſt untauglich ſind. — Sämmtliche waffenfähige Mannſchaft wird abgetheilt in Auszüger und in Reſerve. In einer Anmerkung heiſst es hier: Obwohl die Cavallerie eigentlich nicht unter die Auszüger gewählt wird: ſo macht ſie doch keine eigene Klaſſe aus, weil jeder Dragoner ſeiner Gemeinde für drey Auszüger angerechnet wird. — Tit. 4. begreift die Auszüger, und fängt §. 24. folgendermaſsen an: Es ſoll — laut §. 7. des Geſetzes über die Militär-Organiſation — zur Vertheidigung des Vaterlandes ein Korps Auszüger organiſirt werden, beſtehend aus Infanterie, Artillerie

Digitized by Google

tillerie und Scharfschützen, dessen Zahl mit Inbegriff der Officiers 5,500 Mann nicht übersteigen darf. — Aus diesen 5,500 Auszügern wird das Contingentcorps, bestehend aus 2 Bataillons Infanterie zu 5 Compagnieen, 1018 Mann; 2 desgl. zu 4 Comp., 800 M.; Stab derselben 64 M. 3 Comp. Artillerie zu 80 M. 240 M. 1½ Comp. Scharfschützen, 120 M., und 1 Comp. Cavallerie, 50 Mann, Summa 2292 M., in doppelter Anzahl auf folgende Art gebildet, als: 18 Comp. Infanterie für das erste eidgen. Contingent, in 4 Bataillons, wovon zwey zu 5, und zwey zu 4 Comp., betragen mit Inbegriff des Stabs und der Uebercompleten 2071 Mann. 18 Comp. Infanterie für das zweyte eidgen. Contingent, ebenfalls in 2 Batail. zu 5, und zwey zu 4 Comp., mit dem Stab und den Uebercompleten ohngef. 2071 M. Ein Artillerie-Regiment von 683 M. Ein Scharfschützencorps von 4 Comp. zu 80 M. mit Stab und Uebercompleten 366 M. und eine Schwadron Cavallerie von 2 Comp. zu 50 M., welche für die dreyfache Zahl Auszüger gerechnet wird, und mit Stab und Uebercompleten für 309 M. zählen. Summa 5500 M. Die Compagnieen werden nach ihren Hauptleuten benannt; die Bataillons führen die Namen der Oberstlieutenants.

Die Auszüger sollen, als eine auserlesene Militz auf den bestmöglichen Fuss gesetzt, im Dienst und Exerciren wohl unterrichtet, wie auch nach und nach aus der Militair-Casse unentgeldlich und nach der Ordonnanz bewaffnet und gebildet werden. — Die Auszüger werden alle Jahre an der Ergänzungsmusterung aus der unverheiratheten Mannschaft von angetretenem 18ten bis zurückgelegtem 30sten Jahr durch das Loos contingentweise ausgezogen, nachdem der Departements-Commandant zuvor die Kranken, Schwachen, zum Dienst Untauglichen abgesondert hat. — Hat ein Contingents-Bezirk nicht genug dergleichen Männer: so wird der Departements-Commandant die fehlenden aus den ledigen Männern der Reserve, und zwar zuerst die von 30 bis 36 Jahren, durch das Loos ausziehen. — Die Ober-Officiere können, ohne Unterschied, aus der verheiratheten wie aus der ledigen Mannschaft von zurückgelegtem 16ten bis angetretenem 40sten Jahre erhoben und angestellt werden. Kein Officier kann unter dem Rang, den er schon mag bekleidet haben, gezwungen angestellt werden. — Von zwey oder drey Brüdern kann nicht mehr als einer; von vier, fünf oder sechs Brüdern können nicht mehr als zwey durchs Loos ausgezogen werden. Tit. 5. *Dienstzeit der Auszüger und Loskäuflichkeit von derselben.* Die Dienstzeit der *Auszüger* wird auf 8 Jahre festgesetzt. Damit sie aber nicht alle zugleich erneuert werden: so soll fürs erste Mal ein Drittel derjenigen, die seit der Errichtung dienen, zu Ende des 6ten, ein Drittel zu Ende des 7ten, und das letzte Drittel zu Ende des 8ten Jahres durch das Loos austreten und durch andere ersetzt werden. — Die Dienstpflichtigkeit der Hauptleute und Subaltern-Officiers erstreckt sich bis zum Antritt des 40sten Jahres — nach welcher Zeit sie in die Reserve übertreten — die der Stabs-Officiers bis ins 50ste Jahr, wonach sie dienstfrey sind. — Wenn die Auszüger nach vollbrachter Dienstzeit in die Reserve übergetreten sind, bilden sie in derselben eine eigne Klasse von *Veteranen*, die in Zeiten dringender Gefahr, als alte geübte Soldaten, durch die Regierung zur Vertheidigung des Vaterlandes noch vor der übrigen Reserve unter das Gewehr gezogen und versammelt werden. — Die Dienstzeit unter den Auszügern kann losgekauft werden, und zwar nur bey Ziehung des Looses, mittelst Stellung eines tüchtigen Mannes aus der Reserve und Bezahlung von 200 Franken in die Militair-Casse des Departements. — Wer das *Brévet* (Patent) eines *Oberofficiers* nicht annimmt, tritt, wenn es sein Alter erlaubt, in die Zahl der *Auszüger*, und bezahlt noch 200 Franken in die Militair-Casse seines Departements. — Hieraus geht hervor, dass man die Officiers-Charge nicht ohne bedeutenden Verlust ablehnen darf; aber aus welcher Klasse und nach welchem Massstabe die Officiere gewählt werden, wird hier nicht gesagt. — Wer sich einmal von der Dienstpflichtigkeit losgekauft hat, tritt in die Reserve, und kann nicht mehr anders, als mit derselben, zum Dienst aufgeboten werden. Derjenige hingegen, welcher einen Auszüger ersetzt, übernimmt alle Obliegenheiten, welche denselben getroffen hätten. Titel 6. enthält den *Bestand* der *Infanterie*, ihre *Formation*, *Tambour-Ordnung* und *Musik*. Titel 7. die *Artillerie*, nebst ihren coordinirten und subordinirten Theilen. Titel 8. begreift die *Scharfschützen*, und Titel 9. die *Cavallerie*. In diesem Titel heisst es unter andern: Es soll kein Mann unter die Cavallerie aufgenommen werden, der älter als 32 Jahr wäre, wenn nicht besondere Umstände den Chef bewegen, von dieser Regel abzuweichen. — Die Dienstzeit der Dragoner ist ebenfalls auf 8 Jahre festgesetzt, nach welcher Zeit aber sie von allem Militzdienst entlassen werden. — Die Dragonerpferde werden nur unter folgenden Bedingungen angenommen: 1) dürfen sie nicht unter 4 Jahr alt seyn, 2) müssen sie zwischen 5 Fuss und 5 Fuss 6 Zoll Berner Mass halten, und 3) Wallachen oder Stuten seyn, indem durchaus keine Hengste in dem Corps gelitten werden. — Wegen der Farbe ist nichts Bestimmtes vorgeschrieben; jedoch wird den Gemeinden der Wünsch geäussert, dass sie eher Pferde von dunkler, als von heiterer (heller) Farbe wählen mögen. — Merkwürdig schien Rec. der Inhalt des 85sten u. 86sten §., der folgendermassen lautet: „Wenn der Hauptmann ein Pferd nicht mehr tüchtig erachtet: so ist der Dragoner verbunden, ein frisches Pferd binnen einer gegebenen Zeit herbey zu schaffen; — thut er dies nicht: so wird an die Militair-Commission Rapport davon gemacht, welche ihn nach Bewandniss der Sache mit einer Busse, die jedoch die Summe von 32 Franken nicht übersteigen darf, zu Handen der Militair-Casse belegen kann; und: Jeder Dragoner muss durch ein Zeugniss des Ortsvorgesetzten bescheinigen, dass sein Pferd ihm eigenthümlich (ist er an seiner Aeltern Muss und Brot, und hat er kein eigen Pferd — seinen Aeltern, oder die für ihn denselben Platz vertreten) zugehöre." — Um die Nacheiferung in Haltung von guten und schönen Pferden unter dem Corps

Digitized by Google

Corps zu befördern: so sollen alle Frühjahre bey der Hauptmusterung den Eigenthümern der 25 schönsten und besten Pferde eine Prämie von 1 Berner Ducaten in Gold ausgetheilt werden. Um Anspruch auf die Prämie zu haben, muss man das Pferd wenigstens seit einem Jahre besitzen. — Titel 10. enthält die *Reserve*. Diese begreift alle auf den Mannschaftslisten eingeschriebene waffenfähige Mannschaft vom zurückgelegten 16ten bis angetretenem 50sten Jahre, die nicht unter den Auszügern ist, in sich. Die Reserve wird in eine unbestimmte Anzahl von Stamm- und Reserve-Compagnieen eingetheilt, deren je fünf ein Reserve-Bataillon bilden. Die Prima-Plana der Reserve-Compagnie ist wie die der Auszüger-Compagnieen; die Stärke derselben hingegen ist unbestimmt, und kann von 150 bis 200 Mann und drüber gehn. Diejenigen, welche das 50ste Jahr erreicht haben, werden aus der Reserve entlassen. — Titel 11. *Bewaffnung*. Nach Vorschrift des allgemeinen Militair-Reglements für den schweizerischen Bundes-Verein (S. 24.) soll bey der eidgenossischen Armee für die Munitions-Gewehre, Dragoner-Karabiner und Pistolen kein anderes Kaliber als das zweylöthige geduldet werden. Das Gewehr des Berner Infanteristen hat einen 43 Zoll langen Lauf, der Anschlag ist 16½ Zoll lang, und die Lanze des Bajonets hat 15 Zoll Länge. Säbel haben, nächst den Officieren, blos die Unterofficiere und Tambours. — Die Artillerie hat Infanterie-Gewehre, jedoch mit dem Unterschiede, dass der Lauf 5 Zoll kürzer ist. Uebrigens ist der Artillerist noch mit einer Infanterie-Patrontasche und mit einem Säbel versehen, dessen Klinge 20 Zoll lang, 1¼ Zoll breit, und auf dem Rücken wenigstens ¼ Zoll dick ist. — Die Pontonniers haben Säbel wie die Kanoniers, deren Rücken aber wie eine Säge ausgezackt sind. — Die Scharfschützen führen einen Stutzer, deren Lauf nicht unter 26 und nicht über 42 Zoll lang ist, mit einem Kaliber von 4 bis 7 Quintlein, und deren Stecher so eingerichtet ist, dass das Schloss auch ohne denselben kann losgedrückt werden. Statt des Tornisters hat der Scharfschütze einen Weidsack, und statt des Säbels ein Weidmesser, dessen Klinge gerade, allmählig zugespitzt, 20 Zoll lang, und beym Griff 1¼ Zoll breit ist. Der Griff ist von schwarzem Holze. Die Officiere dieser Waffe haben Stutzer, Weidsack und stählerne Säbel. — Es ist den Scharfschützen erlaubt, ihre Armatur selbst anzuschaffen, in so fern sie der Hauptmann genehmigt; da ihnen alsdann der Werth einer Infanterie-Armatur, nach dem Tarif, aus der Militair-Casse vergütet werden soll. — Die Cavallerie führt einen Reiter-Säbel nach dem Modell, welches sich im Zeughause befindet, hier aber nicht beschrieben wird; ein paar Reiter-Pistolen, und eine kleine Patrontasche von weissem Büffelleder. — Die Pferde-Equipage besteht aus einem englischen Sattel, oder nur einem sogenannten Bock- oder Sattelbaum, sammt allem, was dazu gehört, als Wulst und Kissen auf den Bock, Pistolen-Halftern, Ober- und Untergurt, Schwanzriemen, Vorderzeug, Steigbügel und Riemen. (Es wird kein deutscher Sattel gutgethan.) — Eine Husaren-Schabracke über den Sattel von dunkelgrünem Tuch mit Carmisin bordirt und nach der Ordonnanz geschnitten u. s. w. — Die Steigbügel, die Muscheln am Gebiss und die Placke am Vorderzeug sind von Messing. Alle Schnallen am Zaum, Trense, Vorderzeug, Gurt und Schwanzriemen sind geschwärzt. — Titel 12. *Fahnen*. Die ehemaligen Berner Fahnen, roth und schwarz geflammt, mit einem weissen Kreuz, sind wieder angenommen, und sollen die nunmehrigen Fahnen denselben vollkommen gleich gemacht werden. — Jedes Bataillon hat nur eine Fahne, welche bey dem Oberstlieutenant verwahrt wird, wenn er nämlich in der Nähe des angewiesenen Bataillons-Sammelplatzes wohnt. Ist er entfernt davon: so wird sie im nächstgelegenen oberamtlichen Schloss aufbewahrt. — Die zwey Dragoner-Compagnieen haben jede ihre Standarte, die auf die ehemalige Art gemacht sind, und im Zeughause aufbewahrt werden.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Altenburg*, in der Schnuphase. Buchh.: *Joh. Chr. Hellbachs Unterricht über Brand-, Verhüth-, Löfch- und Rettung in Feuersgefahr, besonders für Landleute.* 1805. 54 S. 8. — Hr. H. hat Recht, wenn er behauptet, dass die Vff. der Volksbücher, die seit einiger Zeit erscheinen, sich die Gränze nicht genau genug bestimmen, innerhalb welcher sie dem Publicum nützlich seyn wollen. So sind z. B. Bücher für Schulen theils mit unrichtigen, theils mit unpassenden, theils mit überflüssigen, der Jugend nicht eben nothwendigen, Lehren angefüllt. Er hat sich daher in seinen Vorschlägen nur auf das beschränkt, was Laien aus der untersten Volksklasse und Kindern zu wissen nöthig ist, und diese Absicht hat er auf wenigen Blättern wohl erreicht. Bey dieser Gelegenheit kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, dass dergleichen kleine und wohlfeile Volksbücher von den Gemeinden angekauft, und den Schullehrern zum Lesen mitgetheilt würden. So ähnlich sich auch die meisten derselben sind: so ist doch selten eins, das sich nicht vor einem andern durch Stellung der Materien, durch eigene Bemerkungen und durch eine neue Ansicht, wären es auch nur anscheinende Kleinigkeiten, empfehle, welches zusammengenommen die Aufmerksamkeit bey Lehrern und Kindern immer von Neuem erwecken, und diesen so wichtigen Gegenstand von mehrern Seiten interessant machen muss. Dass aber unter allen Dingen, welche man den Kindern ausser dem Gewöhnlichen in Schulen lehrt, nichts so nöthig sey, als Feuergeschichten und Vorsichtslehren, und dass dadurch in der Zukunft unaussprechlicher Nutzen verbreitet werden kann, ist wohl keinem Zweifel unterworfen.

ed by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Februar 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Bern, b. Stämpfli: *Allgemeines Militair-Reglement für den Schweizerischen Bundesverein.* u. s. w.

2) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Verordnung über die Militair-Verfassung des Kantons Bern.* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 32. abgebrochenen Recension.*)

Titel 13. *Kleidung.* Die Infanterie hat einen Rock von dunkelblauem Tuch, vorn gerade hinunter mit einer Reihe von 12 Knöpfen bis unter den Bauch zugeknöpft, so dass man das Kamisol nicht sehe, über die Brust gehörig weit u. s. w.; und Beinkleider von dunkelblauem Tuch, die sehr weit hinaufgehn und mit einem Hosenträger getragen werden. Statt des Kamisols (der Weste) ein weisses Gilet mit aufgestelltem (stehendem) Kragen und einer Reihe kleiner Knöpfe, die einen Zoll von einander abstehen. Knöpfe *weiss*, von Metall, halb bombirt (convex). Huth, ein sogenannter Scharfschützen-Huth, dessen Kopf 6 Zoll hoch, der Rand 3 Zoll breit, mit einem Eisendraht eingefasst, auf der linken Seite aufgeschlagen, und dies aufgeschlagene Blatt 8 Zoll hoch und mit schwarzem Band eingefasst; ein weisser Knopf, einen Zoll unter der Mitte des Blatts angesetzt; eine weisse, glatte, ¼ Zoll breite wollene Huthlitze; ein ¼ Zoll breites weisses wollenes Band um den Kopf; eine kameelharne Cocarde, 2 Zoll im Durchmesser, oben am Blatt, unter der Litze angenäht; ein grüner, 10 Zoll langer Federbusch, dessen Rand auf der rechten Seite etwas rund aufwärts gebogen wird. Schwarze Halsbinden, mit einer weissen Streife. Kamaschen von schwarzem Tuch oder Ratine, die bis mitten an die Wade herauf kommen, obendurch rund herumgeschnitten; überzogene Knöpfe. Schuhe von Kalbleder mit starken Sohlen. Die Officiers tragen Halbstiefeln, dreyeckige Hüthe mit silberner Litze, weissem Knopf, Cocarde mit grünem Federbusch, die Huthquasten nach ihrem Rang. Die Beinkleider der Officiere sind von hellblauem Tuch mit einem ungarischen Knopf von Silber-Borde und galonirter Naht. Ueberdies haben die Officiere noch einen Ueberrock von grau melirtem Tuch. — Die Röcke der Kanoniere und Pontonniere sind von dunkelblauem, und die der Scharfschützen von dunkelgrünem Tuche, aber kurz. Die Cavallerie hat ebenfalls kurze dunkelgrüne Röcke. Uebrigens sind alle diese Montirungen durch verschiedene farbige Aufschläge oder Einfassungen von einander unterschieden. Die Cavallerie hat, statt der Hüthe, Czako's von schwarzem Filz, die oben 1 Zoll breiter als unten, und mit einem 2 Zoll breiten Rand oder Schirm, und mit Litzen, Band, Cocarde und Federbusch versehen sind. Die Cavallerie trägt ferner, nächst langen Hosen, Halbstiefel und eiserne angeschraubte Sporn. — Sämmtliche hier angeführte und nicht angeführte Montirungen fand Rec. sehr zweckmäfsig gewählt, und es scheint, als wenn man hier zum ersten Mal erst den Nutzen, und alsdann die schöne Form in Erwägung gezogen habe; welches leider so selten bey andern Armeen geschieht, wo man gemeiniglich nur darauf bedacht ist, ein schönes Aeufsere zu bewirken, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob der Soldat in seiner Montirung freyen Spielraum habe, und ob ihn diese gehörig gegen die böse Witterung schütze. Und doch ist dies gewiss ein Hauptgrund so vieler epidemischen Krankheiten, die in allen Feldzügen so leicht einzutreten und überhand zu nehmen pflegen. — Titel 14. enthält die *Distinctionszeichen* aller *Ober-* und *Unterofficiere*, und übrigen Militair-Beamten. Erstere unterscheiden sich durch Epauletts und Federbüsche; letztere durch den Besatz von Tressen und Schnüre. Die Officiere aller Waffen und Grade tragen im Dienst eine roth und schwarze Schärpe über den Rock um den Leib. — Die Knöpfe der Czako und Hüthe sind mit Numern bezeichnet, die bey der Infanterie von 1 bis 36, bey der Artillerie von 1 bis 6, bey den Scharfschützen von 1 bis 4, und bey der Cavallerie von 1 bis 2, nach dem Rang, den die Departementer unter sich haben, zählen. — Titel 15. *Besoldung* und *Verpflegung*. Sämmtliche Departemental-Militair-Behörden werden aus der Militair-Casse salarirt. Die Besoldung der Truppen ist von doppelter Art: 1) der Eidgenossische, 2) der Bernersche Besoldungsfuss. Der zweyte ist etwas schwächer, als der erste, und wird gebraucht, so lange die Truppen im Sold des Kantons stehn. Beide sind auf den Tabellen Nr. 2, 3, 4, 5, 6 und 7. ausgesetzt. Tab. 2. enthält den Besoldungs-Etat des grofsen und kleinen Artillerie-Stabs, und des grofsen und kleinen Bataillon-Stabs auf dem Bernerischen Fufse. Bey diesem erstern hat der Oberst-Commandant täglich 8 Schweizer-Franken Gehalt und 3 Portionen Brod, 3 Port. Fleisch, und 4 Rationen; der Oberstlieutenant, als Chef des zweyten, aber nur 5 Franken Gehalt, 3 Port. Brod, 3 P. Fleisch und 2 Rationen. Tab. 3. enthält den Besoldungs-Etat einer Compagnie Infanterie oder Scharfschützen auf dem Bernerischen und auf dem Eidgenossischen Fufs. Nach ersterem hat ein Hauptmann täglich 3 Franken, 2 Port. Brod, 2 P. Fleisch und 1 Ration; nach dem zweyten aber täglich 3 Fr. 5 Batzen, Portionen und Rationen gleich. Der Gehalt des Gemeinen ist bey beiden gleich. —

Eine Compagnie Infanterie koſtet auf dem Eidgenoſſiſchen Fuſs täglich an Sold 40 Fr. 7 Batz. und 5 Rp.; an Brod 101 Port., an Fleiſch 101 P., und an Furage 1 Ration. Auf Berneriſchen Fuſs täglich 38 Fr. 7 Batz. und 5 Rp. Die Portionen und Rationen ſind gleich. Tab. 4. enthält den Beſoldungs-Etat einer Compagnie Artillerie nach beiden obbenannten Fuſsen. Auf dem Berner Beſoldungs-Fuſse koſtet eine ſolche Comp. täglich an Sold 39 S. Fr. 2 Batz. und 5 Rp., an Brod 81 Portionen, an Fleiſch 81 Port., und an Furage 1 Ration; auf dem Eidgen. Fuſs aber an Sold 41 Fr. 2 Batz. und 5 Rp., an Brod 81 Port., an Fleiſch 81 P., und an Furage 1 Rat. Tab. 5. enthält den Beſ. Etat des Feldzeug-Amts und des Ingenieur-Corps auf Bern. Fuſs; Tab. 6. den Beſ. Etat des Wagen-Amts und des Pontonnier-Corps und der Handwerker-Compagnie auf Bern. Fuſs; und Tab. 7. den Beſ. Etat der Cavallerie auf Berneriſchen und Eidgen. Fuſs. — Vom Feldwebel abwärts wird jedem Mann täglich ein Batzen Décompte inne behalten. Das Prêt (die Löhnung) ſoll alle vier, die Brod- und Fleiſch-Portionen alle zwey, die Furage aber alle vier Tage ausgetheilt werden. — Die Portionen ſollen beſtehen aus ½ Pfd. Rind- oder Kuhfleiſch, 1½ Pfd. Brod, von eingängigem gemahlnem Korne oder Weizen; die Rationen aber aus ½ Mafs Haber für Reit- und Zugpferde, 15 Pfd. Heu für Reit- und 20 Pfd. für Zugpferde. Stroh und Holz wird durch das Commiſſariat nach ſeiner darüber vorhandenen Inſtruction geliefert. — Werden die Rationen in Geld vergütet: ſo wird jedesmal bey einem Zug, Lager u. ſ. w. der Preis beſtimmt. — In der Garniſon zu Bern beziehen die Officiers keine Rationen. — Auſser derſelben wird ihnen das Brod und Fleiſch nach dem gemachten Preiſe vergütet, wenn ſie es nicht in Natura beziehen wollen; die Furage hingegen wird nur für die effectiv gehaltenen Pferde geliefert. — Titel 16. *Fuhrweſen.* Alle militairiſche Fuhren, worunter auch die Schanz-Fuhren gehören, haften auf dem ganzen Kanton oder allen Kirchgemeinden deſſelben, und die Regierung hat in allen militairiſchen und andern dringenden Fällen das unbeſchränkte Requiſitions-Recht von Fuhrwerken, wofür dann eine den Umſtänden und der Beſchwerlichkeit des Dienſtes angemeſſene Vergütung beſtimmt und geleiſtet werden ſoll u. ſ. w. — Titel 17. *Kriegszucht.* Wenn die Berner Truppen bey einer Gemein-Bundsgenoſſiſchen Armee oder unter dem Central-Commando ſtehen: ſo werden ſie nach dem durch die Tagſatzung feſtgeſetzten Geſetze gerichtet; für den beſondern Dienſt im Kanton hingegen wird der kleine Rath die nöthigen Vorſchriften für die Mannszucht und Kriegsvergehen entwerfen und dem groſsen Rathe zur Genehmigung vorlegen. — Die Einführung und Handhabung der gehörigen Subordination und Diſciplin, wozu die augenblickliche Beſtrafung weſentlich beyträgt, mufs vorzüglich den Chefs de Corps obliegen, welche jedoch für die Officiers auf eine Competenz von 14tägiger, und für die Gemeinen von 20tägiger, mehr oder weniger geſchärfter Gefangenſchaft eingeſchränkt werden. — Treten Fälle ein, welche eine ſtrenge Beſtrafung nöthig machen: ſo wird der Chef des Corps die Sache vor das Bataillons-Kriegsgericht bringen, welches darüber abzuſprechen hat. — Ein Bataillons-Kriegsgericht ſoll demnach beſtehen aus dem Oberſtlieutenant, als Präſident, 2 Hauptleuten, 1 Oberlieutenant, 1 Unterlieutenant, 1 Unterofficier, 1 Gemeiner, und dem Quartiermeiſter, als Auditeur. — Die Hauptleute werden nach der Anciennetät dazu genommen. — Der Oberſtlieutenant, vereint mit ihnen, ernennt die 2 Subalternen, den Unterofficier und den Gemeinen. — Beym Artillerie-Regiment präſidirt der Oberſt. — Kriminal-Fälle werden dem Staatsrath einberichtet, der entſcheidet, vor welches Tribunal ſie gehören. — Titel 18. *Ernennung* und *Avancement.* Die Erwählung der Departements-Commandanten geſchieht durch einen einfachen Vorſchlag der Militair-Commiſſion an den Staatsrath, welcher denſelben nebſt beliebiger Vermehrung dem kleinen Rathe vorlegt. — Die Ernennung der Quartier-Hauptleute geſchieht auf einfachen Vorſchlag des Departements-Commandanten an die Militair-Commiſſion, die ihn dem Staatsrath ohne Vermehrung vorlegt, welcher denſelben, im Fall der Nichtgenehmigung, der Militair-Commiſſion zurückſchickt. — Die Trüllmeiſter werden durch die Departements-Commandanten angeſtellt und durch die Militair-Commiſſion brevetirt, und können auch wieder, auf Begehren des Departements-Commandanten, durch die Militair-Commiſſion abgeſetzt werden. — Stabs-Officiere und Hauptleute werden auf den einfachen Vorſchlag des Staatsraths von dem kleinen Rath erwählt; er kann aber dieſen Vorſchlag nach ſeinem Gutbefinden vermehren. Subaltern-Officiers von dem Staatsrathe. — Der kleine Stab, bey der Infanterie vom Stabs-Furier, bey der Artillerie vom Secretair abwärts, wird durch die Militair-Commiſſion, auf Vorſchlag der Chefs der Corps, ernannt und brevetirt. — Zu Bataillons- und Unter-Chirurgen dürfen nur patentirte Wundärzte vorgeſchlagen werden. — Die Unterofficiers, Fraters, Bombardiers, Zimmerleute, Tambours, Waldhorniſten und Trompeter werden durch ihre Hauptleute nach den Fähigkeiten und ohne gezwungene Rückſicht auf Anciennetät angeſtellt. — Das Avancement der Subaltern-Officiers bey der Infanterie, der Scharfſchützen und Dragoner geht durch die Compagnieen, alſo, daſs bey Abgang des Oberlieutenants der erſte Unterlieutenant an ſeine Stelle tritt, und dieſer durch den zweyten Unterlieutenant erſetzt wird. — Die vacanten Compagnieen können nach Gefallen des kleinen Raths einem Officier des Bataillons oder einem andern vergeben werden. Eben ſo verhält es ſich mit den Stabs-Officier-Stellen, welche gänzlich nach der Willkür des kleinen Raths vergeben werden. — Das Avancement der Ober-Officiers in dem Artillerie-Regiment geſchieht nicht den Compagnieen nach, ſondern par Colonne; dabey verſteht ſich, daſs die Officiers vom Stab, Feldzeug-Amt, Ingenieur- und Pontonnier-Corps mit den vom nämlichen Grad, ſo bey den Compagnieen angeſtellt ſind, in der Colonne fort avanciren,

Digitized by Google

ziren, auch mit denſelben ſowohl zu den Titular-Stellen, als zu den wirklichen Chargen befördert werden können. — Bey dieſen Avancements wird wechſelsweiſe eine Stelle durch die freye Wahl, die andere nach der Anciennetät vergeben. Der groſse Stab des Regiments giebt die Vorſchläge dazu der Militair-Commiſſion ein, von da ſie weiter gelangen. — Tit. 19. handelt *von der Truppenverſammlung*. Die gewöhnliche Art, die Mannſchaft aufzubieten, geſchieht durch Verleſung von den Kanzeln, zu welchem Ende die Befehle von der Regierung an die Oberamtleute erlaſſen werden, welche dieſelben durch ihre Gerichtsſtatthalter oder direct den Pfarrherrn zukommen laſſen. Im Fall einer ſchleunigen Truppenverſammlung laſſen die Gerichtsſtatthalter die erhaltenen Befehle den Quartier-Hauptleuten und Trüllmeiſtern zukommen; ferner den Vorgeſetzten der verſchiedenen Gemeinden des Stammquartiers, welche letztere hinwiederum die Auszüger, die es betreffen mag, durch die Poſtläufer (deren es in jedem Standquartier einige giebt) aufbieten, zu welchem Zweck dieſe jederzeit eine genaue Kenntniſs der Wohnorte aller Auszüger ihrer Gemeinde haben werden. Die Mannſchaft verſammelt ſich auf den Trüll-Sammelplätzen, und marſchirt von da unter Commando des Trüllmeiſters, wohin ſie beordert wird. — Tit. 20. handelt *von den Muſterungen*, wo es unter andern heiſst: Es ſollen alle Jahre vier Arten von Muſterungen abgehalten werden, als Trüllmuſterungen, Ergänzungsmuſterungen, Hauptmuſterungen in Exercierlägern oder Kantonements, und Schieſsmuſterungen, welche letztere aber nicht ſo beſtimmt wie die übrigen, vorgeſchrieben ſind, und mehr oder minder von den Umſtänden abhangen. — Trüllmuſterungen werden alle Jahr zwölf gehalten; ſechs im Frühjahr und ſechs im Herbſt. Können die erſten wegen ſchlechter Witterung nicht alle gehalten werden: ſo ſollen ſie im Herbſte nachgeholt werden. Dieſe Muſterungen werden an Sonntagen, aber ſtets nach beendigtem Gottesdienſt gehalten. Dieſen Trüllmuſterungen müſſen alle Auszüger, welche als Unterofficiere und Gemeine in den Infanterie-, Artillerie- oder Scharfſchützen-Compagnieen eingeſchrieben ſind, mit completer Armatur, aber ohne Montirung, beywohnen. — Die Ergänzungsmuſterungen werden alle Frühjahre in den Monaten April oder May gehalten, und müſſen denſelben beywohnen: die Quartier-Hauptleute und Trüllmeiſter; die Subaltern-Officiers, die im Departement wohnen; der ſich in demſelben vorfindende Bataillonsſtab, vom Unterchirurgus abwärts, und ſämmtliche Auszüger der Infanterie-, Artillerie- und Scharfſchützen-Compagnie, ſo wie auch die Dragoner und Poſtläufer, alle mit completer Montirung und Armatur. Ihre Beſtimmung iſt, den Zuwachs und Abgang unter den Auszügern zu ordnen, die Inſpection der Waffen und Montirungsſtücke zu machen, und eine kurze Exercier-Muſterung zu halten, um den Zuſtand der Auszüger beurtheilen zu können. — Die Hauptmuſterungen werden alle Jahre im April oder May nach einem von der Militär-Commiſſion durch den Staatsrath dem kleinen Rath einzugebenden Vorſchlag gehalten. Ihr Zweck iſt der unſerer deutſchen Revuen, nämlich Uebung der Officiere und Gemeinen im Manoeuvriren und Felddienſt. Je nach den Umſtänden und dem Gutbefinden des Staatsraths werden die Truppen zu den Hauptmuſterungen in Lägern oder Kantonirungs-Quartieren verſammelt. — Es werden jedesmal die ſchicklichſten und den Bataillonen nächſtgelegenen Sammelplätze gewählt, ſo z. B. mag die Gegend von Thun für die oberländiſchen Departementer, Bern für die ehemaligen Landgerichte, Burgdorf oder Kilchberg für den weſtlichen Theil des Kantons angewieſen werden, ohne jedoch, daſs zum voraus etwas Beſtimmtes hierüber vorgeſchrieben würde. — Die Truppen bekommen während derſelben ihre Beſoldung auf dem Garniſonsfuſse. Stehen ſie im Lager, ſo werden ihnen die Rationen in Natura geliefert; über ihre Verpflegung in Kantonirungs-Quartieren wird nichts voraus beſtimmt. Sämmtliche Unkoſten der Hauptmuſterungen werden aus der Militärkaſſe beſtritten. — Die Schieſsmuſterungen werden im Herbſt nach einem von der Militärcommiſſion dem Staatsrath einzugebenden Vorſchlage gehalten. Infanterie und Scharfſchützen müſſen ſich im Zielſchieſsen üben, jedoch dieſe mehr als jene — Tit. 21. *Inſtructionsſchule*. Hierunter wird weiter nichts verſtanden, als daſs ſich die Truppen aller Waffen abwechſelnd auf einige Zeit nach Bern begeben müſſen, wo ſie Unterricht in den Waffenübungen und dem Garniſondienſte erhalten. Während dieſer Zeit werden ſie auf Bernſchen Fuſs beſoldet und verpflegt, und erhalten auch freyes Quartier in den Kaſernen. Sämmtliche Trüllmeiſter ſollen ebenfalls alljährlich den Winter einige Tage in Bern zubringen; jedoch dürfen nie mehr als 25 auf einmal daſelbſt zuſammenkommen. Tambours, Waldhorniſten und die andern Muſikanten ſollen ebenfalls alle Winter auf einige Zeit in dieſer Inſtructionsſchule gezogen werden. Die Inſtructionskoſten der Cavallerie, der Trüllmeiſter und Spielleute, werden aus der Militärkaſſe beſtritten. — Tit. 22. handelt von der *Militärkaſſe*. §. 23. des Geſetzes über die Militärorganiſation des Kantons verordnet: daſs die ehemaligen Reisgelder den Gemeinden auf immer und unwiderruflich überlaſſen bleiben, dagegen aber in den Departements Militärkaſſen errichtet werden ſollen, um aus denſelben die Auszüger zu kleiden und zu bewaffnen, die Departemental-Militärbehörden, Tambours u. ſ. w. zu bezahlen, und überhaupt die Unkoſten der Organiſation und Inſtruction der Miliz zu beſtreiten. In dieſe Kaſſen ſollen alle Militärbuſsen- und Loskaufgelder fallen. Ferner ſoll jedes Stammquartier jährlich für jeden Mann, den es zu den Auszügern ſtellen muſs, bis auf weitere Verordnung 8 Schweizer Franken in dieſelbe entrichten u. ſ. f. — Tit. 23. endlich handelt von den *Invaliden*. Hier wird blofs angeführt, daſs die Regierung nach einem Decret des groſsen Raths vom 14. Dec. 1804. beſchloſſen habe, für alle diejenigen, die unter den Fahnen der Eidgenoſſen verſtümmelt, verdienſtlos und dadurch hülfsbedürftig geworden ſind, ſo wie

auch

auch für die hülflosen Aeltern, Witwen und Waisen derjenigen, die den ehrenvollen Tod fürs Vaterland starben, zu sorgen. Aber wie? wird hier nicht gesagt. Viele Paragraphen beziehen sich auf gegebene Gesetze, die Rec. nicht kennt, und folglich ausser Stand gesetzt ist, über manches Dunkle und Unaufgeklärte Aufschluss zu geben. — Der Inhalt dieser beiden Reglements schien übrigens Rec. dem Geist der Zeit und des Landes, für welche sie abgefasst sind, angemessen. Der Stil ist hier und da etwas schwerfällig, und voller Provinzialismen.

NATURGESCHICHTE.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Die Wunder der Thier- und Pflanzenwelt*, oder ausführlichere und unterhaltende Beschreibung der merkwürdigsten Thiere und Pflanzen für Freunde und Liebhaber der Natur, von *J. C. F. Müller*. — *Erster* Band. 1805. 458 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wie schon der Titel angiebt, nicht für Kenner der Natur, sondern für Liebhaber derselben ist dieses Werk bestimmt; es soll eine Art Volksnaturgeschichte seyn, welche keine trockenen und dürftigen, sondern „ausführlichere und so viel möglich unterhaltende Beschreibungen" (dies sollte eigentlich heissen: Erzählungen) von den merkwürdigsten Gegenständen enthält, um Liebe zur näheren Kenntniss der Natur zu erwecken. Der Vf. hat, nach seiner Erklärung, die besten Hülfsmittel benutzt, welche ihm zu Gebote standen, und erwartet Nachsicht wegen der Irrthümer, welche sich hin und wieder möchten eingeschlichen haben. Diese verdient der Vf. um so mehr, da er wenigstens bessere Quellen, und diese sorgfältiger benutzt hat, wie so viele seiner Vorgänger; auch wird er gewiss seinen Zweck zum Theil erreichen, da er in der That das Interessantere von dem blos Belehrenden abzusondern gewusst hat; nur in Rücksicht des Stils möchte manches zu erinnern seyn. So fängt das Werk gleich so an: „Die *Affen*. Wir machen billig mit *einem Thiere* den Anfang, welches dem Menschen in mehr als einem Betracht *so nahe* (wie nahe?) zu stehen scheint. Es finden sich Arten unter dieser *Thiergattung*, von welchen u. s. w." Oft verfällt der Vf. in ein niedriges, ekelhaftes, witzig seyn sollendes Gewäsch; so heisst es in der Lebens- und Liebesgeschichte eines Zeisigpaares: „Sonst speiseten Herr und Frau an einem Tische; aber jetzt scheiden sie sich. Wagte es Madame, bey Tische ihres Herrn zu erscheinen: so setzte es bey dem letztern zornige und drohende Blicke, die nichts geringeres vermuthen liessen — als: Packe dich — oder! — Das arme Närrchen, die gute, gekränkte Frau Zeisig entfernte sich allezeit, ertrug gelassen das rohe Verfahren ihres Mannes u. s. w. . . . Die Wintermonate kamen, und da brach das Wetter in Blitz und Hagel aus. Madame verstanden sich nicht mehr aufs Nachgeben; wer mag auch einen groben Bengel so lange ertragen?" In diesem unausstehlichen Tone ist die ganze Erzählung vorgetragen, die, wie Hr. *M.* selbst sagt: „durch den Ausdruck etwas *verschönert* ist." !! Zum Glücke sind die übrigen Erzählungen gröstentheils nicht so verschönert, und daher lesbarer. Wir glauben aber, den Vf., dessen Auswahl wir übrigens billigen, auf die Fehler und das Widrige eines solchen Tones um so mehr aufmerksam machen zu müssen, da er noch *drey* Bände zu liefern gedenkt, und durch eine edlere und richtigere Schreibart sich ein gröfseres Publicum versprechen könnte, dem er nicht unnützlich seyn würde. Doch müsste der Vf. auch manche Unrichtigkeiten, die gar zu grob sind, zu vermeiden suchen; so sind, um nur Ein Beyspiel anzuführen, das gemeine Gummi und Gummigut mit einander verwechselt; und von den das arabische und Senegal-Gummi liefernden Bäumen wird gesagt, „sie seyen dem Akaziengeschlechte verwandt," da sie doch vielmehr die einzigen *echten* Akazien sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Handlungswissenschaften. *Frankfurt a. M.*, b. Behrens: *Biographieen zweyer, durch Kenntnisse und Fleiss reich und glücklich gewordener Kaufleute*, als Muster einer gröfsern Sammlung; von *Christ. Gottl. Schulze*. 1803. 32 S. 8. (2 gr.) Schon längst haben die Lehrer der Handlungswissenschaft die Bekanntmachung von Biographieen berühmter Kaufleute empfohlen, und der Erfolg zeigt sich in verschiedenen Journalen, Magazinen und Handlungszeitungen seit mehrern Jahren; aber noch immer wird die Absicht der wiederholten Aufforderungen nicht so vollständig befriedigt, als es zu wünschen wäre. Unstreitig finden sich im Handlungsstande die Fälle am häufigsten, dass Männer aus den beschränktesten Umständen zu grossem Vermögen und dadurch auch zu Ehre und Ansehn gelangen. Der erste Kaufmann, dessen Biographie hier geliefert wird, ist *Chr. Gottl. Frege*. Er war der Sohn eines Dorfpredigers zu Lampertswalde, in der Gegend von Oschatz, wurde im Novbr. 1715. geboren, lernte die Handlung in Leipzig, diente demnächst vier Jahre lang auf einem Wechsel-Comptoir, sammelte sich während dieser Zeit mannichfaltige Kenntnisse, etablirte sich im 25sten Lebensjahre mit 1000 Rthlr. geliehenem Capital zu eigenen Geschäften in getrockneten Früchten und baaren Geldverwechselungen; war äusserst pünktlich, ehrlich und sparsam; heirathete die Tochter eines reichen Kaufmanns, die, *wie die* zweyte, ebenfalls sehr reiche Frau, in einigen Jahren nach einander starben, und ihn zur dritten Ehe schreiten liessen, die ihm, ausser einem ansehnlich baaren Vermögen, auch das Rittergut Drossin bey Torgau mitbrachte. Er starb im J. 1781. Die zweyte Biographie ist dem berühmt gewordenen *Bolongaro*, einem Savoyarden, gewidmet, der von einem Murmelthierführer bis zu einem Millionär stieg.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. Februar 1807.

C H E M I E.

Leipzig, b. Richter: *Fenwick Skrimshires — Erſter Unterricht in den Anfangsgründen der Chemie, und einigen davon abhängigen Künſten; zur nützlichen Belehrung und angenehmen Unterhaltung.* Aus dem Engliſchen überſetzt von *D. Chriſtian Gottfried Senkeiſen;* und mit einer Vorrede von M. *J. C. Hofmann.* 1804. 326 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Titel des Originals: *a ſeries of popular chymical Eſſays; containing a variety of Inſtances of the application of Chymiſtry to the Arts and Manufactures; to the explanation of natural phaenomena* etc. iſt dem innern Gehalte des Buchs weit angemeſſener, als es der deutſche Titel iſt: denn es iſt kein wiſſenſchaftlich-vollſtändiges, wenn auch noch ſo kurz gefaſstes, *Syſtem* der Chemie; ſondern nur die wichtigſten Sätze derſelben (die ſelbſt häufig genug noch einige Vorkenntniſſe erfordern) ſind ausgehoben, und auf die Erklärung vieler Naturerſcheinungen angewandt und klärlich dargethan, daſs die Begründung und Vervollkommnung mehrerer Künſte und Gewerbe bloſs auf chemiſchen Kenntniſſen beruhe. Der Vf. beginnt mit der Erwägung des Gegenſtandes und des Nutzens der Chemie. „Sie ſey die Wiſſenſchaft, welche uns mit den Veränderungen bekannt macht, die in den Beſtandtheilen der Körper durch gegenſeitige Einwirkung derſelben auf einander hervorgebracht werden." (Hierdurch überſieht man nicht genau die Gränzen zwiſchen Phyſik und Chemie. Gehört z. B. die Anziehung zweyer auf einander liegender Glasplatten, das Zuſammenſchmelzen zweyer Metallſtücke von gleicher oder verſchiedener Art, zur Chemie oder Phyſik? Aber der Begriff „die Wiſſenſchaft der Miſchung" entſcheidet hierüber gleich ganz klar.) Nutzen der Chemie in Färberey, Gärberey, Töpfer-, und Schmelzkunſt, Brauen u. ſ. w. in den Wiſſenſchaften und der Oekonomie. *Chemiſche Elemente;* oder vielmehr Aufzählung der jetzt noch unzerlegten Stoffe. *Wärme* und *Licht;* wie die Sonne ſowohl jene, als dieſes bewerkſtellige, beide nicht immer vereinigt ſind. Wärme dehnt aus, macht feſte Körper flüſſig, ja wohl ſelbſt dunſtförmig: dabey bildet ſich die verborgene Wärme. *Verbrennung, und verſchiedene Quellen der Wärme* (bey Verbrennung des Phosphors wird die Luftmaſſe nicht nur vermindert, ſondern ſie verſchwindet ganz, wenn ſie aus Sauerſtoffgas beſteht. Ganz unerläſslich zur Verbrennung iſt die Gegenwart der Luft nicht: das zeigen die Verſuche der holländiſchen Chemiker bey den Verſetzungen mehrerer Metalle mit Schwefel. Aus der Veränderung der Luft unter dem Verbrennen ergiebt ſich keineswegs ſo gerade zu, daſs jene eben ſowohl die Quelle des Lichts, als der Wärme ſeyn müſſe. Die durch die chemiſche Zerſetzung veränderte Wärme-Capacität entſcheidet vielleicht nicht einmal das mehrſte, ſicher doch nicht alles, was bey der Erwärmung vorgeht). Chemiſche Eigenſchaften des *Lichts;* Wirkung auf Salpeter- und oxydirte Salzſäure, auf Farben (der Natur und der Kunſt), auf Gedeihen der organiſchen Körper. Einſaugen des Lichts (Canton's und der Bononiſche Phosphor.). Licht durch Reiben. — — *Sauerſtoffgas* (durch Schwefelſäure aus Braunſtein: oxydirte Salzſäure, und deren Anwendung zum Bleichen: Kochſalz; deſſen Arten und Zubereitung), Eigenſchaften des Sauerſtoffgaſes und deſſen Verhältniſs gegen das Stickgas: verſchiedene Zuſtände des Waſſers in der gewöhnlichen Luft. *Stickgas:* Salpeterſäure, Wallrath aus Leichen; Salpeter-Wände, Schieſs- und Knallpulver; oxydirtes Stickgas. *Waſſerſtoffgas* — — Nordlicht: Feuer-Schwaden, Irrlichter, Sumpfluft: Luftballon: electriſche Piſtole. *Kohlenſtoff* und *deſſen Gas.* (Des Kohlenſtoffs Begriff iſt hier nicht rein aufgefaſst: er ſcheint mit dem des brennlichen Weſens ſehr zuſammen zu fallen.) Diamant: Gährung. Im Weine rühre alle Schärfe, und aller Geiſt vom kohlenſauren Gaſe her: (das Gegentheil erhellet aus dem Alcohol, der kein ſolches Gas enthält) Bier, Weingeiſt; wie fixe Luft tödte, wie ſie bey dem Athmen ſich erzeuge. *Nooth's* Geräthſchaft, *Steinkohlen, Holzkohlen, Oehle:* Koaks. (Die Frage über die mögliche Benutzung des pulverichten Kohlenabfalls, mittelſt Durchknetung mit Thon, iſt ſchon längſt im Lüttichſchen und andern Orten durch die Erfahrung entſchieden.) *Phosphor*, (wie er aus Knochen und Harn bereitet werde. Daſs man friſchen Harn mit ſalzſaurem Bley niederſchlagen ſolle, ſoll wohl heiſsen: mit Salpeter- oder eſſigſaurem Bley, weil das ſalzſaure zu unauflöslich iſt. Uebrigens trifft man ganz gebildeten Phosphor, nach *Weſtrumb*, in gefaulter Milch an.) Thiere, welche leuchten: beſonders, die des Meers, und ihr Laich: (*Monoculus, Meduſa, Dugyſa, Carcinium, Nereis, Pholas, Pennatula, Cancer fulgens* etc.) viele erhalten auch dieſe Eigenſchaft durch die Fäulniſs. *Schwefel; Alkalien.* Salmiak werde bloſs aus dem Miſte der Kameele erhalten. (Höchſt wahrſcheinlich iſt uns von den Aegyptern ein vitrioliſcher Zuſatz verſchwiegen, der die Salzſäure entbindet.) Seife, Glas. Die *Erden.* (Hier iſt die verwieſene Aguſterde, aber

aber nicht die Gadolin-Erde aufgeführt.) Mörtel, Mergel (ob alle Kalkerde von Thieren entſpringe?), Flufsſpath, Gyps, Backſteine, Töpferwaare, Steingut, Porcellan mit deſſen Farben, Alaun und deſſen Bereitung. *Ackerland* und *Düngung*. Die gewöhnlichen Arten des erſten: vom zweyten wird hier vorzüglich nur derer gedacht, welche auf eine mechaniſche Art wirken. Nachtheil des ſehr bittererdigten Kalks. *Die Metalle*. (Der Vf. zählt 21: der Ueberſetzer nennt noch zwey: *Columbium* und *Tantalum*: des Cerium's, Iridium's und Osmiums, wird gar nicht gedacht.) Erze; ihre Geburtsörter, Gewinnung des Goldes durch Queckſilber: Vergoldungen, Verſilberungen (bey Gefrierung des Queckſilbers iſt ſo wenig des reinen, als des ſalzſauren Kali's gedacht). Spiegel-Bereitung. Verzinnung, entfärbende Eigenſchaft der oxygenirten Salzſäure. *Hahnemann's* Weinprobe. Meſſing. Der Galvanismus. Gegenmittel gegen Arſenikvergiftung. Das *Färben:* Beizen des leinenen und baumwollenen Zeuges durch Alaun (oft mit Bleyzucker verſetzt), der Wolle und Seide durch metalliſche Auflöſung, Bedruckungen der Zeuge. *Rothe Farben*, Cochenille, Kermes, Gummilak, Krapp, Orſeille, Saflor, Braſilienholz; *gelbe*, Wau, Gelbholz, Orleans, Quercitron, Sumach; *blau*, Indigo, Waid, Blauholz, Berlinerblau. *Gemiſchte Farben:* Scharlach, Carmoiſin, Braun, Grün, Purpur, Schwarz. Die *Gärberey;* nach alter und nach *Seguins* Weiſe. Das *Schmalleder*

Bey dieſem Gange, den der Vf. bey ſeinem Werkchen nimmt, ergiebt ſich von ſelbſt, dafs es nicht füglich der erſte Unterricht in den Anfangsgründen der Chemie genannt werden kann. Uebrigens mag der Vf. den Zweck, bey ganz Unkundigen Luſt zur Chemie, und eine oberflächliche Kenntnifs derſelben zu bewirken, wohl erreichen: denn die Schrift iſt faſslich geſchrieben; und die ſo ungemein häufige Anwendung der Chemie und die Wichtigkeit des Einfluſſes derſelben auf das gemeine Leben, ergiebt ſich auf allen Seiten. Die Ueberſetzung ſcheint mit Kenntnifs der Sprache und der Sachen gemacht, ob gleich bey weniger Eile der Stil mehr Rundung bekommen haben würde. Unter den angezeigten Druckfehlern vermiſst man z. B. S. 67. dafs zur Unterhaltung des Feuers, die Herbeyſchaffung einer groſsen Menge von Licht (Luft,) höchſt wichtig ſey; Pictel (mehrmals ſtatt Pictet); der Proceſs einer faulen Gährung thieriſcher und animaliſcher (vegetabiliſcher) Stoffe; peizen (beſtändig ſtatt beizen).

MATHEMATIK.

Breslau, b. Korn d. ä.: *Andreas Feiſts drey nützliche Dinge*, oder *Handbuch der Rechenkunſt* für Lehrer, Kaufleute und alle Geſchäftsmänner, welche eine gründliche und vollſtändige Belehrung über die Arithmetik ſuchen. Von *S. G. Reiche*, Prof. am Gymnaſ. zu Mar. Magd. in Breslau. 1803. *Erſter* Band. 238 S. *Zweyter* Band. 530 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Lange iſt Rec. kein praktiſches den Buchſtabencalcul ausſchliefsendes Rechenbuch vorgekommen, worin ſo viel Ordnung, Gründlichkeit und Vollſtändigkeit vereinigt gewelen wäre, als das gegenwärtige. Es hat in gewiſſer Rückſicht viel Aehnlichkeit mit *v. Clausberg's* demonſtrativer Rechenkunſt, nur dafs hier nicht ſo umſtändliche Beweiſe gegeben werden. Die Grundlage dazu iſt ziemlich alt: denn ſchon im Jahr 1750. gab *Feiſt*, ein Rechenmeiſter in Breslau, ein arithmetiſches Werk unter dem Titel: *drey nützliche Dinge*, heraus, in welchem er jungen ſchleſiſchen Kaufleuten eine Menge Aufgaben aus dem Wechſel- und Waarenhandel mit ihren vollſtändigen, oft auf mancherley Art, nach mancherley Vortheilen, geführten Berechnungen mittheilte, aber Kenntniſſe, ſowohl von dem ganzen Gange der Wechſelgeſchäfte, als dem Waarenhandel, und von der kaufmänniſchen Terminologie, vorausſetzte, und ſich alſo auf keine allgemeinen Grundſätze und Erläuterungen der Rechenkunſt einliefs. Er ſchrieb zu einer Zeit, wo man aus manchen ſchwierigen kaufmänniſchen Rechnungen, z. B. Waarencalculationen, Arbitragenrechnungen u. ſ. w. noch Geheimniſſe machte und arithmetiſche Kunſtgriffe nicht gern mittheilte; daher ihm auch der Vorwurf gemacht wurde, dafs er zum Schaden der Rechenmeiſter die Vortheile ihrer Kunſt entdeckte. Jetzt aber iſt wohl gewifs jeder, der die von *Feiſt* vorausgeſetzten Handelskenntniſſe beſitzt, mit jenen arithmetiſchen Kunſtgriffen bekannt und eine neue Auflage ſeiner drey nützlichen Dinge konnte nur auf Anfänger berechnet werden, welchen jene Kenntniſſe fehlen, und ſo wurde eine Darſtellung des ganzen Ganges der kaufmänniſchen Geſchäfte nöthig. So viel gute Belehrungen auch nun der neue Herausgeber über dieſe Sachkenntniſſe und Kunſtausdrücke in manchen Rechenbüchern fand: ſo vermiſste er doch in den meiſten entweder eine vollſtändige Ueberſicht des Ganzen, oder er fand zu wenig Detail, und in allen ſuchte er eine genauere Darſtellung des Münzweſens vergebens, deſſen Kenntnifs ihm jedoch zu einer deutlichen und gründlichen Einſicht in den Geldverkehr unentbehrlich zu ſeyn ſchien. Er glaubte daher, eine nicht ganz unverdienſtliche Arbeit zu übernehmen, wenn er eine kurze Theorie der Arithmetik mit einer vollſtändigen und recht faſslichen Entwickelung derjenigen Sachkenntniſſe verbände, welche die Anwendung der arithmetiſchen Formeln voraus ſetzt, und auf dieſe Weiſe zwey Dinge vereinigte, die bisher, mehr oder weniger, nur in abgeſonderten Werken behandelt worden ſind. Seine Abſicht war deshalb blofs zweckmäſsige Vereinigung ſchon bekannter Dinge; natürliche, lichtvolle Anordnung vorhandener Materialien. Um weitſchweifige Beweiſe einer demonſtrativen Rechenkunſt und Buchſtabencalcul zu vermeiden, welche hätten abſchrecken können, war eine ſolche Anordnung der Materien nöthig, wo die Beweiſe gewiſſermafsen von ſelbſt her-

Digitized by Google

rvorgingen, und wo dieſs etwa nicht der Fall ſeyn nnte, in Anmerkungen Winke zu geben, die dem nfänger eine, fürs erſte, hinreichende Einſicht in e Gründe der Regeln zu verſchaffen im Stande wä-n. Dieſs alles iſt wirklich mit vielem Glücke be-rkt worden. Ueberhaupt iſt aber der Vf. der Mei-ng, daſs die allgemeine Rechenkunſt und die ſtren-n Beweiſe der Lehren der gemeinen Arithmetik, n Schüler erſt dann intereſſant und evident gemacht rden können, wenn er ſich bereits eine, mehr als ttelmäſsige, Fertigkeit in den gewöhnlichen Rech-ngen erworben hat. Dieſer Meinung iſt auch c., und deshalb hätte er gewünſcht, daſs der . in einem Anhange dieſe gründlichern Beweiſe ch nachgetragen hätte; alsdann würde man ein cht klaſſiches Werk an dieſer Schrift gehabt haben. enn indeſſen das gegenwärtige Werk Beyfall findet, iſt der Vf. nicht abgeneigt, ſeine bereits ausgearbei-e *fünfte* Abtheilung heraus zu geben, in welcher er e Lehren der allgemeinen Rechenkunſt entwickelt t. Sie enthält, nach ſeiner Aeuſserung, nur wenig che Aufgaben, die der praktiſche Rechner durch e ſogenannte Regel Falſi aufzulöſen pflegt; aber deſto hr Anwendungen, theils auf die Lehren der gemei-n Arithmetik, welche hier ſchärfer bewieſen wer-n, theils auf die Rechnungen, deren Inbegriff man e höhere bürgerliche Rechenkunſt nennen könnte, nlich die Berechnung der Annuitäten, Leibrenten, ntinen u. ſ. w. mit vorgängiger Entwickelung der thmetiſchen und geometriſchen Reihen, der Loga-hmen und Combinationen. In der gegenwärtigen hrift ſind die Lehren auf folgende Art angeordnet: *erſten* Theile die Regeln der gemeinen bürgerli-en Rechenkunſt überhaupt. Rechnungsarten in nzen und gebrochnen Zahlen. Decimalbrüche. rhältniſſe, Proportionen, Regel de tri, directe und erſe. Kettenregel, Regel de quinque und multi-x nebſt der *Baſedowſchen* Regel, wie man ſich näm-n zu verhalten hat, wenn bey einer Proportions-hnung theils directe, theils inverſe Verhältniſſe kommen. Geſellſchaftsrechnung, einfache und ammen geſetzte. Vermiſchungsrechnung. Regel ci. Von den Vortheilen durch welche man Rech-ngen abkürzen und erleichtern kann. Wälſche ktik. Am Ende eine Anweiſung ſich Tarifs oder chenknechte zu machen. Der *zweyte* Band iſt ganz n kaufmänniſchen Rechnungen gewidmet. Gold- Silberrechnung, feine und rauhe Mark, Legiren, chicken. Verſchiedene Arten von Gewicht. Münz-hnungen. Schrot und Korn, Münzfüſse, Reme-n. Vom Pari, Curs, Papiergeld und Banken. n Wechſelgeſchäften und den dabey vorkommen-Berechnungen; vom ausländiſchen oder Haupt-chſel. Erforderniſſe eines Wechſels. Wechſelre-tionen, mit und ohne Speſen. Gewinn und Ver-beym Wechſelhandel. Arbitragerechnung. Wech-ommiſſionen. Berechnungen der Waarenpreiſe. n Baratt-, Stich- oder Tauſchhandel; Rechtferti-g Clausbergs gegen Käſtner. Zinsrechnung. Ter-- oder Zeitrechnung. Rabatt oder Interuſurium. Ueberſicht der Münzen, Gewichte, Längen-, Flächen- und Körpermaſse und ihrer Währung in den europäiſchen Staaten und den wichtigſten Handelsplätzen derſelben, nach alphabetiſcher Ordnung. Einige allgemeinere Längen- und Flächenmaſse und Gewichte nebſt angenommenen Währungen von zählenden Gütern. Vom Gewichte, Geld und Maſse der alten Völker, beſonders der Griechen und Römer. Verzeichniſs der jetzigen Meilenmaſse. Vergleichung der ſchleſiſchen Maſse. Reductionen der Brüche $\frac{1}{10}$ bis $\frac{99}{100}$ auf gemeine, ihnen gleich oder nahe kommende, in kleinen Zahlen.

HERSFELD, b. Mohr: *Mathematiſches Magazin*, eine gemeinfaſsliche Zeitſchrift zur Verbreitung und Aufklärung der nöthigſten Kenntniſſe in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, mit Anwendungen auf's gemeine Leben; herausgegeben von *Heinrich Wilhelm Kraushaar*, Privatlehrer der Mathematik. *Erſter* Jahrgang. 1802. u. 1803. 8. (2 Rthlr.)

Dieſe Schrift ſollte in einzelnen Heften und Stücken erſcheinen; bis jetzt ſind uns aber davon nur *vier* Hefte vorgekommen, welche zuſammen 24 Stücke auf 412 Seiten enthalten. Sie hat vorzüglich die Abſicht, die wichtigſten Reſultate aus den mathematiſchen Wiſſenſchaften auf eine gründliche, faſsliche und auch für einen denkenden Layen verſtändliche Art darzuſtellen, und dadurch theils den groſsen und wohlthätigen Einfluſs zu befördern, den dieſe Wiſſenſchaften auf das gemeine Beſte haben, theils auch zur Bildung des Geiſtes überhaupt beyzutragen, und ſo, glaubt der Vf. gebildeten Leſern aus allen Standen, nützlich zu werden. Es ſoll enthalten: 1) Abhandlungen über Gegenſtände der Mathematik und Methodenlehre. 2) Mathematiſche Aufgaben mit Auflöſungen, Anfragen und Unterhaltungen. 3) Erzählungen aus der Geſchichte der Mathematik. 4) Kurze Anzeigen guter mathematiſcher Schriften. 5) Nachrichten von mathematiſchen Erfindungen und andern Ereigniſſen, die auf Mathematik und ihre Lehren Beziehung haben. 6) In einem beſondern Blatte, Anzeigen die ſonſt auf Mathematik Bezug haben. In den vor uns liegenden *vier* Heften befinden ſich Aufſätze: über den Werth der Mathematik und den Zweck dieſer Zeitſchrift; über Einheit, Vielheit und Gröſse; über Zinsberechnungen; von den Zahlen und ihren Veränderungen; von den Proben der vier Rechnungsarten und ihren Gründen; von den Decimalbrüchen; allgemeine Betrachtungen über die einfachen Maſchinen, von Hn. R. *Poppe;* über verſchiedene Aufgaben; kurze Erzählungen von den neueſten Erfindungen der Engländer in der praktiſchen Mechanik, von *Poppe*. Von den Verhältniſſen und Proportionen, von *Häſer*. Ueber die Verwandlung der Zahlen; verſchiedene Auflöſungen von Aufgaben, von den Hn. von *Warnsdorf*, *Funk* und *Groote*. Ueber die erſten Gründe der Buchſtabenrechnung. Erläuterung der Dignitätenlehre, in Hinſicht auf das Erheben

zur

zur Dignität und die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzel, mit beygefügten Uebungsaufgaben. Eine kurze Geschichte der Hydraulik, von Hn. *Poppe*. Alle diese Aufsätze sind, die von genannten Vffn. abgerechnet, vom Herausgeber. Am Ende einige Anzeigen. Da der Herausgeber und seine Mitarbeiter die ersten Gründe der Rechenkunst und der Mechanik mit grosser Klarheit und Bestimmtheit, auch nach einem wissenschaftlichen Plan, abgehandelt haben: so wird diese Schrift angehenden Mathematikern, zumal solchen, welche die etwas gedrängten Beweise nicht leicht fassen können, von grosem Nutzen seyn; geübtere Mathematiker möchten hier weniger für sich finden; indessen ist zu erwarten, dass solches in den nächsten Heften geschehen werde, wenn der Vf. seinem angelegten Plane treu bleibt.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Wettach: *Pittoresken aus Niedersachsen.* Gezeichnet und gestochen — (auch illuminirt!) — von *Rege* und *Steineck*; mit begleitendem Text von *Ludwig Wesselmann*. *Erster* Heft, vier Darstellungen aus der Gegend um Hamburg enthaltend. 6½ Bogen, in Querfolio. (4 Rthlr.)

In dem weiten Gebiet der Afterkunst und des Ungeschmacks ist wohl nie etwas Schlechteres, Geist- und Geschmackloseres zu Tage gefördert worden, als diese vier Blätter, bey deren erstem Anblick man in der That in Zweifel geräth, ob sie den zufälligen Ergiesungen des Farbetopfs eines Nürnberger Illuminirers von Guckkastenblättern, oder den Selbstübungen eines Anfängers, der seine Kunstexercitia mit Schmutzfarbe übertüncht hat, ihr Daseyn verdanken. — Wir begreifen es nicht, wie ein Mann, dem es nach diesem Versuch zu urtheilen, nicht an Talenten fehlt, seine Feder zu einer Paraphrase dieser elenden Machwerke leihen konnte; ob sich gleich auch gegen seinen Text viel einwenden läst. Hr. *W.* hat Anlage zum Dichter und die Sprache ziemlich in seiner Gewalt; aber er schreitet damit auch oft auf Stelzen eines geschrobenen, schwülstigen, allzu deklamatorischen Vortrags einher: er hat Gefühl für das Schöne in der Natur, und es mangelt ihm dabey die Gabe der Darstellung nicht ganz; aber allzu selbstgefällig spinnt er seine Gemälde lang aus und überladet sie mit grell aufgetragenen, nach seiner Meinung vielleicht nur verschönernden und den excentrisch gerühmten Gegenden entsprechenden, Farben. Er bekennt zarte, lieberale und männliche Empfindungen; wie mag er denn an die in jedem Fall sehr übertriebenen Lobeserhebungen gerathen, womit er einige Gartenbesitzer an der Elbe beräuchert? Er verräth hie und da Kunstsinn und Geschmack für unverkünstelte Anlagen u. dergl.; wie kommt es denn, dass er sich zu dem Lobe der so ganz werthlosen Blätter, welche er kommentirt, herablassen und z. B. von ihrer „Wahrheit, Treue, schönsten, ja sogar ansprechend kräftigen und anziehenden Partieen" und dergl. reden mag? — — Sind denn bey allen gut und schlecht malenden Beschreibern malerischer und unmalerischer Gegenden die Lehren verständiger Schriftsteller über diesen Gegenstand ewig umsonst gegeben? Dass man den Beschauer eines schönen und grosen Naturgemäldes nur durch leise Andeutungen auf einzelne Haupt-Partieen aufmerksam *machen*, die Ausfüllung des nur mit leichten Umrissen gezeichneten Ganzen aber dem Blick seiner Seele überlassen müsse, dass man ihm nur die Hand bieten darf, um auf *den* Standpunkt ihn zu stellen, wo er dieses Ganze am besten überschaut, und dessen einzelne Theile in der vortheilhaftesten Beleuchtung ihm erscheinen: dass man sich aber hüten müsse, den stillen Anschauer des auf die Staffeley gehobenen Bildes, vorgreifend mit gellenden Worten declamatorischer Exclamationen zu betäuben und zu verwirren, — ihm Bild und Rahmen an den Kopf zu werfen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Possau*, b. Ambrosi: *Katechismus der Baumgärtnerey.* — Von *Paul Rieger*, Gärtner und Lehrer in der Baumschule zu Fürstenzell. 1804. 64 S. 8. (3 gr.) — Ein Product, das zwar wohl von dem rühmlichen Eifer für die Baumzucht in Bayern, nicht aber von dem Schriftsteller-Talent des Vfs. zeugt. Zuerst spricht er mit seinen Bauern, wie er sich ausdrückt, *von der natürlichen Baumgärtnerey*, und beginnt hier mit dem Unterricht von den Zwergbäumen auf Quitten- und Johannisstämmen, kommt jedoch bald zu den hochstämmigen Obstbäumen; verlässt aber diese wieder und unterrichtet seine Leser in der Erziehung der Eichbäume, Buchen (deren Oele er zu den Küchlein und Krapfen sehr rühmt), Fichten und Tannen, Erlen, Ilpen (Ulmen) und Albern u. s. m. wobey denn der Vf. S. 42 auf eine ganz sonderbare Vermehrung der Obstbäume kommt; die Rec. zur Probe des ganzen Machwerks hersetzen muss: Frage: Kann man so grose Bäume — Eichen, Buchen, Tannen u. s. w. — nicht gebrauchen, um gute Fruchtbäume darauf wachsen zu machen? — Antwort. Ja! und zwar auf folgende Art: Im Monat Februar muss man einen so grosen Baum umarbeiten, und zu einer Erde hinbringen, wo er immer feucht hat; dann bohrt man mit einem grosen Bohrer alle Schuh lang ein Loch, so viele man will, und nimmt einen Ast von einem Apfel- oder Birnbaum, oder was man für einen haben will, steckt diesen in das gebohrte Loch, und füllt es mit Erde fest aus, so wird dieser Zweig im Frühjahr schon *blühen* (!!) und auch *Früchte tragen*; (!!) das andere Jahr kann man den Baum aus einander schlagen, und die eingewurzelten Bäume in den neuen Garten setzen u. s. w. — Uebrigens ist das Büchlein wohlfeil: denn die letzte Frage und Antwort darin heisst: Frage: Wie werden denn die Zwergbäume behandelt und beschnitten? — Antwort: Schon im J. 1768. habe ich hievon einen vollständigen Unterricht geschrieben; wer also nach solchen Bäumen Verlangen hat, kann denselben bey mir gedruckt für 6 Kr. bekommen, wie auch dieses Büchlein.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. Februar 1807.

NATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Kümmel: *Curtii Sprengel Florae Halensis Tentamen novum; cum Iconibus* XII. 1806. XVI u. 420 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Gegend um Halle ist an seltenen Pflanzen, nach Verhältniss ihres geringen Flächeninhalts, unstreitig eine der reichsten Deutschlands. In einer Entfernung von vier Meilen um die Stadt finden sich, ausser den in Deutschland gemeinern Pflanzen, Alpen- und See-Gewächse. Seitdem die *zweyte* Auflage von *Leyssers* schätzbarer Flora erschienen war und mehrere Pflanzenforscher Nachträge dazu geliefert hatten, waren nicht allein noch mehrere Pflanzen in der hallischen Gegend entdeckt, sondern die Charaktere der Gattungen und Arten mehrerer Gewächse waren seit der Zeit richtiger bestimmt worden, und die Cryptogamie hatte sehr grosse und schätzenswerthe Bereicherungen erhalten. Es war daher sehr zu wünschen, dass ein Mann von anerkannten botanischen Kenntnissen, ausdauerndem Eifer für die Erweiterung der Pflanzenkunde, und vertraut mit den botanischen Schätzen der hallischen Gegend, die Bearbeitung einer neuen *Flora* unternehmen möchte. Hr. Prof. *Sprengel* hat in dem vorliegenden Werke diesem Wunsche völlig Genüge geleistet.

In der *Zueignung an den Leser* giebt der Vf. zuerst die Gründe an, die ihn bewogen, diese Arbeit zu unternehmen. Theils sind in *von Leyssers* Flora verschiedene Pflanzen nach *Buxbaum* und *Knauth* als wild wachsend angegeben, die sich aber in der Gegend um Halle nicht mehr finden; dagegen sind 94 Phänogamen und 416 Cryptogamen entdeckt worden, die bisher noch nicht in den hallischen Floren angeführt waren; theils musste die Cryptogamie nach den neuern Entdeckungen ganz umgearbeitet werden, wenn die Lehrlinge in der Botanik auf der hallischen Akademie, zu der Erlangung gründlicher Kenntnisse auch der cryptogamischen Pflanzen, ohne grosse Kosten auf die Anschaffung der neueren Werke zu verwenden, bey ihren botanischen Excursionen, einen richtigen Ueberblick der ihnen vorkommenden Gewächse erhalten sollten. Hr. *S.* nahm daher keine Pflanze in diese neue Flora auf, die er nicht selbst gefunden hat, bis auf einige wenige, die von seinen Freunden entdeckt wurden, deren Namen auch jedes mal angeführt sind. Die *loca natalia* der Pflanzen sind genauer angegeben, und Rec. findet auch hier eine Bestätigung von der Wanderung der Pflanzen, indem er viele der seltenern nicht mehr an den Orten angeführt findet, wo sie vor zwanzig Jahren sehr häufig angetroffen wurden. Die Charaktere der Gattungen und Arten sind nach den neuern Beobachtungen der Pflanzenforscher verändert, und da, wo es der Vf. nach seinen Beobachtungen für nöthig fand, verbessert. Nur die nothwendigsten Synonyme sind aufgenommen; dagegen bey jeder Art die besten Abbildungen angezeigt.

Die Klassen, in welchen die Pflanzen der hallischen Gegend hier aufgezählt werden, sind zwar die des *Linneischen* Systems; aber, nach *Vahl's* Vorgange, sehr eingeschränkt. Die *eilfte* Klasse (*Dodecandria*) ist eingegangen, und die dahin von *Linné* gezählten Pflanzen sind, bis auf die Gattung *Euphorbia*, die zur *zehnten* gebracht ist, unter die beiden folgenden Klassen vertheilt. Auch die *drey und zwanzigste* Klasse (*Polygamia*) ist weggelassen, und die Pflanzen derselben sind in die Klassen vertheilt, wohin sie nach der Anzahl und Beschaffenheit ihrer Geschlechtstheile ursprünglich gehören. Beides ist sehr zu billigen, und selbst *Linné* der Vater äusserte in den letzteren Jahren seines Lebens eine gleiche Meinung. Aber auch die *siebente* (*Heptandria*) und *neunte* Klasse (*Enneandria*) hat Hr. *S.* hier eingehen lassen, welches Rec. nicht billigen kann. Die *Trientalis europaea* ist die einzige deutsche Pflanze aus der *siebenten* Klasse. Am häufigsten findet man sie mit sieben, oft aber auch nur mit fünf und sechs Staubfäden. Hier ist sie in die *sechste* Klasse gebracht worden, und mit eben dem Rechte konnte sie auch zur *fünften* Klasse gerechnet werden. Wenn freylich mehrere Pflanzen der *siebenten* Klasse in der Zahl ihrer Staubfäden abändern: so finden sich dagegen eben so viele, deren Zahl der Staubfäden beständig ist, und die daher, ohne den Grundsätzen des Systems Gewalt an zu thun, in keine andere Klasse gebracht werden können. Es darf daher die *siebente* Klasse in dem *Linneischen* Systeme nicht wegfallen. *Butomus umbellatus*, als zur *neunten* Klasse des *Linneischen* Systems gehörig, ist hier unter der Ueberschrift *Enneandria Hexagynia*, zum Schlusse der *siebenten* Klasse dieser Flora (*Octandria*) als Anhang aufgeführt. Hr. *S.* giebt hiervon in dem Vorberichte keinen weitern Grund an, und Rec. kann keinen andern finden, als vielleicht das geringere Verhältniss der *neunten* Linneischen Klasse zu den übrigen. Aber eines Theils bleibt es unmöglich, bey einem Pflanzensysteme ein gleiches Verhältniss der Klassen zu beobachten, und andern Theils wird dadurch, dass man ein gewisses Verhältniss erzwingen will, die Grundfeste, worauf das System erbauet ist, zerstört. Die letzte Klasse, welche, nachdem *vier* Klassen eingegangen sind, wie

Digitized by Google

eben gezeigt ist, hier die zwanzigste ausmacht, und die Cryptogamie enthält, belegt Hr. S. zweckmäfsig mit dem Namen *Atelia;* weil sie diejenigen Gewächse in sich fafst, die entweder unvollkommene, oder zweifelhafte, oder gar keine Geschlechtstheile haben. Den Beschluss der Zueignung von S. VIII – XVI. macht eine geographische Uebersicht der Gegenden, über welche sich diese Flora erstreckt, und eine nähere Untersuchung des Bodens mit Rücksicht auf dessen verschiedene vegetabilische Erzeugnisse.

Nachdem wir hier den Lesern eine Uebersicht der Einrichtung dieser Flora mitgetheilt haben, müssen wir sie auch mit dem Gehalte derselben näher bekannt machen. Jeder Klasse gehet ein Verzeichniss der darin vorkommenden Gattungen mit ihren Charakteren voran, und am Schlusse desselben sind jedesmal diejenigen Pflanzen der hallischen Flora namhaft gemacht, die nach der Anzahl und Beschaffenheit ihrer Geschlechtstheile dahin gehörten, die aber wegen ihrer übrigen Beschaffenheit von ihren Gattungen nicht getrennt werden durften, und daher von *Linné* in andere Klassen gebracht werden mufsten, woselbst sie Ausnahmen machen. Bey den mehresten Arten sind, zunächst der Anzeige des Standorts, der Blühezeit und der Dauer, kurze, aber erläuternde und zum Theil zweckmäfsige kritische Bemerkungen mitgetheilt, wovon Rec. einige anführen will.

Die Diagnosen von *Salvia sylvestris* und *nemorosa* werden folgendermafsen angegeben. Erstere Nr. 32. *S. fol. cordato-lanceolatis rugulosis inaequaliter duplicato-crenato-serratis, superne nudiusculis, caule calyceque villosis:* Letztere Nr. 33. *S. fol. cordato-lanceolatis, aequaliter serratis, caule calyceque incanis, bracteis longitudine calycis.* Zur genauern Bestimmung beider, einander so sehr ähnlichen, Arten hätte der Vf. noch bemerken können, dafs bey der *S. sylvestris* die Haare des Stammes, der Kelche und der Deckblätter länger und abstehend, bey *S. nemorosa* dagegen sehr kurz und zurückgebogen — anliegend sind. *Poa cristata* wird nach *Smith* zur Gattung *Aira* gebracht. Unter *Aira flexuosa* bemerkt der Vf., dafs die *Aira montana* der deutschen und englischen Floristen nicht verschieden sey, indem er zeigt, dafs nach der Verschiedenheit des Standorts die Blüthenstängel bald gerade und bald hin und her gebogen sind. Beide kommen darin mit einander überein, dafs die innern Blüthenspelzen am Grunde mit Haaren umgeben sind. Bey *Bromus secalinus* heifst es: *Br. squarrosus Linn. quam nonnulli hic invenire voluerunt, vix differt a Br. secalino. Tota species dubia Smithii auctoritate Flor. Brit.* p. 129. Der *Linneische Bromus squarrosus*, der, so viel Rec. bekannt ist, aufser Frankreich, der Schweiz und Sibirien, nur in der Pfalz gefunden ist, unterscheidet sich aber so auffallend vom *Br. secalinus*, dafs er nicht leicht damit verwechselt werden kann. Er ist daher keine *species dubia*, und der Vf. scheint hier *Smith* mifsverstanden zu haben, der von dem *Hudsonschen Bromus squarrosus* redet und die Beschreibung der wahren Art nach einem Exemplare des *Linneischen* Herbariums liefert. Zu *Avena pubescens* rechnet Hr. *S. Avena sesquitertia Linn.* und *Leyfser.* Schon aus der Vergleichung der *Scheuchzerischen* Abbildungen Tab. IV. fig. 17. und 20. erhellet hinlänglich, dafs beide Arten nicht mit einander verwechselt werden können. *A. pubescens* ist *subspicata; A. sesquitertia* dagegen *paniculata* und ist im strengeren Sinne keine deutsche Pflanze, da sie in der Schweiz, Oestreich, Kärnten und Krain wächst. *Plantago subulata* der deutschen Floristen und *Wulfen* in *Jacq. Collect.* 1. S. 204 — 206. Tab. 10. (nicht die *Linneische* Pflanze dieses Namens) führt Hr. *S.* als eine besondere Art unter dem Namen *Plantago Wulfenii* mit folgender Diagnose auf: *P. fol. linearibus semicylindraceis laxiusculis margine diaphanis basi lanatis, scapo tereti pubescente, spica cylindrica, bracteis calyce brevioribus.* Diese neue Art unterscheidet sich, wie der Vf. zeigt, hinlänglich von *Plantago subulata, maritima* und *serpentina Villars.* Bey beiden letztern sind die Blüthendecken (*bracteae*) länger, als der Kelch. Zugleich wird hier die Synonymie der benannten Arten berichtigt. Unter *Myosotis scorpioides* werden *Myosotis arvensis* und *palustris* wieder in eine Art verbunden, die doch gewifs zwey verschiedene und unter allen Umständen dauerhafte Arten ausmachen. (Wenn vielleicht einige neuere Botaniker bisher auf der einen Seite zu weit gingen, indem sie an verschiedenen Abarten wesentliche Unterschiede zu finden glaubten und sie als besondere Arten betrachteten: so scheint Hr. *S.* in diesem Werke sich zu sehr auf die entgegen gesetzte Seite zu neigen, indem er mehrere wirkliche Pflanzenarten nur als Abarten anderer betrachtet. Rec. ist überzeugt, dafs er in der Folge, bey einer genaueren Vergleichung mancher vermeintlichen Abarten, mit den angeblichen Arten, mehrere seiner Behauptungen wieder zurück nehmen werde.) Bey *Bupleurum falcatum* wird bemerkt, dafs die Floristen *Knauth, Buxbaum, Rupp* und selbst *Leyfser* diese Pflanze unrichtig mit *Bupleurum rigidum* verwechselt haben. *Lychnis dioica alba* und *rubra*, welche bisher nur als Abarten betrachtet wurden, sind hier mit Recht als besondere Arten aufgeführt und folgendermafsen bestimmt worden. *Lychnis sylvestris: calyce decemcostato enervi, petalis subbifidis, capsulae unilocularis apicibus recurvatis, fol. ovato-lanceolatis caulesque hirsutis. (L. dioica rubra Linn.) Flores rubelli, inodori, plerumque dioici. Lychnis pratensis: calyce decemcostato, foemineo nervoso, petalis bifidis, capsulae unilocularis apicibus erectis, fol. lanceolatis caulesque pubescentibus (L. dioica alba Lin.). Flores albi, noctu suaveolentes, plerumque dioici. Fragaria sterilis* wird nach *Roth* zur Gattung *Comarum* gebracht. Bey *Thlaspi campestre* wird bemerkt, dafs hierzu *Cochlearia Draba Leyffer* gehöre. (Auch *Lepidium Draba Roth Flora Germ.* scheint hierher zu gehören.) Die Diagnosen der so nahe verwandten Pflanzen *Geranium sylvaticum, palustre* und *pratense* sind hier, so wie überhaupt, sehr zweckmäfsig verändert worden, so, dafs sie sich jetzt weit leichter bestimmen lassen. Hr. *S.* hat dabey zugleich auf die Gestalt der Staubfäden Rücksicht genommen, indem *Ger. sylvaticum flamina subulata; Ger.*

d by Google

Ger. palustre flamina basi dilatata und *Ger. pratense flamina deltoidea* hat. *Hypericum Kohlianum* eine neue, bisher unbekannte Art, die auch auf Tab. 9. abgebildet ist, wird folgendermafsen bestimmt: *H. calycibus serrato-glandulosis lanceolatis, foliis oblongis obtusiusculis pellucido-punctatis glabris, caule tereti fruticoso ramoso.* Hierzu gehört: *Hypericum minus erectum C. Bauh. pin. Buxbaum* S. 16. und wahrscheinlich auch *Hypericum pulchrum Tragi Joh. Bauh.* hist. III. S. 383. Diese neue Art unterscheidet sich vom *Hyp. pulchrum*, wozu bisher die eben angezeigten Synonyme gerechnet wurden, 1) durch den ästigen, strauchartigen Stamm. 2) Durch die länglichen, mit durchsichtigen Punkten versehenen Blätter. Es ist nur selten in den Weinbergen bey Bensta dt gefunden worden. Die Diagnosen von *Populus tremula* und *nigra* sind folgendermafsen angegeben: *P. tremula, fol. suborbiculatis dentato-repandis utrinque glabris, petiolis compressis, ramulis hirsutis. P. nigra, fol. deltoideis acuminatis serratis glabris, petiolis subhirsutis.* Hiernach liefse sich vermuthen, dafs *P. nigra* keine zusammen gedrückte Blattstiele habe, welches doch offenbar der Fall ist. Auch zeigen sich an den Blattstielen nur nach der Entwickelung der Blätter aus der Knospe einige Haare, die aber bey den vollkommen entwickelten, ausgewachsenen Blättern an denselben verschwinden.

Die *zwanzigste* Klasse (*Atelia*), welche die Cryptogamie oder die *Linneische vier und zwanzigste* Klasse enthält, theilt Hr. S. in XI. Ordnungen, nämlich: I. *Aetheogamia* mit zweifelhaften, unvollkommenen Geschlechtstheilen, wohin die Gattungen *Chara, Equisetum* und *Lycopodium* gerechnet werden. II. *Epiphyllospermae;* sie enthält die *Filices gyratas.* III. *Pteroides* enthält die *Filices agyratas.* IV. *Musci frondosi.* V. *Hepaticae.* Diese Ordnung enthält nur die Gattungen *Anthoceros, Jungermannia* und *Marchantia.* VI. *Homallophyllae* die Gattungen *Targionia* und *Riccia.* VII. *Lichenes.* Diese Ordnung hat *zwey* Abtheilungen, nämlich: * *Idiothalami: Opegrapha, Lecidea, Urceolaria, Calicium, Gyrophora, Verrucaria* und *Endocarpon.* ** *Caenothalami: Sphaerophoron, Baeomyces, Usnea, Cornicularia, Thelotrema, Parmelia, Peltidea* und *Cetraria.* VIII. *Algae.* Diese enthält: *Conferva, Ulva, Rivularia, Linkia* und *Tremella.* IX. *Gastromyci.* Diese enthält folgende Abtheilungen: * *Sclerocarpi* (*Xylomyci Pers.*). ** *Sarcocarpi,* *** *Dermatocarpi* X. *Fungi.* * *Lytothecii.* ** *Hymenothecii* und *** *Dermatothecii.* XI. *Byssi.* Diese Ordnung enthält die Gattungen: *Rhizomorpha, Himantia, Racodium, Monilia, Dematium, Erineum* und *Isaria.*

Den Beschluss machen Register der in dieser Flora angeführten Schriftsteller, der vorkommenden Gattungen und Synonyme, ein Verzeichniss der Blühezeit und Standörter der in der hallischen Gegend wachsenden seltenern Pflanzen nach den Monaten, und zuletzt ein Nachtrag von cryptogamischen Gewächsen, die in dem Werke vergessen sind.

Die diesem Werke beygefügten eilf Kupfertafeln enthalten folgende Pflanzen: Tab. I. fig. 1. *Veronica spuria:* fig. 2. Ein Theil des Stammes mit Blättern von *Veronica foliosa;* fig. 3. desgleichen von *Veronica longifolia.* Tab. II. *Seseli venosum Hoffm.* (*dubium Schkuhr*): In dem Werke selbst führt Hr. S. diese Art S. 92. n. 328. unter *Selinum pratense* mit folgender Diagnose auf: *S. caule laevi vaginato stricto superne ramoso, vaginis foliorum laxis, infimis pendulis, foliis bipinnatis, foliolis linearibus 2—3 fidis acuminatis, involucris setaceis universali oligo, — partialibus polyphyllis.* Tab. III. fig. 1. *Euphorbia Gerardiana:* fig. 2. *Euphorbia Esula.* Tab. IV. *Euphorbia amygdaloides.* Tab. V. *Helianthemum vineale* (*Cistus vinealis Willd.*). Tab. VI. fig. 1. *Marubium peregrinum:* fig. 2. *M. creticum.* Tab. VII. *Vicia dumetorum.* Tab. VIII. fig. 1. *Oxytropis montana* (*Astragalus montanus Linn.*). fig. 2. *Jungermannia dölaviensis.* Diese neue Art wächst auf dem *Sphagno latifolio* und erhält S. 315. n. 1263. folgende Diagnose: *J. trunco scandente, foliis capillaribus ternis trifidisque.* Nach des Vfs. Anführung ist es dieselbe Pflanze mit *Conferva hypnoides Flora Dan.* Tab. 828. fig. 2. — Tab. IX. *Hypericum kohlianum.* Tab. X. fig. 1. *Hieracium florentinum.* fig. 2. *Hieracium cymosum.* (Diese Abbildung scheint dem Rec. von einem verkümmerten Exemplare entlehnt zu seyn.) Tab. XI. *Carduus cyanoides* und *mollis.* Tab. XII. *Artemisia salina.* Die Zeichnungen sind, wahrscheinlich vom Vf. selbst, mit vielem Fleisse gemacht und von Hn. *Sturm*, wie man voraussetzen kann, sehr rein gestochen.

Insbruck, in d. Wagnerschen Hofbuchh.: *Flora oenipontana*, oder *Beschreibung der in der Gegend von Insbruck wildwachsenden Pflanzen*, nebst Angabe ihrer Wohnorte, Blüthezeit und Nutzen: Herausgegeben von *Franz Xaver Schöpfer.* 1805. 396 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. glaubt, dafs der Vf. recht sehr Aufmunterung verdiene. Aber er ist zu schnell mit einer Flor von seinem Vaterland hervor getreten, da er nur erst ein Jahr lang botanisirt hatte; er konnte daher etwas nur sehr Unvollständiges liefern: er bekümmerte sich ferner nicht genug um die neuern Entdeckungen und Berichtigungen: nicht einmal *Willdenows* Ausgabe der *Spec. pl.* legte er zum Grunde; daher denn eine Menge Irrthümer vorkommen, die Rec. hier unmöglich alle aufdecken kann. Zum Erstaunen ist es, dafs nur ein *Scirpus, lacustris*, nur ein *Eriophorum, polystachyon* (wo man nicht weifs, ob *latifolium* oder *angustifolium* gemeint ist: denn *Host. gram.* I. S. 37. giebt darüber keinen Aufschluss:) nur zwey *Poae, pratensis* und *aquatica*, nur zwey *Avenae, pratensis* und *pubescens*, nur fünf der gemeinsten Weiden aufgeführt werden. Wer auch nie selbst Tyrol besucht hat, wird doch wissen, dafs es so arm an Pflanzen nicht ist, und dafs hier gerade die wichtigsten Bürger der dortigen Flor: *Scirpus macronatus, ovatus, Holoschoenus, triqueter: Eriophorum alpinum, vaginatum, gracile: Poa dura, Era-*

Digitized by Google

Eragroſtis, ſupina Schrad., laxa, alpina, ſudetica, diſticha: Avena brevis, orientalis, tenuis, alpeſtris, brevifolia Hoſt., diſtichophylla, verſicolor: Salix phylicifolia Wulff., haſtata, praecox Hopp., alpina Scop., Arbuſcula Jacqu., herbacea, ratuſa, ſerpyllifolia Scop., reticulata, arenaria, fuſca Saegur, roſmarinifolia Hoſt. u. d. ausgelaſſen ſind. Die Kryptogamiſten ſind vollends unter aller Kritik, bloſs nach *Reichards* Ausgabe der *Spec. plant.* geordnet: in Summa *fünf* Laubmooſe, eine *einzige* Jungermannia, 17 Flechten u. ſ. f.

ERDBESCHREIBUNG.

SALISBURY, b. Easton: *Familiar Letters from Italy*, to a Friend in England. By *Peter Beckford*, Esq. In two Volumes. 1805. *Erſter* Band. XII u. 450 S. *Zweyter* Band. VIII u. 454 S. 8.

„Mehrere der folgenden Briefe, ſagt die Vorrede, ſind im Jahr 1787. (!); die meiſten (nicht alle?) *vor* dem Einbruche der Franzoſen in Italien geſchrieben worden. Die vielen Veränderungen, die ſeit dieſer Zeit vorgegangen ſind, möchten wohl gewiſſermaſsen dieſe Briefe unnütz machen; doch, da ſie dazu dienen, zu zeigen, was Italien damals war, ſo übergiebt ſie der Vf. in gröſster Demuth der Unbefangenheit *(Candour)* des Publikums." Wir erhalten alſo dieſe Briefe über Italien nach Verlauf von beynahe vollen achtzehn Jahren. Und welchen Zeitraum umſchlieſsen dieſe achtzehn Jahre? Gerade denjenigen, in welchem ſich die gröſsten Veränderungen ereignet haben, in welchem beynahe ganz Italien ſeine innere und äuſsere Geſtalt groſsen Theils verwandelt hat: ſo daſs alle älteren Schilderungen, auch jetzt noch, nur auf Gegenſtände paſſen können, die entweder keiner Veränderung fähig ſind, oder die bloſs durch Zufall keine erlitten haben. Dieſem nach dürfte eine ganz genaue kritiſche Prüfung dieſes Buchs und ſeines Inhalts, Brief für Brief, (es ſind deren in allem ſechs und neunzig), gegenwärtig ſehr überflüſſig und eine kurze Ueberſicht der darin abgehandelten Gegenſtände vollkommen hinreichend ſeyn, um den Leſern zu zeigen, *was* ſie hier zu erwarten haben.

Nachdem der Vf. in dem erſten und zweyten Briefe über die mit ſeinem Freunde zu führende Correſpondenz geſprochen, und einiges, aber wenig befriedigendes über das Reiſen überhaupt geſagt hat, beginnt er im dritten Briefe ſeine Reiſebemerkungen mit Nachrichten von *Genf*; dann folgen allgemeine rhapſodiſche Betrachtungen über die *Schweiz*; Notizen von dem Uebergange über den *Mont-Cenis*, von *Piemont*, *Turin*, dem Reiſsbau, *Mayland*, *Genua*, dem Cicisbeat, *Piacenza*, *Parma*, *Modena*, *Bologna* u. ſ. w. *Florenz* wird (von S. 119 bis 323. des *erſten* Theils) mit ſeinen Umgebungen ſehr weitläuftig und zum Theil angenehm in 21 Briefen beſchrieben. Die Schilderung von *Piſa* in neun Briefen (von S. 335 bis 416.) iſt nicht minder ausführlich. Von *Livorno*, *Lucca* und *Siena* werden kürzere, doch nicht unbedeutende Nachrichten mitgetheilt. — Im *zweyten* Theile wird *Siena* noch weiter beſchrieben; dann folgen Bemerkungen über *Toskana* überhaupt, und auf des Vfs. Reiſe nach *Rom* geſammelt. Bey *Rom* hält ſich derſelbe wieder ſehr lange auf (von S. 97 bis 324.); auch miſcht er hier, wo man es nicht erwarten ſollte, einen Auszug aus der römiſchen Geſchichte und eine Schilderung der alten Römer, ihrer Sitten u. ſ. w. mit ein. Dann folgt die Reiſe nach *Neapel*, mit ausführlichen, obgleich nicht vollſtändigen, Schilderungen von *Neapel* und ſeinen Umgebungen, ſo wie von *Sicilien*, *Girgenti* und *Palermo*. Hierauf die Rückreiſe über *Rom*, nach *Venedig*; dann weiter über *Padua*, *Brescia*, *Mayland* und die Rückkehr nach England.

Der Vf. erzählt nicht übel und bringt manche gute Bemerkung bey, aber keine neue; er ſchwatzt dabey oft gar zu viel, miſcht fremdartige Dinge, beſonders hiſtoriſche Digreſſionen ein, und um die Unterhaltung zu beleben, erzählt er mancherley Anekdoten, worunter aber wenige intereſſant und viele abgedroſchen ſind, wie z. B. die von dem kleinen Fürſten (hier ſoll es der Herzog von *Modena* geweſen ſeyn), der einem Fremden gebot, ſein Land innerhalb 24 Stunden zu räumen, und dem der Reiſende für dieſe Gnade mit der Bemerkung dankte, daſs er nur ſo viel Minuten dazu nöthig hätte: ſo auch die von dem Rabbinen, der an einem Sonnabend in einen Abtritt gefallen war, und ſich an dieſem Tage nicht herausziehen laſſen wollte, u. ſ. w. — Auch läſst ſich nicht wohl unterſcheiden, was von dem beſſern Theile das Eigenthum des Vfs. oder fremdes Gut iſt. — Das Ganze taugt höchſtens nur zur Zeitverkürzung müſſiger Leſer.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Magdeburg*, b. Heſſenland: *Practiſcher Wegweiſer* der *Intereſſe-*, *Intereſſe* auf *Intereſſe-*, *Intereſſe* von *Intereſſe-* und der *Zeitrechnung* für Bankiers, Finanziers und Juriſten, von *Chriſtoph Friedrich Hoff*, Stifter und Unternehmer der neuen Handlungsſchule in Magdeburg. 1805. 52 S. gr 8. (8 gr.) — In einem kurzen Vorbericht beſtimmt der Vf. genau, was bey den auf dem Titel genannten Rechnungen zu thun iſt, und bemerkt dabey das ſeiner Methode Eigenthümliche. Seine Exempel ſind zwar alle mit der ganzen Ausrechnung hingeſetzt, aber es dürfte doch manchem ſchwer werden, eine deutliche Einſicht in dieſelben zu erhalten, indem zwar zuweilen, aber nicht durchaus eine deutliche und ordentliche Vorſchrift dazu gegeben wird. Mit Zuziehung eines geſchickten Lehrers kann zwar der Unterricht faſslicher werden; hätte aber der Vf. die nöthigen Gründe der Buchſtabenrechnung vorausgeſchickt und die Lehre von den Progreſſionen mit beygebracht: ſo würden ſeine Rechnungen noch kürzer und verſtändlicher ausgefallen ſeyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. *Februar* 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Verl. d. Landes-Induſtrie-Comptoirs: *Allgemeines Repertorium der Literatur. Drittes* Quinquennium, für die Jahre 1796 bis 1800. *Erſter Band.* Enthaltend des ſyſtematiſchen Verzeichniſſes in- und ausländiſcher Schriften *Erſte* Hälfte; und zwar die Literatur I. der Wiſſenſchaftskunde, II. der Philologie, III. der Theologie, IV. der Jurisprudenz, V. der Medicin, VI. der Philoſophie, VII. der Pädagogik, VIII. der Staatswiſſenſchaft, IX. der Kriegswiſſenſchaft. 1807. gr. 4. (Subſcriptionspreis für das ganze Werk in zwey Bänden 5 Rthlr.)

Der ſel. *Sulzer* klagt irgendwo, daſs vielleicht keine Haushaltung weniger mit dem, was ſie beſäſse, bekannt wäre, weniger ihre Vorräthe ordnete und regiſtrirte, als die literariſche; und er empfahl, was ſonſt Philoſophen gerade am ſeltenſten einfällt, mit groſsem Eifer die Anlage mehrerer Repertorien in allen Fächern der Wiſſenſchaften. Gewiſs würde dieſer treffliche Mann auch mit groſsem Vergnügen den Fortgang des *allgemeinen Repertoriums der Literatur* bemerkt haben, welches in Umfang, Zweckmäſsigkeit und Gemeinnützigkeit das Einzige ſeiner Art iſt, auch, da eine Concurrenz hier eben ſo unnütz, als wegen der groſsen Mühſamkeit und ſehr gewagten beträchtlichen Verlagskoſten, die es erfordert, gar nicht denkbar iſt, auf immer das Einzige bleiben wird.

Hr. Prof. *Erſch* in Halle hat ſich die groſsen Beſchwerden, die mit der Bearbeitung eines ſolchen Werks verbunden ſind, nicht abhalten laſſen, auch bey dieſem Quinquennium die Oberaufſicht, Redaction und letzte Correctur zu übernehmen, wofür ihm alle Freunde der Bücherkunde deſto mehr zum Danke verbunden ſind, da blos das Verdienſt, einer Menge von Gelehrten durch tauſend und aber tauſend Nachweiſungen Zeit und Mühe des Suchens zu erſparen, ihn reizen konnte, ſich einer ſolchen, mit wahrer Selbſtaufopferung verbundenen, Arbeit zu unterziehen.

Gleichen Dank iſt man in dieſem Falle der Verlagshandlung ſchuldig, die beſonders in gegenwärtigen, für den Buchhandel ſo miſslichen, Zeiten das Wagſtück beginnt, ein Werk zu unterſtützen, deſſen Fortſetzung von ſo vielen gewünſcht wurde; nur daſs von bloſsen Wünſchen noch kein, ſelbſt durch die Schwierigkeiten des Drucks ſo koſtſpieliges, Werk befördert wird, und nur eine beträchtliche Anzahl wirklicher Käufer den Unternehmer gegen offenbaren vielleicht anſehnlichen Verluſt ſicher ſtellen kann.

Von dem oben angezeigten erſten Bande iſt ſo eben erſt die erſte Lieferung erſchienen, welche die Literatur der *Wiſſenſchaftskunde*, der *Philologie* und *Theologie* begreift.

In der Hauptſache iſt die Anordnung, wie billig, dieſelbe geblieben, wie ſie in den beiden vorigen Quinquennien Statt fand. Doch hat hier und da der Gang der Literatur auch Einſchaltungen, oder andere kleine Abänderungen in dieſem oder jenem Zweige einer Wiſſenſchaft nöthig gemacht. Wir wollen, um den Reichthum der hier regiſtrirten Schriften, und die ſchöne encyklopädiſche Anordnung, beſonders für diejenigen unſerer Leſer, welche die vorigen Repertorien noch nicht kennen ſollten, bemerklich zu machen, das Fach der Philologie ſeinem Grundriſſe nach hier vorlegen, und bey jeder Subdiviſion angeben, wie weit die Numern der dazu gehörigen Artikel fortlaufen, welches allein ſchon eine angenehme Ueberſicht gewährt.

Das philologiſche Fach enthält demnach:

I. Ueberhaupt.
  A. Vermiſchte Schriften zur allgemeinen und beſondern Sprachenkunde 1.
  B. *Schriften zur allgem. Sprachenkunde an ſich* 2—43.
    1. Allg. Geſchichte der Sprachen 2—6.
    2. Allg. Schriftkunde 7—21.
    3. Allg. Grammatik 22—35.
    4. Allg. Lexicographie 36. 37.
    5. Allg. Auslegungs- und Ueberſetzungskunſt 38—43.
  C. *Vermiſchte Schriften* 44—48.

II. Insbeſondere.
  I. Aſiatiſche Sprachen 49—114.
    A. Ueberhaupt.
      a. Einleitungsſchriften 49.
      b. Urkunden nebſt Erläuterungsſchriften 50—52.
      c. gramm. und lexicogr. Schriften 53—56.
    B. Einzelne aſiatiſche Sprachen.
      1. Hebräiſche 57—80.
      2. Chaldäiſche 81.
      3. Syriſche 82.
      4. Arabiſche 83—100.
      5. Türkiſche 101.
      6. Perſiſche 102—108.
      7. Oſtindiſche 109—113.
      8. Chineſiſche 114.
  II. Europäiſche Sprachen 115—1530.
    I. Alte und neue zuſammengenommen 115—122.
    II. Einzelne.
      1. Alte, griechiſche und römiſche Literatur.
        A. Gemeinſchaftlich 123—984.
          A) Einleitungsſchriften 123—136.

Digitized by Google

B) Vermiſchte Schriften.
(A) mehrerer Verfaſſer 137.
(B) einzelner Verfaſſer.
a. Propädeutik und Literatur 138—148.
b. Sammlungen von Urkunden nebſt Erläuterungsſchriften.
aa. Schriftſteller 149—159.
bb. Inſchriften 160.
cc. Grammatiſche u. lexicogr. Schriften 161—164.

B. Insbeſondere.
A) Griechiſche Literatur 163—559.
(A) allg. und verm. Schriften 163—167.
(B) Urkunden nebſt Erläuterungsſchriften.
A. Schriftſteller.
1. Sprachlehrer und Lexicographen 175. 176.
2. Dichter.
1. überhaupt 177—188.
2. einzelne.
1. epiſche.
Homerus 189—231. Heſiodus 232—234. Muſaeus 235. 236. Apollonius Rhod. 237—239. Quintus Calaber 240. 241.
2. lyriſche.
a. Sammlungen. *b.* einzelne. Orpheus 243. Sappho 245. Anakreon 246—254. Pindarus 255—265.
3. dramatiſche.
A. Tragiker. 1. mehrere 266. 267. 2. einzelne: Aeſchylus 268—274. Sophokles 275—277. Euripides 278—294. Lykophron 295.
B. Komiker. Ariſtophanes 296—299.
4. elegiſche. Tyrtaeus 300. 301.
5. bukoliſche. Theocritus 302—308.
6. Gnomiker 309—313.
7. Fabeldichter 314—319.
8. Erotiker 320—329.
3. Redner, Rhetoren, Sophiſten 330—361.
4. Geographen 362—369.
5. Geſchichtſchreiber 370—429.
6. Mythographen 430—433.
7. Philoſophen 434—489.
8. Mathematiker 490—497.
9. 10. Aſtronomen, Naturhiſtoriker.
11. Aerzte 498—510.
12. Rechtsgelehrte.
13. Verfaſſer vermiſchter Schriften 512—516.
14. Griechiſche Juden 517—519.
B. Inſchriften 520—522.
(C) Grammatiſche Schriften 523—543.
(D) Lexica 544—548.
(E) Chreſtomathieen und Leſebücher 549—559.
B) Römiſche Literatur.
nach eben den Unterabtheilungen wie bey der Griechiſchen 560—584.

II. Lebende europäiſche Sprachen 985—1530.
A. mehrere zugleich 983—996.
B. einzelne.
A) aus dem Lateiniſchen entſproſſen 997—1228.
(ital., franz., ſpan., portug.)
B) celtiſche und wäliſche 1229—1230.
C) germaniſche 1231—1403.
(deutſche, holländ., engl., ſchwed., däniſche.)
D) ſlaviſche 1404—1507.
E) tſchudiſch ingoriſche 1508—1529.
F) gemiſchten Urſprungs 1530.

In dem Fache der theologiſchen Literatur, wobey wir, der Kürze wegen, nicht eben ſo wie bey der Philologie, ins Einzelne gehen wollen, umfaſst die bibliſche Literatur die Numern 117—896; die ſyſtematiſche Theologie 897—1718, inſonderheit die Dogmatik 1141—1376, die Moral 1377—1476; die Kirchengeſchichte 1719—2028; die Paſtoraltheologie 2029—2296; die Erbauungsſchriften, als Predigten u. a. dergl. 2297—3418.

Man würde ſich irren, wenn man glaubte, hier bloſs deutſche Schriften verzeichnet zu finden. Denn obgleich in den genannten Fächern die deutſche Schreibſeligkeit ſich zu der der übrigen Nationen leicht wie zehn zu eins verhalten dürfte, auch bey den Nachweiſungen der Recenſionen dieſsmal auf ausländiſche Journale nicht Rückſicht genommen worden: ſo möchte doch wohl kein ausländiſches Buch von Wichtigkeit hier fehlen.

Uebrigens iſt bey den Citaten der Literatur-Zeitungen, und anderer recenſirenden Journale, dieſelbe Einrichtung wie bey den vorigen Repertorien beybehalten worden, wodurch man beym Nachſchlagen nicht nur gleich erſehen kann, ob die Beurtheilung ausführlich oder kürzer abgefaſst, ſondern auch ob das Reſultat derſelben Lob, oder Tadel, oder mehr das Eine oder das Andere ſey. Bey den meiſten Büchern ſind auch ſorgfältig die Ladenpreiſe angegeben, wodurch das Repertorium zugleich die Stelle eines Preiscatalogs vertritt.

Es iſt daher ſehr zu wünſchen, daſs ſich recht viele Bücherfreunde noch für das Ganze durch baldigen Beytritt zur noch nicht geſchloſſenen Subſcription intereſſiren mögen. Indeſs hat auch die Verlagshandlung dafür geſorgt, daſs einzelne Fächer beſonders zu haben ſind. Und ſo ſind dermalen folgende Abtheilungen unter beſondern Titeln geliefert:

1) *Syſtematiſches Verzeichniß aller in der Wiſſenſchaftskunde und philologiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen *deutſchen und ausländiſchen Schriften.* Aus dem allgemeinen Repertorio der Literatur von dieſen Jahren beſonders abgedruckt. Mit Nachweiſung der in den vornehmſten deutſchen kritiſchen Journalen und gelehrten Zeitungen in ihnen enthaltenen Recenſionen. 1807. 11 Bogen. gr. 4. (1 Rthlr.)

2) *Syſtematiſches Verzeichniß aller in der theologiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen *deutſchen und ausländiſchen Schriften u. ſ. w.* 1807. 21 Bog. gr. 4. (1 Rthlr. 20 gr.)

Noch müſſen wir die Sauberkeit des Drucks und die Sorgfalt der Correctur rühmen. Beide ſind bey einem Werke, das mit ſolcher Sparſamkeit gedruckt werden muſste, und ſo unendlich viele Ziffern, Abbreviaturen und Zeichen enthält, und wo ſo vielerley Arten der Drucklettern, jede nach eigener Beſtimmung, abwechſeln, ein weit gröſseres und ſchwierigeres Verdienſt als bey hundert andern Werken, bey deren typographiſchen Manipulation keine ſolche Mühſeligkeiten zu überwinden ſind.

NEUERE

NEUERE SPRACHKUNDE.

1) Helmstädt, b. Fleckeiſen: *Materialien zum Ueberſetzen ins Engliſche*, beſtehend aus Uebungen der Hauptregeln, Erzählungen, Geſprächen und Briefen, mit untergelegten paſſenden Wörtern und Redensarten, für Anfänger und Geübtere herausgegeben von *F. Th. Kühne*, Prof. abendl. Sprachen auf der Julius-Carls-Univerſität. *Zweyte* Auflage. 1805. LII u. 150 S. 8. (14 gr.)

2) *Ebendaſ.* b. Ebend.: *Sammlung kaufmänniſcher Briefe zum Ueberſetzen ins Engliſche*, mit untergelegten paſſenden Wörtern und Redensarten, für Anfänger und Geübtere herausgegeben von *F. Th. Kühne*, Prof. u. ſ. w. 1806. IV u. 135 S. 8. (20 gr.)

Auch unter dem Titel:

Materialien zum Ueberſetzen ins Engliſche, beſtehend aus einer Sammlung kaufmänniſcher Briefe u. ſ. w. Zweyter Theil.

3) Kiel, in d. neuen acad. Buchh.: *Leitfaden zur gründlichen Erlernung der engliſchen Sprache*, mit beſtändiger Hinweiſung auf *K. Fr. Chr. Wagners* vollſtändige engliſche Sprachlehre. In zwey Abtheilungen. 1805. 388 S. 8. (20 gr.)

Es iſt wohl in keiner Hinſicht rathſam, wenn es gleich der gewöhnliche Weg der Sprachlehrer zu ſeyn pflegt, in den erſten Stunden des in einer Sprache zu ertheilenden Unterrichts ſchon den Lehrling damit zu martern, daſs man ihn aus ſeiner Mutterſprache in die überſetzen läſst, welche ihm durchaus noch unbekannt iſt; am wenigſten iſt aber dieſes Verfahren wohl bey einer Sprache, wie die engliſche, zu billigen, deren Ausſprache nur erträglich zu erlernen, ſchon die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit mehrerer Monate erfordert. Erſt muſs dieſe einigermaſsen geläufig geworden, und dann durch fortgeſetzte Lectüre eine nicht unbedeutende Anzahl von Wörtern dem Gedächtniſs eingeprägt, und zugleich eine mechaniſche Bekanntſchaft mit der engliſchen Wortverbindung im Allgemeinen erworben worden ſeyn, ehe man zu jenem Schritte ſich entſchlieſsen darf, wenn man nicht dem Lehrling die Sprache eben ſo ſehr verleiden will, als dieſes gewiſs ſelbſt mit der Muſik der Fall ſeyn würde, wenn man den Unterricht in derſelben mit einer Anleitung zum Componiren anfangen wollte. Sind jene Bedingungen aber erfüllt worden, dann iſt nichts zuträglicher, um ganz in den Genius einer Sprache einzudringen, und ſich die vollkommenſte Geläufigkeit in derſelben zu verſchaffen, als ſich anhaltend mit der Uebertragung in dieſelbe aus ſeiner Mutterſprache zu beſchäftigen. Dieſes nun dem Lehrlinge auf eine angemeſſene Art zu erleichtern, iſt der Zweck obiger Bücher.

Von Nr. 1., deſſen erſte Auflage in dieſen Blättern bisher nicht erwähnt worden, iſt der Werth ſchon allgemein anerkannt. Das Werk enthält eine Sammlung der gemiſchteſten Aufſätze, von denen der *fünfte*, *ſiebente*, *neunte* und *zehnte* Brief von dem Herausgeber ſelbſt herrühren. „Der Inhalt," bemerkt derſelbe, „iſt weder gegen den Wohlſtand, noch langweilig und trocken. Freylich dürfte der geſchmackvolle Leſer vielleicht manche Wendungen hart finden; allein ich bitte zu bedenken, daſs ich den Ausdruck ſo viel als möglich nach dem Genius der engliſchen Sprache einrichten muſste, damit nicht der Ueberſetzer durch unüberwindliche Schwierigkeiten abgeſchreckt würde." Unter den Text ſind die angemeſſenſten Wörter und Redensarten geſetzt, auch iſt bey den Verbis, theils, wo es nothwendig ſchien, ihre Verbindungsweiſe bemerkt, theils angezeigt worden, wo ein Participium geſetzt werden ſoll. Dieſe *zweyte* Ausgabe iſt ein unveränderter Abdruck der erſtern; nur ſind auf 52 Seiten Uebungen der Hauptregeln vorangeſchickt worden, in welchen alle Formen der engliſchen Redetheile, die Eigenheiten der Wortfügung, nebſt den unentbehrlichſten Anglicismen vorkommen; zu wünſchen wäre es jedoch geweſen, daſs der Herausgeber auch hier, wo ſich der Lehrling wohl am meiſten darnach umſehen möchte, die paſſendſten Wörter zum Ueberſetzen untergelegt, und in Hinſicht der zu beobachtenden Regeln einige Winke wenigſtens gegeben hätte. Auch wäre in den Aufſätzen ſelbſt und den ihnen untergeſetzten Wörtern hier und da eine Verbeſſerung nicht unzweckmäſsig geweſen. So hätte S. 6. bey der Stelle: *Ihr müſstet leiden:* das darunter ſtehende *to owe* in *I ought* verändert werden ſollen, indem jenes nach der Beſtimmung der vorzüglichſten Sprachforſcher nur in der Bedeutung *ſchuldig ſeyn*, *zu verdanken haben*, vorkommt, und ſo völlig von dieſem verſchieden iſt, welches ſelbſt *Johnſon* für ein *verb. defect.* erklärt. S. 96. giebt der Ausdruck: *ich vergrößerte jede Sylbe*, keinen Sinn; *I engroſsed every ſyllable* heiſst: *ich ſchrieb das Ganze ins Reine.*

Der Herausgeber obiger Materialien fand bald, daſs ſie für diejenigen Jünglinge nicht hinreichten, welche ſich der Handlung widmen, und mit der Zeit in groſsen Städten auf Comptoiren dienen wollen. Dieſes gab ihm Veranlaſſung zur Herausgabe von Nr. 2., welche eine Sammlung kaufmänniſcher Briefe enthält, wodurch zu einem künftigen Handlungs-Briefwechſel der Weg gebahnt werden ſoll. Auch hier ſind wieder zur Erleichterung der Arbeit die nöthigen oder paſſenden Wörter unter den, nach dem Genius der engliſchen Sprache ſo viel als möglich eingerichteten, Text geſetzt worden. Mit ſo vieler Aufmerkſamkeit und Zweckmäſsigkeit nun das Ganze abgefaſst iſt, ſo ſcheint es doch, daſs auch hier an einigen Stellen ein beſſeres Wort hätte erwählt werden müſſen. Warum iſt z. B. S. 16. von dem, der hochdeutſchen Sprache durchaus fremden, Ausdrucke *vorleihen* Gebrauch gemacht worden? S. 60. iſt *to bear a good character* übertragen worden durch *gute Geſinnungen hegen;* es heiſst aber vielmehr *in einem guten Rufe ſtehen.* S. 62. wäre *brokerage* vielleicht paſſender durch *Proviſion*, ſo wie *broker* an einem andern Orte durch *Commiſſionär* überſetzt worden.

Nr. 3. wird gewiſs eine jedem Freunde des engliſchen Sprachſtudiums willkommene Erſcheinung ſeyn.

Digitized by Google

seyn. War gleich der vorzügliche Werth der von *Wagner* 1802. herausgegebenen englischen Sprachlehre von allen sachkundigen Männern in vollem Maſse anerkannt worden, so stand doch ihrer allgemeinern Einführung der Umstand im Wege, daſs sie nicht nach der gewöhnlichen Methode jeder Regel einige Seiten voll von Uebungen zum Ueberſetzen ins Englische folgen liefs, welches auch nicht geschehen konnte, wenn der Faden, worauf das Ganze so schön zusammengereihet worden ist, nicht alle Augenblicke abgerissen werden sollte. — Diesem Mangel nun ist durch das gegenwärtige Werk auf eine gewiſs jedem Lehrer willkommene Art abgeholfen worden. Es besteht daſſelbe aus zwey Abtheilungen, von denen die erste eine Sammlung der mannigfaltigsten Aufsätze enthält, indeſs die zweyte die zum Ueberſetzen erforderlichen Wörter und Phrasen, nebst den nöthigen Hinweisungen auf obige Grammatik umfaſst. Die Wörter und Redensarten sind nach der Folge der Stücke aufgestellt worden, und jedem Worte findet man die Anweisung der bey der Verbindung deſſelben zu beobachtenden Regel beygefügt. Was dieſes Werk auſserdem noch sehr empfiehlt, ist dieſes, daſs das Deutsche nicht dem englischen Ausdrucke und Sprachgebrauche angezwängt, sondern rein und flieſsend ist; sind jedoch die Abweichungen der beiden Sprachen zu groſs, so wird dieſes in der zweyten Abtheilung bemerkbar gemacht, wo zugleich durch die Ordnung, worin die Wörter nach einander aufgestellt worden sind, die Wortfolge in der englischen Sprache bemerkbar gemacht wird. Bey solchen Vorzügen verdient dieſes Werk vorzüglich empfohlen zu werden.

Tübingen, b. Cotta: *Neues französiſches und deutſches A B C*, oder leichte und angenehme Anleitung, beide Sprachen leſen und reden zu lernen, vom Abbe *Mozin*. 128 S. (6 gr.) *Zweyter* Theil. *Le nouveau Monde de l'Enfance*, ou partie seconde de l'A B C, par l'Abbé *Mozin*. 1806. 130 S. (6 gr.)

Rec. hat beide Theile mit vielem Vergnügen durchgeſehen, und manches Gute darin gefunden; überall hat der Vf. sich bemüht, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. — Die Belehrung über die Ausſprache ist im Ganzen sehr gründlich und gut geordnet; nur die neue Benennungsart der Buchstaben ist nicht immer anwendbar. B soll lauten wie *bö*, c wie *ſsö*, que wie *kö*, d wie *dö*, k wie *kö*, m wie *mö*, n wie *nö*, t wie *tö* u. ſ. w.; beſſer wäre es wohl, A, B, D, E, F u. ſ. w., als wie im Deutschen lautend, ganz ohne Bezeichnung der Ausſprache hinzuſtellen, und allenfalls anzugeben, daſs der Buchstabe C vor e und i wie ſs, und vor a, o, u wie ein gelindes k laute; daſs H oder *Aſch* als Anfangsbuchstabe vieler Wörter gar nicht, aber fast in 400 Wörtern, wie *homme*, *hôte*, *hâir*, *hache*, gelinde ausgeſprochen werde u. ſ. w. Nach dieſen Erklärungen wird sogleich der richtige Gebrauch der Accente und anderer nöthigen Zeichen gelehrt. Dann folgen die Uebungen im Ausſprechen der verschiedenen Sylben und kleinen Wörter, als: *Ba*, *bá*, *be*, *bé*, *bè*, *bê*, *bë*, *bi*, *bo*, *bó*, *bû u. f. w.*, und alsdann die schwereren Sylben *ai*, *ail*, *aim*, *ain*, *au*, *eau*, *em*, *en*, *enne*, *eo*, *eu*, *gn*, *ou*, *ouil u. ſ. w.* Das verkehrt geſetzte Alphabet S. 6. 7. ist sehr anwendbar. S. 11. stimmt Rec. mit dem Vf. darin überein, daſs alles Buchstabiren, um das Französiſche leſen zu lernen, ganz unterlaſſen werde: denn viele Wörter kann man nicht gehörig buchstabiren, indem oft Buchstaben oder Sylben verſchluckt werden, z. B. *Acheter*, *agneau u. ſ. w.* Die weiteren Belehrungen sind recht gut, und die Uebungen im Leſen der zweyſylbigen Wörter, so wie die übrigen Tafeln zum Leſen sehr paſſend. Auch ist die Belehrung über die Proſodie sehr deutlich. Bey den unterhaltenden kleinen Erzählungen S. 79. bis zu Ende ist der französiſche Text in einem reinen und flieſsenden Stile geſchrieben.

Der *zweyte* Theil enthält sehr angenehme und lehrreiche Unterhaltungen über die vorzüglichsten Gegenstände, Verhältniſse und Beſchäftigungen der Menſchen, und dient nicht blos zum Leſen und Sprechen, sondern auch zur Bildung und Veredelung des Herzens.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Erfurt*, in der Henning. Buchh.: *Beſchreibung einer Dreſch-, Stoſs- und Stampfmaſchine*, als Beytrag zur Maſchinerie in der Landwirthſchaft, von *J. V. Sickler*, Pfarrer in Kleinfahnern u. ſ. w. Mit 1 Kupfertafel. 1806. 64 S. 8. (8 gr.) — Der um die Pomologie und die gesammte Landwirthſchaft verdiente Vf. liefert hier einen schönen Beytrag zur Erleichterung einiger der schwereſten und härteſten landwirthſchaftlichen Arbeiten. — Das beygelegte Kupfer giebt zwar einen ziemlich deutlichen Begriff von der Anlage und Einrichtung dieſer Dreſch- und Stampfmaſchine; ein unverzeihlicher Fehler des Kupferſtechers oder Zeichners ist es aber, daſs nicht einmal die Buchstaben A. B. C. D. E. F., worauf sich der Vf. in seiner Beſchreibung und Erklärung bezieht, beygefügt sind. Es hält schon schwer genug, aus einer blos perſpectiviſchen Zeichnung die ganze Zuſammenſetzung der Theile sich genau vorstellen zu können, so daſs es bey dergleichen, zuſammengeſetzten Maſchinen sehr nöthig ist, daſs zuvörderst die Theile Stückweise gezeichnet und beſchrieben, und erst hernach das Ganze in der Zuſammenſetzung verſinnlichet werde, da ein entfernter Maſchinenfreund nicht leicht Gelegenheit hat, den Bau der Maſchine selbst einzuſehen. Indeſſen erbietet sich der Vf., das verlangte Modell gegen billige Erſtattung der Auslage zu beſorgen. — Was der Vf. gegen den Schluſs der Abhandlung von der Nothwendigkeit solcher Maſchinen sagt, ist richtig, und die Klagen über die Volksklaſſe der Dreſcher sind nur zu sehr gegründet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. Februar 1807.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Maurer: *Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn* älteren und neueren *Sprachen Europens* — Eine Preisschrift von D. *Jenisch* u. s. w.

2) Berlin, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, ou Observations sur l'origine et la formation de principales langues qu'on parle et qu'on écrit en Europe, par l'Abbé *Charl. Denina*, ancien Profess. d'éloquence Italienne et de langue Grecque à l'Université de Turin, membre ordinaire de l'Academie des sciences et belles Lettres de Berlin etc. etc. 1804. *T. I.* XXXVI u. 382 S. *T. II.* XVI u. 399 S. *T. III.* XXXII u. 267 S. 8.

Die Schrift des Hn. *Jenisch* ist bereits von uns in Nr. 133. der A. L. Z. vor. Jahres angezeigt worden. Wir gedachten damals die Beurtheilung des *Denina*'schen gleich mit ihr zu verbinden, wurden aber durch Zufälle gehindert, eher als jetzt uns dieser Pflicht zu entledigen.

Eindringende Urtheile über die Verhältnisse einer Menge von Sprachen sind nur die Frucht des anhaltendsten und tiefsten Studiums, und einer genauen Würdigung des Einzelnen, wie des Ganzen. Was läßt sich aber von einem solchen Wirken erwarten, wenn äussere Umstände es unterstützen? Glücklicher vereinigten sich diese wohl fast nie, als bey dem berühmten Vf. der *Clef des Langues*. Geboren im Mittelpunkt zwischen Italien und Frankreich, dort Lehrer der Beredtsamkeit und Philologie des classischen Alterthums, dann eine Reihe von Jahren in Norddeutschland Beobachter, und in einem Grade, wie es wenige Ausländer sind, Freund unserer Sprache und Literatur, und zugleich nahe genug bey Polen, um auch den merkwürdigen Stamm der Sprache desselben genau ins Auge zu fassen, ist er in das Innere aller dieser Sprachen, und nicht minder der Spanischen, Portugiesischen, Englischen eingedrungen. Resultate einer tiefen Kenntniß derselben enthält dieses gehaltvolle Werk, und besonders dadurch wird die geringere Bekanntschaft mit dem Ungarischen, Türkischen, Biscaiischen, und den sogenannten Semitischen Sprachen erst bemerklich. Von dem Geiste vieler Sprachen hatte der Vf. von Nr. 1. allerdings auch Manches aufgefaßt, und er ergoß sich, wie wir gesehen haben, gern in allgemeinen, nicht uninteressanten Uebersichten. Mit weit überlegener Kenntniß verfolgt Hr. *D.* jene Sprachen bis in ihre tiefer liegenden Eigenthümlichkeiten; und in dem fast unermeßlichen Umfange dieses Details bewundert man eben so sehr die Schärfe sinnreicher Bemerkungen, als die Ausdauer des Forschens und Vergleichens. Das grosse Schauspiel der Ausstellung unzähliger Geistesproducte der sprachbildenden Menschheit stellt dieses Werk unsrer Seele dar. Wir schauen aus der neuen in die alte Zeit, und in jener nach Süden, Norden und Westen. Einklang des intellectuellen Wirkens erblicken wir überall. Ueber dieser Fülle von Materialien waltet reifes Urtheil. Aber ein reicher Stoff der Betrachtung des Einzelnen werden sie auch noch für Viele seyn, die, nicht im Stande, diese Data selbst zu finden, sie von mehrerley Seiten erwägen und benutzen. Die Haupttendenz des Werks ist die etymologische. Prägt sich irgendwo Scharfsinn aus: so ist es bey Forschungen dieser Art. Aber selten sind diese von solcher Beherrschung der Geschichte vieler einzelnen Sprachen geleitet worden. Den meisten Etymologen hat neben der Umsicht die Einsicht, neben dem Witz der Verstand gefehlt. Immer im Einzelnen verloren, fassten sie die Neigung dieses oder jenes Volks zur Aussprache gewisser Laute nicht im Allgemeinen auf. Sie haben Thorheiten ohne Gleichen begangen, wenn sie zur Erklärung das Nahe nicht nutzten, und, mit übrigens tiefer Gelehrsamkeit, das Entfernteste herbeyholten, und wenn sie Lieblingsmeinungen zu erträumten Annahmen führten — bald im Grossen über Zusammenhang und Wohnsitze der Völker, bald über Verwandtschaft einzelner Wörter. Indessen ist es auch eine höchst schwierige Aufgabe, alle mögliche Analogieen der Umgestaltung der Laute überhaupt immer im Auge zu haben, mit Divinationsgabe schnell den Blick auf jeden einzelnen Fall ihrer Anwendung zu richten, und mit strengem Ernst ihn eben so schnell wieder zurückzuziehen; von Wärme für Studium, die wohl bey keiner Art desselben so unentbehrlich ist, entzündet, und doch von keiner der schon gefundenen Analogieen irre geleitet, von keinem Reiz scheinbarer Aehnlichkeit geblendet, Nichts zu übersehen, was gefunden werden kann, und überall suchend Nichts zu finden, was blos gesucht ist; was die Hand eines reichen Gebers im Ueberflusse spenden kann, mit einem kärglichen Maße einer genau berechneten Vorsicht zuzumessen. Von Wenigen ist diese Aufgabe so gelöst worden, wie in dem vorliegenden Werke. Zwar ist es auch nicht frey von einzelnen Schattenseiten. Unter den unzähligen Resultaten der einzelnen Forschungen, wie ein solches Werk sie hat, kann es nicht fehlen, dass manche mehr oder weniger erzwungen sind, oder verunglücken. Aber wirklich nur einen geringen Theil trifft ein solcher, fast unvermeidlicher Vorwurf. Im Ganzen herrscht ein weit besserer

Digitized by Google

Geiſt, als in den Werken ſo mancher andern Etymologen. Gerade vor ihrer Einſeitigkeit hat den Vf. der Genius des Geſchmacks und die tiefe Kenntniſs der Geſchichte der Sprachen bewahrt. Während viele von jenen bloſs ihre Lexica brauchten, zeigt ſich das geſchmackvolle Studium ihrer Schriftſteller in der ſchönen Auswahl von Stücken aus denſelben, welche faſt die Hälfte des *zweyten* Bds einnimmt, und in treffenden Urtheilen über ſie. So verdient dieſes Werk den Namen einer *Clef des Langues*, nämlich nicht zum Vorhof derſelben, ſondern zu ihrem innern Heiligthum, und vorzüglich auch zu ihrer Geſchichte, deren Data den Vf. ſicher leiteten, während bloſs erſonnener Völkerzuſammenhang weit öfter irre führt. In das gegenſeitige Verhältniſs theils mehrerer Sprachen, theils ihrer Dialekte, und die Bildung ihrer Pronunciation wird man durch das Studium dieſes Werks tief eindringen. Möge es Viele ergreifen! Das gewöhnliche Schickſal ſo gelehrter Bücher iſt indeſſen, daſs ſie wenig geleſen werden. Um deſto nothwendiger iſt ein Abriſs deſſelben, und beſonders deſſen, was für Geſchichte der Sprachen und die ſo ſeltene Kenntniſs ihrer Dialekte darin geleiſtet worden. Eine Gallerie vieler Abhandlungen iſt es, die ſich oft eng an einander anſchlieſsen, oft aber auch nur loſer verbunden ſind. Zuweilen ſtöſst man auf Wiederholungen, auch mancher Beyſpiele, und die Rückgänge ſind beſonders im *zweyten* Bande bisweilen auffallender: die faſt unermeſsliche Fülle der übrigens zu einer leichten Ueberſicht gebrachten Materialien entſchuldigt dieſs. Ihr eine ſolche Form zu geben, war verdienſtlich genug. Durch das Ganze zieht ſich ein das Ganze umfaſſender Plan, und keinen erheblichen Gegenſtand linguiſtiſcher Unterſuchungen, welche zur Abſicht des Vfs gehörten, wird man vermiſſen, wenn man das Ganze durchlaufen iſt. Auf die Formen der Sprachen war dieſe Abſicht zunächſt nicht gerichtet, noch weniger auf ihre Conſtructionen. Einzelne Data findet man indeſſen auch dafür geſammelt, und nicht wenige für die Lehre von den Tempus-Formen der ſüdlichen Sprachen. Das Materielle der Sprachen, der Laut, verbunden mit ſeiner Bedeutung, und die Entſtehung beider nach dem gegenſeitigen Verhältniſſe und Einfluſſe mehrerer Sprachen ſind der Gegenſtand des Werks. Dabey kann es nicht fehlen, daſs nicht von dem Reichthum der einen und andern die Rede wäre. Im *zweyten* Bde wird auch von der Präciſion und dem poetiſchen Charakter der neuern Sprachen gehandelt. So umfaſst alſo das Werk, nächſt jener etymologiſchen Haupttendenz, das Meiſte von dem, was wir als den Gegenſtand von Hn. *Jeniſch'ens* Abhandlung dargelegt haben. Es mangeln die Ueberſichten im Ganzen, oder, wie Hr. *J.* es nennt: die Anſichten im Groſsen nicht; ſie haben aber durch die weit überwiegende Kenntniſs des Details viel mehr Wahrheit, Haltung und ſcharfe Umriſſe; das Einzelne iſt nicht über dem Ganzen, und dieſes nicht über jenem verloren gegangen. Auf die Sprachen des klaſſiſchen Alterthums iſt in ſo fern Rückſicht genommen, als Etymologie der Wörter auf ihnen beruht, oder ſie Vergleichungspunkte für die Würdigung der neuern Sprachen darboten, auf welche ſich nach dem Titel das Werk bezieht. Es beginnt in der Vorrede mit Bemerkungen über den Nutzen des etymologiſchen Studiums, denen die Hauptdata der Geſchichte deſſelben in eingehenden Urtheilen über die Hauptwerke dieſes Fachs und das Verfahren ihrer Verfaſſer folgen. Dieſe Beurtheilung iſt in dem *Diſcours préliminaire* des *dritten* Bandes S. III — XXXII. fortgeſetzt. In beide Abhandlungen, ſo wie auch beſonders in das *Reſumé et Concluſion* T. III. S. 144 — 160. ſind Winke eingeſtreut über die Grundſätze der Etymologie überhaupt und die Rechtfertigung derſelben. Die Grundlaute der älteſten und urſprünglichen Sprache, *Monoſyllaben* aus einem Conſonant und einem Vocal beſtehend, ſind der Anfangspunkt der dahin führenden *Erörterungen* T. I. S. XXI. Dieſe, gewöhnlich *Onomatopoëtica*, mehr oder weniger ausdrucksvoll, haben bey ihrem Gebrauch verſchiedene Bedeutungen erhalten, und ſind auf ſo vielerley Art gewendet worden, daſs *Forſchungen* über ihre Urbedeutungen faſt unmöglich ſind. Auch anderwärts, z. B. T. I. S. 105. T. III. S. XXV., iſt von dieſen Monoſyllaben gehandelt. Zuletzt (T. I. S. XXVIII.) wird der Zweck des ganzen etymologiſchen Studiums ſo beſtimmt, zu ſehen, wie ſich von Sprachen, *welche die Mütter* ſpäterer ſind, die Wörter der *letzteren*, *vermittelſt der* Reſiſtenz gewiſſer *Organe*, *und des Accents*, *der unbeſtreitbaren Folge einer unmerklichen Verſchiedenheit* phyſiſcher Beſchaffenheiten, und zuweilen auch einer durch Zufall oder Nebenumſtände angenommenen Gewohnheit, ſo oder anders gebildet haben, ſich einander nähern, oder von einander entfernen. Tauſenderley Eigenthümlichkeiten und Nüancen der *Sprachen* hat der Vf. ſcharfſinnig aufgeſucht, und *im Verlauf* dieſes Werks aufgeſtellt, um uns das *intereſſante Schauſpiel* dieſer Annäherung oder Entfernung zu gewähren. — Die *erſte* Abtheilung des Ganzen handelt T. I. S. 1 — 104. in XII. Articles über die Elementarlaute, die Veränderlichkeit der Vocale, die Diphthongen, die Verwandtſchaft und Veränderlichkeit der Conſonanten, die Weglaſſung oder Anfügung mancher Anfangsſylben, die Umſtellung der Conſonanten, und Zuſammenziehung der Laute, die Umwandelung der Bedeutung, die zuſammengeſetzten Wörter, und die Abſtammung verſchiedener Laute von Einer Wurzel. Eine bedeutende Anzahl treffender Etymologieen ſtehen, neben anderen gewagteren, hier, wie in den folgenden Abtheilungen, welche ſich mit der Entſtehung und dem Verhältniſs ganzer Sprachen beſchäftigen. Zu Beurtheilung des Einen und *des Andern* bedarf es ſicherer Grundſätze, als feſter *Punkte*, auf welche geſtützt die einzelnen mehr *oder* weniger gewöhnlichen Anſichten zu einem *wohl* geſicherten Ganzen werden. Da die Aufſtellung *derſelben* die Beyſpiele vorzüglich aus dieſem Werke entlehnen wird: ſo dient ſie zugleich zur Charakteriſtik deſſelben. Der Gang der Anwendung ſolcher, bey dem Schwanken der mancherley etymologiſchen Hypotheſen und dem Contraſt entgegengeſetzter Vermuthungen, zum drin-

gend-

endſten Bedürfniſs werdenden Grundſätze iſt im Grunde derſelbe bey Schlüſſen für den Zuſammenhang und die etymologiſche Erklärung einzelner Wörter, und den Zuſammenhang der Sprachen ganzer Völker.

Ueberraſchend groſs iſt das Zuſammentreffen vieler, auch ſehr entfernter Sprachen in Worten von ähnlichem Laut und ähnlicher Bedeutung. Nicht bloſs bey Völkern zeigt es ſich, deren gegenſeitiges Verhältniſs ihre einſtige oder fortdauernde Lage geſchichtlich beurkundet: frappante Aehnlichkeiten des Perſiſchen und Deutſchen, des Griechiſchen und Deutſchen, des Ungariſchen und Finniſchen, ſind längſt bewieſen, und zwiſchen dem *Sanskrit* und *Zend* und ſelbſt der lateiniſchen ſowohl als der deutſchen Sprache hat ſie *Paulinus a S. Bartholomaeo* dargethan. Mag von der Menge der zu ſolchem Zweck verglichenen Wörter ein Theil fallen, wo die Vergleichung erſucht iſt; mag man andere Sprachen ohne Sinn und Beruf vergleichen, ähnliche Schälle ohne erweisliche Aehnlichkeit der Bedeutung zuſammengeſtellt haben, wie z. B. [illegible] und *Dachs*. — Immer bleiben der unverkennbaren Fälle genug, und die Zuſammenſtimmung nach der Zahl der einzelnen Wörter und nach der Zahl der Sprachen, die es betrifft, groſs und überraſchend. Einzelne Theile der Wörter haben ſich durch die Pronunciation der verſchiedenen Sprachen, oder auch in einer und ebenderſelben durch Ableitung und Biegung verändert; aber die Identität bleibt unzählige Male unläugbar, mag ſie nun auf den erſten Anblick, oder erſt nach näherer Erörterung der Stammformen in die Augen ſpringen. So iſt vom polniſchen *mrę*, *mrzeć* nach Weglaſſung der Biegungslaute die Stammform *mor*, und iſt er es nicht auch in *mors*, *mori*, *mortel*, und liegt nicht *Mord* nahe genug? Das niederdeutſche *Dwehle*, das oberdeutſche *Zwehle* und das oberſächſiſche *Quehle* ſind doch offenbar Ein Wort; aber ſind es nicht auch mit den lateiniſchen Wörtern des Mittelalters *toacula*, *toagla*, *toaillea*, *toalea*, *toalea*, *toalha*, *toalia*, *toallia*, *toella*, *toillia*, *togilla*, *tualia*, *tualla*, *tuallia*, *tuella*, *towella*, *tuabola*, *tobalea*, *tobalia*, *thobalia*, *theobalia*, *tobalium*, *tobale*, *tovallia*, *cuullia*, die wiederum, ungeachtet aller Umgeſtaltungen des Lautes, einerley Wort ſind, und von denen unſtreitig das italieniſche *tovaglia*, das franzöſiſche *touaille*, das provençale *touaillo*, das ſpaniſche *toualla* und das engliſche *towel* ausgehen, und ebenſo auch mit dem polniſchen *towalia*, *tuwalnia*? Treffende Beyſpiele der Art hat Hr. *D.* in jedem der drey Bände in einer beträchtlichen Anzahl aufgeſtellt. Ueber eine ganze Menge von Sprachen reichen viele Wörter, und man nimmt deutlich die ſtärkere Umbildung des Lautes in der einen oder andern wahr, bis ſich die entfernteſten Erzeugniſſe derſelben kaum mehr berühren, da ſie doch deutlich urſprünglich eins geweſen ſind. Offenbar ſind es unter ſich theils das lateiniſche *oculus*, wovon mit mancherley Umgeſtaltungen das italieniſche *occhio*, das portugieſiſche *olho*, das ſpaniſche ähnlich ausgeſprochene *ojo*, und mit einer andern Wendung des lateiniſchen Lautes das franzöſiſche *oeil* (plur. *yeux*), rhätiſche *ölg*, languedokiſche *yöl*, gasconiſche *el*, bearniſche *oueil*, das piemonteſiſche *oll* herrühren; theils das deutſche *Auge*, neben welchen mit eben ſolchen Umwandelungen das angelſächſiſche *eage*, engliſche *eye*, holländiſche *oog*, däniſche *oege*, ſchwediſche *oega* ſtehen; theils das polniſche *oko*, ruſſiſche *oko* (plur. *otſchi*), wendiſche *woko*, illyriſche *okko*, litthauiſche *okkis*. Das griechiſche Zahlwort πέντε lautete in verſchiedenen Gegenden Griechenlands, ſelbſt nach ſichern Nachrichten, auch πέμπε und κέντε; in letzterm kann man nicht die Aehnlichkeit mit *quinque*, dem ital. *cinque*, dem franzöſ. *cinq*, dem ſpaniſchen *cinco* verkennen, und in erſterm eben ſo wenig die Aehnlichkeit mit dem bretagniſchen *pimp*, dem walliſiſchen *pum*, und dem deutſchen *fünf*, im Möſogothiſchen *fimf*, in andern alten und neuen Dialekten *fif*, holländiſch *vyf*, engliſch *fife*, ſweogothiſch *fim*, däniſch und ſchwediſch *fem*. — Bloſser *Zufall* kann dieſes Zuſammentreffen bey einer Menge von Wörtern nicht ſeyn. Dieſs ſind offenbar Aeſte und Zweige Eines Stammes. Wie z. B. jene verſchiedenen Formen in den lateiniſchen Töchterſprachen urkundlich in ihrer gemeinſchaftlichen Mutter ihren Vereinigungspunkt haben: ſo müſſen wir ſchlieſsen, daſs ihn auch dieſe ſo verwandten Wörter übrigens ganz verſchiedener Sprachſtämme haben, und ihr Hervorgehen aus Einer Urquelle eben ſo gut annehmen, als dieſs augenſcheinlich iſt bey Wörtern, deren Urſprung und Uebergang in andere Sprachen wir geſchichtlich nachweiſen können, wie bey ἐπισκοπος, *episcopus*, ital. *vescovo*, ſpan. *vescove*, arabiſch أسقف *(äskof)*, deutſch *Biſchof*, engl. *biſhop* (Biſch'p), franzöſ. *évêque*, poln. *Biskup*, ungariſch *Püspök*. Von Einem Urſtamme gehen alle dieſe ähnlichen Wörter, von Einem Urſtamme gehen Sprachen mit vielen ſolchen deutlich verwandten Wörtern aus. Wenn dieſes Zuſammentreffen bloſser Zufall wäre: warum zeigt es ſich nicht eben ſo zwiſchen den genannten Sprachen, und den afrikaniſchen, amerikaniſchen, auſtraliſchen? Dieſs zuzugeben, eine gemeinſchaftliche Urſache jener Uebereinſtimmung anzuerkennen, dürfen nicht Nebenfragen abhalten, welches der Urſtamm ſey, welche die tiefern und höhern Aeſte. Darüber kann man ſtreiten, vielleicht ohne Ende, und ohne jemaligen Erfolg ſtreiten; aber die Vor- und Hauptfrage, daſs ein Band des Zuſammenhanges ſich durch viele, jetzt getrennte Sprachen ziehe, bleibt deshalb immer durch das Factum ſelbſt entſchieden. Es iſt etwas Anderes, dieſen Zuſammenhang der Sprachen zu zeigen und anzuerkennen, als die Art und die Urſachen deſſelben beſtimmt und detaillirt angeben zu können. Jedes Maſs und Ziel hat oft der Strom etymologiſcher Hypotheſen, Träume und Spielereyen im Einzelnen und im Ganzen überſchritten, durch Verdoppelungsgläſer hat man die angeblichen Aehnlichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten vervielfacht, und ſelbſt das wohlgegründete Reſultat des Zuſammenhanges der Sprachen aufs Spiel geſetzt. Aber man müſste mit ſehenden Augen blind ſeyn, wenn man ihn mit abſprechender Kälte abläugnen wollte. Wer ruhig forſchend die ganze Maſſe ähnlicher Laute mit

ähn-

Digitized by Google

ähnlichen Bedeutungen sich vor die Seele stellt: dem kann sie nicht als Zufall, sondern nur als Zusammenhang erscheinen. Deshalb haben wir also noch nicht den Urstamm verwandter Sprachstämme, die Ursprache und Urfitze des Menschengeschlechts selbst, und die Anciennetät vorhandener Sprachen gefunden. Sogar der älteste Erklärungsversuch des Verhältnisses vieler Sprachen, die Mythe vom babylonischen Thurmbau, blieb bey der Anerkennung des Zusammenhangs und der Erklärung des Factums der Differenz stehen. Selbst die Urlaute, die in jenen ähnlichen Worten auf mannichfaltige Weise umgewandelt sind, haben wir deshalb noch nicht gefunden, und könnten leicht betrogen werden, mehr vorauszusetzen, als unmittelbar gewiss ist. „Jede Sprache, sagt *Adelung* in seiner trefflichen ältesten Gesch. d. Deutschen, ihrer Sprache und Literatur, besteht aus wenigen hundert Stammwörtern, welche den ganzen Reichthum menschlicher Begriffe erschöpfen, und auch dem künftigen Reichthum gewachsen sind. Es kann also nicht fehlen, dass jede Stammsylbe in Einer Sprache sehr oft, und in allen zusammengenommen unzählige Mal wiederkommen muss, bald in ähnlicher, bald in entfernterer Bedeutung. Man suche solche Stammsylben in mehrern Sprachen auf, und erstaune über die Menge von Bedeutungen, die sie haben. So hat *Tat, tot* unzählige Bedeutungen, so *mr* mit mancherley zwischen stehenden Vocalen." Aehnliche Aeusserungen über solche ursprüngliche Monosyllaben hat Hr. *D.* auch z. B. T. I. S. 296., und man sieht anderwärts, dass es dem Etymologen wenig hilft, bis zu solchen, durch das Organ gleichsam selbst veranlassten, Lauten zurückgeschritten zu seyn, die als solche keine bestimmte Bedeutung, und bey verschiedenen Nationen verschiedene haben.

Wenn sich dagegen wirklich bey vielen Stammwörtern verschiedener Nationen auffallende Aehnlichkeit des Lautes sowohl als der Bedeutung verbindet: dann eben ist dies nicht blos Zufall, dann ist die unbedenklich feste Grundlage da zu Schlüssen über Sprachzusammenhang. Dann kommt es blos darauf, aber auch auf nicht weniger als darauf an, zu prüfen, *wie weit* wir schliessen dürfen, und ob nicht durch die Unfruchtbarkeit des Bodens die Hoffnung des Erfolgs wieder verschwinde. Wenn die Umgestaltung eines Stammlautes so gross, oft zwey- ja dreymalige Aenderung ist, wie es sich selbst in den obigen Beyspielen zeigte: so reicht ihre Aehnlichkeit oft *nicht zu* zur Grundlage von Schlüssen auf Zusammenhang. Wenn die Etymologen nachweisen, wie ein Laut in den andern übergegangen sey, und einen einzelnen Fall mit ähnlichen Beyspielen belegen: so haben sie dadurch doch nur Möglichkeiten nachgewiesen, nicht das Factum der Identität der Wörter mehrerer Sprachen dargethan. Erkennet man auch das Daseyn des Zusammenhanges im Allgemeinen an, er wird vielleicht nicht wieder erkennbar im Einzelnen seyn. Allerdings hat man nur zu oft geglaubt, für die Identität verglichener Wörter alles Nöthige gethan zu haben, wenn man z. B. angab, dass *e* in *i*, *b* in *v* verwandelt, *l* ausgefallen sey. Auch in unserm Werke findet man oft bey Einem Worte eine ganze Reihe solcher Angaben, weil der Vf. (s. T. III. S. 159.) es bisweilen für besser hielt, Etwas, als gar Nichts, über dem Ursprunge nach dunkle Wörter zu sagen. Je gröser jene Reihe wird, je zusammengesetzter und künstlicher die Voraussetzungen sind: desto weiter ist die Kluft zwischen solchen Möglichkeiten und der Wirklichkeit. Aber doch ist eben so oft die Identität des Worts, ungeachtet mehrmaliger Veränderung, offenbar.

Es kömmt also nur darauf an, ruhig und parteylos zu prüfen, ob die Ausbeute einer Analyse wirklich vorhandener und historisch beurkundeter *Fälle* der Wortbildung durch Umwandelung der Laute so gering und so unergiebig für den Erweis der Identität anderer Wörter und des darauf gegründeten Zusammenhanges ganzer Sprachen sey. In solchen unbestreitbaren Fällen stehen wir festes Fusses, beobachtend, was wirklich und unläugbar geschah. Wenn wir daraus nicht mehr folgern, als was unmittelbar und augenscheinlich daraus hervorgeht: so sind auch diese Resultate gesichert.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Mannheim*, in d. Spitalbuchdr.: *Rechtliche, einen von dem mütterlichen Grosvater in einer letzten Willensmeinung übergangenen Enkel betreffende*, von *Fr. Wilh. Gambsjäger*, der beeden Rechten Doctorn und öffentl. ordentl. Lehrer an der hohen Schule in Heidelberg, *erörterte Fragen*. 1805. 40 S. 8. — In Beziehung auf einen bestimmten, hier voraus erzählten, Fall werden in dieser Schrift gründlich und aus richtigen Grundsätzen folgende zwey Fragen abgehandelt: 1) ob der hinterlassene Enkel die ihm nachtheilige grosväterliche Disposition anzufechten berechtiget sey? und 2) mit welchem Rechtsmittel er dieselbe umstossen könne? Zur Auflösung der dritten Frage: ob die der grosväterlichen letzten Willensverordnung beygefügte *Clausula privatoria* von rechtlicher Wirkung sey? hat zwar der Vf. einige vorläufige Untersuchungen angestellt, sich aber die Beantwortung derselben, mit Anwendung auf den vorliegenden Fall, noch vorbehalten.

Num. 38.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. Februar 1807.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Maurer: *Vergleichung von vierzehn Sprachen Europens* — von D. *Jenisch* u. s. w.

2) Berlin, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, qu'on parle et qu'on écrit en Europe, par l'Abbé *Charl. Denina* etc. T. I. II. III.

(*Fortsetzung der in Num. 37. abgebrochenen Recension.*)

Unbestreitbar gewiss und historisch ist die Art der Verwandtschaft des Lateinischen zum Griechischen, und des Italiänischen, Französischen, Spanischen, Portugiesischen unter sich und mit ihrer gemeinschaftlichen Mutter. Identität der Wörter theils zwischen diesen Sprachen, theils zwischen ihnen und andern, zeigt sich unläugbar, ungeachtet folgender Veränderungen *einzelner Laute* der Wörter. Von *exemplum* hat der Italiäner auf der einen Seite *esempio*, auf der andern der Spanier *egemplo* gebildet; von *aequalis* kommt *égal*, Ital. *uguale*, Span. *igual*; von βρέμω und σκάω: *fremo* und *fascino*; von φῶγος: *focus*, und von *foyer*, *nâitre*, *pâitre* und *connâitre* von *nasci*, *scere* und *cognoscere*; *peindre*, *plaindre* von *pingere* und *plangere*, das Spanische *nombre* von *nomine* (wie *nombre* von *homo*), und das Französische *nombre* von *merus*, das Portugiesische *brando* und *frasco* von *unco* und *Flasche*, im Spanischen *hierro* und *hazer* von *ferrum* und *facere*, *Heinrich*, *Henrich*, *Henry*, das Ital. *Arrigo* und das Syrische ܗܢܪܝ (*Herri*) sind Ein Wort, eben so קרן *Horn* und *cornu*, *corne*, Span. *cuerno*, *piscis* und *Fisch*, φύλλον, *folium* und *feuille*, קבל, *camelus*, und גמל (*dschamel*), *jambe*, *gamba* und Neapolitanisch *gamma*, ἱμάτιον, Gothisch *Heimda* und *Gemde*, ἕστιον, *vestis* und *Weste*, κύλιξ, *calix* und *Kelch*, *Bruder*, *frater* und *frère*, *kochen*, *coquere* und *cuire*, Οὐσσεύς und *Ulysses*, *Scaldis*, *Escaut* (wie *au* aus *al* im Französischen unzählige Mal wird) und *Schelde*, *Forum* und das Französische *or*, *alt*, *tief*, *Wald* und *Gelt*, und das Englische *old*, *deep*, *wood* und *world*, *Lust*, *libido*, *lieben*, und das Englische *love*, *hâte* und *fast*, φῆγος, *fagus* und *Buche*, *tonner* und *staunen*, *foudre*, *poudre* (nach älterer Schreibart *fouldre* und *pouldre*) kommen von *fulgur* und *pulvis*, von *computare*: *compter* und *conter*, von *clamare* das Ital. *chiamare* und das Span. *llamar* (*gliamar*), von *ecclesia* auf der einen Seite Ital. *chiesa*, auf der andern Französ. *église*, von *plenus* das Ital. *pieno* und das Span. *lleno*, von *plorare*: *pleurer*, Span. *llorar*, von *similis* und *simulare* auf der einen Seite das Ital. *somigliare*, auf der andern das Französische *sembler*, und davon das Ital. *sembrare*, von *metus* und *petere* das Span. *miedo* und *pedir*, von *cooperire* und *decooperire* das Ital. *scoprire* und das Franz. *découvrir*, von *praedicator*: *Prediger*, *car* von *quare*, von *stannum*: *étain*, von *stella*: *étoile*, neben *umwickeln* das Poln. *uwikłać*, neben ἵππος in andern Gegenden ἵκκος, davon *equus*, von *nox*, *nocte*, Ital. *notte*, Span. *noche* (wie *pecho* von *pectus*), Franz. *nuit* (wie *fruit* und *huit* von *fructus* und *octo*); neben ποῦς auf der einen Seite: *Fuß*, *foot*, *foet*, *voet*, auf der andern *pes*, und davon *piede*, *pie*, Gascogn. *pe*; neben μιγνύω und μίσγω das Deutsche *mischen* und das Polnische *mieszać*, von jenem *misceo*, *mixtum*, davon im Mittelalter *misculare* und *mixtulare*, davon das Ital. *mischiare* und *meschiare*, *mescolare* und *meschiare*, davon das Französ. *mesler* und *mêler*. Eben so sichere Beyspiele der *Weglassung* der Anfangs-, End-Buchstaben oder Sylben sind: *nosco* von γινώσκω (wogegen mit γνῶ der deutsche Stamm *kenn*, *know* zusammenhängt), von γάλακτος: *lacte* (wovon Ital. *latte*, Franz. *lait*, Span. *lecho*, Portug. *leit*); im Ital. *remita* und *rede*, *vena* und *rena* statt *eremita*, *herede*, *avena*, *arena*. Der Charakter des Uebergangs lateinischer Wörter ins Französische ist dagegen überhaupt Weglassung der Endsylbe, auffallendere Weglassungen aber sind *ange* von *angelus*, *carme*, Carmeliter (neben dem Föminin *carmelite*); in der Mitte: von *insula*: Ital. *isola*, Französ. *isoler*, *isle* und *île*; von *color* und *dolor* Portugies. *cor* und *dor*; *caetera* für καὶ ἕτερα, das Portugies. *pessoa* für *persona*; von *regione* und *civitas* im Ital. *rione* und *città*; von *credatis*, *cardinales*, *Joannes* das Portugies. *creais*, *cardeaes*, *Joao*; von *potuisset* das Französ. *pût* und das Ital. *potesse*; von *quatuor tempora*: *Quatember*; von *Kirchmeß*: *Kirms*; *Mamsel*, Ungar. *Mamzel* von *Mademoiselle*; *aumône* von *Almosen*, und dieses von ἐλεημοσυνή; *Marne* von *Matrona*: *Seine* von *Sequana*; und besonders bey Städtenamen: *Saragossa* von *Caesarea Augusta*; von *Augusta* (*praetoria*) *Aosta*, *Osta* und *Aoûte*; *Fossombrone* von *Forum Sempronii*; *Friuli* und *Friaul* von *Forum Julii*. Deutliche *Zusätze* am Anfange fand besonders *e* im Französischen vor einem Doppelconsonanten: *escalier* von *scala*, *école* von *schola*, *Espagne* und *Hispania* neben Σπανία, und mit ähnlichen Vorsätzen eine Menge arabischer Wörter. Auf der andern Seite ist griechischen Wörtern *s* vorgesetzt, z. B. *fus* von ὗς, *a* im Spanischen *aquesta* für das Ital. *questa*. Offenbare *Versetzungen* der Consonanten sind ἅρπαξ und *rapax*, ἕρπω und *repo* (neben *serpo*, so wie man im Griechischen sowohl κρατερός als καρτερός sagte, und in Ober-Italien *arser* für *rifare* sagt), *Orlando* neben *Roland*, das Sardinische *bregogna* neben

Digitized by Google

neben *vergogna*. Unſtreitig erfolgte *Veränderungen der Bedeutung* ſind *dico* von δείκνυμι, *video* (woneben *weiten*, *wiſſen*) von εἶδω, vom latein. *ſentire* das Ital. *ſentire* (hören), von *bas* (unten) *bas* Strumpf, eigentlich *bas de chauſſes* (das Speciellere ſtatt des Allgemeineren), *aula* von Viehſtand und Hofhaltung, und eben ſo: *Hof* ſelbſt; *immolare* von *mola*, weil *mola ſalſa* die älteſte Art der Opfer war; von *campus: champ* (Lager) und *camp* (Feld); von *coſta: coté*, *côte* und *Küſte*. S. T. I. S. 6. 48. 63. 64. 139. 152. 156. 159. 161. 221. 231. 237. 248. 249. 252. 253. 261. 282. 357. 358. 376. T. II. S. 27. 29. 53. 73. 84. 90. 93. 97. 98. 105. 108. T. III. S. 88. 140. 151. 152 u. a. Hunderte von eben ſo ſchlagenden Beyſpielen laſſen ſich noch aus Hn. *Denina's* reicher Sammlung aufſtellen. Alſo der Fälle ſind *viele*, wo die Identität veränderter Laute unverkennbar iſt; ihre Menge beurkundet der Zuſammenhang der Sprachen im Ganzen. Bey der Regelmäſsigkeit, mit welcher dieſe Veränderungen der Laute deutlich in einerley Fällen erfolgt ſind, und welcher phyſiſche Urſachen der Organiſation zum Grunde liegen müſſen, kann man Analogieen bilden, wie ſie anderwärts, wo das Factum nicht ſo augenfallend iſt, eben ſo erfolgt ſeyn werden, um dadurch die *Identität* der Wörter verſchiedener Sprachen gewiſs, oder mehr oder weniger wahrſcheinlich zu machen. Die Wiſſenſchaft fordert es durchaus, ſolche Analogieen zu ſuchen und anzuwenden. Den Weg zur Vergleichung der Sprachen, und zur Entdeckung ihres Urſprungs und der Verhältniſſe der Sprachen öffnen nur ſie, und es iſt höchſt anziehend, die umgearteten Zweige eines Stammes bis in ihre Pflanzſtätte zu verfolgen. Die älteſte Geſchichte der Sprachen deckt ein mehr oder weniger dichter Vorhang: wer wollte es deshalb bedenklich finden, ihn möglichſt zu lüften, weil man ihn nicht ganz aufziehen kann, und nicht überall, wo man hinter ihn blickt, gleich helle ſieht. Es hat durchaus keine Gefahr für die Vorſicht des Forſchens, jene Analogieen zu verfolgen, und auf möglichſt viele Sprachen anzuwenden: ſo bald man nur nicht das blofs Wahrſcheinliche für gewiſs, und das minder Wahrſcheinliche für überwiegend wahrſcheinlich hält; ſo bald man alſo die *Grade der Wahrſcheinlichkeit* ſorgfältig unterſcheidet. Wenn die Grundlage blofse Wahrſcheinlichkeit hat: ſo hat auch das Reſultat keine volle Gewiſsheit. Aber Anſpruch auf Berückſichtigung darf ſchon eine Summe der Wahrſcheinlichkeiten machen, wenn ſie auch noch nicht Uberzeugung fordern darf. Oft fehlen dann blofs ein paar Mittelglieder der Sprachanalogie, die zuweilen die genaueſte Kenntniſs der Volksmundarten der verglichenen Sprachen liefert, oder einige hiſtoriſche Data, um die Wahrſcheinlichkeit zur Ueberzeugung zu erheben. Wenn man von der Erwägung jener ſcheren Fälle herkömmt: ſo wird man die Identität anderer Wörter wenigſtens faſt überzeugend finden, z. B. folgender: des Italiän. *coſtume*, des Franzöſ. *coûtume* und des Span. *coſtumbre* mit *conſuetum*, *armus* mit *ramus*, *parvus* mit παῦρος, *anſer* mit *Gans*, χὴν, Niederſächſ. *Goos*, Bretagn. *Goas*, Wendiſch *Gus*, Poln. *Gęs'*; *kaufen* mit dem Polniſchen *kupić* und dem ſpecielleren *caupo*, *ití* mit *ſtato*, *écûme* mit *Schaum* *émaille* und *Schmalz*, *Lippe*, *labium*, *levre*, *libo* und λείβω, *hortus*, *Garten*, *Garden*, *jardin*, *ſevrer* (entwöhnen) und *ſeparare*, *bon* und das Portugieſ. *bom*, das Ital. *foglio* und *figlio* mit dem Span. *hoja* und *hijo*, *vicus* und οἶκος, wie gewiſs *vinum* und οἶνος eins ſind, das Engl. *write* und *écrit*, welches wiederum von *ſcriptum*, *ſcribere*, γράφειν, *ſchreiben* kömmt, das Spaniſche *milagro*, *peligro* und *miraculo*, *periculo*, *ſequi* mit dem Ital. *ſeguire* und dem Franzöſ. *ſuivre*, *parola*, *parole* und *parabola*, לֵב, *camelus* und das Franzöſ. *chameau*, von παίφοχος und *Pfarr*, von Κυριακὴ, *Kerke*, *Kirche* (womit hinwiederum das Engl. *church* doch auch zuſammenhängt); *lacryma* und δάκρυ, *cangiare*, im Franzöſiſchen *changer* (im Gascon. aber *cambiament* ſtatt *changement*); eben ſo *finge*, *fonge* von *ſimia*, *ſomnium*, *rouge* und *ſage* vom Ital. *rubio* und *ſavio* (*ſapiens*), *chercher* von *cercare* (herumgehen, und: ſuchen). S. T. I. S. 33. 137. 146. 245. 282. 285. T. II. S. 84. 103. 121. 161. T. III. S. 157 u. a. Analogieen ſind es, nicht blofs einzelne Fälle, worauf die hohe Wahrſcheinlichkeit dieſer beruht.

Die Divinationsgabe, welche zum Aufſuchen und Benutzen dieſer Analogieen unentbehrlich iſt, kann zu weit gehen. Dieſs ſind Abwege, die aber nicht den Weg ſelbſt verſperren, ſondern nur vermieden werden müſſen, um ihn richtig zu gehen. *Verkennung der Grade der Erkenntniß* iſt der vornehmſte unter ihnen. Der Inbegriff der in einander übergehenden Conſonanten und Vocale muſs allerdings der Seele vorſchweben, und gewährt unſtreitig Materialien zu Schlüſſen; aber mehr als blofse Möglichkeit der Veränderung liegt nicht darin; das häufige Eintreten derſelben Veränderung bildet mehr oder weniger bindende Analogieen. Geſichert aber iſt das Reſultat nur, wenn eine ſprechende Menge von Fällen von der einen Seite durch hiſtoriſch beglaubigten Zuſammenhang der Völker; von der andern beſonders durch ein vollſtändiges Zuſammentreffen der Bedeutung der ähnlichen Wörter beſtätigt wird. Mögen dann der Veränderungen mancherley ſeyn, welche das aus der einen in die andere Sprache übergegangene Wort erfahren hat: kein Vorurtheil gegen eine ſolche Veränderung, ſobald nur die Analogie hinlänglich ſicher ſteht, kein Vorurtheil gegen den Zuſammenhang gewiſſer Sprachen darf von der Anerkennung der Identität der verglichenen Wörter bey ſchlagenden Gründen abhalten, da eben ihr Zuſammentreffen nicht Zufall ſeyn kann. In der engen Verbindung der Bedeutung der beiden Wörter liegt immer die Hauptentſcheidung: denn gerade ſie kann am wenigſten dem blofsen Ungefähr zufallen. So gewiſs die Uebergänge auch der Bedeutung z. B. vom Speciellern zum Allgemeinern zuweilen erfolgt ſind: ſo iſt doch dieſe Analogie, blofs überhaupt genommen, zu vag, und läſst der Phantaſie einen zu weiten Spielraum, als dafs ohne weitere Gründe einzelne Fälle darunter ſubſumirt, und die Identität der Wörter darauf ſicher gegründet werden könnte. Indeſſen auch das Zuſammentreffen der Bedeu-

deutung hat ſeine Grade, ſchon auffallende Aehnlichkeit ihr Gewicht, und ein weit gröſseres, als bloſse Aehnlichkeit des Lautes. Erzwingen oder erſchleichen darf weder dieſe Aehnlichkeit des Lautes durch eine Reihe geſuchter Analogieen, noch auch die Aehnlichkeit der Bedeutung, als Metapher, Melonymie oder Synekdoche, wem es um hiſtoriſche Wahrheit zu thun iſt, nicht bloſs um Lieblingsetymologie oder Lieblingshypotheſe. Die Unſicherheit der Anwendung entfernter Analogieen erhellet am meiſten dann, wenn mehrerley Analogieen zugleich anwendbar ſind, z. B. wenn man *Hellen* von *collis* hat ableiten wollen, ſ. T. I. S. 381., gleich als ob dem vagen Suchen nach entfernter Aehnlichkeit des Lautes, nicht eben ſo gut *vallis* vorſchweben müſste, und Veränderungen beider Art gleich belegbar wären; oder *Tugend* T. I. S. 164. vom hebräiſchen *Dummah* (?) oder von δύναμις. Bey *greifen* kann man nach S. 148. zwiſchen viererley Wörtern herumrathen. Wenn erſt durch unentſcheidende Gründe beſtimmt werden ſoll, welche von mehreren möglichen Buchſtaben-Veränderungen im einzelnen Falle eintrete, und dann doch die eine gewählt wird: ſo iſt natürlich die darauf gegründete Vergleichung eines Worts der andern Sprache noch weit unſicherer. Es iſt nicht genug, irgend eine Annahme mit einigen ähnlichen Beyſpielen der Veränderung zu belegen. Je ſeltener die Analogie, je künſtlicher die Verbindung mehrerer iſt: deſto geringer iſt die Wahrſcheinlichkeit, daſs ſie eintrete. Es giebt mehrere Fälle, wo die Formbuchſtaben der einen Sprache als Hauptbuchſtaben des Worts in eine andere Sprache übergehen, und umgekehrt; z. B. ΣΜΥΡΝΑ von Ἑρμῆς, τος, Κῦρος, ρου, von כרש. Aber vorausſetzen darf man ſo ſeltene Fälle nicht, und nicht, wie es geſchehen, *Sohn* mit υἱὸν vergleichen, wenn auch der Hinzutritt des *S* am Anfange keine Schwierigkeit hätte, *Medina* in Spanien (von מדן) mit *Metymna* in Lesbos und μέδυ. Oft wird eine recht ſcheinbare Etymologie eines Worts einer Sprache augenblicklich vernichtet, ſobald die Vergleichung ihrer Dialekte zeigt, daſs das, was man für einen Hauptlaut hielt, bloſser Nebenlaut iſt. Wir ſehen unläugbare Beyſpiele der Umſtellung der Buchſtaben, vielleicht kömmt auch *forma* von μορφη. Nach fehlerhafter Auffaſſung, nach einer nachläſſigen Ausſprache einzelner Individuen ſind Wörter in andere Sprachen übergegangen. Aber wer darf auf ſolche Ausnahmen rechnen, und ſie in Anſchlag bringen, wo es dem *Erweis* der Identität der Wörter gilt? Man erſieht leicht, daſs man auſserdem durch anmaſsliche Anwendung vager Vergleichungen aus Allem Alles machen, und die Verwandelung der Laute bis zum lächerlichſten Spiele treiben könnte, um nur endlich Aehnlichkeit herauszubringen, die ſodann für Identität der Wörter gelten ſoll. Um deſto mehr muſs gewiſſenhafte Vorſicht und überlegte Feſtigkeit der Grundſätze über jedem etymologiſchen Verfahren walten. Einen eigentlichen Maſsſtab der Anwendung deſſelben feſtſetzen zu wollen, würde nur zu einer Art von Mechanismus führen können. Aber bey der Betrachtung der einzelnen Etymologieen zeigt ſich der Unterſchied deutlich genug, und der mehr oder weniger geringe Grad der Wahrſcheinlichkeit der folgenden fällt in die Augen, ſobald man das Hauptziel: Erweis der Identität der Wörter, mit den Umwegen und Abwegen vergleicht, durch welche man dahin geführt werden ſoll. Die Endung κοντα an den Zehnern der Zahlwörter iſt von κοντός, *contus* (Stange) abgeleitet worden, *lingua* von φθόγγος, *us*, *aus* und das ungar. *ki* von ἐκ u. dgl., im Italiän. bloſs *s*, *Pomerania* und *Armoris* vom Stammwort, welches bey *Meer*, *mare*, *Moraſt* zum Grunde liegt, und den Präpoſitionen *po* und *ad*, *Nord* von ἄνω und ἄρκτος, *Bruſt* von πρόσθεος, *Ochs* von βοῦς, *faba* von πυάμος, *Erbſe* von *herba*, *Frucht* und κάρπος, *Ziege* und *Geis*, *Blatt* und πέταλον, *kleba* im Poln. Brodt von *kto* (dem Relativ-Pronomen) und *leben* wie *camangiare* u. *aliquid ad manducandum*, bedeutet, *blanc* von *bleich*, und dieſes von λευκὸς, *blau* von *flavus*, *achten* von ἀχθεῖς und ἄγειν, *geben* und *praebere* von *beren*, *koſten* von γεύειν, *kriegen*, auch in der Bedeutung: nehmen, von *Krieg*, und dieſes von *kri*, κρίζειν (*ſtridere*) oder von χρὶς, *laufen* von λαφθάζειν, *leben* von λείβω, weil ἀλιβὰς leblos bedeute (aber es bedeutet ſaftlos, und nur uneigentlich auch jenes), *mögen* von μόγειν, *ſchenken* von *ſcantio* und von ξενικὸν, *ſteigen* von στέγειν, *ſuchen* von ὕχειν, das engl. *ask*, *but* und *top* von ἀσχεῖν, *at* und τόπος, *lieben* von φιλεῖν, *bös* von *pejus*, *gêner* vom hebr. *gehenna*, *faſten* und ἄπαστος, *is* und *qui* von ὃς, *hirundo* von χελιδὼν, *loquor* von χλωπάομαι, *Saturnus* vom deutſchen *Ur* und *Sator* (*ſator aeternus*), *cum* von σὺν; *veho* von ὀχέω und nicht von *veha* Weg; die Endungen *dum* und *do*, von *do*, ich gebe, und die polniſche *enie* von *heit*, *ob* von ὑπερ, das ungar. *viz* vom poln. *voda*, und dieſs ſowohl als *udus*, *humidus*, *ſudor*, von ὕδωρ, von deſſen letzter Sylbe *dor* wiederum der Name vieler Flüſſe, ſo wie von *Regen*, *ren*, *re*, *er*, *ar*, der Name anderer kommen ſoll, das engl. *build* von *bauen*, ſ. T. I. S. 60. 61. 126. 138. 141. 153. 154. 156. 162. 179. 184. 188. 191. 193. 200. 220. 221. 246. 251. 269. 278. 282. 290. 299. 307. 311. 320ff. T. II. S. 187. T. III. S. 111. 118 u. ſ. w.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

MATHEMATIK.

FRANKFURT a. M., b. Mohr: *Anfangsgründe der gemeinen Rechenkunſt*, *Algebra und Meſskunſt*, von *Klemens Stix*, Lehrer der reinen Mathematik. *Erſter* Theil, *gemeine Rechenkunſt*. — *Erſter* Band. 1805. 322 S. 8. (20 gr.)

Auch unter dem beſondern Titel:

Anfangsgründe der gemeinen Rechenkunſt. — *Erſter* Band, enthält die Lehre von ganzen und gebrochenen Zahlen, dann die der Verhältniſſe und Proportionen, nebſt Anwendungen derſelben. Zum gemeinnützigen Gebrauche ſowohl, als

auch

Digitized by Google

auch insbesondere zur Einführung in die Mathematik u. s. w.

Der Vf. dieses Werks, von dem wir bis jetzt nur gegenwärtigen *ersten* Band gesehen haben, will seiner Jugend und andern Rechnungsfreunden einen wichtigen Dienst leisten, indem er ihnen bey einem gründlichen System im Vortrage, auch einen grossentheils noch neuen, sichern und leichten Weg zu zeigen, verschiedene, oft kritische Rechnungsfragen ohne Schwierigkeit aufzulösen, und sie auf solche Weise zu glücklichen Fortschritten für höhere Wissenschaften vorzubereiten gedenkt. Es gehört diese Schrift wirklich zu denjenigen, welche zwischen einer demonstrativen Rechenkunst und den gemeinen praktischen Rechenbüchern das Mittel halten; es werden nämlich Begriffe und Grundsätze vorausgeschickt; nur hätte der Vf. auch daraus für die Hauptsätze und Aufgaben die nöthigen Beweise herleiten sollen: er hat aber blos durch Anführung der Paragraphen darauf hingedeutet und die Zusammensetzung des Beweises selbst dem Leser überlassen. — Bey den Grundsätzen sagt er blos im Allgemeinen, dass, wenn Gleiches mit Ungleichem in Verbindung komme, jedesmal Ungleiches daraus entstehe; es hätten aber die Fälle bestimmt unterschieden werden sollen, wo die Art der Ungleichheit in der nämlichen Ordnung bleibt, und wo die Ordnung abwechselt. Wenn nämlich Gleiches zu Ungleichem addirt u. s. w. wird, und das Grösere ist vorher auf der rechten Seite: so ist auch nachher das Grösere allemal auf der rechten Seite; wird Ungleiches zu Gleichem addirt oder damit multiplicirt: so ist es wieder eben so; wenn hingegen Ungleiches subtrahirt, oder damit dividirt wird: so kommt auf der Seite, wo vorhin Grösseres stand, Kleineres zu stehen, und so hinwiederum. Bey der Bruchrechnung ist auch die Lehre von den Decimalbrüchen mitgenommen, und das Nöthige von den zusammenhängenden Brüchen mit beygebracht. Die Potenzenlehre ist für einen folgenden Band aufbewahrt. Die Proportionsrechnungen sind aber wieder ausführlich vorgetragen, und vielfältig, besonders auf kaufmännische Vorfälle, angewendet worden; zu diesem Behufe finden sich auch Tafeln zu Reductionen und eine Menge Exempel zur Uebung der Verstandeskräfte und zur Unterhaltung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Allgemeine Sprachkunde. *Warschau*, gedr. b. Ragoczy: *M. Sam. Gottl. Linde's* Fortsetzung der Abhandlung *von den Grundsätzen der Wortforschung*, als Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung der Schüler des Kön. Lyceums zu Warschau. 1805. Poln. und Deutsch. 12 u. 23 S. 4. — Die in der Recension des *Denina*'schen Werks gezeigten Grundsätze müssen auch der Beurtheilung dieser schätzbaren Gelegenheitsschrift zum Grunde liegen, welche, wie schon bey der Anzeige ihres Anfanges (A. L. Z. 1800. Nr. 151.) bemerkt worden, sich, ihrem nächsten Zwecke ganz gemäss, vorzüglich auf die Sprachen des Slawischen Stammes, und daher entlehnte Beyspiele beschränkt. Der verdiente Vf., welcher in jenem ersten Programm Beyspiele der Veränderung der Laute, und Scalen der am meisten veränderten Buchstaben gegeben hatte, schreitet in diesem um ein Beträchtliches weiter vorwärts. In *drey* Kapiteln geht er die *mancherley Schwierigkeiten, mit denen der Wortforscher zu kämpfen hat*, die *etymologischen Hulfsmittel*, und die *verschiedenen Grade der etymologischen Gewissheit* durch. In dem *ersten* wird unter andern das Poln. *pełny*, Russ. *polniy*, *polon*, Cärn. *poln*, (Wind. *pulen*, *poun*, Croat. *pun*), Böhm. *plny* verglichen, um die Versetzung der Buchstaben zu zeigen, die Veränderungen des Lautes *crux* in den verschiedenen Sprachen, durch die Umwandelung und Zusetzung ganzer Sylben nach der Landesart, und die Veränderung der Bedeutung, dass z. B. *volim* bey Krainern und Winden: ich *will*, *wähle*, bey den Russen *woliu*, ich *will*, *wünsche*, bey den Polen *wolę*, *wolić*, ich *will lieber*, bedeutet, weil für: *wollen*, schon *chcę*, *chcieć* dagewesen. Von dem Weglassen wirklich wesentlicher Buchstaben gebe kein Slawischer Dialect so augenscheinliche und häufige Beyspiele, als das Wendische in der Lausitz. Aber wenn *cora* und *córka* und θυγατηρ durch eine ganze Scale von Auslassungen in der Zusammenstellung der Namen dieses Begriffs in den verschiedenen Sprachen auf Einen Stamm zurückgeführt werden sollen: so ist dies offenbar zu weit gegangen, und Folge davon, dass die Grundsätze des etymologischen Verfahrens nicht in voller Allgemeinheit, Schärfe und Strenge aufgefasst, ausgeführt und angewendet sind. Fällt jenes Wort mit einem griechischen zusammen: so könnte man an κόρη noch eher denken. Weit gewisser ist das Ausfallen so wesentlicher Buchstaben bey Umwandelungen der Taufnamen, und besonders bey ihren Diminutiven, wovon der Vf. interessante Beyspiele aus der Slawischen Sprache giebt. Als *etymologische Hülfsmittel* wird die Rücksicht auf ältere Schreibart der Wörter, z. B. bey *rzetelny* auf *érztelny* (ähnlich dem Böhmischen und Russischen *zrastedlny*, *zrytelniy*), und auf die älteren Bedeutungen der Wörter angeführt, z. B. *obmowa*, sonst: Umschreibung, dann: Beredung. *Conferenz*, itzt: Verläumdung; *arkusz*, der Bogen Papier, und die Nothwendigkeit der Vergleichung theils der Provincial-Dialekte, theils verschwisterter Mundarten gezeigt, z. B. bey *fartuch*, Böhm. *fertuch*, welches das Oberdeutsche: Fürtuch, ist, wofür man Hochdeutsch: Schürze, sagt. Der folgende, übrigens recht schätzbare, Paragraph über die Verschiedenheit der Bedeutung eines Worts in verschwisterten Sprachen, z. B. dass *wątroba* Poln.: die Leber, Russ.: das Herz; Poln. *fakonnik*: der Ehemann, Russ. *zakonnik*: der Mönch, bedeute, gehörte mehr in das vorhergehende, als dieses Kapitel. Besonders wenn Wörter oder ihre Gegenstände später nach schon erfolgter Trennung der Mundarten bekannt geworden sind, wird dieser Fall eintreten. So ohne Zweifel in den angeführten Fällen. *Zakon* ist Russen und Böhmen ausschliefslich das Gesetz, den Polen ausschliefslich die Ordensregel. Zur Darstellung verschiedener Grade der etymologischen Gewissheit endlich sind hier theils die unbestreitbar abgeleiteten Formen von *wrocić*, *wrot*, *wrota*, und theils von *iść* erst die gewissen, sodann die weniger gewissen Abkömmlinge oder *verwandten* Wörter durchgegangen. Erschöpfend ist dieses *noch nicht* für einen Gegenstand, der eine vielseitige Erörterung bedarf: aber wir dürfen hoffen, dass dieses Kapitel *nur abgebrochen* ist, und dass die Fortsetzung dieser sehr interessanten Schrift und die Vollendung des in seiner Art einzigen Wörterbuchs des um die Polnische Literatur hochverdienten Vfs. auch unter den jetzigen Umständen nicht blofser Wunsch bleiben werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Februar 1807.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Maurer: *Vergleichung von vierzehn Sprachen Europens* — von D. *Jenisch* u. s. w.

2) Berlin, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, qu'on parle et qu'on écrit en Europe, par l'Abbé *Charl. Denina* etc. T. I. II. III.

(*Fortsetzung der in Num. 38. abgebrochenen Recension.*)

Etymologie ist schon für sich und im Einzelnen höchst interessant, und fruchtbar; befriedigend für die natürlichste Wissbegier ist es, zu erfahren, wie und woher die Wörter, derer wir uns in unsrer und anderen Sprachen bedienen, das geworden sind, was sie sind. Man lernt die Sprachen nie gründlich, wenn man sie nicht in ihre ersten Bestandtheile aufzulösen und diese mit einander zu vergleichen versteht. Aber weit wichtiger, und ein weit höherer Gesichtspunkt ist es, solche Forschung ins Grosse zu verfolgen. Auf dem Einzelnen beruht das Ganze und ist in ihm, das Ganze der Identität vieler Wörter der einen mit denen der anderen Sprache. Das Verhältniss der beiden Sprachen leuchtet dann in die Augen. Es ist entweder Identität derselben in einer früheren Zeit und früheren Gestalt, oder sonst eine Art des Zusammenhangs in späterer. Wenn zwischen zwey Sprachen blos ein paar Wörter das Band der Verbindung bildeten, z. B. wenn dem polnischen *dom* blos das gleichbedeutende *domus* und δῶμα entspräche: so könnte ein sonderbarer Zufall im Spiele seyn. Aber eben eine ganze Masse solcher Fälle schliesst jeden Gedanken an ihn aus. Der wirkliche Erweis der Identität möglichst vieler Wörter zweyer Sprachen ist also immer die erste und einzige Grundlage aller daher entlehnten Schlüsse über ihr Verhältniss. Mag die Identität nicht bey jedem der einzelnen Wörter gleich schlagend seyn, Gewissheit vieler Fälle unterstützt die Wahrscheinlichkeit anderer. Dagegen durch die Vergleichung des Mehreren verliert oft das Einzelne, und man erblickt die Schwäche und das Schwanken des Ganzen. Wie im Einzelnen der Stufen der Wahrscheinlichkeit viele bis zum Vorhof der Gewissheit sind: so sind sie es oft noch mehr bey dem Gebäude der Schlüsse über Zusammenhang der Völker aus ihren Sprachen. Das Grosse bedarf stärkere Gewähr, als das Kleine; die Abweichung vom richtigen Ziel würde Irrthum um vieles seyn. Dagegen Wahrscheinlichkeit eines Ganzen hat auch Ansprüche auf grösere Aufmerksamkeit, und das Nichtverwerfliche hat seine Rechte. Wer gewissenhaft dem Einen wie dem Andern zumisst, was ihm gebührt, thut keinem Unrecht, und benutzt alles, so weit es benutzbar ist. Wo die Fackel der Geschichte den Zusammenhang oder die Abstammung der Völker aufhellt, da ist dies nur für den einzelnen Fall zu belegen. Wo sie aber nicht vorleuchtet; da wird desto mehr alle die empfohlne Vorsicht nöthig, um nicht im Dunkeln umher zu irren, und zuletzt das Falsche statt des Wahren zu ertappen. Wo also der Zusammenhang der Abstammung oder nachmaligen Verbindung der Völker hinlänglich bewiesen ist: so kommt es nur darauf an, darzuthun, ob und welche Wörter ihrer Sprachen Folgen davon sind. Wenn aber erst aus dem Zusammentreffen der Wörter von ähnlichem Laute und ähnlicher Bedeutung das Verhältniss der Sprache und der Völker, die sich ihrer bedienen, aufgespürt und möglichst gezeigt werden muss: schwieriger ist dann der Weg, aber belohnend ist er. Von dem Erweis der Identität jener Wörter hängt in beiden Fällen alles ab. Aber sie unterscheiden sich dadurch, dass der erstere die Analogieen giebt, oft auch ihre Anwendung von Stufe zu Stufe nachweist; der letztere aber sie benutzt und ihre Anwendung sucht. In beiden Fällen aber ist es etwas ganz andres, coordinirte oder subordinirte Abstammung, als andre Arten ihres Zusammenhanges und Einflusses auf einander nachzuweisen oder zu suchen. Sehr vielerley sind die Arten des Verhältnisses und Einflusses. In Sprachen von dem verschiedensten Stamm und dem verschiedensten Local und Zeitalter der Bildung finden wir einerley Wörter. So vielleicht in dem Niederdeutschen eine Anzahl arabischer Wörter, die durch Handelsverkehr unmittelbar oder durch den Mund vermittelnder Völker dahin übergegangen, und aus fremder Wurzel in deutscher Form aufgewachsen sind. So hat das jüngere Latein und das weit jüngere Französische dem Chaldäischen und Syrischen viele Wörter gegeben, die sich in dieser Mundart der Vorwelt wunderlich genug ausnehmen z. B. صحلى κεφαλεῖον, אספקלטרא *speculator*, صبيد Prinz, البكسلا *Angleterre*, صلم *comte*. Sprachen von sehr gemischter Entstehung, z. B. das Lateinische und besonders das Englische, jenes unter dem frühen Haupt-Einflusse des Griechischen; dieses unter dem späteren Neben-Einflusse des Französischen, zeigen andere Verhältnisse, als das Spanische, in welches die siegenden Saracenen eine Menge Wörter hineingetragen haben, statt dass die Ungarn ihren Besiegten neue Benennungen eher verdanken, als gaben. Selbst bey offenbar identischen Wörtern in Sprachen

Digitized by Google

von unläugbar gemeinschaftlichem Stamme, z. B. den Töchtersprachen der Lateinischen, ist es oft schwer, zu beurtheilen, welche abgeleitete Sprache sie aus der andern erhalten habe. Schätzbare Bemerkungen hierüber, und wie manche Ausdrücke blofs durch die Religion, andre blofs durch den Luxus z. B. *Wein*, der Sache nach und dann natürlich auch in die Sprachen eingeführt worden sind, hat Hr. *Denina* theils in ganzen Kapiteln, theils beyläufig z. B. T. I. S. 284. gegeben: so wie überhaupt die Absonderung der verschiedenen Klassen der Wörter, die Naturgegenstände, Krieg u. s. w. in den verglichenen Sprachen bezeichnen, in dem vorliegenden Werke ein schätzbarer Weg zur Auffindung der verschiedenen Quellen des Ueberganges der Wörter, die echte Methode des geschichtlichen Studiums der Sprache ist. Denn nicht blofs nach Einer Art von Wörtern, am wenigsten nach den Zahlworten, müssen Sprachen verglichen werden. Auch die Namen der ersten Bedürfnisse des Lebens reichen dazu nicht hin, wenn ihre, vielleicht am längsten erhaltene Aehnlichkeit durch gar keine, oder höchst geringe, Uebereinstimmung anderer Wörter unterstützt wird. Weit wichtiger ist das Uebereintreffen solcher charakteristischer Wörter, welche ohne Zweifel bey einer Nation selbst entstanden sind, z. B. der Pronomina, als anderer, welche leicht erst später Bedürfnifs einer Nation geworden, und anderwärts her entlehnt worden sind. Bey diesen anderwärts her entlehnten Wörtern zeigt oft die Wendung ihrer Bedeutung, dafs sie nicht die ursprüngliche ist. Oft ist nur Eine Art von Gegenständen aus der einen Sprache in die andere übergegangen: so hat z. B. das Schwedische einen grofsen Theil seiner Wörter für Fischergeräthe und Schifffahrt aus dem Finnischen entlehnt; das Polnische die Wörter für Schifffahrt aus dem Niederdeutschen oder Holländischen, ohne dafs diese Sprachen sonst verwandt wären. Weit wichtiger ist Identität des ganzen Baues der Sprachen z. B. des Hebräischen mit dem Aramäischen und Arabischen; des Polnischen mit dem Russischen, wie sie eben von solchen Dialekten einer Hauptsprache abstrahirt wird. Indessen auch das Zusammentreffen auszeichnender Einrichtungen der Sprachen bürgt nicht immer für solche Identität der Abstammung. Der grofse Einfluss der griechischen Sprache auf die Lateinische ist besonders in ihren Formen sichtbar, und auch der gothische Ulphilas hat seine Sprache durch griechische Formen ausgebildet. Sprachen welche in einer Menge von Wörtern zusammentreffen, haben eine beträchtliche Anzahl anderer mit einer Sprache von ganz entgegengesetztem Stamme gemein, so dafs man in Verlegenheit gerathen könnte, sie wegen jener oder dieser an die eine oder andere anzuschliefsen, wenn sich nicht eben jene verschiedenen Arten des Zusammenhanges und Einflusses unterschieden. Mit Recht sagt *Adelung* (a. a. O. S. 340.): „In dem Zustande der ungebildeten Völker, wo sich ein Völkchen von dem andern absondert, seine eigne Selbstständigkeit behauptet, und seinen eignen Weg geht, sind in einem kleinen Umfange mehrere Mundarten, oft verschiedener Sprachen, als in einem gröfseren bey Verbindung durch Herrschaft, Handel und Gewerbe: so ist es noch in durch Gebirge zerschnittenen Gegenden; ehemals waren die einzelnen Häufchen eben so getrennt." So wahre Beschränkung des vorschnellen Emporsteigens zur Einheit der Sprache auch in dieser Bemerkung der frühen Divergenz liegt: so wahr bleibt es doch, dafs die Mundarten solcher nachbarlichen Häufchen gewöhnlich von einem gemeinschaftlicher Fond ausgehen, den wir suchen dürfen. So viele Vorsicht die Möglichkeit jeder dieser Fälle gebietet: immer bleiben, wenn nur erst die Identität vieler Wörter mehrerer Sprachen gewifs oder überwiegend wahrscheinlich ist, alle diese Arten des Zusammenhangs der Sprachen Spuren des Zusammenhanges der Völker. Aus der Vorwelt, wohin die Anfänge der Sprachen zurück reichen, sind alle sichere Data unschätzbar. Wo alle andre Spuren des Völkerzusammenhanges längst verwischt sind: da sind sie uns oft noch in ihren Sprachen erhalten. Aber so unendlich reitzend auch die Aussicht ist, durch solche Forschungen die Stammbäume der Nationen aufzuspüren, zu sehen, dafs sie von einander entsprossen, sich getheilt, und die einst eng verwandte Sprache in ihrer Divergenz in entfernte Länder gepflanzt haben: eben wegen dieser Divergenz, welche die einst sich nahen Sprachen zu verschiedenen macht, mufs es, wenn sie grofs ist, sehr schwer werden, die Identität des ehemaligen Zustandes wieder zu erkennen, und sie zu beweisen oft unmöglich seyn. Sie ahnden zu können, ist schon dankenswerth, ist schon ein herrlicher Blick in die Zeitferne. Aber Ahndung gelte nicht für mehr, als sie ist. Nur Entwürfe der höheren oder geringeren Wahrscheinlichkeit können grofse Stammbäume der Nationen nach ihren Sprachen seyn; nicht einmal ihre einzelnen Glieder lassen sich zu einerley Stufe der Wahrscheinlichkeit erheben. Was Folge der Zerspaltung einer Ur- und Hauptsprache seyn kann, geht vielleicht auch von anderen Ursachen aus. Selbst wirkliches Zusammentreffen der Sprachen, deren ehemalige Wohnsitze die Geschichte nicht nachweiset, führt nicht blofs zu Einer Art dieser Ursachen, zum Zusammenseyn der Urstämme dieser Völker, wie *Theben* in Aegypten und Böotien, *Boston* in England und Amerika auf ein Colonial-Verhältnifs. Beträchtlich mufs die Anzahl identischer Wörter seyn, um auch nur ein näheres Verhältnifs der Sprache; sehr beträchtlich mufs es seyn, um einerley Abstammung zu beurkunden. Einen genauern Mafsstab der Bestimmung giebt es nicht: aber eben defswegen bleibt das Resultat oft schwankend. Ist die Bestimmung der *Art* des noch so sicheren Verhältnisses der Sprachen mit identischen Wörtern unmöglich: so sind auch alle darauf gegründete Schlüsse über Völkerzusammenhang blofse Vermuthung; und sie sind wenigstens nichts mehr als wahrscheinlich, wenn jene Prämissen nichts mehr sind. Es ist natürlich nicht möglich, aus den Trümmern der Anfänge der Sprachen Vergleichungspunkte genug zur Aufklärung von allem aufzufinden. Nur durch ein wahres Wunder könnten alle diese Data auf-

Digitized by Google

aufbehalten seyn. Nicht zu rasch darf man die Nationen in Bezug auf ihre Sprachen zu Einer grosen Familie vereinen, Einen Hauptstamm mit Einer Ursprache, wovon die halbe Welt oder wenigstens halb Europa bevölkert worden, nachweisen, wegen mancher zusammentreffender Worte z. B. Griechen und Slawen in das engste Verhältnifs setzen, die *Art* eines solchen Verhältnisses jedesmal bestimmt ausfagen; wir dürfen nicht alles erklären wollen, was sich nicht mehr erklären läfst. Aber wir dürfen, wir müssen die Spuren des Völkerzusammenhangs durch Etymologie verfolgen; wir müssen die geschichtlichen Data dabey benutzen, so viel es nur möglich ist, am wenigsten darf ihnen durch linguistische Hypothesen Gewalt angethan werden. Und sie die Geschichte selbst erinnere den Etymologen hier auf ihrem Boden immer an den Unterschied der factischen Sicherheit von der Erkenntnifs durch Schlüsse. So sind diese aber eine unbedenkliche und unentbehrliche Grundlage des weiteren Forschens. So verschieden die Ursachen des wirklichen Zusammentreffens der Sprachen sind: sie alle führen auf *ein* Resultat des Völkerzusammenhangs, wenn auch nicht von immer gleicher Sicherheit. Und sie alle enthalten Analogieen des Folgenden, welches sich im Einzelnen wie im Ganzen nur nach jenen Grundsätzen würdigen läfst. Denn die *zweyte* Abtheilung des vorliegenden Werks beschäftigt sich mit solchen Resultaten des gelehrten Vfs. über die Bildung und den wechselseitigen Einfluss der von ihm behandelten Sprachen.

Diese Resultate stehen in schöner Klarheit da, wo die Abstammung der Sprache und ihr gegenseitiges Verhältnifs aufser Zweifel ist, und nur aus dem factischen Bestand der Sprache durch die tiefen Kenntnisse des Forschers belegt wird; aber sie sind natürlich schwankend, wo sie der Zeit nach entfernte Sprachen betreffen, deren Anfänge wir nur noch aus Trümmern oder durch Schlüsse aus ihren heutigen Zustande kennen. Dem folgenden Auszuge werden einzelne Bemerkungen und Beurtheilungen eingewebt werden, um mit dem vielen Lehrreichen welches der Auszug selbst aushebt, Beweise der Aufmerksamkeit zu verbinden, mit welcher es ausgehoben wurde. Die *zweyte* Abtheilung *erster* Abschnitt Art. I. handelt von dem gemeinschaftlichen Ursprunge der vier Sprachen, welche die Mutterspracben der meisten europäischen seyen. Eine Menge von Urmonosyllaben möge in jedem Lande selbst entstanden seyn; durch sie, und zwar durch Lippen-, Zahn- und Zungen-Buchstaben seyen die ersten wahrnehmbaren Gegenstände ausgedrückt worden, durch Gutturale Empfindungen. Andere Wörter, als die Bezeichnungen solcher Gegenstände sind nicht die Folge des ersten Bedürfnisses, sondern von einer Nation zur andern übergegangen. Auch die Zahlwörter gehören in diese Klasse. Welchen Weg hat nun aber diese Fortpflanzung genommen? Historiker, Grammatiker und Philosophen seyen fast einig über das Factum, dafs von einem grosen Landesstrich zwischen dem Don und Obi, in dessen Mitte sich der Kaukasus und das kaspische Meer befindet, fast alle Nationen und Sprachen ausgegangen sind. Daher, von der alten Sprache, die in den entferntesten Zeiten die Scythen dort redeten, kommen fast alle andere Sprachen, und bestimmt das Griechische, Slawonische, Deutsche oder Celtische, und Lateinische. — Art. II. Identität der celtischen und deutschen Sprache. Celten bewohnten einen sehr grosen Theil von Europa und beträchtliche Provinzen Asiens; sie wurden von Andern Scythen, von noch Andern Geten genannt. Die Wörter, die aus ihrer Sprache angeführt werden, treffen mit deutschen oder lateinischen zusammen. Art. III. Von einer Intermediär-Sprache zwischen den alten orientalischen und den neuen occidentalischen Sprachen. Die Sprache der Geten sey es, unter welchen Ovidius lebte; möchten wir sein Werk über oder in getischer Sprache (ex Pont. IV, 13.) noch haben. Diese Geten wurden im vierten Jahrhundert Göthen genannt. — Art. IV. Die Sprache der Göthen und die deutsche ist einerley. Die Sprache des Ulphilas habe mehr Aehnlichkeit mit dem heutigen Deutschen, als Italiänisch und Französisch mit dem Lateinischen. In einigen Theilen Ungerns, wo sich die Hunnen nicht so verbreitet, herrscht noch die alte gothische Sprache. Das Deutsche habe mehr Aehnlichkeit mit dem Griechischen, als das Slawonische und Lateinische. Indessen sey auch die Aehnlichkeit dieser Sprachen mit jener unverkennbar. Und nun wird Art. V — XII. die Aehnlichkeit dieser vier Hauptsprachen durch verschiedene Klassen der Wörter durchgeführt. Die Benennungen der Elemente, Zeiten, Gott und Götter, Menschenarten und Theile des Körpers, der verschiedenen Thierarten, der Mineralien und Vegetabilien, der Dinge, welche zum animalischen und gesellschaftlichen Leben dienen, der physicalischen und moralischen Eigenschaften, und zuletzt die Präpositionen jener Sprachen, z. B. *sub* mit ὑπὸ, *an* und *ein* mit dem lateinischen *in*, *ent* und *ant* mit ἀντὶ werden verglichen. Dafs sich bey den Benennungen des Mineral- und Pflanzenreichs eine merkwürdige Divergenz zeige, wird bemerkt. Sie ist natürlich, da gerade alle diese Namen später entstanden sind, nach der Trennung der Stämme, welche während ihres frühern Zusammenseyns nur die Bezeichnung damaliger Bedürfnisse unter sich gemein hatten. Art. XIII. Der wesentliche Unterschied zwischen jenen vier Sprachen bestehe in der Bezeichnung der Artikel und der *Pronomina* und in den *Verbis auxiliaribus*. Die Ursache davon sey im Klima, und in einer, zufällig bey einigen Stämmen der alten Scythen entstandenen Gewohnheit zu suchen. Von diesen alten Scythen oder Tataren gehen die Nationen aus, die seit undenklicher Zeit drey grose Theile Europa's bevölkerten, 1) Illyrien, Polen u. s. w. 2) Germanien und Gallien, 3) Griechenland und Italien. Die Sprache der Deutschen habe unter diesen mehr, als die übrigen, die ursprünglichen Monosyllaben behalten, ohne sie durch vorgesetzte Sylben zu vergröfsern. Art. XIV. u. XV. beschäftigen sich mit der Vergleichung der griechischen und deutschen Verba. Die Aehnlichkeit ihrer Form wird besonders nach dem Infinitiv und der ersten Person des Plurals bemerkt, und

Digitized by Google

und S. 178—203. eine Menge von Wurzel-Verbis angeführt, welche beiden Sprachen gemeinschaftlich sind oder seyn sollen. Die Behauptung S. 177., dass das *Verbum substantivum* in allen den mittäglichen und nördlichen Sprachen eben dasselbe seyn, hätte wohl Belege verdient; in Absicht der slawischen Sprachen schränkt sie sich auf die dritte Person des Singulars und Plurals ein, die übrigen Formen zeigen nicht die geringste Aehnlichkeit mit den bekannteren Sprachen. Unter die Gegenstände der frühesten Bezeichnung gehört der Begriff dieses Verbi schwerlich. Art. XVI. Von Wörtern aller Art in den germanischen Mundarten, die mit *U. V.* u. *W.* anfangen. Art. XVII. In wie fern die andern nordischen Sprachen von der deutschen verschieden sind; Schwedisch und Dänisch komme gewiss vom Deutschen, nicht umgekehrt dieses von jenen, schon die Infinitiv-Endung zeige dies. Von dem trefflich ausgearbeiteten Art. XVIII. nachher. Der *zweyte* Abschnitt geht Art. I. auf die alten Sprachen Italiens vor der lateinischen über. Bey und nach der Gründung Roms gab es in Italien mehr Sprachen, als nachher aus ihr entstanden sind. Drey Hauptsprachen, das Celtische, Hetruscische und Griechische lagen ihnen zum Grunde. Verschiedene Dialekte des ersteren herrschten im nördlichen Italien unter den eingedrungenen gallischen Völkern, das Oscische war ein Dialekt des zweyten, wie das Pelasgische des dritten. Beide letztere Sprachen haben zur Bildung der römischen beygetragen. Aber von welcher Seite Asiens und Europa's auch diese Völker gekommen sind: ihre Entstehung und ihre Sprache könne nicht sehr verschieden gewesen seyn von der der Slawen, westlichen Scythen und östlichen Geten, der asiatischen Griechen, Phrygier und Armenier. Die Sprache der Sabiner muss sich leicht mit der Römischen gemischt haben, und unterschied sich noch weniger, als das Hetruscische von dem Altgriechischen, Griechisch-Gothischen und Illyrischen. Aus Dalmatien, zu Lande oder übers Meer, müssen die Wörter, welche wir noch in den Töchtersprachen der slawonischen finden, an die Apenninen gekommen seyn, vor oder nach der Erbauung Roms. Die griechischen Völker, von denen sich der früheste Einfluss dieser Sprache auf die römische vor aller Geschichte herschreibt, denn eine zweyte Periode dieses Einflusses ist die der Scipionen bis zur Zeit des Cicero, waren Aeolier; und diese haben sich entweder zu eben der Zeit oder früher oder später, als ein andrer Theil derselben nach Kleinasien auswanderte, an die dalmatischen Küsten gezogen, von wo sie übers Meer nach Italien giengen, und ihre Sprache mit der schon vorhandenen mischten, die durch die von andern Seiten, aus Griechenland, Germanien und Gallien Eingewanderten entstanden war. Art. II—IV. Erste Bildung der lateinischen Sprache; erste Ursache ihrer Differenz von der griechischen. Die äolische und italische Aussprache änderte Vokale, und dehnte sie aus, änderte Consonanten. Von Aeoliern, Daciern, Thraciern, Geten, Slawoniern, ihren Nachbarn sey z. B. *B* in *V* übergegangen, wie noch bey den Neugriechen, Spaniern und Russen; von den Lateinern sey, so wie ein Theil der Sprache der Slawonier, so auch ihre Pronunciation nachgeahmt worden. Viele Beyspiele solcher Veränderungen, die zum Theil oben angeführt worden sind. Von Ausdrücken für die gewöhnlichsten und unentbehrlichsten Gegenstände des gesellschaftlichen Lebens entlehnten die Römer den grösten Theil von den Griechen. Sie fassten sie blos durchs Gehör, keineswegs aus schriftlicher Verzeichnung auf; daher die Veränderungen der Laute. Wenn manche Wörter bey den griechischen Klassikern einen ganz andern Sinn haben: so kömmt dies daher, weil die Griechen bey der feineren Ausbildung ihrer Sprache manche alte, aus einer mit andern Völkern gemeinschaftlichen Quelle geflossenen Ausdrücke aufgegeben hatten. So finde sich z. B. unter der Menge lateinischer Wörter, die mit *ae* anfangen, nur sehr selten eins, dem ein Griechisches entspricht. Dagegen nahmen auch die Römer, als sie die, von ihren Vorfahren empfangene Sprache durch Worte aus Calabrien, Sicilien und den griechischen Inseln vervollkommneten, diese oft in einem veränderten Sinne z. B. *dico, doceo, lego.* Auffallend sey es, in der ganzen Terminologie des römischen Militärwesens keine aus griechischen Schriftstellern entlehnte Wörter zu finden. Art. V—VIII. wird die Etymologie der lateinischen Wörter, die sich auf Gegenstände des gemeinen Lebens beziehen, der religiösen und der für Künste des Vergnügens und Literatur einzeln durchgegangen. Die Namen für Haus und Bauwesen überhaupt seyen der lateinischen Sprache gemein mit den übrigen, dem Celtischen, Illyrischen, Slawischen. Aus der Sprache Hetruriens seyen sie nach Rom gekommen, wie die Baukunst selbst. Uebrigens sey Gewölbe, Stube, Thür, Fenster, alles Theile eines Gebäudes, eben auch im Deutschen, Griechischen und Polnischen durch fast einerley Ausdrücke bezeichnet. In den Benennungen des Ackerbaues finde sich mehr Zusammenhang mit dem Deutschen und Slawonischen, weil sie vor der Verbindung mit Griechen entstanden; die Ausdrücke für die übrige ländliche Oekonomie seyen griechischen und deutschen Ursprungs, oder aus Monosyllaben gebildet. In den Benennungen der vervielfachten Gegenstände und Bedürfnisse der Civilisation und des Luxus habe man dagegen überall die griechischen Wörter im Lateinischen. Die religiösen Ausdrücke seyen dem Griechischen sowohl als dem Hetruskischen ähnlich, und gehören also der unverkennbaren Mutter aller diese Sprachen an. Da es im Lateinischen keine *Voces hybridas* gebe: so falle bey den, mit Präpositionen zusammen gesetzten Wörtern deutlich in die Augen, ob das Hauptwort, wie bey der zuletzt angegebenen Klasse gewöhnlich, griechischen Ursprungs sey. Nur die Ausdrücke für Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtspflege seyen es nicht, und unterscheiden sich dadurch auffallend.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. Februar 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Stahel: *William Godwin's Unterſuchungen über politiſche Gerechtigkeit und ihren Einfluß auf Moral und Glückſeligkeit.* Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerk. und Zuſätzen herausgeg. von Dr. *G. M. Weber.* *Erſter* Band. 1803. XXXII u. 507 S. gr. 8.

Das Original dieſer mit Scharfſinn und ziemlicher Unbefangenheit abgefaſsten Schrift kam zu London zu Anfange des J. 1793. heraus, vorzüglich um in den damaligen kritiſchen Zeiten die Grundſätze der Politik ſyſtematiſch und aus dem Geſichtspunkte abzuhandeln, daſs die Politik als das eigentliche Mittel einer dem Menſchen angemeſſenen Moral erſcheinen möchte. Der Vf., welcher ſchon vor zwölf Jahren durch das Leſen von *Swift's* politiſchen Schriften und der lateiniſchen Geſchichtſchreiber, zu der Ueberzeugung gelangt war, daſs die Monarchie eine ihrem ganzen Weſen nach verdorbene Regierung ſey, ſchöpfte in der Folge die Materialien ſeines Syſtems aus dem *Syſteme de la Nature*, *Rouſſeau* und *Helvetius*, und richtete bey dem Anfange der franzöſiſchen Revolution ſeine Aufmerkſamkeit vollends auf die Darſtellung einer vor allen wünſchenswürdigen, äuſserſt einfachen Regierung. Sein Werk ward mit groſsem Beyfall aufgenommen, und erhielt ſchon im J. 1796. eine zweyte, gröſstentheils umgearbeitete Auflage, nach welcher die vorliegende Ueberſetzung bearbeitet iſt.

Wir mögen dem Vf. Beruf und Talent zum politiſchen Schriftſteller nicht abſprechen, und haben in ſeinem Werk manche vorzüglich ausgeführte Bemerkungen, ſo wie mehrere neue, unſeres Bedünkens richtige Anſichten gefunden; auch ſind wir der Meinung, daſs er Freymüthigkeit in einem ſeltenen Grade mit Liebe zur Ruhe und Ordnung vereinigt, und daher mit Recht verſichert, daſs niemand mehr, wie er, Aufruhr und Tumult verwünſchen, oder es ängſtlicher vermeiden würde, ſeinen Beyſtand auf die entfernteſte Weiſe Feindſeligkeiten und Meutereyen zu leihen. Allein damit wollen wir noch keinesweges ſagen, daſs er für einen völlig unparteyiſchen Schriftſteller gelten könne; vielmehr läſst ihn ſeine Vorliebe für die repräſentativen Regierungen manches in einem einſeitigen Lichte erblicken, und noch öfter die Schwierigkeiten überſehen, welche der Ausführung bloſser theoretiſcher Speculationen im Wege ſtehen, und durch deren ſorgfältige Beherzigung allein wir unſere Forderungen an den Staat mäſsigen lernen, anſtatt ſie unbedingt nach dem Maſsſtabe zu richten, den der bloſse Naturſtand an die Hand geben möchte, wodurch doch unſere Glückſeligkeit und die Vervollkommnung unſeres Geſchlechts bey weitem mehr verlieren als gewinnen würde. Denn was wir ſchon ſo manchem politiſchen Schriftſteller zugerufen haben, das müſſen wir auch Hn. *Godwin* ſagen: *niſi utile eſt quod facimus, ſtulta eſt gloria;* indem ſie einestheils gewöhnlich vergeſſen, daſs die Frage von der erſten Stiftung eines Staats jetzt überall kein praktiſches Intereſſe mehr hat, anderntheils aber von den ganz kleinen Republiken der Alten allgemeine Schlüſſe und Folgerungen herleiten, die doch ſchon vermöge der Natur eines groſsen Staates hinfällig werden, welches eben in unſern Zeiten durch den ſchnellen Umſturz der helvetiſchen Verfaſſung abermals beſtätigt iſt. Ueberhaupt alſo beſteht der Gebrauch, den verſtändige Staatsmänner von Unterſuchungen über den Staat zu machen haben, mehr darin, daſs ſie alle einzelnen Zweige der Verwaltung, ſo viel möglich, dem Ideal anzupaſſen ſuchen, welches die Vernunft uns als möglich und wünſchenswerth aufſtellt, als daſs ſie auf Reformen des ganzen Syſtems der Regierung ſinnen ſollten, die tauſend Unzuträglichkeiten unterworfen ſind, und deren Erfolg bey dem allen noch immer ſehr unſicher und zweifelhaft iſt, welches abermals die richtig abgewogene Erfahrung der franzöſiſchen Revolution unwiderſprechlich an den Tag legt, anſtatt daſs durch jene Verbeſſerung der Verwaltung das Menſchengeſchlecht allmählig auf ſeiner Bahn zur Vervollkommnung fortgeleitet wird, welche es unbemerkt, und dennoch unabweichlich, zu dem Ziel führen wird, wo die gänzliche und weſentliche Reinigung der Staatsverbindung, als Veranſtaltung der Vorſehung von ſelbſt eintreten muſs, wenn anders unſer Geſchlecht *im Ganzen* auf dieſem Erdball ja dazu reifen ſollte. Mit dieſen Cautelen und aus dieſem Geſichtspunkte kann auch das vorliegende Werk mit Nutzen ſtudiert werden, und in ſo weit ſtimmen wir der Ueberzeugung des Vfs. bey, daſs die Wirkung ſeiner Schrift, wenn ſie gehörig beherzigt wird, ungeachtet des Ausganges, welchen die Ereigniſſe in der gegenwärtigen Kriſe der menſchlichen Geſchichte nehmen möchten, äuſserſt günſtig für die Vermehrung und Erhaltung allgemeiner Menſchenliebe und Wohlwollens ſeyn werde.

Von den *acht* Büchern des Ganzen befaſst der vorliegende Band die vier erſten; der *zweyte*, der bereits zur Michaelismeſſe 1803., oder doch ſicher in der nächſten Oſtermeſſe erſcheinen ſollte, iſt uns bisher noch nicht zugekommen. Ueberdieſs verſpricht

der Ueberſetzer noch einen *dritten* Band, welcher ſeine Anmerkungen und Berichtigungen, auch eigene Abhandlungen über die vorzüglichſten Gegenſtände der Philoſophie und Politik enthalten ſoll.

In dem *erſten* Buch betrachtet der Vf. die *Fähigkeiten des Menſchen in ſeinem geſellſchaftlichen Zuſtande*, und zeigt, daſs die groſsen Uebel, welche in der politiſchen Geſellſchaft exiſtiren, Krieg, Strafgeſetze, Deſpotismus, Raub und Betrug (dieſe Liſte hätte noch ſehr vermehrt werden können), ihren Urſprung in den politiſchen Inſtituten haben, daſs indeſſen die menſchliche Natur ihre Abhelfung und Entfernung zulaſſe, und, nach ihrer Anlage und Weſen, zu einem natürlichen und regelmäſsigen Fortſchritt zu höherer Vollkommenheit beſtimmt ſey. Wir müſſen alſo eben mit dieſer Stimmung zu dem Studium politiſcher Wahrheit ſchreiten, und zurückſehen, um Nutzen aus der Erfahrung des menſchlichen Geſchlechts zu ziehen, nicht aber uns einbilden, daſs die Weisheit unſerer Vorfahren nichts mehr für künftige Verbeſſerung übrig gelaſſen habe.

Das *zweyte* Buch enthält die *Grundſätze der Geſellſchaft*, theils als moraliſche Geſetze betrachtet, welche uns eine aufgeklärte Vernunft gebietet und auflegt, theils als ſolche, deren Uebertretung das Intereſſe der Geſellſchaft durch Verbote und Strafen zu verhindern ſucht. Moralität iſt demnach die Quelle, woraus alle politiſche Grundregeln geſchöpft werden müſſen; und wenn man den Ausdruck *Gerechtigkeit* als eine allgemeine Benennung für jede moraliſche Pflicht nimmt: ſo werden wir moraliſche Gerechtigkeit als ein Kennzeichen in der Unterſuchung politiſcher Wahrheit anwenden, und, ihrer Natur gemäſs, behaupten, daſs die Geſellſchaft ſchuldig ſey, alles für ihre Glieder zu thun, was ihre Wohlfahrt erfordert, d. i., was ihren Verſtand erweitert, Antriebe zur Tugend giebt, uns mit edelm Bewuſstſeyn unſerer Unabhängigkeit erfüllet, und ſorgfältig alles hinwegzuräumen, was der Aeuſserung unſerer Kräfte im Wege ſteht, vorzüglich alle launiſche Regeln und willkürliche Unterſchiede, welche dem wahren Intereſſe der Untergebenen politiſcher Inſtitute ausdrücklich entgegenwirken. Dieſe Grundſätze aber ſetzen die phyſiſche und moraliſche Gleichheit der Menſchen, jene wenigſtens in einem gewiſſen (wie uns dünkt, zu hoch beſtimmten) Grade voraus, dergeſtalt, daſs das eigentliche Geſchäft der politiſchen Gerechtigkeit dahin gehen ſollte, ſo viel als möglich alle willkürlichen Unterſchiede zu entfernen, und Talenten und Tugend das Feld ihrer Aeuſserungen ungeſchmälert zu überlaſſen, allen und jeden die nämliche Gelegenheit und die nämliche Aufmunterung zu verſchaffen, und dem allgemeinen Intereſſe und der allgemeinen Wohlfahrt vollkommen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. (Sehr wahr, ſo fern von der Tendenz allgemeiner Bildungsanſtalten, und von den Anläſſen zur Entwicklung und Aeuſserung der Talente entweder im Privatleben, oder in der Verwaltung öffentlicher Geſchäfte die Rede iſt; aber nicht, wo es auf Theilnehmung an der eigentlichen, einmal beſtimmten, Regierung ankömmt; auch nicht mit Ausſchluſs beſonderer, für die Erreichung des gemeinen Wohls als nothwendig anerkannten, Einſchränkungen oder nähern Beſtimmungen, aus welchem Geſichtspunkte ſich z. B. gewiſſe conventionelle Vorrechte des Erbadels — aber ja kein *angebornes Recht zu Bedienungen* — allerdings rechtfertigen, und als vereinbarlich mit der politiſchen oder moraliſchen Gleichheit, wie unſer Vf. ſagt, aufſtellen laſſen). Inſonderheit redet der Vf. hier ſehr ſchön und ſehr ſtark für die möglichſt freye Aeuſserung des Privaturtheils, worin ihm ſicher jeder verſtändige Staatsmann, ſo wie jeder wahre Menſchenfreund von ganzem Herzen beypflichten wird.

Darauf wendet ſich der Vf. in dem *dritten* Buche zu den *Grundſätzen der Regierung*, um die Art und Weiſe zu unterſuchen, wie dieſe Controle in Rückſicht des Individuums mit dem geringſten Grade von Zwang und Anmaſsung ausgeübt werden möge, und ſo zugleich ſowohl die Quantität des Uebels, welches die Regierung auch bey der beſten Form in ſich ſchlieſst, als die dringende Nothwendigkeit des Falles, der ihm Einmiſchung zu fordern ſcheint, mit Gewiſsheit zu beſtimmen. Nachdem er alle drey Hypotheſen, die man gewöhnlich als Erklärungen des Staatsverbandes aufſtellt, das der überlegenen Stärke, der göttlichen Stiftung und des geſellſchaftlichen Vertrages widerlegt und verworfen hat: ſtellt er als ein neues Syſtem die allgemeine Berathung (die im Weſentlichen doch mit dem geſellſchaftlichen Vertrage auf eins hinauslaufen möchte) auf, dergeſtalt, daſs, ſo wie die Regierung, als nothwendig für das gemeine Beſte, ein Beſchluſs im Namen und für das Wohl des Ganzen iſt, jedes Mitglied der Geſellſchaft *ſeinen* Antheil bey Feſtſetzung ihrer einzuſchlagenden Maſsregeln haben ſollte. Wie demnach die Regierung ihren Grund bloſs in Nothwendigkeit, in den Irrthümern der Menſchen hat, indem ſie unſere Rechte angegriffen findet, und einen weniger nachtheiligen Angriff an die Stelle eines Angriffs ſetzt, der es weit mehr iſt: ſo fordert ſowohl ihr Gegenſtand, die Verminderung der Quantität von Uſurpation, als das allgemeine Intereſſe, daſs ihre Adminiſtration ſo viel möglich durch das Urtheil jedes Mitgliedes in der Geſellſchaft geleitet und modificirt werde. Gleichwohl iſt ſie dem wahren Intereſſe der Menſchheit zuwider, welches unaufhörliche Veränderungen, ſtete Neuerungen zu fordern ſcheint, wogegen die Regierung ein ſteter Feind der Veränderung iſt (nicht überhaupt, ſondern nur der unregelmäſsigen, welche nicht durch ſich ſelbſt, mittelſt weiſer und vorſichtiger Benutzung der Zeitumſtände, von oben herab geſchieht), und uns antreibt, das öffentliche Wohl nicht in Veränderung und Verbeſſerung, ſondern in einer furchtſamen Verehrung der Entſcheidung unſerer Vorfahren zu ſuchen, als wenn die Natur der menſchlichen Seele immer ausarte, nie vorſchreite. Es iſt daher ernſtlich zu wünſchen, daſs jeder Menſch ſo viel Weisheit beſitzen möge, um ſich ſelbſt ohne Dazwiſchenkunft fremden Zwangs zu regieren; und da Regierung ſelbſt in

in ihrem beſten Zuſtande ein Uebel iſt (vielleicht unter einem weit vollkommnern Zuſtande der Menſchheit, aber ſicherlich nicht bey dem jetzigen Standpunkte unſerer Cultur): ſo muſs unſer hauptſächliches Beſtreben dahin gehen (für das Individuum, nicht für die Geſellſchaft), der Regierung ſo weit zu entbehren, als es der allgemeine Friede der Geſellſchaft immer zuläſst.

Der *erſte* Theil des *vierten* Buchs, *von der Wirkung der Meinung bey Geſellſchaften und Individuen* K. 1—6., erörtert die Art und Weiſe, wie ſpeculative Meinungen der Individuen für die Verbeſſerung der Geſellſchaft in Wirkſamkeit gebracht werden können, wobey der Vf. ſich über den Widerſtand der Individuen beſtimmt und vollkommen befriedigend erklärt, Revolutionen, politiſche auf Reformen abzielende Verbindungen, und ſelbſt den Tyrannenmord als unrechtmäſsig verwirft und zum Theil heftig tadelt, alle Gewaltthätigkeit und unbeſonnenen Eifer verwünſcht, und vielmehr alles dem ruhigen und heilſamen Fortſchritt der Erkenntniſs überlaſſen will, ſo daſs die Pflicht des aufgeklärten Freundes der Wahrheit bloſs in einem wachſamen und ſteten Beſtreben beſtehe, dieſen Fortſchritt zu unterſtützen. Den zweyten bloſs ſpeculativen Theil, in welchem Kap. 7—11. unterſucht wird, wie, vermöge der Natur und Beſchaffenheit der menſchlichen Seele, die Meinung in Modificirung des Betragens der Individuen wirkt, glauben wir hier, als mit der Staatswiſſenſchaft nur durch ſehr entfernte Verbindungsfäden verwandt, füglich übergehen zu können.

Uebrigens iſt die Ueberſetzung zwar meiſtens treu, aber weder vorzüglich ſchön noch flieſsend, auch an einigen Stellen nicht einmal vollkommen verſtändlich.

Ansbach u. Sulzbach, in d. Seidel. Kunſt- und Buchh.: *Abriſs der Polizeyverfaſſung des königl. Preuſsiſchen Fürſtenthums Ansbach*, von D. *J. A. Höck*, königl. preuſs. Juſtizrathe und Polizeydirektor in Schwabach u. ſ. w. 1804. 17 Bogen. 8. (18 gr.)

Dieſes Buch iſt zum Theil ſchon bekannt aus der von Hn. *H.* im *Waffenträger der Geſetze* (1801. May Nr. 4.) vorgelegten Probe, die bey Gelegenheit der Anzeige jener Monatſchrift in unſern Blättern (1802. Nr. 11.) von einem andern unſerer Mitarbeiter empfohlen wurde. Der jetzige Rec. ſtimmt damit überein, indem er alles wohl geordnet und deutlich auseinandergeſetzt findet. Schwerlich wird man irgend eine, auch nur von fern in das Polizeyweſen einſchlagende Materie vermiſſen, wovon man ſich durch Hülfe des Regiſters bald überzeugen kann. Das Ganze beſteht aus einer Einleitung, worin die zu den Polizeymagiſtraten gehörenden Perſonen nach ihrer Rangordnung aufgeführt, und die Obliegenheiten einer jeden angegeben werden; und aus vier Abſchnitten nach den Hauptzweigen der Polizey, nämlich Bevölkerungs-, Erziehungs-, Sicherheits- und Gewerbs-Polizey. Alles iſt unter 40 (eigentlich 41, weil der 27ſte zweymal gezählt iſt) Paragraphen vertheilt. Bey jeder Materie werden die dahin zielenden Verordnungen und Reſcripte, und zwar, wie billig, überall die neueſten, gröſstentheils aus der Ansbachiſchen Intelligenz-Zeitung, citirt. Die wichtigſten werden ganz mitgetheilt, z. B. das im J. 1802. der Medicinal-Deputation vorgeſchriebene Reglement; das im J. 1797. erlaſſene Trauer-Reglement; die Verordnung wegen des Bettelweſens; über das Hypothekenweſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. 1) *Dresden*, b Meinhold: *Rechtliche Bemerkungen über die Grenzen des Buchhändlerrechts in Beziehung auf den Vertrieb der Bücher durch Commiſſionäre, Antiquare* u. ſ. w., von D. *Carl Aug. Tittmann*, kurf. ſächſ. Ober-Conſiſtorialrathe in Dresden 1804. 27 S. 8. (3 gr.)

2) *Dresden*, in den privil. Buchh. daſelbſt: *Erörterung und Vertheidigung des Verbietungsrechts der privilegirten Buchhandlungen in Dresden.* 1804. 9½ Bogen. 8. (9 gr.)

Beide Schriften ſind eigentlich bloſs local, d. h. ſie verdanken ihre Exiſtenz den Verhältniſſen der Dresdner Buchhändler gegen Commiſſionäre, Antiquare und ähnliche Perſonen, und haben daher natürlich auf dieſe ganz beſondern Bezug, ungeachtet in beiden auch allgemeine Begriffe und Grundſätze vorausgeſchickt ſind. Die Veranlaſſung zu denſelben war, wie man aus der Einleitung zu Nr. 2. ſieht, folgende: In der Mitte des 17. Jahrhunderts errichtete ein gewiſſer Löffler die erſte Buchhandlung in Dresden; ihm folgten bald mehrere, ſo daſs nach und nach ſechs Buchhandlungen daſelbſt entſtanden, welche ſämmtlich kurſächſiſche Privilegien, und zugleich das Recht erhielten, jedem Andern den Buchhandel zu verbieten. In dieſem Vorrechte glaubten ſie ſich neuerlich beeinträchtigt, und eine von ihnen machte, wie wir gleichfalls aus der Vorr. zu Nr. 2. ſehen, von ihrem Verbietungsrechte wider das zu Dresden errichtete Commiſſions-Bürean und einige Antiquare Gebrauch. Es entſtand darüber ein Proceſs, der, nach S. 9. der Vorr., auf der Entſcheidung der kurſächſ. Landesregierung und des Kirchenraths beruhet, und die nächſte Gelegenheit zu der Tittmannſchen Schrift war. Hr. *T.* wirft nun in dieſer die Frage auf: ob das Buchhändlerrecht das Recht des *alleinigen* Kaufs und Verkaufs der Bücher enthalte oder nicht? und entſcheidet bey deren Beantwortung gegen die Dresdner Buchhandlungen. Er bemerkt zuförderſt im Allgemeinen, daſs in Deutſchland kein Reichsgeſetz vorhanden ſey, welches den Buchhändlern das ausſchlieſsende Recht, Bücher zu kaufen und zu verkaufen, gebe; geſtattet jedoch, weil der Buchhandel einmal innungsmäſsig in Deutſchland geworden ſey, den Buchhändlern das Recht, jeden, der nicht innungsmäſsige Eigenſchaften habe, von Treibung des Verlagsgeſchäfts und von dem Handel mit rohen Büchern auszuſchlieſsen. Er beſtimmt ſodann den Begriff des Buchhändlers, im allgemeinern Sinne des Worts, dahin, daſs er, mit Erwerbung und Benutzung des Verlagsrechts über Bücher Gewerbe treibe, und unterſcheidet dabey Buchhandel im engern Sinne, wo mit eigenem Verlage, von dem Bücherhandel, in ſo fern mit den nicht ſelbſt verlegten Schriften gehandelt werde. Antiquar nennt er denjenigen, der mit gebundenen Büchern zu handeln berechtigt wäre; bemerkt jedoch, daſs in Sachſen dieſer Begriff eingeſchränkter ſey, weil ihnen ausdrücklich unterſagt ſey, neue Bücher zum Verkauf heften und binden zu laſſen. Aus dieſen und andern Prämiſſen folgert Hr. *T.*, daſs jeder Schriftſteller ſein Geiſtesproduct nach eigenem Gefallen

drucken

drucken und verkaufen könne; dafs er diefs entweder felbft oder durch jeden andern, er fey wer er wolle, zu thun berechtigt fey, und daher fich nach Belieben Commiffionäre erwählen könne; dafs die Buchhändler kein Recht hätten, den letztern den Verkauf der committirten Bücher zu verwehren; ingl. dafs Antiquare gebundene Bücher aller Art verkaufen könnten, fie möchten fie gebunden oder roh gekauft, und den Einband derfelben erft nachher beforgt haben. — Dafs diefe Schrift von den Dresdner Buchhandlungen nicht unbeantwortet bleiben würde, liefs fich erwarten, und es erfchien bald die unter Nr. 2. angeführte Erörterung u. f. w. Sie zerfällt in zwey Abfchnitte, deren erfter allgemeine Begriffe aufftellt, und daraus einige Folgerungen herleitet; der zweyte hingegen fich mit Widerlegung der von Hn. T. aufgeftellten Behauptungen befchäftigt. Der ungen. Vf. diefer Erörterungen unterfcheidet zuvörderft Buchhandel und Bücherfrödel, wie er fich ausdrückt; jenen vindicirt er, als ein Gewerbe, welches mit dem des Abfatzes wegen gefuchten Erwerbe und Abfatze der Bücher als Waare getrieben werde, den Buchhändlern; den letztern überläfst er, als ein Gewerbe mit *alten* Büchern, den Antiquaren. *Neu* nennt er Schriften, die als ungebraucht nach dem Fufse des Ladenpreifes zu dem Abfatze geeignet find; *alt* hingegen find ihm folche, die durch den Gebrauch nicht nur unter den Ladenpreis herab, fondern auch aufser Verhältnifs mit demfelben gefetzt find. Er bemerkt ferner die Verfchiedenheit des Verlags-, Sortiments- und Commiffions-Buchhandels, und unterfcheidet noch von dem letztern den blofsen Auftragscontract; diefen hält er um deswillen für kein wahres Gewerbe, weil der Bevollmächtigte nicht Eigenthümer der ihm zum Verkauf gegebenen Bücher fey, keine Gefahr bey dem Abfatze habe u. f. w. Von diefen und andern vorausgefchickten Begriffen wird fodann die Anwendung auf die Dresdner Buchhandlungen gemacht, und behauptet, dafs ihr Verbietungsrecht fich auf alle *neue* Bücher, fie mögen als oder neu feyn, auch wenn letztere zu Maculatur geworden, ingl. auf gedruckte und in Kupfer geftochene Zahltabellen und Mufiknoten erftrecke, und dafs fie den Vertrieb der Bücher allen andern Perfonen, die nicht Buchhändler find, befonders den fogenannten Commiffions- und Speditions-Handlungen, den Antiquaren und Buchbindern, auch durch Auction und Verlofung, zu unterfagen berechtigt wären; doch werden Kupferftiche, geftochene Zahltabellen und geftochene Mufiknoten von dem Verbietungsrechte ausgefchloffen. In dem zweyten Abfchnitte geht der Vf. zur Widerlegung der Tittmann'fchen Schrift felbft über; er folgt feinem Gegner Schritt für Schritt, faft Wort für Wort, und es läfst fich nicht läugnen, dafs ein und die andere von den in Nr. 1. enthaltenen Bemerkungen durch das, was in diefem fowohl als in dem erften Abfchnitte gefagt worden ift, widerlegt feyn dürfte; doch darf man diefs ja nicht von allen Grundfätzen der ungen. Vfs annehmen: denn viele find durchaus unhaltbar, und auch hier herrfcht der in Partey-Schriften gewöhnliche Geift; beide Theile betrachten die Sache einfeitig, und mit vorgefafsten Meinungen; beide haben fich dadurch zu Aufftellung unrichtiger Behauptungen hinreifsen laffen, und die Wahrheit liegt in der Mitte. Nach unferer Anficht dürfte die Sache folgendergeftalt zu beurtheilen feyn: Der Buchhandel wird, wie bekannt, in Deutfchland innungs- oder zunftmäfsig betrieben; jede zunftmäfsige Einrichtung führt wohl unftreitig das Verbietungsrecht gegen alle Störer mit fich. Nun ift die Abficht deffen, der fich in die Buchhändler-Innung aufnehmen läfst, wohl keine andere, als aus dem Verkaufe neuer, von ihm felbft oder von andern Buchhändlern (je nachdem es Verlags- oder Sortiments-Buchhandel ift) verlegter Bücher einigen Nutzen zu ziehen; folglich find *neu* alle Bücher, aus welchen der Buchhändler den Gewinn durch Verkauf noch nicht gezogen, oder deren Eigenthum er fich nicht, z. B. durch Verfchenkung, von felbft begeben hat, — und *Störer* find daher diejenigen, die aufserhalb der Innung den Buchhändlern diefen Gewinn durch den Vertrieb neuer Bücher entziehen. Hieraus ergeben fich folgende, unfers Erachtens unftreitige Refultate: *a*) dafs Commiffions-Büreau's, Commiffionäre und andere Perfonen, die nicht in die Innung der Buchhändler aufgenommen find, den Verkauf der Bücher nicht treiben dürfen; *b*) dafs jedoch hiervon der Schriftfteller auszunehmen ift, dem feine Schrift felbft oder durch die *Seinigen* zu verkaufen frey ftehet, indem, nach allen Rechten, der Verfertiger eines Products daffelbe felbft oder durch die Seinigen vereinzeln kann; und *c*) dafs Antiquare nur mit folchen Büchern handeln dürfen, welche durch Veräufserung bereits aus den Händen des Buchhändlers oder Schriftftellers gegangen find: denn beide haben das Recht des *erften* Verkaufs, und ift diefer gefchehen, wird ihnen alfo das Recht auf den gehofften Gewinn und die Gelegenheit, dazu zu gelangen, nicht entzogen: fo hört auch das Intereffe derfelben an dem fernern Verkaufe des Buchs gänzlich auf, und diefer ift den Antiquaren und ähnlichen Perfonen zu überlaffen. — Nach diefer Anficht der Sache können wir den Vf. von Nr. 1. nicht beyftimmen, wenn er behauptet, dafs Commiffionäre und Commiffions-Büreau's, ohne in die Buchhändler-Innung aufgenommen zu feyn, zum Verkauf neuer Bücher berechtigt wären; eben fo wenig darin, dafs Antiquare mit gebundenen Büchern *aller Art* handeln dürften: denn hieraus würde folgen, dafs fie auch Werke verlegen könnten, fobald fie diefelben nur heften oder binden laffen. Auch kann man nicht einfehen, worauf fich der Unterfchied zwifchen Buchhändler, als Verlagshändler, und Bücherhändler, als Sortimentshändler, gründen foll: denn der Grund, welchen Hr. T. S. 9. anführt: weil der Buchhändler, der mit feinem eigenen Verlage handelt, die Schrift zu einem Buche mache (??), fcheint Hn. T. gewifs felbft nicht ausreichend. — Aehnliche Irrthümer findet man aber auch in der Schrift unter Nr. 2.: denn es mangelt den darin aufgeftellten Begriffen häufig an Beftimmtheit, und es find ganz natürlich die daraus hergeleiteten Folgerungen nicht alle richtig. So heifst es z. B.: der Buchhandel — im Gegenfatze des von *dem* Vf. fogenannten Bücherfrödels — fey ein Gewerbe, *das mit* dem, des Abfatzes wegen, gefuchten Erwerbe und Abfatze der Bücher, als Waare, getrieben werde; allein der Antiquar fucht ebenfalls Abfatz der Bücher, die er verkaufen darf; auch er behandelt fie als Waare, und jener Begriff ift alfo unzulänglich. Diefs fcheint auch der Vf. felbft gefühlt zu haben: denn er bringt §. 15. und 16. den Unterfchied der Buchhändler und Antiquare noch nach. Unrichtig ift es ferner, wenn der Vf. den Schriftftellern das Recht des eigenen Verkaufs entziehen, und fie ganz der Willkür der Buchhändler Preis geben will; ingl. wenn er *alte* Bücher folche nennt, die unter dem Ladenpreife verkauft werden: denn feltne Bücher, die im Buchhandel nicht mehr zu haben find, verkauft der Antiquar fehr oft auch *über* den ehemaligen Ladenpreis. Höchft unfchicklich ift ferner, was §. 22. von dem Verlags-Subfcriptionsgefchäfte in Bezug auf den Schriftfteller gefagt wird; diefem Gefchäfte, heifst es, liegt der Verdingungs-Contract zum Grunde, mittelft deffen der Verleger feine Kräfte an die Subfcribenten locirt, um zu bewerkftelligen, dafs, eben fo wie der Schufter beftellte Schuhe fertige, (!!) alfo auch den Subfcribenten die Schrift, auf welche he unterzeichnet, geliefert würde. Endlich verdienen noch die mitunter gebrauchten etwas harten und mit Bitterkeit vermifchten Ausfälle gegen Hn. T. eine Rüge. Wir rechnen hierher den S. IX und X. der Vorr. demfelben nicht undeutlich gemachten Vorwurf, dafs er als Mitglied des Oberconfiftoriums (mit dem bekanntlich der Kirchenrath in gewiffer Hinficht verbunden ift), der von dem Kirchenrathe zu fällenden Entfcheidung in dem vorerwähnten, zwifchen der Arnoldfchen Buchhandlung und dem Commiffions-Büreau zu Dresden anhängigem Proceffe zu Gunften der Einen Partey habe vorgreifen wollen, und dafs er, in derfelben Qualität, ungeachtet der Privilegien der Dresdner Buchhandlungen, gleichwohl feine Schrift einem Buchdrucker zum Verkauf und in Verlag gegeben habe. Beides läfst fich wohl nicht ganz billigen; indeffen tragen dergleichen Bitterkeiten zu Entfcheidung der Sache nicht das Geringfte bey.

ed by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. Februar 1807.

GESCHICHTE.

PARIS, in der kaiserl. Buchdr.: *Histoire métallique de la Révolution Française*, ou Recueil des médailles et des monnoies, qui ont été frappées depuis la convocation des Etats-généraux jusqu' aux premières campagnes de l'armée d'Italie, par *A. L. Millin*, Membre de l'Institut et Conservateur des Médailles à la Bibliotheque imperiale de France. 1806. 62 S. und 26 Kupfertafeln. gr. 4. (10 Rthlr.)

Dieſs Buch iſt ein Kind der Zeit von ganz eigenthümlichem Intereſſe. Wenn die Münzkunde als hiſtoriſche Hülfs-Wiſſenſchaft überhaupt den Vortheil gewährt, daſs ſie die Erzählungen der Geſchichtsmuſe nicht allein mit ihren kleinen metallnen Denkmälern bekräftigt, ſondern zugleich auf eine ganz eigne Weiſe verſinnlicht: ſo wird dieſer Dienſt, den ſie der Geſchichte als Begleiterin leiſtet, durch eine ſolche Reihe von Münzen aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolution ganz beſonders in die Augen fallend. Seit den Zeiten Ludwigs XIV. war die Nation daran gewöhnt, jede merkwürdige Begebenheit im Staate und im Reich der Wiſſenſchaften mit Denkmünzen gefeyert zu ſehen; was Wunder daher, wenn faſt jeder Auftritt dieſes merkwürdigen Volksdrama's, mit Münzen belegt werden kann! wenn man ſich dieſer, als Jettons ſo leicht verbreitbaren Zeichen bediente, um in kritiſchen Perioden den Volksgeiſt zu ſtimmen, und wenn daher dieſe von der Zeit erzeugten und wieder in ſie mächtig eingreifenden Monumente als wahre Zeichen der Zeit, als intereſſante verſinnlichende Belege jener unvergeſslichen Groſsthaten, Gräuelthaten, Machinationen, Volksſtürme, Finanzverwirrungen, Pöbelherrſchaft, Geſchmackserniedrigung, Siege über alte Vorurtheile — den reichſten Stoff zu Betrachtungen darbieten!

Dieſs vielfache Intereſſe war es, was Hn. *Millin*, deſſen Eifer für Erhaltung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes mitten unter der Anarchie des Vandalismus und deſſen humaner Sinn in dieſer Periode der franzöſiſchen Literatur, auf ewig lobenswürdig bleiben wird, bewog, der Nation, die ſchon eine Geſchichte in Münzen von ihren drey letzten Ludwigen hat, auch eine ſolche von der Periode der Revolution zu geben, an die ſich dann die, auch in dieſer Hinſicht ſo reichhaltige und äſthetiſch-herrliche Geſchichte des Kaiſers Napoleon in Münzen anſchlieſsen wird. Dieſe metallnen Denkmale, die ſich zum Theil jetzt ſchon zu verlieren anfangen, zu ſammeln und für die Nachwelt zur Betrachtung aufzuheben, war die Pflicht eines Zeitgenoſſen, da wir die Darſtellung des anziehenden Gemäldes von der Revolution ſelbſt, erſt den kommenden Geſchlechtern überlaſſen müſſen. „Die franzöſiſche Revolution, ſagt Hr. *Millin* in der Vorrede, iſt auf immer merkwürdig durch den Einfluſs, den ſie auf das Schickſal eines groſsen Volkes und auf die Lage von ganz Europa gehabt hat, deſſen geſammte politiſche Verhältniſſe ſie veränderte. Mehrere Männer von Verdienſt haben es ſchon verſucht, die Geſchichte derſelben zu ſchreiben; aber man iſt der einſtimmigen Meinung, daſs Ereigniſſe von ſolcher Wichtigkeit nicht von einem gleichzeitigen Schriftſteller mit jener ſtrengen Kritik und mit jener Unparteylichkeit können beſchrieben werden, die den ehrenvollen Charakter der Geſchichte ausmachen müſſen. Man muſs ſich alſo jetzt daran halten, die Materialien zu ſammeln, in denen der Mann von Geiſt, einſt dazu berufen der Geſchichtſchreiber dieſer Begebenheiten zu ſeyn, Belehrungen finden wird, nach denen er ſein Urtheil bilden kann. Die öffentlichen Verhandlungen, die officiellen Actenſtücke, die hiſtoriſchen Berichte, die Journale und die beſondern Memoiren, ſind ohne Zweifel die Quellen, aus denen er ſchöpfen muſs; aber er kann auch aus Denkmälern noch Vortheil ziehen. Zu dieſer Gattung von hiſtoriſchen Denkmälern und Documenten nun gehören auch die Münzen. Ihre Wichtigkeit zur Aufklärung der alten Geſchichte iſt anerkannt; und wenn ſie gleich für die neuere Geſchichte nicht von eben ſo groſsem Intereſſe ſind, ſo gewähren ſie doch auch ihren Nutzen.“ — Und ſo ſuchte Hr. *Millin* alle Münzen dieſer Periode auf, die ſich in dem kaiſerlichen Münzkabinette, in dem Münzpallaſt, in den Archiven des *Corps législatif*, in den Werkſtätten der Stämpelſchneider und bey Privatperſonen fanden, lieſs ſie zeichnen, und bildete daraus dieſe Sammlung. Sie geht bis in das J. 1794. und 1795.; — „ich hätte ſie, ſagt er, in Einem Bande bis auf unſere Zeiten fortſetzen können, wenn es mir nicht empfindlich geweſen wäre, das Andenken an Tage, die gröſstentheils öffentliche Trauer und häusliches Unglück bezeichnete, mit der glänzenden Epoche in Eins zu verbinden, die durch ſo wundervolle Thaten verherrlicht iſt, daſs ſie allen, die nicht Zeugen davon geweſen ſind, unglaublich vorkommen müſſen; ja ich würde es als eine Entweihung betrachtet haben, das erhabne und geliebte Bild Napoleons des Groſsen zu dem jener grauſamen Demagogen zu geſellen, deren Namen einer ewigen Schmach geweiht ſind.“ — Der *zweyte* Band der unter der Preſſe iſt, wird alſo wie erwähnt, die *Histoire métallique* des Kai-

Kaisers Napoleon enthalten, und zwar nicht blofs seit dem Anfang seiner Regentenwürde, sondern seit seinem ersten Feldzug in Italien, so dafs diese Reihe von Münzen an alle seine Thaten, von der Schlacht bey Castiglione an bis zu der bey Austerlitz und weiter hin, erinnern wird.

Was nun die Ausführung des vorliegenden Werkes betrifft, so sind *alle* Münzen und Jettons, welche hier beschrieben werden, an der Zahl 117, auch zugleich abgebildet; die Stiche sind nach der jetzt so beliebten Weise, die zu diesem Zweck vorzüglich passt, blofs in Umrissen, und natürlich mit aller Treue darstellend.

Die Jettons in Zinn, Bley und Kupfer, die man im J. 1789. dazu brauchte, den Pöbel zu stimmen, sind ganz in ihrer Geschmacklosigkeit und Unrichtigkeit der Figurenzeichnung dargestellt, und die Inschriften mit den abscheulichen Fehlern gegen Orthographie, die mehr als alles sagen, von wem und für wen diese numismatischen Mifsgeburten ihr Daseyn haben. So stellt der Avers der achten Münze die Königskrone dar, auf einem mit drey Lilien bezeichneten Altar liegend; um den Altar steht ein Edelmann mit dem Degen, ein Geistlicher mit dem Mantel und ein Bürger, die sich die Hände reichen, alles in dem elendesten Stil gezeichnet; Umschrift: LA REVNION DE TROIS ORDRE FAIT A VERSAILLE EN 1789. — Auf dem Revers: LES TROIS ORDres REVNIS NOVS FAITS ESPERER LE BONEVR DE LA FRANSE. oder No. Av. Kopf des Königs, ganz unähnlich, umgeben von zerstreuten Lilien; Umschrift: LE. ETAT. ON. COMMANCE. LE. 3. MAY. Rv. Eine (ganz verzeichnete) Hand hält die Königskrone. LE TIR ETAT LA SOVTIENDRA. VIVE. LE ROY POVRLE BONNEVR DE SON PEVPLE. 1789. Dergleichen Jettons, so wie auch der, Nr. 4. und 5., wo das Wappenschild von Frankreich ganz leicht von einem daneben stehenden Ritter und Bischof gehalten wird; hingegen mit ganzer Schwere auf dem darunter gebückt knieenden, durch Hacke und Schaufel bezeichneten Landmann lastet, waren dazu bestimmt, den *tiers état* zu wecken und für die Revolution zu gewinnen. — Die Einnahme der Bastille ist der Gegenstand einiger solcher Medaillen. Die eine sehr grofse, von dem berühmten *Andrieu* gravirt (Nr. 9.) sollte die erste einer Reihe seyn, um die vorzüglichsten Ereignisse der Revolution darzustellen; es blieb aber bey dieser einzigen. Sie hat keine Rückseite, wie mehrere aus dieser Zeit. Man machte sie auch aus Bley, widmete sie durch einen auf der Rückseite aufgeklebten gedruckten Zettel den Wahlherrn von Paris, und setzte durch eine Umschrift hinzu, dafs diese Münzen aus dem Bley gemacht wären, womit die Ketten der Opfer des Despotismus verlöthet gewesen wären. So finden sich hier eiserne Münzen, die der Bürger Palloy aus den Ketten, aus den Riegeln der Bastille machen, und unter die Mitglieder der ersten *Assemblée nationale* austheilen liefs. Auch durch Volksreime suchte man sich dem Geschmak der untersten Klasse anzuschliefsen; Nr. 18. wo der Avers das Bild des Herzogs von Orleans darstellt hat den Revers: LA. NATION NOVELLIRA IAMAIS DORLEANS LES. BIENFAIT. 1789. oder auf einer Glocke der Stadt Rouen, die fast 300 Jahre alt war und nun eingeschmolzen wurde: *Monument de vanité detruit pour l'utilité, l'an deux de l'egalité.*

Aus diesem nämlichen Jahre kommen noch Münzen vor auf *Necker*, (mit der Inschrift: *que tout le peuple soit reconnaissant à Necker bienfaisant.*) auf Lafayette, Bailly u. s. w. Unter jenen vielen ekelhaft schlechten Jettons stöfst man auf einige schöne Medaillen von *Duvivier*, z. B. die auf die Verlegung der Residenz des Königs nach Paris (Nr. 35.).

Aus dem J. 1790. finden sich zwar noch rohe Gepräge, auf die Eidesleistung des Königs, die Annahme der Constitution, auf die Volksfeste vom 14. Jul. dieses Jahres; aber doch sind sie nicht mehr so geschmacklos als im vorigen. Noch mehr ist diess der Fall mit den Münzen aus den Jahren 1791. 1792. und 1793. Wie weit indefs sich auch damals noch der Geschmack verirrt hatte, beweist die Münze, die unter Robespierre zum allgemeinen Typus für die *Courant*-Münze, und namentlich für die 5 *Decimes*-Stücke bestimmt war. Auf dem Avers ist die Natur als Isis gebildet, sitzend auf einem Piedestal, neben ihr ein Löwe, aus ihren Brüsten strömen zwey Milchstralen in ein unten befindliches Behälter; zwey Männer stehen unten in moderner französischer Kleidung, der eine hält einen Oehlzweig, der andere eine *Fahne*. Umschrift: REGENERATION FRANCAISE; da diese gleich nach Robespierres Sturz unterdrückt wurde, so gehört sie jetzt unter die sehr rare. Nun erscheinen auch die *monnoies de confiance* von Monneron zu Paris, und aus andern Handelsstädten Frankreichs, die Solsstücke, die Sechs- und Fünf-Livres-Thaler, und machen die Mehrzahl der aus diesen Jahren aufgeführten Münzen aus.

Dazwischen kommen die Gedächtnifsmünzen auf Mirabeau, auf Marat, Danton, die Preismedaillen verschiedener Schulen in und aufser Paris, vor. Und endlich hat Hr. *Millin* auch alle die Gedächtnifsmünzen auf den Tod des Königs und der Königin aufgenommen, die von deutschen Stämpelschneidern, wie von Loos und Stierle, auf jene Begebenheit als Jettons verfertigt worden sind. Die spätesten unter allen hier angeführten mögen wohl die spanischen Piaster-Stücke von J. 1795. seyn, wo auf den Hals des spanischen Königs durch eine kleine Contremarque das Köpfchen Ludwig XVIII. geprägt ist; diess hatten die Engländer darauf geschlagen, um nun mit diesen Thalern die Insurgenten in der Vendee zu bezahlen. (Was sich doch die spanischen Piaster nicht alles müssen gefallen lassen! Bald erscheint auf dem Hals ihres Königs das Bild des Prätendenten; bald verschwindet der Kopf des spanischen Königs ganz und macht in Boultons-Fabrik dem des Königs von England Platz!)

Der splendid gedruckte Text enthält immer die genaue Beschreibung der Münze und zuweilen noch eine kurze Erklärung. Mit diesen ist aber Hr. *M.* karger gewesen, als für das volle Verständnifs dieser Mün-

Digitized by Google

Münzen, besonders in Absicht auf Ausländer oder nach uns Lebende, zu wünschen gewesen wäre. Bey so vielem, was ihm, als einem Zeitgenossen und Beobachter der Revolution in ihren verschiedenen Perioden so leicht durch ein paar Worte aufzuklären möglich gewesen wäre, stößt jetzt die Mehrzahl derer an, die diese Sammlung durchgehen und von ihrem Interesse angezogen werden. So wäre das Entstehen der *Monnoies de Confiance*, die Art ihres Gebrauchs, die Epoche, wo und wie sie wieder abkamen, so leicht von ihm anzugeben gewesen; ferner, was es nun eigentlich heißt wenn auf den Monnerons steht: *Médaille de confiance de cinq Sols remboursable en assignats de 50 livr. et au dessus;* oder auf den Bons der Crusolschen Porcellän-Fabrik: *Bon pour 20 Sols payable à vue en assignats de 50 livr.* — Gleich auf der vierten Münze stellt der Avers das Wappen von Frankreich von den drey Ständen, wie oben schon angeführt wurde, unterstützt vor, der Revers aber ein Dreyeck, und um dasselbe her die Zahlen 1. 2. 3. — 3. 4. 5., in der Mitte 6. — darüber LES TROIS ORDRES; hier ist dem Kupfer und der genauen Beschreibung desselben nichts beygefügt als: „diese aus Zinn gegossene Medaille wurde verkauft, um dem Volk zu sagen, der dritte Stand allein trüge alle Lasten, während der Adel und die Geistlichkeit fast davon frey wären." Warum wird hier nun nicht ein Wort beygefügt, um diese Zahlen und ihre Stellung zu erklären? — Die mächtig grosen Sols- und Zweysols-Stücke, wie hier Nr. 54. 82. und 83. zeigen dem, der sie nicht aus eigner Erfahrung kennt, und in Paris seine Taschen von ihnen hat zerziehen lassen, die Nothwendigkeit, warum man ganz neuester Zeit in Paris dünnere Solsstücke prägt, in deren Mitte ein Punkt von Silber incrustirt ist; denn wirklich war diese schwere Kupfermünze zeither sehr beschwerlich.

Absolut vollständig kann bey allem Sammlerfleiss des Herausg. diese Sammlung doch nicht heissen, wie man sich voraus vorstellen kann. So sind z. B. von den Mainzer Belagerungsmünzen nur 5 Solsstücke von der Gröfse eines Gulden angeführt; Rec. kennt aber auch solche 5 Solsstücke, die noch einmal so klein sind. Durch einige Blätter von Nachträgen wird einst die höchste Vollständigkeit zu erreichen seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, b. Hendel: *Aurora von Clari.* Von Fräulein *K. v. R.* 1805. 144 S. 8. (12 gr.)

Aurore von Clari kommt als Hofdame in die Residenz eines kleinen deutschen Fürsten, reformirt zuerst den Putz der Prinzessin, erregt dann die Aufmerksamkeit des Erbprinzen und seines liederlichen Lieblings, bis beide auf Reisen gehn, leistet der Prinzessin Beystand bey einer edeln That, macht diese edle durch ein Journal bekannt, und verhilft der Prinzessin auf diese Weise zu einem Gemahl, welcher ein königlicher Kronprinz ist. Während dessen hat sich eine Liebe zwischen Auroren und einem trefflichen Präsidenten, der mit seiner schwindsüchtigen Gemahlin in einer unglücklichen Ehe lebt, entsponnen. Die Präsidentin stirbt; Aurore wird des Präsidenten Braut; alles geht nach Wunsch, auch mit noch einem andern Liebespaare; da stürzt der Präsident im Mondenscheine, beym Hinwegreiten von seiner Braut, auf einmal von seinem Pferde, das bey einer Windmühle scheu geworden ist, fällt mit der Brust auf einen Stein, bekommt den Blutsturz, und stirbt, nachdem er Auroren ein kleines Gut und seine Tochter zur Erziehung vermacht hat.

Man sieht, dass diese Geschichte so äusserst einfach ist, dass sie füglich für unbedeutend gelten, und nur wenig Interesse erregen kann. Die Katastrophe, welche durch eine Windmühle so *sans rime et sans raison* herbeygeführt wird, ist vollends nichts werth. Sonst ist die Einkleidung ziemlich ungezwungen, und die Sprache, trotz mancher Incorrectheiten und Schwerfälligkeiten, im Ganzen dem Charakter der Personen, welche die Briefe schreiben, aus denen das Ganze besteht, ziemlich angemessen. Aber überall fehlt es an der Lebendigkeit der Darstellung und der Tiefe der Empfindung, die erforderlich gewesen wäre, um den Mangel einer verwickelteren Handlung zu ersetzen, und diesem an sich unbedeutenden Stoffe ein höheres Interesse zu leihen. — Das Beste ist, dass der Leser mit so wenigen Bogen davon kommt.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Weigel: *Neuer Dolmetscher*, oder *Verdeutschungs-Wörterbuch der in unsrer Schrift- und Umgangssprache üblichsten fremden Ausdrücke.* Für minder sprachkundige Geschäftsmänner, besonders für Volks-Schullehrer, von *Fried. Erdmann Petri*, Prof. am Gymnasium zu Fulda. 1806. 265 S. gr. 8. (18 gr.)

Wir haben seit wenigen Jahren mehrere grosse und kleine Bücher zur Verdeutschung der Fremdlingswörter in der deutschen Sprache erhalten, so dass ein neues Wörterbuch dieser Art jetzt entbehrlich zu seyn scheint. Der Vf. lehnt jedoch diesen Vorwurf in der Vor- und Schluss-Rede ab. Einige Schriften dieser Art sind nämlich zu unvollständig und mangelhaft, enthalten auch zum Theil unrichtige Erklärungen; andre sind nicht bloss zur Verdeutschung sondern auch zur Erklärung bestimmt, und begreifen auch alle Arten von wissenschaftlichen und Kunstwörtern; daher sie mehr den Gelehrten brauchbar sind, wie *Oertels* und *Heysens* neue Wörterbücher. Beide leisten mehr, als man von blossen Wörterbüchern verlangt, sind aber auch deshalb für viele Geschäftsmänner zu theuer. *Campens* Wörterbuch dieser Art ist noch theurer, und als ein kritisches Wörterbuch vornehmlich nur für Sprachforscher geeignet. Man kann also die gegenwärtige Arbeit nicht für überflüssig ansehen, sie ist viel-

vielmehr um deſto verdienſtlicher, je mehr ſie dazu beyträgt, ausländiſche Ausdrücke ohne groſse Koſten verſtehen zu lernen. Da der Vf. ſchon ſo viele fleiſsige Vorgänger in dieſer Arbeit gehabt hat, ſo konnte er nicht allein etwas vollſtändigeres, ſondern auch etwas, das zweckmäſsiger und gemeinnütziger iſt, als ſeiner Vorgänger Arbeiten, in einer fruchtbaren Kürze liefern, wenn er das Unrichtige verbeſſerte, das Fehlende ergänzte, das Ungehörige und bloſs Wiſſenſchaftliche ganz wegliefs, und ſich bloſs auf Verdeutſchungen einſchränkte. Dieſs alles hat er wirklich gethan, und dadurch ſein Buch beſonders für den Ungelehrten brauchbar, und auch durch einen ſehr ökonomiſchen Druck gemeinnützig gemacht. Im allgemeinen iſt jedoch zu tadeln, daſs der Vf. in zu groſser Sorge für die Kürze und den wohlfeilen Preis des Buchs dem ungelehrten Leſer hin und wieder undeutlich geworden iſt, z. B. *Ariſtokratie*, *Adel- Gan- Vornehmherrſchaft*. Hier könnte das *Gan* wohl ganz wegfallen, weil es theils veraltet iſt, theils auch gar nicht hergehört; das übrige aber wäre deutlicher ſo auszudrücken: Adel- oder Vornehmherrſchaft. Dieſs iſt bey mehreren Wörtern der Fall, z. B. *Doctorand- us, der im Begriff iſt D. zu werden*. Auch ſind manche Verdeutſchungen aufgenommen, die keinen Platz verdienten, weil ſie zu ſchielend und unbeſtimmt ſind, z. B. wenn *Altan* durch Austritt, Vortritt, Söller überſetzt wird. Die beiden erſten Wörter bezeichnen einen Balcon und Erker; Söller aber, das aus dem Lateiniſchen *Solarium* entſtanden iſt, wird hin und wieder in Deutſchland für den oberſten Hausboden gebraucht; hingegen iſt Altan eine Höhe über dem Dache, die oben frey und unbedeckt, thurmartig iſt. Bey *Decouragiren* ſollte das neugemachte Wort *entmuthen* wohl ganz wegbleiben, weil es unnöthig iſt, und eben ſo *Entblüthung* für *Defloration*, wofür das alte Schwächung oder Entehrung immer vorzüglicher iſt. Für *dephlogiſtiſirt* entbrennbart zu ſagen, würde Rec. auch nicht wagen, lieber unbrennbar gemacht, oder *unzündbar*. Von *Amphibium* iſt die Ueberſetzung *Doppelleber* noch unſchicklicher, als das von *Harsdörfern* ſchon gebrauchte Wort beidlebig. Das Wort Knorpelthier iſt auch nicht recht ſchicklich, paſst wenigſtens auf das Crocodill nicht. Dergleichen unſchickliche Wörter wären wohl beſſer in Parentheſen eingeſchloſſen. Bey *Abonnement* ſteht das Gutmachen, die Vorausbezahlung. Dieſs letzte Wort wird mit Recht als das vorzügliche durch den Druck ausgezeichnet; aber das erſte verdient gar keinen Beyfall. Warum iſt aber das ſchon bekannte Unterzeichnung vergeſſen, da doch Abonnement durch Unterzeichner überſetzt wird? *Frugalität* wird durch Genügſamkeit, Mäſsigkeit, Nüchternheit überſetzt; aber es iſt keins von dieſen Wörtern ſo paſſend als das alte Gnüglichkeit: denn bey der Frugalität ſorgt man nur für die Gnüge und verhüthet ſowohl Mangel, als Ueberfluſs; Gnügſamkeit aber iſt Zufriedenheit mit wenigem. Will man das alte Wort Gnüglichkeit nicht gern haben, ſo iſt Räthlichkeit, Rathſamkeit, Wirthlichkeit brauchbar. Dieſe Ausdrücke ſind in *Oertels* und *Heyſens* Wörterbüchern nicht angemerkt. Für *Chauſſée* hat man ſchon vor hundert Jahren das Wort *Steindamm* gebraucht, hier iſt es aber nicht angeführt. Ueberhaupt vermiſst Rec. manches gute alte Wort, welches entweder, um es verſtehen zu lernen, oder wieder in Umlauf zu bringen, einen Platz verdiente. Da eine baldige *zweyte* Auflage eines ſolchen gemeinnützigen Buchs zu erwarten iſt: ſo würde er gern ſeinen Beytrag dazu liefern, z. B. *Compromiſs*, in der alten Rechtsſprache, ein Anlafs; *Circulare* iſt ſchon längſt ein Kreisſchreiben benannt worden; *Depoſitum* heifst auch in alten Rechtsbüchern ein Kiſtenpfand; *Deponent* auch ein vereidigter Zeuge; *Deferiren* auch bewilligen, verſtatten; *Affiche* bedeutet an manchen Orten ein Aushang; *Clauſur* heifst *auch* zuweilen das geheime Archiv u. ſ. w. Auch Unrichtigkeiten verdienen noch Verbeſſerung, z. B. wenn *Advocat* ein Sachwalter heifst, welches eigentlich ein *Mandatarius* iſt. Das alte Wort Anwald iſt alſo vorzüglicher, würde aber richtiger Anwalt geſchrieben. *Adjectiv* heifst unter andern auch Umſtandswort, das iſt aber *adverbium*. *Bannarium molendinum* ſollte nicht durch Mühlenzwang überſetzt ſeyn; das wäre *Bannum molendini*, ſondern durch Zwangmühle. *Anabaptiſt* heifst ein Wiedertäufer, aber die Mennoniſten wollen dieſen Namen nicht führen, ſondern nennen ſich Taufgeſinnte. Daſs *Anteceſſor* bey den Juriſten auch ſo viel als Profeſſor bedeutet, und daſs *Cultus* am beſten durch Gottesverehrung überſetzt wird, verdiente auch wohl angemerkt zu werden. Aber es ſcheint vieles überſehen zu ſeyn, was von andern ſchon bequem verdeutſcht iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Biberach*, b. d. Gebr. Knecht: *Taſchenbuch für Freunde des Obſtbaues*. 1805. 32 S. kl. 8. (6 gr.) — Dieſe Broſchüre iſt ein Erinnerer an die monatlich eintretenden Geſchäfte, die auf den Obſtbau und auf das Obſt Bezug haben. — Man erkennt darin einen Kunſtgärtner, der beſonders auch die *Obſt-Treiberey* gründlich verſteht. — Voraus gehen kurze Notizen vom *Einſetzen der Bäume*, ſowohl in Anſehung der *Erde* als der *Lage*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Februar 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer, und FRANKFURT, b. Mohr: *Des Knaben Wunderhorn*, oder: *Alte deutsche Lieder*. Von *L. Achim von Arnim* u. *Clemens Brentano*. 1806. 470 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Seit *Herder* auf das Naive und Kräftige der Volkspoësie aufmerksam gemacht, und *Bürger* und *Goethe*, auch *Claudius*, der hier nicht zu vergessen ist, ihre eignen Gesänge mehr in die Töne derselben eingestimmt haben, hat es an Freunden dieser Dichtungsweise, und auch an mehr oder weniger berufenen und sinnigen Nachahmern und Sammlern alter Volkslieder nicht gefehlt. Dem verewigten *Herder*, dem man auch hier das

nil molitus inepte est

mit Recht nachrühmen kann, danken wir die beste Sammlung. Sein richtiges Gefühl, sein feiner Geschmack verwahrten ihn vor Mifsgriffen, die hier so leicht sind: aber *Herder* konnte und wollte nur die Bahn brechen; auch steckte er sich ein weiteres Ziel. Nicht blofs deutsche Volksgedichte, die verschiedenen *Blüthen reinmenschlicher* Poësie, aus verschiedenen *Völkern*, verschiedenen Zeiten, wollte er sammeln und in einen gemeinschaftlichen schönen Kranz reihen.

Die Herren *Brentano* und *von Arnim* haben sich in ihrer Sammlung blofs an deutsche Lieder gehalten, und zwar, wie der Titel des Werks besagt, an altdeutsche Lieder. Ihr Unternehmen ist lobenswerth, und wäre es noch mehr, wenn sie erstens von festeren Begriffen über das, was sie wollten, ausgegangen wären, und sodann ihr ganzes Geschäft mit etwas mehr Nüchternheit betrieben hätten. So befremdet es gleich auf den ersten Anblick, dafs in einer Sammlung, die überschrieben ist: *Alte deutsche Lieder*, ganz neue aufgenommen sind, wie z. B. von *Pfeffel* S. 384. das herzliche Lied: *Gott grüfs euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen*, das bekannte *Kaplied* von dem verstorbenen *Schubart*, auch das gar nicht alte Gedicht: *Blühe, liebes Veilchen* S. 329. Es läfst sich erklären, wie dieses zuging. Die Herausgg. fanden diese Gedichte in fliegenden Blättern, hörten sie wohl auch aus dem Munde des Volks, und unbekannt oder bekannt mit ihren Vffn., — das letzte indefs sollte man doch Dichtern und Literatoren zutrauen dürfen — schlossen sie, was dem Volksgefühle so zusagt, wie diese Lieder, ist nun, alt oder neu, für unsre Blumenlese brauchbar: aber mit gleichem Rechte hätten sie auch viel andere Gedichte von neueren Dichtern, von *Goethe*, *Bürger*, *Voss*, *Hölty*, die in den Volkston ebenfalls gestimmt sind, ja ihn noch besser halten als jene, sogar auch zum Theil in solche fliegende Blätter übergegangen sind, in ihre Sammlung aufnehmen können. — Weiter ist das Gute, Kernhafte, und, wenn man will, Derbe, das man in dieser Sammlung findet, in der That mit manchem Elenden, Unnützen und Dürftigen so bunt vermischt, dafs wir unmöglich derselben unbedingten Beyfall geben, noch in die ungemessenen Lobsprüche der Freunde einstimmen können. Ist es doch, als ob die Sammler des heroischen Glaubens wären: was nur einmal in die gröfsere Masse des Volkes übergegangen wäre, was von dem Volke gesungen oder geschrieen werde — darauf scheinen wenigstens wirklich einige Aeufserungen aus der trunkenen Nachrede des Hn. *von Arnim* hinzudeuten — habe eben dadurch schon die poëtische Weihe bekommen, und trage daher schon das Creditiv seines poëtischen Werthes in sich. Wieder: nur ein gewisses Alterthum, Rohheit der Form, Incorrectheit u. s. w. gebe schon an sich Werth und ersetze den Abgang lebendiger Poësie. Wie hätten sie es sonst von sich erhalten können, so manche theils widersinnige, theils unbedeutende oder schale Reimereyen, die ihre niedrige, geistlose Abkunft sattsam verrathen und den Stämpel der Verwerflichkeit auf ihrer platten Stirne tragen, als Herrlichkeiten auszustellen, gegen die jede gebildetere Poësie die Segel zu streichen hätte? wie z. B. das platte *Handwerksburschenlied* S. 289.:

O Bremen, ich mufs dich nun lassen,
O du wunderschöne Stadt,
Und darinnen mufs ich lassen
Meinen allerschönsten Schatz.

Das Abendlied S. 321., worin besonders die Stelle sich sehr ausnimmt:

Dafs mich mein Schatz verlassen hat,
Das kommt daher,
Sie dacht sich zu verbessern,
Betrog sich gar sehr.

Die gemeine Romanze von den Schneidern S. 325.:

Es sind einmal drey Schneider gewesen
O je —
Sie haben einen Schnecken für einen Bären ang'sehen —
O je! O je! O je!

Es liefsen sich mehrere Gedichte von dieser Art ausheben, die wohl kein Freund antiker *deutscher Art und Kunst* hier vermissen würde. So beneiden wir

Digitized by Google

z. B. niemand, der an dem *Tambursgesell* S. 76. viel Vergnügen finden kann. Auch das bänkelsängerische, von aller Darstellung entblößte, geistlose Ding: *Doctor Faust*, das die einzelnen Motive der Legende ohne alle lyrische Anordnung und Verknüpfung gemein genug herableyert, hätten hier wohl eben so wenig, als das Bauernburschenlied: *Die Martinsgans*, eine Aufnahme verdient. Es mag seyn, dafs gut vorgetragen, in dem gehörigen Dialecte, etwa mit Musik oder doch guter Mimik begleitet, eines oder das andere solcher Stücke, zumal in einem heiteren Zirkel, in Augenblicken des Scherzes, noch eines besseren Effectes fähig ist: Rec. erinnert sich z. B., dafs ihm ein solches Lied, was ihm vom Papier aus herzlich widerstanden, als er es zufälliger Weise in einer Gesellschaft unter vortrefflicher Gesticulation gut absingen hörte, ganz wohl gefiel. Es ist diefs das in der Sammlung S. 382. befindliche *bayrische* Lied: *Petrus*, das aber doch schon an sich selbst, seiner Plattheit ungeachtet, nicht ohne poëtischen Werth ist: Er abstrahirte sich davon, dafs den meisten solcher Lieder, die aus dem Volksleben herausgenommen, für dasselbe, so wie auf Musik zugleich und musicalischen Vortrag berechnet sind, der todte Buchstabe ungemein schaden mufs. Noch weniger weifs Rec. anzugeben, was so manche widersinnige Kinderlieder, z. B. *Weinschröterlied*, *Mayenkäferlied*, *Mayenwürmchen* u. s. w., unter denen das letzte allein durch einigen zarten Anklang sich empfiehlt, hier sollen. Was ist an der Erhaltung solcher Stücke gelegen? In eine Sammlung von Volksliedern scheinen sie einmal nicht zu gehören. Wollen die Vff. aber künftig solche Liederchen aufnehmen: so können wir ihnen hier mit einem ähnlichen schwäbischen dienen:

Goldsvögele flieg' aus,
Flieg' in meiner Ahne Haus,
Bring mir Aepfel und Birne!
Komm bald wieder!

Es ist wenigstens so gut, als das Maykäferlied S. 273.:

Maykäfer flieg!
Der Vater ist im Krieg,
Die Mutter ist im Pulverland,
Pulverland ist abgebrannt.

Was wir weiter an dieser Sammlung ausetzen, ist: Viele der aufgenommenen Stücke haben, bey andern Verdiensten, doch nichts Volksartiges, wie z. B. das allegorische Stück S. 262. So sind auch verschiedene katholische Kirchengesänge, z. B. S. 263.: *Ewigkeit*, ein Gedicht, das mühsam nach bekannten Vorstellungen der Kirchenväter über diesen Gegenstand ohne eigene Anregung des Herzens zusammengereimt ist, hier gewifs nicht an seinem Platze; noch weniger aber so elende geistliche Reimereyen, wie S. 277.: *Der geistliche Kämpfer*, und das allegorisch studirte, sonst nicht unglückliche, nur in diese Gesellschaft nicht recht passende Lied: *Der Herr am Oelberg*, und: *Die Himmelsschäfer*. Besser hat uns das zwar frazzenhafte, aber phantastisch-heitere Stück S. 304. gefallen: *Der Himmel hängt voll Geigen*. Auch macht noch von den meist abgeschmackten katholischen Liedern, die man hier findet, die *Antwort Mariä auf den Gruß der Engel* eine glückliche Ausnahme. Wir haben bisher mehr dessen erwähnt, was uns an der Sammlung nicht gefallen hat, gewifs nicht aus Abneigung gegen das Unternehmen oder gar die Unternehmer, sondern vom reinen Wunsche geleitet, ein solches aus so manchen Beziehungen gewifs ungemein schätzbares Institut, das durch mehrere Bände fortgesetzt werden soll, möchte sich immer mehr und mehr eines unzweydeutigen Beyfalls würdig machen. Wir sind es daher der Gerechtigkeit schuldig, eben so unumwunden auch unsern Dank den Herausgebern für das viele zweckmäfsig gesammelte Treffliche zu ertheilen, das man in dieser Blumenlese altdeutscher Poësie finden wird. Wir könnten eine lange Liste von Liedern hier herausheben, die, nach unsrer Ueberzeugung, gewifs allgemeine Theilnahme ansprechen, und echt volksmäfsig sind; und wenn manche derselben, vielleicht die bessern, schon aus ähnlichen Sammlungen, aus der *Herder*'schen, *Elwert*'schen, aus dem *feinen Almanach*, *Bragur* u. s. w., die unter den Quellen hier auch genannt werden, bekannt sind: so ist es gut, dafs das Zerstreute gesammelt wurde, und die Vff. haben dabey theils aus andern Journalen, dem deutschen Museum z. B., das noch eine beträchtliche Nachlese zulassen dürfte, aus alten Gesangbüchern, wie z. E. S. 146. *aus einem Gesangbuche der Wiedertäufer*; — [wir empfehlen für gleiche Absicht ähnliche Sammlungen, wie z. B. den *geistlichen* Liedersegen, Greitz 1749., wo z. B. ein treffliches Lied von Luther sich befindet, *von den zwey jungen Märtyrern, die zu Brüssel verbrannt worden*: ein neues Lied: *Wir heben an, das Walt Gott unser Herre* u. s. w.;] — sie haben aus ältern gedruckten Liederbüchern, *dem frischen Liedchen* u. s. w., deren noch manche, wie z. E. *der Lustgarten neuer deutscher Gesänge*, Nürnberg 1601.; *die musikalische Sammlung von Nikolaus Rostius*, Capellmeister zu Altenburg, 1659. u. s. w. zu benutzen seyn dürften; endlich aus Chroniken, wo ebenfalls die Ausbeute noch grofs ist, so wie aus fliegenden Blättern und mündlicher Tradition so vieles beygebracht, was der Erhaltung gewifs werth war. Wir machen hier nur auf einige aufmerksam: S. 70. *die Nonne*. S. 74. *Fastnacht*. S. 83. *Liebesdienst*. S. 84. *Geht dirs wohl, so denk an mich*. S. 86. *der Tannhäuser*. S. 125. *der Lindenschmidt*. S. 188. *Husarenbraut*. *Schall der Nacht* S. 198. *Der Palmbaum* S. 202. S. 229. *Der stolze Schäfersmann*. S. 231. *Wenn ich ein Vöglein wär*. S. 252. *Die Judentochter*. S. 254. *Schlachtlied* von *Rudolf Weckherlin*; hier um viele Strophen abgekürzt. Mehr hätte noch Abkürzung oder gar Weglassung verdient das S. 245. aus *Morhofs Abhandlung von deutscher Poësie* eingerückte lange und meist abgeschmackte Lied von ähnlicher Beabsichtigung: *Frommer Soldaten seligster Tod*. Stellen, wie folgende, deren es viele giebt, haben doch weder poëtischen Sinn, noch Gehalt:

Ihr Brüder setzt nur muthig drein,
Die Feinde thun verzaget seyn,

Der

Digitized by Google

Der Sieg und Preis ſey unſer,
Drom, Drari, Drom,
Komm, Bruder, komm,
Pomp, pomp, pomp, pomp,
Freu dich mein Comp,
Hilf friſch nachjag'n,
Thu wacker drein ſchlag'n,
Acht nicht der Beut,
Sie hat ihr Zeit,
Wir wolleus noch wohl finden,
Bleib keiner nicht dahinten u. ſ. w.

S. 255. *Der Herr von Falkenſtein.* S. 258. *Rosmarin* u. ſ. w. Noch bemerken wir, dafs wir diejenigen Lieder, die aus weltlichen Volksliedern in geiſtlich-chriſtliche oft ſteif genug verwandelt wurden, wie z. B. S. 139. 140., ungern aufgenommen ſehen. Es iſt bekannt, dafs man zur Zeit der Reformation auf dieſen unglücklichen Gedanken gerieth. Luther und ſein Freund Staupitz, wie man in der Lutherſchen Briefſammlung, von *Lindner* beſorgt, findet, gaben durch Rath und That die Loſung dazu. Manches treffliche Volksgedicht iſt auf dieſe Weiſe verdrängt, mancher geiſtliche Zwitter, wie alte Geſangbücher noch darthun, an ſeine Stelle geſchoben worden. Sodann ſollten auch öfter die Ueberſchriften paſſender, und dem beſſern Verſtändniſſe der Leſer oft durch kurze Anmerkungen nachgeholfen ſeyn. Wir hoffen, die Vff. werden dieſen und andern gerechten Anforderungen bey der Fortſetzung ihrer ſchätzbaren Bemühungen Genüge zu thun ſich befleifsen. Sie werden uns gern zugeben, dafs nicht alles, was den Namen *Volksgedicht* führt, ihn mit Recht führt. Die wenigſten ſolcher Geſänge entſtanden aus dem Mittel des Volks, d. i. des Pöbels, der niedern Klaſſen ſelbſt, oder, wo dieſes der Fall iſt, verrathen ſie ihren Urſprung oft nur zu ſehr durch Plattheit, Schmutzigkeit und äuſſerſte Rohheit an Gehalt und Form. (Billig haben uns die Vff. mit ſolchen verſchont.) Die vielen kleinen Lieder, oft abgeriſſene Strophen gröſserer Lieder, oft nur einzelne Laute eines loſen, muthwilligen Gefühls — Schelmenlieder von den Schwaben benannt — beurkunden dieſs. Die meiſten der eigentlichen Volkslieder, wie die gegenwärtige Sammlung viele ſehr gute aufſtellt, ſind aus älteren Zeiten, beziehen ſich auf alte Traditionen, Sagen, Geſchichten, oder ſtellen Nationalgefühle dar. Sie ſtammen zum Theil aus einer Periode, wo der Geiſt der Nation überhaupt mehr Poëtiſches und Gemeinartiges hatte, wie z. B. noch zu Fiſcharts Zeiten, aus deſſen verdeutſchtem Rabelais ein Sammler von Volksliedern ebenfalls, wenn ſchon nur fragmentariſche, doch ſehr naive, gemüthliche Geſellſchaftslieder auffinden könnte; ſie ſtammen aus Zeiten her, in denen der bürgerliche Frohſinn dem Drange äuſſerlicher Verhältniſſe weniger gewichen war; ſie waren von Männern gedichtet, die mit lebendigem Sinn in das Leben blickten, und was ſie treu auffaſsten, auch treu wieder gaben; in Zeiten gedichtet, wo die Poëſie noch mehr mit ihren Schweſtern, der Muſik und der Mimik, Hand in Hand gingen, und weniger in abgeſondertem Verhältniſſe zu dem Leben und den mancherley Geſchäften des Lebens ſtand. Aber auch ſpäter hatten manche Dichter, die nicht gerade für das gröſsere Volk dichteten, aber doch in einem allgemeinen Geiſte, aus dem allgemeinen Schatze menſchlicher Gefühle heraus, zufagend dieſem in Geiſt, Sinn und Form, ſo dafs ſie die Theilnahme aller Klaſſen anſprechen konnten, — das Glück, durch mancherley Vehikel, durch fliegende Blätter, fahrende Muſikanten, ſingende Bettler u. ſ. w. auch unter die niedern Volksklaſſen zu kommen, und dort freundſchaftliche Aufnahme zu finden. Auch erbten ſich nicht ſelten von den Studentenzirkeln geſellige Lieder auf die Handwerksburſchen, und von dieſen auf Soldaten und Bauern wie abgetragene Moden herab. Unter dieſem Mancherley der Dichtungen nun, die unter dem Namen Volkslieder umherirren, bedarf es gewifs einer groſsen Vorſicht und ſorgfältigen Sichtung des Spreues vom Korne, da man ſo manches unter dem Volke ſingen hört, was entweder nicht eigentliche Volkspoëſie iſt, oder bey weitem nicht zur beſſeren gehört; manches, von Schmutz und Unſauberkeit überladen, jedem beſſeren Gefühle widerſteht, einiges, verdorben durch fremde Zuſätze, verſtümmelt durch die Zeit — daher ohne Kritik eine ſolche Sammlung nicht wohl unternommen werden kann — wahren Unſinn enthält, einiges urſprünglich ſchon leerphantaſtiſch iſt, und nichts als eiteln Klingklang in ſich faſst, nur wenige oft durch echte Naivetät, Herzlichkeit, Fülle der Phantaſie auch einem gebildeteren Geſchmacke genügen. Wer ſo glücklich, oder unglücklich iſt, in jeder noch ſo rohen Kraft- oder Natur-Aeuſserung, in jedem Aufſchrey des Sinnentriebes, in jeder wilden Phantaſiefrazze, in jeder noch ſo lächerlichen Renommiſterey der Empfindung den *heiligen Grad* der Poëſie zu finden, den manche jetzt mit komiſcher Emſigkeit als etwas Verlornes aus dem Alterthum aufzugraben ſich anſtrengen, der könnte leicht Bände voll ſolcher Poëſie zuſammenbringen, bey denen nur er ſich beredete, hier ſey der echte Schatz, hier das poëtiſche goldne Vlies! Er dürfte dann leicht auch in Verſuchung gerathen, über dem Jubel ob ſeinem Funde ungerecht zu werden gegen ſeine Zeit, einſeitig nur das Aelteſte zu ſchätzen, ja zu überſchätzen; jede auf Correctheit noch haltende Poëſie zu verwerfen als mühſame Stubenpoëſie, und was man für Ekelnamen ſonſt dafür in Bereitſchaft hat. Die Griechen hatten auch, wie alle Nationen, ihre Volksgedichte. Man kennt viele davon aus *Athenäus* und den von unſerm *Hagedorn* überſetzten franzöſiſchen Abhandlungen über ſolche Lieder. Man müſste aber die Griechen wenig kennen, wenn man ſich einbilden wollte, ſie hätten dergleichen Bänkelſängereyen den mit Kunſtfleifs ausgearbeiteten unſterblichen Gedichten eines Pindars, Aeſchylus, Sophokles vorgezogen. Rec. hat ſich dieſe Ergieſsung als Epilogus hauptſächlich darum erlaubt, weil unter den Einflüſſen des Zeitgeiſtes, wo nüchterne, beſonnene Einſicht ſo gern für gemeine geſcholten wird, ſo viele jetzt alles Heil in der Volkspoëſie, ohne oft recht zu wiſſen, was für ein Begriff mit dem Worte zu verbinden ſey, ſuchen, und weil es ihm ſchien, als

Digitized by Google

als ob wirklich auch die Herausgeber dieſer ſonſt in vieler Rückſicht ſchätzbaren Sammlung theils keine ganz beſtimmte Idee von ihrem Unternehmen, theils zu abenteuerliche Begriffe von der Volkspoeſie ſelbſt, wie wenigſtens die *Arnim*'ſche angehängte ganz dithyrambiſche Abhandlung bezeugen möchte, gehabt hätten.

Weissenfels u. Leipzig, in d. Böſeſchen Buchh. *Der Sohn des Waldes*, oder: *Baſtard und Kronenräuber in einer Perſon*, der Vater des berühmten Rinaldo. Eine ſchauerliche Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Mit einem Kupfer. 1803. 335 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Was die Feuerwerks- und Taſchenſpieler-Kunſt unter den Künſten ſind, das iſt dieſe Gattung von Romanen unter den Werken der dichteriſchen Einbildungskraft. Dieſer *Sohn des Waldes* aber ſteht wieder in ſeiner niedrigen Gattung auf einer ſo niedrigen Stufe, daſs er nur an die armſeligſten Stümper und Pfuſcher in jenen beiden Quaſi-Künſten erinnert, die mit der Colofonium-Röhre, aus welcher ein Blitz hervorgehen ſoll, das Licht ausblaſen, mit dem Donner, welcher erſchrecken ſoll, nur Lachen erregen, und, während ihr Mund ein unerhörtes Wunder verkündigt, mit ihren höchſt ungeſchickten Fingern ein ſo einfältiges Kunſtſtück machen, daſs man nicht weiſs, ob man den Künſtler einen Betrüger ſchelten, oder wegen ſeiner gänzlichen Armſeligkeit nur ſchweigend bemitleiden ſoll. — Das Letzte will Rec. auch mit dem Vf. dieſes Buches thun; theils weil ein Menſch, der nichts Beſſeres ſchreiben kann, und *dennoch* ſchreibt, auf jeden Fall, in dieſen oder jener Rückſicht, Mitleiden verdient; theils aber auch, weil eine Auseinanderſetzung der Einfalt und des Unſinns in dieſem Buche den Raum eines eignen Buches, und eine vollſtändige Aufſtellung von Beyſpielen, aus wie viel Thorheiten und Tollheiten dieſes Machwerk zuſammengeſetzt ſey, eine vollſtändige Abſchrift deſſelben erforderte. Daſs hiebey auch eine anſehnliche Sammlung von groben Sprachſchnitzern gemacht werden muſste, verſteht ſich von ſelbſt. Aber wer möchte und dürfte ſich mit einer ſolchen Arbeit befaſſen, die der ſchmutzigſten unter den Arbeiten des Herkules nicht unähnlich wäre!

Leipzig, b. Junius: *Vater und Tochter.* Ein Familien-Gemälde nach dem Engliſchen der Mrs. *Opie*. 1803. 262 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein lebendiges, Schauder erregendes Gemälde von den Folgen, welche eine jugendliche Verirrung herbeyführen kann. So alltäglich auch anfangs alles in der Erzählung von der Verführung der Heldin des Buchs hergeht, eine ſo eigenthümliche Wendung nimmt doch bald nachher der Gang der Geſchichte; und wenn man der Vfn. hierbey einen Vorwurf machen möchte: ſo wär'es allenfalls der, daſs die Scene im Walde, wo die reuige Agnes, zum erſten Male nach langer Entfernung, wieder mit ihrem unglücklichen Vater zuſammenkommt, dem Gefühle des Leſers allzu weh thut. Doch, da auch dieſe Scene, *trotz* ihrer ſchneidenden Ueberraſchung, gut motivirt iſt, in den Gang der ferneren Geſchichte ſo bedeutend eingreift, und die Veranlaſſung wird, die gefallene Agnes durch anhaltende, thätige Buſse ſo hoch wieder zu erheben: ſo darf man auch hier billiger Weiſe mit der Vfn. nicht zürnen. Rec. möchte daher dieſs ſchattenreiche Gemälde der Beachtung des weiblichen Geſchlechts, beſonders des jüngern Theils deſſelben, nicht unempfohlen laſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Neuere Sprachkunde. *Zerbſt*, b. Kramer: *Kurzgefaſstes Wörterbuch der plattdeutſchen oder niederdeutſchen Mundart, woraus ſich das Niederſächſiſche gebildet hat;* zum Verſtändniſs der niederdeutſchen Schriftſteller und Urkunden von M. *Joh. Chriſtoph Vollbeding*, Diaconus und Rector in Werder. 1806. 70 S. kl. 8. (6 gr.) — Der Vf. hätte dieſe kleine Sammlung richtiger ein Wörterbuch der alten deutſchen Sprache, beſonders der plattdeutſchen Mundart, betiteln ſollen: denn man findet hier viele Wörter, die mehr zum Ober- als Nieder-Deutſchen gehören. *Anbrüſtig* für *engbrüſtig* iſt z. B. nicht ganz hieher gehörig: denn der Plattdeutſche ſagt *anboſtig*; *ausmachen* ſoll im Niederſ. ausſpotten bedeuten, aber alsdann müſste es heiſsen: *uthmaken*. Es ſind alſo nicht die rechten Formen gewählt. Manches iſt auch unrichtig erklärt oder abgeleitet, z. B. *Butter* ſoll von battern, ſtoſsen herkommen. *Enterich* ſoll ein Mutterſchaf bedeuten, welches im erſten Jahre nicht trächtig iſt. Das muſs bloſs provinziell ſeyn, ſonſt bedeutet *Enterich* eine Ente männlichen Geſchlechts. *Eſtchen* ſoll fordern bedeuten, es muſs aber heiſsen: eſchen, heiſchen. *Eſtrich* wird erklärt ein beſchütteter und dann geebneter Fuſsboden, es ſollte heiſsen: *mit Gyps beſchütteter. Fühmgericht* ſoll überhaupt ein Gericht bedeuten, ohne Erklärung der erſten Sylbe. *Gruit* iſt ebenfalls nicht deutlich erklärt, ſondern es iſt die Entengrütze auf dem Waſſer, und die Malz-Grütze, oder das Malz-Schrot, mit einander verwechſelt. *Leumund* iſt bloſs durch Nachrede erklärt, ohne die Herleitung aus Leute und Mund anzuführen. — *Daſs* man die Hühner put, put; die Katzen miez; die Kälber boogte (es ſollte wohl heiſsen bootche); die Küchlein tickel u. ſ. w. ruft, möchte wohl zum Verſtande alter plattdeutſcher Schriftſteller und Urkunden nichts beytragen. Indeſſen kann dieſe kleine Sammlung für die, welche mit Wörterbüchern nicht gut verſehen ſind, wohl einigen Nutzen haben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. Februar 1807.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) BERLIN, b. Maurer: *Vergleichung von vierzehn Sprachen Europens* — von D. *Jenisch* u. s. w.

2) BERLIN, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, qu'on parle et qu'on écrit en Europe, par l'Abbé *Charl. Denina* etc. T. I. II. III.

(*Fortsetzung der in Num. 39. abgebrochenen Recension.*)

In Art. IX. geht Hr. *Denina* zu dem Verhältnifs der hetruscischen und lateinischen Sprache, zur Gothischen oder Deutschen, Celtischen und Slawonischen fort. Eine Menge von Wortvergleichungen, die freylich nicht alle überzeugend sind, bilden, in so fern sie das Slawonische betreffen, den Uebergang zu Art. X.: Singularität der polnischen Sprache, dafs diese eine Menge von deutschen und lateinischen Wurzelwörtern mit versetzten Lauten habe, z. B. *pelny* für *plenus*, *Wloschy* für *Welschland*, *broda* für *Bart*. Die Diminutiv-Endung *ek* wird passend mit der deutschen *chen* verglichen. Hiernächst ein Absprung zu andern Diminutiv-Formen, und Vergleichung der griechischen und lateinischen λος, *lus* mit der deutschen *lein*. Die provinciellen Ausdrücke wie *Kind'l*, *Päckt'l* bieten einen noch bestimmteren Vergleichungspunkt dar. Art. XI. Lateinische Wörter, die mehr aus dem Deutschen, als aus dem Griechischen herstammen. Umgekehrt seyen die meisten deutschen Ausdrücke, die sich auf Künste und Handwerke beziehen, im Deutschen aus dem Lateinischen entlehnt z. B. *piscator* — *Fischer*, *Dictator* in dem figürlichen Sinne für *poëta* — *Dichter*, *praedicator* — *Prediger* — gilt nur von wenigen. Art. XII. Zusammenstimmung und Verschiedenheit der Adverbien der vier grofsen Sprachen. Die verkennbar, andere Wörter wie νῦν, *nun*, *nunc* ist un- Aehnlichkeit solcher Vergleichungen sind oft gezwungen. Wie vom Polnischen angeführt wird, dafs es für ἐφ', οὖν: *przeto* d. i. *pour cela* sage: so hat ja auch das Griechische selbst: διὰ τοῦτο. Art. XIII. Verhältnifs der ungarischen und türkischen Sprache zur Russischen, Polnischen und Deutschen.

So weit von dem scharfsinnig entwickelten, früheren Zusammenhange der griechischen, lateinischen, deutschen und slawischen Sprachen. Er ist unläugbar. Aber ob er, so wie hier behauptet wird, von einer gemeinschaftlichen Mutter, oder von irgend einer andern Art der Verbindung der Völker herrühre, läfst sich nicht überall darthun. Die Griechen selbst geben den Zusammenhang zwischen ihren Vorfahren auf der einen Seite, und auf der andern den Pelasgern und dem grofsen, auch in Kleinasien verbreiteten Völkerstamme der Thracier, zwischen dieser und ihrer Sprache zu. Völker von dieser verschiedenen Abkunft verstehen einander. Diese Nachrichten sind desto unverdächtiger, je weniger die Griechen sich sonst in Verhältnifs zu den sogenannten Barbaren setzen. Es ist ferner recht wohl möglich, dafs gerade diese thracische Nation auch mit den ältesten deutschen Stämmen in Verbindung gestanden habe. So läfst sich das Uebereintreffen der griechischen Sprache mit der deutschen als Verbindung mit einer gemeinschaftlichen Verwandtin erklären. Sinnreich war die Aufstellung einer solchen intermediären Sprache: aber ausgemacht und historisch ist sie deshalb noch nicht, und deshalb sind die *Geten* noch nicht *Gothen*. Das Band, welches die griechische und deutsche Sprache vereint, kann auch östlicher, als in Thracien, geschlungen worden seyn. Die Sprache der Geten, die Ovidius zu Tomi, einer Kolonie von Miletus, lernte, und auf welche also das Griechische auch einen anderweitigen Einfluss gehabt haben mag, ist für uns ein völlig unbekanntes Etwas, von dem sich nichts behaupten läfst, als dafs sie ohne Zweifel eben so gut Thracisch war, als die Geten selbst nach allen geschichtlichen Zeugnissen. Von der Sprache der Thracier kennen wir zu wenige Wörter aus beyläufigen Anführungen der griechischen Schriftsteller, besonders der Lexikographen, welche *Adelung* a. a. O. S. 284—290. gesammelt hat, als dafs sich daraus mehr, als aus jenem Geständnifs der Griechen schliefsen liefse. Vielmehr das Gegentheil von Sprachverbindung würde daraus geschlossen werden müssen. Die Geten sind auch keine Scythen, mit denen sie vielmehr die beglaubigte Geschichte im Kampfe um genommene und wieder eroberte Wohnsitze zeigt, ob sie sich wohl späterhin gegen einen gemeinschaftlichen Feind, die Macedonier, verbanden. Die Geten wohnen zur Zeit der ersten Bekanntschaft der Römer mit diesen Gegenden nordwestlicher als früher hin, in Dacien. Gerade da setzen sich Gothen bey ihrem südöstlichen Vordringen seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts fest, wahrscheinlich in Verbindung mit dem mächtigen, auch deutschem Volke, den Bastarnern, welche, schon länger Nachbarn der Geten, mit diesen Kriege geführt hatten. Namens-Aehnlichkeit und zufälliges Zusammentreffen der Wohnplätze macht also Geten und Gothen eben so wenig zu einerley Volke als die paphlagonischen Veneti in Oberitalien die Venedi,

Digitized by Google

nedi, Winden, Wenden und die Vandalen. Und eben ſo wenig ſtehen die, ſeit dem ſechsten Jahrhunderte auch aus Norden nach Illyrien vorgedrungenen Slawen mit den alten Illyriern in dem Verhältniſs, welches ihnen unſer Vf. weiſet. Als ſich Pelasger und Aeolier, vielleicht zum Theil zu Lande, aus dem nördlichen Griechenland nach Italien zogen, waren noch keine Slawen in Illyrien; und als ſie hernach im fünften Jahrhundert dahin kamen, war der ſlawiſche Völkerſtamm wohl ſchon zu vertheilt, als daſs der Einfluſs, welchen auf den Illyriſchen Zweig die latiniſirende und gräciſirende Landesſprache haben mochte, auf den ganzen ſlawiſchen Sprachſtamm überhaupt ſo ſehr zurückgewirkt, und allein die bemerkliche Wortähnlichkeit hervor gebracht hätte. Ehe hat es Wahrſcheinlichkeit, daſs unter dem allgemeinen Namen der Scythen und Sarmaten bey den Alten auch ſlawiſche Völkerſchaften begriffen ſind. Zwiſchen erhaltenen ſcythiſchen und ſlawiſchen Wörtern würde man demnach Vergleichungspunkte aufſuchen können, wenn nicht bey den Alten alles Nordöſtliche ſcythiſch hieſse. Aber das Aufſuchen der Anfänge des ſlawiſchen Sprachſtammes müſste dann von den Alt-Slawoniſchen, der Sprache der gottesdienſtlichen Bücher der ſlawiſch-griechiſchen Kirche ausgehen, nicht vom Polniſchen, welches zu viele Eigenheiten und Abweichungen aus neueren Dialekten deutſche, franzöſiſche Wörter mit ihren Ableitungs-Sylben z. B. *gatunek*, *gatunku* von *Gattung*, hat, und ſich an jenes Alt-Slawoniſche weit weniger, als das Ruſſiſche, oder auch ſelbſt das Böhmiſche anſchlieſst. Ueber die Sprache der alten Illyrier iſt es eine, wenn auch nicht ſtreng erweisliche, doch wahrſcheinliche Meinung, daſs ein Reſt derſelben dem heutigen Epirotiſchen, ſo wie der Wlachiſchen das Thraciſche, mit andern Mundarten gemiſcht, zum Grunde liege. Daſs die älteſte Sprache Spaniens und Galliens faſt einerley geweſen ſey, iſt bey weitem ſo ausgemacht nicht, als wir T. II. S. 116. leſen. Das merkwürdige Biskaiiſche führt vielmehr, wie ja auch T. II. Vorrede S. V. zugegeben wird, auf einen ganz eigenen Stamm, und der Verſuch Part. IV. Sect. I. Art. III. es an die übrigen verglichenen Sprachen anzuſchlieſsen, und ein Zuſammentreffen vieler Wörter zu zeigen, iſt ſelbſt bey dieſen wenig geglückt. Die Gallier ſind zu Cäſars Zeit von den Germanen beſtimmt auch in Abſicht der Sprache ſehr unterſchieden. Die Bewohner von Belgien bis an die Seine, Marne und Helvetien ſind zwar, wie der Name ihres Landes bey den Römern deutlich zeigt, Germanen, und nicht Gallier; aber ihre Sprache hatte ſich der Galliſchen ſchon ſehr genähert. Solche Belgen, Kymren, bemächtigten ſich kurz vor Cäſars Zeit des ſüdlichen Brittaniens. Wie ſie ſeine, aus dem eigentlichen Gallien dahin gekommenen Einwohner, die Scoten, nordwärts gedrängt hatten: ſo wurden ſie hinwiederum im ſechsten Jahrhundert nach Wales gedrängt, von wo ſie zum Theil nach Niederbretagne gehen. An beiden Orten behalten ſie ihre Sprache. Dieſe kann alſo nicht für rein Galiſch oder Keltiſch gelten, ſondern nur für ein Gemiſch deſſelben und des Germaniſchen. Aber eben deshalb leuchtet in die Augen, daſs ſich aus ihr allein die Aehnlichkeit des Keltiſchen und Germaniſchen nicht zeigen läſst. Gleichwohl hat man gerade aus dieſem Waliſiſchen und Bretagniſchen gewöhnlich, und auch im vorliegenden Werke, die Data der Vergleichung des Keltiſchen und Germaniſchen entlehnt. Wahrſcheinlich ſind die Iberier von den Kelten, die Kelten von den Völkern der niederſächſiſchen Mundart, und dieſe von etwas ſpäter eingewanderten, auch Germaniſchen weſtlich gedrängt worden. Die Sprachen jener Nationen ſind in Verhältniſſe getreten, aber dieſe zu beſtimmen, vermögen wir nicht. Ihre Urverwandſchaft iſt unerweislich. Noch mehr aber gilt beides von den Verhältniſſen zwiſchen den bisher betrachteten Sprachen und der ungariſchen und türkiſchen. Es iſt viel zu viel behauptet, wenn es T. I. S. 304. heiſst, man werde im Ungariſchen ſowohl als im Türkiſchen wenige Wörter finden, welche nicht eine gemeinſchaftliche Wurzel bald mit griechiſchen, bald mit deutſchen hätten. Von den angeführten Beyſpielen zeigen wenige mehr als zufällige Aehnlichkeit. Das türkiſche *iſtch* iſt zu entfernt vom italiäniſchen *fucciare* und dem piemonteſiſchen Volksworte *ciucé* (womit das deutſche *ſchutſchen* hätte verglichen werden können.) *Adam*: Menſch, iſt nicht türkiſch, ſondern arabiſch. Die Sprache der (osmaniſchen) Türken hat ſich aus dem eigenen tatariſchen, armen und rohen Dialekte einer räuberiſchen Horde ſeit der Annahme des Islam mit arabiſchen, und ſeit der Eroberung Perſiens mit perſiſchen Wörtern vermiſcht, und in Konſtantinopel etwas gebildet. Wirklich iſt ihr auch manches Germaniſche beygemiſcht. Aber ein beträchtlicher Theil davon möchte aus dem Perſiſchen entlehnt ſeyn, deſſen Aehnlichkeit mit dem Germaniſchen bekannt iſt. Das Ungariſche trifft in einer bedeutenden Anzahl von Wörtern mit dem Tatariſchen und Türkiſchen zuſammen. Taugliche Beyſpiele hätten aus *S. Gyarmathi's* Werk (*Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae origines grammatice demonſtrata, nec non vocabularia dialectorum Tataricarum et Slavicarum cum Hungarica comparata.* Gott. 1799.) entlehnt werden können. Gleichwohl ſind jene Sprachen von der Ungariſchen in weſentlichen Bezeichnungen, in der Formation der Redetheile und dem ganzen Bau der Sprache zu ſehr verſchieden, als daſs ſie für Sprachen Eines Stammes gelten könnten. Noch weit mehrere Wörter hat ja das Ungariſche mit dem Slawiſchen Sprachſtamme gemein. Und doch wiſſen wir genau, daſs dieſe Uebereinſtimmung nicht von einer gemeinſchaftlichen Urſprache, ſondern von dem Zuſammenleben dieſer Völker herrührt. Sicherer ſind die Reſultate des Vfs. über das Verhältniſs der neueren Sprachen des ſüdlichen Europa in den folgenden Abtheilungen.

Der *zweyte* Band enthält die *dritte* und *vierte* Abtheilung des Werks. Art. I. von jener handelt den Ur-

gitized by Google

Urſprung der *vier lebenden Sprachen des ſüdlichen Europa's* ab. Unter ihnen iſt die Italiäniſche unſtreitig die ältere Tochter ihrer gemeinſchaftlichen Mutter der verdorbenen lateiniſchen Sprache, des Romaniſchen. Mehr oder weniger fern von dem Mutterlande haben theils beſondere Umſtände zur Veränderung der Laute beygetragen, theils einerley Urſachen bey ihnen allen gewirkt, unvollkommene Ausſprache der lateiniſchen Wörter, mehr oder weniger Einmiſchung fremder Wörter, Umwandelung des Sinns der Wörter, die in den ſpätern Jahrhunderten und in den mancherley Ländern, wo das Latein als Sprache der Sieger herrſchend geworden, anders gebraucht wurden, als zur Zeit der Blüthe der römiſchen Sprache, und endlich die Einwanderung fremder Völker in dieſe Länder. Art. II. Erſte Quelle der Verſchiedenheit der italiäniſchen Sprache. Vernachläſsigung der Proſodie in dem ſpäteſten Zeitalter der Latinität; Unterdrückung der Endconſonanten, die aber zum Theil gewiſs auch in der römiſchen Volksſprache an mehreren Orten in den beſten Zeitaltern, und offenbar oft zu *Ennii* Zeit auch unterdrückt wurden. Die Ausſprache der Vocale war ohne Zweifel nicht überall gleich geweſen, ſie veränderte ſich immer mehr. Art. III. Wortbildung, Urſprung des Artikels. Mit Recht wird gegen *Adelung* gezeigt, dafs die Endung der Subſtantive auf *o* nicht vom lateiniſchen Ablativ herkomme: denn woher käme ſie bey *corpo* und *ſenſo*? Und woher käme ſie denn bey den Verbis? Wollte man ſagen, dieſs ſey Folge der auf jenem Wege ſchon entſtandenen Analogie: ſo bleibt ja eben dieſe Art der Entſtehung unbewieſen. Der Genius des Wohlklangs leitete die Bildung dieſer Sprache und ihrer Endformen, von ihm rührt auch dieſe her. Der Verluſt der Caſusformen hatte den Gebrauch des Artikels zur Folge, dieſer erſetzte jene; aus *ille* iſt der Artikel entſtanden, welches Wort man längſt angefangen hatte, ſehr häufig zu den Subſtantiven zu ſetzen; nicht aus der Sprache der Gothen und Longobarden ſey der Artikel eingeführt worden — allerdings gewiſs nicht die Formen *lo*, *il*; aber da, wenigſtens die Gothen beſtimmt vor ihrer Feſtſetzung im römiſchen Reich ihren, mit dem Pronomen zuſammenfallenden, Artikel nicht ſelten ſetzten: ſo haben ſie wahrſcheinlich den häufigern Gebrauch eines ſolchen Beſtimmungswortes befördert. Art. IV. Singuläre Bildung der Pronominen. Sie iſt davon abgeleitet, dafs ſtatt des, nun auch als Artikel gebrauchte *ille* andere gewählt, oder mehrere zuſammen geſetzt worden, wie das ältere, im juriſtiſchen Geſchäftsſtil fortgepflanzte *icelui* zeigt. Manche Vermuthung dieſes Abſchnitts geht tiefer ins Detail, als es bey ſo fern liegenden, ſchwierigen Fragen über die Bildung einzelner Laute möglich ſeyn kann. Ein ſehr wahres Wort darüber ſagt der Vf. ſelbſt S. 23. bey Gelegenheit der Adverbien: *Ces mots iſtropiés devenoient équivoques, ou n'avoient plus de ſens.* Gerade eben ſo aber war es beym Nomen, Verbum und Pronomen, als einmal ihre charakteriſtiſchen Endformen entweder von den Eingewanderten nicht gehörig aufgefaſst, oder von den Eingebornen verſchluckt worden waren. Nun fing eine neue Sprachbildung an, welcher die bleibenden Stammſylben zum Grunde lagen, und die Urſachen, weshalb ſie ſich gerade ſo ausbildeten, können unmöglich überall dargethan werden. Man kann nicht beſtimmt ausſagen, dafs man hier den Dativ, dort einen andern Caſus, als ſolchen, ausgewählt, und der nunmehrigen Ausſprache zum Grunde gelegt habe. Gewifs oft zufällig wurde einer der vom Stammworte abgeleitete Laut aufgefaſst, und unter der Modification des Organs der Auffaſſenden nachgeſprochen. Hat man einmal die oben gezeigten ſonderbaren Umgeſtaltungen der Laute vieler Wörter, wo gar nicht an Rückſichten auf Formen der Caſus oder Perſonen gedacht werden konnte, gehörig ins Auge gefaſst: ſo wird man dieſe Rückſichten auch nicht überall bey den Endformen der Sprachen des ſüdlichen Europa finden, und nicht die Entſtehung jedes Lautes im Detail erklären dürfen. Man ſchreitet ſonſt von Möglichkeit zu Möglichkeit fort, und erreicht ſchwerlich die Wirklichkeit. — Art. V. Urſprung der Verba *auxiliaria*. Durch die Weglaſſung der Endconſonanten war der Unterſchied der Perſonen gröſstentheils hinweggenommen, und nun wurde auf der einen Seite die Hinzufügung der Perſonal-Pronominen nöthig, deren jedoch das Italiäniſche wegen feiner, mehr ins Ohr fallenden Unterſchiede der Endformen nicht ſo bedurfte, theils andere Formen für die *Tempora*. Nun ſey es nicht, wie *Adelung* wolle, Verdienſt der eindringenden fremden Völker, die Hülfsverba eingeführt zu haben (verdienſtlich war die Einführung eines ſo ſchleppenden Gefolges überhaupt nicht, wie in der *erſten* Abtheilung dieſer Recenſion gezeigt worden,) ſondern die Römer hatten ſich ſolcher Conſtructionen überhaupt ſchon zuweilen bedient; gewöhnlich geſchah es jetzt wegen der Zweydeutigkeit z. B. zwiſchen dem Indicativ des Imperfectum und dem Futurum, und zwiſchen beiden und der Form *amava*. Dabey ſey mancher andere wahre Unterſchied bezeichnet worden, z. B. der zwiſchen: ich *würde* ſehen, und ich *ſähe*, wofür der Römer blofs das Eine *viderem* hatte. Für jenes wurde alſo *vedrei* hinzu erfunden, und die Endung *i* komme von *ego*, die von *ve drete* von *tu*. Letzterer Urſprung der Endformen iſt unwahrſcheinlich, da die der übrigen Perſonen offenbar nicht von den Pronominen kommen. Es bleibt wohl Eigenthum blofs der ſogenannten ſemitiſchen Sprachen, ihre Perſonalformen unmittelbar aus dem Stammlaute des Verbum und den Pronominen gebildet zu haben. — Art. VI. Entſtehung der Adverbien der neueren Sprachen. Sonderbare Partikeln des 14—16ten Jahrhunderts z. B. *concioſſiacoſachè* (iſt noch jetzt gebräuchlich) entſtanden aus *conciofoſſecoſache*, *cum hocce fuiſſet cauſſa quae*. Die Adverbialendung *mente* komme von *mens*, *mentis* z. B. *ſana mente*, wohl eine zu materielle Erklärung ſolcher charakteriſtiſcher Endungen, deren Urſprung von dem Gefühl und Bedürfnifs des Unterſchieds ausgieng,

Digitized by Google

gieng. Das französische *y* komme von *ibi*, deutlicher noch das Italiänische *vi*. Aus der, bey den italiänischen Pronominen sichtbaren Zusammensetzung des *qui* mit den Demonstrativen, komme auch *quinci* und *quindi* für *hinc* und *inde*. Art. VII. Merkwürdiger Unterschied zwischen dem italiänischen, französischen und spanischen Accent bey der Ableitung der Wörter aus dem Lateinischen. Die Italiäner hengen ihre Wörter gern mit einem Consonanten an, setzen *d* vor, und sagen *donde* und *onde*, *quindi* und *indi*. Sie liefsen dagegen gern den Anfangsvocal weg, und sagten *vena*, *rena* statt *avena*, *arena*. Im französischen dagegen wurde eher ein Anfangsvocal hinzugesetzt, z. B. *espèce* von *species*. Art. VIII. u. IX. Bemerkungen über die Dialekte und das Uebergewicht einiger. Dialekte einer lebenden Sprache sind nicht Töchter der herrschenden, sondern Schwestern derselben, und so wie, sie selbst, Töchter derselben Sprache, aus der die hernach herrschend gewordene sich bildete und hervor hob. Einzelne Dialekte Griechenlands hoben sich durch die Schriftsteller, die sich ihrer bedienten (man vergleiche besonders auch §. 38—40. wo der Vf. hierauf zurück kömmt). Das Latein, von dessen frühern Nüancen in einzelnen Monumenten mit verschiedenartiger Orthographie noch Spuren übrig geblieben, habe zur Zeit der allgemeinen Herrschaft Roms keine Dialekte gehabt, aber wohl corrumpirte Ausspracharten, welche allerdings späterhin den Namen Dialekte verdienten. Jedoch als die lateinische Sprache überall verdorben und das geworden war, was man gemeine Mundart und in Frankreich romancisch nennt: so bildeten sich für das ganze südliche Europa viele Sprachen, verschieden in ihren Formen. Sie waren eben so viele Dialekte jener gemeinen oder romancischen Sprache, ob man sie gleich damals nicht so nannte. Aus den vielen verschiedenen Dialekten aller der einzelnen Gegenden z. B. der Provence, Languedok, Gascogne, Picardie, Isle de France hoben sich einige hervor, und wurden die allgemeineren Sprachen der drey grofsen Nationen, die Italiänische, Französische und Spanische. Das Spanische hatte Dialekte, als die ganze Nation in viele kleine Reiche zertheilt war, aber das Castilische ist hernach die Form der ganzen Nation geworden, und das Andalusische, Murcische, Catalonische, selbst das Valencische und Arragonische ist, in so fern es sich von jenem entfernt, nichts weiter, als gemeine Volkssprache. Nach dem Begriff, den man gegenwärtig mit dem Worte Dialekt verbindet, hat das Italiänische und Deutsche dergleichen noch. Man zählte derselben in Italien im 15ten Jahrhundert vierzig bis funfzig und noch mehrere, so viele, als von einander unabhängige kleine Staaten im obern Italien waren. Jetzt kann man deren fünf bis sechs rechnen, das Neapolitanische, Römische, Toscanische, Venetianische, Nieder-Lombardische, nämlich die Mundart zwischen Bologna, Ferrara und Mayland, und das Hochlombardische oder Piemontesische. Die gröfsere Nähe eines Volks bey dem Hauptsitz der Mutter-Mundart hat Einfluss auf die Beschaffenheit seiner Sprache, noch mehr aber bestimmt sich die Annäherung an jene durch andere, besonders durch physische Verhältnisse. Vom Römischen und Toskanischen unterscheidet sich das Bolognische fast mehr, als das Piemontesische, und das Genuesische selbst mehr noch als das Portugiesische, mit welchem es übrigens in einem nahen Verhältnisse steht. Die Allgemeinheit einer Sprache und das Uebergewicht eines Dialekts geht nicht blofs von jener Annäherung an die Muttersprache aus, sondern vielerley Ursachen wirken dazu mit. Die provençale und languedokische Sprache waren eben so gut und noch mehr, als die picardische und pariisische, Töchter der lateinischen, und doch ist letztere herrschend geworden. Das Calabrische schliefst sich näher, als das Venetianische, an das Lateinische und Griechische an, und doch ist letzteres weit mehr verbreitet. Die Dialekte nehmen bey ihrer Fortbildung denselben Gang, als die Sprache überhaupt, sie ändern bald das Materielle, bald das Intellectuelle, die Bedeutung; sie nehmen Wörter in einem figürlichen oder in einem abstracten Sinn. Ausdrücke, welche man an die Stelle der, in der frühern Muttersprache gewöhnlichen setzt, behalten eine Beziehung auf das, an dessen Stelle sie treten. Durch Künste, Civilisation und Handel werden neue Ausdrücke Bedürfnifs, und auch die Dialekte bereichern sich so. Die Italiänischen sind im Ganzen gleich reich, vielleicht einige aber doch noch reicher, als der herrschend gewordene. Auch dem Neapolitanischen und Venetianischen mangelt keine Klasse der Ausdrücke, für welche Art der Gegenstände und Unterhaltung es auch sey. Das Bolognesische ist so reich, als jemals; die Beweise davon geben die in ihnen verfafsten Bücher. Auch ohne diese ist das Piemontesische eben so reich. Und doch spricht und schreibt man auch in diesen Gegenden gewöhnlicher in einer Mundart, die von ihrer inländischen mehr abweicht, als das Spanische und Französische vom gewöhnlichen Italiänischen. Die Sprache des kleinen Staates Florenz ist dies geworden, in literarischer sowohl als politischer und religiöser Hinsicht. Geistesüberlegenheit oder politisches Uebergewicht und geographische Lage hebt einzelne Mundarten hervor; allen diesen Ursachen habe der attische Dialekt, der mittleren der Römische, seine Herrschaft zu danken gehabt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. Februar 1807.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) BERLIN, b. Maurer: *Vergleichung von vierzehn Sprachen Europens* — von D. *Jenisch* u. s. w.

2) BERLIN, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, qu'on parle et qu'on écrit en Europe, par l'Abbé *Charl. Denina* etc. T. I. II. III.

(*Fortsetzung der in Num. 43. abgebrochenen Recension.*)

Art. X. Wie und wodurch der florentinische Dialekt die gewöhnliche und Bücherſprache Italiens geworden ſey. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts zeigte ſich in der Republik Florenz mehr Geſchmack an Literatur, als anderwärts, man hielt Annalen über die Zeitbegebenheiten. Volle Präciſion im Gebrauch der grammatiſchen Formen finde ſich bey den wenigen Schriftſtellern dieſes Jahrhunderts noch nicht, aber ſehr beträchtlich wichen die übrigen toskaniſchen Dialekte nicht von einander ab. Dieſe Nachkommen der alten Hetrusker hatten eine ausgezeichnet gute und ſonore Wortbildung und Annäherung an das Lateiniſche, und Florenz zog in politiſcher Hinſicht immer mehr Aufmerkſamkeit auf ſich. Mächtiger war Venedig, ſeine Sprache galt für noch annehmlicher. Aber Florentiner lebten verbreitet über Italien, und beſonders zu Rom. Zu Rom gewöhnte man ſich an dieſe Mundart, unmittelbar nach dem groſsen Schisma, ſtatt daſs ſich der römiſche Dialekt bis dahin mehr dem Neapolitaniſchen genähert hatte. Und nun treten die Werke der drey groſsen Dichter *Dante*, *Petrarca*, *Boccaccio*, empor, ſie wurden überall geliebt und geleſen; ihr Stil war regelmäſsiger, als was man bis dahin irgendwo in Italien hatte. Wer nun auch in ſeinem Landesdialekte ſchrieb, ſetzte doch Formen und Conſtructionen in Einklang mit jenen 3 Schriftſtellern; die Landesdialekte blieben in allen Gegenden das Eigenthum des niedern Volks; allgemeine literariſche Sprache ward die florentiniſche. Wenn lombardiſche Schriftſteller der Zeit dagegen proteſtiren, daſs ihre Schreibart florentiniſch ſey: ſo beweiſen ſie durch die Uebereinſtimmung der ihrigen mit jenen 3 Dichtern, daſs die florentiniſche Ausdrucksweiſe damals ſchon ſelbſt in der Lombardey die Sprache aller gebildeten Geſellſchaften, der Höfe und Geſchäftsmänner, ſo wie der Gelehrten der Univerſität Bologna war. Durch ihre Annäherung an die gemeinſchaftliche Quelle aller Dialekte Italiens, das Latein, war ſie theils an ſich verſtändlicher für Alle, theils führte ſie ſo auf ein gemeinſchaftliches Centrum hin, während ſich die übrigen Dialekte durch ihre entgegengeſetzten Initial- oder Final-Abweichungen von einander entfernten. Art. XI. XII. Unterſchiede anderer Dialekte; und über die Sprachen der Inſeln des mittelländiſchen Meeres. Das Neapolitaniſche, Venetianiſche und Piemonteſiſche unterſcheide ſich gar ſehr, theils durch Initial-, theils durch Final-Formen, von der Sprache des Centrums Italiens. Das Neapolitaniſche unterdrücke das Anfangs-*i* beſonders in der Präpoſition *in*, die ſich im Franzöſiſchen in *en* umändert, verſtärke aber den folgenden Conſonanten, gleich als ob er doppelt wäre, ſtatt daſs das Piemonteſiſche ihn vereinfachte und ſchwächte, und jenes *i* in ein ſtummes *e* verwandele. Der Neapolitaner verkürze nicht, gleich dem Toskaner, die Wörter, ſondern verlängern ſie, wie der Spanier. Sein Organ leite ihn zu einer Dehnung der Vocale, den Lombarden und Piemonteſen zur Zuſammendrängung derſelben; er ſage *areteco*, *afficio*, *omene*, ſtatt *eretico*, *ufficio*, *uomini*, während der Piemonteſe *uffizi* ſpricht. Sonderbar genug entferne ſich das Sicilianiſche, ſonſt vom Neapolitaniſchen wenig unterſchieden, dadurch davon, ſo wie vom Toskaniſchen und Römiſchen, daſs es *e* am Ende in *i* verwandele, und nähere ſich dadurch dem Mailändiſchen, wo man im Föminin-Plurale *i donn* ſtatt *le donne* ſage. Das Venetianiſche kürze die Wörter ab, und verdoppele eben ſo wenig, als das Lombardiſche und Piemonteſiſche, die Mittel-Conſonanten. Letzteres liebe die Abkürzung faſt ſo ſehr, als das Franzöſiſche; laſſe Vocale weg, ändere oft *a* in *o*, und *o* in *u*; *u* habe nicht den Ton, wie bey Römern, Toskanern, Neapolitanern, Sicilianern, Sardiniern, wo es ſich dem *o* nähert, das die Lexicographen ein geſchloſſenes nennen, und das dem Franzöſiſchen *ou* nahe kommt. Die Sprachen der Inſeln des mittelländiſchen Meeres gehen auch alle vom Lateiniſchen aus, und haben daher faſt alle ihre Wörter. Aber die Form derſelben haben ſie mehr verändert, auf Sicilien habe das Provençale, das Arragoniſche, ſelbſt das Caſtiliſche Einfluſs gehabt, auf Sardinien das Genueſiſche und Arragoniſche. Die lateiniſchen Wöster hatten durch den liguriſchen und ſpaniſchen Accent ſchon eine andere Form erhalten. Das Sardiniſche verſetze oft die Buchſtaben, z. B. ſage *brème* ſtatt *verme*. Das Corſiſche ſey dem Toskaniſchen, d. i. der Sprache der beſſern Schriftſteller, näher als die Dialekte der übrigen Inſeln, habe einerley Klima mit Toskana, und die Nation hatte Verkehr mit Piſa, und war an dieſes gewöhnt, bevor die Genueſer Einfluſs gewannen. — Alle dieſe verſchiedenen Bildungen der Wörter in dieſen, von einem

Digitized by Google

nem Stamme ausgehenden Dialekten und Sprachen alſo ſind Folgen einer organiſchen Anlage, einer Leichtigkeit oder Schwierigkeit, gewiſſe Laute und Sylben auszuſprechen, welche durch Gewohnheit befeſtigt und verſtärkt wird. Die Dialekte der italiäniſchen Sprache ſind in der Pronunciation und Orthographie oft mehr unterſchieden, als in der eigentlichen Bildung der Wörter. Art. XIII. Intermediäre Sprache zwiſchen dem Italiäniſchen, Franzöſiſchen und Spaniſchen. Die Sprache des ganzen Landesſtrichs der Alpen bis zu den Pyrenäen, von den Gränzen Dalmatiens bis nach Navarra hin, treffe in ſehr Vielem zuſammen; die Sprache der Graubündner und Waldenſer habe mehr Aehnlichkeit mit der Gascogniſchen, als das Bologneſiſche mit dem Toskaniſchen, welches man an der Gränze der Legation von Bologna ſpricht. Der Fond dieſer Sprache iſt lateiniſch, und es ſey nicht mehr Germaniſches darin, als z. B. im *Dante*. Die Aehnlichkeit ſey die Folge der nämlichen organiſchen Anlagen, mit denen die Wörter aufgenommen wurden, die von Rom, Florenz, Ravenna kamen, und zeige ſich augenfallend an den juliſchen Alpen, in Graubünden, an den cottiſchen Alpen, bey den Waldenſern, an den Meer-Alpen, in den Cevennen, und bis nach Bearn, Navarra und Ober-Caſtilien. In der Volksſprache von Graubünden finde dieſelbe Veränderung der Vocale und Diphthonge Statt, als im Piemonteſiſchen und auch als im Languedokiſchen. Von *anima* haben die Troubadours *alma* und *arma*, die Graubündner auch *arma* gemacht; von *ſanctus* kommt im Engadin *ſoinchi*, vorn dem franzöſiſchen, hinten dem ſpaniſchen *ſancho* ähnlich. Das *Piemonteſiſche* nun, in der Mitte zwiſchen dem Italiäniſchen und Franzöſiſchen, mit welchem letzteren es geſchrieben mehr, als nach der Ausſprache, zuſammen treffe, ſey in jeder Hinſicht das Intermediäre zwiſchen dieſen beiden, und in mehrern Punkten auch zwiſchen den nordiſchen und ſüdlichen Sprachen. Die nordiſchen Wörter haben erſt im Piemonteſiſchen Wurzel geſchlagen, ehe ſie ſich von da verbreiteten, und haben dort ihre Form noch. *Bran*, Kleye, iſt engliſch, piemonteſiſch und languedokiſch. Einige Hunderte von Wörtern, deren Urſprung die Etymologen mit Mühe in älteren Grundſprachen geſucht haben, ſind noch im Piemonteſiſchen, als *bric* Anhöhe, *croccia* Krücke. Das Piemonteſiſche, eine unmittelbare Tochter des verdorbenen Lateiniſchen, und nicht des Italiäniſchen, habe eine Menge lateiniſcher Wörter in ſich aufbehalten, welche die übrigen Dialekte aufgegeben hatten. Indem nun aber dieſe den aufgegebenen lateiniſchen Wörtern andere ebenfalls aus lateiniſchen entlehnte ſubſtituirten, ſo treffen ſie mit jenen, noch im Piemonteſiſchen vorhandenen, zuſammen. Wie nahe ſich dieſes an das Lateiniſche anſchlieſst, zeigen Verba und Adverbien, z. B. *es tu liber*, biſt du frey? *Leſes-tu couſt o cuol liber*, lieſeſt du dieſs oder das Buch? Art. XIV. Ueber den Urſprung der *franzöſiſchen* Sprache — aus dem verdorbenen Lateiniſchen mit einiger Miſchung des Deutſchen und Celtiſchen, wovon letzteres beſonders das niedere Volk behalten hatte, während die Gebildeteren nichts als Latein ſprechen wollten, das erſtere aber mit Weſtgothen, Burgundiern und Franken hinzukam. Obwohl das Franzöſiſche manche lateiniſche Wörter nicht habe, welche im Italiäniſchen und Spaniſchen geblieben ſind, ſo habe es der Zahl nach weniger Wörter von nicht-lateiniſchem Urſprunge, als jene Sprachen. Die angebliche Zuſammenſtimmung des Franzöſiſchen mit dem Griechiſchen betreffe gröſstentheils Wörter, welche daher mittelbar durchs Lateiniſche oder auch durchs Celtiſche oder Deutſche kamen, worein ſie übergegangen waren. Einige, wie *brouter* von βρούκειν oder βρέττειν, *échalas*, *gronder*, ſeyen wohl unmittelbar aus dem Griechiſchen gekommen. Einſeitig hat man das Franzöſiſche faſt durchgehends aus dem Celtiſchen ableiten wollen; aber dagegen ſtreite Phraſeologie, Conſtructionsweiſe, Formen, Artikel, Pronominen, die alle aus der ſpäten Latinität entlehnt ſind. So zeigen ſie ſich in den älteſten Monumenten der franzöſiſchen Sprache; und je weiter die Zeit fortſchreite, deſto mehr lateiniſche Wörter. Schon in Schriften des 13ten und 14ten Jahrhunderts finde man nicht mehr nicht-lateiniſche Wörter, als im neueren Franzöſiſchen. Aber umgeändert haben ſich die Laute. Der Italiäner verſteht, auch wenn er Latein kennt, das Franzöſiſche weit weniger, als es umgekehrt der Fall iſt. Art. XV. *Vorzügliche Urſachen der Verſchiedenheit der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache.* Das 12te Jahrhundert iſt das Zeitalter der Bildung der neueren Sprachen. Die Trümmern der lateiniſchen Sprache waren gleich zerſtreut in Frankreich und in Italien. In beiden Ländern waren Reſte älterer Sprache, und Wörter der eingedrungenen nordiſchen Völker. Aber die Organe beider Nationen änderten die Laute auf verſchiedene Weiſe. In Frankreich änderte man zwar die Anfangsſylben der Wörter nicht, aber die Endſylben änderte man oder lieſs dieſe weg, indem der Odem nach der Arliculation jener fehlte; ſtatt daſs der Italiäner mit den Lauten willkürlicher verfuhr, und vermöge einer beſondern Biegſamkeit des Organs ſchneller zu den letzten Sylben eilte, ohne ſich bey den erſten aufzuhalten. In Frankreich änderte man die lateiniſchen oder italiäniſchen Vocale in vielen Wörtern in Diphthonge, z. B. *aime* von *amo*, ferner *i* in faſt allen Worten in *e*, z. B. *verge* aus *virga;* endlich in vielſylbigen Wörtern lieſs man die kurzen Vocale aus, oder, was blieb, wurde lang; z. B. *fable* von *fabula*, *facile* von *facilis*. Art. XVI. Bildung der franzöſiſchen Nennwörter, ihre Verſchiedenheit von den italiäniſchen. Durch die Weglaſſung der Endſylben wurden die Wörter oft zu kurz. Da hat nun die italiäniſche Sprache zuweilen, die franzöſiſche ſehr oft, das Diminutiv zur Hauptform genommen, z. B. *aureille*, *femelle*, *hirondelle*. Die vielen Wörter auf *eau* gehen davon aus, *couteau*, *manteau* kommen von *coltello*, *mantello*, ſo wie man ſtatt *corbeau (corvus)* bey den Troubadours *corbel* findet. Von *oſello*, welches einige italiäniſche Dialekte für *aviculus*, *avicellus* ſagen, komme *oiſeau*. Hierbey

treten

Digitized by Google

raten natürlich die übrigen Arten der Aenderung der Ausſprache auch noch hinzu. Die Endungen auf *ellus* waren bey der ſinkenden Latinität ſehr gewöhnlich geworden, man ſagte *ocelli* ſtatt *oculi*. Im italiäniſchen Organ änderte ſich nun das *ello* in *io*, wie aus *pollenus pieno*, aus *oculus occhio* wurde. Das Franzöſiſche behielt gewöhnlich das *l*: *oeil*, *vieil*. Man finde in allen dieſen Veränderungen mehr Analogie gleichbleibend beobachtet, als man irgend erwarten möchte. Wie aber auch aus letzterem Worte *vieux* ward, ſo ſey *eux* aus *illi*, *ceux* aus *hic illi*, *cheveux* (*cheveulx*) aus *capilli* oder *capelli* hervorgegangen. Auch andere Endungen ſeyen zu den abgekürzten Wörtern hinzugekommen, z. B. in *viſage*, *uſage*, *viaggio*, *villaggio*. (Daſs aber die Endung *age* die urſprünglichere, und die italiäniſche daraus gebildet ſey, wird man ſchwerlich wahrſcheinlich finden.) Vermittelſt dieſes Entſprechens des *g* und italiäniſchen *i*, und der Auslaſſung mancher Zwiſchenlaute, habe ſich das Italiäniſche und Franzöſiſche verſchieden gebildet, z. B. von *comeatus*, *comiato* (*comjat*, *comiait*): *congé*, von *rubio*, *rouge*. Art. XVII. Weſentliche Bemerkung über die Bildung der franzöſiſchen Wörter. Von *ſpiritus* hatte ſich *eſprit*, von *ſtrictus* mit der häufigen Auslaſſung des *s*: *étroit*, und eine Menge von Wörtern hatte ſich im Mittelalter mit ſolcher Umgeſtaltung gebildet: aber als ſich die franzöſiſche Sprache bereicherte, ſo nahm ſie wiederum eine Menge Derivate von den lateiniſchen Wörtern an; daher die Abſtracta und Derivata im Franzöſiſchen ſo wenig mit den Hauptſubſtantiven übereinſtimmen, z. B. *ſpirituel*, *ſtrictement*, eben ſo *operer* neben *oeuvre*, *ſuperficiel* neben *ſurface*, *predicateur* neben *prêcheur*, *épiſcopal* neben *évêque*. Auch Wörter mit gehäuften Conſonanten ſind auf ſolche Weiſe von Gelehrten eingeführt worden, z. B. *doctrine*. Art. XVIII. Gemeinſchaftlicher Urſprung der Artikel und Pronomen im Franzöſiſchen und Italiäniſchen. Art. XIX. Wie beide Sprachen die lateiniſchen Adverbien erſetzt haben, iſt mit Art. VI. verwandt. Die kleinen Wörter konnten bey der gewöhnlichen Abkürzung nur zum Theil im Italiäniſchen, geſchweige denn im Franzöſiſchen beybehalten werden, und durch Subſtantive mit beſtimmter Bedeutung wurden ſie erſetzt, z. B. *a fin que*, *toujours*, *ognora*. Art. XX. Bildung und Biegung der Verba — ausführlicher iſt ſie Art. V. abgehandelt. Unter dem Nachgetragenen iſt bemerkenswerth, daſs die Deponentia der lateiniſchen Sprache verloren gingen, nicht bloſs ihre Endung, ſondern meiſtens die Wörter ſelbſt, weil ſie zweydeutig wurden, wie *queror*, *reor*. Unter den beybehaltenen ſey *naître* von *naſcere*, wie *être* von *eſſere*. Wie von *via voie*, von *fia ſoit* gekommen, und das italiäniſche *vedeva* auch *vedea*, *vedia* gelautet habe, ſo habe die Endung des Imperfecti *ſentois* entſtehen können. Von Wörtern wie *pingere*, *plangere*, gehen regelmäſsig Wörter, wie *peindre*, *plaindre*, aus. Art. XXI. Wörter, welche das Franzöſiſche aus dem Deutſchen hat. Es ſeyen deren nicht viele, und die Ausſprache derſelben, ſowohl der unmittelbar, als der über Ober-Italien erhaltenen habe ſich eben ſo abgeändert, als bey lateiniſchen Wörtern. Wegen der Schwierigkeit der Ausſprache der Doppel-Conſonanten habe das Franzöſiſche weniger aufnehmen können, als das Toskaniſche. Art. XXII. Ueber die franzöſiſchen Ausdrücke von Krieg, Ritterweſen und Heraldik, worin viele altdeutſch ſeyen. Art. XXIII. Moraliſche und intellectuelle Urſachen der Verſchiedenheit der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache. Sie haben die Bedeutung der Wörter abweichend von der urſprünglichen verändert, haben ihren Grund in dem Charakter der Nationen, oder auch in ihren Sitten, aber ſind hier nur wenig wirkſam geweſen. Die franzöſiſchen Idiome haben ſich wohl mehr auf dem Lande als in groſsen Städten gebildet; Sprichwörter, vom Landleben hergenommen, ſeyen die Beweiſe davon. Die Verſchiedenheit der Sprachen liege übrigens weniger in dieſen ſelbſt, als in dem Stil der Schriftſteller, und ihrem Streben, unangenehme und unpaſſende Ausdrücke auszumerzen, und gute zu wählen, als woran bey der franzöſiſchen ſchon *Pascal* gewöhnte, und wofür beſonders *Vougelas* und die erſten Glieder der *Academie françoiſe* unter *Richelieu*, übrigens aber die geiſtlichen Redner mehr als die Theaterdichter gewirkt haben. Von der ſo entſtandenen Präciſion Art. XIII. der nun unmittelbar folgenden *vierten Abtheilung*, die mit einer Erörterung des Urſprungs der *ſpaniſchen* Sprache und ihrem Verhältniſs zur italiäniſchen und franzöſiſchen Art. I. II. beginnt. Das Romaniſche habe ſich in Spanien eher als in Frankreich ausgebildet, das Provençale, die ältere Schweſter der Pariſer Mundart, gehe vom Hofe von Barcellona aus. Es ſey zweifelhaft, ob eher in Catalonien oder in Provence Troubadours aufgeſtanden, bey den älteſten Stücken derſelben könne man kaum entſcheiden, ob ſie aus Catalonien, der Provence oder Languedok herrühren; die älteſten Documente in franzöſiſcher Vulgèrſprache ſeyen dem *Vaudois* am ähnlichſten. — Die ſpaniſchen Wörter gehen faſt alle vom Lateiniſchen oder Italiäniſchen aus, wenn auch die Hälfte derſelben wegen der Umänderung des Lautes oder der Bedeutung für den erſten Anblick nicht erkenntlich ſind. Am Fuſse der Pyrenäen habe das Spaniſche ſeine Form erhalten, wie das Franzöſiſche hauptſächlich am Fuſse der Alpen. Unter den Dialekten Italiens ſtehe das Spaniſche in einem näheren Verhältniſſe zum Neapolitaniſchen, und einigermaſsen zum Liguriſchen. Die bedeutendſten Umänderungen der Laute ſeyen, daſs *ch* aus *ct*, *h* aus *f* wird, *b* eingeſchoben, *a* vorgeſetzt iſt. Dagegen ſey das lateiniſche *u* gewöhnlich geblieben. Beyſpiele von verlängerten Formen, verſetzten Buchſtaben und Wörtern mit veränderter Bedeutung. Die Plural-Endung *os* ſey der lateiniſche Plural-Accuſativ (wogegen aber eben ſo viel, als gegen die Ableitung der italiäniſchen Endung *o* vom lateiniſchen Ablativ, ſ. Abth. III. Art. III., eingewendet werden kann.) — Die ſpaniſche Sprache habe im letzten Jahrhundert Vieles aus dem Franzöſiſchen angenommen; ſie ſey regelmäſsiger, ſonorer, und ſelbſt ſanfter als die übrigen Sprachen, mit Ausnahme der Griechiſchen. Art. III. Dialekte der ſpaniſchen

Digitiz

nischen Sprache. Davon schon oben. Sie gehen sämmtlich vom Celtischen, Lateinischen, Gothischen und Arabischen aus; die südlichen Provinzen haben noch mehr vom Arabischen, das Catalonische schliesse sich ans Languedokische, das Castilische ans Gaskonische. Das Arragonische habe das Mittel zwischen beiden gehalten, aber auch die arragonischen Schriftsteller seit Carl V. sich nach dem Castilischen gerichtet. Art. IV. Verhältniss des Portugiesischen zum Spanischen. Man könne ein langes Register von Namen, Wörtern, Verbis und Adverbien geben, welche aus dem Lateinischen gekommen, und in der portugiesischen Sprache allein geblieben sind, in den übrigen Töchtersprachen nicht. Aber keine derselben hat so viele Umgestaltungen der Laute als jene. Sie lasse nicht blos das *n* und *l*, sie lässt in einer Menge von Formen auch andere, zwischen Vocalen stehende, Consonanten aus, ja auch ganze Sylben, z. B. *fomente* statt *folamente*, *povo* statt *populus*, *comer* statt *comedere*; sie sage *r* statt *l*, *ch* statt *pl*, woraus im Spanischen *ll* geworden, *s* statt *c* vor einem andern Consonant, *ei* und *oi* statt *ae* und *oe*. Sie behalte das lateinische *o* und *f*, wenn es oft im Spanischen in *ue* und *h* übergehe. Nur selten haben sie solche verlängerte Formen wie das Spanische. Im nächsten Art. folgen noch einige Vergleichungen zur Erörterung des Verhältnisses zwischen dem Portugiesischen, Spanischen, Italiänischen und Französischen; in jenen beiden haben die arabischen Wörter gewöhnlich den Artikel behalten, in beiden sind viele Gegenstände des gemeinen Lebens auf eine, vom Lateinischen ganz abweichende Art benannt, und so, dass sich nur manche derselben aus dem Arabischen erklären lassen. Art. VI. Spanische und portugiesische Adverbien, auch durch Umschreibung gebildet, z. B. *sin embargo*.

(*Der Beschluss folgt.*)

OEKONOMIE.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Verzeichniß der in der großen systematischen Baumschule zu Hernals bey Wien cultivirten, und daraus zu beziehenden, ächten, feinen, französischen Tafelobst-Sorten.* 1805. 253 S. 8. (1 Rthlr.)

Aus diesem Buche, dessen Vf. sich in der Vorrede *F. J. Märter* unterschreibt, ist wenig zu lernen. Seine 20 Morgen grosse, aber magere Baumschule nennt er eine *systematische*. Worin aber das System bestehen solle, ist nicht abzusehen, so wenig als das Register seiner Obstsorten ein systematisches Register heissen kann. Nichts ist mit einem kritischen Auge beleuchtet. Er hält sich durchgängig, ausser den Aepfeln, an *du Hamel*, der schon tausendmal zur Aushülfe bey Mangel eigener Erfahrung und Prüfung hat dienen müssen, ohne nur der weit bessern Classification der Deutschen zu erwähnen. Man sehe nur die systematische Eintheilung seiner 23 Kirschen-Sorten an; in Guignes, Bigarreaux, Cerises und Griottes. — Ueberhaupt sind alle Obstsorten blos französisch benannt; nicht einmal unsern altdeutschen wahren National-Obstsorten hat er die Ehre angethan, sie deutsch zu nennen: lieber übersetzt er sie ins Französische, wie unsere *Eyerbirne*, *la Poire d'Oeuf*, unsere *Borsdorfer*, *la Reinette d'Allemagne*. Selbst in Hinsicht der anscheinenden merkantilischen Haupt-Absicht lässt der Vf. den Garten- und Obstfreund in der gänzlichen Unwissenheit, wie seine Baumschule, daraus er die jungen Obstbäume käuflich abzulassen sich erbietet, beschaffen sey? — was sie für Boden und Erdreich habe? — wie die Lage derselben von der Natur begünstiget sey oder nicht u. s. w., um daraus beurtheilen zu lassen, ob auch seine Bäume in allem Boden und verändertem Klima gedeihen können? Und doch wird sich ohne eine solche Ueberzeugung nicht leicht ein Gartenfreund entschliessen, grosse Anlagen aus seiner Baumschule zu machen, da ohnehin sein tabellarischer halb französisch halb deutscher Preiscatalog ungeheure Preise festsetzt, z. B. hochstämmige und halbstämmige *Birnen*, *Pflaumen* und *Kirschen*, das Stück 1 Fl., und auserlesene 1 Rthlr.; Pyramiden 1 Fl., und auserlesene 1 Fl. 30 Kr. u. s. w. Von Weinsorten hat er 7, worunter sich der weisse, rothe und schwarze Muscateller, der Gutedel und Frankenthaler befindet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Magdeburg*, b. Hessenland: *Fragment über die Pflicht des Erziehers auf den Geist des Zeitalters Rücksicht zu nehmen.* Womit zu der in der Schule zu Kloster Berge zu veranstaltenden öffentlichen Redeübung ehrerbietigst einladet *Friedrich Strass*, Professor und Director. 1804. 47 S. gr. 8. (4 gr.) — Obgleich diese kleine Schrift von dem Vf. selbst nur als ein Fragment gegeben und ihre Bekanntmachung entschuldigt wird: so können wir doch den guten Geist loben, der uns aus derselben anspricht. Keinesweges nämlich schliesst sich der Vf. der Reihe derjenigen an, welche immer nur dem Zeitalter und seinen Erzeugnissen huldigen; er will vielmehr, dass der Erzieher, der diesen Namen mit Recht führen will, den Geist der Zeit, den er freilich nicht hemmen kann, *leiten* helfen, besonders die schädlichen Einflüsse desselben auf die ihm anvertraute Jugend verhüten soll. Zu dieser Absicht sey es vorzüglich des Erziehers Pflicht, auf den Geist des Zeitalters Rücksicht zu nehmen, sofern, wie unter mehreren Gründen gesagt wird, „das verdienstlichste Bestreben des Erziehers dahin gerichtet seyn wird, Männer, im wahren Sinne des Wortes, das heisst, solche Charaktere zu bilden, welche mit unerschütterlicher Festigkeit das Gute wollen und daher weniger vom Zeitgeiste *abhängig* als geeignet sind, vortheilhaft auf ihn zu wirken." — Dem gut gedachten und schön geschriebenen Entwurfe sind Nachrichten über die Schicksale der Schule zu Kloster Berge seit der Amtsführung des Vfs. (1802) beygefügt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Februar 1807.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Maurer: *Vergleichung von vierzehn Sprachen Europens* — von D. *Jenisch* u. s. w.

2) Berlin, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, qu'on parle et qu'on écrit en Europe, par l'Abbé *Charl. Denina* etc. T. I. II. III.

(*Beschluss der in Num. 44 abgebrochenen Recension.*)

In Art. VII. handelt Hr. *Denina* von dem wechselseitigen Einfluss der genannten vier Sprachen in ihrer Bildung. Wiederholung und Zusammenstellung des zerstreut Bemerkten über die Corruption des Lateinischen in Italien, so wie in den Provinzen. Die erste Form der veränderten Wörter gehe wahrscheinlich von Italien aus. Die neben manchen Germanischen aus dem Latein beybehaltenen Wörter waren nicht immer die bey der Vollkommenheit der Sprache der Römer gewöhnlichen Ausdrücke, sondern sehr oft solche, die man damals wenig brauchte, oder für barbarisch nahm, die aber in dem spätern Zeitalter Eingang gefunden hatten. In Frankreich wandelten sich manche Wörter durch die Organe mehr um, und gingen in dieser Gestalt wieder nach Italien. Das Zeitalter Karls des Grossen und seiner nächsten Nachfolger beförderte diese Uebergänge. (So richtig dies an sich seyn mag: so wenig überzeugend sind doch mehrere der Beyspiele von Wörtern, deren französische Form auf das Italiänische Einfluss gehabt haben soll, und in mehrern derselben wird gerade der umgekehrte Fall wahrscheinlich.) Von manchen Wörtern giebt selbst *Muratori* diesen Rückgang nach Italien zu, aber die etwas später aus Frankreich aufgenommenen Wörter seyen vorzüglich nur von den Dichtern Italiens gebraucht worden. — Hier lässt sich nachholen, was T. I. S. 216 — 238. vom Ursprung der *Englischen* Sprache (dort in Bezug ihres Verhältnisses zu den Nordischen), von den verschiedenen Perioden des Einflusses der sich in England festsetzenden Völker, von der Aufnahme languedokischer Wörter, welche das Picardische nicht gehabt, durch *Mandeville* und *Chaucer*, und von den Veränderungen des Englischen zwischen letzterem, *Coteil*, *Wiclef*, und dem Zeitalter der *Elisabeth* auf eine sehr belehrende Weise, besonders auch nach *Dryden* und *Johnson*, aufgeführt wird. Es folgen Vergleichungen englischer Wörter, in denen ursprüngliche erhalten seyen, Vergleichungen mit griechischen und einigen lateinischen Wörtern, und Angaben der Veränderungen, welche die deutschen Laute im Englischen erfahren haben, des *a*, und auch des *ai*, in *o*, des *e*, und auch anderer Vocale, in *ea*, des *t* und *d* in *th*, des *t* in *s* und *z*, des *b* in *v*, des *f* in *p*, z. B. in *old*, *holy*, *earth* für *erde*, *bread*, *breast* für *brod* und *brust*, *tongue* für *Zunge*, *love* für *lieben*, *help* für *helfen* (von welchen Veränderungen aber die Niedersächsische oder Plattdeutsche Mundart einen beträchtlichen Theil auch hat). Dabey manche besonders interessante Bemerkungen, z. B. S. 230.: die englischen Wörter, obwohl desselben Ursprungs, als die deutschen, nähern sich im Ganzen mehr, als diese, in den Radicallauten, ihrem celtischen, scythischen oder asiatischen, und selbst griechischen Ursprunge; aber sie entfernen sich in Absicht auf Biegung, Endform und Wortstellung eben so sehr von dem Griechischen, als das Deutsche sich diesem nähert. S. 228. dass das Englische gerade eben so das *ge* der deutschen Präterita fallen lasse, wie die lateinische Sprache die Reduplication der griechischen; S. 223. über die Ursachen der auffallenden Veränderungen der anderwärts her entlehnten Laute im Englischen, die nicht blos in der Verschiedenheit der Pronunciation durch die Organe, sondern auch in einer Orthographie liegen, welche Zufall, oder Willkür, zuweilen auch Reflexion eingeführt habe. (In der That findet sich geschrieben in *laugh* noch Aehnlichkeit mit *lachen*, der Aussprache nach nicht. Statt dass z. B. in dem Sprachstamme des Hebräischen, Arabischen sich immer die Schreibart der Wörter nach den Veränderungen der Aussprache gerichtet hat, und dadurch die mancherley Regeln über Umwandelung der Form bey den Buchstaben *w* und *j* verursacht werden: so geht dagegen im Englischen die Schreibart nicht parallel mit der Aussprache, und *awe* ist fortdauernd so geschrieben worden, ob es wohl wie *ah* gesprochen wird. Ursprünglich aber mag doch die Aussprache der Schreibart angemessener gewesen seyn.) — Alles dies bezieht sich also vorzüglich auf den Einfluss des Deutschen aufs Englische, die Vergleichungen der ähnlichen Veränderung französischer Wörter, z. B. *preacher* aus *prêcheur*, *fay*, *maid*, *wain* aus *fagen*, *Magd*, *Wagen*, und *prier*, *plier* aus *pregare*, *piegare* (*precari*, *plicare*), sind hier nur beyläufig, dagegen T. II. Art. VIII. u. X. ist es eigentlicher Gegenstand der Untersuchung: was das Englische aus dem Französischen habe, wozwischen Art. IX. von dem handelt, was im Englischen aus dem Spanischen und Italiänischen entlehnt sey. Nicht blos, wie *Harris* wolle, was Küche und Krieg betreffe, sey im Englischen aus dem Französischen genommen, sondern so wie Alles, was zu den ersten Bedürfnissen gehöre, von dem deutschen Sprachstamme ausgehe: so

komme dagegen Alles, was dem Fortgange der Civilisation, den Künsten, dem Handel und dem Luxus angehöre, und namentlich auch zwey Drittheile der Wörter, die zur Tafelbedienung angesehener Häuser gehören, unmittelbar aus dem Französischen. Durch eine Menge wohlgewählter Beyspiele S. 166 — 170. 182 — 185. wird dies belegt, z. B. *paint* komme von *peintre*, nicht unmittelbar von *pingere*, *chapter* von *chapitre*, *closet* von *clos*. Auch *few* könne nur von *peu* kommen, nachdem aus *paucus*: *poco*, und in der Lombardie *poc* geworden. Das Englische *much* zeige deutlich die Abkunft vom Spanischen *mucho*. Freylich könne bey der grosen Aehnlichkeit des Gascognischen mit dem Castilischen Vieles auch aus jenem, und manches Englische mit dem Portugiesischen verwandte Wort aus Gallicien und Asturien, so wie manches Italiänische durch Kaufleute dahin gekommen seyn, und Wörter, die im Englischen mit *sc*, *sp*, *st* anfangen, und das Französische nicht kennen, habe zum Theil das Piemontesische. Die Englische Particip-Endung *ed* gehe vom Spanischen *ado*, vermittelst des Gascognischen, aus. Wie letzteres seine Participe endige, vermisst man ungern, da gerade solche Notizen schwer zu erhalten sind; man wird es aus folgendem *Couplet* ersehen, dem die wörtliche, Französische und Spanische zur Seite stehe.

Französisch.	Bearnische Volkssprache.	Spanisch.
La haut sur la montagne	*La haout sus la mountagne*	*Allá en cima de la montaña*
un berger malheureux	*à pastou malhurous*	*un pastor desventurado,*
assit au pied d'un hâtre	*segut au pè d'u haou*	*sentado al pié de una haya,*
noyé dans pleurs	*negat en plóus*	*anegado en sus llanos,*
pensoit au changement	*pensabo aou cambiament*	*pensava en la mudança*
de ses amours.	*de sas amous.*	*de sus amores.*

Möchten der schätzbaren Beyspielsammlung aus Schriftstellern der neueren Sprachen in verschiedenen Zeitaltern auch solche Vergleichungen der Volkssprache verschiedener Gegenden beygefügt seyn, deren Kenntnis Hn. *D.* in einem so ausgezeichneten Grade, wie Wenigen, zu Gebote steht. Sie würden die Uebergänge der südlichen Sprachen in einander in ein helleres Licht gesetzt haben, als einzelne noch so treffende Beyspiele. Das gascognische Particip endigt also allerdings auf *at*. Aber dass daher das englische *ed* entlehnt sey, wird dadurch schwerlich bewiesen, da die deutsche Endform *et* wenigstens eben so nahe liegt. — Statt dass das französische Organ, neben der Abkürzung entlehnter Wörter am Ende, doch auf der letzten Sylbe ruhe: so spreche dagegen das englische am Ende alles kurz, z. B. *travail*, Engl. *travel (trävl)*. Wörter mit der Endung, wie *recreate*, seyen durch die Sprache der Geistlichen eingeführt: aber sollte es *incorporate*, *debilitate* u. a. auch seyn? Die Ursachen, warum die Sprache der Römer in Britannien nicht so feste Wurzel gefasst habe, als in Gallien und Spanien, sind T. I. S. 217., und besonders T. II. S. 350. in dem lesenswürdigen: *Coup d'oeil sur les variations qu'a éprouvées la langue angloise depuis la conquête des Normans*, welches der Sammlung Englischer Stücke vorausgeht, auseinander gesetzt. Da Britannien erst unter Constantius völlig unterjocht worden, als die lateinische Sprache schon corrumpirt war: so habe also diese in diesem Lande nie ihren Charakter und ihre Reinheit gehabt. Deswegen lasse sich kaum bemerken, dass sie die Sprache der von den Angelsachsen unterjochten Nation war. Aber obgleich sie dies wirklich wenigstens nicht in der Art, wie in Gallien und Spanien, geworden war: so lassen sich doch im Englischen mancherley Spuren unmittelbarer Herkunft der Wörter aus dem Lateinischen finden. Gerade die eben angeführten Formen möchten wir dahin rechnen. Zwar ist gemeinschaftlicher Einfluss mehrerer Sprachen auf das Englische unläugbar: aber man würde zu weit gehn, wenn man alle ihre Formen aus andern Idiomen datiren, und einer geistvollen Nation auch gar nicht einen eignen Gang der Sprachbildung lassen wollte, der sich doch bey *ihr in* so vielen, sehr überlegten Spracheinrichtungen, *z. B.* der völligen Indeclinabilität aller Adjective und Participe, hinlänglich zeigt. — Art. XI. Verschiedene Quellen des Reichthums der italiänischen und spanischen Sprache. Beide Sprachen übertreffen die französische an Reichthum, weil sie mehr aus der gemeinschaftlichen Muttersprache behalten, weil sie mehr aus fremden, eingewanderten Sprachen angenommen, und das, was sie daher oder aus dem Lateinischen erhielten, auf mancherley Weise gewendet, und daher eine Menge von Synonymen haben, z. B. *mozzo* und *mutuo*, *inimico* und *nemico*, Spanisch *faba* und *haba*, jenes nach dem Arragonischen Dialect, dessen Vereinigung mit dem Castilischen diese Freyheit der Aussprache erzeugte. Ausser diesen vielen Synonymen von einerley Stamm haben sie eine Menge anderer, z. B. *abbreviare* und *compendiare*, die durch nichts unterschieden sind, als durch mehr oder weniger Gebräuchlichkeit. Der Reichthum, besonders der italiänischen Sprache, sey in dieser Hinsicht oft mehr beschwerlich als nützlich, ausser für den Dichter. Das Spanische hat überdem viele Wörter aus dem Arabischen, doch sehr wenige für Gegenstände des gemeinen Lebens, desto mehr für Künste und Wissenschaften. Art. XII. Besonderer Reichthum der Englischen Sprache. *Hugo Blair* und *Harris* legen ihr denselben in der Freyheit bey, alle fremde Wörter, nach dem National-Accent, und auch der Bedeutung nach umgeformt, aufzunehmen, so bald nur der Sinn und die Analogie bleibe. Aufserdem zählen sie eine Menge Synonymen im Englischen auf; aber die Anzahl derselben vermindert sich sehr, wenn man die Verschiedenheit und Nüancen der Bedeutung derselben erwägt.

wägt. Art. XIII. Präcision der Französischen Sprache. Man hat über Armuth derselben geklagt, wie *Cicero* über die der Lateinischen. Die unangemessene Bereicherung des letzteren habe seine Corruption erzeugt. Dagegen Vollkommenheit habe die französische Sprache durch ihre Beschränkung auf unzweydeutige Ausdrücke und eine bestimmte Stellung der Wörter seit *Corneille*, *Vaugelas* und ihren Zeitgenossen erhalten, während man sich bis auf *Montaigne* kein Gewissen daraus gemacht, selbst die italiänischen Constructionen zu gebrauchen. Art. XIV. Ob andere Sprachen eben dieser Präcision fähig sind. In Absicht der Synonymen würde das Spanische sie leichter erreichen können, als das Italiänische, weil jenes einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt habe. Es bedürfe nur der Vorsicht im Gebrauch solcher Wörter vor einem Publicum, welches nicht selbst fähig ist, die Unterschiede derselben zu fassen. Dass jene Ursache die wirksamste sey, erhelle deutlich daraus, dass auch in Italien alle, die Jurisprudenz, Theologie und Moral betreffende, Ausdrücke überall dieselben sind, weil sie von Neu-Rom ausgehen, und sich näher ans Lateinische anschliessen. Art. XV. Weitere Erörterungen über die Synonymen. Die meisten Französischen Synonymen seyen Wörter, welche diese Sprache mit der italiänischen und spanischen gemein habe, wenige aus germanischem Sprachstamm. Eine gewisse andere Wendung des Sinns unterscheide sie fast durchgehends; das correcte Französische halte sich so genau als möglich an den Sinn dieser Wörter im Lateinischen. Art. XVI. Warum das Französische sehr wenige Diminutive und Augmentative, das Englische keine habe. Die Ursache sey keine moralische, sondern gehe von Organisation und Gewöhnung aus. In Absicht des Französischen wird das sehr überzeugend weiter ausgeführt, was Abtheil. I. Art. XVI. bemerkt war, und man findet hier zerstreut wohl alle französische Diminutive aller Art. Blos *manchette* haben wir darunter vermisst. Das einzige englische *napkin*, vom französischen *nappe* und dem deutschen *ken*, sey nicht mehr eigentliches Diminutiv. Indessen *lambkin*, Lämmchen, *partel*, *rivelet*, hat das Englische doch auch, nur dass diese Analogie durchaus keinen weitern Umfang gewonnen hat. Art. XVII. Besonderer Reichthum der Französischen Sprache in dem Ausdruck *on*, welchen das Italiänische und Spanische nicht habe, in manchen eigenthümlich, aus dem Lateinischen entlehnten Wörtern, und besonders in den auch von Einem Stamme auf verschiedene Art abgeleiteten, z. B. *l'espèce*, und in einem andern Sinn *l'epice*, und: *special*, *specifier*, wovon hier und auch Abtheil. III. Art. XVII. viele Beyspiele gesammelt sind. Art. XVIII. Poetische italiänische, spanische und französische Sprache. Man ist einverstanden, dass letztere am wenigsten poetisch sey, die Synonymen, die Diminutive und Augmentative der übrigen genannten Sprachen thun hier treffliche Dienste; selbst bey *Metastasio*, dem am wenigsten wortreichen, italiänischen Dichter, zeige sich der davon gezogene Gewinn. Ausgezeichnet und überwiegend auch vor dem Spanischen und Portugiesischen bleibe er immer der Italiänischen Sprache. Zum Theil haben sie aus dem Provençalen solche Synonymen durch *Dante* und *Petrarca*, den Bildnern ihres poetischen Ausdrucks, erhalten. Für das lateinische *tollis* haben sie *toi*, *togli* und *tolli* als eben so viele mögliche Reime. Das Englische habe nur wenig Freyheit der Variation. Es sey schwer, über das Mehr oder Weniger der Angemessenheit der Sprachen zu entscheiden: aber keine der neuern Sprachen komme der lateinischen gleich. Wenn hier vorzüglich die poetischen Zusammensetzungen, wie *sonipes*, in Anschlag gebracht werden: so hat die deutsche und englische Sprache doch wohl wenigstens eben so viele und eben so volltönende, wenn sie auch darin die Vorzüge der griechischen Sprache nicht erreichen. Der mehr oder weniger figürliche Sinn der Wörter trägt auch zu dieser Angemessenheit bey: *sombrero*, Huth, ist ein Beyspiel davon. Ob ein Ausdruck edel sey, oder nicht, hänge weniger von seiner eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung, als von der Art des Gebrauchs in einzelnen Sprachen ab, von denen die eine das als edel nehme, was die andere nicht so gebraucht, und umgekehrt. Das Holländische hätte wohl hierzu die treffendsten Beyspiele gewährt. Art. XIX. Dass die Töchtersprachen der Lateinischen keine Zusammensetzungen aus zwey Wörtern haben. Das Italiänische, was deren doch einige habe, zeichne sich dadurch aus, dass das Verbum immer voran stehe. Im Französischen indessen ist bey *Garde-manger*, *Garde-corps* derselbe Fall. Art. XX. Ueber die in mehrern Sprachen aus der Lateinischen entlehnten Wörter und die verschiedene Art ihrer Umbildung. Es komme gewöhnlich nicht viel darauf an, zu wissen, aus welcher Tochtersprache ein Wort in die andere übergegangen sey, aber zuweilen ist es nöthig und interessant; und dann muss man den Gang und das Genie der einzelnen Sprachen verfolgen, um die Spuren dieser Entstehung aufzufinden. Die Beyspiele S. 232. 333. erläutern die Art dieser Untersuchung, wenn sie auch nicht alle gleich überzeugend sind. Zum Schluss die sinnreiche, wenn auch zu allgemein scheinende Bemerkung: Die Italiänische habe Alles, was sie aus dem Lateinischen entlehnt, nach dem schriftlichen Ausdruck aufgefasst, was sie aus dem Deutschen erhielt, nach dem mündlichen. Daher sey *h* in *huomo* anfangs geschrieben worden, in *alto* für: *Halt*, nie. In Frankreich blieb das *h* in Wörtern der letztern Art, nicht als ob man hier das Geschriebene berücksichtigt habe, sondern weil man die Aussprache beybehielt. — Der Rest des *zweyten* Bandes enthält die schon erwähnte Sammlung von Stücken aus italiänischen, französischen, spanischen, portugiesischen und englischen Schriftstellern mit der französischen Uebersetzung und etymologischen Noten, als Beyspiel etymologischer Analyse; aber auch schon als wohlgewählte Sammlung zur Charakteristik der erwähnten Sprachen interessant. Nur eben so behandelte Stücke aus deutschen Schriftstellern vermissen wir, da Hr. *D.* Kenner der deutschen Sprache genug

war

Digitized by Google

war, um sie zu geben. Unter den vielen Anführungen deutscher Beyspiele im ganzen Buch haben wir nicht mehr als zwey fehlerhafte, *gerieth* und *gefiel*, von *rathen* und *fallen*, statt von *gerathen* und *gefallen*, abgeleitet, und das Simplex *wallen* in der Bedeutung *munire* T. I. S. 174. u. 237. gefunden. Auch ist ja für die Geschichte unsrer Literatur unter uns eben so gut Vieles gearbeitet worden, als von Deutschen die Franzosen und Engländer die gründlichsten Bearbeitungen ihrer Literatur erhalten haben. Diese konnten so Aufklärungen über die unsrige, und Stücke aus unsern Schriftstellern erhalten. Beides kennen sie weniger, und würden es aus der Hand des berühmten Vfs. mit Zutrauen ergriffen haben.

Der *dritte* Band giebt (ausser dem Aufsatze über die Geschichte der Etymologie, und dem *Résumé*, welche im Eingange erwähnt sind) S. 1—90. ein, mit Gründen belegtes, Verzeichniss der Wörter, welche die Töchtersprachen der Lateinischen aus den Sprachen der sogenannten Barbaren entlehnt haben, in alphabetischer Ordnung; ferner, nach einer Einleitung über Barbarismen oder Corruption einer Sprache, Bemerkungen über die Worte, welche aus der spätesten Latinität in die neueren Sprachen übergegangen sind, in Beyspielen S. 98—125., denen eine Schlussbemerkung über die Verba der spätesten Latinität folgt; und ein Verzeichniss einiger, mehreren Sprachen gemeinschaftlichen Wörter von dunkelm und streitigem Ursprunge, S. 129—144., beides wiederum in alphabetischer Form, und keines Auszuges fähig. Endlich S. 161—200. steht ein Anhang über den Ursprung der Namen, Civil- und Militär-, geistlichen und literärischen Würden und Aemter. — Einzelne Etymologieen sowohl aus jenen analytischen Noten des *zweyten* Bandes, als aus diesen Verzeichnissen des *dritten* sind schon oben gewürdigt worden. Wir können uns nur noch bey einigen wenigen aufhalten. Zum Spanischen und Portugiesischen *adobar* vergleicht der portugiesische Etymolog *Joaõ de Sousa* طان, welches (verglichen auch das Syrische und selbst das Hebräische) wenigstens die Bedeutungen: *bereit seyn*, und: *bereit machen*, und: *mit Gewürzen überziehen*, vereinigt, und bey welchem das vorgesetzte *a* im Spanischen viele Analogie hat. *Lacca* und das deutsche *Lack* kommen von لاكي. Zu der Etymologie von *tozaille*, *tovaglia* (S. 82.) sind sicherere Data in dem Eingange dieser Recension gegeben worden. In dem Anhange über eine Anzahl Namen von Würden ziehen wir das, was über die neueren gesagt ist, den Erörterungen über die Alt-Römischen vor. Von *Senéchal Sinicalco* wird bemerkt, dass es unter den Grafen von der Provence und den Königen von Neapel aus dem Hause Anjou häufiger, besonders bey Italiänischen Schriftstellern für *dapifer* vorkomme, und *Sini* wird von *coenae* abgeleitet. Von *Maréchal* heisst es S. 174., dass es „von *Mar*, oder vielmehr *March* oder *Mark*" in der Bedeutung: „Pferd" herkomme. Letztere Worte haben diese Bedeutung wohl im Altdeutschen und auch im Bretagnischen, und um Königsberg in Preussen ist *Marach* noch ein Streitross: aber *Mar*, weiblich *Märe*, sind doch im Altdeutschen und Altisländischen die gewöhnlichere Form, und jenes liegt bey *Marschal* eben so gut wie bey *Marstall* zum Grunde. *Dux* und *Zog* oder *Tog* lassen sich schwerlich vergleichen, so wenig als *ducere* und *ziehen*, wenn auch die Producte der verschiedenen Ableitung sich einander nähern.

Den Gebrauch und Nutzen des ganzen Werks erleichtert und erhöht ein sehr vollständiges Register S. 205—267., in welchem bey jedem Worte die Sprache, der es angehört, angezeigt ist. Die beiden *ersten* Bände schliessen sich dagegen mit mehreren Seiten voll *Additions et Corrections*. Auch sie enthalten noch viele schätzbare Bemerkungen, und beurkunden von Neuem die Sorgfalt des scharfsinnigen Vfs. für sein verdienstliches Werk.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Kopenhagen*, b. Schulz: *De carmine Hebraeorum erotico, quod vulgo inscribitur: Canticum Canticorum, succincta Dissuasitio.* Adjuncta quatuor priorum capitum versione et interpretatione. Specimen critico-philologicum conscripsit *Petrus Nicolaus Frost*, vicibus Conrectoris fungens in Schola Aalburgensi. 1805. 124 S. 8. — Hr. Vice-Conrector *F.*, der sich erst kürzlich durch eine Abhandlung in *Theologisk Maaneds-skrivt* (theologische Monatsschrift. September 1805.) vortheilhaft bekannt gemacht hat, liefert hier eine philologische Arbeit, die zwar keine neue Ausbeute gewährt; aber doch von guten Kenntnissen und Geschicklichkeit im Interpretiren zeugt. Indess sollte bey einem *Specimine* das *conscripsit* des Titels doch weniger im eigentlichen Sinne zu nehmen seyn, als es hier genommen werden muss. Denn von dem hier Vorgetragenen gehört der grössere Theil Andern, besonders deutschen Schriftstellern, an, aus deren Scholiensammlungen und Commentaren oft ganze Stellen wörtlich aufgenommen sind. Hr. *F.* scheint sich selbst weniger zugetraut zu haben, als er, ohne unbescheiden zu seyn, gar wohl hätte thun können. In der Ansicht des Hohenliedes folgt er grösstentheils *Herder*, indem er שיר השירים durch *Canticum e cantilis* übersetzt, und das Ganze für eine aus mehrern erotischen Liedern künstlich gemachte Composition hält, worin ihm Rec. vollkommen beystimmt. Dass Salomo *nicht* Verfasser seyn könne, wird v. 3. mit den gewöhnlichen Gründen gezeigt. Dem Vf. konnte noch nicht bekannt seyn, dass *Schelling* (*Salomonis regis et sapientis quae supersunt.* Stuttgart 1806. Vorrede) die alte Meinung, wonach Salomo nicht nur für den Vf. des Predigers, sondern auch des Hohenliedes zu halten ist, wieder vertheidigt habe. In den Anmerkungen über die ersten vier Kapitel wird das Bekannte in reichlicher Fülle wieder gegeben. Angehängt ist eine metrische Uebersetzung in dänischer Sprache.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. Februar 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Kongl. Vetenſkaps Academiens nya Handlingar.* Tom. XXVI. för År 1805. (Neue Abhandlungen der Akad. der Wiſſenſch. zu Stockholm für das J. 1805.) 1806. 20 Bog. 8. mit 8 Tab. u. 10 Kpfrt.

Im *erſten* Quartal finden wir 1) *Minerographiſche Bemerkungen über das Porphyrgebirge in Elfdahls Kirchſpiel, dem öſtlichen Theile von Dalarna und deſſen Gränzen in den umherliegenden Kirchſpielen*, von *J. P. Hjelm.* Schon im J. 1802. gab der Vf. auf Befehl der zur Direction des Porphyrwerks zu Elfdahl verordneten Commiſſion einen in ſchwed. Sprache verfaſsten Bericht über daſſelbe heraus, worin er uns mit der erſten Anlegung und der ökonom. Einrichtung dieſes Werks, das jetzt ſchon ſo herrliche ſelbſt im Auslande geſuchte Arbeiten liefert, bekannt machte. Hier lernt man es nun näher nach ſeiner geographiſch-mineralogiſchen Beſchaffenheit kennen. Es giebt in Elfdals Kirchſpiel, das 20 Quadr. Meilen enthält, eine Menge Bergſtrecken, die hauptſächlich aus Porphyr, wenige auch aus damit verwandten Bergarten, keine aber aus eigentlichem Granit beſtehen, und dieſe erſtrecken ſich auch in die benachbarten Kirchſpiele hinein, ſo daſs ſich hier ein unendlicher Vorrath von dieſer jetzt, auſser in Italien, faſt nirgends angetroffenen Bergart findet, deren Strecken, Ausdehnung und Landhöhen ausführlich von dem Vf. angegeben ſind, mit 12 dazu gehörigen in Kupfer geſtochenen Zeichnungen. 2) *Entwurf zu einer Flora der Inſel Gottland*, von *G. Wahlenberg. Erſte* Abtheil. Der Vf. glaubt, daſs das niedrige Land ſeine meiſten Gewächſe von den höchſten Bergen, und alſo auch Schweden und Gottland von den helvetiſchen Gebirgen erhalten habe, und bloſs einige in Skandinavien urſprünglich zu Hauſe gehören. Nur die Kälte hatte die weitere Ausbreitung der ſchweizeriſchen Pflanzen nach Norden gehemmt. Um das Klima und die botaniſche Geographie Gottlands zu beſtimmen, muſs man beſonders auf die dort wachſenden Bäume und Gewächſe ſehen. Gottland hat keine Buchen, Hagebuchen und dergl. ſüdliche Gewächſe; aber dagegen viel Eichen; und wenn man dieſs gegen die Menge anderer zarten ſüdlichen Gewächſe hält, die es hat: ſo kann man Gottland mit Recht unter die mildeſten mittlern Provinzen Schwedens rechnen, und um ſo mehr ſchlieſsen, daſs es ſpäter, als die uralten höhern Gebirgsländer entſtanden ſey. Auſser der Abſicht des Vfs., durch die botaniſche Geographie das Klima, welches auf die Gewächſe ſo vielen Einfluſs hat, und beider Verhältniſs kennen zu lernen, und daraus Schlüſſe zur Verbeſſerung der Oekonomie durch Anpflanzung fremder Gewächſe zu ziehen, glaubt er auch dadurch eine genauere Kenntniſs vaterländiſcher Gewächſe zu befördern, und der botaniſchen Wiſſenſchaft ſelbſt Dienſte zu leiſten. Der Vf. hat ſich bey ſeiner Flora der botaniſchen Beobachtungen eines *Linné*, *Bergius*, *Falk* und *Schwarz*, die ſelbſt Gottland beſucht haben, der ihm mitgetheilten Nachrichten eines *Kolmodin*, und ſeiner eigenen in Gottland gemachten Erfahrungen bedient, und ſchickt einige Anmerkungen über die phyſiſche Beſchaffenheit des Landes voraus. (Die Fortſetzung im folgenden Quartal.) 3) *Vom Brand im Weizen*, von *J. v. Darelli.* Der Vf. ſchreibt den Brand im Weizen aus mehrern Gründen der zu groſsen Menge wäſſerichter Theile im Saatkorn zu. Er verwirft dagegen die gewöhnliche Meinung, daſs der Brand daher komme, wenn zur Zeit der Blüthe naſſe Witterung einfällt, und behauptet, daſs die völlige Trockenheit der Saat entweder durch zu reichliche Ausdünſtung oder Wärme den Brand verhindere. Daher ſchlieſst der Vf. auch, daſs keine Art des Einweichens des Saatkorns den Brand verhindere; brandichter Weizen verliert, nach *Begtrup*, in der Quantität, aber nicht in der Qualität, wenn er einigemal in reinem Waſſer gewaſchen, dann einige Minuten umgerührt, und endlich im Ofen auf eiſernen Platten getrocknet wird.

Das *zweyte* Quartal enthält: 1) *Eine Fortſetzung der minerographiſchen Bemerkungen über das Porphyrgebirge in Elfdal*, von *Hjelm.* Der Vf. fährt darin fort, von der groſsen Ausdehnung und den Gränzen, ſo wie von der Beſchaffenheit dieſer Gebirge zu handeln. Man kann ſolche, in ſo fern ſie aus übereinander liegenden Schichten beſtehen, zwar als Flötzgebirge anſehen; doch gehören ſie nicht zu den eigentlichen Flötzgebirgen, worin man Petrificate von Thieren und Pflanzen antrifft. Er ſetzt daher auch ihre Entſtehung oder ihr Alter zwiſchen dem der Urgebirge und dem der letztern. Sie liegen über Granit, doch nicht unmittelbar, ſondern zwiſchen beiden liegt eine Schicht von Sandſtein, Sand oder dergleichen. Der Vf. unterſucht die unter, über und um den Porphyr liegenden Bergarten und ihre Schichten genau, ſo wie er ſie in verſchiedenen Strecken fand, und läſst hierauf ein Verzeichniſs der verſchiedenen, dort bisher gefundenen Arten von ſchon geſchliffenem und polirtem Porphyr folgen. Er hat 31 dergleichen verſchiedene Arten von Porphyr, und jede derſelben nach ihren Beſtandtheilen, deren Miſchung, Farbe u. ſ. w.

Digitized by Google

in den hinzugefügten Anmerkungen beschrieben, und seitdem hat man schon noch mehrere, hier nicht beschriebene Arten entdeckt. Die von dem Director des Porphyrwerks, dem Geschwornen zu Hägström, entworfene Karte der ganzen dortigen Gegend ist in Kupfer gestochen beygefügt. 2) *Entwurf zu einer Flora Gottlands*, von *Wahlenberg*. Hier die *erste* Abtheilung derselben selbst. Er hat fast überall die Ordnung und die Namen wie in *Linné's Flora Suecica* beybehalten; auch wird angeführt, wo und wer die Pflanzen gefunden hat, und in den Anmerkungen werden mit den an andern Orten gefundenen Vergleichungen angestellt, systematische Beschreibungen gegeben, und die Varietäten bemerkt. 3) *Geborne und Verstorbene in Schweden und Finnland von 1796—1803.*, von *H. Nicander*, gewes. Secretär d. Acad. d. Wissensch., mit einigen grosen dazu gehörigen Tabellen. Hr. *N.* setzt mit vieler Genauigkeit gewissermasen das Unternehmen fort, was *Wargentin* und *Runeberg* angefangen haben, und um welches er sich selbst schon vorher verdient gemacht hat. Der Tabell-Commission ist auch jetzt durch neuere Einrichtung, Anordnungen und grösere Ausdehnung ihrer mühsamen Arbeit grösere Vollkommenheit gegeben, wovon man hier zum Theil die Resultate findet. Der König hat den Befehlshabern in den Provinzen anbefohlen, alle fünf Jahr, wenn die Quinquennaltabellen eingesandt werden, an das königl. Kammercollegium Berichte über den Zustand des Akkerwesens, des Wiesewachses, der Viehzucht und der übrigen Nahrungsarten in jeder Provinz einzusenden, woraus das Kammercollegium, nach angestellter Vergleichung mit den Tabellen der Tabell-Commission, einen Auszug machen, und solchen Bericht mit den von ihnen selbst dabey gemachten Anmerkungen dem Könige überreichen muls. In den oben benannten acht Jahren hat die Anzahl der Gebornen die der Gestorbenen um 222361 Personen überstiegen, nach einer Mittelzahl also jährlich um 27795. Der gröste Ueberschus war 1797., und der geringste 1800., wo er nur 3660 Personen ausmachte. Der in einigen Jahren nach 1797. einfallende Misswachs verminderte theils die productive Kraft, theils verursachten Hunger und Schwächung des Körpers schwere volkfressende Krankheiten. Misswachsjahre haben nächst Krieg in den letzten 50 Jahren in Schweden am meisten Menschen hingerissen, wie die darüber eingerückte Tabelle von 1744. bis 1803. deutlich zeigt. Das Verhältnis der Gestorbenen zu den Gebornen in ganz Schweden ist gewesen wie 100 zu 136, und in Finnland wie 100 zu 164. Nach einer Tabelle über die Gebornen und Gestorbenen in andern Ländern in diesen Jahren, hat nur Rusland und Mecklenburg-Schwerin darin für Schweden etwas voraus, und Finnland kommt Rusland am nächsten. Die Zahl der unehelichen Kinder war in Schweden wie 1 zu 20; in Oesterreich und Dänemark war unter 23, in Berlin und Hamburg unter 9, und in Stockholm unter 3 ein uneheliches Kind.

Das *dritte* Quartal enthält: 1) *Grundformeln zu einer neuen Theorie über den Widerstand flüssiger Körper*, entworfen von *Z. Nordmark*. Die Wichtigkeit der Materie hat verursacht, dafs die scharfsinnigsten Mathematiker, wie *Newton*, *Gravesand*, *Borda*, *Condorcet*, *Bossut*, *d'Alembert*, *Chapman*, *Vince*, die englische *Society for Improvement of Naval architecture* u. a. m. darüber anhaltende Untersuchungen und zahlreiche, oft kostbare, Versuche angestellt haben. Allein so lange noch nicht bestimmt ist, unter welche Function der Anstofs- oder Anfallswinkel mit in die Expression des Widerstandes aufgenommen werden mufs, ein in der Hydronamik so bedeutendes Problem, als die *Aequatio circuli* in der Astronomie: so lange werden Theorieen und empirische Formeln nie übereinstimmen. Die Versuche unterscheiden sich nämlich nicht wenig von der gewöhnlichen Theorie, welche den Widerstand nach dem Quadrat des Sinus des Anfallswinkels berechnet, und diese Theorie giebt gerade den Widerstand für ebene Flächen zu klein, für krummlinichte zu grofs an. *Gravesand*, *Juan* und *Euler* haben zwar eine Veränderung in der Theorie vorgeschlagen; allein auch die stimmt nicht mit den Versuchen überein. Hr. *N.* hat hier mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn eine neue Methode angegeben, gewisse zum Grunde zu legende Formeln mit ihrer Anwendung anzugeben. 2) *Beschreibung einer vom Wasser getriebenen Ziegeley*, von *O. Akerrén*, mit Zeichnungen. Die Ziegel werden durch Hülfe eines darin angebrachten Rades in ihre Formen geschlagen, und daraus in das zweyte Stockwerk zum Trocknen gehoben. Sieben Personen, und darunter mehrere Kinder, können dabey an einem Sommertage an 4000 Mauersteine verfertigen. In einer auf die Art angelegten Ziegeley zu Vedvåg, wo der Ziegelofen 48 bis 50000 Ziegel, und die Ziegellade zum Trocknen 16 bis 18000 Stück fasst, hat man nun seit fünf Jahren mit grofser Ersparung an Arbeitstagewerken und Kosten sehr gute Ziegel gemacht. 3) *Beschreibung eines neuen Genus und einer Species unter den Vögeln*, *Dromas Ardeola*, von *G. v. Paykull*, mit einer Zeichnung. Der hier beschriebene Vogel, der zu *Pennants* und *Lathams Palmipedes* gehört, und den *Linné* zu den *Grallis* rechnet, gehört doch weder zu der Gattung *Recurvirostra*, noch *Phoenicopterus*, noch *Corrira*, sondern ist eine neue Gattung, deren *charakter genericus* ist: *Rostrum rectum validum, elongatum, inerme, mandibula interibri gibbosa, nares ovatae.* Von dieser Gattung kennt der Vf. nur noch die einzige, hier folgendermafsen beschriebene Art: *Dromas Ardeola; alba occipite rectricibusque supra canescentibus, dorso remigibusque majoribus extrorsum nigris.* Der Vf. kaufte diesen seltenen Vogel von einem Naturalienhändler in Amsterdam, der ihn aus Ostindien erhalten haben wollte. 4) *Von der Volksmenge in Schweden und Finnland im J. 1800.*, von *P. Nicander*, mit einer grofsen Tabelle zur Vergleichung der Volksmenge von 1795—1800. Im J. 1795. war die Volksmenge 3,042,102, und im J. 1800. war sie 3,182,132. Nach einigen nachigen Berichtigungen war sie um 144,510 gewachsen. Die Zahl der Verheiratheten im J. 1800. überstieg die derselben im J. 1795. um 23000, und die Zahl der Verheiratheten zur ganzen Volks-

Digitized by Google

Volkszahl war in beiden Jahren wie 100 zu 287 und 288. Nach einem hier berechneten Zuwachs von $4\frac{1}{5}$ Procent in diesen fünf Jahren, dürfte sich also bey gleichem Zuwachs die Volksmenge in 77 Jahren verdoppeln und in 122 tripliren. Auch die Abnahme oder Zunahme an Menschen in den verschiedenen Volksklassen ist angegeben. Die Klasse der Seeleute und Handelsleute hat besonders zugenommen.

Im *vierten* Quartal lesen wir: 1) *Von den Krankheiten, die in Schweden und Finnland von* 1796 *bis* 1803. *herrschten*, von *H. Nicander*, mit zwey grosen Tabellen, wovon die eine überhaupt die Zahl aller in jedem dieser Jahre an den verschiedenen Krankheiten Verstorbenen enthält, die nach einer Mittelzahl in allen acht Jahren 85069 beträgt; die zweyte aber, wie viel an jeder besondern Krankheit von beiden Geschlechtern verstorben sind. 2) *Angabe eines Versuchs, zufolge der in England allgemein gebräuchlichen Art, Ziegel zu brennen, ohne kostbare Zurichtung, und ohne einen aufgemauerten Ofen, gute Mauersteine mit Feuerung von geringerm Werth als Holz zu brennen*, dem zugleich verschiedene Nachrichten von der in England gewöhnlichen Art, Ziegel zu brennen, beygefügt sind; von *J. H. Berndes*. Eine Gesellschaft von Bergwerksinhabern in Nerike hat durch den Haushofmeister *Möller* eine Ziegelbrennerey einrichten lassen, wo man im vorigen Jahre zwey glücklich ausgefallene Versuche gemacht hat, ohne Ofen vermittelst Alaunschiefers sehr gute Mauersteine zu brennen. Zu dem Ende wurden die ungebrannten Ziegel auf der blosen Erde aufgestapelt. Der Stapel beym ersten Versuch unter einem Bretergchauer enthielt 18000 Stück grose Mauersteine, und bey dem zweyten Versuche wurden 12000 geschlagene, auf der Stelle an der Luft getrocknete Mauersteine unter freyen Himmel aufgesetzt, und bey beiden Versuchen erzielte man sehr gut gebrannte Ziegel, ausser denjenigen, welche die Oberfläche des Stapels ausmachten. Die Beschreibung der ganzen Einrichtung und des Verfahrens dabey, nebst der ausführlichen Nachricht von den englischen Ziegelbrennereyen, kann dazu dienen, zu erfahren, in wie fern man sich beym Ziegelbrennen sowohl des Schiefers, wo er sich findet, als in Ermangelung dessen allerhand anderer Materien zur Feuerung, als des Brenntorfs, der Späne, des kleingehauenen Holzes, trockner Baumäste und Zweige, der Steinkohlen u. dgl. mit Vortheil bedienen kann. Wie die Ziegel aufgesetzt und gebrannt werden müssen, ist genau angezeigt, und das Aufsetzen derselben in Stapel zum Brennen durch Zeichnungen erläutert. Die Akad. der Wissensch. hat über diesen Aufsatz des Kapitän *Berndes* das Bedenken zweyer sachverständigen Männer, der Hrn *Hjelm* und *Geyer*, eingefordert, welche diese Methode sehr billigen, besonders da man in Ost- und Westgothland, Schonen, Nerike, Oeland an mehrern Orten dazu dienlichen Alaunschiefer und Thon in unerschöpflicher Menge findet. Auch hat man in den letztern Jahren an mehrern Stellen in Schweden sich des Schiefers zur Feuerung bedient, und da man bey dem hier beschriebenen Versuche auch keine Mauersteine zum Ofen nöthig hat, auf doppelte Art das Holz erspart. 3) *Versuch zu einer systematischen Aufstellung und Beschreibung der schwedischen Insectengattung, die Linné unter dem Namen Cicada unter die Hemiptera, Fabricius aber unter die Klasse der Rhyngota aufstellt*, von *C. F. Fallén*, Demonstrator der Botanik zu Lund. Die in Schweden angetroffenen Arten sind wenig über anderthalb Linien lang, und halten sich theils im Grase, theils in Gebüschen auf. Der Vf. hat bey ihrer Beschreibung nicht blos auf die oft trügliche Farbe und Zeichnung, sondern besonders, da beide Geschlechter einer Art auch oft eine verschiedene Farbe haben, auf deren körperliche Structur gesehen. Die hier beschriebenen Arten sind: *Centrotus; labium breve, crassum corneum, rotundum, obtusum; antennae tenuissimae ante oculos insertae. Ledra; clypeus dilatatus, rotundatus; labium vix ullum; antennae tenuissimae sub clypeo insertae. Tettigonia; rostrum inflexum, vagina 3articulata, articulo tertio elongato, cylindrico; antennae setaceae, 7articulatae, fronti insertae. Cercopis; os labio abbreviato truncato emarginato; antennae filiformes, articulo prima crassiori sub capitis margine prominulo insertae.* Letztere sind hier nach *Fabricius* in die *elytris capite latioribus* und *elytris capite vix latioribus* eingetheilt, und mit ihren Arten und Abarten beschrieben (wird fortgesetzt). 4) *Abhandlung über die Ausdehnung des Eisens von der Wärme*, von *G. G. Hällström*, Prof. der Physik zu Åbo. Die Unvollkommenheit und Unsicherheit in Bestimmung der Grösse dieser Ausdehnung rührt theils von der Unzuverlässigkeit der Instrumente, theils von der angenommenen Hypothese her, dass diese Ausdehnung geschehe in geradem Verhältnis der Grade der Wärme, so wie das Thermometer solche zeigt. Die Unrichtigkeit dieser Hypothese erhellt schon daraus, weil mehrere Personen beym Gebrauch guter Instrumente die Ausdehnung eben derselben Körper zwischen 0° und + 100° Wärme doch sehr verschieden gefunden haben, wie man das aus der von Hn. Prof. *Fischer* in seinem Physikal-Wörterbuch angeführten Tabelle siehet. Der Vf. hat daher neue Versuche darüber angestellt, und daraus analytische Schlüsse gezogen. Er hat die dabey gebrauchte Maschine genau beschrieben und abzeichnen lassen. Man sieht daraus, dass die Ausdehnung des Eisens nicht zunimmt in gleichem Verhältnis der Thermometergrade, sondern mehr bey grösern Wärmegraden, als bey geringern.

PÄDAGOGIK.

GOTHA, in d. Becker. Buchh.: *Die Erziehungsanstalt in Vechelde*, oder Nachricht von der Entstehung, dem Fortgange und der gegenwärtigen Verfassung dieser Anstalt von *F. G. Becker*, Mitarbeiter an derselben. 1806. 159 S. 8. (9 gr.)

Wir dürfen bey unsern Lesern als bekannt voraussetzen, dass *H. Hundeiker*, ein für das Gute, Wahre und Schöne sehr empfänglicher und begeisterter Mann, zu Grosen Lafferde (nicht Grosen Laffert, dessen *Büsching* nicht gedenkt), einem Dorfe im Fürsten-

ſtenthum Hildesheim, durch *Baſedow's* u. a. Erzieher Schriften aufmerkſam gemacht, eine Erziehungsanſtalt geſtiftet, und zu einem ſo beträchtlichen Anſehn gehoben hatte, daſs der jüngſtverſtorbene Herzog von Braunſchweig derſelben ſeine Aufmerkſamkeit gönnte, und im J. 1804. am 29. Oct. das Schloſs Vechelde, eine Meile von Braunſchweig an der Chauſſee, die von Braunſchweig nach Hannover und Hildesheim führt, der Anſtalt einräumte. Der dieſem guten Landesfürſten gebührende Dank iſt in der Dedication würdig ausgedrückt worden. Der Vf. hat das Verdienſt, die erſte vollſtändige Nachricht von dieſer guten Lehr- und Erziehungsanſtalt ins Publicum zu bringen. Voraus geht eine wohlgelungene, und ſoviel uns bekannt iſt, durchaus wahre Skizze einer Biographie des noch lebenden Urhebers dieſer Anſtalt, die hier eines Auszugs werth iſt. Hr. *H.* wurde im J. 1751. zu Groſsen Lafferde geboren, und von ſeinem Vater, einem Krämer, als einziger Sohn zur Handlung beſtimmt. Mittelmäſsig, wo nicht ſchlecht, war der Unterricht, den er zu Braunſchweig in der Waiſenhausſchule, und hernach zu Peina, einem hildesheimiſchen Städtchen, im Lateiniſchen und Franzöſiſchen erhielt. Der pädagogiſche Geiſt entwickelte ſich in ihm hier ſchon früh, indem ſeine Lehrer durch ihr Beyſpiel ihm zeigten, wie man *nicht* lehren müſſe. Wie man es anzufangen habe, um ein guter Lehrer zu ſeyn, für deſſen Geſchäft er ſchon frühzeitig eine ſehr groſse Hochachtung hatte, lernte er durch eigne Kraft: denn Selbſtdenken charakteriſirte den jungen *H.* in früher Jugend, wovon einige intereſſante Beyſpiele hier ziemlich anziehend erzählt werden. Guter Umgang und die trefflichſten Werke unſerer Nation, *Lockens* und *Rouſſeau's*, beſonders aber *Baſedow's* Philalethie und methodiſcher Unterricht bildeten ihn nachher im väterlichen Hauſe, und vollendeten ſeine Tendenz. Seinen erſten pädagogiſchen Verſuch machte er an einem kleinen adoptirten Mädchen: hier erfand er einen Leſekaſten, vielleicht zuerſt. Durch *Baſedow's* Elementarwerk wurde er mit dem ſel. Leibarzt Wagler in Braunſchweig, einem ſehr geiſtreichen Manne, bekannt, der ſich ungemein für ihn intereſſirte, welches ein ſchöner Brief deſſelben an *H.* beweiſet; noch mehr aber die Folge: er vertraute ihm ſogar nachher die Erziehung ſeiner beiden Söhne an. Damals lieſs *H.* einen gedankenreichen Aufſatz, die erſte Entdekkung des göttlichen Namens an ein dazu vorbereitetes Kind, in den pädagogiſchen Unterhaltungen Jahrg. III. 2. Quart. 1780. abdrucken. Darauf erſchienen ſeine *häuslichen Gottesverehrungen für gebildete chriſtliche Familien*, welche ſchon die *dritte* Auflage erlebt haben; auch ſeine *Privatfibel* iſt vortrefflich. Er lehnte den Auftrag *Baſedow's*, am Philanthropin zu Deſſau Lehrer zu ſeyn, und ſogar dereinſt deſſelben Schwiegerſohn zu werden, aus Beſcheidenheit und Liebe zur Mutter ab. Sechs Wochen hatte er mit groſsem Nutzen in Deſſau verlebt. Erſt im J. 1791. konnte er ſich dem Erziehungsgeſchäfte faſt ausſchlieſslich widmen; eine Zeitlang übernahm er die Unterweiſung eines groſsen Theils der Dorfkinder mit Hülfe des jetzigen Conrectors *Faber* zu Braunſchweig (vergl. *Henke's Euſebia* II, 3.), und nachher bildete ſich, nicht ohne Hinderniſſe, ſeine Erziehungsanſtalt immer mehr aus. Hr. *Faber*, *Günther*, ſeit 1799. *der Vf.*, *Willerding*, *Brandis*, *Meyer*, *Grupen*, *Jöck*, *Schellenberg*, *Cleminius* u. a. waren die Gehülfen, welche ihm in der Periode beyſtanden, und im J. 1804. ſchon 30 Zöglinge unterwieſen und erzogen. Die Anſtalt iſt wohlfeil, und für die beſtimmt, welche ſich dem Kaufmannsſtande und der Gelehrſamkeit widmen wollen. Für die Zweckmäſsigkeit der Anſtalt zeugt theils der gute Ruf, die Theilnahme des unlängſt verſtorbenen Herzogs von Braunſchweig, deſſen ſchöner Brief vom 13. Nov. 1804. an den Educationsrath *Hundeiker* hier abgedruckt iſt, theils die Zeugniſſe eines *Cludius* in Hildesheim und *Beckers* zu Gotha in der Nationalzeitung der Deutſchen 1805. Nr. 4. und 27. Am 10. Jun. 1805. ward die Einweihung feyerlich begangen, bey welcher Gelegenheit Hr. Educationsr. *Hundeiker* eine Rede hielt, die die Hauptmomente ſeines Lebens in Beziehung auf ſeine frühere Bildung und nachheriges Wirken als Erziehers darlegt, und zum Theil S. 89 f. eingerückt iſt. Das Schloſs Vechelde hat ein ſehr reizendes, ländliches und geſundes Locale, und ſehr gefällige Umgebungen; hier wohnte einſt der berühmte Held Herzog Ferdinand. Hr. *Hundeiker* hat das Schloſs und ſeine Umgebungen *muſterhaft* für ſeine Zwecke benutzt. (Warum hat der Vf. dem Leſer nicht das Vergnügen gemacht, das dem ſel. *Jeruſalem* im Garten des Schloſſes vom Herzog Ferdinand errichtete Monument näher zu beſchreiben, und die Inſchrift beyzufügen, welche den Herzog Ferdinand ſelbſt zum Vf. haben ſoll?) Richtig ſind die Bemerkungen des Vfs. von S. 117. an über die Forderungen, die man in Hinſicht auf Erziehung und Unterricht an eine ſolche Anſtalt machen und nicht machen kann; mit Recht nimmt er an, daſs der Werth und die Zweckmäſsigkeit einer Erziehungsanſtalt von dem Grade abhange, in welchem ſie ſich 1) in Betreff der Erziehung einer muſterhaften häuslichen, und 2) in Betreff des Unterrichts und der darauf abzielenden Einrichtungen einer zweckmäſsig eingerichteten Lehranſtalt nähert. Dieſen doppelten Zweck ſuchen nun Hr. *H.* und ſeine Gattin nebſt den Gehülfen aus allen Kräften zu erreichen. Eben ſo wohl überdacht iſt das, was der Vf. über Belohnungen oder Theilnahme und Freude über des Zöglings Anſtrengung und Fortſchrittte, und über Strafen oder vielmehr Beſſerungsmittel anführt. Daſs pädagog. Conferenzen *Statt* finden, daſs die Tagesordnung beſtimmt ſey, *verſteht* ſich. Sehr lobenswerth ſind die Feſttage, die von der ganzen Anſtalt feierlich begangen werden, der Geburtstag des Landesherrn, des Vorſtehers und ſeiner Gattin, der Lehrer, aller Zöglinge am 29. Jul. als den Tag der Verheirathung des Vorſtehers und ſeiner Gattin, der Geburtstag *Luthers* am 10. Nov., *Baſedow's* am 14. März u. ſ. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. Februar 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

WIEN, BAADEN u. TRIEST, b. Geiſtinger: *Handbuch der Religionswiſſenſchaft für die Candidaten der Philoſophie.* Von *Jacob Frint*, kaiſ. auch kaiſ. königl. Hofkapellan, Profeſſor der Religionswiſſenſchaft an der Wiener Univerſität und Spiritual im k. k. Convicte. 1806. *Erſten* Theiles *erſter* Band. LVIII und 475 S. *Zweyter* Band. XIV u. 499 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel:

Religions-Handbuch für die gebildeten Stände u. ſ. w.

Daſs Religions-Indifferentismus und Unglauben beſonders unter den ſogenannten gebildeten Ständen und unter der Klaſſe jener Studierenden, die ſich nicht den theologiſchen Wiſſenſchaften widmen, immer allgemeiner werden, ſcheint man auch in der öſtreichiſchen Monarchie wahrzunehmen. Die Regierung ſucht dem Uebel, ſo viel ſich thun läſst, durch mancherley Anordnungen zu ſteuern. Unter dieſe gehört auch die Einrichtung, nach welcher das Religionsſtudium zu einem nothwendigen Zweige des für die Candidaten der Philoſophie vorgezeichneten Studienplanes erhoben worden iſt, damit ſie über dieſen Gegenſtand eine *wiſſenſchaftliche* Kenntniſs erlangen. An der Wiener Univerſität iſt Hr. *Frint* von dem Kaiſer zum Profeſſor der allen Candidaten der Philoſophie vorzutragenden Religionswiſſenſchaft ernannt, und von demſelben, zum Behufe ſeiner Vorleſungen, dieſes Handbuch der Religionswiſſenſchaft ausgearbeitet worden. Wird gleich erſt nach Beendigung des ganzen Werks am leichteſten und ſicherſten über die vollkommne oder unvollkommne Zweckmäſsigkeit und Brauchbarkeit deſſelben geurtheilt werden können: ſo läſst ſich doch ſchon bey den vorliegenden *zwey* Bänden manches in dieſer Hinſicht voraus ſagen. Ohne Zweifel wird jeder, welcher dieſe Schrift und ihren Zweck näher kennen lernt, in die Behauptung des Rec. mit einſtimmen: daſs ſie viel zu groſs angelegt, hie und da zu ſehr im Predigerton abgefaſst, und durch beides ihrer Abſicht, als Lehrbuch bey Vorleſungen zu dienen, ſelbſt hinderlich ſey. Es iſt ſehr zu beſorgen, daſs ſie wenigſtens auf ein halbes Dutzend Bände anwachſen werde, wodurch theils der Lehrer in Rückſicht der ihm zugemeſsnen Zeit und deſſen, was er noch zu den hier abgehandelten und oft nur zu ſehr erſchöpften Materien, mündlich hinzuſetzen ſoll, in Verlegenheit geſetzt, theils der Studierende von dem Ankaufe eines ſo koſtſpieligen Werkes abgeſchreckt, und durch die Weitläuftigkeit deſſelben vielleicht ermüdet werden dürfte. Von der andern Seite wird das Werk, gerade wegen ſeiner Ausführlichkeit, den gebildeten Ständen und denkenden Nicht-Theologen zur Belehrung und — faſt möchten wir ſagen — zur Privat-Erbauung empfohlen werden können. Von einem katholiſchen und noch dazu öſtreichiſchen Theologen erwartet man die Liberalität der Anſichten nicht, wodurch ſich die theologiſchen Schriften ſo vieler proteſtantiſchen Gottesgelehrten auszeichnen, und ſo wird man ſie auch bey Hn. *Frint* nicht ſuchen. Aber freuen wird man ſich, in ihm, beſonders im *erſten* Bande ſeines Handbuches, einen denkenden und in den philoſophiſchen Studien bewanderten Mann zu entdecken, der manche ſchwierige Gegenſtände mit vieler Leichtigkeit entwickelt, und ſich gerade jene edlere Popularität in einem nicht geringen Grade zu eigen gemacht hat, die den Leſern, welche er ſich bey der Ausarbeitung ſeiner Schrift dachte, angemeſſen iſt. Es ſcheint, als ſey die neuere Philoſophie in Oeſtreich, beſonders in der katholiſchen Kirche, ſo verrufen, daſs ſich die Nothwendigkeit, ſie bey vorkommenden Gelegenheiten zu beſtreiten, gleichſam von ſelbſt verſtehe, und in dieſer Rückſicht wird man ſich nicht wundern, wenn auch Hr. *Frint*, auf den das Studium derſelben übrigens vortheilhaft gewirkt zu haben ſcheint, als Gegner derſelben auftritt. So ſehr auch Rec. davon entfernt iſt, ſie für ein ſeligmachendes Evangelium zu halten, ſo wenig glaubt er doch an die Nützlichkeit ihrer Beſtreitung und an die Möglichkeit ihrer Niederlage, wenn ſie von Ländern aus bekämpft wird, in denen von keinem kräftigen und freyen Schwunge des Geiſtes geredet werden kann. Sie bedarf, um mit Glück beſtritten zu werden, eines ganz anderen Herkules, als der übrigens denkende und achtungswerthe Vf. dieſes Handbuches zu ſeyn ſcheint, dem indeſs das Lob gebührt, daſs er nicht mit Heftigkeit und boshafter Inſinuation gegen ſie zu Felde zieht, wie dieſs bereits von manchen katholiſchen Schriftſtellern geſchehen iſt. Doch nun zur Angabe des Inhaltes vorliegender Bände. Soll Rec. nicht tauſendmal gemachte Erinnerungen, Einwendungen und Berichtigungen wiederholen: ſo darf er es ſich nicht erlauben, dem Vf. Schritt für Schritt zu folgen, und manches Falſche, Schiefe und Schwankende, was in ſeinem Werke hie und da vorkommt, aufzudecken und zu beſtreiten. Er kann ſich demnach bey ſeiner Anzeige kurz faſſen. — Der *erſte* Band hat dem Rec. am meiſten genügt. In der Einleitung han-

delt der Vf. von der Beſtimmung des Menſchen, und ſucht den Purismus der kritiſchen Philoſophie mit dem Eudämonismus zu verbinden. Das *erſte* Hauptſtück beſchäftigt ſich mit Expoſitionen über die Religion überhaupt und die Theile der Religionslehre; das *zweyte* ſucht die Nothwendigkeit der Religion, ſowohl im ausgedehnten als im engern Sinne, zu beweiſen, wobey die Rigoriſten in der Moral mit dem Vf. in mehrern Punkten nicht übereinſtimmen werden; das *dritte* giebt die Quellen des Unglaubens an; das *vierte* will die Unzulänglichkeit der natürlichen Religion und die Nothwendigkeit einer höhern Offenbarung darthun. Was der Vf. über die Quellen des Unglaubens ſagt, dürfte leicht den Vorwurf zu groſser Weitläuftigkeit erhalten. Es iſt indeſs ein Wort zu ſeiner Zeit geredet, und beweiſt, daſs Hr. *Frint* den Geiſt unſers ausgearteten Zeitalters und ſeine Umgebungen kenne, über den Gegenſtand viel nachgedacht habe, und für die gute Sache auch gut zu reden verſtehe. Wir wünſchen, daſs ſeine Leſer ganz vorzüglich dieſen Abſchnitt mit Nachdenken leſen und beherzigen möchten. — Der *zweyte* Band behandelt ſchwierigere Gegenſtände, und hier dürfte der Vf. wohl die meiſten Einwürfe zu beſorgen haben. In der Vorrede klagt er darüber, daſs die Offenbarung ſeit ihrem Daſeyn Feinde gefunden, daſs man von jeher ſich bemüht habe, das Chriſtenthum zu Grunde zu richten, daſs man in den neuern Zeiten es für gut finde, demſelben indirect entgegen zu arbeiten, für die chriſtliche Moral zwar die tiefſte Achtung hege, aber der Offenbarung zu nahe trete, die objectigen Beweiſe für dieſelbe aus Wundern und Weiſſagungen verwerfe, dadurch nothwendig alles poſitive Chriſtenthum unterdrücke und es zu einer bloſsen Vernunftreligion mache. „Man hat in unſern Tagen, heiſst es S. IX., aus der Sache gar kein Geheimniſs gemacht; Männer, welche auf eine bedeutende Art den Ton gaben, haben ſich beſtimmt erklärt, daſs das Chriſtenthum nichts anders enthalte, und auch nicht enthalten könne, als bloſse Vernunftreligion; eine Sprache, welche auch in andern Gegenden Deutſchlands nicht ganz unbekannt iſt. Man darf darüber nur in *Flatts* Magazin für chriſtliche Dogmatik und Moral, die Abhandlung des Hn. *Storr* I. B. III. St. nachleſen. Ja, man kam endlich ſo weit, daſs man ſo gar die Möglichkeit einer Offenbarung ſchlechtweg läugnete." Dieſe Möglichkeit und Wirklichkeit der Offenbarung ſucht nun Hr. *Frint* weitläuftig darzuthun. In dem *fünften* Hauptſtücke läſst er ſich über die Möglichkeit einer Offenbarung aus; im *ſechsten* ſucht er eine wirklich geſchehene Offenbarung zu beweiſen; im *ſiebenten* ſpricht er von Weiſſagungen, im *achten* von der Authentie und Integrität der Schriften des neuen Bundes; in einem Anhange endlich über die Authentie und Integrität der Bücher des alten Bundes. Den Wundern iſt ein langes Kapitel gewidmet. Rec. erlaubt ſich bey dieſem *zweyten* Bande nur zwey Fragen. *Erſtens*, iſt es nicht eine läſternde Vermeſſenheit, den freyern Religionsforſchungen ſo vieler würdigen, edlen Gottesgelehrten, die über die Offenbarung anders denken als der Vf., tadelhafte Abſichten gegen das Chriſtenthum unterzuſchieben? *Zweytens*, iſt es nicht ſehr miſslich, denen, die ſich nicht *ex profeſſo* mit der Theologie beſchäftigen, von Wundern und Weiſſagungen ſo übermäſsig viel vorzureden, daſs es den Anſchein gewinnt, als ſey beides das Weſentliche der Religion? Jeſus miſsbilligte es, daſs man nur immer Zeichen und Wunder von ihm verlange, um an ihn zu glauben, und bemerkt ausdrücklich, daſs man nur dann inne werden würde, daſs ſeine Lehre von Gott ſey, wenn man ſie befolgte. Möchten doch chriſtliche Theologen Jeſum nicht meiſtern wollen!

1) Würzburg u. Bamberg, b. Göbhardt: *Bemerkungen über Herrn Jägers Unterſuchung:* Ob die Eheſcheidung nach (der) Lehre der Schrift und der Kirche älteſter Geſchichte erlaubt ſey, oder nicht? Von dem *Verfaſſer des Beweiſes*, daſs die bey den Proteſtanten üblichen Eheſcheidungen vom Band auch nach katholiſchen Grundſätzen gültig ſind. 1805. 85 S. 8. (12 gr.)

2) Arnstadt u. Rudolstadt, b. Klüger: *Unzertrennbarkeit des ehelichen Bandes.* Meine Antwort auf Hn. *Werkmeiſters* Bemerkungen gegen meine Abhandlung von der Eheſcheidung. Von D. *Jäger*. 1805. 106 S. kl. 8. (6 gr.)

Ein ſchlechtes Buch geſchrieben zu haben, iſt nach der Ueberzeugung des Rec. ein Unglück für den Vf., der ſeinen Lohn dahin hat, und nicht für das Publikum. Er hat daher die Sophiſtereyen des Hn. *Jäger* in ſeiner erſten Schrift über die Unrechtmäſsigkeit der Eheſcheidung (ſ. Nr. 28. d. J.) mit der Nachſicht und Schonung enthüllt, die man jedem Schriftſteller gern beweiſt, wenn man lieber glauben will, daſs er ein Irrender, als daſs er ein Sünder ſey. Der Vf. der Bemerkungen, in dem man bald einen unterrichteten und ſchriftkundigen Theologen der katholiſchen Kirche kennen lernt, hat es mit Hn. *Jäger* aus Gründen, die er in der Vorrede aus einander ſetzt, und die wir nicht miſsbilligen können, nicht ganz ſo leicht genommen. Er folgt ihm vielmehr Schritt für Schritt, deckt die Unhaltbarkeit ſeiner Behauptungen und die Einſeitigkeit ſeiner Exegeſe in ihrer ganzen Blöſse auf, und zeigt beſonders ohne Widerrede (S. 61 f.), daſs, wenn ſich die *gänzliche* Unauflöslichkeit der Ehe aus dem Sittengeſetze ableiten lieſse, die *bleibende* Abſonderung der Gatten vom Tiſch und Bette eben ſo ſehr gegen daſſelbe anſtoſsen müſſe. Was ſoll man von der Obrigkeit urtheilen, die einem Eigenthümer den Beſitz eines Grundſtückes aufdringt, welches er gern aufgiebt, die ihm aber zu gleicher Zeit den Genuſs ſeines Eigenthums, und, um die Ungerechtigkeit voll zu machen, auch den geſetzmäſsigen Erwerb eines neuen unterſagt! Wir erinnern uns recht wohl, daſs das Realrecht in der Ehe nicht die Hauptſache iſt; aber ſoviel geht doch aus dieſer Vergleichung hervor, daſs der Ausſpruch Auguſtins, *ſeparentur, ſed conjuges*

Digitized by Google

ges erstnd, eben so ungereimt ist als der Befehl eines Heerführers, *man stelle sie bey der Armee als Freywillige an und führe sie gefesselt ins Hauptquartier.*

In der *Unzertrennbarkeit des ehelichen Bandes* bietet Hr. D. *Jäger* seinen ganzen Scharfsinn auf, den gründlichen Bemerkungen des Hn. *Werkmeister* auszuweichen. Man sieht aus seiner Vertheidigungsschrift, was er leisten könnte, wenn er sich mit freyem und unbefangenommenen Gemüthe der guten Sache der Wahrheit widmen wollte. Wir können uns, da die Streitfrage hinlänglich erörtert ist, nur auf einige Scheingründe seiner Apologie einlassen. S. 16. erinnert er: „wahr ist es, dass Verträge, und die daraus entspringende Verbindlichkeiten nur wechselseitig bestehen. *Allein dieses gilt nur von bürgerlichen Verträgen*, welche in *foro civile* aufhören können." Man setze den Fall, dass sich zwey Freunde vor dem Hochaltare eine ausschliessende und ewige Freundschaft schwören. Der eine handelt treulos, und wird an seinem Freunde durch Giftmischerey zum Verräther. Hört denn nun ihr Vertrag nicht, *auch vor dem Forum des Gewissens* auf? Oder möchte Hr. *J.* den Beweis übernehmen, dass das *Band ihrer Freundschaft* auch nach dem Verbrechen noch fortdaure? S. 28. „Der neunte Vers des 19. Kap. Matthäi war nicht in dem ächten Originale enthalten, indem sonst *Tertullian* durch Anführung desselben den Marcion am besten hätte widerlegen können, dass Jesus die Ehescheidung wirklich erlaubte." Aber was sagt denn *Tertullian? Habet itaque et Christum assertorem justitiae divortii. — Nam et in evangelio Matthaei, qui dimiserit, inquit, uxorem suam praeter causam adulterii, facit eam adulterari: aeque adulter censetur et ille, qui dimissam a viro duxerit. — Habes itaque Christum ultro vestigia ubique creatoris ineuntem, tam in permittendo repudio, quam in prohibendo: adv.* Marc. IV, 34. Mit dieser einzigen Stelle fällt die ganze hohle Kritik des Vfs., der es wohl wissen konnte (S. 39.), dass Tertullian Matth. 19, 9. nur *berührt* und nicht buchstäblich citirt. S. 54.: „Die Ursache der Ehescheidung würde seyn (Deut. XXIV, 1.), wenn der Mann gefunden hat an seiner Frau *ervath dabar*, *pudendorum negotium*, *Handlung der Schaamtheile.*" Jede hebräische Grammatik kann Hn. *J.* belehren, dass das hebräische ערות דבר die *nuditas causae*, nicht aber die *causa nuditatis* bezeichne, und dass selbst דבר ערות den Begriff noch nicht ausdrücke, den er so mühsam aufsucht. S. 74.: „Die Worte παρ' ἐκ τοῦ, durch zweymaliges *ausgenommen*, oder *ausser uns* (?) zu übersetzen, ist gewiss sprachwidriger, als die Uebersetzung *per illud ex ratione*, welche zwar *ebraisirt* (?), aber eben deswegen um so eher anzunehmen ist, weil der griechische Text des Matthäus aus dem Ebräischen, oder vielmehr Syrischen herkommt." Wenn der Vf. redlich hätte zu Werke gehen wollen, so hätte er bekennen müssen, dass sein barbarisches παρ' ἐκ τοῦ λόγου πορνείας nach der lateinischen Version des Tertullian (a. a. O.) *praeter ex causa adulterii* geformt ist. Unglücklicher weise ist ihm aber hiebey ein gedoppelter Unfall begegnet. Er hat nämlich einmal nicht bemerkt, dass die Tertullianische Version eben so gewiss eine *Ausnahme* bezeichnet, als das römische *praeter crimen adulterii* bey *Lactanz* (*de vero cultu* c. 23.), und dass folglich παρ' ἐκ τοῦ seiner Absicht ganz zuwider mit παρεκτός gleichbedeutend seyn würde. Es ist ihm aber auch ferner aus Unkunde der Sprache nicht beygefallen, dass das hebräische זולתי, und בי אם, oder das syrische ܠܒܪ ܡܢ etwas ganz anderes ist, als das Ungriechische und Unhellenistische παρ' ἐκ τοῦ, vollends in der Bedeutung, die der Vf. den Worten unterzulegen wagte. S. 78.: „in welchem Verse sagt Paulus (1 Kor. VII, 10—17.), dass die christliche Frau, wenn sie von ihren (m) unglaubigen Manne verlassen werde, *wieder heirathen dürfe*, und dass ihre Ehe mit dem Unglaubigen *aufgelöst* sey? Sagte nicht v. 11. Paulus den Eheleuten, dass der Herr befähle, nach geschehener Absonderung *nicht wieder zu heirathen!* Und ist der 15. v. nicht seine Privatmeinung, dass man den unglaubigen Theil, welcher sich trennen will, nicht zurück halten solle, oder könne, weil er nicht an einer solchen Anordnung gebunden wäre." Wie unrichtig Hr. *J.* diese ganze Stelle deute, erhellt aus dem Zusammenhange unläugbar. Wenn der Apostel der Christianerin, die sich *selbst* scheiden würde (ἐὰν χωρισθῇ), gebietet, nicht wieder zu heirathen (μενέτω ἄγαμος), so war dieses eine nothwendige Folge ihrer selbstverschuldeten Trennung, welche Paulus widerräth (v. 16.), und die überhaupt gar nicht würde eingetreten seyn, wenn der Unglaubige seine Gattin entlassen hätte (ἐὰν ἄπιστος ἀπολύεται τὴν γυναῖκα). In diesem Falle würde ihr die zweyte Ehe eben so sehr erlaubt gewesen seyn, als sie Paulus dem verlassenen Unglaubigen stillschweigend zugesteht. Dieses ergiebt sich ohne Widerspruch aus dem 15. v., wo er ausdrücklich sagt, οὐ δεδούλωται. Nun ist aber οὐ δεδούλωται nach einer bekannten *Litotes* eben so viel, als ἐλευθέρωται Röm. VI, 18., oder als ἐλεύθερον εἶναι, καταργεῖσθαι ἀπὸ τοῦ νόμου, ebend. VII, 2 f. Paulus sagt also mit klaren Worten von dem glaubigen Gatten, welchen der Unglaubige verlassen hat, κατήργηται ἀπὸ τοῦ νόμου τοῦ ἀνδρός, ἡ γυναικός: er ist von ihm frey und losgebunden, und kann heirathen, wenn er will. Diese Verordnung versiegelt er mit einem kräftigen διατάσσομαι v. 17., welches sein Gebot von einer blossen Privatmeinung deutlich genug unterscheidet. Diese Bemerkungen mögen hinreichen, unsere Leser zu überzeugen, wie wenig es dem Vf. gelungen sey, seine Thesis zu beweisen.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Theoretisch-praktische Beyträge zur Beförderung mehrerer Pastoralklugheit in öffentlichen Religionsvorträgen.* Von *J. G. Diefenbach*, Pfarrer zu Ostheim, im Hessen-Darmstädtischen. *Erstes* Bändchen. 1804. 234 S. 8. (16 gr.)

Nach der Vorrede sind diese Beyträge „hauptsächlich Kandidaten und noch nicht hinlänglich geübten Predigern"

gern" bestimmt, ohne diejenigen auszunehmen, „die *um* Reinigung und Belebung ihrer eigenen religiösen Gefühle und Ansichten *willen* lesen (welche lesen, ihre eigenen religiösen Gefühle und Ansichten zu reinigen und zu beleben). Rec. zweifelt nicht, dafs es dem Vf. gelingen werde, seine wohlgemeinte Absicht zu erreichen, da er helle *Begriffe* und einen praktischen Sinn mit der nöthigen Erfahrung und einem wohlwollenden, edlen Herzen verbindet, das sich über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen nicht ohne Innigkeit und Wärme ausspricht. Wollte er sich bey diesen Vorzügen künftig noch einer genügenden Gründlichkeit und Präcision der Ideen, einer gröfseren Vollständigkeit in der Bearbeitung einzelner Predigten und Aufsätze, und einer reineren Sprache befleifsigen: so würde ihm die Aufmerksamkeit und der Beyfall des gröfseren homiletischen Publikums gewifs nicht entgehen. Wir dürfen hier bey einer allgemeinen Uebersicht des Inhaltes auch nur in allgemeine Beweise unseres Urtheils eingehen: I. *Religion, nicht Kantische, nicht Fichtische, nicht Myftische* (myst.), *sondern in allen eine und eben dieselbe.* Hr. *D.* verwirft mit Recht die Immoralisten, welche Tugend und Religion trennen, und die hüpfenden ästhetischen Schwärmer, die das Wesen der letzteren in der Anschauung des Ewigen und Heiligen suchen. Ihm ist Religion „das höchste, das unser ganzes Denken und Streben an sich zieht." Der Indifferentismus, mit dem er (S. 17.) ein *höchstes Seyn* und eine *höchste moralische Ordnung* verwechselt, scheint zu beweisen, dafs er seine, im Allgemeinen richtige, Definition der Religion noch nicht ganz begründet hat. II. *Religion als Liebe und Gewissen.* „*Liebe* und *Gewissen* allein verschmähen irdisches Interesse und ziehen beseligend zu *gewissenhafter Liebe* hin (S. 26.)." In diesem Kreise dreht sich die ganze kleine Abhandlung über Begriffe herum, die zwar verwandt, aber nichts weniger, als identisch sind. III. *Reflexionen eines Religiösen über das Unerforschte in ihm; oder Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung aus seinem Gemüthe hervorgehoben.* Eine schöne, sentenzenreiche Rhapsodie. IV. *Welche Gegenstände sind zu öffentlichen Religionsvorträgen geeignet?* „Göttliches Ansehen der Bibel darf auch in öffentlichen Religionsreden nicht übergangen werden. Wir haben hier Menschen vor uns, welche die Bibel eher Gottes Wort nannten, als sie das Göttliche in sich selbst zu bemerken angeleitet wurden (oder angeleitet werden konnten)." Dieser Aufsatz ist einer der wichtigsten in der ganzen Sammlung. V. *Erbsünde*, eine Predigt auf Neujahr. Ein sonderbares Festthema, das auch in der Ausführung, der moralischen Wendungen des Vfs. ungeachtet, den Rec. nicht befriedigt hat. VI. Wie ist der Ausdruck *seligmachender Glaube* auf der Kanzel zu behandeln: eine Predigt über Joh. 3, 16. Treffend, aber unvollständig. VII. *Was die Taufe war, und was sie noch ist für die Religion:* über Mark. 16, 14. Eine zu kurze, aber sonst beyfallswerthe Predigt. VIII. *Was das heilige Abendmal war und noch ist für die Religion.* Predigt und Beichtrede. Wie man die vielen Allegorieen, die sich in der ersten Feyer des Todes Jesu, als eines Bundesopfermales, vereinigten, auf deutliche Begriffe zurückführen soll, ist bey weitem nicht hinreichend dargethan. Mehrere Stellen der Beichtrede hingegen (z. B. S. 109. 113.) würden besser in einer liturgischen Abhandlung ihren Platz gefunden haben. IX. *Religiöse Ansicht der Confirmation:* eine Pfingstpredigt. Die Vorerinnerung über die zweckwidrige Einrichtung dieser Feyerlichkeit in einer bekannten Universitätsstadt hat dem Rec., der in Franken lebt und mit den angedeuteten Definitoren in keiner Verbindung steht, mifsfallen, und scheint, nach den Verhältnissen des Vfs. zu urtheilen, auch nicht einmal der Klugheit gemäfs zu seyn. Aber die Predigt selbst, als Entwurf betrachtet, ist beyfallswerth. X. *Religiöse Ansicht der ehelichen Copulation:* eine Hochzeitpredigt. Die Formeln: „Aeltern, euch schrei't euer *Fleisch* und *Blut*, das von euch ausgegangene Menschenleben an:" und „eine Person zur *andern Hälfte* wählen, zu welcher nicht nur *unser Fleisch*, sondern das ganze Gemüth *hingezogen* wird," sind nicht mit Vorsicht gewählt. XI. *Das Ansehen christlicher Feyertage*, eine Predigt. Der Hauptsatz ist: *Es ist nothwendig, gewisse Tage zu einer religiösen Feyer zu bestimmen; aber zweckloſe Enthaltung von irdischen Geschäften ist keine religiöse Feyer.* Der Vordersatz macht buchstäblich den ersten, und eben so der Nachsatz den zweyten Theil aus. Das Fehlerhafte des zusammengesetzten Thema's und der Partition fällt aber von selbst in die Augen. Wir übergehen die noch übrigen Dispositionen und Casualreden und ermuntern den Vf. unter den obigen Erinnerungen zur Fortsetzung seiner nützlichen Arbeit.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Straubingen*, b. Heigl u. C.: *Obstbüchlein für Baiern.* Herausgegeben von *Gottlieb Wahrmuth.* 1806. 66 S. 8. m. 2 Kpf. (3 gr.) — Eine für den gemeinen Mann nicht unbrauchbare Anweisung zur Obstbaumzucht, worin über den *Anbau der Obstkerne*, oder die Erziehung der Kernwildlinge, *über die Edelschule*, über die gewöhnlichsten *Veredlungsarten*, von dem Okuliren, Kopuliren und Pfropfen, sodann vom *Versetzen der Bäume*, von der *fernern Pflege der in den Obstbaumgarten versetzten Bäume* und von dem *Nutzen der Obstbaumzucht*, das Nöthige kurz und deutlich gesagt wird. — Bey einer etwanigen zweyten Auflage wäre jedoch wegzulassen, was der Vf. S. 6 bey Gelegenheit des Einweichens der Obstkerne vor dem Säen sagt, dafs die Quittenkerne mehrere Tage hindurch in Wasser eingelegt werden und täglich, oder wenigstens alle zwey Tage, frisches Wasser erhalten sollen. (Sie dürfen nicht über 10 Stunden im Wasser liegen, wenn nicht der Keim von der Fäulnifs angegriffen werden, und die Aussaat vergeblich seyn soll). — Uebrigens hat *Bayern* überhaupt fast in allen Theilen der Landwirthschaft und Oekonomie, und besonders auch in der Obstkultur in kurzer Zeit grofse Fortschritte gemacht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Februar 1807.

RECHTSGELAHRTHEIT.

KÖTHEN, b. Aue: *Die Fürſtlich Anhaltiſche erneuerte und verbeſſerte Landes- und Prozeß-Ordnung, nebſt der Geſinde-Ordnung, mit erläuternden Anmerkungen verſehen*, als ein bloſses Privatwerk herausgegeben von *Friedrich George Auguſt Lobethan*, Profeſſor u. Stadtſyndicus zu Zerbſt. 1804. VIII u. 238 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Fürſtl. Anhaltiſche Landes- und Proceſs-Ordnung, von welcher ſeit 1725. keine neue Auflage veranſtaltet worden iſt, hat ſich ſo ſelten gemacht, daſs es allerdings für die dortigen Lande ein Bedürfniſs war, einen neuen Abdruck derſelben zu veranſtalten. Sie iſt überdieſs ein immer noch merkwürdiges Denkmal der ältern deutſchen Geſetzgebung, und verdient wohl allgemeiner bekannt zu werden. Hr. *L.* hat daher durch ſeine Unternehmung ein verdienſtliches Werk geliefert, und ſeinen Anmerkungen kann das Lob nicht abgeſprochen werden, daſs der Vf. mit vielem Fleiſse aus den beſten Schriftſtellern, beſonders der neuern Zeit, zuſammengetragen hat, was gerade den Gegenſtand des Geſetzes betrifft. Wir halten jedoch dafür, daſs er ſeine Arbeit noch weit *brauchbarer* hätte machen können, wenn er dabey eine andere Einrichtung beobachtet hätte. Er hat ſeine Ausgabe mit ziemlich kleinen deutſchen Lettern drucken laſſen, und ſeine Anmerkungen gewöhnlich zwiſchen den Text mit eingeſchoben, die durch keinen andern Druck, ſondern meiſtens nur durch zwey Striche „ von dem letztern unterſchieden ſind. Ein Geſetzbuch wird oft, und bis ins ſpäte Alter gebraucht, für dieſes aber iſt Hn. *L's* Ausgabe nicht mehr zu brauchen, indem der Druck zu ſcharf und zu klein iſt. — Die Anmerkungen hätten lieber entweder unter den Text, oder, wie bey *Hedler (Flores ad Proceſſus ordinationem Anhaltinam ſparſi.* Viteb. 1741. 4.) nach dem Texte eines jeden Titels geſetzt werden ſollen. Der Gebrauch wird ferner beſchwerlich dadurch, daſs die Ueberſchriften der Titel nicht über den Seiten ſtehen, und endlich — was wir für einen Hauptmangel des Werks in Rückſicht auf deſſen äuſsere Oekonomie rechnen — fehlt ein Sachregiſter, ja ſogar das Verzeichniſs der Titel, welches in der Ausgabe von 1666. ſteht und die Ueberſicht erleichtert. — Der Druck der *Lobethan*'ſchen Ausgabe iſt übrigens rein und correct, und das Papier, wenigſtens in des Rec. Exemplare, ſchön, wodurch der Nachtheil der kleinen Lettern einigermaſsen vergütet und das Auge geſchont wird.

In den Anmerkungen findet ſich manches Gute, *aus andern Schriften zuſammengetragen*, und wir zweifeln nicht, daſs ein junger Advocat, der ſeine juriſtiſche Laufbahn erſt anfängt, Belehrung daraus ſchöpfen könne; wiewohl es hin und wieder einer bloſsen Allegation, anſtatt eines weitläuftigen Auszugs, bedurft hätte; aber doch iſt daran auszuſetzen, *daſs ſie die ſpätern Landesgeſetze und die Particular-Rechte der einzelnen Anhaltiſchen Landes-Antheile faſt gar nicht berückſichtigen.* Der Herausg., welcher ſich ſonſt viel mit dem vaterländiſchen Rechte beſchäftigt hat, und auch in einem Poſten ſteht, wo es ihm leicht wird, die ſpätern Verordnungen und Rechte, wenigſtens der Provinz, in welcher er lebt, kennen zu lernen, muſste billig in ſeinen Anmerkungen den Leſer, beſonders den jüngern, für welchen ſie vorzüglich beſtimmt ſind, mit den ſpätern Landtags-Abſchieden, Geſetzen und Verordnungen, wodurch jenes ältere Recht näher beſtimmt und in vielen Stücken abgeändert worden iſt, bekannt machen, da dem Anfänger der Zugang zu den Archiven nicht offen ſteht und Privat-Sammlungen der einzelnen Edicte und Mandate ſelten ſind. Rec., welchem die Verfaſſung des Anhältiſchen nicht unbekannt iſt, und der die ihm gütigſt mitgetheilten Nachrichten eines ehemaligen ſehr würdigen und verehrlichen Anhaltiſchen Staatsdieners zu benutzen Gelegenheit gehabt hat, will im Folgenden einige Zuſätze machen, die hauptſächlich den Zerbſter und Bernburger Landes-Antheil betreffen, und zur genauern Kenntniſs der Rechte dieſer Provinz beytragen können.

I. Die Anhaltiſche *Landes-Ordnung* wurde vom D. *Macau* in Köthen entworfen, von dem Hofrath *Köppe* zu Zerbſt revidirt, und in Köthen auf Koſten der Landſchaft gedruckt, welche dazu aus der Trankſteuer an 200 Rthlr. hergab. In demſelben Jahre publicirte der Fürſt Johannes zu A. Zerbſt eine Kanzley- und Conſiſtorial-Ordnung, welche Fürſt Karl Wilhelm zum Grunde der im Zerbſtiſchen allein geltenden, im J. 1687. promulgirten, Kanzley- und Conſiſtorial-Ordnung gelegt hat. — Bey dem I. Tit. der L. O. waren die *Sabbats-Mandate* anzuführen, mit den Special-Reſcripten, z. B. betreffend das Verkaufen des Fleiſches am Sonntage vor der Hauptpredigt (von 1746.), das Copuliren und Tanzen, mit Ausnahme des groſsen Buſstags und der Charwoche (1776.), das Verbot wegen des Vordrängens und Rangſtreits bey der Beichte und dem Abendmahl (1702.), die *Abſchaffung* des *Exorcismus* bey der Taufe (1775.) und das *Toleranz-Edict* des letzten Fürſten von Anh. Zerbſt

(vom J. 1776.). Auch hätte der Vf. bey dieſem Titel einen ſchicklichen Platz gefunden, von den *Juden*, deren Aufnahme und Rechten, in den Anhaltiſchen Landen zu handeln, wo ſie beſonders unter dem Fürſten Johann Ludwig von Zerbſt ſehr ungern geſehen wurden, bis ſie in den neuern Zeiten ſehr viele Vorrechte erhalten haben. — Beym III. Titel vermiſſen wir einige Nachrichten, die neuern Verbeſſerungen des *Schulweſens* betreffend, wodurch ſich beſonders der Bernburgiſche Landesantheil rühmlichſt auszeichnet. Auch würde man gern etwas über die Verfaſſung und Rechte des von dem jetztregierenden preiswürdigen Fürſten von Deſſau verbeſſerten *Gymnaſiums zu Zerbſt* gehört haben. — Beym IV. Titel hätte erwähnt werden ſollen, in wie weit im Anhaltiſchen den geiſtlichen Capitalien und Gütern eine *geſetzliche ſtillſchweigende Hypothek* zuſtehe. — Zum Tit. VI. gehörte eine Bemerkung über die *Eheverlöbniſſe der Soldaten* ohne Einwilligung des Chefs. Ferner eine Erinnerung über den erforderlichen *Ledigkeits-Eid* bey fremden Perſonen, welche nicht die erforderlichen Zeugniſſe herbeyſchaffen können. Endlich die Mandate wegen der Abfindung der Kinder erſterer Ehe, wenn zur fernerweiten Heirath geſchritten wird (vom J. 1744 u. 1776.). Auch bemerkt Rec. hier beyläufig, daſs im Bernburgiſchen die Geſchlechtsvormundſchaft (durch das Edict v. 30. März 1784.) abgeſchafft worden iſt. — Beym VIII. Titel fügen wir hinzu, daſs im J. 1748. befohlen ward, ein *nach* 181 *Tagen* nach der Hochzeit *gebornes* Kind ſolle für *rechtmäſſig* angeſehen werden, und in einem ſolchen Falle weder Unterſuchung noch Strafe Statt finden. In Betreff der *Schwängerungen* hätte der Vf. noch von der dem Schwängerer obliegenden Bezahlung der Tauf- und Kindbettkoſten, und von dem Falle, wenn der Schwängerer mit der Geſchwächten über die Alimente des Kindes transigiren will, das Nöthige bemerken ſollen. Auch verdiente das neuere Bernburgiſche Geſetz (vom 9. Sept. 1799.) über die Alimentation und Entbindungs- und Taufkoſten (jene zu 12 Rthlr. jährlich bis nach Abfluſs des 15ten Jahres, dieſe zu 5 Rthlr. gleich nach der Niederkunft) einer Erwähnung. — Im IX. Tit. bemerken wir, daſs an die Stelle der Diligenzſcheine die eidliche Beſtärkung des *verlaſſenen Ehegatten* treten kann. Nicht weniger iſt der Fall zu bemerken, was Rechtens ſey, wenn der verlaſſende Theil in der Folge zurückkehrt und pönitirt, der verlaſſene aber zu der Zeit noch unverheyrathet iſt? — Beym XI. Titel hätte erwähnt werden ſollen, in wie fern im Anhaltiſchen das *Wechſelrecht* gilt. Im Zerbſtiſchen hat Fürſt J. Auguſt im J. 1724. das Leipziger Wechſelrecht eingeführt. Neuerdings hat man auch im Köthenſchen, welches vorher oft ein Zufluchtsort für verfolgte Wechſelſchuldner war, das Wechſelrecht aufgenommen. In der 5ten Anmerkung ſind wir mit dem Vf. nicht übereinſtimmender Meinung, ſondern halten dafür, daſs die Landesordnung *ohne Unterſchied im proceſſu executivo dem Kläger die recognitio per teſtes* erlaubt, wenn der Beklagte das Document abſchwören will. Die Anhaltiſche Landesordnung läſst im *proceſſu executivo* die *Zeugen* als *gültige Beſcheinigungsmittel* zu. Aus dieſer Urſache dürfte auch nach gewiſſen Praejudicien, die im Anhaltiſchen vorgekommen ſind, die Meinung anzunehmen ſeyn, daſs um ſo mehr die *Eides-Delation* als ein kürzeres Beweismittel zuläſſig ſey. Rec. hält indeſſen dafür, daſs, da jenes Provincial-Geſetz eine Ausnahme von den gemeinen Rechtsbegriffen iſt, es auch nicht über die Worte des Geſetzgebers ausgelegt werden dürfe. Es wäre zu wünſchen, daſs eine landesherrliche Deciſion den Zweifel entſchiede. S. 35. ſagt der Vf., daſs der Rath zu Coswig einen Theil der Gerichtsbarkeit habe. Das iſt aber ſehr uneigentlich zu verſtehen. Denn der daſige Rath hat nur eine ſehr eingeſchränkte Unter-*Inſpection* in Polizey-Sachen, und hauptſächlich nur mit Brau-Sachen, und mit Erhaltung der Elbwälle zu thun; darf indeſſen auch (cöncurrirend mit dem Amte) Päſſe austheilen, die er einige Groſchen wohlfeiler als jenes giebt. — S. 37. ſagt der Vf., daſs die Geſetze uns gänzlich bey der Frage verlieſsen, ob die Zinſen mit dem Capital im Concurſe zugleich gefordert werden, oder zurückgeſetzt werden ſollen; allein die Anhaltiſchen Geſetze bejahen das erſtere. — Wegen der *Concurskoſten* iſt im J. 1786. d. 12. May reſcribirt worden, daſs die gerichtlichen Koſten für die Einbringen der Gläubiger im Liquidations-*Termine* von den Gläubigern ſelbſt ſofort, und lediglich, *was* die inländiſchen *pia corpora* und *Aeraria publica* anlangt, *ad locatorias usque* aus der Concurs-Maſſe voraus genommen werden ſollen. — Endlich verdiente hier das neuere Bernburgiſche Geſetz über das Concurs-Verfahren vom 13. May 1782. angeführt zu werden. Im Bernburgiſchen iſt auch bey *Subhaſtationen* das Recht des erſten Gebots abgeſchafft worden. — Tit. XIV. Hr. *L.* will die Verordnung wegen des *cenſus emigrationis* auch auf den Fall angewendet haben, wenn jemand anderwärts wohnt, aber Güter im Lande beſitzt und ſie verkauft. Allein bey einem gehäſſigen Rechte, wie das Abzugs-Recht iſt, darf das Geſetz nicht auf einen Fall ausgedehnt werden, von welchem es gar nicht redet. Rec. liefert hier noch einen Beytrag zu den Beyſpielen der *Aufhebung des Abzugs durch Verträge zwiſchen Anh. Zerbſt und andern Ländern:* mit dem *Rathe* zu *Dresden* 1750., mit *Gotha* 1751., mit *Naſſau* 1766., mit den *Erfurtiſchen Landen* 1768., und zwiſchen den *Fürſtl. Aemtern* und der Stadt *Zerbſt* ward der Abzug *per Reſcr.* 1771. aufgehoben. — Zum XV. Tit. fügen wir hinzu: Auf dem Landtage 1687. erhielt die Ritterſchaft auf ihre Gravamina folgende Reſolution: *ad g*) Der geſuchte *lehnsherrliche Conſens* bey *aufzuborgenden Geldern* ſoll nur in dieſen drey Fällen entweder gar abgeſchlagen, oder reſtringirt werden: 1) wenn das Gut auf dem Fall ſteht, 2) wenn es ſchon mit ziemlichen Lehnsſchulden behaftet iſt, und 3) das Anlehn oder Verſchreibung nicht zu Bezahlung der vorigen Lehnsſchulden, noch ſonſten *in utilitatem feudi* erweislich verwendet wird. (Zu Tit. XVI.) Auf dem Landtage 1687. erhielt die Ritterſchaft auch folgende Reſolution: *ad* 8) wird die Lan-

Digitized by Google

Landesordnung wegen der *Lehnsfälle* dahin erläutert, dafs, wenn ein Vafall mit Tode abgeht, deſſen Söhne zwar insgeſammt die Lehn zu muthen ſchuldig ſeyn, jedoch ihnen frey verbleibe, ſolche *in communione* zu beſitzen und einen Lehnträger zu beſtellen, oder ſich darin zu theilen, da denn bey des Lehnsträgers Abſterben die Lehen wiederum zu ſuchen. Theilten ſie ſich aber ſofort nach des Vaters Tode oder binnen Jahr und Tag: ſo wird nur eine Lehnsgebühr abgeſtattet, und alſo, wenn ſie lange Zeit nach ſolcher gemeinſchaftlichen Beleihung zur Theilung ſchreiten und jeder ſein Theil zur Lehn abſonderlich nimmt, ſo erlegt er billig *pro rata* die Lehnsgebühren, und gewinnt anbey, ſo er will, die geſammte Hand an des andern Theile. — Der XXV. Titel hätte dem Vf. Veranlaſſung geben können, etwas von den vielen *Brauer-Ordnungen*, von den Rechten der Brauer, und von den Exemtionen einiger an den Bierzwang nicht gebundener Stände und Perſonen zu ſprechen. Rec. führt aus der Geſchichte dieſes Inſtituts den Umſtand an, dafs der erſte Brauer-Innungs-Brief vom Fürſt Johann vom J. 1375. iſt. — Beym XXVI. Titel fügen wir bey, dafs die Anhaltiſchen Fürſten auf dem Landtage 1689. ſich vorbehalten haben, wegen *Exportirung des Getreides* zu des Landes allgemeinem Beſten dienſame Fürſorge zu tragen. Zu bedauern iſt es aber, dafs in ſolchen Fällen nicht die ſämmtlichen Fürſten von Anhalt eine gemeinſame Mafsregel ergreifen, ſondern ſich einer gegen den andern ſperrt; z. B. dafs Deſſau, wo ein groſser Getreidemarkt wöchentlich gehalten wird, gegen das angränzende Anhalt-Bernburgiſche eine ſtrenge Getreide-Sperre in den jetzigen Zeiten verhängt hat, was ſich gewifs nicht unter die Kategorie *dienſame Fürſorge* für des Landes *allgemeine* Beſte bringen läſst, worüber die *ſämmtlichen* Fürſten im J. 1689. dem Lande Verſicherung thaten. — Im XXIX. Titel hätte man von dem Vf. mehr erwartet, als die Anmerkung: die neuern Polizey-Verfügungen wegen fremder, unbekannter, keinen feſten Wohnſitz und kein beſtimmtes Gewerbe habender Leute, wegen der — Päſſe und Kundſchaften — und der zu machenden Anzeige — — ſind benannt. (?) — Beym XXXVII. Titel bemerkt Rec., dafs im Bernburgiſchen die Gerade und das Heergewette abgeſchafft iſt (Edict vom 25. Oct. 1782.). — Im XL. Titel, von *Injurien*, war anzuführen, dafs die äſtimatoriſche Klage (im Zerbſtiſchen ſeit dem Edict vom 3. Oct. 1724.) nicht mehr Statt findet. — Die letzten Titel endlich hätten durch Anführung manches wichtigen Criminal- und Polizey-Geſetzes, z. B. die Abſchaffung der Tortur (im Bernburgiſchen durch das Edict vom 16. Dec. 1801.), die Feuer- und Rindviehſchäden-Aſſecuranzen u. ſ. w., bereichert werden können.

II. Die *Proceſs-Ordnung*. Wegen pflichtmäſsiger Verwaltung der Juſtiz auf dem Lande erhielt die Ritterſchaft auf dem Landtage 1687. dieſe Reſolution: *ad 25*) Haben die von der Ritterſchaft ihre verliehenen Gerichte mit geſchwornen und tüchtigen Gerichtsverwaltern zu beſtellen, damit der Proceſs-Ordnung, ſo wegen der erſten Inſtanz ſchon genugſame Erläuterung giebt, nachgegangen, und die Kanzley nicht gemüſsigt werde, die Sachen erſter Inſtanz vor ſich zu ziehen oder Commiſſiones darin zu verordnen. Auch verdienen einer auszeichnenden Erwähnung die von dem Fürſten von Anhalt-Bernburg erlaſſenen Edicte zur Verbeſſerung des Juſtizweſens und Abkürzung der Proceſſe, nebſt revidirter Sportel-Taxe von 1770 u. 1776., ſo wie die Abſchaffung der Curialien in den Berichten der Unterbehörden, ingleichen die getroffene Einrichtung, die Juſtizämter jährlich durch *Reviſionsräthe* bereiſen und unterſuchen zu laſſen. — In dem II. Tit., von *Advocaten*, vermiſſen wir eine Anmerkung über die jetzt den Advocaten vorgeſchriebenen *Probe-Arbeiten* (Ausarbeitung eines Rechtsfalles nach erhaltenen Datis durch alle Theile des Proceſſes, bis zum Urthel mit Zweifels- und Entſcheidungsgründen). Ferner ſollte nicht vergeſſen worden ſeyn, dafs im Zerbſtiſchen durch eine Verordnung vom J. 1751. die Advocaten von *geringfügigen Sachen* ausgeſchloſſen ſind, und das Verfahren in dieſen überhaupt ſehr abgekürzt wurde. — Im IV. Titel hätte billig der Vf. bemerken ſollen, dafs nach Einführung des neuen Kalenders per Reſ. vom 13. May 1709. die *Gerichtsferien* vom 22. Jul. (ſtatt des 11ten) bis zum 1. Sept. (ſtatt des 18. Aug.) geſetzt worden ſind. — Das Formular einer Vollmacht, deſſen Tit. VII. gedenkt, hat Rec. in dem vorliegenden Exemplar der P. O. von 1666. ebenfalls nicht. — Zu dem IX. Tit., von *Eidſchwüren*, fügt Rec. die Nachricht von einem merkwürdigen Reſcript des Fürſten Karl Wilhelms d. d. Zerbſt 25. Oct. 1703. bey, wodurch in den Fällen, da nothwendig ein *Perjurium* erfolgen mufs, inſonderheit aber, da eine Vettel dem angegebenen Stupratori das Jurament deferirt (in der Declaration von 1706. heifst es: blofs in ſolchen *delictis*, da beide Perſonen *quae defert et cui defertur juramentum in actu unico et proprium*, als bey der Schwängerung) geſchieht, concurriren), darauf weiter nicht erkannt, ſondern da dieſelbe den Beklagten, der angegebenen Schwängerung halber, mit gar nichts überführen, noch denſelben mit einigen *indictis* graviren könnte, derſelbe alſofort davon abſolviret; andergeſtalt aber und da einige *indicia* — — wider ihn vorhanden wären — nach Befinden entweder der Beklagten das *juramentum purgatorium* ſchwören, oder aber die Klägerin zum *juramento ſuppletorio* zugelaſſen werden ſoll. — Wegen der Verordnung der P. O. Tit. XV., wo es heifst: die Ober-Leuterung ſoll in unſern Regierungen anderer Geſtalt nicht Statt haben, als wenn der Appellation an die Reichsgerichte vorher entſagt wird — verweiſen wir auf den *zweyten* Band der *von Bergiſchen* Rechtsfälle, wo die Rechtmäſsigkeit einer ſolchen Verordnung erörtert wird. — Das, was der Vf. S. 185. von den Fällen, wo die Appellation keine ſuſpenſive Wirkung, den gemeinen Rechten nach, habe, ſo unbedingt ſagt, bedürfte doch noch mancher Beſchränkung. — Ganz mifsfallen hat es uns, dafs der Vf. S. 186. die *unheilbaren Nichtigkeiten* in ſchlechterdings unheilbare und in nur gewiſſermafsen unheilbare eintheilt, und die Nullitätsklage

bey

bey jenen zu jeder Zeit, bey diesen innerhalb 30 Jahren zuläfst; auch unter diese letztern Fälle den rechnet, wenn gegen klare Grundfätze des Rechts, oder aus offenbarem Irrthum gefprochen worden. Was auch, der Geschichte des jüngften Reichsabfchiedes nach, fonft noch unter die Kategorie der unheilbaren Nichtigkeit hat gebracht werden follen (fiehe *Kopp Dec. Caff.* T. I. dec. 118 u. 120.): fo ift doch fo viel gewifs, dafs das promulgirte Gefetz nichts weiter zu den unheilbaren Nichtigkeiten rechnet, als die wefentlichen Mängel in der Perfon des Richters, der Parteyen oder der Verhandlung. — Die Anhaltifche P. O. Tit. XVII. befiehlt, zu Einhaltung der zankfüchtigen Parteyen, dafs derjenige, der den Procefs verliert, zu Erftattung der verurfachten Unkoften verurtheilt, und dafs die Expenfen ohne erhebliche Urfache nicht compenfirt werden follen, infonderheit wenn es fcheint, dafs einer *temere* appellirt oder geleutert u. f. w. Der Vf. will, nach Anleitung diefes Gefetzes, die Verurtheilung in die Koften nicht aus dem Gefichtspunkte des Schaden-Erfatzes, fondern der Strafe der *mala fides* in den Anhaltifchen Landen betrachtet wiffen. Wegen der allgemeinen Vorfchrift der angeführten Stelle, die den unterliegenden Theil in die verurfachten Unkoften überhaupt condemnirt, und weil in der Folge die *temeritas litigandi* (durch das Wort infonderheit) noch befonders angeführt wird, können wir nicht derfelben Meinung feyn.

Durch die vorftehenden Erinnerungen und Zufätze wünfcht Rec. unterrichtete Männer in den Anhaltifchen Provinzen zu ähnlichen Bemühungen zu veranlaffen, durch welche gewifs ein wefentlicher Gewinn für die Wiffenfchaft des deutfchen Privat-Rechts entftehen und den Freunden deffelben ein angenehmer Dienft geleiftet würde.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

STOCKHOLM, b. Nordftröm: *D. Sv. Hedin Utkaft till en Handbok för Brunnsgäfter*, jemte Befkrifning öfver de meft godkände Mineralbrunnar och Badinrättningar i Sverige. *Förfta* Afdelningen, om Medevi. (*Entwurf zu einem Handbuche für Brunnengäfte*, nebft einer Befchreibung der beften Mineralbrunnen und Bade-Einrichtungen in Schweden. *Erfte* Abtheilung, von Medewi.) 1803. 200 S. kl. 8. m. 2 Kpfrn. (1 Rthlr. in R. G.)

Eine gute Abhandlung über die einheimifchen Mineralbrunnen Schwedens war in vielen Hinfichten ein nothwendiges Bedürfnifs. Das *erfte* Kapitel kann als eine Einleitung, zugleich aber auch als ein bedeutender Theil des Werks angefehen werden. Nach einer Ueberficht der chronifchen Krankheiten in allen Lebens-Altern wird hier von den Mineralquellen und den Bade-Einrichtungen im Allgemeinen, und von derfelben Vorzuge vor allen andern Mitteln zur Herftellung der Gefundheit in den benannten Krankheiten und zur Erhaltung eines höhern Alters geredet. Der Vf. widerlegt dabey die allgemeinen Einwürfe gegen jene, und zeigt, dafs feine Landsleute nicht nöthig haben, zu den ausländifchen in Deutfchland, Italien, Frankreich, England u. f. w. feine Zuflucht zu nehmen. Er beruft fich dabey auf *Bergmann's* Abhandlungen und auf die Beyfpiele der vielen im Lande Genefenen. — Das *zweyte* Kap. ftellt den Gefundbrunnen zu Medewi feit 125 Jahren überhaupt mit deffen nun für die Gefundheit und die Bequemlichkeit verbefferten Einrichtungen dar. — Das *dritte* Kap. liefert eine kurze Befchreibung der chronifchen Krankheiten, für welche fich der genannte Gefundheitsbrunnen am wirkfamften beweifet. — Das *vierte* Kap. fchreibt die Lebensordnung im Allgemeinen vor, und fetzt dabey die befte Zeit für eine Brunnenkur aus. Hier wird auch zugleich die Lebensart nebft den Vergnügungen und Zerftreuungen bey Medewi gefchildert. Schon in den römifch-katholifchen Zeiten waren diefe Quellen berühmt; allein die Mönche gaben fie für religiös-wunderthätig aus, und trieben damit Aberglauben. Als fie dann nach der Glaubens-Verbefferung ausziehen mufsten: fo fuchten fie die Quellen mit Hölzern, Reifern und Steinen zu verftopfen, daher fie ganz aufser dem Gebrauche kamen, bis man fie gegen den Schlufs des Jahres 1675. wieder in Gang brachte. Der damalige Eigenthümer, Freyherr *Guftaf Soop*, liefs fie durch den berühmten Arzt *Urban Hjärne* unterfuchen, und am 25. Jul. 1678. feyerlich einweihen. Der Ort bekam hernach die dazu gehörigen Gebäude, und von der Königin Hedwig Eleonora feine Gerechtfame und ein Lazareth. Da das letzte nach und nach fehr verfallen ift: fo hat der Vf. auf eine gewifs fehr edelmüthige Weife den Belauf von 700 Exemplaren feiner Schrift zu deffen Herftellung beftimmt. Obgleich hinterher mehrere Gefundheitsbrunnen aushndig gemacht worden: fo hat doch Medewi ftets den Vorzug behalten, fo dafs wohl hie und da auf 200 Standes- und 400 andere Perfonen, felbft auch Ausländer, das Waffer benutzt haben. Aufser der älteften Quelle, *Hochbrunnen* genannt, giebt es noch zwey andere, welche den Namen *Guftaf Adolph* und *Wachtmeifter* tragen. Unter den verfchiedenen Krankheiten, wogegen Medewi wirkfam ift, müffen üble Verdauung des Magens, Hämorrhoiden, Schwermuth, Hypochondrie, Nervenfchwäche, Unfruchtbarkeit, Nierenftein, Kolik, Lähmungen, Rheumatismen und die Gicht genannt werden. Die befte Zeit für die Brunnenkur fällt zwifchen den 10ten Jun. bis 10ten Auguft. Vorher ift die Luft oft zu kalt, und hernach zu qualmig. Von den beiden Kupferftichen liefert der *erfte* einen Grundrifs über den Brunnen, und der *zweyte* fchöne Ausfichten auf die umliegenden Gegenden. — Eine Fortfetzung diefer, in vieler Abficht nützlichen, Arbeit ift uns noch nicht zugekommen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. Februar 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PESTH, b. Trattner: *Unterſuchungen über Leidenſchaften und Gemüthsaffecten, als Urſachen und Heilmittel der Krankheiten.* Von *Mich. Lenhoſſek*, Doct. der Heilkunde, Phyſicus der Graner Geſpannſchaft u. ſ. w. 1804. XIV und 379 S. 8. (2 Fl.)

Der Einfluſs der Leidenſchaften und überhaupt der Gemüthszuſtände auf den Körper, dieſer für einen philoſophiſchen Arzt ſo wichtige Gegenſtand der Anthropologie, iſt zwar von einigen Philoſophen und philoſophiſchen Aerzten auf mannichfaltige Art bearbeitet, aber noch nicht erſchöpft, und wie Rec. glaubt, nicht von allen Seiten gehörig beſtimmt und beleuchtet worden. Wer ſich an dieſe Arbeit wagt, muſs auſser richtigen pſychologiſchen Einſichten, eine gründliche Kenntniſs des menſchlichen Organismus haben, und frey von Vorurtheilen und leeren Hypotheſen, von richtigen philoſophiſchen Grundſätzen geleitet, ſich an die Erfahrung halten, fremde Beobachtungen und Angaben zu beurtheilen, und ſie zu würdigen wiſſen. Auch glaube er nicht, jede pſychologiſche Erſcheinung durch die Annahme eines Seelenorgans, Nervenkraft u. ſ. w. erklären zu können oder zu müſſen: ſondern befolge die Methode, welche man in den Naturwiſſenſchaften, und bey der Aufſuchung und Feſtſetzung der übrigen Naturgeſetze zu beobachten pflegt, indem man nämlich von richtigen philoſophiſchen Principien über die Natur ausgeht, nach ihnen in die Erſcheinungen einen nothwendigen Zuſammenhang zu bringen, und das Mannichfaltige auf Einheit zurückzuführen ſucht. Wie weit der Vf. dieſen Forderungen Genüge geleiſtet hat, wird aus der folgenden Anzeige ſeiner Schrift erhellen. — Das Ganze zerfällt in *zwey* Abtheilungen: *erſte* Abtheilung: *Unterſuchungen über Leidenſchaften und Gemüthsaffecte überhaupt. Erſter* Abſchnitt: *Einiges über den thieriſchen Organismus der Menſchen.* Er ſieht „das Univerſum dieſes Weltraums als ein allgemeines Organon an, welches nach unveränderlichen Geſetzen der Natur in ſeiner Ordnung und Totalität erhalten werde," entlehnt aus *Schelling* und *Röſchlaub* einige Idee über den Organismus und deſſen Verhältniſs zur äuſsern Natur, zählt die bekannten erregenden Potenzen auf, kommt endlich auf die Seelenreize, die Gemüthsaffecte und Leidenſchaften; lenkt dann wieder ein, um manches über Geſundheit und Krankheit, Hyperſthenie und Aſthenie zu ſagen, welches für die Nichtärzte unvollſtändig, für die Aerzte aber, wie es Rec. ſcheint, nicht ganz befriedigend iſt. *Zweyter* Abſchnitt: *Phyſiologiſche Betrachtungen über Leidenſchaften und Gemüthsaffecte.* Hier ſpricht der Vf. von geiſtigen Trieben, Geiſtesfähigkeiten, vom Gehirn als Organ unſerer Geiſtesverrichtungen, von Nerven, vom Gedächtniſs und von der Erinnerung; bey dieſem Gegenſtand verweilt er länger, und ſtellt zuletzt das Reſultat auf, daſs unſere Ideen, auch die abſtracteſten, ihren Urſprung alle von den Eindrücken, welche wir durch unſere äuſsern Sinne erhalten, nehmen; beruft ſich dabey auf Ariſtoteles, Locke, Garve und Weickard. Auch behauptet er: Geiſteskraft, Verſtand und Denkkraft ſeyn urſprünglich bloſse Empfänglichkeit (Incitabilität) für *die Ideen äuſserer Gegenſtände.* (Nach dieſer Aeuſserung, welche zu widerlegen und zu berichtigen der Raum dieſer Blätter nicht erlaubt, ſcheint der Vf. mit den ältern und neuern Unterſuchungen über das Vorſtellungs- und Erkenntniſsvermögen zu wenig bekannt zu ſeyn.) — — Dann kommt er auf das *Gefühl*, welches die Perceptions-, Imaginations- und Gedächtniſs-*Ideen* in uns hervorbringen, und das bald Schmerz, bald Vergnügen genannt wird, je nachdem es uns angenehm oder unangenehm afficire. (Alſo das Gefühl afficirt uns angenehm oder unangenehm? — Gefühl iſt Bewuſstſeyn unſers jedesmaligen angenehmen, unangenehmen, oder gleichgültigen Zuſtandes. — Und darnach werden die Gefühle in angenehme, unangenehme u. ſ. w. eingetheilt.) — Den Willen definirt er, als Regung das was uns angenehm und zuträglich iſt, zu verſchaffen, — (Verlangen) und im Gegentheil das was uns unangenehm und nachtheilig ſcheint, von uns abzuwenden — (Abſcheu). Leidenſchaft oder Gemüthsaffect ſey jener Gemüthszuſtand, wenn die Wirkung der angenehmen oder unangenehmen Ideen zu heftig iſt, und der Wille aufhört frey zu wirken. — Eintheilung der Leidenſchaften, Sprache der Leidenſchaften, — Charakter eines Menſchen. — Umſtände, welche darauf einen Einfluſs haben. — *Dritter* Abſchnitt: *Einiges über den Urſprung, und über die moraliſchen und politiſchen Wirkungen der Affecte und Leidenſchaften.* Der Vf. preiſt den glücklichen Zuſtand des im Stande der ungekünſtelten Natur lebenden Menſchen, und ſchildert den Zuſtand der Natur als etwas wirkliches, erwähnt der Uebel, welche in der Geſellſchaft entſtehen, wendet ſich dann zur Erörterung des Urſprungs der Affecte und Leidenſchaften, die er in angeborne, ererbte, und erhaltene eintheilt. — Die Quelle des Schmerzens ſcheine ihm der Trieb der Selbſterhaltung zu ſeyn. Das zweyte Naturgeſetz, wel-

welches ſich ebenfalls auf die Selbſtliebe gründe, habe die Natur in unſere Nerven gelegt, (der Vf. giebt nirgends an, wie er zu dieſer Entdeckung gekommen iſt —) und dieſs ſey das Geſetz der Mitleidenſchaft. — Auch das *Moralprincip* der Nächſtenliebe ſey eine angeborne Eigenſchaft unſers Gemüths. — Die Mitleidenſchaft ſey ſogar den Thieren angeboren. Zum Beweiſe wird die Treue und Anhänglichkeit der Hunde angeführt, wobey er ſich auf den Hund des Königs Lyſimachias beruft, der ſich mit der Leiche ſeines in der Schlacht gebliebenen Herrn habe verbrennen laſſen. — Die Grundurſachen der angebornen Leidenſchaften und Gemüthsaffecte ſind nach dem Vf. unſere natürlichen Triebe, und die Selbſtliebe; die in Eigenliebe ausgeartete Selbſtliebe ſey hingegen die gewöhnlichſte Quelle unſerer übermäſsigen Begierden. — Der Nutzen der Leidenſchaften; — nachtheilige Folgen überſpannter Leidenſchaften und Gemüthsaffecte. — *Vierter* Abſchnitt: *Von den phyſiſchen Wirkungen der Leidenſchaften und Gemüthsaffecte.* Dafs die Affecten und Leidenſchaften unter die mächtigſten Potenzen, welche auf unſere Erregbarkeit wirken, gehören, ſey bereits von vielen Gelehrten hinlänglich dargethan worden. Er führt deren einige an, hätte ſich aber auch auf *Falconer*, *Scheidemantel*, *Hoffmann*, *Tiſſot* u. ſ. w. beziehen können. — Man findet hier das Bekannte über die Wirkungen der Leidenſchaften und Affecte, welche der Vf. in deprimirende und excitirende eintheilt, und nach der *Browniſchen* Anſicht des Organismus zuſammenſtellt, ob er gleich auch anzunehmen ſcheint, dafs ſie bisweilen als *eindringende* Potenzen auf den menſchlichen Organismus wirken. — Leidenſchaften und Affecte, welche von angenehmen Empfindungen begleitet werden, ſeyen *ſtheniſch*, Erregung verſtärkende; jene die in der Geſellſchaft unangenehmer Empfindungen auftreten, *aſtheniſch*. (Schreck und Zorn ſind von unangenehmen Empfindungen begleitet, und doch erregen ſie bisweilen ſehr ſtark, und erhöhen die Muſkelkraft. —) Nun kommt der Vf. auf die beſondern Gemüthsregungen verſchiedener Subjecte, und führt die Urſachen an, warum die meiſten Menſchen einer oder der andern Leidenſchaft und Affecte vorzüglich unterworfen ſind. — Am Schluſſe dieſes Abſchnittes ſpricht er von phyſiſchen und moraliſchen Mitteln, welche den übermäſsigen Gemüthsbewegungen, und ihren in dem thieriſchen Organismus des Menſchen hervorgebrachten Wirkungen und krankhaften Veränderungen entgegen geſetzt werden ſollen. Er bringt einige ganz richtige Vorſchläge der moraliſchen Behandlung ſolcher Seelenkranken vor. Was aber von phyſiſchen Mitteln gegen den ſchwächlichen Zuſtand des Geiſtes und des Leibes aus *Weickard* angeführt wird, iſt unbefriedigend, und der Gegenſtand hätte eine genauere Erörterung verdient. — *Zweyte* Abtheilung. *Unterſuchungen über Leidenſchaften und Gemüthsaffecte insbeſondere. Kurzer Vorbericht.* Der Vf. ſagt: Ideen, welche unſer Seelenorgan durch die äuſsern Sinne, oder durch die Imagination und Erinnerung erhält, wirken auf unſer Gefühl und Begehrungsvermögen. (Er beſtimmt nirgends, was er unter Seelenorgan verſteht. — Die Behauptung, dafs wir Ideen [richtiger Vorſtellungen] durch äuſsere Sinne erhalten, iſt irrig. Nur der Stoff gleichſam zu äuſsern ſinnlichen Vorſtellungen wird uns durch die Sinne geliefert. Die Vorſtellungen ſelbſt exiſtiren nicht auſser dem Vorſtellungsvermögen, können ihm alſo auch nicht von auſsen gegeben werden.) „Die angenehmen Empfindungen regen das Begehrungsvermögen zur Beſtrebung. — Wirkt das Beſtreben unſers Begehrungsvermögens ſo ſtark, dafs auch unſer *Wille* erwacht, und in Thätigkeit geſetzt wird, ſo werden ſogleich jene Organe in Bewegung geſetzt, welche dieſem unterworfen ſind, — es folgen alſo verſchiedene Muſkelbewegungen. (Muſs ſich denn jede Willensäuſserung durch Bewegung der Muſkeln ankündigen? — Der Vf. nimmt ein eigenes Empfindungsorgan an, aber was es iſt, und wo man es zu ſuchen hat, erklärt er nirgends.) Die *phyſiſchen* und idealen Eindrücke bringen die Empfindung des Angenehmen oder Unangenehmen (des Vergnügens und Schmerzes) in unſerm Gemeingefühle (*ſenſorium commune*) hervor, — (Das Gemeingefühl Conaſthetia der Neuern, iſt nicht das was man ſonſt unter dem *ſenſorium commune* verſtehet) nachdem unſer Bewuſstſeyn ſo modificirt wird, um über das *Nützliche* oder *Schädliche* gegenwärtiger Eindrücke urtheilen zu können. (Bewuſstſeyn als ſolches urtheilt darüber nicht.) — Verlangen und Abſcheu, erſteres durch angenehme, der letztere durch unangenehme Gefühle erzeugt, bringen verſchiedene Affecte und Leidenſchaften hervor, je nachdem unſer Gefühl- und Begehrungsvermögen verſchieden afficirt wird. Das Vergnügen, welches durch vergangene oder gegenwärtige angenehme Empfindungen in unſerm Bewuſstſeyn (vorher hiefs es §. 120. in unſerm Seelenorgan) hervorgebracht wird (es mag nun auf verſchaffte angenehme oder auf entfernte unangenehme Eindrücke folgen) heifse in mäſsigerm Grade Zufriedenheit. Steigt dieſer Gemüthszuſtand aber bis zum Affect: ſo werde er Freude genannt; dieſe erhalte wieder, vermöge ihrer Heftigkeit und ihrer verſchiedenen Objecte, verſchiedene Benennungen. — Ein anderes Vergnügen welches uns angenehme Gefühle verurſache, die wir uns erſt in der Zukunft verſprechen, nenne man Hoffnung. Er zählt folgende Arten der Freude auf: die Ueberraſchung, die beglückte Liebe, die Freundſchaft, das Ehrgefühl, den Hochmuth, den Stolz u. ſ. w. — Zu den Arten der Hoffnung gehören nach ihm: der Muth, das Vertrauen, der Enthuſiasmus u. ſ. f. Die durch gegenwärtigen oder bereits erlittenen Schmerz erzeugte Gemüthsregung heifse Traurigkeit; dieſe Seelenkrankheit (denn ſo nennt er ſie) habe nach Heftigkeit der Empfindung, und Verſchiedenheit ihrer Gegenſtände verſchiedene Benennungen, als: Mitleid, Unzufriedenheit, Schrekken, Betrübnifs, Kränkung, unglückliche Liebe, Neid, Verzweifelung. Als Arten der Furcht giebt er an, die Angſt, den Kummer, die Schamhaftigkeit, den Geitz, die Eiferſucht; — endlich kommt er auf den

Digitized by Google

den Zorn und seine Arten, als: Aerger, Verdruſs, Haſs, *Indignation*, Rachſucht u. ſ. w. — In folgenden fünf Abſchnitten handelt er die einzelnen Affecte und Leidenſchaften weitläuftig ab, beſchreibt jede derſelben umſtändlich, führt manche ihrer Nuancen, ihre pathognomiſchen Zeichen und Wirkungen an; belegt die letztern mit Beyſpielen und Geſchichtserzählungen, die er freylich nicht immer aus den erſten Quellen ſchöpft, und vielleicht auch nicht genug kritiſch geſichtet hat. Die Materialien ſind ziemlich gut zuſammengetragen und geordnet. Rec. fände bey den einzelnen Affecten und Leidenſchaften noch manches zu erinnern, wenn er nicht weitläuftig zu werden beſorgen müſste. — Uebrigens muſs er dem Stil und der Darſtellungsgabe des Vfs. Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

PHILOSOPHIE.

Braunschweig, b. Vieweg: *Die Fehler der Philoſophie, mit ihren Urſachen und Heilmitteln*, dargeſtellt *von Georg Wilhelm Block*. 1804. 160 S. 8. (12 gr.)

Dieſes Buch iſt als Vorläufer einer neuen philoſophiſchen Elementarlehre anzuſehen, welche der Vf. nächſtens herausgeben, und durch die er allen bisherigen Gebrechen der Philoſophie abhelfen wollte, die wir aber bis jetzt vergebens erwartet haben. Wahrſcheinlich hat dieſe Ankündigung in unſern ſyſtemreichen Zeiten wenig Aufmerkſamkeit erregt, wie der Vf. ſelbſt ganz richtig ahndete. Gleich anfangs fällt es auf, daſs in dem ganzen Buche nur vom *Kantiſchen Syſteme geredet* wird, die Nachfolger dieſes Syſtemes aber *gänzlich mit Stillſchweigen* übergangen werden. Rec. war, ungeachtet der Jahrszahl, ſo zu Muthe, als läſe er ein vor zehn Jahren geſchriebnes Werk. Wer aber jetzt ein philoſophiſches Syſtem aufzuſtellen denkt, ungewarnt durch die in Trümmer geſunknen Gebäude ſeiner Vorgänger; der muſs mit einer allgemein umfaſſenden Kenntniſs aller frühern Producte und Beſtrebungen, eine nicht gewöhnliche Kraft und Beharrlichkeit des Geiſtes verbinden. Er bedarf nicht allein, wie es S. 147. heiſst, *Scharfſinn*, der faſt keinem der neuern deutſchen Philoſophen mangelte, ſondern auch *Tiefſinn*, der ſich von einer bloſsen Analyſe und Gedankenſplitterung unterſcheidet, und unverrückt das groſse Ziel ſeines Beſtrebens im Auge hält. Ob dieſer Tiefſinn ein Eigenthum des Vfs. ſey, wenn ihm auch nach S. 149. „der mathematiſche Geiſt ſeines erhabnen Lehrers *Käſtner*" mitgetheilt iſt, wagt Rec. nicht zu entſcheiden.

Das *Kantiſche* Syſtem iſt in ſeinem Werthe und in ſeinen Fehlern, in dem darin niedergelegten Geiſt, und in dem Miſslingen der vollkommenen Auflöſung mancher philoſophiſchen Aufgaben zu vielſeitig gewürdiget worden, als daſs die Dinge, welche der *Vf.* dagegen vorträgt, einem mit der neueren philoſophiſchen Geſchichte irgend vertrauten Manne neu vorkommen könnten. Indeſſen iſt auch oft das Alte nicht genug beherziget und bedarf einer öftern Darſtellung und Wiederholung. So iſt es z. B. gewiſs allgemein anerkannt und richtig, was der Vf. S. 5. ſagt: daſs *Willkürlichkeit der Vorausſetzungen und Unrichtigkeit der Folgerungen* die allgemeinen Hauptquellen philoſophiſcher Irrthümer wären, und daſs man dieſe beiden Hauptfehler wegen der Mangelhaftigkeit und Unbeſtimmtheit der Sprache in Beziehung der Begriffe und Gedanken oft nicht bemerke. Aber faſt möchte es ſcheinen, als habe der Vf. ſelbſt die Unbeſtimmtheit der Sprache nicht vermieden, wenn er S. 2. ſagt: „das Allgemeine, Ueberſinnliche, Unbedingte, zu finden, iſt das Ziel alles Philoſophirens." Dieſe drey Worte, welche hier wohl als Synonyma gebraucht ſind, geben in dieſem ſynonymen Sinn zu mancherley Irrthümern Anlaſs. Das Allgemeine iſt kein Unbedingtes, ſondern vielmehr als Allgemeines durch die Beſonderheiten bedingt, deſſen Allgemeines es iſt. Es giebt kein *Allgemeines* ohne ein *Beſondres*, und umgekehrt. Die Täuſchung, daſs man das Allgemeine mit dem Unbedingten verwechſelt, und dann, weil es das Beſondre unter ſich befaſst, das Beſondre aus dem Allgemeinen deducirt oder conſtruirt, hat eben zur Entſtehung ſo mancher unhaltbaren Syſteme Gelegenheit gegeben. Das Unbedingte muſs ferner allerdings etwas Ueberſinnliches ſeyn, weil alles Sinnliche bedingt iſt; aber das Allgemeine kann ein ſinnliches Prädikat ſeyn, welches mehreren einzelnen Gegenſtänden gemein iſt.

Rec. will kurz die Hauptgedanken des Vfs. hervorheben. Der Entſtehungsgrund der Erkenntniſs liegt weder bloſs in ſinnlicher Wahrnehmung, noch bloſs in thätiger Denkkraft. Die Materie iſt empiriſch gegeben und auf Erfahrung gegründet, die Form aber ſetzt wenigſtens dieſelbe als Bedingung voraus. Dem *Urſprunge* nach gründen ſich die Erkenntniſſe auf Erfahrung, der Gewiſsheit nach ſind ſie unabhängig von ihr. Erfahrung und Vernunft ſind keine an ſich ſelbſt verſchiedne Quellen der Erkenntniſs, ſondern nur vereinigt wirkende Urſachen derſelben. (Gilt dieſs auch von den höchſten Ideen, *Gott*, *Freyheit* und *Unſterblichkeit*, zu deren Erkenntniſs, nach *Kant*, die Metaphyſik führen ſoll?) Die Erſcheinungen oder ſinnlichen Gegenſtände ſind keineswegs bloſse Vorſtellungen in uns, eben ſo wenig, als Dinge an ſich ſelbſt. Raum und Zeit ſind weder etwas Reales oder Wirkliches an ſich, noch etwas bloſs Ideales. Die *Vorſtellungen* von denſelben ſind ſubjective Formen der ſinnlichen Vorſtellung, aber *Raum* und *Zeit ſelbſt* ſind Formen und Verhältniſſe der Gegenſtände. Die Unterſcheidung zwiſchen dem denkenden Subjecte und den äuſsern Objecten ward vernachläſſigt. (Von dieſer Unterſcheidung dünkt uns, ſey alle Philoſophie ausgegangen.) Ein formales und materiales Princip ſind gleich nothwendig zur Begründung der Sittenlehre. Die Prüfung, Beurtheilung und Beſtätigung der Pflicht erfordert ein formales Princip; die Erfindung, Erkenntniſs und Herleitung aber ein *materiales*. Man irrt, wenn man die Tugend von *ſinnlichem* Intereſſe abhängig macht, und

wenn

Digitized by Google

wenn man sie von *allem* schlechthin losmacht. Ein unbedingt gebotner, durch Vernunft nothwendiger Zweck und Gegenstand des Willens, der in der persönlichen Beschaffenheit des vernünftigen Wesens liegt, ist die Quelle der Verbindlichkeit, und also ein rein vernünftiges Interesse der Bestimmungsgrund des tugendhaften Willens. Der Wille kann nicht ohne alle wirkende oder veranlassende fremde Ursachen handeln, aber er bestimmt den Einfluss derselben selbstthätig. Jenes ist Naturordnung, dieses Freyheit, und beide vollkommen wohl zu vereinigen.

Diese Gedanken werden von dem Vf. auf das *Kantische* System angewandt, wogegen sich indess von den Freunden dieses Systems mancherley Erinnerungen machen liessen. Hierauf kommt der Vf. zur Nachricht von einem Versuche, den er vor vierzehn Jahren in seinen *Prolegomenen zur Philosophie* gemacht hat, die wichtigsten Fehler der bisherigen Philosophie zu verbessern. Aber, sagt er, „ob man mit seinen Gedanken Eingang und Beyfall findet, das hängt vom Glücke und von Verbindungen ab." Ein Recensent in der A. L. Z. beurtheilte vor vierzehn Jahren sein Werk nicht zum günstigsten, da doch die Kantische Philosophie öfter gelobt wurde. Hr. *B.* nimmt sich die Mühe, noch jetzt diesen Rec. zu widerlegen. Eben so sehr beschwert er sich über einen spätern Rec. seiner Preisschrift: *über den Ursprung der menschlichen Erkenntniß*, welche im Jahre 1801. mit derjenigen von *Bendavid* zugleich von der Berliner Akademie herausgegeben wurde. Vielleicht beschwert er sich auch einst über die gegenwärtige Anzeige seiner Schrift. Wir können ihm in seinen Beschwerden nicht folgen, die übrigens gegen jedes kritische literarische Institut in der Ordnung seyn müssen, da Recensenten ihre eignen Augen haben und nicht grade die des Vfs. Uebrigens irrt Hr. B. wenn er den Einfluss der in Literaturzeitungen gefällten Urtheile für so ungeheuer hält, dass er z. B. die allgemeine Verbreitung der *Kantischen* Philosophie *lediglich* der A. L. Z. zuschreibt. Die A. L. Z. hat allerdings das Verdienst, die Aufmerksamkeit Deutschlands geweckt zu haben; aber ohne den grossen spekulativen Geist *Kants*, der aus seinem Systeme sprach, wäre die Wirkung gewiss sehr geringe gewesen. Seinem eignen Geiste es empfehlend, wollen wir daher über Hn. *Bs.* Werk nichts weiter hinzufügen, und ihm weder ein Schicksal weissagen noch vorbereiten.

Schnekenberg, in d. neuen Verlagshandl.: *Anfangsgründe der Pfychologie für Anfänger* (dieser Wissenschaft?) (ohne Jahrzahl, 1804.) 160 S. 8. (12 gr.)

Schon der Umstand, dass auf dem Titel keine Jahrzahl angegeben ist, ist auffallend. Rec. läugnet daher nicht, dass ihn der, zwar nicht lange, aber doch weitschweifige und noch dazu schielend gefasste Titel gegen das Buch misstrauisch machte. Er konnte sich des Verdachts nicht erwehren, dass ein altes verlegnes Buch, unter einem neuen, von dem Verleger selbst verfertigten, Titel zum zweyten male sein Glück im Publikum versuchen solle. Wenigstens möchte er Zehn gegen Eins wetten, dass das Buch ein vor mehr als dreissig Jahren nachgeschriebenes Collegienheft, oder doch aus einem solchen zusammengestoppelt ist. Alle S. 9. und sonst angeführte Schriftsteller waren schon vor dreyssig Jahren bekannt; *Herder* und *Garve* sind die neusten. Dies zum Beweise des Alters des Buchs. Dass aber dasselbe entweder ein Collegienheft, oder aus demselben genommen ist, beweiset die Sprache, die ganz so ist, wie man sie noch vor dreyssig bis vierzig Jahren in Collegien hörte, z. B. S. 9. heisst es: „die Pfychologie theilt man in *empyricam* (sic!) und *rationalem*, oder in die historische und die räsonnirte ein." S. 34. ist die Rede von einem „gewissen" *de la Forge* und von *Mr. de la Peyronie*. Die auffallenden Fehler in einzelnen Wörtern beweisen, dass das Heft entweder von einem unwissenden Studenten zusammengeschrieben, oder von einem eben so unwissenden Stümper umgearbeitet ist. S. 15. z. B. liest man *nepum* für *nexum*. S. 14. kommt der berühmte *Bock* vor, in den *Locke* hier verwandelt ist. Von dem jetzt angeführten kann man auf das ganze Buch schliessen, ohne ihm im mindesten zu nahe zu treten. Rec. hält es daher für überflüssig, mehr zur Warnung vor demselben hinzuzufügen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*, b. Steinacker: *Aeskulap auf der Wagschaale.* 1805. 70 S. 8. (8 gr.) — Ein Jüngling von gutem Kopf, mit geradem Sinn und rechtlicher Denkungsart hat den Umfang der Kenntnisse und Künste, die das Leben der Menschen erhalten sollen, messen gelernt. Wie anders, als dass ein solcher die Mängel der Kunst und die Fehler der Künstler einsehe und sich dadurch gedrückt fühle! Wer mag es ihm verdenken, wenn er, voll regen Eifers für das Wohl der Menschen und für die Ehre seiner Kunst, der letztern mehr Sicherheit wünscht, und voll Unwillen die Gebrechen der gemeinen Ausübung aufdeckt! Der Vf. scheint ein solcher Jüngling zu seyn. Man verkennt nicht in dieser kleinen Schrift die redliche Absicht, das aufrichtige Streben nach dem Bessern; aber man vermisst Zusammenhang, Reife des Urtheils, anständige Schreibart und gründliche Kenntnisse. Klagen über die unrechtmässigen Eingriffe der Physik und Chemie in die Medicin, über die Misbräuche, die die Einführung der Philosophie veranlasst, machen es noch nicht aus. Man muss auch die Gränzen der Anwendung dieser Kenntnisse zeigen, wenn man gründlich belehren will. Das letztere thut aber der Vf. nicht. Er zählt die Fehler auf, die bey der Verordnung der Arzneyen begangen werden, ohne bestimmte Vorschläge zur Besserung zu thun. Jene Fehler und Gebrechen kannten wir längst; was ist uns mit wiederholten Klagen darüber geholfen?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. Februar 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

EDINBURG u. LONDON, b. Conſtable u. Longmann: *An Inquiry into the nature and origin of Public Wealth and into the means and cauſes of its increaſe. By the Earl of Lauderdale.* 1804. 483 S. gr. 8.

Der Zweck dieſer Schrift iſt, die Theorie des National-Reichthums, welche *Adam Smith* aufgeſtellt hat, über den Haufen zu werfen und dagegen neue und ſolidere Principien aufzuſtellen. Sie hat deshalb ein ganz polemiſches Anſehen gewonnen, und der Ton, in welchem der Vf. ſeinen mit Recht ſo berühmt gewordenen Landsmann behandelt, iſt ſo bitter und oft ſo unhöflich, daſs man in der That leicht auf den Gedanken gebracht wird, daſs mehr Parteyſucht und Neid über das groſse Anſehen von *Smith*, als Liebe zur Wahrheit die Feder des Hn. *Laud.* geleitet hat. Wenn man mit *Smith's* Sätzen genau bekannt iſt: ſo wird bald erſichtlich, daſs das Schlimme, was der Vf. an *Smith* tadelt, meiſtens auf falſchen Darſtellungen und Verdrehungen des Sinnes ſeiner Sätze beruht, und daſs das Wahre, was er vorbringt, nichts anders iſt, als was *Smith* weit beſſer geſagt hat. Das Ganze iſt das Werk eines Sophiſten, deſſen Scharfſinn man nicht verkennen kann, der hin und wieder Wahrheiten ſagt, und gute Bemerkungen macht; deſſen Vortrag aber durch die Tadelſucht, welche ſich bis auf die unbedeutendſten Kleinigkeiten ſeines Gegners erſtreckt, durch die weitſchweifigen polemiſchen Tiraden und durch den trockenen Vortrag ſo widerlich wird, daſs man die Lectüre des Werks mit Verdruſs verläſst, ob man gleich durch die vielfältigen guten Gedanken darin, gehalten wird, ſie zu vollenden. Wegen dieſer Eigenſchaften verdient das Werk zwar keine deutſche Ueberſetzung; allein es iſt doch der Mühe werth, unſre Leſer mit dem Inhalte deſſelben bekannt zu machen, und theils das Gute und Neue, was darin vorkömmt, auszuheben, theils die ſcheinbaren Sophismen darin in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen, zumal, da auch ſchon einige deutſche Schriftſteller verleitet worden ſind, auf die Einwürfe, welche darin gegen *Smith* gemacht werden, ein gröſseres Gewicht zu legen, als ſie verdienen.

Die drey Grund-Irrthümer, welche der Vf. in der National-Oekonomie findet, und deren Schädlichkeit insbeſondere durch *Smith* verbreitet ſeyn ſoll, ſind 1) die Behauptung, daſs Arbeit ein richtiger Maſsſtab des Werths der Dinge ſey; 2) die Vermiſchung und Verfälſchung der Begriffe des National-Wohlſtandes und des Privatreichthums (*Public Wealth* und *private riches*); und endlich 3) die Behauptung, daſs Sparſamkeit eine Quelle der Vermehrung des National-Reichthums ſey. Um dieſe Irrthümer zu berichtigen und die wahren Grundſätze dagegen aufzuſtellen, handelt er in *fünf* Kapiteln: 1) von dem Werthe und dem richtigen Maſsſtabe deſſelben; 2) von dem öffentlichen Wohlſtande (*public wealth*) und den Privatreichthümern und ihren wechſelſeitigen Beziehungen; 3) von den Quellen des Wohlſtandes; 4) von der Möglichkeit, denſelben durch andere Mittel zu vergröſsern, als durch die, wodurch er erzeugt iſt; 5) von den Mitteln, den Wohlſtand und die Urſachen, welche ihn vergröſsern, zu vermehren.

Werth iſt nach dem *erſten* Abſchnitte des Vfs. keine inhärirende abſolute Eigenſchaft eines Dinges, ſondern die Erfahrung zeigt, daſs ein Ding nur dadurch einen Werth erhält, daſs es 1) ein Object des menſchlichen Begehrens iſt, und 2) daſs es in einem gewiſſen Grade der Seltenheit exiſtirt. Ein fixes und unveränderliches Maſs des Werths giebt es gar nicht, am allerungeſchickteſten aber iſt hiezu die Arbeit; das Princip, welches ſie dazu erhebt, zerſtört jeden richtigen Begriff von der Natur des Werths (S. 29.). Da der Werth eines jeden Dinges bloſs von der Quantität und der Nachfrage abhängt, beide Verhältniſſe aber bey jedem Dinge veränderlich ſind: ſo kann es nichts geben, was nicht der Veränderung ſeines Werths unterworfen iſt; ein Maſsſtab des Werths aber müſste ein unveränderlicher Werth ſeyn, d. h. etwas Unmögliches. Ja die Arbeit, behauptet der Vf., iſt unter allen werthvollen Dingen dasjenige, das ſeinen Werth am meiſten verändert, und er belegt dieſen Satz mit vielen Stellen aus *A. Smith*, indem er dadurch beweiſet: 1) daſs ſich der Arbeitswerth in den verſchiedenen Jahreszeiten, 2) in verſchiedenen entfernten Zeiträumen, da bald mehr, bald weniger zum Lebensunterhalte gerechnet werde, 3) in verſchiedenen Ländern, 4) in den verſchiedenen Provinzen deſſelben Landes, ja 5) ſogar zu einer und eben derſelben Zeit und in einem und eben demſelben Orte ändere.

Das ganze Raiſonnement trifft aber *Smith* ganz und gar nicht. Es beweiſet nur, was *Smith* nie geläugnet, ſondern eben in den vom Vf. citirten Stellen bewieſen hat, daſs nämlich der *Arbeitslohn* ſich ändere; der Arbeitslohn iſt aber nicht der Werth, den *Smith* zum Maſsſtabe wählt, ſondern die *Arbeit* ſelbſt im Verhältniſs zu der Production der Dinge. Der Lord *Lauderdale* redet viel vom Miſsbrauch der Wörter und von den ſchädlichen Folgen unrichtiger Beſtim-

Digitized by Google

ſtimmungen. Aber er ſelbſt begeht die gröſsten Fehler dieſer Art. Seine Zergliederung des Begriffes *Werth* iſt im höchſten Grade unvollſtändig. Alles, was er vom Werthe ſagt, paſst bloſs auf den Tauſchwerth. Vom Werth im Gebrauche oder vom Bedürfniſswerth, und vom Productions- oder Koſtenwerthe ſcheint er gar keinen Begriff zu haben, wenigſtens hat er dieſe Unterſcheidung gänzlich vernachläſſigt, und doch ſind dieſe die Grundlagen alles Tauſchwerthes, und helfen erſt den Begriff des letztern verdeutlichen. So bald man die Arbeit als das Mittel betrachtet, nützliche Dinge hervorzubringen und dem Bedürfniſs Befriedigung zu verſchaffen, erſcheint ſie allerdings als das Maſs des Werthes, und zwar als das einzige richtige und urſprüngliche Maſs. Denn es bleibt unbezweifelt richtig: je mehr die *regelmäſsige* Anſchaffung eines Dinges Arbeit koſtet, deſto theurer iſt es, und mit je weniger Arbeit ein Ding beliebig erworben werden kann, deſto wohlfeiler iſt es, da man bloſs und allein um deswillen für ein Ding etwas giebt, weil es ohne Arbeit und Mühe in beliebiger Menge nicht zu erlangen iſt. In dieſem Princip aber liegt es ſchon, daſs die Arbeit der Maſsſtab des Werths ſeyn müſſe, und wenn man nur ſonſt erſt eine Einheit gefunden hat, wonach ſich die Quantität jeder Art von Arbeit beſtimmen läſst: ſo kann die Anwendung des Maſsſtabes keine unüberwindlichen Schwierigkeiten finden. Alles, was der Lord gegen *Smith* ſagt, beruht auf der Verwechſelung der *Arbeit* mit dem *Arbeitslohn*, und was er zur Reform und beſſern Begründung der Theorie des Werths vorbringt, iſt ſo höchſt unbeſtimmt, daſs man kaum begreift, wie ein Mann von ſeinem Talent ſich von der Eigenliebe ſo weit hat verleiten laſſen können, es dem Smithſchen Raiſonnement gegenüber zu ſtellen.

Dinge ſollen nämlich nur dadurch einen Werth erhalten, daſs ſie Gegenſtände des menſchlichen Begehrens und zugleich in einem gewiſſen Grade ſelten ſind. Wie unbeſtimmt und wie unrichtig! „In einem *gewiſſen* Grade" iſt in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſo viel als nichts geſagt; ja es kann gar wohl Dinge geben, die beide Eigenſchaften in ſich vereinen, und doch keinen Tauſchwerth haben. Das Regenwaſſer, welches auf einem Schiffe, bey eintretender Noth um Trinkwaſſer, geſammelt wird, iſt begehrt und ſelten, und hat doch keinen Tauſchwerth: denn es iſt nicht Privat-Eigenthum, ein Verhältniſs, das ſchlechterdings dazu gehört, wenn ein Ding einen Tauſchwerth haben ſoll. Feldblumen, die von Kindern geſucht werden, ſind oft in einem gewiſſen Grade ſelten, und werden von den Liebhabern ſehr emſig begehrt: aber ſie erhalten dennoch keinen Tauſchwerth. Denn die Liebhaber haben nichts dagegen anzubieten, und jeder übernimmt die Mühe, ſie zu ſuchen und zu pflükken, ſelbſt, weil er nichts anders zu thun hat. So hat der Vf. faſt alles vernachläſſigt, was zur nähern Beſtimmung der Gründe des Tauſchwerths gehört, welches um ſo weniger verzeihlich iſt, da er in *Smith's* Werke alle weſentlichen Punkte, worauf es ankommt, ſo deutlich vor ſich fand. Ueberdem ſind die Bemerkungen des Vfs. nicht einmal neu; man kann ſie in des Grafen *Veri* Staatswirthſchaft (deutſche Ueberſ. von *Schmid* S. 21.) viel beſſer und beſtimmter finden.

Das *zweyte* Kapitel (S. 39 — 110.) iſt damit beſchäftigt, den Unterſchied zwiſchen *Public Wealth* und *Individual riches*, National-Reichthum und Privat-Reichthum, darzuthun. Die engliſchen Worte bezeichnen allerdings einen Unterſchied der Begriffe, da *wealth* mehr den Zuſtand andeutet, worin jemand mit allen Bedürfniſsmitteln hinreichend verſehen iſt, *riches* aber das Eigenthum derjenigen Dinge bedeutet, welche theils unmittelbar, theils aber nur mittelbar (durch Umtauſch) die Bedürfniſſe befriedigen können. Die Reichthümer müſſen daher zugleich als Tauſchmittel nach ihrem Preiſe oder Tauſchwerthe geſchätzt werden, und wenn man die Reichthümer des Einzelnen ſchätzt: ſo kömmt dabey nicht ſowohl die unmittelbare Beziehung der Gegenſtände, woraus ſie beſtehen, auf das Bedürfniſs, als vielmehr der Umſtand in Anſchlag, wie viel andere Bedürfniſsmittel dafür eingetauſcht werden können. Dieſe Anſicht der Dinge ergreift der Vf., um zu beweiſen, daſs National-Reichthum und Privat-Reichthum weſentlich verſchieden ſey. Der erſte beſtehe in der Quantität der Bedürfniſs- oder Genuſsmittel, die ſich im ganzen Lande finden; der letzte aber in der Quantität des Tauſchwerths der Güter der Individuen. Da nun der Tauſchwerth der Privatgüter eines Einzelnen zunehmen könne, ohne daſs der Vorrath der Genuſsmittel der Nation dadurch vermehrt werde, ja da das Steigen der Preiſe gewöhnlich ſogar eine Verminderung der reellen Güter andeute: ſo ſey klar, daſs die Behauptung, als ob der National-Reichthum dem Inbegriffe aller Privat-Reichthümer gleich ſey, ganz falſch wäre, und daſs vielmehr das Zunehmen des letzten oft ein Zeichen ſey, daſs der erſte abnehme, ſo wie umgekehrt die Verminderung des Privat-Reichthums oft eine Wirkung der Vermehrung des National-Reichthums ſey. Dieſe Sätze, die, ſo weit ſie Wahrheit enthalten, längſt bekannt ſind, werden ſehr weitläuftig durch alle Prädicamente hindurch erörtert. Das Raiſonnement im Ganzen iſt aber illuſoriſch, und gewinnt bloſs dadurch einigen Schein von Wahrheit, daſs die zwey, dem Begriffe *Reichthum* anklebenden, Beziehungen, wonach die eine auf die Befriedigung der Bedürfniſſe, und die andere auf den Tauſchwerth der Dinge geht, getrennt, und jene zum weſentlichen Zeichen des National-Reichthums, dieſe zum weſentlichen Zeichen des Privat-Reichthums gemacht wird, wodurch eine Art von Gegenſatz in beide Begriffe gebracht wird, den die verſchiedenen Ausdrücke, *wealth* und *riches*, zu begünſtigen ſcheinen.

Allein, näher betrachtet, macht dieſe Verſchiedenheit in der Schätzung von Gütern keinen wahren Unterſchied zwiſchen National- und Privat-Reichthum aus. Im Grunde beſteht der Reichthum nur in dem Vermögen, über eine gewiſſe Quantität Genuſsmittel zu gebieten. Die Meinung des Vfs., als ob der Begriff des Privat-Reichthums ganz verſchwän-

Digitized by Google

ſchwände, wenn die Genuſsmittel keinen Tauſchwerth haben, iſt ganz falſch. Ein Menſch, der ein Landgut beſäſse, aus welchem alles Mannichfaltige, was er zu ſeinen Bedürfniſſen gebrauchte, in Ueberfluſs erzeugt und gemacht würde, würde reich ſeyn, wenn er auch kein einziges Product verkaufen könnte: denn wozu ſollte er etwas verkaufen, wenn er alles, was er braucht, ſelbſt im Ueberfluſs hat? — Der Tauſchwerth der Dinge iſt nur deshalb ein Charakter des Reichthums, weil er ein Mittel iſt, die Bedürfniſsmittel, die uns fehlen, zu erlangen. Immer ſind es alſo die Bedürfniſsmittel, welche den Reichthum beſtimmen, und wenn bey dem Privat-Reichthume der Tauſchwerth zum Beſtimmungsmerkmale erwählt wird: ſo geſchieht es, um die Quantität der Genuſsmittel, die eine gewiſſe Quantität Waare vorſtellt, dadurch anzudeuten, und ſo den Inbegriff des Reichthums deſto deutlicher anzuzeigen. Die bloſse Verminderung des Tauſchwerthes aber verändert nur die Vertheilung der Güter im Tauſche, nicht den Reichthum ſelbſt, und zwar weder den Privat-Reichthum aller Einzelnen, noch den National-Reichthum. Wenn eine Nation tauſend Centner Zucker und zehntauſend Centner Weizen beſitzt: ſo bleibt 1) ihr National-Reichthum derſelbe, der Tauſch mag vor ſich gehen, nach welchem Verhältniſſe man will. Denn es mögen zwey oder ein Centner Weizen für einen Centner Zucker gegeben werden müſſen, immer bleibt die vorhandene Quantität Zucker und Weizen dieſelbe; aber 2) auch der Privat-Reichthum bleibt derſelbe, obgleich die Quantitäten der Genuſsmittel bey den verſchiedenen Individuen wechſeln. Gilt heute der Centner Zucker zwey Centner Weizen: ſo werden die Zuckerbeſitzer ſich für jeden Centner Zucker zwey Centner Weizen verſchaffen können, und alſo beſſer daran ſeyn, als wenn ſie für einen Centner Weizen einen Centner Zucker hingeben müſſen; aber dagegen wird bey den Weizenbeſitzern gerade das umgekehrte Verhältniſs Statt finden, und ſo gleichen ſich in dieſem Falle die Verhältniſſe vollkommen aus. Was der Weizen gegen den Zucker theurer iſt, das iſt der Zucker gegen den Weizen wohlfeiler. Was alſo der eine an Genuſsmitteln mehr gewinnt, das büſst der andere ein, und umgekehrt. Wird eine Waare durch die Verminderung ihrer Quantität theurer: ſo werden alle die, welche ſie genieſsen wollen und nun mehr von ihren Producten dafür geben müſſen, um ſo viel ärmer, als ſie mehr für eine gleiche Quantität geben müſſen, als vorher. Aber das, was dieſe einbüſsen, gewinnen die Verkäufer der theureren Waare, und die wahre reelle Verminderung des Privat-Reichthums beträgt, eben ſo wie die Verminderung des National-Reichthums, nicht mehr als die Verminderung der Quantität der Genuſsmittel, weil auch der Privatmann ſeinen Reichthum nach keinem andern Princip ſchätzt, als nach dem Umfange der Genüſſe, den er ſich zuletzt dadurch verſchaffen kann. Wird daher die Quantität der Genuſsmittel vermindert: ſo muſs dieſes den Conſumenten derſelben nothwendig fühlbar werden, und wenn man die Quantität aller Genuſsmittel der Privatleute und derer, die der Geſellſchaft gemeinſchaftlich gehören, zuſammenaddirt: ſo muſs man nothwendig ſtets die Summe des ganzen National-Reichthums erhalten.

Die Verwirrung der Begriffe in des Lords Abhandlung rührt gerade daher, daſs er *Smith's* Princip der Arbeit verläſst, und ſich deſſelben zur Schätzung des Werthes nicht gehörig bedient. Mit Hülfe deſſelben würde er ſogleich gefunden haben, daſs auch jeder Privatmann um ſo reicher iſt, je geringer die Quantität Arbeit iſt, mit der er eine gewiſſe Quantität Genuſsmittel eintauſchen kann. Sind alſo z. B. Acht Groſchen Geld das Product eines Arbeitstages, und es läſst ſich damit 1 Pfund Zucker kaufen: ſo heiſst dieſes ſo viel, als: 1 Pfund Zucker iſt einem Arbeitstage gleich. Kömmt es nun dahin, daſs ich für 1 Pfd. Zucker 16 Groſchen geben muſs, ohne daſs ich mit einem Arbeitstage mehr als 8 Groſchen erhalten kann: ſo koſtet das Pfund Zucker zwey Arbeitstage, und es iſt klar, daſs alle die, welche Zucker genieſsen wollen, dadurch ärmer geworden ſind, daſs ſie zwey Arbeitstage oder deren Werth geben müſſen, um dieſelbe Quantität Zucker zu erlangen, die ſonſt nur einen Arbeitstag koſtete, obgleich der Reichthum der Beſitzer der Zuckervorräthe dadurch ſteigt, daſs die übrigen Producte ihr Verhältniſs zur Arbeit behalten haben, und ſie alſo eine noch einmal ſo groſse Quantität Waare für eine gleiche Quantität Zucker, als vorher, erhalten können. Was aber dieſe gewinnen, büſsen die übrigen ein, und der Privat-Reichthum im Ganzen wird alſo um nichts, als um die verminderte Quantität Zucker verringert, obgleich die Vertheilung ſich ändert. Veränderte die Arbeit gegen mehrere oder alle übrigen Producte ihr Verhältniſs, d. h. brächte ſie allenthalben eine kleinere Quantität Producte in gleichem Verhältniſſe hervor: ſo würde der Reichthum auch in gleichem Verhältniſſe abnehmen; ſo wie er in gleicher Proportion zunehmen würde, wenn ſich die Quantität der Arbeitsproducte in gleicher Proportion vermehrte. Der Tauſchwerth giebt, ſelbſt von dem Reichthume eines iſolirten Privatmannes, keinen beſtimmten Begriff, wenn nicht erſt die Waare, in welcher er ausgedrückt wird, auf die Quantität und Qualität der Genuſsmittel reducirt wird, welche dafür zu haben ſind, und wenn daher der Reichthum aller einzelnen Privatleute gemeſſen werden ſoll: ſo wird man immer am ſicherſten gehen, wenn man die Quantität und Qualität der vorhandenen Bedürfniſsmittel, über die ſie gebieten können, unmittelbar in Augenſchein nimmt. Die Quantität einer einzelnen Waare giebt hiervon nie eine allgemeine richtige Vorſtellung. Wollte man daher die Privat-Reichthümer nach *Gelde* ſchätzen und die Geldſummen für den Maſsſtab des Reichthums gelten laſſen: ſo wäre des Lords Tadel allerdings gegründet; nur treffen in dieſem Falle ſeine Bemerkungen nicht *Adam Smith*, gegen den er ſie richtet, ſondern die Phyſiocraten, deren Syſtem in dieſem Punkte allerdings falſch iſt. Ein groſser Theil der Verwirrung der Begriffe rührt bey dem Lord gerade

rade daher, dafs er das Geld allein zum Mafsſtabe der Schätzung des Privat-Reichthums gebraucht, und dafs er den *relativen* Reichthum, der in dem Vermögen, viele andere nützliche Dinge einzutauſchen, beſteht, ausſchliefslich für Privat-Reichthum, und den *abſoluten*, der in dem eigenthümlichen Beſitz der Bedürfniſsmittel ſelbſt beſteht, ausſchliefslich für National-Reichthum ausgiebt.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

PHYSIK.

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Klüger: *Naturlehre in Fragen und Antworten*, von M. *Wilhelm Ludw. Steinbrenner*, Prediger zu Groſsbodungen u. Hauröden. 1803. 192 S. 12. m. einem illum. Titelkupfer und einem Regiſter. (8 gr.)

Der Vf. hat zwar hier eine Menge wiſſenswürdiger phyſicaliſcher Gegenſtände in 100 Lectionen zuſammengeordnet; aber eine *Naturlehre* kann man das Werkchen deshalb nicht nennen, dazu fehlt ihm Vollſtändigkeit und ſyſtematiſcher Zuſammenhang. Indeſſen möchte dieſs ſeyn, wenn nur der Vf. mehr auf Richtigkeit und Beſtimmtheit bedacht geweſen wäre, Wiederholungen und ſogar manchmal Widerſprüche vermieden, und ſich an neue gute Schriften gehalten, überdieſs aber vor dem Abdruck ſein Mſpt. einem bewährten Phyſiker zur Durchſicht übergeben hätte. Da dieſs aber nicht geſchehen iſt: ſo findet ſich leider unter mancherley Gutem und Richtigem, auch viel Halbwahres und ganz Falſches; z. B. fragt der Vf.: Wie nennt man dieſe Zeit (die ein Körper zu ſeiner Bewegung braucht)? Antw. Geſchwindigkeit —; bekanntlich wird dieſe durch eine Zahl ausgedrückt, welche durch Diviſion der Zeit in dem durchlaufenen Raum entſteht. Weiterhin heifst es: Wo iſt der Mittelpunkt der Schwere beym Menſchen? Antw. Im Unterleib zwiſchen den Beinen —; richtiger und züchtiger würde die Antwort ſeyn: Unter der Herzgrube in der Magengegend. Bey andern Antworten läſst der Vf. ſagen: Der ſchwerſte Körper ſey Gold. War ihm nichts von der Platina bekannt? — Das Seewaſſer ſey gut gegen die Seekrankheit, den Scorbut, beym Biſs toller Hunde und gegen den Hunger, weil es nahrhafte Theile enthalte. Das Waſſer ſey durchſichtig wegen der vielen Zwiſchenräume, welche die Lichtſtrahlen durchfallen lieſsen. — Wenn aber das Waſſer ſchäumt, die Zwiſchenräume noch häufiger und gröſser ſind, warum iſt es denn da nicht durchſichtig, warum nicht, wenn es als Schnee vorkommt? — Welche Materien können Kälte erregen? Antw. Die *flüchtigen* Salze, als das Kochſalz, Seeſalz, der Salpeter, Salmiak und Vitriol. — Die Kälte ſoll dem Menſchen im Ganzen mehr nützlich als ſchädlich ſeyn — und doch heifst es an einem andern Orte richtig, dafs die Wärme die Bedingung des Lebens ſey. Wie kann der Vf. ſagen, dafs die Kälte dem Körper Feſtigkeit und Stärke gäbe, da er ſchon bey einem ſehr mäſsigen Grade derſelben keinen Finger bewegen und keinen ſichern Tritt zu thun im Stande iſt. Was hat man zu thun, wenn man im Winter reiſen muſs? Antw. 1) Man ziehe ſich warm an. 2) Trinke, ehe man weggeht, Bier mit Brod und Kümmel, oder ein paar Gläſer guten Eſſig. 3) Man eſſe vorher etwas, damit der Magen etwas zu thun hat. 4) Man ſetze ſich nicht hin, ſondern bleibe in beſtändiger Bewegung. 5) Man gehe aus der Kälte nicht in eine heifse Stube. Warum nicht lieber ungefähr ſo: Man halte eine gute Mahlzeit von nahrhaften Speiſen und Getränken; kleide ſich in ſolche Stoffe, welche die Wärme des Körpers nicht leicht verfliegen laſſen, z. B. Wolle u. ſ. w., bleibe in mäſsiger Bewegung und vermeide ſchnelle Abwechſelung mit Hitze. — Die Figuren an den gefrornen Fenſterſcheiben leitet der Vf. von dem Salpeter in der Luft her, der ſich damit vereinigen ſoll (dieſs wäre eine gute Entdeckung für die Salpeterſieder); auch noch andere Erſcheinungen erklärt der Vf. aus dem Salpeter, z. B. den Schnee, die Fruchtbarkeit der Gewitterregen, bey welchen letztern auch Oel und Schwefeltheile mit eingemiſcht ſeyn ſollen. Die brennbaren Materialien, in welchen das Erdbeben ſeinen Grund habe, ſollen Eiſen, Harz, Kalkſteine, Salpeter und Schwefel ſeyn, die das Waſſer auflöſe und mit einander vermiſche; nun geriethen ſie durch die Säure in Gährung, und es entſtehe Hitze, welche die eingeſchloſſene Luft mit Gewalt ausdehne. Auch bey den aſtronomiſchen Gegenſtänden hat ſich der Vf. groſse Nachläſſigkeiten zu Schulden kommen laſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

NEUERE SPRACHKUNDE. *Lüneburg*, b. Herold: *Trucheman*, oder *franzöſiſcher Dolmetſcher* (mit der Ausſprache) *für Bürger und Bauern*. 1803. 64 S. (Roh 2 gr. Geb. 3 gr.) — Dieſs kleine Werkchen enthält bloſs einzelne Wörter, und am Ende einige Redensarten. Bey jedem Wort und auch bey den Redensarten iſt Ausſprache und Bedeutung ziemlich richtig angegeben; doch bedürfen einzelne Stellen Berichtigung. Hier einige Beyſpiele: Für *Choux aigres* (*Schu ägr.*), Sauerkraut, ſagt man gewöhnlicher: *Sourcroute*. S. 43. muſs *le tact*, das *Gefühl*, ſtehen. S. 46. *Crayon* (*Kräjong*) heifst nicht Kreide, ſondern ein Stift, der Bleyſtift; die Kreide heifst: *la craie* (*Krähj*). S. 48. *Goutte* allein, heifst zuweilen auch *Schnappe. Donnez moi une goutte.* S. 51. *ſoif* (*ſwahf*) Durſt; beſſer ſagt man: *ſoahf. Soyez-le bien venu*; *Schwahjeh le biüng wenü* iſt nicht richtig; beſſer iſt: *Soahjeh le biüng wenü* (*le* und *biüng* ganz kurz ausgeſprochen). S. 58. Es iſt Hausmannskoſt. *C'eſt le pot au feu* (*Sühl poto fö*), beſſer: *Sehl pohto fö*. Auch ſollte S. 25. bey *volets*, Fenſterladen von innen, *les contrevents*, Fenſterladen von aufsen, ſtehen. Anſtatt *du blé de Turquie* S. 30. ſagt man gewöhnlicher *du maïs*. Hinter *brûler* S. 10. könnte auch *griller*, Kaffé brennen, ſtehen. S. 11. muſs es *mâcher*, und nicht *macher*, kauen, heifsen. S. 15. *gauche*, *linke*, und nicht *link*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Februar 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

EDINBURG u. LONDON, b. Conſtable u. Longmann: *An Inquiry into the nature and origin of Public Wealth and into the means and cauſes of its increaſe.* By the *Earl Lauderdale.* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 50. abgebrochenen Recenſion.*)

In dem *dritten* Kapitel, das von den Quellen des öffentlichen Wohlſtandes [*wealth* *)] handelt, will der Vf. ſeine Leſer bereden, dafs kein Menſch vor ihm dieſe Quellen gehörig ausfindig gemacht habe. *Smith* habe zwar keine zu erwähnen vergeſſen: er habe ſie aber unter einander verwirrt, und bald die eine, bald die andere für die alleinige und ausſchlieſsende Quelle ausgegeben, und hierbey verſäumt er nicht, einige Stellen aus *Smith* auszuheben, welche die Beſchuldigung zu beſtätigen ſcheinen. Ob nun gleich zugegeben werden kann, dafs *Smith's* Vortrag nicht immer der beſte und ſeine Ordnung nicht immer der logiſchen Genauigkeit gemäfs iſt: ſo verräth es doch bloſse Tadelſucht, wenn jemand ſich dieſe Fehler zur bloſsen Herabwürdigung eines Schriftſtellers zu Nutze macht, und das Gute an ihm nicht nur gänzlich verſchweigt, ſondern für ſein eignes ausſchlieſsliches Eigenthum ausgiebt. Der Vf. nimmt den Schein an, als ob er zuerſt entdecke, dafs ſich alle Quellen des National-Reichthums auf *Land*, *Arbeit* und *Capital* reduciren lieſsen, da doch jeder, der *Smith's* Werk auch nur oberflächlich kennt, wiſſen muſs, dafs dieſe Quellen dort aufs deutlichſte beſchrieben werden, und dafs es ſehr undankbar zu ſeyn ſcheint, wenn derjenige, der den Smithſchen Vortrag in eine Schulform zwängt, ſich das Anſehen des Erfinders ſeiner Lehrſätze giebt. Eine groſse neue Entdeckung will der Lord insbeſondere dadurch gemacht haben, dafs er zuerſt gezeigt hätte, wie durch jene Quellen der Reichthum entſtehe. In der That iſt der Tadel, den er (S. 148.) gegen *Smith's* Unterſcheidung der productiven und unproductiven Arbeit macht, nicht ungegründet, obgleich unter uns Deutſchen längſt bekannt, ſo wie auch in unſern Schriften dieſer Unterſchied ſelbſt viel gründlicher angegeben iſt, als ihn der Lord entwickelt. Das angeblich Neue beſteht hauptſächlich in dem Grundſatze, dafs das Capital nur dadurch Reichthum erzeuge oder ihn vermehre (S. 161.), „dafs es theils einen Theil der Arbeit verrichte, den ſonſt Menſchenhände hätten verrichten müſſen, theils dadurch, dafs es Arbeiten ausrichte, wozu menſchliche Kräfte gar nicht hinreichen.“ Dieſer Satz wird viele Seiten hindurch geführt, und in mehreren Abſchnitten wird gezeigt, wie das Capital in Anſchaffung von Maſchinen, im Handel, im Ackerbau, in Beförderung der Circulation, nur auf die angegebene Weiſe die Reichthümer erzeuge und vermehre. Dafs nun das Capital zum Theil dadurch den Reichthum vermehre, hat *Smith* längſt dargethan; dafs es aber ihn allein dadurch erzeuge und vermehre, kann nur dadurch ſcheinbar gemacht werden, dafs ein eingeſchränkter und zu enger Begriff vom Capital zum Grunde gelegt wird. Dieſen Weg hat der Vf. eingeſchlagen, indem er nur den Vorrath thätiger Arbeits- und Circulations-Maſchinen unter dem Capital verſteht. Es iſt aber auch jeder Vorrath von Lebensmitteln ein Capital, welches den Reichthum bloſs dadurch erzeugen und vermehren kann, dafs es Arbeiter unterhält, die durch ihre Arbeit das Verzehrte, und mehr als das Verzehrte wieder hervorbringen. Nach *Smith* vermehrt das Capital allgemein dadurch den Reichthum, dafs es ſo angelegt wird, dafs dadurch mehr hervorgebracht wird, als das angewandte Capital ausmacht. Unter dieſem Princip iſt des Lords einſeitige Anſicht mit begriffen, aber es faſst zugleich alle übrigen unter ſich.

Wenn nun, ſchlieſst *Lauderdale* im *vierten* Kapitel, der Reichthum bloſs durch gedachte drey Quellen erzeugt und veranlaſst werden kann: ſo kann die *Sparſamkeit* kein Mittel ſeyn, ihn zu vermehren; und nun folgen lange Exclamationen und viele ſophiſtiſche Zuſammenſtellungen, um die Sparſamkeit als das allerſchädlichſte Princip in der Staatswirthſchaft darzuſtellen. Das Kunſtſtück, einer ſo paradoxen Behauptung einigen Schein von Wahrheit zu geben, beſteht darin, dafs 1) denen, welche die Sparſamkeit empfehlen, Schuld gegeben wird, dafs ſie dieſelbe als eine ganz eigenthümliche und für ſich beſtehende Quelle des National-Reichthums ausgeben, da doch jedermann ſie bloſs als die Methode denkt, die Quellen des Reichthums zu benutzen; 2) dafs *Sparen* beym Vf. ſo viel heiſst, als: einen unnützen Ueberfluſs anhäufen, oder den Conſumenten das entziehen, was ihnen gebührt. Es würde nur Papier verſchwenden hei-

*) Es gehört unter die unglücklichen Wortkünſteleyen des Vfs., dafs er S. 8. den Ausdruck *wealth* auf das bloſse öffentliche Wohl, und *riches* auf das Privatwohl einſchränken will. Dieſe Unterſcheidung iſt in der engliſchen Sprache ſchlechterdings nicht gegründet. Beide können ohne allen Miſsverſtand bald durch *public*, bald durch *private* beſtimmt werden.

Digitized by Google

heifsen, wenn man diefe Begriffe widerlegen wollte. Wenn Sparen fo viel ift, als jede unnütze Confumtion vermeiden, und alles, was erübrigt werden kann, auf neue productive Arbeit verwenden: fo fällt von felbft in die Augen, dafs dadurch eben fo fehr der Genufs des Volks erweitert, als der Reichthum vermehrt werden kann. Der Vf. wollte aber das Syftem des Tilgungsfonds des Miniftr Pitt, deffen Antagonift er ift, tadeln, und hierzu brauchte er eine fo paradoxe Theorie. Der ganze letzte Theil diefes Kapitels (S. 230—272.) befchäftigt fich damit, den *Sinking fund* als die allerverderblichfte Mafsregel für England darzuftellen, wenn fie fo, wie fie von Pitt in Vorfchlag gebracht ift, ausgeführt würde. Wenn nämlich, meynt der Vf. S. 244., funfzehn Millionen Pfund Sterling jährlich aufserordentlich erhoben würden: fo müfsten diefe von den Confumenten erfpart und folglich die Nachfrage derfelben nach allerley Artikeln vermindert werden. Würde nun diefe Summe zu Kriegsbedürfniffen verwandt: fo veranlafste fie doch eine Nachfrage nach andern Artikeln, und hierdurch würde dem Uebel einigermafsen entgegengearbeitet; fie würden doch ausgegeben, obgleich die Veränderung in der Nachfrage grofse Verwirrungen und Verlufte hervorbringen müfste. Würden aber die gedachten 15 Millionen als Tilgungsfond verwandt und damit ein Capital abbezahlt: fo würde nicht nur das Unglück, das beym erften Falle Statt fand, eintreten, dafs nämlich die, welche die 15 Millionen erfparen mufsten, für eben fo viel ihre Nachfrage verminderten, fondern diefe 15 Millionen würden nicht von neuem ausgegeben werden, vielmehr würden die Staatsinhaber fie als Capital an fich behalten, und hierdurch würde alfo die Landesproduction um fo viel vermindert werden, als der Nachfrage durch das Auffammeln entzogen worden wäre.

Dafs diefes ganze Raifonnement falfch fey, ergiebt fich aus der einzigen Bemerkung, dafs die ausgezahlten Capitale doch nicht müfsig in dem Kaften der Capitaliften liegen bleiben werden. Sie fuchen vielmehr fruchtbare Anwendungen, und verfchaffen einer grofsen Menge productiven Arbeitern die Mittel, alle Jahre eine fo grofse Nachfrage zu wiederholen, welche, wenn fie im Kriege verfchleudert worden wären, nur ein einziges Jahr Statt gefunden haben würde. Der Tilgungsfond würde nur dann fchädlich feyn, wenn die Abgabe, durch welche er zufammengebracht wird, den Unterthanen die nöthigen Productionsmittel entzöge; wird er aber felbft aus Ueberfchüffen zufammengebracht; fo ift die Erleichterung, welche er der Nation durch Verminderung der Abgaben fchafft, fo fichtbar, dafs nur die leidenfchaftlichfte Parteyfucht die Vortheile davon verkennen kann.

Das *fünfte* und letzte Kapitel hat zum Gegenftande, die Mittel zur Vermehrung des National-Reichthums zu beftimmen. Nach *Smith* find diefes hauptfächlich Theilung der Arbeit und Mafchinen, und beide werden durch Capitale möglich gemacht und zum höchften Grade der Vollkommenheit getrieben. Da aber der Vf. will, dafs *Smith* in allen Stücken getadelt werden foll: fo verwirft er die Theilung der Arbeit als ein Mittel, die Güter zu vermehren, gänzlich, oder er zeigt vielmehr nur einige Nachtheile davon, um den Schein zu erregen, als wenn fie kein richtiges Princip der Vermehrung der Güter wäre, und thut, als ob *Smith* der Mafchinen und des Capitals gar nicht erwähnt hätte. Dagegen ftellt er, gleichfam als ob es ein Gegenfatz der *Smith*'fchen Ideen wäre, das Princip auf: dafs alle Vermehrung des Reichthums daher rühre, dafs das Capital als Mittel gebraucht werde, Arbeit zu vertreten *(of fupplanting labour)*, die fonft Menfchen verrichten müfsten, — dafs die Arbeit abgekürzt, alfo mehr Producte in gleicher Zeit hervorgebracht werden — lauter Sätze, die Niemand deutlicher vorgetragen hat, als *Smith*, und die der Vf. blofs in andere Worte einkleidet.

Einige Ausführungen des Vfs. lieft man mit grofsem Vergnügen. Dahin gehören insbefondere die Bemerkungen, welche er über die Vertheilung der Glücksgüter macht, und über den Einfluss, den die Verfchiedenheit der Vertheilung der Reichthümer auf Manufacturen, Gewerbe, und auf die Vermehrung des National-Wohlftandes überhaupt hat; ferner, was er S. 360 ff. über die Vortheile der wechfelfeitigen Handelsverbindungen fagt. Denn, wenn gleich nichts Neues darin vorkommt: fo werden doch praktifche Wahrheiten durch die Zufammenftimmung mehrerer erfahrnen und denkenden Männer immer mehr beftätigt. Deutfche Lefer, welche begierig find, des Vfs. Gedankenfolge felbft zu lefen, finden darüber vollkommne Befriedigung in dem folgenden Werke, deffen Anzeige wir daher fogleich mit diefer verbinden.

Göttingen, b. Röwer: *Abhandlungen, die Elemente des National-Reichthums und die Staatswirthfchaft betreffend*, von *Georg Sartorius*, Hofrath u. Profeffor zu Göttingen. *Erfter* Theil. 1806. 519 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Man kann diefe Abhandlungen als einen guten Pendanten zu *Smith's* klaffifchem Werke anfehen. Denn alle *vier* Aufsätze, welche diefer Theil enthält, liefern theils Berichtigungen, theils Rechtfertigungen, theils Zufätze und Erläuterungen der *Smith*'fchen Theorie. Die erften drey Abhandlungen enthalten faft ganz eine Beurtheilung und Darftellung des *Lauderdale*'fchen Tadels gegen *Smith*, fo wie der angeblichen und wirklichen neuen Ideen des Lords. Nur in einem Punkte tritt der Vf. des Lords Tadel bey, nämlich bey der Lehre *von dem Werthe und Preife der Dinge, fo wie von dem unwandelbaren Maßftabe des erften, nämlich der Arbeit.* Er hat der Unterfuchung darüber den *erften* Aufsatz (S. 1—33.) gewidmet. Zwar findet er die Gegengründe des Grafen *Lauderdale* felbft unzureichend, und deffen Zergliederungen der Begriffe des Werths unvollftändig; aber er hält dennoch dafür, dafs *Smith's* Begriffe vom Werthe nicht gehörig geordnet, und feine Behauptung, dafs die

Digitized by Google

die Arbeit als allgemeiner Werthmeſſer gebraucht werden könne, falſch ſey, und ſtellt dagegen ungefähr dieſelben Gründe auf, welche man bey *Say* findet. Da Rec. theils oben bey der Anzeige des *Lauderdale*ſchen Buchs, theils bey der Beurtheilung von *Say* (Jahrg. 1805. Nr. 25 — 26.) ſeine abweichende Meinung hierüber vorgetragen, theils in einer eignen, eben öffentlich erſchienenen, Abhandlung über dieſen Gegenſtand zu zeigen bemüht geweſen iſt, daſs ſich das *Smith*'ſche Princip gegen dieſe Gründe gut rechtfertigen laſſe: ſo überläſst er hier dieſen Punkt der Prüfung anderer.

Die *zweyte* Abhandlung ſtellt *Lauderdale's* paradoxe Meinung dar, daſs die Sparſamkeit unmöglich den National-Reichthum vermehren könne, und deckt das Trügliche in derſelben ſehr gründlich auf. Die *dritte* unterſucht, was für ein Unterſchied zwiſchen *Privat-* und *National-Reichthum* ſey, und in wie weit des Engländers Bemerkungen darüber gegründet ſeyn oder nicht, wobey vielleicht noch viel zu ſchonend mit den Sophiſtereyen des Lords verfahren wird. Jeder, den dergleichen Materien intereſſiren, wird die gründlichen und belehrenden Auseinanderſetzungen dieſes deutſchen Gelehrten mit Vergnügen leſen.

Die *vierte* Abhandlung iſt die ſtärkſte und wichtigſte dieſes Bandes. Sie behandelt die intereſſante Materie *von der Mitwirkung der oberſten Gewalt im Staate zur Beförderung des National-Reichthums* (S. 199 — 519.). Bekanntlich iſt *Smith* darin auf der Seite der Phyſiocraten, daſs er, wie dieſe, dem Staate keinen poſitiven Einfluſs auf die National-Wirthſchaft verſtatten will, ſondern die Beförderung des Reichthums und National-Wohlſtandes allein von der freyen und ungehinderten Thätigkeit der Privatleute erwartet. *Smith* ſcheint zwar in einigen Stellen anzudeuten, daſs er, wie jene, den Grund dieſer Freyheit in dem Rechte der Menſchheit ſucht: indeſſen erſcheint doch dieſe Partie nur wie ein Einſchiebſel, von dem in der Folge kein Gebrauch gemacht wird. Er ſucht vielmehr das Princip der Freyheit in der Folge ſeines Werks lediglich aus politiſchen Gründen zu empfehlen, und, gleichſam als ob er vergeſſen hätte, daſs er es zuerſt als Rechtsgrundſatz aufgeſtellt hat, erlaubt er dem Staate, hie und da, wo es die Klugheit oder die Noth erfordert, Ausnahmen von der allgemeinen Freyheit zu machen. Sollen dieſe Ausnahmen als rechtlich möglich gedacht werden: ſo müſste allerdings zuerſt erwieſen ſeyn, daſs das Princip der Gewerbfreyheit kein abſolut rechtliches Princip ſey, und *Smith* hat ſich darin, ſo wie in einigen andern Stücken, gewiſs eine Inconſequenz zu Schulden kommen laſſen.

Der Vf. fängt ſeine Abhandlung damit an, daſs er zu zeigen ſucht, es ſey in der Vernunft kein Rechtsprincip vorhanden, welches die poſitive Einmiſchung des Staats in die Gewerbe und in den Gebrauch des Privat-Eigenthums unterſage; er thut dieſes, nach des Rec. Urtheil, mit ſiegenden Gründen, und ſetzt es zugleich auſser allem Zweifel, daſs die Befugniſs, der Freyheit der Individuen da Schranken zu ſetzen, wo es die allgemeine Wohlfahrt erfordert, dem Staate zukomme. Hierdurch wird alſo die Unterſuchung, ob und wann der Staat ſich einmiſchen ſolle und dürfe, ganz in das Feld der bloſsen Politik geſpielt; aber eben dadurch freylich viel ſchwieriger gemacht. Denn wie ſchwer iſt es nicht, die Wirkung einer politiſchen Maſsregel nach allen Seiten und in ihrer ganzen Ausdehnung zu beſtimmen? Und doch muſs dieſes geſchehen, bevor ein praktiſcher Gebrauch davon gemacht werden kann. Es iſt faſt unmöglich, über einzelne Materien in der Politik zu allgemeinen Entſcheidungen zu gelangen, und eben weil der Vf. in ſeiner Abhandlung ſich doch an das Allgemeine halten muſs, wird er auch ſchwerlich, ſo behutſam und vorſichtig er auch in ſeinen Beſtimmungen geweſen iſt, ſich allgemeinen Beyfall damit erwerben. Selbſt diejenigen, welche dieſe Sache bloſs von Seiten der Klugheit betrachten, werden dennoch Fälle genug in der Wirklichkeit oder in ihrer Phantaſie finden, wo die Einmiſchung ſchädlich iſt, und ſelbſt wenn man alle Beſtimmungen gelten läſst, welche der Vf. anführt, werden noch viele Zweifel entſtehen müſſen, ob die volle Freyheit im Ganzen nicht beſſere Wirkungen hervorgebracht haben würde, als die Hemmungen derſelben, welche man ſich in guter Abſicht erlaubt hat. Im Ganzen vertheidigt der Vf., mit *Smith*, die Freyheit. Er behauptet nur, daſs Fälle vorkommen können, wo es nicht bloſs die auswärtigen Staatsverhältniſſe, ſondern ſelbſt die gute Staatswirthſchaft fordern könne, ſie einzuſchränken, und wo der National-Reichthum durch eine ſolche Einſchränkung gewinnen, ſo wie er bey verſtatteter Freyheit verlieren müſste.

In dieſer Hinſicht wird die Allgemeinheit einiger Sätze der *Smith*'ſchen Theorie geprüft und beſtritten, als: 1) der Satz, daſs jeder, der ſeinem Privat-Vortheile nachjage, auch den National-Reichthum befördere; 2) daſs die Capitale bloſs dann ihre beſte Anwendung finden, wenn ſich die Regierung ſchlechterdings aller Leitung derſelben enthält; 3) daſs die freyeſte Concurrenz zwiſchen allen herrſchen müſſe.

Nachdem er nun im Allgemeinen darzuthun bemüht geweſen iſt, daſs ſowohl die Gerechtigkeit Abweichungen von dieſen Maximen geſtatte, als auch, daſs nicht nur in Hinſicht des Auslandes, ſondern auch der innern Staatswirthſchaft die Klugheit bisweilen Ausnahmen fordern könne: ſo zeigt er beyſpielsweiſe, wie die Handelsfreyheit, auch bey der weiſeſten Politik unter den wirklich beſtehenden Umſtänden, gewiſſe Einſchränkungen erleiden müſſe, und wie ſie ſelbſt dergleichen Einſchränkungen in gewiſſen Fällen fordere, ſo daſs die Vermehrung des National-Reichthums den Grund dazu hergebe, und erläutert ſeine Behauptung beſonders durch den Getreidehandel und den Verkehr mit andern nothwendigen Bedürfniſsmitteln; durch die Darſtellung einiger ſchädlichen Erwerbungen und der gefährlichen Ausdehnung des Grund-Eigenthums einzelner Erwerber, indem er zugleich die Mittel prüft, wodurch eine ſolche vermeintlich ſchädliche Freyheit eingeſchränkt zu werden

den pflegt, oder wodurch es wenigstens geschehen könnte; er handelt insonderheit auch von den Gewerben und dem Besitz moralischer Personen, und zeigt, was die Polizey in Ansehung ihrer zu verordnen habe, und wie diese Verordnungen nach der Verschiedenheit der Fälle verschieden seyn müssen; desgleichen von den Einschränkungen und Aufhebungen gewisser persönlicher Vorrechte, drückender Eigenthumsverhältnisse, Servituten, Roboten. Kurz, es bleibt keine Materie der Staatspolizey unberührt; und wenn auch gleich manchen selbst die Einschränkungen der allgemeinen Freyheit, welche der Vf. bald für nothwendig, bald für nützlich erklärt, unnütz oder schädlich zu seyn scheinen sollte: so wird man doch gestehen müssen, dass der Vf. durchgängig eine solche Vorsicht bey Beurtheilung der Fälle, wo Eingriffe der Regierung nöthig seyn möchten, empfiehlt, und dass er selbst, geleitet durch historische Gelehrsamkeit, so viel Behutsamkeit in Bestimmung dieser Fälle beweiset, dass auch der strengste Physiocrat wird gestehen müssen, dass bey einer solchen weisen Ueberlegung des gemeinen Besten für die Privat-Freyheit nichts zu fürchten seyn würde. Das Kapitel über Theurung und Einschränkung des Getreidehandels nimmt, als eines der wichtigsten, mehrere Seiten ein, und hat zur Absicht, von neuem zu beweisen, dass in gewissen Fällen Handels-Einschränkungen nöthig seyen. Die Gegner werden indessen schwerlich durch des Vfs. Raisonnement überzeugt werden, da alle vorgebrachte Gründe und Bedenklichkeiten doch nur so viel beweisen, dass es gefährlich seyn kann, eine momentane, wechselnde und unvorbereitete Handelsfreyheit zu gestatten. Dass aber eine durchgängige, von je her eingeführte und für alle Fälle gesicherte Freyheit des Getreidehandels einem Lande je so nachtheilig werden kann, dass diesen Nachtheilen durch kein besseres Mittel vorzubeugen wäre, als durch ein Sperrsystem, scheint durch das, was der Vf. gesagt hat, noch nicht erwiesen zu seyn. Die Gründe und Gegengründe liegen indessen so vollständig vor den Augen des Publicums, dass die Entscheidung darüber billig den nachdenkenden Lesern allein überlassen werden kann.

Göttingen, b. Röwer: *Von den Elementen des National-Reichthums und von der Staatswirthschaft nach Adam Smith.* Zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen und beym Privat-Studio ausgearbeitet von *Georg Sartorius* u. s. w. 1806. 268 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Buch ist als eine neue Auflage des Handbuchs der Staatswirthschaft anzusehen, welches der Vf. 1796. bey Unger in Berlin herausgegeben hat. Es stellt das *Smith*'sche System in einem gedrängten Auszuge dar, welcher zum Zwecke hat, die Theorie des Engländers desto deutlicher übersehen zu lassen, da bekanntlich das Hauptwerk nicht die genaueste Ordnung befolgt, und die Uebersicht des Ganzen durch die vielen Zwischen-Abhandlungen und Neben-Untersuchungen sehr erschwert wird. Dieser Auszug unterscheidet sich übrigens von dem früheren dadurch, dass blos *Smith's* Theorie dargestellt ist, und alle abweichenden Ideen des Vfs., welche hie und da in der vorigen Ausgabe eingemischt waren, weggeblieben sind. Seine abweichenden Meinungen hat der Vf. in den oben angezeigten Abhandlungen vorgetragen. Der Auszug ist ausführlicher, als den *Garnier* in der Einleitung zu seiner französischen Uebersetzung von *Smith* geliefert hat, und wird gewiss seinen Zweck vollkommen erfüllen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Ueber die Auswanderungen der Schwaben, vorzüglich der Wirtemberger nach Preussisch Pohlen, Podolien und die Krim.* Nebst Nachrichten von diesen Ländern. 1804 64 S. 8. (5 gr.) — Bekanntlich wanderten vor einigen Jahren mehrere Tausende aus Schwaben aus, um sich theils im preussischen Antheile von Polen, theils in Podolien oder der Krim niederzulassen. Mehrere Federn setzten sich damals in Bewegung, um das Publicum über die Ursachen dieser Erscheinung zu belehren, oder um durch wahre und falsche Darstellungen des Zustandes jener Länder und der Lage der Ausgewanderten in denselben der Auswanderungslust entgegen zu wirken. Die gegenwärtige Schrift sagt einiges Unbefriedigende und auch für die damalige Zeit nur wenig Passendes über das Recht des Deutschen, auszuwandern. Der im westphälischen Frieden gegründeten Befugniss wird nicht erwähnt. Er glaubt, dass die Auswanderung dem übervölkerten Schwaben keinen bedeutenden Nachtheil bringe, weil nur Arme, Aushäuser, Abentheurer und religiöse Schwärmer auszuwandern pflegen. Allein dessen nicht zu gedenken, dass die letzte Classe grossentheils aus arbeitsamen, wohlhabenden und ruhigen Bürgern besteht: so ist die Volksmenge Schwabens mit der Fruchtbarkeit und dem möglichen Ertrag seines Bodens noch lange nicht in gehörigem Verhältnisse. Auch haben sich die Ursachen der Verarmung seit einigen Jahren in einer so schauderhaften Progression vervielfältigt, dass blos der Wegzug der Armen Schwaben beynahe zur Einöde machen würde. Die Nachrichten, welche der Vf. von den auf dem Titel genannten Ländern giebt, sind äusserst dürftig, (von den an Podolien gränzenden, ehemals türkischen, Provinzen, von Odessa, Cherson u. s. w. darf man hier gar nichts suchen), und, ungeachtet sie eher zu der Auswanderung nach Podolien und nach der Krim aufmuntern: so geben sie doch dem Auswanderer über das, was er zu hoffen und zu fürchten, zu thun und zu vermeiden habe, keine hinlängliche Belehrung.

Digitized by Google

MONATSREGISTER

vom

FEBRUAR 1807.

I. Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Aeskulap auf der Wagſchale. 49, 391.
Ammon, C. F. u. K. H. *Hänlein*, neues theologiſches Journal, 1805 u. 1806. EB. 19, 147.
Anfangsgründe der Pſychologie für Anfänger. 49, 391.
Anleitung zur Kenntniſs der Bücher für Candidaten der Theologie. 28, 223.
Annalen, neue theologiſche, 1806. EB. 19, 145.
Archiv, neues, für Prediger, Jahr 1806. EB. 19, 150.
v. *Arnim*, L. A. und Cl. *Brentano*, des Knaben Wunderhorn. 42, 329.
Auflöſungen der in Uflackers algebr. Exempelbuch vorkommenden Aufgaben. EB. 15, 118.
Aurora von Clari. 41, 326.

B.

Barton, C. W., Entdeckung ſichrer Mittel gegen Wanzen. EB. 17, 135.
Becker, F. G., die Erziehungsanſtalt in Vechelde. 46, 366.
Beckford, K., familiar Letters from Italy. 35, 279.
Bemerkungen über Hrn. *Jägers* Unterſuchung der Rechtlichkeit der Eheſcheidung. 47, 372.
Block, G. W., die Fehler der Philoſophie. 49, 389.
Bonpland, ſ. *Humboldt*.
Brescius, Fr., Apologieen verkannter Wahrheiten, 1ſte Samml. 28, 222.
Brumbey, K. W., Betrachtung etlicher bibliſchen Stellen. EB. 15, 120.

D.

Denina, K., la Clef des Langues, T. I — III. 37, 289.
Dictionnaire, nouv., françois allem. et allem. fr., Ed. VI. EB. 24, 192.
Diefenbach, J. G., theoretiſch-praktiſche Beyträge zur Beförderung der Paſtoralklugheit. 47, 374.
Dieterich, Fr. G., vollſtändiges Lexicon der Gärtnerey. EB. 16, 127.

E.

Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode, 1 — 3 Th. EB. 16, 121.
Empfindungslaute, Geſpräch eines Vaters. EB. 18, 143.
Erhardt, Joh. B., über den Zweck der höhern Lehranſtalten. EB. 17, 129.
Erörterung des Verbietungsrechts der privileg. Buchhandlungen in Dresden. 40, 317.
Erzählungen. EB. 21, 168.
— für gute Kinder. EB. 24, 192.

F.

Feiſt, A., Lehrbuch d. Rechenkunſt, 1 — 2 B. 34, 268.
Feuerbüchlein oder Anleitung z. Verhalten bey Feuersgefahr. EB. 15, 119.
Flatt, Magazin für chriſtl. Dogmatik Jahrg. 1806. EB. 19, 149.
Frint, Jak., Handbuch der Religionswiſſenſchaft, 1 — 2 B. 47, 369.
Froſt, Petr. N., de Carmine Hebraeorum erotico. 45, 359.

G.

Gambsjäger, Fr. W., Rechtliche Fragen die letzte Willensmeinung betreffend. 37, 295.
Gatterer, Chr., neues Forſtarchiv, 11 — 12 B. EB. 16, 125.
Gebethbuch für den Landmann. EB. 26, 207.
Godwin, W., Unterſuchungen über polit. Gerechtigkeit, a. d. Engl. v. G. M. *Weber*, 1 Th. 40, 313.
Grimm, E. A., neue Syriſche Chreſtomathie. EB. 15, 119.
Grote, G. L., gemeinfaſsliche Lehre von Logarithmen. 30, 239.

H.

Handbuch der Wundarzneykunde. 29, 225.
Handlingar, Kongl. Vetenſcaps Academiens, nya, T. 36. 46, 361.

Hedin.

Hedin, D., Sv. Utkaft til en Handbok för Bruunsgäfter. 48, 383.
Heinrichs, J. H., Beyträge zur Beförderung d. theolog. Wiſſenſch. 1806. EB. 19, 148.
Hellbach, C. Chr., Unterricht über Rettung in Feuersgefahr. 32, 255.
Henke, Ph. C., Muſeum für Religionswiſſenſchaft für 1806. EB. 19, 147.
Höck, J. A., Abriſs der Ansbachſchen Polizeyverfaſſung. 40, 318.
Höpfner, A., die kleinen Freunde der Naturgeſchichte, 4 Th. EB. 19, 152.
— — der kleine Phyſiker. 2 — 6 B. EB. 26, 205.
Hoff, Chr., praktiſcher Wegweiſer der Intereſſenrechnung. 35, 279.
Horn, G. L., die Lebensgeſchichte Jeſu, 2 — 3 Th. EB. 22, 176.
v. Humboldt, A. u. A. *Bonpland*, Plantes equinoxiales, 3 Livr. EB. 24, 390.

I.

Jäger, A., die Unzertrennbarkeit des ehelichen Bandes. 47, 372.
— — Unterſuchung der Frage: ob die Eheſcheidung nach der Bibel erlaubt ſey? 28, 217.
Jenisch, D. philoſ. krit. Vergleichung von 14 ältern und neuern Sprachen. 37, 289.
Journale, deutſche, Reviſion derſelben. EB. 19, 143. 20, 154. 21, 161. 22, 169. 23, 177. 24, 185.

K.

Kämpfe, Fr. L., homiletiſches Handbuch, 2ter B. EB. 16, 124.
Kaiſer, gemeinnütziges Archiv für Prediger 1806. EB. 19, 152.
Kauſch, Geiſt und Kritik der medicin. Zeitſchriften Deutſchlands, 6 — 8ter Jahrg. EB. 15, 113.
Kindervater, Chr. V., zwey Predigten am Reformationsfeſte. EB. 25, 199.
Koch, W., Exempelbuch zur Beförderung des Geſchmacks. EB. 15, 118.
Kraushaar, H. W., mathematiſches Magazin, 1 Jahrg. 34, 270.
Krug, Fr., Kalliope und ihre Schweſtern. 30, 237.
Kühne, F. Th., Materialien zum Ueberſetzen ins Engliſche, 2te Aufl.
— — — Sammlung kaufmänniſcher Briefe 36, 285. 36, 286.
Künſtler, J. Chr., Andachtsbuch an Sonn und Feſttagen. EB. 17, 134.

L.

v. Lauderdale, Earl, an inquiry of the nature of public Wealth. 50, 393.
Leitfaden zur gründl. Erlernung der engl. Sprache. 36, 285.
Lenhoſſeck, Mich., Unterſuchungen über Leidenſchaften und Gemüthsaffekten. 49, 385.
Lichtbote für 1806. EB. 19, 147.
Linck, Joh. W., Verſuch einer Geſchichte der Thiere. 31, 247.
Linde, S. G., Grundſätze der Wortforſchung. 38, 303.
Lobethan, Fr. G., die fürſtl. Anhaltiſche Proceſsordnung. 48, 377.
Löffler, P. Fr. Chr., Magazin für Prediger 1806. EB. 19, 150.

M.

Merkel, G., die Vorzeit Liefflands, 1 — 2 B. EB. 26, 201.
Militärreglement, allgem., für den Schweizeriſchen Bundesverein. 31, 241.
Millin, A. L., Hiſtoire metallique de la Révol. françaiſe. 41, 321.
Mozin, neues franz. A B C. Buch, 1 — 2 Th. 36, 287.
Müller, H. C., die Wunder der Thier- und Pflanzenwelt. 33, 263.

N.

Nyſtröm, Nils., neu entdeckte Mittel Feuersbrünſte zu löſchen. EB. 24, 191.

P.

Pallas, P. Sim., Illuſtrationes Plantarum. EB. 17, 134.
Petit-Thouars, A., Hiſtoire des Végétaux. EB. 25, 198.
Petri, Fr. E., neuer Dollmetſcher aller in unſrer Umgangsſprache üblichen fremden Ausdrücke. 41, 326.
Piſchon, J. C. u. G. A. *Hanſtein*, neue homilet. kritiſche Blätter 1806. FB. 19, 150.

R.

Rege und *Steineck*, Pittoresken aus Niederſachſen, 1ſter Heft. 34, 271.
Regeln, die vorzüglichſten der Katechetik. EB. 17, 136.
Rehkopf, G. W., Predigerjournal für Sachſen 1806. EB. 19, 151.
Reinhard, Fr., Predigt am Gedächtnisſtage der Kirchenverbeſſerung. EB. 26, 199.
Repertorium, allg., der Literatur, 3tes Quinq., 1ſter B. 36, 287.
Rieger, P., Katechismus der Baumgärtnerey. 34, 271.
Ritter, C. G. W., die Erfindungen, ein Leſebuch. EB. 17, 136.

S.

S.

Salfeld, J. Ch., Beyträge zur Kenntnifs d. Braunfchw. Kirchenwefens, J. 1806. EB. 19, 152.
Sartorius, G., Abhandlungen über den Nationalreichthum. 51, 404.
— — *f. Smith.*
Schmidt, Chr. L., Repertorium für die Literatur der Bibel 1806. EB. 19, 148.
Schneider, Joh., Abhandlung über den Kinbackenkrampf. 29, 228.
Schöpfer, Fr. X., Flora oenipontana. 35, 278.
Schuderoff, J., Journal für Veredlung des Predigerftandes 1806. EB. 19, 151.
Schulze, Chr. G., Biographieen zweier glücklichen Kaufleute. 33, 263.
Sickler, J. V., Befchreibung einer neuen Drefchmafchine. 36, 285.
Skrimfhires, erfter Unterricht in der Chemie, a. d. Engl. v. Ch. G. *Senkeifen*. 34, 265.
Smith, A., von den Elementen des Nationalreichthums, a. d. Engl. von G. *Sartorius*. 51, 408.
Sohn, der, des Waldes. 42, 375.
Sprengel, C., Florae Halenfis tentamen novum. 35, 273.
Stäudlin, K. Fr., Magazin für Religionsgefchichte 1806. EB. 19, 149.
Steinbrenner, W. L., Naturlehre in Fragen und Antworten. 50, 399.
Stix, K., Anfangsgründe der Rechenkunft. 38, 302.
Stockel, F. H., Handbuch für Lackirliebhaber. EB. 16, 118.
Strafs, Fr., Fragment über die Pflichten des Erziehers. 44, 351.

T.

Tafchenbuch für Freunde des Obftbaues. 41, 327.
Tiemann, Joh. Chr., Gedanken über Verbeffer. des Schulwefens. 29, 232.
Tittmann, C. A., rechtliche Bemerk. über die Gränzen des Buchhändlerrechts. 40, 317.
Trucheman oder franzöfifcher Dollmetfcher. 50, 399.

U.

Ueber den Eidfchwur nach Grundfätzen des Chriftenthums. 29, 231.
Ueber die Auswanderung der Schwaben nach preufsifch Polen. 51, 407.
Unterricht in der chriftl. Glaubenslehre. EB. 23, 184.

V.

Vater und Tochter, ein Familiengemälde. 42, 336.
Verordnung über die Militärverfaffung des Kantons Bern. 31, 241.
Verzeichnifs der Baumfchule zu Hernals bey Wien. 44, 351.
Vollbeding, J. Chr., kurzgefafstes Wörterbuch der poln. Sprache. 42, 335.

W.

Wagnitz, H. B., liturgifches Journal 1806. EB. 19, 150.
— — — neues Journal für Prediger. EB. 19.
Wahrmuth, G., Obftbüchlein für Bayern. 4 -
Weismann, Joh. H., das Lehrbuch der Me - 30, 233.
Wolfsein, J. Fr., Deutfchlands Feldba - EB. 25, 193.

Z.

a. Zimmerl, Joh. M., Tafchenbuch für Kaufleute 1803. 30, 239.
Zink, J. F., über den Einfluss der wiffenfchaftl. Bildung auf die Moralität. 28, 223.
v. Zobel, J. K., Magazin für biblifche Interpretation 1805. EB. 19, 149.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ift 122.)

II. Verzeichnifs der im Intelligenzblatte enthaltenen Nachrichten.

Ankündigungen von Autoren.

Voss, Fortfetzung feiner Zeiten 14, 105.

Ankündigungen von Buchhändlern.

Bäcker, in Duisburg 1, 93. *Degen* in Wien 12, 93. *Heckefen* in Helmftadt 13, 103. Geographifches Inftitut in Weimar 15, 113. *Göfchen* in Leipzig 16, 122. *Gräff* in Leipzig 11, 87. 12, 92. 13, 103. *Gredy* in Erlangen 11, 88. Landes-Induftrie-Comptoir in Weimar 9, 71. 11, 85. 16, 121. 124. Rengerfche Buchhandlung in Halle 9, 69. 16, 122. Societäts-Buch- u. Kunfthandlung in Halle 9, 70. 12, 92. 16, 121.

Befor-

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Albers in Bremen 12, 92. *Aſchenbrenner* in Bamberg 12, 92. *Camper* in Leyden 12, 92. *Ditmayer* in Bamberg 12, 92. *Jäck* in Bamberg 12, 92. *v. d. Linden* in Leyden 12, 92. *v. Marum* in Harlem 12, 92. *v. Sömmering* in München 12, 92. *Treviranus* in Bremen 12, 92. *Wagner* in St. Gangolph 12, 92.

Todesfälle.

Brentano, Sophie in Heidelberg 10, 78. *Carmontel* in Paris 10, 79. *Drummer* in Bamberg 12, 92. *Kalkbrenner* in Paris 10, 78. *Kluit* in Leyden 10, 80. *v. d. Lith* in Marburg 10, 78. *Luzac* in Leyden 10, 80. *Renou* in Paris 12, 92. *Stocker* im Kloſter Maria Mayingen im Ries 10, 80.

Univerſitäten, Akad. u. and. gel. Anſtalten.

Bamberg, Gymnaſium 11, 82. *Berlin*, Akad. der Wiſſenſchaften 12, 89. *Beſançon*, Akad. der Wiſſenſchaften 12, 89. *Haag*, Geſellſchaft zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion; Preiſe 13, 97. *Landshut*, Univerſität 11, 81. *Marſeille*, Akademie 12, 89. *Montauban*, Akademie 12, 91. *München*, Akademie 12, 89. *Neapel*, Univerſität 11, 81. *Paris*, College de France 11, 82. Nationalinſtitut 12, 90. *Presburg*, Gymnaſien 11, 83. *Schwaben*, Schulweſen 11, 84. *Ungarn*, theologiſche Anſtalten 11, 86.

Vermiſchte Nachrichten und Anzeigen.

Anfrage wegen Luzac 16, 127. Antwort des Rec. auf Eichſtädts Antikritik 15, 117. *Arndt*, Prof., Nachrichten von ſeiner Reiſe 9, 70. Aufforderung an A. W. *Schlegel* 11, 88. Bücherverkauf in Leipzig und Weimar 16, 126. Cenſurangelegenheiten, däniſche 11, 91. *Glatz*, Erklärung gegen Hülfmann 16, 128. *Konopack*, nimmt ſich der Univerſität Halle an 12, 96. Literatur, holländiſche, Ueberſicht von 1801 — 1804., medicin. 9, 65. 10, 73. Nachricht, wegen Fortdauer der Schule in Kloſterberge 16, 127. *Oeſtreich*, literariſche Notizen daher 13, 100.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. März 1807.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Mad. Huzard: *Novae Hollandiae plantarum specimen.* Auctore *Jacobo Juliano Labillardière*, instit. nation. socio. Fasc. 8 — 22. folio. 1805. 1806.

Wir fahren fort, aus diesem wichtigen Werke, dessen erste Hefte wir (A. L. Z. 1805. Nr. 337.) angezeigt haben, die vorzüglichsten Entdeckungen auszuheben.

Cl. V. *Campanula litoralis*, kommt mit *C. gracilis Smith. exot. bot.* t. 45. sehr überein, welche letztere aber mit *Forsters* gleichnamiger Pflanze nicht zu verwechseln ist. *Lobelia gibbosa*, gränzt so nahe an *L. Tupa*, dass man sie kaum davon unterscheiden kann. *Lobelia alata, caule alato, foliis radicalibus ovato-lanceolatis dentato-glandulosis, floribus axillaribus*, ausgezeichnet und neu. *Lobelia cuneiformis* kommt der *Lob. goodenioides Willd. hort. berol.* t. 30. etwas nahe, ist aber doch durch den Blüthenstand (*flor. axillares*) unterschieden. *Lobelia heterophylla, foliis radicalibus oblongis, caulinis pinnatifidis, summis linearibus integerrimis, floribus pedunculos aequantibus. Goodenia elongata, hispida* (davon drückt das Kupfer nichts aus) *foliis oblongis integerrimis, pedunculis filiformibus longissimis.* Gute Bemerkung, dass bey mehrern Arten die Scheidewand fehle; diese gehören aber zur Gattung *Selliera Cav. anal.* n. 1. *Goodenia repens, caule decumbente radicante, foliis carnosis integerrimis corollisque glabris, floribus bibracteatis. Velleja trinervis. Smith's Velleja* scheint dem Rec. einerley mit *Selliera Cav.* zu seyn. *Scaevola globulifera, foliis lanceolatis dentatis nervosis, floribus axillaribus. Scaevola crassifolia, foliis obovato-spathulatis denticulatis crassis, floribus spicatis bracteatis. Scaevola cuneiformis, foliis lanceolatis basi attenuatis dentatis, bracteis integerrimis.* (Dieselbe oder eine sehr ähnliche brachte *Forster* aus Neu-Kaledonien als *Sc. saligna* mit.) *Cyathodes*, eine neue Gattung, mit *Baeobotrys* und *Styphelia*, doch mehr mit letzterer verwandt. *Cal. 5phyllus, basi squamulis imbricatis; germen urceolo cinctum. Bacca polysperma aut drupa 8locularis.* Das ist doch eine zu grosse Verschiedenheit der Früchte, um nur eine Gattung auszumachen. *C. glauca, fol. lanceolatis integerrimis subverticillatis, fructibus drupaceis sessilibus axillaribus.* Diese Art würden wir eher zur *Styphelia* gezogen haben; aber die folgende, *C. disticha*, gehört unstreitig hieher, und ist eine ausgezeichnet schöne Art. *Pogonia tetrandra, foliis lanceolatis serratis, pedunculis axillaribus umbellatis. Ceanothus spathulata, foliis spathulatis integerrimis aveniis subtus tomentosis, racemis axillaribus terminalibusque. Ceanothus globulosa, foliis spathulatis integerrimis venosis, subtus tomentosis, cymis pedicellatis subcapitatis. Pomaderris* (nicht gut zusammengesetzt: denn πῶμα und δέρρις stehn beide im Nominativ. Besser wäre *Hymenopoma*), *Cal. turbinatus 5fidus. Pet. 5 fornicata staminibus opposita. Capsula 3cocca, membrana operculata.* Zu dieser Gattung mag wohl *Ceanothus discolor Venten. Malmais.* t. 58. gehören. Hier sind zwey Arten: *Pom. elliptica, foliis ovalibus integerrimis subtus tomentosis, cymis terminalibus confertis. Pom. apetala, foliis ovato-oblongis duplicato-serratis* (? *eroso-dentatis*) *floribus apetalis racemosis. Lasiopetalum triphyllum, foliis ternis, lateralibus cordato-ovatis integris, intermedio oblongo sinuato, floribus apetalis, filamentis* 10, *alternis sterilibus. Billardiera longiflora, volubilis, foliis lanceolatis aveniis laevibus, petalis longissimis margine introflexis. Bill. fusiformis, subscandens, foliis lanceolatis subhirsutis, antheris conniventibus.* Daher rechnet der Vf. diese Gattung zu den *Solanaceis. Viola hederacea, stolonibus reptantibus, foliis cordatis subrepandis, caule unifloro.* Gehört mit *V. verticillata* zu den *ecalcaratis*, die billig eine neue Gattung machen. *Actinotus* (ist *Eriocalia Smith. exot. bot.* t. 78. 79.) eine höchst merkwürdige Gattung, die den Uebergang von den Umbellaten zu den *Compositis* macht, und neben *Astrantia, Azorella* und *Hydrocotyle* steht. *Astrantia Epipactis* ähnelt ihr schon sehr. Der Gattungs-Charakter besteht in der einfachen gedrängten Dolde, die beynahe einen Knopf bildet, und in wolligen, lanzetförmigen, gefärbten Hüllblättern, die viel länger als die Dolde sind. Die Blume hat keine Krone, sondern nur einen fünftheiligen Kelch, und die Samen sind behaart. Der Vf. nennt die hier dargestellte Art: *Actinotus Helianthi*; es ist *Smith's Eriocalia major. Thesium drupaceum, aphyllum, ramulis striatis angulatis subdentatis, filamentis alternis sterilibus, fructu drupaceo. Canthium quadrifidum, foliis lanceolatis acuminatis oppositis, floribus axillaribus. Coprosma hirtella, foliis lanceolatis, capitulis pedicellatis, staminibus inclusis, stylis longissime exsertis hirsutis. Chenopodium baccatum, foliis lanceolatis integerrimis, racemis compositis terminalibus masculis et femineis, fructu baccato.* Könnte wegen der Frucht wohl zur *Anabasis* gerechnet werden; indessen geben wir dem Vf. Recht, dass es eher ein *Chenopodium* ist. *Swertia parnassifolia, foliis radicalibus cordatis, caulinis lanceolatis alternis. corollis quinquepartitis. Eryngium vesiculosum,*

Digitized by Google

ſum, ſtolonibus reptantibus, foliis lanceolatis pinnatifido-ſpinoſis, ſeminum veſiculis acuminatis. Azorella lanceolata, umbellis compoſitis, foliis lanceolatis integerrimis. Azorella ovata, umbellis compoſitis, foliis ovatis imbricatis. Azorella compreſſa, umbellis compoſitis, caule compreſſo ſubaphyllo. Scandix glochidiata (offenbar eine *Caucalis*). *Apium proſtratum, foliis ternato-pinnatis, foliolis cuneiformibus inciſis, umbellis oppoſitifoliis.* (*Venten. Malmaiſ.* t. 81.) *Stackhouſia monogyna, ſtylo tripartito, foliis obovato-lanceolatis. Droſera binata, ſcapo radicato, petiolis folio binato lineari longioribus. Droſera ſpathulata*, fehr nahe mit *Dr. longifolia* verwandt, doch verſchieden. *Droſera peltata Thunb.* (vgl. *Smith's exot. bot.* t. 41.)

Cl. VI. *Borya*. Dieſe Gattung kann füglich wegbleiben, ſie hat alle Charaktere mit *Aphyllanthes* gemein. Die Art, die hier vorkommt, *B. nitida*, würde *Aph. auſtralis* heiſsen, und folgendes die ſpecifiſche Differenz ſeyn: *Aph., fruticoſa, ramis radicantibus, foliis linearibus perennantibus, ſtigmate capitato;* dagegen *Aph. monſpelienſis, foliis radicalibus gramineis, caule nudo, ſtigmate tripartito. Hypoxis hygrometrica, foliis lineari-ſetaceis piloſis ſcapum ſubnudum uniflorum aequantibus. Ornithogalum dichotomum, petalis alternis ciliatis, caule dichotomo ſubaphyllo, foliis linearibus piloſis. Ornith. triandrum, petalis alternis ciliatis, ſcapo umbellato, foliis linearibus piloſis ſcapum ſubaequantibus, floribus triandris. Aletris punicea, foliis lineari-lanceolatis ſtriatis crenulatis, ſcapo ſubfolioſo. Anopterus. Cal. 6fidus perſiſtens. Cor. tubo breviſſimo ſexloba. Capſ. 1locularis 2valvis. Semina alata, valvularum marginibus adfixa.* Eine Art: *An. glandulofus. Loranthus floribundus* (einerley mit *Lor. punctatus fl. peruv.*). *Frankenia tetrapetala, floribus ſolitariis 4petalis, foliis teretibus punctatis baſi ſolutis. Gahnia pſittacorum, paniculae denſae ſpiculis oblongis, altero floſculo ſterili aut 0. Gahnia trifida, paniculae capitulis ſubgloboſis, ſtylo 3fido. Ehrharta diſtichophylla, foliis diſtichis linearibus, ſpica compreſſa. Ehrh. ſtipoides, panicula flexuoſa ſimplici, pedicello corollae exterioris ariſtatae piloſo. Lomandra. Cal. 6phyllus perſiſtens, baſi ſquamis imbricatis cinctus. Cor. 0. Antherae margine circulari cinctae orbiculares. Capſ. ſupera 3locularis 3valvis. Sem. arillata. L. longifolia, foliis planiuſculis apice dentatis ſcapo longioribus, antheris conformibus. L. rigida, foliis vaginantibus diſtichis craſſis apice dentatis, antheris alternis emarginatis.* Dieſe Gattung gehört offenbar zu den *Juncis. Campynema* (beſſer *Campylonema*). *Cor. 6petala perſiſtens ſupera. Filam. recurva. Capſ. 3locularis polyſperma.* Eine Art: *Camp. lineare.*

Cl. VIII. *Tetratheca piloſa, foliis ſparſis canleque piloſis, ſummis linearibus integerrimis, laciniis calycinis ſuborbiculatis. Tetr. glandulofa, foliis alternis ovato-oblongis dentatis cauleque piloſo-glandulofis, laciniis calycinis ovato-lanceolatis. Boronia piloſa, foliis pinnatis linearibus piloſis, floribus axillaribus ſolitariis.* (Mit *B. pinnata Andrews repoſ.* t. 58. ſehr nahe verwandt.) *Bor. tetrandra, foliis pinnatis ſpathulatis glabris, filamentis alternis ſterilibus. Bor. Pilanema, foliis ſimplicibus oblongis oppoſitis integerrimis, pedunculis ſolitariis unifloris ebracteatis, filamentis glabris.* (Kommt mit *B. parviflora Smith tract.* t. 6. überein.) *Polygonum appreſſum, foliis orbiculatis crenulatis, racemis ſimplicibus axillaribus, ſtylis appreſſis ſubcrenulatis. Haloragis racemoſa, foliis lanceolatis ſerratis ſeſſilibus, racemis terminalibus axillaribusque. Hal. digyna, foliis alternis linearibus integerrimis, floribus axillaribus confertis.*

Cl. X. *Pultenaea juniperina, foliis linearibus mucronatis glabris, floribus axillaribus terminalibusque ſubſolitariis, bracteis integerrimis pedunculum ſubaequantibus. Pult. dentata, foliis linearibus tuberculatis, capitulis terminalibus bracteatis, appendiculis dentatis calycem aequant. Aotus ferruginea, foliis linearibus obtuſis margine revolutis, floribus axillaribus ramulis ſummi ferrugineis. Gompholobium latifolium, foliis ternatis ſpathulato-linearibus, ramulis angulatis glabris, carina fimbriata.* (Iſt mit *G. pſoraleaefolium Hooker paradiſ. lond.* t. 6. und *Gomph. fimbricatum Smith exot. bot.* t. 58. einerley; von *G. latifolium Smith annal. of bot.* 1. aber unterſchieden). *Gomph. tomentoſum, foliis impari-pinnatis 2—3jugis ſtipulaceis, caule tomentoſo. G. ellipticum, foliis ſimplicibus oblongis acuminatis ſubverticillatis, capitulis terminalibus racemoſis. G. ſpinoſum, aphyllum, ramis ſpineſcentibus dichotomis, floribus ſolitariis. Daviesia umbellata, foliis alternis lanceolato-linearibus pungentibus, ramis ſpineſcentibus, pedunculis axillaribus ſubumbellatis quaternis, calyce truncato. Dillwynia obovata, foliis oblongis baſi attenuatis oppoſitis, floribus axillaribus. Sphaerolobium minus* (iſt einerley mit *Sophora juncea Schrad., Pultenaea juncea Willd., Daviesia denudata Venten.* und *Viminaria denudata Smith. exot. bot.*). *Erioſtemon ſquameus, foliis lanceolatis integerrimis ſubtus ſquamatis, pedunculis axillaribus trifidis. Spergula apetala, caeſpitoſa, foliis linearibus connatis imbricatis, floribus apetalis pentandris.*

Cl. XI. *Pleurandra. Cal. 5partitus. Pet. 5emarginata. Stam. faſciculatim ſecunda. Styli 2. Capſ. ſupera 2locularis, loculis 2ſpermis, biſariam dehiſcens.* Zwey Arten dieſer neuen Gattung: *Pl. ovata, foliis oblongis aſperis, floribus 12andris. Pl. aicularis, foliis linearibus acuminatis glabris, floribus hexandris. Cephalotus follicularis*, eine der merkwürdigſten Pflanzen aus van Leeuwen's Land, die in Rückſicht ihres Baues an *Dionaea Muſcipula* und *Sarracenia* gränzt. Aufser den oblongen, glattrandigen, zugeſpitzten, unten etwas haarigen Blättern, liegen auf dem Boden Schläuche oder Säcke mit Deckeln verſehn, die in der Länge mit hervorſtehenden Falten verſehn ſind, und an der Mündung funfzehn bis zwanzig einwärts gebogene Haken ſitzen haben; der Deckel dieſer Taſchen iſt netzförmig geadert, rund und ausgerandet. Es iſt Schade, daſs der Vf. nichts über die Beſtimmung dieſer merkwürdigen Schläuche ſagt. In Mitte der Wurzelblätter erhebt ſich einen Schuh hoch

Digitized by Google

hoch ein unten dreykantiger Blumenſchaft, der die Blumen in einer Dolde trägt. In einem ſechstheiligen Kelche, ohne Blumenkrone, ſtehn zwölf Staubfäden, an deren Spitze eine Drüſe ſitzt (gerade wie bey *Adenanthera* und *Pedalium*). Sechs Piſtille; die Frucht konnte der Vf. nicht unterſuchen.

Cl. XII. *Calytrix* (beſſer *Trichocalyx*). *Cal. inferus bracteatus, quinquefidus, laciniis ſeta terminatis. Pet. 5 calyci adnata. Capſ. 1ſperma non dehiſcens. C. Tetragonia, foliis ſparſis oblongis tetragonis punctato-glanduloſis, floribus ſolitariis axillaribus. Leptoſpermum ſericeum, foliis obovatis acutis nervoſis calycibusque ſericeis, laciniis perſiſtentibus.* (Gränzt zunächſt an *L. lanigerum.*) *L. marginatum, foliis obovatis trinerviis marginatis ciliatis, floribus decandris lateralibus glomeratis.* (Dieſe Art geht in die Gattung *Metroſideros* über.) *Pileanthus* (beſſer *Pilanthus* (πῖλος) könnte eben ſo gut zur Polyadelphie gezählt werden, gränzt an *Calyptranthes*: denn die Blume hat eine ähnliche Hülle, aber hier iſt eine fünfblättrige Blumenkrone in einem zehntheiligen Kelche. Die Frucht ſcheint auch eine Beere zu ſeyn. *P. Limacis, foliis clavatis ſuperne convexis, inferne ſulcatis* (daher der Trivialname). *Eucalyptus incraſſata, operculo conico calycis longitudine, umbellis axillaribus, pedunculo ancipiti, foliis oblongis craſſiuſculis acuminatis. Euc. viminea, operculo hemiſphaerico longitudine calycis, pedunculis axillaribus trifloris, foliis elongatis linearilanceolatis.* (Wahrſcheinlich einerley mit *Euc. ſaligna Smith.*) *Euc. cordata, operculo hemiſphaerico mucronato, foliis oppoſitis ſeſſilibus cordatis crenatis. Euc. ovata, operculo hemiſphaerico mucronulato, umbellis lateralibus terminalibusque pauciſloris, pedunculis ramulisque ſubteretibus, foliis ovatis ſubcrenatis. Euc. amygdalina, operculo hemiſphaerico mutico, capitulis terminalibus lateralibusque, foliis lineari-lanceolatis.* (*Metroſideros ſalicifolia Gärtn.?*)

Cl. XIII. *Elaeocarpus pedunculatis*, hauptſächlich durch den Blüthenſtand (*pedunculi ſolitarii axillares*) von *El. Dicera Vahl.* unterſchieden: denn die Blätter ſind dieſelben. *Dillenia procumbens, fruticuloſa procumbens, foliis lineari-lanceolatis craſſiuſculis avenis.*

Cl. XIV. *Proſtanthera* (beſſer *Proſthecanthera* προσθήκη), eine neue merkwürdige Gattung: *Cal. 2labiatus poſt antheſin clauſus, labio utroque integro. Antherae appendiculatae* (es iſt ein herabhängender Faden, der in Borſten ausgeht). *Baccae 4 monoſpermae. Proſth. Laſianthus* iſt die einzige Art. *Anthocercis* (beſſer *Cercanthus* oder *Actinanthus*). *Cal. 5fidus. Cor. hypocrateriformis 5fida, laciniis lanceolatis tubo longioribus. Capſ. 2locularis. Anth. litorea* iſt die einzige Art.

Cl. XVII. *Comeſperma*, mit *Polygala* einerley; denn die behaarten Samen und die keulenförmigen Früchte finden ſich auch bey der letztern. *Comeſp. virgata, fol. alternis lanceolato-linearibus acutis, racemis elongatis. (Polygala laxa Thunb.?) Comeſp. retuſa, foliis oblongis obtuſis ſparſis, racemis terminalibus. (Polygala chinenſis L.?) Comeſp. conferta, foliis linearibus ſtrictis imbricatis, racemo terminali. Comeſp. calymega* (beſſer *calycina*), *foliis lanceolatis ſparſis, laciniis calycinis ſubaequalibus. Comeſp. volubilis, caule volubili, foliis lanceolatis, racemis terminalibus, carina tridentata.*

Cl. XVIII. *Calothamnus.* Ein herrliches Gewächs, ausgezeichnet durch blutrothe verwachſene Staubfäden, die, viel länger als die Blumenkrone, ſich in drey Bündel theilen, von denen das eine ſehr breit zweylappig iſt, und 24 bis 30 Antheren oben auf ſitzen hat. Die Blumenkrone beſteht übrigens aus vier Blättern, und der Kelch iſt viertheilig, die Kapſel dreyfächerig. *Cal. ſanguinea* iſt die einzige Art. *Melaleuca ſtriata* (mit *M. geniſtoides* ſehr nahe verwandt). *Mel. pentagona, foliis alternis lineari-lanceolatis ſubtus ſtriatis, calycibus pentagonis globoſo-confertis. M. thymoides, foliis ſparſis oblongis trinerviis, floribus glomeratis. M. ſquamea, foliis ſparſis ovato-lanceolatis trinerviis, floribus glomeratis, cortice ſuberoſo. M. faſcicularis, foliis oppoſitis faſciculatisque linearibus carnoſis, floribus ſolitariis axillaribus. M. cuticularis, foliis oppoſitis confertis linearibus obtuſis craſſiuſculis, floribus ſolitariis axillaribus. M. gibboſa, foliis decuſſatis ovatis trinerviis, ramulis fructiferis tumidis. M. elliptica, foliis oppoſitis ellipticis ſubtus punctatis venoſis, floribus confertis. Aſcyrum involutum* und *humifuſum* würde man für *Hyperica* halten, wenn die Kapſeln nicht einfächerig wären. *Candollea. Cal. 5partitus. Pet. 5. Staminum faſciculi 5. Capſ. 5 uniloculares. Sem. 2arillata. Cand. cuneiformis* iſt die einzige Art.

Cl. XIX. *Aequal. floſculoſ. Podeſperma. Cal. imbricatus. Rec. mammillatum. Papp. plumoſus. Semina latere pedicellata.* Die einzige Art: *Pod. anguſtifolia*, ſieht einer *Staehelina* ähnlich. *Cacalia linearis, fruticoſa, foliis conſertis linearibus obtuſis ſubtus tomentoſis, floribus ſolitariis axillaribus. Cac. ſalicina, fruticoſa, foliis oblongo-lanceolatis crenatis ſubtus tomentoſis, racemis axillaribus. Eupatorium ferrugineum, ſquamis calycinis intimis reflexis, foliis linearilanceolatis aveniis, adultis ſubtus ferrugineis. Eup. roſmarinifolium, ſquamis calycinis intimis reflexis, foliis ſparſis linearibus margine revolutis rugoſis ſubtus tomentoſis. Chryſocoma cinerea* (mit *Chr. nivea* ſo nahe verwandt, daſs Rec. keinen Unterſchied angeben kann.) *Chryſ. reticulata* (wahrſcheinlich eine *Staehelina*, obgleich von der Spreu des Fruchtbodens nichts zu ſehen iſt, aber der *Pappus* iſt *plumoſus.*) *Chryſ. ſquamea, foliis lanceolatis ſubtus tomentoſis, pedunculis elongatis ſquamatis, capitulis terminalibus. Calea aculeata, fruticoſa, foliis linearibus deflexis ſupra aculeatis ſubtus tomentoſis, corymbis faſtigiatis. Calea ſpectabilis, herbacea, foliis lanceolatis venoſis ſubdecurrentibus, panicula terminali. Gnaphalium ſemipappoſum, ſuffruticoſum (? Argyranthemum), foliis linearibus ſubtus tomentoſis, corymbis confertis. Gnaph. apiculatum, herbaceum, foliis ſpathulatis mucronatis baſi tomentoſis, floribus paniculatis, foliolis calycinis ciliatis. Gn. collinum* (zunächſt neben *Gn. involucratum Forſt.*, aber unterſchieden durch die ſehr

Digitized by Google

ſehr kurze gemeinſchaftliche Hülle, und durch die ſtumpfen Kelchſchuppen). *Elichryſum dealbatum, herbaceum, foliis lanceolatis ſubtus ſericeis albidis, pedunculis unifloris nudiuſculis. El. ſcorpioides, herbaceum, foliis lanceolatis ſupra ſubpapilloſis ſubtus lanuginoſis, pedunculis unifloris ſquamoſis (El. ſtoloniferum?). El. papilloſum, foliis lanceolatis papilloſo-piloſis, calycibus bracteatis terminalibus.* (Durch den Ueberzug der Blätter und die graue Farbe der Kelche von *El. bracteatum Venten.* unterſchieden.) *Erigeron Pappochroma, foliis radicalibus obovatis ſerratis glabris, caulinis integerrimis lanceolatis, ramis unifloris folioſis. Senecio quadridentatus* (iſt doch eher eine *Conyza*). *After phlogopappus, foliis oblongis dentatis ſubtus tomentoſis, junioribus ſupra ſtellato-hiſpidis, paniculis corymboſis, pappo colorato. Aſt. ſtellulatus, fruticoſus, foliis lanceolatis ſerratis ſubtus tomentoſis, junioribus ſupra ſtellato-hiſpidis, paniculis corymboſis. Aſt. glanduloſus, fruticoſus, foliis linearibus crenato-glanduloſis pellucidis, ramis corymboſis. Aſt. ramuloſus, fruticoſus, foliis linearibus ſparſis margine revolutis, ramulis unifloris. Aſt. microphyllus, fruticoſus, foliis faſciculatis ovalibus ſubtus niveis deflexis, ramulis unifloris. Aſt. aculeatus, fruticoſus, foliis linearibus ſparſis margine revolutis, ſupra aculeatis ſubtus tomentoſis, ramis ſubracemoſis. Aſt. argophyllus, fruticoſus, foliis lato-lanceolatis dentatis ſubtus ſericeis, panicula ramoſa, radiis ſubternis. Aſt. myrſinoides, fruticoſus, foliis obovatis ſubtus tomentoſis ſubcrenulatis, corymbis ſubtrifloris, radiis ſubternis. Aſt. viſcoſus, fruticoſus, foliis oblongis oppoſitis integerrimis ſupra viſcoſis ſubtus tomentoſis, corymbis terminalibus. Bellis graminea, caule ſimplici folioſo unifloro, foliis lanceolato-linearibus integerrimis. Bellis ſtipitata, ſcapis unifloris baſi ſubſquamoſis, foliis obovato-oblongis dentatis, ſeminibus apice cornutis. Bellis aculeata, caule ramoſo, foliis lanceolatis remote ſerratis, ſeminibus marginatis apice aculeatis. Bellis ciliata, caule ramoſo, foliis pinnatis lineari-ſubulatis, ſeminibus marginatis ciliatis. Podolepis. Cal. imbricatus, ſquamis ſubpedicellatis. Rec. nudum. Pappus piloſus. P. rugata*, die einzige Art. *Siloxerus* (beſſer *Stylonceros*). Höchſt merkwürdig. In einem runden Knopfe, von einigen Blättern unterſtützt, ſitzen viele zwey- bis fünfblüthige Kelche auf einem haarigen Fruchtboden zwiſchen Spreublättchen. Die Samen ſind umgekehrt pyramidaliſch, mit Drüſen, und oben mit einem gezähnten Krönchen beſetzt. Das Piſtill iſt nach unten ſehr geſchwollen: daher der Name (ὄγκηρος). Die einzige Art *St. humifuſus* gränzt an *Sphaeranthus* oder *Spilanthes.*

Cl. XX. *Diſperis alata*, iſt eher eine *Ophrys*, und kommt, wegen der geflügelten Säule, mit *Bonatea* überein. *Epipactis reflexa, ſcapo tereti unifloro, foliis ovato-oblongis, labello integro marginibus inflexo, petalis binis reflexis. Ep. cucullata, ſcapo ſubunifloro, folio altero cucullato vaginante, labello integro acuto ſupra tomentoſo. Malaxis ſubulata* (iſt ein *Oncidium Swartz*). *Stylidium piloſum, foliis radicalibus gramineis, ſcapo paniculato, laciniis calycinis partitis. Styl. glaucum, foliis radicalibus ſubſpathulatis integris glaucis, caule paniculato. Styl. graminifolium Swartz. Styl. ſetaceum, foliis ſetaceis, ſcapi gracilis racemo ſimplici, laciniis calycinis dentatis. Styl. Armeria, foliis lineari-lanceolatis integerrimis, ſcapo racemoſo. Styl. umbellatum, foliis linearibus ſcapo umbellato.*

Cl. XXI. *Caſuarina quadrivalvis*, dioica, *ramulis flaccidis, ſtrobilorum ſquamis villoſis, calyce maſculorum quadrivalvi. Carex litorea, ſpicis maſculis ſubbinis terminalibus, femineis ſubquaternis breviter pedunculatis erectis, fructibus ellipticis bifurcatis ſquama ovato-lanceolata majoribus, culmo teretiuſculo. Myriophyllum amphibium, foliis obovato-oppoſitis, floribus ſolitariis axillaribus.*

Den Standort bemerkt der Vf. nicht weiter, als überhaupt: *van Diemens Land, van Leeuwen Land.*

KLEINE SCHRIFTEN.

PASTORALWISSENSCHAFTEN. *Liegnitz u. Leipzig*, b. Siegert: *In welchen Verhältniſſen ſteht der Geiſtliche gegen den Schullehrer?* Von einem katholiſchen Pfarrer der Breslauer Diöces. 1805. VIII u. 94 S. 8. (5 gr.) — Statt einer dem Titel nach zu vermuthenden Beleuchtung deſſen, was der Schullehrer dem Prediger leiſten müſſe, welche Forderungen dieſer an jenen, und welche Rechte er über ihn habe, wenn er in ſeinem Amte das ſeyn will, was er ſeyn ſoll, und welche Anſprüche dagegen der Schullehrer an den Prediger habe, findet man hier nur die erforderlichen Kenntniſſe, die Pflichten und die Beſchwerden des Predigers gegen die des Schullehrers aufgeſtellt, um ſie auf beiden Seiten als groſs, wichtig, und, was die Kenntniſſe und Pflichten betrifft, als höchſt wirkſam, jede in ihrer Art, zu erkennen, woraus nachher die gegenſeitige Achtung, welche beide Stände für einander haben, und das mehr freundliche Wohlwollen (der Vf. fordert ſelbſt Freundſchaft in dem hohen Sinne des Worts), in welchem ſich der Prediger dem Schullehrer nähern ſoll, gefolgert werden. Dieſs Letztere kann aber doch nur dann möglich ſeyn, wenn der Schullehrer zu den richtig gebildeten Männern gehört. Dieſs, hofft der Vf., werde nun bey dem, durch den Fürſt-Biſchof auf königl. Verwilligung und Koſten neu angelegten Schullehrer-Seminarium immer der Fall ſeyn. Wir wünſchen es mit ihm aufrichtigſt, wiſſen aber aus näherer Kenntniſs mehrerer Seminarien dieſer Art, daſs aus ihnen mancher Aftergebildete hervorgehe, dem der weiſe Prediger nicht mit Freundſchaft entgegen kommen darf. — Die oft wiederholten ſchmeichelnden Lobſprüche des Vfs. auf die Stifter und die Directoren des Seminars dürften übrigens eben ſo wenig gefallen, als der Stil deſſelben, der bald geziert, bald wieder durch Kraftausdrücke verunſtaltet iſt; denn mit Schmutz, Schlamm, Koth, ſinkenden Pfützen, literariſchem Koth, mit welchem die Schäflein beſudelt werden, hat es der Vf. viel zu thun. S. 30. wird ſogar ein Mann, der gute Bücher lieſt, mit demjenigen verglichen, der guten Dünger in den Acker wirft.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. März 1807.

GESCHICHTE.

München, im akad. Bücherverlag: *Neue hiſtoriſche Abhandlungen der baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften.* — *Erſter* Band. 1804. 40½ Bogen. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) *Zweyter* Band. 1804. 18½ Bog. gr. 8. nebſt 2 genealog. Tafeln und einer Karte. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die hiſtoriſche Klaſſe der kurpfalzbayerſchen Akademie der Wiſſenſchaften in München, die ſich bereits während eines Zeitraumes von mehr als 40 Jahren durch ihre Bemühungen um die Aufnahme der Geſchichtskunde ihres Vaterlandes ein bleibendes Verdienſt erworben hat, fährt rühmlich fort, dem Publikum in dem vorliegenden Werke die Früchte ihrer weitern hiſtoriſchen Forſchungen vorzulegen, und erwirbt ſich dadurch einen gegründeten Anſpruch auf wiederholten Dank der literariſchen Welt. Die gegenwärtigen Abhandlungen ſind indeſſen, wie ſich ſolches von einer Sammlung mehrerer Aufſätze von verſchiedenen Verfaſſern wohl denken läſst, weder in Rückſicht auf ihren Inhalt, noch auf ihre innere Güte von *gleichem* Werth.

Den Reihen führet eine ſchon im J. 1789. eingeſandte Abhandlung des Hn. *Vinzenz v. Pallhauſen*, kurfürſtl. geheimen Staatsarchivars, an, worin folgende Preisfrage beantwortet wird: Waren einſt die ſämmtlichen heutigen Reichsſtände in Bayern auch ſämmtlich bayerſche Vaſallen? — Wann und durch welche Veranlaſſungen ſind ſie zur unmittelbaren Reichsſtandſchaft gelangt? — Der Stoff iſt intereſſant; die Ausführung gröſstentheils gut; aber doch nicht über allen Tadel erhaben. Der Vf. iſt zuweilen weitläufig, wo es nicht nöthig war, und zu kurz, wo er ausführlicher hätte ſeyn ſollen. Eine unnütze Weitläufigkeit kündigt ſich ſchon in den erſten *zwey* Abſchnitten an. Im *erſten* wird gezeigt, was man unter Reichs- und Kreisſtänden, unter Reichsunmittelbarkeit und Mittelbarkeit, und Regalien, Reichsfürſten, Reichsprälaten, Vaſallen und dergleichen verſtehe. (Solche Notizen ſollte man doch in eine akademiſche Abhandlung nicht aufnehmen). Im *zweyten* Abſchnitte holt der Vf. ziemlich weit aus. Er liefert eine Geſchichte der erſten Kirche zur Beſtimmung der Gränzen zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht. Das meiſte von dem, was hier vorkommt, hätte als bekannt vorausgeſetzt und nur kurz angedeutet werden können. Der ganze *dritte* Abſchnitt beſchäftigt ſich mit der Geſchichte der Verbreitung der chriſtlichen Religion in Deutſchland überhaupt, und beſonders in Bayern. Erſt im *vierten* Abſchnitte fängt der Vf. an, ſich ſeinem Stoffe zu nähern, indem er darin von der Errichtung der Biſthümer in Bayern handelt. Die Geſchichte der Stiftung und der Dotation derſelben iſt aber hier wieder viel zu umſtändlich erzählt. Doch wird bey dieſer Gelegenheit ziemlich befriedigend gezeigt, daſs der Herzog Theodo die Biſthümer aus landesherrlicher Macht geſtiftet habe. In Anſehung des Biſthums Salzburg finden wir unter den ſchon bekannten Beweiſen S. 42. einen ganz neuen, der allerdings von dem ſcharfen hiſtoriſchen Blicke des Vfs. zeugt. Er erinnert nämlich, daſs, wenn die fränkiſchen Könige oder die Pipinger nur den geringſten Einfluſs als Oberherrn bey Errichtung der bayerſchen Biſthümer gehabt hätten, der Biſchof Arno, welcher ſelbſt ein Günſtling und Vertrauter Karls des Groſsen war, in ſeiner *Annotatione ap. Hund. Metrop. Salisb.* T. I. S. 87. gewiſs deſſen Vater, oder Groſsvater um ſo mehr dankbar würde erwähnt haben, da er dieſe Annotation gleich im erſten Jahre der Regierung Karls in Bayern, und ſelbſt auf deſſen Befehl verfaſst hatte: ein Umſtand, den bisher noch kein Geſchichtsforſcher bemerkt hat. Vom *fünften* bis zum *zehnten* Abſchnitte (nur den *ſechsten* abgerechnet, wo wieder einige Thatſachen aus der allgemeinen Kirchengeſchichte von dem Anſehen des Papſtes in Beziehung auf weltliche Macht, und von deſſen Einfluſs in die groſsen Staatsgeſchäfte aufgeſtellt werden) bemüht ſich Hr. *v. P.* zu zeigen, daſs die bayerſchen Biſchöfe ſowohl zur Zeit der Agilolfinger, als der Karolinger, und der folgenden Regenten bis zu Otto von Wittelsbach unmittelbar unter der Landeshoheit der bayerſchen Herzoge geſtanden, aber immer mehr Privilegien und Freyheiten erhalten, und ſich zu gröſserm Anſehen emporgeſchwungen haben. Im Ganzen kann man mit dieſer Ausführung zufrieden ſeyn. Aber unter den Beweiſen kommen doch einige vor, die nicht ſtrenge genug ſind; einige angeführte Gründe beweiſen das nicht, was ſie beweiſen ſollen, und manches iſt viel zu einſeitig dargeſtellt. Die Auslegung einer Stelle aus den *Legg. Bajuar.* S. 48 u. f. *Si Epiſcopus contra aliquem culpabilis apparet, mallet eum ante Regem vel Ducem*, iſt gezwungen, und durch keinen gültigen Beweis unterſtützt. Aus dem Rechte der Herzoge, die Biſchöfe zu den Landtagen und Concilien zu berufen, dürfte wohl nicht ſo ganz unbedingt eine Landeshoheit derſelben über ſie gefolgert werden kön-

Digitized by Google

können. Ihre Gegenwart war deswegen nothwendig, weil auf den Landtagen zugleich auch geistliche Dinge verhandelt wurden, weil sie *Comitia mixta* waren, wie der Vf. S. 51. in einer Anmerkung selbst gesteht. Er unterscheidet nicht immer genau zwischen den Verhältnissen der Bischöfe und bayerschen Regenten, in so fern diese letztern selbstständige Herzoge, oder zugleich fränkische und deutsche Könige waren; und er schliefst zuweilen unrichtig von dem, was jene den Königen, als Königen, leisten mufsten, auf das, was sie den Herzogen zu leisten hatten. Zuweilen ist die Rede nur von Bürden, welche die niedere Geistlichkeit zu tragen hatte, und der Vf. nimmt es auf den Fufs, als wäre auch von den Bischöfen die Rede. Zum Beweise wollen wir hier nur auf den *neunten* Abschnitt aufmerksam machen, worin von dem Verhältnisse der bayerschen Bischöfe zu den Regenten aus dem sächsischen Hause die Rede ist. Im *eilften* Abschnitte ist der Investiturstreit zu kurz und oberflächlich erzählt. (Nach S. 97. trug Heinrich IV. darum auf eine neue Papstwahl an, weil Gregor VII. dem Könige Salomo von Ungarn einen Verweis gegeben hatte, dafs er das Königreich Ungarn von jenem zu Lehen genommen habe. Wie ist es möglich, so etwas in den Tag hinein zu schreiben? Um einen Gewährsmann seiner Angaben scheint übrigens Hr. *v. P.* nie in Verlegenheit zu kommen. Oefter werden *Aventin*, *Falkenstein*, *Brunner* und andere genannt, wenn von Begebenheiten des elften, oder zwölften Jahrhunderts gesprochen wird. Dafs der Papst Gregor VII. die Investituren in der Absicht verboten habe, nicht nur die geistlichen Güter, sondern auch die weltlichen Fürsten seiner Oberherrschaft zu unterwerfen, mufs S. 96. *Lory* durch sein Zeugnifs bestätigen.) Dafs die bayerschen Bischöfe ihres beständigen Emporstrebens ungeachtet der Landeshoheit der Herzoge stets unterworfen waren, suchte der Vf. in den bisher angezeigten Abschnitten darzuthun. Der zweyte und dritte Punkt der Preisfrage: wann, und durch welche Veranlassungen sie zur unmittelbaren Reichsstandschaft gelangt seyen? werden im *zwölften* Abschnitte beantwortet. Das Resultat ist, dafs sie sich unter Otto VI. von Wittelsbach der Oberherrschaft entzogen haben. Die Veranlassung wird S. 110. u. f. so angegeben: „Die Bischöfe, welche fürchteten, dafs Otto, als ein Abkömmling Arnulfs, seine alten Hausrechte, das *jus regium*, und die Landeshoheit über sie behaupten möchte, benutzten diese Gelegenheit, huldigten ihm nicht, und unterwarfen sich dem König Friedrich als ihrem Schutzherrn. Otto mufste sich begnügen, dafs ihm Friedrich sein Stamm- und Erbland wieder eingeräumt hatte, und das übrige alles geschehen lassen." Wenn je bey einer Gelegenheit, so hätten wir bey dieser gewünscht, dafs alle Punkte vorstehender Behauptung durch gültige Zeugnisse strenge wären bewiesen worden. Allein zum grofsen Erstaunen fanden wir kein andres Zeugnifs, als *Aventin. Annal.* B. 6. c. 6. n. 15. und Abts Coelestini *Mausoleum S. Emerami* S. 199. Jener nennet die Bischöfe unter denjenigen nicht, die dem neuen Herzoge Otto gehuldiget hatten; und dieser versichert mit dürren Worten, dafs die Bischöfe sich damals der bayerschen Oberherrschaft entzogen haben. Wie wenig Aventins Stillschweigen hierin entscheiden könne, sieht jedermann ein; und die Behauptung des letzten, der ein viel zu später Zeuge ist, kann um so weniger von Gewicht seyn, da er sie durch kein Document unterstützte; und doch wird seine Behauptung S. 163. ein *unverwerfliches* Zeugnifs genannt. Das übrige, was über diesen Gegenstand in dem *zwölften* Abschnitte noch vorkömmt, ist gröfstentheils Polemik gegen zwey Parteyen von Schriftstellern, wovon die einen die Unmittelbarkeit der bayerschen Bischöfe schon in viel frühere Zeiten setzen, die andern aber behaupten, dafs sie sich der Landeshoheit der Herzoge nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert entzogen haben. Am Ende werden im *dreyzehnten* Abschnitte noch Berchtesgaden, St. Emmeram, Nieder- und Obermünster; dann Sternstein, Ortenburg, Breiteneck, und die Stadt Regensburg besonders aufgeführt, und die vornehmsten Umstände von ihrer Stiftung oder Entstehung, von ihrem Wachsthum und dergleichen erzählt. S. 162. wird, wie dieses auch schon S. 110. geschah, bestimmt versichert, dafs die alte bayersche Residenzstadt Regensburg im J. 1180. zu einer Reichsstadt gemacht worden sey. Im J. 1789., da der Vf. diese Abhandlung schrieb, konnte er freylich noch nicht wissen, was *Gemeiner* im J. 1790. in seiner *Geschichte des Herzogthums Bayern unter Kaiser Friedrich des Ersten Regierung* gegen diese Meinung eingewendet hat.

Die *zweyte* Abhandlung: *Ueber den Exemtionsprozefs des Gotteshauses St. Emmeram* mit dem Hochstift Regensburg vom Jahre 994—1325. ist in Ansehung ihres Inhaltes nicht so wichtig, wie die erste; aber die Ausführung fiel so aus, wie man sie von dem Vf., dem kurbayerschen geistlichen Rath, Hn. *Roman Zirngibl*, dem das Archiv seines Stifts nebst den übrigen Quellen offen stand, und den man schon aus andern Schriften als einen gründlichen Geschichtforscher kennt, erwarten durfte. Es ist bekannt, das zwischen den Bischöfen von Regensburg, und dem Benedictiner Stift St. Emmeram daselbst seit dem J. 994. grofser Streit war, indem jene behaupteten, dafs das Stift ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit unterworfen sey, auch zuweilen sogar sich einer Herrschaft über dasselbe in weltlichen Dingen anmafsen wollten; dieses hingegen sich standhaft weigerte, irgend eine Herrschaft der Bischöfe über sich zu erkennen. Zur Grundlage des Anspruches auf die Exemtion, vermöge welcher das Stift in geistlichen Dingen dem Papst allein unterworfen zu seyn behauptete, hatten ihm bisher ein karolingisches Diplom, eine Bulle des Papstes Leo vom J. 898., ein Diplom Ludwigs des Kindes vom J. 903., eine Arnulfische, und eine Ottonische Urkunde gedient. Allein alle diese Documente sind keine Originale, sondern sie sind von spätern Händen in das älteste Urkundenbuch des Stifts eingetragen, aus

Digitized by Google

aus demſelben von *Petz* herausgegeben, und aus dieſem wieder ohne Verbeſſerung der *erſten* fehlerhaften Edition *in librum probationum Mauſol. S. Emmerami* eingeſchoben worden. Auch haben ſie innerliche *Fehler*, und ſtehen in auffallendem Widerſpruche mit der Geſchichte. Der Vf. behauptet vielmehr, daſs das Kloſter St. Emmeram bis zu der Epoche der Güterabtheilung zwiſchen dem biſchöflichen Sitze und dem Kloſter, ein Kathedralkloſter, und die Mönche Kathedralmönche geweſen ſind; daſs folglich bis zu dieſem Zeitpunkte an eine Exemtion des Stifts gar nicht zu denken iſt. Wir können dem Vf. in Aufzählung ſeiner Gründe nicht folgen; müſſen aber geſtehen, daſs er ſeine Meinung ſehr einleuchtend und gründlich dargethan hat. Er fährt hierauf fort, die Geſchichte der Streitigkeiten zwiſchen den Biſchöfen und dem Stift bis zu ihrem Ende gröſstentheils aus den Proceſsacten zu erzählen. Sie fiengen ſogleich nach dem Tode des Abts Wolfgang, der im J. 980. eine Güterabtheilung zwiſchen den beiden Domkirchen zum heil. Emmeram, und zum heil. Petrus, und die Aufſtellung eines eigenen Abts zu St. Emmeram für zweckmäſsig befunden hatte, im J. 994. an. Man erſieht hieraus, mit welcher Heftigkeit ſie von beiden Seiten geführt wurden, wie die biſchöfliche Partey ſogar Gewaltthätigkeiten an den Mönchen ausübte, wie dieſe bald von den Kaiſern, bald von den Päpſten einen günſtigen Spruch erhielten, wie aber die Biſchöfe demſelben öfter wieder entgegen handelten, bis endlich im J. 1325. eine definitive päpſtliche Sentenz dem Stifte die Exemtion, jedoch unter gewiſſen Einſchränkungen, beſtätigte, und dadurch dem Streite für immer ein Ende machte.

Den Beſchluſs dieſes Bandes macht eine *kurze Geſchichte der Grafen von Formbach, Lambach und Pütten, in Hinſicht auf ihre Abſtammung, Beſitzungen, Miniſterialen und Stiftungen*, von *Joſeph Moriz*, ehemaligem Benedictiner im oberpfälziſchen Stift Ensdorf. Sie iſt eine von der Akademie gekrönte Preisſchrift. Allerdings verdiente die Geſchichte dieſer Grafen näher unterſucht zu werden, da ſie ſehr mächtige bayerſche Dynaſten waren, und als ſolche keinen unbedeutenden Einfluſs in die Angelegenheiten Bayerns hatten. Es war aber unmöglich, die Abſtammung dieſer Grafen zu zeigen, ohne die Abſtammung vieler anderer Grafen, welche im engſten Zuſammenhange mit ihnen ſtehen, damit zu verbinden. Der Vf. muſste daher auch die Abſtammung der Grafen von Wels, von Neuburg am Inn, von Viechtenſtein, Ratelnberg und Windberg unterſuchen, und ſtellt hier zugleich die Reſultate dieſer Unterſuchungen auf. Es iſt ihm geglückt, die Genealogie der Grafen von Wels bis in die Zeiten des Herzogs Thaſſilo II. zurück zuführen. Der erſte uns bekannte Beſitzer von Wels war Machelm um das J. 777.; der zweyte hieſs Diethelm. Eginolf, den wir als den erſten Beſitzer von Lambach kennen, kömmt ſchon um das Jahr 749. vor. Auf ihn folgte *Wilhelm*, ſein Sohn. Die nächſten Erben waren die drey Brüder Reinboto, Rozboto und Patulung. Endlich tritt im J. 993. Arnold I. als Graf zu Wels und Lambach zugleich auf; beide Grafſchaften ſcheinen alſo im Verlaufe der Zeit durch Erbſchaft auf einen und denſelben Beſitzer übergegangen zu ſeyn. Nach Arnold I. kennt man deſſen Sohn Arnold II. als Grafen zu Wels und Lambach. Zwey Söhne Arnolds II. waren Markgraf Gottfried von Lambach und Pütten, und Adalbero, Biſchof von Würzburg und Herr von Wels. Ob der erſte die Herrſchaft Pütten von ſeinem Vater geerbt habe, iſt ungewiſs. — Der älteſte bekannte Graf zu Formbach war Thiemo I. in der erſten Hälfte des eilften Jahrhunderts. Nach ihm kommen ſeine Söhne, Heinrich I., oder Heſſo, und Thiemo II. von Formbach und Neuburg am Inn vor. Ein anderer Sohn des Grafen Thiemo I. war Meginhard, Graf von Windberg. Sein Bruder Ulrich war Graf zu Ratelnberg. Friedrich von Formbach war gleichfalls ein Bruder Meginhards, und Sohn des Grafen Thiemo I. Ekebert I., ein Sohn des Grafen Thiemo II., war Graf von Neuburg am Inn, Formbach und Pütten. Von ſeinen drey Brüdern war Heinrich II. Graf von Formbach, Gebhard Graf von Viechtenſtein, und Eberhard I. Graf von Formbach um das Jahr 1072. Auf dieſe Art bearbeitete der Vf. auch die Geſchichte der übrigen Grafen, die nach der Zahl der Familienglieder bald einzelne von dieſen Grafſchaften beſaſsen, bald mehrere mit einander vereinigten, und er führte die Reihe bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts fort. Wo es immer möglich war, macht er auch ihre Gemahlinnen, und ihre übrigen Brüder und Verwandten namhaft; er weiſet jede Urkunde nach, worin ſie entweder als unterhandelnde Perſonen, oder als Zeugen auftraten, oder worin ihrer auf irgend eine Veranlaſſung gedacht wurde, und er erzählt alles, was er von ihnen merkwürdiges fand. Hierauf werden im *zweyten* Hauptſtücke die Beſitzungen der Grafen von Formbach, Lambach und Pütten an eigenthümlichen Grafſchaften, Gerichten, Herrſchaften, Schlöſſern und andern Gütern, im *dritten* die Miniſterialien derſelben Grafen, und endlich im *vierten* ihre Stiftungen an Klöſtern, Probſteyen, Pfarrkirchen u. ſ. w. angegeben. Da der Vf. eine Menge Urkunden und anderer alter Schriften durchleſen, prüfen und vergleichen muſste, um die gegebenen Reſultate herauszufinden: ſo hat er ſich durch dieſe äuſserſt mühſame, und wohlgerathene Arbeit gewifs ein groſses Verdienſt erworben. Dennoch geſteht er am Schluſſe dieſer Schrift, daſs er es zur gänzlichen Vollſtändigkeit noch nicht habe bringen können, und er wünſcht, den Mangel noch bey guter Gelegenheit erſetzen zu können.

Der *zweyte* Band enthält gleichfalls *drey* Abhandlungen. Den Anfang macht ein *Verſuch über die urſprünglichen Sitze der Ambronen*, von *Franz Rid*, ehemaligem regulirtem Chorherrn zu Rotenbuch, der ſich ſehr zu ſeinem Vortheile auszeichnet. Man hielt die Ambronen bisher immer für Gallier, und wies ihnen ihre

Digitized by Google

ihre Sitze im heutigen Frankreich, oder in Helvetien an. Hr. *Rid* sucht darzuthun, dafs sie *a*) keine Gallier, oder Bewohner Galliens, *b*) keine Helvetier, sondern *c*) Deutsche, d. i. Bewohner des heutigen Deutschlands waren, die wahrscheinlich ihre ursprünglichen Sitze *d*) im alten Vindelicien, in dem heutigen Bayern an dem Flusse Amber hatten. Die Beweise, dafs sie keine Gallier, oder Bewohner Galliens waren, sind im Wesentlichen folgende: Den Griechen und Römern war Deutschland gröfstentheils unbekannt; die Bewohner der Lande jenseits der Alpen nannten sie nur Celten, Cimbern und Gallier. Zuerst hörte man nur von Celten; bey den jüngern Griechen kam hierauf der Name Galater an dessen Stelle; ganz Gallien und Deutschland hiefs ihnen Galatien. Auch die Cimbern sind ein und dasselbe Volk mit den Celten und Galliern. Alles dieses erhellt aus *Herodot.* L. 4. *Diodor. Sicul.* c. 5. u. 24. *Edit. Wesseling.* *Appian. Alex. de bello hispan.* und *de bello Illyr.* *Aelian. var.* L. 12. c. 23. *Strabo* L. 7. Wenn nun unter diesen verschiedenen Namen immer nur Deutsche verstanden wurden, so kann man auch andere, unter ihnen begriffene Völker nicht für Gallier halten, z. B. Ambronen, Bojer u. s. w. Die Ambronen waren aber auch keine Helvetier. Cluver und Cellarius, welche in Helvetien einen *Pagum Ambronicum* erschaffen hatten, werden hier gut widerlegt. Wenn die Ambronen von dem Flufs Emma in Helvetien den Namen hätten, so würden sie nicht *Ambrones*, sondern *Emmones*, oder *Emmani*, oder *Emmates* heifsen. Jul. Cäsar, welcher vier *pagos* der Helvetier erwähnt, aber nur zwey, *Tigurinum* und *Urbigenum*, oder *Verbigenum*, nennt, sagt, von den Tigurinern allein seyen die Römer geschlagen, und seine Verwandten getödtet worden; also müssen von den übrigen drey *pagis* keine zugegen gewesen seyn. Die Ambronen und Toygener waren aber unstreitig zugegen; folglich waren sie nicht Bewohner helvetischer Gauen. Dafs die Ambronen deutsche Völker waren, wird so bewiesen: Die römischen Geschichtschreiber nennen, wenn sie die Niederlage der Tiguriner und Ambronen *ad aquas Sextias*, wo die letzten am meisten gelitten hatten, erzählen, die Geschlagenen allezeit Deutsche (*Teutones*). Auf die Tiguriner konnte sich diese Benennung nicht beziehen, die man gar nicht für Deutsche will gelten lassen; die eigentlich so genannten Teutonen aber waren bey dieser Schlacht nicht zugegen: denn sie waren mit den Cimbern nach Italien gezogen. Orosius, der den Livius noch ganz gelesen, und benutzt zu haben scheint, sagt ausdrücklich, dafs das *ad Aquas Sextias* Vorgefallene die Tiguriner und Ambronen betroffen habe. Die Cimbern selbst erkannten die Ambronen für Deutsche, da sie von Marius Ländereyen für ihre Brüder verlangten. Für welche Brüder? fragte Marius; für die Deutschen, gaben sie zur Antwort. O, diesen, erwiederte Marius, habe ich bereits einige angewiesen; ihre Aecker verfaulen in den Feldern am Cenus.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Maurer: *Reise nach Frankreich, England und Holland zu Anfange des Jahrs* 1803. gemacht und beschrieben von *C. G. Horstig.* 1806. 248 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die pathetische, bilderreiche, oft sogar metrische, prosaisch-poetische Sprache in den ersten Bogen dieser Reisebeschreibung — eine Manier welche längst aus dem Gebiete des guten Geschmacks verbannt ist — liefs Rec. besorgen, die Ermüdung der Lectüre nicht bis zu Ende ertragen zu können. Es war ihm daher angenehm, gleich bey des Vfs. Ankunft in Paris zu bemerken, dafs er selbst, von der peinlichen Anstrengung dieses gesch robenen Tons, wie es scheint ermüdet, zu einem einfachern Vortrag zurückkommt, und Rec. gesteht gerne das Vergnügen, welches der übrige Theil dieser Reisebeschreibung ihm gemacht hat. Hr. *H.* hat, wie wir es schon aus seinen frühern Schriften wissen, die Gabe einer angenehmen, lebendigen Darstellung der von ihm beobachteten Gegenstände, und weifs seine Leser in dieser Beschreibung einer, der Zeit nach kurzen, Reise durch oft beschriebene Länder, auf Standpunkte zu stellen, aus welchen sie auch selbst schon allgemein bekannte Dinge von einer neuen Seite betrachten, und den Ueberblick manches Ganzen erhalten, dessen einzelne Theile ihnen längst bekannt waren. Dieses Zusammenfassen vieler Gegenstände, die ihrer Natur nach oft sehr ungleichartig sind, ist ihm an mehrern Stellen sehr gelungen; und auch derjenige Leser, welcher in Paris selbst die von dem Vf. angedeuteten Merkwürdigkeiten beobachtete, wird ihn dort gern begleiten und durch manche in gedrängter Kürze hingeworfene Bemerkungen, auf eine willkommne Weise höchst interessante Reminiscenzen bey sich erweckt fühlen. Am längsten verweilt er in dem herrlichen *Musée Napoléon*, und sein Urtheil über die Kunstwerke, besonders der Antiken-Sammlung, ist das eines verständigen, der Kunst leidenschaftlich ergebenen, Dilettanten. Auch kehrt er mehrmals — und wer that in Paris nicht ein gleiches! — zu dem künstlichen Pflanzengarten und seinem seltnen Naturschätzen zurück. — Ueber London findet man doch mehreres, was minder bekannt ist, beygebracht, als über Paris; und selbst die gut geschriebene Schilderung der langweiligen Rückreise zur See nach Holland, hat ihr relatives Interesse.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. März 1807.

GESCHICHTE.

MÜNCHEN, im akad. Bücherverlag: *Neue hiſtoriſche Abhandlungen der baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 53. abgebrochenen Recenſion.*)

Noch fertiget der Vf. zwey andere, in Anſehung dieſes Volks in Umlauf gebrachte Meinungen ab. Der Grammatiker Pompejus Feſtus berichtete, daſs der Name Ambronen kein beſonderer Volksname ſey, ſondern nur ein zuſammengelaufenes Raubgeſindel bedeute. Eben dieſes will man auch aus einer Stelle Plutarchs in *Mar.* herauskünſteln, wo es heiſst, daſs die Ambronen den Ligurern im Treffen ihren Namen Ambronen zugerufen, daſs die Ligurer dieſe Benennung ſogleich verſtanden, und verſichert hätten, dieſen Namen ſelbſt einſt gehabt zu haben. Da nun die Ligurer, ſo ſchloſs man, einſt ein Raubgeſindel geweſen ſeyen, ſo müſsten ſie deſswegen Ambronen geheiſsen haben; und weil hierauf die Ambronen eben dieſen Namen führten, ſo müſsten ſie auch nichts anders, als Räuber, geweſen ſeyn. Allein aus der angeführten Stelle Plutarchs könnte man mit demſelben Rechte folgenden Schluſs ziehen: Da die Ligurer den Namen Ambronen verſtanden, und einſt auch ſo geheiſsen hatten: ſo müſſen ſie urſprünglich Ambronen geweſen ſeyn. Mit einiger Zuverläſsigkeit kann man aus dieſer Stelle wohl nichts anders folgern, als daſs die Ligurer das deutſche Volk aus ſeiner Sprache, die ihnen nicht ganz fremd war, erkannten. Und wirklich zeigt der Vf. eine ſichtbare Verwandtſchaft einiger deutſcher Namen mit liguriſchen, woraus man ſchlieſsen kann, daſs die Ligurer in einem Urſtamme mit den Deutſchen zuſammentreffen. — Eine andere Meinung, deren Urheber *Reinerius Reineccius* war, machte die Ambronen zu Einwohnern von Weſtphalen am Fluſs Emmer, welcher *Ambra* genannt wird. Allein die Emmer wurde zuerſt im Jahre 784. vom *Aſtronomus ap. Reuber.* und in *Vita Caroli M. ap. Pithoeum Ambra* genannt. Der Name *Emmer* iſt weit origineller, als *Ambra;* und nach jenem würden die Bewohner derſelben eher *Embri*, oder *Emmerii*, als *Ambrones*, genannt worden ſeyn. Es finden ſich keine Spuren von dem ehemaligen Daſeyn der Ambronen in den Gegenden an der Emmer und Weſer; ihre Sitze ſind alſo anderswo aufzuſuchen. Endlich kommt der Vf. zu den Beweiſen ſeiner Behauptung, daſs ſie in Vindelicien gewohnt haben. Den erſten Beweis findet er in der Marſchroute der Cimbern und Teutonen. Hier nimmt er an, daſs die Cimbern am wahrſcheinlichſten aus Jütland gekommen ſeyen. Die Bezeichnung der Marſchroute würde ein wenig anders ausgefallen ſeyn, wenn der Vf. der Meinung des Hn. *Mannert*, daſs ſie ihre Wohnſitze zwiſchen der Weichſel und Elbe gehabt haben, beygetreten wäre; er ſcheint dieſelbe nicht einmal gekannt zu haben. Doch macht dieſer Umſtand im Weſentlichen keinen groſsen Unterſchied. Als den Cimbern der erſte Verſuch, über den Rhein zu gehen (etwa unterhalb Cölln), durch die Belgen vereitelt worden; muſsten ſie nach geändertem Reiſeplane über die Donau ſetzen. Nach Strabo L. 7. zogen ſie ſich gegen die Wohnſitze der Bojer, und da ſie dort einen lebhaften Widerſtand fanden, giengen ſie über die Donau in das Land der Skordiſker, welche ſich von der Gegend um Semlin und Belgrad bis ins Noricum herauf erſtreckten; hierauf zu den Teuriſten, und Tauriſken, und endlich zu den Helvetiern; alſo nach Illyrien, oder Noricum (die Noriker wurden auch Illyrier genannt); an den noriſchen Alpen durch Steyermark, durch das Salzburgiſche und Bayerſche. Die Tauriſker wohnten im Noricum, und wurden von den Alpen ſo genannt, die dort noch heut zu Tage Taurn heiſsen, z. B. Windiſchthaurn, Karnerthaurn u. ſ. w. Die Teuriſter ſcheinen Steyern zu ſeyn. Dieſs war der geradeſte Weg nach Helvetien. Auf dieſem Marſche kamen ſie nun in die Gegenden der Tiguriner, oder Teguriner, (von *Lacus tegurinus*, Tegernſee), der Iſarker (Iſarwinkler), der Loviſer (an der Loyſach), und endlich der Ambronen und Lykatier (an der Amber und am Lech). Die Ambronen wurden entweder mit dem Strome fortgeriſſen, oder zogen ſelbſt gern mit, um nicht, wie andere, gemiſshandelt zu werden. Zu dieſen Gründen, woraus es höchſt wahrſcheinlich wird, daſs die Ambronen in Vindelicien gewohnt haben, kommt noch ein anderer: Mit keinem Worte ſtimmt der Name Ambronen ſo gut überein, als mit Ambrun und Amber. Die Lykatier hatten ihren Namen vom benachbarten Fluſſe Lycus u. ſ. w., warum nicht auch die Ambronen von der Amber? In dem *Itinerario Antonini* iſt die Amber angezeigt. In der *Charta Theodoſiana* iſt der Urſprung der Amber nebſt dem Namen deutlich angegeben. Der Ort Ambrun liegt wohl 1½ Stunde in das Gebirg hinein davon entfernt; er muſs alſo ein merkwürdiger Ort geweſen ſeyn, weil er in der Charta einen Platz erhalten hat. Die Erklärung, daſs Ambronen Einwohner am Brunnen bedeuten, iſt ſehr natürlich. Ohnehin pflegten ſich Völker bey Brunnen gern anzuſiedeln: *ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Tac. Germ.* Wahrſcheinlich waren auch Lyka-

Lykatier, Iſarker, und andere benachbarte Völker unter den Ambronen, welche mit den Cimbern fortzogen; aber nur die Ambronen, als die zahlreichſten, wurden genannt. Der Vf. beſchlieſst dieſe gründliche Abhandlung §. 5. mit einer kurzen Geſchichte der Feldzüge dieſer Völker gegen die Römer.

Die *zweyte* Abhandlung: *Geſchichte der Herrſchaft Waldeck in Oberbayern*, von *J. von Obernberg*, kurfürſtl. Landesdirectionsrath, zeugt nicht weniger von der Bekanntſchaft des Vfs. mit den Quellen, als von ſeiner Geſchicklichkeit, ſie mit kritiſcher Genauigkeit zu benutzen. Die Geſchichte iſt nach einer kurzen Einleitung in gewiſſe Perioden, oder Abſchnitte getheilt, wovon der *erſte* von den Waldeckern, als den erſten Beſitzern der Herrſchaft Waldeck handelt. Anfänglich war Waldeck nur eine Burg, erbaut in den erſten Zeiten der römiſchen Herrſchaft über beide Rhätien. Ein anderer Beweis hiervon wird freylich nicht beygebracht, als dafs auch *Hund* im *Stammbuche*, und *Lory* im *chronologiſchen Auszuge der Geſchichte von Bayern* derſelben Meinung ſind. Allein in Dingen, worüber keine hiſtoriſche Gewiſsheit zu erhalten iſt, mufs man ſich allerdings mit Wahrſcheinlichkeiten begnügen. Der Beſitz dieſer Burg, heiſst es weiter, mochte ſchwerlich früher, als unter der gothiſchen Herrſchaft, mit Beſtand an einen gewiſſen Eigenthümer übergegangen ſeyn. Herren derſelben ſind vermuthlich die Bayern geworden, die damals als eine mächtige Nation bekannt wurden. Ihre Beſitzer gehorchten den Agilolfingern, und die Länderey wurde ein Beſtandtheil des groſsen bayerſchen Sundergaues. Fünf Brüder, Herren eines anſehnlichen Erbtheils, ſtifteten hier im achten Jahrhunderte das Kloſter Schliers. Im J. 804., da Karl der Groſse das eingezogene Bayern unter Grafen vertheilt hatte, war wahrſcheinlich ein gewiſſer Droant Graf des Ortes. Im zehnten Jahrhundert endlich treten die Waldecker als ein altes bayerſches Rittergeſchlecht auf; und hier beginnt eigentlich die hiſtoriſche Zeit der Geſchichte von Waldeck. Zwiſchen den Jahren 1444. und 1476. wurde dieſe Herrſchaft durch einen freyen Lehnsauftrag reichslehnbar. Der letzte Waldecker war Wolfgang von Waldeck zu Waldenberg; er ſtarb im J. 1483. ohne männliche Erben. Der *zweyte* Abſchnitt erzählt die Geſchichte der Herrſchaft Waldeck nach Abgang des Mannsſtamms der Waldecker bis auf die Maxelrainer. Nach dem Tode Wolfgangs von Waldeck trat des verſtorbenen Schweſterſohn, Georg Hohenrainer, und nach ihm der Sohn der zweyten Schweſter, Hochprant Sandizeller, in die Reichslehnſchaft ein. Während dieſer Zeiten erhoben ſich einige Irrungen wegen der Landeshoheit, und wegen der Schirmvogtey mit den Herzogen von Bayern, und mit dem Chorſtift Schliers. In dem *dritten* Abſchnitte ſehen wir die Herrſchaft Waldeck unter den Maxelrainern. Wilhelm von Maxelrain wurde von dem Kaiſer Ferdinand II. am 11. Jänner 1637. durch ein Diplom nebſt ſeinen Stammvettern in den Reichsgrafenſtand, und die Herrſchaft Waldeck zur unmittelbaren freyen Reichsgrafſchaft unter dem Namen Hohenwaldeck erhoben. Der letzte Graf von Hohenwaldeck war Johann Joſeph, nach deſſen unbeerbtem Tode die ganze Grafſchaft im J. 1734. vermöge des Salzburgiſchen Vertrags vom J. 1559. an das Haus Bayern fiel. Zu wünſchen wäre es geweſen, dafs der Vf. von den Veranlaſſungen, und von der Beſchaffenheit dieſes Vertrages umſtändlichere Nachricht gegeben hätte. Was S. 46. vorkommt, befriediget nicht ganz. Uebrigens iſt alles deutlich und ordentlich vorgetragen, und gröſstentheils aus noch ungedruckten Urkunden bearbeitet, die ſich theils in dem Archiv zu München, theils in dem Archiv des aufgelöſten Chorſtifts daſelbſt, theils in der Waldeckiſchen Regiſtratur befinden, oder zum Theile befanden. Vier Urkunden ſind als Beylagen angehängt: die erſte vom J. 1441. *ex coaeva copia Tegernſeenſi*; woher die zweyte vom J. 1454. genommen ſey, iſt nicht angezeigt; die dritte und vierte von 1483. ſind im äufsern Archive zu München zu finden. Den Beſchluſs machen zwey Stammtafeln der Beſitzer der gedachten Herrſchaft. Die beygefügte, ſehr genaue Karte der Reichsgrafſchaft Hohenwaldeck wird jedem Leſer willkommen ſeyn.

An dieſe Geſchichte ſchlieſst ſich ſehr natürlich an eine *hiſtoriſche Abhandlung von dem uralten Benediktiner-Kloſter, und nachmaligem Chorſtifte Schliers in Oberbayern*, von *demſelben Verfaſſer*. Die Geſchichte dieſes Stifts beſteht aus *zwey* Theilen; im *erſten* erſcheint es als ein Benediktiner-Kloſter. Hier werden Zeit, Ort und Veranlaſſung der Stiftung, Perſon und Herkommen des Stifters, Verfaſſung des Kloſters, und Verhältnifs deſſelben zu dem Herzoge von Bayern und zu dem Biſchofe gezeigt, und alles dieſes gut aus einander geſetzt. Das Stift wurde im zehnten Jahrhundert aufgelöſt. Die Streitfrage, ob es durch die Ungern zerſtört, oder durch den Herzog Arnulf eingezogen worden ſey; oder ob dieſer zuerſt einige Güter deſſelben eingezogen, und die Ungern in der Folge die Zerſtörung vollendet haben, wird hier S. 37 — 46. nicht entſchieden. So viel iſt richtig; dafs die Schliersſchen Kloſtergüter eine Zeitlang weltliche Beſitzer hatten. Im *zweyten* Theile erſcheint Schliers als ein Chorſtift. Ueber die Wiederherſtellung dieſes Kloſters ſucht der Vf. zweyerley unter den bayerſchen Geſchichtſchreibern beſtehende Meinungen zu vereinigen. Seiner Meinung nach war es im elften Jahrhunderte blofs zum Aufenthaltsort für Layenprieſter unter einem Präpoſitus beſtimmt, und hierauf im zwölften Jahrhunderte aus dieſem ein förmliches regulirtes Chorſtift gemacht worden. Aus *Hund*, welcher gute Gründe angeführt hat, wird ferner gegen die herrſchende Meinung der Geſchichtſchreiber gezeigt, dafs nicht der Biſchof Otto von Freiſingen, und ſein Bruder, Heinrich X., Herzog in Bayern, ſondern die Waldecker die wahren zweyten Stifter, wohl aber Otto und Heinrich die Triebfedern, und Beförderer der Stiftung geweſen ſeyen. Dieſes regulirte Chorſtift wurde in der Folge in ein weltliches Chorherrnſtift verwandelt, ohne dafs man die Zeit, und die

Digitized by Google

die Veranlaſſung dieſer Veränderung beſtimmt angeben kann. Spuren hat man wohl, daſs es ſchon lange vor dem Jahre 1448. geſchehen ſeyn müſſe. Der Herzog Albrecht von Bayern verſetzte endlich im J. 1495. das Chorſtift Schliers gegen den Widerſpruch des Biſchofs von Freiſingen nach München, und vereinigte mit demſelben das Chorſtift von Illmünſter. Der Vf. macht in dieſer Abhandlung auch die Pröbſte dieſes Chorſtifts, die Dechanten, die Chorherrn, und die Schirmvögte, wie ſie auf einander folgten, namhaft, und zieht da, wo keine Nachrichten vorhanden ſind, aus der Vergleichung verſchiedener anderer, in alten Denkmälern vorkommenden, Thatſachen Reſultate, die von einer glücklichen Gewandtheit in der hiſtoriſchen Kritik zeugen. Angehängt iſt eine, Schliers betreffende *Annotatio* vom J. 1378. Ein ziemlich vollſtändiges Regiſter macht dieſen Band, ſo, wie den *erſten*, beſonders brauchbar.

Regensburg, in Commiſſion d. Montag- Weiſs. Buchh.: *Verzeichniß einer Medaillen- und Thaler-Sammlung*, welche in Regensburg, entweder im Ganzen oder einzeln, zu verkaufen iſt. 1806. 211 S. 8.

Der Plan, nach welchem man dieſe Sammlung geordnet findet, iſt immer noch der *Madaiſche*, ſo abgeſchmackt auch eine ſolche Claſſification iſt. Schon der gewöhnliche Anfang, nach welchem man die ruſſiſchen Kaiſer gleich nach den römiſch - deutſchen Kaiſern folgen läſst, ſollte doch jeden wiſſenſchaftlichen Sammler auf den Gedanken bringen, eine andere Anordnung zu wählen: denkt man aber vollends dann, daſs nach dieſem Plane z. B. auf Kur - Salzburg der Kirchenſtaat folgt, auf dieſen die Erzbiſchöfe von Magdeburg, auf Lothringen Mecklenburg: ſo wie unter den *Biſchöfen* Baſel und Breſslau, Brixen und Chur, Hildesheim und Leutmeritz, Raab und Regensburg, Utrecht und Worms; unter den *weltlichen Fürſten* Geldern und Henneberg, Leuchtenberg und Lothringen, die Inſel Rügen und Schleſien; unter den *Grafen* Culemborg und Dietrichſtein, Hohenlohe und Holland, Regenſtein und Reuſs; unter den *Städten* Ancona und Annaberg, Bayreuth und Barcellona u. ſ. w. unter einander ſtehen: ſo findet man es unbegreiflich, daſs man nicht lieber die ſo natürliche geographiſche Ordnung wählt, die *Eckhel* in der ältern Münzwiſſenſchaft einführte, und *Schlichtegroll* in dem *erſten* Bande ſeiner Annalen auch für die neuere Numismatik ſo dringend empfahl. — Allerdings hat ſie ihre Schwierigkeiten; aber dieſe Schwierigkeiten ſind nicht unbeſiegbar, und der Zweifel daſs nicht jeder Münzkenner hinlängliche geographiſche Kenntniſs habe, ſollte jetzt nicht mehr erhoben werden.

In der Vorrede ſind folgende Münzen und Medaillen als die vorzüglichſten Stücke dieſer Sammlung aufgeführt: der prächtige Medaillon von Hedlinger auf die ruſſiſche Kaiſerin Anna; die drey Medaillons auf die Abbitte der Republik Genua in Paris; die königl. Preuſsiſche Medaille auf den Dresdner Frieden von 1745. mit dem Fehler im Titel: *Frid. Ludovicus;* die Medaille von Barbiez auf die Erbauung der katholiſchen Kirche in Berlin, welche der Kardinal Quirini ſchlagen lieſs, mit: *Fautori ſuo Religio Romano- Cath.;* der Kurſächſiſche Medaillon auf das Lager bey Mühlberg; eine Medaille auf den königl. Schwediſchen Comitial - Geſandten Freyherrn von Greifenhain; eine dergleichen auf den herzoglich Braunſchweig- Wolfenbüttelſchen Reichstagsgeſandten, Freyherrn von Knieſtadt; eine dergleichen auf Wolf Münzer von Babenberg und Georg Schenk; die groſse Medaille auf den verbeſſerten Zuſtand der Stadt Augsburg durch die Schweden 1630.; zwey Schauſtücke von dem Grafen Joachim von Ortenburg ältern Geſchlechts in Bayern; die groſse Medaille auf die Gebrüder Witt; ein Thaler von Chriſtoph Schatel, Biſchof von Chiemſee; ein Thaler von dem Herzog Philibert von Savoyen, mit ſeiner Gemahlin Jolanta.

Auſser dieſen hat Rec. noch folgende ſeltne Stücke gefunden: Medaille auf Karl V. mit dem Bilde unſers Heilandes auf dem Revers und der Umſchrift: *Jheſus Chriſtus ain Kynig in Himel vnd der Erden;* ferner auf deſſen Tochter Maria, auf dem Revers: *Conſociatio rerum Domina*, und, eine Frauensperſon über Kriegsarmaturen hinſchreitend, in der Rechten einen Oel- und Palmzweig mit einem brennenden Lichte, in der Linken eine Krone haltend; Medaille auf die Krönung der dritten Gemahlin Ferdinand III. zur Königin von Böhmen, ein Stück das auch *Voigt* nicht kennt, *Rev. Unum ſequor*, eine nach der Sonne ſich kehrende Sonnenblume; Medaillon von Molart auf die Verfolgung der Reformirten in Frankreich, mit: *Ob vicies centena mill: Calvinian: ad Eccles: revocata;* Medaillon auf das vom Könige von England Carl II. errichtete Seminarium zum Unterricht im Seeweſen; Medaille von Papſt Urban VIII. auf die Heiligſprechung des Andreas Corſini, eines im J. 1373. geſtorbenen Florentiniſchen Carmeliters, und Biſchofs zu Feſula, von 1629; Medaille auf die Erwählung des Cardinals Otto, Truchſeſs von Waldburg zum Biſchof von Augsburg u. ſ. w.

Das Kapitel von Regensburgiſchen Münzen, Medaillen und Klippen fand Rec. noch in keinem gedruckten Münzverzeichniſſe ſo ſtark, als in dieſem: denn es beträgt 87 Numern; freylich aber muſs man Plato's Regensburgiſches Münz - Cabinet davon ausnehmen.

Uebrigens hat dieſe Sammlung manche Lücke, beſonders aber fehlt es an portugieſiſchen und malteſiſchen Münzen ganz. Von Türkiſchen findet man hier nur zwey Stücke, und von auſsereuropäiſchen nichts als eine einzige indiſche Stupie (Rupie).

NEUERE SPRACHKUNDE.

Pirna, b. Frieſe: *Verſuch einer Deutſchen Homöophonik* oder *Sammlung und Erläuterung gleich- und ähnlich lautender Wörter.* Nebſt *einem Anhange der gewöhnlichſten Schriftverkürzungen.* Ein Hülfsbüchlein zum Jugendunterrichte und zur Selbſtbeleh-

belehrung. Von M. *Friedrich Erdmann Petri*, Mitarbeiter am Churfürstl. Schullehrer-Seminarium in Dresden-Friedrichsstadt. 1805. XV u. 152 S. 8. (12 gr.)

Wie lange wird man doch mit den ähnlich lautenden Wörtern in unsern orthographischen Lehrbüchern sein Spiel treiben! Rec. hat nichts dagegen, dafs junge Leute auf den orthographischen Unterschied sehr ähnlich lautender, und in der Aussprache kaum zu unterscheidender Wörter beym Unterrichte aufmerksam gemacht werden; aber dafs man ganze Bücher mit Wörtern anfüllt, welche auch die ungebildetste Aussprache unterscheidet, das ist doch wahrlich zu arg. Dazu kommt noch, dafs immer ein Vf. vor dem andern sich brüstet, mehr in diesem Unfuge geleistet zu haben, als jener. So sagt Hr. *Petri* in seinem Vorberichte für Lehrer und Beurtheiler S. 1.: „Keine (Schrift) von den vielen, welche der Abfasser dieses Büchleins kennen lernte, schien ihm die Unterschiede der gleich und ähnlich lautenden Wörter, griechisch *Homöophona* genannt, befriedigender Sorgfalt zu würdigen." Nun welche Sorgfalt hat denn der Vf. darauf gewendet? Der Leser urtheile aus dem Anfange des Buches, und einigen darauf folgenden Beyspielen: „*Aal*, *Ahle*, *alle*, *Allee*. In der *Allee* (Baumreihe, Baumgang) entschlüpften einem Fischhändler *Aale*. Er bekam sie aber *alle* wieder. Einer ward von einem vorübergehenden Schuhmacher mit einer *Aale* (Schusterpfrieme) *aufgespiefst*." Beyläufig, das mufs ein winziger Aal gewesen seyn, der sich mit einer Schusterpfrieme hat aufspiefsen lassen. — „*Abart*, *apart*. In dieser Naturgeschichte ist jede Abart apart (besonders) angeführt." — *Achse*, *Achsel*, *Axt*. Der Wagner (Stellmacher) verwundete sich mit der *Axt* an der *Achsel*, als er eine *Achse* zuhieb." — Man sollte doch denken, solcher orthographischen Geheimnisse wegen hätte es keines neuen Buches bedurft.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Arnstadt* und *Rudolstadt*, b. Langbein und Klüger: *Carol. Jul. Rousseau*, principi Rutheno Henr. XIII. a consiliis, caesar. patronus Saxo-Gothanus, *de indole et vi praesumtionum, quatenus ad jus civile pertinent*. 1805. 42 S. 8. (4 gr.) — Die Erwerbung des Doctorgrades hat diese kleine Schrift veranlafst; und der veränderte Titel verdankt seine Entstehung nur dem Wunsch, derselben eine gröfsere Verbreitung zu verschaffen. Als Beweis einer guten Kenntnifs des römischen Rechts kann man sie immer gelten lassen, aber grofse Fortschritte hat die Wissenschaft durch diese Behandlung der Lehre von Vermuthungen nicht gemacht, und Rec. hält sich fest überzeugt, dafs der Vf. einige Zeit später manches ungeschrieben gelassen oder auch besser geschrieben haben würde, wenn ihm nämlich die vortreffliche *Weberische* Schrift von der Beweisführung zuvor bekannt geworden wäre. Die Belehrung, zu deren Annahme er sich in der Vorrede bereit erklärt, wird jene ihm am besten gewähren, und Rec. sich daher nur auf sehr wenige Bemerkungen beschränken können.

Der Vf. geht von dem Satz aus, dafs die Regel: *affirmanti incumbit probatio*, nicht immer zutreffe, sondern oft auch der *negans* wegen eintretender Vermuthungen für das Gegentheil zur Beweisführung verbunden sey, und erläutert diefs mit der von dem Minderjährigen oder einem Frauenzimmer angestellten *condictio indebiti*, und dem dabey dem Beklagten obliegenden Beweise der Zahlung, wovon aber der Grund nicht sowohl in einer Vermuthung, als vielmehr in einer gesetzlichen Ausnahme und besonderer Begünstigung dieser Personen zu suchen ist. — Wenn der Begriff der Präsumtion auf blofs *mögliche* Facta gegründet wird: so scheint diefs doch nicht allgemein gelten zu können, sondern nur bisweilen der Fall zu seyn, z. B. bey Beurtheilung der Paternität; dafs aber die *praesumtio juris et de jure* mehr in einer gesetzlichen Anordnung als einer eigentlichen Präsumtion bestehe, hat seine Richtigkeit. Die Unterscheidungsmerkmale der *praesumt. jur. et hominis* sucht der Vf. durch Aufzählung der verschiedenen *Gründe* der Vermuthungen zu bestimmen, diese aber wieder aus mehreren einzelnen Fällen abzuleiten, und mit besonderen Beyspielen aus den Gesetzen zu bestätigen §. 3—9. — Dabey fehlt es aber doch an Grundlegung allgemeiner Regeln über die Erfordernisse der Rechtsvermuthungen, und es werden nur mehrere vermeinte dieser Art aus verschiedenen Gesetzen des römischen Rechts hergenommen, auch die gewöhnliche Anwendung davon auf die Last der Beweisführung, als Folge einer dem Gegner zu gute kommenden Vermuthung, gemacht, ohne dafs darüber, wie billig, in den Gesetzen irgendwo etwas ausdrücklich disponirt wäre; vielmehr beruht die Verbindlichkeit zum Beweise auf ganz anderen Gründen, wonach sie, auch ohne erst eine Vermuthung für das Gegentheil anzunehmen, statt findet. Dahin gehört die bekannte Regel: *quilibet praesumitur bonus*, oder wie der Vf. sie nennt, *praesumtio pro animi integritate*. Und wenn ein Vormund Pupillengelder nicht verzinslich austhut, zu einer Zeit, wo er doch seine eigenen belegt: so ist nicht sowohl eine blofse Rechtsvermuthung gegen ihn vorhanden, als vielmehr die Thatsache, die der Kläger zu erweisen hatte, für jetzt wirklich dargethan und aufser Zweifel gesetzt. Dafs übrigens alle, rechtlichen Ansprüchen zum Grunde gelegte, Thatsachen Beweis erfodern, bedarf keiner Ausführung, weil der Grund davon nicht sowohl auf eine dawider vorhandene, oder für das Gegentheil eintretende, Rechtsvermuthung, als nur darauf beruht, dafs dieselbe an sich in der Regel rechtlich nicht vermuthet werden. — Von der gewöhnlichen Eintheilung der Präsumtionen *in hominis s. simplices*, und *juris s. qualificatas* weicht der Vf. §. 10—12. darin etwas ab, dafs er die letzteren wieder in *simplices et qualificatas* unterscheidet, und unter diesen solche versteht, die für ein sonst schon gesetzlich begünstigtes Rechtsgeschäft noch oben drein eintreten. Also gleichsam eine doppelte Rechtsvermuthung! An Beyspielen hierüber fehlt es. — Mit der sogenannten *Collision* der Präsumtionen §. 15—17. hat es überhaupt wohl nicht viel auf sich, da selten der Fall eintritt, dafs zwey Vermuthungen gegenseitig dergestalt zusammentreffen, dafs sie nicht mit einander bestehen könnten. Wenigstens kann Rec. mit aller Anstrengung in der L. 65. *R. de condit. et dem.* dasjenige nicht entdecken, was der Vf. darin zu finden vermeynet, den Vorzug der *praesumt. pro matrimonio* vor derjenigen *pro ultimis voluntatibus*. Beide, scheint es ihm, können schon an sich in keine wahre Collision mit einander gerathen: hiernächst schliefst das Gesetz auch eine Beschränkung der Heirathen nicht überall aus: das allgemeine Verbot derselben aber (*conditio non nubendi*), welches die Gesetze für unerlaubt halten, begründet keine blofse *praes. pro matrimonio*, sondern sie beruht wirklich auf einer besondern gesetzlichen Vorschrift und Verfügung. — Die Beurtheilung der *praes. hom.* wird mit Recht blofs dem Richter überlassen §. 18. — und zuletzt noch mit wenigem die Wirkung der Präsumtionen in Hinsicht auf Beweisführung, oder als Beweismittel betrachtet, angegeben, ohne jedoch auch hier die Sache völlig zu erschöpfen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. März 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, im Schwickert. Verlage: *Marcus Accius Plautus.* Lateinisch und deutsch. Von D. *J. T. L. Danz.* — *Erster* Theil. 1806. 604 S. 8. (2 Rthlr.)

Eine gute Uebersetzung des Plautus gehörte schon längst unter die Bedürfnisse unserer Literatur. Es war in unserm, an glücklichern Verdeutschungen nicht unfruchtbaren Zeitalter zu erwarten, dass endlich auch dieser an echt komischen Zügen, an munterm, oft originellem, wenn schon häufig derbem Witze und wahrhaft fröhlicher Laune so ergiebige Schriftsteller seinen Mann finden würde. *Lessing* hat schon gut vorgearbeitet, einmal durch eine prosaische Uebersetzung eines ganzen Stücks (*die Gefangenen*), die man in seinen 1750. (Stuttgart, b. Metzler) herausgekommenen *Beyträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters* findet — eine Arbeit, die, wenn sie schon Spuren des jugendlichen Alters, in dem sie verfasst worden, und auch der Ungelenksamkeit der deutschen Prose trägt, mit welcher *Lessing*, der Jüngling, damals noch zu kämpfen hatte, dennoch viel Werth hat, und von keinem neuen Uebersetzer vernachlässigt werden darf, — und dann durch treffliche Nachbildung mehrerer Situationen und Scenen in seinen eigenen Comödien, wie z. B. im *Schatz*, aus denen abermals ein Verdeutscher des *Plautus* vieles wird lernen können. — Von einigen Uebersetzungen Plautinischer Stücke, die ein wirtembergischer Landpfarrer *Gock* vor einigen Jahren herausgegeben hat, wollen wir hier nicht reden; dieser vermeinte wahrscheinlich, seine eigene gemeine Individualität in dem *Plautus* zu finden, und über diesen Fund entzückt, übersetzte er rasch von der Faust hinweg, noch dazu mit sehr mangelhafter Sprachkenntnis, so platt und gemein, als möglich. Zum Glück hat er die Geduld des Publicums nur zweymal auf die Probe gesetzt. Hr. Rector *Danz*, durch eine Uebersetzung der Perser des Aeschylus und mehrere kleine philologische Arbeiten längst vortheilhaft bekannt, hat schon vor einigen Jahren eine Probe seiner Uebersetzung des *Plautus* durch das einzeln bekannt gemachte Stück, *der Prahlsüchtige* (*miles gloriosus*, der auch lateinisch von ihm herausgegeben wurde), dem Publicum mitgetheilt; unterdessen ist bereits mit ihm ein neuer Uebersetzer auf den Kampfplatz getreten. Wir reden zuerst von seiner Arbeit. Im Ganzen muss ihr das Lob gegeben werden, dass sie den Anforderungen an eine gute Uebersetzung entspricht, und auf dem Wege ist, eine vorzügliche zu werden, wenn der Vf. ihr immer mehr Feile und Fleiss schenken wird. Was Rec. daran vermisst, will er hier mit eben der Unparteylichkeit, mit der er, von den Schwierigkeiten einer guten Uebersetzung, zumal des *Plautus*, vollkommen überzeugt, und eben durch diese Ueberzeugung zur Billigkeit gestimmt, auch das viele Gute, Gelungene anerkennt, das sie hat, angeben. Vorzüglich vermisst man Einheit des Tons in derselben, und ein Schwanken der Maximen, nach denen der Vf. sein Original übersetzen wollte. Beym *Plautus*, dünkt uns, hat ein Uebersetzer vorzüglich nöthig, darüber im voraus mit sich ins Reine zu kommen. Es ist nicht zu läugnen, dass die strengere Norm, die man jetzt gewöhnlich bey Verdeutschungen befolgt, bey diesem Schriftsteller nicht überall gut angebracht werden könnte, da manches einer Milderung bey ihm bedarf, womit man bey unserm Publicum nicht sein Glück machen würde, und Vieles nicht einmal an sich übersetzbar ist. Man wird es deswegen dem Vf. nicht verargen, dass er von den Pflichten einer wörtlich strengen Uebersetzung sich oft freysprechen zu können glaubte, und darüber die weitere Auskunft besser in den Noten geben zu müssen vermeinte, wie z. B. wenn er in der *Aulularia* aus dem Leichenkoch (*coquus nundinalis*) einen Jahrmarktskoch macht, wiewohl durch seine eigne, in den Noten beygefügte, dem Casaubon folgende, Erklärung das Bild dennoch auf diese Art verschoben wird, da ein Jahrmarktskoch einen Sudelkoch ausdrückt, und das Beschimpfende in der Benennung *coquus nundinalis* nicht sowohl darin bestand, dass diese Art Köche Dinge kochten, die der feinere Gaumen verschmäht haben würde, als vielmehr darin, dass ihre Handthierung mit den Opfern für die Todten der Natur der Sache nach schon Abscheu erregte. Allein von solchen Missgriffen in der freyern Behandlung jetzt abgesehen, kömmt es auch noch überhaupt bey jener auf einen Unterschied an. Nämlich es giebt eine freyere Behandlung in Rücksicht auf einzelne Worte und Wendungen, die wir einem Uebersetzer des *Plautus*, wenn sie nur sonst taugt, nicht verdenken; und eine freyere Behandlung in Rücksicht auf den ganzen Ton. Hier, meynen wir, blieb sich der Uebersetzer nicht immer gleich. Der erste Aufzug des *Prahlsüchtigen* (warum ist *Miles* nicht ausgedrückt worden, da der ganze Charakter doch auf die besondere Art hindeutet) ist mehr eine Nachbildung als Uebersetzung zu nennen. Schon in den bezeichnenden Plautinischen Personen-Namen: *Pyrgopolynices*, *Artotrogus*, *Palaestrio* u. a. scheint es, habe der Vf. den Witz seines Originals in einigen wenigstens

nigſtens überbieten wollen. Der erſte heiſst ihm: *Windbrecher von Tauſendmord*; die beiden andern *Rindenknips* und *Augennebler*. So finden wir einen *Meermann*, *Hinkebein*, *Wirrſinn*, *Zubracht*; Namen übrigens, die, wenn ſie auch nicht alle den Plautiniſchen entſprechen, bis etwa auf *Zubracht* (dem altdeutſchen Witze analog), nicht übel gewählt ſind. Ferner iſt der ganze erſte einleitende Akt ganz frey in Knittelverſen, wenigſtens eine Art davon, die uns aber nicht die beſte dünkt, und mehr eine Nachahmung der übelklingenden, regelloſern, wie man ſie häufig in den Falk'ſchen Compoſitionen findet, als der beſſern von *Göthe*, *Tieck* u. a. ſcheint. Man trifft hier auf Reime, wie (S. 239.):

Damit, wenn's im Gefecht geht an ein *Hälſebrechen*,
Der Feinde ſpitze Blick' an ihm ſich *brechen* mögen.

und auf Skanſionen und Cäſuren, wie folgende S. 241 u. 242.:

— Ich weiſs auch nicht, weſswegen
Ihrer Groſsthaten Zahl all hier zur Schau auslegen?
Wie gut ſie mir bekannt, das wiſſen Sie (für ſich) allein.
Mein ewig hungriger Magen macht mir die Pein,
Und um nur nicht Zahnweh vor Faſten zu kriegen,
Bejah' ich ihm alle ſeine Lügen,
Und gebe die Ohren Preis.

Windbrecher.

Ein Stückchen noch fällt mir ein.

Rindenknips.

'S iſt richtig, gnädiger Herr! Ich weiſs noch alles haarklein,
Als wär's ſo eben geſchehen.

Windbrecher.

Und was,
Was weiſsſt du?

Rindenknips.

Ja — nun eben das. u. ſ. w.

Wir zweifeln, ob ein auch minder eigenſinniges Ohr durch ſolche freyere regelloſe Reime, die, wenn ſie Wirkung thun ſollen, eine eigene Handhabung, und in der Regelloſigkeit Regel verlangen, leicht befriedigt werden dürfte. Wie wenig genau es der Vf. bey dieſer freyern Behandlung, die aber nur dem erſten Akte gilt, mit den Worten ſeines Originals genommen, mag folgende Stelle beweiſen. Im Texte ſagt *Artotrogus*:

memini, centum in Cilicia
Et quinquaginta centum Syculatronidae,
Triginta Sardi, ſexaginta Macedones
Sunt homines, tu quos occidiſti uno die.

Im Deutſchen drückt ſich *Rindenknips* (S. 243.) ſo aus:

— Jener glorreiche Tag,
Wo ihrem Mordſchwert Aſiens Macht erlag,
Wo Sie auf einmal hundert funfzig Parthern
Und dreiſsig Medern, und verſchiednen Sardern
Und achtzehn Chineſern, und neun Sodomitern
Und ſechszig Haberechtern, und eilf Johannitern
Mit Einem Hiebe vom Leben halfen. —

Eben ſo wird der *rex Seleucus (rex Seleucus me opere oravit maxumo, ut ſibi latrones cogerem et conſcriberem)* S. 246. in einen *Großſultan* verwandelt:

Ich muſs den Rekruten ihre Löhnung geben,
Die ich geſtrigen Tags am hieſigen Orte
Geworben hab' für die türkiſche Pforte.
Du weiſst ja, wie ſehr mich der Groſs-Sultan ehrt.

Wenn wir auch gegen eine ſolche freyere Nachbildung, die, wenn das Ganze in einen ſolchen Ton geſtimmt iſt, wie beym *Horribiliſcribliſax* des alten Gryphius, und bey verſchiedenen genievollen Nachahmungen Plautiniſcher Stücke vom verſtorb. *Lenz* ſehr gefallen kann, nichts einwenden wollten: ſo irrt ſie doch, wenn das Uebrige, ohne daſs Ton und Sprache des Orinals zu einer ſolchen Abänderung Anlaſs geben, gegen einen ſolchen Eingang zu ſehr abſticht: denn der zweyte und alle folgenden Akte halten ſich ſchon näher an das Original, und ſind in fünffüſsigen reimloſen Jamben abgefaſst. Dieſes iſts, was wir meinten, wenn wir den Vf. beſchuldigten, er ſey ſich in der Manier der Ueberſetzung nicht gleich geblieben. Zwar iſt es nur der Fall bey dem angeführten Stücke, wo der Vf. den Reim, und zwar dieſe Art freyern Reims, eine Rolle ſpielen läſst; allein doch iſt er auch ſonſt in den Jamben von dem Verdachte ſchwankender Maximen über die Verdeutſchung ſeines Originals, die freylich hier ſich am lauteſten ausſprechen, nicht ganz zu entſchuldigen. Uebrigens kann Rec. verſichern, dieſe gröſstentheils mit lebhaftem Vergnügen geleſen zu haben. Nicht nur hat der Vf. den Sinn des Textes, wo es ihm um worttreuere Wiedergabe deſſelben zu thun war, glücklich getroffen, und da, wo er dieſs aus andern Gründen nicht für zuträglich hielt, in den Anmerkungen auf den wahren Sinn hingewieſen; ſondern er hat ſich auch der komiſchen Laune ſeines Autors meiſt mit entſcheidendem Erfolge zu bemächtigen gewuſst; ja auch die Wortſpiele, an denen *Plautus* ſo reich iſt, ſuchte er, ſo viel die Verſchiedenheit unſerer Sprache es zuliefs, herauszuheben, oder analoge dafür zu ſubſtituiren; wie z. B. im *Pſeudolus* v. 214. 215.

— Satin' magnificus tibi videtur? Pſ. Pol iſte
atque etiam maleficus. —

(*Kalidorus.*) Hörſt du, was
Der Schurke ſchwatzt? dünkt er nicht *vornehm* ſich?

Pſeudolus.

— Zum wenigſten ein *vorzüglicher Nehmer*.

Daſs einzelne Ausdrücke noch genauer hätten können abgewogen werden, wird der Vf. ſelber gern zugeben. So zweifeln wir z. B. S. 6. (*Aulularia*), ob für: *oculi emiſſitii*, *Blinzelaugen* das rechte Wort ſey. — Eigentlich umſchreibt Hr. *Danz* die Worte: *circumſpectatrix cum oculis emiſſitiis* ſo: *Allhegaff'rin, deren Blinzelaugen in alle Ecken ſchieſſen*; allein nicht die *Augen*, ſondern die *Blicke* derſelben ſchieſſen, und gerade mit dem Zeitworte *blinzeln* ſcheint uns *ſchießen* im Widerſpruch zu ſeyn. Beſſer hat wohl *Ramler* in ſeinem *Batteux* dieſe Stelle gegeben: *Du Winkelgafferin mit deinen Spionenaugen. Stimulorum ſeges* ebendaſ. durch *Staupbeſenmenſch du* (der Vf. ſchreibt unrichtig *Staubbeſen*, da das Wort doch von *ſtaupen* herkommt), möchte vielleicht auch zu frey gegeben ſeyn. — Einige Mal bedient ſich Hr. *Danz* des gemeinen Ausdrucks:

drucks: *ich kanns nicht kleine kriegen*, z. B. S. 8 u. 75., und zwar das erſte Mal im Munde der alten *Staphyla*, wo das Lateiniſche ganz einfach ſagt:

neſcio pol quae illunc hominem intemperiae tenent.

Ich kanns nicht kleine kriegen, welch' ein Geiſt
Ihm im Gehirne ſpukt.

Offenbar iſt jener Ausdruck, hier und auch anderwärts von ihm gebraucht, zu platt. Auch zweifeln wir, ob S. 63. *prügelbarſter (verberabiliſſime)* Beyfall finden wird. Zuweilen leidet auch die Verſtändlichkeit unter dem Beſtreben nach komiſchem Ausdruck: z. B. S. 64. *(Aulul.)* wo Euclio zum Strobilus ſagt: *pone!* antwortet Strobilus:

Equidem pol te datare credo conſuetum ſenex.

Dieſs wird gegeben: *Ich glaube Alter, du biſt gewohnt hinzulegen.* Rec. geſteht, daſs er dieſe Stelle erſt durch den untergelegten Text verſtehen lernte, und glaubt, das einfachere: *zu geben*, würde beſſer geweſen ſeyn. Auch mehrere latiniſirende Ausdrücke, z. B. *amas e lenone: du liebſt vom Leno (Pſeudol.)*, würde er vermieden haben. Doch dieſe Bemerkungen können dem aufrichtig ertheilten Lobe dieſer Ueberſetzung nichts benehmen. Wir zeigen noch an, daſs dieſer Band vier Stücke enthält: die *Aulularia*, den *Pſeudolus*, den *Miles glorioſus*, und die *Menaechmi*. Unter die Ueberſetzung iſt der lateiniſche Text beygedruckt. Voran geht die Leſſingſche Abhandlung von dem Leben und den Werken des Marcus Accius Plautus, die aus dem 22ſten Theile der Schriften dieſes vortrefflichen Kenners und Würdigers der Plautiniſchen Kunſt genommen iſt. Zu jeder Komödie finden ſich am Schluſſe kurze aber zweckmäſsige Anmerkungen über den Inhalt und Plan und einzelne Stellen jedes Stücks. Die letztern müſſen auch dem Philologen um ſo mehr willkommen ſeyn, da ſie nicht bloſs das Bekannte geben, ſondern zuweilen auch neue Erklärungen verſuchen, wie z. B. v. 222. und 308 — 310. im Pſeudolus. Der letzten ſtimmt Rec. vollkommen bey; nicht ſo der erſten. Der Vf. will die Worte: *huncine hic hominem pati colere juventutem Atticam* ſo erklären: *Soll man es leiden, daſs dieſer Böſewicht die Attiſche Jugend bilde, d. h. verführe.* — Uns iſt kein Beyſpiel bekannt, nach dem *colere* von einer Bearbeitung im *ſchlimmen Sinne* gebraucht würde; auch iſt der Vf. den Erweis ſchuldig geblieben. Zwar bezweifeln wir auch die gewöhnliche Erklärung, wo *colere* für *incolere* genommen wird: „Wie traurig iſt's, daſs die Attiſche Jugend leidet, daſs dieſer Schurke hier wohnet — ſein Weſen treibt." Eher möchten wir es umgekehrt nehmen: *Wie ſoll man es dulden, daſs die Attiſche Jugend dieſem Erzſchurken den Hof macht — ſchmeichelt.* — Wir ſehen der Fortſetzung dieſer geiſtreichen Bearbeitung mit Verlangen entgegen, und werden ſie bey der Anzeige des *zweyten* Theiles mit der neu erſchienenen *Küffner*ſchen vergleichen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Koburg u. Leipzig, b. Sinner: *Phyſiognomik* oder *Kunſt, die Menſchen aus dem Geſichte zu beurtheilen*, von *Cöleſtin Stöhr*, ehemal. Benediktiner in Banz. *Erſter* Theil. 1804. VIII u. 248 S. *Zweyter* Th. 1804. VII u. 312 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Obgleich der Vf., wie er in der Vorerinnerung ſagt, ſich ſeit zwanzig Jahren mit der Phyſiognomik beſchäftigt hat: ſo möchte man doch ſchwerlich etwas von Belange in ſeinem Buche finden, das nicht ſchon in *Lavater's* Fragmenten enthalten wäre, wenn gleich alles in dem Buche geordneter gegeben iſt, als *Lavater* in ſeinen Fragmenten es geben konnte. Dennoch würde, da *Lavater's* Werk und ſelbſt der *Armbruſter*ſche Auszug aus demſelben wohl nur in öffentlichen oder in Bibliotheken der Reichen geſucht werden darf, die Erſcheinung dieſes Buchs gewiſs manchem ſehr willkommen ſeyn, wenn nicht der Vf. und der Setzer oder Corrector ſich um die Wette bemüht hätten, das Buch unlesbar zu machen. Der Vf. durch ſeine weitſchweifige und geſchmackloſe Schreibart; der Setzer oder Corrector durch die Fehler im Abdruck des Buchs. Von der Weitſchweifigkeit des Vfs. Proben zu geben, verſagen wir uns, um nicht den Leſer zu langweilen; von den übrigen hier gedachten Fehlern nur einige Proben. S. 21. Th. I. kommt „der groſse Herr *von Haller*" vor. S. 242. heiſst es: „Hier wird es genug ſeyn, wenn ich nur folgende Anmerkungen hierüber aus dem echten Kunſtrichter *Sulzer* anführe, übrigens ihn in ſeinem Wörterbuche Art. Portrait ganz zu leſen empfehle." S. 243. Th. I. iſt aus *Parrhaſius*, *Perhaſius* gemacht, und S. 287. wird aus *Dumouriez*, *Dumouriere*. S. 290. lieſet man unter der Ueberſchrift Don Quixote: „*Cervantes* hat uns ſein Portrait — eigenhändig gezeichnet hinterlaſſen." Nun ſollte man denken, es ſey das Portrait des Don Quixote — aber mit nichten, es iſt des Cervantes Portrait. — Doch genug zum Beweiſe, daſs das Buch ſo unglaublich nachläſſig gedruckt, als ſchlecht geſchrieben iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Paris*, b. Gueffier: *Mémoire addreſſé par la famille du Petit-Thouars aux Actionnaires de l'équipage du Diligent*, expédié au mois d'août 1792. pour aller à la recherche de Mr. *de la Peyrouſe* etc. ſous les ordres *d'Antide Aubert du Petit-Thouars*, tué au combat d'Aboukir où il commandoit le vaiſſeau le Tonnant. (1806.) 23 S. 4. — Dieſe, wie ſchon der Titel zeigt, in mehrern Rückſichten merkwürdige Rechtsſache verdient einen ausführlichen Auszug.

zogs. Ariſtide du Petit-Thouars, franzöſiſcher Marine-Officier, der die Abſicht hatte, la Peyrouſe aufzuſuchen, geographiſche Entdeckungen in Nordamerika zu machen, und einen Pelzhandel in Noutka-Sund anzulegen, rüſtete hiezu im J. 1792. ein Schiff aus, und ſein Bruder Aubert du Petit-Thouars vereinigte ſich mit ihm, um ihn als Naturforſcher zu begleiten. Sie wollten eine Reiſe um die Welt machen, und verkauften deshalb ein Gut von 50000 Livres, worin ihr ganzes Vermögen beſtand. Ein dritter Bruder und eine ihrer Schweſtern kamen ihnen ebenfalls mit bedeutenden Summen zu Hülfe, und durch eine Subſcription, die ſie eröffneten, erhielten ſie noch 50000 Livres. Das geſetzgebende Corps, welches ihren Entſchluſs billigte, gab 10000 Livres dazu her. Um dieſe Zeit wurde Ariſtide Ludwig XVI. vorgeſtellt, und dieſer befahl der Admiralität zu Breſt, ihn mit allem zu verſehen, was ihm zu ſeiner Equipage noch fehlen möchte. — Die Brüder kauften nun ein zu dieſer Expedition taugliches Schiff, und ſammelten eine hinlängliche Menge von Freywilligen und Matroſen, an deren Spitze vier Officiere geſtellt wurden. Um die Zeit, in welcher die Abreiſe feſtgeſetzt war, wurden beide Brüder durch eine in jener Periode gewöhnliche Begebenheit getrennt. Aubert wurde gefangen genommen, und als verdächtig angeklagt. Ariſtide, den ein ähnliches Schickſal bedrohte, ſah ſich genöthigt, ſogleich abzuſegeln. Beide verſprachen, ſich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung oder auf Isle de France einander zu erwarten. Indeſſen wurde der Naturforſcher unſchuldig befunden, und ſchiffte ſich daher nach dem Vorgebirge d. g. H. ein. Hier erwartete er ſeinen Bruder vierzehn Tage lang, aber vergeblich; und reiſte daher, verabredeter Maſsen, nach Isle de France ab. Hier und auf den Inſeln Reunion und Madagaſcar hielt er ſich etwa zehn Jahre auf. Ohne Vermögen, und entfernt von ſeinem Vaterlande, lebte er bloſs von der Gaſtfreundſchaft der Einwohner; dabey durchreiſte er jedoch dieſe Gegenden, um Entdeckungen in mehrern Fächern der Naturgeſchichte zu machen. Unvermögend, die Rückreiſe zu bezahlen, würde er ſein Vaterland vielleicht nie wieder geſehen haben, wenn nicht Napoleon, damals erſter Conſul, von ſeiner Lage unterrichtet, ihm eine Stelle auf einem Schiffe bewilligt hätte. Nach ſeiner Rückkehr wurde er für ſeine beſchwerlichen Unterſuchungen mit einer Penſion belohnt. — Weniger glücklich noch war Ariſtide's Schickſal. Er wollte von Breſt nach den Küſten von Braſilien ſegeln, ſtieſs aber unterweges auf eine wüſte Salzinſel. Hier fand er vierzig Portugieſen, die ſich mit Schildkrötenfange beſchäftigt hatten, und, da ihre Lebensmittel aufgezehrt waren, vergebens ein Schiff erwarteten, das ſie wieder nach der Inſel St. Nicolas zurückbringen ſollte. Durch ihr Schickſal gerührt, brachte Ariſt. ſie nach dieſer Inſel. Dieſe litt gerade Mangel an Nahrungsmitteln; Ariſt. überlieſs ihr daher den gröſsten Theil ſeiner Proviſionen, in der Hoffnung, ſich in irgend einem braſiliſchen Hafen mit neuen verſehen zu können. Auf St. Jago wurde ſeine Mannſchaft von einer anſteckenden Krankheit befallen, für welche daher von dort wieder weg, ſah aber bald mehrere ſeiner Matroſen und Freywilligen ſterben. Die Ausbreitung der Krankheit nöthigte ihn, im nächſten Hafen vor Fernando de Noronha zu ankern, wohin die Uebelthäter von den portugieſiſchen Kolonieen zur Strafe transportirt werden. Hier wollte Ariſt. ſeine Mannſchaft landen laſſen, und ſich mit Waſſer und friſchen Lebensmitteln verſehen; auch wurde ſein Geſuch von dem Commandanten bewilligt; aber kaum war er am Lande, als man ihn mit ſeiner ganzen Equipage für Gefangene erklärte. Erſtaunt über dieſes Betragen, zeigte er ſeine völlig richtigen Papiere vor, und drohete, ſich beym Gouvernement zu beſchweren. Man antwortete ihm aber, daſs man dem Gouverneur von Pernambuc die Sache melden wolle, und daſs er bis dahin Geduld haben müſſe. Ariſt. ſchrieb ſelbſt an den Gouverneur von Pern., berief ſich auf den zwiſchen Frankreich und Portugal beſtehenden Frieden, ſetzte die Gründe zu ſeinem Unternehmen aus einander, und bat, daſs man ihn nicht länger aufhalten möchte. Der Gouverneur aber, im Einverſtändniſs mit dem Commandanten von Noronha, achtete nicht auf ſeinen Brief, und befahl vor allem das Schiff nach Pernambuc zu bringen. Der Commandant lieſs es mit dem auch darauf angekommenen Capitän Paulain und ſechzehn Räubern von ſeiner Inſel ablegeln, welche Mittel fanden, das Schiff zu verderben. Hierauf gab der Gouverneur Befehl, daſs Ariſt. mit ſeiner ganzen Equipage nach Pernambuc gebracht werden ſollte, wo ſie die ſchimpflichſte Behandlung erlitten. Der wiederholten Geſuche Ariſtide's müde, entſchloſs ſich der Gouverneur endlich, die Officiere und die Equipage auf vier Schiffen nach Liſſabon zu transportiren. Ariſt. befand ſich auf dem zuletzt abgehenden. Bey ſeiner Ankunft in Portugal erfuhr er, daſs ſeine ganze Mannſchaft gefänglich eingezogen ſey. Dieſes Verfahren erregte ſeine heftigſten Klagen. Man konnte nicht umhin, ſeine Unglücksgefährten in Freyheit zu ſetzen; da man aber das franzöſiſche Gouvernement, mit dem man eben im Begriff war, zu brechen, nicht ſchonen zu dürfen glaubte: ſo erſetzte man ihm nur die geringe Summe von 2000 Thalern, und gab ihm zu verſtehen, daſs ſein längerer Aufenthalt in Liſſabon für ihn die nachtheiligſten Folgen haben könnte. Er verlieſs daher dieſe Stadt. — Die franzöſiſche Regierung, welche Ariſtide's Gefangennehmung zu Pernambuc erfahren hatte, proteſtirte gegen dieſe Verletzung des Völkerrechts, und der Marine-Miniſter Monge lieſs eine Fregatte ausrüſten, um über dieſes Verfahren Rechenſchaft zu fordern. Ariſt. aber reiſte wegen der damals in Frankreich herrſchenden Unruhen nach den vereinigten Niederlanden, wo er zwey Jahre hindurch es ſeine einzige Sorge ſeyn lieſs, ſeinem Bruder, ſeiner Familie und den Subſcribenten den erlittenen Verluſt zu erſetzen, und kehrte dann nach Frankreich zurück, um ſeine Klagen gegen den Liſſaboner Hof vorzulegen. Das Directorium fand es zweckmäſsig, ihn im Dienſte zu behalten, und er nahm den gethanen Vorſchlag unter der Bedingung an, daſs man, bey etwanigen Friedensunterhandlungen mit Portugal, auf eine Entſchädigung für ihn antragen ſolle, und reiſte dann als Divisionschef nach Breſt ab. Nach einigen Monaten erfuhr er jedoch, daſs man bey den Friedensverhandlungen mit Portugal das ihm gemachte Verſprechen vergeſſen zu haben ſchiene. Er bat daher um Urlaub, und reiſte nach Paris. Hier wendete er ſich an das Directorium, das bey den ſchon ſo weit gediehenen Friedensunterhandlungen kein anderes Mittel ſahe, ihm Genugthuung zu verſchaffen, als ihn an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Hn. Talleyrand-Perigord zu verweiſen. Die Königin von Portugal verſprach Ariſtide'n ſchadlos zu halten. Jetzt übernahm Ariſtide das Commando einer Flotte, welche im mittelländiſchen Meere kreuzen ſollte; trug aber derjenigen von ſeinen Schweſtern, welche durch ihre Aufopferungen das Meiſte zu ſeiner Reiſe beygetragen hatte, auf, die Sache bey dem portugiſiſchen Hofe ferner zu betreiben. Hierauf begab er ſich nach Toulon; von der Flotte aber, welche er commandiren ſollte, war nicht mehr die Rede; dagegen wurde er bey der Expedition nach Aegypten angeſtellt. Le Tonnant, eins der vorzüglichſten Schiffe der Escadre, wurde für ihn beſtimmt; er blieb aber, nach einem 3ſtündigen Gefechte, bey Abukir, ehe ſeine Sache entſchieden war. Dieſe Entſcheidung erfolgte erſt, als Napoleon nach ſeiner Rückkehr aus Aegypten zum erſten Conſul erwählt worden war. Nachdem Ariſtide's Schweſter, Félicité du Petit-Thouars, abermals eine Bittſchrift eingereicht hatte, befahl die Regierung, daſs die Sache der Familie du Petit-Thouars an die Spitze der Unterhandlungen mit Portugal geſtellt werden ſolle, und die franzöſiſchen Geſandten in Liſſabon erhielten den Auftrag, dieſer Familie ſowohl als den Intereſſenten bey der Expedition Entſchädigung zu verſchaffen. So bekam die Familie endlich von Portugal etwa 340000 Livres zur Vergütung ausgezahlt, nachdem ſie über zwölf Jahre lang vergeblich darauf gehofft hatte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. März 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

ZÜRICH, b. Gefsner: *Briefe deutfcher Gelehrten*, aus *Gleims* literarifchem Nachlaffe herausgegeben von *Wilhelm Körte*. 1806. *Zweyter* Band. XL u. 464 S. *Dritter* Band. 608 S. 8. (4 Rthlr. 14 gr.)

Auch unter dem Titel:

Briefe zwifchen Gleim, Wilhelm Heinfe und *Johann von Müller. Erfter* und *zweyter* Band.

Die dichterifche Laufbahn des verewigten *Gleim* umfafste das ganze Zeitalter unferer *neueren Poefie*. Wie viel er in diefer Periode, länger als ein halbes Jahrhundert, auf ihren Fortgang, fowohl durch feine eignen Beftrebungen, als durch eifrige Unterftützung andrer Talente gewirkt hat, ift bekannt; nicht minder wie fein patriotifches, und für alles Schöne und Gute fo feurig empfindendes Herz, ihn mit den mehreften der vorzüglichern Geifter feiner Zeit zu inniger Freundfchaft vereinigte, und wie forgfältig er fich die Dauer diefes Bundes, mit feinen in Deutfchland und der Schweiz zerftreut lebenden Freunden, durch fleifsige Correfpondenz zu erhalten bemüht war. Von einer Herausgabe feiner reichhaltigen Briefiammlungen war daher fchon im voraus mancher fchätzbare Gewinn für die Gefchichte unferer fchönen Literatur zu erwarten, und Hr. *Körte* hat fich mithin ein bleibendes Verdienft um diefelbe erworben, indem er diefe Mittheilung aus *Gleims* literarifcher Hinterlaffenfchaft an das Publikum, in einer zweckmäfsigen Auswahl, übernahm. Da eine Gefchichte der Poefie nicht blofs auf einer Reihe treffender Charakteriftiken der Dichter und ihrer Werke, fondern vornehmlich auf der Entwickelung *aller* Urfachen, die das Steigen und Sinken der Kunft, in ihren verfchiedenen Epochen hervorbrachten, beruht: fo find Briefe, wie die vorliegenden, die uns in das Leben und die Zeitverhältniffe der Dichter felbft hineinführen, als eine der vornehmften Quellen für fie zu betrachten. Wer es recht lebhaft empfinden will, wie die deutfche Dichtkunft, alles was fie ift, durch *fich felbft* geworden, der fchlage die Sammlung diefer 293, in den Jahren von 1740 bis 1802. gefchriebenen Briefe auf. Jeder einzelne beynah ift ein hiftorifcher Beleg zu *Schillers* fo wahren als fchönen Verfen:

Kein Auguftifch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutfchen Kunft;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürftengunft.

Von dem gröfsten deutfchen Sohne,
Von des grofsen Friedrichs Throne
Ging fie fchutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutfche fagen,
Höher darf das Herz ihm fchlagen,
Selbft erfchuf er fich den Werth.

Aber auch in anderer Hinficht, als ein Archiv worin merkwürdige und treffliche Menfchen ihre vertraulichften Aeufserungen, über die bedeutendern Ereigniffe ihres Lebens und ihrer Zeit niedergelegt, und fich nach ihrer ganzen eigenthümlichen Denkart und Handlungsweife offenbart haben; und als ein Denkmal feltner Freundfchaft und gemeinfchaftlichen Strebens edler Geifter, gewährt diefer Briefwechfel eine überaus mannichfaltige und lehrreiche Unterhaltung.

Der *erfte* Band, der die Briefe *Bodmer's*, *Sulzer's* und *Gefsner's* enthält, ift in unfern Blättern bereits von einem andern Recenfenten (1805. Nr. 296.) angezeigt; und dabey zugleich auf die frühern Briefiammlungen diefer ehrwürdigen, patriarchalen Schweizer verwiefen worden. Wie jenen, fo kann man auch diefen *zweyten* und *dritten* Theil nicht lefen, ohne von dem überall wiederkehrenden Ausdruck des edeln *Nationalfinns*, der den Charakter jener Männer, in ihrer glühenden Vaterlandsliebe, ihrem unbelohnten und dennoch unermüdlichen Wetteifer für die Ehre der deutfchen Literatur, und ihrem Enthufiasmus für Friedrich II. (der diefen Eifer *verfchmähte*) fo fchön bezeichnet, innig gerührt zu werden.

Vornehmlich charakteriftifch in diefer Beziehung find die, zum Theil franzöfifch gefchriebenen, Briefe von *Johannes von Müller*, zu deren Abdruck der berühmte Vf. dem Herausgeber laut eines in der Vorrede (S. XXXVII u. ff.) abgedruckten Schreibens feine freundlichfte Zuftimmung gab, und die nun als ein willkommnes Supplement zu feinen fchon im J. 1801. durch Friederike Brun herausgegebnen an *Bonftetten* erfcheinen. Derfelbe, wir möchten fagen *alterthümliche* Sinn für Freundfchaft, Vaterland, Freyheit und Geiftesgröfse, der dort den Lefer anzog, fpricht ihn auch hier wieder von jedem Blatte an. „Ich habe mir vorgenommen" fchreibt er (Bd. 1. S. 96.), als ein zwanzigjähriger Jüngling an *Gleim*," es koftete was es will, nützlich, meinen Zeitgenoffen und der Nachwelt intereffant, der Freundfchaft *Gleims* und der edelften Menfchen würdig zu werden.

„Le repos eſt permis, mais c'eſt ſur les lauriers.
La mort eſt un repos, mais vivre c'eſt agir!
L'ame eſt inepuiſable et peut toujours produire.
Le premier des plaiſirs eſt celui de s'inſtruire.

Lauter groſse Worte Friedrichs; aber wahrlich auch *meine* Gedanken!" — Zugleich findet man in dieſen Briefen viele Züge zu der lehrreichen Bildungsgeſchichte ſeines Geiſtes, welche er in der gleichzeitig erſchienenen Skizze ſeiner Selbſtbiographie nur andeuten konnte, weiter ausgeführt, und an ihnen läſst ſich, wie er ſehr wahr in dem Briefe an Hn. *Körte* ſelbſt ſagt, lernen: wie man bey aller Schwierigkeit der erſten Schritte in der Welt ſich emporheben kann, wenn man ein höheres Ziel unverrückt im Auge behält. Zu Schafhauſen und Genf, in Berlin und Caſſel, wie in Maynz und Wien, überall blieb er dem innern heiligen Beruf, der Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes zu werden, ſtandhaft treu. Auch den Gedanken, der Welt einſt Biograph *Friedrichs* II. zu ſeyn, faſste er ſchon während ſeines *erſten* Aufenthaltes in der Reſidenz des groſsen, von ihm ſo würdig auch in dieſen Blättern gefeyerten Monarchen. Alle ſeine *Berliner* Briefe ſind von dieſer Idee voll; in mehrern (beſonders Bd. 2. S. 35.) theilt er dem Sänger der preuſsiſchen Kriegslieder ſchon den *Entwurf* einer hiſtoriſchen Darſtellung Friedrichs und ſeines Zeitalters mit, und derſelbe Entwurf iſt es ohne Zweifel auch von dem er einmal aus *Caſſel* (Bd. 2. S. 300.) ſo geheimniſsvoll ſchreibt. „Ich habe einen Plan den ich kaum ſchreiben darf, deſſen Gröſse aber meinen Geiſt erfüllt, mein Herz erhöht, mir was um und um mich iſt, auſser Freundſchaft, gleichgültig macht. — Gewiſſe Dinge zu ſagen, möchten andre eitel nennen, möchten vielen faſt kindiſch vorkommen; ich aber freue mich der ſich meinem Geiſte öffnenden Ausſichten, ſo daſs ich mich nicht enthalten kann, ſondern ihnen ſagen *muſs*, daſs ich mein Leben dazu anwenden werde." — Eben daher ſchrieb er, nachdem ſchon lange ſich alle ſeine Hoffnungen, in Berlin angeſtellt zu werden, zerſchlagen hatten, einen andern Brief (Bd. 2. S. 269.) dieſes Anfangs: „Ich fühle, daſs es der Mühe kaum werth iſt, Geſchichtſchreiber zu werden, wenn man das, was unſer Jahrhundert vor allen auszeichnet, nicht beſchreiben ſoll, nämlich den Krieg des ſiebzehn hundert ſechs und funfzigſten Jahres, und den groſsen Mann, der allein für das künftige Zeitalter intereſſanter geſchildert werden könnte, als das ganze übrige Jahrhundert." — Solche Aeuſserungen die, ſo wie ſeine Recenſion der Werke Friedrichs des einzigen in unſerer A. L. Z. zum Beweiſe dienen, mit welchem Eifer er *frühe ſchon* ſich dem Studium des unſterblichen Königs widmete, ſind um ſo erfreulicher, als ſie uns die Hoffnung ſichern: die Geſchichte deſſelben wirklich noch von ſeiner Hand dargeſtellt zu erhalten, welche ſonſt der Schluſs ſeiner berühmten Rede über dieſen Gegenſtand („daſs ein Mann *ſein Leben* dem Leben Friedrichs weihen müſſe, um ihn darzuſtellen *wie er war*"), zweifelhaft machen könnte. Gewiſs würde unſere Literatur längſt auch in den Beſitz eines Theiles wenigſtens, der Ausführung jenes groſsen Unternehmens gekommen ſeyn, wäre ſein ihm allein jetzt unter Deutſchlands Hiſtorikern gewachsner Urheber *damals* ſchon für das preuſsiſche Haus erhalten worden. Aber weder bey der Akademie, noch bey dem Joachimsthaliſchen Gymnaſium, weder im ausländiſchen, noch im Juſtiz- oder Finanzdepartement, gelang es ihm, wie er ſo lebhaft wünſchte, angeſtellt zu werden. „Ich erkenne es mit verbindlichem Dank" ſchrieb (B. 2. S. 31.) der Miniſter Herzberg an *Gleim* zurück, „daſs Ew. Wohlgeb. mir den Hn. *Müller* durch Ueberſchickung ſeiner Geſchichte der Schweiz perſönlich bekannt machen wollen. Es wird mir angenehm ſeyn ihn hier zu ſehn, und ich werde mit Vergnügen ſeine Wünſche befördern, wenn ich dazu Gelegenheit habe, wiewohl ich nicht vieles verſprechen kann. Es wird Ew. bekannt ſeyn, daſs die Stelle des nicht leicht zu erſetzenden *Sulzer* bereits durch einen Genever, Namens Prevoſt, beſetzt iſt. Ich habe mich vergeblich für den Philoſophen *Garve* aus Breslau bemüht, den ich dem König bekannt machte, und der auch ſeinen Beyfall fand, aber denſelben wieder verlor, weil er das Wort *Enthymême*, franzöſiſch ausgeſprochen, nicht verſtand." — Schon den andern Tag darauf meldete Gleimen Müller ſelbſt, daſs er ſein Empfehlungsſchreiben dem König überſandt, aber die lakoniſche Antwort empfangen hätte: es ſey nichts ledig. „Wenn man" ſetzte er hinzu, „Freunde *et Spiritum Graiae tenuem Camoenae* hat, pflegt man nichts zu erſchmeicheln, und wenn ich Tacitus ſeyn ſoll, ſo kann und darf ichs auch nicht." In deſto reinerm Glanze erſcheint ſein wahrhaft weltbürgerlicher Enthuſiasmus für den bewunderten Helden und Monarchen, der ſich beſonders in einem Briefe, den er noch in der erſten Begeiſterung über die ihm durch Lucchesini zu Potsdam gewordne Vorſtellung beym Könige, an Gleim, in Friedrichs Sprache ſchrieb, ſo lebendig ausdrückt. „*Que n'eprouvai je pas, mon cher Gleim*, heiſst es darin (Bd. 2. S. 158.), *dans l'antichambre du vainqueur de l'Europe; de celui dont dix-huit ſiècles, depuis Céſar le dieu, n'auroient pu me montrer l'égal; de celui dans lequel j'allois voir les Cyrus, les Alexandre et les Ceſar réunis; de celui qui, du fond du cabinet, devant lequel j'étois, contient l'Autriche et influe ſur toute l'Europe! Je ſentois ce qu'auroient ſenti Homère et le Taſſe, s'ils avoient pu aller voir Achille et Godefroi; autant je ſuis au deſſous d'eux, autant mon héros eſt plus grand que les leurs. Enfin le huſſard me fit entrer. Le roi étoit dans un fauteuil devant une table chargée de livres; il portoit une robe de chambre foncée et un bonnet noir. Je ne puis d'abord ſaiſir ſa phyſiognomie; mais bientôt dans le cours de la converſation, je ne ſais à propos de quoi, le roi leva ſa tête, et je vis non ſeulement le plus beau vieillard, mais le premier grand homme, marqué pour l'être par la nature qui traça ſes traits. O Frédéric, Frédéric, qu'ils ont pénetré bien avant dans mon ame! Je ne les oublierai jamais, duſſé je vivre mille ans et ne te révoir jamais. Vîtes-Vous chez perſonne des traits plus fins, des yeux plus vifs, un air plus doux? Entendites-vous perſonne parler d'un ton plus gracieux, avec plus de digni-*

Digitized by Google

dignité, et cette dignité dont on eſt pénétré presque ſans ſ'en apercevoir, il élève jusqu'à lui. Il ſerait plus aiſé de dire de quel ſujet de littérature ou de politique il ne parla point, que de rapporter ce qu'il dit ſur cent ſujets différens. Après une heure de converſation il ôta ſon bonnet noir, et me dit d'un ton que je n'oublierai jamais: „Adieu, Monſieur, j'écrirai à votre ſujet à Berlin." — Après avoir vu le roi, je fus pendant deux heures à y penſer. Puis je fis des viſites, mais je ne ſavois ce que je diſois. Je fus inconſolable de n'être pas — ſon valet de chambre, place que je préférois à celle de premier-miniſtre d'un autre prince. Je ne puis encore penſer à Frédéric, ſans que les larmes me viennent aux yeux." — Schon im achten der folgenden Briefe finden wir *Müller* in Caſſel, wo ihm ſeine Anſtellung als Lehrer am daſigen *Carolinum*, Veranlaſſung ward, eine *Bearbeitung der Weltgeſchichte* in ihrem *ganzen Umfang*, und *aus allen ihren Quellen* zu unternehmen. Ueberhaupt erſtaunt man über die vielſeitige und unermüdliche Thätigkeit mit der er in jeder Lage ſeines Lebens, ſich ſelbſt und andre bildend, wirkte, und mit einem frohen Gefühl der Belebung eigner Kraft, ſieht man zugleich in dieſen Briefen die Früchte jener auſserordentlichen Anſtrengungen ſich entwickeln und reifen. Schon auf der Univerſität zu *Göttingen*, von wo ſein erſter Brief geſchrieben iſt, finden wir ihn, unter *Schlözers* Leitung, in voller Beſchäftigung mit der Herausgabe der *Schweizergeſchichte* und der lateiniſchen Schrift über den cimbriſchen Krieg. Von *Schafhauſen* ſchreibt er im Drange der Arbeiten als 20jähriger Profeſſor des Griechiſchen und der Univerſalgeſchichte, als fleiſsiger Mitarbeiter an der allgemeinen deutſchen Bibliothek, und Forſcher und Sammler helvetiſcher Urkunden; von *Genf*, über ſeine gemeinſchaftlichen Studien mit *Bonſtetten* in den Werken der Alten, *Machiavelli's*, *Voltaire's*, *Shaftsbury's*, *Bolingbroke's*, und *Montesquieu's*, und über die Reſultate einer gelehrten Reiſe die er durch die verſchiednen Cantons zur Erweiterung ſeiner Kenntniſs ihrer Verfaſſungen und Geſchichte, überall Codices und Chroniken durchforſchend, unternommen hatte. Seine Briefe aus *Berlin* zeigen ſeinen halbjährigen Aufenthalt daſelbſt vor allen dem Studium der Geſchichte Friedrichs II., ſeiner Monarchie und ſeines Zeitalters geweiht; aber auch von der Vollendung ſeiner Abhandlungen über die brittiſche Staatsverfaſſung, über das Mittelalter, und die Grundſätze der Bern'ſchen Regierung; ſo wie von der Unterſuchung öſtreichſcher, lombardiſcher, burgundiſcher und franzöſiſcher Chroniſten, zum Behuf ſeiner Schweizergeſchichte; einer ausführlichen Kritik des *dictionnaire* von *Bayle;* eines Commentars zu Corneille, und ſeiner Lectüre der Werke *Platon's*, *Winkelmanns* u. a. m. iſt darin die Rede. Aus einigen *in Halberſtadt* geſchriebenen Billets an *Gleim* ſieht man, *daſs* er die wenigen Wochen die er in deſſen Umgange dort nach ſeiner Abreiſe von Berlin zubrachte, *hauptſächlich* dazu nutzte, ſeine Sprachbegriffe zu berichtigen und *Leſſings* Werke zu ſtudieren. Die Briefe *aus Caſſel* enthalten vornehmlich Nachrichten über *ſeine univerſalhiſtoriſchen* Vorträge, um deretwillen er ſich aus 400 Schriftſtellern Auszüge machte und alle Klaſſiker des griechiſchen und römiſchen Alterthums in encyklopädiſcher Ordnung von neuem durchſtudierte. Daneben las er noch ein öffentliches ſtatiſtiſches Collegium, wozu er ſchon in Zürich aus zweyhundert Büchern Materialien geſammelt hatte; hielt die Vorleſungen in der Geſellſchaft für die Antiquitäten: über den Einfluſs der Alten auf die Neuern und die weltliche Macht des Papſtes; ſchrieb die Reiſen der Päpſte, die Briefe über das Hirtenleben, und die Darſtellung des Freyburger Aufſtandes für *Schlözers* Staatsanzeigen; ſtudierte *Arioſt*, *Metaſtaſio*, *Shakspeare*, das alte Teſtament und die *altdeutſchen Dichter*; verglich Ariſtoteles mit Plato, Montesquieu mit Büffon, und fing auch die Umarbeitung ſeiner Schweizergeſchichte an. „Geleſen" ſchreibt er einmal „habe ich ſoviel daſs mir graut es zu charakteriſiren." — Nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland ſchreibt er von den hiſtoriſchen Reſultaten einer abermaligen Reiſe durch daſſelbe; von ſeiner neuen Herausgabe der Schweizergeſchichte, der er ſich nun mit verjüngten Kräften ganz wieder widmete, und von den Vorleſungen der Hiſtorie des Alterthums, die er mit Anwendung auf die neueſte Zeit zu Bern vor einer Verſammlung der Edelſten Helvetier daſelbſt hielt. Die Briefe von *Mainz* und *Aſchaffenburg* geben Nachricht von den *drey* Theilen der umgearbeiteten Schweizergeſchichte, den Briefen zweyer Domherrn, und der Darſtellung des Fürſtenbundes, welche Werke er während ſeines Aufenthaltes daſelbſt, als Bibliothekar und Vertrauter des Kurfürſten, mitten unter den vielfachen Geſchäften, die ihm dieſer neue Wirkungskreis auflegte, kurz nach einander vollendete. In *Wien* endlich arbeitete er in den wenigen Stunden der Muſse die ihm die Kanzley übrig lieſs, an der Fortſetzung der Geſchichte ſeines Vaterlandes; an einer Berichtigung und deutſchen Ueberſetzung eines ſchon zu Caſſel und Genf in franzöſiſcher Sprache verfaſsten Werkes von 20 Büchern über die Univerſalhiſtorie; excerpirte Folianten zur byzantiniſchen Geſchichte und „ſchwärmte daneben in den Auen der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften umher." Späterhin, in dem vorletzten Briefe, einem der rührendſten der ganzen Sammlung, meldet er noch ſeinem dreyundachtzigjährigen Freund, daſs er die politiſche Laufbahn aufgegeben, und mit Aufopferung der Ausſicht auf mehr Einkommen und gröſsern Titel ſich genügſam in die Bibliothek verſchloſſen habe: „*Da* bin ich, ſchreibt er, allen lehrbegierigen Jünglingen und forſchenden Männern zu Dienſt, genieſse mit Heiſshunger, ſo wie von jeher die ſchönſten Producte guter Zeiten, und ſetze an Vacanztagen die Geſchichte meines Vaterlandes nebſt einem gröſsern Werke fort, welches meine Anſicht der verſchiednen Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts im Groſsen enthält. — Arbeit iſt mein gröſster Genuſs, ohne andern zu verſcheuchen; ungefähr wie unſre Alten: weder zu wenig noch zu viel. Das hieſige Leben iſt gut. Was kümmert mich der *index prohibitorum*; die meiſten würde ich mir *ſelbſt* verbieten, und ehe ich alles

alles inne habe, was in der *Bibliothek* ſteckt, werden jene wieder erlaubt." — Man begreift nach dieſen Angaben von ſelbſt, welche Menge der verſchiedenſten Gegenſtände in den vorliegenden Briefen zur Sprache gebracht, und wie geiſtvoll von dem Vf., der auf eine ſo ſeltene Weiſe univerſelle Gelehrſamkeit mit eigenthümlichem Ideenreichthum verbindet, über alle geredet wird. Von den vielen intereſſanten Anſichten und Urtheilen die ſich hier, wie über die vorzüglichſten Geiſter aller Jahrhunderte, ſo auch über die merkwürdigſten Menſchen ſeiner eignen Zeit, die er dem gröſsten Theil nach auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland und die Schweiz perſönlich kennen lernte, geſammelt finden, führen wir nur noch eine Aeuſserung über *Ramler* an, die zugleich von des Vfs. tiefer Einſicht auch in das *Weſen der Poeſie*, zeugen kann. „Man hat mich" ſchreibt er aus Berlin (Bd. 2. S. 79.) „im Conzert *Ramlern* präſentirt; es war als ſtände Horaz mir zur Seite und ſagte mir ohne Unterlaſs: *das bin ich nicht.*" — Auch an amüſanter Unterhaltung fehlt es nicht, wohin wir z. B. die Nachricht rechnen, die er (Bd. 2. S. 244.) von *Lüchet's* ſaubrer Anordnung der Caſſler Bibliothek ertheilt. „Kennen Sie Caſſelaniſch Latein? Wohl nicht. Auf unſrer Bibliothek ſind folgende Titel: *Patres graeci et latini de theologia*, worunter *Wyttenbachs* Compendium und *Marci Tullii Ciceronis epiſtolae*, (warum hieſs der Mann aber auch *Marcus!*) und *Mosheim's* Kirchenhiſtorie; ferner: *Epiſtolares; Theologica ſermonica; Libri l'amatorii; Poetae graeci et latini*, bey welchen *Dante; Poetae italici*, unter andern *Möſer* vom Harlekin; *Poetae medii aevi*, z. B. *Theognis*, *Ariſtoteles Poetik* und *Polignacs* Anti-Lucretius; *Aſtronomia*, wobey eine italiäniſche Taktik; *Botanica*, z. B. die griechiſche Anthologie; (weil auf dem Titel ſteht: *Florilegium*) eine Reihe *Biblia*, die zweyte *Biblica*, die dritte *Commentatores*, und *Duplicata*, das iſt, die doppelt vorhandnen." — Wie viel des Unterhaltenden und Unterrichtenden wäre noch mitzutheilen, doch wir müſſen abbrechen, um uns den Raum für die Anzeige des übrigen Theiles dieſer gehaltreichen Sammlung nicht allzu ſehr zu beſchränken.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Wanderungen der Phantaſie in die Gebiete der Wahrheit.* 1806. 303 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Verſtehen wir dieſen Titel recht: ſo will der Vf. oder die Vfn. des Buches — denn verſchiedene Spuren deuten auf eine weibliche Feder — damit zu verſtehen geben, den Dichtungen, die hier mitgetheilt werden, liege theils hiſtoriſche, theils wenigſtens moraliſche Wahrheit zum Grunde. Das erſte ſcheint der Fall ſeyn zu ſollen bey der Erzählung: *Nurgehan, oder die Roſe aus der Wüſte*, womit die kleine Sammlung ſich eröffnet. Auch die Jahrszahlen — 1605 — 1624., die über dieſer Erzählung ſtehen (weitere Auskunft iſt weder in einer Vorrede noch Anmerkung gegeben) weiſen wohl darauf hin. Wirklich iſt auch *Nurgehan* (Licht der Welt) als Gemahlin *Gehanghirs*, Kaiſers der Tataren vom Geſchlechte des Tamerlan, bekannt als hiſtoriſche Perſon. Wie weit aber die hier gelieferte Erzählung, die für Geſchichte ſich gröſstentheils giebt, mit der wirklichen Geſchichte übereinſtimmen möge, iſt hier gleichgültig; weniger iſt es aber der Umſtand, daſs ſie ziemlich langweilig an ſich, und noch langweiliger durch den ſchleppenden Vortrag iſt. Eine Probe z. B. von dieſem S. 53.: „Er mochte dieſe nun in der Folge gefunden haben, oder auch der Sache auf die Spur gekommen ſeyn, oder nicht, dieſs iſt uns unbekannt; wohl aber wiſſen wir, daſs ſein Entſchluſs, ſich vom Hofe zu entfernen, und damit zugleich ſich und Nurgehan zu retten, bald ausgeführt wurde; zumal er noch eine Erfahrung jener ſchrecklichen Art, welche indeſs ſein Schutzgeiſt, die treue Gattin, abermals vernichtete, gemacht hatte, und er es daher für rathſam hielt, mit Ausführung ſeines Plans zu eilen." — Auch ſind Wendungen, wie folgende: S. 55. „*Man that, was er gebot, und verhüllte er ſich darauf,*" eben nicht unter die eleganten zu rechnen, ſo wenig als in einem der folgenden Stücke Ausdrücke wie: *entfremt* für: *entfremdet* 228. und Participien wie: *der ſich entfernte Zug* 230.; ſodann eine Orthographie, wie: *Moſe* für: *Mooſe* zu billigen ſind. — Auch das *zweyte* Stück: *die Schwarze und die Weiſſe* iſt auf hiſtoriſchen Grund gebaut, und etwas mehr anziehend als das erſte. Den gröſsten Antheil hat die Dichtung an dem *dritten* und letzten Stücke: *Bruchſtücke aus Zelruks Reiſen:* Wenn auch ſchon hier die Erzählung gedrängter, der Vortrag noch raſcher und lebhafter ſeyn könnte: ſo zeichnet ſich doch dieſes morgenländiſche Gemälde am vortheilhafteſten aus, und Rec. hat viele Partieen deſſelben mit Intereſſe und Vergnügen geleſen. Papier und Druck ſind ſchlecht, und an ſinnentſtellenden Druckfehlern z. B. *haſſen* für *hoffen*: *Chriſten* für *Geiſter* — (beide nahe bey einander S. 214.) fehlt es ebenfalls nicht. Ob das Werkchen übrigens nicht bloſs nach franzöſiſchem Muſter bearbeitet, oder gar nur überſetzt iſt, wiſſen wir zwar nicht beſtimmt nachzuweiſen, vermuthen es faſt aber, nach dunkeln Erinnerungen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. März 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

ZÜRICH, b. Geſsner: *Briefe deutſcher Gelehrten*, aus *Gleims* literariſchem Nachlaſſe herausgegeben von *Wilhelm Körte* u. ſ. w.

Auch unter dem Titel:

Briefe zwiſchen Gleim, Wilhelm Heinſe und Johann von Müller u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 56. abgebrochenen Recenſion.*)

Ein nicht minder vielſeitiges Intereſſe gewähren die Briefe des genialiſchen *Heinſe*. Sein ganzes Leben, von ſeinen Schuljahren an bis zu ſeiner Anſtellung als Vorleſer des Kurfürſten von Mainz, läſst ſich in ihnen verfolgen, und ſchwerlich dürfte es jemals einem fremden Biographen gelingen, den Charakter dieſes, ſelbſt wo er irrte, ſo liebenswürdigen Geiſtes treuer darzuſtellen, als es ſeine eigne Feder hier gethan hat. In dieſer, wie in Rückſicht ihres äſthetiſchen Werthes zugleich, zeichnen ſich beſonders die Briefe aus, welche er an *Gleim* über die Düſſeldorfer Gemälde-Gallerie, und an *Friedrich Heinrich Jakobi* von ſeiner Reiſe nach der Schweiz und Italien in den Jahren 1780 — 1783. geſchrieben hat. Jene (Bd. I. S. 272 ff.) ſind hier aus dem deutſchen Merkur, wo ſie bekanntlich ſchon einmal gedruckt erſchienen, blofs der Vollſtändigkeit wegen, wieder mit aufgenommen worden, weshalb wir ſie übergehen; dieſe empfing der Herausg., auf ſeine Bitte, von dem Beſitzer ſelbſt. Die Reiſebeſchreibung, die *Heinſe* darin ſeinem edeln Freund und Wohlthäter mittheilt, iſt reich an Darſtellungen ſchöner Natur und Kunſt, in welchen ſich eine blühende Phantaſie durch den lebhafteſten Ausdruck ergieſst. Man leſe z. B. nur den Brief über den ſo oft beſchriebenen Rheinſturz bey Schafhauſen, aus dem wir uns wenigſtens einige Stellen hier auszuheben nicht verſagen können. (Bd. I. S. 461.): „Es iſt, als ob eine Waſſerwelt in den Abgrund aus den Geſetzen der Natur hinausrollte. Die Gewölbe der Schaumwogen in wüthendem Schuſs flammt ein glühender Regenbogen wie ein Geiſt des Zorns ſchräg herab. Keine Erinnerung, der ſtärkſte Schwung der Phantaſie kann's der gegenwärtigen Empfindung nachſagen. Die Natur zeigt ſich ganz in ihrer Gröſse. Die Allmacht ihrer Kräfte zieht donnernd die kochenden Fluthen herab, und giebt den ungeheuern Waſſermaſſen die Eile des Blitzes. Es iſt die allerhöchſte Stärke, der wüthendſte Sturm des gröſsten Lebens, das menſchliche Sinne faſſen können. Der Menſch ſteht klein wie ein Nichts davor, und kann nur bis in's Innerſte gerührt den Aufruhr betrachten. Es iſt mir, als ob ich mich in der geheimſten Werkſtatt der Schöpfung befände, wo das Element, von fürchterlicher Allgewalt gezwungen, ſich zeigen muſs, wie es iſt, in zerſtürmten, ungeheuern Maſſen. Und doch läſst das ihm eigenthümliche Leben ſich nicht ganz bändigen, und ſchäumt, und wüthet, und brüllt, daſs die Felſen und Berge nebenan erzittern und erklingen, und der Himmel davor ſein klares Antlitz verhüllt, und die flammende Sommerſonne mit mildern Strahlen drein ſchaut. — Rundum iſt Alles Toben und Wüthen, und das Herz und die Pulſe ſchlagen dem Waſſergott wie einem Alexander nach gewonnener Schlacht." Eben ſo ſchön ſind die Schilderungen vom Rigiberg (Bd. I. S. 446.), vom Gotthard (Bd. II. S. 1 ff.), von Venedig (II. S. 140 ff.), von dem Capitol und der Kunſtwelt Roms (II. S. 258 u. 398.), von dem Waſſerfall von Tivoli (II. S. 407.) u. ſ. w., auf die wir unſre Leſer nur aufmerkſam machen können.

Heinſe's Kunſtanſichten ſind aus ſeinem *Ardinghello* bekannt, für den er auch dieſe Briefe ſelbſt benutzte; daher wir von den Ideen und Urtheilen, die ſie über italiäniſche Muſik und Malerey, wie über antike Plaſtik und Architektur enthalten, hier nichts ſagen. Unter den literariſchen Nachrichten wird man beſonders die über die *Herkulaniſchen Handſchriften* (II. S. 467 ff.), zumal gegenwärtig, wo die franzöſiſche Regierung ihre Sorgfalt auch auf die ſogenannten *Scavazioni* in Italien gerichtet hat, merkwürdig finden. Es iſt kaum glaublich, mit welcher Nachläſſigkeit und Indolenz man bey dieſen wichtigen Entdeckungen anfänglich verfuhr, wodurch die ſchönſten Hoffnungen, die ſie ſo überraſchend erregten, eben ſo ſchnell wieder vereitelt wurden. „Der vorige König von Neapel," erzählt *Heinſe*, „hatte einem gewiſſen Herrn den ungemeſſenſten Auftrag gegeben, Alles, was man ausgrübe, in Empfang zu nehmen, und nach Gutbefinden in Ordnung zu bringen; und dieſer verſtand Wenig oder Nichts von den Alterthümern. Die Titel, die an den Rollen hingen, wurden gleich bey der Auffindung abgeſtreift, zertreten und zerſtoſsen, und gingen alſo verloren. Durch dieſelben hätte man leicht das Wichtige von dem minder Wichtigen unterſcheiden können, da man jetzt gar nicht weiſs, was man hat. Die Handſchriften ſind theils verbrannt, theils vermodert, und ſehen braun und ſchwarz aus, wie Tabaksrollen. Die zu Kohlen gebrannten ſind leicht zu leſen, wenn ſie einmal aufgewickelt ſind, und vermittelſt der Maſchine, die der Pater *Anton* dazu erfunden hat, iſt dieſs denn doch auch nicht ſo ſchwer, als man vorgiebt. Es gehört nur Geduld

und Behutſamkeit dazu, wenn ſie nämlich nicht durch den Druck der Lava ſo zerknickt ſind, daſs Alles in Staub zerfällt, und der Unverſehrten von dieſer Art waren bey der Auffindung keine geringe Anzahl. Aber da liegen ſie zu Portici von Knaben zerfetzt und zerſchnitten; Alles, was noch ganz und vollſtändig war, iſt nun zerſtört, und der Veſuv ſtrömte vergebens ſeine Feuerbäche zur Luſt der Nachwelt über das unglückliche Herkulanum. — Welch ein Verluſt, daſs die Entdeckung nicht zur Zeit eines Robert, oder Cosmus, und Lorenz von Medicis geſchah! Wie würden die Poliziane, Ficine und Laskariſſe mit Freundſchaft und Belohnungen noch ſeyn angetrieben worden, auſser dem ſüſsen Reiz der ſchönen Ueberreſte an und für ſich ſelbſt! So aber iſt Nichts geſchehn! Man hat die reiche Aernte von dem Wild zertreten, den Sperlingen aushacken, und von Wind und Regen verderben laſſen. Ein einziger alter Mann, der überdieſs ſich lieber mit mechaniſchen Dingen abgiebt, und eine neue Art Zitzfabrik erfunden hat, und nun betreibt, wurde zu achthundert Manüſcripten, in allen Fächern von Künſten und Wiſſenſchaften, mit einem elenden Gehalte angeſtellt. Kein Miniſter hat ſich je recht darum bekümmert; die Gelder, die der vorige König zur Ausgrabung beſtimmte, werden von den Auffehern für ſich eingezogen, und an der ganzen unterirdiſchen, mit Aſche und Staub überſchütteten, Stadt Pompeji, wovon erſt nur ein Platz und ein paar Häuſer entdeckt ſind, graben an der Zahl drey Mann, indeſs ſchon lange die Bauern deſto fleiſsiger in den Weingärten darüber nachſuchen, und manches herrliche Stück heimlich finden und verkaufen."

Die ganze, gröſstentheils zu Fuſs gemachte, Reiſe *Heinſe's* war übrigens ungemein romantiſch, nicht ſelten auch abenteuerlich, und erinnert dadurch mehr als einmal an die ihr in ſo mancher Hinſicht ähnliche Wallfahrt *Moritzens* nach Italien. Oefters ging ihm, aller Oekonomie ungeachtet, ſeine Baarſchaft gänzlich aus. In Genf ſchon kam er mit leerem Beutel an, und würde hier in nicht geringe Verlegenheit gerathen ſeyn, hätte er nicht gleich am erſten Abend einen *Louisd'or* im Billard gewonnen. Zu Venedig, wo er mehrere Wochen lang, in ſein kleines Zimmer verſchloſſen, an der Ueberſetzung des Taſſo arbeitete, muſste er ſich eine geraume Zeit kümmerlich von Polenta ernähren; und in Florenz, wo der über ſeine wiederholten Nachfragen ungeduldige Poſtſecretär ihn jedesmal, ſo oft er kam, ſchon *von Ferne* ein grauſames: „*non v'e niente, Signor, non v'e niente!*" zugerufen hatte, lief er wirklich Gefahr, aus dem Wirthshauſe geſtoſsen zu werden, als er, eben da, endlich den langerſehnten Wechſel erhielt, der ihm in Ganganelliſchen Goldſtücken, mit der Umſchrift: *repente de coelo*, ausgezahlt wurde. „*Coſi varian le coſe in un Momento*" ſchrieb er darüber, „und mein Herz ſchlägt wieder ſtürmiſche Wellen des Entzückens, hell und rein durch mein Weſen!"

In Italien, wie in der Schweiz und in Deutſchland, führte übrigens auch *Heinſen* ſein ſchöner Enthuſiasmus für vaterländiſche Literatur und Kunſt mit den meiſten der trefflichſten Köpfe ſeiner Zeit zuſammen, und ſeine Briefe enthalten daher auch in dieſer Beziehung eine Menge intereſſanter Bemerkungen und Urtheile, von denen wir als Beyſpiel nur eine Aeuſserung über den traurigen Untergang *Georg Forſter's*, in einem ſeiner letzten Briefe an *Gleim*, aus Maynz vom 22. März 1794., anführen wollen. „*Forſter*, der Weltumſegler," heiſst es daſelbſt, „hat ſich wieder nach Stürmen geſehnt und iſt von der Revolution verſchlungen worden. Sein Staatsſchiff war kein engliſches Kriegsſchiff, ſondern eine in der Eil elend zuſammengeflickte Barke, und ſein Cuſtine kein Cook!"

Die eignen an *Joh. von Müller* und *Heinſe* von ſeinem 50ſten bis zum 80ſten Jahre geſchriebenen Briefe des ehrwürdigen *Gleim* ſelbſt, hat der Herausg. theils aus vorgefundenen Abſchriften, theils durch die Mittheilung der Originale von *Sömmering* und Freyherrn *von Retzer* zuſammengebracht. Sie machen weit den kleinern Theil der Sammlung aus, und ſind auch an *literariſchem* Intereſſe die minder gehaltvollen derſelben. Aber was ſie ſchätzbar macht, ſind die deſto ſtärker ſich in ihnen ausdrückenden Züge der liebenswürdigen *Perſönlichkeit* des unvergeſslichen Mannes, welche die Wenigen, die ihn im Leben verkennen konnten, hier noch nach ſeinem Tode die Bereuung ihres Irrthums lehren werden. Die ſeltne Empfänglichkeit ſeiner, für alles Schöne und Edle des menſchlichen Geiſtes, bis zum letzten Abend ſeines hohen Alters ſo jugendlich lebhaften Seele, zeigt ſich vielleicht nirgends ſo warm und vielſeitig, wie hier, wo er uns als *Greis* in dem doppelten Verhältniſs zu zwey feurig aufſtrebenden Jünglingen ſo entgegengeſetzter Naturen, beiden als Freund ſich aneignend, beide in ihrer Freundſchaft für ihn, ſich verbindend, erſcheint. Mit gleicher Theilnahme und ermunternder Thätigkeit eigner Hülfe folgt er ihnen auf ihren noch ſo verſchiednen Bahnen; welchen Gegenſtand ſie auch in ihren Briefen an ihn berühren mögen; ſeine Antworten lehren, wie gewiſs ſie ſeyn konnten, jedesmal eine wiedertönende Saite zu treffen, und mit demſelben Eifer, wie für *Laidion* und *Ardinghello*, ſehn wir ihn für die Vollendung der Schweizer-Geſchichte ſich intereſſiren. Um die frühere Bildung von *Heinſe*, die mit ſo widrigen äuſsern Verhältniſſen zu kämpfen hatte, machte ſich *Gleim*, wie mehrere Briefe zwiſchen ihnen rührend bezeugen, eben ſo wie bekanntlich um *Kleiſt*, *J. G. Jacobi*, *Michaelis* und *Klamer Schmidt*, durch ſeine Unterſtützungen als ein *Vater* verdient, und ſo ſchuf er dem *ganzen* Kreiſe ſeiner zahlreichen Freunde einen Mittelpunkt, der ſie alle mit einander verbrüderte: in der Liebe ſeines Herzens, und dem Eifer ſeines Patriotismus für die Ehre der deutſchen Literatur, und die Verherrlichung Friedrichs des Einzigen. Von der Innigkeit, mit der er die Gröſse dieſes Monarchen anerkannte, ſind auch dieſe Briefe, namentlich die unabläſſigen Aufforderungen, die ſie an *Johannes von Müller* enthalten: der Biograph des Königs zu werden, ein redender Beweis,

weis, und mehrere Stellen zeigen, dafs er ſelbſt von ſeiner *Verachtung des deutſchen Geiſtes*, die *er* doch ſchmerzlicher, als irgend ein andrer deutſcher Schriftſteller ſeiner Zeit empfand, *die* Anſicht hatte, welche die allein richtige iſt. „Cäſar Friedrich," ſagt er B. I. S. 58., „liebt die deutſchen Muſen nicht, und *kann* ſie nicht lieben. *Zieglers Banise* wurde von Feinden der deutſchen Muſen ihm in die Hände gegeben. Neben *Voltaire* konnte *Ziegler* unmöglich ihm gefallen."

Der Sammlung dieſes *zweyten* und *dritten* Bandes hat der Herausg. eine Zueignung „an die theuern Jünglinge *ſeines* deutſchen Vaterlandes" vorangeſetzt, welche in der lobenswürdigſten Abſicht, aber mit zu declamatoriſcher Wortfülle, als dafs ſie die bezweckte Wirkung nicht ſelbſt wieder ſchwächen ſollte, geſchrieben iſt. In der darauf folgenden Vorrede erklärt ſich Hr. *Körte* ſehr ausführlich und befriedigend über ſeine Befugniſs zu der Herausgabe dieſer Correſpondenz, und über die Bekanntmachung freundſchaftlicher Briefe überhaupt. Deſſen ungeachtet hat die Erſcheinung ſeiner Sammlung ihm einen ſehr heftigen Angriff zugezogen, und zwar von eben dem Manne, der ſie ſelbſt durch ſeinen eignen Beytrag ſo vorzüglich bereicherte.

Leipzig, b. Göſchen: ***Was gebieten Ehre, Sittlichkeit und Recht in Abſicht vertraulicher Briefe von Verſtorbenen und noch Lebenden?*** Eine Gelegenheitsſchrift von *Friedrich Heinrich Jacobi*. 1806. XII u. 120 S. 8.

In der gedachten Vorrede äufsert Hr. *Körte* in Betreff der von *Jacobi* empfangenen *Heinſe*'ſchen Briefe: dafs er ***unbedingte Vollmacht***, ſie nach ſeinem Gutdünken der Sammlung einzuverleiben, erhalten habe. „Was alſo," ſetzt er hinzu, in dieſen Briefen dieſem oder jenem erſcheint, dafs es hätte wegbleiben können und ſollen, lege dieſes und jenes nur *allein mir zur Laſt*." Hr. Geh. R. *Jacobi* hat das Vorgeben einer unbedingten Vollmacht für eine grobe Unwahrheit erklärt, und ſein Streit mit Hn. *Körte* darüber iſt aus ihren gegenſeitigen Erklärungen in öffentlichen Blättern bereits bekannt. Er ward die Veranlaſſung zu dieſer Schrift, in welcher der Vf. zuvörderſt eine allgemeine Erörterung über die ihr vorgeſetzte Frage giebt, die zwar, wie Alles, was von ſeiner Hand kommt, mit Feuer und Geiſt geſchrieben iſt, aber, was uns leid thut, nichts weniger als eine genaue und vollſtändige Beſtimmung des Gegenſtandes, weder in rechtlicher noch in moraliſcher Beziehung, enthält. Vielmehr begnügt er ſich, nur einzelne Gedanken darüber hinzuwerfen, die erſt zur *Einleitung* einer eigentlichen Unterſuchung dienen können. Die Grundſätze, von denen er dabey ausgeht, wird kein rechtlicher Mann Anſtand nehmen, unbedingt zu unterſchreiben, ſo weit Hr. *Jacobi* aus ihnen gegen die „Unſitte des *ruchloſen* Gemeinmachens vertraulicher Briefe" eifert. Wenn aber *nach* der Anſicht (S. IV. der Vorrede): „dafs das *Publicum nur* die *ſtehenden* Lettern eines Schriftſtellers ſehen ſolle," gefolgert werden *mufs*, der Vf. erkläre ſich gegen *jede* Veröffentlichung von Briefen *überhaupt*: ſo wird eben ſo wenig jemand läugnen wollen, dafs er hierin nicht zu weit gegangen ſey. Welche Schätze würde, von den Briefen eines *Cicero* bis zu den Briefen *Winkelmann's* und den eben angezeigten ſelbſt, unſre Literatur entbehren müſſen, wenn dieſe Maxime als *Geſetz* in der Gelehrten-Republik beſtehen ſollte. Hr. *Jacobi* geſteht ſelbſt (S. 109.), dafs „keine Lobſchrift auf *Heinſe* hätte leiſten können, was die Leſung dieſer Briefe bewirke, und dafs es nur ein *Einziger* in der ganzen Sammlung ſey, über deſſen Abdruck er Hn. *Körte* Vorwürfe machen könne." Wie nun dieſer Brief, nebſt den übrigen von *Heinſe* an *Jacobi*, in des Herausg. Hände kam, wird in einem Anhange, der aber weit den gröfsern Theil der Schrift bildet, mit *angeblich* durchgängiger Belegung der Actenſtücke erzählt. Hr. *J.* erbat ſich zuerſt von Hn. *Körte* ſeine eignen Briefe aus dem *Gleim*'ſchen Nachlafs zurück, und erhielt ſie von ihm mit der Bitte, ihm dagegen die *Heinſe*'ſchen Briefe für ſeine Sammlung zu gewähren. Hr. *J.* bewilligte ſie ihm *bloſs* unter der Bedingung der Zuſtimmung von *Sömmering*, und als dieſe erfolgte, liefs er die Briefe an Hn. *Körte*, ***ohne ſie ſelbſt vorher noch einmal durchzuſehn***, ob er ſie gleich ſeit 25 Jahren nicht wieder geleſen hatte; nur mit der Empfehlung: „Alles daraus zu vertilgen, was *Heinſe's* unwürdig ſey, oder nicht für das Publicum gehöre," durch *ſeinen Sohn* überſenden. Ob nun dieſer jene Empfehlung in ſeinem Briefe ausrichtete, weifs Hr. *J.* nicht, ſondern glaubt es nur, da auch dieſer Brief, auf den doch allein hier eigentlich *alles ankommt*, nicht einmal von ihm ſelbſt geleſen wurde, mithin auch in der Reihe der hier mitgetheilten Actenſtücke — *fehlt*. Geſetzt nun auch, der Sohn des Hn. Geh. Rath *Jacobi* hätte Hn. *Körte* jenen gemeſsnen Auftrag *wirklich* gegeben, und dieſer ſich der Anklage der Unterlaſſung deſſelben ſchuldig gemacht: ſo würde deſſen ungeachtet doch aus dieſer Schrift ſelbſt ſchon hervorgehn, dafs auch Hn. *J.* mit allem Recht der Vorwurf gemacht werden dürfe: ſeine Grundſätze, in der vorliegenden Sache, mit ſeiner Handlungsweiſe in nicht geringen Widerſpruch gebracht zu haben. Aber jener Brief ſeines Sohnes enthielt nicht einmal Etwas von einem ſolchen Auftrage an Hn. *Körte*, wie wir aus deſſen eben erſchienener Rechtfertigung, deren Anzeige wir hier zugleich mit verbinden, nicht ohne Befremdung erſehen haben.

Zürich, b. Geſsner: ***Kritik der Ehre, Sittlichkeit und des Rechts***, in *F. H. Jacobi's* Gelegenheitsſchrift: *Was gebieten Ehre, Sittlichkeit und Recht in Abſicht vertraulicher Briefe von Verſtorbnen und noch Lebenden;* von *Wilhelm Körte*. 1806. 98 S. 8.

Nach mehrern Bemerkungen, die wir, als zur eigentlichen Streitſache nicht gehörig, übergehn, über die Unbeſtimmtheit des philoſophiſchen Charakters *Jacobi's* überhaupt, und der beſondern Wandelbarkeit

keit seiner Meinungen im gegenwärtigen Fall, indem er, etwas unsanft, an seine eigne und unbefugte Publicirung des *Mendelssohn*'schen *Briefwechsels* erinnert wird, legt auch Hr. *Körte* hier seine Actenstücke, wodurch die seines Gegners, vornehmlich in Beziehung auf den Brief *quaestionis*, erst *ergänzt* werden, vor. In diesem Schreiben (S. 87.) wird nun wohl der *Unordnung*, in welcher sich die beygefolgenden *Heinse*'schen Briefe befänden, mit *keiner Sylbe* aber irgend an eine Empfehlung besondrer Vorsicht bey ihrem Abdrucke gedacht. Es ist also doch wahr, dass Hr. *Jac.* sie Hn. *Körte* mit unbedingter Vollmacht zur Herausgabe überliess, und dieser vollzog die einzige Pflicht, die ihm als Herausg. der *Heinse*'schen Briefe gegen ihren Besitzer sonach noch übrig blieb, indem er sich darüber, so wie er in der angeführten Stelle seiner Vorrede gethan hat, vor dem Publicum erklärte. Wenn man nun erst die Sorglosigkeit, womit der Hr. Geh. Rath *Jacobi* die Briefe seines Freundes Hn. *Körte* zum Druck überlieferte, erfährt, und dann seinen Unwillen über ihren Abdruck in Anschuldigungen eines „ruchlosen Gemeinmachens," ja sogar „eines der schändlichsten Verbrechen" ausbrechen sieht: so begreift man in der That nicht, wie er bey diesem Streite sich einer so leidenschaftlichen Heftigkeit, die ihn wenigstens eben so sehr als seinen Gegner verwundet, überlassen konnte.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, in d. Darnmann. Buchh.: *Malven*, von *Friedrich Kind*. — *Zwey* Bändchen. 1805. 446 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Blumen, die diese Sammlung enthält, tragen nicht alle die heitern bunten Farben ihrer natürlichen Schwestern, von denen sie den Namen führen. Es befinden sich sehr düstere darunter, wie beynahe alle, die mit dem Buchstaben *Z.* bezeichnet sind, und, laut der Vorrede, einem fremden Urheber zugehören. Indessen sind es gerade diese Poëseen, die das meiste Darstellungstalent verrathen, und von viel Energie der Einbildungskraft, wenn schon einer noch zu üppigen ungeläuterten, zeugen, wie z. B. *die Bilder der Ahnen* (Nr. II.) eine sehr schauerliche, aber gut motivirte Geistergeschichte in Prose, und *Pater Anselmo's peinliche Klage* (Nr. VII.) ebenfalls eine Gespenstermähre von noch gräßlicherer Art, als die vorige, die der Vf. deswegen *Nachtstück* überschrieben hat. Sie ist in Dante'schen Reimen abgefasst, jedoch ohne Beobachtung der strengeren Form der *terza Rima*, und erinnert lebhaft an die *letzten Worte des Pfarrers zu Drottning* im Schlegelschen Musenalmanach S. 118., die ebenfalls von Dante'scher Abkunft sind, aber durch mehrere Gedrungenheit des Vortrags — denn hier ist alles zu schleppend erzählt, und an unglücklichen Reimen und unschicklichen Wortverbindungen fehlt es ebenfalls nicht — ihrem Original weit glücklicher nachringen. Auch eine *Ballade* von *Z.*, *Simonides*, zwar zu sehr in Schillerschem Ton, aber doch auch nicht ohne Schillerschen Geist, verdient Nennung. Weniger gelungen scheint ihm die *Romanze* Nr. IV., das *Gottesgericht*, worin Vortrag und Versart weit weniger glücklich sind. Wir haben mit den Arbeiten des Hn. *Z.* das Bessere genannt. Die Aufsätze seines Freundes *Kind*, des Herausg. dieser Blätter, aus prosaischen Erzählungen und Gedichten verschiedner Art bestehend, verrathen zwar allerdings ein nicht zu verachtendes, aber noch lange nicht genug festgebildetes Talent. Leichter Humor, mancher glückliche Zug der Naivetät, oft auch mehr Streben nach Naivetät, als wirkliches Ergreifen derselben, zeichnen die prosaischen Erzählungen aus: die *Treibhausblumen* (Nr. I.), *Wie man sich irren kann* (Nr. VI.), und die *Criminalgeschichten* (Nr. IX.), in welchen letzten jedoch die Idee, die den Kranichen des *Ibykus von Schiller* zum Grunde liegt, nicht sehr gut aufgefasst und nachgebildet ist. Sonst ist der Vf. mehr *Goethe* auf der Spur, auch in seinen Gedichten, die aber noch ziemlich, rohe Nachahmung sind. Das schlechteste ist wohl das *wunderthätige Grab*, eine Legende, deren Inhalt eine anziehendere Behandlung zugelassen und verdient hätte (Nr. XI. II. B.). Die besten wohl sind der *Schlangenbändiger* und der *Korb* am Schlusse des *zweyten* Bändchens.

CARLSRUHE, b. Miller, u. LEIPZIG, in Comm. b. Jacobäer: *Taschenbuch für edle Frauen und Mädchen*. 1807. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Den grösten Theil dieses Taschenbuchs füllt eine freye Uebersetzung aus dem Französischen des Racine, *Andromache*, von *Friedrich Ludwig Junker*, die noch der beste Beytrag zu dieser poëtischen Sammlung ist, wiewohl auch sie Vieles zu wünschen übrig läfst. Die wenigen kleineren Stücke von *Neuffer*, *Hartert*, *Friedr. Schütt*, *Schreiber*, *Buri*, *Ritter* u. s. w. sind, wenn wir ein Lied von *Haug* ausnehmen (Ehre und Minne nach einem Minnelied), nicht von Belang, und wir kennen von den meisten Vff. bessere. Die Poëseen der Herausgg.: *an die Dryade des Nußbaums*, *den meine Laube beschattet*, und *Schiller's Todtenfeyer* sind mit demselben Wassergeiste getauft, der auf ihren übrigen Reimereyen ruht. *Ms.* Gedichte *an die Musen* werden schwerlich an ihre Adresse kommen. Wenigstens sind solche verbrauchte Töne nicht von ihrer Eingebung, wie z. B. folgende:

Eurer Lieder Melodieen,
Eurer Priester holdem Ton
Horcht' ich in der *Jugend frühen*
Götteraugenblicken schon.

Schlich in eure Tempel *leise*,
Wo bey süfsem Lautenklang
Stolberg, Miller, Voss und *Weisse*,
Gleim und Hagedorn euch sang.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. März 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Mohr: *Der Rheinische Bund*, eine Zeitschrift historisch - politisch - statistisch - geographischen Inhalts, herausgegeben in Gesellschaft sachkundiger Männer von *P. A. Winkopp*, Hofkammerrath in Aschaffenburg. *Erster* Band. *Erstes* Heft. 1806. 160 S. 8.

Kann gleich der Werth einer Zeitschrift selten aus dem *ersten* Hefte derselben bestimmt werden: so eilen wir doch, unsre Leser mit dieser, in mehr als einer Hinsicht interessanten, Zeitschrift bekannt zu machen. Sie ist, seitdem das südliche und westliche Deutschland sich vom deutschen Reich trennte, die *einzige*, bis jetzt über diesen neuen Conföderations-Staat erschienene, Schrift; sie ist die *erste* Schrift politischen Inhalts, welche dieser Staat uns gab: interessant besonders, um den dort herrschenden Geist, die Tendenz der Regierungs - Handlungen und die Ansicht, welche das Volk von jener grosen Veränderung hat, kennen zu lernen. „Die Verhandlungen und das Wesen des rheinischen Bundes, so wie es sich entwickelt, vorzulegen, die Stärke des Ganzen und seine Verfassung, die innern und äusern Verhältnisse, die Kräfte der Einzelnen und ihre innere Organisation darzustellen; kurz, die Gestalt dieses, von Deutschen bewohnten, neuen Bundesstaats, so wie er entsteht und wird, zu zeichnen, wie neue Rechte, neue Pflichten, neue Verhältnisse des Ganzen, der einzelnen Genossen und aller Einwohner entspringen und sich bilden, unsre Wünsche, unsere Hoffnungen, unsre Bitten vorzulegen, dies ist — nach der Einleitung — der Zweck dieser Zeitschrift, der mit Bescheidenheit und Freymüthigkeit erreicht werden soll." Freymüthigkeit werde auch noch jetzt dort Statt finden: „denn unsre souveränen Fürsten haben, wie der Herausg. S. 5. sehr richtig bemerkt, noch nicht aufgehört, Deutsche zu seyn, sie werden nie vergessen, was sie der Freyheit und Freymüthigkeit der Deutschen selbst verdanken, dass Unterdrückung gemeiner Freyheit in allen, von Deutschen gegründeten, Staaten zum Falle der Unterdrücker diente, dass Freyheit und Freymüthigkeit sie selbst bisher bewahrte, dass sie nicht sanken unter das Joch oft versuchter Herrschaft; kurz, sie wissen, dass Freyheit und Freymüthigkeit die Natur der Verfassungen sind." In dem vorliegenden *ersten* Hefte ist diese Tendenz fast durchgehends erhalten, und mit Vergnügen hat Rec. so manchen schönen Ausdruck derselben wahrgenommen. So wird z. B. S. 112. ein Gegenstand berührt, der, nach jetzt aufgelöster Reichsverfassung, besonders in kleinen souveränen Staaten, von ausgezeichneter Wichtigkeit ist, nämlich die Frage: Welches Surrogat haben die Unterthanen gegen ihre Fürsten für die bisherigen Reichs-Gerichte? Rec. stimmt darin völlig bey, dass das Interesse der Fürsten selbst sie ein solches Surrogat wünschen lassen müsse, und glaubt, dass dasjenige, was in grösern Staaten wohl glücken kann, z. B. die Führung eines Rechtsstreits gegen den Landesherrn vor seinen eigenen Tribunälen, in kleinern Staaten, welche der Haltung solcher Gerichtshöfe nicht gewachsen sind, in solchen kleinen souveränen Landen durchaus unanwendbar sey. „Der Fälle, sagt der Vf. S. 112., wo Staatsklugheit selbst die Beschränkung der Souveränetät, wenn man hierunter selbst die unumschränkteste Herrschergewalt verstehen sollte, erfordert, giebt es noch mehrere (als den Wunsch des Staatsgläubigers, neben dem Worte des Fürsten noch eine Sanction des Worts oder die Mittel zu kennen, den, im doch möglich denkbaren Falle, Wortbrüchigen zu zwingen zur Erfüllung des gegebenen Wortes). Und welche Beschränkung? — nur die — *gerecht seyn zu müssen*, was ja ohnehin der Wunsch aller *guten* Souveräns ist, die ihre Unterthanen, ihr Volk lieben. Für sie bedürfte es dieser Schranken nicht; aber eben weil sie gut sind, werden sie auch wünschen, dass dem künftigen Souverän, wenn er nicht gerecht seyn wollte, Schranken gesetzt würden, die er nicht durchbrechen könnte."

Dieses *erste* Heft enthält *achtzehn* Aufsätze: 1) *Grundvertrag zur Errichtung des rheinischen Bundes*, geschlossen zu Paris am 12. Jul. 1806. Hier ist die rheinische Bundesacte in der Original- (französischen) Sprache, jedoch mit einem kurzen Auszug in der deutschen Sprache abgedruckt; einige geographische, statistische und historische Bemerkungen sind beygefügt. 2) *Auflösung des deutschen Reichstags und der Verfassung des deutschen Reichs*, enthält die bekannten, am 1. August 1806. zu Regensburg übergebenen, Noten und die kaiserliche Resignations-Urkunde. 3) *Ansicht des rheinischen Bundesstaats.* Eine gut gerathene Skizze der Statistik desselben, wiewohl dieser Staat noch nicht in allen seinen Ansichten gewürdigt werden kann, theils weil man bisher noch nicht wusste, welche von den andern deutschen Staaten beytreten, theils weil das, den Ueberblick aller Verhältnisse der Bundesgenossen unter sich doch nur allein gewährende, Fundamental-Statut noch nicht bekannt war. Der hier gegebene Ueberblick der Statistik dieses neuen Staats ist indessen interessant genug. Er erstreckt sich von der Gränze des Königreichs Italien bis zu den bisher Preus-

fsisch-Westphälischen Fürstenthümern und dem Königreich Holland, und vom Böhmer Walde bis an den Rhein; die gröfste Breite (von Paſſau bis Strasburg) beträgt 67 geographiſche Meilen, und die äuſserſten Punkte der Länge (Roveredo und Papenburg) ſind mehr als 200 Meilen von einander entfernt; der neue Staat enthält den ganzen bayeriſchen und ſchwäbiſchen Kreis, einen ſehr groſsen (jetzt den gröfsten) Theil des fränkiſchen, die Reſte des kurrheiniſchen, einen groſsen Theil des oberrheiniſchen und des niederrheiniſch-weſtphäliſchen, wie auch einen wichtigen Theil des öſtreichiſchen Kreiſes, und zwar gerade denjenigen, welcher bisher immer für das Bollwerk der öſtreichiſchen Monarchie und den Eingang zu ihrem Herzen gehalten ward; er iſt etwa 2350 geographiſche Q. Meilen groſs und hat 7,300,000 bis 7,500,000 Einwohner, deren Anzahl bis jetzt nicht genauer angegeben werden kann; er iſt mithin an Flächen-Inhalt kleiner, an Einwohner-Zahl aber gröſser, als Schweden und Dänemark, übertrifft aber in beiden Rückſichten das Königreich Italien, Neapel, Sicilien, Etrurien, Portugal. Dieſer Staat, ſo anſehnlich ſeine Bevölkerung auch ſchon gegenwärtig iſt, kann doch ohne den kräftigen Schutz einer benachbarten Macht für ſich allein ohne groſse Gefahren nicht beſtehen, weil ſeine Gränzen für alle, ihn umgebenden, groſsen Mächte offen ſind, mit Ausnahme etwa der ſüdlichen Gränze, an welcher Tirol eine natürliche Schutzwehr macht. Daher war ein Bündniſs mit Frankreich nothwendig. Dieſer Staat iſt, im engſten Verſtande des Worts, eine Landmacht, indem er nirgendwo die See berührt, und die Mündungen der, ihn durchgehenden, Flüſſe unter fremder Herrſchaft ſtehen; er enthält die fruchtbarſten und reizendſten Gefilde Deutſchlands, eine vorzügliche Natur- und Kunſt-Production, und gewährt einen blühenden Handel, der durch die engern Verhältniſſe zu Frankreich ſehr befördert werden wird, weil er vieles hat, was Frankreich entbehrt, und umgekehrt. In Hinſicht auf die Geiſtes-Cultur bemerkt der Vf. (S. 66.), daſs der Grund der Behauptung norddeutſcher Gelehrten, nach welcher ſie in den, zum Rhein conföderirten, Staaten der Cultur des nördlichen Deutſchlands nachſtehen ſolle, darin liege, daſs in Norddeutſchland das Geringſte, was da Beſſeres und Schöneres entſtanden, gleich durch alle Blätter verkündet werde, anſtatt daſs man ſich im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland darauf beſchränke, die, der Cultur ſich entgegenſtellenden, Hinderniſſe öffentlich zu rügen, und ſo nur ſeine ſchlimmere Seite zu zeigen; übrigens fehle es hier nicht an zweckmäſsigen und guten wiſſenſchaftlichen Anſtalten. Ueber die militäriſche Kraft, die Verfaſſung und die Verwaltung dieſes Staats könne gegenwärtig noch nicht geurtheilt werden. 4) *Königl. Bayerſche Declaration des künftigen ſtaatsrechtlichen Verhältniſſes der Rheingrafen von Fugger und ihrer Beſitzungen in Schwaben gegen die Krone Bayern*, vom 7. Jun. 1806. Merkwürdig iſt die, im 3. §. dieſes Subjections-Vertrags befindliche, Stipulation, „daſs dieſer Vertrag unter jeder Veränderung des deutſchen Staatskörpers unverändert bleiben ſolle," ſo wie auch die des 17. §., vermöge deſſen die Gräflich-Fuggerſchen Familien-Glieder gehalten ſind, wenn ſie in fremde Dienſte treten wollen, es dem Könige anzuzeigen, welcher ihnen jedoch den freyen Eintritt in ſolche Dienſte ohne beſondre Gründe nicht erſchweren, und, wenn beſondre Gründe ihn zur Verſagung beſtimmen, in ſeinen Dienſten die nämlichen Vortheile einräumen ſoll, die ihnen auswärts angeboten worden. 5) *Ueber die Beſitzungen des Fürſten, vorhin Grafen, von der Leyen und Geroldseck;* ſeine Grafſchaft Hohen-Geroldseck hat 2¼ Q. Meilen und 4000 Einwohner, er ſelbſt eine jährliche Einnahme von 130,000 rhein. Gulden, wovon die angeführte Grafſchaft 40,000, die ritterſchaftlichen Güter aber 90,000 abwerfen. 6) *Nachrichten von verſchiedenen Beſitzergreifungen.* Hier findet man die, mit Anmerkungen verſehenen, Souveränetäts-Patente von Berg, Naſſau, Baden, Heſſen-Darmſtadt und Wirtemberg. 7) *Ueber Reichs-Dienerſchaft und Reichs-Schuldenweſen.* Richtig bemerkt der Vf.: bey den groſsen Veränderungen und Umwälzungen, welche Deutſchland ſeit vier Jahren erlitten, ſey es ein hervorſtechender Zug des deutſchen Charakters, daſs man jedesmal mit einem Eifer und einer Genauigkeit und Beſtimmtheit, dergleichen man ſchwerlich in der Geſchichte andrer Nationen findet, das Schickſal derjenigen zu mildern oder zu ſichern geſucht hat, welche bey jeder Revolution am meiſten leiden, nämlich der Staatsgläubiger, Geiſtlichen und Staatsdiener; Staatsklugheit habe ſich darüber mit der Gerechtigkeit vereinigt, weil dieſe Vorſorge ſo unendlich viel zur Erhaltung der Ruhe und der Zufriedenheit beygetragen habe. Nachdem der Vf. die, hierauf ſich beziehenden, Verhandlungen des R. Deputations-Schluſſes von 1803. auseinander geſetzt hat, erörtert er die Gerechtigkeit der Anwendung dieſer Grundſätze auf die, durch die gegenwärtige Aufhebung der deutſchen Reichsverfaſſung in die nämliche Kategorie geſetzten, Perſonen, beſonders auf die Mitglieder der Reichsgerichte und die Reichsgläubiger, unter welchen letztren er die Schuldforderung des Oberſten *von Wimpfen*, unter ſchätzbaren Bemerkungen, ins Gedächtniſs zurückruft. 8) *Verordnung des Groſsherzogs von Berg und Kleve* wegen der Eintheilung ſeiner Staaten in ſechs Bezirke und Anſtellung eines Land- und Steuerraths in jedem derſelben, nebſt der genauen Inſtruction, welche dieſe Staatsbeamte über ihre umfangreichen Pflichten erhalten haben. 9) *Auflöſung der Reichsgerichte und Kreisverſammlungen*, ein wenig intereſſanter Aufſatz. 10) *Wie denkt man in unſrer Nachbarſchaft von Deutſchland?* ein bloſser Auszug der Mainzer politiſchen Zeitung. 11) *Landtag im Herzogthum Berg.* 12) *Aufhörende Landtage und Landſtände;* bloſs hiſtoriſche Beyträge aus einigen Staaten, keineswegs aber die intereſſante, von *Runde* in ſeiner bekannten Deduction für die weſtphäliſchen Landſtände ſo trefflich vorgearbeitete, Unterſuchung der Frage: ob die, dem Landesfürſten zugetheilte, Souveränetät die Aufhebung der Landſtände bewirken

Digitized by Google

ken könne? eine Discussion, welche doch diesem Gegenstande zur nothwendigen Grundlage dienen muss. 13) *Besitznahme der Stadt Frankfurt.* 14) *Königl. Wirtembergische Verwahrungs-Urkunde wegen Abtretung der Stadt und des Amts Tuttlingen.* 15) *Circular-Note des Fürsten Primas an den rheinischen Bund* vom 13. Sept. 1806., aus allen öffentlichen Blättern bereits bekannt. 16) *Königl. Bayersches Besitzergreifungs-Patent von Nürnberg.* 17) *Beherzigung über das Schicksal verdienstvoller Männer, welche durch die neuern Ereignisse in der deutschen Verfassung aus ihrem Wirkungskreise gesetzt sind.* Eine, vom Fürsten Primas der rheinischen Conföderation abgefasste, von ihm unter dem Namen: *Karl von Dalberg*, unterschriebene, Abhandlung, welche auch zu Aschaffenburg (1806. 16 S. 8.) besonders gedruckt, vom Herausg. aber mit Recht in diese Zeitschrift aufgenommen ist. Der Fürst Primas vertheidigt darin das Recht der Reichsdienerschaft, wegen Aufhebung ihrer bisherigen Stellen eine Entschädigung zu verlangen. Nachdem in dieser Hinsicht der Reichshofrath vom Kaiser übernommen, die Reichskanzley aber einen eigenen hinreichenden Fond besitzt und die Reichskammergerichtskanzley vom Fürsten Primas ihre volle Besoldung nach wie vor beziehen wird: so bleiben nur noch vier Klassen von Reichsdienern zur Entschädigung übrig, nämlich die Mitglieder des Reichs-Kammergerichts, die R. Hofraths-Agenten, die R. Kammergerichts-Procuratoren und Advocaten, und die Kanzley-Personen der bisherigen Reichstags-Gesandten; die *zweyte* und *vierte* Klasse soll, nach dem Plan des Fürsten, von denjenigen Fürsten, in deren besondern Verhältnissen sie bisher standen, entschädigt, oder anderweitig angestellt werden; die *erste* und *dritte* Klasse aber ihre Entschädigung vom ehemaligen Reiche erhalten. Sehr gerecht ist der, hier ausgedrückte, Wunsch, dass das Reich zur Entschädigung der dritten Klasse die Kammer-Zieler auf einige Zeit erhöhen möge; der in §. 6., auf den Fall, dass dies nicht geschehen sollte, gemachte Vorschlag, dass diese dritte Klasse alsdann zu einem Drittel auf die Suftentations-Casse der zweyten Klasse angewiesen werde, scheint entweder nicht ganz bestimmt abgefasst zu seyn, oder einen äquivalirenden Ueberschuss dieser Casse vorauszusetzen, weil widrigenfalls daraus folgen würde, dass nicht das ehemalige Reich, sondern die zweyte Classe die dritte entschädigen würde, welches doch schwerlich und um so weniger die Absicht des gerechten erhabenen Vfs. seyn kann, da er selbst unter allen Fürsten Deutschlands der erste war, der der zweyten Classe die Fortdauer ihres *verfassungsmäßigen* Unterhalts zusicherte, und in dieser Abhandlung selbst, die, mit der dritten Classe doch in der nämlichen Kategorie stehenden, Reichshofraths-Agenten aus dem Kreise der vom Reich zu entschädigenden Individuen verweiset. 18) *Verschiedene merkwürdige Nachrichten zur Geschichte des rheinischen Bundes-Staats*, enthält gröstentheils bekannte Notizen.

Diese Inhalts-Anzeige wird den Wunsch rechtfertigen, *dass* diese Zeitschrift von raschem Fortgange und langer Dauer seyn möge; sie erscheint in zwangslosen Heften, so oft, als der Reichthum der Materialien es erfordert (zulässt?); jedes Heft enthält 10 Bogen, und drey Hefte bilden einen Band, welcher 2 Rthlr. Sächsisch oder 3 Gulden 36 Kreuzer Rheinisch kostet.

Der Druck ist hin und wieder nicht ganz correct; so heisst z. B. der Grosherzoglich-Bergische Gesandte (S. 11. u. 44.) nicht *Scheel*, sondern *Schall*; auch ist S. 127. Z. 2. v. u. im 24sten Artikel der Berg-Klevischen Bezirks-Verordnung das bedeutende Wort: *nicht*, ausgelassen.

MATHEMATIK.

STUTTGART, im Magazin f. Literatur: *Anweisung, das Rechnen im Kopfe nach den einfachsten allgemeinen Regeln und so zu lehren, daß es zugleich die beste Uebung der Seelenkräfte und ein Mittel werde, die Gründe der Rechenkunst deutlich einzusehen.* Von M. *Gottfried Ferdinand Heuß*, Stadtpfarrer in Liebenzell. 1804. 288 S. 8. (18 gr.)

Unter den mehrern Anleitungen zum Kopfrechnen zeichnet sich die gegenwärtige besonders dadurch aus, dass sie zugleich die Gründe der Rechnung selbst entwickelt, ohne deren deutliche Einsicht freylich das Kopfrechnen nicht leicht zu bewerkstelligen seyn wird; indessen hat es der Vf. gewissermasen wieder dadurch erschwert, dass er seine Regeln zu weitschweifig vorträgt und sie nicht isolirt genug darstellt. In der Einleitung beantwortet er auf nicht weniger als sieben Seiten die Frage: Was ist Kopfrechnung? Eben so umständlich verbreitet er sich über die Bestimmung ihres Nutzens, über die dazu erforderliche Naturanlage und über die Verbindung derselben mit der Tafelrechnung. Es folgen nun in *neun* Abschnitten: 1) die Aufstellung der Vorkenntnisse und Vorübungen, die zum Kopfrechnen nothwendig, oder doch sehr dienlich sind, z. B. Stärkung der Seelenkräfte durch Uebung derselben, Numeriren, Einmaleins lernen u. s. w. 2) Allgemeine Regeln zum Rechnen im Kopfe nach den vier Rechnungsregeln. 3) Ueber das Addiren (der Vf. nennt es *Zuzählen*) ganzer Zahlen. 4) Ueber das Vielfachen (Multipliciren) mit ganzen Zahlen. 5) Ueber Abziehen ganzer Zahlen, nebst einer allgemeinen Betrachtung über das Verhältnis der vier Rechnungsarten gegen einander. 6) Ueber Abtheilen (Dividiren) derselben. 7) Ueber das Rechnen mit Brüchen nach den vier Rechnungsarten. 8) Ueber das Rechnen nach Verhältnissen überhaupt und über die Natur der Zahlenverhältnisse. Erklärung der Regel de tri und des Reesischen Satzes. Umgekehrte und zusammengesetzte Verhältnisse. 9) Ueber das Kopfrechnen nach Verhältnissen, mit Hinweisung auf die Verschiedenheit, die hier zwischen der Kopf- und Tafelrechnung Statt findet. In einem *Anhange* zeigt der Vf. noch die Benutzung der verschiedenen Münzsorten bey dem Rechnen im Kopfe. Er sieht es nämlich bey dem Kopfrechnen als sehr dienlich an, wenn man sich gewöhnt, einerley Grösse oder Zahl auf recht verschiedene Art zu denken,

Digitized by Google

ken, und man soll deshalb die Kinder oft Geld zählen lassen, wodurch dieses am besten bewirkt werden könne. Dieß ist allerdings richtig, und selbst als Hülfsmittel unentbehrlich. Sollten auch einige der hier vorgetragenen Aufgaben, im Kopfe zu rechnen, manchem zu schwer seyn: so wird ihnen doch das, was sie darüber bey der Ausrechnung auf der Tafel finden, sehr zur Erleichterung gereichen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Göttingen*, b. Dieterich: *De jure emphyteutico* commentatio — auctor *Carolus Groscurd*, Brunsvicensis. 1803. 85 S. 8. (5 gr.) — Als akademische Probeschrift liefert diese Abhandlung einen vortheilhaften Beweis von der zweckmäßigen Anwendung guter Kenntnisse. Es sind hier nämlich die hauptsächlichsten Punkte, die bey der Lehre von der römischen Emphyteusis in Betracht kommen, gut zusammengetragen, dabey die Gesetze gehörig benutzt, und vornehmlich die neueren Schriftsteller, *Hoffacker*, *Thibaut* u. s. m., sorgfältig zu Rathe gezogen. Allein in der Hauptsache scheint dem Rec. die Lehre doch durch diese Bearbeitung keine weitere Aufklärung erhalten, keine neue Ansichten gewonnen, und gerade der Punkt, auf den es besonders abgesehen war, dem Emphyteuta alle wahre Proprietätsrechte, vollends ein *dominium utile*, abzusprechen, seinen Zweck verfehlt zu haben. Im Ganzen ist der Vf. der Vorstellung *Thibaut's* im 2. Th. seiner Versuche Abh. 3. u. 15. gefolgt, dabey aber noch um einen Schritt weiter gegangen, indem sein Vorgänger bey dem Emphyteuta doch noch gemischte, nämlich nicht nur Nutzungs-, sondern auch wirkliche Proprietätsrechte anerkennt, dagegen er selbst demselben nicht einmal *ullum jus mere proprietarium* zugestehen will. In dieser Absicht hat er in der *Einleitung* eine kurze Theorie von dem Eigenthum und dessen Eigenschaften, sowohl wesentlichen als minder wesentlichen (*naturalibus*), gegeben, wobey aber doch manches nicht bestimmt und deutlich genug ausgedruckt, vielmehr so gestellt ist, z. B. S. 11. *lit. l.*, daß sich den willkürlich gebrauchten Worten kein sicherer Begriff unterlegen läßt. Am besten hat Rec. noch die *Sect. I.* gefallen, welche die Geschichte und den Ursprung dieses Rechts-Instituts bey den Römern enthält. Nicht nur aus den römischen Gesetzen, sondern auch aus den klassischen Autoren, *Plinius*, *Livius*, *Cicero* u. s. m., sind die Hauptstellen hier zusammengetragen, und ist auf die Weise die Entwickelung des Ganzen bis auf seine völlige Ausbildung unter K. *Zeno* und *Justinian* fortgesetzt; zuletzt wird auch noch etwas von dem ehemaligen Unterschiede zwischen *superficiarium* und *emphyteuticum jus* angeführt, den der Vf. nach neuerem Recht ganz aufgehoben wissen will, ohne jedoch davon, wie Rec. dafür hält, hinreichende Gründe anzugeben. Der *zweyte* Abschnitt liefert die dogmatische Entwickelung des emphyteutischen Rechts selbst, womit es denn meist sowohl auf die sonst auch gewöhnliche Behandlungsart nach fünf Hauptmomenten, die hier in fünf besonderen Kapiteln vorgetragen werden, nämlich: Begriff des ganzen Rechts-Instituts, Rechte des *domini* und des *emphyteutae*, Errichtung der Emphyteuse und Beendigung derselben, als auch auf die gangbaren Grundsätze hierüber mit einigen wenigen Abänderungen hinauslauft. — Auf die Benennung des Rechts, welches man dem Emphyteuta beylegt, scheint es Rec. weniger anzukommen, als auf die einzelnen Rechte, die man als Ausflüsse aus der ihm beygelegten Befugniß mit Grunde ableiten zu können glaubt. Hierin ist man nun aber bis auf geringe Abweichungen einverstanden, und es kann in der Hauptsache gleich gelten, ob man den Inbegriff dieser einzelnen Rechtszuständnisse ein *dominium utile*, oder nur ein *jus in re sibi aliena*, *dominium alterius restringens*, nennen will. Genug, wenn jene einzelne Rechte Ausflüsse einer wahren Proprietät sind! und das sind sie in Wahrheit doch, da auch der Vf. (S. 65.) dem Emphyteuta das *jus alienandi* nicht absprechen kann, das seiner eigenen Angabe nach §. 9. *ad essentialia dominii jura* gehört, welche gleichwohl der S. 34. aufgestellte Begriff ausschließt, folglich er damit selbst über die Gränzen der gegebenen Definition weiter hinaus geht, und solche durch diesen Widerspruch als unrichtig und zu beschränkt darstellt. Zwar will der Vf. (S. 15. 16.) auch dem Usufructuar das *jus alienandi* beylegen; allein dieses geht ja gestandlich nur auf das *exercitium juris*, nicht das *jus ipsum*, und verstattet bekanntlich nur den nießbräuchlichen Genuß der Früchte, involvirt mithin überall nicht eine Alienation in dem Sinn, wie er bey dem Emphyteuta gesetzlich Statt findet. Der Vf. räumt ferner selbst (S. 25.) ein, daß das Recht des Emphyteuta der Natur des Eigenthums ganz nahe trete, und die Benennung *manceps*, womit die L. 53. D. *locati* den Erwerber und Besitzer öffentlicher Grundstücke dem bloßen *colono* entgegenstellt, deutet nicht minder auf eine Art des eigenthümlichen Besitzes hin, wobey er selbst (S. 26. 55.) eine Art von *emtio venditio* unterstellt. Wird auch in den Gesetzen der *rei dominus* vom Emphyteuta sorgfältig unterschieden und diesem das *verum et plenum dominium* abgesprochen: so scheint ihm doch selbst in der L. 126. *de fundis patrim.*, welche ihn *fundorum dominum* nennt, dasselbe nicht ganz entzogen, vielmehr eine Art desselben beygelegt zu werden. Der Vf. giebt auch zu, daß ihm ein größeres Recht, als dem Nutznießer, zustehe, und die Gesetze ihn dem *bonae fidei possessor* gleichstellen, ja auch eine *utilis in rem actio*, oder die *publiciana contra quemvis possessorem*, selbst den *dominum emphyteuseos* beylegen; wie sollte man denn diese mannichfachen Proprietätsrechte nicht mit dem Namen irgend einer Abart oder geringeren Gattung des Eigenthums bezeichnen können? Will man dieß *dominium utile* nennen, und begreift darunter nur keinen größeren Umfang von Rechten, als die ihm gewöhnlich, auch vom Vf., beygelegt werden: so sieht Rec. darunter nichts unrechtes, oder daß dadurch irgend etwas gefährdet sey. Wenigstens beschränkt sich doch das Recht des Emphyteuta nicht allein auf den Nießbrauch, und die bloße Vergleichung mit demselben führt offenbar auf mehrere Abwege (S. 60.), als die größere Annäherung desselben an das *dominium*. Auch bleibt sich der Vf. darin nicht gleich, daß er ihn nach Convenienz bald mit dem einen, bald mit dem anderen vergleicht, und dadurch anscheinend bisweilen mit sich in Widerspruch geräth. So lehrt er z. B. (S. 53. 54.) selbst, daß der Emphyteuta lediglich beym Verkauf dem *domino* die Anzeige davon thun müsse, damit dieser sein Vorkaufsrecht ausüben könne, daß aber, wenn er dieses ablehnt, so wenig, als bey andern Veräußerungsarten, die Einwilligung desselben zu erfordern nöthig sey. Gleichwohl aber scheint er nachmals (S. 66.) auch dieses für nothwendig zu halten. Sonst folgt der Vf bey streitigen Rechtsfragen, die bey dieser Lehre vorkommen, meistentheils seinen beiden erwähnten Hauptvorgängern; wo er aber von ihnen abweicht, trifft er die Sache nicht immer richtig, z. B. wenn er zum Erwerb der Emphyteuse durch Verjährung bey Ermangelung eines erweislichen Rechtstitels die *praescriptio indefinita* erfordert, womit denn die Zulassung der *praescr. longiss. temp.* bey der Inhabilität des Objects, so wie beym Verlust der Emphyteusis (S. 77. 78. 85.) nicht wohl in Uebereinstimmung zu bringen ist.

An bedeutenden Druckfehlern fehlt es die ganze Abhandlung durch nicht, und daß die einzelnen Kapitel nicht wieder ihre besonderen §§. zu Unterabtheilungen erhalten haben, erschwert nicht nur die Lectüre des Ganzen, sondern giebt auch demselben ein etwas unbehülfliches und unsystematisches Ansehen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. März 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

ERLANGEN, b. Palm: *Daniel*, aus dem Hebräiſch Aramäiſchen neu überſetzt und erklärt mit einer vollſtändigen Einleitung und einigen hiſtoriſchen und exegetiſchen Excurſen von *Leonhard Bertholdt* (Doct. u. aufserordentl. Prof. der Philoſ. auf der Friedr. Alex. Univerſität). *Erſte* Hälfte. 1806. XXVIII u. 284 S. 8. (1 Rthlr.)

Die ſorgfältige und wohlgerathene Arbeit eines gelehrten und ſcharfſinnigen Schriftſtellers über ein vernachläſſigtes Werk des Alterthums! Sie iſt um deſto verdienſtlicher. Der Vf. giebt wohlgeordnete und gehaltreiche Einleitungen zu dem Ganzen und zu den einzelnen Abſchnitten; er bahnt ſich in gleich feſtem als nüchternem Gange den Weg zu ſeinen Reſultaten, und wird grade auch durch ſeine Mäſsigung dem furchtſamern Blick nach dieſen Reſultaten Zutrauen abgewinnen. Der Name *Daniel* iſt dem Vf. ſoviel, als *Danieliana;* und das Buch dieſes Namens, wie Mehrern, eine Sammlung mit einander nicht zuſammenhängender Abſchnitte; aber er zeigt die Abkunft derſelben von verſchiedenen Urhebern, die in verſchiedenen Zeiten und Gegenden lebten. Der *erſte* Abſchnitt (K. 1.) iſt ihm zu oder bald nach der Zeit des Artaxerxes Longimanus in Babylonien abgefaſst; der *zweyte* (K. 2.) gleich nach Ptolomäus Philadelphus Tode, wo nicht auch in Babylonien, doch auſserhalb Paläſtina und in einem oberaſiatiſchen Lande; der *dritte* (K. 3, 1 — 30.) eine geraume Zeit ſpäter von einem, wenn auch damals nicht mehr, doch vorher in Babylonien lebenden Juden; der *vierte* (K. 3, 31 — K. 4, 34.) wahrſcheinlich erſt nach dem Beginn der Maccabäiſchen Periode von einem Paläſtinenſer; der *fünfte* (K. 5. 6.) etwas ſpäter ebenfalls von einem Paläſtinenſer; der *ſechste* (K. 7.) kurz nach der Erneuerung des von Antiochus Epiphanes verbotenen Tempelbaues, auch von einem in Paläſtina lebenden; der *ſiebente* (K. 8.) kurz nach Antiochus Epiphanes Tode von einem andern paläſtinenſiſchen Juden; der *achte* (K. 9.) von einem Prieſter zu Jeruſalem, etwas ſpäter, als die beiden vorhergehenden; und der *neunte* (K. 10 — 12.), höchſt wahrſcheinlich der jüngſte unter allen, erſt nach dieſen auch von einem Paläſtinenſer. Es iſt dem Vf. (S. 82.) wahrſcheinlich, dafs die Sammlung dieſer Abſchnitte von dem Vf. des neunten ſelbſt herrühre. Die Aufnahme des Ganzen in den Kanon ſey das Werk der ſogenannten groſsen Synode geweſen; davon ſey סוד in der bekannten Stelle im Talmud zu verſtehen, und wohl ebenſo auch der Name der letzten Klaſſe der heiligen Bücher der Hebräer כתובים. (S. 91.) „Hätte man nicht noch (auſser der ſchon geſchloſſenen Sammlung der prophetiſchen Bücher) eine andere Sammlung von Schriften gehabt, die noch nicht für geſchloſſen erklärt war, ſondern in welche die אנשי כנסת noch neue Schriften aufnehmen konnte: ſo wären Daniel und Eſther ohne Zweifel gar niemals in den Kanon gekommen." Von S. 93. folgt eine kritiſche Geſchichte der einzelnen Abſchnitte nach dieſer Zeit. Neben unſerm kanon. Texte war ein anderer vorhanden, der ſich unabhängig von jenem fortgebildet hatte, in einigen Theilen aber ganz umgearbeitet, und zwar, wie aus K. 5. und 6. beſtimmt erhellt, bald zuſammengezogen, bald abgekürzt war, und welcher in der Alexandriniſchen Ueberſetzung, in jener Geſtalt im erſten, zweyten, ſechsten bis zehnten Abſchnitte; nach dieſer Umarbeitung aber im dritten bis fünften überſetzt iſt. Dieſe neuerlich aufgefundene griechiſche Ueberſetzung ſey erſt geraume Zeit nach Chriſtus entſtanden, und die derſelben zum Grunde liegende Sammlung in der Originalſprache ſchwerlich vor Chriſti Zeiten zu Stande, aber wegen der Autorität der ſo ſehr verſchiedenen kanoniſchen nie zu öffentlichem Anſehn gekommen, und ſchon frühe zu Grunde gegangen. — Es ſind beſonders in der neueſten Zeit ſo viele Verſuche gemacht worden, wie im Homer, die Hand verſchiedener Verfaſſer in den ſonſt Einem Verf. zugeſchriebenen Büchern des A. T. zu zeigen, und Hypotheſen ſucceſſiver Ueberarbeitungen aufzubauen, dafs man Ungläubigen ihr Mifstrauen gegen ſo gewendete Vorſtellungen nicht verdenken kann. Die Schriften des hebräiſchen Alterthums müſste ein ganz eigenes Schickſal getroffen haben, wenn ein ſo groſser Theil derſelben aus älteren, wer weifs wie? zerriſſenen und erhaltenen Fragmenten zuſammen gearbeitet wäre. Es können auch nicht alle Gründe für die Verſchiedenheit der Vff. gleich überzeugend, und die Anſichten über möglichen und wirklichen Zuſammenhang werden immer verſchieden ſeyn. Aber gleichwohl iſt dieſe Zuſammenſetzung aus Fragmenten verſchiedener Verfaſſer und Zeitalter bey einer Anzahl Bücher des A. T. unbeſtreitbar, und jetzt ebenſo allgemein anerkannt, als man früherhin Alles von den Händen des Moſes, Joſua, David, Jeſaias ableitete, was in den Büchern dieſer Namen ſteht. Wenn man auch einmal die fragmentariſche Beſchaffenheit eines Buchs eingeſehen hat: ſo gehören wirklich eben ſo viele Gründe dazu, um an die Identität der Verfaſſer zu glauben, als um ſie zu verneinen; auf der einen, wie auf der andern Seite bleibt der Möglichkeit leicht ein weites Feld.

Es fehlt oft nur daran, dafs man in der unbefangenen Unterſuchung conſequent noch einen Schritt weiter gehe, um Zweifel gegen jene Identität zu faſſen, und an dauernd offenem Sinne für Wahrheit, wenn man, ſtatt jene Zweifel weiter zu verfolgen, ſie überkleiſtert oder in ſchönen Worten begräbt, weil man das Reſultat entweder aus Furchtſamkeit ſcheut, oder in Rückſicht anderweitiger ſchon ergriffener Hypotheſen, z. B. der, dafs der Inhalt und die Fortpflanzung ganzer Bücher des A. T. und einzelner Theile derſelben hauptſächlich von dem zufälligen Umfange eines Hautſtückes abgehangen habe. Wir haben überhaupt von der Literatur der alten Hebräer durchaus nur ſo fragmentariſche Kenntniſſe, dafs wir nicht einmal Anſpruch darauf machen dürfen, es hier gerade ebenſo wie in der Bibliologie des klaſſiſchen Alterthums, und in dieſem die Beyſpiele eben ſolcher Entſtehung der Bücher wie bey jenen zu finden. Den ſcharfſinnigen Erweiſen und zum Theil ſchlagenden Gründen der fragmentariſchen Beſchaffenheit vieler Bücher liegt ohne Zweifel eben ſo vieles Wahre zum Grunde, als die Art und Weiſe ihrer Entſtehung und Fortpflanzung immer zweifelhaft bleiben, und Stoff zu mancherley Hypotheſen darbieten wird. Wer wird es je wieder ergründen, wie alle die, theilweiſe älteren Bücher des A. T. aus den, durch Jahrhunderte dauernde Zerrüttung der Nation hindurch gekommenen Ueberbleibſeln die Ganzen geworden ſind, in denen wir ſie jetzt finden, und in denen ſie wiederum Jahrhunderte lang für zuſammenhängende Ganze gegolten haben? Aber bey dieſer Ungewiſsheit iſt auch deſto mehr Vorſicht nöthig, um bey jenen Zweifeln und Vorausſetzungen nicht Scharfſinn für Wahrheit zu nehmen, die Annahmen abgeriſſener Stücke nicht unnöthig zu häufen, ſondern ſie, wo möglich, auf hiſtoriſche Gründe zu ſtützen, und um beſonders die Grade ſteigender oder ſinkender Wahrſcheinlichkeit wohl zu unterſcheiden, zu welcher Merkmale des Zuſammenhangs oder der Trennung führen, bevor ſie auch nur den Vorhof der Gewiſsheit erreichen. Hr. *B.* hat dieſen Unterſchied wenigſtens oft beobachtet. Seine Gründe für die Herkunft der Abſchnitte dieſes Buches von verſchiedenen Verfaſſern und aus verſchiedenen Zeiten, werden nicht alle auf einerley Weiſe anerkannt werden, und können auch nicht gleich beweiſend ſeyn. Aber ſie haben alle entweder viele Wahrſcheinlichkeit, oder ein noch bedeutenderes Gewicht. Die Ableitung der meiſten Stücke des Daniel aus perſiſcher oder griechiſcher Zeit ſteigt und fällt mit der Darlegung des Bezugs auf perſiſche oder griechiſche Vorſtellungen und Worte, und beruht hinwiederum ſo ſehr auf dem ungewiſſen Zeitalter perſiſcher Ideen, dafs wir der Ausführlichkeit der Einleitung des Vfs. durchaus keinen Vorwurf machen. Wir würden vielmehr wünſchen müſſen, dieſe Unterſuchung bis in ihre noch tiefern Gründe verfolgt zu ſehen, wenn wir uns nicht beſchieden, künftig in den erklärenden Ueberſichten und Anmerkungen zu den Abſchnitten vom vierten an, und in den verſprochenen Excurſen, beſonders dem über das Magier-Inſtitut zu Babylon das zu finden, was wir ſuchen. Auch das im Grunde doch immer entſcheidendſte Argument für das ſpätere Zeitalter der Stücke im Daniel ſteht bey unſerm Vf. bis jetzt S. 23. mehr angedeutet, als in der Reihe der übrigen ausgeführt, nämlich dafs man in dem genauen Detail der geſchilderten Veränderungen der aſiatiſchen Länder faſt ein Compendium ihrer Geſchichte zu leſen glaube. Die auf die Einleitung (S. 161.) folgende Ueberſetzung mit den untergeſetzten Anmerkungen und der ausführlichen erklärenden Ueberſicht jedes Abſchnitts, welche überall hiſtoriſche Gelehrſamkeit, Genauigkeit und richtige Beurtheilung des Pertinenten zeigen, reichen in dieſer erſten Hälfte bis K. 3, 30. — In den Anmerkungen war Wort-, Sach-Erklärung und Kritik das Augenmerk des Vfs. Sind ſeine Bemühungen in irgend einem Theile dieſes Werks verdienſtlich geweſen: ſo waren ſie es hier. Denn wie auſſerordentlich wenig iſt noch für die Erklärung des Daniel geſchehen? Der Vf. hat beſonders die jüngern unter den kanoniſchen Schriften des A. T., und die apokryphiſchen Bücher für Erklärung ſeines Schriftſtellers nach Zeit-Ideen, und auſſerdem überhaupt jedes andere Hülfsmittel der Erklärung alter hebräiſcher Schriften ſorgfältig benutzt. Der Vf. hat es mit Recht für nothwendig erachtet, ſich mit der Kritik einzelner Stellen überall zu beſchäftigen, wo eine Schwierigkeit zu beſeitigen, oder Hülfe zu erwarten war. In kritiſcher Hinſicht iſt für das Buch Daniel noch ſo gut als gar nichts gethan; und doch macht die Beſchaffenheit ſeines Textes kritiſche Aufmerkſamkeit und Verbeſſerungen zu wahrem Bedürfniſs. Der Vf. hat die alten Ueberſetzungen und die *Kennicott*'ſche und *de Roſſi*'ſche Variantenſammlung ſorgſam genutzt, und mit, zuweilen auch ohne ihre Data manche Verbeſſerungsverſuche nach immer genau und ſcharfſinnig entwickelten Gründen gemacht. Dafs er der ſo häufig freyern und beſſernden alexandriniſchen Ueberſetzung nicht das hohe kritiſche Gewicht zuſchreibt, welches man ihr gewöhnlich einräumt, iſt überhaupt ganz nach unſerm Sinne. Bey dem Daniel war bey der beſondern Beſchaffenheit der alexandriniſchen Ueberſetzung dieſes Buchs dieſe Art der Würdigung noch geſicherter: denn wie ſollte man auf das Zuſammentreffen des Einzelnen rechnen dürfen, wo die Abweichung nicht blofs, wie bey andern Büchern, ſo oft ſichtbar, ſondern im Ganzen ſo grofs iſt? Wir haben noch einige von den exegetiſchen und kritiſchen Bemerkungen des gelehrten Vfs. zu prüfen. Von dem Gebet Daniels, dem Traume Nebukadnezars und der Deutung deſſelben (K. 2, 20—23. 31—35. und 37—44.) giebt er eine metriſche Ueberſetzung. Bey jenem Gebet iſt ein gewiſſer Rhythmus da, und bey den in ſolchen Fällen gewöhnlichen Entlehnungen aus ältern Sprüchen leicht erklärlich; aber bey dem Traum und der Deutung können wir ihn kaum entdecken. Blofs v. 35. ſind einige poetiſche Ausdrücke. Wo auſſerdem einige Worte der Ueberſetzung noch ein wenig poetiſche Farbe haben, z. B. „durch keines Menſchen Hand bewegt" „erwuchs zu einem

Digitized by Google

einem grofsen Berg", hat dieſe erſt der Ueberſetzer hinzugethan: der Text hat ſie nicht. Und hätte nicht v. 45. eben ſo gut metriſch überſetzt werden können, als die vorhergehenden? v. 38. zu den Worten: וגבל ורי ראורן בני אנשא u. ſ. w. ſind, wie öfter, die Deutungen der früheren Erklärer, und auch die Ueberſetzungen des Syrers und des Theodotion angegeben. Hr. *B.* conſtruirt ſo: וגבי אנשא רי ראורן בכל, giebt aber ſelbſt zu, dafs der Vf. bey בכל vielleicht ein Verbum wie השלם im Sinne gehabt, und dann jenes ein Anakoluthon ſey. Wir finden nicht jene Ueberſetzung, ſondern nur ein Anakoluthon dem Texte gemäfs, nämlich aber auf folgende Weiſe. Der Analogie nach könnte רי bey ראורן wohl auch der Accuſativ ſeyn; doch iſt uns kein Beyſpiel dieſer Conſtruction dieſes Verbi vorgekommen. בה iſt nach רי ausgelaſſen, gerade eben ſo, wie באשר oft auch: *in eo*, *in quo*, alſo *ubicunque* bedeutet. Nun conſtruirt ſich leicht: Ueber alles, *wo* nur wohnen, Menſchen, Thiere und Vögel, יהב בידך nämlich: die Herrſchaft. So ungefähr wollte der Vf. fortfahren. Die Auslaſſung war ſo natürlich bey jenen für ſich zureichenden, nur dann nicht zum Anfange mit der Präpoſition ב paſſenden Wörtern, und eben ſie macht das Anakoluthon. — Es hat aufser der Abſicht des Vfs. gelegen, uns die Vergleichung der alten Ueberſetzungen Wort für Wort vollſtändig zu geben; er giebt ſie, wo die Abweichungen Einfluſs haben. So iſt nicht angemerkt, dafs v. 31. der Syrer vor שמך noch ס, und vor ויחי noch ܘܢܚܐ, und eben dieſes ܘܢܚܐ auch am Schluſſe von v. 34. hinzugeſetzt hat, bey Theodotion iſt v. 31. noch aufserdem eingeſchoben: καὶ ἡ πρόσοψις (im Alexandr. Codex ὄψις) αὐτῆς ὑπερφερής; ferner dafs v. 32. Theodotion nach שב einſchiebt: αἱ χεῖρες καί, und v. 34. ורחא überſetzt: τὸ πλῆθος τοῦ ἀνέμου. Aber wenigſtens v. 32., wo dem Texte gemäfser zum Anfange noch ſtünde: So war das Bild; hätte wohl bemerkt werden ſollen, dafs der Syrer jene Worte beide, und Theodotion wenigſtens das ויחי auch auslaſſe. K. 1, 8. halten wir die Abweichung des Syrers nicht für eine Variante ſeines Textes, ſondern blofs für eine ein wenig freyere Ueberſetzung, die ja den Sinn des Originals auch ausdrückt.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, a. K. d. Vfs.: *Praktiſche Darſtellung aller Operationen der Zahnarzneykunſt*, nebſt Anwendung der Inſtrumente derſelben, zu Vorleſungen für Studirende und zum Gebrauch der Provinzial- und Regiments-Wundärzte überhaupt. Von *Johann Jacob Joſeph Serre*, Zahnarzt, Mitglied d. chirur. Akad. zu Metz und d. k. k. med. chir. Facult. zu Wien. Mit 32 Kpfrt. 1803. XXIV u. 564 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Obgleich ſeit einigen Jahren mehrere Schriften für Zahnärzte erſchienen ſind: ſo kann doch die gegenwärtige deshalb nicht für überflüſſig gehalten werden, da ſie, bey manchen Mängeln, jene wirklich in vieler Rückſicht ſehr übertrifft. Nachdem der Vf. von S. 1 bis 46. über die Geſchichte der Zahnarzneykunſt etwas, aber freylich unvollſtändiges vorausgeſchickt hat, handelt er ſeinen Gegenſtand in 45 ſehr ungleichen beliebig angenommenen Abſchnitten ab.

Der *erſte* Abſchnitt von dem Wachsthume der Zähne und ihrer Benennung hat ſeiner Unvollſtändigkeit wegen Rec. weniger gefallen, als die *zwey* folgenden über die Fälle, die das Zahnausziehen nöthig machen, und über die Unterſcheidungszeichen verdorbener ſchmerzhafter Zähne von den eben ſo ſchmerzhaften guten. Bis zum *neunzehnten* Abſchn. liefert der Vf. die Beſchreibung der zu dem Zahnausziehen einem jeden Wundarzte nothwendigen Inſtrumente, nebſt der Anwendungsart derſelben, und beſtimmt die Fälle, in welchen jedes am paſſendſten iſt. Des Ueberwurfs bedient er ſich mit vorzüglichem Nutzen, um Schneide- und Hundszähne ſowohl im Ober- als Unterkinnbacken auszuziehen. In dem *ſiebenten* Abſchnitte iſt ein Ueberwurf, nach des Vfs. zweckmäfsiger Verbeſſerung, und in dem *achten* eine pyramidenförmige Schraube von des Vfs. Erfindung zum Ausziehen der Wurzeln der Schneide- und Hundszähne beſchrieben. Beyläufig wird hier eine dem Vf. allgemein geltende Erfahrung bemerkt, dafs das Ausziehen der Wurzel, wie jedes Zahns überhaupt, zur Zeit einer Geſchwulſt am leichteſten gehe, weil die Wurzel dann ein wenig locker und aus ihrer Zelle gedrängt iſt. Der Gebrauch des Pelikans zum Ausziehen der Backenzähne beider Kinnladen, auch wohl des Weisheitszahns, wenn er frey ſteht, iſt genau und ausführlich beſchrieben. Weil bey der Anwendung dieſes Inſtruments gar leicht die dem halben Rade zur Stütze dienenden Zähne leiden können: ſo bedient ſich der Vf. eines in das Ende einer Serviette gewickelten Münzſtücks (deſſen Abbildung aber gerade nicht nöthig geweſen wäre) zur Stütze. Um dem zum Ausziehen der Weisheitszähne dienenden Leclufiſchen Hebel (*zwölfter* Abſchn.) in dem Falle, dafs einer oder zwey grofse Backenzähne fehlen, eine Stütze zu verſchaffen, bedient ſich der Vf. gut eingepaſster kleiner Keile von dem Seepferdszahne bereitet, die jene erſetzen ſollen. Den Hebel mit dem Querhefte (Abſchnitt 13.) mag der Vf. in dem angezeigten Falle, wenn der zweyte grofse Backenzahn oder alle fehlen, zum Ausziehen der Weisheitszähne von aufsen nach innen, weil hier der Zellentheil viel dünner iſt als gegen die Backe zu, gar wohl, wie er verſichert, mit Nutzen anwenden: doch iſt es bekannt, dafs dieſes Inſtrument bey dem Gebrauche eine beſondere Uebung erfordert. Den Nr. 9. u. 10. abgebildeten Hebel oder Schlüſſel rechnet Rec. nicht unter die nothwendigen Inſtrumente zum Zahnausziehen, weil der Hebel mit dem Querhefte gleichen Nutzen hat. Der im *funfzehnten* Abſchn. beſchriebene Schlüſſel, der die Zähne wie ein Pelikan auszieht, ſoll deshalb den Vorzug vor dieſem verdienen, weil er die Zähne einwärts in den Mund wirft. Der im *ſechszehnten* Abſchn. beſchriebene Pelikan mit dem dünnen Haken zum Ausziehen der

der Wurzeln ist aus *Bourdets* Werke genommen. Ist die Wurzel nach der Mundseite gar nicht zu fassen: so bedient sich der Vf. des Geisfusses nach der Wangenseite. Um Wurzeln der beiden ersten Backenzähne auszuziehen, schraubt der Vf. eine pyramidenförmige Schraube ein, und fasst diese mit dem Pelikan, um so die Wurzel auszuziehen. Die von dem Vf. aufgestellte Regel, den ersten grosen Bakkenzahn in dem Unterkinnbacken allemal seitwärts herauszuwerfen, sollte nach des Rec. Urtheil doch nicht so allgemein lauten, weil die benachbarten Zähne jeder Seite nicht immer den Durchgang der Wurzeln bey dem Aufwärtsheben hindern, und das Zerbrechen der Krone veranlassen. Der *siebzehnte* Abschnitt von der nöthigen Vorsicht nach dem Ausziehen eines Zahns oder einer Wurzel hätte vollständiger abgehandelt seyn können. Um Blutflüsse, die zuweilen nach dem Ausziehen eines Zahns erfolgen, zu stillen, stopft der Vf. langsam so viel mit *Vitriolum cygri* in Auflösung und Pulver getränkte Karpey in die Zelle, als nöthig ist, und klemmt dann in den Raum des ausgezogenen Zahns ein Stückchen Kork. — Die von dem *neunzehnten* bis *fünf und zwanzigsten* Abschn. als nicht gerade nothwendig, aber doch in bestimmten Fällen nützlich beschriebenen Instrumente, an denen der Vf. Verbesserungen angebracht hat, sind ein Pelikan mit beweglicher Platte, eine seitwärts geöffnete Zange, der fälschlich so genannte Garengeotsche Schlüssel, ein veränderter Ueberwurf von *Brambilla*, ein gekrümmter Leclusischer Hebel von *Brunner*. Im *sechs und zwanzigsten* Abschn. eifert der Vf. wider den von *Hirsch* und *Loder* empfohlenen Gebrauch des Geisfusses — und gewis nicht ganz mit Unrecht. Im *sieben und zwanzigsten* Abschn., wo von gewissen kritischen (bedenklichen) Ereignissen bey dem Ausziehen der Zähne gehandelt wird, die durch ein Spiel der Natur veranlasst werden, hätte der Vf. mehrere verschiedene Fälle, dergleichen ihm nicht unbekannt seyn konnten, anführen müssen. Die Verpflanzung fremder Zähne verwirft der Vf. ganz. Der *ein und dreyßigste* Abschn. von Geraderichtung schiefer und aus der Reihe gewachsener Zähne verdient von Zahnärzten sehr beherzigt zu werden. Die von *Brunner* erfundenen und von dem Vf. auf der *zwey und zwanzigsten* Tafel abgebildeten Instrumente sind allerdings als zweckmäsig zu empfehlen. Der Vorschlag des Vfs. im *zwey und dreyßigsten* Abschn., wenn eine Krone vom Brande verdorben ist, besonders wenn die Kronen lang, also die Wurzeln kurz sind, den Zahn nicht auszuziehen, um die Haltung der übrigen Zähne nicht zu schwächen, sondern ihn zu entkronen, damit die in der Zelle bleibende Wurzel den übrigen Zähnen als Stütze diene, ist gewis in manchen Fällen nicht zu verwerfen. Der Abschnitt über die Natur des sich an die Zähne setzenden Weinsteins ist sehr gehaltlos. Vorzüglicher dagegen sind die zwey Abschnitte über die Reinigungsart der Zähne mit Instrumenten und über das Ausfüllen der Zähne. Möchten alle Zahnärzte den hier gegebenen Regeln folgen! Die Zusammensetzung des Zahnpulvers, dessen sich der Vf. gewöhnlich bey dem Reinigen der Zähne bedient, hat des Rec. Beyfall aus leicht zu erachtenden Gründen nicht. Es ist der wörtlichen Angabe des Vfs. (S. 402.) nach folgendes: Kalzinirt. und porphyrif. Bimstein Unz. 1., Dintfischbein Unz. ½, Armenische Erde, weisse Ziegelerde, kalzin. Alaun, jedes Unz. 1½. Berlin. Lack, Unz. ½. Zimmt, Nelken, Scrup. 1. Alles gehörig zu Pulver gemengt. — Die Abschnitte 40 — 45. von den Ursachen der Flüsse und Entzündungen, von welchen die Geschwülste oder Geschwüre am Zahnfleische herrühren, von der Behandlung der Flüsse, von den Flüssen und Entzündungen, die sich bis in die Knochenhöhle des Kinnbackens erstrecken und dort einen Eiterfatz bewirken, von den Zahnfleischfisteln und von den Zahnfleischgewächsen haben dem Rec. am allerwenigsten gefallen können, da in denselben allenthalben unbestimmte und unrichtige Begriffe zum Grunde liegen. So redet der Vf. oft von einer Zeitigung, die nach der Operation entsteht, und schon S. 311. liest man: noch ein Hindernis besteht darin, dass die nervigten und häutigen Theile in dem Innern der Wurzeln sich nicht wieder zurecht geben, sondern in Eiterung übergehen und im Innern der Zellen gähren und zuweilen sogar eine Entzündung veranlassen. Der Vf. hätte wohl gethan, wenn er sich seine Begriffe über Flüsse, Entzündung, Eiterung u. s. w. von einem gründlichen Arzte hätte berichtigen lassen. — Ein wesentlicher Mangel der Schrift ist es, dass darin so wenig Ordnung herrscht, und sie in so schlechtem Deutsch geschrieben ist, dass man zuweilen den Vf. gar nicht versteht; so heisst es z. B. S. 134.: „weil die Kraft des Stützpunkts beym Heben des Zahns sehr empfindlich und oft schmerzhaft ist, indem er auf dem Zahnfleisch genommen wird." Auch wären bey einer neuen Auflage alle Prahlereyen zu vertilgen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Kopenhagen*, b. Brummer: *Selecta Albii Tibulli Carmina* ex recentissima Ill. Heinii (*Heynii*) editione in usum auditorii Havniensis typis descripta cum singulorum carminum Heinianis argumentis. 1804. 75 S. 8. (4 gr.) — Keine Vor- oder Nachrede giebt nähere Nachricht über die Absicht dieser Auswahl, oder über das *auditorium Havniense*, für das sie zunächst bestimmt seyn soll. Auch kein Anhang von *Erratis* verbessert des Setzers Verirrungen. In der 1. El. des 1. B. ist v. 25. 26. ausgelassen, und v. 27. *Sit Canis* edirt. v. 38. (hier 37.) *putis* st. *puris* und *fictilicus* st. *fictilibus*. v. 58. (hier 57.) *quaeso segnis, inersque vocer*. st. *quaeso, segnis inersque*. In der Interpunction ist oft gefehlt; auch nicht überall das Zeichen von Lücken gesetzt, wo es die Heynische Ausg. hat, deren getreue Wiederholung der Titel verheisst.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. März 1807.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Joachim: *Caroli Gottlob Roeſſig*, Ph. et Jur. utr. D. et Prof. jur. nat. et gent. ord. Conſiſt. Elect. Lipſ. Aſſeſſ. *Elementa Juris Romani ſecundum ordinem Codicis Juſtinianei* rep. prael. in uſum ſtudioſorum et fori adornata, adjecta praefatione de conſilio in his elementis propoſito, et brevi de manuſcriptis codicis Juſt. in bibl. Paulina acad. Lipſ. aſſervatis notitia. 1805. 790 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Ob gleich in unſern Lehrbüchern des Römiſchen Rechts man mochte darin eine ſelbſt gewählte Ordnung befolgen, oder ſich nach der Reihe der Titel in den Inſtitutionen und Pandekten richten, der Codex da, wo es jede abgehandelte Materie mit ſich brachte, zugleich benutzt werden muſste: ſo kann doch eine abgeſonderte Darſtellung der im Codex enthaltenen Rechtsſätze, bey welcher nach einem richtig beſtimmten Plane verfahren, und mit Sachkunde und Genauigkeit zu Werke gegangen wird, nicht für überflüſſig geachtet werden, weil dadurch das gründlichere Studium dieſes wichtigen Theils des Corpus Juris überhaupt erleichtert und befördert wird, und insbeſondere manche Gegenſtände, die wegen ihres für uns weniger praktiſchen Nutzens in jenen Lehrbüchern unberührt zu bleiben pflegen, hiermit zur Sprache kommen. Dazu wird dann allerdings weſentlich erfordert, dafs die Eigenthümlichkeiten des Codex ſorgfältig ausgehoben werden. Es wird jedoch dadurch nicht ausgeſchloſſen, ſondern vielmehr die Brauchbarkeit der Arbeit erhöhet, wenn bey einzelnen Sätzen durch Hinweiſungen kürzlich bemerkt wird, ob und wie weit eine im Codex aufgeführte Conſtitution aus Verordnungen der früheren Sammlungen entlehnt, und in wiefern durch dieſelbe das ältere Recht abgeändert oder ergänzt worden ſey, oder welche Aenderungen derſelben wiederum in den Novellen vorkommen. Dafs dabey nicht allein jeder Satz mit Präciſion angegeben werden, und den Inhalt der Verordnung, den er ausdrucken ſoll, erſchöpfen müſſe, ſondern auch die Worte des Geſetzgebers in weſentlichen Dingen beyzubehalten ſeyn, bringt die Natur und Abſicht eines ſolchen Unternehmens wohl von ſelbſt mit ſich. Auch kann eine zweckmäſsig angebrachte Literatur, nicht bloſs bey ganzen Rechtslehren, ſondern auch bey einzelnen Sätzen, hier nicht ohne Werth ſeyn.

In dem vorliegenden Werke ſtellt der (kürzlich verſtorbene) Vf. die im Codex enthaltenen Rechtsſätze, mit Beybehaltung der von Juſtinian beobachteten Materienordnung, aus den einzelnen Conſtitutionen auf, und giebt bey jedem Satze die Stelle des Codex an, aus welcher der Satz entlehnt iſt, ſchickt auch bey einzelnen Büchern und Titeln mehrere Schriftſteller voraus, und fügt ſelbſt bey mehreren von ihm excerpirten Conſtitutionen beſondere Schriften hinzu. Aus dieſer kurzen Schilderung erhellet zugleich, dafs der Titel des Buchs unrichtig angegeben iſt. Denn es iſt hier kein Lehr- oder Handbuch des Römiſchen Rechts nach der Ordnung des Codex, in der Art, wie ſonſt unſere Compendien die Ordnung der Inſtitutionen oder Pandekten beobachten, geliefert, welches auch unſers Erachtens ein etwas befremdendes Unternehmen ſeyn würde, ſondern der vorhin angegebene Plan iſt, ob gleich nicht nach allen ſeinen Theilen, wirklich ausgeführt. Was nun die Arbeit ſelbſt betrifft, ſo iſt der dadurch bezweckte Nutzen ſo wenig, als die dabey angewandte Mühe und Beharrlichkeit zu verkennen. Indeſſen ſind uns doch bey näherer Prüfung des Einzelnen manche Mängel aufgeſtoſsen, und wir geſtehen daher aufrichtig, dafs wir unſere Wünſche nicht überall erfüllt ſehen. Vor allen Dingen vermiſſen wir hie und da die erforderliche Beſtimmtheit und Vollſtändigkeit bey Angabe des Inhalts der Geſetze. So iſt S. 547. die *L.* 4. *C. in quib. cauſ. pign. tacite contrah.* alſo excerpirt: *Bona earum, quae nuptae ſunt primipilis, obnoxia ejus neceſſitati tenentur, licet tantum in ſubſidium ad ea deveniatur:* dabey iſt aber der wichtige Zuſatz des Geſetzes: *bona earum in dotem data* weggeblieben. So iſt S. 551. der Inhalt der bekannten *L.* 11. *C. qui pot. in pign.* dahin angegeben: *Scriptum privata cum cauſa ſi de ipſa cauſa conſtat, vim probationis obtinet; ſi quis tamen jus pignoris aut hypothecae ex his ſcriptis velit vindicare, ille, qui documentis publicis nititur, praeponatur;* aber im Vorderſatze fehlen die Worte: *ſi perſonalis actio exerceatur.* Eben ſo lautet S. 552. der Inhalt der *L.* 12. *eod.* höchſt mangelhaft alſo: *In dote mulier omnibus privilegiatis actionibus perſonalibus et realibus antefertur, transmittit etiam hoc privilegium ad liberos, atque ubi quaeſtio de duabus dotibus oritur, prior tempore potior eſt jure.* So fehlt S. 146 aus *L. un. C. ut, quae deſunt adv. part.* bey der Angabe: *Quod omiſſum a litigatoribus et negotiis adſiſtentibus, judex ſupplere poteſt*, die weſentliche Beſtimmung: *quod ſciat legibus et juri publico convenire.* So iſt S. 551. die *L.* 1. *C. qui pot. in pign.* alſo excerpirt: *Tempore prior inter creditores jure potior eſt, niſi poſterior offerat priori pecuniam, aut ſi accipere non vult eam, obſignatum deponit*, und die Worte: *Qui pignus ſecundo loco accepit, ita jus ſuum con-*

confirmare poteſt, ſi priori creditori pec. ſ. ſolverit, welche zugleich, wie in *L.* 5. *Cod.*, die vorzügliche Wirkung der Succeſſion der Gläubiger andeuten ſollen, ſind weggeblieben. Ferner ſollte bey denjenigen Stellen, die eine bloſse Erganzung oder Erläuterung einer Pandekten-Stelle enthalten, auch nur dieſer Zuſatz, mit Beziehung auf die Pandekten dargeſtellt ſeyn; welcher Fall S. 547. bey dem Satze: *Fructus praediorum pignori datorum, licet pignori ineſſe tacita pactione credatur, libera tamen ſunt praedii ex his fructibus emta ab obligatione*, vergl. *L.* 7. *pr. D. in quib. cauſ.* auch bey dem Satze: *Quae invecta et illata a conductore ſunt, domino pro penſionibus tacite obligantur*, vergl. *L.* 4. *eod.* eintritt. Ueberhaupt wünſchten wir, dafs der Vf. die Allegationen der Pandekten, ſo wie der älteren Conſtitutionen-Sammlungen, in ſo fern dieſe in den Codex mit aufgenommen ſind, von ſeinem Plane nicht ausgeſchloſſen hätte, weil viele Stellen dadurch allein ihre Erklärung erhalten. Noch iſt auf der gedachten Seite bey §. 5. hinzuzufügen vergeſſen worden, dafs der aufgeſtellte Satz aus *L.* 6. *C. h. t.* entlehnet iſt. Dagegen ſind die Abweichungen der Novellen und Authentiken überall angemerkt worden. Ein Vorzug der Arbeit iſt unſtreitig die beygefügte Literatur. Nur möchte darin eine ſtrengere Auswahl getroffen, die Schriften-Angabe mehr auf den Codex beſchränkt, und bey den Titeln eine gröſsere Genauigkeit beobachtet ſeyn! Zum Beweiſe mag S. 546. und 547. dienen, wo über die geſetzlichen Hypotheken nicht weniger, als neunzehn Schriften, und darunter *Harpprecht Scrutinium XVIII. hyp. vel indubie ſpuriarum vel ſumme dubiarum*, *Joh. de Back ad L.* 1. *D. in quib. cauſ. pign.*, *Surland ad L.* 1. *cit.*, angeführt ſind, da doch unter dem Titel des Codex nur von einigen wenigen geſetzlichen Hypotheken die Rede iſt, wie denn auch *Emminghaus de pignore quod uxori propter paraphernalia in bon. mariti comp.* hier am unrechten Orte ſtehet, und auſser den beiden Schriften von *H. G. Bauer* noch *Ejusdem Opuſc.* T. II. n. 60. angezogen ſind, ungeachtet dieſe *Opuſcula* bekanntlich die Schriften des Vaters *J. G. Bauer* enthalten und deſſen dort anzutreffendes Programma *de hypotheca feudi tacita Saxon. El. reſtituta* gar nicht hieher gehört. Häufige Lücken ſind dagegen unter den Allegationen bey einzelnen Conſtitutionen des Codex zu finden, wo man gerade die meiſte Vollſtändigkeit erwarten dürfte; wie man denn unter vielen andern bey *L.* 3. *C. comm. utr. jud.* bey *L.* 5. *C. de loc. cond.* und bey *L.* 20. *C. de poen.* die beſten Abhandlungen von *Gebauer*, *Weber* und *Richter* vermiſst.

Eine dankenswerthe Zugabe ſind die *Praecognita ad codicis Juſt. fontiumque illius hiſtoriam, hermeneuticam et hiſtoriam literariam ſpectantia* (S. 1—88.) in *eilf* Kapiteln. Sie enthalten 1) die Geſchichte der Quellen, worunter hier ſowohl die frühern Sammlungen von Conſtitutionen einzelner Imperatoren, als insbeſondere der Gregorianiſche, Hermogenianiſche und Theodoſianiſche Codex verſtanden werden; 2) die Geſchichte des Juſtinianiſchen Codex ſelbſt, nebſt den ſpäteren griechiſchen Arbeiten, ſo weit dieſe hieher gehören; 3) die Hermeneutik, worunter, nach vorangeſchickter Nachricht von den Handſchriften und Ausgaben des Codex, einzelne Regeln zur Interpretation deſſelben aufgeſtellt werden; 4) die damalige Staatsverfaſſung, ſo weit die Kenntniſs derſelben zum richtigen Verſtändniſs des Codex dient; 5) die Geographie des Codex; 6) die Grundſätze von der Gültigkeit und dem Gebrauche des Codex; 7) die Chronologie; 8) ältere und neuere Schriftſtellen über den Codex; 9) Notizen über die Authentiken; 10) desgleichen über Juſtinians Deciſionen; 11) Zuſätze zu Nr. 11., welche letztere Rubrik bey einer nochmaligen Ueberſicht der erſt auf dem nächſt vorhergehenden Bogen angeführten Schriften vor deſſen Abdruck weggefallen ſeyn würde. Der Inhalt dieſer Prolegomenen iſt gröſstentheils aus bekannten Schriftſtellern mit Fleiſs zuſammen getragen; jedoch trifft man, inſonderheit über den Gebrauch des Codex und über die Deciſionen, mehrere eigenthümliche gute Bemerkungen an. Vielleicht hätte aber, anſtatt des letzten Kapitels, etwas über die innere Oekonomie des Codex hier nicht am unrechten Orte geſtanden. Wegen der Handſchriften iſt die Anzeige, welche *Feller* in *Catal. Codd. MS.* S. 220. von den auf der Pauliner Bibliothek zu Leipzig befindlichen giebt, hier zuerſt S. 27. aus dem Catalog ſelbſt berichtigt, und hernach in der Vorrede aus eigner Anſicht der einzelnen Manuſcripte näher beſtimmt. Varianten ſelbſt wollte der Vf. nach der Vorrede S. VIII. in eignen Excurſen über den Codex, welche als ein Anhang zu den gegenwärtigen Elementen betrachtet werden ſollen, nachliefern: worin wir dann recht viel Gutes zu leſen hoffen. Auch hat er nach S. 71. zu einer Palingeneſie des Codex ſchon vieles geſammelt: Beiden Werken wünſchen wir, wenn ſie noch erſcheinen ſollten, gröſsere Sorgfalt in den Allegaten, und mehrere Correctheit im Drucke, als wir in dem vorliegenden angetroffen haben.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Steinacker: *Pſychologiſche Lebensverlängerungskunde*, aufgeſtellt von *J. A. Bergk.* 1804. 27½ Bog. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. will hier nichts geringeres als das Gegenſtück zur phyſiologiſchen Makrobiotik und Heilkunſt zugleich liefern: denn in der Vorrede heifst es, ſein Zweck ſey, zu zeigen, wie man den Körper durch den *Geiſt* geſund und langlebend erhalten könne, und wie man es anzufangen habe, nicht allein *Krankheiten* des Körpers und Geiſtes zu *verhüten*, ſondern auch, wenn ſie etwa *von ſolchen Uebeln* heimgeſucht würden, davon zu *befreyen* und beide wieder in den Zuſtand zu verſetzen, der ihrer Natur gemäſs iſt; und S. 33. der Abhandlung ſelbſt wird daſſelbe geſagt. Da wir nirgend auf eine Stelle geſtoſsen ſind, die zur Hebung der Krankheiten des Körpers und Geiſtes, neben den Mit-

Mitteln der pſychologiſchen, auch auf die Mitwirkung der phyſiologiſchen Heilkunſt rechnete: ſo läſst dieſes vielleicht abſichtliche Ignoriren der letztern vermuthen, daſs der Vf. ſeine pſychologiſche Makrobiotik und Hygieine zur Erhaltung des Lebens und zur Heilung der Krankheiten, allein für hinreichend und den Beyſtand ihrer phyſiologiſchen Schweſter für überflüſſig halte. Dieſer Glaube würde aber die mediciniſch anthropologiſchen Kenntniſſe des Vfs. ſowohl als ſeine Einſichten in die natürliche Beſchränktheit der Wirkungen der Geiſtesthätigkeiten in Anſehung vieler Krankheiten, deren Sitz und Stoff dieſelben nicht zu erreichen vermögen, ſehr verdächtig machen. Aber es wird auch nicht geliefert, was verſprochen wird; man findet hier nichts von einer pſychologiſchen Heilkunde: denn die zwey Abſchnitte IX und X.: wie kann man *körperliche Krankheiten* durch Vorſtellungen heilen? und von dem Einfluſſe der Vorſtellungen auf den *Geiſt* in ſeinem *kranken* Zuſtande, begreifen nur einen ſehr kleinen Theil der Heilkunſt und enthalten nur das Allgemeinſte und Bekannteſte; auch iſt in dem letztern nur von Narren, Wahnſinnigen und Tollhäuslern die Rede, deren pſychologiſche Behandlung den Gegenſtand weit beſſerer und ausführlicherer Schriften ausmacht. Dieſe zwey Abſchnitte ausgenommen, wird in allen übrigen nur von dem Einfluſſe der Vorſtellungen, Affecten, Leidenſchaften, der Tugenden und Laſter und des Geſetzes der Ideenverbindung auf den Körper in deſſen geſundem Zuſtande gehandelt. Das Ganze iſt alſo blofs eine pſychologiſche Makrobiotik. Dieſer ſelbſt fehlt aber noch zu viel, um in ihr einen Verſuch, der ſich dem Ideal einer ſolchen Wiſſenſchaft näherte, zu erkennen. Nach der Idee derſelben müſste das Syſtem des menſchlichen Organismus ihre Grundlage ausmachen, und bey jedem beſonderen Theile deſſelben beſtimmt angegeben werden, welche Arten von Thätigkeiten des Gemüths auf ihn Einfluſs haben können, und welche Wirkungen ſie in demſelben unmittelbar, und mittelbar durch den Zuſammenhang der Maſchine im ganzen Organismus hervorbringen. Dieſes iſt aber die Einrichtung im Buche nicht. Der Vf. hat vielmehr die Ordnung umgekehrt, und die Claſſification der Gemüthsvermögen und der denſelben correſpondirenden Thätigkeiten zum Grunde gelegt und bey jeder dieſer letztern nur überhaupt und im allgemeinen von dem Einfluſs derſelben auf den menſchlichen Körper etwas geſagt, ohne ſich weder in ihr feineres und genaueres phyſiologiſches Detail, noch auf ihre durch den Unterſchied der Körper nach Alter, Temperament, Habitus u. ſ. w. beſtimmten Differenzen und Modificationen einzulaſſen. Da indeſſen Hr. *B.* in ſeiner Vorrede ſpäterhin äuſsert, daſs er bey Abfaſſung ſeiner Schrift hauptſächlich den *groſſen Theil des Publicums*, der ſich über den Einfluſs des Geiſtes auf den Körper zu belehren wünſche, vor Augen gehabt habe und bey ſeinen Unterſuchungen nicht aus den Gränzen der Philoſophie herausgetreten ſey (welches faſt ſo klingt, als ob er eine pſychologiſche Makrobiotik *a priori* habe liefern wollen) um „den *Zünftlern*, die, weil ſie ſich die Erlaubniſs *erkauft* hätten, ein Schibolet vor ihren Namen zu ſetzen, keine Veranlaſſung zu geben, über Verletzung ihres Gebiets, das für ſie nicht einmal exiſtire, zu klagen:" ſo kann man freylich ſein Buch nicht nach jenem ſtrengern Maſse meſſen, und muſs es für das gelten laſſen, was es ſeyn ſoll, für eine Schrift, nicht für den Sachkenner, der neue Erfahrungen und Bemerkungen, die die phyſiſche Anthropologie oder Phyſiologie in pſychologiſcher Hinſicht erweitern, oder der wenigſtens das bereits davon Bekannte in einer zweckmäſsigern ſyſtematiſchen Ordnung, als bisher, aufgeſtellt zu ſehen wünſcht; ſondern für die gröſsere Leſewelt, die doch auch gern etwas über den Einfluſs des Geiſtes auf den Körper, und ſo viel, als ihrer Empfänglichkeit angemeſſen iſt, leſen und lernen möchte. Und dieſer Klaſſe kann man denn auch das Buch ganz unbedenklich in die Hände geben. Sie wird beſonders die vielen Beyſpiele von Wirkungen des Geiſtes auf den Körper ſehr intereſſant und ſich ſehr belehrt finden, wenn ſie lieſt, daſs das Angenehme etwas ſey, das mit dem Gefühle des Behaglichen, des Wohlgefälligen und des mit unſern Kräften Uebereinſtimmenden verbunden ſey; daſs die Freude, die Fröhlichkeit, die Luſtigkeit, das Lachen, das Vermögen, das Anſehen, das Spielen, die Geſellſchaft, geiſtige und körperliche Arbeiten u. ſ. w. die Vorſtellungen wären, die den behaglichen Zuſtand, in den uns das Angenehme verſetzte, herbeyführten; daſs das Lachen manchen krankhaften Stoff aus dem Körper fortſchaffe; daſs der leidenſchaftliche Hang vieler Menſchen zum Spiele lediglich daher komme, weil die Natur damit eine wichtige Abſicht erreichen und der Geſundheit durch die Agitation, welche das Spielen errege und unterhalte, zu Hülfe kommen wolle; daſs man Vergnügen fühle, wenn man ſich durch das Anſchauen eines Kunſtwerks, oder durch die Lectüre eines geiſtreichen und originellen Gedichtes ergetze; daſs es eine Wirkung der Ideenaſſociation ſey, wenn jemand eine Antipathie gegen Katzen, Ratten, Fröſche, Spinnen, Käſe u. ſ. w. ſpüre, weil ſich ein ſolcher eines frühern Vorfalls in Anſehung dieſer Gegenſtände unwillkürlich erinnere; daſs man, um den ſchädlichen Einfluſs der Ideenaſſociation auf unſern Körper wegzuſchaffen, ſich fröhlichen und heitern Vorſtellungen überlaſſen, Gedichte von *Göthe*, *Wieland*, *Horaz*, *item* den *Don Quixotte* leſen, oder über philoſophiſche Gegenſtände, z. B. über die Natur des menſchlichen Geiſtes, über den Zweck des Philoſophirens und über die Art und Weiſe, wie wir denſelben erreichen können u. ſ. w. nachdenken müſſe; daſs der Menſch ſo lange leben *ſolle*, als es der Wille der Natur ſey, über welchen hinaus es keine Verbindlichkeit gebe, und daſs er ſein Leben bis auf die Jahre zwiſchen 70 und 80 bringen *könne* und dergleichen Dinge mehr, die, wenn ſie auch die Leſer nicht zu neuen Ideen und Anſichten führen, doch ihnen gewiſs auch nicht ſchaden.

ERD-

ERDBESCHREIBUNG.

Bremen, b. Seyffert: *Hiſtoriſche und philoſophiſche Skizze der Entdeckungen und Niederlaſſungen der Europäer in Nord und Weſt-Afrika am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Aus dem Engliſchen überſetzt von *C. St.* 1802. XVIII und 462 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Daſs man ſich doch nicht durch den Titel verleiten laſſe, hier einen zweyten *Raynal* zu erwarten! Es iſt nichts weiter als eine übel geordnete in *dreyzehn* Kapiteln abgetheilte Compilation aus den Schriften der in London geſtifteten Geſellſchaft zur Entdeckung des Innern von Afrika, den Begebenheiten Briſſons, der oberhalb des Senegals Schiffbruch litt, den Schriften *Wadſtröms* und anderer über die Sierra-Leona-Colonie und angränzende Länder, und aus den Reiſen der Herren *Park* und *Browne*, mit Zuziehung einiger älteren Schriftſteller über dieſelben Länder. Da die excerpirten Schriften über Colonial-Angelegenheiten ins Deutſche überſetzt, und auch ſchon in gröſseren und kleineren Werken in Deutſchland benutzt worden ſind: ſo gehört die Verdollmetſchung dieſer Skizze zu den Unternehmungen, die der Geographie keinen Gewinn bringen. Der Compilator iſt beſcheiden genug, zu geſtehen, daſs ſich in ſeinem Entwurf einige offenbare Fehler befinden, und ihm vorzüglich Mangel an ſtrenger Einheit des Gegenſtandes vorgeworfen werden könne. Der Ueberſetzer war aber nicht im Stande, dieſe Fehler zu tilgen, ſondern ſcheint ſie vielmehr mit neuen vermehrt zu haben. Z. B. *Oczakow* an der Küſte des kamtſchatkiſchen Meeres S. 8. hat er nicht in *Ochotsk* verbeſſert, und aus *Fezzan* im *dritten* Kapitel hat er *Fez* gemacht. Daſs man nichts mehr von der alten Landſchaft Ammonica weiſs S. 40., konnte zur Zeit, als der erſte Bericht von der vorher erwähnten Societät abgefaſst wurde, mit Recht geſagt werden, darf aber jetzt, da *Browne's* Reiſen heraus ſind, die im letzten Kapitel excerpirt worden, nicht wiederholt werden. Wenn der Compilator nach *Sparrmann* nur *Patterſon*, *Bruce*, und *Vaillant* zu nennen weiſs, die ſich um die Geographie Afrika's verdient gemacht (S. 3.), ſo weiſs der Ueberſetzer keinen, nicht einmal *Thunberg*, einzuſchalten. *Hartmann* läſst er als einen Herausgeber von *Edriſi Geographia* (S. 418.) gelten. *Thebaid*, *Adamſon*, *Wal el Non* ſtatt *Thebais*, *Adanſon*, *Wad el Non* ſind kleine Fehler. Aber daſs die Kaffern noch träger ſind als die Neger, weniger Bildung haben, die Vergnügungen des geſelligen Lebens weniger genieſsen, beſchränktere Begriffe, und geringere Kräfte beſitzen, (S. 4.) hätte doch dem Compilator nicht ohne Rüge nachgeſchrieben werden ſollen. Bey dem *neunten*, *zehnten* und *eilften* Kapitel (S. 119 — 289.), ſind die Schriften *Wadſtröms* benutzt. Die Colonie verdankt ihre Entſtehung den Planen Schwediſcher Patrioten, die an der Weſtküſte von Afrika eine groſse Strecke Landes urbar machen und nach eigenen philanthropiſchen Geſetzen regieren, und zu dem Ende den Sklavenhandel abſchaffen wollten. Sie konnten ihren Zweck durch die Franzoſen, an welche ſie ſich zuerſt wandten, nicht ausführen, und *Wadſtröm*, der mit andern Landsleuten Afrika beſucht hatte, begab ſich auf ſeiner Rückreiſe nach London, wo die Abſchaffung des Sklavenhandels ein Gegenſtand der Parlaments-Berathſchlagungen war, und ſein Gutachten hierüber eingeholt wurde. Der Vf. glaubt, daſs ſein Urtheil oft unrichtig war, ſeine Gefühle aber aus einem reinen Herzen entſproſſen, und hält ſeine Plane für romantiſch und täuſchend, ſeinen Verſuch über den Anbau in fremden Ländern für eine Sammlung von Materialien ohne Scharfſinn und Ordnung, ſeinen Stil für weitſchweifig und langweilig. Von dem ſtummen Handel zwiſchen den inländiſchen Nationen, den ſchon Herodotus kannte, und deſſen in neuern Zeiten *Cadamoſto*, *Shaw* u. a. erwähnen, führte *Wadſtröm* ein Beyſpiel an, das der franzöſiſche Vice-Gouverneur von Goree 1788. im Innern der Korn- und Goldküſte angetroffen hatte, und wobey dieſes ſehr merkwürdig iſt, daſs das gegenſeitige Vertrauen noch nie gemiſsbraucht worden. — Uebrigens gehen die Nachrichten, die der Vf. von der Colonie giebt, nicht weiter als bis auf 1794. Er ſelbſt ſchrieb als die Franzoſen noch im Beſitz von Aegypten waren, daher er auch von *Hornemann*, deſſen Entſchluſs und Geſchicklichkeit Afrika zu unterſuchen, am Ende des Buches gerühmt wird, nur den Umſtand meldet, daſs er in Cairo glücklich angekommen war.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien*, b. Degen: *Der gewiſſenhafte Erbe.* Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Von *Falſen.* Für das k. k. Hof-Theater. 1804. 150 S. 8. (6 gr.) — Der Charakter des Richard Pickles iſt theatraliſch; er macht mit dem ſchwankenden unentſchlüſſigen Selmur einen guten Contraſt. Die Pivots dieſes Intriguenſtückes, die allerley Verwickelungen und Miſsverſtändniſſe herbeyführen, nämlich: die Verheimlichung der Meckelfurthiſchen Tochter, die ſich für die Nichte ihrer Mutter hält (S. 41.); ferner der Eigenwille des Richard Pickles, der ſeinen Sohn zum Matroſen preſſen lieſs, weil „der halsſtarrige Junge mit gutem nicht gehen wollte" (S. 128.), und der dem Vater nicht eher unter die Augen kommen darf, bis er fünf und zwanzig Jahr alt iſt (S. 129.), ſollten beſſer motivirt ſeyn: der Zuſchauer würde mehr Klarheit und Befriedigung dadurch erlangen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. März 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Meguignon: *Médecine maternelle*, ou l'art d'élever et de conserver les enfans, par *Alph. LeRoy*, ancien Dr. régent, Prof. à l'ecole speciale de Med. de Paris. 1803. 8.

BAYREUTH, b. Lübecks E.: *Alphonse Leroy's Hygea* (Hygiea) *als Mutter*, oder die Kunst, das Leben der Kinder zu erhalten und sie gesund zu erziehen. Aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen von Dr. *Chr. Friedrich Hirsch*, K. Pr. Medicinal- und Sanitäts-Rathe, Physicus u. ausübendem Arzte zu Bayreuth. *Zwey* Theile. 1805. 309 u. 304 S. 8.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch's W.: *Alphons Leroy's Heilkunde für Mütter*, oder Kunst, Kinder zu erziehen und zu erhalten. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Dr. *Christian Philipp Fischer*, Herzogl. Hildburgh. Hofrath u. erstem Leibarzte. 1805. XXX u. 448 S. gr. 8.

So verdienstvoll auch die Bemühung des Vfs. war, seinen Landsleuten eine gute diätetische Schrift über die Erziehung der Kinder zu liefern, woran sie wirklich noch Mangel haben, und so nothwendig es auch für das ärztliche Frankreich ist, Vorurtheile, z. B. dass Fleischspeisen die Fäulniss befördern, laut zu bekämpfen: so liesse sich doch mit Recht fragen, ob eine Uebersetzung derselben für Deutschland, welches so viele gründliche Schriften über diesen Gegenstand schon besitzt, und so manche Vorurtheile der französischen Aerzte, die hier gerügt werden, längst abgelegt hat, nicht überflüssig war? Rec. begnügt sich damit, dem Leser eine gedrängte Uebersicht dieses Werks hier vorzulegen: er entscheide dann selbst.

Leroy, ein Veteran seiner Kunst und denkender Arzt, betrachtet die erste Kindheit von zwey Hauptgesichtspunkten: von dem der *Ernährung* und des *Wachsthums*: jene hänge von dem lymphatischen, dieses von dem arteriösen System ab. In den zwey ersten Kapiteln wird von den grosen Veränderungen, die in der Oekonomie des Kindes bey der Geburt vorgehen und von der Art und Weise, wie das Neugeborne von der Mutter zu trennen sey, gehandelt. Da *L.* von dem Rost der Schere beym Abschneiden der Nabelschnur viel Nachtheiliges beobachtet haben will: so räth er, dieses Instrument, wie jedes andere zum chirurgischen Gebrauch anwendbare, ganz dünne mit Fett zu bestreichen. — In den ersten neun Tagen liege das Kind in einem kritischen Zustande: man vermeide daher sorgfältig ganze Bäder, zu starke Bewegung, freye Luft, Kälte, Licht und Feuchtigkeit: schon Moses ordnete die Beschneidung erst nach dem neunten Tage an. — Bey Kindern, die mit voller Brust athmen, sey die Unterbindung der Nabelschnur überflüssig. Das Einathmen und die freye Ausdehnung der Lungen zu erleichtern, reibe man ölige und gewürzhafte Mittel an dem untern, obern und hintern Theil der Brust ein. — Die Wirklichkeit des Ausathmens, ja sogar des Schreyens der Kinder im Mutterleibe, bezweifelt der Vf. nicht, und bemüht sich, solches zu erklären. — Die erste Kleidung des Kindes sey weit und beenge die Brust und den Unterleib ja nicht. Daher eifert er so nachdrücklich gegen das Wickeln, besonders wie es in Frankreich Sitte ist. — Auch pflichtet er der Meinung der Alten bey, dass das Kind im Mutterleibe zum Theil auch mittelst des Mundes genährt werde. — Dringend sey die künstliche Ausleerung des Kindspeches. Das Neugeborne könne drey, vier bis sieben (?) Tage der Nahrungsmittel entbehren und sich mit Zuckerwasser allein begnügen. Ein hartes Lager stärke, ein weiches schwäche die Muskularkraft des Kindes: man lege es daher, in feine Leinwand gewickelt, auf Holzstaub, Kleye oder gedroschnes (weiches?) Stroh, und decke es warm mit Pelzwerk zu. Schall und Licht entferne man von ihm, bringe es aber in die sanfte stärkende Wärme seiner Mutter. Denn je wärmer das Kind in seiner ersten Lebenszeit gehalten werde, desto leichter vertrage es Kälte in seinen übrigen Lebensjahren. Daher halte man Kopf Hände und Füsse vorzüglich warm. Drey bis vier Monate soll jedes Kind die Brust seiner Mutter haben; länger als zehn oder höchstens zwölf Monate aber nie: nur dann soll die Mutter schlechterdings nicht selbst stillen, wenn sie in ihrer Jugend an langwierigen lymphatischen Krankheiten, Skropheln u. s. w. litt; weil die ursprüngliche Constitution des Kindes mehr von den Müttern, als von den Vätern abhänge. — In Ermangelung der mütterlichen Brust lasse man sie an lebenden Ziegen saugen, oder gebe ihnen Ammen. Das Bekannte bey der Auswahl derselben erzählt der Vf. mit vieler Redseligkeit, die ihm nebst einer Sucht, Alles zu erklären und etwas Neues zu sagen, eigen zu seyn scheint. So ist folgende Bemerkung zwar neu, aber ungegründet: „Pflanzenfressende Thiere verzehren manchmal ihre Nachgeburt: dann wird *keine Milch abgesondert*." Rec. sah wiederholt eine Hirschkuh gleich nach dem Setzen die Nachgeburt verzehren, ohne dass das Kalb Abgang an Milch dadurch erlitt. — Die *Schwämmchen*

ſetzen ſich mitunter im Magen und Darmcanal zuerſt an und ſind alſo oft weit von dem Ort ihrer Erſcheinung im Munde entfernt: man betupfe ſie mit einer Salbe aus Honig, Citronenſaft und Branntwein, oder Eſſig und Branntwein, und reiche innerlich einige Grane Ipecac. und nachher zur Stärkung Orangenblüthe- oder Pfeffermünz-Waſſer, ſo wie auch bey Koliken, Erbrechen u. ſ. w. Gegen die *Blähungen* empfiehlt er das Reiben des Unterleibs und des Rückgrats am Flammenfeuer, deſſen heilſame Wirkung er ungemein lobt. — Vorzüglich ſtark finde man bey Kindern das Vermögen zu dem Hervortritt neuer Erzeugniſſe aus den Ueberreſten von thieriſchen Stoffen. — Man bade ſie nicht zu oft, weil durch das Einſaugen des Waſſers Schwäche erzeugt werde, wohl aber waſche man ſie fleiſsig des Tags mit warmem aromatiſchen Abſud. — *Helmonts* Brey aus leichtem Bier mit Zucker und Krume und mit feinem trocknen Semmelmehl aufgekocht, verwirft er, und empfiehlt dafür gedörrtes Braunmalz abkochen und mit warmer Kuhmilch verſetzen zu laſſen. Die Kinder ſollen nicht auf einmal entwöhnt werden, und dann, nebſt Mehlbrey aus gedörrtem Weizenmehl, auch bald leichte Fleiſchſuppen und zum Getränke Zuckerwaſſer bekommen. — Die Zahnarbeit ſey als eine beſondre Unterabtheilung von dem groſsen allgemeinen Geſchäfte der Ernährung und des Wachsthums anzuſehen, und das Hauptaugenmerk dabey immer auf den Kopf zu richten. Er nimmt Vollſäftigkeit deſſelben bald als Urſache bald als Folge der meiſten Zahnbeſchwerden an, und empfiehlt die Anlegung eines Blutegels hinter die Ohren. Dieſs iſt ſein *bewährtes Mittel, die Kinder geſund, hauptſächlich aber zu der gefährlichen Zeit des Zahnens bey Leben zu erhalten*, wovon zu Wien 1786. unter dieſem Titel eine Ueberſetzung herauskam. Nebenbey empfiehlt er laue Bäder, kleine Gaben Ipecac., Einreibungen von Oel und Balſam u. ſ. w. Freye offne Luft rühmt er vorzüglich. Um ſtarke Kinder zu erhalten, muſs man ſie warm erziehen und ſie reine, wenn auch kalte, Luft athmen laſſen; dabey bewege man ſie fleiſsig in freyer Luft, weil dadurch der Wachsthum des Körpers ſehr erleichtert wird. Die Kriſe des Wachsthums werde öfters zum Nachtheil der Kinder für Krankheit gehalten. Das Wiegen verwirft er, das Singen aber lobt er beym Einſchläfern. — Zu den ſchiefen Anſichten und voreiligen Entſcheidungen des Vfs. gehört auch folgende: „Es ſind zwey Beſtandtheile in der Luft befindlich, wodurch das Leben unterhalten wird; das eine dient zum Anfachen der Lebensflamme (Oxygen), das andere zur Abſonderung der in uns enthaltenen urſprünglichen Feuchtigkeit, nämlich des Schleims." Das Ausdünſten und das Einſaugen iſt im Verhältniſs bey Kindern ſtärker als bey Erwachſenen; daher ſind ſie für Anſteckungsſtoffe ſo leicht empfänglich, und deswegen ſollte man ſie nie küſſen, ausgenommen auf die Stirne. Auch das Schlafen mit Alten ſey dieſen zarten Geſchöpfen höchſt nachtheilig. Da die Verdauungswerkzeuge bey ihnen ſchwach ſind: ſo iſt die aus der Bruſt von ihnen ſelbſt geſogene Milch und dann die thieriſche Gallerte für ſie die beſte Nahrung. Sehr Schwächlichen räth er friſches, von lebenden Tauben, Hühnern abgezogenes, Blut als eine trefflich nährende und erquickende Nahrung zu geben. — Aus fehlerhafter Koſt und geſchwächter Verdauung entſtehen Abzehrung, Dörrſucht, Auftreibung der Gekrösdrüſen, Drüſenkrankheiten, Gliederknoten, kalte Geſchwülſte u. ſ. w. Warme Bäder mit reichen Zuſätzen von Küchenſalz erſetzen die Seebäder und löſen die Knoten und Verſtopfungen auf. Einreibungen von flüchtigen Salben mit Kampher, Tropfbäder von ſchwefelhaltigen Waſſern ſind gleichfalls in ſkrophulöſen und kalten Geſchwülſten der Kinder wirkſam. Innerlich lobt er wiederholte Gaben von Ipecac. und ſpäter einen Aufguſs von Entian in Bourdeaux- oder Malaga-Wein und etwas zerfloſsnes Weinſteinöl. Die ſalzſaure Schwererde half zuweilen, öfters aber nicht. — Der *Grind* ſey ein Auswurfſtoff des Kopfes oder eine Reinigungskriſe des Gehirns; doch müſſe der Zuſtand der Symptome nicht aus der Acht gelaſſen werden: daher die Vorzüglichkeit des Calomels und der Fontanelle. — *Läuſe* und *Würmer* hält er für das friſche Gebilde einer in Zerſetzung übergehenden Materie: ſie ſeyen bald Folgen von Unreinigkeit, bald Wirkung einer heilſamen Kriſe. So bilde ſich bey Wöchnerinnen die milchichte Materie auf dem Kopf in Läuſe um (?!) — Der *Erbgrind* ſey ein Auswurf nach der Oberfläche des Kopfs von verdorbenen Eyweifsſtoffen, deren öhlichter Theil ranzig geworden iſt, und die Speckknoten der Haarwurzeln angreift: die *Krätze* aber ſcheine aus einem ſalzigen Erzeugungsſtoff zu entſtehen, der ſich in der ſeröſen thieriſchen Feuchtigkeit befindet: das Flechtengift ſtehe in einem nahen Bezug zu dem Blutſyſtem. — Kohlenſtaub mit Schwefel und ungeſalznem Schmeer, mit oder ohne Ruſs und China-Zuſatz, erwies ſich dem Vf. im Kopfgrind äuſserlich und innerlich Mercurial- und Spieſsglanz-Mittel wohlthätig: die Krätze bekämpft er mit Schwefel von Aufsen und Innen. — Die zweyte Periode des Zahnens begreift die vier Augen- und acht Backenzähne in ſich, und währt gegen zwölf bis funfzehn Monate. Auch hier vorzüglich, wie bey allen Kinderkrankheiten bis zum ſiebenten Jahr, richte man auf den Kopf das Hauptaugenmerk, um den Grad ſeiner erhöhten Reizbarkeit herabzuſtimmen. — Licht, Luft, gute Nahrung, ſanfte Wärme, vorzüglich Sorge für das Hautorgan, Tropfbäder, Einreibungen und beſonders nahrhafte und ſaftige Fleiſchſpeiſen, zwangloſe Kleidung u. ſ. w. ſind des Vfs. Hauptſtücke zur vollkommenen Ausbildung eines Kindes. — Auch in dem *Jammer* empfiehlt er vor Allem einen Blutegel. In ſeröſen Ueberfüllungen und ſelbſt in dem anfangenden Waſſerkopf lobt er den wiederholten Gebrauch der Ipecac. und der Moxa: letzte empfiehlt er auch mit Recht bey der Gelenkgeſchwulſt des Trochanters und bey dem nervichten Hüftweh. — Der *Keuchhuſten* gehöre unter die Klaſſe derjenigen Krankheiten, welche die Häute des Gehirns (?) befallen; er ſey wahrhaft nervös: man unterſcheide den rheumatiſchen von dem katarrhaliſchen. Queckſilber täg-

Digitized by Google

täglich zu zwey Gran, wiederholte Brechmittel, isländisch Moos und zur Nachkur Eselinmilch, bekämpfen ihn. So kurz und oberflächlich wird eine so wichtige Krankheit abgefertigt! — Im folgenden Kapitel (das nicht 38, sondern 39 überschrieben seyn sollte) supplirt der erste Uebers. statt des Vfs. Abhandlung über die Pocken und deren Impfung die Geschichte und Behandlung der *Vaccine*, die ihm sehr wohl gerieth. *Leroy* erklärt sich als ein Altgläubiger laut gegen sie und verhütet und heilt die zusammenfliefsenden Pocken mit einem Blutegel, etlichen Granen Panacee und Blasenzügen (?). — Unter den *Masern* schildert er zugleich auch das *Scharlachfieber*, welches doch so wesentlich von jenen verschieden ist, und empfiehlt das Queckfilber als Universalmittel. — In den *Durchfällen mit weifsem Abgang* reichte er Schinken, trockenes Fleisch mit altem Wein und Chinasalz. — Der *Milchschorf* ist ganz nach *Strack* bearbeitet: überhaupt macht der Vf. eine ehrenvolle Ausnahme unter seinen Landsleuten dadurch, dafs er nicht blofs alte, sondern auch deutsche und englische Literatur kennt und schätzt. Im 44sten und letzten Kapitel zählt *Leroy* diejenigen Mittel her, welche er in Kinderkrankheiten am bewährtesten fand; sie sind: die Ipecacuanha, Spiefsglanzmittel, Rhabarber, Manna, Jalappenwurzel, Mercur. dulc., gewürzhafte ölige Mittel u. s. w. Natürlich ist bey diesem räsonnirenden Verzeichnifs der Blutegel nicht vergessen worden.

Die *erste* Uebersetzung, welche die Abhandlung über die Pocken übergeht, ist im Ganzen gut gerathen, nur scheint sie etwas übereilt worden zu seyn, weil manche unverständliche Ausdrücke leicht hätten abgeändert werden können, z. B. S. 173.: saure Hautwärme: kuhwarme Milch. *Vouteau* statt *Pouteau* u. s. w. sind unangenehme Druckfehler. Die *Fischersche* Uebersetzung, die das Ganze liefert, findet Rec. richtiger und sie liest sich angenehmer; auch enthält sie mehr und wichtigere Bemerkungen, z. B. bey dem Keuchhusten, bey den venerischen Krankheiten u. s. w. Auch Druck und Format sind an ihr zierlicher.

Düsseldorf, in d. Dänzer. Buchh.: *Beytrag zu einer naturgeschichtlichen Darstellung der krankhaften Erscheinung am thierischen Körper, welche man Entzündung nennt, und ihrer Folgen: der Zertheilung, der Eiterung, der Verhärtung und des Brandes*, von *Franz Nägele*, der Arzney- und Wundarzneykunst Doctor und Physikus der Aemter Barmen und Beyenburg im Herzogthum Berg. 1804. 158 S. 8. (16 gr.)

Schon der Titel und die Vorrede dieser Schrift geben den Gesichtspunkt an, woraus die Untersuchungen des Vfs. über einen der häufigsten und wichtigsten Krankheitszustände betrachtet und gewürdigt werden müssen. Die Naturgeschichte eines krankhaften Zustandes kann nur in einer getreuen Ableitung der pathologischen Erscheinungen aus den Gesetzen der thierischen Haushaltung und der Wechselwirkung, in welcher der thierische Körper mit der äufsern Natur steht, und nicht in den luftigen Gebilden einer schwärmerischen Phantasie bestehen. Der Vf. verdient daher Beyfall, dafs er bey seinen Untersuchungen den richtigen und für die Heilkunde allein zu empfehlenden Weg gewählt hat. Im *ersten* Abschnitte handelt der Vf. von der Entzündung überhaupt, von ihrer Ursache und Eintheilung. Obschon der Erregungstheoretiker hier nichts Neues findet: so hat er doch Ursache, mit der deutlichen Darstellung des Bekannten zufrieden zu seyn. Obschon die krankhafte Beschaffenheit, welche als die Ursache der Entzündung angenommen werden mufs, eine bestimmte im thierischen Körper vorgegangene Veränderung ist: so ist es doch falsch, wenn der Vf. deshalb die Entzündung keiner Eintheilung fähig hält: denn nach allem dem, was selbst der Vf. über die Ursache der Entzündung gesagt hat, besteht sie in einer bestimmten Störung des Zusammenstimmens der Thätigkeit, wodurch das Gefäfssystem die Normalität des Kreislaufs unterhält. Diese Störung kann aber Statt finden, indem entweder in den entzündeten Organen ein geringerer Grad von Hypersthenie, oder ein höherer Grad von Asthenie, in Hinsicht auf die Thätigkeit des gesammten übrigen Organismus, hervorstechend ist. Man kann daher die Entzündung sehr wohl in die hypersthenische und asthenische eintheilen, und dieses mufs um so mehr geschehen, je gröfser der Einfluss ist, den diese Abtheilung auf den Kurplan des rationellen Arztes haben wird.

Der *zweyte* Abschnitt handelt von den Ausgängen der Entzündung in Zertheilung, Brand, Eiterung und Verhärtung. Der Vf. sagt: Zertheilung von Entzündung ist Heilung oder unmittelbarer Uebergang der Entzündung in volle Genesung. Dieis ist unrichtig: denn Entzündung ist nur eine bestimmte Form, worunter sich die Krankheit und das darauf gegründete Uebelseyn darstellt. Jene Form kann gehoben, die Entzündung zertheilt werden, ohne dafs die Krankheit geheilt ist: denn es ist einleuchtend, dafs die graduelle Verschiedenheit der Hypersthenie oder Asthenie entfernt seyn könne, ohne dafs die Abnormität der Erregung selbst aufhöre. Dieis letzte kann aber nur der Uebergang in volle Genesung genannt werden. Auch führt die ganze etwas langweilige Demonstration des Vfs. auf kein anderes Resultat. Wenn auch in vielen Fällen, z. B. bey Entzündungen innerer Organe, der Antheil, den der Arzt an der Entfernung derselben hat, mehr indirect ist: so ist dieis doch nicht mit dem Vf. im Allgemeinen zu behaupten, und die Erfahrung bestätigt täglich, dafs die asthenisirende Behandlung mit beständiger Rückficht auf die relative Asthenie eines Theils, worauf der Arzt vorzüglich wirken kann, die Zertheilung einer hypersthenischen Entzündung weit eher herbeyführt, als wenn jene Rückficht, bey übrigens zweckmäfsigem Heilverfahren, vernachlässigt wird.

Der Uebergang einer Entzündung in Brand ist nur kurz dargestellt, und diese Darstellung ist bey wei-

Digitized by Google

weitem nicht hinreichend, uns alle die merkwürdigen Ereigniſſe deutlich zu machen, welche bey dem Abſterben eines einzelnen Theiles in dem lebenden Ganzen vorgehen müſſen.

Auf die Erklärung der Erzeugung des Eiters ſcheint der Vf. viele Mühe verwendet zu haben; man bemerkt es, daſs er ſich hierbey nicht allein von der Erregungstheorie, ſondern von dem Geiſte einer Naturphiloſophie leiten lieſs, die ihn, aller blendenden Vorſpiegelungen ungeachtet, eben ſo weit in das Dunkel zurückwirft, als die nüchterne Erregungstheorie ihn vorwärts gebracht hatte. Eiterung entſteht nach dem Vf., wenn der Organismus nicht im Stande iſt, an der entzündeten Stelle die eigene Miſchung der Säfte zu behaupten, ohne jedoch gänzlich aufzuhören, beſtimmend auf dieſelben zu wirken, oder ohne jedoch der äuſsern Natur unumſchränkte Gewalt über dieſelben einzuräumen. Unter dieſen Umſtänden oll die Miſchung der Säfte in dem entzündeten Theile weder der Thätigkeit des Organismus, da dieſer ſeine Geſetze nicht geltend zu machen vermag, noch den chemiſchen Geſetzen ausſchlieſslich folgen, indem dieſe durch jene beſchränkt werden. Beide werden alſo Antheil an der Beſtimmung der Miſchung nehmen. Uns wenigſtens wird dadurch die Erzeugung des Eiters nicht deutlich gemacht. Der Chemismus wird überall im Organismus nicht aufgehoben, ſondern durch die Lebensthätigkeit nur beſchränkt. Der Bildungsproceſs des Eiters zeichnet ſich alſo vor andern Secretionen nicht hinreichend aus. Ueberhaupt würde es mehrere Befriedigung geben, wenn die Art, wie ſich Organismus und unorganiſche Natur einander wechſelſeitig beſtimmen und beſchränken — wovon in manchen Schriften ſo oft die Rede iſt, daſs man durch das Setzen dieſer Wörter die verwickeltſten Proceſſe auf einmal enträthſelt zu haben ſcheint — näher erörtert wäre.

Was der Vf. über das örtliche Heilverfahren bey der Entzündung und Eiterung ſagt, ſtimmt mit demjenigen überein, was Rec. über dieſen Gegenſtand an einem andern Orte geſagt hat, und widerſpricht der vorhin erwähnten Behauptung des Vfs., daſs der Arzt nur indirect etwas zur Zertheilung der Entzündung beytragen könne. Beſſer, als der Proceſs der Eiterbildung, iſt dem Vf. die Erklärung einer Verhärtung, als Folge der Entzündung, gerathen; und wenn man auch hin und wieder dieſer Schrift den Vorwurf machen ſollte, daſs die mechaniſche Erklärung der mit der Entzündung weſentlich verbundenen Erſcheinungen nicht hinreichend ſey: ſo wird ihr doch niemand, der das Ineinandergreifen der Dynamik, des Mechanismus und Chemismus in der organiſchen Natur gehörig würdigt, ſeinen Beyfall verſagen.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Halle*, b. Hendel: *Tabellariſche Ueberſicht der Geſchichte der deutſchen Poeſie*, von *Weckherlin* und *M. Opitz*, oder dem Beginnen der neuern deutſchen Poeſie bis auf die neueſten Zeiten. Nebſt einer tabellariſchen Ueberſicht der Geſchichte der italiäniſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen, engliſchen und franzöſiſchen Poeſie. 1806. 30 S. Querquart. — *Chronologiſche Tafeln* über die Geſchichte der neuern Poeſie könnten ſehr lehrreich und intereſſant ſeyn, wenn dadurch der allgemeine Gang derſelben von ihrem Entſtehen an, bis zu ihrem gegenwärtigen Zuſtande herab, in einem vollſtändigen und doch leicht überſehbaren Synchronismus anſchaulich gemacht würde. Eine ſolche tabellariſche Darſtellung müſste aber, dieſem Zweck gemäſs, zuvörderſt nach den verſchiedenen Zeitaltern der modernen Poeſie, periodiſch abgetheilt, und in den einzelnen Abſchnitten nach der Folge der *Jahre* angelegt werden. Bey jedem Jahr nun müſste jedes in daſſelbe gehörige *Factum*, was irgend von Einfluſs auf den Fortgang oder Verfall der Kunſt im Ganzen, wie in ihren einzelnen Gattungen, geweſen iſt, kurz, aber mit der möglichſten Genauigkeit, verzeichnet werden. Mit einem bloſsen fortlaufenden Verzeichniſs der Geburts- und Todestage der vorzüglichſten *Dichter* iſt es alſo hier nicht gethan. Auch die der vornehmſten *Beförderer* der Cultur der Dichtkunſt, Sprache und Literatur überhaupt; ihre weſentlichſten *Verdienſte* um dieſelbe; ferner die Data von der *erſten* Erſcheinung der wichtigſten einzelnen *Dichterwerke*; von der Stiftung und dem Untergang aller *literariſchen Anſtalten*, *gelehrten Geſellſchaften* und *kritiſchen Inſtitute*, die zu der poetiſchen Bildung einer neuern Nation mit beygetragen; und endlich von allen *politiſchen Begebenheiten*, welche auf die Schickſale der Poeſie eingewirkt haben, würden hier in ihrer natürlichen Ordnung aufzuführen ſeyn. Nur einem Manne, der eine eben ſo tiefe Einſicht in das Weſen der Poeſie, als vertraute Bekanntſchaft mit ihrer Geſchichte beſäſse, und in gleichem Grade unermüdlichen Fleiſs im hiſtoriſchen Forſchen, mit philoſophiſchem Geiſt in der Combination des Gefundenen, in ſich vereinigte, könnte die Fähigkeit zu einer ſolchen Arbeit zugeſprochen werden.

Der ungenannte Verfertiger der vorliegenden Tabellen hat ſich durch ihre Herausgabe die Mühe gegeben, dem Publicum zu beweiſen, daſs er in jeder Hinſicht dieſer Mann — *nicht* iſt. Denn alles, was ſich von ſeinem bloſs mit der Feder und dem Lineal fabricirten Machwerk ſagen läſst, iſt: daſs es aus einer Regiſtratur von einigen hundert horizontalen Linien beſteht, die mit fünf verticalen durchſchnitten ſind, und in deren Zwiſchenräumen ſich unter den Rubriken: *Name*, *Vaterland*, *Geburts- und Todesjahr*, *bürgerliches Amt* und *Literatur*, die dürftigſten Notizen aus den bekannten Handbüchern von *Koch*, *Eſchenburg* u. ſ. w *ausgeſchrieben* finden. Es gehört dem Vf. alſo dabey nicht einmal etwas *eigen*, als eine armſelige Vorrede und der ſchleppende Titel. Verleger, Setzer und Corrector aber haben noch das ihrige gethan, um auch das geborgte Gut deſſelben durch ſchlechtes Papier, ſchlechten Druck und eine Menge von Druckfehlern, wie: *Epoſ*, *Muſenallmanach*, *Epigrame*, *Werkherlin*, *Geoffery Chacer*, *Maſpierſon*, *Babriſte Rouſſeau* u. ſ. w. dem Unwerth ſeines *Eigenthums* gleich zu ſetzen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. März 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Almanach für Theater und Theaterfreunde*, auf das Jahr 1807., von *August Wilhelm Iffland*. Mit Kupfern und Musik. 1807. 467 S. 12. (Ladenpr. auf Velinp. 1 Frd'or, auf Schreibp. 2 Rthlr. 20 gr.)

Wie reichlich unsre dramaturgische Literatur an Theaterkalendern, Theaterjournalen und Theaterzeitungen auch gesegnet ist: so hat sie doch seit der Erscheinung von *Engel's* Mimik, ausser *Iffland's* Fragmenten über Menschendarstellung, *Böttiger's* Entwicklung des *Iffland*'schen Spiels und *von Einsiedel's* Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst, keine Schrift *von Bedeutung* aufzuweisen gehabt, welche der Schauspielkunst ausschliefslich gewidmet wäre! Alles, was neben den genannten Werken als ausgezeichnet noch anzuführen ist, beschränkt sich auf die einzelnen Ideen über dieselbe, welche in *Göthe's* Wilhelm Meister, *Jean Paul's* Jubelsenior, *Iffland's* theatralischer Laufbahn, und einigen geistreichen Aufsätzen, namentlich dem *Lichtenberg*'schen über Garrik im deutschen Museum, dem *Humboldt*schen über die französische tragische Bühne in den Propyläen, dem *Göthe*'schen über das Weimarische Hoftheater im Journal der Moden, und dem *Iffland*'schen über den Hoftanzmeister Mereau, im Berlinischen Damenkalender, zerstreut enthalten sind.

Dieser Mangel ist nicht nur von den Freunden und Kennern unsrer vaterländischen Bühne längst mit Mifsvergnügen empfunden worden; er hat unstreitig einen sehr nachtheiligen Einfluss auf den Fortgang der Kunst selbst in Deutschland gehabt.

Man mag sich über die Rangordnung der *Schauspielkunst* im Uebrigen streiten, wie man will: so wird ihr doch Niemand absprechen können, dafs sie, in ihrer Vollkommenheit, die *schwerste* unter den schönen Künsten ist. Denn da ihr eigentliches Wesen auf einem Bund *Aller*, selbst die Architektur nicht ausgenommen, beruht; da der *echte* Schauspieler also, in einem gewissen Sinn, eben sowohl bildender als redender Künstler seyn, und, weil er das Object am Subject darzustellen hat, sein Beruf zur Kunst zugleich vom *Körper* entschieden werden mufs; — wie viel bleibt *hier* dem *Kunstgenie* zum *Künstler* nicht noch übrig! Nicht genug, dafs die Natur einem solchen, um mit Hamlet zu reden, *Auserwählten aus Zehntausenden*, eine regelmäfsige Gestalt, eine bedeutende und ausdrucksvolle Gesichtsbildung, und ein sonores und biegsames Sprachorgan, verbunden mit einer lebhaften Phantasie, einem leisen Gefühl, einem durchdringenden Verstand (welche zusammen den sichern Takt des Geschmacks bilden), einem glücklichen Gedächtnifs, und dem höchsten Vermögen geistiger Schöpfungskraft, in Rede und Geberde verliehen hat: — er wird alle diese, so selten vereinigten, physischen und geistigen Anlagen durch eben so vielseitige Bestrebungen erst ausbilden; er wird die Bildung seines Körpers im Tanzen, Reiten und Fechten, sein mimisches Talent im Studium der Physiognomik, Malerey und Plastik, und seine Declamation in dem der Musik, Poesie und Sprache vervollkommnen; er wird endlich sich eine tiefe Kenntnifs der menschlichen Natur und der menschlichen Sitten, in allen Zeitaltern und unter allen Ständen, erwerben müssen, um ein Schauspieler zu werden, der auf den ehrenvollen Namen eines Künstlers Anspruch machen kann. Dazu kommt noch, dafs die Schauspielkunst mehr als irgend eine andere mit *äufsern* Schwierigkeiten zu kämpfen hat, welche vornehmlich in dem *Oeffentlichen*, *Gesellschaftlichen* und *Pflichtmäfsigen* ihrer *Ausübung* liegen. Wenn man es in jeder andern Kunst zur Meisterschaft bringen kann, *ehe* man vor dem Publicum erscheint: so kann man in der Schauspielkunst seine Schule *nur* vor den Augen des Volkes machen: denn nicht die Studirstube, nicht das Attelier bildet den Schauspieler, sondern die Bühne; und wenn der dichtende oder plastische Künstler die Werke seines schöpferischen Geistes in der glücklichen Freyheit einer unentweihten Einsamkeit, und nach der Willkür seiner Laune schafft: so kann es der theatralische nur unter dem Druck der Abhängigkeit von bestimmten Schranken der Zeit, und der Unterstützung seiner mit ihm zum Ganzen wirkenden Kunstgenossen. Dieser Umstand ist es auch, der die Einwirkung des äussern Lebens auf das innere gerade in dem *Schauspieler* so sehr erhöht. Zwar treiben wohl Kabale und Intrigengeist, Neid, Eifersucht, Falschheit und Schadenfreude ihr Spiel in *jedem* Stande *eben so gut*, wie in dem seinigen; aber, angefeindet von jenen Leidenschaften, kann der öffentliche Lehrer, der Prediger, der Geschäftsmann doch Zeit und Ruhe gewinnen, sich wieder zu sammeln und mit erneuerter Kraft fortzuwirken, — der Schauspieler *nicht*. Von allen Verhältnissen seiner irdischen Wirklichkeit bis in das innerste Heiligthum seiner Kunst verfolgt, soll er, seinen Feinden gegenüber, zur festgesetzten Stunde, unbefangen und hinreifsend, begeistert und doch besonnen, den Charakter schaffen, den er übernommen, oder den man ihm aufgedrungen hat. Seine ganze Erscheinung in Schein verwandelnd, soll nichts von Allem,

lem, was ihn eben als Menſch, Gatte, Vater oder Freund in tiefſter Bruſt bewegen mag, nicht eigner Schmerz noch eigne Freude an ihm ſichtbar; nur das *fremde* Bild, das er, Künſtler und Kunſtwerk zugleich, in *ſich ſelbſt* zu produciren hat, in allen ſeinen Nüancen, und durch alle Gradationen mit fortſchreitender Haltung, dargeſtellt ſeyn.

Wenn man nun dieſes Umfangs von Schwierigkeiten, die der Schauſpieler auf dem Wege zur Erreichung ſeines Zieles, phyſiſch und geiſtig, zu überwältigen hat, auch nur ſo flüchtig, wie hier, gedenkt: ſo überzeugt man ſich bald, daſs er mehr, als jeder andre Künſtler, auf ſeiner Bahn einer leitenden Theorie, (wir reden hier nicht von der bloſs ſpeculativen,) bedarf, und daſs mithin in der erwähnten Vernachläſſigung ihrer Bearbeitung, einer der mannichfaltigen Gründe enthalten iſt, aus denen der traurige Zuſtand unſres gegenwärtigen deutſchen Theaterweſens im Allgemeinen erklärbar wird. Denn um wie viel mehr hat dieſe Führung gerade der *Deutſche* nöthig, dem das Talent der Repräſentation, ſogar in Rückſicht auf Darſtellung ſeiner *eignen* Individualität, ſchon im gemeinen Leben ſo wenig eigen iſt, daſs noch neulich ein geiſtvoller Schriftſteller die ganze Nation aus dieſem Grunde für ſchlechthin *undramatiſch* erklärte; und der noch immer, leider! im Tempel der Thalia ſo oft mehr einen Zufluchtsort, als das Heiligthum der Göttin ſucht.

Um ſo erfreulicher iſt daher die Erſcheinung des vorliegenden, nicht bloſs für 1807., ſondern für alle Zeiten hinaus, in denen es noch eine Bühne geben wird, geſchriebenen Almanachs, in welchem ein als Schauſpieler, Schauſpieldichter, Schauſpieldirector und Theoretiker der Schauſpielkunſt gleich berühmter Meiſter die vornehmſten Reſultate ſeiner Erfahrungen und ſeines Nachdenkens über dieſelbe, von Jahr zu Jahr, öffentlich mitzutheilen verſpricht.

Nur auf dieſem Wege, wenn ſie als das Product der Speculation und Empirie zugleich hervorgeht, iſt zu einer wahrhaft fruchtbaren Theorie für den Schauſpieler zu gelangen, und wo wäre ſonach ein Mann jetzt in unſerm Vaterlande, der den Beruf, ſie zu leiſten, vielfältiger beurkundet hätte, als Hr. *Iffland*? Darum hoffen wir auch ſein neues Unternehmen durch den günſtigſten Erfolg belohnt, nicht bloſs vom Beyfall begleitet zu ſehn, und freuen uns der Ausſicht, die ſich für die Vervollkommnung der vaterländiſchen Bühne darin aufſchlieſst. Kein andres Theaterperſonal in Deutſchland darf ſich gegenwärtig rühmen, ein ſo vielſeitiges Vorbild für die Kunſt an ſeiner Spitze zu haben, wie es das Berliner in dem Vf. dieſes Almanachs beſitzt. Wo ſein lebendiges Beyſpiel nicht wirkt, wird nunmehr fortdauernd doch ſeine Lehre von Einfluſs ſeyn, und ſelbſt die Künſtler, die unmittelbar unter ſeiner Leitung ſtehn, erhalten hier eine unſchätzbare Gelegenheit mehr, ihre Einſicht in das Weſen ihrer Kunſt zu erweitern. Aber nicht nur für die Verbeſſerung unſrer Schauſpieler, auch für die der *Zuſchauer*, deren es ſo wenige jetzt giebt, die mit einem maleriſchen Auge und einem muſicaliſchen Ohr vor die Bühne treten, verſprechen wir uns von dieſem Almanach viel Gutes. Wenn es wahr iſt, was *Schiller* ſagt, daſs nicht das Publicum die Kunſt, ſondern der Künſtler das Publicum herabzieht: ſo haben wir in unſrer Armuth an vorzüglichen Schauſpielern einen Hauptgrund der niedrigen Begriffe vom Theater zu ſuchen, die noch immer unter uns herrſchend ſind. Es kann nun nicht fehlen, daſs ein groſser Theil derſelben durch die Lectüre dieſes gewiſs allgemein geleſenen Almanachs in Kurzem berichtigt ſeyn wird. Mit der gröſsern Verbreitung richtiger Anſichten werden bald auch ſtrengere Anforderungen an unſre, meiſt ſo unendlich tadelnswerthe, Theaterdirectionen unter dem Publicum entſtehn, und ſich ſelbſt bildend wird es ſolchergeſtalt mit ſich zugleich ſeine Bildner auf der Bühne zu einem höhern Standpunkt erheben. Und ſo wünſchen wir denn nichts lebhafter, als daſs Hr. *Iffland* in dem Drange der vielfältigen Geſchäfte, deren er ſich mit ſo bewundernswerthem Eifer für ſeine Kunſt unterzieht, die Muſse gewinnen möge, dieſen Almanach ſo lange fortzuſetzen, bis er ein vollſtändiges *Lehrgebäude der Schauſpielkunſt*, — der Nachwelt, die ſich ſeiner Schöpfungen nicht mehr freuen kann, ein Denkmal der *Univerſalität* des Künſtlers, — darin aufgeſtellt hat.

Dieſer *erſte* Jahrgang wird, dem Zweck des Ganzen ungemein angemeſſen, mit zwey Aufſätzen eröffnet, welche, der eine vom Herausg., der andre von Hn. *Nicolai*, dem Andenken des unvergeſslichen *Eckhof* geweiht ſind. Beide enthalten eine Menge der intereſſanteſten Züge und Anekdoten aus dem Kunſtleben dieſes unſterblichen Mannes, die der Leſer innig wünſchen wird, bald zu einer wirklichen Biographie vervollſtändigt zu ſehen, da man jetzt nicht einmal weiſs, wer ſein Vater war, und wie der Entſchluſs, ſich der Bühne zu widmen, in ihm entſtanden und geleitet worden iſt. Erſtaunenswürdig iſt die Kraft, mit welcher *Eckhof*, bey einem durch vielfache Leiden verkümmerten Leben, ſich und die Kunſt, über ein Zeitalter, in welchem ſie als *Handwerk* getrieben, und noch gezweifelt ward, ob ein Schauſpieler könne ſelig werden, emporhob, und Vater der Natur und Wahrheit theatraliſcher Darſtellung in Deutſchland wurde. Welcher Verluſt muſste es für Alle, die ihn kannten und bewunderten, ſeyn, daſs *Shakſpeare's* dramatiſche Welt, in der ſich nach ihm ſein groſser Schüler *Schröder*, als Schöpfer einer ganz neuen Epoche, verewigte, erſt am Abend ſeines Lebens der deutſchen Bühne aufgethan ward. Nur des Geiſtes im *Hamlet*, als ſeiner letzten Rolle, gedenkt Hr. *Iffland*, und Hr. *Nicolai* meynt ſogar, daſs er in *keinem* der *Shakſpeare*'ſchen Stücke aufgetreten ſey. Hätte er die Bekanntſchaft mit ihnen nur noch in dem Alter des reifenden Mannes, und nicht durch das trübe Medium der damaligen Bearbeitungen, ſondern in ihrer urſprünglichen Geſtalt gemacht: ſo würde er unſtreitig auch eine ganz andre Anſicht von ihnen bekommen haben, als die iſt, welche man ſchon aus *Iffland's* theatraliſcher Laufbahn kennen

gelernt

gelernt hat. In dem Urtheil: „dafs dieſe Stücke das „Publicum an die ſtarke Koſt verwöhnen, und unſre „Schauſpieler, die ſich nun alles erlauben würden, „gänzlich verderben müſsten," hört man mehr den um das *Ganze* der Vorſtellung beſorglichen Director, als den ſich ſelbſt fühlenden Künſtler. Allerdings iſt es wahr, dafs die Gewalt der *Shakspeare*'ſchen Dichtungen der Ohnmacht eines *ſchlechten* Schauſpielers zu ſtatten kommt, und dafs ſeit ihrer Einführung auf unſrer Bühne leider allzu oft Rohheit für Kraft, Bombaſt für Ausdruck, und Unanſtändigkeit für Originalität gelten muſste, und zum Theil noch gilt. Aber den Miſsbrauch, den ein Stümper von ſeinen Werken macht, hat *Shakspeare* ſo wenig verſchuldet, als *Göthe* die Ungeheuer von Ritterſchauſpielen und Siegwartsgeſchichten, die ſeinem Götz und Werther nachgezogen ſind, und das *beſte* Theater wird, unſres Erachtens, immer *das* bleiben, auf welchem *Shakspeare* vollkommen dargeſtellt werden kann. — Sehr wünſchenswerth wäre es, dafs Hr. *Iffland* *jeden* Jahrgang ſeines Almanachs mit einer ſolchen Charakteriſtik begönne. Denn die Bildungsgeſchichte eines groſsen Künſtlers iſt in hohem Grade für das nacheifernde Genie *lehrreich*, und überdem: — „das Kunſtwerk „des Schauſpielers geht dahin, wie das Lächeln über „das Geſicht des Menſchen, darum rede der Freund „und Bewundrer des ſeltnen Talents ein Wort von „dem, was geweſen iſt." Möchte es dem Vf. gefallen, das nächſte Mal die Darſtellung eines *weiblichen* Charakters folgen zu laſſen, den *ſeine* Hand *allein* vollkommen zeichnen kann, in der, von keiner deutſchen Künſtlerin je wieder erreichten *Seyler*.

Die übrigen Aufſätze ſind ſämmtlich vom Herausg. ſelbſt, und, wie der *erſte*, mit aller der Beſtimmtheit, Klarheit und Anmuth, die den Stil des eben ſo meiſterhaft über ſeine Kunſt ſchreibenden, als ſie ſelbſt ausübenden Vfs. vornehmlich bezeichnen, abgefaſst.

In dem nächſtfolgenden, oder *dritten: Über die Darſtellung boshafter und intriganter Charaktere auf der Bühne*, werden vortreffliche Grundſätze wider die groben Uebertreibungen und Miſsgriffe, denen dieſe Charaktere vor allen andern unterworfen ſind, beſonders an den Rollen des *Franz Moor* in *Schillers* Räubern und des geheimen Raths *Mantel* in *Ifflands* Hausfreunden, entwickelt. Der Freund des Theaters, der nicht, wie Rec., das Glück gehabt hat, den *Franz Moor* von Hn. *Iffland* ſelbſt dargeſtellt zu ſehn, weifs es wenigſtens aus *Böttigers* ſcharfſinniger Analyſe ſeines Spiels, welche neue und eigenthümliche Schöpfung die Kunſt ihm vorzüglich in dieſer Darſtellung verdankt. Wenn es für den Schauſpieler keine ſchwerere Aufgabe giebt, als in einer Rolle natürlich zu ſeyn, die ſelbſt nicht natürlich iſt: ſo hat ſie wohl kein Künſtler jemals rühmlicher gelöſt, und in ihrer Löſung den widerſtrebenden Dichter ſiegreicher bekämpft, als Hr. *Iffland* durch ſeine Behandlung dieſes teufelartigen Ungeheuers, das *er* zuerſt in eine *menſchliche* Geſtalt umgeſchaffen hat. Was kann nun für *den* Schauſpieler, dem nichts ſo dringend zu empfehlen iſt, als das Geſetz: *Alles*, was nothwendig, aber auch *Nichts mehr*, als was nothwendig iſt, in ſein Spiel zu legen, nützlicher ſeyn, als über einen Fall, in welchem dieſes Geſetz ſeine höchſte Anwendung fordert, und er doch in eben dem Grade es zu verletzen Gefahr läuft, den Meiſter ſelbſt ſprechen zu hören. Vollkommen wahr ſagt er, des Höchſten ſeiner Kunſt ſich bewuſst, S. 77.: „Iſt das Gemein-„Grelle, das Ekelhafte in dieſer Rolle zu meiden, die „auf der äuſserſten Höhe ſchwankt: ſo iſt es gewifs „bey allen Rollen, wo böſe Charaktere geſchildert „ſind, zu vermeiden." Um wie viel tadelnswerther wird nun vollends *der* Schauſpieler ſeyn, der das Gräſsliche in eine Rolle, die der Dichter ſelbſt (wie er *immer* ſoll, weil Karrikaturen in keiner ſchönen Kunſt, am wenigſten in der Schauſpielkunſt zu dulden ſind,) rein davon gehalten hat, gar erſt hineinträgt? — Zu dieſem Aufſatz gehört übrigens noch eine Erklärung von drey Kupfern aus den Räubern und dreyen aus den Hausfreunden, die Hn. *Iffland*, in einigen der bedeutungsvollſten Momente der genannten Rollen, darſtellen ſollen. Sie vollendet ſeine meiſterhafte pſychologiſche und äſthetiſche Analyſe derſelben, und läſst aufs neue empfinden, dafs wir der Zergliederungen ſolcher Art von einzelnen Rollen nie genug haben können.

Die nun folgenden *Fragmente über einige weſentliche Erforderniſſe für den darſtellenden Künſtler auf der Bühne* bieten einen Schatz der fruchtbarſten Bemerkungen über den *Anſtand* und das *Coſtüme* des Schauſpielers dar. Jene ſind einem gedrängten Auszug aus den *Reflexions ſur le maintien*, von dem im J. 1797. verſtorbnen Hoftanzmeiſter *Mereau* zu Gotha, angeknüpft. In gleichem Grade rührend und belehrend wird auch hier wieder das Gedächtnifs dieſes, in ſeinem Fache gewifs, wie kein andrer ſeiner deutſchen Amtsgenoſſen, hochverdienten Mannes, von der Kunſt und Dankbarkeit gefeyert. Seit der Erſcheinung ſeines unſchätzbaren Buches iſt faſt ein halbes Jahrhundert verfloſſen; aber noch jetzt, ſagt Hr. *Iffland*, ſollte es in den Händen aller Schauſpieler, und — ſetzen wir hinzu, da der gute Anſtand, leider! aus der wirklichen Welt nicht minder, wie von der bretternen, verſchwindet — auch aller *Erzieher*, ſeyn. Man leſe, um dieſem Urtheil beyzutreten, nur das, was hier daraus über ſchöne und edle Haltung im Gehen, Stehen und Sitzen u. ſ. w. bis zum Tragen des Fächers der Damen angeführt iſt. Die eignen Bemerkungen, die Hr. *Iffland* hinzugefügt hat, ſind ſo treffend und ſinnreich zugleich, dafs wir uns nicht verſagen können, wenigſtens folgende, den letzten Punkt betreffende, hier auszuzeichnen: „Der Gebrauch des Fächers," heifst es S. 97., „iſt ſo vielbedeutend, dafs es dem Vf. er-„laubt ſeyn wird, zu ſagen, wie ſehr er jetzt den *fei-„nen* Gebrauch deſſelben auf der Bühne und im Le-„ben vermifst. Ehe die Fächer ſo verkleinert wur-„den, dafs man ſie nicht einmal als ein Comma in der „Unterhaltung mehr gelten laſſen kann, haben Da-„men von Geiſt und Grazie, ohne dafs ſie deshalb in „klein-

„kleinliche Minauderie verfallen wären, eine geist-„volle Bildersprache durch einen charakterisirten hu-„moristischen Gebrauch des Fächers geführt. Der „Fächer kann unwillkürlich von der Gemüthsstim-„mung, von der Ruhe, vom Zorn, vom Gram, von „der Wehmuth, von der Rührung, von der Hoff-„nungslosigkeit, — von alle dem, was weder Wort, „Ton, Blick, Farbe, oder Schritt oder Bewegung „verrathen *darf*, — der Fächer kann dem, der die „Seele versteht, welche dieſs Instrument spielt, Alles „ahnen lassen. So lange er noch Fächer war, ein Te-„legraph, von einer feinen Seele in Bewegung gesetzt, „von einer verständigen Seele gedeutet, konnte er „das. Als es aber Sitte ward, misverstandne Natür-„lichkeit der Grazie vorzuziehn, da führte und trug „man dieſs feine Wesen nicht mehr leicht und nied-„lich in zierlichen Fingern, man packte es mit der „ganzen Hand in der Mitte, und ruderte wunderlich „damit durch die Luft. Man deutete damit, wie mit „einem Stecken, die Heroinen theilten damit Liebes-„schläge aus, auf zwanzig Schritte hörbar. Seit die-„ser Umwandelung spricht der liebliche Talismann „nicht mehr, man fragt ihn auch nicht mehr." Mag dieſs eine *schlechte* Actrice für unbedeutend oder geringfügig halten; die *gute* wird es eben so wenig, als ein guter Schauspieler in dem Gedanken, den der berühmte *Reinecke* einmal halb ernst-, halb spaſshaft äuſserte: daſs in einer Theaterschule eine besondre Exercierstunde zum Hut-Abziehn und Aufsetzen Statt finden müſste, *nur* den *Scherz belachen* wird. Der Dichter, der Maler oder Tonkünstler ist zu entschuldigen, wenn er nicht eben ein *Weltmann* ist; bey dem Schauspieler, der das *Leben* zum Kunstwerk machen soll, wird es *unverzeihlich*. Gerade der *Deutsche* aber ist solchen Winken die meiste Aufmerksamkeit schuldig, da er *gewöhnlich* aus einem Stande, in dem der feine Ton am allerwenigsten zu Hause ist, auf die Bühne übergeht, und selbst in unsern *höhern* Ständen schon die gute Lebensart so sehr abnimmt, daſs wir bald nur noch zwischen *vornehmer* und *geringer* Gemeinheit zu unterscheiden haben werden. Es würde darum sehr zweckmäſsig seyn, wenn ein der Sache verständiger Mann eine deutsche Bearbeitung der *Mereau*'schen Schrift übernähme, wobey er auch das benutzen müſste, was in den, zu wenig unter uns gekannten, Memoiren des englischen Schauspielers *Wilkinson* vortrefflich über den „*real fine gentleman*" und von *Iffland* selbst früher schon über dieſses Thema geschrieben ist. Der Schauspieler, welcher Geschmack, Beobachtungsgeist und ein natürliches Gefühl des Schicklichen besitzt, ist des wahren theatralischen Anstandes fähig; erwerben wird er ihn, wenn er mit diesen Eigenschaften bey der groſsen Welt, — und einem tüchtigen Meister im Tanzen, Reiten, Fechten und Exerciren in die Schule geht. — Das, nicht minder der Verbesserung auf unsern Bühnen bedürftige, *Costüme* bezeichnet Hr. *I.* sehr richtig als einen *Theil* des Anstandes, in so fern dieſser durch daſselbe *bedingt* wird. Jede Tracht verlangt ihre eigne Haltung. Hierüber ist auf drey Blättern ungemein viel Gedankenreiches und zum weitern Nachdenken Einladendes gesagt. Möchte sich doch jeder Schauspieler daraus überzeugen; daſs die Toilette keiner Fürstin sorgfältiger seyn kann, als es die seinige soll; daſs aber auch an ihm nicht das Kleid allein den Mann macht, sondern daſs *er* vielmehr dem Kleide erst die wahre Bedeutung zu geben hat. Ueber die *Anwendung* des Costümes entscheidet seine Urtheilskraft; die Kenntniſs desſelben kann er sich nur in dem Studium der historischen Malerey und der Sittengeschichte verschaffen. Welcher Gewinn würde es daher für die Schauspielkunst aller Nationen gewesen seyn, wäre das kostbare Werk der *Costumes des grands Theatres de Paris* nach *historischen* Grundsätzen angelegt worden, da es jetzt seinem gröſsten Theile nach völlig unbrauchbar, und in dieſser Hinsicht weit unter dem Werthe der, seit einigen Jahren erscheinenden, *Costumes des Berlinischen Nationaltheaters*, denen wir den besten Fortgang wünschen, steht.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Schmidt: *Anweisung zum Rechnen* mit und ohne Hülfe geschriebener Zahlen; ein Leitfaden für Bürgerschulen von *Johann Samuel Gottlob Horn*, Lehrer an der Rathsfreyschule zu Leipzig. 1805. 175 S. 8. (10 gr.)

Dieſses Büchelchen unterscheidet sich von der groſsen Zahl anderer, für den ersten Unterricht bestimmter, dadurch, daſs es die beym Rechnen vorkommenden Fälle mit einem durchgehenden Raisonnement vorträgt, und dadurch den aufmerksamen Schüler in den Stand setzt, das Gesuchte aus dem Gegebenen durch bloſse Reflexionen, ohne etwas aufzuschreiben, zu finden; dann aber, wo dieſs zu schwer wird, folgt die Anleitung, die Aufgabe mit der Feder aufzulösen. Man findet, nach des Vfs. eigner Aeuſserung, hier fast bloſs Winke zum Rechnen, selten einmal den Grund der vorausgegangenen Regel angegeben, und dieſs deswegen, damit ihn der Schüler selbst aufsuchen möge, oder ihm durch katechetische Beyhülfe des Lehrers dazu verholfen werde. Auf solche Art, glaubt der Vf., werde der Schüler die Regel gänzlich fassen und sie für jeden Fall wieder zu gebrauchen wissen. Beyspiele sind nur nothdürftig beygebracht, um das Buch nicht zu voluminös zu machen. Die Rechnungen selbst betreffen die Species in ganzen und gebrochenen Zahlen, nebst der Regel de tri. Am Ende ist ein Verzeichniſs von den gangbarsten Münzen, Gewichten und Maſsen angehängt. Wir glauben, daſs das Buch mit groſsem Nutzen werde gebraucht werden können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. März 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Almanach für Theater und Theaterfreunde*, auf das Jahr 1807. von *August Wilhelm Iffland* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 62. abgebrochenen Recension.*)

Der *fünfte* Aufsatz: *Ueber den Vortrag in der höhern Tragödie*, dünkt uns an Wichtigkeit des Inhalts den Vorzug vor allen andern zu verdienen. Der Vf. entwirft zuvörderst eine *Geschichte* unsrer tragischen Schauspielkunst, von dem, überaus launig geschilderten, Staatsactionenspiel unsrer handfesten Zunftcomödianten in der Allongenperücke und dem Treffenhut, die vor funfzig Jahren noch die Ergetzlichkeit des schauspiellustigen Publikums in Deutschland waren, bis zu der neuesten Einführung des versificirten Trauerspiels auf unserm Theater, die wir auch der Bemühung *Ifflands* hauptsächlich zu verdanken haben. An diese, höchst bezeichnende, Skizze schliessen sich nun seine Betrachtungen über das, was in der Darstellung der metrischen Tragödie von unsern bessern Bühnen bisher geleistet worden, und was ihnen darin noch zu leisten übrig ist. Rec. hat sie mit um so lebhafterem Interesse gelesen, als er längst wünschte diesen Gegenstand einmal zur Sprache gebracht zu sehn, indem er in der neuesten Richtung unsrer Bühne, ein zu einseitiges Streben nach einem blofs *rhetorischen* Zweck wahrgenommen zu haben glaubt. Es ist überhaupt auffallend wie der ganze Gang unsrer Schauspielkunst, und der der tragischen insbesondere, von jeher, nur ein beständiges Ueberspringen von Extremen zu Extremen der entgegengesetztesten Art gewesen ist. Von dem *non plus ultra* der Unnatur, zu welchem sie unter dem Handwerk jener deutschen Zettel und Squenze getrieben wurde, verfiel sie mit einemmal, als *Lessing*, und durch ihn *Diderot*, ihre Gesetzgeber wurden, in die platteste Natürlichkeit, die vollkommen wahr das Princip der gänzlichen *Kunstlosigkeit* genannt werden kann; von den *tours de force* unsrer Kraftgenies im Ritterschauspiel, ging sie in die schmachtende Empfindeley, die das bürgerliche Drama und die Siegwartischen Romane Mode machten, über; und aus einer derben Charakterdarstellung in gemeiner Prosa, scheint sie jetzt sich zu einer blofsen Schule für die rhythmische Declamation bilden zu wollen. Es leidet keinen Zweifel dafs diese letztere Tendenz *selbst* durch die vorzüglicheren unsrer neuesten dramatischen Werke in gewissem Grade begünstigt wird, und eben deshalb halten wir es für so wesentlich zur Verbesserung unsrer Bühne, dafs auf ihr mehr für die metrische Darstellung der *Shakspeareschen* Stücke, die zugleich der *Mimik* einen so unendlichen Spielraum eröffnen, gethan werde. — Was nun dem Schauspieler zu wissen Noth thut, und ihm durch Fleifs und Sorgfalt zu erreichen möglich ist, um seinem tragischen Vortrag nicht nach *einer*, sondern nach *allen* Seiten hin Vollendung zu geben, wird hier, eben so unterhaltend als gründlich gelehrt. Nichts ist darin vergessen, vieles erschöpfend, alles der ernstlichsten Beherzigung werth. Der Tiefblick des Vfs. in das Wesen seiner Kunst zeigt sich vornehmlich da, wo er vor Verirrung, auf den Wegen die zum *Rechten* führen, warnt. Wir haben hier besonders das im Sinn, was er über die Behandlung des Gewandes im antiken Costüme und über das *ideale* Spiel im Allgemeinen sagt. Seit durch *Göthe* daran erinnert worden ist, einige unläugbare Vorzüge der französischen Bühne auf die unsrige herüber zu leiten, haben unsre bessern Schauspieler, denen neben der Recitation doch auch noch um *Gestaltung* zu thun ist, angefangen, dem glänzenden Beyspiel *Talma's* in dem Studium der Antike nachzueifern. Dies ist nun an sich sehr lobenswerth: denn der Schauspieler soll das Malerische mit dem Dichterischen seiner Kunst verbinden, und auf unserm Theater ist bisher für den ästhetischen Reiz gewöhnlich gar nichts geleistet worden. Allein auch hier sehn wir den Deutschen schon wieder in das Extrem gerathen, und wenn das *Auge* des Zuschauers vorher nicht selten wirklich beleidigt wurde, so wird ihm jetzt oft auf Kosten aller Reflexion geschmeichelt. Dies gilt z. B. von den Spielereyen mit dem Wurf der Gewänder in der antiken Tragödie, die gegenwärtig so manche unsrer Schauspieler mit einer Beforglichkeit treiben, als ob sie dadurch allein zu wahren Griechen und Römern würden, und die doch meistens so ganz bedeutungslos sind: denn welche Deutung liefse sich wohl einem solchen ewig hin und her emporgetragnen Mantelzipfel, wie Hr. *Iffland* als Exempel anführt, abgewinnen — wenn nicht etwa die eines Eselsohrs. So ist es unstreitig auch zu weit gegangen, wenn der Schauspieler, wie *Göthe* fordert, eine, *bloß* auf *Gruppirung* berechnete, Gebundenheit in Schritt und Stellung innerhalb eines *bestimmten Feldes* des Theaterbodens, beobachten soll. Die Mimik ist von den ewigen Gesetzen des Schönen umschrieben. Der Schauspieler soll also die Charaktere und Leidenschaften, die er darzustellen hat, ästhetisch beherrschen, aber er soll nicht den Ausdruck derselben dem ästhetischen Zwecke aufopfern. Er wird sich mithin vor jeder Attitüde, sie sey noch so malerisch, hüten müssen, die nicht im Zusammenhang mit der Handlung,

lung, oder ihr wohl gar widersprechend ist. „Es „kann im Trauerspiel" sagt der Vf. S. 184. „nur von „solchen Stellungen die Rede seyn, wo das bewegte „Gemüth den körperlichen Ausdruck unwillkürlich „hervorgehen heifst. Die innere Gewalt der Leiden„schaft wird in schöner Wahrheit anschaulich ge„macht. Keinesweges aber soll man der handelnden „Person es ansehen, dafs sie vorher damit beschäf„tigt war, und jetzt darauf sinnt eine Stellung her„vor zu bringen, oder dafs sie von ihrem äufserli„chen Ausdruck überhaupt etwas weifs. Sobald „vollends übergränzende Stellungen zur Schau ge„tragen werden, welche ihrer Eigenschaft nach in „den pantomimischen Tanz gehören: so ist die Eitel„keit desjenigen bekannt gemacht, der sich dazu ver„steht, und daraus kann nur entgegen gesetzte Wir„kung entstehn. Dasselbe läfst sich von den Gruppen „und Tableaux sagen. Kann man annehmen dafs der „Zufall, leidenschaftliche Gewalt, oder die Nothwen„digkeit sie herbey geführt haben; werden sie in einem „edeln Sinne angeordnet, mit Geist und Bereitwillig„keit ausgeführt, so machen sie unstreitig viel Ein„druck. Sind sie nicht mit der Handlung genau ver„eint, werden sie ohne Leben, Willen und Ernst aus„geführt, so verfehlen sie nicht nur die Wirkung, „sondern sie erregen Verspottung." Wir glauben auch noch *die* Erinnerung hinzufügen zu müssen, dafs der Schauspieler malerische Situationen niemals als *einzelne Erscheinungen* hervortreten, sondern in einer ununterbrochnen Folge, gleichsam als einen harmonischen Rhythmus der Gestaltung, dem Auge des Zuschauers vorübergehen lasse; wodurch allein das Ganze wieder zur Natur zurückkehrt, und worin eben *Talma*, nach dem Urtheil eines geistvollen Kunstrichters, seine Gröfse als Schöpfer des idealen Spiels, vorzüglich bewährt. Denn fällt er aus dieser Darstellungsweise auch nur Einmal heraus: so erscheint sogleich alles übrige abgesondert als *Künsteley*. Ueberhaupt wäre hier der Ort gewesen, den grofsen Unterschied zwischen *Stil* und *Manier* zu bestimmen, der auf das Verständnifs der *Schauspielkunst* wie *jeder andere*, den allerwesentlichsten Einfluss hat; und wir wünschen deshalb dafs Hr. *Iffland* im nächsten Jahrgang, der uns hoffentlich auch seine Grundsätze über den Vortrag des Luftspiel's und der Oper aufstellen wird, mit dieser Auseinandersetzung den Faden wieder aufnehme, wo er ihn hier hat fallen lassen.

Der *sechste* Aufsatz: *Bemerkungen über Liebhabertheater im Allgemeinen*, wird dem Vf. die Herzen Aller gewinnen, die sich in irgend einem Kreise für eine gesellschaftliche Bühne interessiren. Ueberaus sinnreich werden darin die mannichfaltigen Vortheile, die sich dem Dilettantismus in der Schauspielkunst über die Profession darbieten, entwickelt, und die selbst für den Schauspieler vom Metier lehrreichen Resultate, zu denen er führen kann, an einigen Beyspielen, besonders den seelenvollen Darstellungen der Frau von *Stael*, über welche der Kunstfreund noch etwas Ausführlicheres in der Isis und dem diefsjährigen Berlinischen Damenkalender von *A. W. Schlegel* zu lesen hat, anschaulich gemacht. An diese Bemerkungen schliefst sich, *siebentens*, ein: *Vorschlag an die Liebhabertheater in Deutschland zu Schillers Gedächtniß*, worin dem unsterblichen Dichter auf eine rührende Weise die Liebe des Künstlers huldigt, der ihm durch seine Darstellungen so verherrlicht. Wir heben einige seiner eignen Worte hier aus, um auch unsrerseits zu der allgemeinen Bekanntmachung mit beyzutragen, die dieser schöne Vorschlag verdient. „Einige grofse „deutsche Bühnen haben Vorstellungen zu *Schillers* „Gedächtnifs gegeben, und der Ertrag für die Erben „ist einzeln namenswerth. Es ist kein Zweifel dafs „jede deutsche Bühne bald dasselbe thun, und den „Erfolg bekannt machen werde. Aber es sind nicht „so viele deutsche Theater, dafs man annehmen „könnte, das Ganze der Einnahme, welches daraus „hervorgehen wird, werde von der Bedeutung seyn, „dafs es einen würdigen Beweis der Liebe darstellen „könne, welche die Deutschen für *Schillers* Genius „empfinden. Der Gedanke für *Schillers* Erben zu „wirken, wie ihn Hr. Rath *Becker* in Gotha angege„ben, hat allgemein lebhafte Zustimmung und Freude „erregt. Die Liebhabertheater in Deutschland kön„nen auf einfache ehrenvolle Weise zu diesem schönen „Ziele wirken. Wenn jedes deutsche Liebhabertheater eine Vorstellung giebt, so mufs von Freyburg bis „Reval, von Laibach bis Glücksburg ein beträchtli„cher Erfolg gedeihen! Wer nicht *Schillers* Schau„spiele gesehn oder gelesen hat, der hat an seinen Ge„dichten Freude und Trost gehabt. Sein Name lebt „in den Empfindungen der Jünglinge und Mädchen, „in der Achtung des Alters. Alle fühlen sich ange„zogen, wo von einer Feyer zu seinem Gedächtnifs „die Sage geht. Den gesellschaftlichen Bühnen ver„danken so viele Menschen in den Städten wo sie sind, „ein reines Vergnügen, welches denen die es genie„fsen, weder Mühe noch Aufwand kostet. Dies „beut die Gelegenheit dar, einen Theil ihrer Verbind„lichkeit zu erwiedern. Ist die Gesellschaft eines „Liebhabertheaters darüber einig; wird die Vorstel„lung mit Liebe und Werth bekannt gemacht; wer„den die Eingangsverhältnisse durch Subscription ge„ordnet und bestimmt: so mufs die Gesellschaft wel„che an einem Tage zu dieser Seelenfeyer, Kabale und „Liebe oder Phädra giebt, oder Don Carlos, wenn „sie Mitglieder genug zählt, sich eines erhebenden Ge„nusses erfreuen! Die *Universitäten* welche Gesell„schaftsbühnen besitzen, sollten besonders zu diesem „Zwecke wirken. In den höhern Ständen werden „mehrmals dramatische Vorstellungen gegeben. Wie „schön wäre es, wenn diesen die Erhebung gegeben „würde, einmal zu solchem Zweck gewidmet zu seyn. „Die Dame des Hauses sollte die Einrichtung über„nehmen. Dann flicht die Minne den Lorbeerkranz „für den grofsen Sänger der deutschen Nation. „Die Gattin und Mutter reicht liebevoll die Hand zum „Bunde mit des Unsterblichen Gattin und Kinder. „Dieser Vertrag ziert die deutsche Edelfrau, und ist „ein herrliches Juwel im Hute der Fürstin."

Hr.

Digitized by Google

Art. 3 Abs. 1 Satz 1 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 2

Art. 3 Abs. 1 Satz 2 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 3

Art. 3 Abs. 2 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 4

Art. 3 Abs. 3 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 5

Art. 3 Abs. 4 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 6

Art. 3 Abs. 5 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 7

Art. 3 Abs. 6 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 8

Art. 3 Abs. 7 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 9

Art. 3 Abs. 8 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 10

Art. 3 Abs. 9 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 11

Art. 3 Abs. 10 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 12

Art. 3 Abs. 11 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 13

Art. 3 Abs. 12 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 14

Art. 3 Abs. 13 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 15

Art. 3 Abs. 14 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 16

Art. 3 Abs. 15 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 17

Art. 3 Abs. 16 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 18

Art. 3 Abs. 17 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 19

Art. 3 Abs. 18 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 20

Art. 3 Abs. 19 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 21

Art. 3 Abs. 20 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 22

Art. 3 Abs. 21 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 23

Art. 3 Abs. 22 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 24

Art. 3 Abs. 23 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 25

Art. 3 Abs. 24 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 26

Art. 3 Abs. 25 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 27

Art. 3 Abs. 26 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 28

Art. 3 Abs. 27 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 29

Art. 3 Abs. 28 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 30

Art. 3 Abs. 29 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 31

Art. 3 Abs. 30 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 32

Art. 3 Abs. 31 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 33

Art. 3 Abs. 32 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 34

Art. 3 Abs. 33 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 35

Art. 3 Abs. 34 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 36

Art. 3 Abs. 35 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 37

Art. 3 Abs. 36 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 38

Art. 3 Abs. 37 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 39

Art. 3 Abs. 38 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 40

Art. 3 Abs. 39 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 41

Art. 3 Abs. 40 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 42

Art. 3 Abs. 41 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 43

Art. 3 Abs. 42 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 44

Art. 3 Abs. 43 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 45

Art. 3 Abs. 44 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 46

Art. 3 Abs. 45 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 47

Art. 3 Abs. 46 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 48

Art. 3 Abs. 47 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 49

Art. 3 Abs. 48 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 50

Art. 3 Abs. 49 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 51

Art. 3 Abs. 50 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 52

Art. 3 Abs. 51 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 53

Art. 3 Abs. 52 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 54

Art. 3 Abs. 53 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 55

Art. 3 Abs. 54 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 56

Art. 3 Abs. 55 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 57

Art. 3 Abs. 56 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 58

Art. 3 Abs. 57 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 59

Art. 3 Abs. 58 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 60

Art. 3 Abs. 59 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 61

Art. 3 Abs. 60 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 62

Art. 3 Abs. 61 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 63

Art. 3 Abs. 62 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 64

Art. 3 Abs. 63 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 65

Art. 3 Abs. 64 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 66

Art. 3 Abs. 65 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 67

Art. 3 Abs. 66 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 68

Art. 3 Abs. 67 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 69

Art. 3 Abs. 68 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 321) wird wie folgt geändert:

Die Worte „Einkommen bis zu 3000 Mark" werden durch die Worte „Einkommen bis zu 4000 Mark" ersetzt.

Artikel 70

Art. 3 Abs. 69 des Gesetzes, betreffend Änderung des Gesetzes, betreffend die Einkommensteuer, vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 175) in der Fassung des Gesetzes vom 19. Juni 1906 (Gesetz-Samml

Sammlung von Studien unentbehrlich, sondern auch allen, durch ganz Deutschland zerstreut lebenden Bewundrern des grosen Künstlers, als ein würdiges Denkmal desselben, unschätzbar seyn würde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Lüneburg, b. Herold und Wahlstab: *Gallerie der National-Trachten in der freyen Reichsstadt* (Hansestadt) *Hamburg*, dargestellt in fünf und zwanzig illuminirten Kupfertafeln, nebst einer ausführlichen Beschreibung. 1806. 78 S. 12. (2 Rthlr.)

Seitdem Hr. *Suhr*, ein braver Hamburgischer Künstler, und Professor der Berliner Kunstakademie, vor etwa 10 Jahren anfing, die zum Theil vortheilhaften und originellen Kleidertrachten in Hamburg und den umliegenden Gegenden, in einzeln auf einander folgenden Blättern heraus zu geben, diese mit Beyfall aufgenommen wurden und reichlichen Absatz fanden, begonnen verschiedene sich dort aufhaltende mittelmäsige Kunstjünger ähnliche Unternehmungen, welche aber den Beyfall der ersten weder fanden noch ihn verdienten. Diese sind denn wieder in allerley schlechten Nachbildungen, verkleinerten Formaten, verhunzten Kalenderblättchen u. s. w. mit ihren Commentaren erschienen, zu welchen die oben bemerkte, sogenannte Gallerie gehört, deren beygefügte, nicht übel gerathene, Beschreibung noch das erträglichere ist. Einige dieser kleinen Figuren sind, freylich sehr verzeichnet und gekleckst, Copien der *Suhr'schen* Trachten, die meisten aber den angeführten Machwerken nachgebildet, und in dem angegebenen Costume wie in der Colorirung, den wirklichen Hamburgischen Trachten gröstentheils eben so unähnlich, als an sich selbst erbärmlich gezeichnet und gestellt. — Statt uns bey der Erwähnung derselben weiter aufzuhalten, glauben wir dem Publikum durch die nähere Anzeige der

Hamburgischen Kleidertrachten des Hn. *Suhr*

einen Dienst zu thun, da sie in manchem Betracht zu den besten dieser Art von Kunstblättern gehören, und, wie wir glauben, ausserhalb Hamburg bisher wenig bekannt geworden sind, weil sie nur in die dortige wenig bedeutende Bombardinische Kunsthandlung, aber in keinen Buchladen kamen. — Diese Sammlung ist jetzt zu 37 Blättern in Folioformat (jedes zu ½ Thaler schwer Geld) angewachsen, und obwohl der Künstler sie nur als Nebenarbeiten seiner Muse angesehen wissen will, so sind sie doch nichts desto weniger Beweise seines Talents. Die ausgezeichnetsten Trachten der untern Stadtklassen, und der Bewohner der umliegenden Gegenden, die letztern meistens sehr originell, sind zu diesen Darstellungen gewählt, und mehrere derselben zugleich als Sitten- und Industrie-Gemälde anzusehen. Dahin gehören: die schönen, leicht- und hochgeschürzten Dienstmädchen (Kleinmädchen) und Köchinnen, neuer Zeit, im vollen Costume und mit allen Attituden der Leichtfertigkeit und raffinirten Koketterie — jener ehrbaren rechtlichen, treuen Dienstmagd der alten Zeit (etwa höchstens 30 Jahre rückwärts gerechnet) gegen über; ferner das äugelnde Vierländer Rosenmädchen, die Zuckerbäckerknechte mit der Fabrikarbeit beschäftigt, die handelnden Verkäuferinnen, die Leichenzüge, die Currende, die Waisenprocession, die Stuhlwagen-Alster- und Schlitten-Fahrten. Lauter interessante Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte, auch der höhern Klassen, welche wohl einen Commentar verdienten, wozu diese und andere Blätter reichhaltigen Stoff darbieten. Ueberhaupt würde, für das Ausland besonders, ein dieser Sammlung gänzlich fehlender erläuternder Text wesentlich nöthig seyn. — Die Zeichnung der Figuren ist correct, ihr Ausdruck wahr und sprechend (vielen sieht man sogar die Portraitähnlichkeit an, da Hr. *S.* Individuen sich zu Modellen der Zeichnung nahm), die Stellungen sind angemessen und bey manchen z. B. den Helgolandern, Torfschiffern u. s. w. äusserst naiv und charakteristisch. Die Colorirung ist nett und den Farben der Trachten selbst treu nachgeahmt.

Ein neueres, dieser Sammlung nahe verwandtes, Werk, das in einzelnen Heften erscheint, ist:

Der Ausruf in Hamburg, vom Professor *Suhr*. Hamburg. 1806. 8. (Subscript. Preis 3 Mark, Ladenpreis 3 Mk. 12 ss.)

wovon im vorigen Jahr *vier* Hefte, jedes mit 12 colorirten Blättern und 1 Bogen Text erschienen sind, und in der Folge noch etwa *sechs* Hefte erscheinen werden. Sie sind mit eben dem Geist, mit derselben Treue in der Nachbildung von Originalen dieser *crieurs*, der sprechenden Wahrheit in Stellung und Ausdruck, richtigen Zeichnung und reinlichen Colorirung, wie die obigen Kleidertrachten entworfen und ausgeführt. Einen besondern Werth erhalten diese Hefte noch durch den begleitenden Text eines achtungswürdigen, auch als Schriftsteller nicht unbekannten, hamburgischen Gelehrten. Dieser Commentator des Hamburgischen Ausrufs hat sich nicht auf eine blosse Beschreibung der einzelnen Figuren eingelassen, die sich aus den Paraphrasen selbst erklären. Manche interessante historische Züge, geographische, örtliche, statistische und andere Notizen, gelegentliche Bemerkungen über Sitten und Gebräuche, Beobachtungen über andere Gegenstände des Orts und der Zeit, eingestreute Anekdoten, und das alles in einem leichten, jovialen Vortrag gekleidet, machen diese Bogen belehrend und unterhaltend zugleich, und setzen sie, mit den Kunstblättern, in die erste Klasse der sogenannten *cries* mehrerer grosen in- und ausländischen Städte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. März 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

PETERSBURG, b. Dienemann: *De Imaginibus Romanorum* Diſſertationes duae, indicendis quibusdam Solemnibus in Mariae Paulownae Auguſtae Principis honorem celebratis Academiae Jenenſis auctoritate ſcripſit D. *Henr. Carolus Abr. Eichſtaedt.* Editio altera locupletior. Acceſſit *Oratio de Bonis Academiae Jenenſis* et D. *Gabrielis Henry* Verſio utriusque ſcriptionis Gallica. 1806. XXXIX und 223 S. 4.

Die Veranlaſſung zu den drey Schriften, welche dieſer Band in ſich faſst, war die Feyer der Ankunft der höchſt liebenswürdigen und geiſtvollen Erbprinzeſſin von Sachſen-Weimar, und die Geburt eines — im vorigen Jahre wiederum verſtorbenen — Prinzen, welche die Freude der Unterthanen an dem jungen und edeln Fürſtenpaar auf den höchſten Gipfel brachte. Die beiden erſten dieſer Schriften ſind zuerſt in der Geſtalt von Programmen, doch in geringerer Ausführlichkeit erſchienen; die angehängte Rede aber tritt zum erſtenmal vor das gröſsere Publikum. Die Wahl des Gegenſtandes, die gelehrte und geiſtreiche Behandlung in klaſſiſcher Sprache, und die Schönheit des luculenten Druckes ſind der freudigen Veranlaſſung vollkommen angemeſſen.

Um nun von dem erſten zuerſt zu reden, ſo hat der gelehrte Vf. den Anfang der achten Satyre *Juvenals* ſinnreich benutzt, zu gleicher Zeit die wahrhaft adeligen Tugenden ſeiner Fürſtin zu feyern, und den gelehrten Stoff, deſſen Behandlung die academiſche Sitte verlangte, herbey zu führen. Mit dem Verdienſte des zweckmäſsig gefundnen Stoffes verbindet ſich hier ein noch ſeltneres der glücklichen Aufhellung einer viel beſprochnen Schwierigkeit, die von nun an eine Schwierigkeit zu ſeyn aufhören wird. Denn ſo bekannt und klar allen Gelehrten die antiquariſchen Umſtände von den *Ahnenbildern* der Römer und dem Rechte ſie aufzuſtellen, ſeit langen Zeiten waren, ſo wenig wuſste man ſich über die Beſchaffenheit dieſer Bilder Rechenſchaft zu geben, und was in neuen Zeiten darüber geurtheilt und gemuthmaſst worden, hat die Sache entweder mehr verwirrt, oder doch nicht befriedigend aufgeklärt. Der alten Meinung, welche Wachsbüſten in jenen Bildern ſah, die bey Leichenzügen auf Stangen umhergetragen worden, ſetzte *Klotz* die von *Chriſt* unbeſonnener Weiſe aufgeraffte oder ihm vielmehr dreiſt entwendete Vermuthung von Gemälden encauſtiſcher Malerey entgegen, gegen welche *Leſſing* mit unbeſieglichen Gründen in einer Schrift ſtreiten wollte, die, aus verſchiednen Urſachen unvollendet blieb, und gerade an der Stelle ſchlieſst, wo er die eigne beſsre Meinung aufzuſtellen unternimmt. Was der Autor unterlieſs, ſuchte der Herausg. zu ergänzen. Hr. *Eſchenburg* (*Leſſings* Werke Th. X. S. 322.) räth alſo auf Wachsfiguren, die aber nicht boſſirt, ſondern abgeformt und abgegoſſen waren, welche Art die gröſste Aehnlichkeit hervorzubringen, dem Zeugniſſe des *Plinius* zu folge, der ſikyoniſche Lyſiſtratus zuerſt geübt haben ſoll. Da dieſe Stelle des *Plinius* H. N. XXXV. c. 12. Sect. 44. welche Hr. *Eſchenburg* ohne weitere Erinnerung S. 323. anführt, in den Worten, *hominis autem imaginem gypſo e facie ipſa primus omnium expreſſit, ceraque in eam formam gypſi infuſa emendare inſtituit Lyſiſtratus Sicyonius* — einen Fehler enthält, den Hr. *Eichſtädt* ehedem durch *repraeſentare*, ein junger Freund deſſelben aber durch *imitari* zu heben meynt, ſo wollen wir hierbey erinnern, daſs den Zügen der verdorbnen Lesart und dem Stile des *Plinius* — für den *imitari* allzu einfach ſeyn würde — *commendare* gemäſser ſeyn dürfte. Auch der Wahrheit iſt dieſer Ausdruck angemeſſen, für deſſen Richtigkeit mehr als eine Stelle in *Harduins Index* bürgt, und welcher einen neuen Begriff hinzufügt, da *imitari* nur wiederholt, was in *expreſſit* ſchon enthalten war, da die Mildigkeit und Farbe des Wachſes der Geſtalt eine *Anmuth* giebt, welche kein andrer Stoff in ſolchem Maſse erreicht. Zu den angeführten Meinungen kann noch eine vierte gerechnet werden, daſs die Bilder von Gyps, als einer feſtern Materie, verfertigt, aber mit encauſtiſchem Wachſe überzogen geweſen; eine Vermuthung, die ohne Autorität, ſo wie ohne weitern Nutzen iſt. Bey allem dieſem Hin- und Herrathen iſt nur der Gedanke feſt zu halten, daſs die Bilder die gröſste Aehnlichkeit mit den Originalen haben und nach dem Geſichte ſelbſt, nicht boſſirt, ſondern auf das treuſte abgeformt waren. Aber noch weiter als dieſs führt die Hauptſtelle über dieſen ganzen Gegenſtand beym Polybius VI. 53. wo der neueſte treffliche Herausgeber Tom. VI. S. 394. das Herumtragen der Bilder beym Leichenzug erläuternd. mit beſtimmten Worten ſagt, *vivos fuiſſe homines, qui, impoſito cereo vultu ad mortuorum ſimilitudinem expreſſo, et veſtibus eorum induti, perſonas eorundem referebant, ex tota Polybii deſcriptione ſatis apparet.* Unabhängig von Hn. *Schweighäuſer* fiel auch Hr. *Eichſtädt* auf dieſelbe Erklärung, daſs jene Bilder nichts anders als Maſken geweſen, und das Herumführen derſelben durch Lebende eine feyerliche Maſkerade, dergleichen das Alterthum zur Zierde ſeiner meiſten Feſtlichkeiten zu ge-

Digitized by Google

gebrauchen pflegte. Diese Muthmafsung ist nun hier durch die genaue Erörterung der Stelle des *Polybius* — welche *Lessing* in den wesentlichsten Punkten ganz unrichtig verstand; *Casaubonus* vor ihm irrig erklärte, eine Reihe von Nachbetern täuschend; und nur der treffliche *Xylander*, welcher ein Jahr vor seinem frühzeitigen Tode, eine Uebersetzung des *Polybius* an das Licht stellte, durch überlegne Sprachkunde und Scharfsinn unterstützt, vollkommen richtig verdollmetscht hat — zur vollkommensten Evidenz gebracht. Wir setzen zu den hier angeführten und erläuterten Stellen *eine* hinzu, die dem Vf. entgangen, aber eben so sehr zur Bestätigung seines Satzes, als zur Erläuterung andrer Umstände hülfreich ist. Es ist die beym *Sueton. Vespas.* c. 19. wo es von Vespasians Leichenfeyer heifst: *Sed et in funere Favor, archimimus, personam ejus ferens, imitansque, ut est mos, facta et dicta viri. . .* Diese merkwürdige Stelle, die wir auch bey *Lessing* und *Eschenburg* nicht finden, (andere Schriften über diesen Gegenstand aber sind uns nicht zur Hand) und bey welcher *Casaubonus*, nach unbedeutenden Bemerkungen, auf *Vit. Tiber.* c. 57. unpassend verweist, wirft auch auf eine Stelle des Diodorus Licht (T. II. p. 518.), wo dieser sagt, dafs gewisse Leute der Vornehmen ganzes Wesen, Gang und Geberden einstudirt und bey der Leichenfeyer nachgeahmt hätten.

Nach Erwähnung der gelehrtern Ausstattung dieses Buches kommen wir auf das, was dem gröfsern Publikum das Anziehendere seyn dürfte, auf die Rede *über die Vorzüge der Universität Jena*, deren wohl nicht einer gedenkt, er mag nun Lehrer oder Lehrling daselbst gewesen seyn, ohne ihr durch dankbare und freudige Erinnerungen in seinem Herzen zu huldigen. Vielen wird daher diese Rede ein angenehmes Geschenk seyn, und viele werden ihre eignen Gesinnungen und Gefühle mit gröfserer Klarheit, in lichtvollerer Ordnung und in einer schönern und würdigern Sprache wiederfinden. Der Redner führt seine Zuhörer bis in die Zeiten hinauf, wo Kurfürst Johann Friedrich, um sich über Wittenbergs Verlust zu trösten, und den ihm übrig gelassenen Ländern eine eigne Quelle des reinen Protestantismus zu öffnen, aus seinem Gefängnisse den Plan einer neuen Universität hervorgehen liefs, die zuerst im J. 1548. den Umständen gemäfs, in der beschränkteren Gestalt eines akademischen Gymnasiums begann. Schon damals lehrten hier treffliche Männer, zum Theil in *Melanchthon's* Schule erzogen und mit seinem Geiste genährt; und als zehn Jahre später (1558.) die Söhne des entsetzten Kurfürsten den Willen ihres Vaters, als ein heiliges Vermächtnifs, mit Besiegung grofser Schwierigkeiten endlich zur Ausführung brachten, und die neue Universität gegründet war, gelangte sie sogleich zu ausgezeichnetem Ansehn und grofser Frequenz. Schon damals zeigte sich in Wahl der Lehrer und der ganzen Verwaltung die edle Liberalität ihrer Ernährer und Beschützer, die durch weise Sparsamkeit, kluge Benutzung der Umstände und vorzüglich durch eigne humane Liebe zu den Wissenschaften, der Universität, und durch diese der Gelehrsamkeit überhaupt, solche Dienste geleistet haben, die, in Vergleichung mit *den* aufgebotnen *physischen Kräften*, die gröfste Bewunderung erregen müssen. Zu allen Zeiten hat daher diese Universität in allen Theilen der Gelehrsamkeit durch berühmte Lehrer geglänzt, die selten mit grofsen Kosten erkauft, aber durch mancherley moralische Mittel gewonnen und festgehalten wurden. *Auch an* Reglamkeit übertraf sie viele und *an rühmlichen* Fleifs. Ursachen davon waren, dafs man sich immer um die besten und brauchbarsten Lehrer bewarb, dafs man von allen Gegenden her Fremde herbey rief, und dadurch der Universität neue und frische Lebenskraft zuführte, den Wetteifer reizte, und dadurch die stagnirende Unthätigkeit bannte, die unfehlbar entsteht, wenn eine einheimische Caste den Unterricht gleichsam als Monopol betreibt. So geschah es, dafs Jena schon früh ein Seminarium der Gelehrsamkeit auch für auswärtige Universitäten ward; und, bey unveränderten Gesinnungen ihrer Verwalter, unter den mannichfaltigsten Umständen, dennoch ihren Ruhm erhielt. Auch das wurde bewirkt durch das Zusammenfliefsen von Docenten aus verschiednen Gegenden, dafs der Pedanterey, einem selten vermeidbaren Uebel bey literarischen Anstalten, mehr als anderswo gewehrt wurde, und ein liberaler, freyer und edler Geist in der Behandlung der Wissenschaften alle Dämme des trägen Schlendrians durchbrach. Gewifs erinnern sich noch eine Menge von Menschen, die in den letztern Zeiten, als das Studium der kritischen Philosophie jedes empfängliche Gemüth kräftiger angeregt hatte, Jena besuchten, mit Freuden des schönen Vereins gebildeter und gelehrter Männer, aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, unter den verschiedensten Lehrern, auf den verschiedensten Wegen gebildet, und durch gemeinsamen Enthusiasmus für die Wissenschaften verbunden, eines Vereins, der auch dem vielgereisten Fremden in der kleinen, eng beschränkten, wenig bemittelten Stadt eine eben so unerwartete als erfreuliche Erscheinung war. Von einem solchen Umgang angezogen, auch durch der Gegend Anmuth und mannichfaltigen Reiz und durch die Ruhe der Stadt gelockt, wählten viele Fremde, oft ganze Familien, ihren Aufenthalt in Jena, und genossen und vermehrten die Liberalität des dortigen Lebens. Auch hierdurch wurde die Mannichfaltigkeit des Umgangs heilsam vermehrt, ohne dafs doch dem academischen Leben, wie etwa in Residenzen und Handelsstädten, allzu ungleichartige Elemente beygemischt wurden; und es erhielt, erhöhte und vereinigte sich die alte, edle, festgegründete Freyheit im Denken, Reden und Schreiben, die, wie die Bewahrung des heiligen Feuers, den Universitäten vorzugsweise vertraut werden sollte. Endlich hat auch der Redner nicht vergessen den günstigen Einfluss der benachbarten Residenzen auf die Bildung der Sitten; die Humanität des weimarischen Hofes; den belebenden und belehrenden Umgang mit den Gliedern desselben, die zugleich Weltleute und Gelehrte sind; die erheiternde Be-

Digitized by Google

Benutzung der dortigen Vergnügungen; endlich, den edeln Genuſs, welchen die Kunſtliebe der weimariſchen Fürſten dem Publikum beut.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin und Paris: *Oeuvres mêlées* du Comte *Alexandre de Tilly*. 1803. XIV und 213 S. 8. (1 Rthlr.)

Die *erſte* Ausgabe dieſer gröſstentheils jugendlichen Arbeiten iſt im J. 1783. erſchienen, und hat, der Verſicherung des Vfs. zufolge, den Beyfall der geachtetſten Journaliſten eingeärntet. Er glaubte dieſen noch in einem höhern Grade verdienen zu können, verbeſſerte die ſchon gedruckten Stücke und fügte einige neue hinzu. Da uns die erſte Ausgabe mangelt, ſo können wir nicht beurtheilen, wie grofs das Verdienſt der beſſernden Hand ſey; und wir müſſen uns begnügen, den Inhalt dieſer *zweyten* Ausgabe, ſo wie er iſt, anzuzeigen.

Ein Theil dieſer Sammlung beſteht in Gedichten, von denen die meiſten Kinder jener *bequemen Muſe* ſind, die ſich in dem Schoſse der Weichlichkeit und Frivolität wiegt, und der die *groſse Welt* in Paris, beynah ein halbes Jahrhundert lang, faſt ausſchlieſsend geſchmeichelt hat. Die Epiſtel *A mon meilleur ami* ſchildert das Leben eines *roué* dieſer Klaſſe, der endlich der *täuſchenden Thorheit* (*décevante folie!* man ſieht, daſs ein wohlerzogner Mann eine Geliebte auch dann ſchont, wenn er ſie flieht) entſagt, um den Reſt ſeiner Tage, glücklich und tugendhaft, der *Philoſophie* zu widmen. Da man aber Philoſophie und Tugend nicht für den augenblicklichen Genuſs dingen kann, da es nicht genug iſt, ſich mit dem Entſchluſs ein Philoſoph zu ſeyn, zu Bette zu legen, um am Morgen als ein Weiſer aufzuſtehn: ſo darf man ſich nicht wundern, wenn ſich hier in den Betrachtungen des neuen Proſelyten die Stimme der alten Frivolität noch hören läſst:

J'ai jeté des regards d'effroi
Sur mes plaiſirs indiscrets et coupables:
Je ne vis plus avec les agréables
Qui ſont trop ſublimes pour moi;
Et ce qui plus m'étonne encore,
C'eſt que maintenant je conçois
Que l'on ſ'épouſe et qu'on ſ'adore.
Malheureux! je crus autrefois
Que la choſe était impoſſible.

Hé bien, puiſqu' un mari peut paraître ſenſible,
J'en fais ſerment, ſi jamais je le ſuis,
Je prétends régaler Madame
D'une ſi conjugale flâme. . .
Qu'un jour elle en mourra d'ennui.

Wenn auf dieſem lockern Boden die Philoſophie nur flache Wurzeln treiben, und das geſuchte Glück der Weisheit nichts weiter als eine andre Art von *Bequemlichkeit* werden ſollte — um durch Abwechslung den Genuſs zu erhöhn — wen würde es Wunder nehmen? Auch ſeiner frühern Art zu poetiſiren will der Weltweisheitsſchüler entſagen:

Tu ſefais des vers trop faciles,
Il faut gravir au Pinde, où tu voulais voler;
La gloire ne ſourit qu' aux travaux difficiles;
C'eſt une vierge . . . il faut la violer.

Was in Frankreich Gebrauch ſey, wiſſen wir nicht; aber unter uns giebt es verdrieſsliche Leute, die eine *Violation* nicht für das rechte Mittel halten, das *Lächeln einer Jungfrau* zu verdienen. Auch glaubt man, daſs insbeſondre der Ruhm auf dem Gebiete der Kunſt nicht mit Heftigkeit erſtürmt, ſondern durch heiligen Ernſt und fromme Scheu verdient werden müſſe.

Eines der wichtigſten und anſehnlichſten Stücke iſt ein verſificirter *Discours à Mr. de Champfort* (*Chamfort*), der, einer Anmerkung zufolge, anfänglich aus ſechzig Verſen beſtand, von denen etwa dreyſsig beybehalten worden ſind; die übrigen — gegen *dreyhundert* — ſind neuer Zuſatz. Daſs das Stück *gearbeitet* iſt, kann man alſo nicht läugnen. Es enthält Betrachtungen über den Verfall der Poeſie, eine Geſchichte der drey letzten Regierungen; Ahndungen der Revolution, Betrachtungen über die Nothwendigkeit, Mühe und Fleifs auf die Verſe zu wenden, und über die Vortheile, welche die Einſamkeit dem Talente gewährt. Gelegentlich auch Klagen über die Eiferſucht, die das Talent belaure, und die Tadelſucht der Franzoſen. Der Vf. ſtellt hier ſeinen Landsleuten das Beyſpiel der Engländer auf:

Vil troupeau de jaloux!
Les Anglais plus ſenſés ſont plus ſages que nous:
Leurs auteurs moins connus ſont ſacrés dans leur isle,
On leur a fait credit d'un laurier plus facile,
L'Europe les en croit, et leur dévotion
Nous force d'eſtimer Shakſpeare et Milton.
Et nous qui préſentons à l'Europe ſavante
De grands hommes divers une liſte éclatante,
Nous de qui les chefs d'oeuvres ont inſtruit l'univers,
Dont la langue eſt parlée aux cours, dans les déſerts,
Nous même affaibliſſons le reſpect et l'eſtime
Que le monde apportait en tribut légitime.
Sur les bords de la Seine, aux écrivains heureux,
Des Grecs et des Romains ſucceſſeurs plus fameux,
Auſſi l'aſtre éclatant qui brillait ſur la France,
Pâlit et le bon goût touche à la décadence,
Et les grands écrivains, ſobres de leurs écrits
Laiſſent les Mévius en inonder Paris.

Eine Anmerkung lehrt uns hierbey, daſs der Vf. ſich nicht vorwerfen laſſe, den *Shakeſpeare* nicht zu verſtehn: *denn* er habe ſich, zu verſchiedenen Zeiten, ſechs Jahre in England aufgehalten, und verſtehe die Sprache dieſer Nation; aber nie habe er eine von *Sh.* Tragödien an einem weg leſen oder eine ganze Seite mit gleicher Bewunderung durchlaufen können. Wir wollen dieſs gern glauben, aber zugleich an eine Bemerkung von *Lichtenberg* erinnern, die er gerade auch bey Gelegenheit des *Sh.* macht (Vermiſchte Schriften III. S. 478.). „Die Menſchen ſind geneigt zu glauben, daſs ſie jedes Buch, worin nichts von krummen Linien und algebraiſchen Formeln vorkommt, leſen könnten, ſo bald ſie die Sprache verſtünden, worin es geſchrieben iſt. Es iſt aber grundfalſch

u. ſ. w.

u. s. w. — Eine andre Anmerkung erweist den Vorzug der französischen Literatur vor der Alten auf eine noch weit bündigere Weise." Es ist gewiss, sagt er (und dieses *Es ist gewiß!* hallt ohne Zweifel aus allen Theilen der Erde wieder!), es ist gewiss, dass die Alten keinen *Moliere*, keinen *Racine*, keinen *Lafontaine*, keinen *Voltaire*, keinen *Büffon*, keinen *Montesquieu* haben." — Das beste in dieser Epistel, die hier und da von einigem rhetorischen Prunke glänzt, von Poesie aber keine Spuren zeigt, scheint uns die Schilderung des Landlebens und der Einsamkeit. Charakteristisch aber ist es, dass der Vf. trotz den ernsten Gefühlen, mit denen er seine Arbeit schmückt, dennoch der alten Thorheit getreu bleibt:

Tu me l'a dit cent fois: „Cette ombre qui s'envole,
Que poursuit le jeune homme en sa course emporté,
Est le mépris du sage en sa maturité."
Eh bien, j'y sacrifie encor quelques années . . .

Wir sagen nichts weiter von den Gedichten, die noch in einigen Epigrammen, Uebersetzungen, flüchtigen Gedanken und Gelegenheitsstücken bestehn. Den *Ton der großen Welt*, die Kunst *alles zu sagen*, und dem Ernst und Gefühl aus dem Wege zu gehn, wird man in ihnen nirgend vermissen.

Von den prosaischen Aufsätzen erwähnen wir einen *Brief über London* vom J. 1783., welcher bekannte Dinge in einem muntern Stil, bisweilen mit jugendlichem Witze geschmückt, mittheilt; *Dormont*, eine romanhafte Geschichte, oder vielmehr ein schwarzes Bild entarteter Sitten, von dem der Vf. versichert, dass es nichts als Wahrheit enthalte; einen *Brief an den König* vom 27. Jul. 1792. worin der gutmüthige Monarch zu kühnen und energischen Massregeln aufgefordert wird, die seiner Natur unangemessen waren, und sein Unglück nur früher entschieden haben würden. Wir finden hier die Phrase: *un coup d'oeil de Louis XVI. fera braver la mort, et en fera la recompense*, mit der Anmerkung geschmückt: *les rois peuvent tout par le seul prestige de la royauté; ils sont comme les jolies femmes qu'on ne peut persécuter de près;* und endlich einen Brief an den Marquis de Condorcet vom 5. Nov. 1792. aus *London* geschrieben, um einem der berühmtesten und strafbarsten Genossen der revolutionären Greuel das Bild seiner Verbrechen vorzuhalten. Den Schluss macht ein Brief über Delphine, Frau von Stael und Madame Genlis, welcher zuerst durch deutsche Zeitschriften verbreitet worden ist.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Breslau, gedr. mit Kreuzer. Schriften: *Französisches Lesebuch*, oder, *Uebung im Sprechen und Uebersetzen*, nebst *fünf Abwandlungs-Tabellen* und einer hinlänglichen *Erklärung über den Gebrauch der verschiedenen Abwandlungsarten*, von *A. K.*, Sprachlehrer im Churfürstl. Orphanatrophia [*sic!*], 1805. X u. 118 S. kl. 8. (18 gr.)

Der Nutzen, den der Vf. von dem geringen Versuche seiner Schrift, laut des Vorberichtes, erwarten mag, dürfte doch sehr zweifelhaft seyn, da Form und Materie nichts zu loben übrig lassen, als den guten Willen. Nicht genug, dass es dem Vf. ganz an philosophischer Bildung fehlt, und daher seine, überdiess sehr sparsam gegebenen, lediglich auf Einen Redetheil sich einschränkenden Erklärungen entweder ganz falsche oder halbwahre und schiefe Belehrungen enthalten, kommt auch, ausser häufigen Druckfehlern, eine völlige Planlosigkeit und ein äusserst schlecht stilisirter Vortrag hinzu, der noch die Schwierigkeiten des Verständnisses durch eine widerliche, mit der deutschen Setzordnung unverträgliche, französische Interpunktion beträchtlich vermehrt. Rec. kann sich auf eine weitläufige Rechtfertigung seiner Vorwürfe da nicht einlassen, er will daher nur über die Planlosigkeit des Ganzen das Nöthige erinnern. Nach dem Titel sollte man praktische Anleitungen zum französischen Sprechen und Uebersetzen für den Hauptzweck der Schrift halten, und also sich berechtigt glauben, in ihnen den wesentlichsten Inhalt derselben zu suchen; allein es ist anders. Der oberflächliche und unvollständige, als *Einleitung* zu den Conjugationstabellen gegebene, grammatische Unterricht über die *Verbes* und über das Allgemeinste, was in diesen Redetheil gehört, nehmen 24 Seiten ein, ihm folgen fünf, mit einzelnen syntactischen Regeln versehene, *Tabellen* über die Abwandlungsformen der Auxiliar-, so wie der regelmäsigen und unregelmäsigen Zeitwörter, begleitet von einem ergänzenden *alphabetischen Verzeichnisse* der Letzteren, und nun erst erscheinen gleichsam nur als Probe der Lehrmethode des Vfs. *vier* französische und *drey* deutsche Erzählungen, unter welchen man theils französische und deutsche aus ihrem Inhalte geschöpfte Fragen und Antworten, theils die im Texte vorkommenden Zeitwörter mit Zurückweisung auf die Tabellen, findet. Man sieht hieraus offenbar, dass die Titelrubrik: *französisches Lesebuch* hier eben so unpassend ist, als das Thema vor manchen Predigten. — Einige Sprachunrichtigkeiten will Rec. aus den Uebersetzungsstücken noch ausheben. S. 114. lautet die französische Antwort, auf die deutsche Frage: wer ein völliges Vertrauen auf den Perikles hatte, folgendermafsen: *Les troupes qui le suivoient auſſi* etc. S. 116. — S. 116. *à moins qu'on n'empêcha* etc. — Ebendaselbst: *pour les* (nämlich: *les chevaux de Rhésus*) *ammener (amener) dans son camp.* Bemerken muss Rec., dass von einem Orte die Rede ist, wo Ulysses (von dem hier gesprochen wird), sich nicht befindet, nämlich eben vom Lager, wohin er die Pferde des Rhesus erst schaffen will. — *Il auroit eu le même sort, ſi Electre* (,) *ſa ſoeur* (;) *n'eut (eût) pris ſoin* etc. Richtiger: *n'avoit pris* etc.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. März 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

STUTTGART, b. Löflund: *Salomonis Regis et Sapientis quae ſuperſunt ejusque eſſe perhibentur omnia*, ex Ebraeo latine vertit, notasque, ubi opus eſſe viſum eſt, adjecit *Joſ. Fried. Schelling*, Reg. Würt. a Conſiliis et Monaſt. Murrhard. Abbas. 1806. 240 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Im Würtembergſchen ſind Sonntags die Veſpervorleſungen *(lectiones veſpertinae)* üblich, worin jedesmal ein ganzes Kapitel aus der Bibel, dem A. und N. T., vorgeleſen, und eine kurze Erklärung hinzu gefügt wird, wozu aber die Anleitung ſchon vor hundert Jahren und darüber geſchrieben, alſo jetzt bereits veraltet iſt. Es wurde daher Befehl zu einem neuen Hülfsbuche gegeben, wobey man die Arbeit unter die Würtembergiſche Geiſtlichkeit vertheilte. Dem als Exegeten des A. T. berühmten Vf. fielen die Salomoniſchen Schriften zu, mit Ausnahme des Hohenliedes, welches billig aus dieſen Vorleſungen ausgeſchloſſen wurde. Da aber Hr. *Sch.* in ſeiner deutſchen Erklärung manches Eigne hatte, wovon er die exegetiſchen Gründe in einer populären Schrift nicht anbringen konnte: ſo entſchloſs er ſich zu dieſer vorläufigen lateiniſchen Verſion mit eingeſtreuten exegetiſchen Anmerkungen und Excurſen, und nahm auch das Hohelied mit, weil er hievon eine beſondere Anſicht hatte. — Die Verſion iſt nicht ganz wörtlich, ſondern drückt etwas mehr den Sinn aus, und die Anmerkungen ſind nur ſparſam ausgeſtreut, wo es dem Vf. nöthig ſchien. Die Latinität iſt weit beſſer, als man ſie aus dem Würtembergſchen zu erhalten gewohnt iſt, und der Vf. hat auch noch in ſeinem hohen Alter eine Gewandheit des Ausdrucks zu verrathen gewuſst. Wäre er auch von allen theologiſchen Vorurtheilen frey geweſen, ſo würde er auf die neuern Erklärungen eine unparteyiſche Rückſicht genommen, und manches beſſer getroffen haben, als es jetzt geſchehen iſt. Aber auch ſo verräth er ſich, wie in ſeinen übrigen exegetiſchen Schriften, als einen ſelbſtdenkenden Exegeten von ſchöner orientaliſcher Sprachgelehrſamkeit.

Da es unmöglich iſt, hier alle eigenthümlichen Anſichten des Vfs. zu beleuchten: ſo will Rec. nur einiges von dem anführen, was ihm gelungen oder nicht gelungen zu ſeyn ſcheint. — Wenn Prov. 1, 22. der Ausdruck כסילים durch *per ſegnitiem fatui* erklärt wird, weil der arabiſche Radix *ſegnis, ignavus fuit* bedeutet: ſo iſt dieſe Bedeutung zu ſehr nach der Etymologie gepreſst. Der Sprachgebrauch wird in unzähligen Fällen von der Etymologie frey, und giebt den Worten eine allgemeinere Bedeutung, wie es auch hier der Fall iſt. Jenes Wort heiſst nach dem Sprachgebrauch nichts weiter als *fatuus*. Wenn er ferner den Anfang des 30. Kap. in den Proverbien ſo überſetzt: *Effata Aguris filii Jakeh, oracula, quae eloc. tus eſt conjux* (הגמר) *Ithielis, Ithielis inquam et Uchalis;* ſo wird er dieſe Ueberſetzung einem geſchmackvollern Interpreten ſchwerlich annehmlich machen können. Nach ſeiner Meinung ſollen nämlich Ithiel und Uchal zwey Weiber Agurs geweſen ſeyn: allein wenn dieſs der Fall war, wozu bedurfte es der Wiederholung des Namens Ithiel? Dieſe ſchwierige Stelle iſt von den neuern Interpreten mit einer kleinen Veränderung der Punkte ſchon weit richtiger erklärt worden, und es wäre wohl der Mühe werth geweſen, daſs der Vf. Rückſicht auf ſie genommen hätte. Eben ſo iſt im 31. Vers deſſelben Kapitels זרזיר מתנים der Ringlichte an Lenden gewiſs nicht *ſuccinctus lumbos adeoque equus:* denn was ſoll *ſuccinctus lumbos* bey einem *Pferde* bedeuten? Dagegen ſind andre Erklärungen glücklicher. So giebt der Vf. z. B. den Ausdruck שכל טוב Prov. 3, 4. ſehr gut durch *dexteritas ingenii*, nach der Analogie von השכל 1 Moſ. 29, 8. Joſ. 1, 7. 8. 1 Reg. 2, 3. Eben ſo 3, 31. אל־תקנא durch *ne zelo nimis exardeſcas.* Ferner 4, 26. וכל דרכיך יכנו *tum, qua ibis, ab lapſandi periculo tutus eris.* Auch hält er mit groſser Wahrſcheinlichkeit das ſchwere Wort שלקת Prov. 30, 15. für eine hieroglyphiſche Benennung des Todes, deſſen beide Töchter, der שאול und אבדון, K. 27, 20. namentlich vorkommen. Dazu kommt, daſs im Arabiſchen daſſelbe Wort عَلُوق und علوقة wirklich *mors* und *calamitas* heiſst. Dieſs mag zur Probe hinreichend ſeyn, um noch Platz für die Anſichten des Vfs. von den Salomoniſchen Schriften zu gewinnen. Er hält ſie ſämmtlich für Producte Salomo's ſelbſt, den Prediger und das Hohelied nicht ausgeſchloſſen, wobey er wohl nicht ohne theologiſches Vorurtheil geweſen iſt. Er geſteht zwar ein, daſs ſich im Prediger ſchon Chaldäismen und Syriasmen ſammt ausländiſchen Ausdrücken finden: allein er glaubt, dieſs ſchade dem Zeitalter Salomo's nicht, wenn man annehme, daſs Salomo dieſe Schrift in ſeinem Alter geſchrieben habe, wo ſeine Sprache durch langen Umgang mit fremden Nationen etwas exotiſch geworden ſey. Ferner habe unter ihm die Schifffahrt der Hebräer begonnen, wo mit den neuen Gegenſtänden auch die Sprache verändert ſey. Ueberdem ſey der Prediger philoſophiſchen Inhalts, und die Philo-

sophen hätten immer ihre eigene Sprache. Diese Gründe wird kein Sachkenner für bedeutend halten, und es ist zu bedauern, dafs der Vf. nicht auf die neuesten Untersuchungen über den Prediger Rücksicht genommen hat, wodurch er vielleicht eine andre Ueberzeugung gewonnen haben würde. Das Hohelied hält er für ein einziges zusammenhängendes Gedicht, welches schon der Name שיר verlange, worin Salomo zwey Liebende (Braut und Bräutigam) aus dem Hirtenleben einführe, und ihre Liebe abwechselnd besingen lasse. Auf diese Weise, glaubt er, könne nun kein Einwurf mehr gegen die Echtheit dieses Gedichts daher genommen werden, dafs sich Salomo darin selbst so übermäfsig lobe. Allein nach dem Urtheil des Rec. wird die Sache dadurch nicht sehr verändert, dafs Salomo er sich durch zwey Andere so aufserordentlich loben läfst. Das unwahrscheinliche übermäfsige Selbstlob bleibt ja auch so noch vorhanden. Was aber die Ueberschrift betrifft: so kann diese wohl nicht für die Einheit des Gedichts entscheiden, weil man nicht weifs, aus welchem Zeitalter sie ist. Sie scheint auf keinen Fall recht zu dem Inhalte zu passen, und am wenigsten zu der Ansicht des Vfs., wonach das Ganze eine Idylle seyn soll. Die Ueberschrift שיר השירים deutet der Sprache nach immer nur ein sehr vorzügliches Gedicht an; aber nicht die Art desselben, obgleich der Vf. die Bedeutung von Idylle aus dem Inhalte bestimmen will, welches aber nicht angeht, sobald nicht der Dichter selbst die Ueberschrift gemacht hat. Ueberhaupt aber mufs das Hohelied seiner Natur nach mehr in die Klasse der *erotischen* Lieder, als der Idyllen gehören. Wenn man es also in den neuern Zeiten als eine Sammlung erotischer Lieder, so wie die Proverbien als eine Sammlung Sentenzen, betrachtet hat: so bleibt dem Rec. diese Ansicht noch immer die wahrscheinlichste. Dabey ist er indessen noch nicht gemeynt, über die Eintheilung des Vfs., wonach Braut und Bräutigam abwechseln (z. B. 1, 2—7. die Braut, 8—11. der Bräutigam, 12—14. die Braut, 15. der Bräutigam u. s. w.) den Stab zu brechen. Diese ganze Abtheilung verdient eine besondere Untersuchung (etwa von einem jungen Gelehrten, der sich dem Publicum empfehlen will), um zu sehen, ob sie so natürlich aus einander fliefst, dafs man die bisherige Idee von einer Sammlung erotischer Lieder aufgeben müfste. Unwahrscheinlich bleibt es dem Rec. immer, dafs sich ein einziges Liebesgedicht so lange fortziehen sollte, und die Analogie des Alterthums ist dawider. Wenn der Vf. die Analogie des *Theocrit* für sich anführt, der eigentlich nicht hieher gehört: so provocirt Rec. dagegen auf den *Anakreon* und den Orient überhaupt, der sich in kleinen Liederchen dieser Art gefällt. Zum Schlufs bemerkt Rec. noch, dafs ein Erklärer der Salomonischen Schriften diese Uebersetzung derselben nicht wohl entbehren kann: denn wenn gleich darin nicht viele neue Aufschlüsse gegeben sind, so doch einige.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Degen: *Apollonion*, ein Taschenbuch zum *Vergnügen und Unterricht* auf d. J. 1807. 196 S.

Enthält mehrere gute Stücke, unter denen sich auszeichnen: der Schwarzbach-Wasserfall von *J. v. Grofsing*, der *Hut* von *B. v. Wagemann*, die *Minne* von *Heinsberg*. Hr. *Leon* hat einige der trefflichen Allemannischen Gedichte von *Hebel* ins Hochdeutsche übergetragen. Es wäre zu wünschen, dafs man eine vollständige Uebersetzung nach diesem Muster hätte. Von Hn. *Kreil* ist die 14te Satire Juvenal's in freye Jamben recht gut übersetzt. Viele Sinngedichte, unter denen wir folgendes von *Scheiger* ausheben:

Veit an eine Kanzley.

Weil neulich mein Bericht so schlecht gekratzt gewesen,
Dafs ich laut des Bescheids erst *schreiben* lernen soll,
So schrieb ihn Hans für mich; zu beiderseit'gem Wohl
Bitt' ich indefs auch: Lernet *lesen*.

Der Einfall ist gut; nur ist das *zu beiderseit'gem Wohl* im Gedanken müfsig, und im Reime falsch.

Halle, b. Hendel: *Pantheon der deutschen Dichter*, mit biographischen und literarischen Notizen. *Erster* und *zweyter* Theil. 1806. 282 u. 318 S. 8.

Eine planlose Auswahl einzelner Gedichte von *Haller*, *Hagedorn*, *Kleist*, *Gleim*, *Uz*, *Klopstock*, *Ramler*, *Denis*, *Wieland*, *Willamov*, *Pfeffel*, *Nicolay*, *Gerstenberg*, *Kretschmann* und *Hölty*, auf schlechtem grauen Papier, und noch dazu nicht einmal vollkommen correct, abgedruckt. Die beygefügten *literarischen und biographischen Notizen* enthalten nichts, was sich nicht weit vollständiger in den Handbüchern von *Vetterlein*, *Eschenburg*, *Koch* u. a. m. zusammengestellt fände. Uebrigens hat die *Matthisson'sche Anthologie* jede andre Sammlung dieser Art, um wie vielmehr eine solche wie die vorliegende, überflüssig gemacht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. 1) *Schwerin* u. *Wismar*, in Comm. d. Bödner. Buchh.: *Die Verbindlichkeit der Eingepfarrten zum Bau und Unterhalt der Kirchen-, Pfarr- und Küster-Gebäude*, besonders bey dem Unvermögen der Kirchen-Aerarien, *beyzutragen*, mit Hinweisung auf das gemeine Recht, aus Mecklenburgischen Kirchengesetzen, aus Urkunden und aus Urtheilssprüchen entwickelt von dem Hofrath und Kirchen-Procurator *Francke* in Schwerin, mit LIV Beyl. 1806. 100 S. 4.

2) *Schwerin*, b. Ebend.: *Ueber die Beytragsverbindlichkeit der Gemeinden zu Kirchen- und Pfarrbauten*, ein Versuch, veranlafst durch die kürzlich erschienene Schrift des Herrn Hofraths *Francke* über diesen Gegenstand. 1806. 54 S. 8.

3) *Rostock*, gedr. b. Adlers E.: *Erörterung der Frage: Wem liegt bey unzureichendem Kirchen-Aerarium die Verbindlichkeit ob, zum Bau und Unterhalt der Kirchen- und Pfarr-Gebäude beyzutragen?* mit besonderer Rücksicht auf Mecklenburg. 1806. 59 S. 4.

Der Gegenstand, welchen vorgedachte drey Abhandlungen erörtern, wird auch in Mecklenburg, seitdem so manche

Digitized by Google

che Gründe auf die Abnahme der Kirchen-Einkünfte wirken, immer mehr praktisch wichtig, und verdient auch aus innern Gründen, sowohl nach gemeinem als nach Mecklenburgischem Kirchenrecht, eine eigene Behandlung. Bekanntlich ist nach protestantischem allgemeinen Kirchenrecht und insonderheit nach Mecklenburgischen kirchlichen Gesetzen die Frage: ob bey unzureichendem Kirchen-Aerarium zunächst der Kirchen-Patron oder die Gemeinde die Kosten des Baues und Unterhalts der kirchlichen Gebäude tragen müsse? sehr streitig. In Mecklenburg ist sie seit mehrern Jahren Gegenstand vieler Processe sowohl vor den Landes-Gerichten, als vor den Reichs-Tribunalen. In Beziehung auf letztre scheint die Nr. 1. gedachte Schrift abgefaßt zu seyn. — Von vorliegenden drey Abhandlungen legen die beiden ersten der Gemeinde, die dritte aber dem Patron die subsidiarische Bau- und Besserungs-Verbindlichkeit auf; alle drey finden ihr Resultat sowohl im gemeinen bürgerlichen und Kirchenrecht, als in den Mecklenburgischen Particular-Gesetzen.

I. Die *erste* Abhandlung hält nicht den Patron, sondern nur die Gemeinde zur Tragung jener subsidiarischen Pflicht verbunden und zwar nach gemeinem Kirchenrecht (*erster* Abschnitt); weil nicht der Patron, sondern die Gemeinde das Eigenthum der kirchlichen Gebäude entweder von deren Ursprung an oder mindestens nachher durch deren Widmung zum öffentlichen Gottesdienste besitze, und die wahre *domina* derselben und als solche nach der Regel: *quisque sua reficere tenetur*, zu Reparaturen verbunden sey, diese Verbindlichkeit ihr auch, wenn man sie nur als ausschliefsliche Nutznieſserin dieser Gebäude ansehe, obliegen würde, indem ausdrückliche Gesetze, z. B. l. 6. §. 2. D. *si servitus vindicetur*, l. 18. D. *de usu et habitatione*, l. un. §. 4. C. *de caduceis tollendis* und l. 55. *de R. J.* in 6. die Reparationspflicht dem Nutznieſser auflegen; noch mehr werde dieselbe hier durch die, aus dem Begriff und Wesen der Societät flieſsende, Grundsätze erhöht und endlich durch den Schluſs des Tridentinischen Conciliums Sess. XXI. *de reformat.* cap. 7. ausdrücklich bestätigt, wogegen der Patron in keinem, mit dem *onere aedificandi* verbundenen, Verhältnisse stehe und von keinem Gesetze zur Uebernahme dieser in Frage stehenden Verbindlichkeit angehalten werde. Zwar lege der angeführte Tridentinische Concilienschluſs diese Verbindlichkeit den Kirchenpatronen noch vor den Parochianen auf; allein dieſs Gesetz rede von einer Gattung von Patronen, welche unter den Protestanten durchaus unbekannt sey, nämlich von *Patronis, qui fructus ex ecclesiis percipiunt*, und überdem habe dieſs Gesetz bey den Protestanten keine gesetzliche Kraft. Im *zweyten* Abschnitt entwickelt der Vf., daſs auch die Mecklenburgischen Gesetze diese Verbindlichkeit nicht den Patronen, sondern den Parochianen auflegen, indem die beiden Kirchenordnungen vom J. 1552. und 1602. nicht bloſs daſs die geistlichen Gebäude in baulichem Stande erhalten werden, sondern auch das vorschreiben, daſs die Eingepfarrten dazu Holz und übrige Baumaterialien und die baaren Kosten geben, so wie auch die Fuhren leisten sollen, womit auch die Observanz des 17ten Jahrhunderts übereinstimme. Der *Landesvergleich* von 1755. §. 499. und 500., worauf sich die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung gemeinhin beriefen, hebe diese Grundsätze überall nicht auf; zwar setze er fest, daſs die Eingepfarrten bey neuen Bauten Geld- und Naturalienbeyträge, auch Hand- und Spanndienste nur an den Orten, wo eine besondre Observanz oder ein Pactum es herbringe, leisten sollten; allein hier sey die Rede nicht von der subsidiarischen Verbindlichkeit, sondern von der, an manchen Orten üblichen, Verbindlichkeit der Parochianen, auch bey zureichendem Kirchen-Aerarium beyzutragen; dieſses Gesetz betreffe daher die eigentliche Streitfrage, nämlich den *casum inopiae* des Aerariums, überall nicht, und stelle daher für denselben nicht die Eingepfarrten, sondern den Patron als den pflichtigen Theil auf. Den Schluſs macht die Widerlegung der von dem Gegentheil angeführten Gründe und eine Reihe von Erkenntnissen, bey welchen auswärtige Facultäten die Grundsätze des Vfs. angenommen haben, obgleich nicht allein die Justizkanzley zu Schwerin in einigen selbst abgefaßten Entscheidungen, sondern auch das kaiserliche Reichskammergericht, diesen Principien nicht gemäſs, sondern für die Verbindlichkeit des Patrons entschieden, wie diese Anlagen beweisen.

II. Die *zweyte* Abhandlung geht im Wesentlichen von den Grundsätzen der *ersten* aus, vertheidigt mit ihr die nämlichen Sätze und trägt zur Erhellung dieſses Gegenstandes im Ganzen wenig bey, obgleich Rec. die, freylich nur sehr unvollständigen, Beyträge zur Geschichte der Entstehung der Kirchen in Mecklenburg mit Vergnügen bemerkt hat. Wichtiger ist

III. Die *dritte* Abhandlung, welche die in der *ersten* Abh. vorgetragene These widerlegt, und die, in Frage stehende, Verbindlichkeit nur dem Patron auflegt. Der Patron, nicht die Gemeinde, ist Eigenthümer der kirchlichen Gebäude, letztre übt kein einziges Eigenthumsrecht an denselben aus, sondern hat nur *commoda spiritualia*, welche sie bezahlt und der Kirche vergütet; jeder Patron ist schuldig, die Kirche, die er stiften will, zu dotiren, dieſs ist durch ausdrückliche Gesetze, nämlich Nov 62. c. 2. und c. 8. X. *de consecratione ecclesiae*, vorgeschrieben, und dagegen genieſst er nützliche, ehrenvolle und sehr bedeutende Rechte. Nach gemeinem Rechte ist der Patron bey unvermögendem Kirchen-Aerarium schuldig, die Bauten und Reparaturen der Kirchengebäude zu tragen, weil er Eigenthümer derselben ist und die *Inopia aerarii* anzeigt, daſs er seiner Dotations-Pflicht entweder überall kein, oder mindestens kein vollkommenes Genüge geleistet hat, auch endlich ausdrückliche Kirchenrechtsgesetze ihn zu jener Pflicht verbinden, indem der Schluſs des Tridentinischen Conciliums allerdings auch auf unsre protestantischen, und insonderheit Mecklenburgischen, Patrone anwendbar sey, weil sie unstreitig *fructus* aus der *Ecclesia* erhielten. Die natürlichen Societäts-Grundsätze seyn da, wo positive Gesetze vorhanden sind, nicht anwendbar. Das mecklenburgische Particular-Recht übertrage keineswegs die, durch das gemeine Recht dem Patron aufgelegte, Verbindlichkeit auf die Parochianen, obgleich letztre vermöge allgemeinen, durch den L. G. G. E. Vergleich bestätigten, Herkommens bey Reparaturen ohne Rücksicht auf Vermögenheit oder Unvermögenheit des Kirchen-Aerariums, Hand- und Spanndienste leisten und nach §. 500. des gedachten Grundgesetzes bey neuen Bauten im Fall entweder einer Observanz oder eines Vertrags concurriren müssen; übrigens aber von der, in Untersuchung stehenden, Verbindlichkeit frey sind, indem das gemeine Kirchenrecht dieſs vorschreibt und das Mecklenburgische Particular-Recht daſselbe nicht abändert. Nach ältern Meckl. Kirchenordn. v. J. 1552. und 1602. sollen die Eingepfarrten dazu nur concurriren, wenn die Kirchen-Aerarien unvermögend, und (nicht: oder) sie bisher gebauet, gebeſsert und erhalten haben, auf welche specielle Observanz man nicht Rücksicht hätte nehmen können, wenn dieſs allgemeine Parochianen-Pflicht wäre; dieſser Auslegung treten noch mehrere Gesetze, z. B. v. J. 1681. und 1694. bey, die der Pflicht der Eingepfarrten nicht weiter als in Ansehung der Hand- und Spanndienste erwähnen; eben dieſs ist in Ansehung des Landesvergleichs §. 499. 504. und 505. der Fall, so wie die Reparations-Verbindlichkeit des Patrons auch durch die angeführte Stiftungsacte von 1784., deren Relevanz der Vf. hier sehr gut darlegt, und durch die Constitution vom J. 1804. bestätigt wird, wogegen die angeführten Herzoglichen Rescripte u. dgl. aus dem 17ten Jahrhundert nicht in Anschlag kommen, weil sie besondre Fälle betreffen und ein allgemeines Recht weder begründen sollten, noch begründen konnten.

Nach unserer Einsicht ist hier Recht und Wahrheit auf der Seite des Vfs. der *dritten* Abhandlung, welche diese Verbindlichkeit den Kirchenpatronen auflegt. Schon *a priori* aus dem Begriff des Patronatsrechts folgt gewiſs die Präsumtion dafür; wozu ein Kirchenpatronat, wenn es nur ein Inbegriff von Rechten seyn soll, wozu Hr. Hofr. *Franke* es umwandelt? Zu sehr geneigt ist man zu dieſser Idee in denjenigen protestantischen Staaten, wo die Reformation eine so groſse Menge Patronate

Digitized by Google

tronats in die Hände des Landesherrn und Oberbischofs gebracht hat, und wo das Patronatrecht mit der höchsten Oberaufsicht über das Patronatrecht in einer Hand ruhet, und über letzteres allmählig die Vorzüge und Rechte der erstern verbreitet. Auch dem gemeinen Rechte thut Hr. Hofr. *Fr.* in der Abhandl. i. offenbaren Zwang an; die von ihm angeführten römischen Gesetze passen hierauf nicht, und haben zum Theil auch einen andern Sinn, und dem Tridentinischen Concilienschlusse giebt er eine Auslegung, welcher Rec. nicht beystimmen kann. Dieser Schluss macht in subsidium des Kirchenaerarii zur Bau- und Besserung der Kirchengebäude verbindlich: *„omnes patronos et alios, qui fructus aliquos ex ecclesiis percipiunt, aut in illorum defectum parochianos.* Hr. Hofr. *Fr.* bezieht die Worte: *qui fructus — — percipiunt*, auch auf die *Patronos*, anstatt dass Rec. sie lediglich auf die *alios* beschränken zu müssen, keinesweges aber auf die davon unabhängigen *patronos* ausdehnen zu dürfen glaubt. Ueberdiess haben die Meklenb. Patronen nicht geringere *fructus ex ecclesiis*, als die Katholischen. Nach dem angeführten Tridentinischen Concilienschlusse hat daher, wenn Rec. nicht irrt, der Kirchenpatron die Refections-Verbindlichkeit auf jeden Fall vor den Parochianen, ist jedoch befugt, auch andere, welche Einkünfte aus der Kirche haben, dazu beyzuziehen. Hiemit scheint Rec. auch das Mecklenburg. Kirchenrecht übereinzustimmen. Dasselbe enthält kein einziges Gesetz, welches den Patron von seiner gemeinrechtlichen Verbindlichkeit freyspräche, und sie den Parochianen auflegte; im Gegentheil sind mehrere Gesetze dieses Landes vorhanden, welche die Beytrags-Verbindlichkeit der letztern, den Fall einer speciellen Observanz oder Verwillkürung abgerechnet, auf blosse Hand- und Spanndienste beschränken, und dagegen dem Patron die Naturalien auflegen. Rec. rechnet hieher die Kirchenordnungen vom J. 1552. und 1602., die Gesetze von 1681. und 1694., und die §phen 499 u. 500. des Landesvergleichs von 1755. Erstre schreiben ausdrücklich vor, dass die Herrschaft zu diesen Bauten das Holz hergeben solle, und es ist in der That bemerkenswerth, dass Hr. Hofr. *Fr.* geradekin das Gegentheil behauptet hat; die Kirchenordnung von 1602. sagt geradezu, dass die Eingepfarrten da, wo die Kirchen unvermögend *und* (keinesweges *oder*) die Parochianen bisher gebauet, gebessert und erhalten haben, die Reparaturen u. s. w. ferner übernehmen sollen; sie nimmt also der Eingepfarrten Verbindlichkeit als eine durch Observanz berechtigte Ausnahme an, wozu die Regel gar leicht zu finden ist. Allein auch hierüber geht Hr. Hofr. *Fr.* weg, und verschanzt sich dagegen hinter einem Wust einzelner Rescripte und Urkunden, die theils, z. B. Anl. VI. VIII. X. XII., offenbar nur von Fuhren reden, theils aber ganz unbestimmt sind, z. B. Anl. IX. XXII. XXIX., alle aber nur einzelne herzogliche Patronatpfarren betreffen, alle von Patronen selbst erlassen sind, und alle klare Grundgesetze weder aufheben konnten noch sollten. Andere Gesetze, z. B. die von 1681. u. 1694., welche gleichfalls nur von der Verbindlichkeit der Eingepfarrten zu Hand- und Spanndiensten reden, übergeht der Vf. dagegen ganz. Der Landesvergleich vom J. 1755. beschränkt §. 499. u. 500. die Pflichten der Eingepfarrten 1) bey Reparaturen auf Fuhren und Handdienste, 2) bey neuen Bauten aber nur an den Orten, wo es hergebracht, sonst aber nicht, auf eben dieselben, und schliesst ausdrücklich alle Geld- oder Baumaterialien-Beyträge ausser dem Fall eines besondern Pacti oder erweislichen Herkommens aus, und stellt daher nach allen Regeln der Logik den Satz auf: die Parochianen sind 1) zu Reparaturen Hand- und Spanndienste zu leisten schuldig, 2) zu neuen Bauten aber dazu und zu Geld- und Materialien-Prästanden nur verbunden, wenn entweder ein *besondres* Pactum oder *erweislishes* Herkommen ihnen diese Pflicht auflegt. Diess ist so klar, dass es nicht widerlegt werden kann. Hr. Hofr. *Fr.* umgeht daher diese Disposition durch die Behauptung, diess Gesetz rede nicht von dem Falle der Verbindlichkeit der Eingepfarrten bey dem Unvermögen des Kirchen-Aerariums, sondern von den in Mecklenburg hin und wieder vorhandenen Fällen der Parochianen-Verbindlichkeit selbst beym Vermögen des Kirchen-Aerariums. Wir sehen keinen Grund ein, der den Vf. zu dieser Beschränkung einer allgemeinen Vorschrift berechtigen könne; diese Fälle sind, zumal bey neuen Bauten, so selten, dass man *a priori* wohl nicht annehmen kann, die Paciscenten des Landesvergleichs hätten darauf besondre Rücksicht genommen, und aus den Verhandlungen über dieses Grundgesetz ergiebt sich dazu gleichfalls kein Grund. Ueberdem steht diese Disposition im vollkommensten Einklange nicht allein mit dem gemeinen, sondern auch mit dem reinen, durch Anwendung unechter Principien auf einzelne Fälle nicht vermischten, mecklenburgischem Kirchenrechte, und insonderheit mit der, durch den Landesvergleich bestätigten, revidirten Kirchenordnung, welche, wie wir gesehen haben, das Bau- und Besserungs-Onus den Eingepfarrten nur da, wo es herkömmlich aufliegt, Spann- und Handdienste abgerechnet, wozu sie stets verbunden sind. Die Landesgesetzgebung hat noch kürzlich, nämlich in der wegen Durchzugs der Leichen 1804. erlassenen Landesverordnung, den Grundsatz, dass beym Unvermögen des Kirchenäriums das Patronat zutreten müsse, angenommen und bestätigt, ja Hr. *Fr.* selbst, und sogar in seiner Eigenschaft als Procurator einer Armenkirche, hat denselben, wie in der Abhandlung unter Nr. 3. durch die Anl. A. B. und C. bewiesen ist, in Ansehung der Commissions- und Processkosten angewandt, indem er nicht die Eingepfarrten, sondern den Kirchenpatron in gerichtlichen Anspruch nahm. — Offenbar kündigt sich die Franckesche Abhandlung, der man übrigens das Verdienst der systematischen Ordnung nicht versagen kann, nur zu sehr als Parteyschrift an. Immerhin mochte diess in Nebenrücksichten geschehen; allein wenn er Andersdenkenden ihre andre und, wie Rec. glaubt, richtigere Ansicht zum Starrsinn u. dergl. anrechnet, und sogar §. 5. es für respectlos zu halten scheint, wenn ein Eingepfarrter sein Recht bis zur letzten Instanz verfolgt (nach S. 28 f. that diess Hr. *Fr.* doch selbst?): so sollte er und jeder sich vielmehr der schönen Aeusserungen erinnern, welche darüber in der dritten Abhandlung S. 37. Anm. 47. vorkommen. Sehr richtig ist dasjenige, was in eben dieser dritten Abhandlung S. 28. angeführt ist, dass nämlich die Erschwerung des Beweises einer Observanz für die Meinung kein günstiges Vorurtheil erwecken könne. Warum und aus welchem Grunde kann ein Kirchen-Procurator sich gegen das Zeugniss des Landes-Superintendenten über eine kirchliche Observanz sträuben? Dasjenige, was hierüber S. 28 f. angeführt worden, ist so richtig, dass Rec. wünscht, dass alle, und besonders diejenigen, die solchen Anomalien zu steuern vermögen, es beherzigen; schon in einigen andern öffentlichen Blättern hat Rec. diese Zeugniss-Ablehnung mit Recht gerügt gefunden. Unrichtig ist es übrigens, wenn in der ersten Abh. S. 18. Anmerk. 2. behauptet wird, die meckl. Kirchenordnung v. J. 1552. sey von *Philipp Melanchton* abgefasst; er hat sie nur nachgesehen und mit einigen Zusätzen bereichert. Das Argument, dass diese K. O. nach dem Muster der kursächsischen entworfen sey, ist übrigens der Thesis des Hn. Hofr. *Fr.* mehr schädlich als vortheilhaft: denn letztre legt den Eingepfarrten die in Frage stehende Verbindlichkeit unumwunden und ganz bestimmt auf (Abh. 1. S. 51.); wenn also die nach ihr entworfene meckl. K. O. diese Vorschrift auslässt, ist diess ein Zeichen der Annahme oder Nichtannahme des ausgelassenen Punktes?

Uebrigens wird man auch ausserhalb Mecklenburg diese, zum Theil scharfsinnigen, Abhandlungen mit Vergnügen lesen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18 März 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BREMEN, b. Seyffert: *Ueber die Entſtehung, Erkenntniß, Beurtheilung und Kur der Knochenbrüche.* Eine theoretiſch-praktiſche Abhandlung von *L. Hampe.* — *Erſten* Theils *erſtes* Stück. 1805. XX u. 218 S. 8. (16 gr.)

Mit vieler Selbſtgenügſamkeit erklärt der Vf., daſs er die Lehre von den Knochenbrüchen der Vollkommenheit um einen Schritt näher bringen wolle. Alles Vorzügliche verdanke er dem Vortrage ſeiner Lehrer zu Göttingen, Paris, Berlin, Wien u. ſ. w., und dem eifrigen Studium der Schriften der erſten Aerzte und Wundärzte aller Zeiten. Er wolle ſich vorzüglich der empiriſchen Anſicht überlaſſen, jedoch aus Geſichtspunkten, welche ſeiner individuellen Meinung nach die richtigſten ſeyen. Er erwartet daher nicht allein die Verdammniſs aller beſchränkten Schlendrianiſten, ſondern auch aller derjenigen, welche mit mangelhaften empiriſchen Kenntniſſen ausgerüſtet ſind. Unter *Wolfs* und *Schellings* Autorität ſchätze er den mittelbaren Einfluſs der Philoſophie auf die äuſsern Formen alles übrigen Wiſſens ungemein, und ſo auch auf die Kunſt. Das Verdienſt des Vorzuges ſeiner Arbeit wolle er damit zu erringen ſuchen, daſs er 1) die Lehre von den Knochenbrüchen durch eine ſyſtematiſche Darſtellung auszeichnen, 2) dieſelbe auf beſtimmte Grundſätze zurückführen und ſie dadurch beſſer begründen, 3) ſie durch neue Lehren bereichern und erweitern, und 4) eine beſſere Anwendung ihrer Vorſchriften und Lehren zeigen wolle.

Um die Leſer in den Sinn ſeiner Schrift, deren Tendenz auf Praxis und Technicismus hinausgeht, recht einzuweihen: hat der Vf. nöthig gefunden, mit einem groſsen Aufwand neuer und pomphafter, dem gröſsten Theile der Beinbruchheiler unverſtändlichen Worte, einige phyſiologiſch-noſologiſche Fragmente vorauszuſchicken, um dadurch ſein Anſchmiegen an die philoſophiſchen Schulen ſeiner Zeit zu zeigen. Dieſem nach handelt er zuerſt: *Von den Knochenbrüchen im Allgemeinen.* I. Buch. *Von der Entſtehung der Knochenbrüche.* 1) *Verſchiedenheit der Veränderungen des äuſsern Zuſammenhangs der Knochen.* Dem Vf. zufolge haben faſt alle Schriftſteller ſehr unrichtige Beſtimmungen von einem Knochenbruche gegeben; die ſeines Wiſſens erſte und einzige richtige Definition finde ſich erſt in *Röſchlaubs* Lehrbuch der allgemeinen Iatrie. 2) *Darſtellung der Urſache der Knochenbrüche.* Nach dem Vf. iſt in den Lehrbüchern über die Knochenbrüche nichts oberflächlicher abgehandelt, als das Kapitel von der Urſache derſelben. I. *Vom innern Moment der Urſache der Knochenbrüche.* Iſt nach dem Vf. diejenige Beſchaffenheit der Knochen, welche den Grund der Möglichkeit enthält; ſie beſtehe in der (gröſsern oder geringern) Zerbrechlichkeit der Knochen, und der Grund dazu liege in der Verſchiedenheit der Cohärenz der Beſtandtheile, ob ſie vermehrt oder vermindert ſey, und alſo im erſten Fall die Anlage zu Knochenbrüchen vermindere, im zweyten vermehre. *A. Allgemeine Anlage zu Knochenbrüchen* ſey 1) wie ſie im normalen Zuſtande des Körpers beſtehe; 2) wie ſie auf einiger Abweichung von der Normalität, bey relativ geſundem Zuſtande beſtehend, beruhe; 3) wie ſie in einem von allgemeinen Krankheiten herrührenden krankhaften Zuſtande der Knochen gegründet ſey. *B. Beſondere Anlagen zu Knochenbrüchen*, und zwar in Hinſicht eines jeden einzelnen Knochens ins beſondere. Hierbey ſey zu berückſichtigen 1) die Structur, ſo wie ſie jedem Knochen eigentlich zukomme; 2) die normale Form der Knochen, ſowohl für ſich, als die ſie mit andern Knochen eingehen; 3) die Lage der Knochen. II. *Aeuſseres Moment der Urſache der Knochenbrüche.* oder auch Gelegenheitsurſache, die in der mechaniſchen Einwirkung äuſserer Gegenſtände auf den Knochen beſtehe. Im *dritten* Abſchnitt *von der Verſchiedenheit der Knochenbrüche* giebt nach des Vfs Erklärung die Eintheilung bey *allen* Schriftſtellern zu ſehr zu Miſsverſtändniſſen Anlaſs, und daher will er auch hier berichtigen, um die Verwirrung für die Zukunft zu verhüten. Er räumt indeſs auch ein, daſs manches dabey vorkommen möchte, was gröſstentheils auf *Wortſtreit* beruhe. Er nimmt nur zwey Unterſchiede bey Knochenbrüchen an, nämlich in Beziehung auf die Gröſse der Verletzung und die verſchiedene Richtung der Bruchflächen. Alle andern, von den Schriftſtellern angegebenen, Unterſchiede erklärt er für etwas dem Bruche aufserweſentliches. Nach Anführung der verſchiedenen Meinungen wegen der Richtung der Knochenbrüche wird zugegeben, daſs es ſowohl ſchiefe als Quer- und Longitudinalbrüche giebt; aber der Unterſchied der Brüche, wenn ſie ſich nahe an Gelenken befinden, iſt nach dem Vf. völlig überflüſſig, weil man, unter übrigens gleichen Umſtänden, von einem Gelenkbruche nicht mehr zu fürchten habe, und derſelbe keine andere Behandlung erfordere, wie jeder andere Knochenbruch. (Alſo ſoll man wohl Anfänger gar nicht darauf aufmerkſam machen, daſs die Gelenkbrüche eine weit gröſsere Beachtung, und mehrere derſelben eine ganz andere Behandlungsart, nämlich einen ganz andern Verband

erfordern, als die Brüche in der Mitte eines Knochens?) Die Verschiebung der Bruchstücke gegen einander will er auch nicht als eine Verschiedenheit gelten lassen, hält sie aber doch in Rücksicht auf Prognosis und Indication, von der gröfsten Wichtigkeit. II. Buch *von der Erkenntnifs der Knochenbrüche.* 1) *Von den Wirkungen der Knochenbrüche.* Ungeachtet dessen, was die genialischsten Wundärzte, wie *Pott*, *Richter*, *Desault*, *Bell* u. a. über Knochenbrüche überhaupt, so wie über deren Diagnosis insbesondere, gesagt haben, findet (S. 113.) der Vf. doch, dafs diese noch lange nicht zu dem Grade der Gewifsheit gediehen sey, den er ihr wünschen möchte; und dieſs rührt nach seiner Meinung davon her, dafs man nicht von eigentlichen Principien ausgegangen sey. Das, was *Duverney*, *Petit*, *Böttcher*, *Bell*, *Aitken*, *Bernstein*, *Boyer* und *Richerand* über das Verhältnifs der Ursachen und Wirkungen bey Knochenbrüchen sagen, besteht nach dem Ausspruch des Vfs (S. 127.) in nichts mehr und nichts weniger, als in aufgegriffenen Wahrnehmungen aus dem, was sich täglich zuträgt, die fast ohne alle Verbindung aufgezählt werden (aus dem natürlichen Grunde wohl, weil sie nicht, wie der Vf., *a priori* schliefsen). 2) *Von den Erscheinungen.* Diese theilt er ein in allgemeine wesentliche, in besondere wesentliche und unwesentliche Erscheinungen. Selbst die besten der gedachten Schriftsteller, *Duverney*, *Petit* und *Louis*, *Böttcher*, *Bell* und *Aitken*, *Bernstein*, *Desault*, *Boyer*, *Richerand* und selbst *Creve* und *Wardenburg* verrathen, sagt der Vf., nicht die Einsicht in das Verhältnifs der Erscheinungen zu dem Knochenbruch und dessen Folgen, als zu ihren Ursachen. Im *dritten* Abschn. *von der Diagnostik* erinnert er (S. 173.) in der Note, dafs er den silbernen Sonden zur Untersuchung von Knochenverletzungen alle andern nachsetzt; fügt aber hinzu, dafs er bey allen sehr schmerzhaften Verletzungen sich mit *grofser Linderung* für den Leidenden (?) der bleyernen Sonden bediene. (Das heifst doch Erfahrung!) Die Beweglichkeit ist das schönste Zeichen der Fracturen, und man soll es fast stets (!) ohne Nachtheil für den Kranken hervorbringen dürfen. III. Buch. *Von der Vorhersagung bey Knochenbrüchen.* 1) *Von der Gefahr bey Knochenbrüchen;* 2) *von der Heilbarkeit der Knochenbrüche;* 3) *über die Vorhersagung bey Knochenbrüchen.* Ob der gröfste Theil der Beinbruchheiler, die so genannten Routiniers, die Sprache des Vfs versteht, mufs Rec. und auch dieſs bezweifeln, dafs durch seine Schrift den wissenschaftlichen Wundärzten in der Heilung der Knochenbrüche ein helleres Licht aufgesteckt werden wird. Indefs könnte es seyn, dafs der Vf., da er mitunter auf eigene grofse Erfahrung hindeutet, bey der Behandlung der Knochenbrüche neue Handgriffe und neue nützliche Verbandarten noch zurück behalten hat, worüber aber erst die folgenden Theile näheren Aufschlufs geben müssen.

Münster, b. Waldeck: *Beyträge zu den Grundzügen für die Heilkunde für die gegenwärtige Zeit.* Nebst einer praktischen Abhandlung vom *Kindbetterinnenfieber*, von *Joh. Heinr. Brefeld*, Arzt. 1803. 144 S. gr. 8. (16 gr.)

Die Tendenz dieser Schrift geht besonders *dahin*, einige Lücken in der Erregungstheorie *auszufüllen*, namentlich den Säften des menschlichen Organismus einen gröfsern Wirkungskreis anzuweisen, als *unsre* Erregungstheoretiker verstattet haben. Dahin *zielen* 1) *Ideen über Lebenskraft und über die Säfte, über deren Seyn und Wirken im organischen Körper.* Der Vf. trifft, was sich erwarten liefs, in mehrern Punkten mit dem verstorbenen *Dömling* zusammen. Die festen Theile seyen aus den flüssigen hervorgegangen, bestehen durch dieselben, ihre ganze Existenz hänge ab und werde bestimmt durch den Zustand der Säfte. Dieſs ist einer der hauptsächlichsten Sätze, auf welche sich die Untersuchung gründet. Es ist bekannt, was für Gründe hiegegen die Solidarpathologen eingewendet haben, und wir wollen sie nicht wiederholen, überzeugt, dafs dieser Streit ewig nicht auf das Reine gebracht wird. 2) *Momente zur Erklärung der Lebenszustände.* Eigentlich nur eine Wiederholung und Fortsetzung der vorigen Abhandlung, nur dafs der Vf. hier noch mehr auf gewisse chemische Verhältnisse Rücksicht nimmt, obschon er eine eigene animalische Chemie nicht zu begreifen versichert. Aber erleiden denn die Gesetze der unorganischen Natur wirklich keine Abänderung im lebenden Thierkörper? Sollten die Elemente, Verwandschaften, Wahlanziehungen, Zersetzungen im thierischen Organismus eben so und nach denselben Gesetzen erfolgen, wie in den Laboratorien der Chemiker? Gewifs ist dieser Standpunkt viel zu niedrig für die Zoonomie. — Wenn man blofs die Kräfte berücksichtige, meynt der Vf., so fehle unsern Vorstellungen aller Grund: aus blofsen, vorübergehenden schädlichen Einwirkungen sey das *Plus* oder *Minus* der Kraftäufserung nicht gut erklärbar u. s. w. Kein Patholog, er müfste denn von der allerstrictesten humoralischen Observanz seyn, wird die Wechselwirkung der festen Theile auf die flüssigen und umgekehrt läugnen. Aber der Vf. geht zu weit, und seine Gründe lassen sich alle leicht beantworten, manche sogar auch, besonders der von der Impfung der Pokken, gegen ihn selbst anwenden. 3) *Beleuchtung und Beurtheilung einiger Lehrsätze aus der neuern Arzneylehre.* Es sind folgende: Jeder Reiz erregt den ganzen lebenden Organismus und Reiz vermindert die Erregbarkeit und umgekehrt. Auch hier erscheint uns der Vf. zu einseitig, und seine Appellation an die Erfahrung, so ehrwürdig dem Rec. selbst die Erfahrung als Basis der Arzneykunde ist, nicht immer statthaft und gegründet. Es wird z. B. kein Physiolog behaupten, dafs eine Wirkung im oder auf den Organismus bis ins Unendliche fortgehe; es wird niemand so leicht behaupten, dafs es gar keine blofs örtliche Reizung und Reizwirkungen gebe, obschon wir annehmen, dafs die Erregbarkeit eine und untheilbare sey u. dgl. 4) *Reflexionen über die Ansichten der allgemeinen Wirkungsart des Mohnsaftes.* Der Vf. stellt die

zwey

zwey Hauptanſichten dieſes Mittels, nach *Hoffmann* und *Tralles* auf, und giebt der erſtern den Vorzug, da ſie auf reineren Thatſachen beruhe. Die Gegner wird aber dieſer Aufſatz ſo wenig, als *C. L. Hoffmanns* Abhandlung ſelbſt überzeugen, obgleich dieſe letzte mathematiſch demonſtrirte. Die abſolute Hauptwirkung des Mohnſafts iſt nach unſerm Vf. die ſchwächende, und die dadurch bewirkte Verminderung der intenſiven Erregung nicht zu verkennen. Aus dieſer Schwächung des Zuſammenhangs, der phyſiſchen Stärke der Faſer und ſomit des Wirkungsvermögens, ſind die übrigen relativen alle herzuleiten. Die beiden Fälle aus des Vfs. Praxis, ſowohl der vom Opium, als der von der Wirkung eingeſogener Dämpfe bey der Bereitung des *Extr. nucis vom.* ſcheinen uns problematiſch. 5) *Beyträge zu der Lehre von Entſtehung und Bildung der Fieber.* Anhaltender Wechſel des Pulſes und der Wärme ſind der Charakter des Fiebers. Die letzte ſteht in ſehr engen Verhältniſſen mit dem Kreislaufe, die Aenderung des Pulſes hängt ganz vom veränderten Kreislaufe ab. Mithin beziehen ſich die charakteriſtiſchen Symptome des Fiebers auf die Wirkung des Herzens und der Gefäſse. Der Grund des veränderten Kreislaufs kann in der Aenderung der Kräfte des Herzens und der Gefäſse, oder in der Aenderung der Urſache, welche dieſe zur Bewegung antreibt, oder in beiden zugleich geſucht werden. Erfahrung hat gelehrt, daſs die Bewegung des Herzens und der Gefäſse im Fieber vermehrt ſey. Dieſs geſchieht durch zurück gehaltene Ausleerung ſchädlich gewordener oder verdorbener Theile, welche in den Kreislauf aufgenommen worden ſind. Das Weſen des Fiebers beſteht alſo in einer innormalen Action des Herzens und der Gefäſse, producirt durch auf ſie einwirkende faulichte Säfte u. ſ. w. Man ſieht, daſs auch hier der Vf. ein Hoffmannſcher Humoraliſt iſt, der ſich in ſeiner Demonſtration manche Vorausſetzung erlaubt, welche ihm von Andersdenkenden nicht zugegeben werden wird, z. B. die durch mangelnde Normalbewegung zurück gehaltene und faulicht gewordene Ausleerung. Dieſe Abhandlung könnte man faſt für eine nicht ganz gelungene Schutzſchrift der Reichiſchen Fiebermittel halten. 6) *Beylage von einer glücklichen Behandlung des Kindbetterinnenfiebers.* Spricht von der guten Wirkung des Borax in dieſem Fieber nach mehrern Erfahrungen. Der Vf. gab ihn immer auf nachſtehende Weiſe: *Rec. Boracis ſcr.* I—II. *Flor. ſulphur. Gr.* X—XX. *Camphor. Gr.* III—IV. *Pulv. ſ. foenic. Gr.* VI. *M. S.* Alle 2—3 Stunden eine ſolche Gabe zu nehmen. Dabey ordnete er das *Elixir. acid.*, um das Getränk zu ſäuern, einen Thee aus Kamillen, Schafgarbe und Fenchel abwechſelnd mit dem Geſäuerten, *Liniment. volat. c. Opio* in den Bauch einzureiben, Klyſtire aus Kamillen und Münze mit Oel und Salz, um den Leib zu öffnen, und konnte die Kranke auſser Bett ſeyn, laue Fuſsbäder, worin er zuweilen aromatiſche Kräuter werfen lieſs; konnte ſie nicht auſser dem Bette ſeyn, Umſchläge aus dieſen auf Schenkel und Füſse anwenden. Hierauf zeigten ſich nach 12—24 Stunden die Lochien, und weg war dann ſchleunig alles deutliche Fieber, wenn dieſe Heilart gleich beym erſten Fieberanfall ausgeführt wurd. Aeuſserte ſich aber das Uebelbefinden mit vermehrtem Wirkungsvermögen (ſtheniſches Kindbettfieber), wozu es doch ſelten kommen mag: ſo ſetzte der Vf. dem Borax Nitrum zu, und verminderte die Doſis Kampher, oder lieſs dieſen wohl gar weg. War Hämorrhagie bey der Entbindung geweſen: ſo ſetzte er dem Borax Zimmt oder Pomeranzenpulver, und dem *Elix. acid.* die *Eſſ. cinamom.* oder *Eſſ. aurant.* zu. Iſt gleich Anfangs Uebelſeyn oder Erbrechen da: ſo giebt er, um dieſs zu tilgen, erſt Magneſia mit Fenchelſamen und läſst Geſäuertes trinken. Auch bey Anfangs verwahrloſter Krankheit giebt er unter den nöthigen Modificationen Borax. Bey derjenigen Auftreibung des Leibes, welche auf Extravaſat deutet, wirkt die Verbindung des Queckſilbers mit Ipekakuana u. ſ. w.

Wir verkennen die Wiſſenſchaft, den Fleiſs und die Mühe, welche der Vf. bey dieſer Schrift gezeigt hat, um ſowohl ſeine eigenen Kenntniſſe zu berichtigen, als auch dieſe Berichtigungen dem Publicum mitzutheilen, keineswegs; wir fordern im Gegentheile den Vf. auf, auch in Zukunft zur Vervollkommnung der Medicin durch Schriften beyzutragen. Aber theils wünſchen wir ihm häufigere und reifere Erfahrung, welche allein im Stande iſt, den Blick des Arztes zu berichtigen und zu erweitern, theils bitten wir in der Folgezeit auch um eine etwas gedrängtere Darſtellung.

PARIS, b. Duprat-Duverger: *Traité des Maladies de la Bouche*, d'après l'état actuel des connoiſſances en Médecine et en Chirurgie, qui comprend la ſtructure et les fonctions de la bouche, l'hiſtoire de ſes maladies, les moyens d'en conſerver la ſanté et la beauté, et les operations particulières à l'art du Dentiſte; par *J. B. Gariot*, Chirurgien honoraire de la chambre et Dentiſte de S. M. C. le Roi d'Eſpagne, reçu au Collège royal de Chirurgie de Madrid, membre aſſocié étranger de la Société de Médecine de Paris etc. avec XV planches gravées en taille douce. 1805. XVI u. 338 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Daſs in einer bloſs für angehende Zahnärzte beſtimmten Schrift, wie die gegenwärtige ſeyn ſoll, alle Krankheiten des Mundes überhaupt abgehandelt ſind, kann Rec. nicht billigen. Der gröſste Theil der ſogenannten Krankheiten des Mundes geht den Zahnarzt gar nichts an, und kann und darf von demſelben nicht behandelt werden. — Für den Chirurgen, der ſich nicht ausſchlieſslich mit der Behandlung der Zähne, ſondern mit der ganzen Chirurgie abgiebt, iſt, wenn auch dieſe Schrift für ihn mit beſtimmt ſeyn ſollte, der Unterricht zu unvollſtändig. Viel zweckmäſsiger wäre es geweſen, wenn der Vf. diejeni-

jenigen Krankheiten des Mundes, die der Zahnarzt nicht behandeln kann und darf, weggelaſſen und ſich blofs auf das eingeſchränkt hätte, was für den Zahnarzt gehört. — Der Vf. theilt ſeine Schrift in *vier* Theile. Der *erſte* handelt von der Anatomie und Phyſiologie des Mundes. Die Anatomie beſchreibt er unter folgenden Abtheilungen: *Appareil offeux*, *App. dentaire*, *App. muſculaire*, *App. des glandes ſalivaires* und *App. nerveux et vaſculaire*. In der *zweyten* Abtheilung wird ſehr zweckmäſsig einiges von der Abnutzung der Zähne nach dem verſchiednen Lebensalter beygebracht. Was der Vf. über den Email der Zähne ſagt, will Rec. mit deſſen eigenen Worten herſetzen: „*Dans l'analyſe de la ſubſtance emaillenſe des dents on trouve, que la moitié de ſon poids eſt due au tiſſu vaſculaire et parenchymateux, qui conſtitue ſa partie veritablement organiſée et vivante; tandis que l'autre moitié ſe compoſe de phoſphate et de carbonate de chaux à peu près de la même proportion que celle fournie par tous les os.*" Die Phyſiologie des Mundes iſt ganz kurz abgefertigt. Der *zweyte* Theil, von den Krankheiten, welche die verſchiedenen Theile des Mundes befallen, iſt ſchlecht gerathen; über manche Krankheiten iſt wenig oder gar nichts geſagt. Was der Vf. im *dritten* Theil: *Hygiène et Therapeutique*, über die Reinigung der Zähne zu ihrer Erhaltung ſagt, iſt ſehr vernünftig. Auch verdient es allen Beyfall, dafs der Vf. vor allen verkäuflichen Zahnpulvern warnt, weil ſie Dinge enthalten können, die zwar die Zähne weifs machen, aber im Weſentlichen den Zähnen ſchaden. Seine Formeln von Zahnmitteln ſind aber ebenfalls nicht muſterhaft. Wir führen nur zwey Formeln von Zahnpulvern an: 1) *R. Terre ſigillée preparée ſix onces. Crême de tartre deux onces. Giroflé un ſcrupule.* 2) *R. Pierre ponce ſix onces. Crême de tartre deux onces. Laque carminée une once. Canelle fine deux gros.* Der *vierte* Theil beſchäftigt ſich vorzüglich mit den einem Zahnarzte eigentlich zukommenden Operationen an den Zähnen, und der kurzen Beſchreibung der dazu nöthigen Inſtrumente, welche man auch auf den beygefügten Kupfertafeln abgebildet findet.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Ueber die richtige Anwendung des Aderlaſſens*, nebſt einer *Anleitung zur Diagnoſe des ſthenischen Charakters einer Krankheit*, von Dr. *Georg Ludwig Grieſe*, pract. Arzte. 1804. XVI u. 159 S. 8. (12 gr.)

Rec. hat noch ſelten eine Schrift mit weniger Genugthuung aus den Händen gelegt, als die gegenwärtige. Der Vf. macht in einer ſehr pretiös geſchriebenen Vorrede beſcheidene Anſprüche auf Originalität; in dem Werkchen ſelbſt findet man oft durchaus nichts anderes, als die ſeit einigen Jahren ſchon ſo oft wiederholten, zum Theil richtigen, zum Theil einſeitigen, Einwürfe gegen die Anwendbarkeit des Aderlaſſens. — Die Diagnoſe des ſthenischen Charakters wird keinesweges durch die Arbeit des Vfs. aufgeklärt; es ſcheint ihm ſchlechterdings an eigener Erfahrung zu fehlen: ſonſt würde er die wichtigſten und ſchwierigſten Punkte nicht mit einer ſo ruhigen Zuverſicht übergangen haben. Auch gegen das Formelle der Schrift läſst ſich mancherley einwenden; ein widrig witzelnder Ton, eine unerträgliche Weitſchweifigkeit im Vortrage müſſen dem Leſer Langeweile verurſachen. Die Nothwendigkeit des Blutes zum Leben und die Schädlichkeit des Aderlaſſens beweiſt der Vf. durch eine poetiſche Darſtellung der Erſcheinungen beym Schlachten eines Schweines (S. 2). Folgende Stellen mögen zur Charakteriſtik des Buches und zum Belege des gefällten Urtheils dienen: „*Zeichen der ſthenischen Diatheſis.* Die ſthenische Diatheſis liebt eben ſo wenig das dürre, trockne, knöchrige, eingeſchrumpfte, ekigte, faltige, als das weiche, ſchwammigte, aufgedunſene, bleiche, lokere, ſchwulſtige des organiſchen Baues; ſie iſt Freundin des Ebenmaafses im Ganzen, des gedrungenen, des runden, ausgedehnten, derben, energiſchen" u. ſ. w. „*Veranlaſſungen zur ſthenischen Diatheſis* (S. 68.). Beamten fehlt es an nichts: ſie haben frohen Muth, oder Uebermuth; ſie leben reizend, eſſen gut, lieben den Wein, Rhum u. ſ. w.; denken meiſt wenig, ſchlafen lang, bewegen ſich viel, haben viel Zerſtreuung; ſie bewegen ſich meiſt paſſiv, alſo ohne groſse Anſtrengung; ſie reiten, fahren meiſtens, ſind durch gute Kleidung gegen ſchwächende Einflüſſe geſchützt, überlaſſen die Sorge ihren Verwaltern" u. ſ. w. — Mit ähnlichen Stellen iſt beynahe jede Seite geziert. Rec. glaubt nicht ungerecht zu ſeyn, wenn er dieſe Schrift für das Product eines frühzeitigen Autorkitzels hält, der weder durch Erfahrung noch Nachdenken in Schranken gehalten wurde.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Roſtock* u. *Leipzig*, b. Stiller: *Stanislaus Hornkopf.* Luſtſpiel in einem Aufzuge, in Knittelverſen. Frey aus dem Franzöſiſchen: *Le cocu imaginaire* des *Molière*, von *Auguſt Guſtav Wilhelmi.* 1805. 80 S. 8. (6 gr.) — Rec. hebt einige Stellen aus, wo dieſe Ueberſetzung für mehr oder minder gelungen zu achten iſt. Z. B. S. 54.:

„*Man mag mich eine Memme heiſsen;*
Ich hab' nicht Luſt in's Gras zu beiſsen."

Hier iſt das Original:

L'on n'appellera ſot de ne me venger pas;
Mais je le ſerois fort de courir au trepas.

noch ganz gut überſetzt; dagegen iſt das Komiſche im Original, wo Sganarelle ſeine Ehre anredet:

Dites moi, mon honneur, en ferez-vous plus gras?

in der Ueberſetzung ganz verloren gegangen. Die Worte derſelben (S. 53.) ſind:

„*Nein, nein! Das würde übel klingen,*
Und meiner Ehre keinen Vortheil bringen."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. März 1807.

PHILOSOPHIE.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Der neue Macchiavell; eine praktiſche Moral für die Ungläubigen.* 1804. 373 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. dieſes Werks wollte, nach ſeiner eigenen Erklärung, mit Wärme und Leben möglichſt gedrängt, aber doch vollſtändig, die Vorſchriften der Sittenlehre gebildeten Leſern ans Herz legen, wie dieſs ſeit *Gellert* nicht wieder geſchehn ſey. So wie er ſich auf der einen Seite von manchem Freunde praktiſcher Lebensweisheit Beyfall verſpricht, ſo zweifelt er doch nicht, daſs es nicht auch an ſolchen fehlen werde, die dieſs Buch als den frechſten Verrath an den heiligſten und göttlichſten Wahrheiten verſchreyen, und gar nicht begreifen werden, wie man bey ſolchen Grundſätzen, als daſſelbe enthält, noch von Sittlichkeit ſprechen könne. Wenn nun gleich Rec. nicht, wie der Vf. von ſolchen Beurtheilern ſeines Werks vorausſetzt, zu der Klaſſe derer gehört, welche in der Abnahme des herrſchenden Religionscultus (denn dieſen ſcheint der Vf. zu verſtehen, wenn er S. V. behauptet, daſs die Unſittlichkeit gerade in den Ländern am gröſsten ſey, wo die *Religion* noch ihre ſtärkſte Gewalt ausübt) einen nothwendigen Verfall aller Sittlichkeit erblicken: ſo kann er doch nicht umhin, zu geſtehn, daſs er dieſes Werk nur als eine moraliſche Klugheitslehre, oder als eine Moral der Selbſtſucht und des Eigennutzes für Verächter des Glaubens an alles Höhere im Menſchen und zur Sicherung einer gewiſſen Legalität zweckmäſsig findet, beſonders da der Vf. auch durch ſeine Darſtellung ſolche Leſer einnehmen muſs. Allein wie weit jene von einer eigentlichen Sittenlehre nach reinen Vernunftprincipien entfernt ſey, wird eine genaue Angabe des Inhalts, welche Rec. nur mit wenigen Bemerkungen begleiten kann, am ſicherſten darthun.

Den Urſprung ſittlicher Geſetze leitet der Vf. zunächſt daher, daſs die erſten rohen Menſchen durch Volkshäupter regiert wurden, welche, um ſich des Beyſtandes der Mehrheit verſichert zu halten, von dem Princip der Gerechtigkeit ausgehn muſsten: Wer Schaden gethan hat, dem muſs wieder geſchadet werden. Die Volkshäupter, unaufhörlich geängſtigt von dem gefährlichen Geſchäft, die Unbändigen im Zaum zu halten, riefen nun die gefürchtete Autorität der Götter zu Hülfe, wie eine ungeſchickte Wärterin den ſchwarzen Mann. So wurden die Götter, die bisher nur als böſe Dämonen gefürchtet waren, zuerſt zu moraliſchen Weſen gemacht, die als ſtrenge Richter die Böſen beſtraften.

Als höchſtes Vernunftprincip ſtellt der Vf. folgendes auf: Handle in allen Fällen ſo, wie du aus Liebe zur Menſchheit wünſchen muſst, daſs jeder handle (S. 13.). Die Frage: ob der Menſch von Natur gut oder böſe ſey, wird dahin beantwortet, daſs der eigentliche Naturzuſtand deſſelben der thieriſche, und ſeine wahre Natur die des Raubthiers ſey. Das Gute, welches der Menſch nur aus Zwang und gegen ſeine innerſte Neigung thut, kann daher nicht angeboren genannt werden (S. 15.). In dem Kap.: *über Beſtimmung des Menſchen*, verwirft der Vf. die gewöhnlichen Anſichten von Realiſirung eines Vernunftideals und Unſterblichkeit, letztere als einen natürlichen Nothbehelf der Schwachen, die im betrübenden Gefühl, von dieſes Lebens Freuden wenig genoſſen zu haben, als Supplement ihres hier nicht erſchöpften Daſeyns ein zukünftiges fordern zu dürfen glauben, und ſetzt die Beſtimmung in Glückſeligkeit und Genuſs, oder in das Bewuſstſeyn des freyſten Gebrauchs aller Kräfte und der möglich gröſsten Befriedigung aller Neigungen (S. 25.). Die Geſellſchaft als ein Confluxus von unzähligen Raubthieren, die ſich einander mit raubgieriger Wuth tauſend Gelegenheiten zum Genuſs vor dem Munde weghaſchen, ſchmälert zwar den Genuſs; aber ſie trägt nicht minder zur Bildung und Vermannichfaltigung der Genüſſe bey (S. 30.). Es findet eine zweyfache Beſtimmung des Menſchen Statt, als Einzelweſen ſich ſo glücklich zu machen als möglich, und als Glied der Geſellſchaft zum Vortheile dieſer aus allen Kräften mitzuwirken. Auf das erſte führen ihn blindlings ſeine Triebe hin, auf das andere der Drang der Umſtände. Sittlichkeit und Glückſeligkeit laſſen ſich ſo vereinigen, daſs der Menſch nur in dem Nutzen der Geſellſchaft ſeinen eigenen ſucht, und jeden Nebenmenſchen (den er doch von Natur als ein ihm feindſeliges Raubthier anſehn muſs) als Mitarbeiter an dem groſsen Werke der Entwicklung behandelt. Die Geſinnung, vermöge welcher dieſe Idee uns die werthſte und heiligſte geworden iſt, iſt Tugend (S. 42.).

Zum Handeln wird der Menſch beſtimmt durch den Willen, ein Analogon der Lebenskraft, welches ſich nach dieſer auf das vollkommenſte richtet in den Graden der Stärke und Schwäche, und vielleicht mit ihr eins und daſſelbe iſt. Die meiſten Willenshandlungen gehen aus der Vorſtellung der Nothwendigkeit hervor, und ſind darum nicht die angenehmſten. „Schon darum war von einem kategoriſchen Imperativ keine Frucht zu erwarten. Der groſse Haufen hört dem Prediger mit ſtiller Verwunderung zu, der ihm die Nothwendigkeit, ſittlich zu handeln, beweiſen will. Denn er iſt ſich wohl bewuſst, daſs alle

Bücher, die er in Leipzig, Wien und Berlin studirt hatte, und die Bibliothek, die er sich dort angelegt hatte, ist noch heute ein Stolz der Stadt. Er war ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, die er mit Geschick, Geist und Witz zu verwerthen wußte. Er war ein Mann von Charakter, der sich nicht scheute, seine Ueberzeugung, die er für Recht hielt, auch gegen Mächtige zu vertheidigen. Er war ein Mann von Herz, der sich der Armen und Bedrängten annahm, wie sein Testament beweist. Mit solch hervorragender Bildung und dem Gefühl der Verantwortlichkeit, die sie auferlegt, mußte er sich in seinem Amte als Bischof wohl fühlen. Er war ein Mann, der sich nicht scheute, seine Ansichten zu äußern, wo es ihm nöthig schien, und der sich nicht scheute, sie zu vertheidigen, wo sie bekämpft wurden. Er war ein Mann, der sich nicht scheute, seine Ansichten zu ändern, wenn er sich überzeugt hatte, daß sie unrichtig seien. Er war ein Mann, der auch seine Irrthümer offen bekannte, wenn er sich überzeugt hatte, daß sie irrthümlich seien

ſtellungen, welche oft die Nothwendigkeit, ſchnell zu handeln oder ſich nur zu entſchlieſsen, nicht zum deutlichen Bewuſstſeyn kommen läſst, hervorgehende Entſcheidung über Recht und Unrecht, welche keineswegs aus egoiſtiſchen Trieben entſteht. Aber ſo wie der Vf. mehrere moraliſche Begriffe auf eine *ihm* allein eigene Weiſe erklärt: ſo iſt ihm auch das Gewiſſen nur reine Furcht vor Strafe, menſchlicher oder göttlicher, und trifft im letztern Falle mit Religion zuſammen (S. 169.). Mag die Religion immerhin ihrem älteſten Urſprunge nach nichts anders als Furcht geweſen ſeyn, Furcht vor den unſichtbaren Weſen, die man als die Schöpfer der Natur und als die Beweger der ungeheuern Kräfte ahndete, vor deren unverſtandenen Ausbrüchen man zitterte: ſo veredelte ſich doch bald die Idee derſelben, und ſie ſollte nicht bloſs, wie S. 110., als Zuflucht und Troſtmittel für den Unglücklichen dargeſtellt werden, welches jetzt, da wir in beſſern Verhältniſſen leben, als die Vorwelt, uns immer fremder und gleichgültiger werden müſſe *(ſic)*. — Die Behauptung, daſs man zugleich der laſterhafteſte und dabey der religiöſeſte Menſch ſeyn könne (S. 114), iſt nur dann erklärbar, wenn man mit dem Vf. das Weſen der Religion in eine bloſs poetiſche Begeiſterung ſetzt, welche die ſittlichen Handlungen in einem ſchönern Lichte verklärt, aber die ſinnlichen autoriſirt und entſchuldigt. Auch hier ſieht man, wie nachtheilig es ſey, Religion bloſs als Poeſie darzuſtellen. Da nach S. 120 ff. die Tugend in der vollkommenſten Richtung des Willens auf das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft beſteht: ſo kann der Tugendhafte nur Pflichten gegen ſeinen Nächſten haben. „Wie er ſich ſelbſt behandeln will, muſs ihm billig allein überlaſſen bleiben, und geſetzt, es macht ihm Vergnügen, ſich ſelbſt die Unfläthereyen zu erlauben, welche den verehrungswürdigſten Männern des Alterthums vorgeworfen werden, wer darf ſich unterſtehen, ſeinen *moraliſchen* Charakter deshalb anzutaſten?" (S. 121.). Zu ſo furchtbaren Behauptungen wird man hingeführt, wenn man das Gebiet der Moral auf jene Weiſe beſchränkt und ihre Begriffe verkehrt und verunreinigt. Zwar ſucht der Vf. die aus der Moral verbannten Pflichten gegen uns ſelbſt hinterher als Regeln einer Klugheitslehre wieder einzuführen. Allein da das Object dieſer nur in eigener Glückſeligkeit beſteht: ſo ermangelt ſie durchaus feſter Grundſätze über die Pflichten gegen uns ſelbſt. Denn ſo verſchieden die Menſchen ſind: ſo verſchieden ſind auch ihre Anſichten von Glückſeligkeit, und die Mittel, welche jeder zur Erlangung derſelben anwenden zu müſſen glaubt; und wie wird der, welcher nach ſolchen bloſs ſubjectiven Anſichten nur ſeine Glückſeligkeit zu befördern ſucht, oder bloſs klug handelt, zugleich nothwendig auch ſittlich gut, nach allgemein gültigen Principien handeln? „Die volle Moralität, behauptet der Vf. S. 131., kann erſt da wirken, wo alle geſelligen Verhältniſſe auf das zweckmäſsigſte beſtimmt ſind. Wo man erſt beſſere Verhältniſſe ſchaffen muſs, wird es ohne Immoralität mancher Art ſchlechterdings nicht abgehn können." Daſs durch unmoraliſche Mittel zuweilen Gutes bewirkt iſt, lehrt zwar Geſchichte und Erfahrung; aber wie darf man apodictiſch behaupten, daſs ohne Immoralität überhaupt keine beſſere Verhältniſſe geſchaffen werden können? Wie will der Vf. ſeine Behauptung hiſtoriſch und moraliſch rechtfertigen, daſs ſelbſt der erhabene Stifter des Chriſtenthums vorſätzliche Täuſchungen und magiſche Kunſtſtückchen ſich erlaubt habe, um ſeinen Plan zu realiſiren, daſs er bloſs natürliche Kuren mit der Affectation verrichtet habe, als geſchähen ſie durch übermenſchliche Kraft. Dergleichen hingeworfene Behauptungen, von denen ſich nie gültige hiſtoriſche Gründe nachweiſen laſſen, ſind um ſo tadelnswerther, je leichter die ſittlichen Maximen ſo vieler Menſchen, welche die einzige oder wichtigſte Sanction derſelben in dem Beyſpiel und der Lehre Jeſu fanden, völlig dadurch untergraben werden.

In dem *erſten* Hauptſtücke handelt nun der Vf. von der eigentlichen Klugheitslehre, für welche er vier Grundtriebe, den Selbſterhaltungstrieb, die Geſchlechtsliebe, den Trieb nach Wiſſenſchaft und den Kunſttrieb, feſtſtellt; hierauf werden die einzelnen Güter charakteriſirt, zu deren Erſtrebung jene Triebe den Menſchen führen, als Geſundheit, Stärke, Reichthum, Ehre u. ſ. f. Da der Vf. (S. 189.) ſelbſt eingeſteht, daſs nur diejenigen, welche einmal Wiſſenſchaft und Kunſt recht kennen gelernt haben, mit der innerſten Sehnſucht nach ihrem vollkommenſten Beſitze ſtreben, und da ſelbſt Bekanntſchaft mit dem Weſen der Wiſſenſchaft und Kunſt noch keineswegs jenes leidenſchaftliche Streben nach denſelben erzeugt: ſo folgt daraus, daſs der Trieb nach denſelben auch nicht als ein Grundtrieb des Menſchen angenommen werden könne. Uebrigens bewährt der Vf. vorzüglich in dieſem Abſchnitte ſeine Welt- und Menſchenkenntniſs durch manche intereſſant dargeſtellte Anſichten und Bemerkungen. — Als Princip für die vollkommnen Pflichten in Beziehung auf den Nächſten wird das Kantiſche angenommen: Erlaube dir nichts, von dem du nicht wollen kannſt, daſs die Maxime dieſes Handelns eine allgemeine Maxime für alle Menſchen werde. Sodann werden die einzelnen Pflichten unter folgenden Rubriken abgehandelt: 1) Achtung für fremdes Leben. Sehr paſſend wird hier die Sorgloſigkeit getadelt, mit welcher man, auch ohne offenbare Abſicht, jemand zu beſchädigen, doch etwas thut, das zufällig einem Menſchen gefährlich werden könnte, ſo wie der Leichtſinn und die Bosheit, mit welcher viele Menſchen andern eine Freude verbittern können, ein Vergehn, nur dem Grade nach vom Todſchlag verſchieden. Als ein Fehler gegen die Achtung für fremdes Lebensgefühl wird hier auch Neid und Stolz dargeſtellt, und dagegen Beſcheidenheit und Unterdrückung der Schadenfreude zur Pflicht gemacht. Nach S. 234. genügt es ſchon, wenn man andern entweder Mitleiden *heuchelt*, oder ſich ſtellt, als hielte man ihre Fehler für keine, oder bemerkte ſie gar nicht. „Denn die Schadenfreude iſt, wie der Neid, ein aus dem Selbſterhaltungstriebe gar zu natürlich hervorgehendes Gefühl, als daſs es reell beſiegt werden könnte." (O ihr edeln gefühlvollen Seelen, die ihr fremden Schmerz wie euern

eigenen empfindet, so wär dann euer Mitgefühl höchstens Heucheley: wenn der Mensch von Natur seine Schadenfreude nicht reell besiegen könnte!) 2) Achtung für fremde Ehre, 3) für fremdes Eigenthum, 4) für die Gemüthsruhe anderer. Auch hier erlaubt der Vf. absichtliche Täuschung. 5) Achtung für Wahrheit, neben welcher doch die Nothlügen in Schutz genommen werden (S. 285.), nach folgendem Princip: Wähle diejenige Handlung, zu welcher dich im Augenblick des Handelns das reine Gefühl der Liebe am dringendsten auffordert. Nur dafs Eigennutz oder Furcht nie den Ausschlag gebe. 6) Achtung für fremde Sittlichkeit. Folgende Stelle (S. 287.) verdiente allgemeine Beherzigung, könnte aber mit Recht auch in einiger Hinsicht gegen den Vf. selbst gekehrt werden: „Wie ein Greis an seiner goldnen Hochzeit mit eigenem Erstaunen die hundert Kinder, Enkel und Urenkel überschaut, die ihm ihr Daseyn verdanken, so erstaunenswürdig, aber nicht so herzerfreuend, müfste es seyn, wenn ein einzelner Böfewicht die ganze Descendenz der Elenden um sich her versammeln könnte, die theils seinem Beyspiele, theils seiner Ueberredung den Sinn für das Laster verdankten, der sie jetzt für die gute Sache der Menschheit verloren gemacht hat. Wer kann es berechnen, um wie viel ein einziges, leichtsinnig geschriebenes Buch die Summe der jetzt herrschenden laxen Grundsätze erhöht hat, und wie viele andere Schriftsteller, durch den Absatz desselben gelockt, sich dieses Buch zum Muster für viele ähnliche genommen haben, durch welche nun der Born der Unsittlichkeit sich aus hundert Röhren in das Publicum ergiefst!" 7) Achtung für die Ehe. Nachdem der Vf. von der Ehe als einer von der Natur selbst gesetzten Einrichtung mit gebührender Achtung geredet hat, sucht er manche Ausschweifungen des Geschlechtstriebes durch den Geist der Zeit und bürgerliche Verhältnisse zu beschönigen. Ja er geht so weit, S. 311. die Frage: Soll die Hurerey frank und frey seyn? dahin zu beantworten: „Für den, der alle Folgen davon aus williger Entschliefsung auf sich nehmen will, immerhin! Es giebt der feilen Dirnen unter uns genug, an denen doch einmal nichts zu verderben ist, und denen noch ein Gewinn dadurch zufliefst, wenn man sie dazu braucht, wozu sie selbst gebraucht seyn wollen. An solche wende sich also, wer sich durchaus nicht mehr bezähmen kann." Der Abscheu, womit solche Aeufserungen den sittlich denkenden Leser erfüllen müssen, wird durch einige nachfolgende Klugheitsregeln über Enthaltsamkeit und durch Schilderung nachtheiliger Folgen des Gegentheils einigermafsen gemindert, aber die Schädlichkeit derselben wird keineswegs dadurch aufgehoben. 8) Achtung für die Staatsverhältnisse. 9) Wer ist ein rechtschaffner Mann? Hier behauptet der Vf., dafs schon derjenige, welcher die hier aufgestellten vollkommnen Pflichten erfüllt, nach einem höchst *bestimmten* Sprachgebrauch ein rechtschaffner Mann genannt werde. Dieser Sprachgebrauch ist aber nur dem Vf. eigen und sehr eigenmächtig noch auf diese Weise von ihm bestimmt (S. 322.): „Er (der Rechtschaffene) kann geizig, schmutzig, unordentlich, ein Sodomit, ein Spieler, ein Trinker seyn, wenn er nur die vollkommnen Pflichten pünktlich übt, und jedem sein Recht erweiset, strenge zu rechter Zeit, aus freyer Bewegung, ohne Murren, so ist er ein rechtschaffner Mann.

In einer *zweyten* Abtheilung wird nun noch von den unvollkommnen Pflichten geredet: 1) über das Princip und die Gränzen derselben. Das erste wird gesetzt in den Eifer des Tugendhaften für das allgemeine Wohl, oder in Liebe, für welche keine Gränzen der Pflicht gezogen werden können. 2) Die Tugend der Mystiker. Liebe, wie sie Jesus lehrte und forderte, meynt der Vf., sey nur durch eine mystische religiöse Erziehung zu erzeugen, und sie sey nur für Menschen von seinem Berufe. Hier wird der richtige Begriff von Liebe, wie sie Jesus lehrte, völlig verkannt. 3) Begriff des guten Menschen. Dieser soll die Harmonie des allgemeinen Wohlseyns nicht nur nicht stören, sondern sie möglichst zu befördern suchen. 4) Das positive Gute, das jemand seinem Nebenmenschen erweisen kann, besteht zuerst in Erhöhung fremder Glückseligkeit. Von der Feindesliebe heifst es hier: „Auf jeden Fall ist sie eine höchst unnatürliche Forderung, so unnatürlich, dafs der, welcher sie wirklich erfüllte, sich dem Verdachte aussetzen würde, es aus Furcht oder Affectation gethan zu haben. Um besonders diesem letztern auszuweichen, würde ich sagen: Ueberlafs das andern, die ihm näher sind, und übe du deinen Wohlthätigkeitshang an solchen, bey denen du es ohne diese Besorgnifs thun kannst." Durch das folgende mäfsigt übrigens der Vf. jene liebloße Behauptung, und zeigt, dafs er im Grunde nicht schlimmer ist, als andere Moralisten, welche die Feindesliebe darin setzen, dafs man dem Feinde die strengste Gerechtigkeit erweiset und alle Rachsucht unterdrückt. So modificirt will nun der Vf. die Feindesliebe für eins der ersten Gebote der Vernunft gelten lassen, welches nicht blofs dem guten, sondern schon dem rechtschaffenen Manne obliegt. „Sind doch, setzt er hinzu, von Haus aus alle Menschen unsere Feinde, und die wir ausschliefslich unsere Feinde nennen, nur dem Grade nach von denen verschieden, mit welchen wir in Ruhe leben." 5) Beförderung fremder Sittlichkeit. Mit Recht wird hier die bey der neuern Erziehung nur zu sehr vermifste strenge Consequenz empfohlen.

Rec. glaubt durch diese ausführliche Inhalts-Anzeige sein oben gefälltes Urtheil hinlänglich gerechtfertigt zu haben, und setzt nur noch den Wunsch hinzu, dafs der Vf. sein Talent der Darstellung, so wie seine vielseitige Welt- und Menschenkenntnifs, zur Bearbeitung und Empfehlung reiner moralischer Principien anwenden möge.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. März 1807.

NATURGESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Nordström: *Synonymia Insectorum* oder: *Verſuch einer Synonymie aller bisher bekannten Inſecten; nach Fabricii Syſtema Eleutheratorum* geordnet, von *C. J. Schönherr*. Mit Berichtigungen und Anmerkungen, wie auch Beſchreibungen neuer Arten und illuminirten Kupfern. *Erſter* Band. *Eleutherata* oder *Käfer*. *Erſter* Theil. Lethrus — — Scolytes. 1806. XXII u. 293 S. und 3 illum. Kupft. gr. 8.

Göze unternahm vor beynahe dreyſsig Jahren in ſeinen Entomologiſchen Beyträgen ein vollſtändiges ſynonymiſches Verzeichniſs aller zu ſeiner Zeit bekannter Inſekten-Arten, nach dem damals noch üblichen *Linnéiſchen* Syſteme. Seine Arbeit war mit vielem Fleiſse gemacht; allein es mangelte *Göze* an ausgebreiteter Kenntniſs der Arten, es konnte daher nicht fehlen, daſs eine Menge von Arten, die bey den verſchiednen Schriftſtellern verſchiedne Namen führten, als beſondre Arten getrennt, und wieder ſehr viele gleichnamige, aber wirklich verſchiedne, verbunden vorkamen. Dieſer Zeitraum von dreyſsig Jahren iſt überdieſs in der Entomologie ſo bedeutend geweſen, daſs *Göze's* Beyträge jetzt nur noch in den Bibliotheken ſtehn und die Mühe des Nachſchlagens ſelten belohnen. Der Gedanke des Hn. *Schönherr*, für den neueſten Zuſtand der Inſektenkunde eine vollſtändige Synonymie auszuarbeiten, verdient daher den Beyfall des Entomologen um ſo mehr, da Kenntniſs des Gegenſtandes, mühſeliger Fleiſs und redliches Streben nach Vollſtändigkeit und Richtigkeit aus dem vorliegenden Werke überall hervorleuchten.

Um den Werth einer ſolchen Arbeit gehörig zu erkennen, bedarf es nur der Erinnerung, daſs der Hauptzweck derſelben dahin geht, eine vollſtändige *Liſte* aller bis jetzt bekannten Inſekten-Arten zu liefern, deren Beſchreibungen in den verſchiednen Werken zerſtreut ſind, diejenigen Arten zuſammen zu ſtellen, die trotz ihres verſchiednen Namens zuſammen gehören, und diejenigen abzuſondern, die, ungeachtet ihrer gleicher Benennungen, doch in der Natur verſchieden ſind. Dieſe Arbeit iſt bey der ſtets wachſenden Anzahl entomologiſcher Werke, bey der Menge von Irrthümern der Schriftſteller in Beſtimmung der von ihnen aufgeführten Arten, bey dem ſorgloſen Verfahren vieler Entomologen in der Beſtimmung deſſen was wirklich neue, was verſchiedne Art iſt, und bey der Unzulänglichkeit vieler Beſchreibungen und Abbildungen ſehr ſchwer, wenn ſie genügend ausfallen ſoll, und fordert nicht gemeine Kenntniſs der Natur, ausgebreitete Beleſenheit, Scharfſinn, genaue Kenntniſs der Sprache und Manier jedes Beſchreibers, groſse Geduld und Beharrlichkeit. Iſt ſie gelungen, ſo erleichtert ſie ungemein das Aufſuchen einer Art, gewährt dem, der eine Art aufſtellen will, die Sicherheit, daſs ſie noch in keinem der vielen Werke vorkomme, verhilft dem, der eine Art unter Einem Namen kennt, zu der augenblicklichen Kenntniſs der andern Namen, welche dieſe Art noch führt, leitet zu den Quellen, woraus man Nachrichten über die Naturgeſchichte dieſer Art ſchöpfen kann, und giebt endlich eine Ueberſicht des Bekannten, ſo wie der ſchon gebrauchten Namen.

Das vorliegende Werk liefert den Anfang zu einer ſolchen Ueberſicht, nach *Fabriciſchem* Syſteme geordnet, und enthält etwa den vierten Theil der Käfer. Nach dem Titel haben wir eine Synonymie über alle Inſekten zu erwarten; der Zuſatz: nach *Fabricii Syſtema Eleutheratorum* geordnet, iſt daher unrichtig, weil er nur von Einem Theile der ganzen Klaſſe gelten kann.

Rec. hat dieſen Band ſchon fleiſsig gebraucht, und nach ſeiner Erfahrung iſt er mit groſser Sorgfalt, fleiſsiger Benutzung aller Hülfsmittel und mit Sachkenntniſs gearbeitet. *Illiger's* Vorarbeiten in dieſem Fache haben unſtreitig die Arbeit ſehr erleichtert und die meiſten auffallenden Zuſammenſtellungen und Trennungen vorgezeichnet. Der Vf. hat dieſs mit gewiſſenhafter Genauigkeit anerkannt. Wir wünſchten, daſs er mehr Gelegenheit gehabt hätte, groſse Sammlungen zu benutzen, um die Natur öftrer zu vergleichen, als es ihm möglich geweſen iſt. Wir liefern hier einige Beyträge zur Berichtigung und Vervollkommnung des erſten Bandes; und ſo ſehr wir überzeugt ſind, daſs damit noch lange nicht alle Irrthümer aus dem Werke vertilgt ſind, weil wir nur gelegentlich gemachte Anmerkungen geben: ſo glauben wir doch, daſs Sachkenner, welche die unendlichen Schwierigkeiten des *Schönherr'ſchen* Unternehmens zu würdigen im Stande ſind, daraus kein ungünſtiges Urtheil über daſſelbe ziehn werden. Eine ganz fehlerfreye und vollſtändige Synonymie iſt nicht allein über die Kräfte eines einzigen, ſelbſt des fleiſsigſten und kundigſten Entomologen, ſondern überhaupt ein unerreichbares Werk.

Ehe wir zu den einzelnen Bemerkungen übergehn, ein Paar Worte über die Einrichtung der Synonymie. Die Gattungen folgen in der von *Fabricius* im *Syſtema Eleutheratorum* gewählten Ordnung, mit Einſchaltung mehrerer Gattungen andrer Schriftſteller,

ler, wovon hier *Phalacrus* Paykull, *Machla*, *Stenosis* Herbst, *Chiroscelis* Lamarck vorkommen. Die letztere Gattung hängt denn doch zu nahe mit *Tenebrio*, besonders mit einigen afrikanischen Arten zusammen, und auf der andern Seite wären andre Gattungen, die hier unterdrückt sind, mit gröfserm Rechte aufgeführt. Die Arten sind nach *Fabricius* Reihenfolge angegeben, und durch den Druck unterschieden, welche Europäische, welche ausländische, welche Schwedische sind. Sehr zweckmäfsig wäre die wenigstens allgemeine Angabe des Vaterlandes jeder Art gewesen. Die von *Fabricius* übergangnen Arten sind nach ihrer Aehnlichkeit eingeschaltet, und mit den *Fabricischen*, numerirt. Diejenigen Arten von *Fabricius*, die entweder zu andern Gattungen gehören, als worin sie *Fabricius* aufführt, oder die Abändrungen andrer Arten sind, sind ohne Numer geblieben, in Klammern eingeschlossen, und dabey ist auf die Stelle verwiesen, wo man sie findet. Alle vom Vf. selbst nachgesehene Citate sind durch ein Sternchen bemerklich gemacht. Hin und wieder sind neue Arten, vorzüglich von *Quensel*, eingeschaltet, ihre Beschreibungen in Anmerkungen geliefert, und die meisten derselben abgebildet. Nicht selten sind auch Bemerkungen des Vfs., oder andrer beygefügt. Ein sehr vollständiges Register enthält alle in dem Bande vorkommende Namen, sowohl die Hauptnamen, als die der Synonymen. Die doppelt vorkommenden Namen sind unverändert gelassen. Das Verzeichnifs der gebrauchten Werke ist vorangeschickt, worunter wir *Latreille's Histoire naturelle des Crustacés et Insectes* ungern vermissen. Die *Encyclopédie méthodique*, die eine reiche Anzahl von zum Theil sehr guten Citaten geliefert haben würde, und die dem Vf. bey seiner Arbeit eigentlich gar nicht fehlen durfte, hat er leider nicht benutzen können.

Jetzt einige Bemerkungen. S. 17. Nr. 76. *Geotrupes Syrichtus* scheint uns einerley mit *Aries* Nr. 79., *Fabricius* Angabe des Vaterlandes ist wahrscheinlich irrig. *Geotrupes Monodon* und *Punctatus* S. 18. sind wohl ohne Zweifel Männchen und Weibchen derselben Art. Auffallend war es uns den *Scarabaeus Quadridens Panz.*, *Aeneas Panz.* und *Unicornu Schrank* noch unter *Quadridens Fabr.* S. 24. zu finden. *Scarabaeus Hypocrita Schneid.* S. 27. ist keine Abänderung von *Stercorarius*, sondern eigne Art. Der von *Quensel* als neu beschriebne *Scarabaeus pygmaeus* S. 28. Nr. 15. ist allerdings ein *Scarabaeus*, aber von *Fabricius* schon unter dem Namen *Ateuchus glabratus* beschrieben, und so S. 64. und unter der Benennung *Copris glabrata* S. 56. Nr. 132. aufgeführt. Zu *Scarabaeus Arator* gehört der *Aphodius Stercorator* des Vfs. S. 81. Nr. 52. oder *Herbst's Scarabaeus Stercorator*, den man nicht mit dem *Fabricischen Aphodius Stercorator* verwechseln darf. Zu den *Scarabaeis* hätte noch *Melolontha chrysomelina Fabric.* gezogen seyn sollen. Den *Scarab. furcifer Rossi* oder den *Onitis Clinias* Männchen hat dieser *Tab. Append.* I. fig. *A.* abgebildet, *Wulfen's Scarab. falcatus* kann nicht zu *Onitis Sphinx* S. 31. gezogen werden. Zu *Copris Ammon* S. 37. Nr. 27. gehört wahrscheinlich der *Scarabaeus reflexus Panzer Fn. Am. bor. Prodr.* den der Vf. unrichtig zu *Copris reflexa* S. 54. rechnet (denn die *Reflexa* kommt nie in Nordamerika vor, wohl aber der ähnliche *Ammon*); und *Scarab. Laevis Drury*, *Copris laevis* S. 54. Nr. 126. *Voet's Col.* I. T. 27. f. 38. ist unendlich von *Copris Hamadryas* S. 37. N. 30. verschieden. — Zu *Ateuchus intricatus* S. 59. Nr. 8. gehört wahrscheinlich der *Palemo Oliv.* des Vfs. Nr. 47. S. 65. Der *Ateuchus granulatus* S. 61. Nr. 22. nach *Olivier*, ist einerley mit *Scabratus* Nr. 25. Zu *Aphodius Prodromus* S. 69. Nr. 11. gehören die beym *Conspurcatus* Nr. 24. vorkommenden Citate: *Scarabaeus conspurcatus Linn.* und *Marsham.* Dafs *Aphodius ater Illig.* der *Terrestris Fabr.* und dagegen *Terrestris Illig.* der *Ater. Fabr.* seyn soll, bezweifeln wir sehr. Der *Aphodius nubilus* S. 74. Nr. 26. ist mit *Inquinatus* Nr. 25. eins. *Aphodius rufescens* S. 76. Nr. 34. ist wohl unbedenklich als Abart von *Sordidus* anzunehmen. Die *Aphodios: Elevatus*, *Sabuleti*, *Porcatus*, *Aspter*, *Arenarius*, *Caesus* rechnet nach den Anmerkungen, Hr. *Gyllenhal* zu der Gattung *Scarabaeus*. Aus welchen Gründen ist *Aphodius Porcatus Rossi* unter Nr. 77. vom *Porcatus* der übrigen Schriftsteller getrennt? warum *Rufus Sturm.* Nr. 87. von *Rufus Fabr.* Nr. 86.? Der *Aphodius Serotinus Creutz. Sturm. Panz. Scarabaeus minutus Herbst. Preyssler*, ist durch längere Statur von *Aph. foetidus* Nr. 91. S. 88. *a.* verschieden. Der *Aphodius flavidus* Nr. 93., *Scarab. flavidus Rossi* ist ein *Heterocerus*. Bey der Gattung *Hister* hätte *Sturm's* deutsche Faune durchgängig citirt werden können. *Histr. bissexstriatus Fabr.* S. 89. Nr. 7. ist der 12-*striatus Schrank*, und nicht die *var. b.* des 12-*striatus* der Ent. Hefte. Zu *H.* 12-*striatus Rossi* S. 90. Nr. 8. ist *Paykull's*, der Entom. Hefte und *Schranks* 12-*striatus* unrichtig citirt. — *H. politus Herbst.* S. 90. Nr. 11. fallt, als einerley mit *Angulatus Fabr.* Nr. 14. weg. Der *H. detritus Rossi* ist nicht der *H. quadristriatus Fabr.* S. 95. Nr. 37. sondern eine eigne Art. Zu S. 97. N. 49. *Hister minutus* mufs man *H. Atomos Rossi* setzen, der Nr. 54. besonders aufgeführt ist. Der *H. elongatus Oliv.* gehört nicht zum *H. oblongus* Nr. 65. sondern zum folgenden *Angustatus*. Zum *H. complanatus* S. 99. Nr. 67. setzen wir *H. nassatus Panzer*, den der Vf. mit Unrecht zum *Flavicornis* rechnet; dafür mufs *H. picipes Herbst* und *Panzer* weggelöscht werden. Der *H. pusillus Rossi*, den *Schönherr* zum *Vulneratus* Nr. 71. gezogen hat, macht eine sehr verschiedne Art aus. Der *Byrrhus ornatus Panzer*, der mit einem Fragezeichen zu *Pilula* S. 110. Nr. 2. gezogen ist, ist eine besondre Art. Den *H. dorsalis* Nr. 7. S. 111. halten wir dagegen für Spielart von *ater* Nr. 5. — *Anthrenus Viennensis Herbst* S. 116. Nr. 13. ist der *Dermestes Serra Fabr.* — *Trox perlatus Scriba* und *Geoffr. Scarabé* n. 11. ist eine von *Trox hispidus* S. 118. Nr. 5. sehr verschiedne Art. *Paykull's Trox arenarius* scheint uns der *Hispidus Fabr.* und dagegen *Paykull's hispidus*, der Nr. 7. besonders aufgeführt ist, der *Arenarius Fabr.* zu seyn. *Scarabaeus pectinatus Pallas*, den wir sehr gut

Digitized by Google

gut kennen, und auf den *Olivier's* Abbildung des *Trox horridus* paſst, kann man nicht wohl mit *Trox horridus Fabr.* S. 119. Nr. 9. vereinen. So ſind *Trox tuberculatus Herbſt. Scarab. tuberculatus Degeer*, und dann *Tr. Morticinii Oliv. Sc. Morticinii Pallas* von *Trox luridus Fabr.* ſicher verſchieden. Zu *Erodius teſtudinarius* S. 124. Nr. 1. gehört *Voet. Col.* II. *tab.* 44. fig. 1. a. wo der Käfer ſehr gut vorgeſtellt iſt. *Erodius gibbus* und *Bilineatus Herbſt* halten wir für dieſelbe Art. *Erod. muricatus* S. 125. Nr. 6. iſt freylich kein abgeriebner *Teſtudinarius*, wie *Illiger* gemuthmaſst hat, ſondern eine ſehr verſchiedne Art, wozu man *Pimelia ovata Olivier* ſetzen muſs, die der Vf. unrichtig zu *Pimelia morbillosa* S. 133. Nr. 24. rechnet. Dieſer Käfer iſt aber kein *Erodius*. Bey *Sepidium variegatum* S. 129. Nr. 2. fragt der Vf. an, ob es nicht bloſse Geſchlechtsverſchiedenheit vom *Tepidium tricuspidatum* ſey; beide Arten ſind aber durchaus verſchieden, und kommen nie beyſammen, nicht einmal in denſelben Ländern vor. Zu *Sepidium rugoſum* gehört offenbar *Herbſt's Pimelia Leucophrys*, die S. 137. Nr. 72. beſonders aufgeführt wird. *Olivier's Pimelia variolaris Oliv.* iſt allerdings von *P. ſcabra* verſchieden wie *Schönherr* gegen *Illiger* richtig bemerkt. *Pimelia gibba Herbſt* iſt nicht die *Fabriciſche* Nr. 5. S. 132. ſondern eine beſondre Art, die wir *Tumidicollis* nennen. *Pimelia biſtriata Herbſt* S. 132. Nr. 7. gehört ſicher zu *Gibba* Nr. 5., und *P. ſcabra Thunberg* Nr. 12. zu *Globoſa* Nr. 8. *P. ſtrigoſa Herbſt* Nr. 6. möchte wohl *P. gibboſa* Nr. 56. ſeyn. *Pimelia bipunctata Fabr.* und *Herbſt* iſt von *P. muricata Fabr.* S. 133. Nr. 17., wozu ſie der Vf. als Abänderung zieht, verſchieden. Die *Pimelia formicata Herbſt* S. 133. Nr. 19. iſt von *Pallas* unter dem Namen *Tenebrio chryſomeloïdes Icon.* p. 52. *Obſerv.* beſchrieben. Dieſer *Tenebrio* von *Pallas* iſt dem Vf. entgangen. Die *Pim. ſubgloboſa, Tenebr. ſubgloboſus Pallas*, Nr. 22. ſcheint uns die *Pim. variabilis Lin.* S. 136. Nr. 53. zu ſeyn. S. 134. Nr. 32. *Pim. dentata*, wozu eher *Herbſt's P. ſexlineata*, die S. 135. Nr. 42. aufgeführt wird, als deſſen *Dentata* gehört. Die *Pim. puſilla Herbſt*, die der Vf. zu *P. minuta* Nr. 40. S. 135. rechnet, gehört zu *Fabricius P. coſtata* Nr. 49. *Pimelia longipes Oliv.* und *Herbſt* S. 135. Nr. 43. halten wir für die *Fabriciſche Pimelia Serrata* Nr. 41. Unter die Citate bey *Akis acuminata* Nr. 6. S. 138. kann man noch *Tenebrio didymus Pallas Icon.* S. 42. *Nota ad Ten. Pterygoden* ſetzen, ein Citat, das der Vf. übergangen hat. — Zu *Akis groſſa* S. 139. S. 11. gehört *Pallas Tenebrio Cephalotes* nicht, dieſes iſt eine beſondre Art von *Pimelia*. Eben ſo iſt *Tenebrio hypolithos Pall.* nicht die *Akis glabra Fabr.* S. 140. Nr. 15. ſondern eine *Blaps*. Der *Platynotus plumoſus, Teneb. plumoſus Thunberg*, S. 143. N. 14. iſt ein *Opatrum*. *Blaps ſpinipes* S. 145. Nr. 7. iſt ein *Carabus*. *Herbſt's Tenebrio ovatus* iſt vom *Ten. mauritanicus Fabr.* S. 152 Nr. 33. verſchieden. Bey der Gattung *Manticora* S. 166. Nr. 36. citirt der Vf. *Panzers Fn. Germ.* 89. *tab.* 1. als Abbildung der Mundtheile, dieſs iſt aber ganz falſch; dort ſind die Freſswerkzeuge von *Leiſtus Frölich* oder *Pogonophorus Latreille* dargeſtellt, die von denen der *Manticora* ſehr verſchieden ſind. Der *Carabus tauricus Pallas, ſcabroſus Oliv.* iſt keine Abänderung von *Scabroſus Fabr.* ſondern eine ſehr verſchiedne Art. Zu *Carabus Megerlei Fabr.* S. 168. Nr. 4. gehört ſicher *Anthia rugoſa* des Vfs. S. 226. Nr. 25. *Carabus rugoſus Fabr. Supplem.* Zu *Carabus catenatus Panz.* S. 169. Nr. 9. der *Catenulatus Scopoli Ent. Carn.* Der *C. caelatus* S. 177. Nr. 49. iſt einerley mit *C. fulcicollis Paykull*, der Nr. 148. beſonders aufgeführt iſt. Die geflügelte Abänderung des *C. ſuboyanens* S. 183. Nr. 78., deren in der Anmerkung erwähnt wird, ſcheint uns eine beſondre Art mit ſchmalerm Halsſchilde. *Carabus humeralis, axillaris, miliaris* S. 185. hätten zu den *Apteris* geſetzt werden ſollen, da ſie keine Flügel haben. Zum *C. ſ. ſciatus* S. 189. Nr. 112. gehört als Spielart der *C. quadrinotatus Panzer*, der S. 221. Nr. 292. beſonders aufgezählt iſt. Der *Carabus Cephalotes* iſt kein *Scarites Roſſi's* und *Olivier's Car. interruptus* iſt von dem *Fabriciſchen* S. 191. Nr. 129. verſchieden. Zu *C. Sphaerocephalus Oliv.* S. 192. Nr. 131. rechnen wir *C. Dama Roſſi femina*, der n. 133. beſonders vorkommt. *Carabus fulcicollis Paykull* und *Quadriſulcatus Illig.* S. 193. ſind zwey gänzlich verſchiedne Arten. Wir kahn von jenem Männchen S. 194. Nr. 152. *C. caſſideus Fabr.* Der *C. depreſſus Panzer* gehört nicht zu ihm, ſondern zu *Paykulls Depreſſus*, dafür ſetzen wir *C. emarginatus Oliv.* den *Schönherr* S. 225. Nr. 316. aufgeführt hat, dazu. Zum *C. bicolor* S. 197. Nr. 174. gehört *C. penſylvanicus Degeer* und *Oliv.* S. 220. Nr. 287. als Spielart. *Roſſi's Car. azureus* iſt eine von *C. azureus* S. 203. Nr. 200. verſchiedne Art. *Fabricius C. fulvipes* gehört nicht zu den Abänderungen des *Aeneus* Nr. 201. Der *C. dimidiatus Roſſi* S. 206. Nr. 212. führt noch die Namen *Planicollis, Corvus*, und bey *Latreille Harpalus ferripes. Carab. vivalis Illig. nivalis Panz.* iſt vom *Rotundatus Payk.* S. 214. Nr. 285. verſchieden. *C. linearis Oliv.* S. 218. Nr. 276. iſt eine ſelbſtſtändige Art und heiſst bey *Marſham Linearis*, nicht *Punctomaculatus*. Der *C. quadripunctatus Payk. Oliv.* S. 219. Nr. 279. iſt eins mit *C. foveolatus Illig.* S. 214. Nr. 260. *Carabus minimus Fabr.* iſt von *triſtis* S. 220. Nr. 282. ſehr verſchieden, und dem *Truncatellus* weit ähnlicher. Der *Elaphrus* 4-*maculatus* β. *Illig. Car. articulatus Panz.* iſt eine von *Car. ſubgloboſus* S. 221. Nr. 293. verſchiedne Art mit längerm Halsſchilde. *Carab. faſtigiatus Lin.* S. 224. Nr. 311. iſt der *Brachinus nigripennis Fabr.* S. 230. Nr. 5. *Calaſoma Hoffmanſeggii, Carabus Panz.*, S. 228. Nr. 11. iſt kein *Calaſoma*. *Drypta tridentata* S. 237. Nr. 4., *Carabus Oliv.*, iſt eine *Agra*. Der *Elaphrus biguttatus rubr.* iſt eine beſondre von *El. ſemipunctatus* verſchiedne Art. *Roſſi's Elaphrus nebuloſus* S. 249. Nr. 10. iſt ein *Bembidion Latr.*

Von den hier beſchriebnen neuen Arten ſind uns viele bekannt. Sie ſind: *Geotrupes Neptunus, lugubris, Scarabaeus pygmaeus* (der *Ateuchus glabratus Fabr.*). *Copris fagax* ſcheint uns die dicht vorhergehen-

gehende *Copris Urſus Fabr.*, die gerade ſo von *Moloſſus* verſchieden iſt, wie es hier von *Quenſel* angegeben wird. — *Aphodius Lapponum*, *villoſus*; *Hiſter Chinenſis*, in deſſen Beſchreibung und Art-Unterſcheidung *Maxillae* für *Mandibulae* geſetzt ſind, ſo wie in der Beſchreibung des *Hiſter laevigatus*. — *Erodius punctatoſtriatus*, *Sepidium acuminatum*, *Eurychora cimicoïdes*; *Akis discoïdea* iſt nicht Geſchlechts-Unterſchied von *A. ſpinoſa*, die wir in Menge allein gefunden haben, da uns jene *Discoïdea* in etwa zehn gleichen Individuen aus Spanien zugekommen iſt. *Platynotus ſtriatus*, *carbonarius*; *Blaps exarata*, *tridens*; *Tenebrio Trogoſita* kannten wir unter dem Namen *rufipes Böber*. — *Helops gibbulus*; *Carabus cribratus*, unter dem Namen *Foveolatus Böber* in den Sammlungen bekannt. — *Carabus mingens* halten wir für nichts als Abänderung von *C. Hungaricus*; wir haben Individuen aus den Südruſſiſchen Gegenden, woher *Quenſel* ſeinen Käfer hatte, und aus Ungarn, die ſich gleich ſind. *Carabus exaratus* hat dieſen Namen von dem berühmten Ritter *v. Böber* in Petersburg. *Carabus aeratus* — *C. foſſulatus Preyßler*; — *C. lineatus* hat bey uns den Namen *C. fimbriatus Böber*; wir haben ihn aus Südruſsland und aus Algier bekommen: *Car. Steveni*; *C. ſubcaeruleus* — *C. humeroſus* ſcheint uns der wahre *Humeralis Fabr.* zu ſeyn; *Quenſel* hält wahrſcheinlich einen andern nahe verwandten Käfer für den *Humeralis Car. rubicundus*; *C. Advena*, *C. ſcabricollis*, *C. Thunbergi*, *C. Ebenus* ſtammt aus Portugal, nicht aus Deutſchland; *C. Gyllenhali*, *C. ferripes*, *C. fulvicornis*, *C. Quenſeli*, *C. ſinuatus*, *C. quadrifignatus*, *C. Etruſcus*, *C. tinctus*, *C. uſtus*, unter dem Namen *Elaphrus (Bembidion) apicalis Böber* bekannt. *Brachinus bipuſtulatus*, *Br. cruciatus* heiſst bey *Böber quadrinotatus* — *Anthia ſexnotata*, *villoſa*, *rugoſopunctata*, *tomentoſa*, *depreſſa*; *Cicindela viridula* war von *Fabricius* mit *C. funeſta* S. 246. Nr. 60. vermengt; *C. quadriguttata*. In den hinten angehängten Zuſätzen und Berichtigungen liefert der Vf. noch die Beſchreibung des wahren *Tenebrio muricatus Linné* mit einer, zu unſerm Leidweſen nicht ſorgfältig genug gearbeiteten Abbildung.

Aufser den von uns angezeigten beiden Arten aus *Pallas* Iconen haben wir noch das *Sepidium lacunoſum Thunb. Diſſ.* S. 48. fig. 14. vermiſst.

MATHEMATIK.

HANAU, b. Scharnek: *Viſir-Kunſt*, oder gründliche Anweiſung, alle Gefäſse nach ihrem kubiſchen Inhalt auszumeſſen und zu berechnen. Nebſt den dazu gehörigen Tabellen. 1803. 174 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hatte die Abſicht, Geſchäftsmännern Tabellen in die Hände zu liefern, aus welchen ſie ſehr leicht die Längen- und Körper-Maſse verſchiedener Länder unter ſich vergleichen, und eines auf das andere reduciren können. Er giebt deſswegen in der erſten Tabelle die Körpermaſse verſchiedener Länder für Flüſſigkeiten in Franzöſiſchen und Rheinländiſchen Kubik-Zollen, und fügt eine zweyte für Körpermaſse von trocknen Dingen bey. Die dritte Tabelle enthält die Ellen- und Fuſsmaſse nach Pariſer Linien, die vierte die Handels-Gewichte nach Holländiſchen Aſſen; die fünfte die Rechnungs-Münzen, wie viel deren auf eine feine Mark Cölniſch gehen, und ihrem Werth in 20 und 24 Gulden Fuſs. Einleitungsweiſe ſchickt der Vf. auch den Gebrauch dieſer Tabellen voran; und zeigt dabey aufserdem, wie Körper von verſchiedener Form und Art viſiret werden können; in Anwendungen auf Fäſſer, auf Getreidegemaſse, auf Gemaſse für flüſſiges und dergleichen, wobey aber der Inhalt ſolcher Dinge auf den kürzeſten Weg mehr näherungsweiſe, als nach einer ſtricten Rechnungs-Methode gefunden wird, welche auch für Geſchäftsmänner, die ſich mit Formeln nicht abgeben können, meiſtens genügend iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

BIBLISCHE LITERATUR. *Duisburg*, b. Bädecker u. Kürzel: *Jonae et Obadjae oracula Syriace*. Notas philologicas et criticas addidit *H. A. Grimm*, Theol. Doct. ejusd. hist. eccles. et ling. orient. in academ. Duisburg Prof. IV u. 41 S. 8. (6 gr.) — Der Guſs neuer Schriften, welche verſucht werden ſollten, hat die nützliche Folge gehabt, daſs der würdige Vf., ſtatt ein paar einzelner Stücke, den ganzen *Jonas* und *Obadja* der *Peſchito* nach der Londner *Polyglotte* abdrucken lieſs. Letztre iſt ſelten genug, daſs viele junge Freunde der morgenländiſchen Literatur ihren Gebrauch entbehren. Und überhaupt iſt jeder neue Abdruck eines Stückes dieſer Sprachen Gewinn. Er giebt nicht bloſs Gelegenheit, ſondern auch Anlaſs zu ihrem verbreiteteren Studium. Hr. G. hat nun aber dieſe Gelegenheit zugleich dazu genutzt, um dem ſyriſchen Texte zahlreiche und ausführliche, ſchätzbare Anmerkungen unterzulegen, in welchen die ſyriſche Ueberſetzung mit den übrigen alten Ueberſetzungen und mit dem hebräiſchen Texte ſorgfältig verglichen, zuweilen auch theils die Bedeutungen einzelner Wörter genauer beſtimmt, theils Erklärungen des *Ephräm in extenſo* angeführt worden. Die Leſer lernen alſo hier zugleich auch Stücke vom Originaltext des letzteren kennen; und haben überhaupt in dieſen Bogen vieles Belehrende und ein Muſter zur Nachahmung bey fortgeſetzten kritiſchen Vergleichungen der, noch gar nicht genug genutzten, alten Ueberſetzungen der Bibel, zu welchen ſie, eingeleitet durch dieſe Schrift, übergehen können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. März 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Laporte: *Dictionnaire univerſel, géographique, ſtatiſtique, hiſtorique et politique de la France*, contenant ſa Deſcription, ſa Population, ſa Minéralogie, ſon Hydrographie, ſon Commerce, ſes Produits naturels et induſtriels; une Généalogie de tous ceux qui l'ont gouvernée depuis plus de 400 ans avant Jéſus Chriſt jusqu'à ce jour, avec les principaux événemens qui ſe ſont paſſés ſous les différens règnes et gouvernemens; les coutumes, les inſtitutions civiles, militaires et eccléſiaſtiques; des Tableaux comparatifs de la France Monarchique avec la France en République; tous les grands hommes célèbres ou fameux depuis pluſieurs ſiècles, avec une notice des ouvrages qu'ils ont publiées; les ſièges, les batailles, le lieu où elles ſe ſont données, le nom des Généraux qui y ont commandé; l'Hiſtoire de tous les Pays conquis et réunis à la France; la Conſtitution françaiſe, le Sénatus-Conſulte organique de la Conſtitution, le Sénatus-Conſulte qui nomme *Napoléon Bonaparte* Empereur des Français; toutes les inſtitutions ſous ce dernier gouvernement; les Traités de paix conclus jusqu'à ce jour avec toutes les Puiſſances étrangères; un Dictionnaire des Colonies; avec une Carte générale etc. etc. 1804 — 1805. *T. I. A — Cuo.* XXVIII u. 743 S. *T. II. Coa — H.* 732 S. *T. III. J — O.* 734 S. *T. IV. P — Saj.* 710 S. *T. V. Salz* — Ende. 830 S. gr. 4. in geſpaltenen Columnen. (Die verſprochene Karte ſoll erſt nachgeliefert werden.)

Bey einem Werke dieſer Art iſt es keine unbedeutende Frage: *Wer* der Verfaſſer oder Herausgeber iſt: denn hier kommt Alles darauf an, daſs der Schriftſteller nicht nur mit den zu ſeiner Arbeit nöthigen Kenntniſſen, mit Fleiſs und gutem Willen ausgerüſtet iſt; ſondern auch, daſs er in einer Lage ſich befindet, in welcher es ihm weder an Gelegenheit, *alle* Quellen zu benutzen, noch an Muſse, ſeine Materialien gehörig auszuarbeiten, gebricht. Hr. *Prud'homme*, Vater, Herausgeber dieſes Wörterbuchs von *Frankreich*, hat in dieſer Hinſicht mehrentheils günſtige Vorurtheile für ſich. Er war in der Revolution Mitglied des National-Convents, und in einer Lage, in welcher er bis zur Urquelle ſelbſt gehen und aus ihr ſchöpfen konnte; auch bewies er durch ſein Werk: „*La République françaiſe diviſée en 98 Depts.*," das damals von der Regierung als zuverläſſig anerkannt wurde, und auf welches ſich auch das Directorium berief, als ein Streit wegen der angegebenen Entfernung eines Orts von Paris entſtand — daſs er Luſt, Fleiſs und Willen zur Ausarbeitung eines ſolchen Werks beſitze und Zurechtweiſungen nicht verſchmähe, da er ſehr gern Verbeſſerungen aufnahm. Seine ſchriftſtelleriſchen Sünden während der Revolution (die *Crimes des Rois, des Papes, des Empereurs* etc.) ſind nun glücklich vergeſſen, dürfen wenigſtens keinen Einfluſs auf die Beurtheilung ſeiner andern Werke haben.

Der Vorrede zufolge wurden die Anſtalten zur Herausgabe dieſes Werks, zur Einſammlung der dazu gehörigen Materialien u. ſ. w. ſchon im J. 1790. getroffen, und 14 Jahre unterhielt er einen ununterbrochenen Briefwechſel mit Beamten, Geographen u. ſ. w., und alle ſeit der Revolution auf einander gefolgten Regierungen von Frankreich, überzeugt von der Gemeinnützigkeit ſeiner Unternehmung, unterſtützten ihn ſo, daſs ihm alle Kanzleyen und Archive zu dieſem Zwecke geöffnet wurden. Auch ſtanden ihm mehrere Geographen bey und maſsen nach den beſten Specialkarten Diſtanzen, Flächenräume, den Lauf der Flüſſe u. ſ. w. aus, und notirten alle geographiſchen Namen, die er in möglichſter Vollſtändigkeit aufgeſammelt zu haben glaubt. — Die der Vorrede beygefügte Liſte der Quellen zur Geſchichte, Geographie, Chorographie, Topographie und Statiſtik von Frankreich iſt ziemlich vollſtändig, doch fehlen die Reiſen der Ausländer und überhaupt beynahe alle in fremden Sprachen geſchriebenen Werke über Frankreich. Auch vermiſst man einige franzöſiſche originale Hauptwerke über die Topographie von Frankreich, z. B. *Ogée Dictionnaire de la Bretagne*, die *Antiquités de Lyon*, *Horrer Dictionnaire d'Alſace*, *Durival Deſcription de la Lorraine* u. ſ. w. Unter den Reiſebeſchreibungen vermiſſen wir die von *Papon*, *Ramond*, und mehrere neuere. Doch dieſe ſind vielleicht alle, ſo wie auch *Peuchet's Dictionnaire de Géographie commerçante*, unter den beiden *etc.* am Ende dieſer *Notice* begriffen, welche 4 enggedruckte Spalten in gr. 4. anfüllt, und wirklich die ſchätzbarſten Werke, aber auch manche Büchertitel enthält, die nur zur Ausfüllung des Raums hier zu ſtehen ſcheinen. Einige derſelben werden ſonderbar aufgeführt, z. B. *l'ouvrage de Joannis Danielis Schoepflini (ſic!)*. — *De Grandpré's Dictionnaire de Géographie maritime*, das hier gute Dienſte hätte leiſten können, iſt weder angeführt, noch benutzt worden. — Eine darauf (S. XI ff.) folgende *Table comparative des Articles contenus dans cet ouvrage indépendans de l'hiſtorique*

rique des villes, bourgs, villages et hameaux; composant les anciennes et nouvelles divisions du territoire français, les Gouvernemens, les différentes branches de l'organisation civile, ecclésiastique et militaire, les Corporations, Institutions, Privilèges, Fondations; et tout ce qui a rapport à l'ordre judiciaire, etc. etc. tant sous le gouvernement monarchique, que sous le gouvernement actuel — ist eine zum Nachschlagen der statistisch-historischen Real-Artikel sehr brauchbare und willkommene alphabetische Nachweisung in zwey Spalten gegen einander über, deren eine die Artikel aus den Zeiten der Monarchie, die andre die aus der Republik angiebt. — Hierauf folgen 9 Seiten Ergänzungen, Verbesserungen und Nachträge zu den Buchstaben *A*, *B*, *C*, *D*, *E* und *F*.

Nach diesem beginnt in dreyspaltigen Columnen das geographische Wörterbuch selbst, von welchem wir nun *Plan*, *Vollständigkeit* und *Richtigkeit* oder *Zuverlässigkeit* zu prüfen haben.

Der *Plan* dieses Wörterbuchs ist im Ganzen gar nicht übel angelegt, doch bietet er noch einigen Stoff zum gegründeten Tadel an. Von den alten, grösern und kleinern, Landschaften des ehemaligen Frankreichs wird nur eine kurze Uebersicht gegeben und dann auf die Departemente verwiesen, in welche sie jetzt umgeschaffen sind. (Etwas mehr Ausführlichkeit wäre, bey manchen dieser Artikel, besonders bey Landschaften, welche jetzt allzusehr zerstückelt; oder mit andern vermengt sind, sehr erwünscht gewesen.) — Ausführlicher ist die Uebersicht der Departemente, in welcher die Bestandtheile, der Ursprung des Namens, die Grösse und Volksmenge, die Eintheilung und gerichtliche Organisation, die Producte, Fabriken und Handlung, die Flüsse, Seen und Berge, die vornehmsten Städte, die alt-üblichen Masse, und endlich die berühmten Männer jedes Departements angegeben werden. — Man sieht beym ersten Ueberblicke, dass hier keine schickliche natürliche Ordnung und Folge beobachtet ist; auch fällt es hier auf, dass die alten Masse, die doch jetzt abgeschafft sind, im kleinsten Detail auseinander gesetzt und die berühmten Männer ausführlich, und wenn sie Gelehrte waren, mit allen ihren Schriften aufgezählt sind, da sie jedoch wieder meist alle unter ihren Geburtsorten eben so pünktlich angegeben sind. Dagegen sind Producte, Naturmerkwürdigkeiten, Fabriken, Handel u. s. w. nicht vollständig genug, selbst für eine blosse Uebersicht, abgehandelt. Hierin behauptet die skizzirte Beschreibung der Departemente im *fünften* und *sechsten* Bande von *Herbin's Statistique générale et particulière de la France* etc. einen unverkennbaren Vorzug: denn das dort befindliche, unentbehrliche Detail der Departements-Beschreibungen, das doch immer nur skizzirt ist, und das unter keine andern Artikel gebracht werden kann, findet man hier nirgends. — Warum sind aber die Gemeindebezirke (*Arrondissemens communaux*) und die Kantone nicht besonders beschrieben, wenigstens summarisch, wie bey *Herbin*? — Dies ist eine wahre Lücke, die man in einem solchen Werke ungern wahrnehmen wird. — Die *Ortschaften* sind im Ganzen nach einem bessern Plane beschrieben, doch läfst sich die Ordnung des Vortrags daran tadeln: denn Lage, Bevölkerung und Angabe der daselbst sitzenden öffentlichen Gewalten folgen immer zuletzt. Z. B.

„Abbécourt, v. (Aisne), arr. de Laon, canton de Chauny, près de l'Oise à 3 K. (¼ de l.) de Chauny, 39 K. (8 l. ½) de Laon. Pop. 514. Bur. de poste de Chauny."

Der Vf. hat übrigens aufser der Lage und den öffentlichen Gewalten, die daselbst ihren Sitz haben, beynahe bey jedem Orte, meist alle seine vorzüglichsten Merkwürdigkeiten ganz kurz, folglich planmäfsig angegeben; doch wird auch hier noch Manches vermisst. Fabriken und Handel sind bey den meisten Artikeln ziemlich richtig und genau angeführt. — *Flüsse*, *Seen*, *Berge* u. s. w. sind ebenfalls kurz, doch für den Zweck befriedigend geschildert. Auch sind die *Real-Artikel* meistens kurz, oft zu kurz, im Ganzen aber ziemlich deutlich und lichtvoll abgefafst. — Der Hauptartikel *Frankreich* (II. B. S. 369 ff.) ist gar nicht plan- und zweckmäfsig abgefafst, ob er gleich sehr viel Gutes enthält. Die Geschichte ist hier, ob sie gleich in einem solchen Werke Nebensache ist, doch zu kurz und flüchtig abgefertigt; noch flüchtiger ist die physikalische Geographie behandelt. Die Tabelle, *Genealogie* der französischen Regenten betitelt, ist warlich keine *Genealogie*, sondern blofs eine *chronologische* Regententafel. — Weit besser ist die Vergleichung der Verfassung von Frankreich als Monarchie und als Republik. — Die hierauf folgenden zahlreichen Specialtabellen über die ehemalige und jetzige Eintheilung der einzelnen Landschaften sind sehr schätzbar; aber weit schicklicher wären sie dem Artikel jeder einzelnen Landschaft, zu welcher sie gehören, zugetheilt worden. Hier machen sie das Missverhältnifs der einzelnen Theile des Hauptartikels nur desto auffallender.

Hier einer der ersten gröfseren Artikel zur Probe:

„Abbeville, Stadt (*Somme*), Hauptort eines Bezirks und Kantons an der Somme, welche sie in zwey Theile schneidet, 10 M. (22 L.) S. von Calais, 11 M. (24 L.) S. W. von Lille, 11 M. (24 L.) W. von Rouen, 27 K. (6 L.) S. O. vom Meere, 40 K. (9 L.) N. W. von Amiens und 18 M. (40 L.) N. W. von Paris. Länge: 19° 29′, Breite: 50° 7′. Diese Stadt gehörte vormals zu Nieder-Picardie und war nächst *Amiens* die vorzüglichste Stadt der Provinz. Sie ist wohl bevölkert und treibt beträchtlichen Handel, worin sie durch ihre Lage in einem Thale an der Somme, die hier schon grofse Barken trägt, begünstigt wird. Dieser Flufs hat Ebbe und Fluth; er zerschneidet die Stadt in mehrere Theile, die dann überdiefs noch von drey kleinen Flüfschen: *Lescardon*, *Sottine* und *Corneille* oder *Tanière* bewässert werden, welche an 30 Mahlmühlen treiben. Die Luft ist gesund und das Wasser vortrefflich; auch giebt es an verschiedenen Orten Mineralquellen. *Abbeville* ist befestigt und hat fünf Thore, an deren einem ein sehr schöner Spaziergang längs der Somme hinführt. Der Justizpallast ist ziemlich schön; es giebt hier hübsche Häuser und einige ansehnliche Gebäude, die vormals von Edelleuten aus der Nachbarschaft bewohnt wurden. Das Rathhaus und die Kirche St. Wolfran verdienen einige Aufmerksam-

Digitized

samkeit. Aus der Zahl ihrer Pfarrkirchen kann man auf die Gröſse der Stadt ſchlieſsen: denn dieſer ſind 14; ferner waren hier 6 Mannsklöſter, ein Haus der brüder der chriſtlichen Schulen, eine Frauen-Abtey, 7 Nonnenklöſter, ein Hoteldieu, ein Waiſenhaus und ein General-Hoſpital. Was ſie aber noch wichtiger macht, das ſind ihre zahlreichen Fabriken und ihr Handel mit Landesproducten. Hier iſt die mit Recht ſo berühmte Tuchfabrik von *van-Robais*, einem Holländer, welcher im J. 1669. ſein erſtes Privilegium erhalten hat. Die Tücher, welche ſie liefert, ſind in Rückſicht der Wolle und der Schönheit und Vollkommenheit der Arbeit den beſten engliſchen Tüchern gleich. Man fabricirt hier auch Ratine, die den holländiſchen nichts nachgeben und wohlfeiler ſind; Serſche, denen von London gleich; Plüſch; ſehr geſchätzten Berkan von allen Arten; Droguets, welche die engliſchen übertreffen; Etamine, Pinchinats, Moquettes, blumige Damaſtleinewand; Futtertuch, Segeltuch, Sack- und Packleinwand, Zeug zu Matratzen und Ueberzügen. Auch die hier verfertigte fette, ſchwarze und grüne Seife ſteht im Rufe. Die Wollſpinnerey iſt hier zu einer ſolchen Vollkommenheit gebracht, daſs die Tuchmanufacturen zu Rouen, Elbeuf und ſelbſt die holländiſchen ſich für ihren Verbrauch geſponnene Wolle von *Abbéville* kommen laſſen. Alle dieſe Fabriken beſchäftigen eine ſehr groſse Zahl von Arbeitern; auch findet man hier wenig Nothleidende, auſser alten und gebrechlichen Perſonen. — Schon die Producte der Gegend wären hinreichend, hier Wohlſtand zu verbreiten. Es wird ein ſtarker Handel mit Getreide getrieben, das theils hier gewonnen, theils aufgekauft wird; hieher gehört auch der Handel mit Hafer, Hanfſamen u. dergl., die in dieſem Departement in Menge wachſen, nach *Abbéville* gebracht und auf der *Somme* weiter verführt werden. Flachs, Hanf, Chamille, Rubſamen und andre Oelpflanzen gehören auch zu den Naturreichthümern der Gegend; man preſst viel Oel zur Verfertigung der Seife, die zum Waſchen der Zeuge erforderlich iſt; auch wird mit flächſenem Garne, ſowohl zum Nähen, als zum Weben der Leinwand ein beträchtlicher Handel getrieben. Man hat zweyerley Sorten von dieſem Garne, eine ſchwarze und eine gelbliche; der ſchwarze und ſilberfarbige Flachs läſst ſich feiner ſpinnen; aber der gelbliche iſt ſtärker und wird daher für den Hausgebrauch vorgezogen. — Die Stadt hat auch eine eiſenhaltige Mineralquelle, die im Lande ſehr berühmt iſt."

Nun folgt die Reihe der berühmten Männer, deren Geburtsort *Abbéville* war, mit den Titeln ihrer Schriften, 1½ Spalten.

„*Abbéville* iſt der Sitz einer Unterpräfectur, eines Tribunals erſter Inſtanz, eines Handelsgerichts, einer Zoll-Direction, einer Hypotheken-Conſervation, eines Forſt-Inſpectors und eines Steuer-Einnehmers. Die Stadt iſt ein Kriegsplatz der 4ten Klaſſe der 15ten Militär-Diviſion, und hat einen Platz-Commandanten, ferner einen Syndicus der Seeleute, im Syndicat der See-Inſcription des Quartiers von St. Valery-ſur-Somme, im zweyten See-Bezirke. Volksmenge: 18,129 S. Briefpoſtamt und fahrende Poſt." — *Addatur*: „Zwey Brigaden Gensd'armerie, die eine zu Pferde, die andre zu Fuſs."

Vergleicht man dieſen Artikel mit dem im Ehrmanniſchen Lexicon: ſo dürfte dieſem letztern vielleicht der Vorzug gebühren, da der Prud'homme'ſche zwar etwas weniges mehr von den Fabriken und dem Handel ſagt, aber doch gar ſehr die Mangelhaftigkeit einer zu wenig detaillirten *Ortsbeſchreibung* fühlen läſst. Ueberhaupt ſcheinen *ſolche* Details abſichtlich von dem Herausg. weggelaſſen worden zu ſeyn; doch werden deren hier und da, wiewohl ſehr ſparſam, eingemiſcht. Es hätte übrigens hier gar wohl ein Mittelweg zwiſchen kleinlichem ermüdendem Detail und einſeitiger Trockenheit getroffen werden können. Indeſſen müſſen wir hier noch bemerken, daſs die Artikel der gröſsern Städte von Frankreich meiſt alle ſehr gut und zweckmäſsig bearbeitet ſind. Der Artikel *Paris* liefert eine ſehr brauchbare Beſchreibung dieſer wichtigen Hauptſtadt, worin (von S. 42 — 109) die kurze Geſchichte dieſer Stadt, ihre Eintheilung, ihre vormalige und jetzige Verfaſſung, ihre milden Stiftungen, öffentlichen Gebäude und alle andern Merkwürdigkeiten ziemlich befriedigend dargeſtellt werden. Zwar iſt auch hier das gehörige Verhältniſs nicht beobachtet, und beſonders auffallend iſt es, daſs Hr. *Prud'homme* in der Liſte berühmter Pariſer, welche 55 enggedruckte Spalten einnimmt, auch kleine Anekdoten einmiſcht, die in ein ſolches Werk ganz und gar nicht gehören, z. B. bey der Notiz vom *Päris*, den die Janſeniſten kanoniſiren wollten, und deſſen Grabſtätte auf königlichen Befehl zugemauert wurde, daſs damals die Verſe angeheftet wurden:

De par le Roi, défenſe à Dieu,
D'opérer miracle en ce lieu.

u. dgl. m. Auch die Artikel *Bordeaux*, *Bruxelles*, *Marſeille*, *Nantes* u. ſ. w. ſind gut ausgearbeitet. Bey *Straſsburg* iſt die vormalige Intendanz mit dem vormaligen biſchöfl. Palaſte verwechſelt.

Was die *Vollſtändigkeit* in Rückſicht der Artikel betrifft: ſo hat Rec. bey der Prüfung keine weſentlichen Mängel bemerkt, ſo daſs das Werk in dieſer Rückſicht einen ſeiner wichtigſten Vorzüge zu haben ſcheint.

In Hinſicht auf *Richtigkeit* und *Zuverläſſigkeit* der aufgeführten Thatſachen endlich leiſtet das Werk weit mehr, als man ſonſt in dergleichen Arbeiten vermuthet. Findet man Irrthümer: ſo rühren dieſe gewöhnlich von den benutzten Quellen her; und deren giebt es freylich auch hier nur zu viele. So wird z. B. in dem Artikel *Seltz*, Städtchen im Depart. des Niederrheins, von einer berühmten Mineralquelle geſprochen, deren Waſſer weit umherverführt wird u. ſ. w., Gedachtes Seltz hat aber keine Mineralquelle, ſondern es hat irgend einmal ein franzöſ. Schriftſteller dieſes Seltz mit dem Brunnenorte Selters oder Nieder-Selters (im kurrheiniſchen Kreiſe) verwechſelt, woher das ſo beliebte Selzer- (richtiger Selterſer-) Waſſer kommt, und nun war die Translocation ſogleich vollbracht; und da vollends dieſer Fehler auch von *Parmentier* und *Deyeux*, den Verfaſſern des Artikels über die Mineralwaſſer von Frankreich in *Herbin's* groſser *Statiſtique*, begangen worden iſt: ſo betet ihn nun ein franz. Geograph dem andern nach, und am Ende geht er wohl auch noch in deutſche Geographieen über.

Auf das geographiſche Wörterbuch von Frankreichs Hauptlanden folgt im *fünften* Bande S. 517. die Beſchreibung und das topographiſche Verzeichniſs der Ortſchaften der franzöſiſchen Nebenländer auſser

Euro-

Europa; verhältnifsmäfsig ziemlich kurz gefafst: doch für diefen Zweck, und fo lange hierin noch nicht alles im Reinen ift, nach unferm Dafürhalten hinreichend. Auffallend ift es jedoch, dafs die Mafcarenifchen Inſeln fo gar kurz abgefertigt find, da hingegen das Vorgebirge der guten Hoffnung befchrieben ift, blofs weil die Franzofen jetzt das Recht haben, hier zum Ausruhen anzulegen.

S. 593. Allgemeine Befchreibung und topographifches Lexicon des Staats von Parma, Piacenza und Guaftalla. Sehr kurz, wie es die damaligen Umftände erlaubten. — Bey den kleinern Ortfchaften fehlt die Angabe der Bevölkerung, fo wie anderweitiges Detail. S. 613. Supplement von Nachträgen, Zufätzen und Verbefferungen. S. 639. Specialtabellen aller Meffen und Jahrmärkte in Frankreich, nach den Monaten, Tagen, Departementen und Ortfchaften — wirklich mühfam zufammengetragen.

Den Befchlufs des Ganzen macht ein Regifter über die in dem Werke angeführten berühmten Perfonen, und ein andres über die Natur- und Kunftproducte.

Aus der hier gegebenen Ueberficht und kurzen Analyfe diefes Werks erhellet, dafs es, wenn es auch noch weit von der erreichbaren Vollkommenheit entfernt ift; doch in Hinficht auf den Reichthum der Materialien feines gleichen zur Zeit noch nicht hat, und zu den Hauptquellen der heutigen Kunde von Frankreich gehöre.

GESCHICHTE.

RONNEBURG u. LEIPZIG, b. Schumann: *Anekdoten zur Charakteriſtik der Vorzeit*, von *Karl Eginhard*. *Erſter* Theil. Vom Adel. 276 S. *Zweyter* Theil. Von der Geiſtlichkeit. 264 S. 8. 1804. (1 Rthlr. 12 gr.)

Bücher, wie das gegenwärtige, können ſehr ſchnell zuſammen geſtoppelt werden: denn der Vf. hat ſich nicht einmal die Mühe gegeben, die verſchiedenen Anekdoten unter Hauptrubriken zu bringen, oder das Ganze auf irgend eine Art ſyſtematiſch zu ordnen; auch iſt nicht einmal die Gleichheit des Stils beobachtet, ſondern Hr. *Eginhard* hat gröſstentheils die Worte ſeiner Hülfsmittel gebraucht. Dieſe ſind vorzüglich: Anekdoten, Charakterzüge und Sittengemälde aus der ſächſiſchen Geſchichte; Geſchichte Thüringens von *Galletti;* kleine Biographieen u. ſ. w.; doch hat er im *zweyten* Theile auch öfter die urſprünglichen Quellen angegeben. Die Wahl der Anekdoten aber zeugt oft von groſser Geiſtesarmuth. Nur einige Proben, welche das Buch charakteriſiren mögen, und zwar in der Reihe hinter einander von Th. I. S. 270. an unten: „Eben daſelbſt kämpften im J. 1406. zwey von Adel, ohne Harniſch, in grünen Röcken. Bey dieſem Kampfe aber floſs kein Blut. Einer ergab ſich dem andern. So blieben ſie beide am Leben. — Zu Kiel kämpften im J. 1589. zwey leibliche Brüder, Hieronymus und Paul von Ranzau mit einander, in welchem Kampfe Paul, von ſeines Bruders Hand erſchlagen, todt auf dem Platze blieb. — Ein Graf Heinrich von Görz, der ein groſser Liebhaber des Trunks war, pflegte des Nachts umher zu gehen, ſeine Söhne aufzuwecken, und zu fragen: ſeyd ihr nicht durſtig? Wollten ſie nicht trinken, ſo goſs er ihnen den Wein ein, und ging dieſer wieder fort: ſo ſchalt der Graf ſeine Frau, und ſchrie: Hure, du haſt mit einem andern gebuhlt. Das ſind meine Söhne nicht, welche die ganze Nacht durch ſchlafen können, ohne Durſt zu haben. Meine Kinder müſſen, wie ich, beſtändig trinken wollen. So will ich's haben." — Wem mag wohl der Vf. mit ſolchen Anekdoten einen Dienſt erzeigt haben?

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Jena*, in d. Cröker. Buchh.: *Grammaticaliſche Lieder, Tabellen und Leſeübungen zur leichtern Faſſung der Lehre von den Generibus lateiniſcher Subſtantiven*, nebſt einem Anhange. 1804. VI u. 62 S. 8. (4 gr.) — Dem Rec. iſt in langer Zeit kein ſo poſſierliches Büchelchen, als das gegenwärtige, vorgekommen. Es ſoll dienen, wie der Vf. in der Vorrede ſagt, „die Lehre der *generum* lateiniſcher Subſtantiven zu erleichtern." Um dieſs zu bewerkſtelligen, raffte der Vf. die Wörter, die in jeder gröſsern lateiniſchen Sprachlehre unter den Regeln der Declinationen ſtehen, zuſammen, und brachte ſie in Tabellen, desgleichen in Lieder, über welche er Volksmelodieen ſetzte; z. B. *Als ich auf meiner Bleiche* u. ſ. w., ferner: *Ein junges Bauermädchen kam* u. ſ. w. Die Tabellen enthalten blofs das Bekannte; aber die Lieder ſind einzig in ihrer Art. Man höre: „Erſtes Lied, *Communia ſola ſignificatione* enthaltend; Melodie, Nr. 1. Ein Lämmlein trank vom Friſchen:

Der fetus lepus läufet,
Schnell wie der fetus mus.
Der fetus paſſer häufet,
Den Menſchen viel Verdruſs.
Pediculus eſt fetus,
Et pulex gravidus,
Der cancer und der corvus
Iſt jeder gravidus u. ſ. w.

Nur noch den Anfang des *ſechsten* Liedes. *Maſculina* auf *x*. Melodie, Nr. 2. Ein Mädchen, das auf Ehre hält u. ſ. w.

Der volvox nagt, der bombyx ſpinnt,
Der grex wird leichtlich ſcheu,
Der apex und der vertex ſind
Beynahe einerley.
Der cinex, culex, pulex ſticht
Uns Menſchen jämmerlich,
Der calix, cortex, frutex bricht,
Der podex ſetzet ſich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. März 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Göschen: *M. T. Ciceronis opera rhetorica.* Recensuit et illustravit *Chsti. Godofr. Schütz.* Vol. II. continens *libros III. ad Q. Fratrem de oratore.* 1805. XXXVI u. 334 S. Vol. II. Pars II. *Notae* in libros tres de oratore. 1806. VIII u. 397 S. 8 (auf Druckp. 1 Rthlr. 12 gr. auf geglättetem Velinpapier 8 Rthlr.)

Aus der Anzeige des *ersten* Bandes dieser Ausgabe (A. L. Z. 1805. Nr. 46. 47.) ist bekannt, dafs ihr Plan auf einen möglichst berichtigten Text gehe, die Anmerkungen aber die Gründe der gewählten Lesarten auseinandersetzen, und nur da, wo dieser Zweck es nöthig machte, in Sach- und Wort-Erklärung eingreifen sollen.

Die *Prolegomenen* gewinnen durch die gefällige Einfassung einer schönen Epistel an *Griesbach*, in welcher der Vf. nach der anziehenden Darstellung seiner Verhältnisse zu seinem ehrwürdigen Freunde und nach dem ansprechenden, wie Jeder, der das Original zu kennen das Glück hat, urtheilen mufs, vollkommen getroffenen Bilde desselben, den Geist und Charakter des Ciceronischen Werkes auf eine lehrreiche Weise entwickelt.

Von den kritischen Hülfsmitteln, über welche der Herausg. in der Vorrede Rechenschaft ablegt, erwähnen wir nur der Lesarten dreyer Wolfenbüttler Handschriften, welche ihm durch Hn. Prof. *Heusinger* in Braunschweig nach der von seinem sel. Vater mit äufserstem Fleifse angestellten Collation mitgetheilt wurden, dergleichen er auch von ihm, wie wir wissen, über die übrigen im *dritten* Bande folgenden rhetorischen Schriften erhalten hat. Da selbst von *Ernesti* der kritische Apparat ziemlich nachlässig benutzt worden: so liefs sich der Herausg. eine sorgfältigere Beachtung und Prüfung desselben, so wie insonderheit der sehr bedeutenden Wolfenbüttler Varianten, angelegen seyn, und fand dadurch bald die übersehene richtige Lesart, bald wurde er wenigstens auf ihrer Spur zu dem Wahren geleitet, und wo ihn die Handschriften verliefsen, fand er in seiner eigenen glücklichen Divinationsgabe und in den Conjecturen von andern Gelehrten, z. B. von *Wyttenbach*, *Schneider*, *Jacobs*, *Voss*, *Purgold* u. a., Ersatz und Hülfe. Dafs der Herausg. liberalen Grundsätzen bey der Aufnahme besserer Lesarten, und in Ermangelung derselben, einleuchtender Conjecturen folgt, ist längst aus seinen kritischen Ausgaben bekannt. Der fleifsigen Correctur des Abdrucks mufs auch hier verdientes Lob zu Theil werden. Doch haben wir an einigen Stellen eine Verschiedenheit zwischen der Lesart oder Interpunction des Textes und der Anmerkungen wahrgenommen, z. B. ist 1, 1. S. 11. Z. 13. die gemeine Interpunction: *referendi, fore justum*, gegen die Absicht des Herausg. im Text stehen geblieben, der *referendi fore, justum et — concessum, arbitrarer* interpungirt wissen will. 1, 32. zu Anfang wollte der Herausg. *in quo* schreiben, aber es steht da *in qua.*

Im vierten Cap. §. 13. ist eine glückliche Verbesserung des Herausg. angebracht: *ut omittam — illas omnium doctrinarum inventrices Athenas, in quibus etiam dicendi vis et inventa est et perfecta*, wo sonst gelesen wurde: *in quibus summa dicendi vis* etc. Dafs *summa dicendi vis* nicht zu *et inventa est et perfecta* passt, liegt am Tage. Denn die Beredtsamkeit kann nicht bey ihrem Entstehen schon *summa* genannt werden, und wenn sie es könnte, so liefs sich ja kein weiteres Ausbilden derselben denken. Die vom Herausg. an die Stelle des unpassenden Prädicats gesetzte Partikel erhält ihre Rechtfertigung vom Zusammenhang. Athen, die Mutter aller andern Künste, erfand *auch* die Beredtsamkeit. Cap. 6, 21. läfst der Herausg. zwar die gemeine Lesart: *de re, quaecunque sit proposita, — dicere*, stehen, erklärt aber in der Anm. *Davisius* Verbesserung: *posita*, für richtig. Wirklich ist dieis *Cicero's* gewöhnlicher, von ihm nach dem Griechischen gebildeter Ausdruck; indefs steht ja 3, 21, 80. ganz unangefochten *contra omne, quod propositum sit, differat*, und 3, 28, 109. *quaestio infinita et quasi proposita*, wenn man nicht hier auch *posita* zu lesen vorzieht, welches die noch wörtlichere Uebersetzung von der griechischen Benennung θέσις wäre. S. *Orator* 14, 46. und *Stephani Thes. L. Gr.* T. 3. p. 1475. F. Bald darauf, §. 22., wo von einer Theilung der Beredtsamkeit in Griechenland, nicht der Wissenschaften überhaupt, die Rede ist, kann *partitionem quandam artium* nicht richtig seyn, und das letzte Wort mufs mit dem Herausg. weggestrichen werden, es sey denn, dafs man *artis* dafür lesen wollte. In einer gelehrten Anm. zu 7, 25. wird gegen Pearce's Bedenken gezeigt, dafs Cotta um die Zeit, da diese Dialoge gehalten worden seyn sollen, wirklich unter den Adspiranten zur Stelle eines Volkstribun

Digitized by Google

wenigen war, die über den Begriff der Kirche und über die Abgrenzung des katholischen Volks vielleicht mit sich selbst, aber nicht mit der Kirche im Reinen waren. Es ist ja die Art der Kirche, daß sie ihre Grenzen nicht scharf zieht, sondern sie in der Schwebe läßt, um sie jederzeit nach Bedarf verlegen zu können. Das ist ja auch der Grund, weshalb sie niemals ein Konzil abhält, ohne zugleich Ketzer zu machen, weshalb sie niemals eine Bulle erläßt, ohne zugleich Bannflüche zu schleudern, weshalb sie niemals eine Definition gibt, ohne zugleich Verdammungsurteile auszusprechen. Sie will eben Grenzen, die sie selbst verletzen, die genau zu kennen sie selbst nicht wünscht, weil sie sie ja doch nicht innehalten will. Sie will Grenzen, die sie selbst nicht kennt, damit sie sie nicht innehalten muß

welches letztre nur darauf ging, dafs dem Hause nicht das *Licht* entzogen wurde: so konnte hier dem Verkäufer kein unbestimmter Ausdruck oder Unkunde Schuld gegeben werden, da er ja nicht für die Aussicht, sondern nur für das Licht einzustehen versprochen hatte, sondern dem Käufer fiel einzig die Unbekanntschaft des Unterschiedes von *lumen* und *prospectus* zur Last. Wollte man also nicht etwa annehmen, dafs *Buculejus* sich während der gerichtlichen Verhandlung dieser Streitsache verwickelt habe, welches hier schwerlich gemeynt ist: so mufs man des Herausg. Vermuthung sehr annehmlich finden, dafs die Namen der beiden Personen hier verwechselt und so umzusetzen seyn möchten: *L. Fufius* (statt *M. Buculejus*) — *nuper erravit. Nam quum aedes ei M. Buculejus* (für *aedes L. Fufio*) *venderet* etc. Noch bemerken wir aus diesem Capitel ein entdecktes Glossem §. 180., wo Scävola, wie im Brutus, *juris peritorum eloquentissimus* genannt, aber sogleich ein zweyter Lobspruch: *eloquentium juris peritissimus*, hinzugefügt wird, welchen der Herausg. verwirft, einmal, weil er im Brutus dem Crassus beygelegt wird, und dann, weil er sehr hinter dem vorhergehenden, weit umfassendern Lobspruche des Scävola: *homo omnium disciplina juris eruditissimus*, nachhinken würde. Die ganze etwas verwickelte Construction in §. 183.: *Quid, quod usu, memoria patrum, venit, ut* etc., ist vom Herausg. durch Wegwerfung der Partikel *ut* und bessere Interpunction deutlich geworden: *Quid? quod — venit, paterfamilias qui* etc. Die Worte *quod usu — venit* bilden nämlich eine Parenthese, *paterfamilias — quum — natus esset* den Vordersatz, und *mediocrisne res in controversiam adducta est* den Nachsatz. Cap. 43, 193. (C. 42. *Schütz*) wundern wir uns, in: *plurima est, et in omni jure civili, et in pontificum libris, et in XII tabulis, antiquitatis effigies*, das erste *et* noch im Texte geduldet zu sehen, da, wie der Herausg. aus *Pearce* lehrt, das *jus pontificium* und die zwölf Tafeln ja nicht von dem *jus civile* verschieden waren, jenes *et* überdem in vielen Handschriften fehlt. Wie viel besser geordnet und lichtvoller aber erscheint jetzt der Anfang des 45sten Cap. (C. 43. *Schütz*) als ehmals, wie durch Nebeneinanderstellung des alten und neuen Textes erhellen wird:

Alter Text.

Itaque, ut apud Graecos infimi homines, mercedula adducti, ministros se praebent in judiciis oratoribus, ii qui apud illos ῥηγματικοὶ vocantur: sic in nostra civitate contra amplissimus quisque et clarissimus vir; ut ille, qui propter hanc juris civilis scientiam sic appellatus a summo poeta est: Egregie cordatus homo, Catus Aelius Sextus, multique praeterea, qui quum ingenio sibi dignitatem peperissent, perfecerunt, ut in respondendo de jure, auctoritate plus etiam, quam ipso ingenio, valerent.

Neue Recension.

Itaque, non, ut apud Graecos infimi homines, mercedula adducti, ministros se praebent in judiciis oratoribus, ii, qui apud illos ῥηγματικοὶ vocantur, sic in nostra civitate; contra amplissimus quisque et clarissimus vir, ut ille — multique praeterea, quum ingenio etc.

Durch Einschaltung der Verneinungspartikel zu Anfang, welche sich in zwey Wolfenbüttler Mspten und in einigen alten Ausgaben findet, durch eine neue Interpunction und durch Herauswerfung des Pronomen *qui* vor *quum ingenio* wurde die glückliche Verbesserung dieser Stelle vollendet. In dem Verse des *Ennius* hätte der Herausg., um consequent zu verfahren, wohl *Aelius'* schreiben sollen, da er 3, 42, 168 *summ'*, und 3, 43, 171. *rhetoricotero'* schreibt. Am Ende dieser Stelle hat der Herausg. *in respondendo de jure* stehen lassen, da doch die Lesart *in respondendo jure* das Ansehen der meisten Handschriften, und nicht nur die vom Herausg. gegen *Ernesti* angeführte Parallele des Plinius Ep. 6, 15, 3, wo auch *Schäfer* praef. p. XIV. derselben im Cicero den Vorzug giebt, für sich hat, sondern noch eine zweyte des Cicero *de leg.* 2, 12., welche *Nizolius* und selbst *Ernesti* in der Clavis anführen. Cap. 48, 209. (C. 49. *Schütz*) will Antonius den Streitpunkt bestimmen, weil sonst der Vortrag schwankend werde, *si ii, qui inter se dissenserint, non idem esse illud, quo de agitur, intelligant.* Das *esse* giebt hier einen ganz verkehrten Sinn, und es ist Schade, dafs der Herausg. seine evidente Verbesserung: *si — non idem illud, quo de agitur, intelligant*, „wenn die streitenden Parteyen nicht einerley Begriff mit der Streitfrage verbinden," nicht in den Text erhoben hat. Gleichen Werth hat die in den Text aufgenommene Veränderung C. 50, 216.: *non, etsi eloquentissimus Athenis Pericles, idemque in ea civitate plurimos annos princeps consilii publici fuit, idcirco ejusdem nominis* (anstatt *hominis*) *atque artis utraque facultas existimanda est.* Allerdings war es einer und derselbe Mann, der beide Wissenschaften in sich vereinigte, aber darum haben nicht beide einerley *Namen.* Cap. 51, 219. hat der Herausg. in den Worten des Antonius zum Crassus: *dixisti, neminem posse eorum mentes, qui audirent, aut inflammare* etc., *nisi qui rerum omnium naturam, mores hominum atque rationes penitus perspexerit*, die aus Vergleichung mit Crassus eignen Worten C. 12. sich als nothwendig ergebende Verbesserung angebracht: *nisi qui hominum naturam et motus animorum eorumque rationes penitus perspexerit.* Einige Flecken, welche den Satz Cap. 52, 226.: *Quae vero addidisti, — quis hoc philosophus tam mollis, tam languidus, tam — referens, probare posset*, entstellten, werden von dem Herausg. getilgt, indem er *hoc* wegen des vorhergehenden *quae* in *haec* verwandelt, nach dem wiederholten *tam* das fehlende *ut* ergänzt: *ut probare*, und endlich statt *posset*, welches in dieser Verbindung nicht pafst, *possit* setzt. Wenn Antonius Cap. 56, 237. in Beziehung auf Crassus Worte C. 38. sagt: *si parvi navigii et magni eadem est in gubernando scientia:* so ist dies gerade das Gegentheil von dem, was er sagen wollte und was Crassus gesagt hatte, und man mufs daher mit dem Herausg. schreiben: *non eadem est — scientia.* Cap. 58, 249. liest der Herausg.: *Cui nostrum nunc* (für das hier unpassende *non*) *licet fundos nostros obire et res rusticas — invisere?* und erklärt von den Verhältnissen zur Zeit des Crassus und Antonius, wo schon die gute alte Sitte der Staatsmänner,

Digitized by Google

ner, das Feld mit eigner Hand zu bauen, abgekommen war, und der vielbeschäftigte Römer die wenigen Tage, die er seinen Villen schenken konnte, zu seiner Erholung oder zu Lieblingsstudien verwandte. Wir kommen nun an die eines unverständlichen Wortes wegen berühmte Stelle über die Declamationsübungen der Schauspieler C. 61, 251. Wenn wir, sagt Antonius, täglich auf unsere Stimme so viel Zeit und Mühe verwenden wollten, wie die Schauspieler, *ante condemnentur ii, quorum causas receperimus, quam toties, quoties perscribitur, paeanem aut munionem citarimus.* Schon vorher hatte er von diesen methodischen Uebungen gesagt: *quotidie, antequam pronuntient, vocem cubantes sensim excitant*, und dieses scheint er nun bestimmter dahin zu erklären, dass die Phonasci vorschrieben, *wie oft* man jedesmal einen gewissen Canon oder Nomos recitiren, und die ganze Tonleiter durchlaufen musste: denn so verstehen wir *paeanem toties, quoties praescribitur, citare*, und halten *praescribitur* statt *perscribitur* für die einzig richtige Lesart. *Citare* vergleicht der Herausg. mit einer Parallele aus Horaz Serm. 1, 3, 7 f. (wo *Bentley* an keine Aenderung gedacht haben würde, wäre er der Ciceronischen Stelle eingedenk gewesen), die nicht treffender seyn könnte. *Paeanem* macht keine Schwierigkeit, wohl aber *munionem*, wovon man so viele Erklärungen und Verbesserungen versucht hat, noch neuerdings Rect. *Frenzel* Specim. obs. cr. p. 18 f., ohne dass eine derselben vollkommne Ueberzeugungskraft bey sich führte. Denn selbst der Herausg. scheint uns seine Verbesserung *nomium* etwas zu voreilig in den Text gesetzt zu haben, der Name einer Art von Hirtenpoesie bey Athenäus 14, 3. p. 619. B., der sich etwa blos durch die Aehnlichkeit des Worts mit *munionem* empfehlen mag. Mit mehr Zuversicht würden wir *paeanem aut nomium* in den Text gesetzt haben, diese zwey verwandten Gesangarten (Photius: ὁ Νόμος δοκεῖ μὲν ἀπὸ τοῦ Παιᾶνος ῥυῆναι etc.), die um so treffender hier genannt werden, da sie einen ruhigen, gravitätischen Ton hatten, sich also nicht schnell wegsingen liefsen. Vgl. *Hermann* zu Aristot. Poetik S. 90. Cap. 60, 256. haben mehrere an dem Ausdruck *antiquitatis iter* Anstofs genommen, den wir am liebsten mit dem Herausg. durch *ordo antiquorum institutorum* erklären möchten; *memoriae veteris ordo* nennt es Cicero im Orator C. 34. Hierzu stimmt auch vollkommen die feine Verbesserung des Herausg. in Buch 2. Cap. 9. *historia — via memoriae*, wofür sonst *vita memoriae* gelesen wurde. Etwa mag man auch ὁδὸν λόγων bey Pindar Ol. 1, 178 u. das. *Heyne* vergleichen. Zwar bringt der Herausg. in jener Stelle C. 60. folgende Aenderung in Vorschlag: *historiam dico et prudentiam juris publici et antiquitatis* (*iter et* streicht er aus) *exemplorum copiam*, welche drey Dinge dann genau mit Crassus Worten, die Antonius hier beantwortet, übereinzustimmen scheinen. Cap. 46.: *publica quoque jura, quae sunt propria civitatis atque imperii, tum monumenta rerum gestarum, et vetustatis exempla oratori nota esse debere.* Allein wir glauben, dafs auch nach der gemeinen Lesart in der erstern Stelle nur dreyerley Dinge genannt werden, nemlich: 1) *historia et prudentia juris publici*, d. h. das *jus publicum*, seinem historischen und seinem wissenschaftlichen Theile nach, welches von Crassus in die Worte zusammengefasst wurde: *publica jura, quae sunt propria civitatis atque imperii.* 2) *antiquitatis iter*, von Crassus *monumenta rerum gestarum*, und 3) *exemplorum copia*, von Crassus *vetustatis exempla* genannt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Hamburg*, b. Müller: *Tönning.* Beschreibung des Orts in merkantilischer Hinsicht, von *Philipp Andreas Nemnich*, b. R. Licent. 1804. 2¾ Bogen. 8. — Das durch die Elb-Blokade im J. 1805. bekannt gewordene Städtchen Tönningen, Hauptort der Schleswig-Holsteinischen Landschaft Eiderstedt, wird hier zwar nur rhapsodisch beschrieben, doch hat die kleine Schrift, der fragmentarischen und ungeordneten Behandlung des Gegenstandes ungeachtet, ein bleibendes Interesse für die merkantilische Länderkunde und die Zeitgeschichte, die sich unter andern auch durch die von dem englischen Ministerium im J. 1804. angeordnete Blokade der Elbe auszeichnet. Es ist unglaublich, wie, von einer andern Seite angesehen, diese Verweisung aller Schiffe nach Tönning, während der lang anhaltenden Verschliefsung der Elbmündung, gleichsam der Köder für Betrügereyen aller Art geworden; wie das Raubsystem der ganzen Handlangerzunft des Seehandels, von den Abladern der Schiffe an bis herab zu den Gastwirthen und losem Gesindel an der Landstrasse, zwischen Tönningen und Hamburg zum Schaden der Kaufleute förmlich organisirt war; und es ist unbegreiflich, dass von Seiten der sonst so wachsamen dänischen Regierungs- und Polizey-Behörden zur Hemmung dieser Schändlichkeit keine zweckmäfsigen Massregeln genommen worden. Hr. *N.* mufs seine Gründe gehabt haben, dieser Abscheulichkeiten mit keinem Wort zu erwähnen; dass und in welchem empörenden Grade sie aber Statt hatten, weifs jeder hamburgische Kaufmann aus vielen schlimmen Erfahrungen zu bezeugen. — Dagegen erfahren wir aus dieser kleinen Schrift, welche aufser der Ortbeschreibung eine Skizze der in Tönning getroffenen Speditions-Einrichtungen enthält, welche grofse Vortheile die Fahrt auf Tönning diesem Städtchen, der Gegend umher und der dänischen Kammer gebracht hat. So z. B. war der Zollbetrag vor der Elbblokade dort zwischen 20 und 30000 Thlr, und während der Blokade 202000 Thlr. jährlich. Ein kleines Haus ward jährlich mit 2000 Thlr. Miethe, einige schlechte Zimmer wurden mit 1500 Thlr. u. s. w. bezahlt. Die sogenannte Nahrungssteuer betrug für manchen der 30 Spediteurs jährlich 1200 bis 2000 Thlr. Ein kalekutischer Hahn kostete 8 bis 13 Mark, ein Huhn 24 bis 30 Schilling u. s. w. Auch über die damalige Quarantaine-Einrichtung in T., zur Abhaltung des gelben Fiebers, ist hier einiges gesagt; man kennt sie ausführlicher aus *Niemann's* Schleswig-Holsteinischen Provinzialblättern, und andern Holsteinischen und Hamburgischen Zeitschriften der damaligen Periode. Sie waren zwar mit vieler Umsicht angeordnet, aber ihre Ausführung war mit unsäglichen Schwierigkeiten und Mühen der Verwalter verbunden, wie alle solche provisorische und interimistische Anstalten, in Ermangelung geschlossener Quarantaine, es sind, die deswegen auch nur eine sehr prekäre Sicherheit gewähren können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. März 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Göschen: *M. T. Ciceronis opera rhetorica.* Recenſuit et illuſtravit *Chſti. Godofr. Schütz* etc.

(*Fortſetzung der in Num. 70. abgebrochenen Recenſion.*)

Im *zweyten* Buch Cap. 2, 5. wird eine Tautologie weggeſchafft, indem *ſcienter et partite* (für *perite*) *et ornate dicere* geleſen wird. Cap. 4, 16. iſt nach *Heuſinger* mit Recht die alte Lesart zurückgerufen worden: *experiar —, ut ne Sulpicius — aut Cotta, plus quam ego apud te valere videantur*, für den von *Pearce* vorgezognen Singularis *videatur*. Denn daſs der Pluralis eben ſo wohl ſtehen kann, wenn zwey Nomina im Singularis durch die Partikeln *aut* oder *nec* getrennt werden, beſtätigte noch unlängſt *Schäfer* zu *Plin. paneg.* 75, 3. Cap. 8, 34. (C. 9. *Schütz*) wird eine gute Lesart aus einem Wolfenb. Codex hervorgezogen: *Qui enim cantus moderata orationis pronuntiatione dulcior inveniri poteſt?* Denn nach der gemeinen Lesart *moderatae or. pron.* würde jede Ausſprache ſchlechthin, alſo auch eine ſchlechte und unpaſſende, mit der Süſsigkeit des Geſangs verglichen. Es iſt von der *moderatio declamationis*, wie ſie der Vf. der Rhetorik an den Herennius nennt, die Rede. Bey Cap. 10, 40. zieht uns eine Bemerkung an, welche dem Herausg. von *Jacobs* mitgetheilt worden. Antonius hatte das ganze Studium des Redners auf das Forum einſchränken wollen 1, 61. *orator concludatur in ea, quae ſunt in uſu civitatum vulgari ac forenſi, — in hoc uno opere, ut ita dicam, noctes et dies urgeatur*, oder, wie jene griechiſchen Philoſophen 1, 11, 46. daſſelbe noch unumwundner ausſprachen: *tantum in judicia et conciunculas, tamquam in aliquod piſtrinum, detrudatur et compingatur.* Vgl. 1, 18, 83. Nachher ſchien Antonius dem Redner doch vieles wieder zu geben, was er ihm genommen hatte, und dieſs veranlaſst denn den Craſſus, ihm 2, 10, 40. zu ſagen: *Nox te nobis, Antoni, expolivit hominemque reddidit. Nam heſterno ſermone, unius cujusdam operis, ut ait Caecilius, remigem aliquem aut bajulum, nobis oratorem deſcripſeras, inopem quendam humanitatis atque inurbanum.* Statt *inopem quendam*, welches nach *remigem aliquem* (auch ging gleich vorher *unius cujusdam*) etwas Mifsfälliges hat, ſchreibt der Herausg. *inopem quidem*, welches bereits *Erneſti* vorſchlug, und das ſich auch von neuer Hand am Rande einer Wolfenb. Handſchrift findet. Aber die ganze Clauſel: *inopem — inurbanum* möchte *Jacobs* (dem auch der Herausg. beyzutreten faſt geneigt iſt) für Zuſatz eines Gloſſators halten, weil der Redner zwar nach Antonius Anſicht *inops humanitatis*, d. h. unbekannt mit den liberalen Künſten genannt werden konnte (die er ihm zwar nicht geradezu unterſagt, für die ihm aber keine Zeit übrig bleiben ſoll 1, 60, 256.), aber nicht *inurbanus*, da Antonius ausdrücklich 1, 49, 213. den Redner *inſtructum lepore quodam* verlangt, und *lepor* einen Theil der Urbanität ausmacht 1, 34, 159. Denn wollte man auch von der Variante *urbanum*, deren der Herausg. nicht erwähnt, Gebrauch machen, und ihr zufolge erklären: „nicht ungebildet in den Künſten, aber doch nicht ohne Urbanität:" ſo würde dieſs doch ſchlecht zu *remigem aut bajulum* paſſen, wovon die Clauſel unſtreitig als Expoſition anzuſehen iſt. Gleichwohl glauben wir, daſs ſich die Echtheit derſelben rechtfertigen läſst, und daſs durch die gewiſs paſſende und im Sinn der Alten abgefaſste Erklärung eines *remex* oder *bajulus* dem Antonius zu Gemüthe geführt werden ſoll, wie ſehr er den Redner herabgewürdigt, da er von ſeinem Geſchäft wie von einer niedrigen Sklavenarbeit (1, 61. *orator concludatur in ea — noctes et dies urgeatur*) geſprochen habe. Wer weiſs aber nicht, wie die Alten von ſolchen Arbeiten dachten, von denen Cicero *de off.* 1, 42. ſagt: *Opifices omnes in ſordida arte verſantur; nec enim quidquam ingenuum poteſt habere officina.* Vergl. *Heindorf* zu Plato's Theaetet. 85. V. 2. p. 401 f. Nun ſchrieb man aber gewiſs keineswegs dem Witz und Scherz dieſer Klaſſe *Urbanität*, ſondern vielmehr *Illiberalität* zu. (Cic. *de off.* 1, 29.). Alſo kommt auch dem Redner, in Beziehung auf die Vergleichung mit den ſklaviſchen Geſchäften deſſelben, das Prädicat der Urbanität nicht zu. In dieſer Anſicht beſtärken uns die Anfangsworte des Craſſus, mit denen die letzten in Verhältniſs zu ſtehen ſcheinen. Denn: *Nox te expolivit hominemque reddidit*, dünkt uns eine ſcherzhafte Wendung zu ſeyn für: „*Nox effecit, ut oratorem ex inurbano expolitum, ex inope humanitatis hominem nobis deſcribas.*" Endlich bemerken wir noch, daſs auch Socrates in Plato's Theaetet T. 2. p. 113 f. Zweybr. p. 385 f. *Heindorf.* p. 120. Zweybr. p. 398. *Heind.* dem Redner auf dem Forum eine Sklavenſeele und ein Sklavengeſchäft zuſchreibt. — Eine ſchöne, auf den erſten Blick für ſich einnehmende, Verbeſſerung von *Jacobs* C. 13, 54. *diſtinxit hiſtoriam varietate colorum* für *locorum* hat ihren verdienten Platz im Text erhalten. Aus dem 17. Cap., worin mehreres verbeſſert wird, berühren wir nur den Schluſsſatz, den der Herausg. nach *Erneſti's* Verbeſſerung, welcher *Wyttenbach* beypflichtet, hat abdrucken laſſen: *In his operibus ſi quis illam artem*

Digitized by Google

comprehenderit, ut, tamquam Phidias, Minervae ſignum efficere poſſit; non ſane, quemadmodum, ut in clypeo idem ille artifex, minora illa opera facere diſcat, laborabit. Die gemeine Lesart iſt in der Anmerkung durch Verſehen unrichtig angegeben. Da der Anfang dieſes Satzes zurückweiſt auf §. 72.: *In cauſarum contentionibus magnum eſt quoddam opus*, ſo hat der Herausg. wohl Recht, daſs es beſſer: *In his* (ſc. *cauſarum contentionibus*) *ſi quis illam artem comprehenderit* heiſsen würde, und daſs hier *operibus* das Anſehn einer Gloſſe habe. Noch erinnern wir, daſs *Spalding* zum Quintilian T. I. p. LXXXII. in dieſer Clauſel, auſser einer auffallenden Aehnlichkeit mit der des vorhergehenden Capitels, noch eine Schwierigkeit andeute, die *Erneſti* nicht ſcheine weggeräumt zu haben, und die er, wir ſehen nicht wie, in den Worten *idem ille artifex* zu finden ſcheint. Wenn §. 93. von den Nachahmern des Perikles geſagt wird: *Non potuiſſet accidere, ut unum eſſet omnium genus, niſi aliquem ſibi proponerent ad imitandum;* müſste es da nicht beſtimmter heiſsen: *niſi unum aliquem ſibi proponerent* etc. welches *unum* um ſo viel leichter ausfallen konnte, da es einige Worte vorher ging. Denn daſs von der gemeinſchaftlichen Nachahmung *eines* Muſters die Rede iſt, lehrt der Zuſammenhang. Oder könnte man vor *aliquis* eben ſo *unus* auslaſſen wie *alius*? Mit Vergnügen ſehen wir, daſs der Herausg. ſeine in einem Programm von 1787. gegebene Erklärung der Stelle: *omnes etiam tum retinebant illum Pericli ſuccum; ſed erant paulo uberiore filo* verlaſſen hat, und, wie wir überzeugt ſind, jetzt einzig richtig *paulo uberius filum* von dem reichern Stoff (Horaz Ep. 2, 1, 225. *tenui deducta poëmata filo*), *ſuccus* wie βαφή von der Färbung deſſelben im Keſſel verſteht. Sehr gut zeigt der Herausg., daſs Cap. 2, 3, 94. *omnes in eodem veritatis imitandae genere verſati*, welches *Erneſti* tolerirte, auf keine Duldung Anſpruch machen kann, da man wohl von der Führung von Proceſſen, und von dieſen iſt die Rede, *veritatem ſuſcipere*, aber nicht *imitari* ſagen kann. Sicher wird man nicht anſtehen, mit dem Herausg. *imitandae* lieber herauszuwerfen, als mit *Ruhnken veritatis tutandae*, oder mit *Jo. Sterke* in Actt. Traj. T. I. p. 177 f. *verit. limandae* zu leſen. Sehr deutlich ſetzt der Herausg. die miſsverſtandene Stelle Cap. 24, 101. von der Vielthuerey gewiſſer Sachwalter aus einander, die, um ſich den Schein groſser Thätigkeit zu geben, eine Menge Proceſſe annehmen, und, unbekümmert um den Tadel der Ungeſchicklichkeit *(inertia)*, den ſie ſich durch die ſchlechte Verwaltung derſelben zuziehen müſſen, noch obendrein in den Verdacht der Faulheit und Langſamkeit *(tarditas)* gerathen, dem ſie doch am meiſten zu entgehen wünſchen. Zu vergleichen iſt übrigens mit dieſer Stelle 2, 46, 192. — Cap. 24, 104. (C. 25. Anf. *Schütz*) wird aus zwey Wolfenb. Handſchriften *cauſa ambigendi* für *ambigui* hergeſtellt, da nicht vom letztern, ſondern von ſtreitigen Fragen *(quod inter homines ambigitur)* in folgendem die Rede iſt. Unter dieſe verſchiedenen Gattungen von ſtreitigen Gegenſtänden, die hier aufgezählt werden, hat ſich ſehr unbefugter Weiſe der Stoff *ex perſona, ut laudis*, eingedrängt, welche, auch in Einem Wolfenb. Codex fehlenden, Worte vom Herausg. mit Recht aus dem Texte verbannt werden. Man kann zur Beſtätigung anführen, daſs Antonius dieſe ganze Gattung von ſeinen Vorſchriften ausſchlieſst, und daſs auch in folgendem Paragraph, wo er auf die aufgezählten Streitpunkte zurückkommt, keine Spur von derſelben wahrzunehmen iſt. Leicht und gefällig iſt des Herausg. Vorſchlag cap. 32, 140. für *et ea re* zu leſen: *et ex ore ejus multa attuliſſe*, nämlich ſolche Data, die den Namen und die Perſon des Curius betrafen. Könnte aber nicht die gemeine Lesart in demſelben Sinn genommen werden? *Ea re*, d. h. *cauſam diſcendo a Curio.* Der Ausdruck c. 33. zu Anf. (c. 32. *Schütz*) *debilitati a jure cognoſcendo* für *deterriti a j. c.* wird mit Recht als unſtatthaft verworfen und dafür *debilitati in jure cognoſcendo* oder *debilitati mole juris cognoſcendi* in Vorſchlag gebracht. Uns ſcheint *in jure cognoſcendo* ein überflüſſiger Zuſatz, ohne welchen Cicero *debilitati* ohne Caſus oder *debilitati metu*, wie Pearce aus den Zügen von ein paar Handſchriften *deb. a me* vermuthet, geſchrieben haben mag. Die richtige Lesart *artem facilem* für *facile* ſtellt der Herausg. c. 33, 142. aus einer Wolfenb. Handſchrift her. Die ruhige Thätigkeit derer, die zu Hauſe ſich über Rechtsangelegenheiten um Rath fragen lieſsen, nennt Antonius §. 144. *oſcitantem et dormitantem ſapientiam*, wo der Herausg. die Worte *et dormitantem*, die auch in einigen Handſchriften fehlen ſollen, wegſtreichen möchte, weil der Ausdruck doch gar zu ſtark ſey, und auf Rechtsgelehrte, welche ſich ſelbſt den Schlaf verſagten, um den Fragenden genug zu thun, wenig paſſe. Allein iſt nicht *oſcitantem ſapientiam*, welches unſers Wiſſens nie im Cicero für „*otioſus et quietus*" im guten Sinne ſteht, ſondern immer etwas Träges, Träumeriſches bezeichnet, eben ſo ſtark geſagt? Antonius hart ſcheinende Worte darf man ſich nur durch ſcherzhafte Geberde und Ton im mündlichen Vortrag gemildert denken und als vergleichungsweiſe geſagt mit dem raſtloſen Umtreiben der Geſchäftsmänner auf dem Forum, welches er *piſtrinum* im Gegenſatz von jenem *otium beatorum* nennt. Daſs Cap. 35. am Ende des ganzen Paragraphs die Worte *haec magna ſunt*, welche auch in ein paar Handſchriften fehlen, als ganz unpaſſend durchzuſtreichen ſind, und daſs urſprünglich an ihrer Stelle *diligentia eſt*, wie der Herausg. annimmt, geſtanden, wird jedem aufmerkſamen Leſer einleuchten. Cap. 38, 160. ſcheint uns der Herausg. der Lesart *laborarunt* vor *habitarunt* mit Recht den Vorzug zu geben, ſchon darum, weil man wohl ſagt: *habitare in aliqua re*, aber ſchwerlich, wie hier ſteht, *habitare in aliqua re tractanda.* Cap. 40, 168. ſcheint ſich Cicero in der Wahl eines Beyſpiels zu vergreifen, indem er zu den Beweisgründen *ex parte* ein Beyſpiel aufſtellt, das zu den *ex genere* paſst. Ein ähnliches Verſehen bemerkt im vorhergehenden Kapitel der Herausg. nach *Pearce.* — Cap. 43, 188. möchte der Herausg. dem Wortſchwall: *mores, inſtituta, et facta, et vitam*, die Lesart des einen Wolfenb.

Digitized by Google

fenb. Codex *mores et inſtituta* vorziehen. Auf jeden Fall müſste, wenn man auch die andern Prädicate beybehält, die Copula aus dem Wolfenb. MS. aufgenommen werden. Cap. 44. zu Anfang: *mentes iudicum — impellit, ut aut oderint aut diligant aut invideant* etc. *aut ad eos motus adducantur, ſi qui finitimi ſunt, et propinqui his ac talibus animi perturbationibus* — ſieht der Herausg., dafs es, wegen *ſi qui finitimi ſunt*, nöthig iſt zu leſen: *aliquos motus*. Sind nicht aber die allerletzten Worte ein ſchleppender Zuſatz, ohne welchen der Schluſs ſich beſſer abrundete: *aut ad aliquos motus adducantur, ſi qui finitimi ſunt et propinqui*. Wie viel beſſer hat der Herausg., ohne es in den Anmerkungen zu erinnern; C. 46, 192. 3. (C. 47. *Schütz*) interpungirt, als *Erneſti* und andre, bey welchen ein neuer Satz mit *ſed, ut dixi, ne hoc in nobis mirum eſſe videatur* anfängt, welches doch nur die Clauſel iſt, worin die durch Zwiſchenſätze getrennten Anfangsworte: *Et ne hoc in cauſis — accidere miremur* wieder aufgefaſst werden. Der neue Satz fängt an mit: *Tamen in hoc genere ſaepe ipſe vidi, quum ex perſona mihi ardere oculi hominis hiſtrionis viderentur*, wo wir, weit entfernt mit *Böttiger de perſonis ſcen.* p. 14. not *). *hiſtrionis* aus dem Text zu verweiſen, auf dieſes Wort vielmehr den ganzen Nachdruck legen und interpretiren: „*horvo, qui non in vera cauſa verſatur, ſed in quo omnia falſa atque imitatione ſimulata ſunt*," wie ſich Cicero C. 45, 189. ausdrückt. Es iſt alſo ähnlich geſagt wie *homines imitatores*, „Menſchen, die das Talent der Nachahmung beſitzen," in C. 54, 219., wo wir der Meinung ſind, dafs *natura fingit homines et creat imitatores et narratores facetos*, entweder zu conſtruiren ſey: *natura fingit et creat homines imitatores*, oder dafs man leſen müſſe: *natura fingit homines imitatores et n. f.* Denn was ſollte wohl hier der Satz: *Natura fingit homines*, „die Natur bildet die Menſchen," wie es *Wolff* überſetzt, für ſich? Es iſt ja nur von gewiſſen Gattungen die Rede, bey denen die Kunſt nichts, die Natur alles vermag. Bey C. 50, 204. *iſtam enim ipſam demonſtrationem defenſionum tuarum abs te ipſo commemoratam, doctrinam eſſe non mediocrem puto* iſt nichts gewiſſer als die Wahrnehmung des Herausg., dafs die Worte *abs te ipſo commemoratam* von einem Interpolator herrühren. Denn Antonius hatte vorher nicht *demonſtrationem defenſionum ſuarum* erwähnt, ſondern er hatte dieſe Vertheidigung ſelbſt auseinander geſetzt, andre Uebelſtände dieſer Interpolation zu geſchweigen. Cap. 51, 208. lieſt der Herausg. ſtatt *invidiae* oder *invidia*, welches zwey Wolfenbüttler haben, *iracundia: excitatur aut iracundia, aut odii non diſſimilis offenſio*. Von der *invidia* iſt erſt zu Anfang des folgenden Kap. die Rede. In den Worten C. 52, 209. (C. 51. *Schütz*) *aequabilitatem communis juris praeſtantia dignitatis aut fortunae ſuae tranſeunt*, wirft der Herausg., nach dem Vorgang von *Lambin*, *Pearce* und *Erneſti*, *communis*, welches auch ein Theil der Handſchriften nicht leſen, aus dem Text. Allein die Geſetze der Concinnität, welche *Erneſti* durch daſſelbe verletzt glaubte, empfehlen, wie *C. F. Nagel* in *Actt. Traj.* V, 4. p. 265. urtheilt, die Wiedereinſetzung: *Aequabilitatem communis juris praeſtantia dignitatis aut fortunae ſuae tranſeunt*. Bey dem Sarkasmus des Craſſus, der auf die Aeuſserung ſeines Gegners Brutus C. 55, 223. *ſe ſine cauſa ſudare* erwiederte: *Minime mirum, modo enim exiſti de balneis*, finden wir doch in *mirum* das Müſsige und Froſtige nicht, das *Pearce* und *Heuſinger* darin fand, und welches den Herausg. zu der Vorausſetzung bewog, dafs Craſſus eigne Worte geweſen ſeyn möchten: *Miror quid ſit, quod ſudem*; worauf denn das *Minime mirum* ſehr treffend geſagt wäre. Wenn wir annehmen, dafs Brutus mit allen Zeichen von Verwunderung ſagte: „Ich ſchwitze ohne alle Urſache," ſo konnte ja wohl ſein Gegner antworten: „Es iſt gar nicht zu verwundern (nämlich, dafs du ſchwitzeſt), da du erſt aus dem Bad kommſt." *Harles* ſucht durch geänderte Interpunction der angeblichen Schwierigkeit zu begegnen. In §. 224., wo Craſſus aus den Prooemieen zu den drey Büchern Brutus, des Vaters, *de jure civili* zeigt, dafs der Sohn die drey Landgüter deſſelben verſchleudert habe, wundern wir uns nicht bemerkt zu ſehen, dafs zu Anfang die Worte fehlen, auf denen der Nachdruck oder die Beweiskraft liegt: *Forte evenit, ut in Privernati eſſemus*. Man ſetze hinzu: *ego et Marcus filius*. Eben ſo wird aus dem Eingang des *zweyten* Buchs: *In Albano eramus ego et Marcus filius*, und aus dem des *dritten*: *In Tiburti forte aſſedimus ego et Marcus filius*, citirt. Auch in der vom Herausg. hierbey angeführten Rede *pr. Cluent.* 51. werden dieſelben drey Stellen aus dem Gedächtniſs angeführt und zwar die erſte mit den Worten: *Forte evenit, ut ruri in Privernati eſſemus ego et Brutus filius*. Von der heftigen Rede, die Craſſus als Cenſor gegen ſeinen Collegen Domitius in der Volksverſammlung hielt, heifst es C. 56, 227. *urbana innumerabilia ex una concione* (andre Handſchriften *contentione*) *meminiſtis. Nec enim concio major umquam fuit*. Die Wiederholung deſſelben Worts *concio* in zwey Bedeutungen, und dafs man nicht einſieht, wozu der Zuſatz: *Nec enim concio unquam major fuit*, bewegen den Herausg. das Wort *contentio*, was an der erſtern Stelle in einigen MSS. für *concio* ſteht, an die letztre zu verſetzen: *Nec enim contentio major umquam fuit*. Dieſs ſtimmt vortrefflich zu der vom Herausg. angeführten Stelle im Brutus 44. über dieſe Streitſache: *Nulla eſt enim altercatio clamoribus umquam habita majoribus*. Bey den Worten C. 57, 233. *Craſſo audiente, primum loquar de facetiis* fragt der Herausg., wozu *primum*? da kein Zweytes folgt. Er ſchlägt daher vor: *Craſſo audiente praeſertim, loquar* etc. Gleich darnach wird für *docebo ſus, ut ajunt, oratorem enim* geleſen: *docebo ſus Minervam* etc., weil ohne dieſen Zuſatz das Sprichwort, das hier gemeynt iſt, *ſus oratorem* geheifsen zu haben ſcheinen würde. Oder lieſse ſich etwa die hergebrachte Lesart dadurch entſchuldigen, dafs bisweilen das *comparans* und das *comparatum* in einander verwebt wird? Wie viel gewinnt nicht folgende Stelle C. 59, 232. (C. 58. *Schütz*) durch den Scharfſinn des Herausgebers! Die gemeine Lesart war:

Digitized by Google

war: *non modo illud praecipitur, ne quid insulse, sed etiam, si quid perridicule possis: vitandum est oratori utrumque, ne aut scurrilis jocus sit aut mimicus.* Der Herausg. schlägt nun vor, die den Sinn verfälschenden oder verdunkelnden Worte *vitandum est oratori utrumque* als Glosse herauszuwerfen und das Uebrige so zu binden: *non modo illud praecipitur, ne quid insulse, sed etiam, si quid perridicule possis, ne aut scurrilis jocus sit aut mimicus.* C. 60, 244. übersetzt *Wolff* so, als hätte er gelesen: *Nunc* (statt *non*) *mehercule in mentem mihi venit.* Falsch. Cäsar nimmt die Miene an, als falle ihm ein gewisser Unterschied *nicht* ein, aber nach einigem Besinnen findet er ihn und verbessert sich: *Hoc, opinor* etc. In den einzelnen Beyspielen witziger Einfälle oder Antworten in Reden bleibt für unsre Zeit manches dunkel, da sie oft nur mit einem Wort angedeutet sind, weil Cicero für Römer schrieb, denen der ganze Zusammenhang bekannt seyn musste. Manche Stelle hat indess auch hier, durch des Herausg. feinen Sinn für dies Witzspiele, gewonnen, z. B. C. 61, 249. *in male olentem, Video me a te circumveniri, fabridicule Philippus*, die der Herausg. schon ehemals in einem Programm, wo wir nicht irren, auf die Art entwickelt hat, wie es *Eichstädt* krit. Nachtrag zum Haberfeldtschen Horaz S. 220. vorstellt: Philippus habe absichtlich *hirkonveniri* gesagt, damit es klingen sollte wie *hirco conveniri.* Indess scheint den Herausg. doch jetzt die Erklärung des Cicero, dass hier ein *ridiculum ex verbi ad literam immutati similitudine* statt habe, wie in dem vorhergehenden Beyspiel: *Quid hoc Naevio ignavius?* auf etwas andre Gedanken gebracht zu haben, dass nämlich zu lesen seyn möchte: *Video me a te hirco circumveniri.* In die Eintheilung desjenigen Lächerlichen, dessen sich der Redner so gut wie ganz zu enthalten hat, in vier Arten, zu Anfang des 62sten Kapitels, gestehen wir, uns nicht finden zu können. Bey der ersten Art, welche die dramatische Darstellung der Charaktere des Lustspiels betrifft, und bey der vierten, die obscöne Nachahmung anlangend, ist nichts zu erinnern, aber wohl bey der zweyten und dritten. Bey der zweyten: *alterum genus est imitatione admodum ridiculum, sed nobis tantum licet furtim, si quando, et cursim; aliter enim minime est liberale*, bemerkt der Herausg. nur, dass um der Concinnität und des guten Verhältnisses zu den folgenden Gliedern willen ohne Zweifel zu lesen sey: *alterum genus est imitatio; admodum ridiculum.* Aber, da *Nachahmung* bey allen vier Klassen statt findet, so fragen wir, was für eine Art der Nachahmung macht den Charakter dieser zweyten aus, und warum bestimmt ihn Cäsar nicht, wie bey den andern? Weiter! Von der *dritten* Art sagt er: *oris depravatio, non digna nobis.* Allein das stimmt nicht völlig mit C. 59, 242. zusammen, wo er dem Redner nicht schlechterdings die *depravata imitatio*, die er selbst *vultus et vocis imitatio* erklärt, untersagt, sondern nur will, dass er sehr vorsichtig und nur *verstohlen* davon Gebrauch mache: *orator furripiat imitationem.* Das ist ja aber, was in der Stelle, über die wir Zweifel haben, von der *zweyten* Gattung gesagt wird: *nobis tantum licet furtim* etc., und wir bauen darauf unsre Vermuthung, dass das hier als zweyte und dritte Art aufgezählte Lächerliche nur Eins ausmache, und dass der ganze Satz so zu lesen sey: *Primum genus hoc, quod risum vel maxime movet, non est nostrum: morosum*, etc. *Alterum genus, imitatio admodum ridiculum, sed quod nobis tantum licet furtim, si quando, et cursim — aliter enim minime est liberale — Tertium, obscoenitas, non solum non foro digna, sed vix convivio liberorum.* Ein Interpolator, der nicht bedachte, dass die *oris depravatio* selbst unter die *imitatio* gehörte, machte aus drey Gattungen vier, und schob zwischen *Tertium* und *obscoenitas* die Worte: *oris depravatio, Quartum* ein. Was die letzte Art anbetrifft, von welcher Cäsar sagt, sie sey kaum angemessen *convivio liberorum*, so übergeht der Herausg. *Scheller's* Conjectur *Lupercorum* und vertheidigt nur *liberorum* gegen *Ernesti*, indem er zeigt, dass Freygeborne, gebildete Menschen zu verstehen sind (nicht *libere potantes, dissoluti*, wie *Ruhnken* meynte. s. Ergänz. Bl. 1805. Nr. 117. S. 134.), für die sich nur ein urbaner und liberaler Scherz passt, eine Erklärung, die aus Cicero *de off.* 1, 29. unterstützt wird: *Alter (jocus ingenuus) est, si tempore sit ac remisso animo, libero dignus; alter (illiberalis) ne homine quidem, si rerum turpitudini adhibetur verborum obscoenitas.*

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wallerstein: Unterricht über die Kuh- oder sogenannten Schutzpocken als Verwahrungsmittel gegen die wahren Pocken.* Zur Belehrung der Unterthanen des Fürstenthums Oettingen-Wallerstein, Hohenbaldern und Bötern, auf höchsten Befehl verfasst von dem dasigen Landphysikus Geheimen Rath *Jan.* 1804. 36 S. 8. (2 gr.) — Wir machen von dem vorliegenden Unterrichte, wenn er gleich nicht für das grössere Publicum bestimmt ist, mit um so mehrerem Vergnügen hier die öffentliche Anzeige, als derselbe in dem bekannt gemachten Verfahren der Oettingen-Wallerstein-schen Regierung ein schönes Beyspiel aufstellt, was der Staat zur Begünstigung und Unterstützung der Kuhpocken-Impfung thun muss.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. März 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Göschen: *M. T. Ciceronis opera rhetorica.* Recensuit et illustravit *Chsti. Godofr. Schütz* etc.

(*Beschluss der in Num. 71. abgebrochenen Recension.*)

Cap. 66, 265. 266. kommt Cäsar auf das Lächerliche durch Vergleichung und durch Bilder. Sollte nicht hier für *tamquam imaginem* zu lesen seyn *aliquam imaginem*? Nun erwähnt hiebey Cäsar den *pictum Gallum in Mariano scuto Cimbrico, sub Novis, distortum, ejecta lingua, buccis fluentibus*, eine sehr schwierige Stelle, bey welcher wir bedauern müssen, dass sich der Herausg. begnügt hat, *Turnebus* Anmerkung hinzusetzen, ungeachtet schon *Pighius* und unlängst *Spalding* z. Quintil. 6, 3, 38. gegen die sonderbaren Prädicate dieses Aushängeschildes *scutum Marianum Cimbricum* Zweifel geäussert haben. Schwerlich kann man verkennen, dass unter dem hier abgemalten Gallier derselbe Grossprahler gemeynt sey, den T. Manlius J. R. 394. im Zweykampf erlegte, wenn man die Beschreibung desselben bey dem ältesten Geschichtschreiber Claudius Quadrigarius in Gell. 9, 13. und beym Liv. 7, 9. 10. liest. Er hatte, sagt jener, die Römer herausgefordert, aber *nemo audebat propter magnitudinem atque immanitatem facies. Deinde Gallus irridere atque linguam exertare. Id subito perdolitum est cuidam T. Manlio* etc. Eben so beschreibt Livius diesen Thraso: *belluam, quando adeo ferox praesultat hostium signis — Gallum stolide laetum, et linguam etiam ab irrisu exserentem.* Ueber das mit dem frechen Ungestüm des Barbaren so contrastirende Schicksal desselben werden die Römer Spott und Hohn nicht gespart haben, und in diesem Sinn muss man es auch nehmen, wenn ein Krämer sein Ladenschild mit einem Zerrbild von diesem Gallus bemalen liess, vermuthlich nur dem scheusseligen Kopf desselben, in der Art, wie die ältesten Gorgonenköpfe mit aufgedunsenem, breitgedrücktem, grinsendem Gesicht und herausgestreckter Zunge, der angenommnen Geberde des Spottes über den Feind, auf Münzen und Schilden abgebildet wurden, wovon *Böttigers* Furienmaske S. 109 — 111. nachzusehen ist. Was hätte nun dieses Sudelgemälde auf dem Schild mit dem Marius und dessen Feldzug gegen die Cimbrer zu verkehren, wenn man nicht zu den gezwungensten Deutungen seine Zuflucht nehmen will? Es ist uns daher höchst wahrscheinlich, dass *Mariano Cimbrico* durch widersinnige Interpolation entstanden, und dass vom Cicero blos sey: *pictum Gallum in scuto, sub Novis* etc. Es schrieb vielleicht ein Glossator zuerst zu *scuto*, um die Anspielung des Bildes auf Manlius Zweykampf anzudeuten, *Manliano*. Diess verwechselten Abschreiber mit *Mariano* (sonst wird in MSS. häufig *Manlius* mit *Malius* verwechselt), dadurch ward auch das andre Beywort *Cimbrico* herbeygeführt. Plinius 35, 4 f. 8., der die nämliche Anekdote, wie Cicero, und gewiss aus diesem, erzählt, ob er gleich, nach seiner flüchtigen Art zu excerpiren, die redenden Personen verwechselt, muss in seinem Codex des Cicero beide Prädicate nicht gelesen haben: denn er nennt schlechtweg *in tabula pictum inficetissime Gallum exserentem linguam.* Dagegen ist Quintilian 6, 3, 38. schon wenigstens zum Theil mit dieser Corruptel behaftet: *imaginem Galli in scuto Cimbrico pictam*, wozu noch einige Handschriften *Mariano* setzen. Mit der Hyperbel vom Memmius §. 267.: *ita sibi ipsum magnum videri Memmium, ut in forum descendens caput ad fornicem Fabii demitteret*, wird vom Herausg. die Erwähnung derselben beym Quintilian 6, 3, 67. zusammengehalten, wo wir nicht, wie der Herausg. des Cicero will, die Lesart des Goth. Cod.: *caput eum — demisisse*, der herrschenden, *offendisse*, vorziehen würden, da, nach *Spaldings* richtiger Bemerkung, Quintilian hier aus dem Gedächtniss nicht ganz treu zu erzählen scheint. So nennt er auch den Memmius *hominem praelongum*, obgleich aus Cicero's Worten seine Leibeslänge nicht nothwendig folgt. Weniger Grund scheint uns der Tadel *Spaldings* zu haben, dass Quintilian in den Worten: *An non plurima κατ' ὑπερβολὴν dicuntur? quale refert Cicero de homine* etc., die Hyperbel dem Cicero zuzuschreiben scheine, die doch dem Crassus von Cicero zugeschrieben wird. Denn man muss offenbar aus *dicuntur*, nach *quale refert*, hinzudenken: *dictum.* Sehr schön liest der Herausg. §. 268. statt des unverständlichen *tanta suspicio, tacita suspicio*, welches durch die vorhergehenden Worte: *Arguta — significatio est, cum — res obscura et latens illustratur.* Dem Charakter der antiken Sprache des *Fannius* ist *Jacobsens* Verbesserung C. 67, 270. angemessen: *In hoc genere Fannius — Africanum — dicit eluisse* anstatt *fuisse.* Cap. 70. zu Anfang hat der Herausg. die feine Entdeckung aus Brut. c. 26. gemacht, dass mit den Namen *Albius* und *Albucius* hier wahrscheinlich eine Verwechslung vorgegangen, und dass statt des ersten *Albucius*, statt des letzten *Mucius* stehen müsse. Sollte es nicht C. 74, 300., wo von der Antwort die Rede ist, die Themistokles dem gab, der ihm die Gedächtnisskunst zu lehren anbot, heissen: *qui ita responderit, ut intelligere possimus* (für *possemus*), *nihil ex illius animo — effluere potuisse.* Denn der Sinn ist doch der: „*ut nos, qui nunc sumus, ex ejus re-*

Digitized by Google

schrank schätzbare Aufsätze." Chp. 12, 30. Klemens Alexandrinus, Origenes, Tertullian, Cyprian, Arnobius, Lactantius, Hieronymus, Augustinus, Ambrosius, Isidorus Hispalensis, Gregorius Magnus, Isidorus Pelusiota, Chrysostomus, Theodoretus, Johannes Damascenus, Photius, Nicephorus Callisti, Johannes Scylitzes, Zonaras, Nicetas Choniates, Georgius Acropolita, Nicephorus Gregoras, Georgius Pachymeres, Nicolaus Cabasilas, Manuel Chrysoloras, Theodorus Gaza, Georgius Trapezuntius, Johannes Argyropulus, Demetrius Chalkondylas, Marcus Musurus, Hieronymus Wolf, Isaac Casaubonus, Joseph Scaliger, Petrus Pithoeus, Claudius Salmasius, Hugo Grotius, Petrus Daniel Huetius, Johannes Clericus, Richard Simon, Jacques Basnage, Jacques Bénigne Bossuet, Jean Mabillon, Bernard de Montfaucon, Jean Hardouin, Jean Pierre Niceron, Jean Baptiste Du Halde, Jean Le Clerc, Pierre Bayle, Jean Alphonse Turretin, Jacques Lenfant, Jean Barbeyrac, Jacques Basnage de Beauval, Jean Frédéric Ostervald, Jean Alphonse Turretin, Jean Pierre de Crousaz, Jean Frédéric Bernard, Jean Barbeyrac

ſophenſchulen nach *Sokrates* und ihrer Eigenthümlichkeiten an, wobey der Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden von *Erneſti* und *Schütz* vermiſst und eine vor *Nam quum eſſent plures orti fere a Socrate* vorhandene Lücke angenommen wird. Nach unſrer Anſicht iſt die ganze Ausführung von C. 16. *Nam quum* etc. an bis Anfang des 19ten Cap. *Haec autem, ut ex Apennino* etc. als eine Abſchweifung über die Philoſophenſekten nach *Sokrates* überhaupt zu betrachten, die durch Erwähnung der nach *Sokrates* erfolgten Trennung der Philoſophie und Beredtſamkeit herbeygeführt wurde, und nach welcher Craſſus zu Anfang des 19ten Cap. ganz in der Art, wie es nach Parentheſen zu geſchehen pflegt, den Faden der Rede, den er fallen laſſen, wieder aufnimmt, ſo dafs folgende beide Sätze aus dem 16ten und 19ten Cap. an einander gereiht werden müſſen. *Hinc diſcidium illud exſtitit quaſi linguae atque cordis, — ut alii nos ſapere, alii dicere docerent. Haec autem, ut ex Apennino fluminum, ſic ex communi ſapientium jugo ſunt doctrinarum facta divortia, ut philoſophi, tanquam in ſuperum mare Ionium defluerent, Graecum quoddam et portuoſum; oratores autem in inferum hoc Tuſcum et barbarum, ſcopuloſum atque infeſtum, laberentur.* Dem Herausg. iſt, ſo viel wir wiſſen, folgende Auslegung des letzten Satzes ganz eigen: „*Tota allegoria ſignificat, poſtquam philoſophia a Rhetorica disjuncta eſſet, philoſophos in Graecia manſiſſe, Rhetores autem in Siciliam inde a Corace et Tiſia migraſſe. In quo, ut ſimilitudo cum fluminibus ex Apennino partim in Ionium mare, partim in Tuſcum mare labentibus conſtaret, Ciceronem non piguit et locorum ſitum, et ipſam rei veritatem aliquantulum detorquere. Certe de philoſophis in Graecia viventibus non niſi contorte dici poterat, eos in Ionium mare defluxiſſe.*" Und eben darum glauben wir nicht recht an dieſe Auslegung, weil ſich Cicero gar zu geſchraubt ausgedrückt hätte, und ſtatt an eine wirkliche Auswanderung eines Theils der Philoſophen (*oratores* ſcheint uns echt zu ſeyn, ſchon wegen der Worte C. 19. *diſſociatis a Socrate diſertis et doctis — philoſophi eloquentiam deſpexerunt, oratores ſapientiam*, und: *Socratici a ſe cauſarum actores — ſeparaverunt*) zu denken, nehmen wir auch die Trennung oder Vertheilung der Philoſophie in zwey Arme mit *Petavius, Harles* u. a. blofs im ſinnbildlichen Sinn: die Philoſophen widmeten ſich theils der Ruhe des ſpeculativen Lebens, theils gaben ſie ſich den Stürmen des Geſchäftslebens preis. Aber auch ſo können wir uns nicht überreden, dafs die Stelle ganz unverdorben iſt. Hinter *mare ſuperum* war ſchon *Ionium* mehr als genug, aber nun gar noch *Graecum quoddam*. Wer mag ſich ſo ausdrücken: *Mare ſuperum Ionium, Graecum quoddam!* Zu geſchweigen, dafs wir nicht wiſſen, ob *quoddam* hinter dem *nomen gentile* paſſend iſt. Mit einem Wort: *Ionium* und *Tuſcum* halten wir beides für Gloſſeme, jenes von *mare ſuperum*, dieſes von *mare inferum*, und für *quoddam* leſen wir, Kraft des Gegenſatzes und nach Anleitung der Varianten: *quiddam, quidem, — quietum*. So kommt alles *ins* Gleiche und iſt die vollkommenſte Concinnität hergeſtellt: *ut philoſophi tanquam in ſuperum mare defluerent, Graecum, quietum et portuoſum; oratores autem in inferum hoc, barbarum, ſcopuloſum atque infeſtum.* So ſteht *graecum* und *barbarum*, *quietum* und *infeſtum*, *portuoſum* und *ſcopuloſum* einander gegenüber. Cap. 19, 71. fiel uns öfter beym Leſen die Alternative auf: *aut vobis haec Carneadia, aut illa Ariſtotelia vis comprehendenda eſt.* Warum, dachten wir, wird denn nicht eben ſowohl der *omnium in dicendo graviſſimus et eloquentiſſimus* Plato (1, 11, 47.) und Iſokrates und Theophraſtus genannt? Schade, dafs uns der Herausg. ſeine Meinung nicht über die Stelle von dem ſchlechten Redekünſtler Pamphilus C. 21, 81. geſagt hat: *Pamphilumque — finamus in infulis tantam rem (Rhetoricam), tanquam pueriles delicias aliquas, depingere.* Laſſen wir die durch Miſsverſtand des bildlichen Ausdrucks entſtandene Hypotheſe, dafs der gelehrte Maler Pamphilus gemeynt ſey; es iſt irgend ein obſcurer Vf. einer Τέχνη, vielleicht derſelbe, deſſen auf Erörterung eines einzigen rhetoriſchen *locus* beſchränkte Theorie *Ariſtoteles Rhet.* 2, 23, 21. anführt. Von dieſem oder einem andern Pamphilus läſst nun Cicero die Rhetorik als ein blofses Spielzeug behandelt werden, als bemalte Wiegenbänder (*infulae* für *faſciae cunarum*). Kann ſeyn, dafs auch der Stil des Menſchen ſehr geblümelt und geziert (*minium depictus, Orator* 12, 39.) war. Nur andeuten wollen wir, dafs §. 88. auf die leichteſte Art die Stelle verbeſſert und Klarheit in ſie gebracht wird: *ita fit, ut agitatione rerum ſit infinita cognitio, facilis, ſi uſus* (ſtatt *facilis uſus*) *doctrinam confirmet*, wie aus dem Zuſammenhang erwieſen wird. Eben ſo ſchön iſt gleich darauf die Verbeſſerung: *ut, ſi velim ego talis optime ludere, aut pila, ſtudio tenear*, für: *aut pilae ſtudio tenear.* C. 27, 107. *in utramque partem dicendi animos et vim et artem habere debemus* war in dieſer Verbindung *animos* höchſt anſtöſsig oder unverſtändlich; daher hat der Herausg. *Purgolds* Conjectur aufgenommen: *dicendo alliciendi animos.* Noch deutlicher würde ins Auge ſpringen, wie ein Wort vom Abſchreiber überſehen worden, wenn man läſe: *dicendo ducendi animos.* 1, 8. *voluntates impellere, quo velit, unde velit, deducere.* 3, 51, 197. *numeris et ad hilaritatem et ad triſtitiam ſaepe deducimur.* Bey Cap. 47, 182. macht der Herausg. darauf aufmerkſam, dafs Cicero den Ariſtoteles miſsverſtehe, wenn er ihn erſtlich die heroiſchen Füſse, und dann vorzüglich den Paeon dem Redner empfehlen laſſe, da Ariſtoteles (*Rhet.* 3, 8.) vielmehr den heroiſchen Rhythmus verwerfe, wie dieſes Cicero ſelbſt an einer andern Stelle *Orator* C. 57. gefaſst habe. Uns ſcheint es noch nicht ſo ausgemacht, an welcher von beiden Stellen Cicero unrichtig aus dem Ariſtoteles berichtet habe. Erwägen wir die Stelle aus der Rhetorik genau, und vergleichen ſie mit der Parallele in der Poëtik C. 5. (C. 4. *Hermann*) gegen das Ende: ſo ſcheint uns Cicero an der Stelle *de oratore* den Sinn beſſer getroffen zu haben. Zuerſt müſſen wir uns aber über die Lesart in *Rhet.* 3, 8. vereinigen, wo es *vulgo* ſo heifst: τῶν δὲ ῥυθμῶν ὁ μὲν ἡρῷος σεμνὸς καὶ λεκτικὸς καὶ ἁρμονίας δεόμενος. Da λεκτικὸς,

κὸς, wie der ganze Zuſammenhang und die Stelle der Poëtik lehrt, hier von dem Rhythmus in der *gemeinen* Umgangsſprache der Jamben geſagt wird: ſo kann dieſs unmöglich mit σεμνὸς zuſammengeſetzt und als Prädicat des heroiſchen Numerus gebraucht werden; daher man verbeſſert hat καὶ οὐ λεκτικὸς, wobey es aber noch immer auffallend bleibt, wie der heroiſche Numerus geradezu ἁρμονίας δεόμενος genannt werden könne. Dieſen Ungehörigkeiten wird durch eine meiſterhafte Verbeſſerung von *Tyrwhitt* zur Poëtik a. O. begegnet: σεμνὸς καὶ λεκτικῆς ἁρμονίας δεόμενος, die uns, dem Sinn nach, ſelbſt in der flüchtigen Ueberſetzung *Orator* a. O. ausgedrückt zu ſeyn ſcheint: *Ariſtoteles judicat, heroum numerum grandiorem, quam deſideret ſoluta oratio.* Nach dieſer Verbeſſerung bleibt dem heroiſchen Rhythmus ſein Recht in der Beredtſamkeit. Und warum auch nicht? Er iſt ja σεμνὸς, wie es auch die Würde der Beredtſamkeit erfordert, von welcher Ariſtoteles ſagt: δεῖ δὲ σεμνότητα γενέσθαι καὶ ἐκστῆσαι, welches der *Orator* durch die Worte ausdrücken wollte: „*plenam tamen eam (orationem) vult eſſe gravitatis, ut eos, qui audient, ad majorem admirationem poſſit traducere.*" Daſs die am heroiſchen Fuſs aber bemerkte Ermanglung einer λεκτικῆ ἁρμονία auf den Rhythmus der Jamben hinweiſe, zeigt theils das Folgende: ὁ δ' ἰαμβος αὐτή ἐστιν ἡ λέξις ἡ τῶν πολλῶν etc., theils die Worte der Poëtik: μάλιστα λεκτικὸν τῶν μέτρων τὸ ἰαμβεῖόν ἐστι — πλεῖστα γὰρ ἰαμβεῖα λέγομεν ἐν τῇ διαλέκτῳ τῇ πρὸς ἀλλήλους· ἑξάμετρα δὲ ὀλιγάκις, καὶ ἐκβαίνοντες τῆς λεκτικῆς ἁρμονίας. Es ſcheint uns alſo Ariſtoteles den Gebrauch des heroiſchen Rhythmus dem Redner nicht ganz zu unterſagen, ob er ſich gleich nachher ganz vorzüglich zu dem Päon neigt, weil dieſer am wenigſten für Verſe geeignet ſey. Im 48ſten Cap. §. 185. hat der Herausg. die Lesart *rudis et indocta — ſine intervallis loquacitas perennis* etc. aufgenommen, ohne in einer Anmerkung zu erwähnen, daſs andre *rudis et impolita* haben, welchem beſſer im vorhergehenden §. 184. *oratio polita atque facta quodammodo* zu entſprechen ſcheint. Vgl. 1, 14 fin. und *Wetzel* z. Brut. C. 8. Anf. Auf ähnliche Weiſe wird im *Orator* 57, 195. die zu künſtlich rhythmiſche und die alles Rhythmus entbehrende Rede einander entgegengeſtellt: *Alterum nimis eſt vinctum, ut de induſtria factum appareat: Alterum nimis diſſolutum, ut pervagatum ac vulgare videatur;* nach Ariſtot. *Rhet.* 3, 8.: ἔμμετρον — ἀπιθανον· περιλάσσθαι γὰρ δοκεῖ — τὸ δὲ ἀρύθμον ἀπέραντον. Quintilian 9, 4. nennt eine unrhythmiſche Rede *inſcitum atque agreſte.* Von dem Anfang der Periode ſagt Cicero C. 49, 191. (C. 50. *Schütz*): *Naſcatur a proceris numeris ac liberis, maxime heroo et paeone priore, aut cretico.* Aus einem richtigen Urtheile ſtellt der Herausg. nach dem ganzen Zuſammenhang und nach Ariſtoteles Vorſchrift *paeone priore* her, welches Pearce aus Miſsverſtand in *poſteriore* verwandelt hatte. Nur ſcheint er dabey überſehen zu haben, daſs die Worte *aut cretico* ausgeſtrichen werden müſſen, weil Cicero dieſen mit dem Päon *poſterior* gattet und ans *Ende* der Periode gebracht wiſſen will. C. 47, 183. *Illi philoſopho (Ariſtoteli) ordiri placet a ſuperiore paeone, poſteriore finire. Eſt autem paeon hic poſterior — par ferè Cretico* etc.; und C. 50, 193. räth er unter andern zu ſchlieſsen mit *paeone illo poſteriore aut ei pari cretico.* Nach den Worten §. 191.: *ſed varie diſtincteque confidat*, hat der Herausg. die Interpunction des nächſten Satzes abgeändert, in welchem wir die erſten Worte: *notatur enim maxime ſimilitudo in conquieſcendo*, als Parentheſe nehmen möchten. Wie wars möglich, daſs bis auf den Herausg. Niemand die Worte C. 51, 197. nach der Abh. über den Rhythmus: *Quibus utinam ſimilibusque de rebus diſputari quam de puerilibus his verborum translationibus maluiſſetis!* für das, was ſie ſind, erkannte, den abgeſchmackten Zuſatz eines Mönchs, dem die Ausführung über die *translationes verborum* nicht behagte! Der Herausg. hat dieſen Auswuchs nicht länger im Text geduldet. Natürlicher würde man eine ſolche Herzenserleichterung bey der trocknen, nüchternen, wahrſcheinlich durch Einſchaltungen und Zuſätze von Grammatikern *noch* mehr überladnen und verwirrten Aufzählung der Figuren der Worte und Sentenzen C. 53. 54., die auch der Herausg. *prolegg.* p. XXXI. für ein wahres *Hors d'oeuvre* hält, gefunden haben. Vgl. über die Verworrenheit in dieſem Verzeichniſs der Figuren *Schützens* Anmerkungen p. 380. 381 f. Schön wird C. 59, 221. die Vergleichung eines immer auf denſelben Fleck ſehenden Redners mit einem *actor averſus* von einem Schauſpieler erklärt, der den Zuſchauern den Rücken zukehrt. Theophraſt ſoll dieſe Vergleichung aus dem Munde eines gewiſſen Tauriſcus angeführt haben, unter welchem Tauriſcus der Herausg. mit Wahrſcheinlichkeit den Grammatiker dieſes Namens beym Sextus *Empiricus* verſteht, der Theophraſts Zeitgenoſſe war.

Mit Vergnügen hören wir, daſs der *dritte* und *letzte* Band dieſer Ausgabe, der die übrigen rhetoriſchen Schriften des Cicero enthalten wird, bereits in künftiger Oſtermeſſe erſcheinen werde.

MATHEMATIK.

GRÄTZ, b. Ferſtl: *Kurze und faſsliche Art, die Rechnungskunſt leicht zu erlernen.* Herausgeg. von *L. R.*, der Zeit Lehrer der Gottesgelahrtheit in Oberſteyermark. 1805. 200 S. 8. (8 gr.)

Deutlich und faſslich iſt allerdings dieſes Rechenbuch, aber die Gründe der Regeln ſind nicht angegeben. Nach den Rechnungsarten mit unbenannten, benannten und gebrochenen Zahlen folgt die Proportionsrechnung mit ihren Anwendungen auf einfache und zuſammengeſetzte Geſellſchafts- und auf die verſchiedenen Fälle der Vermiſchungsrechnung. Den Beſchluſs macht die einfache und doppelte Regel Falſi. Angehängt iſt eine Zerſtreuungstafel nebſt einem Verzeichniſs von Münzen, Gewichten und Maſsen mit ihren untergeordneten Werthen. Die Beyſpiele ſind zahlreich und gut gewählt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. März 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. J. C. Näf: *Unterhaltungen über die Verbindung des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren.* In religiösen, moralischen u. politischen Rücksichten. Von *Joh. Conr. Nüscheler.* 1805. 623 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. dieser Schrift ist ein Anhänger der Lavaterschen Schule; des Pietismus, der in den Schriften eines *Hahns*, *Jungs* u. a. herrscht, und mehr oder weniger zum Herrnhutismus und zur Schwärmerey sich hinneigt. Wir sind weit entfernt, den frommen stillen Sinn, die Achtung für das Ueberirdische, die Liebe für ein höheres Licht der Wahrheit zu verkennen, die uns im vorliegenden Buche ansprechen. Wir sind der Meinung des Vfs. (S. 5.): „es gebe zwey Erkenntnifsvermögen im Menschen, Eines für das Sichtbare, und Eines für das Unsichtbare; — für das Erste bedürfe man der menschlichen Vernunft, für das zweyte der göttlichen." Gleichwie der Himmel über der Erde ruht, und das Auge des Wandelnden in den Himmel hinaufschaut, während sein Fufs die Erde betritt, und körperliche Gegenstände ihn umgeben: so lebet auch der Mensch in zwey Welten, und die unsichtbare liegt *über* der sichtbaren, diese wird von jener gehalten, umflossen. Wer eingedenk ist seines aufrechten Wandels, dessen Geist ist gerichtet auf die unsichtbare Welt, wie das Auge gen Himmel, ungeachtet er nur in der sichtbaren Welt athmet und handelt. Dann ist die göttliche Vernunft in ihm erwacht, Religion, Tugend erwachen mit ihr, die menschliche Vernunft gehet Hand in Hand mit ihrer Schwester. Bis dahin sind wir einig mit jedem Pietisten, Herrnhuter, ja selbst mit jeglichem Schwärmer. Aber wenn die Rede ist von einer *Verbindung* des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren, von einer *andern* Verbindung, als jener Eintracht des Göttlichen und Irdischen in uns, jener Zwillingsnatur der Vernunft: so müssen wir uns dagegen erklären. Nach Verbindung des Sichtbaren und Unsichtbaren in *diesem Sinne* fragen, heifst nach Verbindung des Himmels und der Erde fragen. Sollte es wohl gelingen, die tausend Fixsterne des Himmels sammt ihrem Lichte herabzuziehen an die Erde, und wenn es gelänge, müfste nicht der himmlische Glanz in trüber Atmosphäre unsers Wandelsterns erbleichen? Dieis ist aber das Beginnen aller Schwärmer, Herrnhuter, Pietisten. Nicht zufrieden mit dem unendlichen grofsen Himmel, mit der Bewunderung seiner Unendlichkeit, wollen sie ihn näher um sich haben, im Hause, im Zimmer, wollen mit den Sternen Frag und Antwort spielen, wollen Gottes Fügung durch Looszieben erkennen (wie z. B. S. 529. dieser Schrift), Träume von ihm sich senden lassen (S. 537.), überall die göttliche Erkenntnifs in eine menschliche verwandeln. Obgleich nun die aus solchem Streben hervorgehenden Vorstellungen immer das Zeichen ihres Ursprungs tragen, und eine kindlich poetische Farbe annehmen können, wie z. B. das Christkindchen der Weihnachtsgeschenke, die Miniatur des grofsen Christs und Heilands: so führen sie doch herab von der ursprünglichen Höhe, und mischen sich oft mit der weniger reinen Atmosphäre der irdischen Welt, — sind das niederländische Gemälde einer heiligen Geschichte. Im Christenthume wird dadurch eine Vorliebe für die historische locale Anschauung bewirkt, und ein Bemühen, jeden Fensterpfosten und jedes Gitter wichtig zu machen, durch die einst eine Vorzeit in den Himmel geblickt Worauf Rec. hindeutet, werde durch die Geschichte unsres Vfs. klar. Sie ist am Ende des Buches erzählt, und kürzlich diese: Hr. *N.* hatte als Knabe die religiösen Gefühle, welche sich in jedem reinen Menschen schon früh von selbst zu entwickeln pflegen. Da er durch den Tod seines Vaters sich selbst überlassen war, kam er durch Spott und Zweifel als Jüngling zum Unglauben, verehrte aber die Tugend. Nach drey Jahren gerieth er in eine tiefe Schwermuth, und betete zum ersten mal wieder: „Wenn ein Gott ist, so bitte ich ihn, dafs er mir helfe." — Ihm ward geholfen, und seine religiösen Empfindungen belebten sich. Durch den Umgang mit *Pfenninger* und dem Pfarrer *Schinz* ward er ein Christ. Eine schwere Prüfungszeit machte ihn mit Gottes Führungen unzufrieden, er empfand, „sein Gebet helfe nicht mehr, Gottes Gnade sey von ihm gewichen, er *bedürfe einen Fürbitter*, einen Versöhner." (S. 619.) Er betete also: „Wenn Jesus der Fürbitter, der Versöhner der Sünder ist: so bitte ich, dafs er mir helfe." (S. 620.) Ihm ward geholfen, und er preiset die neue Ansicht und den daraus hervorgehenden Zustand als eine zweyte Wiedergeburt. — Rec. glaubt dem redlichen Manne gern, dafs er einen Fortschritt in der Erkenntnifs und Religiosität zu machen meynte; aber dieser Fortschritt besteht eigentlich blofs in einer Aneignung der localen Vorstellungen, unter denen das Christenthum in der Welt eintrat. Wer einmal Gott als den *Vater* erkannte, wer zu ihm, dem Vergebenden, Barmherzigen, betete, der bedarf keines Fürbitters mehr, keines Versöhners — wie die opfernden Juden — er hat Zugang zum Vater. Die zweyte Wiedergeburt führte Hn. *N.*

Digitized by Google

vom reinen und wahren christlichen Glauben zur pietistischen Christolatrie.

Wir hätten durch das bisher Gesagte den allgemeinen Charakter des Buches hinreichend angezeigt; jetzt wollen wir einige besondere Aeufserungen und Stellen ausheben. Zu loben ist an dem Vf., dafs seine zweyte Widergeburt nicht ganz die Spuren der ersten verwischte. Er dringt neben der Fürbitte und dem Verdienst Jesu stark auf Sittlichkeit (S. 41.); findet auch aufser der Glaubenslehre die Sittenlehre Jesu vortrefflich (S. 64.), nur gänzliche Religionsfreyheit hält er für schädlich. (S. 66.) (Es ist wunderbar, wie verständige Männer glauben können, durch das zwangvolle Aufrechthalten gewisser Dogmen werde die Moralität gefördert. Blofs eine Herrschaft über die Gemüther kann dadurch gefördert werden, und diesen Satz hat die katholische Kirche mit grofser Consequenz durch die That bewährt. Immoralität herrscht in den finstergläubigsten Ländern so gut als in den ungläubigsten.) Das ganze Buch ist in Gesprächsform geschrieben: ein Vater unterhält sich mit seinem Sohne. S. 75. fragt der Sohn: wenn die Glaubenslehre dem Menschen so grofse Genüsse verschaffe, warum denn so viele verständige und berühmte Gelehrte sie verwürfen? Der Vater antwortet: es mangele an kindlichem Sinn; ein Kind fahre am besten, wenn es seinen Aeltern folge, ohne zu vernünfteln oder zu räsonniren. Viele Gelehrte hätten die Kantsche Philosophie als wahr geglaubt, ohne sie zu verstehen, und setzten ihre eigne Weisheit und Aufklärung über die Weisheit von Gottes Offenbarungen. (Wie fährt denn der Vf. mit solchen, die auf keines Meisters Wort schwuren, und doch keine Christen sind? Es sind zwey verschiedene Dinge: eingebildete Weisheit besitzen, und kein Christ seyn. Es könnte doch Leute geben, denen die Unwissenheit ihrer eignen Vernunft vollkommen einleuchtete, denen aber doch mit einem judaisirenden Christenthume nichts gedient wäre.) Die Psychologie des Vfs ist eigen. Er sagt S. 87.: Im Wesen des unverdorbenen Menschen sey 1) der Leib, oder das sinnliche Herz, der Vorhof; 2) die Seele, das Heilige; 3) das geistige Herz, oder der Geist, das Allerheiligste. Durch das letztere kommt der Mensch in Verbindung mit Gott. So hat auch der Mensch (S. 117.) drey Willen, denen er folgen kann: Gottes Willen, des bösen Geistes Willen, und seinen eignen Willen. Dieser eigne Wille steht in der Mitte, er kann wählen das Gute oder das Böse. Wie der Mensch durch Gottes Geist zuweilen an Kräften über die gewöhnlichen Menschen erhoben wird: so kann dieis auch durch Satans Geist geschehen, daraus stammen die Helden, die Genien der Hölle. Interessant wird dieser Gedanke durchgeführt; der böse Geist kann seine Genien aufklären, sie in hinreifsende Moralisten verwandeln, wirkt durch alle mögliche Klassen von Schriften; die grofse Mittelklasse der Menschen erkennt seine Stimme nicht, und ruft: „Es giebt keinen Satan." — Das elektrische oder elementarische Feuer ist in allen irdischen Wesen, das magnetische oder Nervenfeuer wirkt auf Körper und Seele zugleich, beide haben anziehende und zurückstofsende Kraft; die allerstärkste anziehende und zurückstofsende, die ganze geistige und physische Natur durchdringende Kraft hat Christus, durch den Geist Gottes. (S. 157.) Gott regiert die Welt, indem er die geistige Wurzel jedes physischen Wesens, worauf er wirken will, berührt und leitet. (S. 168.) Liebe ist Anziehungskraft, Hafs die Zurückstofsungskraft, jenes geschieht durch Wärme, dieses durch Kälte. (S. 188.) Der physische Puls schlägt am stärksten im Herzen, der seelische im Gehirn, der geistige im Gewissen. (S. 245.) Niemand ist ein Schwärmer, der von geistigen Einwirkungen spricht, so lange seine Reden und Handlungen mit den Lehren und dem Beyspiel Jesu übereinstimmen, und nicht zu Verbrechen, Ungehorsam und Empörung gegen die Obrigkeit führen. (S. 273.) (Es giebt eine doppelte Schwärmerey, eine stille und eine laute. *Unschädlich* ist jede, wenn sie nicht zu unmoralischen Handlungen führt. Die stillen Schwärmer seufzen über die Welt, die lauten toben über sie. Es ist schwer, eine Gränze zu ziehen, wo Schwärmerey anfängt, und Nüchternheit aufhört, weil eben zwischen den beiden Extremen, totaler Schwärmerey und totaler Nüchternheit, die ganze Menschheit liegt.) Die wahre Freyheit und Gleichheit, sagt der Vf. S. 276. vortrefflich, besteht darin, dafs man aus reiner Liebe den Sinn der göttlichen Gesetze erfülle. Diese wahre Freyheit habe man in der neuern Zeit nicht gewollt." Aber wenn schon der reine helle Himmel zuweilen verdunkelt und getrübt wird: so bleibt er doch nichts desto weniger *Himmel*; — und nach heftigen Stürmen und Ungewittern — wird er wieder rein und helle." — Nicht minder gut heifst es S. 313.: „Je wahrhafter der Mensch, desto tiefer wurzeln in ihm alle Tugenden, — desto unverführbarer wird er zum Laster — denn sein Gewissen wird seine ganze Kraft in ihm erhalten, und den Scheingründen wird er bald ihre blendende Larve abreifsen; je unwahrhafter — desto unsicherer, flüchtiger seine Tugenden — desto verführbarer wird er zum Laster — denn er wird den Scheingründen seiner leidenschaftlichen Neigungen Gehör geben. Es herrscht da, so zu sagen, mathematisches Verhältnifs — Wahrheit führt zum Himmel — Unwahrheit zur Hölle." Ueber Systeme urtheilt der Vf., dafs sie Aufklärung befördern, zur Gelehrtheit führen, junge Leute müfsten sie benutzen, und nach dem wahren Sinn der Lehre Jesu prüfen. (Nur ist dieser *wahre Sinn*, weil er von Auslegung abhängig ist, auch den Mifsgriffen der Systeme ausgesetzt, und kann daher nicht zum Mafs dienen. Das ursprüngliche und einzige Mafs ist jene von dem Vf. beschriebene innere Wahrhaftigkeit des Menschen.) Wahrer Christ ist derjenige, der Christi Beyspiel und seinen Lehren nachfolgt, und es kann auch unter andern Religionen wahre Christen geben. (S. 364.) (Uns freut diese Aeufserung des Vfs. Ob sie aber mit seinen frühern Behauptungen harmonirt, ist ein Andres: denn die Bekenner anderer Religionen halten ja nicht die Bibel für

Digitized by Google

für das Buch der Offenbarungen Gottes.) Nach S. 395. ist ein Unterschied zwischen Vernunft und Vernunft, es giebt drey Arten derselben: 1) die thierische, oder der sogenannte Instinkt; 2) die seelische, oder die sogenannte menschliche Vernunft (nach einem bekanntern Sprachgebrauche: Verstand); 3) die geistige oder die sogenannte göttliche Vernunft. Die erste haben wir mit den Thieren gemein, die andere sorgt blofs für unsere irdischen Bedürfnisse und erweitert unsre Kenntnifs, die letzte zeiget den Weg zu Gott. — Für die Metaphysik ist der Vf. eingenommen: denn sie ist ihm die Wissenschaft der Verbindung der irdischen sichtbaren Natur mit der geistigen unsichtbaren, oder die Erkenntnifs der unsichtbaren geistigen Ursachen sichtbarer körperlicher Wirkungen. — In der Schreibart des Buches stöfst man zuweilen auf Idiotismen.

1) Neuburg, im Reichs-Industrie-Büreau: *Ausgesuchte Taschenspielerkünste*, zum Unterricht und Vergnügen, für Liebhaber der Gaukeltasche und zur Unterhaltung in Gesellschaften. Eine Sammlung auserlesener Kunststücke, die viel Verwunderung erregen, und mit wenig oder gar keinen Kosten auszuführen sind; gesammelt von *Ant. Joh. Lazaro*. Ohne Jahrzahl. (1802.) 204 S. 8. (20 gr.)

2) Leipzig, b. Gräff: *Das Ganze der Taschenspielerkunst*, ohne grofsen Apparat und Kosten die seltensten und auffallendsten Zauberstücke zu machen, zum geselligen Vergnügen nach *Eckartshausen*, *Guyot*, *Pinetti*. Herausgeg. von *Agrippa von Nettesheim*. 1805. 239 S. 8. m. 2 Kpfrn. (20 gr.)

Der Vf. von Nr. 1. meynt in der Vorrede, dafs bey der grofsen Anzahl von schon vorhandenen magischen, physikalischen und andern dergleichen Schriften, welche Taschenspielerkünste zum Gegenstande haben, eine neue dieser Art, bey der ersten Ansicht überflüssig seyn und gerechten Tadel verdienen möge; wenn man aber gegenwärtiger Schrift eine genauere Aufmerksamkeit schenke, so werde man ihre Verschiedenheit von den bereits vorhandenen leicht erkennen. — Dieis findet Rec. aber bey weitem anders: denn er erinnert sich, die meisten Stücke bereits vor 40 Jahren in damals schon alten Büchern gelesen zu haben. Dieis möchte indessen noch hingehen, wenn nur der Vf. seine Absicht, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, das Denkvermögen zu schärfen und Anleitung zu geben, in die Geheimnisse und Kräfte der Natur stärker einzudringen, die Regeln der Arithmetik auf vielerley Fälle leicht und richtig anzuwenden u. s. w. — besser zu erreichen bemüht gewesen wäre; dieses hätte bey den vielen Stücken, welche auf physisch-chemischen Eigenschaften der Körper beruhen, so wie bey den arithmetischen Gegenständen, sehr leicht geschehen können, wenn er wissenschaftliche Erläuterungen beygefügt und die Grundsätze mit aufgestellt hätte, worauf diese Erscheinungen und Resultate beruhen; von allem diesen findet man aber gar nichts, ja es ist allenthalben noch die ganz alte Sprache und Verfahrungsart, ohne einige Abänderung nach dem neuern Zustande der Wissenschaft beybehalten worden. Manches ist völlig unverständlich, z. B. Nr. 28. *Feuer aus dem Munde zu blasen:* „Man rolle ein wenig Flachs oder Hanf auf, fordere dann eine Pfeife mit Tabak, zünde sie an und thue einen oder zwey Züge durch die Pfeife, die voran mit dem Ende des aufgerollten Flachses, den du heimlich in der Hand haben kannst, zugestopft werden mufs; übergieb dann einem die Pfeife, bringe unvermerkt die Rolle in den Mund und blase hernach gemächlich, so wird Feuer und Rauch aus deinem Munde kommen, welches so lange dauern wird, als du Flachs hineinsteckest." — Oder: was sagen die Leser zu folgendem Stückchen? Nr. 45. „*Zu machen, daß ein Ey von sich selbst in die Luft steige:* Man leere ein Ey aus und fülle es hernach mit Mayenthau, und mache die durch das Ausleeren entstandenen beiden Oeffnungen wieder zu. Ist dieses geschehen: so setze man es an die recht heifse Mittagssonne an einem offnen Orte, da wird es allgemach ein wenig aufgehoben werden und so in der Luft schweben. Sollte das Aufsteigen etwas schwer gehen, entweder wegen der Schwere des Eyes oder wegen der schwachen Sonnenhitze: so halte man, wenn es anfängt in die Höhe zu steigen, ein Röthchen oder Täfelchen darunter; ist das Täfelchen etwas wie ein offnes Röhrchen ausgehöhlt, so dafs das Ey darinnen gehen kann: so wird es desto besser gehen." — Die Anzahl der Kunststücke beläuft sich auf 147, worunter viele, die in der Physik und physischen Chemie als Versuche vorzukommen pflegen, ziemlich deutlich und richtig beschrieben sind. Man findet auch viele Kartenkünste, schwerlich aber ein neues, darunter.

Nr. 2. ist allem Anschein nach ein altes Buch mit einem neuen Titel; dieis sey indefs wie ihm wolle, es entspricht dem vielverheifsenden Titel im mindesten nicht: denn aufser dem sogenannten Becherspiel, wo die Belustigungen bis zum Ekel vermannichfaltigt werden und wo man aus aller noch so weitläufigen Anweisung doch nicht recht klug wird, besteht der Ueberrest blofs aus Kartenkünsten, und diese sind wieder von der Art, dafs schwerlich ein Liebhaber Gebrauch davon wird machen können. Wie kann der Vf. nun dieses mit dem Namen des *Ganzen* der Taschenspielerkunst belegen! Wo sind die seltensten und auffallendsten Zauberstücke? — Wir haben nichts davon gefunden, und das gesellige Vergnügen wird schwerlich durch dasjenige, was wir angezeigt haben, befördert werden. Der Apparat ist auf zwey Kupfertäfelchen, die beide auf einer einzigen Octavseite stehen und das schlechteste sind, was uns je in der Art vorgekommen ist, abgebildet. Es sind Becher und Hände, die damit spielen, nebst einigen andern Gefäfsen.

NEUERE

ed by Google

NEUERE SPRACHKUNDE.

Breslau, gedr. b. Grafs u. Barth: *Franzöfifches Lefebuch für die niedern Claffen der katholifchen Gymnafien in Schlefien und der Grafffchaft Glatz.* (1805.) 131 S. kl. 8. (Nebft einer Conjugations-Tabelle.) (10 gr.)

Diefes neue franzöfifche Lefebuch enthält allerdings brauchbaren Stoff genug theils für die angenehme Unterhaltung des Schülers, theils für feine Belehrung, und giebt dem gefchickten und aufmerkfamen Lehrer hinlängliche Gelegenheit zur grammatifchen Bildung deffelben. Wenn aber, wie in der Vorrede gefagt wird, fein Plan für die *erften* Anfänger berechnet wurde, fo wird doch von diefen Vieles vorausgefetzt, wie z. B. eine fertige Bekanntfchaft mit den Declinationen und Conjugationen (denn fchon auf den erften Seiten kommen unregelmäfsige Zeitwörter vor), ein geübtes Handhaben des Wörterbuchs und die erforderliche Kenntnifs wenigftens der fyntactifchen Hauptregeln, indem keine zurechtweifenden Anmerkungen ihnen zu Hülfe kommen. Auch müffen fie rafch vorwärts fchreiten, da nur die beiden erften Seiten praktifche Uebungen im Decliniren und Conjugiren darbieten, wie z. B. *le père, la mère* etc., *le livre du père, la vertu de la mère* etc., *je donne de l'argent au père* u. f. f., während bereits auf der *dritten* Seite des Buchs ein zufammenhängender und zufammengefetzter Periodenbau und eine fortlaufende Verbindung längerer Sätze eine gröfsere Anftrengung ihrer Kräfte, fo wie einen gewandtern Ueberblick des Zufammenhangs jener, von ihnen verlangen. Zwar werden fie in der Folge immer dazwifchen auf einzelne Wörter und kurze Sätze wieder ftofsen, wo die Anfprüche an ihre grammaticalifchen Kenntniffe und an ein fchärferes Nachdenken abnehmen, — eine Schonung, die jedoch von kurzer Dauer ift; — allein von der 14ten Seite an müffen fie fich eine *vollkommene* Fertigkeit im Ueberfetzen erworben haben, weil jetzt die Reifebefchreibungen und wiffenfchaftlichen Abhandlungen anfangen. Rec. glaubt daher, eine *gewiffe* Zweckwidrigkeit mit Recht dem Lefebuche vorwerfen zu können, — eine *gewiffe*, in fo fern nämlich daffelbe für den namentlich beftimmten Lehrcurfus gebraucht werden foll. Der Vorwurf trifft auch die angehängte fehr mangelhafte Conjugationstabelle über die Hülfs-Zeitwörter, die vier regelmäfsigen und Pronominal-Zeitwörter, und über das unperfönliche *falloir*, von welcher wir blofs anzeigen wollen, dafs, nach der Manier der franzöfifchen Nationalfprachlehrer, z. B. *ayant* und *ayant eu* als *Gérondifs* und z. B. *eu* u. dgl. als alleiniges *Participe* aufgeführt werden, — eine ganz willkürliche Annahme, die in die Grammatiken fo viele Verworrenheit und Fehlerhaftigkeit über den richtigen Gebrauch diefer Sprecharten verbreitet. Auch findet man die gleich verwerfliche Orthographie, z. B. *j'ayie* (ft. *j'aie*), *nous eumes, vous eutes* (ft. *eûmes, eûtes*). — Was den franzöfifchen Text betrifft: fo zeigten fich dem Rec. folgende beide Fehler: S. 12. *j'ai auffi* (ft. *encore*) *un juſte-au-corps*, — *j'ai auffi des bottes.* S. 55. *Tandis qu'il ſe battoit ---- l'Italie imploroit* (ft. *implora*, oder richtiger: *vint implorer*) *ſon ſecours.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Coburg u. Leipzig*, in d. Sinner. Buchh.: *Die Kuhpocken, oder deutliche Belehrung über die Blatterkrankheit überhaupt und die Kuhpocken insbeſondere*, in Vorfchriften zum Schönfchreiben für Bürger- und Landfchulen entworfen von *J. C. Ihling*, d. Theol. Candidat. 1805. 8 S. Vorr. u. 12 Tafeln in Querfol. (12 gr.) — Die Erfahrung beweifet es jedem praktifchen Arzte zu fehr, wie wenig alle bisher vorgefchlagenen und angewendeten Mittel, die niedern Volksklaffen zur zeitigen Zulaffung der Kuhpockenimpfung zu bewegen, gefruchtet haben, als dafs man nicht auf jeden neuen Vorfchlag, in diefer Rückficht auf den gemeinen Mann zu wirken, aufmerkfam feyn und andere aufmerkfam machen follte. Die Idee des Vfs., durch Vorfchriften zum Schönfchreiben den gemeinen Mann mit der Sache der K. P. bekannt, und ihn zur Zulaffung ihrer Impfung geneigt zu machen, ift neu, und verdient nach des Rec. Urtheil vollkommene Billigung. Rec. hält fich deshalb zu dem Wunfche verpflichtet, dafs diefe Art, Belehrung über die Angelegenheit der K. P. zu verbreiten, in Bürger- und Landfchulen allgemeine Anwendung finden möge. — Was die innere Einrichtung der vorliegenden Arbeit anlangt, fo hat der Vf. in 12 Vorfchriften, deren jede einen befondern Abfchnitt ausmacht, alles, was dem gemeinen Manne über diefe Angelegenheit zu wiffen nöthig ift, im Allgemeinen fehr zweckmäfsig zufammengefafst, obgleich an einzelnen Stellen mehrere Unrichtigkeiten vorkommen, die durchaus eine Abänderung und Verbefferung bedürfen. In der *fünften* Vorfchrift heifst es: man hat wirklich in Erfahrung gebracht, dafs die K. P. die Kinder gefünder machen und vor Keuchhuften, Scharlachfieber und andern Krankheiten fchützen. — Diefes ift zwar von einigen Aerzten behauptet worden, keineswegs aber hat die Erfahrung daffelbe fo allgemein beftätigt, wie der Vf. meynt. Dafs die K. P. Materie ihrer Natur nach von der Materie der Menfchenblattern nicht verfchieden, fondern nur durch die gefundere Natur der Thiere unfchädlicher gemacht fey, ift ebenfalls ein Irrthum. In der *fechsten* Vorfchrift verdient die Stelle, wo es heifst: die Materie mufs vor dem neunten Tage aufgenommen werden, eine genauere Beftimmung, da es Fälle giebt, dafs am neunten Tage nach der Impfung die Impfpuftel noch nicht fo weit ift, dafs die K. P. Lymphe aus derfelben aufgenommen werden kann. Dafs es, wie der Vf. lehrt, beffer fey, gutes Gift von Kühen felbft zu nehmen, ift durchaus falfch. Durch die Befolgung der Vorfchrift des Vfs., die Materie einige Minuten über den Dampf von kochendem Waffer zu halten, würde die Impfung leicht mifslingen, da die K. P. Lymphe bekanntlich fo fehr flüchtig ift; daher Rec. und gewifs jeder praktifche Impfarzt fie widerrathen mufs. Die von dem Vf. empfohlene Methode der Impfung und des erften Verbandes ift eben fo wenig zu billigen. Bey Befchreibung der die K. P. begleitenden Zufälle ift die Bemerkung, dafs das Kind an der Achfel gefchwollen fey, unrichtig angegeben. Rec. wünfcht, dafs der Vf. bey einer neuen Auflage diefer Vorfchriften auf jene Erinnerungen Rückficht nehmen möge, damit die innere Einrichtung derfelben eben den Beyfall verdiene, den ihr Zweck jetzt fchon gewifs von jedem unparteyifchen Lefer erhalten mufs.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. März 1807.

SCHRIFTEN ÜBER RELIGIONS-VEREINIGUNG.

Seit etwa sechs Jahren sind mehrere, auf das Project einer *Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirchenparteyen* (ja zum Theil so gar aller Parteyen der ganzen Christenheit) sich beziehende, Schriften erschienen, deren collective Beurtheilung und Vergleichung den Lesern der A. L. Z. nicht unangenehm seyn wird, ob sie gleich in der bürgerlichen Gesellschaft keine bedeutende Wirkung nachliessen, und vielleicht durch einige derselben der herbeygewünschte Zeitpunkt einer *Verschmelzung der protestantischen Confessionen in Eine evangelische Gemeinde* eher weiter hinausgerückt als herbeygeführt worden ist. Mit Vorbeygehung mehrerer kleinen polemischen Flugschriften, die im Gefolge eines Theils der anzuführenden Schriften in diesem Fache verbreitet wurden, wollen wir nur aus der angegebenen Periode die erheblichsten Schriften *für und gegen eine kirchliche Union*, die zu unserer Kenntniss gelangten, aufzählen, und dabey nach *chronologischer* Ordnung verfahren:

1) Erlangen, b. Palm: *Etwas über die Abendmahlsvereinigung der Protestanten.* Von einem Layen. 1800. 70 S. kl. 8. (6 gr.)

Der Vf. dieser Schrift, Hr. geheime Rath *von Hofmann*, zu Wetzlar, schränkt sich nur auf den Wunsch ein, *daß Lutheraner und Reformirte das heilige Mahl willkürlich bey einander geniessen möchten*, und bezieht sich auf die Resolution des Landgräfl. Hessischen geheimen Rathes zu Cassel vom 3. Jul. 1789. auf die Anfrage des Consistoriums zu Marburg, wie es bey *vermischten Ehen protestantischer Eheleute* in Ansehung des Gebrauchs des heil. Mahls zu halten sey. „*Sie könnten*, hiess es, *das heilige Abendmahl nach eignem Gefallen in der protestantischen Kirche nehmen, wo sie wollten.*" Das erleuchtete Collegium spricht in dieser preiswürdigen Antwort nur von einer *protestantischen Kirche*, und giebt dadurch zu erkennen, dass es dem Unterschiede der beiden vornehmsten Confessionen in derselben nicht die geringste dogmatische Wichtigkeit beylege. Bey vermischten Ehen geht auch das gemeinschaftliche Communiciren in derselben Kirche ohne Schwierigkeit an; denn, wenn man Bedenken trüge, dem einen oder dem andern Prediger etwas zu entziehen: so könnte man abwechselnd bey dem einen und bey dem andern das Abendmahl nehmen. Schwieriger würde es schon seyn, die Vereinigung der Communion im Grossen zu Stande zu bringen, ausgenommen, wo dieselbe Gemeinde einen lutherischen sowohl als einen reformirten Lehrer hat, welche beide in gleichen Rechten stehen, und beide, über beschränkten Confessionsgeist erhaben, so wie der sel. Superintendent, D. *Eberhard David Hauber*, zu Stadthagen, ihre Gemeinden *nur ewig selig zu machen* sich bestreben. Obgleich beide Parteyen über den Zweck des heiligen Mahls und den Nutzen der Feyer desselben mit einander einverstanden sind: so würde sich doch der gemeinschaftliche Genuss wo nicht überall, doch gewiss an vielen Orten noch an manchen Dingen, als z. B. dem *point d'honneur* derjenigen Partey, die in Ansehung des *ritus* der Austheilung sich der andern etwas mehr als die andre nähern müsste, und an so manchen andern kleinen Dingen, die in der Welt so viel Gutes hindern, stossen. Immer ist es indessen verdienstlich, die *Wünschenswürdigkeit* dieser Gemeinschaft, wobey jeder Theil übrigens nach wie vor, weil doch an *Namen* so unendlich viel liegt, *lutherisch* und *reformirt* bleiben könnte, von Zeit zu Zeit zur Sprache zu bringen: denn *gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo.* (Diese Abhandlung ist übrigens auch dem *dritten* Bande der *Hufnagelschen* Schrift: *für Christenthum, Aufklärung und Menschenwohl*, Erlangen, b. Palm. 1800. einverleibt.)

2) Frankfurt, b. Hermann: *Patriotischer Aufruf zur allgemeinen Vereinigung der Religionen, Confessionen, Kirchen, Schulen, Consistorien, Religionslehrer und Gemeinden.* Allen Regierungsverfassungen, Ländern, Staaten, Völkern, Gemeinden und Familien, besonders dem Friedenscongresse gewidmet, von *Heinr. Simon van Alpen*, evang. reform. Pfarrer zu Stollberg bey Aachen. 1801. 624 S. gr. 8. mit des Vfs. Bildnisse. (2 Rthlr.)

Zu der Vermuthung, dass der Vf. bey allem körperlichen Umfange seiner Schrift doch nichts von besonderer Bedeutung werde geleistet haben, kann schon ihr blosser Titel führen. Aus Furcht, dass sie bey einem anspruchlosern Titel weniger gekauft werden möchte, ruft der Vf. patriotisch zur *allgemeinen Vereinigung* — der *Religionen* auf; von diesen unterscheidet er die *Confessionen*, und in diesen werden noch *Kirchen, Schulen, Consistorien, Religionslehrer und Gemeinden* unterschieden. Diese *Religionen* u. s. w. will er,

ar., von der heiligen Mittelstadt, welche Kaiser Sie Gelehrten Gesellschaft, welche Kaiser Sie Gelehrten Gesellschaft, welche Kaiser Sie Gelehrten Gesellschaft

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Rein und Comp.: *G. A. Olivier's*, D. der Arzneykunde, Mitgliedes des Nationalinſtitutes u. ſ. w. *Reiſe in Aegypten, Syrien, Meſopotamien und Irak Arabi.* Mit *Pugnet's Beſchreibung von Oberägypten*, einer Schilderung des neueſten Zuſtandes von Aegypten, einigen andern Abhandlungen und Anmerkungen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von dem D. *Bergk.* — *Erſter* Band. Mit 2 Karten und 3 Kpfn. 1805. XII u. 494 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Von der Reiſe des Hn. *Olivier* enthält der gegenwärtige nur die Reiſe in Aegypten, welche den *dritten* Band von dem, bis jetzt aus *vier* Bänden beſtehenden, Originale ausmacht. Hr. *B.* ſcheint nach der Vorrede S. IX. die beiden *erſten* Bände des Originals unüberſetzt gelaſſen zu haben, weil eine, wie er verſichert, abgekürzte Ueberſetzung in der *Sprengel-*, nunmehr *Ehrmannſchen* Bibliothek erſchienen wäre. Hätte er noch etwas gewartet, oder mit dem Herausgeber dieſer Bibliothek Rückſprache genommen, oder die ſehr wahrſcheinliche Folgerung gezogen, daſs, wer den Anfang einer Reiſe überſetzt, auch die Fortſetzung verdollmetſchen wird, ſo würde er vielleicht auch den Theil von Aegypten der Bibliothek überlaſſen haben. Wir können wenigſtens ihn und die Leſer verſichern, daſs er nicht abgekürzt, ſondern ganz in dem *21ten* Bande der Bibliothek zu leſen iſt. Den Ruhm übrigens, eine gute lesbare Ueberſetzung geliefert zu haben, kann man Hn. *B.* im Ganzen nicht ſtreitig machen, doch ſind wir bey einer eben nicht tief eingreifenden Vergleichung mit der *Ehrmannſchen* auf Stellen geſtoſsen, wo in dieſer der Sinn des Originals richtiger getroffen iſt. Nach Hn. *B.* S. 243. genieſst *Aegypten eine gemäßigte Regierung, der Handel nimmt zu* u. ſ. w. *Der arbeitſame Aegypter fürchtet die Arbeit nicht mehr als eine Quelle ſeiner Unterdrückung.* Auf welche Zeiten paſst dieſe Schilderung Aegyptens. *Olivier* hat ſich den glücklichen Zuſtand Aegyptens nur als möglich gedacht. Denn Hr. *E.* S. 213. überſetzt: *Wir wollen uns einmal denken, Aegypten ſtünde unter einer gemäſsigten und feſten Regierung* u. ſ. w. *Dann würde der geſchäftige Aegyptier* u. ſ. w. — S. 249. „Gewiſſe franzöſiſche Bürger die gefährlich werden konnten, ſollten zu fernern Eroberungen oder Stiftung von Colonien gebraucht werden. Die Regierung hatte auch in dieſer Hinſicht Aufſchlüſſe über Madagaſkar und *Guinea* erhalten. Wer mit der Tagesgeſchichte bekannt iſt, wird hier *Guiana* ſtatt Guinea vermuthen. Und daſs erſteres Wort die Textes Lesart ſey, erhellet aus *Ehrmann* S. 219. — Was bey Hn. *B.* (S. 327. Note 59.) als ſchon geſchehen nach der Beſitznahme Aegyptens von den Franzoſen dargeſtellt wird, iſt eigentlich eine Folge, die in künftigen Zeiten daraus hätte entſtehen können, wie Hr. *E.* S. 300. überſetzt. — Jedoch können auch dem Hn. *E.* Fehler nachgewieſen werden, die mit Hülfe der vorliegenden Ueberſetzung zu verbeſſern ſind. Die ſchändlichen Vergnügungen, wodurch die Mammelucken zeitig entnervt werden, werden nach Hn. *E.* S. 243. mit jungen *Sklavinnen*, nach Hn. *B.* S. 337. mit jungen *Sklaven* genoſſen. Man müſste dieſe Menſchen wenig kennen, wenn man Anſtand nähme, die letzte Lesart für die richtige zu halten — *Gomme turique*, eine von den Waaren, die aus Aegypten exportirt werden, wird von Hn. *B.* S. 337. durch *Räucher-Gummi* ſehr gut gegeben; Hn. *E. Turiſches Gummi* zeigt daſs er bey *turique* nicht an *thus* dachte.

Von dem Werthe der Reiſen des Hn. *Oliv.* haben wir zu einer andern Zeit unſre Meinung geſagt. Jetzt haben wir es nur mit den Zuſätzen zu thun, womit Hr. *B.* ſeine Ueberſetzung vermehrt hat. Der unter den Text geſetzten Noten mögen ungefähr 50 ſeyn. Sie ſind zum Theil ſehr kurz. Zuweilen ſiehet man es ihnen an, daſs ſie zu ſehr in Bezug auf die Ueberſetzung und ohne das Original wieder nachgeſehen zu haben, gefertiget ſind: z. B. S. 203. wird zu den *erſten Türken, welche Aegypten beherrſchten*, bemerkt, daſs dieſes keine Türken, ſondern Araber waren. Nach der *Ehrmannſchen* Ueberſetzung S. 170. ſpricht das Original von *Muſelmännern* als den erſten Beherrſchern Aegyptens, und daſs dieſe und die Türken keine ſynonymiſche Ausdrücke ſind, weiſs ein jeder Anfänger — (S. 230. Note 43.). In den Worten: *von Murad erſchien ein Befehl, welcher allen Franzoſen Kahiro zu verlaſſen verbot; wer bliebe ſollte den Kopf verlieren*, findet Hr. *B.* einen Widerſpruch und vermuthet daher einen Druckfehler. Wenn man aber Hn. *E.* S. 199. vergleicht, *worin verboten wurde*, daſs *kein Franzoſe Kairo verlaſſen ſollte, unter der Verwarnung, ſonſt allen Zurückbleibenden die Köpfe abſchlagen zu laſſen*, ſo verſchwindet aller Widerſpruch, und da es nicht wahrſcheinlich iſt, daſs er den Sinn des franzöſiſchen Textes verfehlt haben ſollte, wenn er ihn mehrmalen aufmerkſam betrachtet hätte, ſo hatte er das Original nicht vor Augen, als er jene Bemerkung niederſchrieb. Unrichtigkeiten haben ſich auch eingeſchlichen, z. E. S. 42. Note 39. Z. 7. in der Höhe des Schafts von der Pompejus-Säule bey Alexandrien iſt nicht 63 *Zoll*, ſondern *Fuſs* zu leſen. — S. 90. das franzöſiſche *Meter* iſt nicht = 3 Fuſs ſondern 3 Fuſs $11\frac{296}{1000}$ Linien. Für einige Bemerkungen verdient Hr. *B.* Dank, z. B. S. 41. für die von engliſchen Officieren entdeckte und von dem gelehrten Engländer *Hayter* ergänzte griechiſche Inſchrift auf der ſogenannte Pompejusſäule, nach welcher es gewiſs iſt, daſs ſie dem Kaiſer Diocletian zu Ehren errichtet worden. Die übrigen Zugaben des Hn. *B.* beſtehen in Ueberſetzungen franzöſiſcher Abhandlungen, die durch die Expedition nach Aegypten veranlaſst ſind. Zwiſchen das *vierte* und *fünfte* Kapitel S. 81 — 108. ſind eingerückt: 1) phyſiſche und mediciniſche Topographie von Alexandrien, von dem *B. Salze.* 2) Ueber den Canal

Digitized by Google

von Klosterleben von Lamet und Chalet. Wenn sie sich auch nicht ganz in die Ansichten des Verf. fügen, so werden sie doch seine Darstellung mit Interesse lesen, und sich belehren lassen. Das Land verschönert, ist fruchtbar, und verdient keine Verwünschungen, wie sie Hr. Chateaubriand ausstieß. Die Bevölkerung ist gut, und wenn sie auch nicht ganz den Ansichten des Verf. huldigt, so bleiben sie immer ein Gegenstand der Betrachtung. Dann auf der Straße von Lyon nach Genf, wo Hr. Simond sich über die Schweizer lustig macht, und sie für die lächerlichsten Menschen erklärt, finden wir, daß sie sich nicht ganz so lächerlich machen, als Hr. Simond sie darstellt. Sie sind gut, ehrlich, und wenn sie auch nicht immer klug sind, so sind sie doch nicht dumm. Es ist Thatsache, daß sie sich in Genf, wo sie Gelegenheit haben, sich zu bilden, sehr gut ausbilden, daß sie Genfer so gut begreifen, als sich an Genf selbst begreifen läßt. Wir können also Hrn. Simond nicht beistimmen, wenn er sie für die lächerlichsten Menschen erklärt. Wir können auch nicht beistimmen, wenn er sagt, daß Genf nicht mehr die Stadt ist, die sie Rousseau nannte, denn Rousseau, wenn er Genf nannte, meinte nicht die Stadt, sondern die Republik, und diese ist Genf noch. Es ist also ein Irrthum, wenn Hr. Simond sagt, daß Genf nicht mehr die Stadt ist, die Rousseau nannte, denn Rousseau nannte Genf nicht, sondern er meinte Genf, und Genf ist noch, was es war. Wir können also Hrn. Simond nicht beistimmen, wenn er

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. März 1807.

SCHRIFTEN ÜBER RELIGIONS-VEREINIGUNG.

(*Fortsetzung von Num. 74.*)

4) Carlsruhe, b. Macklot: *Gedanken über einen Kirchenverein beeder* (beider) *protestantischen Religionsparthieen* (parteyen). Von *Joh. Nikol. Friedr. Brauer*, Markgräfl. Badischen (m) wirklichem Geheimenrath (e) und Kirchenrathsdirector. 1803. 112 S. 8. (9 gr.)

Eine gehaltreiche Schrift, die, ob sie gleich nur wenige Bogen in sich fasst, doch eine ausführlichere Anzeige verdient. — Der Verfasser, ein mit Recht sehr geschätzter Jurist, und angesehener Staatsdiener, ward durch die (misglückten) Vereinigungsversuche der beiden protestantischen Confessionsverwandten in den an Frankreich abgetretenen deutschen Provinzen veranlasst, über die Möglichkeit und Ausführbarkeit der von ihm herzlich gewünschten Vereinigung beider protestantischen Kirchen öfter nachzudenken, und da er als erfahrner Staatsmann das Vorurtheil der Kenntnifs aller Schwierigkeiten dieses Werks, als vieljähriges sehr thätiges Mitglied des Oberconsistoriums eines nicht unbeträchtlichen Landes das Vorurtheil genauer Bekanntschaft mit kirchlichen Angelegenheiten, und als Vf. verschiedener auf Religion und Christenthum sich beziehenden Schriften das Vorurtheil einer aufrichtigen Liebe zur Religion und zum Christenthum für sich hat: so wird man begierig zu hören, was ein Mann von so geübter praktischer Vernunft über diesen Gegenstand vorträgt, und man nähert sich ihm mit Achtung und vorläufigem Zutrauen. Rec. will seine Gedanken kurz referiren, und hernach beurtheilen.

Die politische, kirchliche und wissenschaftliche Lage in der Welt scheint, nach Hn. *Br.*, einem solchen Kirchenvereine sehr günstig zu seyn, und mancherley Umstände scheinen sie zu empfehlen, und die Gemüther dazu geneigt zu machen. Wie soll man aber die Sache anfangen? Hr. *Br.* setzt zuvörderst vier Grundmaximen fest, von denen man sich, wenn etwas Gutes zu Stande kommen soll, nie entfernen dürfe. 1) Der Unionsplan darf nicht die ganze lutherische und reformirte Kirche auf Einmal umfassen, sondern schränke sich vor der Hand nur auf die Verfassung ein, in der man lebt; was daselbst mit Weisheit begonnen ist, wird sich schon weiter ausbreiten. 2) Die Freunde der Union dürfen sich nicht als eine *dritte neue Partey* den zwey schon vorhandenen gegenüber stellen, um einen neuen Lappen auf ein altes Kleid zu flicken, und den Riss dadurch ärger zu machen. 3) Die reformirte Partey darf eben so wenig die lutherische, als diese jene, zu ihrer besondern Confession hinüber ziehen wollen, und unter dem Vorwande, als wenn über Wahrheit kein Vergleich möglich und erlaubt sey, nur eine Ueberweisung der andern Partey an die ihrige verlangen. 4) Die Union werde nicht als Anlass betrachtet, das gemeinschaftliche System verbessern zu wollen, sondern bleibe nur bey dem Zwecke stehen, die streitigen Punkte, welche in dem sechszehnten Jahrhunderte eine Trennung herbeyführten, auszugleichen; durch Verbesserungsversuche würde der positiven Christusreligion eine neue Impression der Wandelbarkeit aufgeprägt werden, was für sie ein tödtendes Gift wäre, indem die ganze Wirkungskraft einer positiven Lehre von dem Glauben an ihre unverletzliche Heiligkeit und Würde abhängt; auch würde die ganze protestantische Kirchenfreyheit dadurch gefährdet werden. Nun schlägt der Vf. in Ansehung der von ihm genau bestimmten Unterscheidungslehren einen mit Gründen unterstützten Vergleich vor: *a*) Die unirte evangelische Kirche müsse in Betreff des heiligen Mahls lehren: Die Nahrung und Stärkung des geistigen Lebens, welche Christus durch Hingebung seines Leibes und Vergiefsung seines Bluts bereitet habe, werde dem Communicanten dargeboten, indem er Brod und Wein als Nahrungs- und Stärkungsmittel des Leibes empfange und geniefse; die Vorstellungsarten von dieser Nahrung der Seele werden freygegeben. *b*) Die Vereinigung beider Naturen in Christo betreffend, müsse die unirte Kirche lehren: Dem Menschgewordnen Gottessohne Christo kommen göttliche und menschliche Werke, also auch göttliche und menschliche Eigenschaften zu; jedes dieser Werke ist, vermöge der Vereinigung beider Naturen zu Einer Person, dem ganzen Christus zuzuschreiben, und beide vereinte Naturen haben einen vereinten Antheil daran; unbestimmt werde aber gelassen, worin diese Theilnahme bestehe, und in welchem Verhältnisse beide vereinte Naturen in Christo zu einander stehen; auch sey zwar Christo die Allgegenwart und Allwissenheit beyzulegen, die letzte aber nicht als Eigenschaft seines menschlichen Geistes, die erste nicht als Eigenschaft seines menschlichen Leibes vorzustellen. *c*) In Ansehung des Verhältnisses der unwürdigen Geniefser des heiligen Mahls zu demselben müsse gelehrt werden: Dafs die Nahrung der Seele, welche der Lehrer unter dem mit Brod und Wein bezeichneten Leibe und Blute Christi darreiche, dem Würdigen und dem Unwürdigen angeboten, aber nur von jenem genossen werde. *d*) *Was*

Digitized by Google

d) Was endlich die Gnadenwahl betreffe, so sey von der unirten Kirche zu lehren: Dass die Anstalt der Beseligung durch Christum allgemein, jedoch bedingt sey, dass Gott aber nicht alle Menschen schon auf Erden durch das Evangelium zu dieser Seligkeit hinführen wolle, sondern nur diejenigen, an welche er nach dem vorher bestimmten Weltplane die Predigt des Evangeliums gelangen lasse, und dass folglich die Anstalt der frühern Beseligung durch das Christenthum nicht allgemein, dagegen aber unbedingt sey, oder, ob wohl auf uns unbekannten Vernunftgründen beruhend, doch *nicht* in der Vorausicht des Verhaltens der Menschen gegen eine an sie gelangende Predigt des Evangeliums ihren Grund habe. In Rücksicht auf die Kirchenpolicey thut der Vf. folgende Vorschläge: 1) Der lutherische Ritus der *Uebergiessung* des Haupts des Täuflings mit Wasser werde der blossen *Besprengung*, die bey den Reformirten Statt findet, vorgezogen. 2) *Weissbrod* werde bey dem heiligen Mahle gebraucht, bey der Austheilung des Brods und Weins das Beywort: „der *wahre* Leib, das *wahre* Blut," weggelassen, die Zeit der Austheilung von den Anordnungen der Kirchengewalt abhängig gemacht, die Krankencommunion weder empfohlen, noch widerrathen, aber Verlangenden, den Umständen nach, nicht verweigert. 3) Zweckmäfsig eingerichtete *Perikopen* werden für die Predigten beybehalten, aber den Predigern ein Jahr um das andere erlaubt, auch nach freyen Texten zu predigen. 4) Vorbereitungspredigt und Beichtrede werde, mit zweckmäfsig abwechselndem Gesange verbunden, statt des lutherischen Beichtritus in der unirten Kirche eingeführt und *resp.* beybehalten. 5) *Luthers* kleiner Katechismus werde mit einigen schicklichen Veränderungen, welche angegeben sind, als Katechismus angenommen. 6) Umwandlung, Erneurung, Reinigung des gröfsern Katechismus, der Kirchenagenden und der Gesangbücher wird dem Ermessen der Kirchengewalt überlassen. 7) Die unirte Kirche erkennt die Kirchengewalt der protestantischen Regenten, gebunden an einen protestantischen aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehenden Kirchenrath in Absicht auf Verwaltung; an Synodalversammlungen einzelner Diöcesen oder Klassen in Absicht auf Berathung allgemeiner Angelegenheiten, und an Presbyterien in Absicht auf Kirchenzucht. 8) Der Chorrock oder schwarze Ueberwurf mit weiten Aermeln sey die Kirchenkleidung des Religionslehrers. — Als Vorbereitung des Kirchenvereins wird vorgeschlagen: Der erste Schritt geschehe weder durch den Landesherrn, noch durch das Volk, sondern durch die Prediger, denen das Volk die Fähigkeit, religiöse Gegenstände zu beurtheilen, zutraut, und von denen sich die Majorität desselben gerne leiten läfst, wenn es sieht, dass sie aus frommem Antriebe und nach biblischer Ueberzeugung handeln. Wechselseitige Privatannäherungen und Einverständnisse von Geistlichen beider Confessionen, die von der Nützlichkeit der Sache durchdrungen sind, und durch ihren Eifer den Fingerzeig des Berufs, sich voranzustellen, von der Vorsehung erhalten haben, müssen die *Initiative* machen. Aber nicht vage Unterredungen müssen zwischen ihnen statt finden, sondern ein bestimmter Plan mufs zum Grunde gelegt, besprochen, modificirt und ausgearbeitet werden. Hat derselbe einen gewissen Grad von Reife erhalten, so wird er andern Geistlichen mitgetheilt, von denen man glaubt, dass sie sich dafür interessiren werden; und wenn deren Ueberzeugung für die Grundlage des Plans gewonnen ist — (in Ansehung der Nebenideen kann man nachgiebig seyn) — wenn so gar eine bedeutende Anzahl von Geistlichen beider Confessionen damit einverstanden ist, dann wird er dem Regenten zur Prüfung der politischen Ausführbarkeit und Unbedenklichkeit des gewählten Vereinigungsweges vorgelegt; dieser veranstaltet, wenn sich keine Anstände dabey hervorthun, oder wenn die erschienenen Anstände sich beseitigen lassen, durch die geistlichen Regierungscollegien beider Confessionen verfassungsmäfsige Berathschlagungen, und läfst sich deren Resultat mit Gründen vorlegen. Ist die Majorität der Mitglieder dieser Collegien *für* den Plan, der unterdessen immer noch reifer werden kann, und hat auch der Regent ihn nun gebilligt, so darf jeder der *unirten* Geistlichen bey seinen Kirchspielsgliedern dahin arbeiten, dass ihnen der Beytritt zu der Union annehmlich gemacht werde; er darf sich vorläufig in Ansehung der durch die Confession und durch den allgemeinen Kirchengebrauch nicht bestimmten Punkte nach den Grundsätzen der Union benehmen, und den dissentirenden Geistlichen steht nicht mehr frey, der Union entgegen zu wirken. Der Vf. zeigt endlich, wie die Union ohne Verletzung der Gerechtigkeit eingeführt werden könne, und zu welcher Zeit die Vollendung derselben im kirchlichen Sinne eintreten würde; wir müssen dies aber, der Kürze wegen, unberührt lassen, und wollen nun unsre Meinung über das Ganze dieses mit sichtbarem Fleisse und grofser Ueberlegung des achtungswürdigen Vfs. geschriebenen und recht *con amore* ausgearbeiteten Aufsatzes sagen.

Man freut sich, einen *Rechtsgelehrten* und *Staatsmann* mit so ungeheuchelter Hochachtung für Religion und Christenthum, und mit so warmer Theilnehmung von einem Gegenstande reden zu hören, für den sich in unsern Zeiten die *Juristen* nur wenig mehr interessiren; auch ist es dem Rec. nicht unmerkwürdig, dass ein Mann von so viel Erfahrung, von dem man eher erwartet, dass er gegen eine Union beider protestantischen Confessionen eine Menge von Schwierigkeiten auf die Bahn bringen werde, zu der Ausführbarkeit eines solchen Projects, wenigstens fürs erste in kleinern Verfassungen, ein so gutes Zutrauen hat. Allein es müfste doch, wenn man nicht Hn. *Br.* von dieser Seite schon aus andern Schriften, vorzüglich aus *seinen Gedanken über Protestantismus und dessen Einfluss auf die Rechte der Kirchengewalt und der Religionslehrer.* (Carlsruhe, b. Macklot. 1802.), kennte, befremden, dass unser Vf. S. 69. behauptet, in der protestantischen Kirche werde *ein geschlossener Offenbarungsglaube* angenommen. Von dieser auf ewige Zeiten geschlossenen Religionslehre weifs Rec., der doch von Amts wegen einige Kenntnifs davon haben müfste, nichts; ihm ist nur bekannt,

kannt, dafs die Proteſtanten ſich an das in den heil. Schriften des alten und neuen Bundes enthaltene Wort Gottes halten. Da aber der Wachsthum in dieſer Erkenntniſs mit ſteten Veränderungen der Anſichten von den Glaubenslehren unvermeidlich verbunden iſt, ſo kann auch in dieſer Kirche kein geſchloſſener, ſtehender, über jede Modification erhabener Glaube ſtatuirt werden; auch haben die Reformatoren durch ihre Bekenntniſſe weder ſich ſelbſt, noch ihren Glaubensgenoſſen für die Folgezeit das Recht, beſſern Einſichten in die Bibel zu folgen, entziehen wollen, und muſs es denn immer noch wiederholt werden, dafs, wenn ſich dieſe Kirche zu einem geſchloſſenen Glauben bekennte, ſie durch die Reformation ihr Schickſal nicht verbeſſert, ſondern zum Theil offenbar verſchlimmert haben würde? Mit dieſer auffallenden Behauptung des Vfs. hängt auch die Inſinuation zuſammen, dafs die Proteſtanten der Wohlthat des Religionsfriedens verluſtig werden würden, wenn ſie etwas an ihrer Confeſſion änderten, und man wird hieran freylich mehr den Freund des poſitiven Rechts, der die poſitive Jurisprudenz ſelbſt auf religiöſe Gegenſtände überzutragen ſich angewöhnt hat, als den Kenner der Kirchengeſchichte erkennen. Dadurch allein wird es zugleich erklärlich, dafs Hr. *Br.* es für nothwendig hält, ſich erſt von beiden Seiten über eine neue Bildung der Dogmen, deſshalb man ſich vormals trennte, mit einander einzuverſtehen, wenn eine Union der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen zu Stande kommen ſolle; jeder andre würde ſich gewifs die Mühe erſpart haben, ſo viel ſcholaſtiſche Subtilität an den oben erwähnten Vorſchlag zur Güte in Anſehung der Lehre von der Gnadenwahl, und von der Vereinigung beider Naturen in Chriſto aufzubieten. Verhehlt darf es ferner nicht werden, dafs ſich der Vf. ſeine Theologie gröſstentheils nur aus der kirchlichen Bibelüberſetzung abgezogen zu haben ſcheint, und dafs keine Spur von gelehrter Schriftkenntniſs in ſeiner Schrift zu finden iſt, was ihm zwar nur in dem Falle zur Unehre gereichen könnte, wenn er, als Juriſt, auch Anſprüche auf Einſicht in dieſen Theil der Religionswiſſenſchaft machte, und uns ſeine Vorurtheile gegen alles, was ſeit den letzten dreyſsig bis vierzig Jahren von den neuern Theologen zur Aufklärung ihres Fachs der Gelehrſamkeit geleiſtet worden iſt, als Reſultate der Prüfung eines Sachkundigen verkaufen wollte. Dieſs abgerechnet, wird man Hn. *Br.* in manchen Stücken viel billiger finden, als man es erwarten ſollte, und man könnte mit einem Theile ſeiner Vorſchläge wohl zufrieden ſeyn, zumal wenn er durch ſein Beyſpiel den Glauben, dafs Juriſten, die ſich in die Theologie werfen, weniger als die ſtrengſten Theologen mit ſich reden laſſen, entkräften wollte. Sein Vorſchlag zum Beyſpiel, betreffend die Abendmahlslehre, lieſse ſich annehmen, ſo wie auch ſonſt mehreres in dieſer Schrift vernünftig iſt, und einen gemäſsigt urtheilenden Mann verräth. Würde freylich gegen alle Wahrſcheinlichkeit das Unionswerk in der Gegend, in welcher der Rec. lebt, betrieben, und der *Brauerſche* Plan zum Grunde gelegt werden: ſo hätte er, ſo wie die Vff. von Nr. 5. und 14. gegen mehr als Einen Punkt noch Einwendungen vorzubringen; da aber bis dahin nicht einmal in Kur-Baden aus der Sache Ernſt geworden iſt: ſo kann es hier, bis das Unionsweſen mehr zur Sprache kommt, mit Stillſchweigen übergangen werden. — In Hinſicht des Stils iſts zu tadeln, dafs Hr. *Br. Siſtem, bieder, ſtrittig, abgetretten, gebotten, Biſchöve* u. ſ. w. ſchreibt, und dafs Ausdrücke, wie: *das ſragliche Gut (quaeſt.) unterſtellen* (vorausſetzen), *auf eine Wagniſs ausſetzen* (der Gefahr ausſetzen) und dergleichen vorkommen.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Barth: *Die hiſtoriſch-dogmatiſche Auslegung des Neuen Teſtamentes.* Nach ihren Principien, Quellen und Hülfsmitteln dargeſtellt von *Karl Gottlieb Breitſchneider*, Baccalaureus d. Theol. und Adjunct der philoſ. Facultät auf d. Univerſ. Wittenberg. 1806. XIV u. 311 S. 8. (20 gr.)

Die *hiſtoriſche Auslegung* hat erſt in den neuern Zeiten, nachdem ſie lange auf eine unverdiente Weiſe vernachläſſiget worden, einige Fortſchritte zu machen angefangen. Einige der beſſern Interpreten machten von derſelben Gebrauch, ohne die Grundſätze, nach welchen ſie verfuhren, zu entwickeln; in den Lehrbüchern der bibliſchen Hermeneutik, ſelbſt den beſſern, wird von dieſem wichtigen Theil der Auslegung entweder gar nicht, oder doch äuſserſt unvollſtändig gehandelt. Es geht hier, wie gewöhnlich: die Praxis geht voraus, dann erſt folgt, die Regeln aus der Erfahrung abſtrahirend, die Theorie, deren Gang um ſo ſicherer ſeyn wird, je vollkommner die Muſter ſind, auf welche ſie zurückweiſen kann. Ob es nicht jetzt noch zu früh ſeyn dürfte, bey den wenigen Muſtern einer guten hiſtoriſch-dogmatiſchen Auslegung, eine Theorie derſelben zu ſchreiben, wäre wohl die Frage: wir wollen ſie aber lieber unberührt laſſen, damit es nicht ſcheine, als ob wir das Unternehmen des Vfs. ſchon in der erſten Idee für mifslungen erklären wollten. Wir wollen ihm vielmehr bezeugen, dafs er ſeinen Gegenſtand vielſeitig erwogen und mit Einſicht und Fleifs behandelt habe. Wir ſind zwar überzeugt, dafs dieſe Monographie keinen in die Potenz eines vollkommnen hiſtoriſchen Auslegers erheben werde, ſo dafs es weiter nichts als eines ſorgfältigen Studiums dieſer Anweiſung bedürfte; allein daſſelbe gilt von den hermeneutiſchen Lehrbüchern aller Art. Auch die beſte Hermeneutik bildet allein keinen guten Interpreten: ſo wie hingegen Tauſende aus der ſchlechteſten Grammatik zur vollkommnen Erlernung einer Sprache gelangten. Daraus folgt aber nicht, dafs es gleichgültig ſey, welchen Mafsſtab man für die Beurtheilung einer ſolchen Anweiſung anlege, und dafs man von dem Ideal derſelben nach Belieben wenig oder viel nachlaſſen könne. Der erſte Verſuch des Vfs. entſpricht zwar, nach unſerer Ueberzeugung, demſelben keinesweges; beſonders ſcheint uns die Weitſchweifigkeit und die Einmiſchung heterogener Dinge, nicht weniger der

mehr auf literarische Notizen als auf feste Principien gerichtete Blick des Vfs. die tadelnswerthe Seite dieser Schrift zu seyn. Allein dessen ungeachtet halten wir sie im Ganzen für nützlich und wenigstens für eine gute Vorarbeit, worauf sich für einen höheren wissenschaftlichen Gesichtspunkt weiter fortbauen läfst. Hn. *B.* eigne Erklärung über die Absicht seiner Schrift ist in folgenden Worten (Vorr. S. VI. VII.) enthalten: „Zwar bin ich mir wohl bewufst, für den gelehrten und wahren (?) Interpreten wenig Neues gesagt zu haben, was er nicht schon selbst bemerkt, oder zerstreut bey andern gefunden hätte. Es konnte auch zunächst meine Absicht nicht seyn, etwas Neues in der Hauptsache vortragen zu wollen; wohl aber hoffe ich, dafs auch der seines Faches vollkommen kundige Interpret einige nützliche Bemerkungen finden, und diese Schrift als den ersten Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung des Ganzen, an den er seine eignen Ideen anschliefsen kann, mit Wohlwollen aufnehmen werde. Dem weniger unterrichteten und angehenden Interpreten hingegen sollte sie ein Handbuch seyn, das ihn mit den allgemeinen Grundsätzen, mit den Quellen und Hülfsmitteln der historisch - dogmatischen Auslegung bekannt machen, und vor den exegetischen Fehltritten des Zeitalters warnen könnte." — Der Plan nach welchem der Vf. gearbeitet hat, ist folgender: Kap. I. *Von der historischen Interpretation überhaupt.* Für überflüssig müssen wir Z. 1. vom Verhältnifs der Schrift zu den Vorstellungen erklären. Dafs von einem solchen Gegenstande auf drey Seiten nur die erste Oberfläche gegeben werden könne, versteht sich von selbst. Die historische Auslegung wird S. 6. so definirt: „Die Auslegung, welche sich mit der besondern Gattung der Worte (Wörter), in Rücksicht einzelner Individuen, ihrer Meinungen, ihres Zeitalters u. s. w. beschäftiget, ist die *historische Auslegung*, welche ihren Namen daher hat, dafs sie ihre Erklärungsgründe nicht aus dem Sprachgebrauch, sondern aus der Geschichte nimmt." Wenn auch hier das *Definitum* richtig ist, so hätte doch, wie bey andern Gelegenheiten, die Definition mit mehr Präcision abgefafst werden müssen. K. II. *Von der historisch-dogmatischen Auslegung des N. T. insbesondere.* Recht gute Bemerkungen, besonders S. 27 – 29. über das Wesen der historisch - dogmatischen Interpretation. K. III. *Von den Quellen und Hülfsmitteln.* Die in 20 Paragraphen abgehandelten Punkte sind: Orientalische Religionsphilosophie und die Quellen derselben, *das A. T.*: die Apokryphen des A. T., Josephus, Philo, *die LXX.*, das N. T., die Targumin, die Pseudepigrapha des A. T., die Kabbalisten, der Talmud, die Sabäer (*wir wundern uns*, dafs Hr. *B.* immer diesen unrichtigen Ausdruck statt *Sabier* oder *Zabier*, *Mendai Jakia*, gebraucht hat), der Zend - Avesta, Indische Religionsbücher, die Apokryphen des N. T., älteste Kirchenväter und Ketzer; Regeln für den Gebrauch dieser Quellen und Literatur der jüdischen Theologie. Man sieht aus dieser Angabe, dafs die vom Vf. befolgte Ordnung nicht die beste ist. Ueberdiefs ist hier viel Ueberflüssiges, dessen Kenntnifs aus den vielen und sehr bekannten Schriften vorausgesetzt werden konnte. Alles hätte sich recht füglich auf die Hälfte concentriren lassen. K. IV. *Allgemeine Grundsätze der historisch - dogmatischen Auslegung.* Bey Festsetzung und Entwickelung des allgemeinen Kanons S. 208 ff. geben wir Hn. *B.* darin Recht, dafs das Geschäft der Hermeneutik von den Functionen der *historischen Kritik* sorgfältig zu unterscheiden sey (wie er sie denn auch richtig unterschieden hat); aber eine andere Frage ist es, ob dem historisch - *dogmatischen* Interpreten die historische Kritik nicht mit Recht zugemuthet werden dürfe? — woran Rec. keinesweges zweifelt. Warum sollte man nicht, wie S. 212. bezweifelt wird, *Hermeneutiker* und *Kritiker* zugleich seyn können? Die Verbindung beider macht erst den dogmatischen Ausleger. Die angehängten *Aphorismen zu einer historisch - dogmatischen Specialhermeneutik des N. T.* S. 251 — 304. enthalten zwar manche gute Bemerkung; gehen aber für den Zweck einer Specialhermeneutik viel zu wenig ins Detail ein, und lassen in jedem Betracht noch viel zu wünschen übrig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort (*Tübingen*, b. Heerbrandt): *Ueber das Kameralstudium in Wirtemberg*, in *vier* Briefen. 1805. 32 S. 8. (3 gr.) — Diesen, übrigens nach Form und Materie sehr unbedeutenden, Briefen zufolge ist das Cameralstudium in Wirtemberg, wenigstens auf der Landesuniversität, noch nicht recht im Gange. Zwar ist seit einigen Jahren ein Professor der Cameralwissenschaften angestellt; allein es fehlt ihm an Zuhörern, weil von dem Juristen, wenn er gleich hie und da zu Finanzstellen befördert wird, doch bisher keine cameralistische Kenntnisse gefordert wurden; die Klasse der Schreiber hingegen, aus welcher die meisten Cameralbeamten gezogen zu werden pflegen, ihre cameralistische Weisheit wohlfeiler und vielleicht auch besser, aus Büchern und aus der Erfahrung schöpften, als aus dem unzulänglichen Unterrichte des akademischen Lehrers. Dafs wenigstens zwey *tüchtige* Lehrer im Cameralfache aufgestellt seyn müssen, wenn der Wirtemberger, der sich zu einer Finanzstelle vorbereiten will, nicht auch künftig seine cameralistischen Kenntnisse mit besserm Erfolg theils aus Büchern, theils durch die Praxis, als Gehülfe von Cameralbeamten, sich erwerben soll, wird man dem Vf. gerne zugeben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. März 1807.

SCHRIFTEN ÜBER RELIGIONS-VEREINIGUNG.

(Fortsetzung von Num. 75.)

5) MANNHEIM, (ohne Anz. d. Verl.): *Ueber Vereinigung der beyden protestantischen Confessionen in den Badischen Gesammt-Landen.* Gedanken und Bedenken von *Joh. Matth. Schember*, evang. reform. Pred. zu Eppingen. 1803. 48 S. 8. (4 gr.)

Hr. S. findet die Union der beiden protestantischen Parteyen viel schwieriger, als Hr. *Br.* Er bringt die Schwierigkeiten unter *fünf* Klassen: *a*) Schwierigkeiten bey der Vereinigung der verschiedenen geistlichen Collegien, ihrer Obliegenheiten und ihrer Befugnisse; *b*) von Seiten der Lehrer und ihrer Amtsführung; *c*) von Seiten der Gemeinden; *d*) bey Vereinigung aller, den beiden Parteyen zugehörigen, kirchlichen Capitalien, Güter und Revenüen; *e*) in Beziehung auf den Staat und seine Bürger. Bey dem letzten Punkte bemerkt der Vf., dass, so lange die Union nicht die ganze protestantische Kirche umfasste, manches einzelne Mitglied der unirten Kirche die Vortheile verlieren könnte, die er, als Glied der einen oder der andern protestantischen Kirchenpartey im Auslande zu hoffen hätte: denn da würde der Name Protestant allein nicht gelten, er müsste sich erklären, ob er ein reformirter oder ein lutherischer Protestant sey, und als Mitglied der vereinigten Kirche würde er weder das eine noch das andre seyn, also da, wo man die eine oder die andre Confession zum Bedingnisse der Annahme zum Bürger, oder der Aufnahme in gewisse Innungen machte, als ein Mitglied einer eignen Secte abgewiesen werden. Der Vereinigung der Parteyen ist er übrigens nicht abgeneigt; nur glaubt er, dass dabey noch manches zu bedenken sey, das diejenigen noch nicht reiflich genug erwogen haben, welche auf den ersten Blick die Sache für leichter halten, als sie in der That sey. Er wünscht also, dass man vor der Hand nur auf moralische Vereinigung wirke, und zweifelt, ob die äussere oder kirchliche Vereinigung wirklich ein so geschicktes und zuverlässiges Mittel sey, allgemeine Bruderliebe und eine grössre Glückseligkeit in der protestantischen Kirche zu befördern, als manche sich vorstellen. Aus dieser Schrift hat Rec., um noch dieses anzuführen, auch den Titel einer kleinen Unionsschrift kennen gelernt, die ihm nicht zu Gesichte gekommen ist, und die er deswegen in dem Verzeichnisse der neuesten Unionsschriften nicht aufgeführt hat. Er lautet so: *Ist denn kein Verein unter den christlichen Religionsparteyen möglich? Und wärs itzt nicht eben Zeit in der Welt dazu?* Ein Wort zum Besten der Menschheit. Glogau. 1802. Aus dem Titel ergiebt sich, dass der Vf. derselben, Hr. *Range*, eben so wie Hr. *van Alpen*, sogar *alle* christlichen Parteyen vereinigen will, womit es vermuthlich noch weit länger, als mit der Union der protestantischen Parteyen anstehen dürfte.

6) FRANKFURT, b. Jäger: *Rathschläge eines Weltbürgers zu einer zweckmäßigen und dauerhaften Vereinigung beyder protestantischer Kirchen.* Mit einem Vorworte von D. *W. F. Hufnagel.* 1803. 47 S. 8. (6 gr.)

Der weltbürgerliche Gesichtspunkt, von welchem der Vf. in seiner Schrift ausgeht, ist unstreitig der wahre, wenn es darauf ankommt, das Project einer kirchlichen Union philosophisch zu würdigen: auch wird keine dauerhafte Vereinigung der protestantischen Parteyen zu Stande kommen, so lange diejenigen, welche eine solche Union schliessen sollen, sich nicht zu einem höhern Standpunkte erheben, von welchem sie den beschränkten, mikrologischen Sektengeist tief unter sich sehen. Inzwischen ist es doch auch nicht genug, in Ansehung der Abendmahlsfeyer ein besseres Ritual vorzuschlagen, und in Ansehung des Dogma's von dem heiligen Mahle beiden Theilen Frieden zu gebieten; noch andre Schwierigkeiten, welche der Kosmopolitismus allein noch nicht besiegt, stehen der gewünschten Union im Wege, und diese Hindernisse werden von dem Vf. nicht beseitigt.

7) TÜBINGEN, b. Cotta: *Ueber die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteyen.* Mit einer kurzen histor. Darstell. der Umstände, welche die Trennung der lutherischen und reformirten Partey veranlassten, und der Versuche, die zu ihrer Wiedervereinigung gemacht wurden. Von D. *G. J. Plank*, Consist. Rathe und Prof. der Theol. zu Göttingen. 1803. X u. 366 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese bereits von einem andern Rec. (A. L. Z. 1804. N. 147.) angezeigte Schrift ist das Werk eines feinen, scharfsinnigen, vielseitigen, musterhaft unparteyischen und wahrhaft aufgeklärten Kopfs. Die von ihm selbst angegebene Absicht seiner Schrift geht blos dahin, zu zeigen, „dass man nicht nöthig habe, eine Vereinigung der zwey getrennten Parteyen in der protestantischen Kirche jetzt noch so dringend zu wünschen, weil ihre fortdauernde Trennung für kein sonderliches Uebel

gelten könne, und den Leſer dadurch zu überzeugen, daſs man eben ſo wenig nöthig habe, ſich mit der Vereinigung zu übereilen, zumal da unter dem denkenden Theile beider Parteyen (der Vf. ſchreibt immer Parthien) die eigentliche Union bereits erfolgt ſey, und nur noch die Förmlichkeit ihrer Declaration und die neue Regulirung einiger äuſsern Verhältniſſe, welche darauf folgen müſste, einzuleiten wäre." In das Eiferfeuer der Unionsfreunde wird alſo reichliches Waſſer gegoſſen, und aus der Geſchichte nachgewieſen, wie es bis dahin mit *allen* Unionsverſuchen gegangen ſey. Immer gaben ſie dem gegenſeitigen Parteygeiſte und Parteyhaſſe auf einige Zeit neues Leben und neue Reizbarkeit; weder mit der *unio abſorptiva*, noch mit der *temperativa*, noch mit der *conſervativa* wollte es glücken, und die *Paräus*, *Duräus*, *Pfaff* u. a. holten ſich von ihren Bemühungen ſchlechten Dank. Bey manchem, was der Vf. aus ſeinem reichen Vorrathe hiſtoriſcher Kenntniſſe anführt, glaubt man Geſchichten unſerer Zeit zu leſen: ſo ſehr bleiben die Menſchen, dem Weſentlichen nach, in allen Jahrhunderten dieſelben. Indeſſen verſchweigt auch der Vf. auf der andern Seite nicht, was einer Vereinigung der proteſtantiſchen Confeſſionen in dem gegenwärtigen Zeitalter günſtig ſey; nur wird bemerkt, „daſs die getrennten Parteyen ſich wieder als vereinigt anſehen und ſich doch in gewiſſen äuſsern Verhältniſſen noch ſo abgeſondert wie bisher, von einander halten, oder es auch räthlich und weiſe finden können, ſich mit der erfolgten Coalition ihrer Meinungen zu begnügen, ohne ein beſonderes Friedensfeſt deſswegen anzuſtellen oder eine feyerliche Vergleichsurkunde deſshalb gegen einander auszuwechſeln." (Auf ähnliche Weiſe hat ſich auch Hr. *Joh. Dav. Nicolai* zu Bremen in ſeinen den *Stolzſchen Predigten über die Merkwürd. d. achtzehnten Jahrhunderts* angehängten *zwey Predigten über Bremens kirchliche und weltliche Begebenheiten im achtzehnten Jahrhundert*, alſo zu einer Zeit ſchon geäuſsert, als man die Ereigniſſe noch nicht ahndete, welche nachher verſchiedene daſelbſt ausgebrochene Zwiſte veranlaſste. „Lange hatte man," ſagt Hr. *N.* in dem angeführten Buche Heft 8. S. 235., „darauf gedacht, beide proteſtantiſche Kirchen zu vereinigen, beſonders zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Allein eben durch dieſe Vereinigungsverſuche wurden die Streitenden am meiſten gegen einander erbittert, und beſtätigten, *daß man in der Hauptſache einig, und doch der förmlichen Abſchließung eines Friedens äuſſerſt abgeneigt ſeyn kann.*") Der Vf. macht insbeſondere auf die groſse Schwierigkeit, woran ſchon ſo mancher Unionsverſuch ſcheiterte, aufmerkſam, auf die Schwierigkeit nämlich, zwey Parteyen äuſserlich mit einander zu vereinigen, wovon die eine bey der Union ungleich mehr zu verlieren als zu gewinnen hat, und die andre ihre Unionsluſt eben dadurch verdächtig macht, daſs ſie mit der Ausführung ihrer Wünſche eine Finanzoperation verbinden zu wollen ſcheint. Was der Vf. in dem letztern Theile ſeiner Schrift von Bremen ſagt, bedarf einiger Berichtigung. Er wünſcht von Seiten des Raths eine Erklärung, daſs der lutheriſche Bürger daſelbſt in Zukunft fähig ſeyn ſolle, in den Rath oder zu Stadtdienſten gewählt zu werden; allein es exiſtirt in dieſer Reichsſtadt kein Statut, welches den Lutheraner geſetzlich aus dem Senate oder von Bedienungen ausſchlöſſe, und das alſo erſt abrogirt werden müſste; in andern Reichsſtädten freylich iſt umgekehrt der Reformirte durch die Verfaſſung aus dem Rathe und von mancher Bedienung ausgeſchloſſen; aber ein ſolches Geſetz gegen die Lutheraner war in der Bremiſchen Verfaſſung nicht vorhanden, und die Urſachen, die den dortigen Rath vordem ſeit einer langen Reihe von Jahren bewogen haben, die reformirte Confeſſion bey Wahlen vorzugsweiſe zu begünſtigen, haben jetzt gröſstentheils aufgehört; auch iſt es notoriſch, daſs nun, bey übrigens gleichen Umſtänden, der Lutheraner daſelbſt eher vorgezogen als zurückgeſetzt zu werden hoffen darf. Aus einer andern Stelle ſollte man ſchlieſſen, daſs die Lutheraner in dieſer Reichsſtadt gezwungen würden, ihre Kinder in einer reformirten Kirche taufen zu laſſen. Dieſs iſt aber durchaus unrichtig, wie jeder weiſs, der einige Bekanntſchaft daſelbſt hat; die Ehen freylich werden von den Kirchſpielspredigern eingeſegnet, und die Domprediger copuliren nicht; allein die Confeſſion hat an dieſer Einrichtung keinen Antheil; der Parochus copulirt daſelbſt, gleichviel ob der Gewählte reformirt oder lutheriſch ſey, und die Domprediger könnten Reformirte ſeyn, ohne daſs ſie dadurch das Recht erhielten, Ehen einzuſegnen, aus dem natürlichen von dem Vf. S. 301. ſelbſt angegebenen Grunde, weil der Dom keine Parochialkirche iſt. Bey der unten vorkommenden Beurtheilung der angeführten Bremiſchen Schriften lieſse ſich wohl, wenn es nur rathſam wäre, auf verſchiedenes, was in der *Plankſchen* Schrift über Bremen vorkommt, noch einmal zurückkommen. Beſſer wird es aber ſeyn, ganz abzubrechen.

8) Leipzig, b. Reinicke: *Ueber den Nutzen der Annäherung und Aehnlichmachung der mehrern chriſtlichen Religionsparteyen.* Von D. *Gottlieb Schlegel*, Procanzl. und erſtem Prof. d. Theol. zu Greifswald, Gen. Sup. von Schwediſch-Pommern und Rügen, des königl. Conſiſt. Präſes, Paſtor zu St. Nikolai, Mitglied des königl. Nordſternordens und der Geſellſch. *pro fide et chriſtianismo* zu Stockholm. 1803. VIII u. 72 S. gr. 8. (6 gr.)

Mit den Empfindungen der reinſten Religionsliebe preiſt Hr. *Schlegel* den Nutzen einer Annäherung und Aſſimilation der verſchiedenen chriſtlichen Religionsparteyen an; nicht Uebereilung hat ihn dazu verleitet, ſondern vieljähriges, durch Reiſe und Umgang mit fremden Confeſſionsgenoſſen genährtes Nachdenken hat ihn dazu beſtimmt; und er richtet dabey ſein Augenmerk nicht bloſs auf die proteſtantiſche, ſondern auch auf die griechiſche und römiſche Kirche. Die Annäherung und allmälige Verähnlichung aller Parteyen ſoll, nach dem Vf., nicht in der Ueber-

ein-

Digitized by Google

einſtimmung und Gleichförmigkeit aller Lehren geſetzt werden; man ſoll keine Vereinbarung der theologiſchen Meinungen fodern, nicht einerley Lehrbücher und Liturgien verlangen, nicht auf Gleichheit des äuſsern Cultus dringen, nicht begehren, daſs die kirchliche Regierungsart überall dieſelbe ſey. Als Mittel zu dem angegebenen Zwecke mifsbilligt der Vf. auſserdem die Zuſammenſchmelzung der Confeſſionen jeder Kirchenpartey in Ein Amalgama (Religionsmengerey), ferner allen Zwang, auch den Gebrauch zweydeutiger Ausdrücke und die Geheimhaltung des Abweichenden, am meiſten aber das eigennützige Streben nach Gemeinſchaft der Kirchengüter. Er will nur, daſs die weſentlichen Lehren und Verpflichtungen des Chriſtenthums von den Lehrern aller Kirchenparteyen mehr hervorgehoben werden, und daſs man den Unterſchied in Vorſtellungsarten und Meinungen, ſammt den Gebräuchen des Gottesdienſtes als auſserweſentlich und weniger wichtig betrachte. Dadurch würde das *Weſentliche* in der Religion, wie Hr. *Schl.* ſich ausdrückt, mehr aufgeklärt und bewahrt, das Chriſtenvolk von dem Sinnlichen zum Geiſtigen des Chriſtenthums, zu der eigentlichen Religioſität geleitet, und eine wohlthätige Verbrüderung der Chriſten in dem bürgerlichen Leben bewirkt werden. „O daſs die Geſchichte, ſetzt er hinzu, nicht bewieſe, wie ſehr die Abſcheidung der Parteyen in der Religion Abneigung der Gemüther, Unwilligkeit in Verträgen, Haſs in Urtheilen, Unfreundlichkeit in der Begegnung gegen einander, Grauſamkeit in Kriegen, ja ſelbſt Ausſchlieſsung von der Seligkeit, verurſacht." — Man ſieht hieraus, daſs der Vf. nicht auf eine eigentliche kirchliche Union anträgt, ſondern nur einen chriſtlichen Geiſt über alle chriſtlichen Parteyen ausgegoſſen wünſcht, in welchem Wunſche gewifs alle Wohldenkenden mit ihm Ein Herz und Eine Seele ſeyn werden.

Nachdem der Dom zu Bremen (Decbr 1802.) von Kurhannover an die Stadt Bremen übergegangen war, ſprach man daſelbſt, öffentlichen Nachrichten zufolge, häufig von einer Amalgamation der dortigen lutheriſchen und reformirten Kirchenparteyen. Ob nun gleich, ſo viel Rec. weifs, an der wirklichen Ausführung dieſer Idee, die ihre mannichfaltigen Schwierigkeiten mit ſich führen würde, von Staats wegen gar nicht gearbeitet wurde, und nur in kleinen Flugſchriften und kurzen Aufſätzen, die in gelefenen Journalen eine Aufnahme fanden, dieſer Gedanke beyläufig hingeworfen ward, ſo glaubte doch der Vf. von folgender Schrift:

9) Oldenburg, b. Stalling; *Ueber den Zuſtand der lutheriſchen Domgemeine in der freyen Reichsſtadt Bremen*, als Antwort auf einen Brief in den Marburg. theol. Nachrichten St. XVI. d. J. Von *Joh. David Nicolai*, Domprediger (und ſeitdem Doctor der Theologie). 1803. XII u. 226 S. 8. (14 gr.)

nachdem ſchon früher die Dom-Diakonen, um ſich den erſten Anfängen zu widerſetzen, in ihren Memorialen an den Senat ſchon zum voraus gegen eine etwa zu verſuchende Amalgamation der Confeſſionen förmlich proteſtirt hatten, alle ſeine Geiſteskraft aufbieten zu müſſen, *um das Geſchiedene geſchieden zu erhalten*. Man würde ſich aber eine ganz unrichtige Vorſtellung von ihm machen, wenn man glaubte, daſs ſeine theologiſche Denkart ihm nicht erlaubt hätte, ſich über eine Vereinigung der proteſtantiſchen Confeſſionen in dieſer Stadt zu freuen: denn er bekennt ſich, nach den glaubwürdigſten Zeugniſſen unparteyiſcher Männer, zu ſehr liberalen theologiſchen Grundſätzen, und ſtand ſeit mehrern Jahren in freundſchaftlichen Verbindungen mit reformirten Religionslehrern dieſer Stadt, die ihn als einen gründlichen Gelehrten und als einen Mann von feurigem Eifer für Menſchenwohl, ſo lange ſie ihn kannten, ſchätzten; theologiſcher Sekteneifer eines *Erdmann Neumeiſters*, oder *Melchior Göze's* läſst ſich alſo bey einem ſo helle denkenden Geiſtlichen gar nicht vorausſetzen. Was ihn vielmehr zu ſeiner Schrift antrieb, war die Beſorgniſs, daſs es bey dem vorausgeſetzten Amalgamationsſyſteme der reformirten Partey auf nichts Geringeres als auf eine frühere oder ſpätere Abſorption des Doms angeſehen ſey; für den *Dom* alſo, an dem er ſchon ſo lange als Prediger geſtanden hatte, für die Verfaſſung, für die Gerechtſame des Doms wollte er kämpfen, und welcher Billigdenkende kann ihm dies verdenken? Er kämpfte für etwas, das in mehr als Einer Hinſicht ſchon des Kampfs eines bremiſchen Dompredigers werth war, und deſſen zwar nicht ſo leicht zu befürchtender Verluſt ihm durch pecuniäre Entſchädigungen, wie bündig ſie ihm auch hätten zugeſichert und wie vollſtändig ſie ihm auch hätten geleiſtet werden mögen, bey weitem nicht ganz hätte vergütet werden können: denn nur Einkünfte laſſen ſich taxiren, nicht aber Amtseinfluſs, Amtsanſehen, die bey der Stelle, welche der Vf. bekleidet, ſo bedeutend ſind, daſs man ſie wohl ein geiſtliches Reich nennen kann. Auf der andern Seite ſey aber auch der Vf. ſo billig, es der reformirten Partey in dieſer Stadt eben ſo wenig zu verdenken, wenn ſie dem Dome das *Monopol* des *Lutherthums* weder zugeſtehen wollte noch konnte, und es ſich immer vorbehielt, in ihren Parochialkirchen früher oder ſpäter ſolche Einrichtungen zu treffen, die für Lutheraner wie für Reformirte gleich bequem wären: könnte es doch ſelbſt den Mitgliedern der andern proteſtantiſchen Kirchenpartey daſelbſt nicht übel genommen werden, wenn ſie, obgleich freywillig mit dem Dome in Anſehung ihrer kirchlichen Religionsübungen *gerne* wie bis dahin verbunden, doch ſich nicht dazu verſtänden, ſich als *Dom-pflichtige*, als *eccleſiae cathedrali adſcriptos* betrachten zu laſſen, mithin ſelbſt anzuerkennen, daſs ſie, ohne einen ſündlichen

Google

lichen Abfall von dem Dome, ſich nicht mit den reformirten Mitgliedern des Kirchſpiels, dem ſie eingepfarrt ſind, zu einer beide Confeſſionen befriedigenden, und beide in *gleiche* Rechte ſetzenden kirchlichen Einrichtung vereinigen dürften. In eine ausführliche Beurtheilung der *Nicolaiſchen* Schrift kann ſich übrigens Rec. nach dem Zwecke dieſes Aufſatzes nicht einlaſſen; er führte ſie nur in der Reihe der neuſten auf das kirchliche Unionsweſen ſich beziehenden, Schriften als eine ſich aus localen Gründen gegen eine Vereinigung erklärende Schrift auf, und geſteht bey dieſer Gelegenheit aufrichtig, keine Luſt zu einer ſpeciellen Beleuchtung derſelben und der dagegen erſchienenen Streitſchriften zu haben, indem dadurch ſein friedlicher Zweck eher vereitelt als befördert werden, und ein neuer Gährungsſtoff ſich daraus entwickeln könnte, mit deſſen Wirkungen zumal jetzt, da die Gemüther von beiden Seiten etwas ruhiger geworden zu ſeyn ſcheinen, weder der einen noch der andern Partey ſehr gedient ſeyn dürfte. Rec. bemerkt alſo nur noch, daſs des Vfs. Zweck durchaus nicht dahin ging, den Unterſcheidungslehren ſeiner Confeſſion, die er in der That wohl zu würdigen weiſs, eine neue dogmatiſche Wichtigkeit zu geben, obgleich ſeine Schrift auf den groſsen Haufen den Eindruck machte, als ob der Streit eine Religionsſache betreffe; ſeine Schrift ſchlägt vielmehr einzig und allein in das Fach des proteſtantiſchen Kirchenrecht ein, und hat mit der Dogmatik nicht das mindeſte zu thun. Nur der lebhafte Affect, in welchem der Vf. ſchrieb, und der ihn hie und da zu weit geführt hat, verleitete unter den weniger gebildeten Ständen manchen Leſer, ihn miſszuverſtehen, und ſich vorzuſtellen, daſs die *Religion* der Lutheraner durch das, wogegen der Vf. zu ſprechen ſich gedrungen glaubte, wenn nicht ſchon jetzt gefährdet wäre, doch in der Folge gefährdet werden könnte.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Die Gräfin von Roſenberg*, oder das biedere Mädchen. Von *K***. 1804. 256 S. (1 Rthlr.)

Rec. iſt herzlich froh, daſs er ſich durch dieſe Fluth von ewig langen Monologen und Dialogen durchgearbeitet hat: denn dieſs Buch gleicht gewiſſen ehrlichen, aber langweiligen Leuten, deren Ehrlichkeit man von ganzem Herzen anerkennt, aber deren langweilige Geſchwätzigkeit man beynahe mehr, als die Tücken manches Betrügers, ſcheut. Hr. *K*** verſteht weder Begebenheiten zu erfinden und zu ſchildern, durch welche die Phantaſie des Leſers in eine angenehme Thätigkeit verſetzt wird, noch hat er die Kunſt inne, ſeine Grundſätze und Geſinnungen auf eine Art vorzutragen, daſs ſie das Herz erwärmen und dem Verſtande eine anziehende Nahrung gewähren. Auch iſt ſeine Schreibart, auſser der ſchon gerügten Weitſchweifigkeit, ſehr unbehülflich und ſteif, und wo er ſich einmal zum Blühenden erheben will, iſt er im Stande, ſich bis zu einem Perioden, wie der folgende, S. 174., zu verirren: „Biedermann war nicht ganz im Stande, gleichgültig zu bleiben; die trauernde Grazie ſprach mit zu verſchiedenartigen Tönen, im weichen Mollton zur angenehmſten Harmonie verſchmelzend, in das innere Spiel eigener, reitzbarer Empfindungen, als daſs nicht die Auflöſung oder das Ende derſelben ein gleichlautiger Einklang hätte ſeyn müſſen." Endlich wimmelt das Ganze von einer Menge grammatikaliſcher Schnitzer, von denen man nicht weiſs, ob man ſie auf Rechnung des Vfs. oder des Correctors bringen ſoll.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, in der Baumgärtn. Buchh.: *Von den verſchiedenen Arten das Obſt zu trocknen oder zu dörren*, nebſt einer Beſchreibung einer Obſtdarre, deren man ſich in Slavonien bedient. Herausgegeben von *Friedr. Gottlob Leonhardi*, ordentlichen Profeſſor der Oekonomie, verſchiedener gelehrten Geſellſchaften Mitgliede. Mit 1 Kpft. (1803.) 1 Bog. 4. (6 gr.) — Dieſe Beſchreibung einer ſlavoniſchen Obſtdarre mit circulirenden Rauchgängen iſt aus der 1783. von den Hn. *Piller* und *Mitterpacher* in lateiniſcher Sprache herausgegebenen Reiſebeſchreibung genommen, und mit den Beſchreibungen und Abbildungen der *Angermann*- und *Cancriniſchen* Obſtdarre begleitet. Dieſe letztere iſt von *Chriſt's* Obſtdarre in ſeinem Handbuch über die Obſtbaumzucht u. ſ. w. in nichts weiter unterſchieden, als daſs jener Feuerheerd einen Roſt hat, um ſich auch der Steinkohlen zum Feuermaterial bedienen zu können, den aber überall, wo dieſs Material gewöhnlich iſt, leicht jeder Maurer anbringen kann. — Der fig. 4 und 5. abgebildete *Slavoniſche Darrofen* iſt auch mit einem circulirenden Rauchgang gut eingerichtet, und zwar faſt in Form eines liegenden lateiniſchen *o*. Der Vf. rühmt vorzüglich den in der Herrſchaft *Czernek* gewöhnlichen Darrofen, der von dem zu *Mitrowicz* bloſs darin abweicht, daſs er, ſtatt der Thüren, wodurch die Horden aus- und eingeſchoben werden, bloſs Schieber hat, und glaubt, daſs dieſe Einrichtung einen Vorzug habe, weil die Hitze mehr zuſammen gehalten werde, und nicht ſo leicht entſchlüpfen könne, wie bey den Thüren. Allein auſser der Unbequemlichkeit jeden Schieber zurückzuziehen, wenn man nach dem Obſt ſehen will, wird wenig mehr Hitze geſpart, wenn man die einzelnen Räume nach einander öffnet, als wenn man eine Thür aufmacht: gleichwohl aber müſſen die Horden öfters verändert, und die obern unten hin- ein, und die untern oben hin gebracht werden. Ueberdieſs aber müſſen die Rauchgänge in dieſer Lage bey weitem nicht ſo bequem zu fegen und zu ſäubern ſeyn, als bey unſern circulirenden, und horizontal und vertikal laufenden Rauchgängen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 31. März 1807.

SCHRIFTEN ÜBER RELIGIONS-VEREINIGUNG.

(*Beſchluſs von Num. 76.*)

10) Bremen, b. Seyffert: *Skizze eines Handbuchs für Bremiſche Bürger, zur Prüfung, über die Frage: Wie viel Religionen ſind unter Euch?* 1804. 136 S. med. 8. (10 gr.)

Schade, daſs dieſe Schrift durch häufige, zum Theil ſinnſtörende Druckfehler (z. B. S. 62. Z. 3. 4. ſteht *Trident* ſtatt *Conſtanz*) entſtellt iſt. Der Vf., Hr. Paſt. Prim. von *Aſchen* zu Bremen, glaubt zwar nicht, daſs die Union auch nur der Proteſtanten irgendwo ſo ganz nahe bevorſtehe; allein die Hinderniſſe derſelben möchte er doch gerne aus dem Wege räumen: auf Bremen iſt zwar dabey beſondre Rückſicht genommen; aber ausſchlieſslich für dieſen Ort iſt doch die Schrift nicht geſchrieben. Sie empfiehlt ſich durch ruhigen Ton und friedlichen Geiſt. Ihr Vf. wünſcht, daſs alles vermieden werde, was eine Vereinigung der Proteſtanten, namentlich zu Bremen, weiter hinaus rücken könnte; er zeigt, daſs es keine Religionsmengerey wäre, wenn Lutheraner und Reformirte ſich zu Einer Kirchengemeinſchaft verbänden, und daſs man immer wünſchen müſste, daſs eine ſolche Union zu Stande käme, ob man gleich ſage: eine äuſserliche Vereinigung ſey nicht nöthig, wenn man innerlich Eins ſey: „denn, ſagt er, ohne äuſsere Vereinigung wird ein vollkommnes und feſtes Zutrauen nie allgemein ſeyn, und der Confeſſionsgeiſt arbeitet oft dem Gemeingeiſte entgegen." Indeſſen ſoll, nach ihm, nicht nur kein gewaltſames, ſondern auch kein Ueberredungsmittel verſucht werden, um die Union zu Stande zu bringen; nur anbahnen ſoll man ſie durch Verbreitung der Ueberzeugung, daſs die beiden proteſtantiſchen Confeſſionen, dem Geiſte nach, Eins ſeyen. S. 126. wird auch der Gedanke geäuſsert, daſs, wo die Union noch zu groſse Schwierigkeiten haben würde, Simultanverhältniſſe für beide Confeſſionen errichtet werden könnten; und wirklich iſt, wie wir aus Nr. 12. ſehen, an der Gemeinde ſelbſt, die der Vf. als Lehrer bedient, bald darauf ein Simultaneum eingeführt worden.

11) Berlin (b. Unger): *Erneuerter Streit zwiſchen Staat und Kirche*, oder *Mißhelligkeiten zwiſchen dem Senat und den lutheriſchen Diakonen und Predigern in Bremen.* Von *K. L. Woltmann*, Geh. Legat. Rathe in Berlin. 1804. 52 S. med. 8. (4 gr.)

Vorher in des Vfs. Zeitſchrift: *Geſchichte und Politik.* Von der Polemik gegen Perſonen nimmt Rec. in ſeiner Anzeige der angeführten Unionsſchriften keine Kenntniſs; er beobachtet alſo auch *altiſſimum ſilentium* in Anſehung desjenigen, was Hr. *Woltmann* gegen den Vf. von Nr. 9. S. 47. 48. vorbringt. Aber nur Gerechtigkeit iſt es, wenn man dieſem Aufſatze das Lob einer verſtändigen und geiſtreichen Arbeit ertheilt. Der Vf. vereinigt mit hiſtoriſcher Einſicht und Kunſt einen, über gemeine Anſichten ſich erhebenden, weltbürgerlichen Sinn, und die Quinteſſenz ſeiner Schrift iſt in folgendem, poetiſch gedachten Schluſſe der ganzen Abhandlung enthalten. Hr. *W.* hört den Senat zu Bremen über die künftigen kirchlichen Einrichtungen der lutheriſchen Confeſſionsgenoſſen, welche ſich zu dem vormals königl. groſsbrittaniſchen und kurfürſtl. Braunſchw. Lüneburgiſchen Dome halten, im Geiſte ſo zu dieſen Lutheranern ſprechen: „Eure religiöſen Verhältniſſe zu unſerm Freyſtaate ſollen nicht nach poſitivem Rechte beſtimmt werden: denn es ſpricht durchaus gegen Euch, deshalb auch gegen das gemeine Wohl. Die religiöſe Spaltung zwiſchen den Bürgern unſerer Stadt war der Keim einer Ungleichheit, die nun Jahrhunderte hindurch wurzelt, und nicht auf Einmal herausgeriſſen werden kann. Um ihr die Säfte abzuſchneiden, laſst uns nichts ſeyn als Proteſtanten. In dieſem Worte liegt das *Weſen* der Reformation: *Calvin* und *Luther* waren in ihr zufällige Erſcheinungen. Die Achtung der Welt iſt unſer Panier; und nicht als Lutheranern oder Calviniſten, aber als *Proteſtanten* muſs uns der aufgeklärteſte Verſtand die reinſte Huldigung weihen. *Wie* wir alle nur Proteſtanten ſeyn können, darüber berathet Euch mit einzelnen Senatoren, zu welchen Ihr vorzügliches Zutrauen habt. Als ein Ganzes können wir nicht ohne Nachtheil mit Euch berathen: denn nicht wir allein, ſondern die Bürgerſchaft mit uns, müſſen zuletzt über die beſte Anordnung entſcheiden. Vor der unſeligen Spaltung waren wir alle Pfarrkinder der jetzt ſo genannten reformirten Kirchen. Laſst es uns bleiben, *und dieſe nur proteſtantiſche ſeyn. Evangeliſche Gleichheit in den Kirchen, in den bürgerlichen Rechten, in den Herzen* ſey unſer gemeinſchaftliches Staatsgut. Der hohe Dom ſtehe da, als Sinnbild der Vereinigung aller Stadtkirchen; laſst uns dahin ſtrömen, wenn irgend ein Heil, ein Uebel unſer Gemeinweſen treffen. Schwierigkeiten ſind zu überwinden, um uns nichts als proteſtantiſche Brüder ſeyn zu laſſen; aber nur der verfinſterte

finsterte Verstand, das übelgesinnte Gemüthe und das feige Herz können vor Mitteln Scheu tragen, die zu einer solchen hohen evangelischen Vereinigung führen." Diese Stelle beweist, dass Hr. *W.* wünschte, dass die Lutheraner und Reformirten zu Bremen ihren bisherigen Parteynamen aufgäben und sich in dem Namen: Protestanten, mit einander vereinigten; weil indessen der Name Protestant einen rauhen Nebenbegriff mit sich führt, auch heut zu Tage manche achtungswürdige Paläologen in dem Protestantismus der Rationalisten nur eine Protestation gegen alles und jedes Positive erkennen wollen, wogegen sie ein nicht unbilliges Misstrauen hegen zu dürfen glauben: so hätte vielleicht, obgleich auch der Vf. von Nr. 14. mit Hn. *W.* diesfalls übereinstimmt, die Benennung „Protestanten" mit der von „Evangelischgesinnten" oder auch von „Apostolischkatholischen" im Gegensatze von Römischkatholischen vertauscht werden können. Allein da die Eiferer für das Domthum zu Bremen in dem Vorschlage einer Vereinigung der beiden protestantischen Confessionen *a*) eine völlige Vernichtung ihrer Domgemeinde, welcher schon der sel. Past. Prim. *Petri* (in seinen Erläut. einiger der neuesten Kirchenangelegenheiten der Reichsstadt Bremen, Hamb., b. Nestler 1803.) und auch Hr. *Woltmann* die Existenz in staatsrechtlichem Sinne abgesprochen haben, *b*) eine förmliche Verwandlung der von ihnen als Kirchengut angesprochenen Structur-Kasse in Staatsgut, und *c*) eine Beyseitesetzung ihres Antrags, ein lutherisches Kirchencollegium in dieser Republik zu organisiren, zu sehen meynten: so war es höchst unwahrscheinlich, dass auf diesen Vorschlag von Seiten einer kirchlichen Partey, die ein ganz anderes Interesse als das einer Union hat, würde Bedacht genommen werden; auch hat man wohl vor der Hand die örtliche Unausführbarkeit eines solchen Projects in dieser Stadt beynahe allgemein gefühlt.

Dennoch ward eine Idee der *Woltmannschen* Schrift: „Evangelische Gleichheit in den Kirchen," wenigstens von einer der gebildetern reformirten Gemeinden der Stadt, die nach *Petri's* Tode gerade eine Predigervacanz hatte, und in deren Kirche ein beredter Prediger, D. *Joh. Casp. Häfeli*, auch viele Lutheraner um seinen Lehrstuhl sammelte, ausgeführt. Sie beschloss nämlich, wie aus folgender Numer zu ersehen,

12) Bremen (ohne Angabe eines Verl.): *Beschluß der reformirten Gemeine zu St. Ansgarii in Bremen auf dem Kirchspielsconvente vom 5. October* 1804. 1804. 1 Bog. med. 8. (2 gr.)

am 5. October 1804. beynahe einhellig, an *Petri's* Stelle einen Lutheraner zu wählen, ja, wenn eine so grosse Anzahl von Lutheranern in diesem Kirchspiele ihre Anerbietung, sie sämmtlich in gleiche Rechte mit den reformirten Gemeindsgenossen zu setzen, annähme, dass ein zweyter lutherischer Prediger nöthig geachtet würde, einen zweyten zu wählen, um die Zahl der lutherischen Pastoren an dieser Kirche der der reformirten ganz gleich zu machen; sie beschloss, den zu wählenden lutherischen Prediger und dessen künftige, auch lutherische, Nachfolger in alle Rechte und Einkünfte eines bisherigen reformirten Predigers zu setzen, nach gewissen in dem Plane selbst nachzusehenden Bestimmungen einen dazu qualificirten Lutheraner an der Verwaltung des hinfort nicht mehr ausschliesslich reformirten Kirchenguts *Theil nehmen* zu lassen, und in die Diakonie des Kirchspiels *in* Zukunft ebenfalls Lutheraner aufzunehmen, auch dieser Einrichtung dadurch Festigkeit zu geben, dass bestimmt ward, nur sieben Achttheile der ganzen Gemeinde könnten in der Folge in einem ausdrücklich dazu angesetzten und angesagten Kirchenconvente eine Abänderung eines hierauf sich beziehenden Punkts beschliessen. Ob nun gleich (nach den theol. Nachr. 1804. S. 387.) aus verschiedenen Rücksichten, z. B. um nicht die jetzt lebenden Domprediger zu kränken, mit denen man in Verbindungen stand, oder um nicht durch Theilnehmung an dem zu St. Ansgarii eröffneten lutherischen Cultus einen vielleicht grossen Theil ihrer Nahrung bey den Anhängern des Doms einzubüssen, oder um sich nicht *gleich* anfangs durch Erscheinung bey dem Wahlconvente blos zu stellen, bey weitem nicht so viele Lutheraner, als man nach der Liberalität des Beschlusses erwarten durfte, sich die ihnen angetragenen vollen Rechte activer Kirchspielsmitglieder zueigneten, *so ging doch* die Wahl eines lutherischen Predigers vor sich, *und* Hr. *Friedrich Köppen* von Lübeck ward von den reformirten Gemeindsgenossen und von 221 sich mit ihnen vereinigenden Lutheranern zum Prediger zu St. Ansgarii gewählt. Das reformirte Ministerium erklärte auch auf Verlangen vor der Wahl, dass die lutherische Confession des zu Wählenden seiner Aufnahme in dieses Collegium *im geringsten* nicht hinderlich sey; daher auch Hr. *Köppen* nachher wirklich in dasselbe aufgenommen ward, Antheil an der Wittwenkasse des Ministeriums erhielt, in der Folge einmal als Primarius, wenn ihn die Reihe trifft, Director des Ministeriums werden kann, mit Einem Worte, in völlig gleichen Rechten mit den reformirten Mitgliedern dieses Collegiums steht In diesem Kirchspiele ist also nun wirklich ein Simultaneum eingeführt, und das Publicum zu Bremen hat sich bereits daran gewöhnt; zur Zeit ist jedoch dieses Kirchspiel noch das einzige, das diese Einrichtung hat, und weder die Gemeinden zu U. L. Frauen noch zu St. Stephani, in denen ebenfalls Vacanzen eintraten, sind dem Beyspiele der Gemeinde zu St. Ansgarii gefolgt, was in Localitäten seinen Grund haben mag, mit deren Darstellung wir uns aber eben so wenig aufhalten, als uns mit der Anzeige einiger kleinen gegen den Beschluss des Ansgarii-Kirchspiels gerichteten Flugschriften befassen können, auf welche in einem *Etwas zur Beurtheilung des Beschlusses der reformirten Gemeinde zu St. Ansg. in Bremen.* 1805. 116 S. 8. geantwortet ist.

13) Ohne Anzeige des Druckorts u. Verl.: *Ein Hirt und Eine Heerde.* Oder Wünsche und Vorschläge eines

Digitized by Google

eines fränkiſchen (franzöſiſchen) Bürgers: die drey chriſtlichen Religions-Parthien (Parteyen) in Eine zu vereinigen. In populären Geſprächen abgefaſst. 1804. 76 S. med. 8. (8 gr.)

Dieſe Schrift iſt ein transrhenaniſches Product, berechnet auf die Faſſungskraft und den Geſchmack des groſsen Haufens, in Form eines Drama's, in welchem unter andern ein Bauer, Namens *Schreyjockel*, eine Frau *Urſel*, ein Dorfbüttel u. a. m. auftreten. Der Vf. hat, um ſeinem Dialog recht viel Natürlichkeit zu geben, ſich bis zu Plattheiten erniedrigt, ſo dafs er ſogar (S. 38.) einen Bauer auf dem Wege zum Markte ausrufen läſst, als ob ſeine Pferde auch mit zu den *Perſonis dramatis* gehörten: „O — a —! Harry — o — Scheck!" Das Büchlein erſchien nach der Proclamation des Religionsgeſetzes in Frankreich, und geht davon aus, dafs die Republik alle Religionen (Confeſſionen) in Schutz nehme, und für den Unterhalt der Religionslehrer, ſo wie für die Ehre und die Erhaltung der Kirchenanſtalten ſorgen zu wollen erkläre. Nun, denkt der Vf., werde bald Eine Herde und Ein Hirt werden können. Was für Vorſchläge gethan werden, davon mag man nach Einer Probe urtheilen. Ein katholiſcher Bauer hält dafür, die Beichte müſſe doch bleiben, wenn es zu einer Kirchenvereinigung kommen ſolle. Darauf wird von einem Anonymus geantwortet: „Ich will Euch einen Rath geben, der Euch allen gefallen wird. Wer mir verſpricht, keine ſeiner Sünden zu vergeſſen, der ſoll ſie in dem Beichtſtuhle beichten. Wer aber ein vergeſslicher Menſch iſt, und viele Sünden hat, deren er ſich nicht erinnern kann, der ſoll in der Vereinigungskirche ſich zur General-Beichte und General-Abſolution halten. Nur die Sünder mit einem guten Gedächtniſſe werden in den Beichtſtuhl verwieſen." Die Orthographie des Vfs. iſt ſeines Werks würdig; er ſchreibt *Gläſſer*, *zu Hauſſe*, *verbotten*, *letzſte* u. dgl. m. Wir geben ihm wohlmeynend den Rath, den ein Fremder S. 26. einem Dorfſchulmeiſter giebt: „Herr! Es iſt mit dem Bücherſchreiben, wie mit dem Pulver! Die Hand davon, wer nicht damit umzugehen weiſs!"

14) Rothenburg ob d. Tauber, b. Claſs: *Henotikos zur Beförderung einer ächt-evangeliſchen Kirchenvereinigung der Proteſtanten.* Von *J. L. Hertzogenrath*, evang. reform. Pred. zu Rinklingen. 1805. XVI u. 192 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. dieſer Schrift iſt, ſo wie Hr. *Brauer*, ſehr *für* eine Union, wenigſtens für's erſte in Kurbaden. Ob er gleich Hn. *Plank* darin völlig beypflichtet, dafs in der gegenwärtigen Lage der Umſtände und bey der jetzigen Stimmung der Gemüther die fortdauernde äuſsere Trennung für kein ſonderliches Uebel mehr gelten könne, in ſo fern man hierbey an die proteſtantiſche Kirche im Allgemeinen denke: ſo glaubt er doch, dafs in Kurbaden Umſtände eintreten, welche den dringenden Wunſch einer Vereinigung der zwey getrennten Parteyen rechtfertigen. Er iſt auch ſo ſehr für eine Union, dafs er S. 23. ſagt: „der gütige Gott wolle es doch verhüten, dafs der Vereinigungsverſuch fehlſchlage, oder es ſich mit der Vereinigung nur verzögere." Ja S. 36. ruft er aus: „Laſs, Gott, mich nur erleben, was ich wünſche, und mit Entzücken will ich dann ſagen: nun läſſeſt du deinen Diener im Frieden fahren!" Bey dieſem Enthuſiasmus für die Unionsſache iſt es natürlich, dafs er die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen in ſeinem Vaterlande (S. 119.) für die allerleichteſte Sache von der Welt hält, wenn man nur die Vereinigung mit echtproteſtantiſchen Augen anſehe, d. h., die Vorſtellungen über aufserweſentliche Meinungen frey gebe, und mit der Uebereinſtimmung in den weſentlichen Lehren des Chriſtenthums ſich begnüge. Der gegenwärtige Zeitpunkt ſcheint ihm alſo auch (S. 136.) ſehr günſtig zu ſeyn, um Hand an das Werk zu legen. Die gröſsere Milde unſerer Sitten, die Gleichgültigkeit gegen Meinungen, die Ueberzeugung, dafs von ihnen das ewige Wohl der Menſchen nicht abhange, die geläutertern Religionsbegriffe ſprechen ihm dafür; und dazu kommt, wie er ſagt, dafs in Kurbaden die Schädlichkeit des Schisma's mehr empfunden wird, der Nutzen einer Union in dieſem Lande fühlbarer iſt, und beide Parteyen unter einem religiöſen proteſtantiſchen Fürſten ſtehen. Die Brauerſche ſowohl als die Schemberſche Schrift ſind von dem Vf., der ſeinen Aufſatz unter ſchweren körperlichen und Seelenleiden (S. 190.) ausarbeitete, berückſichtigt. Was Hr. *Schember*, ſein Freund, als Bedenklichkeit und Schwierigkeit angeführt hatte, das ſcheint ihm nicht erheblich genug, um das Streben nach einer Vereinigung zu dämpfen. Auf der andern Seite weicht er aber auch von Hn. *Brauer* in mehrern Punkten ab. Die Abendmahlslehre iſt ihm der einzige dogmatiſche Differenzpunkt, worüber man ſich zu vereinigen hätte, und die ſtreitige Lehre *de communicatione idiomatum* iſt, wie er bemerkt, nur eine Folge jenes Streitpunkts, der erſt nach geſchehener Trennung zur Sprache kam, und erhielt nie die allgemeine Billigung der ganzen lutheriſchen Kirche. Noch weniger können die Beſchlüſſe der Dordrechter Synode, in Anſehung der Gnadenwahl, auf Allgemeingültigkeit in der reformirten Kirche Anſpruch machen. Auch die Form, die der Vf. vorſchlägt, um eine Union einzuleiten, iſt von der Brauerſchen ganz verſchieden. Er will, dafs der Regent durch ſeine beiden Kirchenrathscollegia zu Karlsruhe und Heidelberg auf dem ordentlichen Wege an die Geiſtlichkeit die Frage ergehen laſſe: ob ſie glaube, dafs beide Parteyen, der obwaltenden Meinungsverſchiedenheit ungeachtet, *ſalva conſcientia* ſich vereinigen könnten? worauf nur mit Ja oder Nein unter Namensunterſchrift und Siegel zu antworten wäre. Fiele die Antwort für die Union günſtig aus, ſo wäre unter Beſtimmungen, die der Kürze wegen hier übergangen werden müſſen, eine Acte aufzuſetzen, durch welche erklärt würde, dafs die beiden proteſtantiſchen Kirchen in Kurbaden, welche in der Religion,

dem

Digitized by Google

dem Wesentlichen nach, schon einig seyen, es in der Kirchengemeinschaft ebenfalls seyn könnten, und von nun an seyn wollten. Der Regent sanctionirte sie, liefse sie bekannt machen, und veranstaltete dann einen feyerlichen Unionsgottesdienst. Sodann hätten die Prediger des Kurstaats dahin zu arbeiten, dafs die Gemeinden sich für die Union interessirten, und — doch die weitere Ausbildung des Unionsplans mufs in dem Buche selbst nachgesehen werden. Vielleicht sind die Hoffnungen des Vfs. zu sanguinisch; wenigstens besorgt Rec., dafs, wenn es zur Ausführung kommen soll, noch eine Menge von localen Schwierigkeiten die Unionsfreunde aufhalten werde; selbst die Verschiedenheit ihrer Plane kann ihnen noch nachtheiliger, als die Opposition ihrer Gegner seyn. Inzwischen wird die Folgezeit lehren, ob der Vf. und Hr. *Brauer* sich mit einander verbinden, um gemeinschaftlich unter den Auspicien ihrer Fürsten einen neuen reifern Plan auszuarbeiten, und ob die gesammten Kirchenräthe beider Confessionen, die vermöge ihres Amts grofsen Einfluss auf die Geistlichkeit haben, und für das Unionswerk sehr viel thun könnten, an die Ausführbarkeit dieser Unternehmung glauben, und dafür eben so sehr zu begeistern sind, als der Vf. bereits sehr warm dafür fühlt. Der Wahrheit zu Steuer ist übrigens noch zu bezeugen, dafs der Vf. ein Mann von vieler Einsicht und Kenntnifs ist, und dafs seine Schrift den Leser sehr für ihn einnimmt. Rec. dankt ihm hier öffentlich für das Vergnügen, das er ihm mit seinem *Henotikos* gemacht hat. Nur möchte er ihn fragen: warum er ein griechisches Wort zum Titel einer Schrift gewählt hat, die doch in Kurbaden für seinen Zweck auch von solchen, die nicht wissen, was *Henotikos* heifst, mit Nutzen gelesen werden könnte, wenn sie auch die gelehrten Citate überschlagen müfsten.

Und was ist nun das Resultat aus allen diesen auf das Unionswesen sich beziehenden Schriften? Ihre Vff. kommen alle darin überein: Eine Union der protestantischen Confessionen sey wünschenswerth; und dogmatische Opposition dagegen will niemand wagen. Gleichwohl findet der Unionsplan überall Widerstand. Jenseits des Rheins, wo eine Vereinigung der Lutheraner und Reformirten aus bekannten Gründen noch am leichtesten zu bewerkstelligen war, konnte sie, neuern Nachrichten zufolge, doch nicht bewirkt werden, und die eine Partey fand ihre Rechnung besser bey der Trennung. In Kurbaden brachte selbst das Ansehen eines *Brauer's* die Sache nicht weiter, und der neueste Unionsfreund daselbst, Vf. von Nr. 14., der es gewifs sehr ernstlich damit meynt, und durch seine Schrift die Union sehr empfehlen und jedem Patrioten nahe legen könnte, hat noch keine bedeutende Wirkung seiner Bemühungen erlebt; wenigstens ist noch nichts davon zu öffentlicher Kunde gelangt. Zu Bremen, wo doch der Ruf mancher Religionslehrer und die Geistesbildung eines grofsen Theils der Bürger und Bürgerinnen manches für eine Union hoffen liefs, seitdem die Besitzungen eines fremden Reichsstandes in dieser Republik an die Stadt überwiesen wurden, sind die Hoffnungen der Unionsfreunde bey weitem nicht in dem Mafse, als sie dieselben hegten, in Erfüllung gegangen. Hier ist vielleicht die Masse des Volks in den untern Ständen noch nicht reif genug für eine Union; dort vielleicht haben insbesondere die Lehrer ein gröfseres Interesse dabey, eine Union zu hindern, als sie zu befördern; anderswo würde vielleicht die eine oder die andere Partey überhaupt sich durch eine kirchliche Vereinigung beider Parteyen benachtheiligt glauben; an manchem Orte mag auch der Eifer für Kirche und kirchliche Gemeinschaft durch den Geist der Zeit in den höhern Ständen gar sehr erkaltet seyn, wenn nicht etwa zufällig eine Union in anderer Rücksicht wünschenswerth ward; zuweilen mag man auch einem guten, aber ehrgeizigem Kopfe, der gern die Ehre davon allein genossen hätte, zu wenig geschmeichelt haben, um ihn für eine solche Unternehmung zu gewinnen, und der Vernachläfsigte ward ein Gegner der Vereinigung, für die er sehr viel zu thun im Stande gewesen wäre. Indessen sind so viele achtungswürdige Stimmen, die für eine Union sprachen, seit dem Anfange unseres Jahrhunderts laut geworden, dafs es sich nicht denken läfst, dafs sie ohne alle Wirkung geblieben seyn sollten; und wenn eine Sache vernünftig und gut ist: so darf man sich durch Fehlschlagungen nicht muthlos machen lassen. Rec. wünschte deswegen, dafs ein *Plank*, dessen Ansehen in dieser Sache mit Recht so viel gilt, die Unionsfreunde weniger durch den freylich auch guten Rath, nichts zu übereilen, niederschlagen, als vielmehr durch den eben so wohl begründeten Rath, eine von ihm selbst als sehr wünschenswerth anerkannte Sache nicht aufzugeben, anfeuern möchte. Die Tendenz zur Union, die sich in einem Theile der angeführten Schriften auf eine so schätzbare und beyfallswürdige Weise ausgesprochen hat, verdient gepflegt zu werden; und Rec. wünscht nur, dafs überall, wo man etwa künftig an kirchlichen Vereinigungen arbeiten mag, diejenigen Schwierigkeiten, welche in den von ihm angezeigten Schriften noch zu wenig berührt worden sind, mehr erwogen, und eben so gründlich als die dogmatischen Anstände, denen nun nicht mehr stark entgegen gearbeitet werden darf, gehoben werden mögen. Mit Vergnügen wird Rec. in dieser Hinsicht jedes Streben zum Bessern, und wo ein glücklicher Erfolg weise und kräftige Anstrengungen für das Bessere krönt, auch den Sieg des hellern Lichts über die Dämmerung durch diese Blätter bekannt machen.

Digitized by Google

MONATSREGISTER

vom

MÄRZ 1807.

I. Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Abhandlungen, neue hiſtoriſche, der baierſchen Akademie der Wiſſenſchaften, 1 u. 2 B. 53, 417.

v. Alpen, H., patriotiſcher Aufruf zur allgemeinen Vereinigung der Religionen. 74, 586.

Anſichten des Rheins, 2 u. 3 Heft. EB. 36, 286.

Apollonion, ein Taſchenbuch auf 1807. 65, 516.

Art, kurze, die Rechnungskunſt zu erlernen. 72, 575.

Attalus, a critical enquiry into the moral Writings of Dr. Sam. *Johnſon*. EB. 30, 238.

B.

Bauer, G. L., bibliſche Moral des N. T., 2ter Th. EB. 27, 209.

Bergk, J. A., pſychologiſche Lebensverlängerungskunde. 60, 476.

— ſ. *Olivier*.

Bertholdt, L., Daniel, aus dem Hebräiſchen neu überſetzt u. erklärt, 1 Hälfte. 59, 465.

Beſchluſs der reformirten Gemeinde in Bremen vom 5ten Oct. 1804. 77, 612.

Beyträge, hiſtor. geogr., zur nähern Kenntniſs Weſtphalens, 1 u. 2 Th. EB. 27, 216.

Brauer, Joh. Nik., Gedanken über einen Kirchenverein beider proteſtantiſchen Religionsparteien. 75, 593.

Brefeld, J. H., Beyträge zu den Grundzügen der Heilkunde. 66, 523.

Bretſchneider, K. G., die hiſtor. dogm. Auslegung des N. T. 75, 598.

Bunzel, Joh. P., bibliſche Vorleſungen. EB. 37, 293.

C.

Ciceronis, M. T., Opera rhetorica. Rec. et illuſtrav. Ch. Godof. *Schütz*. Vol. II. P. I et II. 70, 553.

Clauſen, H. G., Praedikener, 1 u. 2 B. EB. 37, 291.

D.

Danz, ſ. *Plautus*.

Dapp, R., kurze Predigten, 2 Aufl. 1 Jahrg. EB. 35, 280.

Dictionnaire univerſel, géographique, ſtatiſtique, hiſtorique et politique de la France, T. I—V. 69, 545.

Dieſing, Joh. Gottfr., Verſuch eines aſtronomiſchen Lehrbuchs. EB. 27, 216.

E.

Eginhard, K., Anekdoten zur Charakteriſtik der Vorzeit, 1 u. 2 B. 69, 551.

Eichſtädt, K. A., de imaginibus Romanorum diſſertationes duae. 64, 505.

Ein Hirt und eine Herde, oder Wünſche zur Vereinigung der drey chriſtl. Religionsparteyen. 77, 613.

Erörterung der Frage, wem der Unterhalt der Kirchen obliegt 65, 516.

Etwas über die Abendmahlsvereinigung der Proteſtanten 74, 585.

F.

Falleſen, N., theologiſk Maanedsſkrift, 4—6 B. EB. 31, 245.

Falſen, der gewiſſenhafte Erbe, ein Luſtſpiel. 60, 479.

Franke, die Verbindlichkeit der Eingepfarrten zur Unterhaltung der Kirche. 65, 515.

Freyſtunden, meine, für Kinder, 1 u. 2 B. EB. 30, 240.

G.

Gärtner, C. Fr., Supplementum Carpologiae. EB. 28, 217.

Gallerie der Nationaltrachten in der freyen Reichsſtadt Hamburg. 63, 503.

Gariot, J. B., Traité des Maladies de la bouche. 66, 526.

Goldſmith, O., Geſchichte der Römer, überſ. v. Th. *Koſegarten*, neue Aufl. 1 u. 2 B. EB. 27, 216.

Grieſe, G. L., über die richtige Anwendung des Aderlaſſens. 66, 527.

Grimm, H. A., Jonae oracula ſyriace. 61, 543.

Groscurd, Car., de iure emphyteutico commentatio. 58, 453.

Gütle, Joh. Konr., Unterricht vom Blitz u. den Blitzableitern. EB. 28, 221.

H.

Digitized by Google

H.

Hampe, L., über die Entſtehung und Kur der Knochenbrüche. 66, 521.
Heppe, Joh. Chr., der Vogelfang. EB. 29, 231.
Hertzogenrath, J. L., Henotikos zur Beförderung einer Religionsvereinigung. 77, 614.
Heuſs, G. J., das Rechnen im Kopfe nach den einfachſten Regeln. 58, 462.
Horn, Joh. Sam., Anweiſung zum Rechnen. 62, 495.
Horſtig, C. G., Reiſe nach Frankreich, England und Holland. 53, 424.
Hufnagel, W. J., Rathſchläge zur Vereinigung beyder proteſtantiſchen Kirchen. 76, 601.

I.

Jacobi, Fr. H., was gebieten Ehre, Sittlichkeit und Recht in Abſicht vertraulicher Briefe? Eine Gelegenheitsſchrift. 57, 454.
Jan, D., Unterricht über die Schutzpocken. 71, 567.
Jeſter, E. E., über die kleine Jagd, 6 Th. EB. 30, 238.
Iffland, A. W., Almanach für Theater und Theaterfreunde auf 1807. 62, 489.
Ihling, J. C., die Kuhpocken. 73, 583.
In welchen Verhältniſſen ſteht der Geiſtliche zu dem Schullehrer? 52, 415.
Journale, Reviſion d. theologiſchen. Fortſetzung. EB. 34, 265. 35, 273.
— Reviſion der geographiſchen und ſtatiſtiſchen. EB. 38, 297. 39, 305.

K.

Kind, Fr., Malven. 57, 455.
Klinger, Joh. S., kleine Briefe für Kinder. EB. 31, 248.
Körte, Wilh., Briefe deutſcher Gelehrten aus Gleims literariſchem Nachlaſſe, 2 — 3 B. 56, 441.
— Kritik der Ehre, Sittlichkeit und des Rechts in Jacobi's Gelegenheitsſchrift: was gebieten Ehre, Sittlichkeit und Recht in Abſicht vertraulicher Briefe. 57, 454.
Kries, Fr., Rechenbuch für Bürgerſchulen, 2te Aufl. EB. 31, 248.
Kyllesbeck, P., Andagtsbog for Skolebörn, 2te Aufl. EB. 29, 232.

L.

Labillardière, J. J., novae Hollandiae Plantarum ſpecimen, Faſc. 8 — 22. 52, 400.
Lazaro, Joh., ausgeſuchte Taſchenſpielerkünſte. 73, 581.
Leonhardi, Fr. G., von den verſchiedenen Arten das Obſt zu dörren. 76, 607.
— — — Nachricht vom Ackergeräthen. EB. 32, 255.
Leroy, Alph., Médecine maternelle. 61, 481.
— — — Hygea als Mutter, a. d. Franz. von Chr. Fr. *Hirſch*, 1 u. 2 B. 61, 481.
— — — Heilkunde für Mütter, a. d. Fr. von Ch. Ph. *Fiſcher*. 61, 481.
Leſebuch, franzöſiſches, von A. K. 64, 512.
— franzöſiſches, für die Gymnaſien Schleſiens. 73, 583.
v. *Lichtenſtern*, I. M., Archiv für Geographie und Statiſtik, 4 Jahrg. EB. 30, 233.
Liebenberg, Mich. Fr., Samling of chriſtelige Religionstaler, 1 B. EB. 37, 289.
Lieder, grammatikaliſche. 69, 551.
v. *Löwenörn*, Paul, über den Magnet, aus dem Dän. von J. A. *Markuſſen*. EB. 37, 295.
de Luc, J. A., Annonce d'un ouvrage de Mr. Reimarus ſur la formation du Globe. EB. 34, 272.

M.

Machiavell, der neue. 67, 529.
Markuſſen, ſ. *Löwenörn*.
Mémoire adreſſé par la famille du Petit Thouars aux Actionnaires de l'equipage du Diligent, expedié pour aller a la recherche de Mr. *de la Peyrouſe*. 55, 438.
Mittel, das allereinzige, die Proteſtanten zu vereinigen. 74, 589.
Modèle des jeunes gens. Edit. rev. et augm. EB. 29, 232.
Möſer, Joh., Sinngedichte. EB. 36, 288.

N.

Nägele, Franz, Beytrag zu einer naturgeſchichtlichen Darſtellung der krankhaften Erſcheinungen am menſchl. Körper. 61, 485.
Nemnich, Ph. A., Beſchreibung der Stadt Tönning. 70, 559.
v. *Nettesheim*, A., das Ganze der Taſchenſpielerkunſt. 73, 582.
Nicolai, J. Dav., über den Zuſtand der luther. Domgemeinde in Bremen. 76, 605.
Nüſcheler, J. Conr., Unterhaltungen über die Verbindung des Sichtbaren mit dem Unſichtbaren. 73, 577.

O.

Olivier, G. A., Reiſe in Aegypten u. Syrien, a. d. Fr. von D. *Bergk*, 1 B. 74, 589.

P.

Pantheon der deutſchen Dichter, 1 u. 2 Th. 65, 516.
Pauli ad Corinthios Epiſtolae graece illuſtr. G. *Krauſe*, Vol. I. EB. 29, 225.
— — — illuſtr. J. G. *Leun*. EB. 29, 225.
Petri, Fr. H., Verſuch einer deutſchen Homöophonik. 54, 430.

Plank,

Digitized by Google

Plank, G. J., über die Trennung und Wiedervereinigung der christl. Hauptparteyen. 76, 602.
Plautus, M. A., lateinisch u. deutsch von D. J. T. *Danz*, 1 B. 55, 433.
Predigten, katechetische, über die christliche Sittenlehre, 1 — 6 Th. EB. 37, 294.

R.

Reimarus, J. A. H., über die Bildung des Erdballs. EB. 34, 271.
Remer, Jul. Aug., tabellarische Uebersicht der allgemeinen Geschichte, 5te Aufl. EB. 30, 239.
Reuss, D. C. F., Sammlung verschiedener Feuerordnungen. EB. 32, 252.
Rossig, Car. G., Elementa juris Romani. 60, 473.
Rosenberg, die Gräfin von. 76, 607.
Rosenmüller, Ph., Homilien über einige Sonntagsevangelien. EB. 27, 215.
Rousseau, C. J., de indole et vi praesumtionum quatenus ad jus civile pertinent. 54, 432.

S.

Salomonis, quae supersunt omnia, ex Ebraeo latine vertit Joh. Fr. *Schelling*. 65, 513.
Schelling, s. *Salomo*.
Schember, Joh. M., über die Vereinigung der protestantischen Confessionen. 76, 601.
Scherer, Ph. K., Rechtsfälle in Wechselsachen. EB. 27, 212.
Schlegel, G., über den Nutzen der mehrern Religionsparteyen. 76, 604.
Schlichtegroll, Fr., Nekrolog auf das J. 1799 und 1800. EB. 33, 261. — Für das 19te Jahrhundert, 2 — 4. B. EB. 36, 281.
Schönherr, G. J., Synonymia Insectorum. 68, 537.
Schütz, Chr. Gottfr., s. *Cicero*.
Serre, Joh. Jak. Jos., praktische Darstellung aller Operationen der Zahnarzneykunst. 59, 469.
Sieveking, G. H., Materialien zu einem vollständigen Wechselrechte. EB. 27, 211.
Skizze eines Handbuchs für bremische Bürger. 77, 609. — historische, der Entdeckungen der Europäer in Afrika. 60, 479.
Steengrafe, M., nothwendige Pflichten der Seefahrer. EB. 28, 213.
Stähr, C., Physiognomik, 1 u. 2 Th. 55, 438
Suhr, hamburgische Kleidertrachten, 37 Blätter. 63 503. — der Ausruf in Hamburg, 1 — 4. H. 63, 504.

T.

Taschenbuch für edle Frauen und Mädchen. 57, 456.
Thiess, O., neuer kritischer Commentar über das N. T., 2. B. EB. 33, 257.
Tibulli selecta Carmina, ex recentiss. Heynii edit. 59, 472.
Tilly, Alex. de, Oeuvres melées. 64, 509.
Trommsdorff, J. B., systematisches Handbuch der Chemie, 2te Aufl. EB. 30, 240.

U.

Ueber das Kameralstudium in Wirtemberg. 75, 600.
Ueber die Beytragsverbindlichkeit der Eingepfarrten zum Unterhalt der Kirchen. 65, 515.
Uebersicht, tabellarische, der Geschichte der deutschen Poesie. 61, 487.

V.

Vahl, M., enumeratio plantarum. EB. 32, 249.
Vater, Joh. S., Grammatik der hebr. Sprache, 1. Curs. 2te Aufl. EB. 29, 230. 2. Curs. 2te Aufl. EB. 29, 230.
Verzeichniss einer Medaillen- und Thaler-Sammlung, welche in Regensburg zu verkaufen ist. 54, 430.
Vierthaler, Fr. Mich., Elemente der Methodik, 3te Aufl. EB. 39, 312.
Vieth, U. A., erster Unterricht in der Mathematik, 3te Aufl. EB. 37, 296.
Visirkunst, oder Anweisung, alle Gefäße auszumessen. 68, 544.

W.

Wanderungen der Phantasie im Gebiete der Wahrheit. 56, 447.
Weckherlin, C. C. F., hebräisches Lesebuch. EB. 33, 259.
Wilhelmi, Aug. G., Stanislaus Hornkopf, ein Lustspiel. 66, 527.
Wilmsen, F. P., der deutsche Kinderfreund, 5te Aufl. EB. 38, 304.
Winkopp, P. A., der Rheinische Bund. Eine Zeitschrift, 1. B. 1. H. 58, 457.
Woltmann, K. L., erneuerter Streit zwischen Staat und Kirche. 77, 609.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 129.)

II. Verzeichniss der im Intelligenzblatte enthaltenen Nachrichten.

Ankündigungen von Autoren.

Freudenfeld, Dr., Uebersetzung von Shakspeares Cymbeline und Coriolan. 22, 173.

Ankündigungen von Buchhändlern.

Breitkopf in Leipzig 18, 144. 19, 152. 20, 160. *Doll* in Wien 20, 159. *Dyk* in Leipzig 19, 151. *Fleck* in

Digitized by Google

in Basel 22, 171. *Frommann* in Jena 17, 129. 18, 144. 19, 149. Geographisches Institut 22, 174. *Hartknoch* in Leipzig 20, 157. *Hemmerde* in Halle 17, 130. *Keyser* in Erfurt 17, 130. Landes-Industriecomptoir in Weimar 20, 157. 21, 161. 22, 173. 23, 183. *Sinner* in Coburg 19, 150.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

v. Bienenburg in Wien 23, 181. *Bredetzky* in Lemberg 23, 182. *Brückner* in Wien 23, 181. *Canestrini* in München 23, 182. *Chorinsky* in Wien 23, 180. *Duttenhofer* in Heilbronn 17, 134. *v. Eerde* in Groningen 24, 192. *v. Egmond* in Delft 24, 192. *v. Eisenbach* in Stuttgart 20, 156. *Gamm* in Stuttgart 17, 134. *Giesmann* in Kopenhagen 18, 142. *Gruber* in Wien 23, 181. *Herhold* in Kopenhagen 18, 142. *Hoffstätter* in Wien 23, 180. *v. Kamptz* in Stuttgart 20, 155. *Kochen* in Glückstadt 18, 142. *Kreins* in Neustadt 23, 182. *v. Linden* in Stuttgart 20, 155. *v. Maanen* im Haag 24, 192. in Harderwyk 24, 192. *Meissner* in Breslau 22, 171. *Meister* in Zürich 22, 171. *Nowodworsky* in Prag 23, 182. *Rafn* in Kopenhagen 18, 142. *Ratschky* in Wien 23, 180. *Schmitz* in Zipsen 23, 181. *Schow* in Kopenhagen 18, 142. *Thuessink* zu Groningen 24, 195. *Wellmet* in Amsterdam 24, 195. *Wittichen* in Lomnitz 23, 182. *Zimmermann* in Wien 23, 181.

Todesfälle.

Brunn in Magdeburg 17, 134. *Carus* in Leipzig 17, 134. *Culemann* in Bernburg 17, 134. *Dichmann* in Kopenhagen 18, 142. *Domeron* in Paris 20, 154. *Ernsthausen* in Spandau 19, 145. *Fiedler* in Tütleben 17, 134. *Fumars* in Kopenhagen 18, 142. *Hartung* in Bautzen 18, 142. *Hübner* in München 22, 169. *Kahlenberg* in Berlin 19, 145. *de Kulen* in Gewen 17, 133. *Kühn* in Eisenach 22, 169. *Lestocq* in Koburg 20, 154. *de Lolme* in Gewen 17, 133. *Mallet* in Genf 22, 169. *Meisner* in Fulda 22, 169. *Merian* in Berlin 19, 145. *Munniks* in Groningen 24, 192. *Nösselt* in Halle 22, 169. *la Roche* Sophie in Offenbach 22, 169. *v. Rüling* in Celle 20, 154. *Scholtz* in Breslau 22, 169. *Stutsgaard* in Aalborg 18, 141. *Thonboe* in Nyeborg 18, 141. *Wildenhayn* in Herzogswalde 18, 142. *Winkler* in Strasburg 22, 169. *Wittenberg* in Hamburg 17, 134.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Bremen, Erziehungsanstalt der Mlle Gleim 18, 140. *Dänemark*, Schulwesen 18, 138. *Heidelberg*, Universität 20, 153. *Kopenhagen*, Gesellsch. d Wissensch. 18, 140. *Kopenhagen*, Medicinische Gesellsch. 18, 141. *Kopenhagen*, skandinavische Literaturgesellsch. 18, 141. *Marburg*, Universität. Lectionscatalog 23, 177. *Paris*, Nationalinstitut 17, 129. *Paris*, ökonomische Societät 18, 141. *Warschau*, Lyceum 18, 140. *Warschau*, Gesellsch. der Wissenschaften 18, 140. *Würzburg*, Universit. Lectionscatalog 24, 185. *Zürich*, neue Lehranstalten 18, 137.

Vermischte Nachrichten und Anzeigen.

Anton, Erzherzog von Oestreich, Nachricht von seiner Reise nach Ungern 23, 181. Auction von Büchern in Leipzig 17, 130. 19, 152. Auction von Büchern in Helmstädt 19, 152. *Bock*, Nachricht von dessen Verdiensten um die Verbesserung des jüdischen Unterrichts 19, 146. Geographisches Institut, Erklärung desselben gegen die Jenaische A. L. Z. 22, 176. Hesse, Nachricht von dessen Ausgaben griechischer Autoren 22, 171. *Högelmüller*, Anzeige seiner Reise in den Orient 23, 180. Kunstnachrichten, vermischte 24, 192. *v. Orleans* Gemmensammlung, Nachricht darüber 20, 156. *Pilpay's* Fabeln, in Bengalen gedruckt 19, 148. *Porthan*, Nachricht von dessen Denkmal in Abo 22, 172. *Schütz*, Erklärung gegen Eichstädt 21, 161. *Thienemann*, Erklärung über seine Beyträge zur Erbauung 17, 130. *Wyttenbach*, Nachricht von dessen neuesten Arbeiten 20, 157.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. April 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Füsli u. Comp.: *Lyrische Anthologie* (der Deutschen), herausgegeben von *Friedrich Matthisson*. — *Dreyzehnter* und *vierzehnter* Theil. 1805. 271 u. 266 S. *Funfzehnter*, *sechzehnter*, *siebzehnter* und *achtzehnter* Theil. 1806. 285, 292, 336 u. 318 S. 8. Mit Titelvignetten von *Lips*. (Ladenpr. auf Schreibpap. 9 Rthlr.)

Die ersten *zwölf* Bände dieser verdienstvollen Sammlung haben wir bereits in Nr. 201 u. 202. unsrer A. L. Z. vom J. 1805. angezeigt, und dürfen daher in Rücksicht unsres Urtheils über den Plan und die Ausführung derselben hier nur auf jene frühere Recension zurückweisen. Um aber unsern Lesern zugleich eine vollständige Uebersicht des *Inhalts* zu geben, stellen wir, wie dort, auch diesmal die Namen der von dem Herausg. aufgenommenen Dichter und Dichterinnen, in der chronologischen Folge, die er dabey beobachtet hat, zusammen.

Es sind also im *dreyzehnten* Bande enthalten: *Ursinus*, Frhr. *von Münchhofen*, *Niemeyer*, *Tiedge*, *Overbeck*, Frhr. *von Retzer*, *Blumauer*, *von Alxinger*, *Ratschky*, *Leon*, *Gedicke*, *Stäudlin*, *Kosegarten*, *Langbein*, *Mazewsky*, *Sander* und *Emilie Harmes*, geb. *von Oppeln*. Im *vierzehnten*: *von Schiller*, *Jerusalem*, *Zehelein* und *Matthisson*. Im *funfzehnten*: Frhr. *von Salis*, *Friederike Brun*, geb. *Münter*, *Haug*, *Weißer*, *Manso*, *Conz* und *Starke*. Im *sechzehnten*: *Spalding*, *Schatz*, *Fernow*, *Seume*, Frhr. *von Münchhausen*, *Mülchler*, *Neubeck*, *Bouterweck* und *von Brinkmann*; und im *siebzehnten*: *von Haugwitz*, *A. W. Schlegel*, *Woltmann*, *Rochlitz*, *Mahlmann*, *Hölderlin*, *von Steigentesch*, *Gries*, *Amalie von Helwig*, geb. *Imhoff*, *Wilhelmine von Krufft*, *Louise Brachmann* und *Christian Schreiber*.

Hiermit hat nun Hr. *Matthisson* seine Gallerie der deutschen Lyriker des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts *geschlossen*: denn der *achtzehnte* Band enthält nur noch *Supplemente*, die er erstens in *Nachträge*, und zweytens in *Ergänzungen* abgetheilt hat. In *jenen* sind noch folgende, bisher ganz übergangene, Dichter hinzugekommen: *Melissus*, *Robertin*, *von Logau*, *Albert*, *Schirmer*, *Titz*, *Wasserhuhn*, *von Abschatz*, *Bodmer*, *von Tscharner*, *K. W. Müller*, *Funk*, *Heinr. Füßli*, *Charlotte Seidel*, geb. *Lange*, und *Moritz*; *diese* enthalten noch mehrere einzelne Gedichte von *Weckherlin*, *Opitz*, *Dach*, *Homburg*, *Flemming*, *Rist*, *Tscherning*, *Gryphius*, *Schwieger* und von *Besser*.

Die ganze Zahl der, in dieser jetzt also beendigten Anthologie, aufgeführten Dichter, beträgt zweyhundert und zwey, und die der einzelnen poetischen Stücke, wenn wir recht gezählt haben, vierzehnhundert und vier und achtzig.

Wie gros nun dieser Umfang auch schon ist: so müssen wir dennoch gestehn, dass der Herausg., in Rücksicht auf *Vollständigkeit* seiner Sammlung, selbst aus dem Gesichtspunkt einer *klassischen Ausstellung*, unsere Wünsche nicht vollkommen befriedigt hat, und wenn wir uns des raschen *Fortganges* dieses, vor nicht länger als drey Jahren erst begonnenen, Unternehmens gefreut haben: so thut es uns aus jenem Grunde eben so leid, *jetzt schon* den *Schluß* desselben anzeigen zu müssen. Wir wollen nicht mit Hn. *Matthisson* darüber rechten, ob er in seiner Auswahl der lyrischen Poesieen eines *Klopstock*, *Schiller*, *Göthe* u. s. w. freygebiger hätte seyn sollen: denn welcher Freund der Dichtkunst wird nicht die Werke selbst, von den *ersten* Dichtern einer Nation, in seiner Bibliothek besitzen? Aber bey denen des zweyten und dritten Ranges, die er eben nur auszugsweise in einer Anthologie zu besitzen wünscht, wäre (z. B. bey *Lenz*, *Sucro*, *Kuh*, *Sturz*, von *Nikolay*, *Heinse*, *Kosegarten*, *Hölderlin* u. a. m., von denen nicht mehr als *ein* oder *zwey* Gedichte aufgenommen sind) eine noch reichhaltigere Zusammenstellung des einzelnen Vortrefflichen, was sie geleistet haben, dem Plan des Ganzen doch sehr gemäss gewesen, und am wenigsten hätten Dichter, die irgend Anspruch auf einen Platz in dieser Sammlung machen können, gänzlich *fehlen* dürfen. Dieses ist besonders der Fall bey denen des *siebzehnten* Jahrhunderts, wie schon aus unsrer Inhaltsanzeige offenbar wird, da der Herausg. ihnen blos den *ersten* Band, alle übrigen *sechzehn* Theile aber lediglich den Dichtern des *achtzehnten* Jahrhunderts gewidmet hat. Zwar ist, wie wir mit Dank erkennen, die Erinnerung, die wir früher schon deshalb gemacht haben, von ihm mit Sorgfalt beherzigt, und durch den Supplementband dem gedachten Mangel grosentheils abgeholfen worden. Allein es bleibt doch noch immer eine ganz artige Anzahl jener alten Sänger übrig, die man ungern hier vermissen wird, und von denen wir nur *Buchner*, *Spee*, *Lundt*, *Gerhard*, *Harsdörfer*, *Buchholz*, *Balde*, *von Zesen*, *Olearius*, *Preuß*, *Greflinger*, *Moscherosch*, *Sibylle Schwarz*, *Neumark*, *Peuker*, *Schoch*, *Armschwanger*, *Morhof*, *Spener*, *Scheffler*, *Chr. Gryph*, *Neukirch*, *Amthor*, *Hunold* und *Schmolke* anführen wollen. Es ist uns hier nicht der Raum verstattet, für jeden einzelnen dieser Dichter den Beweis zu führen, warum wir ihn, nicht nur in historischer, sondern

Digitized by Google

dern auch in äſthetiſcher Hinſicht, einer Stelle in der vorliegenden Anthologie würdig halten. Aber um doch im Allgemeinen ein Beyſpiel zu geben, mit wie mancher lieblichen Blüthe jener alterthümlichen Poeſie Hr. *M.* ſeinen Kranz noch hätte ſchmücken können, zeichnen wir hier nur ein einziges kleines Lied von *Georg Greflinger* aus, in welchem ſich, wie in mehrern dieſes ſo *ganz vergeßnen* Dichters, ſelbſt einige Anklänge Göthiſcher Geſangsweiſe wahrnehmen laſſen. Es iſt das erſte der Sammlung ſeiner weltlichen Lieder, die er mit eignen Compoſitionen, unter dem angenommenen Namen *Seladon*, herausgegeben hat:

Von ſeiner Dorinden.

Ich fragte Dorinden, mein einziges Leben,
Mein Kind, ſoll ich dein Liebſter ſeyn?
Da hatte ſie dieſes zur Antwort gegeben:
„Ich ſage weder ja noch nein!"
Und drückte darüber mich freundlich an ſich.
Ha, dacht' ich, ſteht es ſo umb dich,
Was zweifle ich?

Ich rührte darüber mit freundlichem Küſſen
Den Purpur ihrer Lippen an,
Und wollte zur Antwort ein Gründlichers wiſſen;
Hört, wie die Liebe ſchweigen kann.
„Für Liebe, ſoll Liebe," ſo ſprach ſie zu mir,
„Haſt du ein treues Herz zu *ihr*?
„Sie auch zu *dir*!

Es ſchmettern mich Felſen und Bäume zu Stücken,
Wenn, rief ich, meine Treu nicht ſteht!
„Es wolle die Sonne mich nimmer beblicken,
Wenn" ſprach ſie, „meine Treu vergeht!"
Dieß ſchworen wir zwiſchen den Bergen, und du,
Du Wiederſchall rieffſt uns darzu:
„Küſs nu! Küſs nu!"

Es ſollen nun meine Gedanken und Schmerzen
In ſüſse Ruh verwandelt ſeyn.
Nun wollen wir immer uns küſſen und herzen,
Denn ich bin ihrer, ſie iſt mein.
Was Freude wird meinem Gemüthe gemachet!
Mit Küſſen ſoll nun Tag und Nacht
Seyn zugebracht!

Doch nicht nur dieſe älteren, auch mehrere vorzügliche *neuere* Dichter und Dichterinnen fehlen, von denen es uns zum Theil unbegreiflich iſt, wie der Herausg. ſie vergeſſen konnte, als z. B. *Heusler*, *Baggeſen*, *Siegfried*, *Schmidt*, *Heydenreich*, *Mnioch*, *Falk*, *Tiek*, *Novalis*, *Friedr. Schlegel*, *Schütze*, *Gramberg*, *Philippine Engelhardt*, *Emilie von Berlepſch*, *Caroline Pichler*, *Sophie Bernhardi*, und die der Kunſt ſo früh entriſſenen: *Maria Mnioch*, *Tian* und *Sophie Brentano*.

Auch hätten wir es für ſehr zweckmäſsig geachtet, daſs die *Supplemente* noch zu einer vollſtändigen Angabe aller *Varianten* benutzt worden wären, die durch die zahlreichen Verbeſſerungen des Herausg. in dem Originaltext der Dichter entſtanden ſind. Wir nehmen damit keineswegs unſern *Ausſpruch über ſein Aendrungsſyſtem*, den er uns die Ehre erzeigt hat, in ſeiner Vorrede zum Supplementband wieder abdrukken zu laſſen, zurück. Die Gründe, die uns zu dieſer Aeuſserung beſtimmen, liegen vielmehr in dem Wunſche, die ausgezeichnete poetiſche Kunſt, mit der er dieſes Syſtem ausgeübt hat, *anſchaulicher* gemacht zu ſehen, als es, wie wir ſchon in unſrer erſten Anzeige erwähnt haben, gegenwärtig iſt. Denn offenbar würde die Sorgfalt, die Hr. *M.*, als ein ſelbſt ſo talentvoller Dichter, auf dieſes ohnehin ſchon ſehr undankbare Geſchäft verwendet hat, allgemeiner anerkannt werden, wenn er die urſprünglichen Lesarten zugleich mit angeführt hätte; da man jetzt in dieſer Anthologie, wie an einem vortrefflich reſtaurirten Kunſtwerke, nicht weiſs, was man auf Rechnung des erſten, und was auf die des zweyten Meiſters zu ſetzen hat, falls man ſich nicht, wie Rec., die Mühe nehmen will, ſie durchgängig mit den Originalausgaben der darin aufgeſtellten Dichter zu vergleichen. Ueberdem würde der Herausg. es auf dieſem Wege zugleich *allen* Parteyen recht gemacht, und ſeiner Sammlung die Erhöhung ihres *poetiſchen* Werthes nicht auf Koſten des *geſchichtlichen*, verliehen haben. Denjenigen Freunden unſrer vaterländiſchen Poeſie, die mehr an dem letztern hängen, kann es freylich nicht verdacht werden, wenn ſie z. B. in dem Gedicht von *Homburg* (Bd. I. S. 79.) für die Veränderung:

Winterleid war längſt entronnen,
Schnee und Schloſſenſturm vorbey,
Und es hatte frei der May
Nun ſein Blumenfeſt begonnen,

wie glücklich ſie auch genannt werden mag, dennoch lieber die *alte* Lesart:

Winterleid war *gleich* ankommen,
Schnee und *Hagel war* vorbey,
Auch ſo hatte *nun* der May
Knechte wieder angenommen,

ſich zurückwünſchen, und es iſt in der That auch nicht zu läugnen, daſs der Roſt des Alterthums in *ſolchen* Stellen, nicht nur in Beziehung auf Sprache und dichteriſche Charakter-Eigenthümlichkeit, ſondern ſelbſt in Betracht der *Malerey des Ausdrucks* ein gewiſſes ganz individuelles Intereſſe hat.

Endlich ſey es uns erlaubt, auch noch in Rückſicht des zu erwartenden *Regiſters* über die Anthologie einen Wunſch zu äuſsern, nämlich den: daſs der Vf. darin, den *Namen* der Dichter, zugleich eine kurze Notiz von den *Ausgaben ihrer Werke*, die er bey ſeiner Sammlung benutzt hat, und die in derſelben nirgend angezeigt ſind, beyfügen möge.

Rec. hat alle dieſe Bemerkungen, die er hier, lediglich um ſeines lebhaften Intereſſes für den Gegenſtand willen, gemacht hat, um ſo weniger zurückhalten wollen, als er die Hoffnung hegt, daſs ſie den Herausgeber und Verleger, bey der unverkennbaren Liebe beider zur Sache, vielleicht noch veranlaſſen möchten, mit ein paar Supplementbänden mehr, die *zwanzig* Theile der Anthologie voll zu machen, und dadurch dieſem ſchönen *Nationalwerk* eine Vollendung

zu

zu geben, die jede ähnliche Sammlung schlechthin entbehrlich macht, wie es jetzt — z. B. gleich bey der folgenden, deren Beurtheilung wir hier mit anschliefsen — doch wohl nicht ganz der Fall seyn kann.

OLDENBURG, b. Schulze: *Blumen deutscher Dichter aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts*, gesammelt von *G. A. H. Gramberg*.

Auch unter dem Titel:

Kränze von *G. A. H. Gramberg*. — *Drittes* Bändchen. 1805. VI u. 244 S. 8.

Die beiden *ersten* Bändchen dieses Werkchens, welche *eigne* poetische Arbeiten des Vfs. enthalten, sind von einem andern Rec. in unsrer A. L. Z. (Jahrg. 1803. Nr. 199.) angezeigt worden. In diesem *dritten* hat Hr. *Gramberg* einen wirklich recht geschmackvoll gewählten Strauss von den Poesieen achtzehn altdeutscher Dichter: *Melissus*, *Weckherlin*, *Zinkgref*, *Opitz*, *Roberthin*, *Dach*, *von Logau*, *Albert*, *Homburg*, *Rist*, *Flemming*, *von Zesen*, *Tscherning*, *Schirmer*, *A. Gryph*, *Schwieger*, *Wasserhuhn*, und *von Abschatz*, zusammengebracht. Die darin enthaltenen Gedichte befinden sich nun zwar beynah sämmtlich, und mit noch *mehrern* dieser Sänger der Vorzeit, die hier *nicht* vorhanden sind, in der Matthisson'schen Anthologie. Aber Hr. *Gramberg* machte es sich bey ihrer Aufnahme, wie er in der Vorrede sagt, zum Gesetz, „*jede Modernisirung zu vermeiden*, um ihnen den reinen Charakter ihrer Individualität nicht zu entziehen," und dadurch unterscheidet sich dieser Abdruck von dem in der eben genannten Sammlung. Man vergleiche zum Beyspiel nur die ersten zwey Verse des, gar herzigen, *Liedes an die Liebste* von *Melissus* (S. 40.):

Morgens eh Tages Schein anbricht
Mit purpurfarben hellem Licht,
So glänzt herfür deines Mundes Röth;
Wie vor der Sonn *die Morgenröth*
Mit rosinfarben Wangen
Frisch, lustig klar aufgegangen.

Und wie *karfunkelnde* Gestirn
Dein' Aeuglein stehn an deiner Stirn;
Dein güldnes Haupt ist wohl formirt,
Wie's Himmels Runde schön geziert.
Vor deinen Aeuglein *Blitzen*
Feurflammen rauscher sprützen.

Dafür lesen wir in der Veränderung bey Hn. *Matthisson* (Theil 18. S. 8.):

Früh, eh des Tages Schein anbricht
Mit purpurfarbig hellem Licht,
Glänzt deines Mundes Röth hervor,
Wie vor der Sonn *am Himmelsthor*
Der Morgenröthe Wangen
In Liebreiz aufgegangen.

Wie *funkelndes* Gestirn *zu stehn*,
Im Antlitz dir die Aeuglein stehn;
Dein güldnes Haupt ist wohl formirt,
Schön wie des Himmels Rund geziert;
Aus deiner Aeuglein *Blicken*
Die lichten Flammen zucken.

Uebrigens sieht man, dass auch der Dichtercyklus *dieser* Sammlung keineswegs vollständig ist, sondern mit noch gar manchem wackern Poeten unsres Vaterlandes, der seiner Zeit und seinem Geiste nach zu demselben gehört, hätte vermehrt werden können. Wir muntern daher, im Fall unsre, in Hoffnung fernerer Supplemente zur *Matthisson*'schen Anthologie, geäusserten Wünsche, *Wünsche* bleiben sollten, Hn. *Gramberg* zu der Fortsetzung der seinigen von Herzen auf: denn, wie erfreulich sich auch von neuem unter uns der Sinn für unsre ältere Poesie belebt: so haben wir es doch in unserm Eifer für die Erhaltung ihrer Denkmäler noch lange nicht dem der Britten und Franzosen für die ihrigen, gleich gethan. Wann aber könnten diese Bestrebungen für den *Deutschen* belohnender seyn, als zu einer Zeit, wo ihm, einzig und allein, nur noch in seiner Sprache und Literatur, Nationalstolz erlaubt ist?

REGENSBURG, in d. Montag. u. Weiss. Buchh.: *Musenalmanach für das Jahr* 1807. Herausgeg. von *Leo* Freyherrn *von Seckendorf*. 12. (18 gr.)

Dieser Almanach erscheint das erste mal, und ist ausschliefsend poetischen Aufsätzen gewidmet. Der Herausg. selbst hat die meisten Beyträge geliefert. Sie bestehen theils aus eignen Gedichten, theils aus Uebersetzungen. Die ersten sind gröstentheils aus sehr früher Periode, der Jahresüberschrift nach, Klopstockisirende Jünglingsversuche, die von Streben und Anlage zeugen, aber der Aufnahme des Mannes wenigstens nicht alle werth waren. Das neueste ist S. 98. *das Lied des Gefangenen*. Mehr Interesse haben die Verdeutschungen. Es sind Proben eines gröfsern Werkes, mit dem der Vf. schon längst sich beschäftigt: *Denkmale der Volkspoesie*, nach *Völkern und Zeiten* geordnet. Was hier mitgetheilt ist, sind theils altenglische, theils spanische Balladen und Romanzen; jene aus *Percy's* bekannter Sammlung, diese aus der *hist. de las Guerras civiles de Granada*, und aus dem Cid nach den Originalien in der *primera parte de las flvas de varios romanzes* (1530.), und den *Romanzes nuevamente facados compuestos por Lorenzo de Sepulveda* (1551.). (Bekanntlich ist der Herdersche Cid frey nach dieser und ähnlichen Romanzen bearbeitet und zusammengestellt. Des Herausg. Zweck ging auf eine wortlich treue Bearbeitung.) Nur die Uebersetzungen aus dem Alt-Englischen konnte Rec. vergleichen, da ihm die Spanischen Sammlungen nicht zu Gebot standen. Allerdings verdienen diese originellen Wildlinge voll energischer Naivetät eine weitere Verpflanzung auf deutschem Boden, wie *Herder* und *Bothe* schon mit einigen glücklich versuchten. König *Arthurs* Tod, der neben dem *Aufstand im Norden* hier mitgetheilt ist, hat besonders durch seine romantische Tiefe am meisten Gehalt, und er ist dem deutschen Bearbeiter, der sich das innigste Anschmiegen an Ton und Form zum Gesetz machte, auch am besten gelungen. Nur glaubt Rec., der Vf. habe von der Licenz der Sprachwidrigkeit, oft vielleicht mehr

auch

auch aus Bequemlichkeit, zu viel Gebrauch gemacht, wenigſtens mehr als Recht und Noth war. Denn ſo corrupt, als die deutſche Sprache hier erſcheint, iſt doch die alt-engliſche der Originale nicht. — An dieſe intereſſanten Bearbeitungen ſchlieſſen ſich auf eine würdige Weiſe an die Bruchſtücke aus dem Heldenbuch von *U. (L.)*, einem Nationalwerke der Deutſchen, das, mit dem Liede der Niebelungen, in deſſen Cyklus es gehört, auch von Seiten ſeines poetiſchen, nicht bloſs literariſchen, Werthes immer mehr bekannt zu ſeyn verdiente. Die Bearbeitungen ſind mit Geiſt verfertigt. Sie gehören einem jungen Dichter an, der ſein ſchön aufblühendes Talent in eben dieſem Almanache noch durch eine nicht unbeträchtliche Reihe eigener Compoſitionen bewährt, die von S. 144 — 178. zuſammengedruckt ſind. Wenn auch nicht alle gleichen Werth haben dürften, beſonders auch von einer gewiſſen einſeitigen Manier nicht frey ſind: ſo tragen ſie doch den Charakter zarter Innigkeit, und ſind viel verſprechende Blüthen eines wahrhaft poetiſchen Geiſtes. Von *Hölderlin* finden ſich aus ſeiner früheren Periode ebenfalls einige glückliche poetiſche Erzeugniſſe, unter denen Rec. beſonders die *Wanderung* mit reinem Intereſſe geleſen hat, das nur durch eine Rückſicht getrübt wurde, die er hier nicht weiter andeuten will.

Die Legende von *Friedrich Schlegel*, *Sanct Reinholds Kapelle*, hat doch zu wenig innern Gehalt, und die gothiſche Form, in der die wenig bedeutſame Sage erzählt iſt, erſetzt dieſen Abgang ſchwerlich, wie z. B.:

Reinold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen,
Beginnen die zu murren laut,
So ſollt' es nun anfangen.
Sie werfen nach ihm manches Stück,
Furchtſam ihn zu umklammern,
Bis endlich da er fällt zurück,
Schlagen ſie ihn mit Hammern.

Unter den Liedern von *A.* werden am wenigſten die nicht einmal im Versbau ſchönen und ſonſt auch leeren Sonetten gefallen. Am beſten ſind wohl die *Geiſterſtimmen aus Ruinen* (S. 179.). Eben ſo gehören auch die Sonette nach Petrarka von dem verſtorbenen *Gerſtner* — einem übrigens wackern zu früh verblühten jungen Manne; nur mochte er wohl nicht Dichterberuf haben — nicht unter die gelungenern Nachbildungen dieſes Dichters. Von *Siegfried Schmidt's* Gedichten nennen wir S. 95. *die belebte Natur*. Was der Vf. mit *den Jägern* will (S. 94.):

Es kochen die Füchſe! die Dünſte ſteigen,
Und wenn ſie die Wipfel der Tannen erreichen,
So —
Füchſe! Füchſe! was kocht ihr! —

iſt uns nicht recht klar. Solche phantaſtiſche Frazzen mag für Poeſie halten, wer da will; Rec. erkennt ſie nicht dafür. Von *Kölles* zwey Beyträgen iſt *des Bächlein Klage* (S. 97.) etwa der beſſere. Wahres Gefühl athmen unter den Liedern von *K. (C.)* *der Morgen* (S. 139.), *Lied* (S. 142.), *Troſt* (S. 143.). Weniger zufrieden iſt Rec. mit den Erzählungen eben dieſes Vfs. *der Schäferin Raub*, *die Pilgerin Kloſterfräulein* u. ſ. w. im rauhen Tone der altdeutſchen Balladen, der nicht eben immer die ſo *bequeme* incorrecte Manier durch Natürlichkeit vergütet, wie z. B.:

O Knapp, ſchönſter Knappe,
Laſs meine Reinheit ſtahn;
Dann ſag' ich, wie *kein Schwerdt*
Dich je verwunden kann.

Wenn man in der zweyten Zeile auch über das *ſtahn* hinwegſieht: ſo iſt doch auch ſonſt der Ausdruck gewiſs nicht natürlich. Ein junger Dichter ſollte nicht mit Incorrectheit anfangen. Es iſt der Weg zum Verderben in aller Kunſt. Dieſs gilt auch von der Ballade eines andern Dichters (S. 181.) *die Löſung*. Noch findet man Gedichte unter dem Namen *Idoine* (S. 69.) und den Zeichen *T.* und *Z.* Die letzten beſtehn aus Diſtichen, worunter eine ganze Reihe *Votivtafeln* überſchrieben, unter denen, ſo wie auch unter den übrigen, manche ſehr ſinnreiche ſind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Erlangen*, b. Palm: *Chriſtoph. Theoph. de Murr Adnotationes ad Bibliothecas Hallerianas, Botanicam, Anatomicam, Chirurgicam et Medicinae practicae*, cum variis ad ſcripta *Serveti* pertinentibus. 1805. 67 S. 4. (9 gr.) — Was ein fleiſsiger Literator ohne Sachkenntniſs zur Bereicherung und Berichtigung jener unſterblichen Hallerſchen Werke ſammelt, das kann von nicht gar groſser Bedeutung ſeyn. Hr. *von Murr* hat zwar Manches zuſammengetragen; aber die wichtigſten Artikel ſind oft ohne alle Zuſätze geblieben. So *Theophraſt* und *Plinius* in der bot. Bibl. Die ſpaniſche Ueberſetzung von Nikander, von *Jaquin Eſtevе*, iſt nicht in Proſe, wie *Haller* ſagt, ſondern in Verſen. Bey *Abu'l Kaſem* führt Hr. *v. M* das Sterbejahr 950. an: es iſt aber 1122. In den Zuſätzen zur chir. Bibl. wird dieſs zwar widerrufen, aber eine neue unrichtige Jahrzahl 1101. angegeben. Das Jahr der Hedſchra 500 iſt ja = 1122. (*Caſiri.*) Ein Verzeichniſs der Kämpferſchen Handſchriften im brittiſchen Muſeum, der Abbildungen von *Volkamer's* Heſperiden, welche die Erben noch beſitzen. Briefe von *Loureiro* und *Echret*, Nachrichten von *Lightfoot*, dem Vf. der ſchottiſchen Flor, das ſind die Zuſätze zur bot. Bibliothek, worunter uns der zuletzt angeführte am liebſten war. Zur anat. Bibl. kommen Bemerkungen über das chineſiſche naturhiſtoriſche Werk, deſſen *Haller* erwähnt, über *Berengar von Carpi*, *Michael Servetо*, und ein Brief von Petr. *Camper*. Zur chirurg Bibl. wird faſt nichts Bedeutendes bemerkt. Von eben ſo geringem Belang ſind die kleinen Notizen zur mediciniſch-praktiſchen Bibliothek.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. April 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

AMSTERDAM, b. Brave: *Bibliotheek van theologische Letterkunde, inhoudende godgeleerde Verhandelingen, Beoordelingen van in- en uitlandsche godgeleerde Werken en algemeene Berichten. Tweede Deel.* 1804. 966 und XXXIV S. Regiſter. *Derde Deel.* 964 u. XXXV S. Regiſter. gr. 8.

Den *erſten* Jahrgang dieſer theologiſchen Zeitſchrift haben wir in der A. L. Z. 1805. Nr. 260. angezeigt. Dieſe *zwey* folgenden Jahrgänge, welche auch unter dem Titel: *Bibliotheek van theologische Letterkunde voor het Jaar* 1804. und 1805., jeder aus *ſechs* Stücken beſtehend, ausgegeben werden, haben dieſelbe Einrichtung, die wir bey der Anzeige des *erſten* Jahrgangs bemerkt haben. In dem *zweyten* Jahrgang finden ſich 83 Recenſionen von neuen theologiſchen Schriften, die in Holland herausgekommen ſind, unter welchen mehrere Ueberſetzungen aus dem Deutſchen ſind; z. B. von *Ewald*, *Herder*, *Michaelis*, *Niemeyer*, *Nöſſelt*, *Reinhard*, *Roſenmüller*, *Salzmann*, *Schmid*. Von ausländiſchen Schriften ſind 32 meiſtens nur kurz angezeigt. Der *dritte* Jahrgang enthält 52 Recenſionen von holländiſchen Schriften und 16 ausländiſche. Unter den erſten trifft man wieder mehrere Ueberſetzungen aus den Deutſchen an, z. B. von *Gittermann*, *Geßner*, *Lavater*, *Niemeyer*, *Reinhard*, *Seiler* u. ſ. w. Verſchiedene Recenſionen ſind ſehr ausführlich. Auch holen die Vff. manche ältere Schriften noch nach. In dem *zweyten* Jahrgang findet ſich dieſsmal nur eine einzige aus dem Deutſchen überſetzte Abhandlung S. 645 — 676.: *J. J. Griesbach Verhandeling over de Zinnebeelden, ontleend van den Joodſchen Godsdienſt, welke de Schryver van den brief aan de Hebreen gebezigd heeft, om het ambt van den Meſſias te beſchryven*, deren Inhalt wir als bekannt vorausſetzen. Der *dritte* Jahrgang liefert dagegen drey originale Aufſätze: 1) *Proeve van eene verklaring van Joan.* 1, 1 — 14. Eine leſenswerthe Abhandlung, die von unparteyiſchen Forſchungsgeiſt zeugt. Der Vf. betrachtet dieſen Abſchnitt als eine vorangeſchickte hiſtoriſche Einleitung oder Vorrede zu der folgenden Geſchichtserzählung, damit die Leſer daraus ſehen möchten, welches die Hauptſache ſey, die im Verfolg näher werde erklärt werden. Aus dieſem Geſichtspunkt wird nun der Abſchnitt näher erläutert. Es werden zwey hiſtoriſche Nachrichten hier unterſchieden. Zuerſt v. 1 — 5. wird etwas von dem Logos bemerkt. Der Vf. nimmt λογος in der Bedeutung *Vernunft*, *Verſtand*, *Weisheit*, wie es unter den Gelehrten zu Johannes Zeiten gebraucht wurde. Der Evangeliſt bemerkt alſo, daſs von Anfang an eine Vernunft, eine Weisheit, ein Verſtand da war, der bey Gott ſeinen Sitz hatte und Gott ſelbſt war. Es war alſo von Ewigkeit etwas, nämlich eine vernünftige, weiſe, freymächtige, lebende, wirkſame Gottheit: denn ohne dieſe hätte nie etwas werden können. Da aber nun die Vernunft bey Gott war, ſo wurden durch dieſelbe oder durch Gott alle Dinge mit Weisheit gemacht. Dabey war auch Leben und Wirkſamkeit, die den Menſchen Licht und Unterricht verſchafte, ob gleich die verdüſterten Menſchen dieſes wenig oder gar nicht begriffen. Hierauf geht nun der Evangeliſt v. 6 — 14. zur zweyten Nachricht über. Er erzählt, daſs unlängſt ein Geſandter Gottes, Namens Johannes gekommen ſey, um von dem neuen göttlichen Licht unter den verfinſterten Menſchen zu zeugen. Er ſey zwar das Licht ſelbſt nicht geweſen, ſondern nur deſswegen erſchienen, um von dem Licht zu zeugen, damit die verfinſterſten Menſchen es nicht wieder verkennen, ſondern glauben möchten. Das wahre Licht war vielmehr dasjenige, welches, da es in die Welt kam, die Erleuchtung der ganzen Welt zu bewirken ſuchte. Dieſes Licht, das ſich in einer gewiſſen Perſon zeigte, war nun wohl in der Welt, die durch die erleuchtende Gottheit gemacht war, aber doch kannte es die Welt noch nicht, es zeigte ſich deutlicher den Seinigen, aber dieſe nahmen im allgemeinen dieſe Perſon nicht an. Diejenigen, die es aber thaten und daran glaubten, erhielten den Vortheil, daſs ſie Kinder Gottes wurden, ohne daſs das Geburtsrecht in Betracht kam. Doch iſt es Gott allein, dem man dieſe Kindſchaft, dieſe neue Geburt zu verdanken hat. Um dieſes alles nun noch näher zu erklären, da die bisherige Erzählung noch unverſtändlich iſt, wird nun im 14 v. noch hinzugeſetzt: *denn die Vernunft iſt Fleiſch geworden*, oder *die Vernunft iſt nämlich Fleiſch geworden*; και wird hier in der Bedeutung *denn* oder *nämlich* genommen, und das Ganze beziehet ſich auf die beiden hiſtoriſchen Nachrichten, die vorher bemerkt ſind. Die Vernunft, der Verſtand, die Weisheit Gottes, die Gott ſelbſt war, worin Leben, Kraft und Wirkſamkeit war, die den Menſchen Licht und Unterricht ertheilte, die alſo auch nach der zweyten Erzählung, das Licht war, welches die Welt erleuchtete; dieſe Vernunft, dieſes Licht (beides iſt nämlich daſſelbe) iſt Fleiſch geworden, die erleuchtende Vernunft und Weisheit Gottes hat ſich mit einem Menſchen vereinigt und darin offenbart. In dem Verfolg nimmt der Vf. εσκηνωσεν im unbeſtimmten Sinne, und verſteht den Ausdruck nicht bloſs von der bleiben-

den Wohnung, die mit der Menschwerdung der göttlichen Vernunft anfing, sondern von der stets noch fortgesetzten Wohnung dieses Lichts unter den Menschen. Der Sinn des Ganzen wird also bestimmt: die göttliche Vernunft hat dadurch, dass sie sich mit einem Menschen vereinigt hat, ihre Wohnung unter den Menschen aufgeschlagen, und fliesst von lauter Gnade über; sie lehrt die wesentlichsten Wahrheiten auf das allerreinste, und setzt alle nöthige Dinge, Zusagen, Pflichten, Wahrheiten in das hellste Licht, im Gegensatz gegen das mosaische Gesetz v. 17. Auch das folgende και εθεασαμεθα wird in der unbestimmten Zeit genommen. Der Vf. sagt: ob gleich Johannes mit diesen Worten auf die Verherrlichung Jesu auf dem Berg gezielt haben mag, so drückt er sich doch so aus, dass dabey die Herrlichkeit nicht ausgeschlossen wird, welche noch in der im Fleisch geoffenbarten göttlichen Vernunft anschaulich war. Nachdem nun der Vf. die ersten 14 Verse auf diese Weise als allgemeine Einleitung zum folgenden nach dem buchstäblichen Sinne näher entwickelt hat, beantwortet er noch die Fragen: Woher ist dieser Stil, der sich so sehr von dem planen und einfachen Stil, in dem Verfolg von v. 15. an unterscheidet, entlehnt oder entstanden, und welches ist wohl der Grund, dass der Evangelist diesen Stil in der Vorrede gebraucht? In Ansehung des ersten wird bemerkt, dass diese Art sich auszudrükken mit dem Sprachgebrauch in den Sprüchwörtern und den apokryptischen Büchern übereinstimme, und dass dieser von unserer Art zu denken und zu sprechen abweichende Stil zu der Zeit Johannes gebräuchlich und verständlich gewesen sey. Johannes scheint dem Vf. sogar absichtlich die Vorrede in diesem Stil geschrieben zu haben. Der Evangelist hatte Gelegenheit gehabt, bey seinem Aufenthalt in Judäa, auf Patmos und in Asien die philosophischen Begriffe seiner Zeitgenossen kennen zu lernen. Er wollte ihnen also zeigen, was eigentlich Wahrheit in diesem Begriffe sey, und wie man in einem guten Sinn auf diese Weise sprechen könne. Ja dass selbst die Erscheinung Jesu in der Welt und der Hauptinhalt seiner Lehre, dazu gedient habe und noch diene, um diese hohen, unsinnlichen Dinge in ein helleres Licht zu setzen, als irgend von jemand vorher geschehen sey. 2) *Proeve eener verklaring van Jesaj.* 52, 13 - 15. *en* 53. S. 485 — 531. Auch dieser Versuch enthält mehrere eigenthümliche Bemerkungen, ob gleich die Erklärung, die der Vf. im Ganzen befolgt, bekannt genug ist. Nachdem er aus dem Zusammenhang gezeigt hat, dass die Erniedrigung und Erhöhung Zions und Jerusalems, wovon in dem vorhergehenden geredet wurde, den prophetischen Dichter veranlasste, auch an die Erniedrigung und Erhöhung derjenigen Person zu denken, die Gott als seinen Knecht, zum König über sein Reich dereinst anstellen und erheben würde, sucht er aus dieser Verbindung darzuthun, dass schon dieser Uebergang von dem Reiche Gottes zu dem König desselben auf den Messias hinleite und also hier eine Weissagung von Jesus Christus zu finden sey. Der Vf. giebt zuerst eine Uebersetzung der ganzen Stelle, wobey er zugleich die verschiednen Abschnitte und den Inhalt derselben am Rande bemerkt. Er erinnert dabey, dass dieses Orakel für die Zeitgenossen des Jesaias ganz natürlich räthselhaft seyn und erst durch Geschichte aufgeklärt werden musste. Was man davon von der wirklichen Erfüllung habe verstehen können, könne man allenfalls aus Luk. 2, 34. 35. sehen. Nach der Geschichte wurden aber alle diese Räthsel in Jesus Christus vollkommen aufgelöst. Der Vf. sucht dieses nun in dem Verfolg näher zu zeigen. v. 4. wird von den Heilungen Jesu erklärt, wie Matth. 8, 17., die *Michaelische* Erklärung wird mit Recht bestritten. Allerdings weicht man von dem hebräischen Sprachgebrauch ab, wenn man hier eine Beschreibung von den Sünden und ihren Strafen sucht. Bey v. 5. wird bemerkt, dass das Wort מוסר den Begriff einer richterlichen That oder Strafe nirgends ausdrücke, sondern blos Züchtigung bedeute. *De tugtiging onzes vredes is op hem* heisse daher so viel: die Züchtigung dient zu unserm Heil, zu unserm Besten. חבורה im Singular weiss der Vf. nicht besser als durch *bestrieming* auszudrücken; *door zyne bestrieming wordt hy genezing voor ons.* v. 6. wird als eine treffende Schilderung von dem sittlichen und gottesdienstlichen Zustand der jüdischen Nation und von dem Aufruhr der Juden gegen Jesum betrachtet. Der Vf. übersetzt:

Onze gansche menigte is gelyk de schaapskudde,
Wy dwaalen een jeder naar den weg onzer aangezigten;
En Jehova doet op hem aanloopen
De verkeerdheid onzer gansche menigte

Das letzte wird also erklärt: Gott liess es nach dem Weg seiner Vorsehung zu, dass alle die irrigen und von einander abweichenden Parteyen der Juden sich gegen Jesus vereinigten. v. 7. wird übersetzt: *De Eisch wordt gedaan, en hy, hy wordt verdrukt* und auf die Forderung der Juden Jesum zu kreuzigen und die vergeblichen Bemühungen des Pilatus gedeutet. Rec. darf dem Vf. nicht weiter in seiner Entwickelung dieses Orakels folgen. Dies wenige wird auch schon hinreichend seyn, den Gang des Vfs. zu charakterisiren. 3) *F. V. Reinhard verhandeling over de voorzeggingen, welke Christus, terwyl hy op deze aarde verkeerde, aangaande zyne Opstanding gedaan heft.* Von dem Inhalt dieser Abhandlung braucht Rec. nichts zu sagen, da das Programm den deutschen Gelehrten schon lange bekannt ist.

Die jedem Stück angehängten Berichte enthalten manche interessante Nachrichten. Im *zweyten Stück* des *zweyten* Jahrgangs findet man eine ausführlichere Nachricht von den *weitern Bemühungen der Niederländischen Missionsgesellschaft* zur Verbreitung des Christenthums besonders unter den Heiden. *Kicherer*, der mit *Scholz* aus Afrika zurück gekommen ist, hatte doch 6 bis 700 Hottentotten an dem Zak-rivier schon dahin gebracht, dass sie sich den Ackerbau angelegen seyn liessen. In der Kirche, die er eingerichtet hatte, wurde Sonntags dreymal Gottesdienst gehalten. Die Gemeinde bestand aus 83 Getauften, und in der Schule wurden täglich etwa 100 Kinder im Lesen und Schreiben

ben unterrichtet. An dem Orangefluss ist bereits eine Gemeinde von 800, bey welcher Cramer und Anderson arbeiten. Der Missionar Kok ist noch sieben Tagereisen weiter gesandt, er arbeitet an dem Kroemansrivier, wo selbst der König eines grofsen Volks dem Missionsgeschäfte günstig ist; van der Kemp hat seinen Aufenthalt zu Bethelsdorf an dem kleinen Zwartkopsrivier u. s. w. Von der *Bildungsanstalt der vereinigten Gemeinde der Taufgesinnten zu Amsterdam* wird im *dritten* Stück Nachricht gegeben. Der Prof. *Hesselink* hält hier den Studierenden Vorlesungen, wovon acht Jünglinge jährlich eine Unterstützung von 450 Gulden geniefsen. In dem *fünften* Stück wird eine Uebersicht von den *Collegien der Jesuiten in Rufsland* und den darin befindlichen Ordensgliedern gegeben. Nach einer andern Nachricht hat das *Missionsgeschäft in Bengalen* einen guten Fortgang. Die Exemplarien des N. T. in bengalischer Sprache waren bereits alle ausgetheilt, und man beschaftigte sich schon mit einer neuen verbesserten Ausgabe. Auch sind verschiedene kleine Stücke in die Hindostanische Sprache übersetzt, um sie in den westlichen Provinzen zu vertheilen. In dem *sechsten* Stück findet man den Bericht und Entwurf eines Beschlusses des Staatsraths wegen der Geistlichen in Frankreich unter dem Namen Väter des Glaubens, und der Gesellschaften unter dem Namen das geheiligte Herz von Portalis. Aus dem *dritten* Jahrgang bemerken wir nur folgendes: In dem *ersten* Stück steht eine Nachricht von dem Zustand der theologischen Studien auf der Universität Harderwyk, und der schlechten Beschaffenheit der Gemeinden in dieser Gegend. Im *zweyten* Stück wird aus einem Brief von 1802. eine Nachricht von dem traurigen Zustand und den Bedrückungen der Protestanten in Ungern gegeben. Im *dritten* Stück wird von den Veränderungen auf der Universität zu Harderwyk und den theologischen Vorlesungen daselbst Bericht erstattet. In dem *vierten* und folgenden Stücken wird etwas, was auf der *Synode zu Gröningen* 1805. vorgefallen ist, erzählt. Die Klasse von de Marne schlug eine Verbesserung der Liturgie vor, um die Taufhandlung feyerlicher zu machen, der weltliche Commissarius fand es aber bedenklich und unterdrückte den Vorschlag. Das *fünfte* Stück giebt Nachricht von dem besondern Gottesdienst, den man für die Armen zu Rotterdam und York eingerichtet hat. In dem *sechsten* Stück wird von dem Zustand des öffentlichen Gottesdienstes in Frankreich etwas bemerkt, desgleichen über die Einrichtung des theologischen Studiums zu Leyden.

FRANKFURT a. M., b. Eichenberg: *Reden bey der Einführung des neuen Gesangbuches in den protestantischen Gemeinen zu Stollberg bey Aachen gehalten*, nebst einer kurzen Reformationsgeschichte beider Gemeinen. 1804. 115 S. gr. 8. (10 gr.)

Es gewährt dem durch die Gegenwart beunruhigten Gemüthe eine wohlthätige Erquickung, wenn es sich bisweilen den stillen religiösen Betrachtungen überlässt, und vergleichende Blicke auf die Vergangenheit und Gegenwart wirft. Vorliegende Blätter — zwey Reden und eine kurze Reformationsgeschichte — sind nicht ungeschickt, diesen doppelten Zweck zu befördern. Hr. *Hein. Sim. van Alpen* sucht in einer Predigt über Kol. 3, 16. *den wahren Werth und die rechte Beschaffenheit des öffentlichen Kirchengesanges zu zeigen.* Die Veranlassung gab ihm die Einführung des neuen gemeinschaftlichen Gesangbuchs in der Kirche auf Finkenberg in Stollberg bey Aachen, am 20 Febr. 1803. Diese Predigt sagt in einer würdigen Sprache viel Beherzigungswerthes. S. 4. werden die Vorwürfe berührt, die man vielen unsrer ältern Kirchenlieder mache. Rec. findet sie zum Theil gegründet; bekennt aber auch, dafs vielen unsrer neuen oder verbesserten Lieder eben so viel an Kraft und Salbung abgehe, als man ihnen an geläuterten theologischen und moralischen Begriffen zu geben gesucht hat. Eben so verfallen aber auch viele unsrer neuesten Kunstjünger und Kunstrichter in den entgegengesetzten Fehler, und finden nur das Veraltete, Holperichte — wenn es einen Anstrich von mystischer Salbung hat — vortrefflich. Einige für köstlich ausgegebene geschmacklose alte und wieder aufgewärmte Lieder bestätigen dies hinlänglich. Was S. 7. behauptet wird: „dafs gerade der *protestantische* Gottesdienst *am meisten in Verfall* gerathe," das möchten wir nicht so allgemein hin zugeben. Freylich der *Gottesdienst* wird bisweilen vernachlässigt; bey den Katholiken wird für die Aufrechthaltung dieses *Dienstes* vielleicht mehr gesorgt; aber dafs unter den Katholiken, die schon zufrieden sind, wenn sie eine Messe angehört haben, mehr wahre *Gottesverehrung*, als unter den Protestanten statt finde, — wer könnte dies behaupten? Auch der Rec. hat oft, wenn er bedachte, „dafs in ganz Frankreich und Holland blofs die *Psalmen* gesungen werden, welche, wenn man einige erhabene Gedanken ausnimmt, fast keine einzige christliche Wahrheit enthalten, sondern lauter Fluchpsalmen sind," (S. 24.) mit freudigem Dank an sein deutsches Vaterland gedacht, das so manchen herrlichen Liederdichter weckte, der religiöse Gefühle zu entflammen wufste. Dafs jedoch unsere Kirchengesänge eine poëtische Sprache haben müssen, dafs sie den Singenden zu sich erheben, sich aber nicht zur Alltags-Verständlichkeit herab lassen müssen, das hätte von dem Vf. noch bemerkt werden sollen. In der *zweyten* Predigt über Ps. 96, 1. zeigt Hr. *Joh. Reisig* die *Verbindlichkeit rechtschaffener Christen, die Gelegenheiten zum Gebrauche und zur Einführung neuer guter Religionsgesänge zu ergreifen und zu benutzen.* Diese Predigt wurde bey der Einführung des neuen gemeinschaftlichen Gesangbuches in der Kirche auf Kreuzberg in Stollberg bey Aachen am 27. Febr. 1803. gehalten. Der historische Rückblick auf die Liederdichter der Vorzeit in dem Eingange thut eine gute Wirkung; überhaupt aber haben wir auch diese Predigt ihres Gegenstandes würdig gefunden, und mit Theilnahme gelesen. Statt des in dieser und der vorigen Predigt öfter vorkommenden Ausdrucks *Protestanten*

ſtanten würden wir lieber *Evangeliſche* geſagt haben. Doch wollen wir nicht über Worte mit den beiden wackern Vffn. ſtreiten.

Auf dieſe Predigten folgt III. eine *kurze Reformationsgeſchichte der beiden proteſtantiſchen Gemeinen in Stollberg bey Aachen*, von Hn. *S. van Alpen*. Eine ſchätzbare Beygabe zu dieſen Predigten. Mit inniger Freude ſieht man, wie die gereinigte Lehre ſiegt über die Gewalt des Aberglaubens und Fanatismus. Mehrere charakteriſtiſche Züge aus dem Jahrhunderte der Reformation beleben dieſe einfache Darſtellung. Auffallend aber war es uns zu leſen, daſs die, dem verdienſtvollen evangeliſchen Bürgermeiſter *Joh. Kalkberner* im J. 1616. zu Aachen errichtete Schandſäule, zur Schande der Stadt Aachen, noch in den neueſten Zeiten ſtehen konnte, und *zweymal* von den Franzoſen, das erſtemal unter *Dümourier*, und das zweytemal, als ſie von neuem geſiegt hatten, niedergeriſſen werden muſste. Auf dieſe Geſchichte folgt S. 84 f. die Reihe der *evangeliſch lutheriſchen* Prediger zu Stollberg, von *Johannes Guldenus*, aus Ziegenhain in Heſſen, an, bis zu dem jetzigen verdienten Prediger *Joh. Reiſig*, aus Amſterdam. S. 90. folgen die *evangeliſch reformirten* Prediger von *Wilhelm Cappel* an bis auf den Vf. dieſes Aufſatzes, Hn. *v. Alpen*, welcher im J. 1799. ſeine Antrittspredigt hielt. Mögen ſich die evangeliſchen Kirchen noch lange ihrer Blüthe erfreuen, und keine Macht ihnen ihr durch Mühe, Schweiſs und blutige Kämpfe errungenes Kleinod — das Kleinod der Gewiſſensfreyheit — entreiſsen!

LEIPZIG, b. Feind: *Baruch; oder über die Doxologieen der Schrift.* Von *Johann Friedrich Haberfeldt*, zeitherigem Paſtor zu Neukirch im Meiſsniſchen, zukünftigem Superint. zu Eckartsberga. 1806. X u. 205 S. 8. (18 gr.)

Hr. *H.*, der ſich ſchon durch die Fortſetzung einer von *Nitſch* angefangenen Arbeit: *Vorleſungen über die klaſſiſchen Dichter der Römer. Dritter* Th. Leipzig 1800. bekannt gemacht hatte, tritt, ſo viel Rec. weiſs, hier zum erſtenmal als Schriftſteller im theologiſchen Fach auf. Sein Verſuch, den er, laut der Dedication an ſeine Gönner im Oberconſiſtorio in Dresden, zur Probe ſeiner erworbenen Kenntniſſe und zum Beweis ſeiner Dankbarkeit, öffentlich bekannt machte, iſt auch nicht übel gerathen, und läſst erwarten, daſs der Vf. bey fortgeſetztem Fleiſs und Nachdenken auch etwas zu liefern im Stande ſeyn werde, das der Aufmerkſamkeit der gelehrten Theologen in einem vorzüglicheren Grade werth ſeyn dürfte, als die gegenwärtige kleine Schrift, die noch zu ſehr das Anſehen einer Probeſchrift an ſich trägt. Daſs Hr. *H.* über ſeinen Gegenſtand viel geleſen habe, beweiſet jede Seite dieſes Verſuchs. Obgleich aber der Hauptinhalt deſſelben nur für das Reſultat einer ſorgfältigen Lectüre gehalten werden kann und eigentlich nichts enthält, was dem Sachkundigen einigermaſsen neu ſeyn könnte: ſo hat er doch die vorhandenen Materialien ſo verarbeitet, daſs ſie nicht als eine bloſse Compilation erſcheinen. Unter folgenden Rubriken hat Hr. *H.* das Ganze abgehandelt: I. Urſprung der Doxologie. II. Weitere Ausbildung der Doxologie nach David's Zeiten. III. Gebrauch der Doxologie in den Synagogen. IV. Chriſtliche Doxologieen.

Der ausführlichſte Theil iſt die Abhandlung Nr. *III.*: Gebrauch der Doxologie in den Synagogen S. 58 — 121. Der Vf. fühlte ſelbſt, daſs dieſe Abhandlung eigentlich nicht hieher gehöre; er fügte ſie aber bey, um einen ſchicklichen Uebergang vom alten zum neuen Teſtamente zu haben. Dazu hätte es aber keiner ſolchen unverhältniſsmäſsigen Weitläuftigkeit bedurft. Es war genug, wenn einige der am meiſten charakteriſtiſchen Formeln ausgehoben und kräftig, wie ſie ſelbſt ſind, überſetzt wurden. Die hier mitgetheilten Ueberſetzungen und die wenigen beygefügten Anmerkungen beweiſen aber, daſs das orientaliſche Studium des Vfs. Stärke nicht ſey. Ueberhaupt würde er, bey gröſserer Bekanntſchaft mit dem orientaliſch-helleniſtiſchen Sprachgebrauch manche Stelle anders erklärt haben. Der Verſuch (S. 21.), die den Pſalmen, womit ſich ein Buch ſchlieſst, angehängten Doxologieen ſo zu erklären, daſs ſie mit dem Sinn der Pſalmen ſelbſt in Verbindung geſetzt werden können, läuft im Grunde doch nur auf eine Spielerey hinaus und bringt den Exegeten um nichts weiter.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

MAGDEBURG, b. Keil: *Predigtentwürfe über freygewählte Texte.* Ein *homiletiſches Handbuch* nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit, von *B. S. Walther*, erſtem Prediger an der Johannis-Kirche in Deſſau. 1804. XII u. 548 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Man findet in dieſer Sammlung zwar keine neuen, oder überraſchenden Hauptſätze; aber auch die bekanntern, z. B. *von der Friedfertigkeit; von der Standhaftigkeit im Vertrauen auf Gott; von der Schadenfreude; von dem Laſter des Geizes; warum wir auch allen böſen Schein meiden müſſen*, werden durch die Anſicht die ihnen der Vf. giebt, zum Werthe des Neuen erhoben. Vorzüglich iſt ihm gelungen, was er in der Vorrede als ſeinen Hauptzweck bey dieſen Entwürfen erklärt. „Es war mein angelegentliches Beſtreben, *lichtvolle, richtige* und überhaupt mit den *erforderlichen Eigenſchaften verſehene* Dispoſitionen zu liefern. An Licht darf es in einem Predigtentwurfe nicht fehlen. Es muſs auch, wenn gleich in demſelben kein Feuer zu ſeyn braucht, ſich doch *Wärmeſtoff*, der bey der gehörigen Ausführung, Wärme und Feuer geben kann, darin befinden." Wir haben dieſs in allen Dispoſitionen dieſer Sammlung mit Vergnügen gefunden. Auch hat der Vf. dadurch, daſs er nicht die *ganz* tabellariſche Form, bey welcher *alle* Sätze durch verſchiedene Zahlen und Buchſtaben von einander unterſchieden werden, ſondern eine lebendigere Form wählte, Steifheit und Trockenheit vermieden.

ed by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. April 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

AMSTERDAM, b. Allart: *Pharmacopoea Batava.* 302 S. gr. 8. Vorrede, Conſpectus u. Regiſter noch 104 S. (3 Guld. 9 Stüb.)

Der Name der Männer: *Brugmanns*, *Drieſen*, *Vrolik*, *Deimann* und *Ten Haaff*, welchen die Ausarbeitung einer Bataviſchen Pharmacopöe übertragen war; die Theilnahme, womit ſelbſt die Regierung dieſs medicinal-polizeyliche Geſchäft behandelte und die öffentliche Bekanntmachung der bey derſelben darüber gepflogenen Verhandlungen; der alte und einigermaſsen brittiſche Geiſt, der vielleicht in den Aerzten und im Arzneyweſen Hollands noch wehte und der neue Bataviens, der ſich vielleicht dem Genius des franzöſiſchen Arztthums anſchmiegte, alles dieſs machte, daſs die Erſcheinung derſelben mit Sehnſucht erwartet wurde. Die von den Vffn. (den 1800. während der Ausarbeitung derſelben geſtorbenen *Ten Haaff* ausgenommen) unterzeichnete Vorrede erzählt die Veranlaſſung und die Geſchichte dieſes Werks und erklärt die bey der Abfaſſung derſelben befolgten Grundſätze. Der verdienſtvolle Arzt *van Heekeren* veranlaſste den Miniſter des öffentlichen Unterrichts, *van Kooten*, in deſſen Miniſterium er als Secretär angeſtellt war, bey dem damaligen Gouvernement auf die Einführung eines allgemeinen Apothekerbuchs anzutragen, und zufolge dieſes Antrags erhielten die oben genannten Aerzte, im Anfang des Jahrs 1799., zur Abfaſſung eines ſolchen Werks den Auftrag; im Februar 1803. überreichten ſie ihre vollendete Arbeit der Behörde, und endlich am 25. Februar des Jahrs 1805. erſchien die am Ende der Pharmacopoe beygedruckte Bekanntmachung des Staats-Bewind, zufolge welcher das Werk gedruckt und geſetzlich eingeführt werden, von demſelben zwey Ausgaben, eine in groſs Quart auf Royal-Schreibpapier mit breiten Rändern für die Apotheken, und die andere in groſs Octav (die vorliegende) aufgelegt und eine Ueberſetzung deſſelben in die Landesſprache beſorgt werden ſoll. In Rückſicht der Auswahl der Arzneymittel ſagen die Vff. in der Vorrede, daſs ſie alle diejenigen aufgenommen, welche durch einen langen Gebrauch allgemein gebilligt worden; bey der Auswahl unter den übrigen hätten ſie nicht eine zu ſtrenge Cenſur beobachten, ſondern lieber der Gewohnheit, der Achtung, die viele noch für die Vorſchriften der ältern Aerzte hegen, und der Meinung berühmter Praktiker, ob ſie gleich auf Vorurtheilen zu beruhen ſchienen, etwas nachgeben wollen: denn hier wirke eine genaue Erfahrung und vernünftige Beurtheilung mehr als Geſetz. Und wenn die Praktiker noch einige Arzneymittel vermiſſen ſollten: ſo ſeyen die Apotheker verbunden, ſie anzuſchaffen; die in der Pharmacopöe aufgenommenen müſsten aber in jeder Apotheke der gröſsern Städte vorräthig ſeyn. Für die Apotheken kleiner Städte und auf dem Lande haben die Vff. wieder eine Auswahl gemacht und diejenigen Arzneymittel, welche in dieſen geſetzmäſsig vorräthig gehalten werden ſollen, durch curſiven Druck und Vorſetzung des Zeichens † beſtimmt. Von den Bereitungsarten der chemiſchen und zuſammengeſetzten Arzneymittel wurde diejenige Vorſchrift gewählt, nach welcher das Mittel, von verſchiedenen Perſonen und zu verſchiedener Zeit bereitet, ſowohl in Rückſicht ſeiner Eigenſchaften als ſeiner Wirkſamkeit immer gleich ausfiel, und die ſich durch Einfachheit, Leichtigkeit und wo möglich auch Wohlfeilheit empfahl. Die Vff. verſichern, alle von den Schriftſtellern vorgeſchlagenen Bereitungsarten, ſo viel ſie gekonnt, nicht blofs theoretiſch, ſondern auch praktiſch geprüft und ſich nicht einmal bey dieſer chemiſchen Prüfung beruhigt, ſondern die Wirkſamkeit und Vorzüge derſelben auch am Krankenbette unterſucht zu haben. Daher, daſs ſie viele von verſchiedenen Chemikern vorgeſchlagene und in die Diſpenſatorien anderer Länder auch aufgenommene Bereitungsarten nicht benutzten, weil (nach ihrer Anſicht) die Erfahrung der Aerzte und der Wundärzte nicht für ſie ſprach. Die chemiſche Reinheit und die den geläuterteſten chemiſchen Geſetzen angemeſſene Bereitungsart der Arzneymittel halte mit der ärztlichen Kraft derſelben nicht immer gleichen Schritt. Oft liege in Etwas, das bey der Bereitung eines Arzneymittels unbedeutend ſcheint, ja ſelbſt eben in einer den chemiſchen Grundſätzen nicht angemeſſenen Bereitungsart der Grund von der ärztlichen Heilſamkeit des Mittels. Aus dieſen Urſachen haben die Vff. auch wenig auf die äuſserliche Feinheit, ſchöne und genaue Kryſtalliſation, Farbe u. dgl. *(quibus imbecilli animi delectantur??)* geſehen, wenn ſie den mindeſten Verdacht hatten, das Mittel könne dadurch an ſeiner Wirkſamkeit verlieren. Zwar hat auch Rec. die Erfahrung mehrmals gemacht, daſs ein Mittel nach neuer echt chemiſcher Bereitungsart ihm das nicht mehr leiſtete, was es ihm nach der alten unchemiſchen geleiſtet hatte; z. B. das verſüſste Queckſilber, der weiſse Queckſilberniederſchlag; die *Pharm. batava* ſcheint ihm hierin aber zu weit zu gehen; wenigſtens verdienen alsdann ſolche, nach der jetzigen Chemie fehlerhaft bereitete Mittel keinen neuchemiſchen Namen, denn es iſt ihnen dann insge-

Digitized by Google

mein noch Etwas beygemiſcht, was dieſer nicht bezeichnet. Leider haben die Vff. ihre *Pharmacopöe* gröſstentheils wieder mit einer neuen Terminologie ausgeſteuert; die, wenn ſie auch der neuern Chemie höchſt angemeſſen, deutlich und kurz iſt, doch immer den Fehler hat, dafs durch ſie die chemiſch-pharmaceutiſche Nomenclatur von neuem angeſchwellt wird, ſo dafs ſie endlich das menſchliche Gedächtniſs überſchwemmen und der Sprache der Chineſen gleich werden mufs. Gut noch, dafs zur Verhütung der Verwechſelung jedesmal auch der bisher in den niederländiſchen Apotheken gebräuchlichſte lateiniſche Trivialname hinzugeſetzt und auch die Benennungen des Mittels in der *Edinburger*, *Londner*, *Amſterdammer* und in der *Preuſsiſchen* Pharmacopöe hinzugefügt worden. Beſonders haben die Vff. bey ihrer Umbildung der Nomenclatur der metalliſchen Mittel den Grad der Oxydation auszudrücken geſucht; insgemein geſchah dieſs auch in der *Pharm. boruſſica*, nur in einer andern Wortfügung, die aber, da ſie einmal da war, ganz gut auch in der *Pharm. batava* hätte beybehalten werden können, wenn die Vf. dem Vergnügen hätten entſagen wollen, neue Namen einzuführen: denn welchen wichtigen Vorzug hat denn die bataviſche Benennung *Oxydum hydrargyri nitratum* und *Oxydulum hydrargyri Hahnem.* vor der preuſsiſchen *hydrargyrum oxydatum rubrum* und *hydrargyrum oxydulatum nigrum?* Wenn bey pharmaceutiſchen Mittelſalzen das eine ein Oxyd und das andere ein Oxydulat enthält, ſo zeigt der bataviſche Name zur Unterſcheidung des verſchiedenen Oxydationsgrads nur das *Oxydulat* an, und läſst bey dem andern das Wort: *Oxydum* weg: ſo heifst z. B. das verſüſste Queckſilber: *Murias hydrargyri oxydulati*, der Queckſilberſublimat aber nur *Murias hydrargyri*. Iſt von einem oxydirten Metall nur ein einziges Präparat in die *Pharm. bat.* aufgenommen: ſo haben die Vff. das Wort, das den Oxydationsgrad bezeichnet, immer weggelaſſen. Die Vff. brachten alſo der Kürze die Gleichförmigkeit ihrer Terminologie zum Opfer, gaben dadurch zugleich den Hauptzweck der neuchemiſchen Terminologie, dafs man aus dem Namen ſogleich die Beſtandtheile des Compoſitums erſehen könne, auf, und ſetzten ihre Terminologie einer ſteten Veränderlichkeit aus; weil, wenn z. B. in Zukunft ein Arzneymittel gebräuchlich wird, das oxydirtes Eiſen enthält, der Eiſenvitriol ſeinen jetzigen Namen *ſulphur ferri* in *ſulphur ferri oxyduli* verändern mufs. Neutralſalzen, die einen Ueberſchufs an Säure haben, ſetzen ſie das Wort *acidulum*, und wenn das Kali überſchieſst, das Wort *alcalinum* bey, welches Wort ſie auch zur Unterſcheidung der ungeſättigten kohlenſauren Salze brauchen, z. B. *tartris potaſſae acidula*, *boras ſodae alcalinum*, *carbonas potaſſae alcalinum*. Die grammatiſche Verbeſſerung, womit die Vff. ihre Terminologie, nach dem Genius der Sprachen, woraus die Wörter herſtammen, ausgezeichnet haben, iſt dankenswerth und verdient Nachfolge: die mit der Endigung *as* gebildete Termen brauchen ſie im Neutrum, die mit *is* im Föminınum und das Wort *Alkohol* im Maſculinum. Der nach der Vorrede auf 50 Seiten folgende *Conſpectus* ſcheint dem Rec. überflüſſig zu ſeyn, es iſt weiter nichts als ein chemiſch-ſyſtematiſches Verzeichniſs aller in die *Pharmacopöe* aufgenommenen Mittel, wo der alte Name dem neuen gegenüber ſteht. Die *Einleitung (prooemium)* giebt erſt das gewöhnliche Apothekergewicht und unter der Ueberſchrift: *Pondera nova*, das neue im franzöſiſchen Stil an, und erklärt das Verhältniſs beider gegen einander, das durch eine dem Werk ſelbſt angehängte Tabelle noch allgemeiner und deutlicher beſtimmt wird. Da die Vff. ſehr oft die ſpecifiſche Schwere des Weingeiſts bey den pharmaceutiſchen Proceſſen beſtimmt haben: ſo enthält die Einleitung auch eine Beſchreibung der Natur, der Verfertigungsart und des Gebrauchs eines geſetzlichen *Araeometers*, deſſen Verhältniſs zu einem im Jahr 1792. von den Inſpectoren des damaligen Amſterdamer Collegium medicum eingeführten und zu dem *Beaumé'ſchen* Araeometer auf einer dem Werk angehängten Tabelle, neben welcher auch die Inſtrumente ſelbſt abgebildet ſind, angegeben wird. Der Terminus *Hygrometer*, deſſen ſich die Vff. als ſynonym mit Araeometer bedienen, wird eigentlich vorzüglich nur zur Benennung der Luftfeuchtigkeitsmeſſer gebraucht, öfter hat aber Rec. das Wort: *Hydrometer*, von welchem hier aber gar kein Gebrauch gemacht worden iſt, zur Bezeichnung der eigentlichen Araeometer gefunden. Die Einleitung ſchlieſst ſich mit einem Verzeichniſs der *Reagentien*, welche in den Apotheken bereitet werden ſollen; zwar werden die Subſtanzen, auf welche ſie reagiren, angeführt, aber weder die genaue Bereitungsart noch die Reactionsweiſe derſelben iſt angegeben. Die Pharmacopöe ſelbſt iſt in *drey* Abſchnitte getheilt: der *erſte* enthält die ſogenannte *Materia pharmaceutica*, oder die rohen und auch die zubereiteten Mittel, welche der Apotheker nicht ſelbſt bereitet. Die Vff. verſichern, einem jeden Mittel eine Beſchreibung beygefügt zu haben, die hinreiche, die Echtheit derſelben zu beurtheilen und ſie von verfälſchten zu unterſcheiden. Zwar mögen dieſe Beſchreibungen meiſtentheils reichhaltiger als in der *Pharm. boruſſica* ſeyn; aber vollſtändig und hinreichend ſcheinen ſie Rec. für ihren Zweck noch lange nicht, ſie ſetzen gröſstentheils in den Hülfswiſſenſchaften ſehr bewanderte Apotheker voraus und dieſe ſind in der bataviſchen Republik doch gewifs ſo ſelten als in Deutſchland; und wären es alle Apotheker, ſo würden dieſe Beſchreibungen in den Diſpenſatorien überflüſſig ſeyn. Rec. dünkt es am rathſamſten, entweder gar keine Kennzeichen der Echtheit und der Verfälſchungen in die Pharmacopöen aufzunehmen und die Apotheker dafür verantwortlich zu machen, wenn ſie ſich dieſelben nicht aus andern Schriften verſchafft haben, was aber grofse, obgleich noch nicht gehörig gekannte Nachtheile veranlaſſen würde, oder ſie ſo umſtändlich und deutlich anzugeben, als es z. B. im *Lippiſchen Diſpenſatorium* geſchehen iſt. Was nützt es dem gewöhnlichen Apotheker, wenn die Vff. z. B. beym *Bleyweiſs* anführen: *adulteratio cum creta per acidum muriaticum exami-*

examinetur? und beym *Weineſſig: Adulterationes cum acido ſulphurico, muriatico aliisque per reagentia dijudicentur?* Auf eine Menge von Verwechſelungen und Verfälſchungen haben die Vff. nicht einmal aufmerkſam gemacht, z. B. beym *Schwerſpath* fehlt die Verwechſelung mit Kalk-, Fluſs- und Bleyſpath, beym *Schwefel* iſt deſſen Verunreinigung mit Arſenik nicht angegeben, beym *engliſchen Salz* fehlt die Vermiſchung mit Glauberſalz, bey der *Jalappenwurzel* die Verfälſchung mit der Gichtrübe, und der Betrug der Groſshändler, vor dem Verkauf das Harz aus derſelben auszuziehen; es mangelt die Verwechſelung oder Vermiſchung des *Waſſerfenchels* mit Waſſermark- oder Wüterichſamen, die Prüfung der *Tamarinden* auf Kupfer, die Kennzeichen des *engliſchen Bibergeils*, die Merkmale eines unreinen *Phosphors* u. ſ. w.: denn Rec. mag die Beyſpiele zur Schonung des Raums nicht vermehren, da jeder ſie leicht bey einer Vergleichung mit dem *Lippiſchen Diſpenſatorium*, dem *Dörffurtſchen Apothekerbuch* und andern hieher gehörigen Schriften finden kann. Eine Kritik der Auswahl ſcheint ein vergebliches Geſchäft, denn die Vff. können ſich dagegen immer auf ihre Erklärung in der Vorrede berufen; aber damit doch der ärztliche Geiſt, der in dieſer Auswahl weht, einigermaſsen aus dieſer Anzeige bekannt werde, will Rec. einige ſeiner Bemerkungen hier anführen. Was ſoll das *Oxydum cobalti cum terra ſilicea (ſmalte)* in einer Pharmacopoe? wozu noch der *lapis haematit.*, der *bezoar orient.*, die *chelae cancrorum* neben dem *lapid. cancror.?* und da *abrotanum, acetoſa vulgaris, beccabunga, rad. chinae, ſemen cucumis, melonum, hb. meſembryanth. cryſtall. nepetae, ſaturejae, cortex tamariſci* u. dgl. aufgenommen worden ſind, warum fehlen wohl *rad. caric. arenar., ononidis paeoniae, pimpinell. alb., cort. caſſiae cinamomeae, cort. caſſiae ligneae, hb. anagallid., hb. chenopod. mexican., hb. eryſimi, lyſimach. purp., fol. ledi paluſtr., ſabinae*, der *viſcus quernus*, die *flor. acaciae, millefol. nob.*, die *nuces been.* (deren Oel der Ranzigkeit am wenigſten unterworfen iſt), die *baccae berber.* (wegen der Aepfelſäure), die *faba St. Ignatii*, die *fruct.* und *nuclei jugland.*, die *ſiliqua vanigl.*, die *reſina hederae?* Warum ſind bey *quercus robur* die *glandes* und bey *citrus medica* der *ſuccus* übergangen worden? Warum fehlen die *termicae, hirudines, limaces* und *ova gallinacea* und das *facch. lactis?* Die neuern botaniſchen Berichtigungen in Rückſicht der Mutterpflanzen verſchiedener ausländiſchen Mittel ſind auch nicht benutzt, welchen zufolge die *rad. ipecacuanhae* nicht von der *pſychotria emet.*, ſondern von der *cephaëlis ipecacuanh. Vahlii* gewonnen wird; die Mutterpflanze vom *cort. anguſturae* die *Bonplandia trifoliata Willdenow.*, vom *cort. peruv. ruf.* nicht die *chinchona officinal.*, ſondern die *chinchona lancifolia Mutis.*, vom *cort. chinae reg.* die *chinch. cordifol. Mutis.* und vom *cort. chinae rubr.* die *chinch. oblongiflora*, von der *Quaſſia* die *Picrania excelſa*, vom *Opium* das *papav. orientale*, vom *Sandarac* die *Thuia articulata Vahl.* und vom *Tacamahac* die *Burſera gummifera L.* iſt. Was mag die Vff., die ſonſt nichts weniger als neuerungsſüchtig ſind, beſonders bewogen haben, die *reſina lutea novi Belgii* aufzunehmen? wenn ſie doch auch die Charakteriſtik derſelben beſſer und näher beſtimmt hätten als ſie ſchon bekannt iſt!

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Cramer: *Dictionnaire géographique et topographique des treize Départemens qui compoſaient les Pays-Bas autrichiens, les Pays de Liège et de Stavelo; les Electorats de Trèves, Mayence et Cologne, et le Duchés de Juliers, Gueldre, Clèves* etc. *réunis à la France.* Rédigé par *Charles Oudiette*, Ingénieur-Geographe, d'après l'approbation du Gouvernement, et préſenté à S. M. l'Empereur des Français le 30. Fructidor An XII. 1804. I. Partie. LII u. 365 S. II. Partie. XX u. 356 S. gr. 8. Mit 2 Karten.

Mit Sehnſucht erwartete man früherhin dieſes mit Genehmigung der Regierung ausgearbeitete, und ſchon vor geraumer Zeit angekündigte Werk, das eine Lücke in der neufranzöſiſchen Topographie auszufüllen verſprach, da die neu vereinigten 13 Departemente von Belgien und dem linken Rheinufer bisher zu den minder bekannten Theilen des heutigen groſsen franzöſiſchen Reichs gehörten; da aber ſeither in mehrern Werken, beſonders in *Herbin's Statiſtique générale et particulière de la France* T. V. und in *Prud'homme's Dictionnaire univerſel de la France* ſehr gute und genaue ſtatiſtiſche, geographiſche und topographiſche Nachrichten von den gedachten 13 Departementen mitgetheilt worden ſind: ſo iſt das Intereſſe unterdeſſen geſunken; doch iſt es immer ein dankenswerthes Unternehmen, wenn es gleich nicht ganz die Erwartung befriedigt.

In der Vorrede ſpricht der Vf. (er ſcheint noch ein junger Schriftſteller zu ſeyn) mit vieler Selbſtgenügſamkeit von ſeiner Arbeit. Er ſagt z. B. gleich Anfangs, es gebe noch gar kein geographiſches Wörterbuch, das, wie das ſeinige, *alle* Ortſchaften eines Landes aufgezeichnet enthielte; ſein hier geliefertes Werk ſey alſo das *einzige* in ſeiner Art!! — Er ſagt ferner, da er nichts als die hiſtoriſchen Angaben aus gedruckten Schriften entlehnt, und alles Uebrige theils aus eigenen Beobachtungen, theils aus archivaliſchen Nachrichten, die ihm aus dem Archive des Miniſters des Innern mitgetheilt wurden, niedergeſchrieben, und dabey bloſs Karten benutzt habe: ſo könne man von ſeinem Werke nicht die möglichſte Vollkommenheit fordern u. ſ. w. — Dennoch glaubt er, daſs ſein Werk die hervorſtechendſten Vorzüge beſitze, und Notizen enthalte, die man nirgends anderswo finde u. ſ. w., wobey er auch nicht vergiſst, der groſsen Mühe und Koſten zu gedenken, die ihm dieſe Arbeit verurſacht habe.

Das Werk beginnt S. VII. mit einer Einleitung, welche zuerſt eine ziemlich kurze und flüchtige Ueberſicht der Länder, die das ſogenannte *Belgien* oder die

ed by Google

die vormaligen öſtreichiſchen Niederlande, nebſt Lüttich und Stablo, und den von der Bataviſchen Republik abgetretenen Landſtrichen an der Maas und an der Mündung der Schelde ausmachten, und dann eine nicht viel beſſere Ueberſicht der einzelnen neun Departemente, in welche dieſe Länder jetzt abgetheilt ſind, enthält. In *Herbin's Statiſtique* (T. V.) ſind dieſe Ueberſichten vollſtändiger und beſſer dargeſtellt; auch ſind daſelbſt die Angaben der Volkszahlen neuer, obgleich *Herbin's* Werk früher (1803.) erſchien, als das von *Oudiette*. Hierauf folgt nun das *topographiſche Wörterbuch der neun belgiſchen Departemente*, welchem am Ende ein Nachtrag von kleinen Ortſchaften und einzelnen Höfen beygefügt iſt, von welchen der Vf. nichts angeben konnte, als das Departement, in welchem ſie liegen.

Um den Leſern einen deutlichen Begriff von der Art zu geben, wie unſer Vf. die Topographie der einzelnen Ortſchaften abhandelt, wollen wir den erſten beſten Artikel von einer kleinen Stadt ausheben, und denſelben mit dem gleichen Artikel von *Prud'homme (Dict. univ. de la Fr.)* vergleichen.

Oudiette.

Aerschot, kleine Stadt in dem nördlichen Theile des Dep. der Dyle, Bez. von Löwen, ehmals im Herzogthum Brabant. Sie war der Hauptort des Herzogth. *Aerſchot* und einer alten Maierey, deren Titel und Eigenthum dem Hauſe *Aremberg* gehörte.

Die Stadt hat nebſt ihrem Zugehör ungefähr 3000 Einw. und war ſchon vor der Errichtung der Präfecturen Hauptort eines Kantons.

Es war hier vormals eine Kollegiat-Kirche, ein Kapuziner- und ein Franziskanerkloſter; ein Frauen-Priorat Auguſtiner-Ordens, ein Hoſpitaliterinnenkloſter und ein Beguinenhaus.

Prud'homme.

Aerschot, Stadt (Dep. der Dyle), Bez. von Löwen, Hauptort eines Kantons, an der Demer, 9 Kilom. (2¼ franz. Meilen) von Montaigu, 15 Kil. (3¾ fr. M.) N. O. von Löwen, 38 Kil. (8¼ fr. M.) O. N. O. von Brüſſel.

Die Franzoſen forcirten ihre Linien im J. 1705., nahmen ſie im J. 1746. ein, und behielten ſie bis zum J. 1748., wo ſie ſie wieder verloren; aber im J. 1793. bemächtigten ſie ſich ihrer wieder, ſo wie der übrigen Städte von Brabant, die jetzt zur franzöſ. Republik gehören. Vor der Aufhebung der Geiſtlichkeit war hier eine Pfarrkirche, die zum Sprengel von Mecheln gehörte, eine

Oudiette.

Die Stadt wurde zu verſchiedenen Malen von den Franzoſen eingenommen, beſonders im J. 1746., aber zurückgegeben im J. 1748. Es war hier ehmals ein feſtes Kaſtell, von welchem jedoch nur noch der *Aurelianusthurm* übrig iſt.

Sie liegt an der Demer, 3 franz. Meilen N. O. von Löwen, und in gleicher Entfernung W. von Dieſt, an der Straſse zwiſchen dieſen beiden Städten. Länge 26° 10′, Breite 51° 4′.

Prud'homme.

Kollegiatkirche mit 14 Canonicis, ein Kapuzinerkloſter von den Bogards? ein Auguſtinerinnen-Priorat, zum St. Nicolausberg benannt, ein Kloſter von grauen Schweſtern, und ein Beguinenkloſter. — Das Gebiet von Aerſchot bringt hauptſächlich Roggen, Gerſte, Hafer und Heidekorn hervor; der Wieſewachs iſt vortrefflich und weit beſſer, als in den übrigen Gemeinden dieſes Kantons. Fabriken und Handel giebt es hier beynahe gar nicht. Die Stadt hat bloſs drey Bierbrauereyen, einige Wachholderbranntwein-Brennereyen und eine Mahlmühle. Volksmenge: 2301, Poſtamt: Löwen.

Auf ähnliche Art ſind beynahe alle Artikel abgefaſst; die bedeutendern Städte ſind jedoch ausführlicher, und folglich auch befriedigender beſchrieben; doch hat *Prud'homme's* Werk hierin immer noch den Vorzug, daſs ſeine Angaben beſtimmter und ausführlicher ſind, auch die Producte und Fabricate durchaus genauer angegeben werden.

Der *zweyte* Band enthält auf gleiche Weiſe die allgemeine Ueberſicht der vier Rheindepartemente, und dann die Topographie derſelben in alphabetiſcher Ordnung, die jedoch etwas magerer ausgefallen iſt, als die der neun belgiſchen Departemente. S. 119. folgt: *Dénombrement général des villes, bourgs, villages et autres lieux, qui compoſent les treize Départemens réunis de la Belgique et de la rive gauche du Rhin, avec l'indication de ces Départemens, leurs Arrondiſſemens et Cantons*, worin eine Menge Ortſchaften aufgeführt ſind, die in den beiden topographiſchen Wörterbüchern fehlen. Am Ende werden noch Verbeſſerungen nachgetragen. — Die beiden Karten ſind unbedeutend; ſie ſtellen bloſs die alten und neuen Begränzungen mit den Hauptſtädten dar.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Pirna*, b. Friese: *Die Zahnſchmerzen*, oder zuverläſſige Mittel, ſich von denſelben zu befreyen, ſie mögen aus hohlen Zähnen oder Flüſſen entſtehen, nebſt einem Unterrichte, wie man die Zähne bis ins hohe Alter geſund und ſchön erhalten kann. Von einem praktiſchen Arzte. 1805. 56 S. 8. (6 gr.) — In dem *erſten* Abſchnitte unterſcheidet der Vf. die mehrerley Arten von Zahnſchmerzen nach den verſchiedenen Urſachen, von welchen ſie entſtehen; zeigt bey einer jeden Art, wodurch ſie zu erkennen, und von einander zu unterſcheiden, und endlich wodurch ſie zu heben ſind. Um den Leſer zu überzeugen, daſs die Fälle, wo das Ausziehen der Zähne nöthig iſt, eine ſehr genaue Unterſcheidung eines kunſtverſtändigen Mannes erfordern, trägt er die Lehre von dem Beinfraſse der Zähne vor, und zeigt, daſs der Beinfraſs entweder an der Krone des Zahns Statt finde und dann entweder trocken oder feucht ſey, oder an der Wurzel, oder, was ſonſt der Winddorn genannt wird, in dem Kanale des Zahns. Bey der erſtern Art widerräth der Vf. das Ausziehen des Zahns, bis er ganz unbrauchbar geworden iſt, und giebt einige Mittel an, welche bey den von dieſer Art entſtehenden Schmerzen anzuwenden ſind. Bey den beiden letztern Arten des Beinfraſses, die gewöhnlich von innern Urſachen herkommen, empfiehlt er hingegen das Ausziehen. Dieſen ganzen gut gearbeiteten Abſchnitt hat Rec. mit Vergnügen geleſen. Nicht weniger zweckmäſsig iſt der *zweyte* Abſchnitt von der Sorge für die Erhaltung der Zähne.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. April 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

AMSTERDAM, b. Allart: *Pharmacopoea Batava.* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 80. abgebrochenen Recenſion.*)

Der *zweyte* Abſchnitt enthält die chemiſch zubereiteten Arzneymittel, nicht bloſs aber die, welche man ſonſt im Gegenſatz der Galeniſchen ſo nannte, ſondern auch viele von dieſen letztern, nämlich die Pflanzenſolutionen, die Extracte und Syrupe, weil deren Bereitung doch auch in einer gewiſſen Verwandtſchaft mit den chemiſchen Grundſätzen ſteht. Sie ſind nicht alphabetiſch, ſondern nach chemiſchen Abtheilungen geordnet, die den Apothekerzöglingen den Weg zu der Kenntniſs desjenigen Theils der theoretiſchen Chemie zeigen ſollen, worauf ſich die Pharmazie gründet. Rec. findet ſolche nach der eben geltenden chemiſchen Theorie gemodelten Abtheilungen in den Pharmacopoeen unzweckmäſsig; davon abgeſehen, daſs es noch keine allgemein geltende Theorie der Chemie giebt, und daſs faſt in jedem Luſtrum eine neue aufgeſtellt wird, alſo die ſyſtematiſchen Eintheilungen in den Pharmacopoeen auf ſehr unſichern und veränderlichen Gründen beruhen, gehören ſolche wiſſenſchaftliche Schnörkel nicht in ein Buch, das Norm und Geſetz für die Praxis der Apothekerkunſt ſeyn ſoll, und eigentlich die Kenntniſſe ſchon vorausſetzt, die dadurch befördert werden ſollen. Genauigkeit und Strenge in der Auswahl, ſowohl in Rückſicht der Aufnahme, als der Vorſchriften zu den zubereiteten Mitteln, nach den bisher in den Pharmacopoeen befolgten Maximen, darf, nach der oben angeführten Erklärung der Vff., hier nicht erwartet werden; auf chemiſche Reinheit machen die Vff., nach ihrer eignen Erklärung, keinen Anſpruch; auch ſcheinen ſie manche, ſeit der *Pharm. boruſſica* von gelehrten und erfahrnen Pharmaceuten angegebene beſſere Bereitungsarten gar nicht beachtet zu haben. Eine detaillirte Angabe und Beurtheilung der Eigenheiten dieſes Abſchnitts muſs Rec. jedoch den der Pharmazie eigentlich gewidmeten Zeitſchriften überlaſſen; er hat hier kaum noch Raum genug, ſo viel davon anzuführen, als nöthig iſt, die Leſer mit dem Genius des Ganzen bekannt zu machen. Er will alſo nur die Abtheilungen *Acida* und *Hydrargyrum* einzeln durchgehen, und dann noch einige curſoriſch gemachte Bemerkungen beybringen. Aus welchem ärztlichen Grunde mag die *flüſſige ſchwefelichte Säure (acidum ſulphuroſum)* beybehalten, und bey Bereitung derſelben nicht auch, wie bey andern gaſichten Deſtillationen, der Woulfſche Apparat vorgeſchrieben worden ſeyn? Unter *acidum ſulphuric. depurat.* verſtehen die Vff. das bis zur Weiſse gekochte Vitriolöl; das Wort *depuratum* gebührt dieſer Säure noch nicht; warum nicht lieber, wie das Lippiſche Diſpenſ.. ſie bloſs durch den Beyſatz *album* bezeichnet? Das *acid. ſulphuric. purum* (oder das eigentliche *depuratum*) laſſen die Vff. wieder aus dem verkäuflichen Vitriolöl bereiten; kürzer und minder ſchwierig würde dieſe Reinigung durch die Deſtillation des vorräthigen gebleichten geſchehen. Beſſer wäre es, das *acid. ſulphuric. dilut.* nach einer beſtimmten ſpecifiſchen Schwere zubereiten zu laſſen: denn da die reine Vitriolſäure nicht immer gleich ſtark iſt: ſo wird dieſes Mittel, wenn man es nach Theilen zuſammenmiſcht, bald mehr bald weniger diluirt ſeyn. Da in den bataviſchen Apotheken ein geſetzlicher Aräometer eingeführt iſt: ſo wäre eine ſolche Vorſchrift leicht ausführbar geweſen. Sowohl bey *acidum nitroſum* (rauchender Salpeterſäure), als bey *acid. muriaticum* (rauchender Salzſäure) hätte eine Tabulatretorte, und auſser der Woulfſchen Geräthſchaft noch eine Luftcommunicationsröhre vorgeſchrieben werden ſollen; ohne dieſe ſichert, wie *Dörffurt* mit Recht bemerkt, dieſer Apparat nicht immer gegen das Zurückdrängen des Waſſers, womit die Röhre der letzten Flaſche geſperrt iſt. Es verräth einen Mangel an Genauigkeit, daſs die Vff. zum *acid. nitroſ. nitras potaſſae puri* vorſchreiben: da ihr gereinigter Salpeter, der hier doch wohl verſtanden wird, nicht *purum*, ſondern *depuratum* heiſst; ſo ſchreiben ſie auch zur Bereitung des *nitras hydrarg. liquid.*, *acid. nitricum purum* vor, ohne daſs dieſs Beywort beym *acid. nitric.* ſteht. Auch hätte nicht bloſs gebleichte, ſondern gereinigte Vitriolſäure vorgeſchrieben werden ſollen: denn wozu ſoll das *acidum nitroſum* hier, wenn es nicht zu chemiſchen Zwecken da ſteht? und dann muſs es durchaus rein ſeyn. Da die Vff. das Deſtillat keiner beſondern Reinigung unterwerfen: ſo ſetzt Rec. voraus, daſs ſie es aus reinen Ingredienzen bereitet haben wollen. Auch das *acidi nitric.* (ſauren Salpetergeiſt) laſſen ſie zwar aus gereinigtem Salpeter, jedoch nur mit gebleichter Vitriolſäure und gemeinem Waſſer deſtilliren, aber doch zu chemiſchen Zwecken wieder über Silberſalpeter abziehen. Das *acid. muriatic. dilutum* (ſauren Salzgeiſt) laſſen die Vff. aus einem Theil ſtarker Salzſäure und zwey Theilen Waſſer zuſammen miſchen; auch hier gilt die Bemerkung, die Rec. oben beym *acid. ſulphur. dilut.* machte. Warum mochten die Vff. das *acid. nitricum* nicht auf dieſelbe Art, und warum das *acid. muriaticum oxygenat.* noch aus den einzelnen Ingredienzien deſtilliren.

Digitized by Google

liren, und nicht kürzer durch Abziehen der ſtarken Salzſäure über Braunſtein bereiten laſſen? Das *acid. nitro-muriatic.* (Königswaſſer) gehört eigentlich in keine Pharmacopöe. Das *acid. borac.* wird auf dem bekannten naſſen Wege, und das *acid. acetoſum* (deſtillirter Eſſig) auf *Lowitzens* Art mit Kohlenpulver, und das *acid. aceticum* (Eſſigſäure) nach *Weſſendorf* vorgeſchrieben. Beym *acid. tartaroſum* (Weinſäure) iſt das Verhältniſs der Kreide zum Weinſtein nicht beſtimmt, ſondern nur ſo viel zur Sättigung nöthig, und auf 3 Pfd. Weinſtein 1 Pfd. Vitriolſäure vorgeſchrieben; auch iſt die preuſsiſche Benennung deſſelben: *acid. tartaricum*, nicht angeführt. Vom *acid. benzoicum* wird ſowohl die Bereitung durch Sublimation als durch Auskochung angegeben, wozu? da dieſs Mittel ohnehin wenig ärztlichen Ruf hat. *Acid. ſuccinicum:* der Bernſtein ſoll mit dem dritten Theile Sand vermiſcht, und bis zum Glühen des Retortenbodens deſtillirt werden; des im Retortenhals ſich anklebenden Salzes wird nicht erwähnt, die Reinigung geſchieht bloſs durch Auflöſen in warmem Waſſer. Das Verhältniſs der Vitriolſäure zum Knochen bey der Bereitung des *acid. phoſphoric.* iſt noch faſt das *Nicolas*'ſche, nämlich 4 Pfd. Knochen und 2 Pfd. 2 Unzen Säure. *Zitronenſäure*, *Kohlenſäure* und *Ameiſenſäure* ſcheinen bey den bataviſchen Aerzten nicht in Anſehn zu ſtehn. Unter *oxydulum hydrarg. nigrum* ſchreiben die Vff. ein, als Heilmittel wenigſtens, dem Rec. unbekanntes Präparat vor: ein Theil verſüſstes Queckſilber wird eine Stunde lang in 20 Theilen Waſſer gekocht, und dieſe Abkochung ſo oft wiederholt, bis das Gilbwurzpapier vom abgegoſſenen Kalkwaſſer geröthet wird; dann ſoll das ſchwarze Pulver ausgeſüſst und langſam getrocknet werden. Soll dieſs Mittel *Moſcati's ſchwarzen Queckſilberkalk* erſetzen? *Oxydalum hydrarg. Hahnem.*; nichts eignes. *Oxydum hydrarg. nitrat.* und *oxyd. hydrarg. completum:* die Vff. laſſen mit Queckſilber geſättigte Salpeterſäure in einem Kolben mit Vorlage ſo lange kochen und ſich verkalken, bis die Maſſe eine ſchwarzrothe Farbe angenommen hat; dieſe Maſſe, die erkaltet glänzende rothe Schuppen darſtellt, ſey der *merc. praecipit. ruber officinar.*, und ſoll durch fortgeſetzte Calcination, bis man keine Salpeterſäure mehr riechen kann, darnach durch Abkochung in zehn Theilen deſtillirtem Waſſer, und endlich durch eine einige Stunden lange warme Digeſtion mit einer kleinen Quantität Pflanzenlauge von allem ihr vielleicht noch anhängenden Queckſilberſalpeter befreyt, das Pulver mit lauem Waſſer wohl ausgeſüſst, getrocknet, und als *Oxydum hydrargyri* an einem dunkeln Orte aufbewahrt werden. *Sulphuretum hydrarg. nigr. (aethiops mineral.). Nitras hydrarg. liquid.* Drey Theile *oxyd. hydrarg. nitrat.* werden in vier Theilen *acid. nitric.* aufgelöſt; wenn dieſe Auflöſung mit zwölf Theilen deſtillirtem Waſſer verdünnt wird, giebt ſie den *liquor nitrat. hydrarg.*, ein Surrogat des *liq. mercurial.* der Amſterd. Pharm. *Murias hydrargyri:* ein Theil Queckſilber in Salpeterſäure aufgelöſt und bis zur Trockne abgedunſtet, ſoll mit fünf Theilen verkrachten Kochſalz und mit eben ſo viel verkalchten Eiſenvitriol ſublimirt werden; ſollten wirklich die Verſuche der Vff. für dieſe Bereitungsart entſchieden haben? *Murias hydrarg. oxydulati* (verſüſstes Queckſilber): 4 Theile Aetzſublimat und 3 Th. Queckſilber nur einmal ſublimirt, und hernach in einer Salmiakauflöſung ausgekocht. *Acetis hydrarg. (merc. aceticus)* nach der Londner Pharm. *Tartris hydrarg. (tartar. mercurial). Nitras hydrargyro-ammoniacale. Blacks* aſchgrauer Queckſilberkalk nach der Edinb. Pharm. (wozu, da ſchon zwey ähnliche Kalke aufgenommen ſind?) *Murias hydrargyro-ammoniacale* (weiſser Queckſilberniederſchlag) nach *Baume;* kannten die Vff. *Trommsdorffs* Vorſchrift nicht, die ein gleichförmigeres Präcipitat liefert? *Murias hydrargyro-ammoniacale acerrimum* iſt der *hydrarg. muriat. fort. Pharm. Chir. Lond.* Das phoſphorſaure Queckſilber hat alſo den Beyfall der Vff. nicht erhalten, und allerdings iſt es auch bey den vielen vorrathigen Queckſilbermitteln zu entbehren; aber daſs nicht beſſer für die Reinheit der Baſis dieſer Mittel geſorgt iſt, kann Rec. nicht billigen; die Vff. ſchreiben zwar insgemein *hydrargyrum purum* vor: da ſie aber keine chemiſche Reinigung des verkäuflichen Queckſilbers vorgeſchrieben haben: ſo wird der Apotheker bey Bereitung dieſer Mittel höchſtens ſolches Queckſilber nehmen, das dem im *erſten* Abſchnitt beſchriebenen am nächſten kommt. Enthielte dieſe Beſchreibung auch die chemiſchen Proben der Reinheit: ſo könnten ſich die Vff. entſchuldigen, daſs ſie *hydrarg. purum* vorſchreiben, ohne im *zweyten* Abſchn. *hydrarg. depuratum* oder *purum* angegeben, und dadurch verhütet zu haben, daſs kein mit Zinn, Bley oder Wismuth verunreinigtes Queckſilber zu den Präparaten angewendet werde; ſo aber iſt der Mangel eines *hydrarg. depurati* oder *puri* im *zweyten* Abſchn. etwas auffallend, zumal da ſie einen *phoſphor. depuratus* (durch Schmelzung im Waſſer) aufnahmen, obgleich die Verunreinigungen des Phosphors minder bedenklich, und er auch minder gebräuchlich iſt. Das *aqua hydro-ſulphurata* (geſchwefeltes Ammonium) wird noch nach *Rollo* vorgeſchrieben; oder ſollte *Göttling* die Vff. zu dieſer Vorſchrift vermocht haben? Nicht nur *vollkommen kohlenſaures Gewächs-* ſondern auch *Mineralalkali* iſt aufgenommen, und wird vermittelſt des Woulfſchen Apparats bereitet. Die *acetis ammoniae liquida* (Minders Geiſt) wird bloſs durch Sättigung des deſtillirten Eſſigs verfertigt!! Das *ſchwarze Eiſenoxyd* ſoll nach *van Mons* bereitet werden. Das *ſalzſaure Eiſen* wird aus einer wieder zur Trockne abgedünſteten Auflöſung des Eiſenſaffrans in Salzſäure ſublimirt. Zum *Brechweinſtein* wird Algarottpulver genommen. Auf die *rothe Chinarinde*, die jetzt doch kaum mehr echt zu haben iſt, ſcheinen die Vff. viel zu halten: denn ſie haben neben dieſen Präparaten aus der braunen auch von jener Decoct, Extract (weiches und hartes), Syrup, Reſine und Tinctur. Aufser dem *Sydenham. Laudan.* haben die Vff. noch ein *vinum opii fortius*, worin zwey Unzen gereinigtes Opium in 16 Unzen ſpaniſchem Wein und 4 Unz. Wein-

Digitized by Google

Weingeiſt aufgelöſt iſt. Unter den 31 *einfachen Tincturen* ſind 11 kalt digerirte. Warum die *Tinct. valerian.* unter den warm- und die *T. abſynth. cort. aurant.* und *benzoes* unter den kalt digerirten? Die Bereitungsart dieſer Tincturen iſt auf zwey Tabellen angegeben, wo die Stärke des Weingeiſtes nach Graden, deſſen Quantität und die Digeſtionszeit beſtimmt iſt. Bey jedem *Spiritus* iſt auch der Grad des Weingeiſtes angegeben, den er vor und nach der Deſtillation haben ſoll. — Der *dritte* Abſchn. enthält die nicht chemiſchen Arzneymittel (die 5 Conſerven im *zweyten* Abſchn. hätten wohl auch hieher gehört). 8 Pulver, 3 Latwergen, 3 Trochiſcen, 4 Pillenmaſſen, 4 Liquoren, 21 Salben und 16 Pflaſter; bey den Bley- und bey den Kräuterpflaſtern ſind die neuern Verbeſſerungen derſelben nicht genutzt. Bemerken muſs Rec. wohl noch, dafs dieſe Pharmacopöe keine Vorſchriften zu Infuſionen, Oelzuckern, kalt bereiteten Extracten, Mixturen, Julepen und Species enthält; ſind dieſe Formen in der bataviſchen Republik nicht üblich? Auch vermiſst er die *Schwefelmilch*, den *geröſteten Schwamm*, *Boraxweinſtein*, *liquor corn. cerv. ſuccinat.*, *Myrrhenextract*, das *Bleycerat*, den *Mandelſyrup* u. ſ. w., für welche Rec. ſehr gern noch das *Sulphurat. ammoniac.* (*Spirit. Beguini*), da geſchwefeltes Ammonium vorräthig iſt, die *extract. rad. bardan.*, *ſaſſaparill.*, *cort. geoffroyae*, den *gr. menth. criſp.*, da *gr. menth. pipér.* da iſt, und noch mehrere, für deren Nahmhaftmachung kein Raum mehr iſt, entbehrt. Verſchiedene Zubereitungen ſind aus der preufsiſchen, der Edinburger und der Amſterdamer Pharmacopöe genommen, aber ſie ſind jedesmal ausdrücklich angezeigt, und das konnten die Vff., die bey Abfaſſung dieſes Werks, nach ihrer individuellen Ueberzeugung, es ſey der beſte, ihren eignen Weg giengen, im Gefühl ihres Werths leicht thun.

Leipzig, b. Hinrichs: *Ueber die Wirkung des Opiums*, als unentbehrliches Reiz- und Heilmittel in der Arzneykunſt, nebſt einer *neuen Theorie der Natur der Entzündungen*, *Convulſionen*, *des Schlafs und des Wachens*, von *J. F. Chartet*, aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen überſetzt von Dr. *W. G. Becker*. 1805. 122 S. 8. (14 gr.)

Die vorliegende Schrift enthält für den deutſchen Leſer durchaus nichts neues oder merkwürdiges: in ſo fern ſie von den Wirkungen des Opiums ganz im Geiſte des roheſten Brownianismus handelt, kann ihr Inhalt in einer Menge deutſcher Schriften, mit welchen das Publicum vor einigen Jahren gleichſam überſchwemmt wurde, wörtlich nachgewieſen werden. — Die neuen Theorieen der Entzündung, Convulſionen, des Schlafs und Wachens ſind aus *Röſchlaub* und *Niemeyer* entlehnt. Von eigenen Erfahrungen und Verſuchen iſt gar die Rede nicht. — Wie der Ueberſetzer den Vf. einen kühnen und vorurtheilsfreyen Denker in der Vorrede nennen konnte, begreift Rec. nicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Göttingen*, b. Dietrich: *Wilh. Liebſch* — *Commentatio de Criſibus, ſive de medicae Criſium doctrinae in artem medendi influxu*, in certamine literario Acad. Georg. Aug. d. 4 Jun. 1803. praemio a rege Brittan. Aug. conſtituto ab illuſtr. med. ordine ornata. 58 S. gr. 4. (8 gr.) — Rec. erwartete ſogleich bey der Aufſtellung der Preisfrage von der mediciniſchen Facultät in Göttingen keine pragmatiſche Beantwortung derſelben; eine ſolche kann nur aus der Fülle der Erfahrung geſchöpft, ſie kann nur von einem Arzte gegeben werden, der ſelbſt ſchon vieles beobachtet hat. Von einem Jünglinge, am Ende der akademiſchen Laufbahn, kann man nicht mehr fordern als fleiſsige Compilation und zweckmäſsige Zuſammenſtellung fremder Erfahrungen. Dieſer Forderung hat der Vf. dieſer Schrift ziemlich entſprochen; bey einem deutlichern Vortrage und einer reinern Sprache würde er ſich den ungetheiltern Beyfall ſeiner Leſer haben verſprechen können. Die ganze Abhandlung zerfällt in *zwey* Abtheilungen, die pathologiſche und therapeutiſche.

In der *erſten* werden in *zwey* Abſchnitten die Entſtehung und Ausbildung der Lehre von der Kriſis und den kritiſchen Tagen und eine Beurtheilung der ältern Meinungen vorgetragen. Der *erſte* Abſchnitt enthält in gedrängter Kürze und guter Ordnung die Verhandlungen der ältern Aerzte über dieſen Gegenſtand. Als die gewöhnliche Anſicht wird folgende angegeben: Kriſis iſt der plötzliche Uebergang der Krankheit zur Geſundheit, der von einer oder mehreren in die Sinne fallenden Ausleerungen begleitet wird. Lyſis die allmählige Hebung der Krankheit ohne merkliche Ausleerung. Die Krankheiten werden in drey Stadien, der Rohheit, Kochung und Kriſis abgetheilt; in dem erſten erregt der in der Säftenmaſſe liegende Krankheitszunder heftige Stürme, durch welche derſelbe entweder bezwungen wird oder unter denen die Natur erliegt. Im zweyten Stadium wird der Krankheitsſtoff verarbeitet, verbeſſert und zur Ausſcheidung im dritten Stadium geſchickt gemacht. Die Ausleerungen treten an beſtimmten Tagen ein, ſie werden durch Vorboten verkündet, die ihnen ebenfalls in fortgeſetzten Entfernungen vorausgehen. Dieſs iſt die Baſis der Lehre von den kritiſchen und anzeigenden Tagen, von welchen der Vf. die Ueberſicht nach *Sprengel* liefert. Zur Verrückung der Kriſen werden eigenthümliche Heilkräfte der Natur angenommen. — Dieſe Sätze werden im *zweyten* Abſchnitte beleuchtet. Die regelmäſsige Aufeinanderfolge der Symptome in Krankheiten (und ſomit Stadien überhaupt) wird durch die tägliche Erfahrung erwieſen, aber die Theorie, wodurch ſie erklärt werden ſoll, iſt unhaltbar. Es giebt Krankheiten, in welchen keine beſtimmte Krankheitsmaterie angenommen werden kann, manche Krankheiten werden ohne Ausleerungen geheilt und andere durch dieſelben verſchlimmert. Die Beſtimmung der kritiſchen und anzeigenden Tage iſt bey den Alten ſehr ſchwankend. Vorurtheile, der Einfluſs philoſophiſcher Syſteme u. ſ. w. haben Irrthümer eingeführt. Complicationen, Verſchiedenheit der äuſsern Umſtände u. ſ. w machen ein ſtätiges Geſetz unmöglich. Zur Bewirkung der Kriſen, zur Heilung mancher Krankheiten ohne Beyhülfe der Kunſt bedarf es keiner eigenthümlichen

Heil-

Digitized by Google

Heilkräfte der Natur, sie werden durch den Zusammenfluss der Kräfte überhaupt bewerkstelligt, vermöge deren der Organismus sich im Kampfe mit den Aufsendingen erhält. Was enthält die Lehre von den Krisen, der Erfahrung zufolge, wahres? Die Beobachtung der in Krankheiten gewöhnlichen Krisen erleichtert die Prognose und leitet das Heilverfahren sicherer. Nicht alle Krisen dürfen als blosse Symptome betrachtet, als Zeichen der wiederhergestellten Gesundheit angesehen werden. — Es giebt mehrere Krankheiten, in welchen durch die kritischen Ausleerungen sowohl Stoffe aus dem Körper geschafft werden, welche durch die Krankheit erzeugt würden, sie unterhielten und vermehrten, als auch solche, die ursprünglich das Uebelbefinden veranlassten. Es findet ein steter Wechsel der organischen Masse des belebten Körpers statt; alle Functionen der Organe stimmen dahin zusammen, dass die normale Mischung erhalten werde. Durch die Ausleerungen wird das untaugliche fortgeschafft. In Krankheiten wird durch die abnorme Thätigkeit der Organe, die Mischung der Säfte und somit die Beschaffenheit der ausgeleerten Stoffe verändert. Bey der Rückkehr der Gesundheit tritt die organische Masse wieder in die normalen Verhältnisse; hiezu können vermehrte, von der gewöhnlichen Beschaffenheit abweichende Ausleerungen am meisten beytragen. Wenn sie mit Erleichterung des Kranken vor sich gehen: so werden sie Krisen genannt. Kritische Ausscheidungen kommen nicht blos bey entzündlichen, aus vermehrter Kraftäusserung entstandenen Krankheiten vor, sondern man beobachtet auch öfters am Ende von sogenannten asthenischen Krankheiten vermehrte Ausleerungen. Man darf sie daher nicht allein als Mittel zur Mässigung der Kraftäusserungen betrachten, sondern man muss auch die durch sie vermittelten Veränderungen des organischen Stoffs berücksichtigen. Hieraus folgt, dass die kritischen Ausleerungen, wenn sie auch symptomatisch und blosse Zeichen der wiederhergestellten Gesundheit sind, nicht übersehen werden dürfen und zu den activen Symptomen gezählt werden müssen, die zur Verminderung und Hebung der Krankheit nothwendig sind. Das Stadium der Rohheit einer Fieberkrankheit fällt mit dem Anfang und der Zunahme zusammen, das der Kochung und Krisis mit dem Stande und der Abnahme. Die Zeichen der Rohheit äussern sich an den festen sowohl, als an den flüssigen Theilen. Anfangs sind die organischen Verrichtungen wenig gestört, allmählig entstehen heftigere Stürme. Die Ab- und Aussonderungen werden bedeutend verändert. Hat einmal die Krankheit ihr Höchstes erreicht: so schliessen wir aus der stufenweisen Mässigung und Abnahme der Zufälle, dass die Kochung geschehen sey; die Krämpfe der Aussonderungsorgane verlieren sich, es erscheinen reichliche eigenthümlich beschaffene Ausleerungen, die einen glücklichen Ausgang verkündigen. Der Zustand der Rohheit und Kochung kann nicht durch die Zeit bestimmt werden, sondern nur nach der eigenthümlichen Anlage einer jeden Krankheit. Das bisher Gesagte gilt mit Ausnahme der kritischen Ausleerungen auch von andern Krankheiten, die sich durch die Lysis endigen. Hierzu sind Krankheiten des Nervensystems geneigter als Krankh. des Gefässsystems und der davon abhängenden Ab- und Aussonderungsorgane. Die kritischen Ausleerungen sind vorzugsweise den acuten Krankheiten eigen, doch hat man sie auch bey chronischen beobachtet. — Nach den bisher vorgetragenen Sätzen ergiebt sich: dass die Krisen entweder als Symptom der Krankheit oder als Ursache der wiederkehrenden Gesundheit angesehen werden müssen. In dem letztern Falle wird durch die Krisis 1) die ursprüngliche und entfernte Ursache der Krankheit ganz oder zum Theil, oder 2) das Product der Krankheit aus dem Körper geschafft; das erste findet statt bey gastrischen Fiebern, die durch Ausleerungen gehoben werden; bey Krankheiten, die von einem Miasma erregt werden, das, durch die einsaugenden Gefässe aufgenommen, der Säftenmasse nicht assimilirt werden kann, und durch Ausschläge oder Schweisse auf die Haut geschafft wird; bey eigentlichen inflammatorischen oder sthenischen Krankheiten, die durch Blutflüsse, Durchfälle, Erbrechen, reichliche Schweisse u. s. w. geheilt werden. — Das Product der Krankheit wird aus dem Körper geschafft und dadurch die Heilung bewirkt, bey Entzündungen, die eine lymphatische Ausschwitzung zur Folge hatten; bey der Leberentzündung durch gallichtes Erbrechen oder Durchfall; bey der Wassersucht durch reichlichen Harnfluss. Die Schweisse nach der Fieberhitze führen die überflüssige latente Wärme des Körpers hinweg und beschränken dadurch die übermässige Consumtion des thierischen Stoffs (?).

Die *zweyte*, therapeutische Abtheilung zerfällt ebenfalls in *zwey* Abschnitte; in dem *ersten* wird die Anwendung der Krisenlehre auf die Prognose, in dem *andern* auf das Heilverfahren betrachtet. Die Prognose bezieht sich auf den Ausgang der Krankheit überhaupt, auf die Erscheinungen und Ausleerungen, welche denselben begleiten und auf die ganze Dauer der Krankheit. In Rücksicht auf den ersten Punkt genügt kein einzelnes von den Schriftstellern angegebenes Zeichen, sondern die Erscheinungen alle, welche die kritischen Bewegungen und Ausleerungen begleiten, müssen zusammen genommen werden. Ueber die Art der Ausleerung kann nur durch genaue Berücksichtigung der Natur und Form der Krankheit, des Alters, Geschlechts, der Gewohnheit des Kranken und der durch die Erfahrung bekannten Symptome, welche einer besondern Ausleerung eigenthümlich sind, etwas voraus bestimmt werden. In Hinsicht auf die Bestimmung der Dauer der Krankheit äussert der Vf folgendes. Das Ende der Krankheit wird nicht mehr ferne seyn, wenn die durch die Erfahrung bekannten Zeichen einer wohlthätigen Krisis erscheinen. Entzündliche Krankheiten enden früher als asthenische. Fieber von leicht zu entfernenden örtlichen Ursachen erfordern kurze Zeit zur Heilung. Der Grad des Fiebers, das Mass der Kräfte, die epidemische und endemische Constitution müssen genau berücksichtigt werden. Ueber die Anwendung der Krisenlehre auf das Heilverfahren fasst sich der Vf. ganz kurz, und erörtert folgende Sätze: Die Auswahl der in jeder Krankheit zu reichenden Arzneyen wird durch die Krisenlehre in so ferne geleitet, als man aus der Erfahrung weiss, welche Ausleerungen in bestimmten Fällen heilsam sind; diese müssen befördert und nachgeahmt werden. Je nachdem die kritischen Erscheinungen leichter oder schwieriger eintreten, müssen die Gaben der Arzneymittel vermehrt oder vermindert werden. Es giebt Krankheiten, die nach den Gesetzen des organischen Körpers stets durch kritische Ausflüsse geheilt werden; in diesen muss, so lange keine verderbliche Complication eintritt, kein Arzneymittel gegeben werden. Dahin gehören Pocken, Wasserpocken, Masern, Scharlach. — Rec. glaubt durch die bisherige Darstellung seine am Eingange geäusserte Erwartung gerechtfertigt zu haben. Wenn durch die vorliegende Schrift die Wissenschaft nicht weiter gebracht worden ist, wenn keine neuen Aufschlüsse über die Periodicität der Krankheit und die Wechselwirkung der organischen Systeme gegen einander (die nach des Rec. Dafürhalten einer philosophischen Behandlung der Krisenlehre zum Grunde gelegt werden muss) in ihr enthalten sind: so wird doch ein zu sehr in Vergessenheit gekommener Gegenstand durch sie wieder zur Sprache gebracht (deswegen auch ein ausführlicher Auszug geliefert wurde), und sie bleibt immer ein rühmlicher Beweis von dem Fleisse des Vfs.

Göttingen, b. Dietrich: *Dissertatio inaug. med. de Crisibus*, auctore *Joanne Georgio Runde*, Hasso-Casselano. 1803. 38 S. 8. (2 gr.) — Diese kleine Schrift enthält nur das allgemein bekannte über Krisen in aphoristischer Kürze und ziemlich guter Ordnung. Rec. hat in derselben weder etwas Eigenthümliches noch irgend eine kritische Beleuchtung gefunden, und glaubt deswegen, sich auf die blosse Anzeige ihrer Existenz beschränken zu müssen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. April 1807.

PÄDAGOGIK

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Allgemeine Pädagogik*, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet von *Johann Friedrich Herbart*, Prof. der Philos. zu Göttingen. 1806. 482 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

„Was man wolle, indem man erzieht, und Erziehung fordert: das richtet sich nach dem Gesichtskreise, den man zur Sache mitbringt." — So beginnt der Vf. die Einleitung. Dass man überhaupt etwas Wesenhaftes kräftig wolle und einen reinen freyen Gesichtskreis habe, nicht mit Schein und Tand die Zeit tödte und mit glänzendem Firniss den lebendigen Stamm umgebe, zur Verwesung in sich selbst, — dies unterscheidet den guten Erzieher vom schlechten. Gesundheit soll hervorblühen, wie der Vf. sagt, die auch dem schlimmen Wetter trotzen kann. Abhärten wollte wenigstens *Rousseau*, der Natur folgend; für die Welt erziehn *Locke*, menschlicher Conventionen gedenkend. „Aber es giebt Männer, welche die Welt kennen, ohne sie zu lieben; die ihre Söhne der Welt nicht entzogen, aber sie noch weniger darin verloren wissen wollen; und die voraussetzen, ein guter Kopf habe an seinem Selbstgefühl, seiner Theilnahme und seinem Geschmack die besten Lehrer, sich zur rechten Zeit in die Conventionen der Gesellschaft so weit zu fügen, als er *will*." Einem solchen Zögling gilt des Vfs. Erziehung. Wer aber erzieht, *erfährt nur, was er versucht*. Wo ist der Schlussstein seiner Erfahrung und seines Versuchs? Der Rückstand aller pädagogischen Experimente sind die Fehler des Zöglings im Mannesalter. Darum bedarf der Erzieher *Wissenschaft;* sie ist keine Brille, sondern ein Auge. Wäre indess die vollständige Wissenschaft des Erziehers, zu welcher eine Psychologie als die Verzeichnung der gesammten Möglichkeit menschlicher Regungen *a priori* gehörte, schon vorhanden: so würde sie doch nicht die Beobachtung des Zöglings vertreten können: denn das Individuum kann nur gefunden, nicht deducirt werden. Woran nun dem guten Erzieher bey dem Durchschauen menschlicher Gemüther gelegen seyn soll, das muss ihm wie eine Landkarte vorliegen, zur eignen Orientirung, welcherley Erfahrungen aufgesucht und bereitet werden sollen. Diese praktische Ueberlegung, welche allgemein für das Ganze, dem Vf. aber nur für die erste Hälfte der Pädagogik gilt, — deren zweyte Hälfte eine theoretische Erklärung der Möglichkeit der Erziehung in ihrer Begränzung durch die Wandelbarkeit der Umstände nebst jener schon erwähnten Psychologie enthält, — will der Vf. hier darlegen. — Erziehung ohne Unterricht ist ihm unmöglich, wer blos mit dem Bande der Empfindung den Zögling leitet, kennt oft nicht den tiefsten Winkel der jugendlichen Seele. Zum Unterricht gehört alles, was man irgend dem Zögling zum Gegenstande der Betrachtung macht, also auch die Zucht und Ordnung des Erziehers selbst. Sehr wahr gedenkt der Vf. des zwecklosen und unmöglichen Strebens der Erwachsenen, Kindern eine Kinderwelt zu bauen; der Blick des wohlangelegten Knaben geht, wenn er acht Jahre hat, über alle Kinderhistorien hinweg. Man gebe ihm lieber die Odyssee in die Hände, die klassische Kinderzeit der Griechen. Rec. kennt aus eigner Erfahrung die grosse Wirkung dieses Werks auf das jugendliche Gemüth. Wer als Knabe eine solche Welt, und als Fortsetzung ihr zunächst die spätere Geschichte griechischer Staaten kennen lernte: der verschmäht sicher den grossen, mit jeder Messe jung und alt werdenden Haufen deutscher Kinderschriften. Indem aber der Vf. den Homer mit dem Zögling in der Grundsprache gelesen wissen will, setzt er stillschweigend die Erziehung des Zöglings zu einem Gelehrten, oder zu einem höheren durch Gelehrten-Erziehung gebildeten Geschäftsmanne voraus. Dies ist auch in der That der vorherrschende Gesichtspunkt dieser Schrift, so wie die in derselben enthaltenen Anweisungen hauptsächlich für Privat-Erziehung passen, die allerdings in mancher Rücksicht die vollkommenste seyn muss, und der sich der Vf. mit reger Kraft und glücklichem Erfolge eine Zeit lang widmete.

Der Inhalt dieses Werkes und die philosophische Bestimmtheit der Schreibart reden für sich selbst. Rec. hat sich gefreut, in den Hauptsachen mit dem Vf. übereinzustimmen; wo er es minder konnte, liegt es vielleicht am Mangel näherer philosophischer Verständigung, oder an Verschiedenheit individueller Erfahrung. Unsern Lesern sey hier eine kurze Uebersicht gegeben.

Regierung muss den blinden Ungestüm der Kinder *unterwerfen*, ehe sich Spuren eines echten Willens bey dem Kinde zeigen. Weil dieser Ungestüm mit den Jahren wiederkehrt, ja sogar stärker wird, ist ein fortdauernder fühlbarer Druck für dieselben nöthig. Diese Regierung zählt zu ihren Massregeln zuvörderst *Drohung*. Sie ist unzuverlässig wegen der Schwachheit und des Leichtsinns der Kinder. Man hat daher lieber die *Aufsicht* empfohlen. Aber — Knaben und Jünglinge müssen *gewagt* werden, um Männer zu werden. Mit der stetigen Aufsicht wächst das Bedürfniss derselben, der Charakter wird schwach oder

Digitized by Google

oder verfchroben. (Alles, was der Vf. darüber S. 52. u. 53. hinzufetzt, ift fehr wahr und beherzigungswerth.) Beffer als Aufficht wirken Autorität und Liebe, jene am natürlichften durch den Vater, diefe durch die Mutter. Am beften wirkt der eigne Wille des Zöglings. Für den Erzieher gelten folgende goldne Regeln: „Kein langes Schmollen! Keine künftliche Gravität! Keine myftifche Verfchloffenheit! — Und vor allem: — keine gefchminkte Freundlichkeit. Das *Gerade* mufs allen Bewegungen bleiben, wie mannichfaltig fie die Richtung wechfeln mögen." — Weil der Erzieher die Thätigkeit des künftigen Mannes nicht verkümmern darf, und weil das menfchliche Streben vielfach ift: fo müffen die Sorgen der Erziehung vielfach feyn. Diefes Viele der Erziehung liefse fich unter folgende beide Hauptbegriffe, die Zwecke der Willkür des künftigen Mannes, und die Zwecke der Sittlichkeit, zufammenfaffen. In Rückficht der erftern fuche der Pädagog Vielfeitigkeit des Intereffe hervorzubringen, in Rückficht des letztern fuche er ihm zur Erkenntnifs des Guten als Guten zu verhelfen. Die Individualität des Zöglings wird diefes oft erfchweren, oft erleichtern; man laffe fie aber fo unverfehrt als möglich. Individualität und Charakter unterfcheiden fich. Jene ift unbewufst, diefer ift fich bewufst, weil er mit Entfchloffenheit *will*. Diefer äufsert fich gegen die erfte faft unvermeidlich durch Kampf. Je weiter die Individualität in die Vielfeitigkeit verfchmolzen ift, defto leichter wird der Charakter feine Herrfchaft im Individuum behaupten. (Dem Vf. ift die Individualität eine Complexion finnlicher Begierden und Einfälle. Sie ift nach S. 125. kein *Ganzes*. Wollte man ihr eine höhere Bedeutung geben: fo entfpränge daraus auch ein andrer pädagogifcher Gefichtspunkt.) Den Reichthum herbeyzufchaffen, wodurch das vielfeitige Intereffe entfteht, ift die Sache des *Unterrichts*; die fittliche Richtung dem Charakter zu geben, ift die Sache der *Zucht*.

Dem vielfeitigen Intereffe ift ein eigner Abfchnitt gewidmet. Wer fich jemals irgend einem Gegenftande menfchlicher Kunft mit Liebe hingab, der weifs auch, was *Vertiefung* heifst. Die einzelnen Vertiefungen müffen in der *Befinnung* zufammentreffen. Die ruhende Vertiefung fieht das Einzelne klar, ihr Fortfchritt zur andern aflociirt die Vorftellungen. Ruhende Befinnung fieht das Verhältnifs der Mehreren. Die reiche Ordnung einer reichen Befinnung heifst Syftem. Der Fortfchritt der Befinnung ift *Methode*. Das Intereffe unterfcheidet fich von der Begierde; jenes haftet am Gegenwärtigen, diefe ftrebt nach etwas Künftigem. Das Intereffante ift es, was die Vertiefungen verfolgen, und die Befinnungen fammeln follen. Das gefchieht durch Erkenntnifs des Mannichfaltigen, feiner Gefetzmäfsigkeit und äfthetifchen Verhältniffe, und durch Theilnahme an Menfchheit, Gefellfchaft und dem Verhältnifs beider zum höchften Wefen. Der Unterricht ift eine Ergänzung der Erfahrung und des Umgangs. Die Stufen des Unterrichts find: *zeigen*, *verknüpfen*, *lehren*, *philofophiren*. In Sachen der Theilnahme fey er *anfchaulich*, *continuirlich*, *erhebend*, in die Wirklichkeit *eingreifend*. Der Unterricht betrifft in Rückficht feiner Materie Sachen, Formen und Zeichen. (Ganz richtig nennt der Vf. die Zeichen, z. B. Sprachen, eine Laft des Unterrichts; doch fcheint er die Sprachftudien S. 183 u. 184. ein wenig zu ungünftig zu betrachten. Auch abgefehen von allem Inhalt des Gelernten, *hat* das Sprachftudium fchon für fich einen Nutzen *für* die Jugend; es ift eine angewandte Logik, ein Beftreben, fich das nächfte Mittel aller Darftellung anzueignen, und in diefem Beftreben wird es eine Erleichterung der Darftellung felbft.) Der Gang des Unterrichts fey darftellend, analytifch - fynthetifch. In Bezug des letzten fpricht der Vf. auch von einer fynthetifchen Gefchmacksbildung, und es wäre die Aufgabe: das Schöne in der Phantafie des Zöglings entftehen zu laffen. Man wird den Inhalt eines klaffifchen Schaufpiels erft erzählen, einzelne Situationen ausmalen, dann den Dichter felbft lefen. (Rec. fand bey diefer Stelle Anftofs. Das Schöne entfteht nicht fynthetifch in der Phantafie — *das* thuts nur bey dem nachfchmeckenden Kritiker — fondern es ift mit einmal da. Stärker wird der Zögling ergriffen vom Dichter felbft, als vom Vorerzählen des Pädagogen. Zündet aber der Dichter nicht in feinem Gemüth, dann auch nicht der Vorerzähler.) Von S. 219 — 231. ift die Art und Weife angegeben, wie ungefähr die klaffifchen Dichter und Gefchichtfchreiber der Alten zu lefen find. Jeder Lehrplan indeffen hängt von vielen Zufälligkeiten ab. Die Wirkfamkeit deffelben kommt zufammen aus den individuellen Kräften des Erziehers und des Zöglings, diefe, wie fie fich finden, müffen aufs befte benutzt werden. Refultat diefes Unterrichts ift Ausfüllung des Gemüths, Speculation, Gefchmack, Religion, — zugleich auch Leben, Hingebung an äufseres Thun und Leiden. Der Uebergang von der Mufse zum Thun, und umgekehrt, ift das *Athmen* des menfchlichen Geiftes, das Kennzeichen der Gefundheit. In ihr ift Lebensluft vereint mit der Hoheit der Seele, welche weifs vom Leben zu fcheiden.

Was der Menfch will, verglichen mit dem, was er nicht will, ift fein Charakter. Es ift aber eine alte Klage, dafs der Menfch gleichfam zwey Seelen habe. Der Sittenlehre bleibt bey dem Kampfe des Menfchen mit fich felbft nichts übrig, als fich an das Subjective der Perfönlichkeit zu wenden. Der Erziehung ziemt ein folcher Gang keineswegs. Sie mufs dem objectiven Theile des Charakters, den Neigungen u. f. w. ihre vorzügliche Aufmerkfamkeit *widmen*. Es giebt eine Anlage zur Feftigkeit des Charakters: Gedächtnifs des Willens. Die Wahl *beftimmt*, als Vorzug und Zurückfetzung, was beharrlich gewollt wird. Aus der Selbftanfchauung entfpringen die Grundfätze und die innere Befeftigung. Etwas anders, als diefe pfychologifchen Phänomene, ift die Sittlichkeit. In ihr fprechen wir felbft gegen uns felbft, indem wir unfern Charakter cenfiren und zum Gehorfam auffordern. Nur aus der äfthetifchen Gewalt

der

der moraliſchen Umſicht kann die reine, begierdenfreye, mit Muth und Klugheit vereinbare Wärme fürs Gute hervorgehen, wodurch echte Sittlichkeit zum Charakter erſtarkt (S. 320.). Der Charakter, als Herr des Verlangens, ſoll praktiſchen Ideen folgen. Die beſtimmenden Ideen ſind Rechtlichkeit, Güte, innere Freyheit. Die That erzeugt den Willen aus der Begierde, zur That gehört Fähigkeit und Gelegenheit. Der Gedankenkreis, die Anlage, die Lebensart wirken auf den Charakter. Die Zucht leitet dieſe Wirkungen durch Gewöhnung, Reiz, Zwang und Strafe. Der Vf. giebt hierüber gegen das Ende ſeines Buches treffliche Bemerkungen, und ſchlieſst daſſelbe mit einem Troſte für den Erzieher, der bey dem beſten Willen und der gröſsten Aufmerkſamkeit doch irren konnte: „Der Erzieher faſſe Muth, wenn er gefehlt hatte, die Erfolge ſeiner Fehler mit anzuſehen; er faſſe Muth, auch daraus zu lernen. — Und ſo mag immerhin der junge Mann, nun er groſs iſt, auch andrer Rede vernehmen! Die Zeit mag ihn forttragen zu ihren Täuſchungen und Aufſchlüſſen, — zu ihren Plagen und Freuden! Oder er mag hineingreifen in ihre Wechſel, um ſeinen Muth, um ſeine Kraft — die angeborne, die anerzogne, und die ſelbſt erworbne — zu erproben und zu zeigen."

TECHNOLOGIE.

Schöningen, b. Tölle, u. Quedlinburg, in Comm. b. Ernſt: *Magazin der Eiſenberg- und Hütten-Kunde.* Herausgeg. von *Joh. Ludw. Jordan* und *Traug. Lebr. Haſſe.* — *Erſten* Jahrgangs *erſtes* Heft. 1806. 84 S. gr. 8. (Pränum. Pr. 18 gr.)

Das Eiſenhüttenweſen iſt, nach den Fortſchritten, welche es in den letzten 10 bis 15 Jahren gemacht hat, zu urtheilen, gewiſs einer eignen Zeitſchrift würdig und bedürftig. Auch hat man bekanntlich ſchon mehrere Verſuche dieſer Art gemacht; ſie wurden aber theils in ihrem Entſtehen erſtickt, theils hatten ſie nur eine ephemere Dauer. Zu den letzten gehört das Eiſenhütten-Magazin von *Tölle* und *Gärtner*, wovon nur einige Hefte erſchienen. Ohne den Werth dieſer Schrift würdigen zu wollen, will Rec. nur bemerken, daſs die Herausgeber ſolcher Sammlungen gewöhnlich den Fehler begehen, nicht auf das Intereſſe der meiſten Leſer Rückſicht zu nehmen. Bey einer Zeitſchrift für das Eiſenhüttenweſen iſt doch wohl hauptſächlich auf praktiſche Leſer zu rechnen, wenn das Unternehmen Fortgang haben ſoll: denn Gelehrte von Profeſſion, eigentliche Chemiker, Mineralogen u. ſ. w., werden die Zeitſchrift mit mehrern andern im Zirkel der Leſegeſellſchaft, deren Mitglied ſie ſind, erhalten, folglich ſind an dieſe wenig Exemplare abzuſetzen, und Dilettanten giebt es für dieſes Fach gewiſs wenig. Allein *praktiſche* Hüttenmänner, die einſam auf ihren Hüttenwerken leben, und von Leſegeſellſchaften entfernt ſind — dieſe machen nach der Ueberzeugung des Rec. den *gröſsten* Theil der Leſer aus, und die Zeitſchrift muſs daher auch, wenn ſie reellen Nutzen für das Fach haben ſoll, beſonders auf ein praktiſches Publicum berechnet ſeyn. Allein dieſe Regel ſcheint Rec. bey dem vorliegenden Magazin bey weitem noch nicht beachtet zu ſeyn. Der Plan deſſelben, der dieſem *erſten* Hefte vorgedruckt iſt, begreift alle Theile des Eiſenberg- und Hüttenweſens, auch Anzeigen neuer Schriften, welche in dieſes Fach einſchlagen, ſo wie kurze Biographieen verdienſtvoller Eiſenhüttenmänner, Ankündigungen, Preiscouranten von neuen Eiſenwaaren u. ſ. w. Die Herausgg. ſind dem Publicum bereits als gute Schriftſteller bekannt, und man iſt daher berechtigt, von ihrer Auswahl etwas Gutes und Zweckmäſsiges zu erwarten; allein nach dem Inhalte des vorliegenden *erſten* Hefts zu urtheilen, ſcheint es ihnen noch ſehr an zweckmäſsigen Beyträgen zu fehlen. Gewiſs werden die meiſten Leſer mit dem Rec. die künftige Vermeidung aller oryktognoſtiſchen Beſchreibungen von ſolchen Eiſenſteinen wünſchen, die zwar wohl Gefährten des zu verſchmelzenden Eiſenſteins, aber nicht das eigentliche Object des Schmelzens ſind. Dieſe kann man wohl füglich einer Zeitſchrift für die geſammte Mineralogie überlaſſen. Ein anderes wäre die Aufnahme oryktogn. Beſchreibungen ſolcher Beymengungen der Eiſenſteine, die einen entſcheidenden Einfluſs auf die gute oder ſchlechte Beſchaffenheit des erzeugten Roheiſens haben. — Die Aufſätze I. II. enthalten äuſsere Beſchreibungen von muſchlichem Glanz- und ochrigem Schwarz-Eiſenſtein, von Dr. *Jordan*. Beide unbedeutend, und dem Zweck dieſes Magazins ſo wenig entſprechend, als III. von der Aufſuchung metallgiebiger Lagerſtätten, beſonders des Eiſens; von ebendemſelben. Dieſer letztere Aufſatz enthält im Ganzen nichts Neues; die Kennzeichen zur Auffindung der Eiſenſteinsgänge, welche hier gelehrt werden, weiſs jeder Steiger; nur ſind die Gebirgs- und Gangarten nach *Werner's* Nomenklatur angegeben, und dieſes iſt auch das einzige Verdienſt dieſer Anweiſung. IV. Nachrichten von der Wiederaufnahme der Eiſenhütte Foz d'Alge in Portugal, und Verſuche, mit Kaſtanien- und Korkeichenkohlen und unverkohlter Cepa *(erica arborea)* zu ſchmelzen. Aus Nachrichten des Königl. Portugieſiſchen Berg-Directors, Hn. *von Eſchwege*, mitgetheilt vom Oberfactor *T. L. Haſſe*. Rec. zweifelt gar nicht, daſs Hr. *v. E.* der Mann ſey, welcher den geſunkenen Eiſenhüttenbetrieb Portugals wieder heben kann, und die vorliegende Nachricht iſt im Weſentlichen gut, und, wie es ſcheint, hiſtoriſch-treu abgefaſst, hat aber doch im Ganzen zu wenig Gehalt. Weil S. 69. die Urſachen der erſten kurzen Hüttenreiſe zu Foz d'Alge angegeben ſind: ſo will Rec. noch ſeine Meinung über das Auswärmen des dortigen Ofens herſetzen. Der Hohofen zu Foz d'Alge iſt, nach dem langen 50jährigen Stillſtand deſſelben zu rechnen, bey weitem nicht lange genug ausgewärmt (nur vom 16 bis 31. Dec., alſo 15 Tage), beſonders in Hinſicht des vorhandenen Brenn- oder Schmelz-Materials. Rec. hat neulich

lich auf einer Hütte, die etwa 6 Jahre nicht im Betrieb gewesen war, das Gestell u. s. w. wenigstens 4 Wochen auswärmen lassen, und zwar mit lauter reinen Büchen-Kohlen, und man bemerkte doch noch beym Anfang des Gebläses häufige Spuren von Feuchtigkeiten, welche anfangs den Hohöfnern Hindernisse bey der Arbeit in den Weg legten. Dass die Bälge anfänglich nur ganz langsam wechselten, war gut, und ist auch bey deutschen Hohöfen Regel; nur glaubt Rec., dass ein dreymaliger Wechsel in der Minute ebenfalls zu gering war, und dass es folglich bey einem so elenden Schmelzmittel, als die Cepakohlen seyn müssen (der Strauch von *Erica arborea* ist Rec. recht wohl bekannt), durchaus backig werden und der Ofen sich versacken musste. Die Nässe der Kohlen selbst und die Unreinigkeit derselben machten das Uebel vollkommen. V. Das Gefrieren (*Einfrieren* sollte es eigentlich heissen) der Wasserräder bey Hüttenwerken, ohne Feuerungskosten zu verhüten, vom Oberfactor *Hasse*. Der Vf. liess über dem Frischfeuer einen grossen eisernen Kessel, etwa 10 Eimer gross, in einer Höhe von 5 Fuss, mittelst einiger starken eisernen Haken aufhängen, und mit Wasser füllen. Aus dem Kessel leitet er die Wasserdämpfe durch Röhren von Gusseisen auf die Blas- und Hammerräder, wodurch solche vom Eise frey erhalten und also vor dem Einfrieren gesichert werden. Die Vorrichtung verdient Nachahmung. VI. Anzeige der Eisenhüttenwerke in den Kreisämtern Schwarzenberg, Voigtsberg und Wolkenstein, der dabey beschäftigten Mannschaft, der verfertigten Eisenmenge, und deren Betrag in Gelde, nach dem Jahresschlusse 1804. berechnet. Von einem Ungenannten. Weniger für den Hüttenmann als für statistische Leser. Zu diesem Aufsatze gehören auch die am Ende beygefügten 4 Tabellen.

Uebrigens wünscht Rec. sehr, dass die Herausgeber von sachkundigen Männern und dem Publicum so mögen unterstützt werden, dass das angefangene Unternehmen, dessen Absicht lobenswerth ist, guten Fortgang habe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. 1) *Leipzig*, b. d. Vf. und in allen Buchhandl.: *Die Kunst, schöne und gesunde Zähne von Jugend auf bis ins späteste Alter zu erhalten.* Nebst einer Anweisung über den Wechsel der Milchzähne, und den richtigen Gebrauch meiner Zahn-Medicamente, von *Carl Schmidt*, Churfürstl. Sächs. u. s. w. Hof-Zahn-Chirurgus. Mit einer Vorrede von D. *Königsdörffer*. *Zweyte* verb. u. verm. Auflage. Mit einer Zahn-Tabelle. 1807. XVI u. 128 S. 8. (16 gr.)

2) *Dessau* u. *Leipzig*, b. d. Vf. u. in allen Buchhandl.: *Hülfsbüchlein für Jedermann*, oder gründliche Anweisung, den Brüchen zuvorzukommen, sie zu verhüten, und wenn sie einmal entstanden sind, sie genau zu erkennen und zu heilen, von *Carl Schmidt*, an mehrern Höfen Hof-Zahn-Chirurgus. Mit einer Vorrede von D. *Franz Heinrich Martens*, weiland Prof. zu Jena. Mit Kupfern. *Zweyte* Auflage. 1807. XVI u. 112 S. 8. (16 gr.)

Beide Abhandlungen eines und desselben Verfassers sind uns erst in dieser *zweyten* Auflage bekannt geworden; die *erste*, kurz vorher erschienene, war sehr bald erschöpft.

Nr. 1. giebt Rec. vor mehrern ähnlichen Schriften von Zahnärzten deshalb den Vorzug, weil sie in keinem anmassenden marktschreyerischen Tone abgefasst, auch nicht etwa, wie Rec. ein anderes Werkchen dieser Art kennt, aus *Mayer's* Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers und andern Schriften wörtlich, und wahrscheinlich noch obendrein durch einen besoldeten Freund, ausgeschrieben ist. Die Regeln und Warnungen, die der Vf. beym Durchbruch, Wachsthum und Wechsel der Zähne den Aeltern ertheilt, verdienen befolgt zu werden. Nächstdem giebt er Erwachsenen zweckmässigen Rath, wie sie ihre gesunde Zähne conserviren, und wie sie sich in den mancherley Krankheiten derselben verhalten sollen; zugleich ertheilt er Warnungen gegen einige Betrügereyen herumziehender Zahnärzte, und giebt zuletzt, ausser einigen anspruchslos mitgetheilten Beobachtungen, sehr gute Winke über das Einsetzen künstlicher und das Verpflanzen natürlicher Zähne. Im Anhange erläutert er eine beygefügte Zahn-Tabelle, die beym Wechseln der Zähne besonders nützlich, und zuweilen sehr nöthig seyn kann, und endlich den richtigen Gebrauch seiner Zahn-Medicamente, welche, wie Rec. bekannt ist, die Kunden des Vfs. mit sehr gutem Erfolge gebrauchen, so wie sie ihm, in Hinsicht des Putzens der Zähne, das verdiente Lob ertheilen, dass er dabey die Conservation der Zähne berücksichtigt, und nicht die Zähne, wie man leider sonst hören muss, durch Anwendung kaustischer Mittel verdirbt.

Nr. 2. Mit gleicher Anspruchslosigkeit, aber offener Wahrheit und Gründlichkeit, sagt der Vf. viel Gutes über die Brüche, ingleichen den Mastdarm-, Mutter- und Scheidenvorfall, insbesondere über das Zurückbringen und Zurückhalten derselben. Er giebt genaue Beschreibungen: wie eine Bandage beschaffen seyn muss, wenn sie für zweckmässig und nützlich erkannt werden soll, und dies müsste schon die gute Meinung erregen, dass der Vf. gute Bandagen verfertigt: allein Rec. kann und muss auch der Wahrheit zur Steuer hinzufügen, dass die Bandagen des Vfs. mit unter die besten gerechnet werden können, indem sie viele andere marktschreyerisch empfohlne weit übertreffen. Besonders muss man noch das ehrliche Geständniss rühmen, dass auch mit der besten Bandage nicht alle Brüche radical geheilt werden können, sondern dass es auf die Umstände ankommt, unter welchen man auf eine Radicalcur hoffen kann; dagegen andere Bandagisten unverschämt genug sind, ihre Bruchbänder als Radicalmittel auszuposaunen. Auf zwey Kupfertafeln ist die richtige Anlegung eines Leistenbruchbandes deutlich gezeigt, so dass ein Laie sich die Bandage selbst anlegen kann, wiewohl es immer vorzüglicher und sicherer seyn wird, wenn ein abwesender Kranker Anfangs einen Wundarzt dabey zu Rathe zieht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. April 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

RIGA, b. Hartmann: *Anfangsgründe der Staatswirthſchaft*, oder *die Lehre vom National-Reichthum*, von *Chriſtian von Schlözer*, der Rechte Doctor von der Univerſität zu Göttingen, Ruſſ. Kaiſerl. Hofrathe, der Staatswiſſenſchaften Profeſſor auf der Univerſität zu Moskwa. *Erſter* Band. 1805. 142 S. *Zweyter* Band. 1807. 254 S. gr. 8.

Hr. *von Schlözer* wurde durch ſein Amt zur Abfaſſung eines eignen Lehrbuchs für die ihm anvertraueten Wiſſenſchaften veranlaſst, und, laut der Vorrede, durch den Hn. Curator der Univerſität Moskwa ſelbſt dazu aufgefordert. Er trägt in dem *erſten* Bande die allgemeinen Begriffe vom National-Reichthume unter dem Titel: *Metapolitiſche Anfangsgründe der Staatswirthſchaft*, vor; in dem *andern* Bande liefert er die *Induſtrie-* und *Finanz-Politik*, die er beide unter dem Namen von *eigentlicher Staatswirthſchaft* befaſst.

Der *erſte* Theil fängt mit der Lehre von den Quellen des National-Reichthums an, deren der Vf. nur *zwey* annimmt, nämlich: *Arbeit* und *Capitale*, welche beide nach ihren allgemeinen Wirkungen betrachtet und eingetheilt werden. Hierauf handelt er von dem Tauſche und dem Tauſchwerthe, ſo wie von der Rente, dem Preiſe, Zinſen, von der Conſumtion u. ſ. w., und beſchlieſst die Abhandlung mit der Aufzählung der allgemeinen Urſachen der Vermehrung des Reichthums, wobey denn auch von dem Credit und dem Papiergelde gehandelt wird. Der *zweyte* Theil zerfällt, wie ſchon bemerkt worden, in die Induſtrie- und Finanz-Politik, wovon die erſtere die Politik der Gewerbe in ihrer natürlichen Ordnung abhandelt, ſo wie die Finanz-Wiſſenſchaft gleichfalls nach den bisher üblichen Rubriken vorgetragen wird.

Im Allgemeinen iſt der Vortrag zweckmäſsig, und da zu erwarten iſt, daſs das Buch, da der Vf. darüber Vorleſungen hält, eine neue Auflage erleben wird: ſo können die noch darin befindlichen Mängel bey demſelben leicht verbeſſert werden. In dieſer Hinſicht theilt Rec. dem achtungswerthen Vf. einige Bemerkungen mit, die auch für das Publicum intereſſanter ſeyn werden, als eine weitläuftigere Beſchreibung des Inhalts, da jeder Sachverſtändige ſchon nach den eben angegebenen Rubriken leicht denken kann, was für Materien in dem Buche ſelbſt abgehandelt ſind.

Die erſte Bemerkung betrifft die Anlage des Ganzen. Der national-ökonomiſtiſche Theil iſt mit der eigentlichen Polizey- und Finanzwiſſenſchaft von heterogener Natur. Jener ſoll die Urſachen des National-Reichthums entwickeln, ſie mögen liegen, wo ſie wollen. Die Gewerbspolitik ſoll das Verhalten des Staats in Beziehung auf die Gewerbe angeben; ihre Regeln ſchränkt die National-Oekonomie ein, und daher muſs der Polizey-Geſetzgeber die letztere kennen; aber die Gewerbspolitik bezieht ſich nicht bloſs auf national-ökonomiſtiſche Zwecke, ſondern auch auf Erhaltung der Gerechtigkeit, der bürgerlichen Ordnung unter den Gewerbsleuten u. ſ. w. Auf die Finanzwiſſenſchaft ſoll die National-Oekonomie aber nur einen negativen Einfluſs haben; die Finanzwiſſenſchaft hat gar nicht den Zweck, den National-Reichthum zu vermehren oder zu begründen, ſondern ein Staatsvermögen zuſammen zu bringen und zu verwalten. Der Vf. hat aber alle dieſe verſchiedenartigen Kenntniſſe, ſo wie es freylich in allen Lehrbüchern geſchehen iſt, die vor dem ſeinigen erſchienen ſind, unter einem einzigen Titel: *Staatswirthſchaft*, zuſammengefaſst, welches Wort er durch den Zuſatz: oder die Lehre von dem National-Reichthume, erklärt. Er wird aber ſelbſt geſtehen müſſen, daſs viele Artikel in der Polizey- und Finanzwiſſenſchaft nur durch viele Umwege zu der Lehre vom National-Reichthume gezogen werden können, eben ſo wie die Lehren des *erſten* Theiles nur höchſt erzwungener Weiſe unter den Begriff der Staatswirthſchaft gebracht werden können. Der Vf. giebt dieſes auch ſelbſt dadurch zu erkennen, daſs er ſeinen zweyten Band *eigentliche* Staatswirthſchaft überſchreibt, wo denn der erſte *uneigentliche Staatswirthſchaft* heiſsen müſste, wodurch das Unpaſsliche des Titels ſogleich in die Augen fällt.

Durch dieſe Unſicherheit des Begriffes vom Ganzen iſt es nun geſchehen, daſs die Materien oft unrichtig vertheilt worden ſind, und daſs das, was in der Nationalreichthums-Lehre hätte abgehandelt werden ſollen, in die Politik gekommen iſt, wohin es offenbar nicht gehört. So gehören die Gewerbe in allen ihren Zweigen ganz deutlich zu den Urſachen der Entſtehung und Vermehrung des National-Reichthums. Daher muſsten die Begriffe vom Ackerbau, Manufacturen und Handel im *erſten* Bande entwickelt, und daſelbſt gezeigt werden, wie ſie zur Erzeugung und Vermehrung der Güter wirken. Hier war auch der Ort, das phyſiokratiſche Syſtem, das nur *eine* Quelle des National-Reichthums zuläſst, zu prüfen, welches der Vf. erſt in der Finanzwiſſenſchaft in einer ausführlichen Anmerkung beleuchtet. Bey Entwickelung der Grundprincipien der Entſtehung alles Reichthums konnte dieſes viel kürzer und bündiger geſchehen.

Digitized by Google

hen. Was den Vf. zu dieſer Trennung zuſammengehörender Materien verleitet haben mag, ſcheint die unglücklich gewählte Benennung: *Metapolitiſcher Theil der Anfangsgründe der Staatswirthſchaft* zu ſeyn, womit er ſeinen *erſten* Theil bezeichnet. Die Metapolitik erinnert an Metaphyſik, und ſcheint lauter allgemeine und abſtruſe Sätze zu fordern, und daher bleibt der Vf. nur bey den allgemeinſten Begriffen der National-Oekonomie von Güter, Geld, Tauſch, Preis u. ſ. w. ſtehen, und verſchiebt die Anwendungen derſelben in den folgenden Theil. Dadurch muſste nothwendig der *erſte* Theil trocken werden und ein etwas ſchwerfälliges Anſehen bekommen, welches beym Vortrage darüber ſehr geniren, und die Aufmerkſamkeit der Zuhörer leicht ermüden wird. Wäre dagegen der Begriff der Nationalreichthums-Lehre gleich von vorn herein richtig und beſtimmt aufgefaſst worden: ſo hätten ſich auch gewiſs die dahin gehörigen Materialien in eine leichtere Ordnung gefügt.

Was zweytens die Abhandlung der einzelnen Theile betrifft: ſo iſt des Vfs. Vertrautheit mit den beſſeren Begriffen der Wiſſenſchaften, die er vorträgt, allenthalben ſichtbar, und man bemerkt mit Vergnügen eine praktiſche Tendenz, wobey zugleich manche belehrende Bemerkungen über Ruſsland gegeben werden. Einzelne Begriffe laſſen allerdings hie und da, beſonders in dem *erſten* Theile, genauere und ſchärfere Beſtimmungen zu, die der Vf. bey nochmaliger Durchſicht und Vergleichung leicht finden und verbeſſern wird.

Die Quellen des National-Reichthums werden auf Arbeit und Capital reducirt; der Erde oder der Naturkraft wird als einer Hauptquelle des Reichthums gar nicht gedacht, und was ſie verrichtet, iſt mit unter den Begriff des Capitals gezogen, welches der Sache eine gezwungene Anſicht giebt. Die Eintheilung der Capitale in perſönliche und Realcapitale, welche §. 24. gegeben wird, iſt ohne Grund, und wird ſchwerlich Beyfall erhalten. Dagegen iſt die Entwickelung §. 53 f., daſs die hervorbringenden Kräfte, welche erfordert werden, um eine Sache in einen tauſchbaren Zuſtand zu bringen, den urſprünglichen Maſsſtab für den Tauſchwerth eines Gutes abgeben, ſehr gut gelungen. Vom *reinen* Gewinn giebt der Vf. keinen richtigen Begriff. Eine allgemeine Beſtimmung dieſes Ausdrucks iſt gar nicht zu finden; er redet bloſs von einem reinen Capital- und von einem reinen Arbeitsgewinn, und will unter letzterem (§. 35.) den Ueberfluſs des Productes eines Arbeiters verſtehen, der bleibt, nachdem er das, was zu ſeinem *nothwendigen* Unterhalte erfordert wurde, abgerechnet hat. Sonach iſt auch dem Arbeiter nur das reiner Arbeitsgewinn, was nach Abzug ſeiner nothwendigen Subſiſtenzmittel übrig bleibt. Allein nach der gewöhnlichen, und in dieſem Stücke ſehr beſtimmten, Kunſtſprache iſt reiner Gewinn ein ſolcher, der nach Abzug der nöthigen Auslagen, oder des Gewinnes, der an andere gezahlt werden muſs, übrig bleibt. Einem Handarbeiter aber gehört ſein Lohn allein; er iſt alſo auch ganz für ihn reiner Gewinn, ſo wie der Zins vom Capital für jeden Capitaliſten reiner Gewinn iſt, er mag ihn anwenden, wozu er will. Ueberhaupt ſcheinen hie und da zu viele Eintheilungen gemacht zu ſeyn, wovon in der Folge kein Gebrauch gemacht wird, z. E. die Eintheilung der Gewinnſte in abſolute und relative. Die Motive, welche die Völker dahin führen, ein allgemeines Tauſchmittel zu erwählen, und die edeln Metalle bey weitern Fortſchritten der Cultur dazu auszuerſehen, ſind ſo beſtimmt und überall ſo gleichförmig, daſs man ihren Inbegriff wohl nicht einen *Zufall* nennen kann, wie der Vf. S. 76. thut. Eine unbeſtimmte und in vieler Hinſicht irrige Behauptung, die durch *Montesquieu* zu groſsem Anſehen gekommen iſt, wird auch in dieſem Lehrbuche in mehreren Stellen fortgepflanzt, nämlich, daſs die bloſse gröſsere Quantität des Geldes ein Grund ſey, den Preis deſſelben herunter zu bringen (§. 91. 113 ff.). Allein da der Vf. ſelbſt ſehr richtig gezeigt hat, daſs der Tauſchwerth der Dinge durch die Quantität und Qualität der hervorbringenden Kräfte beſtimmt werde: ſo folgt aus ſeinem *eignen* Princip, daſs das Geld nicht eher wohlfeiler werden wird, als wenn es mit weniger productiven Kräften allgemein erlangt werden kann. Denn ſo lange die Erlangung der edeln Metalle die ehemaligen Koſten erfordert, wird auch Niemand geneigt ſeyn, ſie zu einem geringeren Werthe wegzugeben, als gegen Erſtattung der Productionskoſten. Das Fallen des Preiſes des Geldes kann daher nicht geradezu aus der vorhandenen gröſseren Quantität des Geldes erklärt werden, ſondern aus den Umſtänden, welche deſſen Erlangung erleichtern, wovon allerdings der zufällige Ueberfluſs einer ſeyn kann. *Papiergeld* wird (S. 138.) als „eine Anweiſung auf eine gewiſſe Summe Geld beſtimmt, in Rückſicht deren der Beſitzer ſich überzeugt hält, daſs es von ihm abhängt, ſie jeden Augenblick gegen das Geld umzuſetzen.“ Dieſe Definition iſt aber nicht richtig. Denn es giebt in vielen Staaten Papiergeld, das gar nicht gegen eine gleiche Summe Metallgeld umgeſetzt werden kann, und wovon auch Niemand dieſe Ueberzeugung hat. Iſt es desfalls kein Papiergeld? Daſs durch das Papiergeld die Nominalpreiſe der Dinge erhöhet werden, wie §. 152. geſagt wird, iſt wenigſtens keine nothwendige Folge eines guten Papiergeldes, und kann alſo ſo allgemein nicht geſagt werden.

An der Spitze der Polizey- und Finanzwiſſenſchaft hätte Rec. gewünſcht, eine Unterſuchung über die erſten Principien beider Wiſſenſchaften zu finden, wodurch der Umfang und die Gränzen beider Disciplinen genau fixirt worden wären. Denn obgleich ſämmtliche Regeln, welche der Vf. als Staatsmaximen aufſtellt, gebilligt werden mögen: ſo iſt doch kein Princip vorhanden, welches den Grund angiebt, weshalb ein Staatsmann nicht noch etwas weiter gehen, und ein anderer ſie noch etwas mehr einſchränken ſollte. Durch einen ſolchen Mangel aber erhält die Polizey und Finanz ein Anſehen der Willkür, ſo daſs es bloſs von der beſondern Gemüthsbeſchaffenheit

heit des Staatsverwalters abzuhängen scheint, wie weit er seine Eingriffe treiben will oder nicht. Denn die Begriffe des allgemeinen Wohls, des National-Reichthums u. s. w. sind viel zu unvermögend, um der Willkür fixe und genaue Schranken zu setzen. Bevor also ein solches Princip gefunden ist, wird man in der Polizey- und Finanzwissenschaft zwar viel schöne und zu billigende Maximen aufstellen können; aber man wird nie ein Mittel haben, die Verschiedenheit der Meinungen gründlich zu beurtheilen, und den Streit über die Gränzen der Eingriffe der Polizeygewalt in die Freyheit der Völker auf eine befriedigende Art zu entscheiden. Das Schwankende, welches aus dem Mangel der Feststellung eines solchen Princips entsteht, hat daher der Vf. auch nicht vermeiden können, ob man gleich die mehresten Vorschläge, welche er thut, billigen wird. So soll B. II. S. 26. sich der Regent den Landbau befördern, und es wird angerathen, theils *negative* durch Wegräumung der Hindernisse, theils *positive* dahin zu wirken. Zu den negativen Hindernissen wird Leibeigenschaft, Mangel an Eigenthum des Landmannes, Feudalrecht u. s. w. gezählt. Aber wie weit die Polizey hier eingreifen darf, um diese Hindernisse zu entfernen, ob die Klugheit blos von der Willkür und dem allgemeinen Besten, oder noch durch andere bestimmtere Regeln geleitet werden solle, ist nirgends bestimmt. Besonders hätte gezeigt werden müssen, wie sich die Polizey gegen die hergebrachten Rechte, welche durch die veränderten Umstände dem Ganzen schädlich geworden sind, verhalten solle und dürfe. So will der Vf. S. 43. in Ansehung der Benutzung der Waldungen, die Regierung solle *alles willkürliche* und *unregelmäßige* Aushauen untersagen; aber diese Maxime leidet eine solche Ausdehnung, dass die allertyrannischsten Eingriffe darunter gebracht werden könnten.

Die *Zünfte* nimmt der Vf. (S. 69.) in Schutz, aber auf die Gegengründe ist zu wenig Rücksicht genommen. Diese hätten wenigstens erfordert, dass die Modificationen, unter welchen eine nützliche Zunft-Einrichtung eingeführt werden könnte, angegeben worden wären. Unter die positiven Beförderungsmittel der Gewerbe rechnet der Vf. auch Vorschüsse der Regierung und Schaugerichte. Allein der Erfahrung zufolge sind beide von geringem Nutzen gewesen, und in der Natur beider liegt ein Same von mehreren Nachtheilen. Die Errichtung von *Messen* zur Beförderung des Handels wird §. 99. viel zu allgemein empfohlen. Bey der Behauptung §. 122., dass Monopole bey dem Koloniehandel dem National-Reichthume zuträglich wären, hätten *Smith's* und anderer Gründe dagegen mehr berücksichtigt werden sollen. Die Einrichtung der Banken §. 130. scheint mehr ein Gegenstand der Privatgesellschaften, als der Regierung zu seyn, wenigstens gehört sie nicht nothwendig für die letztere. Die Theorie derselben hätte daher wohl in den *ersten* Band gehört.

In der Finanzpolitik werden die Regalien §. 146. nicht blos in so weit gebilligt, als es nützliche Gewerbe sind, die Privatleute nicht wohl unternehmen können, sondern auch in wie fern sie die Regierung als Finanzquelle benutzt. Die Frage aber, ob es zur Wohlfahrt des Landes nicht ersprieslicher wäre, wenn alle sogenannte nutzbare Regalien Privathänden anvertrauet würden? ist gar nicht berührt. Der Lehre von den Steuern wird der Vf. künftig mehr Zusammenhang geben können, da seitdem mehrere höchst wichtige Schriften darüber erschienen sind.

Hier und da sind vom Vf. einige Beyspiele zur Erläuterung gebraucht, die wegen vorgegangener Veränderung nicht volle Richtigkeit haben. So ist z. E. im Preussischen das drückende Recht der königl. Salpeterfieder, welches S. 148. erwähnt wird, aufgehoben. Hie und da werden auch in den Anmerkungen zu harte Urtheile über andere Staaten gefällt, wie B. II. S. 52., wo es heifst: „Friedrich II. — hielt sich überzeugt, *alles* für sein Land gethan zu haben, als er ihm Zuckerraffinerieen und Porcellainfabriken verschafft hatte." Woher weifs Hr. *von Schl.*, dass Friedrich II. eine so bornirte Ansicht gehabt hat? Hat dieser Monarch nicht noch mit weit gröfserm Eifer grofse Sümpfe und Moräste urbar gemacht hat; hat er nicht alle Arten von Gewerbe zu befördern gesucht, und verdient ein Mifsgriff unter so vielen Mafsregeln, die Hr. *von S.* gröfstentheils alle billigt, ein solches Urtheil? — Diese und ähnliche kleine Flecken wird indessen der Vf. an seinem sonst wohlgerathenen Werke leicht abwischen können.

MATHEMATIK.

Penig, b. Dienemann u. Comp.: *Oekonomisches Hauptrechnungsmanual* zur bequemen und genauen Berechnung aller Vorräthe, Einnahme und Ausgabe beym . . . . aufs Jahr 18 . . . Zum nützlichen Gebrauche für alle Eigenthümer und Pachtinhaber grofser Landgüter. Herausgeg. von einem Oekonomen *C. D. T.* 1804. 113 S. fol. (1 Rthlr.)

Unstreitig hat der Vf. den Vorstehern grofser Landwirthschaften durch die Herausgabe dieses Manuals einen sehr wichtigen Dienst geleistet; (er hat sie selbst in einem zweckmäfsig abgefafsten Vorberichte auf die Brauchbarkeit desselben aufmerksam gemacht): denn allerdings mufs jedem guten Landwirthe viel daran gelegen seyn, nicht allein jedes Jahr den wahren Ertrag seines Gutes genau zu wissen, sondern er mufs sich auch von jedem einzelnen Wirthschaftszweige eine richtige Kenntnifs der darauf verwendeten Kosten und dessen Ertrages zu verschaffen suchen, um sich dadurch in den Stand zu setzen, den damit in Verbindung stehenden Gewinn oder Verlust zu berechnen, und was ihm am vortheilhaftesten sey, oder auf welches Geschäfte er sodann seine gröfste Aufmerksamkeit zu richten habe, sicher zu übersehen. Eine richtige Uebersicht des reinen Ertrags ist aber nur durch ordentlich geführte Register, worin alle Einnahmen und Ausgaben pünktlich aufgeschrieben werden, zu erlangen, und solche Register oder Rechnungen werden am besten in tabellarischer Form eingerichtet, wo sowohl

Digitized by Google

sowohl Einkünfte als Kosten unter besondere Rubriken gebracht und monatlich zusammengezogen werden. Hierauf wird durch den Abzug der Ausgabe von der Einnahme der Vorrath bestimmt, ein Extract für die Herrschaft gemacht, und so bis zum Abschlusse des Jahrs fortgefahren. Da es nicht allemal wohlgethan ist, wenn der die Rechnung führende Verwalter eine ganz genaue Kenntnifs des Ertrags von einem Gute erlangt, weil er bey vorkommender Verabschiedung vielleicht Mifsbrauch davon machen könnte: so ist es nöthig, dafs ein Eigenthümer oder Pachtinhaber für sich ein besonderes *Hauptrechnungsmanual* halte, und die Führung desselben, so wie den jährlichen Abschluss selbst übernimmt; die einzelnen Register oder Rechnungen vertheilt er dann unter mehrere Personen, z. B. was zum Ackerbau, zur Viehzucht, zur Branntweinbrennerey, zum Brauwesen, zur Ziegelhütte, zur Jagd u. s. w. gehört, und zwar so, dafs sie wechselseitig auf einander Bezug haben und dadurch eine Art von Controlle geführt wird. Monatlich liefert nun jeder seinen Abschluss oder Extract von allen Vorräthen, nebst der baaren Geld-Einnahme, an seinen Principal ab. Diese Rechnungen werden dann vom Herrn nach ihrer Beziehung auf einander gehörig untersucht, und nach befundener Richtigkeit in sein Hauptmanual unter ihre gehörigen Rubriken eingetragen. Es finden sich auch noch verschiedene Einnahmen und Ausgaben bey Landgütern, über welche weder vom Verwalter, noch sonst einem Wirthschaftsbedienten, Rechnung geführt werden kann, z. B. Gerichtsnutzung u. dgl., die aber gleichwohl in Rechnung gebracht werden und deshalb ihren Platz im Hauptmanual erhalten müssen, wenn man von seinem Vermögensbestande gehörig unterrichtet seyn will. Das vor uns liegende Hauptrechnungsmanual ist der leichtern Uebersicht wegen in mehrere Kapitel eingetheilt worden, und gründet sich auf gehörig geführte Wirthschaftsrechnungen, aus welchen monatlich die Extracte unter gewisse Rubriken eingetragen werden. Für die *Einnahme* sind 23 Kapitel mit folgenden Rubriken angenommen worden: 1) Getreidevorräthe in den Scheunen, nach Schock und Gebünd. Hier sind wieder einzelne Abtheilungen von Raps, Winterweizen, Dinkel u. s. w., neben welchen einfache und doppelte Linien die ganze Seite herunterlaufen. Am Ende jeder zweyten Seite ist auch noch eine Columne für die Summen. 2) Getreidevorräthe *auf den Böden*. 3) An baarem Gelde für Getreide. 4) *Stroh- und* Heuvorräthe, auch baare Geld-Einnahme *dafür*. 5) Vorräthe an Malz und Hopfen, auch baare Geld-Einnahme dafür. 6) An Bier und Branntwein, nebst baarer Geld-Einnahme dafür. 7) An Ziegel und Kalk. 8) An Fischen. 9) Viehbestand und Werth desselben: an Pferden, Zuchtrindvieh, Zuchtschafen, Zuchtschweinen, Feder- und Mastvieh. 10) Vorräthe an Nutz- und Brennholz, Torf und Steinkohlen. 11) An Wildpret, nach der hohen und niedern Jagd, edlen und unedlen Wild. 12) An Kartoffeln, Kraut, Rüben, Möhren. 13) An selbsterbauten Weinen im Keller. 14) An Bienenstöcken, Honig und Wachs. 15) An baarem Gelde von den Baum- und Küchengärten, auch Obstalleen. 16) Vorräthe an jungen zahmen Obstbäumen in der Samen- und Baumschule. 17) An wilden versetzbaren Bäumen in der Baumschule. 18) An baar eingegangenen Erbzinsen, nach den Terminen Walpurgis und Michaelis. 19) An Getreide-Erbzinsen. 20) An Zinshühnern, Gänsen u. s. w. 21) An Frohndiensten, mit Unterabtheilungen für Spann- und Handfrohnen, Botschaftgehen. 22) Von der Gerichtsbarkeit, an ordentlichen Gerichtsgebühren und Strafgeldern. 23) Aufserordentliche und veränderliche Einnahme bey der Landwirthschaft. Auch ein Kapitel an noch aufsenstehenden Schulden für landwirthschaftliche Producte, Erbzinsen und Frohndienste. Zuletzt eine Recapitulationstafel. Die Ausgabe enthält ebenfalls 23 Kapitel, eine Recapitulationstafel und am Ende noch eine Tafel zur Hauptüberficht aller Einnahme und Ausgabe, nebst Bilance. Man kann diese Manuale jährlich gedruckt und gebunden in der Verlagshandlung bekommen. Druck, Papier und Linien sind sehr gut.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Litteratur. *Frankfurt a. M.*: Zur Examen-Feyerlichkeit des Gymnasiums im August 1806. schrieb der Director *Fried. Christian Matthiä*, *de Sirona dea*, prolusio I. 22 S. 4. Zu den drey bekannten Inschriften, welche einer Göttin *Sirona* in Verbindung mit dem *Apollo* erwähnen — eine vierte auf eine *Dea Deirona* deutete *Oberlin* nur sehr gewagt auf dieselbe — hat man im J. 1803. bey Oppenheim noch einen Votivstein entdeckt, mit der vom Vf. des Programms hier mitgetheilten Inschrift:

DEO
APOLLINI
ET SIRONAE
IVLIA FRON
TINA
VSLM

(d. h. *Votum Solvit Lubens Merito*).

Hr. Dir. *Matthiä* hält vor der Hand noch sein Urtheil über diese Gottheit zurück, und begnügt sich mit der Recension und Widerlegung der verschiednen Hypothesen über dieselbe. Wir vermuthen, dafs der Vf unter dem Namen der *Sirona* irgend eine Localgottheit, die nach einem jetzt nicht mehr bekannten Ort dieses Namens genannt worden, verstehen werde, dergleichen auch Apollo *Grannus* war, der in zwey Inschriften ausdrücklich mit der *Sirona* zusammengestellt wird, und zuverlässig auch auf den beiden andern Steinschriften gemeynt ist, wo er schlechtweg Apollo genannt wird. Dieser *Grannus* hatte gewifs Beziehung auf *Aquisgranum* oder *Aquae Grani* (Aachen). S. *Reimar. Dio* 77, 15. T. 2. p. 1301 f. *Saxe Acta soc. Traj.* T. 1. p. 13. Apollo Grannus war aber, wie man aus dem Zusammenhang in der angezognen Stelle des *Dio* schliefsen kann, ein *heilender* Gott; woraus sich die Inschrift *ex voto* bey dem Oppenheimischen mineralischen Wasser erklären läfst.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. April 1807.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Nyon: *Recherches chimiques sur la Végétation*, par *Theod. de Sauſſure.* 1804. 327 S. 8.

LEIPZIG, b. Reclam: *Theod. von Sauſſure's chemiſche Unterſuchungen über die Vegetation*, überſetzt von *F. S. Voigt.* 1805. 300 u. 100 S. 8. (2 Rthlr.)

Zahlreiche Verſuche und mühſame Unterſuchungen über die wichtigſten Gegenſtände des Pflanzenlebens geben in dieſem Werke eine Menge fruchtbarer und belehrender Reſultate. Ueberall iſt die Rede von dem Einfluſs der Luft und ihren Beſtandtheilen, des Waſſers und der Erde auf die Pflanzen und von der Bildung der Stoffe, die wir in den Pflanzen bemerken. Der Vf. hat mit unbeſchreiblicher Genauigkeit dieſe Einflüſſe unter den verſchiedenſten Umſtänden unterſucht, manche herrſchende Irrthümer berichtigt, auf viele verkannte Wahrheiten aufmerkſam gemacht, und die Bahn zu neuen Unterſuchungen eröffnet, die das Gebiet der Naturlehre erweitern müſſen.

Zuerſt über den Einfluſs des Sauerſtoffgas auf das Keimen. Bekanntlich ſtellten *Lefebure* und *Huber* die erſten Verſuche hierüber an. Aber es war noch auszumachen, wie eigentlich der Sauerſtoff auf die keimenden Samen wirke, ob er nämlich in die Subſtanz derſelben übergehe oder zur Bildung des kohlenſauren Gas, welches ſich bekanntlich beym Keimen entwickelt, verwendet werde. Der Vf. fand, daſs die Menge des verzehrten Sauerſtoffgas der Quantität des erzeugten kohlenſauren Gas vollkommen gleich war. Daraus ergiebt ſich denn ohne Bedenken, daſs der keimende Same nichts vom Sauerſtoff in ſeine Subſtanz aufnimmt, ſondern daſs er zur Bildung des kohlenſauren Gas verwandt wird. Daſs er alſo als Reiz und zugleich als Mittel dient, um den Kohlenſtoff dem Samen zu entziehn. Je mehr Sauerſtoff die umgebende Luft enthält, deſto gröſser iſt die Menge des erzeugten kohlenſauren Gas. Aber keineswegs wird das Keimen ſelbſt durch eine groſse Menge Sauerſtoff befördert, wenn das entwickelte kohlenſaure Gas nicht entfernt wird: denn dieſes hindert die Vegetation mehr als Waſſer- und Stickſtoffgas. Auch haben neuere Erfahrungen gelehrt, daſs das Uebermaſs von Sauerſtoff zwar das Keimen ſelbſt auf eine Zeit lang befördert, aber durch Ueberreizung in der Folge nachtheilig wird. (*Lampadius* in *Hermbſtädt's* Archiv der Agricult. Chemie, B. 2. S. 377.) Aber, ſagt man, keimende Samen enthalten Zucker, den ſie vorher nicht enthielten. Zucker iſt geſäuerter Schleim: die Samen müſſen alſo beym Keimen Sauerſtoff in ihre Miſchung aufgenommen haben. Dagegen erwiedert der Vf. mit Recht: die Bildung des Zuckers aus dem Schleim ſchreibt ſich vielmehr von dem Verluſte des Kohlen-, als vom Zutritt des Sauerſtoffs her: denn keimende Samen verlieren allezeit deſto mehr an Gewicht, je ſtärker ihre Gährung war. Auch Waſſer verlieren die keimenden Samen, welches wiederum nicht durch den Sauerſtoff des umgebenden Luftkreiſes, ſondern aus ihnen ſelbſt gebildet wird. Ueber den Einfluſs des Lichts auf das Keimen eilt der Vf. etwas zu ſchnell hinweg. Es hätte das Verhältniſs der Lichtmenge, die das Keimen befördert, und der, die es verhindert, genauer beſtimmt werden müſſen. Denn es iſt durch alltägliche Erfahrungen erwieſen, daſs die Samen nur dann keimen, wenn eine beſtimmte Lichtmenge auf ſie wirkt, daſs feinere Sämereyen oben auf die Erde geſtreut, und in Schatten geſetzt, am beſten keimen, daſs der volle Glanz der Mittagsſonne faſt alles Keimen unterdrückt. Alles dieſs verdient noch genauere Unterſuchungen. Der Vf. wendet ſich nun zur Betrachtung des Einfluſſes des kohlenſauren Gas auf die ſchon entwickelten Pflanzen. Er findet, daſs ihnen daſſelbe im Sonnenſchein zuträglich iſt, wenn der Luftkreis auch zugleich freyes Sauerſtoffgas enthält. Eine Reihe der intereſſanteſten Verſuche beweiſt, daſs die Pflanzen, während ſie die Kohlenſäure zerſetzen, ſich einen Theil des Sauerſtoffgas aneignen, welches darin enthalten iſt. Es frägt ſich ferner, ob die Pflanzen, die in reinem Waſſer und in freyer Luft wachſen, ihr Volumen nicht anders als durch den Beytritt des Waſſers vermehren, und ob dabey ihr Kohlenſtoff, wie *Haſſenfratz* behauptete, vermindert wird. Der Vf. fand das Gegentheil. Pflanzen, auf ſolche Weiſe behandelt, hatten noch einmal ſo viel Kohlenſtoff nach ihrer Entwickelung, und er findet es nun höchſt wahrſcheinlich, daſs ſie dieſen Beſtandtheil aus der Atmoſphäre entlehnten. Daſs die Pflanzen bloſs durch ihre grüne Oberfläche die Kohlenſäure zerlegen und Sauerſtoff erzeugen, widerlegt der Vf. durch die an der rothen Gartenmelde gemachte Beobachtung, welche dieſs ebenfalls that, ohne im Geringſten weniger Sauerſtoff zu geben, als die grüne Melde. Die grünen Blätter zerlegen die Kohlenſäure nicht im Verhältniſs ihres Volumens und kaum in Verhältniſs ihrer Oberfläche. Die feinen fadenförmig-zerſchlitzten Blätter geben im Verhältniſs weit mehr Sauerſtoff als die fleiſchigen. Geſunde Pflanzen, die im Dunkeln in einer Atmoſphäre ſtehn, welche ſieben bis zwanzigmal mehr Volumen

lumen hat als ſie, bilden Kohlenſäure und verſchlechtern alſo die Luft. Es mufs aber die Luft alsdann freyes Sauerſtoffgas enthalten. Iſt neben dem letztern eine geringe Menge Kohlenſäure vorhanden: ſo athmen die Blätter dieſe ſo gut als den Sauerſtoff ein. Pflanzen, die im Dunkeln dem reinen Sauerſtoffgas ausgeſetzt ſind, gedeihen nicht ſo gut, als wenn die Luft noch aufserdem Stick- und Waſſerſtoff enthält. Die Blätter ſaftiger Gewächſe verzehren weniger Sauerſtoff: daher können dieſe Pflanzen in verdünnter Luft, auf ſehr hohen Gebirgen und in unfruchtbarem Boden leben, z. B. die Saxifragen der Alpen, die Aloën, Stapelien und Cactus-Arten. Die Blätter der immergrünen Bäume verzehren weniger als die, welche ſich entlauben: daher Tannen, Eriken, Rhododendra in verdünnter Luft und in weniger fruchtbarer Erde gedeihen. Die Sumpfpflanzen bedürfen ebenfalls weniger Sauerſtoff: daher kommt es, dafs man Gebirgspflanzen oft wieder in Sümpfen findet. Dafs auch die Wurzeln der Pflanzen des Sauerſtoffs der Atmoſphäre bedürfen, hat der Vf. zwar durch einige ſcheinbare Gründe darzuthun verſucht, aber dieſen Satz doch nicht über allen Zweifel erhoben. Die Pfahlwurzeln, ſagt er, kommen am beſten in einem lockern Boden fort. Aber man bedenke doch nur, um mit dem Dichter des Landbau's zu reden,

„Jupiters Eiche zumal, die, ſo weit ihr Haupt zu des Aethers
Lüften ſich hebt, ſo weit in den Tartarus dehnt ſie die Wurzel."

Steht ſie nicht gerade in dem feſteſten Boden, treibt ſie ihre Wurzel nicht in eine Tiefe, wo keine Einwirkung des atmoſphäriſchen Sauerſtoffgas mehr Statt findet? Der Vf. giebt auch zu, dafs ſich die Wurzeln den Sauerſtoff nicht geradezu aneignen, ſondern dafs ſie erſt Kohlenſäure damit bilden, welche zu ihrer Nahrung verwandt werde. Wenn das iſt, ſo haben wir in den Umgebungen der Wurzeln kein freyes Sauerſtoffgas nöthig: denn die Damm-Erde und die Erdfeuchtigkeit enthalten an ſich ſchon Kohlenſäure genug. Bey dem Einfluſs des Sauerſtoffs auf die Blumen bemerkt der Vf., dafs ſie nur Stickgas aber kein Waſſerſtoffgas aushauchen. Die Entzündung einer Flamme, die man in Blumen bemerkt habe, komme blofs von der Verbrennung des weſentlichen Oels her. Unmittelbar darauf bezweifelt er das ganze Factum. Aber, wenn, wie nicht zu läugnen iſt, weſentliches Oel aus den Blüthen entbunden wird, ſo iſt auch die Entwickelung des Waſſerſtoffs zugegeben: denn, was iſt Oel anders als eine Verbindung von Waſſer- und Kohlenſtoff?

Weniger intereſſant iſt die Abhandlung vom Einfluſs des Sauerſtoffgas auf einzelne Pflanzenſtoffe und auf todte Pflanzentheile. Es geht daraus hervor, dafs im Ganzen das Sauerſtoffgas, während der erſten Periode der Gährung ſich nicht in todten Pflanzentheilen fixirt, dafs es ſich nicht mit ihrem Waſſerſtoff verbindet, um Waſſer zu bilden, und dafs es ihnen nur Kohlenſtoff entreifst. Hievon ſind jedoch die Oele ausgenommen. Dieſs geſchieht bey der Eſſig-Gährung, beym Niederſchlag der Extracte, bey der Gewinnung des vegetabiliſchen Eyweifses. Doch geſchieht aus eben dieſen Stoffen zu gleicher Zeit eine Entwickelung des Waſſers.

Sehr anziehend und belehrend ſind die Unterſuchungen über die Beſtandtheile der Damm-Erde. Gekohltes Waſſerſtoff, kohlenſaures Gas, Waſſer mit kohlenſaurem Ammoniak geſchwängert, empyreumatiſches Oel und Kohle; das waren die Beſtandtheile, welche man aus der Alpen-Erde erhielt. Der Vf. frägt: woher das Ammoniak? Offenbar mufs viel Stickſtoff, vermuthlich aus den verweſten Inſecten und Würmern, ſich in der Erde befinden. Aeufserſt wichtig iſt ferner die Bemerkung, dafs die Damm-Erde ſo ungemein ſtark den Sauerſtoff der Atmoſphäre anzieht, aber ohne ihn zu binden oder ſich anzueignen. Er entzieht der Erde blofs den Kohlenſtoff und macht dadurch, dafs dieſe ſich vermindert. Es wäre ſonſt unerklärbar, warum Land, was ſeit Jahrtauſenden bebaut und gedüngt worden, nicht eine ſtärkere Schicht von Damm-Erde erhält, wenn nicht die beſtändige Entziehung des Kohlenſtoffs ihr Volumen verminderte. Der Vf. liefs eine Unze Damm-Erde vier Monate lang unter einem weiten Recipienten mit atmoſphäriſcher Luft ſtehn, und fand, dafs ihr Gewicht ſechzehn Gran verloren hatte. Sie hatte 24 Kubikzoll Sauerſtoffgas zum Verſchwinden gebracht und 32 Kubikzoll kohlenſaures Gas gebildet. Hierin haben wir nun wieder eine Quelle der Nahrung für die Pflanzen. Die Damm-Erde bildet dieſe Nahrung ſelber aus dem Sauerſtoff der Atmoſphäre und ihrem eigenen Kohlenſtoff. Man kann ſchon daraus ſchliefsen, wie unfruchtbar auch die fetteſte Damm-Erde ſeyn müſſe, wenn ſie eben aus einer groſsen Tiefe heraufgebracht oder ſonſt vor dem Zugang der Luft geſchützt iſt. Wir ſehn dann eine überwiegende Menge Kohle darin, die ſie, beym Torfe, zum Verbrennen fähig macht, aber der Vegetation iſt ſie nicht zuträglich.

Ueber die Vegetation in Luft, welche von Sauerſtoff leer iſt. Man hat bisweilen geſagt, dafs auch im Stickgas Pflanzen keimen. Der Vf. behauptet, dafs ſie alsdann das Waſſer zerſetzt, und aus demſelben den Sauerſtoff entlehnt haben. Aber er hat die Vegetation in Gruben, wo böſe Wetter herrſchen, nicht bedacht. Das Stickgas ſcheint wirklich oft einen dem Sauerſtoff ähnlichen Einfluſs auf die Vegetation zu haben. Wenn eine Pflanze im Stickgas Sauerſtoff aushaucht: ſo leitet der Vf. den Urſprung des letztern aus der Subſtanz der Pflanze ſelbſt her. Im Kohlen-Oxyde ging die Vegetation eben ſo von Statten als im Stickgas. *Humboldt's* Bemerkung, dafs der Waſſerſtoff, wie das Licht, den Pflanzen Sauerſtoff entlockt und ihre grüne Farbe erhöht, fand S. nicht beſtätigt. Er meynt, dieſs komme daher, weil die Pflanzen im Waſſerſtoffgas nicht gänzlich alles kohlenſaure Gas, welches ſie daſelbſt bilden, verzehren können; weil eine groſse Menge dieſer Kohlenſäure ſelbſt durch das Waſſerſtoffgas zerlegt werde. Das Reſultat dieſer Zerlegung iſt Waſſer und Kohlen-Oxydgas.

Ueber

Ueber die Zerlegung des Waſſers durch die Gewächſe. Dieſe geſchieht, nach den Verſuchen des Vfs., keinesweges auf directe Weiſe, indem die Pflanzen den Waſſer- und Sauerſtoff des Waſſers trennen, ſondern ſie nehmen die Kohlenſäure auf, welche das Waſſer enthält. Denn, ginge eine ſolche Zerſetzung vor: ſo würde des Sauerſtoffs, den die Pflanzen aushauchen, weit mehr ſeyn, als die Kohlenſäure enthält. . . Man hat behauptet, daſs kohlenſaures Waſſer die einzige Nahrung der Pflanzen ſey; der Vf. findet es unwahrſcheinlich, weil Stickſtoff, Erden und andere Beſtandtheile der Gewächſe einen andern Urſprung haben müſſen, und weil er in reinem Waſſer ohne Erde keine Gewächſe zur Vollkommenheit bringen konnte. Dieſs nimmt uns Wunder. Denn was iſt gewöhnlicher, als Verſuche mit Kreſſe auf Flanell gezogen? Was iſt bekannnter, als *Bonnet's* Verſuche mit Johannisbeerſträuchern in alten Büchern gezogen? Hierauf kommt der Vf. auf die Salze und andere Subſtanzen, die das Nahrungswaſſer der Pflanzen enthält. Die Wurzeln ſaugen wirklich dieſe Subſtanzen ein, aber in weit geringerer Menge, als das Waſſer, welches dieſe Salze und Extracte aufgelöſt enthält. Hier hätte die organiſche, reizende Wirkung dieſer Salze zur Sprache gebracht werden müſſen, die durch *Lampadius* oben angeführten Verſuche klar genug bewieſen iſt. Auch erinnert man ſich an *Hubers* ähnliche Verſuche, welche gleiche Reſultate geben.

Ueber die Entſtehung und die Verſchiedenheit der Pflanzen-Aſche. Die alkaliſchen Salze und die phoſphorſauren Erden machen den Hauptbeſtandtheil der grünen Pflanzentheile aus. Die phoſphorſauren Erden ſind in Verbindung mit den Extracten auflöslich. Die Aſche des Splints enthält weit mehr phoſphorſaure Erde, als die des Holzes oder der Rinde; dagegen enthält die Aſche des Holzes weit mehr freyen oder kohlenſauren Kalk, als die Aſche des Splints. Es ſcheint alſo die Phoſphorſäure bey dem Uebergange des Splints in Holz zu verſchwinden, und der Kohlenſäure Platz zu machen. Der Gehalt an Kieſelerde in den Gewächſen iſt ſo verſchieden und noch ſo wenig feſt beſtimmt, daſs auch der Vf. über den Urſprung derſelben uns noch im Zweifel läſst.

Dieſs ſind die wichtigſten Reſultate der Unterſuchungen des Vfs. Man ſieht, wie viel die Naturkunde durch dieſelben gewonnen hat, und wie ſehr eine fernere Verbreitung dieſer Entdeckungen zu wünſchen war. Dieſs iſt zum Theil durch die gute Ueberſetzung geſchehen, welche Hr. *V.* von dieſem Werke geliefert hat. Rec. hat an mehrern Orten das Original verglichen, und gröſstentheils den Sinn klar und richtig ausgedrückt gefunden. Nur hier und da kommen Uebereilungen vor. So heifst es S. 117.: „Die Blumenblätter verzehren im Sonnenſchein mehr Sauerſtoffgas als im Schatten: ſie hauchen kein *Sauerſtoffgas* ein." Dieſer Widerſpruch wird durch die Anſicht des Originals gelöſet, wo es S. 129. heifst: „*Les pétales conſument plus de gaz oxygène au ſoleil qu'à l'ombre: elles n'exhalent point de gaz hydrogène.*" Der Ueberſetzer hat im Anhange eine allgemeine Ueberſicht des Baues und der Beſtandtheile der Pflanzen gegeben, die bündig und aus den beſten Quellen geſchöpft iſt.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Quien: *Lettere e Diſſertazioni numismatiche*, oſia *Deſcrizione di alcune Medaglie rare del Muſeo Ducale di Gotha, relativamente alla Collezione di Petriccioli.* Con la *Continuazione di altre Medaglie del Muſeo nazionale di Francia.* Tomo *nono* e ultimo. 1806. 130 S. 4. mit fünf Kpfrt. (1 Rthlr. 18 gr.)

Dieſer Band iſt wieder ſo reich an intereſſanten Münzen und Bemerkungen darüber, daſs Rec. bloſs das Allermerkwürdigſte ausheben darf.

Schon im *fünften* Theile dieſes Werks (S. 43. Tab. II. fig. 21.) bereicherte der Vf. die numismatiſche Geographie mit dem Volke der Odryſier, oder mit der Stadt Odryſae, wie ſie Livius (XXXIX. 53.) nennt; und hier erſcheinen wieder zwey neue Münzen von dieſer Stadt, nämlich eine Autonom-Münze und eine unter dem König Amadocus geſchlagene; weder von dieſem Volke noch von dieſem Könige kannte *Eckhel* Münzen. — Von *Eckhel* lernten wir (*Doctr. Num. vet.* I. p. 51.), daſs man in der Stadt des thraciſchen Cherſones, *Seſtus*, den Apollo und Merkur verehrte; hier finden wir auch Münzen mit dem Bilde Jupiters und auch mit dem der Ceres. Neu iſt, hier eine von Nero für dieſe Stadt geprägte Münze, ſo wie auch eine von Antoninus Pius, mit lateiniſcher Schrift auf dem Avers, und mit griechiſcher auf dem Revers. — Bisher kannte man nur einen König von *Epirus*, der Moſtis hieſs, hier lernt man auch einen *thraciſchen* König dieſes Namens kennen, welches der Vf. aus der Fabrik ſchlieſst, worauf allerdings bey dergleichen Unterſuchungen gar ſehr Rückſicht genommen werden muſs. — Von der macedoniſchen Stadt Amphipolis hat man, wie Hr. *S.* der Wahrheit gemäſs ſagt, viele Münzen, ſowohl autonome als Kaiſermünzen; er bemerkt aber hierbey, daſs man noch keine mit dem Kopfe der Criſpina bekannt gemacht habe. Indeſſen wäre es doch wohl möglich, daſs *Eckhel* eine ſolche Münze entweder im Wiener, oder in einem andern Kabinet gekannt hätte, weil er von dieſer Art Kaiſermünzen (*Doctr. Num. Vet.* I. p. 67.) ſagt: *Frequenter ab Auguſto ad Saloninam.* Eben dieſes könnte auch der Fall mit der folgenden Münze von Theſſalonica mit dem Kopfe des jüngern Druſus ſeyn. — Von der argoliſchen Stadt Cleone kannte *Eckhel* nur eine Autonom-Münze in Bronze dritter Gröſse. *Seſtini* zeigt uns auch eine von dieſer Gröſse, aber in Silber, und zwar von einem ganz andern Stempel, nämlich: *Caput muliebre galeatum criſtatum.*)(ΚΛΗ. *Equus frenatus currens.* — Von Pheneus in Arkadien hatte man bis jetzt noch keine Münze der Julia Domna, als folgende hier angeführte in Erz dritter Gröſse: ΙΟΥ. ΔΟΜΝΑ CΕΒΑΣΤΗ. *Caput ejus.*)(ΦΕΝΕΑΤΩΝ. *Bacchus ad ſiniſtr. ſtans, d. cantharum, ſ. thyrſum.* Etwas beſon-

Digitized by Google

ſonders iſt eine Münze in Erz dritter Gröſse von Phianſus auf der Inſel Kreta, contraſignirt auf dem Avers mit dem Bilde eines ſtehenden Frauenzimmers und mit dem Namen ΚΙΣΑ (Ciſamus, Hafen von Aptera). Dieſs Stück iſt zugleich deswegen wichtig, weil wir von Ciſamus noch keine Münze kennen, als die in dem *Muſ. Pembr.* mit ΚΙΣΩ ſtatt ΚΙΣΑ, welche vielleicht hieher gehört. *Eckhel* mochte wohl miſstrauiſch dagegen ſeyn: denn er hat ſie nicht mit in ſein Syſtem aufgenommen. — Merkwürdig iſt auch eine Münze der Paphlagoniſchen Stadt Germanicopolis Æ. 2. vom Caracalla. — Von Hadrianopolis in Bithynien würden wir gar keine Autonom-Münze kennen, wenn uns nicht das Hunterſche Muſeum (Tab. II. fig. 18.) mit einer bekannt gemacht hätte. Da wir nun auch bis jetzt weiter keine kennen gelernt haben: ſo muſs es uns ſehr angenehm ſeyn, hier eine zweyte, und zwar von jener ganz verſchiedene, Münze dieſer Stadt zu finden, nämlich: ιερα ΣΥΝΚΛΗΤΟϹ. *Caput juvenile Senatus.*)(ΡΩΜΗ ΑΔΡΙΑΝΟΠ. *Caput Romae* Æ. 3. — Schätzbar ſind die Münzen von *Pruſa ad Olympum*, mit den Bruſtbildern und den Namen der Sabina, des Pupienus, Gordianus Pius, Tranquillina, und Philipp des ältern; ſo auch von *Parium* in Myſien vom Elagabalus. Von einer ioniſchen Stadt, die Mela und Plinius *Phygela*, Strabo aber Pygela nennt, finden wir hier drey Münzen. *Eckhel* kannte ſie nicht. Zugleich ſehen wir auch, daſs Mela und Plinius den Namen dieſer Stadt richtig geſchrieben haben. — Von *Aphrodiſias* in Carien kannte man bisher noch keine unter Diadumenian geſchlagene Münze, ungeachtet *Eckhel* von den Kaiſermünzen dieſer Stadt ſagt: *Habentur ab Auguſto ad Saloninam usque.* Hr. *S.* macht uns aber hier mit einer bekannt. Von der Inſel *Rhodus* lernen wir hier eine Silbermünze vierter Gröſse kennen, die ſich von allen bisher von dieſer Inſel bekannten Münzen unterſcheidet. Der Revers hat, wie gewöhnlich, *Caput Solis radiatum;* aber den Avers giebt der Vf. auf dieſe Art an: FO. *Duae ſpicae divergentes, intermedia ſuperne ſecuri biſida.* — Von der pamphyliſchen Stadt *Perga* kannte man bis jetzt zwar Kaiſermünzen, aber noch keine vom Herennius, mit der uns Hr. *S.* bekannt macht. — Aus *Hyrcania* in Lydien erſcheint hier die erſte Münze Æ. 3. vom Kaiſer Geta. — In der alten Geographie kannte man bis jetzt zwar in Lydien einen *Fluſs* Pactolus, aber noch keine Stadt dieſes Namens; durch eine kleine Kupfermünze, die wir hier ſehen, lernen wir nun auch eine *Stadt* Pactolus kennen. Mithin gewinnt hier nicht allein die numismatiſche Geographie, ſondern die alte Erdbeſchreibung überhaupt. Dieſe merkwürdige Münze wird uns auf dieſe Art beſchrieben: *Caput Apollinis laureatum*)(ΠΑΚΤΩΛΕΩΝ. *Caput Dianae, prominente retro pharetra cum Arcu.* Æ. 3. — Die Kaiſermünzen der phrygiſchen Stadt *Altäa* fingen bis jetzt vom Kaiſer Trajan an; hier erſcheint eine vom Auguſt. — *Briana*, auch eine phrygiſche Stadt, von der man in der alten Geographie kaum den Namen weiſs, und von der man noch weniger in der numismatiſchen Geographie etwas wiſſen wollte, erſcheint hier eine Münze der Kaiſerin Julia Domna. Zwar findet man ſchon in dem Pembrock'ſchen Muſeum (P. II. Tab. 6. fig. 12.) eine Autonom-Münze, aber *Eckhel* glaubte vermuthlich, daſs man die Münze ſelbſt nicht richtig geleſen habe, und führt ſie alſo in ſeiner *Doctr. Num. vet.* nicht mit auf. Aber durch die vom Vf. hier angeführte wird jene legitimirt. Dieſe Münze der Domna iſt alſo beſchrieben: ΙΟΥΛΙΑ ϹΕΒΑϹΤΗ. *Caput Domnae.*)(ΕΠΙ ϹΤΡΑ. ΑΠΟΛΛΩΝΙΟΥ ΒΡΙΑΝΩΝ. *Fortuna ad ſin. ſtans.* Æ. 1. Vermuthlich iſt Briana und Brianus einerley. Von letzterm heiſst es in der groſsen *Encyclopèdie méthodique (par ordre des matières)* in der geographiſchen Abtheilung: *Brianus, ſiège épiſcopal de l'Aſie dans la Phrygie Pacatienne, ſelon le concile de Conſtantinople.*

Alle bisher erwähnte Münzen befinden ſich im Gothaiſchen Kabinet. Die nun folgenden ſind nach Mionnets Abgüſſen beſchrieben, und befinden ſich alſo im Pariſer Kabinet. — Unter den hier beſchriebenen zeichnet ſich aus: Ein ſehr groſser Medaillon in Bronze von *Byzanz*, mit dem Bruſtbilde und dem Namen Gordian III., der noch nirgends beſchrieben iſt. Desgleichen eine Münze Æ 2. von *Cnidus* in Carien, mit dem Kopfe der Livia; von *Joſus*, mit Kopf und Namen des Kaiſers Commodus; von *Myndus*, mit Bruſtbild und Namen des Antoninus Pius (welches beide auch cariſche Städte ſind). — Eine unter Marc. Aurelius geprägte Münze von *Conana* in Piſidien, die ſchon *Vaillant* kannte, aber *Eckhel* überſah. — Ein beſonders ſeltnes Stück iſt ein Medaillon in Erz, der unter dem Kaiſer Septimius Severus geſchlagen wurde, und uns mit einer Verbindung bekannt macht, in welcher die Obrigkeiten der lydiſchen Stadt *Tralles* und der phrygiſchen Stadt *Synnada* mit einander ſtanden, wie man aus folgender Beſchreibung ſieht: ΑΥ. ΚΑΙ. ϹΕΠΤΙ. ϹΕΟΥΗΡΟϹ ΠΕ. *Caput laureatum.*)(ΕΠ. ΓΡ. ΑΥΡΗΤΟΥ. ϹΥΝΚΛ. ΒΟΥΛΗ. ΤΡΑΛΛΙΑΝΩΝ. ϹΥΝΑΔΕΩΝ. *Senatus et conſilium ex adverſo ſtantes, ara intermedia.* Æ. *max.* — Unter die nicht gewöhnlichen gehören noch zwey Münzen vom armeniſchen König Abdiſſarus (Æ. 3.), die *Eckhel* auch nicht kannte.

Aus dieſen Proben wird jeder numismatiſche Leſer leicht auf die Reichhaltigkeit auch dieſes letzten Bandes ſchlieſsen, und gewiſs mit dem Rec. wünſchen, daſs dieſer Band noch nicht der letzte ſeyn möchte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. April 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Harding und Murray: *A Tour in America* in 1798. 1799. and 1800. exhibiting ſketches of Society and Manners and a particular account of the American ſyſtem of Agriculture with its recent improvements, by *Richard Parkinſon*, late of Orange hill near Baltimore (Author of the Experienced Farmer etc.) Vol. *I. II.* 1805. 735 S. 8.

Von den vielen, die gegen die Fruchtbarkeit des amerikaniſchen Bodens geſchrieben haben, verdient Hr. *P.* am meiſten Gehör. Er iſt nicht allein als einſichtsvoller Schriftſteller über die Landwirthſchaft bekannt; er hat ſie auch ſelbſt auf einem Grundſtück, das er pachtete, ausgeübt, mehrere in verſchiedenen Provinzen in der Abſicht ſie zu kaufen oder zu pachten unterſucht, das Verfahren vernünftiger Landwirthe, die ſich aus ſo vielen Ländern in Amerika niedergelaſſen, ſorgfältig beobachtet, und mit ihnen Umgang gehabt. Wäre er des Stils mächtig, und wären ſeine Gedanken gut geordnet, und in einer beſſern Schreibart vorgetragen, ſo könnte das Buch als das ſicherſte Mittel gegen die Luſt, in Amerika durch den Landbau ſein Glück zu machen, gebraucht werden. Jetzt dient es zum Beweiſe, (und mit Betrübniſs machen wir die Bemerkung) daſs die Cultur des phyſiſchen Bodens nicht mit der des Geiſtes Hand in Hand gehe, und daſs ein Oekonom, der ſeine Geſchäfte mit Nachdenken betreibt, ſich unter die Schriftſteller wagen könne, ohne es ſich beygehen zu laſſen, es gehören zur Schriftſtellerey gewiſſe Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten, die man nicht hinter dem Pfluge erlernt. Exempel kommen faſt auf allen Seiten vor; doch wollen wir hier darüber hinweg ſehen und den Inhalt allein in Betracht ziehen.

Der Vf. hörte, als ſein Buch *Experienced Farmer* in London gedruckt wurde, von *Sir John Sinclair*, daſs der berühmte General oder Präſident Waſhington ſein Gut Mount Vernon in Parcelen an Engliſche oder Schottiſche Landwirthe verpachten wollte. Ihm gefiel ein Stück von 1200 Morgen *(acres)*, den Morgen zu 22 Schill. oder ſo viel in Naturalien nach dem Marktpreiſe. Jedoch ſtand es ihm frey, das Grundſtück zu beſichtigen, ehe der Contract geſchloſſen wurde. Er ſchiffte ſich mit ſeiner Familie, ſieben Perſonen ſtark, auſser zwey Bedienten, in Liverpool ein, und hoffte durch die Pacht, durch den in Amerika zu veranſtaltenden Abdruck ſeines Buches, und durch die mitgenommenen Renn-Pferde, Stiere und Kühe, Eber und Säue, von verſchiedener Art ſein Glück zu machen. Unterwegens ſtarben eilf Pferde von 16, und darunter ein Rennpferd, das übrige Vieh kam glücklich an. Die *zweyte* Ausgabe des Buches, die er dem General Waſhington zu dediciren die Erlaubniſs erhielt, jedoch unter der Bedingung, daſs er ſich der Erlaubniſs nicht rühmen ſollte, fand viele Subſcribenten in Baltimore, Philadelphia, und anderer Orten und 1000 Exemplare wurden gedruckt. (Für ein Land, wo ſo wenig geleſen wird, eine ſehr groſse Anzahl. Aber das Buch handelte von der für Amerika wichtigſten Angelegenheit, und Subſcriptionen wurden nachgeſucht, welches, wie in dem Mutterlande, ſelten ſeinen Zweck verfehlt.) Als Hr. *P.* in Mount Vernon ankam, war Waſhington in Philadelphia, der indeſs Befehl hinterlaſſen hatte, ihn gut aufzunehmen. Das Landgut hatte aber gar nicht ſeinen Beyfall. Kein Kornſchober noch Miſthaufen fiel ihm in die Augen. Gras zum Heumachen war nirgends zu ſehen. Das Hornvieh und die Schafe waren nicht beſonders. Nur die Mauleſel gefielen. Den General lernte er in Waſhington kennen, wo dieſer ſich mehrmals mit ihm auf eine freundſchaftliche Art unterhielt, und ihm ſeine Anſicht des ganzen Landes mittheilte. Philadelphia würde mit der Zeit abnehmen, Neu York durch ſeine Lage eine bedeutende Handelsſtadt bleiben, Baltimore und die Bundesſtadt oder Waſhington ſich ſehr emporheben, weil die Producte des fruchtbaren weſtlichen Landes auf dem Potowmac nach der Bundesſtadt und auf dem Suſquehanna nach Baltimore gebracht werden könnten. Von dieſem merkwürdigen Manne werden in der Folge S. 419 u. f. verſchiedene Anekdoten erzählt. Er habe die Neger, deren er 400 hatte, ſehr ſtrenge behandelt, in ſeinem Teſtamente ſein Vermögen weit über ſeinen Werth angegeben, er ſey in allen ſeinen Verhandlungen und Geſchäften überaus pünktlich und genau geweſen, auf Reiſen habe er immer in den Wirthshäuſern ſo viel für ſeinen Bedienten, als für ſich ſelbſt bezahlt, ſeine Herablaſſung ſey ſo weit gegangen, daſs er zu dem Schuſter, der es ſich zur Regel gemacht hatte, keinem auſser dem Hauſe das Maſs zu nehmen, ſelber ins Haus gekommen ſey, u. d. m. Der Vf. machte Reiſen nach Philadelphia und Neu York, ehe er die Pacht auf Orange Hill bey Baltimore antrat. Allenthalben fand er einen der Cultur wenig fähigen Boden, und eine Fruchtbarkeit, die den darauf verwandten Koſten nicht entſprach; denn der erzielte Ertrag, wenn er zu Markt gebracht und verſilbert wurde, reichte nicht hin, ſich die gewöhnlichen Lebensbequemlichkeiten zu verſchaffen. In den beiden erſten Städten fand er einen Ueberfluſs an Heu, mehr Klee als verkauft werden konnte,

treffliches Rindfleisch, gutes Kalb- aber mittelmäfsiges Hammelfleisch, fehr feines Schweinfleisch, treffliche Puter, alle Arten von Hühnervieh, und Vegetabilien in grofser Menge. Alle diefe Producte waren daſelbſt viel wohlfeiler als in Baltimore, welches ihn auch zu einem Aufenthalt in der Nähe der letztern Stadt beſtimmte. Sich in Pittsburgh oder überhaupt in den mehr weſtwärts gelegenen Landſchaften niederzulaſſen, wurde ihm ſehr widerrathen, und er nimmt daher Gelegenheit, von den mancherley Gefahren, denen die daſigen Coloniſten von den Wilden ausgeſetzt ſind, ſehr traurige und abſchreckende Geſchichten zu erzählen (S. 89—154), die er indeſs mit der Bemerkung beſchlieſst, daſs obgleich die Indianer fürchterliche Grauſamkeiten gegen die Ankömmlinge verüben, ſie doch kein ſchlechtes Volk ſind, ſelten ohne Urſache zu ſolchen Mishandlungen ſchreiten, und ihr gegebenes Wort nicht brechen. Endlich nach einem Aufenthalt von fünf Monaten in Amerika pachtete der Vf. 1799. Orange-Hill, drey engliſche Meilen von Baltimore, 300 Morgen (*acres*) groſs zu 300 Pf. jährlicher Rente. Da Arbeitslohn ſo theuer iſt, und Arbeiter faſt gar nicht zu haben ſind, wenn man nicht Sklaven halten will, wozu der Vf. keine Luſt hatte, ſo glaubte er, daſs die Gewinnung von Milch und Gartenfrüchten den meiſten Vortheil bringen würde. Die Wieſen, die für gut gehalten wurden, waren mit Unkraut überwachſen; und muſsten gereiniget werden. Die Leinſaatkuchen, welche den Kühen zu freſſen gegeben wurden, waren vorher gar nicht als Futter bekannt, wurden aber von der Zeit an häufig gebraucht. Auſser dieſen fütterte man die Kühe mit Mais, von dem Blätter, Stengel und Körner durch einander gehackt wurden, und ſie gaben gute Milch darnach. Mais, Steckrüben (*turnips*), Buchweizen, Klee wurden angebaut; die Rüben gediehen auf einem mit Gypsmörtel gedungenen Boden am beſten. Zum Grasmähen und Aernten konnten keine Leute erhalten werden, die bey der Arbeit blieben. Zum Verkaufen der Pfirſchen und der Milch in der Stadt konnten ſchon eher Leute gemiethet werden. Am Ende des Jahrs konnte der Vf. ſchon 16 Kühe mehr anſchaffen, und er ſäete im nächſten Jahr Timotheus-Gras, Hafer und Gerſte, und pflanzte frühreife Kartoffeln. Zum Hafer und zur Gerſte wurde das beſte Land ausgeſucht; aber von dem nicht gedüngten Lande wurde nur ein Scheffel (*buſhel*) Gerſte auf den Morgen, und zwar von einer ſchlechteren Sorte als die geſäete war, geärntet, und dabey 6 Dollars eingebüſst. Der gedüngte Morgen producirte 14 Scheffel von einer beſſeren Art als die geſäete. Nachdem auf das nächſte Jahr das Land beſtellt war, reiſte der Vf. nach der Oſtküſte der Cheſapeakbay, wo viel Weizen gebaut wird. In dieſer Gegend, die, wenn ſie nicht ſo ungeſund wäre, der Vf. jeder andern, die er in Amerika geſehen hat, vorziehen würde, giebt es wahre Landwirthe, die 100 bis 200 Morgen Weizen und eben ſo viel Mais anbauen. Die ſogenannte Heſſiſche Fliege ſoll dem Weizen vielen Schaden zufügen. Nach des Vfs. Meinung iſt die Armſeligkeit des Bodens und die Beſchaffenheit des Klima das gröſste Hinderniſs. Die Garten erfordern ſo viele Düngung, daſs zu wenig für die Felder übrig bleibt. Drey Monate im Jahre hindurch können keine andern wirthſchaftlichen Geſchäfte, als Vieh füttern und Holzfällen, vorgenommen werden. Das warme Wetter kommt ſo geſchwind herbey, daſs, wenn die Knoſpen nicht vor der Hitze ausgebrochen ſind, der Ertrag entweder ganz fehlen, oder kleinlich ſeyn wird. Wenn das Korn zu reifen anfängt, iſt die Sonnenhitze ſo auſserordentlich groſs, und der Wind ſo viel heftiger als in England, daſs, wenn die Aernte nicht beſchleuniget wird, die Aehren vor dem Winde zerſtieben. Hat nun der Landwirth nicht Leute genug die von ihm unmittelbar abhängen, ſo wird er um einen Theil ſeiner Aernte kommen, da es ihm nicht möglich ſeyn wird, Leute zu miethen, die es für ihn thun. Der Weizen wird abgeſchnitten, wenn er noch grün iſt, und in groſsen Haufen aufbewahrt, wo ihn keine Sonne beſcheint. Der Mangel an Scheunen hat dazu Gelegenheit gegeben. Das Korn wird gewöhnlich von Pferden ausgetreten. Von rothen Pfirſchen wird Branntewein gemacht. Der Vortheil iſt aber nahe bey Baltimore ſo unbeträchtlich, daſs eine ſolche Brennerey eingieng. Der Verkauf der Pfirſchen in der Stadt warf auch ſo wenig ab, daſs die Schweine damit gefüttert wurden, und da auch hiebey Verluſt war, weil ein Mann mit Pferd und Wagen einen halben Tag dazu brauchte ſie zu füttern, indem ſie nach einer Verordnung 5 Meilen von Baltimore nicht frey herum laufen dürfen, und nach einer kurzen Zeit ſich nur die beſten Pfirſchen ausſuchen, und die übrigen liegen laſſen, ſo lieſs der Vf. ſie auf der Stelle verrotten. Birnen und Pflaumen verdienen kaum den Namen, und ſind nur für Schweine. Himbeeren ſind viel ſchlechter, und Johannisbeeren eben ſo gut als in England, Stachelbeeren, Nectarinen und Aprikoſen fallen alle ab, ehe ſie reif werden. Die Winter-Aepfel haben einen guten Preis, doch iſt es rathſamer Cyder davon zu machen. Pferde zu unterhalten iſt hier koſtbarer als in England, weil von Natur kein Gras wächſt, und ſie das ganze Jahr über mit Korn gefüttert werden müſſen, oder ganz unbrauchbar ſind. In den heiſsen Sommertagen können ſie nicht arbeiten, ſondern ſtehen ſtill und ſchnappen nach friſcher Luft. Im Sommer werden ſie ſo mit Fliegen geplagt, daſs, wer nicht im Lande geweſen iſt, ſich keinen Begriff davon machen kann. Mauleſel ſind zum wirthſchaftlichen Gebrauch am vortheilhafteſten. Das nächſte d. i. dritte Jahr wurden auf dem Gute Verſuche mit Felderbſen gemacht, und eine Bierbrauerey in Baltimore angelegt. Brauerey iſt eines der einträglichſten Gewerbe in Amerika, welches man der zukkerhaften Eigenſchaft der amerikaniſchen Gerſte in Vergleichung mit der Engliſchen zuſchreiben muſs. Jedoch kann man in vielen Gegenden keine Gerſte kaufen. Keine Art von Pferden kann es mit den beſten in England aufnehmen. Sie ſind gemeiniglich ziemlich fett, und daher ihre Fehler weniger in die Augen fallend. Das beſte Futter iſt Roggenmehl, ver-

vermiſcht mit Stroh, das in Stücke 1 Zoll lang zerſchnitten iſt. Man füttert auch mit Mais. Die Poſtkutſchen ſind mit den beſten Pferden in der Landſchaft beſpannt, in guter Ordnung, und legen auf guten Heerſtraſsen 4 bis 5 Meilen in einer Stunde zurück. Die Kutſcher, die bey jeder Station von 14 bis 20 Meilen wechſeln, ſind wohl unterrichtete Menſchen, die ſich mit den Paſſagieren gern in Geſpräche einlaſſen. In den Gaſthöfen iſt Politik der häufige Gegenſtand der Geſpräche, und der Untergang Englands der Wunſch der meiſten Gäſte, die dieſe Plätze beſuchen. Der Vf. vertheidigte die Sache der Britten gegen die mancherley Vorwürfe und Unglück verkündigenden Weiſſagungen der Amerikaner. Er behauptete, die Amerikaner würden nie Manufakturen haben, ſie könnten jetzt nicht einmal eine Flinte fertigen, Amerika werde nie viele Schafe ernähren können, der engliſche Boden habe den Handel hervorgebracht, und jetzt zahle der Handel an die Erdſcholle zurück u. ſ. w. Die Ausſichten durch Handel in Amerika ein Glück zu machen, ſind nicht günſtiger als die für den Landwirth, und es werden mehrere namhaft gemacht, die in ihren Hoffnungen getäuſcht ſind. Von dem Zuchtvieh, den verſchiedenen Gattungen von Schafen, dem Federvieh, dem Wildpret und den Jagden und von den Fiſchen wird in den fünf letzten Abſchnitten des *erſten* Theils gehandelt. Die Schafe würden ſo gute Wolle geben, als in den meiſten Gegenden der Welt, wenn ſie gut ausgeſucht, und die Böcke mehr in Acht genommen würden. Hühner ſind ſehr theuer, die Enten nicht ſo gut als in England. Liebhaber der Jagd können ſich nicht ſo viel vergnügen als in England. Von Eichhörnern und Füchſen giebt es viele Gattungen. Füchſe werden in der Nacht mit Hunden und Flinten verfolgt. Rehe giebt es nicht in der Nähe von Baltimore. Das Wildpret, was aus den weſtlichen Waldungen zu Markt gebracht wird, iſt gemeiniglich geſalzen, geräuchert, und ein elendes Eſſen. Die auf den Märkten feilen Fiſche ſind gröſstentheils Süſswaſſer Fiſche. Häringe werden nur gegen Ende des Aprils und im May, d. i. um ihre Laichzeit im Potowmac und Suſquehanna Fluſs gefangen, aber in verwunderuswürdiger Menge. Landſchildkröten, obgleich von widerlichem Anſehen, ſchmecken gut. Die Auſtern ſind gröſs und wäſſerig. Krabben ſind am beſten um Annapolis. Makrelen und Hummer ſind ſo gut wie in England. Dieſe und andere eſsbare Fiſche, geſalzene Häringe ausgenommen, ſind über ganz Amerika zerſtreut: ſo daſs z. B. in Neu-York und Philadelphia keine Krabben, und in Annapolis keine Lachſe oder Kabeljaus zu haben ſind. Die Bequemlichkeiten des Lebens, die man ſich an einem jeden Orte in England verſchaffen kann, können nur einzeln in Amerika genoſſen werden, und ſind nicht immer für Geld zu haben. Daſs die angeſiedelten Europäer vieles von den Sitten der Wilden angenommen haben, iſt oft geſagt. Hieher kann man auch rechnen, was der Vf. von den Amerikanern bemerkt, daſs ſie auf die Beſchaffenheit ihrer Nahrungsmittel nicht viel Bedacht nehmen, und daſs ſie, Schlangen und Füchſe ausgenommen, faſt alle übrige Thiere ſpeiſen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KIRCHENGESCHICHTE.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Ueber den Urſprung und die erſte Beſchaffenheit der Feſte, Faſten und Bittgänge in der katholiſchen Kirche.* Ein Beytrag zur Berichtigung der Urtheile, Reden und Handlungen dieſer Zeit ſeinen Landsleuten gewidmet von einem Bairiſchen Landpfarrer. 1804. 268 S. 8.

Daſs der Vf., welcher ein Bayriſcher Landpfarrer ſeyn ſoll, dem Volk in Bayern, das mit den vorgegangenen Kirchlichen Reformen hie und da unzufrieden wurde, ſtatt des Räſonnements durch eine getreue hiſtoriſche Darſtellung der Entſtehung und allmäligen Entwicklung eines kirchlichen Gebrauchs richtige Begriffe zu verſchaffen ſuchte, um dadurch die Urtheile über deren Werth oder Unwerth deſto leichter zu berichtigen, war in der That ein gemeinnütziges und löbliches Unternehmen. Die unparteyiſche hiſtoriſche Darlegung ſolcher Gegenſtände iſt, inſonderheit bey Ungebildeten, welche ſelten Vernunftgründe leicht faſſen können, der ſicherſte Weg, die Zweifel des Vorurtheils zu heben. Freylich ſagt der Vf. hier nichts Neues (welches bey dem Zweck der Schrift nicht wohl zu erwarten iſt). Aber was er nach glaubwürdigen Zeugen erzählet, iſt in dem Tone der Klaſſe, für welche er ſchrieb, verſtändlich, herzlich und unparteyiſch geſchrieben. Seine Gewährsmänner ſind: *Tillemont*, *Fleury*, *Natalis Alex.*, *Baronius* u. ſ. w. Es iſt nur zu wünſchen, daſs das, was der Vf. dem noch gröſstentheils ungebildeten Volk in Bayern ſagt, Eingang finden, und die tief eindringenden Maſsregeln der weiſen bayriſchen Regierung, beſonders auch in kirchlichen Reformen, einen guten Erfolg haben mögen.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Geſsner: *Moliere's Luſtſpiele und Poſſen.* Für die deutſche Bühne von *Heinrich Zſchokke.* *Erſter* Band. 1805. 264 S. *Zweyter* Band. 276 S. *Dritter* Band. 253 S. *Vierter* Band. 324 S. gr. 8. (5 Rthlr. 2 gr.)

Hr. *Z.* ſagt in der Vorrede: „Franzöſiſche Sitte, Ton und Brauch waren von jeher ſo ſehr von deutſcher *Uebung* verſchieden, daſs eine treue, wörtliche Ueberſetzung *Molieres* weder ein vorzügliches Geſchenk für Leſer, noch für Bühnen war.“ — „Soll *Moliere* auf deutſchen Bühnen gefallen, muſs er nicht allein in deutſcher Zunge reden, ſondern auch im deutſchen Geiſte denken und handeln.“ — „Der Ueberſetzer muſs immer die deutſche Bühne im Auge haben, und nie vergeſſen, daſs er *Molieren ſo* wiedergiebt, wie derſelbe allenfalls in Deutſchland unter uns geſprochen haben würde u. ſ. w.“ Die Anforderun-

Digitized by Google

rungen die Hr. *Z.* sich selbst, bey seinem Unternehmen *Molieres* Lustspiele für die deutsche Schaubühne brauchbar zu machen, auferlegte, sind gerecht. Eine Uebersetzung, die diesen Anforderungen Genüge leistet, hat den Werth eines Originals. Sie heischt viel dramatischen Kunstsinn; um den freyen Spielraum, den eine solche Uebersetzung nothwendig haben muss, zweckmäßig zu gebrauchen; um blos nothwendige schickliche Abänderungen zu unternehmen, und dem Geiste des Dichters in der Anlage und Ausführung der Charaktere streng zu folgen, und nichts zu fremdartiges dabey unterzuschieben.

Die vorliegende Uebersetzung hat so viele Vorzüge, dass die vaterländische Bühne sie, als ein willkommenes Geschenk, mit Dank aufnehmen muss; doch giebt sie auch an mehrern Stellen Anlass zum Tadel. Hier nur einige derselben.

Der Uebersetzer verlässt den wörtlichen Ausdruck des Originals zuweilen ohne Noth, und giebt nicht immer das Gewählteste dafür. Z. B. im *ersten* Band S. 45., „ein Universitätsjude" *(le plus célèbre usurier)* *der abgefeimteste Wucherer*, wäre wörtlicher, und bezeichnete die Wuchererklasse im Allgemeinen. Ferner, S. 49. „wie frisch, munter und gesund sehen Sie doch aus!" *(que vous avez là un vrai visage de santé!)* Durch: *sie sehen aus wie die Gesundheit selbst*, würde der Gallicismus durch einen Germanismus wieder gegeben. Ferner, S. 54. „weil dieser Liebhaber erst sechs und funfzig Jahre alt war„ *(sur ce que son amant fit voir qu'il n'avoit que cinquante six ans)*. Hier hätte der komische Ausdruck: *son amant fit voir* etc. müssen beybehalten werden. *Weil ihr Liebhaber sich merken liess*, dass *er erst sechs und funfzig Jahr' alt sey.* S. 101. „Wenn ich mein Geld nicht wieder bekomme, so belang ich die Obrigkeit vor dem König!" Hier ist das Komische des Originals ganz verfehlt: denn die Berufung an die höchste Instanz ist etwas gewöhnliches. *Moliere* sagt: *(je demanderai justice de la justice.) Die Gerechtigkeit soll vors Gericht!* Oder: *Die Gerechtigkeit soll mir vor Gericht stehn!* Ferner, S. 105. „Wie ein Kästchen." Im Originale wird das Wort *cassette* unverändert wiederholt: die Umwechselung mit dem Worte Kästchen, schwächt den komischen Effect. — Hier und da findet man Uebersetzungen die wörtlich zu seyn scheinen, und doch den Sinn des Originals verfehlen. Z. B. im *ersten* Band S. 46. „Man muss in der Welt gelebt haben," *(dans ce monde, il faut vivre d'adresse)* *Wer Welt hat, ist schlau.* Oder: *Man hilft sich durch die Welt, wie man kann.* Die Uebersetzung: in der Welt gelebt haben, giebt den Doppelsinn, dass man die Welt, im Leben, geniessen müsse. S. 48. „Der blosse Anblick eines Bettlers macht ihm Krämpfe" *(la vue d'un demandeur lui donne des convulsions)* *Der Anblick eines Menschen der Geld begehrt, macht ihm Krämpfe.* Ein Bettler beunruhigt den Geizhals nicht; er bemerkt ihn kaum: wer Ansprüche und Anforderungen an ihn macht, *der* greift ihm ans Herz. Der Nachsatz im Französischen: *c'est lui percer le coeur*, bestätigt den Sinn des Wortes *demandeur.* — Mehrere Abweichungen vom Originale, die der Uebersetzer sich erlaubt hat, sind glücklich und geschmackvoll. Dahin gehört die Weglassung des vermahnenden Nachrufs (in der letzten Scene des ersten Actes im Geizigen), der im Original viel zu wortreich ist, und den affectirten Eifer sehr übertreibt: dann, die veränderte Beschreibung der Schildereyen in Marianens Zimmer (Scene 6. Act 2. in demselben Lustspiel.), und der Vorsatz des Geizigen, die Sentenz über Frugalität: dass man esse um zu leben, und nicht lebe um zu essen, über den Kamin im Speisesaale anzuschreiben u. s. w.

Eine Kritik, die mehrere Stellen trifft, kann Rec. nicht verschweigen. Man findet hier und da Zusätze und Abänderungen, die das Komische des Originals in der Uebersetzung schwächen. Z. B. im *ersten* Bande S. 61. „Durch den Hut kann kein menschliches Auge dringen." Wozu dieser erklärende Zusatz? Eine misslungene Abänderung ist, z. B. S. 136. (im Lustspiele, der Wunderarzt) „Man soll nicht den Finger zwischen Baum und Rinde stecken" *(entre l'arbre et le doigt, il ne faut point mettre l'écorce.)*. *Moliere* verwandelt das Sprichwort, in Sganarells Munde, vorsätzlich in Unsinn. *Zwischen Baum und Finger, muss man keine Rinde stecken.* Der Zusatz, in der Uebersetzung: „wenn man nicht geklemmt seyn will," ist ganz überflüssig.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Salzburg*, b. Mayr: *Moralische Aufsätze.* Ein Beytrag zur Geistes- und Herzensbildung. Herausgegeben von *Mich. Dobler.* 1805. 8 Bog. 8. — Die Gegenstände dieser moralischen Aufsätze sind: die Lectüre, der Werth des Menschen, die Kürze des Lebens, das gesellschaftliche Leben, das Glück des Lebens, die Unsterblichkeit der Seele, die frühe Verbindung junger Studierenden mit dem andern Geschlechte, die Freundschaft, die Kunst sich beliebt zu machen, die freundschaftlichen Verbindungen, besonders auf Schulen, die Zufriedenheit mit seinem Schicksale, der Tod. Angehängt sind noch moralische Aphorismen. *Der Vf.* hat seine Arbeit studierenden Jünglingen bestimmt, die, wie er meynt, auch das gern wieder lesen, was sie schon wüssten, wenn sie es nur in einem andern Buche fänden. Rec. lässt die Wahrheit dieser Erfahrung dahin gestellt seyn; aber er weiss auch, dass Jünglinge von Geist, Einsichten und Kenntnissen nicht damit zufrieden sind, wenn ein Buch weiter keine Eigenschaft besitzt, als die, dass es ein *anderes* ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. April 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Harding und Murray: *A Tour in America* in 1798. 1799. and 1800. — — by *Richard Parkinson* etc.

(Beſchluſs der in Num. 85. abgebrochenen Recenſion.)

Im *zweyten* Bande wird die Cultur und der Ertrag des Weizens, der Gerſte, des Hafers, Roggens, Mais, der Kartoffeln und Rüben nebſt andern Gemüſen, einiger Grasarten, der Baumwolle, des Buchweizens, Reiſs und einiger andern Producte genau und ökonomiſch beſchrieben, nebſt Berührung anderer auf die Landwirthſchaft ſich beziehenden Gegenſtände, als des Gypſes, des Holzes, der Kleidung, der Arbeit, der Negern, die bey dem Tabacksbau unentbehrlich ſind. Ein Abſchnitt über die Religion, und die Nachtheile, daſs keine von der Regierung beſonders begünſtiget iſt, unterbricht die Abſchnitte ökonomiſchen Inhalts. Der Vf. iſt überzeugt, daſs von einem Morgen Weizenfeldes nicht mehr als 12 bis 15 Scheffel (*buſhels*) geärntet werden. Er hörte zwar von Aernten von 20 bis 30 und mehr Scheffeln, wurde aber nie eines ſolchen Morgens anſichtig. Nach dem Hn. D. *von Bülow*, der als Oekonom Amerika bereiſete, iſt in der Landſchaft Lancaſter, dem Paradieſe der vereinigten Staaten, das höchſte Product 20 Scheffel. Eben dieſer Schriftſteller behauptete, daſs Gerſte wenig oder gar nicht gebaut würde. Der Vf., unſtreitig ein viel zuverläſſigerer Autor, ſagt, daſs in Neu-England viel Gerſte, aber kein Weizen erzeugt werde, und daſs überhaupt in den nördlichen Staaten die Gerſte viel beſſer ſey als in den ſüdlichen, und in guten Jahren 12 — 20 Scheffel von einem Morgen geärntet werden. Eine neue Grasart, Herdgras genannt, wächſt auf ſchwammichten Grunde, und iſt dem Klee- oder Timotheus-Gras weit vorzuziehen. Sollte dieſes Futterkraut den deutſchen Oekonomen bekannt ſeyn? Von den Krankheiten der Thiere und den Inſekten, welche dem Landbau ſchädlich ſind, und unter denen die Heſſiſche Fliege oben an ſtehet, findet man Nachrichten, die für den Landwirth ſehr beunruhigend ſind. Hr. *v. Bülow* behauptete, daſs die Amerikaner durch Gypsdüngung den Acker verdürben. Die vielen Verſuche, die der Vf. gemacht hat, zeigen, daſs Gyps unter gewiſſen Umſtänden ein ſehr ſchickliches Düngmittel iſt. Wer kennt nicht die vielen Holzungen und Waldungen in Amerika? und dennoch giebt es wenig gutes Nutzholz. Alles wächſet ſehr geſchwinde, iſt daher ſehr gerade, aber aus der Urſache wenig dauerhaft. Cedern wachſen langſam, und haben groſse Dauerhaftigkeit. Viele tauſend Morgen ſind mit Eichen angefüllt, und dennoch giebt es wenige Eicheln. Wenn man die Schweine mit Eicheln in den Wäldern mäſten könnte, ſo würde dieſes für die Amerikaner, die ſo viel geſalzenes Schweinfleiſch eſſen, von groſsem Nutzen ſeyn. Aus einer Rechnung über den Anbau eines Morgens auf 4 Jahre, der in dem erſten mit Mais beſtellt wurde, um in den folgenden Weizen darauf zu ſäen, ergiebt ſich ein Verluſt von 1 Pfund St. 2 Schill. 2 D. Der Landmann würde vor Hunger umkommen, wenn er nicht ſtatt weiſser Menſchen und Pferde, womit jener Morgen beſtellt wurde, Neger und Mauleſel gebrauchte. Bey einem Morgen, worauf vier Jahre lang Mais erzeugt wurde, betrug der Verluſt 8 Pf. St. 7 Sch. 6 D. Beym Klee- und Rübenbau gewann der Vf. ein beträchtliches, büſste aber ein bey den Kartoffeln, worüber die Rechnungen vorgelegt werden. Der Tabackbau, wodurch bey einer hinreichenden Zahl von Negern Reichthümer erworben werden, giebt dem Vf. Gelegenheit, ſeine Meinung von Negern zu ſagen. Sie fällt ſehr ungünſtig für dieſe Menſchenraſſe aus, die auch von dem General Waſhington mit ungewöhnlicher Strenge behandelt wurde. Wenn der Ankauf der Neger nicht ſo koſtbar, die Behandlung derſelben ſo läſtig wäre, die erſte Anlage nicht viel Geld, und die Erzielung des Tabacks nicht viele Geſchicklichkeit erforderte, ſo würde der Bau noch weit mehr ausgebreitet ſeyn. Die Neger, mit denen der Vf. zu thun hatte, waren ſämmtlich Betrüger. Gewöhnlich werden ſie mit den Landesproducten in die Stadt zu Markt geſchickt, und von dem Gelde, was ſie unterſchlagen, kommen ſie betrunken nach Hauſe. Dem Diebſtahl und Müſſiggang ſind ſie nicht minder ergeben, und zu verwundern iſt es, daſs ſie dem Eigenthümer von einigem Nutzen ſind. Von den 400 Negern, Weiber und Kinder eingeſchloſſen, die auf dem Gute des General Waſhington's waren, konnten nur 70 arbeiten. Die Luſt, ſich zu der Epiſcopalkirche zu halten, vergieng dem Vf., als er die damit verknüpften Unkoſten erfuhr. Die Predigt, die er von einem diſſentirenden Prediger hörte, ſchien ihm ſehr lächerlich. Alle, die der Kirche oder dem Staate dienen, ſollten fixe Beſoldungen haben; weil es daran in Amerika fehle, ſo würden zuweilen die Richter bey ihren Amtsverrichtungen inſultirt, wovon Beyſpiele angeführt werden. Wahrſager und Zauberer hätten mehr Einfluſs auf das den Laſtern ergebene Volk, als Prediger oder Richter. Auch davon Beyſpiele. Erziehung ſey, wie die Kleidung, in Amerika noch fünfmal ſo theuer als in England. Weil ſo viele gar

keine Erziehung gehabt, und den Gottesdienſt verabſäumen, ſo werden die, die darauf achten, für Thoren, und Verſchmitztheit für die vornehmſte Eigenſchaft, die das menſchliche Geſchlecht beſitzen müſſe, gehalten, welches auch daraus wahrſcheinlich werde, weil *Th. Paine*, D. *Prieſtley* und ähnliche Schriftſteller ihre vornehmſten Lehrer wären. Aus dieſer Anmerkung allein iſt es einleuchtend genug, was für ein treuer Anhänger der biſchöflichen Kirche der Vf. ſey. Er lenket bald wieder auf ſein Lieblings-Thema ein, nämlich den dünnen ſandigen Boden, plötzlichen Uebergang von Wärme zur Kälte und andere Hinderniſſe der Cultur, wohin auch das gelbe Fieber gehört, welches den Ausdünſtungen der ſtehenden Waſſer zugeſchrieben wird, ſo daſs er am Ende von Amerika bekennet, es ſcheine ihm der ſchicklichſte Platz für den Gebrauch, wozu es zuerſt beſtimmt war, nämlich zur Aufnahme der Miſſethäter. Wie werden ſich die Subſcribenten in Amerika über des Vfs. Werk freuen, wenn ſie dieſes rühmliche Zeugniſs von ihrem Vaterlande leſen! Die verfehlte Hoffnung, durch Pachtungen reich zu werden, mag zu der Härte des Urtheils etwas beygetragen haben. Allein gegen Erfahrungen, wenn ſie conſtatirt ſind, läſst ſich gleichwohl nichts einwenden. Der Vf. lernte nicht einen einzigen engliſchen Landwirth kennen, dem es geglückt hätte. Sie führen groſsentheils ein unbehagliches, oder wie man es in England nennen würde, ein elendes Leben. Denjenigen, die ſich der Kaufmannſchaft gewidmet haben, iſt es beſſer ergangen; allein nach ihrem eigenen Geſtändniſſe verdankten ſie ihren Wohlſtand nicht der Ehrlichkeit. Das engliſche Sprichwort „Betrügen gedeihet nicht" hat da ſeine Kraft verloren. Der lange Credit, den die engliſchen Kaufleute den Amerikanern geben, kommt dieſen ſehr zu Hülfe. Die vortheilhafte Meinung, die man in England von Amerika gefaſst hat, rührt von den Schiffs-Capitänen her, die ſich mit dem Transport der Emigranten abgeben. Für die Paſſage von Liverpool nach Amerika werden 25 Guineen bezahlt. Mit weniger als 5 Pfund St. beſtreitet der Capitän die Zehrkoſten des Paſſagiers 30 bis 60 Tage lang für Pökel-Schweinfleiſch, Kartoffeln, ſchlechten Zwieback, und Waſſer zum Trinken. Er gewinnet alſo auf jeden Paſſagier. Denn da ein Neger 100 Pfund St. koſtet, ſo wird ein Weiſser wohl mit 20 Guineen bezahlt werden. Wahrſcheinlich iſt der Capitän ſchon vorher mit einem Gaſtwirthe über den Preis einig geworden. Der Vf. erhielt einmal Nachricht, daſs in Baltimore 200 Menſchen aus Wales angekommen wären. Da er gerade damals Dienſtleute gebrauchte, ſo begab er ſich nach der Stadt, in der Meinung daſs dieſe Leute ſich ſelbſt nach Tagen oder nach Wochen vermiethen würden. Sie waren aber alle in dem Wirthshauſe eines aus Wales gebürtigen Menſchen abgetreten, der über ſie nach Gefallen verfügte, und den Preis für jeden feſtſetzte. Bald nachher waren ſie ſämmtlich nach den weſtlichen Niederlaſſungen 300 Meilen von dem Kaufplatze transportirt worden. Die Leute von daher, welche Mehl nach Baltimore bringen, kaufen dieſe Menſchen, um ſie wieder zu verkaufen oder ſonſt zu ihrem Nutzen anzuwenden. Dieſer ſchändliche Menſchenhandel iſt den Capitäns, Wirthsleuten, und vielleicht auch den Pächtern ſehr gewinnreich. Der weiſse Sklave wird nicht eher in Freyheit geſetzt oder der Dienſte entlaſſen, bis er die Fracht, die Unkoſten im Wirthshauſe, u. dgl. m. mit ſeiner Arbeit abverdient hat. Die Rückreiſe nach den Städten, und übers Meer nach England würde einem Mann mit einer Familie 100 bis 200 Pf. St. koſten, und der Aufwand nicht leicht zu erſchwingen ſeyn. Wie viel theurer es in Baltimore zu zehren ſey als in Liverpool, zeigt eine Rechnung aus jenem Orte die ganz abgedruckt iſt. In Liverpool kann man mit 4 Schill. 8 Pf. den Tag im Wirthshauſe auskommen, in Amerika koſtet es 15 Sch. Der Vf. wünſcht, daſs das Auswandern der Handwerker noch nachdrücklicher verhindert werde, als es durch die in Kraft ſeyenden Parlaments-Acten geſchieht, weil gerade die meiſten Auswanderer von dieſer Klaſſe von Menſchen ſind, und ſie unter allen in Amerika ſich in der ſchlimmſten Lage befinden, in dem es keine Manufakturen giebt, die ihnen Unterhalt verſchaffen könnten. Der Vf. rieth nach ſeiner Zurückkunft in Liverpool einigen Webern, die nach Amerika auswandern wollten, den Vorſatz fahren zu laſſen; dem Anſchein nach nicht ohne Erfolg. Einem Methodiſten-Prediger aber rieth er zu gehen, weil viele ſolcher Leute unter dem Vorwande, das Evangelium zu predigen, dem Lande zur Laſt gereichen; worin alle vernünftige Menſchen dem Vf. Recht geben werden. Der 30*ſte* Abſchnitt beweiſet die Vorzüge, die England vor Amerika hat. Der Ertrag in dieſem Lande iſt gering, und die Koſten des Anbaues ſind groſs. Es belohnt daher nicht die Mühe, wenn man es nach engliſcher Art bewirthſchaftet. Arme Leute und Frauenzimmer, die nach Amerika auswandern, ſind am meiſten zu bedauern. Die Geſetze nehmen ſich jener nicht an, und die Dienſte, die dieſe von dem Geſinde erwarten, ſtehen mit der Laſt, die es ihnen macht, in keinem Verhältniſſe. Zimmerleute, Maurer und Tagelöhner ſind in Menge, können aber zuweilen wegen des harten Winters mehrere Monate nicht arbeiten. Man ſiehet daher allenthalben viel Armuth und Elend, mehr in einem Tage als in 40 Jahren in England. (Hier iſt doch wohl eine handgreifliche Uebertreibung) Die meiſten Kinder laufen ſogar in ſehr rauhem Wetter faſt nackend herum. Schuhe und Strümpfe ſind ſelten. Von den Britten, die zum Theil mit einem groſsen Vermögen mancherley Gewerbe angefangen, aber dabey alles oder ein beträchtliches eingebüſst haben, werden Beyſpiele angeführt, über deren Wahrhaftigkeit wir uns kein Urtheil anmaſsen dürfen. Da hier ſowohl als ſonſt die unglücklichen Emigranten entweder mit Namen genannt oder deutlich bezeichnet werden, ſo ſcheint dadurch die Glaubwürdigkeit des Vfs. zu gewinnen. Es iſt ja über dieſs bekannt genug, daſs Amerika bey weitem nicht das El Dorado ſey, wofür es ſo oft von denen, die ſich durch den Transport der Europäer bereichert haben, gerühmt worden iſt. Geld iſt faſt gar nicht

Digitized by Google

nicht zu haben, welches ein irifcher Arzt, der aus dem Genefee-Lande nach Baltimore gekommen war, um Arzneyen einzukaufen, und die ftatt Bezahlung von feinen Patienten angenommenen Pferde, welche er mitgebracht hatte, viel wohlfeiler verkaufen mufste, zu feinem Schaden erfuhr. Die bürgerliche Freyheit in Amerika fcheint dem Vf. nicht weniger ein Unding zu feyn, als die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Dutchmen (worunter man wohl nicht blofs Holländer, fondern die Deutfchen verftehen mufs) übertreffen alle andere im Anbau der Felder. Die Schotten find die beften Kaufleute. Die Franzofen gehen nicht viel mit andern um und befuchen felten die öffentlichen Häufer. Das viele Geld, was fie nach Amerika gebracht, haben fie nicht auf den Ankauf von Ländereyen fondern von Häufern angewandt. Sie find vortreffliche Gärtner. In den Fleifchfchrannen kaufen die Engländer das befte, die Franzofen das fchlechteſte, die Dutchmen (Deutfchen?) das wohlfeilfte Fleifch. Baumfrüchte werden ohne Bedenken von den Vorübergehenden abgepflückt, und man rieth dem Vf., die Gartendiebe nicht zu verfolgen. Die Bettler find nicht allein zahlreich, fondern auch unverfchämt, und fielen dem Vf. fehr zur Laft, der an der grofsen Heerftrafse von Baltimore nach Philadelphia wohnte. Auch der Ahornzuckerbaum entgehet nicht dem Tadel. Nicht blofs aus eigner Erfahrung, fondern noch mehr aus eingezogener Erkundigung lernte er, dafs die Gewinnung des Zuckers aus diefem Baume mehr Unkoften erforderte, als fie Vortheil gewährte. Auch kann man da, wo er wächft, den eigentlichen Zucker wohlfeiler haben, fo wie es überhaupt bemerkt zu werden verdient, dafs wo Korn wohlfeil ift, Kleidung, Kaffee, Thee, Zucker u. f. w. fehr theuer find. So gar die Unabhängigkeit Amerikas wird für eines der gröfsten Mifsgefchicke gehalten, die diefem Lande zu theil geworden find. Denn da fein künftiger Wohlftand mehr durch den Handel, als die Ergiebigkeit des Bodens zu bewirken fey, der Handel aber eine Marine erfordere, die ihn befchütze, fo fey Amerika, welches keine Marine habe, von England, wo allein eine Seemacht zu finden, abhängig. Amerikanifche Schiffe, aber für englifche Kaufleute und mit englifchem Gelde erbaut, werden zur Fracht gebraucht, würden jedoch nach hergeftelltem Frieden nicht weiter verlangt werden. Wenn Amerika mit England einen Streit anfangen und Kriegsfchiffe erbauen wollte, fo würde es an Gelde dazu fehlen: denn die Abgaben von den importirten brittifchen Waaren machen einen grofsen Theil der Einnahmen aus. Alles was in England fabricirt wird, wird nach Amerika gebracht, und daſelbſt wohlfeiler verkauft als es in diefem Lande gemacht werden kann. Andere Nationen haben nichts zum Verkauf das Amerika kaufen möchte, fo wie auch jenen die Produkte Amerika's entbehrlich find. Zuletzt wird noch die unvortheilhafte Schilderung, die von dem Boden, der Luft, und den Einwohnern Amerika's gemacht ift, durch das Zeugnifs eines Canadiers beftätiget, der feine dreymonatliche Reife in den vereinten Staaten in einem der öffentlichen Blätter in London hat abdrucken laffen, und insbefondere das fchlechte Loos der hieher Emigrirten andern zur Warnung befchreibt. Traurig ift die Ausficht in die Zukunft, wenn es wahr feyn follte dafs die Amerikaner im Allgemeinen ein fchlechtes Volk find, und täglich mehr ausarten, welches von den Eingebornen zugegeben werde. Der Anhang enthält Auszüge aus Hn. *Boadley's* zu Philadelphia Skizzen, über die Abwechfelung der Saaten (*rotation of crops*), diefe Seele der Landwirthfchaft, von welcher Hr. *v. Bülow* behauptet, dafs es darin den Amerikanern an einer gefunden Theorie fehle, mit Bemerkungen des Vfs.

London, b. Philipps: *Ancient and modern Malta, containing a full and accurate Account of the prefent State of the Islands of Malta and Gozo, the Hiftory of the Knights of St. John of Jerufalem*, alfo *a Narrative of the Events which attended the Capture of thefe Islands by the French and their Conqueft by the Englifh* and *an Appendix containing authentic State-Papers and other Documents.* By *Louis de Boisgelin*, Knight of Malta. 1805. *Vol. I.* XVI u. 432 S. *Vol. II.* 404 S. gr. 4. Mit vielen Karten, Anfichten, Porträts, Alterthümern, und andern Kupfertaf. 4 Liv. 4 Schill. Sterl. (25 Rthlr. fächfifch.)

In diefem etwas koftbaren Werke wird zuerft die Lage, das Klima, die Volksmenge, Fruchtbarkeit, Induftrie, Charakter und Sitten der Einwohner von *Malta* und der Infel *Gozo* gefchildert, und mehrere intereffante Nachrichten von dem früheften und gegenwärtigen Zuftande diefer Infulaner, nebft einigen topographifchen Merkwürdigkeiten mitgetheilt. Demnächft wird eine ziemlich ausführliche Befchreibung der Conftitution der Malteſer und ihrer Finanzen, nebft einer weitläuftigen Darftellung der Schickfale des Malteſer-Ordens feit dem Zeitpunkte geliefert, da der Orden von Rhodus nach Malta verfetzt ward. Der Vf., ein Mitglied des Ordens, hat es fich, nach unſern Einſichten, forgfältig angelegen feyn laſſen, die vorhandenen Materialien der Gefchichte, in ein lichtvolles Ganze zu ftellen, wobey man ihn aber, bey allem fcheinbaren Streben nach der hiſtoriſchen Wahrheit, doch nicht ganz von aller Parteylichkeit frey fprechen kann. — Aus beiden Bänden wollen wir nur das vorzüglich merkwürdige anführen.

Der Boden auf Malta bedeckt den Felſen der Infel ſelten über 1 Fufs tief; da aber faſt keine Hand breit unbebaut bleibt, ſo bringt der Ertrag des geringſten und mittlern, ſeine Einſaat 16 bis 20fach; der gute dagegen 38 mal, und der beſte den Aufwand 64 fältig wieder. Dieſer Fruchtbarkeit können ſich wenige Länder rühmen. Der poröſe Felſen auf Malta ſaugt Thau und Regen ein, und erhält dadurch dem Boden eine kühle Grundfläche, ohne welche, unter dieſem warmen Himmelsſtriche, die Saaten von der Sonnenhitze verſengt würden. Nach den Regeln der, in mehreren Gegenden vom mittlern Europa üblichen Wech-

Digitized by Google

Wechsel-Wirthschaft, werden auch auf Malta alle Arten von Gartengewächse, Wassermelonen, Gerste, Roggen, und dreyerley Arten Baumwolle gezogen, wovon eine der letzten hier einheimisch, die andere von Siamischer Abkunft ist, und die dritte von den Antillen herstammt, welche eine zimmetbraune Farbe hat. (Von der Siamischen Baumwollenstaude auf Malta glaubt Rec., dass sie eine Abart von *Gossypium hirsutum Lin.* sey, welche der Bailli *de Süffren* in neuern Zeiten, in Samen aus Siam, bekanntlich der besten Gattung kommen liess, welche die kaufmännische Waarenkunde darbietet. Da diese Gattung auf staudenartigen Gewächsen gewonnen wird, welche im ersten Jahre, wenn sie noch unfruchtbar ist, stark beschnitten wird, und dann im zweyten und dritten Jahre, wenn sie im August und September, wie auch Hr. *v. B.* sagt, Aernten geliefert hat, abstirbt; [vergl. *Lettres écrites de Suisse, d'Italie, de Sicilie, de Malthe* etc. Par *Roland de la Platiere*, Amsterdam. 1780. 12. Vol. *II.* S. 403. etc. Vol. *III.* S. 37]; so meynt *Brydone*, dass die Bewohner von Malta ökonomisch richtiger handeln würden, wenn sie sich an der krautartigen Baumwollenpflanze hielten, die bey ihnen einheimisch sey. s. *A tour through Sicily and Maltha* by *Brydone;* Vol. *I.* S. 308. Lond. 1773. gr. 8. vergl. *von Salis* Reis. in verschied. Provinz. d. Königr. Neapel. *Erster* Band. S. 96. Zürich und Leipz. 1793. 8. Mehrere Arten der landwirthschaftlichen Gewerbe auf Malta werden gründlich beschrieben und zugleich gezeigt, dass auch die unfruchtbarste Gegend der Insel, durch die Industrie ihrer Einwohner, durch Auflegung einer künstlichen Erde benutzt, und nach und nach zu einem fruchtbaren Acker umschaffen werde. — *Malta* und *Gozo* bringen die delikatesten Pflanzenfrüchte aller Art hervor, die man dem günstigen Himmelsstriche verdankt. Daher können, wie der Vf. aus Zollregistern beweiset, blos an Baumwollen-Fabrikationen, jährlich für 3 Millionen französ. Livres ausgeführt werden; andrer Handelsartikel der Exportation ungerechnet, die zusammen genommen, kaum den dritten Theil der einzuführenden Getreide und anderer Bedürfnisse aufwiegen, welche die Einwohner von *Malta* brauchen; (die im Jahre 1798. betrugen 90,000, und die von *Gozo* 24,000). — Das Gemälde, welches der Vf. von den Sitten und der Kleidung der Malteser liefert, ist eben so interessant, als die vollständige Beschreibung der Ceremonien bey der Aufnahme eines neuen Ritters des Malteserordens demjenigen eine angenehme Lectüre verschaffen wird, der an Vorstellungen der Art gefallen findet.

Der *zweyte* Band enthält die *Geschichte des Malteser-Ordens* von dem Grosmeister *L'Isle Adam* 1521. an, bis auf die neuesten Zeiten; und damit der historische Vorgang früherer Ereignisse dieses Ordens anschaulich gemacht werde, wird derselben eine chronologisch-historisch geordnete Tabelle vom Grosmeister *Gerhard* im J. 1099 bis 1521. vorangeschickt. Manche bisher unbekannt gebliebenen Aufschlüsse über das Schicksal, das Malta seit der Besitznahme durch die Franzosen, welche durch die Uneinigkeit der Ordensbrüder herbey geführet wurde, bis auf das J. 1803. erfahren hat, werden hier, wie die ungemeine Theurung anschaulich gemacht, die zur Zeit herrschte, als diese Insel, dem Hungertode vollends zu entgehen, sich an die Engländer übergeben musste. Der Vf. scheint endlich die Engländer überreden zu wollen, dass kein grösserer Nutzen für die Insel und Europa überhaupt seyn würde, als wenn die Herrschaft über diese Klippen wieder dem Orden eingeräumt würde. — Die prachtvollen Kupfer und Karten sind eben so schön gezeichnet, als elegant gestochen und abgedruckt; es wäre also zu wünschen, dass ein kernhafter *deutscher Auszug*, nebst der Copie der Karte von Malta, von diesem Werke geliefert würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Rostock*, b. Müller: *Ueber die Verhältnisse der Stadt Rostock in Beziehung auf ihre Beytrags-Verbindlichkeit zu den Landes-Necessarien*, vom Burgermeister D. *J. F. Zoch.* 1806. 95 S. 4. — Die Frage: ob die Stadt Rostock schuldig sey, zu den, auf dem Mecklenburgischen Landtage vom J. 1805. verwilligten, Necessarien beyzutragen, und ob dieselbe dazu durch einen förmlichen Rechtsgang gebracht werden müsse, oder dazu durch Executions-Zwang angehalten werden könne? ist die Veranlassung und der Gegenstand dieser Schrift. Die Stadt Rostock ist kein dritter und abgesonderter Stand, sondern vielmehr ein integrirender Theil der mecklenburgischen Ritter- und Landschaft; aber sie ist ein besonderer Theil dieser Landschaft, der den Genuss der *Rechte eines besondern Standes* eben so vollgültig hat, als solche dem Corps der übrigen Städte zustehen; die Stadt Rostock hat aus vollwichtigen Gründen die Mitbewilligung eines Beytrags zu den, in Frage befangenen, neuen Necessarien abgelehnt, und die Stadt Rostock kann zur Berichtigung ihres Antheils an diesen Necessarien nur durch eine förmliche Klage im competenten Gericht, nicht aber durch den, nur für verbindlich bewilligten, Necessarien anwendbaren, Executions-Zwang gebracht werden: dies sind die Sätze, welche in dieser kleinen, aber sehr gehaltreichen, Schrift mit Präcision und tiefer Verfassungskunde entwickelt sind. Dem, schon aus seiner trefflichen Schrift: *über Reichssteuern* u. s. w. rühmlich bekannten Vf. in das interessante Detail zu folgen, erlaubt bey dem Local-Interesse dieser Schrift, die jeder Mecklenburger ohnehin lesen wird, Rec. sich so wenig, als ein Urtheil über das Recht oder Unrecht einer, vor dem competenten Richter schwebenden, Sache.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. April 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Schäfer. Buchh.: *Ideen zu einer Garten-Logik*, oder Verſuch über die Kunſt, in engliſchen Garten-Anlagen alles Unverſtändliche und Widerſinnige zu vermeiden; von *Chriſt. Aug. Semler*. 1803. 344 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Logik enthält die Regeln, wie man den Verſtand zur Erkenntniſs des Wahren gebrauchen ſoll: ſie hat mit der ſchönen Gartenkunſt nichts zu thun. Die Wahrheit, welche dieſe fordert, iſt eine äſthetiſche, die nicht durch Logik, ſondern durch Geſchmack beurtheilt und erkannt wird. *Arioſtens* Zauber-Dichtungen, *Raphaels* idealiſche Schöpfungen, *Claude Lorrains* himmliſche Landſchaften haben eben die Wahrheit, wie ein ſchöner Garten; aber, wer wollte von der kalten Logik den Prüfſtein für alle jene Kunſtwerke entlehnen! Es iſt alſo wenigſtens Verletzung des Sprachgebrauchs, wenn der Vf. die Anwendung der Regeln des guten Geſchmacks Logik nennt. Aber nein! Es iſt mehr als Verletzung des Sprachgebrauchs: es iſt wahre Verwirrung der Begriffe, die bey dieſer ganzen Garten-Logik zum Grunde liegt. Man höre ſelbſt: „Das königliche, erſte und höchſte Geſetz, aus welchem alle Regeln für den Gartenkünſtler hergeleitet werden, iſt: Der Garten muſs ſich ſelbſt ausſprechen: es muſs alles verſtändlich ſeyn.“ Dieſs Geſetz iſt nicht neu: wir drückten es ſonſt ſo aus: Da der ſchöne Garten ein idealiſirtes Landſchafts-Gemälde ſeyn ſoll: ſo müſſen die einzelnen Theile dieſes Gemäldes ein beſtimmtes Verhältniſs und eine eigenthümliche Verbindung haben: dieſe macht den Charakter der Landſchaft aus. Man fordert alſo von einem ſchönen Garten, oder von einer einzelnen Partie deſſelben, daſs ſie einen *Charakter* haben. Rec. denkt: dieſs iſt deutlicher und wirklich richtiger, als wenn man den Mode-Ausdruck: *ſich ausſprechen*, hier miſsbraucht, um auf eine wirkliche Unrichtigkeit zu führen. Denn unrichtig iſt, was der Vf. daraus folgert: „Alle Gegenſtände müſſen von ſelbſt ohne alle Erklärung deutlich anzeigen, von wem ſie herrühren, ob von der Natur, oder von den Menſchen.“ Rec. bittet nur um einen Augenblick Nachdenkens, um Jeden zu überzeugen, daſs mit dieſem Geſetz alle ſchöne Täuſchung, ja ſelbſt jedes Idealiſiren aus der ſchönen Gartenkunſt verdrängt wird. Kein Waſſerfall, keine künſtliche Wieſe, keine Baumgruppen dürfen ja alsdann Statt finden, ohne ihnen den Ausdruck der Künſtlichkeit anzuſehn. Wie kann man als Geſetz der Schönheit die augenblickliche Verſtändlichkeit anſehn? Die häſslichſten Gegenſtände haben oft die gröſste Verſtändlichkeit. Daſs es dem Vf. wirklicher Ernſt mit dieſer Logik iſt, zeigt ſeine Regel: alle ausländiſchen Gewächſe aus den Pflanzungen auszuſchlieſsen, weil ſie immer, auch wenn ſie ſparſam eingeſtreut ſeyn, etwas Fremdartiges in die Scene bringen, welches die Täuſchung, man ſehe ſelbſtgewachſene Natur, zerſtöre... Welche Forderung? Wir fragen erſtlich: was iſt einheimiſch, was fremdartig? Keine Roſskaſtanie (ſie kamen im 16ten Jahrhundert aus dem Morgenlande), keine Obſtbäume, kein Weinſtock u. dgl. ſind alsdann in ſchönen Gärten anzubringen: geſchweige Thränen-Weiden, Weymuthskiefern, Silbertannen, *Cytiſus Laburnum* und andere Zierden der Gärten. Dann ſind wir in Deutſchland auf Eichen, Buchen, Rüſtern, Hainbuchen, Ellern, Birken, Fichten und Tannen reducirt... Ferner ſagt der Vf.: „Was für Product menſchlicher Kunſt gehalten werden ſoll, muſs regelmäſsig gepflanzt und durch ſcharf bezeichnete Granzen abgeſchnitten werden.“ Dieſs erklärt er in der Folge dadurch, „daſs keine frey geſchwungene, ſondern geometriſche, gerade und krumme, Linien gezogen, und die Bäume ſymmetriſch gepflanzt werden müſſen. Auf dieſe Art bleibe man nicht zweifelhaft, wo die Partieen der Kunſt aufhören und die Partieen der Natur anfangen.“ Aber wozu dieſe ganze Regel? Ein Landſchaft-Gemälde und ein ſchöner Garten ſind ja immer Werke der ſchönen Kunſt, aber von der Natur entlehnt, deren ſchönſte Partieen man idealiſch zu einem Ganzen vereinigt hat. Bey dieſen Schöpfungen der Kunſt muſs überall das höchſte Geſetz ſeyn, was in den Gärten der Armida die gröſste Schönheit war:

L'arte che tutta fa, nulla ſi ſcopre...
Stimi (ſi miſto il falſo è col negletto)
ſol naturali e gli ornamenti ed i fiti:
di natura arte par che per diletto
l'imitatrice ſua ſcherzando imiti.

Der Vf. hofft dagegen von dem Contraſte zwiſchen der Regelmäſsigkeit der Kunſt und der Unregelmäſsigkeit der Natur angenehme Eindrücke. Aber auch hier hat er ſich den Unterſchied der Natur-, und der Luſt-, Obſt-, Blumen- und Küchen-Gärten in der Nähe menſchlicher Wohnungen nicht deutlich gedacht. Jedermann fühlt, daſs, wie bey Werken der Baukunſt Regelmäſsigkeit und Symmetrie gefordert wird, ſo auch in der Nähe menſchlicher Wohnungen gerade Gänge, ſymmetriſche Pflanzungen ſehr ſchicklich ſind. Aber, das ſind ja keine Natur-Gärten, die als Landſchafts-

schafts-Gemälde solche Regelmäfsigkeit und Symmetrie verwerfen. Oder hat man je einen *Salvator Rosa*, einen *Claude Lorrain* gesehn, wo die Flüsse geradlinicht, die Berge symmetrisch, die Baumgruppen in Ordnung gepflanzt waren? . . Ueber die Anlegung der Steige und Wege urtheilt der Vf. eben so seltsam. Sind denn nicht alle Wege Werke der Kunst: sind sie nicht auch in der freyen Natur mehr krumm- als geradlinicht? Doch geben wir aus vorigen Gründen zu, dafs in der Nähe menschlicher Wohnungen breite, gerade Alleen weit schicklicher sind: denn die Idee von Ordnung und Regelmäfsigkeit wird durch den Anblick menschlicher Wohnungen herbeygeführt. Man kann nach dem Angeführten denken, dafs der Vf. auch allen fremden Gebäuden das Verdammungs-Urtheil spricht. „Der Gartenkünstler soll, sagt er, nicht mährchenhafte Phantasieen über eine fremde idealische Welt, sondern freundschaftliche idyllische Träume über das wirkliche vaterländische Landleben erwecken." Wir fragen: Was ist schöne Kunst ohne Ideal? Giebt es nicht eine Gattung in den schönen Künsten, die wir das *Romantische* nennen? Besteht diese nicht in dem Gegensatze des Grofsen, Erhabenen, Alterthümlichen zu dem Lieblichen, Sanften und Rührenden? Die schöne Gartenkunst darf des Romantischen nicht entbehren: darum schafft sie griechische Tempel, gothische Kapellen, Einsiedeleyen, Ruinen, Fischerhütten und Statuen. Aber darin sind wir mit dem Vf. einverstanden, dafs chinesische und indische Pagoden, Kiosks, türkische Moskeen, neuseeländische Hippah's, otaheitische Marai's eben so anstöfsig sind, als die Kolossen der Einwohner der Oster-Insel oder als die Zelte der Kirgisen. Denn in allen diesen Werken der Baukunst fehlt es an einfachen, zierlichen Formen, es knüpft sich keine Idee von Alterthümlichkeit, Erhabenheit und Gröfse daran. Werden sie vollends gehäuft: so sind sie Ausgeburten einer wilden regellosen Phantasie.

Am Ende giebt der Vf. eine nur zu künstliche vierfache Eintheilung der Gärten: 1) blofse Naturscenen; 2) vaterländische Scenen, und Zusammenstellung inländischer Producte mit Naturscenen; 3) ausländische Scenen; 4) einheimische und ausländische mit einander verbunden. Ausländische Scenen sollen allemal durch eine Inschrift, oder durch einen künstlichen Eingang vorbereitet und angedeutet werden. Auch soll der Eingang versteckt seyn. Die Verbindung der ausländischen mit den vaterländischen Scenen berührt der Vf. mit solcher Aengstlichkeit, dafs er sie so gut als ganz verwirft.

Weimar, b. Gädike: *Die Aesthetik der Blumen*, oder *ihre Philosophie*, von *Joh. Sam. Schröter*, Super. in Buttstädt. 1803. 520 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Titel des Buchs ist schon an sich fehlerhaft und stimmt nicht mit dem Inhalt überein. Die Aesthetik entwickelt die Gesetze zur Beurtheilung des Schönen: sie kann also nicht für gleichbedeutend mit der Philosophie angesehn werden. Von einer Aesthetik der Blumen kann man wohl reden, auch vielleicht, wie *Schmahling* vor 20 Jahren, ein Buch schreiben: aber eine Philosophie der *Blumen* ist ein Unding: oder man braucht das Wort *Blumen* in dem gemeinen Sinn für schöne Pflanzen. Dieis ist aber gegen allen edlern Sprachgebrauch. Die Verwirrung der Begriffe zeigt sich noch deutlicher in der Einleitung, wo Hr. S. die Physiologie der Pflanzen und die praktische Gartenkunst als Theile der Aesthetik ansieht. Bey diesem völligen Mangel an Principien ist es durchaus unmöglich, mit dem Vf. rechten oder ihn zurecht weisen zu wollen. Wir wollen also blofs unsern Lesern melden, dafs sie hier erstlich eine Art von Physiologie der Pflanzen zu erwarten haben, wo in einer schleppenden Sprache, mit einer Menge unnöthiger fremder Ausdrücke (*Restauration*, *Reproduction*, *Nutrition*), die allgemeinsten Sätze über Bau, Leben und Wachsthum der Pflanzen, zum Theil aus *Hufelands* bekannter Schrift vorgetragen werden. Dann folgen Bemerkungen über die Schönheit der Blumen, die höchstens dem Ungeschmack der Nelken-Freunde gefallen mögen. Der Vf. sagt zum Beyspiel: Eine Blume *mufs*, um schön zu seyn, eine anständige Gröfse haben. Rec. möchte wohl wissen, bey welcher Pflanze Hr. S. der Natur den Vorwurf machen wolle, sie bilde die Blume zu klein oder zu grofs, und diese sey also nicht schön, weil sie keine *anständige* Gröfse habe. Ist etwa *Mitella diphylla*, ist *Circaea alpina* nicht schön, ungeachtet ihre Blumen klein sind? *Cactus grandiflorus*, *Datura arborea*, *Gentiana acaulis*, *Pancratium speciosum* sind also nicht schön, denn die Blumen sind oft gröfser als die übrige Pflanze. Nach einer seltsamen Ideen-Folge kommt der Vf. von der Schönheit der Blumen auf ihre Krankheiten, welche er, wieder eben so seltsam, in natürliche und widernatürliche theilt, die letztern von Aufsendingen, von Fehlern der Wartung, die erstern aus der Natur der Blumen selbst herleitet. Also ist dem Vf. nie vorgekommen, dafs jede Krankheit theils innere, theils äufsere Ursachen hat? . . Dann folgen Anleitungen zur Wartung, Vermehrung der Blumen, zur Anlegung eines Blumengartens und zur Wahl eines Gärtners, die man hier nicht sucht, und die auf keine Weise lesenswerth sind.

NEUERE SPRACHKUNDE.

1) Leipzig, b. G. Fleischer d. j.: *Uebungsstunden in der Englischen Sprache*, oder *Sammlung auserlesener englischer Aufsätze*, *Geschichtchen und Anekdoten zum Uebersetzen ins Deutsche* mit beygefügten Erklärungswörtern. Herausgegeben von *Fr. Wilh. Haufsner*. 1806. VIII u. 384 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Oldenburg, in d. Schulz. Buchh.: *William Mavor's Natural History for the Use of Schools*, founded on the Linnaean arrangement of animals with popular descriptions in the manner of Goldsmith and Buffon. Ein naturhistorisches Lesebuch für Anfänger in der Englischen Sprache, nebst

Digitized by Google

nebſt einem vollſtändigen Wortregiſter von *G. J. F. N.* 1806. 394 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) Leipzig, in d. Sommer. Buchh.: *Engliſches Leſebuch für Anfänger.* Nebſt einem vollſtändigen Wörterbuche, und einer kurzen engliſchen Grammatik. 1805. 336 S. 8. (16 gr.)

So groſs auch ſchon die Anzahl der für den erſten Unterricht im Engliſchen erſchienenen Werke iſt, und ſo miſslich daher das Unternehmen ſcheinen könnte, dieſelben durch neuere und beſſere zu verdrängen: ſo möchte es doch wohl den Herausgebern von Nr. 1. u. 2. gelungen ſeyn, allen bisher ans Licht gekommenen den Vorrang ſtreitig gemacht zu haben.

Nr. 1. iſt eine Sammlung der auserwählteſten Stücke aus den vorzüglichſten engliſchen Schriftſtellern, die ſich eben ſo ſehr durch die Mannichfaltigkeit und das Anziehende des Inhalts, als durch den, von dem Herausg. beſonders in Anſchlag gebrachten, Umſtand empfehlen, daſs ſie allen Perſonen beider Geſchlechter und aller Stände in die Hände gegeben werden können, da bey der Auswahl durchaus darauf geſehen worden iſt, daſs auch nicht das mindeſte ſich einſchlich, welches der Sittlichkeit Anſtoſs geben, und ihr ein Erröthen abzwingen könnte. Leichteres wechſelt mit Schwererem, ernſtere Aufſätze mit komiſchen ab; die etwas längeren ſind in kleinere Stücke getheilt, und den einzelnen Stücken die Bedeutungen der ſchwereren Wörter untergeſetzt, in deren Wahl der Herausg., ſo weit Rec. ſie bis jetzt verglichen hat, durchaus glücklich geweſen iſt. Auch die Richtigkeit des Druckes trägt nicht wenig dazu bey, dieſes Werk empfehlungswerth zu machen.

Nr. 2. iſt ein Abdruck einer Naturgeſchichte, die den ſchon durch andere Schriften unter uns bekannten *Wilh. Mavor* zum Vf. hat. Es muſs dieſer Abdruck aus einem doppelten Grunde willkommen ſeyn, theils weil das Werk in einer reinen und leichten Sprache, und zugleich äuſserſt anziehend geſchrieben iſt, und ſich ſo bey dem Hang der meiſten Jünglinge zur Naturgeſchichte zu einem Leſebuche für die Anfänger in der engliſchen Sprache vorzüglich eignet; theils weil der Lehrling bey der Lectüre deſſelben eine Menge Wörter zu erlernen Gelegenheit bekommt, die ihm bey den gewöhnlichen, für den erſten Unterricht in der engliſchen Sprache beſtimmten, Leſebüchern gänzlich fremd bleiben: ohne darauf zu ſehen, daſs hier die Erlernung einer Sprache mit einer für das ganze Leben faſt unentbehrlichen Wiſſenſchaft verbunden werden kann, welches in unſern Zeiten, da der Jüngling ſo vieles zu lernen ſich gezwungen ſieht, wie der Herausg. ſehr wahr bemerkt, für einen nicht unbedeutenden Gewinn gehalten werden kann. — Der Vf. hat ſich indeſs nur auf das Thierreich beſchränkt, weil die lebendige Natur doch nur für die Jugend eigentliches Intereſſe habe, und die Bekanntſchaft mit dieſer zu einem fruchtbaren Studium des ganzen Gebietes der Natur am meiſten belebe, welches die Hauptabſicht ſeines Werkes ſey. — Der deutſche Herausg. hat dem Werke ein nicht unzweckmäſsiges Regiſter der ſchwerſten Wörter angehängt; Schade, daſs er nicht auch die Linnäiſchen Namen den engliſchen Benennungen der Thiere beygefügt hat. — Auch dieſes Werk zeichnet ſich im Ganzen durch fehlerfreyen Druck aus; nur ſind die Abbrechungen der Wörter am Ende der Zeilen nicht immer der Regel gemäſs: denn fremd iſt dem Engländer die Abbrechung *clima-tes*, *ſtrea-ked*. Kupfer begleiten das Buch nicht, weil gute den Preis deſſelben zu ſehr erhöht haben würden.

Der Herausg. von Nr. 3. hat ſich *Gedikens* Leſebücher, und beſonders das Franzöſiſche, zum Muſter gewählt; nur iſt er von dem Plane jenes Gelehrten darin abgewichen, daſs er ſich bey den Gedichten nicht bloſs auf Fabeln beſchränkt, ſondern von mehreren Dichtarten Proben beygefügt hat, um dadurch dem Anfänger einen kleinen Vorſchmack von den Schönheiten der engliſchen Dichtkunſt zu geben. — Den einzelnen Stücken ſind die Infinitive der darin vorkommenden unregelmäſsigen Verben, nebſt einigen andern Erklärungen und Bemerkungen untergeſetzt, und dem Ganzen iſt ein vollſtändiges Wortregiſter angehängt worden. Daſs der Herausg. die Schreibungsweiſe jedes Schriftſtellers beybehalten hat, möchte wohl nicht ſehr zu billigen ſeyn, weil dadurch nur Verwirrung bey dem Anfänger in der engliſchen Sprache veranlaſst werden kann; auch hätte mehr Aufmerkſamkeit auf die Richtigkeit des Drucks verwendet werden ſollen. — Auſserdem erhalten wir noch am Ende eine kurze Grammatik, die zu einem bloſsen Leitfaden der engliſchen Sprache beſtimmt iſt, und in welcher der Vf., ſo wie *Gedike* in ſeiner franzöſiſchen Sprachlehre, alles Nöthige und einem Anfänger Wiſſenswürdige zuſammen zu drängen, ſie aber auch zugleich durch eine kurze Syntax noch nützlicher zu machen geſucht hat. Es iſt indeſs in derſelben manches zu berichtigen; und ſelbſt Spuren der Flüchtigkeit können nicht verkannt werden. Das lange *a* lautet nicht wie *äh*, ſondern wie *eh* oder das *ee* in *See*. In *James* und *Jamaica* das *a* wie *i* auszuſprechen, iſt gemein. Das *a* wird ferner nicht kurz, wenn der darauf folgende Conſonant in der Ausſprache verdoppelt wird, ſondern dieſe Verdoppelung iſt die Folge von der Verkürzung des vorhergehenden Vocals. *Tribunal* wird nicht *tribūnal*, ſondern *treibiūhnäl* ausgeſprochen. Der Laut des *o* in *force* iſt von dem ganz verſchieden, den es in *form* hat, und auch in *ſon*, *won* und *tongue* wird das *o* ganz anders, als in *ſcroll*, *toll* u. ſ. w. ausgeſprochen. Wie nachläſſig alles hingeworfen ſey, davon mag noch folgende Stelle (S. 314.) zeugen, wo es heiſst: „*ch* lautet wie *ſch* in urſprünglich franzöſiſchen Wörtern, als: *capuchin*, *chagrin*, *drachm*, *yacht*, *to ech* (beſſer *eke*), l. *käpuſchin*, *ſchägrin*, *dräm*, *jat*, *tu ihk*;" — wo in den letzten Fällen das *ſch* gar nicht gefunden wird.

JUGEND-

JUGENDSCHRIFTEN.

1) Dresden, in d. Hilfcher. Buchh.: *Verſtandesübungen nach Peſtalozzi's Lehrmethode zum Unterrichte für Kinder*, von *J. E. Fiſcher*. 1806. 75 S. 8. (4 gr.)

2) *Ebendaſ.*: *Tugendlehre*, oder *Gemälde menſchlicher Tugenden und Laſter zur höheren Veredlung der Herzen guter Kinder*, von *J. E. Fiſcher*. — *Erſter* Theil. 1807. 123 S. 8. (8 gr.)

3) *Ebendaſ.*: *Klugheitskatechismus zum Unterricht für die Jugend*. In Geſchichten und Erzählungen geſammlet von *J. E. Fiſcher*. — *Erſtes* Bändchen. 1806. 190 S. *Zweytes* Bändchen. 128 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Nr. 1. enthält folgende Aufſätze: Was iſt der Menſch? Was iſt ein Weſen? — Die Seele des Menſchen. — Was iſt ein Theil? — Was iſt ein Körper? — Was ſind Kennzeichen? — Was iſt eine Eigenſchaft? — Was iſt Unterſchied und Gleichheit? — Was iſt Urſache und was iſt Wirkung? Was heifst aufmerkſam ſeyn? — Was iſt die Luft für ein Weſen? — Was hat die Luft für einen Nutzen und Beſchaffenheit? — nutzt ſie, vorzüglich der Wind, ferner noch? Um dieſes Schriftchen näher zu charakteriſiren, ſtehe hier blofs der Anfang des erſten Aufſatzes: *Vater*. Was biſt du, mein Kind? — *Kind*. Ich bin ein Menſch. — *V*. Was iſt ein Menſch? — *K*. Ein Menſch iſt — ein Menſch iſt — *V*. Liebes Kind, was iſt er denn? — Ich ſehe, du kannſt nicht das rechte Wort finden. — *K*. Ein Menſch iſt, ich weifs nicht, wie ich ſprechen ſoll. — *V*. Wie? wenn du ſagteſt: ein Menſch iſt ein Baum? — *K*. Ich bitte um Vergebung — ein Menſch iſt kein Baum u. ſ. w. In dieſem faden und faſelnden Tone geht es immer fort. Der Vf. verſündigt ſich an dem braven, genialiſchen *Peſtalozzi*, wenn er eine ſolche Methode, Kinder zu belehren, Peſtalozziſch nennt.

Von Nr. 2. ſagt Hr. *Fiſcher* in der Vorerinnerung: „Dieſe Aufſätze ſind durch eine Auswahl von den beſten moraliſchen Erzählungen beliebter guter Schriftſteller ſehr angenehm und nützlich für die Jugend verfaſst." Man ſieht, dafs der Vf. nicht einmal eine ganz einfache Idee gehörig auszudrücken verſteht.

Den Zweck und die Entſtehung von Nr. 3. läſst Hr. *F.* durch einen Karl ſeinen jungen Freunden, deren, wie er ſich ausdrückt, über tauſend ſeyn ſollen, angeben, und dieſen jungen Freunden zugleich verſichern, dafs die Schrift ihnen gewifs gefallen und Nutzen ſchaffen werde, weshalb er auch — im Namen ſeines und dieſes Büchleins Vater — bittet, dafs ſie es ſich anſchaffen mögen, um eben ſo viel Freude daran zu haben, als er, Karl, und ſeine Mitſchüler daran gehabt hätten. Die ſchönen Erzählungen und Geſchichten, aus denen es beſtehe, habe übrigens der Vater theils verändert, theils unverändert, aus Hn. *Campens* und *Weifens* Büchern, aus dem *niederſächſiſchen Wochenblatte für Kinder* und aus andern guten und ältern Kinderſchriften genommen. Rec. fühlt ſich nicht aufgelegt, längſt gedruckte und längſt beurtheilte Aufſätze für Kinder noch Ein Mal zu beurtheilen. Es giebt unter den Jugend-Schriftſtellern eine Klaſſe, die man füglich die *wiederkäuende* nennen könnte. In dieſer gebührt Hn. *F.* mit allem Rechte ein bequemer Platz. Mehr über ihn zu ſagen, wäre ganz überflüſſig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Dresden*, in d. Hilfcher. Buchh.: *Von der Statthaftigkeit der inſtitoriſchen Klage bey Uebertretungen der Gewerbsvorſchrift*, von D. *Carl Auguſt Tittmann*, Kurfürſtl. Sächſ. O. Conſiſt. Rathe zu Dresden. 1805. 3½ B. 8. (4 gr.) — Die Veranlaſſung zu dieſer kleinen Schrift war, der Dedication an Hn. Hofr. *Hübner* in Jena zufolge, ein ungünſtiges Erkenntnifs, welches von dem Schöppenſtuhl zu Leipzig wider Hn. *T.* bey Gelegenheit einer inſtitoriſchen Klage gefällt worden war, die er wider den Gewerbsherrn des Verlegers der bekannten Bibliothek kleiner juriſtiſcher Schriften angeſtellt hatte. Hr. *T.* ſucht in dieſer Abhandlung zu beweiſen, dafs die inſtitoriſche Klage wider den Gewerbsherrn auch ſodann Statt finde, wenn dieſer die Gewerbsvorſchrift (*lex praepoſitionis*) denen, die mit ſeinem Gewerbs-Verwalter contrahiren, verheimlicht habe, und dafs in dieſem Falle der Gewerbsherr ſich nicht mit der Ausflucht, dafs er ſeinem Gewerbs-Verwalter in der ihm ertheilten Vorſchrift keinen Auftrag zu Eingehung dieſes oder jenes Contracts ertheilt habe, ſchützen könne. Rec. ſcheint ſchon, der Natur des Geſchäfts gemäfs, kein Zweifel hierüber obzuwalten, und der Vf. hat dieſs durch gegenwärtige Abhandlung, die als ein ſchätzbarer Beytrag zur Erläuterung der Lehre von der inſtitoriſchen Klage geleſen zu werden verdient, hinlänglich dargethan. Nur mufs Rec. noch folgendes bemerken: Es wäre nämlich wohl zweckmäfsig geweſen, das vorgedachte Erkenntnifs, wider welches dieſe Abhandlung gerichtet iſt, nebſt den Entſcheidungsgründen hinzu zu fügen, denn dadurch würde der Leſer in Stand geſetzt worden ſeyn, beide Gründe mit einander zu vergleichen. Auſserdem wird (S. 37.) *Leyſern* ein falſcher Sinn untergelegt. Hr. *T.* tadelt ihn nämlich um deswillen, dafs er zu einem Gewerbs-Verwalter die Anſtellung zu Führung eines Gewerbes nach *allen einzelnen Nebenzweigen* erfordere; allein dieſs verlangt *Leyſer* gar nicht; er ſagt blofs: es ſey falſch, wenn man einen Handlungsdiener mit dem Namen *inſtitor* belege, denn *Juſtinian* nenne letztern den, dem die Verwaltung des Ganzen anvertraut ſey, nicht aber den, der nur dieſen oder jenen einzelnen Theil eines Geſchäfts beſorgen ſolle. Ueberdiefs iſt auch der Titel der Schrift nicht paſſend gewählt; nach dem Inhalte derſelben ſollte er heifsen: Von der Statthaftigkeit der inſtitoriſchen Klage bey *Verheimlichung* der Gewerbsvorſchrift. Endlich miſsfiel Rec. der S. 11. Z. 10. der Note gebrauchte anmafsende Ton, den man bey einem, auch noch ſo beliebten, Schriftſteller ungern bemerkt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. April 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Tübingen, b. Cotta: *Joh. Gottfr. von Herder's sämmtliche Werke* — zur Philosophie und Geschichte. *Erster* Theil. 1805. XIV S. (Vorrede des Herausg. *Johann von Müller*) u. 354 S. 8. mit 5 Kpfrt.

2) Kopenhagen, b. Proft: *Versuch über die keilförmigen Inschriften von Persepolis*, von Dr. *Friedrich Münter*. 1802. 148 S. 8. Mit Kupfern.

3) Weimar, im L. Industrie-Compt.: *Ueber die vor kurzem entdeckten Babylonischen Inschriften*, von Dr. *Joseph Hager*. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Julius Klaproth*. 1802. 110 S. 8. Mit Kupfern.

4) Paris: *Lettre de Mr. Silvestre de Sacy à Mr. Millin sur les inscriptions de monumens Persepolitains*, S. 1—32. 8. m. 1 Kpfr. abgedr. a. d. *Magasin Encyclopédique*. Année VIII. T. V. An XI. N. 20.

5) Helmstädt, b. Fleckeisen: *Tentamen palaeographiae Assyrio-Persicae*, sive simplicis compendii ad explicandum antiquissima monumenta populorum, qui olim circa mediam Asiam habitabant, praesertim vero *cuneatas* quas vocant *inscriptiones*, auctore Dr. *Anton. Aug. Henr. Lichtenstein*. c. tabb. IV aere incisis. 1803. XVI u. 172 S. 4.

6) Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Ueber die Erklärung der Keilschriften und besonders der Inschriften von Persepolis*, von *G. F. Grotefend*. Mit einer Kupfertafel — als Beylage zu *A. H. L. Heeren's* Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. *Zweyte* Aufl. *Erster* Theil *zweyte* Abtheilung. 1805. S. 931—960. 8.

Im Bewufstseyn höherer Kraft versetzt sich der menschliche Geist über mehr als 2000 Jahre zurück in die Vorwelt, um über ihren Trümmern nicht blofs zu schweben, sondern festern Fufses einher zu schreiten, um nicht blofs durch negatives Urtheil Vermuthungen abzuschneiden, denen das Gepräge der Tauglichkeit mangelt, sondern für positive Bestimmungen eine hohe Wahrscheinlichkeit zu gewinnen. So weit in dieser Art des intellectuellen Wirkens hat sich noch kein Zeitalter vor uns erhoben, und durch so umfassende Kenntnifs der Länder, Völker und Sprachen solche Blicke in seine Vorwelt gethan. Gröfser und merkwürdiger sind fast keine Ruinen des Alterthums, als die von *Persepolis*. In dem ersten Reiche, dem wir eine eingreifendere politische Einrichtung zuschreiben können, verdanken sie ohne Zweifel ihr Daseyn dem hohen Sinne seiner Herrscher, der Felsenmassen für die Ewigkeit auf einander setzte. Als Denkmäler so früher Kunst sind ihre Verzierungen wichtig; sprechende Zeugen sind sie von dem Reiche, welches sie schuf, und von der Lebensweise seiner Nationen. Wände sind voll von keil- oder pfeilförmigen Charakteren, räthselhaft, gleich den Schriftzügen an der Wand von Belsacers Pallaste, die keiner von Babylons Weisen zu deuten vermochte. Unsern scharfsinnigen Zeitgenossen waren die Versuche der Deutung jener Kunstgegenstände und dieser Inschriften vorbehalten. Wer nun, mit allen den Ansichten, die sie öffneten, jene Ruinen besucht, mag sie schärfer beurtheilen, als wir, und mag eben so unbefangen und belehrend mit spähendem Auge um sich blikken, als der noch lebende *Niebuhr*, dem wir die nähere Kenntnifs, besonders der Inschriften, vorzüglich verdanken. Auf die Gebäude und Kunstgegenstände war *Herder's* und *Heeren's* Blick gerichtet. Jener hat das Verdienst, durch seine *Persepolis* (in der *dritten* Sammlung der *zerstreuten Blätter*) das Interesse für diese Denkmäler der Vorwelt recht belebt zu haben. Dschemschid's Thaten und Reich, wenn auch nicht bey dessen Lebenszeit, bildlich dargestellt glaubte er an diesen Gebäuden zu erblicken, indem sich seine Phantasie, durch die Sagen in neuern asiatischen Schriftstellern erwärmt, bis zu solcher Ferne hinaufschwang, während *Heeren* (in seinen *Ideen über Politik und Handel der alten Völker*) sich blofs an die, der Persermonarchie gleichzeitigen griechischen Schriftsteller, und besonders an die Grabmäler hielt, welche erstere Ansicht nicht umfafste. Er fand mit historischer Kritik das Zeitalter dieser Monarchie, aber nicht im Einzelnen so bestimmte Resultate, als der Dichter, dem er übrigens gar nicht die Wahrscheinlichkeit abläugnet, dafs den bildlichen Darstellungen ein aus Zendavesta entlehntes Ideal von Dschemschids Regierung zum Grunde liegen könne. (Diese Ansicht hat in der neuen Ausgabe eines vortrefflichen Werks beträchtlich gewonnen; aber dieses verdient in seiner Umarbeitung zu sehr eine besondere Anzeige, als dafs die Erwähnung eines so kleinen Theils desselben uns hier länger beschäftigen dürfte.) Die Enträthselung der Inschriften ergriff, ganz am Schlusse des abgewichenen Jahrhunderts und am Anfange des neuen, ein lebendiger Wetteifer des Scharfsinns. Den Schlüssel derselben entdeckten *Tychsen* und *Münter* in einer oft wiederkehrenden Gruppe von Zeichen. Als die Sprache derselben stellte jener ein Gemisch von vielerley alten Sprachen auf, *Lichtenstein* für alle Arten dieser Schriftzüge blofs die sogenannten semitischen Sprachen; *Münter* suchte sie vorsichtig in einer der Sprachen des alten Persiens Zend und Pehlwi, welche glück-

glücklicher Weise *Anquetil du Perron* und *Silvestre de Sacy* aufgeklärt hatten, und *Grotefend* fand sie mit überraschendem Erfolge für Eine Art der Inschriften in dem Zend, während die übrigen Arten der Charaktere Andern unter den genannten Forschern fortdauernd zum Theil für Zeichen von Sylben, zum Theil für Zeichen von ganzen Wörtern galten. Alle jene Gelehrte lasen die Inschriften sämmtlich von der Linken zur Rechten, *Lichtenstein* allein, nach Massgabe der Sprachen, die ihn leiteten, von der Rechten zur Linken. Bey einigen schien *W'ahl'n* und *Münter'n* die Richtung bustrophedisch. Die babylonischen Keilcharaktere sind nach *Hager* (Nr. 3. S. 82 ff.) perpendiculär nach chinesischer Weise unter einander stehende Monogramme für ganze Wörter und nicht, wie die Persepolitanischen, von der Linken zur Rechten zu lesen.

Herder's Persepolis eröffnet die Sammlung seiner Werke (von der wir hier blos diesen *ersten*, ganz auf jene Alterthümer sich beziehenden Theil anzuzeigen haben, ohne übrigens einer vollständigen Beschreibung und Beurtheilung der ganzen Sammlung vorzugreifen). Ein paar unbedeutende Anmerkungen sind hinzugekommen. Unmittelbar darauf ist *Niebuhr's* Persepolis aus dem *deutschen Museum* (St. III. März 1788.) mit einer kurzen Note von *v. H.* und ein paar Stellen aus *Niebuhr's* Briefen wieder abgedruckt, zufällig sehr zu seiner Zeit. Es hat uns längst gewundert, dass bey den neuesten Streitigkeiten über die Entzifferung dieser Inschriften die Punkte derselben auf der Kupfertafel in *Niebuhr's Reisebeschreibung* als ein wesentlicher Theil derselben betrachtet worden sind (in Hn. *L's Tentamen* in einem eignen §. — Cap. I. §. VIII.). Nach der ausdrücklichen Erklärung *Niebuhr's* in jenem Aufsatze sind sie blos Merkmale, wo für jenen aufmerksamen Beobachter der Anschein des Endes eines Worts da war, und sie kommen also nur in so fern in Anschlag. Dagegen eine ganz neue Zugabe in dieser Sammlung und der Hauptbestandtheil dieses Bandes sind *Herder's persepolitanische Briefe* (S. 117 — 312.), ein nicht ganz vollendeter Cyklus von Abhandlungen über einzelne, Persepolis betreffende Gegenstände, bey welchen Hr. *v. H.* jedesmal einen dafür besonders interessirten Gelehrten gleichsam ins Auge fasste. So schreibt er an *Niebuhr* von S. 117. über die Erklärlichkeit der Keilschrift als einer Auflösung aus Uncialschrift an *Tychsen* von S. 122. über dessen Ableitung derselben aus dem Zeitalter der Arsaciden, an *Heyne* von S. 133. über die persepolitanischen Kunstgegenstände, an *Stieglitz* von S. 152. über persische Baukunst, an *Meyer* von S. 170. über den Satz: ein Kunstwerk spricht sich selbst aus, an *Heeren* von S. 183. gegen dessen Ideen, an *Eichhorn* von S. 193. über Daniels und Ezechiels, aus den persischen Alterthümern allein erklärliche Bilder, an *Kleuker* von S. 214. über das lebendige Wort und Dschemschids altes Gesetz, an *Gatterer* von S. 228. über den, nicht astronomischen, sondern politischen Kalender der Perser, an *Tiedemann* von S. 240. über Magie, an einen Ungenannten von S. 254. über Zusammenhang des Gnosticismus mit persischen Ideen und Namen, an *Müller* von S. 266. u. 283. über die natürliche Entstehung und eigentliche Tendenz des Magismus, an *Zoroaster* und *Hom* von S. 291. und 306. über jenes Lehre und dieses Mythologie. Individualisirt sind aber jene Briefe deshalb nicht, blos gegen Hn. *Heeren* ist die Persönlichkeit hervorgetreten. Eine gesuchte Ungerechtigkeit gegen einen so verdienten Gelehrten ist es, ihm unter die Augen sagen zu wollen, dass seit *Herder's* Persepolis zu der wahren Ansicht davon Nichts hinzugethan worden sey. Freylich hat *Herder's* reiche, über wissenschaftlichen Gegenständen schwebende Phantasie überhaupt Manches geahndet, was tiefere Forscher fanden. Berufungen auf die vorherstehenden Briefe in den spätern, z. B. S. 187. u. 193., Uebergänge von dem einen Briefe zu dem andern, z. B. S. 199. u. 228. beweisen noch bestimmter, dass die Anrede in den Briefen blosse Einkleidung ist. Sie gehören übrigens in die Zeit, wo *Tychsen's Lucubratio* (1797.), aber noch keine der folgenden Schriften über Persepolis erschienen war, und gehen also mit Recht hier diesen voran. Wir legen das Bemerkenswertheste aus ihnen dar.

Das Verdienst, Enträthseler der Inschriften zu seyn, spricht Hr. *v. H. Tychsen* nicht ab, unterscheidet es aber von der Vorstellung über die Zeit des Baues dieser Denkmäler, und stellt Zweifel auf gegen ihren Bau im Zeitalter der Arsaciden, unter denen Persepolis ein zu entlegener Winkel, und die Parsen-Religion zu sehr in Verfall gewesen, als dass man Partherkönigen *dort* und in *alt*-persischem Stil ein Denkmal errichtet haben würde. Sie erscheinen anders auf ihren Münzen, als die Figuren dieser Ruinen. Ueber den Namen *Arsak* werden bemerkenswerthe Etymologieen gegeben, aber zu weit getrieben; er scheine ein allgemeiner Name wie Pharao. — Auf jenen Denkmälern seyen die Schwingen, Symbole der Ferver's, der guten Genien der Menschen, offenbar ägyptischen Ursprungs. In prächtigen Thiergestalten erscheinen häufig Izeds, Diener und Stellvertreter der obersten Naturgeister, der Amschaspands. Diese Thiergestalten seyen Symbole der Genien der Reiche und Völker, wie bey Daniel, die Diws, die schädlichen Geister, Gestalten von Ungeheuern und schädlichen Thieren. Bildbar war demnach Alles. Aber die persische Kunst hatte Leben, sie war nicht ägyptisch, und in so fern der griechischen näher, aber blos im Dienste der Könige, und nur Zierrath, weil die Religion keine Tempel hatte und der Morgenländer das Nakte nicht liebt. In der spätern persischen Kunst unter den Sassaniden stehe der Geschmack und überladene Schmuck in den Bildern Rustams mit der Kunst zu Konstantinopel und dem Mönchsgeschmack in Parallele. Auch die Baukunst der Perser sey nicht ägyptisch, sie habe einen andern Charakter, nicht Symbol-, sondern Buchstabenschrift gebraucht, und den Belus-Thurm zu Babylon zum Vorbild gehabt. Davon sey des Cyrus Grabmal eine Nachahmung gewesen; eine erweiterte, in edlerer Composition das des Darius am Berge Rahmed. Das Gebäude zu Persepolis sey nicht Todtenresidenz, sondern auf Versammlung sey Alles gebaut. Pasergad sey Perser-Versammlung. Cyrus hatte sie

am

Digitized by Google

am Orte ſeines Siegs über die Meder. Der andere Königsſtamm wählte dazu einen andern Ort, das Amphitheater des Marmorbergs. Hinter demſelben legt ſich Darius im Fels ſein Grabmal an. Zur Aufbewahrung ſeiner *Schätze* war dieſer Winkel gelegen und geſchützt. Darius ſelbſt war nicht immer, die Nachfolger ſeltner hier; aber Perſepolis ſey geblieben, was es ſeyn ſollte, Hauptſtadt der Hauptprovinz. Und *hier* verwüſtete Alexander. Der ganze Berg war Palaſt und Zeuge der fortgeſchrittenen Kunſt. Der Platz *L* auf *Niebuhr's* Grundriſſe ſey der groſse Verſammlungsſaal, höher herauf die Privatwohnung des Königs, *H* der Harem geweſen; das Uebrige machte das Ceremoniel nothwendig. An baktriſche Künſtler denke man ohne Grund. Mögen nebſt den perſiſchen mediſche, babyloniſche, ägyptiſche und griechiſche daran gearbeitet haben: Alles ſey Ein Bau nach perſiſcher Weiſe. Die Säulen ſtanden frank und frey, vielleicht mit leichten Decken zur beherrſchenden Ausſicht. Im Geſchmack des Morgenlan les hatte auch das ſpätere Rom frey ſtehende Säulen. Das Thier am Vorhof, mit Adlersflügeln, feſtem Körper, Menſchenantlitz und Diadem, ſey das Perſerreich, das nach Aufsen ſeine ſchützende Kraft richte. Wer Zendaveſta geleſen, müſste unwiderſtreitlich das Thier für ſymboliſch halten. Aus Kteſias ſolle man dieſe Mythologie nicht aufſuchen. Die des Orients habe tiefere Wurzel, als bey einem Wundererzähler, und habe Fabelthiere, auch wenn ſie der Fabulant nicht erwähne. Der Völkerzug der 20 Satrapien und der abgeſonderten Bundesgenoſſen, die man nach Herodot's Beſchreibung hier wieder erkennt, an der rechten Seite der prächtigen Treppen, welche die Terraſſe des Felſen hinauf führen, und links, an der Ehrenſeite, die Diener des Hofs, die Vornehmern in vertraulichem Geſpräch, ſeyen Handlung, nicht müſsiges Erſcheinen, der Zug zum König am Neujahr. *Wehr Dſchemgard* liege nach Zendaveſta T. I. P. II. S. 269. mitten in Perſien, inwärts der Salzwüſte, alſo im ſüdlichen Theile, der eigentlichen Dſchemſchid-Provinz. *Wehr* ſey: Wehrd, Werder, *locus paſcuus; Gard:* Gurt, *locus ſeptus*, wie in Mümpelgard. Die Sage ſtelle Dſchemſchid gegen Ichthyophagen und Araber, alſo an den Meerbuſen, und damit ſtimme die ungleich ſpätere griechiſche Tradition, nach welcher Perſis erſt unter Cyrus zum Vorſchein kömmt. Der Aufruf der Stämme durch Cyrus bey Herodot ſey ganz nach Dſchemſchids Einrichtung, der die ſüdliche Provinz ſo licht gefunden, daſs er ſie *Pars* nannte, und ihr Cultur und Heiligkeit gab. Perſis war nicht Land der Barbarey, und von den Medern zwar bezwungen, aber nicht ſeiner Sitten und Sprache beraubt. Dort war Cyrus aus dem edeln Königsgeſchlecht entſproſſen, dort wählte er, dort Darius ſein Paſergard, letzterer, wie Plinius ſagt, in den Gebirgen. Nach den morgenländiſchen Schriftſtellern nehme Guſtap ſeinen Sitz zu Iſtakr — *oſch Takh Dara* — dieſs iſt Dara's Palaſt — und errichte dort viele Gebäude. Dieſs ſey bey ihnen nicht in Widerſtreit mit Takh Dſchemſchid. Wenn dort der alte Wehr Dſchemſchids war: ſo konnte man des neuen Erbauers vergeſſen, und um ſo mehr, da dieſer Perſepolis nicht zur beſtändigen Reſidenz machte. Die Parthiſchen und Saſſanidiſchen Könige ſeyen wenig dahin gekommen, und dem Islam die Bilder ein Gräuel geweſen. Alles wurde zerſchlagen, abgetragen. Aber in wirklichen Gebräuchen habe dort Dſchemſchid's Sitte, Einrichtung, Sonnenjahr fortgelebt. Das Andenken des Vaters der perſiſchen Cultur, mit der Geſchichte mehrerer alter Perſer-Monarchen und Helden, ſey durch die Dichter Neu-Perſiens, und auch mit Sprüchen des Korans ausgeſchmückt, zu der Nationalfabel von den vier erſten Epochen des Perſerreichs geworden. Ganz verſchieden von Zendaveſta, habe ſie ſich vor den Wänden von Perſepolis, wo ſie in lebendigen Geſtalten ſtehe, ſo gründet, und im nahen Schiras und Iſpahan ausgebreitet. Geſchichte von Darius hatte man nicht mehr, Alles hat bey *Ferduſi* Dſchemſchid geordnet: der Becher, das Gefäſs des Feuerdienſtes wird nun Becher der Sonne, Spiegel des Weltalls, Dſchemſchid ſitzt auf dem Stuhle, und kämpft mit den Ungeheuern. — Aber Zendaveſta, das lebendige Wort, ſey Dſchemſchids altes Geſetz und Regierungsſyſtem in einem Natur-, Haus- und Reichs-Kalender. Nicht von Metaphyſik über Licht und Finſterniſs, als Grundprincipe, und ihre Mutter, die ungemeſſene Zeit, ſey darin die Rede. Der Dualismus ſey kein anderer, als wie ihn die Natur in Tag und Nacht giebt; die Geſchöpfe beider ſeyen Ausbildungen täglicher Erfahrung. Der eigentliche Magismus, deſſen Name urſprünglich von *Mah*, Monat, komme, ſey Bemerkung der Zeit- und Jahres-Verrichtungen geweſen; Jahr- und Tageszeiten ſeyen zu Verrichtungen des Lebens mit den Namen helfender Genien bezeichnet. Wächter der Natur und Helfer, *Izeds* und *Hunkars*, ſeyen dieſe Weſen der Verehrung, und alle Elemente Stellvertreter *Ormuzds* auf der Erde. Der Alte der Tage, der Jahresgott, ſey eigentlich kein Gott, ſondern das königlich kräftige Natur- und Jahres-Symbol. Die Verehrung ſey Jahr- und Tagesfeyer, Ausſprache der Hymnen, Gebete und Wünſche für Tages- und Jahreszeiten. *Dſchemſchids* Geſetz ſey Einrichtung eines Volks von rohen Sitten unter Häuptern, Helfern und Mithelfern zur Sicherheit und zu körperlicher Reinheit, das Symbol dieſer Licht und Feuer geweſen. Alle Tugenden ſind im weiſsglänzendem Lichte dargeſtellt, alle Laſter in ſchwarzer Nacht. Eintheilungen des Jahres führen zum Fleiſs, und dieſs Alles zur Geſundheit *Hom.* So war Alles lebendiges Wort, Worte und Gebräuche zum lebendigen Jahres-Cyklus. Zoroaſter habe unter Guſtaſp dieſen Magierdienſt nicht erfunden, ſondern nur verbeſſert und eingerichtet, d. i. Reichs- und Hof-mäſsig gemacht. Damals ſey eine Reform und Beſchränkung der Magier ganz an ihrem Platze geweſen. Der König habe dazu einen gelehrten, weiſen und ſittlichen Mann gebraucht, der nun ein Geſetzſtifter, Ordner der Sitten und Religionsgebräuche nach der jetzigen Beſchaffenheit des Reichs, und zugleich für Meder und Perſer, aber nicht ein Religionsſtifter, ſondern Herſteller des alten Geſetzes Dſchemſchids wurde. — Aberglaube ſey aus jener Verehrung nicht in der Art gekommen, wie aus Hieroglyphen anderer Nationen.

In-

Indeſſen ſey ſie freylich bloſser Formulardienſt, Glaube an Zauberkraft jener Formeln des Gebets und Wunſches, an Genien und magiſche Gewalt über dieſelben und die Gemüther ſey herrſchend, und aus Bildern der Genien vermöge dieſes Aberglaubens und der Luſt an Schmuck Amulete geworden, welche man den Genien zu Ehren an beſtimmten Tagen getragen habe, aber von ägyptiſchen leicht unterſcheide. Auch das Wort Ormuzds ſey perſonificirt worden, und ſo unter Juden und Chriſten gekommen. Man habe nach chriſtlichen Ideen kreuzweis Ormuzds Gürtel und Hände über die Schultern und Bruſt gelegt, die alte perſiſche Tiara ſey zur Krone geworden, und die ſechs Jahreszeiten habe man als anbetende Genien unter jenen, und unter ſie den Zodiacus der Sterne, und ſo den IAO der Gnoſtiker aufgeſtellt. Bundeheſcht ſey ein überſchrobenes Poëm vom Kampfe Ahrimans und Ormuzds. Hier ſeyen zum Jahresſyſtem des alten Hom, in welchem nur reine Geiſter wirkten, fremde Dinge hinzugedichtet worden. Gerade dieſe Uebertreibung des ſpätern Magismus habe den meiſten Geſchmack gefunden, und der dualiſtiſchen Metaphyſik zur Quelle gedient (die eigentlichen zwey Grundweſen indeſſen ſeyen Folge der Speculation der Griechen über Dualismus ſeit Ariſtoteles). Die ſpätere Dichtung von Ahrimans Reiche verbreitete ſich über die ganze ſchädliche Natur, und den ſechs Amſchaſpands muſsten nun auch ſechs Diws entgegenſtehen. Alle Religionen ſeyen Anfangs auf einfache Grundſätze und Local-Anſichten der Natur gebaut, und weiſen auf eben ſo einfache Pflichten einer Jahres-, Tages- und Lebens-Ordnung hin. Je mehr ein Volk in der Cultur ſteigt, ein deſto feinerer Sinn habe ſich in jene Satzungen und Gebräuche gelegt. Bey einem glanzenden Hofe werde die Religion eine Hof- und Staatsform erhalten, und je geiſtiger und ſchriftreicher die Zunft ihrer Weiſen iſt, deſto mehr werde ſie Gegenſtand der Speculation. Die Religion des Bergvolks, der Perſer, habe von gebildetern Nachbarn den Kalender geborgt, und habe einem glänzenden Hofe gedient. Als Alexanders Eifer gegen den Feuerdienſt den Königscultus des eroberten Reiches getroffen, habe es ſpäterhin keinen Zweck gehabt, dieſen wieder herzuſtellen. Dagegen habe ſich die Religion immer mehr mit fremden Ideen gemiſcht, und der Magismus, wiewohl ſchon ſeit Darius Zeit, ſich ſeiner Gewalt über die Elemente bedient. Dieſen Magismus hoben die Saſſaniden auf den Thron; der Name Zoroaſters, von dem ſie ſich ſelbſt abgeleitet, habe für die Summe des Cultus gegolten. Die alten Bücher wurden aufgeſucht, und dem eindringenden Chriſtenthum in Ueberſetzungen in Pehlwi und Parſi entgegengeſetzt. Man ſammelte Alles, und habe den Kanon geſchloſſen. Gewaffnete Männer ſchützen auf Münzen den Feueraltar, dem ſie ſich ehemals nicht nähern durften. Glanz ſey von den prachtliebenden Königen ausgegangen, aber Mönchsgeſchmack, die Religion in dem Mönchsgeiſte erlegen. Dieſer zeige ſich in der noch vorhandenen Sammlung der Parſenſchriften. — Scharfſinnige Blicke in die dunkle Vorwelt ſind dieſs, Möglichkeiten, zum Theil nicht einmal wahrſcheinlich, geſchweige noch mehr. Mögen die früheſten religiöſen Vorſtellungen eines Volks einfach geweſen ſeyn, aber gewiſs nicht zugleich einfach, rein und beſtimmt. Der Charakter ſpäter geſtifteter Religionen, welche Bearbeitungen früherer religiöſer Vorſtellungen in reinem Sinne waren, iſt nicht der ihres Beginnens überhaupt. Es iſt weit natürlicher, daſs ſich die Genien, welche hier Perſonificationen der, für einfache Lebenspflichten gemachten Zeitabſchnitte ſeyn ſollen, aus dem rohen Glauben an Fetiſche hervorgebildet haben, der zuerſt überall unter den Völkern ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hatte, daſs ſie noch jetzt nach Jahrtauſenden unter uns nicht ganz ausgerottet ſind. Und woher weiſs der Vf. dieſs Alles von Dſchemſchid's altem Geſetze? — ein artiges Phantaſie-Gebilde iſt es. Mag etwas Geſchehenes zum Grunde liegen: was und wie viel es ſey: wer vermag das noch zu beſtimmen? Bald ſoll Hom unter Dſchemſchid daſſelbe geweſen ſeyn, was Zerduſcht unter Darius; bald wird Hom urſprünglich für einen natürlichen Geſundheitstrank genommen. *Paulinus a. S. Bartholomaeo* (in ſeiner *Sanskritt-Grammatik* 1804. p. 27.) weiſt letztern Sinn im Sanskritt-Wort *Som* nach, welches die Parſen in *Hom* verwandelt; *Om* oder *Hum* aber (ebendaſ. S. 323 f.) ſey ein compendiöſer Name für die indiſche Dreyeinigkeit. Ganz ſpät iſt dem Vf. das ganze Gebäude metaphyſiſcher Poeſie über Dualismus; aber wie unterſcheidet man nun das Alte und Neue im Zendaveſta? Nach jener Vorausſetzung, die doch nur *petitio principii* iſt, und wie man im N. T. das reinere Chriſtenthum oft unhiſtoriſch genug herausſondern will? In der Mitte liegt die Wahrheit. Die ſogenannte orientaliſche Philoſophie des Dualismus iſt nicht das, was kirchenhiſtoriſche Lehrbücher ſie ſeyn laſſen; aber ſie iſt auch nicht erſt Ausgeburt des Saſſanidenreichs.

Dem berühmten Herausg. des Theils der *Herder*ſchen Werke, welcher die *Vorwelt* betrifft, verdanken wir zwey ſchätzbare Zugaben unter der Aufſchrift: *Dſchemſchid nach den Sagen der Morgenländer*, *Dſchemſchid nach Ferduſi*, genau überſetzt von *Carl Chriſt. Gr. v. Ludolf* (die Ueberſetzung der einzigen Stelle im *Ferduſi*, die ſich auf den Palaſt von Perſepolis beziehen läſst), und *Dſchemſchid nach Mirkhond* überſ. von *einem Ungenannten*, beide mit Anmerkungen von den Ueberſetzern und dem Herausg., welcher darin andeutet, wie ſich unter den Samaniden und Bujiden Freunde des Geſchmacks und der Cultur erhoben, und an die alte Zeit anſchloſſen, und die Chronologie der morgenländiſchen Sagen mit der bibliſchen der chaldäiſch-ſyriſchen Reiche verbindet. Die aus *Hadſchi Khalfa's Dſchihan Numa* angeführte Stelle, daſs Iſtakar von Dſchemſchid erbaut, und nach ältern Schriften dieſe Gebäude von Perſepolis die älteſten Perſiens ſeyen, iſt beſtimmter von Hn. *Münter* Nr. 2. S. 18 f. gegeben, und jene ältern Schriften ſind *Hamdulla's* perſiſche Geographie und einige andere unbeſtimmte Autoritäten.

* (*Die Fortſetzung folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. April 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Tübingen, b. Cotta: *Joh. Gottfr. von Herder's sämmtliche Werke* — Perſepolitaniſche Briefe. u. ſ. w.

2) Kopenhagen, b. Proft: *Verſuch über die keilförmigen Inſchriften von Perſepolis*, von Dr. *Friedrich Münter* u. ſ. w.

3) Weimar, im L. Induſtrie-Compt.: *Ueber die vor kurzem entdeckten Babyloniſchen Inſchriften*, von Dr. *Joſeph Hager* u. ſ. w.

4) Paris: *Lettre de Mr. Silveſtre de Sacy à Mr. Millin ſur les inſcriptions de monumens Perſepolitains* etc.

5) Helmstädt, b. Fleckeiſen: *Tentamen palaeographiae Aſſyrio-Perſicae* — — auctore Dr. *Anton. Aug. Henr. Lichtenſtein* etc.

6) Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Ueber die Erklärung der Keilſchriften, und beſonders der Inſchriften von Perſepolis*, von *G. F. Groteſend* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der in Num. 88. abgebrochenen Recenſion.*)

Nr. 2. erſcheint hier vermehrter, als vorher 1800. Däniſch in den Schriften der Kopenhagner Societät, und hat vor allen andern Schriften über Perſepolis das Verdienſt, in zweckmäſsiger Kürze die deutlichſte Ueberſicht von der Beſchaffenheit des Locals, ſeiner Geſchichte und Bedeutung, und von der Art zu geben, wie die Leſung ſeiner Inſchriften zu verſuchen ſey. Mannichfaltiges Wiſſen, welches ſorgfältig alle Hülfsmittel benutzt und nachgewieſen hat, gleich ſcharfſinnige als unparteyliche Prüfung, und muſterhafte Ruhe des Ganges eigner Unterſuchung charakteriſirt die ganze Schrift, welche die nützlichſte Einleitung zum Studium von Perſepolis iſt. Das *erſte* Kap. handelt von ſeinen Ruinen überhaupt, und verfolgt die Geſchichte von Perſepolis und Iſtakar bis in das 12te Jahrhundert, indem letzteres, nach der Zerſtörung beym Anfange des Islam, doch wieder aufgeblüht war. Hr. *M.* erklärt ſeine Vorſtellung für nahe verwandt mit der *Heeren*'ſchen, daſs Perſepolis und Paſergad einerley bedeuteten, daſs aber die Griechen beſtimmt den Pallaſt Perſepolis, und die Gegend, wo Cyrus begraben war, Paſergada genennt haben. Die noch übrigen Trümmern ſeyen nicht Reſte der Gebäude, die Alexander zerſtörte, da Spuren des Feuers am Marmor ſichtbar ſeyn müſsten. Auch ſey es ſehr ungewiſs, ob bey dieſen Gebäuden jemals Holz gebraucht worden, da vielleicht Tapeten die innern Räume ausfüllten und eintheilten. Alexander habe wahrſcheinlich die Königsburg in Paſergada zerſtört, die *Strabo* erwähnt, und von Perſepolis unterſcheidet. Die Sagen der Morgenländer, welche Burg und Stadt immer zuſammennehmen, und die Meinungen neuerer Gelehrten über die Epoche ihrer Erbauung werden angeführt, und dann die Königsgräber beſchrieben, mit deren Erbauung die des jetzt in Trümmern liegenden Pallaſtes gleichzeitig ſey. Wenn von den 1300, an den Mauern von Perſepolis ausgehauenen, Figuren vollſtändige Zeichnungen da wären: ſo würde es wahrſcheinlich durch vollſtändige Induction zur höchſten Gewiſsheit kommen, daſs der gröſste Theil dieſer Basreliefs den Zuſtand des perſiſchen Reiches ſo darſtellt, wie er unter den Nachfolgern des Cyrus und nur unter dieſer Dynaſtie war. Deutlich führe dahin die Uebereinſtimmung ſo vieler Umſtände bis zu den geringfügigſten Nebendingen des Ceremoniels am damaligen perſiſchen Hofe, wie griechiſche Schriftſteller ſie ſchildern. Die groſse Aehnlichkeit der Völker im Zuge des Xerxes bey Herodot würde noch gröſser ſeyn, wenn dieſer die Friedenskleidung beſchrieben hätte. Nur zwiſchen Kambyſes und Darius Kodomannus gehörte Aethiopien und Nubien Königen, die ihren Sitz zu Perſepolis hatten. Aber der Monarch auf dieſen Denkmälern ſey deutlich ein *Heros* der Vorzeit, alſo *Dſchemſchid*. — Die Figuren haben Leben, aber nach *le Bruyn's*, des Malers, entſcheidendem Zeugniſs keine Muskeln, und nicht ägyptiſche, ſondern orientaliſche Phyſiognomieen, mit ſo viel Abwechſelung, daſs ſie treue Nachahmungen der Völkerſchaften ſcheinen. Auch Hr. *M.* denkt, wie *Heeren*, am meiſten an Baktriſche Künſtler, aber die Ausführung mehrerer Tauſende von Figuren habe überhaupt längere Zeit erfordert. — Ueber die Gräber vermuthet Hr. *M.*, daſs das des Darius Hyſtaspis das erſte nach einem neuen Entwurf in Felſen gehauene, die übrigen für ſeine Nachfolger beſtimmt geweſen, daſs aber dieſe vier Façaden zu Nakſchi Ruſtam nicht gerade vier beſondern Grabmälern angehörten, da vielleicht ein gemeinſchaftlicher Gang zu den eigentlichen Königsgräbern im Innern des Berges führte. Die Gräber der Parthiſchen Könige waren zu Arbela.

Daſs die *Inſchriften* zu Perſepolis mit den Denkmälern aus einerley Zeitalter herrühren (wie auch ſchon *Chardin* behauptete), glaubt Hr. *M.* ſchon aus der Einheit des Ganzen ſchlieſsen zu müſſen. Kap. II. handelt von den Sprachen, in welchen ſie geſchrieben ſeyn können, und ſtellt feſt, daſs dieſs nur die eigentlichen Sprachen Perſiens *Zend*, *Pehlvi* und *Parſi*, und dieſe der, mit Cyrus anfangenden Dynaſtie unbeſtreitbar

Digitized by Google

bar gleichzeitig seyen. Noch nähere Erörterungen über *Zend* sind durch Hn. *Grotefend's* Deutung, und über das Verhältniss des *Pehlvi* zu den semitischen Sprachen durch neuere Meinungen von der Ausdehnung dieses Sprachstamms auch über Persien erst seit der Zeit recht wichtig geworden. Indessen sind nachher (S. 119.) Endungsformen im *Zend* aufgezählt. Kap. III. Nähere Beschreibung der keilförmigen Inschriften zu Persepolis und der anderen Denkmäler mit derselben Schriftart, woraus (S. 80.) das Resultat gezogen wird: dass sie höchst wahrscheinlich bis in die blühenden Zeiten der babylonischen Monarchie hinauf reiche, dass sie sowohl für persische als auch für ostaramäische Sprache gebraucht worden, und noch bekannt gewesen seyn müsse, als Aegypten zur persischen Monarchie gehörte. In Absicht der Züge der drey verschiedenen persepolitanischen Schriftarten tritt Hr. *M. Niebuhr's* Vermuthung bey, dass die eine alphabetisch, die andere syllabisch sey, und die dritte aus Zeichen für ganze Worte bestehe. Einer Reihe von Zügen, die in den Inschriften der ersteren Art oft vorkömmt, und wahrscheinlich ein Wort von 7 Buchstaben ausmache, scheine in den Inschriften der dritten Art nur Ein Zeichen, in denen der zweyten zwey Zeichen jedesmal zu correspondiren, und in andern neben einander stehenden Inschriften dasselbe Verhältniss Statt zu finden. Ueber die drey Stellen griechischer Schriftsteller, wo assyrische Buchstaben, als bey den Persern im Gebrauche, erwähnt sind, vermuthet Hr. *M.*, dass Assyrisch wohl am wahrscheinlichsten so viel als Babylonisch sey, und belegt den fortdauernden Gebrauch dieser Schriftart als Kanzley-Schrift, wenigstens bis unter Artaxerxes I., mit der Stelle des Thucydides. Wenn, nach des Themistokles angeblichen Briefen, Darius bey den Persern die assyrischen Buchstaben eingeführt haben solle: so sey diese Nachricht eines späteren Zeitalters, wenigstens in Bezug auf Keilschrift, unwahrscheinlich, deren hohes Alter selbst aus ihrer Form hervor zu leuchten scheine, und die gewiss nicht zur Erleichterung der Bildung durch Bücher, auch wohl nicht aus blosser Laune des Darius eingeführt worden wäre. Und welche von den drey verschiedenen Schriftarten solle von Darius herrühren? Habe Darius wirklich eine neue Schriftart eingeführt: so möge es die der Inschriften bey *Nakschi Rustam* seyn. (Nachweisen kann man indessen das Daseyn der Pehlvi-Charaktere nicht früher, als aus dem Zeitalter der Sassaniden.) Kap. IV. Versuch einer Dechifrirung einzelner Buchstaben und Vermuthungen über den Inhalt der Inschriften im Ganzen — mehr zur Bestimmung des Ganges dieser Untersuchungen und fester Grundsätze derselben. Der Vf. sucht Aehnlichkeiten der Keilschrift-Charaktere mit Zend-, Pehlvi- oder Georgianischen Buchstaben. Wenn jene, wie ein gelehrter Bramine behauptet, blos Monumentalschrift gewesen: so habe man keine Verbindungszüge in ihr zu suchen. Hr. *M.* berechnet, welche Charaktere am häufigsten vorkommen, und hofft, nach diesem Massstabe drey Vocale entdeckt zu haben, welche zugleich das Ende vieler Wörter bestimmen möchten; ferner dass die alphabetischen Inschriften zu Persepolis Zend, dass gewisse ähnliche Züge blos Variationen von einerley Buchstaben, die erwähnten, oft neben einander wiederholten Züge der Schlüssel des ganzen Alphabets, und dass die neben einander stehenden Inschriften gleichen Inhalts, und überhaupt alle von nicht sehr abweichendem Inhalte seyen. Mit der besonnensten Vorsicht werden diese Vermuthungen gefunden und aufgestellt. Dass jene 28 Mal wiederkehrende Reihe von Zügen vielleicht eine Religionsformel enthalte, war eine ursprünglich von Hn. *Silv. de Sacy* mitgetheilte Vermuthung: Hr. *M.* sucht sie dadurch wahrscheinlich zu machen, dass diese Schrift auch auf Kleidern, auf den, wohl zu Talismanen dienenden, Cylindern, und zu eben dem Zwecke wohl auch auf den Backsteinen zum Schutz der Gebäude gebraucht worden sey. Die Aehnlichkeit der Charaktere auf den Inschriften mit denen der Backsteine wird S. 130., und mit denen der Cylinder S. 132 u. 137. durch bestimmte Nachweisungen der einzelnen auf den Kupfertafeln erörtert. Einzelne beyläufigere Vermuthungen sind, dass die Buchstabenschrift hier und da mit Zeichenschrift vermischt, und dass die Schrift des abgebildeten Borgianischen Cylinders bustrophedisch, und die Tab. IV. Fig. 1. von der Rechten zur Linken zu gehen scheine. Wenn Hr. *M.* S. 4. auf *Meiners's* Anführung aus *Chardin* aufmerksam macht, dass auch noch an andern Orten Persiens keilförmige Inschriften vorhanden seyen, was er bey *Chardin* nicht gefunden habe: so war damit wohl blos die Nachricht *Chardin's* über die Inschriften an den Grabmälern von *Nakschi Rustam* (*Voyages* T. IX. p. 123.) gemeynt, deren Richtigkeit wir übrigens auf sich beruhen lassen.

So standen diese Untersuchungen, als sich auf einmal eine doppelte Hoffnung zu vollständiger Deutung dieser Inschriften zeigte, in dem *Braunschweigischen Magazin* 1802. St. 35 – 37. von Hn. D. *Lichtenstein*, und in einer der Göttingischen Societät mitgetheilten Abhandlung, aus welcher in den *Göttinger Anzeigen* 1802. St. 149. und 1803. St. 60. und 117. Auszüge gegeben wurden, von Hn. *Grotefend.* Jener las sehr viel, und Alles von der Rechten zur Linken. Zwar war schon damals die entgegengesetzte Richtung jener Schrift sehr wahrscheinlich geworden durch *Niebuhr's*, *Tychsen's* und *Münter's* Gründe, indem letzterer besonders auf die ganze Richtung und Oeffnung der Züge aufmerksam machte, und ersterer (Reisebeschr. T. II. S. 143. Note) den Fall anführt, dass an zwey Thürpfosten zwey durchaus bis auf alle einzelne Züge gleiche Inschriften befindlich sind, doch so, dass die Zeilen auf der einen Thürpfoste anders endigen, als auf der andern, und also die Buchstaben anders und zwar auf eine Weise abgetheilt sind, welche das Lesen der Inschrift von der Linken zur Rechten fast nothwendig macht (welchen Fall Hr. *L.* (*Tent.* S. 56. 57.) doch mehr umgangen als gelöst hat), und endlich durch den *Michauxschen* Marmor in *Millin's Monumens inédits* (cah. I. pl. VIII. IX.), wo die Züge nach der

ed by Google

der rechten Hand hin über die, die Zeilen ſonſt begränzende Linie übergreifen, und andere Zeilen nach der rechten Hand hin unausgefüllt geblieben ſind (Hn. *L's* Gegengründe ſind ſammt dem *dritten* St. von *Bruns's* ſchätzbaren *Beyträgen* nicht erſchienen). Aber gleichwohl war ein Verſuch, die räthſelhaften Inſchriften, von der Rechten zur Linken geleſen, zu deuten, verdienſtlich, und mufste der Wiſſenſchaft ſehr werth ſeyn. Denn ein gar bedeutendes Gewicht haben doch auch die unbeſtreitbare Richtung der Schriftzüge aller Sprachen des alten Perſiens, des Zend, Pehlvi und Parſi, von der Rechten zur Linken; ferner die ſich immer mehr beſtätigende Aehnlichkeit des Pehlvi mit den ſemitiſchen Sprachen, die auch alle von der Rechten zur Linken geſchrieben werden, demnächſt die aſſyriſchen Buchſtaben, welche den Perſern bey den älteſten griechiſchen Schriftſtellern zugeſchrieben werden, und endlich, dafs, nach dem Eingeſtändniſs aller Forſcher, auch ſelbſt Hn. *Grotefend's*, die babyloniſchen Backſteine in das Local dieſes ſemitiſchen Sprachſtamms führen. Dafs bey den Perſern, in Abſicht der Schreibart des Zend in Büchern, eine Umſtellung erfolgt ſeyn müſſe, wie bey den Griechen eine Umſtellung der phöniciſchen Züge, wie Hr. *Münter* bemerkt, bleibt eine, wenn auch nothwendige, doch harte Annahme, und das Beyſpiel der Griechen iſt ſo ganz anwendbar nicht, da es ſich nicht beweiſen läſst, dafs unter den Griechen die phöniciſche Richtung der Buchſtaben ſchon ſo eingeführt war, als es umgekehrt die Richtung von der Linken zur Rechten bey den Perſern zur Zeit der perſepolitaniſchen Inſchriften und bey den Babyloniern zur Zeit ihrer Backſteine geweſen ſeyn müſste. Es lohnte ſich alſo der Mühe, Hn. *L's* gelehrten und ſcharfſinnigen Verſuch mit der wohl verdienten Aufmerkſamkeit ins Einzelne zu verfolgen; nur hatte Hr. *L.* dazu nicht den ſchicklichſten Weg ergriffen. Er trat am a. O. zuerſt mit einer ſehr poetiſchen deutſchen Ueberſetzung der langen Inſchrift des *Michauxſchen* Marmors auf. Die Wahrſcheinlichkeit, dafs gerade alles dieſs auf dem uralten Denkmale ſtehe, und ſich ſo beſtimmt da leſen laſſe, muſste gering, und der Fund zu wundervoll erſcheinen. Die Mythologie nicht blofs aus Zendaveſta, ſondern auch aus andern Religionsſyſtemen, womit die Deutungen der Keilſchrift in Verbindung geſetzt ward, da ſie ſich von dem Zeitalter der Semiramis bis zu dem der erſten Abbaſiden und der Druſen-Religion erhalten haben ſollte, ſprach Wenigen an, und, nach der *Lettre* Nr. 4., beſtimmt nicht dem erſten Kenner des perſiſchen Alterthums und aller dahin gehörigen Schätze der Pariſer Bibliothek.

So hatte die entgegengeſetzte Anſicht demnach früher ſchon faſt entſchieden, als Hn. *L's* ausführliche Schrift, das *Tentamen* Nr. 5. auch nur erſchien, und auch in dieſem *Tent.* war mehr auf die Summe des Erfolgs gebaut (den aber die Gegner ganz und gar abläugneten), auf Ueberſetzungen aller Inſchriften mit Keilſchrift, als dafs irgend ein philologiſcher Apparat, die Beweiſe der Anwendungen des gegebenen Alphabets, wie von andern Gelehrten in ähnlichen Fällen, und der Sprach-Erklärungen gegeben wären. Sie ſind alle auf einen künftigen Commentar verſpart. So fehlte alle Einladung zur Prüfung des Einzelnen, ſo gewifs auch dieſes Einzelne das Product ſorgfältiger Sprachforſchungen eines gelehrten, nach richtigen Grundſätzen verfahrenden Kenners der ſemitiſchen Sprachen war, wie uns die Aufſuchung vieler Wurzeln der vorausgeſetzten Wörter überzeugt hat. Es bedurfte neben den Ueberſetzungen wirklich wenigſtens einiger ſolcher philologiſcher Beweiſe, und manche weniger zur Hauptfrage führende Erörterungen des *Tentamen* hätten ihnen Platz machen können. Dieſes iſt nicht blofs der Deutung der Keilſchriften, ſondern der *Aſſyriſch-Perſiſchen Palāographie* überhaupt gewidmet, und Hr. *L.* hat in der erſten groſsen Kupfertafel die Kufiſchen, Eſtrangelo, Etruriſchen, Palmyreniſchen, Phöniciſchen Charaktere mit den drey Arten der Keil-Züge nach ſeiner Deutung zum Beleg ihrer Aehnlichkeit zuſammengeſtellt. Dieſe Aehnlichkeit iſt allerdings bey mehreren überraſchend, z. B. bey dem *Thau*, wofür ein paar ſich durchkreuzende Keile genommen werden, welches die Analogie der alten ſemitiſchen Schrift für ſich hat. Man vergleiche auch *Reſch*, *Teth*, *Caph*, *Kuph*. Hr. *L.* ſagt davon Vorrede S. VIII.: „*Synopſin alphabetorum — qui oculo diplomatico adſpexerit, mirabitur, quomodo affinitatem horum alphabetorum quisquam in dubium vocare praeſumat.*" In eben dieſer allgemeineren Rückſicht iſt auch Kap. III. S. 156 ff., aber nur kurz, *de aliis quibusdam Aſiaticis monumentis*, nämlich von den Phöniciſchen und Saſſanidiſchen gehandelt, und von jenen die zuletzt von *Åckerblad* (ſ. Jahrg. 1805. N. 177.) erklärte Inſchrift alſo gedeutet: אנכי עפר אוצרי ולעפר תסתמיין גבי מיומתי למרגע מים מעאת על משכבי נחת חי לעלם יבלא מחתי לאמת ראשחבתי בחיח אמי ולעפר מלך. Die Saſſanidiſchen Inſchriften von *Nakſchi Ruſtam* ſind auf zwey Blättern unmittelbar nach der Vorrede, als theils Pehlviſch-Arabiſch, theils Zendiſch-Syriſch gedeutet. Da wir über den Sinn dieſer Inſchriften mehr unterrichtet ſind: ſo können jene Deutungen gleichſam zum vorläufigen Probierſtein des folgenden Unbekannteren dienen. Es läſst ſich nicht läugnen, dafs Hr. *L.* hier weit raſcher verfährt, als *Silveſtre de Sacy* in ſeinen trefflichen *Memoires ſur diverſes antiquités de la Perſe*, (welche mit einer belehrenden Geſchichte der Deutungs-Verſuche der Keilſchriften beginnen.) Hr. *L.* trifft mit dieſem Gelehrten in allen ſicheren Buchſtaben zuſammen, lieſt aber auch alle andern, füllt die vernichteten Buchſtaben aus, ohne es auch nur anzuzeigen, und hält ſich nicht an die daneben ſtehende griechiſche Inſchrift, die jenem der Schlüſſel zu dieſen Buchſtaben war — aber ſcharfſinnig ſind alle ſeine Vermuthungen. Es iſt wahr, dafs in der Inſchrift bey *Niebuhr: G.*, bey *de Sacy: A.* Nr. 4. in den beiden, dem ΑΡΙΑΝΩΝ entſprechenden, Zügen eine gewiſſe Verſchiedenheit liegt. Hr. *L.* hat wohl deshalb das erſte Mal ΑΡΙΑΝΩΝ ΚΑΙ ΑΝΑ-ΡΙΑΝΩΝ durch اورمزد كلارجا *Oromasdu* gedeutet: aber der Beweis dafür möchte ſchwer ſeyn. Auch

in

in der erſten Inſchrift *Niebuhr: F., de Sacy: A.* Nr. 1., welche nicht griechiſch vorhanden iſt, und in welcher *de Sacy* nach der ſprechendſten Analogie מטורין las, hat Hr. *L.* عران وان طوران, da doch wirklich nicht Platz für die Buchſtaben طو in dem Raume iſt, den nach *de S.* ر hat. Dieſs iſt gerade die einzige Stelle, über welche Hr. *L.* anderwärts (S. 166 ff.) ſpricht. Er ſieht طوران *ſive* מטורין *montes* für einen weit paſſenderen Gegenſatz von عاران *campus* an, als *Aniran* (welches aber wenigſtens in Abſicht dieſer Anfangsbuchſtaben in jener griechiſchen Inſchrift völlig deutlich iſt), und betrachtet ارن und تورن, die heutigen Namen dieſer Gegenden, bloſs als eine neuere Orthographie. Auch bey dem Arabiſchen dieſer Deutungen iſt wahrſcheinlich auf eine ältere Beſchaffenheit dieſer Sprache gerechnet. Es leuchtet aber ein, daſs Beſtimmungen über dieſe, ſo wie über eine ältere Beſchaffenheit des Zend und Pehlwi, welche Hr. *L.* (S. 169.) dem bey *Anquetil du Perron* in ſtarken Ausdrücken entgegenſetzt, und daſs ſie ſelbſt über die Alt-Babyloniſchen Formen, die ſich nach Hn. *L.* zum Chaldäiſchen, wie das Zabiſche zum Syriſchen verhalten, und ſtatt deren wir nur das Jüdiſch-Chaldäiſche kennen, bloſs durch Conjectur ergriffen, und nicht ohne Willkür ſeyn können. Ungefähr daſſelbe Verfahren haben wir nun auch bey Hn. *L's* Deutungen der perſepolitaniſchen Inſchriften zu erwarten. Indeſſen müſſen wir von den von uns genau verglichenen Stellen der Inſchrift auf dem *Michaux*'ſchen Marmor und der *Niebuhr*'ſchen Inſchrift *L.* bezeugen, daſs die Zuſammenordnung der Züge nach Hn. *L's* Alphabete und Theorie gröſstentheils ohne Schwierigkeit erfolgt. Von den übrigen *Niebuhr*'ſchen Inſchriften giebt Hr. *L.* ſelbſt zu, ſie noch mit weniger ſicherem Erfolge gedeutet zu haben. Freylich lieſt er auf jenem Marmor die übergreifenden Züge, als ob ſie *in* der Reihe der übrigen ſtänden, und dagegen die auf der rechten Columne (der pl. VIII. bey *Millin*) Zeile 8. u. 9. von unten in Parentheſen-Zeichen eingeſchloſſenen Züge, als die Anfangsbuchſtaben von Zeile 6. auf der linken Columne. Es wäre bedenklich, hierbey an ein Verſehen des Künſtlers zu denken, etwa an die Vorausſetzung, daſs dieſes Denkmal Copie von einem andern, vielleicht ſelbſt von der linken zur rechten Hand ausgeführt, und deswegen die rechtsſtehende Columne auf beiden Seiten länger gehalten, und der Text da zuſammengedrängt ſey, welches aber auf eben der Tafel rechte Columne Z. 3. von unten nicht der Fall iſt. — Hr. *L.* handelt Cap. I. *de ſcriptura cuneata in genere.* Die Figur des Keils ſieht er als ein altes heiliges Emblem des Mars als Planeten und Gott, und den Winkelhaken als eine Veränderung des der Venus und Luna heiligen Triangels an. S. 30—42. werden die Züge durchgegangen, welche jedem der hebräiſchen Buchſtaben entſprechen, und beſonders bey dem ב mehrere Variationen angenommen. §. VII. handelt: *de cuneorum ſecundariorum indole et ſcopis*, von dem, der meiſten Schwierigkeit und Willkür ausgeſetzten, Theile dieſer Hypotheſen. Keine derſelben vermag die Annahme von Variationen der Charaktere durch unweſentliche Theile ganz zu entbehren. Die übrige Aehnlichkeit ſpricht dafür, und die Anzahl der Charaktere würde ſonſt zu groſs werden. — In Hinſicht auf Hn. *L's* Hülfs- und Neben-Keile hat es die meiſte Schwierigkeit, daſs oft das verdoppelte Zeichen einerley mit dem einfachen ſeyn ſoll. §. IX. handelt: *de lectionis directione.* Cap. II. *de ſingulis monumentorum cuneatorum formis ſingulatim.* Sie werden 1) in den einfachſten, *Mediſchen* Charakter oder das *Zend* getheilt, wohin *Niebuhr's A. B. G. H. I.* wegen der Abweſenheit der Buchſtaben ט, ל, ק, und der Abweſenheit ſyriſcher Endungen gehöre; 2) in den *Perſiſchen* oder *Pehlwiſchen*, wohin *Niebuhr's B. F. K.* zu rechnen ſey (in Bezug auf beide Arten ſind S. 83 f. u. 101 f. Zend- und Pehlwi-Wörter *aus dem* aramäiſch-arabiſchen Sprachſtamme gedeutet); *und* 3) in den zuſammengeſetzteſten babyloniſchen der mit dem *Michaux*'ſchen Marmor nahe verwandten Inſchriften *C. E. L.* Nach den drey Hauptvölkern des damaligen perſiſchen Reichs, Perſern, Medern und Aramäern ſeyen dreyerley Inſchriften zu Perſepolis. Die Ueberſetzung derſelben wird gegeben. §. IV. iſt der Ueberſetzung der Inſchrift jenes Marmors allein gewidmet, und ſinnreichen Deutungen ſeiner Figuren. Das Zuſammentreffen beider hatte natürlich für den Erfinder ein überraſchendes Gewicht: aber Zweifel gegen beides vermindern es ſehr. Zunächſt wird von den babyloniſchen Backſteinen und kleineren Cylindern gehandelt, und die Charaktere jener zum Theil zu der dritten Art der Schrift und Sprache, zum Theil zu einem andern arabiſchen Dialekte gerechnet, als der der *Niebuhr*'ſchen Inſchriften *D. F. K.* ſey. — Wir bemerken nur noch, daſs demnach Hn. *L's* am wenigſten gezwungene Deutungen gerade die zuſammengeſetzteſten Charaktere betreffen, welche *Münter* und *de Sacy* mit *Niebuhr* für Zeichen von ganzen Wörtern nehmen, und daſs in dieſen babyloniſchen Denkmälern auch Hr. *Grotefend*, nach ſeiner Entzifferung in entgegengeſetzter Richtung, Präfixe und Suffixe nach Art des aramäiſchen Sprachſtamms findet. Wenn übrigens Hr. *L.* nach ſeinen Ueberſetzungen der perſepolitaniſchen Inſchriften annimmt, daſs die neben einander ſtehenden nicht einerley Sinn haben: ſo iſt eine beträchtliche Anzahl von Analogieen dagegen. Die Vorausſetzung endlich, daſs dieſe drey neben einander ſtehenden Inſchriften in drey ſo verwandten Sprachen, wie die ſyriſche, arabiſche und chaldäiſche hier iſt, und nur in dieſen abgefaſst ſeyn ſollten, iſt an ſich nicht ſehr wahrſcheinlich, ſo natürlich es übrigens wäre, bey einer unter jenen Inſchriften den, im perſiſchen Reiche ſo ausgebreiteten, ſemitiſchen Sprachſtamm vorauszuſetzen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. April 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Tübingen, b. Cotta: *Joh. Gottfr. von Herder's sämmtliche Werke* — Perſepolitaniſche Briefe u. ſ. w.

2) Kopenhagen, b. Proft: *Verſuch über die keilförmigen Inſchriften von Perſepolis*, von Dr. *Friedrich Münter* u. ſ. w.

3) Weimar, im L. Induſtrie-Compt.: *Ueber die vor kurzem entdeckten Babyloniſchen Inſchriften*, von Dr. *Joſeph Hager* u. ſ. w.

4) Paris: *Lettre de Mr. Silveſtre de Sacy à Mr. Millin ſur les inſcriptions de monumens Perſepolitains* etc.

5) Helmstädt, b. Fleckeiſen: *Tentamen palaeographiae Aſſyrio-Perſicae* — — auctore Dr. *Anton. Aug. Henr. Lichtenſtein* etc.

6) Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Ueber die Erklärung der Keilſchriften, und beſonders der Inſchriften von Perſepolis*, von *G. F. Grotefend* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 89. abgebrochenen Recenſion.*)

Hn. *Grotefend's* glücklichere Entzifferung wurde zuerſt genau durch Nr. 4. und die derſelben beygefügte Kupfertafel bekannt, indem Hr. *Silveſtre de Sacy* ſeinem Publicum von Hn. *G's*, der Göttingiſchen Societät übergebenen und ihm mitgetheilten Abhandlung, und von Hn. *L's*, damals nur noch aus dem Braunſchweigſchen Magazin bekannten Deutungen Rechenſchaft giebt. Der berühmte Vf. billigt zwar im Ganzen den Weg, welchen Hr. *G.* eingeſchlagen hatte, und ſetzt Hn. *L's* Verfahren weit mehrere Gründe, indeſſen manche Zweifel doch auch Hn. *G.* entgegen, beſonders der Deutung der zuſammengeſetzteſten babyloniſchen Charaktere als einzelner Buchſtabenzeichen.

Im Ganzen war Hr. *Grotefend* nach Nr. 6. auch gerade denſelben Weg gegangen, welchen ſich Hr. *S. de S.* nach ſeinen angeführten *Memoires* mit dem glücklichſten Erfolge zur Erklärung der Saſſanidſchen Inſchriften vorgezeichnet hatte, und ſelbſt der Inhalt der letztern leitete Hn. *G.* auf den Inhalt der perſepolitaniſchen. Er überzeugte ſich, daſs das Wort, welches Hr. *Tychſen* und *Münter* einſtimmig als den Schlüſſel der Inſchrift aufgeſtellt, und jener durch: *is Akſak* (d. i. *Arſaces*), Hr. *Lichtenſtein* verbunden mit dem vorhergehenden ſchrägen Keile durch: יזל לה יזך *revereamini Darium anachoretum magnificum* deutet), daſs dieſes Wort, wie Hn. *Münter* auch anfangs in den Sinn gekommen war, wirklich: *König* bedeuten müſſe; ferner: daſs der in der Niebuhrſchen Inſchrift *G* genannte König ein Sohn von dem in *Niebuhr's B.* genannten ſey. Völlig überzeugt durch *Heeren's* und *Münter's* Gründe, daſs dieſe Ruinen aus der Dynaſtie der Achämeniden herrühren, und Vater und Sohn aus derſelben auf dieſen Inſchriften zu ſuchen ſey, prüfte Hr. *G.* die vor jenem Worte ſtehenden Namen in dieſer Hinſicht. Sie hatten nicht einerley Anfangsbuchſtaben, Cyrus und Cambyſes konnten es alſo nicht ſeyn; überhaupt wäre für die Charaktere der Name Cyrus zu kurz, Artaxerxes zu lang geweſen. Es blieb alſo nur *Darius* und *Xerxes* übrig, die ſich auch in die Charaktere leicht fügten. Da nun dadurch ſchon über zwölf Buchſtaben, und zwar faſt alle Buchſtaben des Königstitels gefunden waren, auch die Vergleichung des letztern in allen Inſchriften wahrſcheinlich machte, daſs die drey letzten Buchſtaben der einen Form deſſelben die Endform des Genitivs im Singular ſey: ſo kam es nur darauf an, durch das Zend den aus den Griechen bekannten Eigennamen eine perſiſche Form zu geben, und ein zu jener Endform paſſendes Wort für König zu finden. Dem bey *Anquetil* angeführten Namen des Darius im perſiſchen *Eanter-aſeſch* zog Hr. *G.* die ausdrückliche Erklärung Strabo's vor, daſs für Δαρειος der perſiſche Name ΔαρειΑΥΗΣ laute. Dieſs ſey dann perſiſch *Dariaveſch* (welches demnach nicht bloſs aus dem Jüdiſchen דריוש, womit es indeſſen ſehr paſſend zuſammentrifft, ſondern aus dem Ende jenes Namens bey *Anquetil* entlehnt iſt. Der Anfang deſſelben: *Eanter* aber iſt bey *Anquetil* ſelbſt [*Zendaveſta* T. II. Ueberſ. S. 49.] bloſs Ueberſetzung des perſiſchen *Dar* in das gewöhnliche Wort der Zendſprache; es iſt ſehr möglich, daſs *Dar* auch altperſiſch war.) Den Namen Xerxes ſuchte Hr. *G.* nicht im Pehlwi oder Neuperſiſchen, und das Zend gab ihn nicht; aber wohl den *Araxes*, bey welchem *Anquetil* bemerkt, daſs die Griechen *Kſche* immer durch *x* ausgedrückt. Er fand alſo kein Bedenken, ſtatt Xerxes: *Kſcherkſche* vorauszuſetzen, wobey die Charaktere paſsten, und der von drey perpendiculären Keilen und einem darüber liegenden horizontalen, wie bey Hn. *Münter*, der Vocal E = AE war. Die Vergleichung aller jener Wörter in allen Inſchriften bey *Niebuhr* und *Le Bruyn* lehrte, daſs der dritte Zug jenes Namens, der vierte im Namen Darius, und der letzte im Königsnamen einerley war, und die leichteſte Vorausſetzung blieb, daſs dieſs der Aſpirat *H* ſey, welcher vielleicht nach gewiſſen Conſonanten auch wie *W* und *I* geſprochen worden, wodurch ſich das *W* in *Achaſchveroſch*, und das *I* in *Darieuſch* erklären würde. Zu dem Königsnamen

namen paſste ſich keine Form, als *Khſchéio*, und *Anquetil* habe viele Wörter bald mit, bald ohne *H* geſchrieben. Durch dieſes logiſche, auf die Vergleichung aller verwandten Inſchriften und Combinationen ihres Charakters ſich ſtützende Räſonnement hat Hr. *G.* den Werth und die Gattung der Zeichen entziffert, und giebt in der beyliegenden Kupfertafel ſein Alphabet für die erwähnten und die ihnen ähnlichen Inſchriften, wofür ihm alle Freunde dieſer intereſſanten Forſchungen den beſten Dank wiſſen werden, ſo wie für die Reſultate ſeiner ſcharfſinnigen und verdienſtlichen Unterſuchungen, welche der Reſt dieſes Aufſatzes aufſtellt. Sie ſind die erſte Theorie derſelben, welche das begierige Publicum auſser der kurzen Erklärung im Intelligenzblatte der Jenaiſchen A. L. Z. 1804. Nr. 101. von ſeiner Hand ſelbſt erhält, und deshalb doppelt ſchätzbar. Demnach ſind I. die beiden Grundzüge der Keilſchrift, in welcher ſich nie etwas Rundes zeigt, der Keil und der Winkelhaken, jener nie mit der Spitze gerade aufwärts oder zur linken, und die Oeffnung dieſes immer zur Rechten gekehrt. In den auſserperſepolitaniſchen Inſchriften erſcheinen die kleinen Winkelhaken oft nur als ausgefüllte Dreyecke, deren Hauptwinkel ſich zur linken Seite neigen. Man müſste alſo die Inſchrift immer ſo halten, daſs die Spitzen und Oeffnungen nach dieſer Richtung ſtehen, um ſie leſen zu können. In Abſicht der Einfachheit der Conſtruction der Züge behaupten die drey Arten der perſepolitaniſchen den oberſten Rang; von denen am Palaſte des Darius hat Hr. *G.* die eine bekanntlich als Zend entziffert. Die Uebereinſtimmung, welche bey Vergleichung der Inſchriften mit den Manuſcripten von Zendaveſta in der Sprache ſelbſt bemerkt worden, ſey ſichere Gewähr der Exiſtenz dieſer Sprache, und ſomit auch der Echtheit jenes Religionsbuchs, wenn auch die Sprache Veränderungen der Zeit erfahren habe. Die Inſchrift jener zur Rechten, der linken Seite des Leſers gegenüber, ſcheine Parſi zu ſeyn, und die dritte zur Linken eine andere perſiſche Mundart. Der Mangel an Präfixen ſchlieſse den aramäiſchen Sprachſtamm aus. Die Schriftart des Michauxſchen Marmors ſtehe in der Mitte zwiſchen der dritten perſepolitaniſchen, und der der babyloniſchen Backſteine, der Gemmen und Cylinder. Von den Verbindungsſtrichen, welche die letztere als die complicirteſte charakteriſiren, bemerke man in jener ſchon einige. Die Unweſentlichkeit dieſer Verbindungsſtriche erhelle daraus, daſs ſie auf verſchiedenen Backſteinen und an verſchiedenen Stellen der groſsen in den Ruinen Babylons aufgefundenen, und von der engliſch-oſtindiſchen Compagnie bekannt gemachten Inſchrift in derſelben Folge der Charaktere bald da ſind, bald nicht. Auf das Daſeyn der kleinern Keile, und wenigſtens auf ihre Anzahl komme nicht immer viel an. Das, einem Sterne von acht Strahlen ähnliche Zeichen finde ſich ſowohl auf allen Backſteinen, als der eben erwähnten Inſchrift, als Bezeichnung des Anfanges derſelben zur linken Hand. Die durchgängige Richtung von der linken zur rechten Hand zeige ſich, auſser *Niebuhr's* angeführtem Grunde, durch die gegebene Deutung der einen, und die Correſpondenz der übrigen. In Abſicht der dritten Art verweiſt Hr. *G.* darauf, daſs in der Niebuhrſchen Inſchrift *L* durch ſechstehalb Reihen dieſelben Charaktere in derſelben Folge, aber etwas verſchieden gebrochen, zweymal vorkommen, ſo daſs unverkennbar und ohne Ausnahme das rechte Ende jeder obern Zeile mit dem linken der untern zuſammenhänge. Eben ſolche Gründe führt Hr. *G.*, auſser der äuſsern Beſchaffenheit, vom Michauxſchen Marmor an. Die Londner Inſchrift zeige dieſe Richtung aufs deutlichſte; durch ſie, und eben ſolche Abbrechungen, ſey ſie für die Backſteine, und durch dieſe für die Gemmen und Cylinder ausgemacht.

II. *Alle* Keilſchriftarten ſeyen *Buchſtaben* - nicht Sylben - oder Zeichenſchrift. Man bemerke überall, und auch bey der Babyloniſchen, daſs mehrere Charaktere zuſammen gehören, um ein Wort zu bilden, bey der erſten perſepolitaniſchen bis 11, bey der zweyten bis 9, bey der dritten bis 7, bey den übrigen bis 5. Unmittelbar nach einander ſey ja ein und eben derſelbe Charakter und zwar nicht bloſs ein paar, da etwa: König, heilig, bedeuten könnten, oft zwey bis dreymal wiederholt, und doch auch wieder nicht ſo oft, wie es bey einer ſolchen Bezeichnung des Numerus der Fall ſeyn müſste. Bey der Vergleichung der drey neben einander ſtehenden Inſchriften bemerke man in allen dreyen, obwohl in der dritten ſeltener, Flexionen. Die babyloniſche Schriftart habe keine Wortbrechung erlaubt, daher die Züge bald gedrängt, bald weitläufig geſtellt ſeyen, um den Zeilen gleiche Länge zu geben. Bey der zweyten perſepolitaniſchen Schriftart zeige auf der einen Seite die Menge der zu einem Worte gehörigen Charaktere, und auf der andern die Menge derſelben im Ganzen, ſowohl den Gebrauch langer und kurzer Vocale, als auch der Conſonantenzeichen mit Einſchluſs eines Vocals (beide Arten des Schreibens vereinigt auch das Sanſkritt). Der dritten Schriftart glaubt Hr. *G.* den Gebrauch der Vocalzeichen faſt abſprechen zu müſſen; die Vocale liegen mit in den Conſonanten, und ſcheinen an denſelben durch Nebenkeile, und nur ſelten, wo es erforderlich geweſen, durch eigentliche Vocalzeichen ausgedrückt. Denn die Bildung eines Worts erfordere hier nur wenige Zeichen, die Anzahl aller Zeichen aber überſteige bey weitem ein Alphabet. Nur in ſo fern alſo, wenn man dieſs Sylbenſchrift nennen wolle, finde ſie in Keilſchriften ſtatt, aber in keinem andern. Das Vorhandenſeyn zuſammengeſetzter Conſonanten-Zeichen lehre hier der Augenſchein. Wer die Charaktere dieſer Schriftart ſammeln wolle, habe ſich an die groſse Londner Inſchrift, nicht an die Variationen auf Backſteinen, Gemmen und Cylindern zu halten. Man finde auch Monogramme zur Bezeichnung ganzer Wörter, z. B. in der *Le Bruyniſchen* Inſchrift in drey Abſchnitten, mit deren Ueberſetzung dieſer ſchätzbare Aufſatz ſchlieſst, ſey der Königstitel bloſs durch ſeinen Anfangsbuchſtaben, und demnächſt nur ſeine Flexionsendung ausgedrückt.

III.

III. Alle bis jetzt bekannten Inſchriften von der eigentlich perſepolitaniſchen Gattung beziehen ſich auf Darius Hyſtaſpis und ſeinen Sohn Xerxes; ſo auch das Bruchſtück in *Denon's Voyage* pl. 124.: Darius der brave König, und die Urne bey *Caylus* T. V. pl. XXX.: Xerxes der brave König. — Die Inſchrift auf dem Königsmantel bey *Le Bruyn*, die dieſer verkehrt zuſammengeſetzt, zeige ziemlich deutlich ganz ähnliche Inſchriften auf Darius und Xerxes auch in allen drey perſepolitaniſchen Schriftarten. Daſs das Gebäude *G.* bey *Niebuhr* der Palaſt des Darius war, erhelle aus den Inſchriften *B. D. C.* und auch den Fenſter-Inſchriften. Nur an der Südweſtecke des Gebäudes ſtehe der Stein mit der groſsen Inſchrift bey *Le Bruyn*, die ſich auf Xerxes und ſeine feyerliche Huldigung durch ſeine Hofbedienten und Geſchenke bringende Geſandte der beherrſchten Völker beziehe, und, vom 15ten Worte an, bis zum 3ten des *dritten* Abſchnitts, mit *Niebuhr's A.* faſt von gleichem Inhalte ſey. Von Darius finde man weiter keine Inſchrift, als *Niebuhr's H. I. K. L.* Aber auf allen Plätzen unter den Ruinen von Perſepolis ſeyen die Inſchriften zerſtreut, zum Beweis, daſs dieſe Gebäude alle das Werk der beiden genannten Könige, von Darius begonnen, von Xerxes zwar nicht vollendet, aber ſehr erweitert ſeyen. Wenigſtens den Palaſt *I.* von den Arſaciden ableiten zu wollen, ſey zu gewagt. Aber die Ruinen von *Nakſchi Ruſtam* ſcheinen Hn. *G.* aus dem Zeitalter der Saſſaniden herzurühren. Da von Hyſtaſpis, Darius und Xerxes, den einzigen Namen aller eigentlich perſepolitaniſchen Inſchriften, erſterer den Königstitel nur habe, Darius aber (auf den ägyptiſchen Monumenten) mit dem Vergötterungsſymbol erſcheine: ſo beſtätige ſich die, von den Griechen aufbewahrte, perſiſche Königsgeſchichte gegen die verunſtaltenden Sagen der neueren Perſer und die unzuſammenhängenden bibliſchen Nachrichten. — Die Backſtein-Inſchriften weichen von einander und von dem Anfange und der Mitte der groſsen Londner Inſchrift nur in einzelnen Worten ab. — Möge eine glückliche Entzifferung aller übrigen Inſchriften Hn. *G's* ausgezeichneten, von feſtem Urtheil geleiteten Scharfſinn belohnen!

In Nr. 3., welche wir blofs in der lesbaren Ueberſetzung kennen, der zwar nicht unintereſſante, aber doch nur hingeworfene Anmerkungen (S. 96—110.) beygefügt ſind, iſt das *Alter der babyloniſchen Wiſſenſchaft, Kunſt und Schrift* der Hauptgegenſtand einer wohlgeſchriebenen Abhandlung geworden. Aber gründlich durchgeführt iſt Nichts in ihr. Der gelehrte Vf. kömmt theils von einem zum andern, ohne das Vorhergehende erſchöpft zu haben, theils contraſtirt die Fülle des mannichfaltigen Wiſſens und der ſorgſamen, oft überladenden Beleſenheit wunderlich, nicht blofs mit der Flüchtigkeit, ſondern auch mit dem Mangel an geſundem Urtheil. Durch die Entdeckung der Inſchriften der babyloniſchen Ziegelſteine, welche Inſchriften *Pietro della Valle* gar nicht bemerkt habe (da er doch *Voyages* T. V. P. 2. lettre 11. p. 465. ausführlich von ihnen ſpricht), verſchwinde die ganze Schwierigkeit des Urſprungs der perſepolitaniſchen Inſchriften, da Babylon unläugbar früher als Perſepolis cultivirt geweſen. I. Abſchn. *Vom Alter der Babylonier.* Auf die bekannten aſtronomiſchen, auf dem Thurme zu Babylon angeſtellten Beobachtungen wird ein Hauptgewicht gelegt, ſie ſeyen älter, als die der Indier, deren Aſtronomie noch auf derſelben Stufe ſtehe, auf welcher ſie *Syncellus* beſchrieben. (Daſs aber vor den *geometriſchen* Sätzen, die erſt Griechen entdeckten, jene Beobachtungen, wo nicht unſicher ſind, doch wenigſtens auch nur ſehr unbeſtimmt geweſen ſeyn können, iſt nicht erwogen.) *Zoroaſter*, *Butta*, *Brama* ſeyen chaldäiſche Namen. *Ateſch*, Feuer bey den Parſen, ſey deutlich das chaldäiſche אתון, und auch Ἑστία und *Veſta* komme daher. II. Abſchn. *Von der groſsen Ausdehnung des babyloniſchen Reichs.* Vieles, was man für Sanskritt genommen, ſey Chaldäiſch. Doch weiter, als bis zum Ganges, wolle Hr. *H.* die Spuren der chald. Literatur und Kunſt nicht verfolgen. Nach Arabien ſey die kufiſche Schrift gegangen (alſo aus Alt-Babylon?). Phöniciſch ſey ein Dialekt des Chaldäiſchen, daher Verbreitung nach Weſten. III. Abſch. *Wiſſenſchaften der Babylonier.* Selbſt das perſiſche Wort ﻣﻠﺎ: Gelehrte, komme von מרא, und auch das ungariſche *Tanitò* ſey damit zu vergleichen (doch Proben genug von ſolcher Etymologie!). Die viereckte Form des Bel-Tempels zu Babylon haben alle noch erhaltene griechiſche Tempel. *Pyramyde* ſey babyloniſchen Urſprungs, bey מגר עפיר mancherley von den Feuerſäulen. Ὀβελίσκος ſey nicht Aegyptiſch, wegen der offenbar griechiſchen Endung, es komme von *Bel*. IV. Abſchn. *Schrift.* In den älteſten Schriftzügen finde ſich überhaupt wenig Rundes. Bey vielen Völkern, beſonders auch bey den Indiern, findet Hr. *H.* Nägel als die Grundlage der Schrift. V. Abſchn. *Ueber die babyloniſchen Ziegel- oder Backſteine.* Auch bey dem Gebrauch anderer Materialien haben ſich mehrere Völker der Backſteine zum Eingraben bedient. Von der Gewohnheit, auf Säulen Inſchriften zu ſetzen, gehe es aus, daſs man eher perpendiculär, als horizontal geſchrieben; von allerley perpendiculär ſchreibenden Völkern wird gehandelt, und die babyloniſchen Backſteine mit alt-römiſcher Schrift, auch in Abſicht des Inhalts, verglichen, der nur durch Combinations-Gabe vielleicht zu errathen ſey. Die ſaubern Kupfer dienen zur Erläuterung der letzten Abſchnitte. Verſuche zur Enträthſelung der darin gegebenen Inſchriften ſind nicht gemacht.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Schubothe: *Anviisning til en med vor Natur og Beſtemmelſe paſſende Leveplan.* En Ledetraad ved Forelaesninger for Vokne og ved Underviisning for den modnere Ungdom. (*Anweiſung zu einem unſerer Natur und Beſtimmung angemeſſenen Lebensplan.* Ein Leitfaden bey Vorleſungen für Erwachſene und beym Unterricht der reifern Jugend.) Af *C. J. R. Chriſtiani*, kong. tydsk

Digitized by Google

tydsk Hofpraedikant. *Förste* Deel. Overſat efter Forfatterers tydske Manuſkript ved *J. Krumm*. 1806. 322 S. gr. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Der verdiente Vf. iſt als eins der wirkſamſten Glieder der *Geſellſchaft zur Veredlung des Handwerksſtandes zu Kopenhagen* bekannt, deren Plan die A. L. Z. zu ſeiner Zeit vortheilhaft angezeigt hat. Rec. hätte gewünſcht, dafs in der Vorrede zu vorliegender Schrift eine kurze Rechenſchaft von der Wirkſamkeit der Geſellſchaft *überhaupt*, wovon die Vorleſungen des Vfs., zu deren Behuf dieſe Schrift im Drucke erſcheint, hoffentlich nur *einen* Theil ausmachen, gegeben worden wäre; um ſo im Stande zu ſeyn, den Nutzen, welchen *die ganze Geſellſchaft* ſtiftet, deſto vollſtändiger zu überſehen. Indeſſen erhellt aus dieſer Anweiſung zur Genüge, dafs man ſich, wenn *alle*, wenn auch nur *mehrere* Glieder der Geſellſchaft dem würdigen *Chriſtiani* in ſeinem Fleifse und ſeiner edeln Betriebſamkeit es gleich thun, ungemein viel Gutes von derſelben verſprechen dürfe. Man erhält hier einen verſtändlichen, wohlgeordneten und inhaltreichen Leitfaden zum Gebrauche bey den Vorleſungen, welche der Vf. zufolge der Vorerinnerung *für Handwerker* hält, „um ihnen zu Erlangung einer höhern Geiſtescultur beförderlich zu ſeyn; d. h. nicht nur ihrem Verſtande Stoff zum Nachdenken über wichtige Gegenſtände darzubieten, ſondern auch ſolche Ideen in ihnen zu beleben, welche der Grund einer wahren Geiſtesveredlung ſind und eine fruchtbare Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, ſich von denſelben bey allen Unternehmungen im Leben leiten zu laſſen, hervorbringen." (S. III.) Zu dem Ende ſucht der Vf. die Frage zu beantworten: was ſoll der Menſch thun, um ſeine wahre Beſtimmung zu erreichen? Es wird in der Einleitung 1) der Begriff von einem Lebensplane aufgeſtellt, und 2) die Wichtigkeit deſſelben gezeigt (S. 13—26.). Die Ausführung ſelbſt zerfällt in *zwey* Haupttheile, wovon die vorliegende Schrift nur den *erſten* Theil, oder *die vorbereitenden Betrachtungen* enthält. Es läſst ſich alſo auch über den Werth der Ausführung erſt nach Erſcheinung des *zweyten* Theils urtheilen; ob man gleich ſchon hier des Vfs. Planmäſsigkeit und Gründlichkeit ſowohl, als die zweckmäſsige Auswahl der Materialien zu ſeinen vorbereitenden Betrachtungen loben muſs. In dieſem *erſten* Theil werden zuerſt allgemeine Regeln, nach welchen die Beſtimmung einer jeden einzelnen Art von Geſchöpfen zu beurtheilen iſt, gegeben (S. 27—40.); alsdann folgt die Anwendung dieſer allgemeinen Regeln zur Kenntniſs der Beſtimmung 1) *der lebloſen Körper und Materien* (S. 41—158.), 2) *der Pflanzen* (S. 158—215.), 3) *der Thiere* (S. 215—322.). Im *zweyten* Theile wird dann von der Anwendung jener Regeln zur Kenntniſs der Beſtimmung *des Menſchen* gehandelt und hierauf die Anweiſung zu einem der menſchlichen Natur und Beſtimmung entſprechenden Lebensplane gegründet werden. Dafs der Vf. dem, was das Thier, die Pflanze u. ſ. w. nach der Abſicht des Schöpfers und den Geſetzen der Natur werden *muſs*, mit dem, was der Menſch nach Gottes Willen und dem Geſetze der Sittlichkeit werden *ſoll*, eine und dieſelbe Benennung giebt, nämlich *Beſtimmung*: das hat etwas unbequemes, kann Mifsverſtand veranlaſſen und verurſacht wirklich eine Art von Widerſpruch zwiſchen dem Inhalte des 27ſten und dem des 28ſten Paragraphen. Uebrigens hat Rec. die Schrift mit Nutzen und Vergnügen geleſen. Die einzelnen Paragraphen laſſen zwar dem Lehrer vieles übrig, was durch den mündlichen Vortrag erläutert und ergänzt werden muſs; aber gleichwohl enthalten ſie aus der Phyſik, der Aſtronomie, der Naturgeſchichte u. ſ. w. ſo viele intereſſante Bemerkungen, dafs ſie jüngern und ältern Leſern nicht anders, als eine überaus lehrreiche Unterhaltung gewähren können. — Iſt gleich der Vf. ein *Deutſcher* und der Ueberſetzer (nach der Handſchrift des Vfs.) kein *Däne*, ſondern ein *Normann*: ſo hat doch dieſes auf den Vortrag der Schrift gar keinen nachtheiligen Einfluſs, und man lieſt ſie — einige Abweichungen von der üblichen Schreibart, z. B. dafs das Wort *Maerke* und die davon herſtammenden Wörter, ſo wie das Wort *Vaerk*, immer ein *e* ſtatt des *ae* haben, abgerechnet — mit derſelben Annehmlichkeit, wie jede andere wohlgeſchriebene däniſche Urſchrift. — Schliefslich kann Rec. den Wunſch nicht unterdrücken, dafs die Geſellſchaft zur Veredlung des Handwerksſtandes in Kopenhagen — bis jetzt die einzige in ihrer Art — recht lange ſich erhalten und um das Beſte eines Standes, der ihrer in jedem Betrachte bedarf, die ausgebreitetſten Verdienſte ſich erwerben möge!

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien u. Triest, b. Geiſtinger: *Engliſcher Schreibmeiſter*. 3 Hefte. 1806. 17 Blättter in fol. (4 fl. 30 Krzr.)

Man iſt es von Hn. *Geiſtinger* gewohnt, dafs ſeine Verlags-Artikel ſich durch Sauberkeit und Schönheit auszeichnen. Auch die vorliegenden Vorſchriften, geſtochen von *Drechsler*, machen ihm Ehre. Sie ſind ſo rein und nett, und dabey ſo billigen Preiſes, dafs ſie in beider Rückſicht die beſte Empfehlung verdienen. Sollte noch ein Heft davon erſcheinen: ſo wäre zu wünſchen, dafs es nicht bloſse Phraſen, wie dieſe drey Hefte, ſondern kleinere, fortlaufende Aufſätze enthielte. Das Ganze iſt es wohl werth, dafs der Verleger deſſelben durch einen erwünſchten Abſatz theils unterſtützt und belohnt, theils zur weitern Fortſetzung ſolcher Artikel aufgemuntert werde.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. April 1807.

NEUERE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Aelteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur, bis zur Völkerwanderung.* Von *Joh. Chph. Adelung.* 1806. XIII u. 402 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der nun verstorbene Vf. hat in diesem Werke von neuem seine grosse Belesenheit, und seine tiefe Sprachkenntniss, in einer glücklichen Verbindung mit einem reifen Urtheil so sehr beurkundet, dass kein Liebhaber des deutschen Alterthums und der vaterländischen Sprache dasselbe ungelesen lassen darf. Es fehlt uns zwar nicht an Büchern dieser Art, aber sie haben fast durchgehends den Fehler, dass entweder die verschiedenen Völkerschaften Deutschlands nicht gehörig unterschieden, und besonders die Gallier öfters mit den Deutschen verwechselt, oder die Sitten und die Denkart der nordischen Völker auch den Deutschen zugeeignet werden. Andere Schriftsteller haben sich von gewissen vorgefassten Meinungen so hinreissen lassen, dass ihre Geschichten mehr die Einbildungskraft, als den Verstand, der historische Wahrheit sucht, beschäftigen. Unser Vf., welcher sich von aller Hypothesensucht weit entfernet, beschuldiget den sonst vortrefflichen *Müser* dieses Fehlers, und *Gottfr. Schützen* der Vermengung der deutschen und nordischen Alterthümer. Andere Modeschriftsteller, die an der Geschichte der alten Deutschen blos ihren Witz und ihre Beredsamkeit haben üben, und die Einbildungskraft vergnügen wollen, und daher ihren alten Vorfahren bald eine reine Natur-Religion, bald eine hohe Stufe der Sittlichkeit beygelegt haben, werden mehrentheils, ohne sie zu nennen, widerlegt, und der Deutsche zu *Cäsars* Zeiten wird fast zu wenig von einem Wilden unterschieden. Auch hat dieses Buch den grosen Vorzug vor andern ähnlichen, dass die Geschichte der Deutschen nicht mit dem Einfall der Cimbern in Italien angefangen wird, sondern mit dem Bernsteinhandel, wodurch die Germanen am frühesten bekannt wurden. Sie sind also schon in den alten Zeiten, wohin unsere Geschichte nicht reichet, ein eigenes Volk gewesen, nach den Iberiern und Celten aus Asien ausgewandert, und vermuthlich auf dem nordlichen Wege nach Deutschland gekommen. Weder Cimmerier, die *Gatterer* mit den Cimbern irrig verwechselt hat, noch Scythen, haben Deutschland zuerst bevölkert. Sehr früh aber (vor Chr. 590.) sind celtische Völkerschaften, unter dem Sigoves, in Germanien eingewandert, und vielleicht noch früher sind Germanen in Belgien eingedrungen. Bey dem Zuge des Brennus nach Italien (vor Chr. 390.) waren schon belgische Cimbern, von deren Namen und Wohnsitzen in Jütland, mit Bestreitung der von *Wedel-Jarlsberg* angenommenen scandinavischen Gallier, hier umständlich gehandelt wird. Im *zweyten* Abschnitt werden die Nachrichten des *Pytheas* von seiner Reise an die Bernsteinküste genau untersucht und gegen den *Strabo* vertheidiget. Diese Reise wurde vermuthlich auf Kosten des damals blühenden Staats Marseille unternommen, und hatte Entdeckungen zum Grunde, die für den Handel und das Gewerbe wichtig waren. Wir haben zwar nur noch Bruchstücke daraus übrig, lernen aber doch die Guttonen oder Jüten und Teutonen in Holstein, Meklenburg und Pommern, als die mit dem Bernstein handelten, zuerst daraus kennen. Die Bernsteinküste aber oder Thule ist weder Island, noch Irland oder die Schetländischen Inseln, sondern die Küste von Norwegen, welches man für eine Insel hielt, weil man das feste Land hinter Norwegen nicht kannte. Ueberhaupt hat noch niemand von dem *Pytheas* so gründlich und mit so vielem Prüfungsgeiste gehandelt, und daraus einleuchtend erwiesen, dass die Deutschen schon lange vor Christi Geburt ein ansehnliches Volk ausgemacht haben. Im *dritten* Abschnitt kommt der Vf. auf den Einfall der Gallier in Thracien, weil deutsche Völkerschaften mit ihnen mögen verbunden gewesen seyn, wenigstens Teutonen. So waren auch Germanen mit den Galliern verbunden, welche von dem Marcellus (vor Chr. 279.) geschlagen wurden: denn die Kühnheit einiger Gelehrten ist tadelnswürdig, welche in den in Marmor eingegrabenen *Faſtis Capitolinis* lieber Cenomanen, als Germanen haben lesen wollen. Der Zug der Cimbern und Teutonen nach Italien (vor Chr. 113.) wird weiter in einem besonders lesenswerthen Abschnitte abgehandelt, wobey *Anchersens* gelehrte Schrift: *Vallis Herthae Deae* besonders genutzt ist. Dabey wird am Schluss das Vorgeben von den veronesischen und vicentinischen Cimbern bestritten, und selbst aus ihrer Sprache gezeigt, dass diese kleine Völkerschaft nicht zu den Nieder-Deutschen gerechnet werden kann, wenns auch sonst, wider das ausdrückliche Zeugniss der römischen Schriftsteller, wahrscheinlich wäre, dass Cimbern in Italien zurück geblieben wären. *Fulda* hat ihre Sprache schon für Alemannisch erkannt, und im Grunde ist sie eine tyrolische Mundart. Der *vierte* Abschnitt betrachtet Deutschland im Kampfe mit Rom bis zur Völkerwanderung, handelt aber im Grunde nur von Cäsars Händeln mit den Deutschen, weil *Mascov* das übrige sehr gut abgehandelt

Digitized by Google

delt hat. Im *fünften* Abſchnitt wird genauer von dem Namen, den Gränzen und dem Clima Deutſchlands gehandelt. Bey dem Namen Germani werden Cäſars und Tacitus's widerſprechend ſcheinende Stellen erklärt, aber auch behauptet, daſs Tacitus's Worte vermuthlich verfälſcht ſind, und für *tunc Tungri, nunc Germani*, in umgekehrter Ordnung, wie auch einige Handſchriften wirklich haben ſollen, *nunc Tungri, tunc Germani*, ingleichen in der Folge für *a victore* vielmehr *a victis* geleſen werden muſs. Die wahre Bedeutung des Worts *Germani* wird für ungewiſs erklärt, doch aber zugegeben, daſs die von vielen angenommene Bedeutung, Kriegesmänner, ſich zu Tacitus's Stelle gut ſchicke. Uebrigens wird hier *Möſer* mit ſeiner romanhaften *Hermannie*, wovon der Name Heermänner entſtanden ſeyn ſoll, widerlegt. Weiter wird der Name Deutſche von dem allgemeinen Worte Thiet, Thiot, bey dem *Otfried* und *Tatian*, Diet bey dem *Notker*, d. i. Volk abgeleitet, und dieſe Herleitung wird durch eine Menge von Völkernamen beſtätiget, auch die Schreibart Deutſch (nicht Teutſch) als die der hochdeutſchen Mundart angemeſſenſte gerechtfertigt. Von der Bevölkerung des alten Deutſchlandes wird angemerkt, daſs ſie nur ſchwach geweſen iſt und kaum eine Million betragen hat, welches dem Rec. zu wenig zu ſeyn ſcheint. Von den einzelnen Volksnamen kommen hierauf (S. 170 — 180.) allgemeine gründliche Betrachtungen vor, welche eine ausgebreitete Geſchichtskunde verrathen. Es wird durch viele Beyſpiele bewieſen, daſs die Local-Namen die häufigſten, und ſo gar von ſolchen Völkern beybehalten ſind, welche die alten Einwohner vertrieben haben. Die einzelnen Völker Deutſchlands werden in dem weitläuftigen *ſechsten* Abſchnitte in Sueviſche und Un-Sueviſche eingetheilt, und am Ende noch die galliſchen Völkerſchaften in Deutſchland und die Un-Germaniſchen aufgeführt. *Plinius's* Nachricht wird anfänglich mit einleuchtenden Beweisgründen beſtritten, weil die Baſtarner und Peuciner keine Germanier, ſondern Gallier ſind. *Tacitus's* Eintheilung der germaniſchen Völkerſchaften nach den drey Söhnen des Mannus in Ingävoner, Iſtävoner und Hermionen wird bloſs für eine dichteriſche Vorſtellung erklärt. *Cäſars* Eintheilung ſcheint die richtigſte: denn dieſer unterſcheidet galliſche Germanen oder Belgen am linken Rheinufer von den germaniſchen Völkerſchaften am rechten Ufer, denen er keinen allgemeinen Namen giebt, die hier alſo unter dem Namen der Un-Sueven zuſammengefaſst werden, und von den Sueven ſelbſt. Dieſe Eintheilung iſt deſshalb beſonders wichtig, weil ſie uns auf die zwey noch beſtehenden Haupt-Mundarten führt, wovon die höhere den Sueven, die niedere aber den Un-Sueven zugehört. Auch *Tacitus*, der nicht aus eigener Anſicht geſchrieben und vornehmlich die Sitten und Verfaſſung der Sueven, denen er den gröſsten Theil Deutſchlands einräumet, geſchildert hat, giebt einen gewiſſen Unterſchied von zwey germaniſchen Hauptſtämmen dadurch zu erkennen, daſs er zuerſt die am rechten Rhein-Ufer, und gleich nachher die in der cimbriſchen Halbinſel wohnenden Völker beſchreibt, ohne dieſen einen allgemeinen Namen zu geben, hernach aber von den Sueven am ausführlichſten handelt. Von dem älteren *Strabo* und jüngeren *Ptolemäus* wird angemerkt, daſs viele Volks und Ortsnamen, die dem griechiſchen Ohre ſo fremd waren, entweder von ihnen ſelbſt, oder hauptſächlich im Ptolemäus durch die Abſchreiber verunſtaltet ſind. Bey der Aufzählung der einzelnen Völkerſchaften kommen daher verſchiedene dankenswerthe Berichtigungen vor; doch wünſcht Rec. daſs der Vf. ſich auch über die Caluconen, Campſaner, Batiner möchte erklärt haben. Den Namen der Sueven will der Vf. am liebſten von See, beym *Otfried Seuwe* herleiten, und unter dieſem Local-Namen Küſtenvölker verſtehen. *Cäſars* Nachricht von ihren hundert Gauen, groſsen Volksmenge und der groſsen Wüſteney, wodurch ſie ihr Land ſicherten, wird ſehr bezweifelt, und Cäſar theils ſelbſt der Ruhmredigkeit beſchuldiget, theils auch die Ubier der Vergröſserung ihrer Feinde. Den Sueviſchen Bund, als eine grundloſe Erdichtung *Möſers*, der darin die erſte Anlage der deutſchen Reichsverfaſſung zu finden glaubte, will der Vf. ganz aus der Geſchichte verbannet wiſſen. Uebrigens werden die zu den Sueven gehörigen Völker einzeln aufgeführt, und von ihrer Benennung, Wohnſitzen, Merkwürdigkeiten u. ſ. w. wird ſo gehandelt, daſs überall auf die Sprache Rückſicht genommen wird. Die unſichern Schlüſſe, die bloſs auf willkürlichen Ableitungen und Aehnlichkeiten des Lauts der Wörter gegründet ſind, werden ernſtlich widerlegt, und die Völker ſelbſt in der Ordnung aufgeführt, in welcher ſie in der Geſchichte auftreten. Die Gothen ſind alſo die erſten, und werden richtig von den Guttonen (Jüten) unterſchieden, ſind aber eben die Völker, die *Pytheas* Koſſinen oder Kottinen, und der Sprachverderber *Strabo* Butonen nennt. Der Name *Gothen iſt* wahrſcheinlich von ganz allgemeiner Bedeutung, indem *Gudr* im alten Isländiſchen einen Mann, *Hof-Godar* aber im alten Schwediſchen Hofmänner bedeutet. So werden auch die übrigen ſueviſchen Völkerſchaften beſchrieben und die unter ihnen bekannt gewordenen Eigennamen angeführt. Rec. bedauert dabey, daſs der Vf. mit der Anführung der Schriftſteller, die entweder alte Irrthümer widerlegt, oder Dunkelheiten aufgehellet haben, zu ſparſam geweſen iſt. Bey der Aufzählung der Un-Sueviſchen Völkerſchaften kommen zuerſt die belgiſchen Cimbern vor. Der Name Belgen, den die in Gallien eingewanderten Cimbern bekommen haben, wird vom Niederſächſiſchen *Balge*, eine niedrige ſumpfige Gegend abgeleitet. Der Name Cimbern iſt ſchon oben S. 112. erläutert, wohin die Leſer billig hätten verwieſen werden ſollen. Die Herleitung von dem Gothiſchen Kimme oder Kumme, ein Meerbuſen, die hier nicht angemerkt iſt, kommt Rec. wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich vor, als *Eckards* Ableitung von dem Walliſiſchen *Cymar*, ein Gefährte, Gehülfe, Gatte, Verbündeter u. ſ. w. Von der Sprache dieſer belgiſchen Cimbern, deren Nachkommen noch jetzt in Wallis, Cornwallis und Nieder-Bretagne fortdauern, werden viele

Wör-

Wörter S. 247. angeführt und mit den heutigen oder veralteten Deutſchen verglichen. Von den deutſchen Cimbern und beſonders von denen, die am Mittel- und Niederrhein wohneten, wird angemerkt, daſs ſie *ſchon* zu Cäſars Zeiten einige Grade der Cultur *mehr* gehabt haben, als ihre öſtlichen Brüder, die *Sueven*, vielleicht weil ſie von dieſen mehr zuſammengedrängt, auch ſtätiger und den Galliern näher waren. Bey der Aufzählung der einzelnen cimbriſchen Völker, der Jüten, Ubier, Ufipeter u. ſ. w. ſind die Marſen, oder Marſchländer (welche aber von den Ditmarſen unterſchieden und in Weſtphalen zu ſuchen ſind), beſonders wegen des Tanfanen-Tempels merkwürdig. Die Schriften davon werden (vermuthlich aus *Hummels* Bibl. der deutſchen Alterth.) angeführt, und aus einer merkwürdigen Inſchrift zu Teramo im Neapolitaniſchen in *Gudii inſcriptt.* wird erwieſen, daſs die Tanfana wirklich als eine Gottheit, und zwar vermuthlich zuerſt von den Galliern, hernach den Niederdeutſchen verehrt worden iſt. Dieſs vermuthet der Vf., weil er meynt, der Name Tanfana laſſe ſich nicht ohne Zwang aus dem Deutſchen ableiten. Uebrigens hält er den Tempel wirklich für einen Tempel, aber nach damaliger Bauart. Von den Franken, als der letzten cimbriſchen Völkerſchaft, wird bemerkt, daſs ihr Name nicht von frank, frey, ſondern von *frack*, mit dem eingeſchobenen Naſenlaut, hergeleitet werden müſſe, daher ſie ſich in der Folge ſo gern *feroces* und *truces Francos* nennen hörten und ſelbſt nannten. So viel Rec. weiſs, iſt dieſs nur von den in Gallien eingedrungenen, oder Weſt-Franken wahr, von welchen auch die angezogenen Stellen handeln. Unter den ungermaniſchen Völkern kommen auch die Thracier vor, und weil man dieſelben oft in Verbindung mit den Germanen gebracht hat, ſo wird das Gegentheil davon gezeigt und eine Sammlung von 61 thraciſchen Wörtern, die gar keine Aehnlichkeit mit dem Deutſchen haben, angeführt, wobey aber die thraciſchen Wörter, die auch im Griechiſchen üblich waren, übergangen ſind. Bey dem Charakter der Deutſchen im *ſiebenten* Abſchnitt erinnert der Vf. daſs man die beiden Hauptſtämme der deutſchen Völker unterſcheiden, und dem ſueviſchen oder niederen Stamm etwas mehr Cultur zueignen, aber dieſe Cultur auch nicht mit gar zu hellen Farben ausmalen müſſe, weil die Geſchichte der Franken und Sachſen Wildheit genug enthielte. Er beklagt, daſs wir noch keine mit Verſtande und gehöriger Sachkenntniſs entworfene Schilderung der Sitten der alten Deutſchen hätten, ſondern ein Gemiſch celtiſcher, galliſcher, ſlaviſcher, römiſcher und germaniſcher Gebräuche, zuweilen mit der Mythologie der isländiſchen Spinnſtuben verwebt. Er ſetzt hinzu: (S. 296.) *Plumpe Götzenbilder hatten ſie von je her, und als ſie ſelbſt ein wenig anſtändiger zu wohnen anfingen, ſo hatten ſie auch überall Tempel, ſo gut, als ſie ſelbige zu bauen wußten. Der Tempel der Tanfana iſt aus dem vorigen bekannt; in den ſpäteren Zeiten kommen ihrer überall vor.* Hier wünſcht gewiſs jeder Leſer einigen hiſtoriſchen Beweis. Ueberhaupt ſcheint der Vf. die Wildheit und Unſittlichkeit der Deutſchen mit gar zu grellen Farben geſchildert, aus einzelnen Thatſachen zu viel geſchloſſen, und die Vergleichung mit den Wilden in Amerika zu weit getrieben zu haben. Man muſs ſich doch billig erinnern, daſs der römiſche Rath dem Cäſar vorwarf, er habe durch ſeine Grauſamkeit die Deutſchen verſchlimmert. Daſs die Deutſchen zu Cäſars Zeiten keine Menſchenfreſſer geweſen ſind, wird zwar eingeräumt, aber ſie opferten doch die Gefangnen ihren Göttern, und es bleibt alſo noch die Frage, ob ſie nicht auch von dem Opferfleiſche etwas gegeſſen haben. Auch die gerühmte Treue der Deutſchen wird ſelbſt bey den Leibwachen in Rom verdächtig gemacht, welches aber gewiſs Einſchränkung leidet. Der *achte* und letzte Abſchnitt von der Sprache und Literatur der Deutſchen iſt vorzüglich unterhaltend. Der Reichthum der deutſchen Sprache in ſinnlichen Gegenſtänden wird behauptet und durch funfzehnerley Benennungen des Pferdes, als des Lieblingsthieres der Deutſchen bewieſen. Hierin zeigt der Vf. ſeine tiefe Sprachkunde, und dieſs Verzeichniſs iſt gewiſs allen Sprachforſchern höchſt angenehm. Hingegen wird auch die Armuth und Rauhigkeit der Sprache in unſinnlichen Dingen zugegeben, und die Urſachen der Rauhigkeit gröſstentheils in den Verunſtaltungen der deutſchen Wörter bey den römiſchen Schriftſtellern gefunden. Doch ſieht man aus dieſen wenigen Wörtern, daſs die deutſche Sprache ſchon damals alle diejenigen Wurzelwörter hatte, aus welchen ſie noch jetzt beſteht, und daſs ſie ſelbige auf eine ſolche Art hatte, als es den damaligen Sprach-Organen der Deutſchen angemeſſen war. Dieſs wird S. 323 f. mit einem Wörterbuche bewieſen, worin die Ueberreſte der alten deutſchen Sprache geſammelt und erläutert ſind. Auch dieſs Verzeichniſs muſs den Sprachforſchern ſehr angenehm ſeyn, und es macht in Wahrheit das Buch ſehr wichtig. Rec. vermiſst darin ungern einige dunkle Namen, als Thummelicus, Orgetorix, Dumnorix u. ſ. w., auch einige andere Wörter, z. E. *plumarati* (*Plin. Hiſt. nat.* XVIII, 8.) Räderpflug; *bracca*, ein Beinkleid, bey den Longobarden, nach dem *Jornandes*, Hoſe; *Ciula*, Jelle oder Jölle, ein langes Schiff u. ſ. w. Es werden zwar manche Wörter von den Römern für galliſch ausgegeben, allein dieſs iſt ihnen zu verzeihen, weil ihnen die Gallier bekannter waren. *A.* hat dieſs ſelbſt bey dem Worte *ſparum* erkannt. Hierauf wird ferner gezeigt, daſs die deutſche Sprache nicht etwa nur eine celtiſche oder thraciſche Mundart, ſondern eine ganz unvermiſchte Stammſprache iſt. Ihre Uebereinſtimmung mit andern Sprachen wird S. 344. durch eine Vergleichung des Worts *Donner* und *Kuckuk* in ſehr vielen Sprachen gezeigt. Von ihrer Aehnlichkeit mit der perſiſchen Sprache wird eine ſehr vollſtändige Literatur geliefert. Hierauf wird ferner das hohe Alter der beiden Haupt-Mundarten durch ein Verzeichniſs ſolcher Wörter, die in andere Sprachen übergegangen ſind, S. 368. bewieſen; die niedere Sprache aber in Deutſchland für die älteſte erklärt. Die Schriftſprache iſt übrigens den alten Deutſchen wirklich ganz unbe-

unbekannt gewesen. *Tacitus* giebt dieſs durch die *secreta literarum*, worunter *A.* am liebſten verführeriſche und anſtöſsige Schriften verſtehen will, zu erkennen. Dabey werden die Schriften über dieſe Stelle des *Tacitus* angeführt und die Scheingründe widerlegt. Von den Liedern der alten Deutſchen wird behauptet, dafs Kriege und Gefechte ihr einziger Inhalt gewesen, und dafs ihre vermeinten hiſtoriſchen Lieder bloſse Erdichtungen, z. B. von dem Gott Tuisco, enthalten haben. Krieges- oder Schlacht-Gefänge werden zwar den Deutſchen zugeeignet, aber der *Baritus* war eigentlich das Feldgeſchrey. Bey dieſer Gelegenheit wird auch von dem Preiſe, der auf die Auffindung der alten Heldenlieder geſetzt iſt, geredet, und das hohe Alter der Gedichte *Oſſians* beſtritten. Es wird ferner wahrſcheinlich gemacht, dafs die alten Deutſchen ihre Lieder gereimt haben. Barden und Druiden gehören übrigens nicht auf den deutſchen Boden, wenigſtens hatten ſie keine Dichter unter dem Namen Barden. Wenn hier die Vertreibung der Druiden aus Gallien bezweifelt wird, ſo ſcheint dieſer hiſtoriſche Unglaube übertrieben zu ſeyn. Sonſt verdient dieſs Buch von der Seite der hiſtoriſchen Wahrheit die rühmlichſte Anpreiſung. Möchte nur der *zweyte* Theil, deſſen Vollendung der Vf. einer gelehrten Hand überlaſſen hat, auch bald erſcheinen.

MATHEMATIK.

Hannover, in d. Helwing. Hofbuchh.: *Handbuch zum Unterricht in der Buchſtabenrechnung* und *Algebra*. Zunächſt für die höhere Klaſſe der Seminariſten herausgegeben von *J. G. H. Biermann*, Generalreviſor der Klaſſen- und Nebenſteuer, auch Lehrer am hieſigen Schulſeminar. 1805. *Erſte* Abtheilung. 204 S. *Zweyte* Abtheilung 164 S. 8. (1 Rthlr.)

Dafs Bücher zu ähnlichem Behufe bereits in Menge vorhanden ſind, war dem Vf. nicht unbekannt; er iſt auch weit entfernt, ſie durch das gegenwärtige entbehrlich machen zu wollen. Er ſchrieb ſein Buch nur, weil es ihm nicht wohl möglich war der Methode anderer zu folgen, und weil vielleicht mancher Lehrer in ſeinem Ideengange mit ihm eher als mit andern harmoniren mochte. Der Vf. hat ſein Buch in Hefte getheilt, die einzeln gebunden werden können, um das Abſchrecken zu vermeiden. Vier ſolcher Hefte machen die *erſte* Abtheilung aus, welche die Rechnung mit eingliedrigen Buchſtabengröſsen und eine Sammlung gemeinnütziger Tafeln enthalten. Die erſte iſt eine Factorentafel aller einfachen und zuſammen geſetzten Zahlen bis 1000; die zweyte eine Fortſetzung der erſten für die zwiſchen 1000 und 10000 liegenden einfachen und zuſammen geſetzten Zahlen, jedoch mit Ausſchluſs aller durch 2, 3 und 5 theilbaren. Die dritte und vierte ſind Quadrat- und Kubiktafeln von 1 bis 1000 aus *Roſenzweigs* Kettenpraktik genommen. Die *zweyte* Abtheilung enthält in *zwey* Heften den Beſchluſs der Buchſtabenrechnung und eine Tafel der gemeinen oder briggiſchen Logarithmen für das erſte Tauſend Zahlen. Die Erfindungslehre gedenkt er in noch zwey beſondern Abtheilungen nächſtens heraus zu geben. Der Vf. bemerkt ausdrücklich, dafs er ſein Buch nicht zum Selbſtunterricht geſchrieben habe; es iſt aber ſo umſtändlich und beſtimmt abgefaſst, auch alles durch ſo viel paſſende Beyſpiele erläutert, dafs ein aufmerkſamer Leſer, der ſich in der gemeinen Rechenkunſt gründliche Kenntniſſe erworben hat, nur in wenigen Fällen die Beyhülfe eines Lehrers nöthig haben wird. Höchſtens dürfte dieſes bey der Lehre von den Zahlenſyſtemen, von den Combinationen und von den Logarithmen, wo der Vf. Hn. *Bürja* gefolgt iſt, der Fall ſeyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Leipzig*, im Joachim. liter. Magazin: *Verſuch eines Lehrbuchs der Menſchenliebe*, von *Chriſtian Friedr. Michaelis*. 1805. 6 Bog. 8. (8 gr.) — Die Abfaſſung dieſes Verſuchs wurde zwar durch die bekannte Preisaufgabe eines mähriſchen Edelmanns veranlaſst, aber des Vfs. Abſicht war nicht, um den Preis zu concurriren, ſondern nur zur Verbreitung der Humanität beyzutragen, wenn man ſeine Schrift entweder zur eigenen Erbauung und Belehrung, oder als Leitfaden zur moraliſchen Unterweiſung anderer gebrauchte. Eigentlich erbaulich iſt ſie doch nicht, da ſie, als Lehrbuch, bloſs in Begriffen zu dem Verſtande ſpricht und in ihrem Vortrage nichts enthält, was für ihren Gegenſtand das Herz erwärmte. Das Weſentliche ihres Inhalts iſt aus dem *zweyten* Theile der *Kantiſchen metaph. Anfangsgründe der Tugendlehre* genommen, und das Allgemeine nur hier und da mehr in ſein Beſonderes aufgelöſt, welches aber wohl zuweilen zu weit gehen dürfte, z. B. wenn die Aeltern- und Geſchwiſterliebe bey Kindern, die zärtliche Hochachtung von Jünglingen gegen Verwandte, Lehrer, Rathgeber und verdiente Perſonen, die Begeiſterung zum dankbaren Wohlwollen gegen edle Muſter der *Vergangenheit* oder Gegenwart, der Mutterſinn in der Pflege und Erziehung der Kinder u. ſ. w. als Aeuſſerungen und Arten der Menſchenliebe betrachtet werden. Ueberhaupt ſcheinen uns die charakteriſtiſchen Merkmale der Menſchenliebe, *Liebe* und *Achtung*, auf welche ſich doch auch die Pflichten derſelben gründen, jene als *Maxime des thätigen Wohlwollens*, dieſe als *Maxime der Einſchränkung unſerer Selbſtſchätzung* durch die Beachtung der Würde der Menſchheit in andern Perſonen, nicht genug hervorgehoben zu ſeyn. Der Begriff der Menſchenliebe, §. 13. ſie beſtehe in einem Intereſſe und in einer Sorge für die Vollkommenheit des ganzen Menſchen in Hinſicht auf den Verſtand, auf das Herz und auf den ganzen vernünftig-ſinnlichen Zuſtand deſſelben, iſt ſo ausgedrückt, dafs man glauben ſollte, es ſey die Pflicht eines jeden Menſchen, ſich die Cultur der Geiſtes-, Seelen- und Leibeskräfte anderer zum Zweck zu machen; dieſes kann nicht von jedem gefodert werden, wohl aber, dafs er wohlwollend ſey und aus Wohlwollen ſich das Wohlſeyn anderer nach Kräften angelegen ſeyn laſſe. Der Vf. meynt, (S. 6.) ein Lehrbuch der Menſchenliebe ſey im Grunde eine Moral, in wie fern der Geiſt aller Tugenden am Ende ſich in Menſchenliebe auflöſen laſſe. Allein die Pflichten der Menſchenliebe ſchränken ſich nur auf die unvollkommenen gegen andere Menſchen ein; ſie machen alſo nur einen Theil der Sittenlehre aus. Was die Form des Lehrbuchs betrifft, ſo wäre, ſtatt der hier gewählten dogmatiſchen, die catechetiſche der Abſicht des Urhebers der Preisaufgabe ohne Zweifel angemeſſener geweſen, da dieſe wohl mehr auf einen Leitfaden zum Unterricht in Volksſchulen als auf eine wiſſenſchaftliche Theorie dieſes Theils der Moral, die ſchon in den beſſern Sittenlehren vorgetragen wird, gerichtet war.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. April 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, in d. Darmann. Buchh.: *Die allgemeine Menſchenreligion.* Verſuch einer Entwickelung derſelben aus den älteſten chriſtlichen Urkunden. Ein Buch für gebildete Leſer aus allen Religionsparteien. 1804. IV u. 289 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Dieſe Schrift giebt der Vf. ſelbſt in der Vorrede als einen Verſuch an, gebildeten Gottesverehrern, ohne Unterſchied der Kirchenpartey, das Chriſtenthum als *eine allgemeine moraliſche Religion* darzuſtellen, und es ihnen dadurch ehrwürdig und liebenswürdig zu machen. In der Ausführung dieſer Abſicht, auf die ihn das Bedürfniſs achtungswerther Laien führte, iſt der Vf. freylich nicht der Erſte, da, wenigſtens ſeit dem Vf. der *freymüthigen Betrachtungen über das Chriſtenthum*, Viele der Religion Jeſu den Dienſt zu erweiſen ſuchten, die Nebenſachen von der Hauptſache zu ſcheiden, und, wie ſie ſich mit dem Vf. ausdrückten, *den Geiſt des Chriſtenthums in ſeiner reinen und einfachen Urgeſtalt* darzuſtellen; aber die Art, wie er dabey zu Werke ging, hat viel Neues, und zeugt nicht nur von warmem Herzen für die Sache der Religion, ſondern auch von hellem Blicke und inniger Bekanntſchaft mit den Schriften des N. T. Wir wollen ihm auf ſeinem Wege folgen.

Um Jeſum in ſeiner ganzen Gröſse und das Chriſtenthum in ſeiner Reinheit kennen zu lernen, verlangt der Vf., in der Lehre, den Thaten, Schickſalen und Entwürfen Jeſu das, was dem Sohne ſeines Jahrhunderts und ſeiner Nation eigenthümlich iſt, zu ſcheiden von dem, was dem Sohne der Menſchheit eigen iſt. Als den Letztern will er ihn, und die Grundgeſetze des Reichs, welches er gemeynt habe, aus den Schriften ſeiner Schüler darſtellen, die, den Johannes ausgenommen, aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft, nicht aber einander abgeſchrieben haben. Um dem Geiſte der Lehre Jeſu in ihnen nachzuforſchen, wählt er, zum Hauptführer, den *Markus*, deſſen Erzählungen durch ihre auſserordentliche Simplicität etwas beſonders Anziehendes für den Forſcher nach Wahrheit hätten; doch ſo, daſs er aus Matthäus und Lukas das nachholt, was ſie Eigenthümliches haben, und dann eine Ueberſicht der Johanneiſchen Nachrichten folgen läſst. Nachher aber theilt er noch einige Bemerkungen über ihre Geſchichte und Erzählungsart mit. Er ſtellt jene als das Erzeugniſs einer grauen Vorzeit und eines uns ganz fremden Bodens dar. Sie ſtehen für ihr Jahrhundert da: ihr Hauptgeſichtspunkt iſt, zu beweiſen, daſs Jeſus der längſt erſehnte Meſſias ſey; eine Geſchichte des Meſſias ohne Wunder würde das gröſste Wunder ſeyn; ſie würde gegen die vom Moſes verachtet worden ſeyn. Für unſere Zeiten könne man ſie ganz beſeitigen; nur Züge müſſe man aus den Erzählungen derſelben auffaſſen, welche Licht gäben. Die Auszüge ſelbſt aus Markus mit ältern Vergleichungen des Matthäus und Lukas ſind unter gewiſſe Ueberſchriften gebracht, z. B. *Johannes, der Sittenverbeſſerer, die neue Reichsverfaſſung, die Religion der Freude, die Religion der Liebe* u. ſ. w. Mit Vorliebe erklärt ſich übrigens der Vf. für den Johannes, weil dieſer, als ſpäterer Erzähler der Geſchichte Jeſu, deutlichere und beſtimmtere Einſichten in die wahre Beſchaffenheit des Meſſias-Reichs zeige; und auch bereits auf verſtändigere Leſer habe rechnen können. Bey ſeiner natürlichen und originell-naiven Schreibart werde man doch einige auf die Schrift verwendete Kunſt gewahr. Daſs der Schriftſteller im Evangelium, ſo wie in ſeinen Briefen, eine Klaſſe von Leuten im Auge gehabt habe, die ganz eigne Zweifel darüber gehegt hätten, ob Jeſus der Meſſias ſey, Viele, weil ſie ſich an ſeine Armuth und Niedrigkeit ſtieſsen, iſt ihm gewiſs. Den Einwurf, daſs durch die oft langen Reden und Geſpräche Jeſu, im Johannes, der Geſchichtſchreiber an hiſtoriſcher Treue zu verlieren ſcheine, weil es nicht wahrſcheinlich ſey, daſs er ſich derſelben nach ſo langer Zeit Wort für Wort werde erinnert haben, räumt er ein, meynt aber, daſs die Reden Jeſu beym Johannes mit dem, was die übrigen Evangeliſten Jeſum in kürzern oder abgebrochnern Sätzen ſagen laſſen, ſehr wohl übereinſtimmten, daſs ſie, wenn ſie auch vom Johannes ein wenig erweitert und für das Zeitbedürfniſs modificirt wären, doch ganz im Geiſte Jeſu geſchrieben wären, und daſs es endlich in jenen Zeiten, wo man weniger las und ſchrieb, als jetzt, aber deſto aufmerkſamer hörte und das Gedächtniſs fleiſsiger übte, auch leichter geweſen ſey, ſich deſſen zu erinnern, was eine dem Herzen ſo wichtige Perſon, wie Jeſus dem Johannes geweſen ſey, vor vielen Jahren geſagt habe, und Johannes ſich gewiſs oft im Stillen wiederholt haben werde. — Von ſeinen eingewebten Bemerkungen geben wir nur einige zur Probe. So iſt, bey Gelegenheit des Nachtgeſprächs Jeſu mit Nikodemus, die Parallele zwiſchen der damaligen Erwartungsperiode in Anſehung des Meſſias und der gegenwärtigen alles Heil in politiſchen Umſchaffungen ſuchenden Zeit treffend, und wichtig die Unterſuchung, ob Jeſus die Ueberzeugung von ſeiner Würde Zweck oder nur Mittel geweſen ſey. Der Vf. erklärt ſich

für das Letztere, nimmt die Gründe dafür aus dem Charakter Jesu, und unterstützt seine Meinung aus den Reden desselben, Joh. 5, 41. 42. 45. und Kap. 7, 18. Wie der Vf. sich gegen jedes oberste Moralprincip äufsert, welches man der Lehre Jesu habe andichten wollen, so zeigt er auch, wie er in seiner Absicht für die Menschen weiter gegangen sey, als alle Philosophen, namentlich *Sokrates*, mit welchen man ihn oft paralleliſirt hat. Er habe nämlich die Absicht gehabt, dem menschlichen Geiste und Herzen einen neuen Schwung zu geben, eine moralische Wiedergeburt, eine völlige Umschaffung auf Erden zu bewirken. Diese Absicht liege noch deutlich in der Gesellschaft, die er wirklich gestiftet habe, so oft sie auch von dem Sinne und Geiste ihres erleuchteten, tugendhaften Stifters abgewichen sey. Immer und in Allem sey er auch dieser erhabenen Bestimmung, ein Weltbeglükker zu werden, treu geblieben, und man könne mit Recht von ihm sagen: „er habe gelebt wie ein Gerechter, gelitten wie ein Weiser, sey gestorben wie ein Held, und wieder auferstanden wie ein Gott." — Uebrigens giebt der Vf., aufser diesen einzelnen aus der Johanneischen Lebensgeschichte genommenen Zügen des Charakters Jesu, noch einen Schattenriſs des moralischen Charakters des Helden, dessen Unterschied von andern Versuchen dieser Art er nur darin setzt, dafs, da man gewöhnlich in diesen den demüthigen, sanften, gelassenen Dulder aufzustellen gesucht habe, man in dem Seinigen auch den Mann voll Feuer, Kraft und Muth finden werde.

In eben dieser Absicht, die Tendenz der Religion Jesu als durchaus moralisch vorzustellen, beleuchtet der Vf. die *Apostelgeschichte*, doch verhältnifsmäfsig weit kürzer, als die Evangelien und die Briefe der Apostel. Sie sey zwar, meynt der Vf., ein Commentar über die übrigen Schriften des N. T., vorzüglich um Haupt- und Neben-Ideen im Christenthume zu scheiden; da Lukas aber bey weitem der helle Kopf nicht sey, wie Johannes, so werde man, wenn man von der Lectüre des Evangeliums des Letztern zurückkomme, weniger Merkwürdiges finden, als wenn man die Apostelgeschichte gleich nach den ersten drey Evangelien lese, wohin sie der Zeit nach zu gehören scheine. — Der Ansicht der *Briefe der Apostel* geht eine Einleitung voraus. Sie sind weder für die Zeitgenossen der Apostel, noch für uns, Quellen einer vollständigen Gottes- und Tugendlehre. Erkenntnifs von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und menschlichen Pflichten wird in ihnen schon vorausgesetzt; sie sind nur schriftliche Herzensergiefsungen an die damaligen Christengemeinden, oder damals wichtige Personen; Alles ist darin individuell. Zwey Zeitumstände geben ihnen Daseyn und eigenthümliche Beschaffenheit, nämlich die noch immer grofse Anhänglichkeit der Christen aus dem Judenthum an die mosaische Verfassung, und die harten Verfolgungen, durch welche sich viele Neubekehrte vom Christenthum abwendig machen liefsen. Veranlafst durch jene Zeitbedürfnisse, bestreiten die Apostel die Meinung vieler ihrer Landsleute von der Unumstöfslichkeit der Mosaischen Gesetzgebung, die blofs für das Kindesalter der Nation und Vorbereitung einer bessern Verfassung gewesen sey; und suchen dagegen die Christenthumsanstalt, als die bessere Verfassung darzustellen, wobey sie es, wie billig, dem Christenthume zu einem grofsen Verdienste anrechnen, *dafs* es nicht *bloß für ein* Volk, sondern *für die ganze Menschheit* bestimmt sey. Aufserdem stellen sie aber noch andere Beweise auf, die für einen gebornen Juden viel überzeugender seyn mufsten. Sie beweisen aus dem A. T., dafs die verehrtesten Männer der Vorzeit, nicht um der dargebrachten Opfer willen, sondern um ihres Zutrauens zu Gott, für Lieblinge der Gottheit erklärt worden, und gründen hierauf die Ueberzeugung, dafs man auch in der neuen christlichen Verfassung ohne Opfer, blofs dadurch, dafs man sich Christo anvertraue, das Wohlgefallen Gottes erlangen könne; sie stellen für die, welche noch immer mit ganzer Seele an blutigen Opfern hingen, den unschuldig hingerichteten Jesus, als das letzte und beste Opfer dar. Auch berufen sie sich, *um die Vortrefflichkeit* der neuen Verfassung zu beweisen, auf die erhabene Würde ihres Stifters und Oberhaupts, der im Himmel, für jetzt noch unsichtbar, regiere, aber mit grofser Pracht einst sichtbar wieder kommen, und dann die erwartete „grofse Wiederherstellung aller Dinge," das wahre goldene Zeitalter, wiederbringen, und bey dem Gericht, welches er bey seiner Wiederkunft halten werde, seine treuen Verehrer belohnen, seine Verächter aber bestrafen werde. Dieselbe Tendenz legt der Vf. auch den moralischen Belehrungen in den Sendschreiben der Apostel bey: aus dem Inhalte gehe der Endzweck des Christenthums hervor, die Menschen ohne Unterschied der Nationen zu veredeln und zu beseligen u. s. w., *und* eine geistigere Verehrung des höchsten Wesens *durch* Tugend einzuführen. — Den Anfang mit den Auszügen aus den Briefen der Apostel macht der Vf. mit dem *Johannes*, seinem vertrautesten und geliebtesten Apostel. Er warnt dabey, die Prädicate, welche Johannes oft dem von ihm personificirten Lichte, Leben und der Wahrheit beylege, auf Jesum selbst anzuwenden, weil man sich sonst in eine Menge von Unbegreiflichkeiten verwirren werde. In der hiebey gelieferten Ueberſetzung des Anfangs des Evangeliums ist ihm der λογος nichts anders als *αληθεια*, und zwar die grofse, wichtige Wahrheit, die neue Lehre, die den Zeitgenossen des Apostels so äufserst auffallend und zum Theil anstöfsig habe seyn müssen, dafs Gott ein Vater nicht blofs für Abrahams Söhne, *sondern* aller Menschen und Völker sey, und als ein *moralisches* Wesen, nicht durch Opfer, *sondern durch* Tugend verehrt werden müsse. Bey der Analyse der Briefe des Ap. Petrus äufsert der *Vf.* eine doppelte Muthmafsung, nämlich einmal, dafs die Apostel nur deswegen einen so grofsen Werth auf den Tod Jesu setzten, weil dieser mit Recht als die *veranlassende Ursache* von der allgemeinen Verbreitung der moralischen Christusreligion angesehen werde; und dafs die Schüler Jesu seine Auferstehung und Erhöhung für

so

Digitized by Google

so wichtig hielten, weil sie die Wiederbelebung Jesu und seine Erhöhung als den augenscheinlichsten Beweis für die Wahrheit des Christenthums angesehen hätten. Er zieht daraus den Schluss, dass jene historischen Begebenheiten in den Augen der Apostel selbst nicht die Hauptsache und den Geist des Christenthums ausgemacht hätten, sondern nur als *Bestätigungsgrund* der Wahrheit und Vortrefflichkeit des Christenthums und als *Beförderungsmittel* der Einführung desselben gebraucht worden wären; bemerkt aber zugleich in einer ausführlichen Erklärung über diesen Gegenstand, dass dieser Schluss der Apostel für uns nicht alle die Bündigkeit habe, die er ihnen zu haben schien; und dass jetzt, bey ganz veränderter Lage und Denkungsart, jene Thatsachen nicht mehr den damaligen Grad von Wichtigkeit haben könnten. Bey Gelegenheit der Stelle im 2 Br. Kap. 3, 3—13., die von der gewiss zu erwartenden *Wiederkunft Jesu* handelt, mit welcher Stellen anderer Apostel über denselben Gegenstand und v. 4—7. des 2ten Kapitels der Offenbarung Johannis (über deren Urheber der Vf. ungewiss bleibt) zusammen gestellt werden, wird die Meinung der Apostel darüber als ein Missverständniss der Aeusserung ihres grossen Meisters dargestellt. Der Auszug aus dem Briefe des *Jacobus* ist, so sehr der Vf. ihn, wegen seiner Tendenz, den Geist des Christenthums, thätige Tugendliebe, in Aller Seelen zu hauchen, und wegen seiner fliessendern Schreibart, hochschätzt, nur kurz. Auffallend ist die von andern Urtheilen so sehr abweichende starke Lobrede auf den Brief des *Judas*. „Wie ein Sturmwind im Gewitter — heisst es — rauscht Judas ernste Rede daher. Seine kurze Strafepistel warnt vor gewissen verderblichen Lastern, die sich irgendwo in einer Gemeinde eingeschlichen hatten. So kann nur der schreiben, dem reine Tugend warm am Herzen liegt, und der, wie der Verfasser dieses Briefs, den künftigen Vergelter lebendig vor Augen hat." *Paulus*. Ueber den Glauben dieses Glaubensapostels, wie man ihn vorzugsweise nennen möchte, macht der Vf. folgende Bemerkung, die er als einen Schlüssel zu den Paulinischen Schriften und zum ganzen N. T. angesehen wissen will: „wer sich an die geistige Lehre des Christenthums hält, der hat, nach der Sprache des N. T. und besonders nach dem Redegebrauch des Paulus, *den Glauben* oder *das Vertrauen;* wer noch an Werkheiligkeit hängt, das heisst, wer noch wähnt, dass man durch Beschneidung, Opfer, leibliche Reinigung u. s. w. Gott wohlgefällig werden könne, der steht noch unter dem Mosaischen Gesetz." In der Vertheidigung der Gewissheit einer künftigen Auferstehung der Leiber, welche Paulus 1 Kor. 15. führt, glaubt der Vf. dem Apostel einige Fehlschlüsse nachzuweisen; gegen diese Remonstration dürfte sich aber mehreres erinnern lassen, wenn wir nicht befürchten müssten, dadurch zu weit geführt zu werden. Aus 1 Timoth. 1. Kap., vorzüglich v. 9—10. hält es der Vf. für ein wesentliches Stück der Lehre Jesu, dass sie nicht für ganz rohe, sondern schon etwas gebildete Menschen sey, die bereits wenigstens den groben Ausschweifungen entsagt haben; giebt dabey Winke für Regenten, Lehrer, Erzieher und — Missionarien. In der Ansicht des Briefs an die *Hebräer*, über dessen Urheber keine Erklärung sich vorfindet, äussert der Vf. sehr richtige Gedanken über die in diesem Briefe so stark urgirte Idee des *Opfertodes* Jesu in Hinsicht ihres Einflusses auf die Judenchristen. Weniger hat Rec. das Genüge geleistet, was der Vf. über die höhern Geistesgaben sagt, welche durch das Händeauflegen mitgetheilt wurden.

Aus dieser Darstellung des Inhalts der neutestamentlichen Schriften zieht nun der Vf. *Resultate*, welche sich der Leser unserer Anzeige gröfstentheils selbst sagen kann. Wir ziehen nur das aus, was als das Hauptthema des ganzen Unterrichts Jesu und seiner Schüler angegeben wird. „Gott ist die höchste Moralität, und Moralität ist des unsterblichen Menschen Bestimmung und sein höchstes Gut. Soll der unsterbliche Mensch also seiner wahren Bestimmung und dadurch zugleich seinem wahren Glücke entgegen geführt werden: so mufs er eine auf geläuterte Einsichten gegründete moralisch-religiöse Denkart in sich ausbilden, und in allen seinen Handlungen an den Tag legen. Dass es dahin mit allen Menschen, ohne Unterschied des Standes und der Nation, komme, ist der Wille und die Absicht der Gottheit." — Nun folgt das *Ideal einer allgemeinen Menschenreligion*, in welchem der Vf. zuvörderst den imaginirten Stifter einer solchen Religion in Selbstbetrachtungen aufstellt, und ihn über die Grundsätze, von welchen man dazu ausgehen müsse, sprechen lässt; — und eine *Realisirung dieses Ideals*, in welcher gezeigt werden soll, dass Jesus wirklich diesen Plan bey Gründung seiner Religion vor Augen gehabt und befolgt habe. In beiden Abschnitten möchte der Vf. bey vielen seiner Leser Anstofs erwecken. Es ist doch in der That zu weit gegangen, wenn er will, dass der Stifter einer solchen Religion ohne alle Autorität und ohne alle Urkunde von ihm auf die spätesten Nachkommen wirken solle; wenn er ihn daher sagen lässt: „Alles was ich thun kann, ist dieses: dass ich dem menschlichen Geiste und Herzen *den ersten Anstoß und die gehörige Richtung gebe;*" und wenn er diesen Religionsstifter ferner erklären lässt: „Wären meine Glaubenslehren aber leicht zu fassen, wären es Lehren des gesunden Menschenverstandes: so würde ich etwas überflüssiges thun, wenn ich die Menschen verpflichten wollte, sie anzunehmen. Sie werden von selbst darauf kommen, sie werden sie von selbst annehmen, wenn ich ihnen nur erlaube, sich ihres gesunden Menschenverstandes zu bedienen. — Alles das gilt auch von den Sittengesetzen, die überdiefs einem jeden Sterblichen vom Schöpfer tief ins Herz geschrieben sind." Wer wird dem Vf. hierauf nicht erwiedern: so war denn auch der *erste Anstoß* unnöthig; so bedurfte es gar keines Stifters? u. s. w. Wenn ferner der Vf. in der *Realisirung des Ideals* die Schriften des N. T., in welchen uns doch lediglich das Urchristenthum aufbewahrt ist, nicht *Religionsurkunden* genannt wissen will, sondern „sie für Aufsätze hält, die eine blofs tempo-

Digitized by Google

temporelle und locale, zum Theil ſehr ſpecielle Beſtimmung hatten, und ganz und gar nicht für die ſpäte Nachwelt und zu heiligen Urkunden, im engen Verſtande des Worts (wie etwa das Geſetzbuch Moſes) beſtimmt waren:" ſo widerſpricht dieſs ſeinem Verfahren: dem Geiſte des Chriſtenthums und die Beweiſe für die rein moraliſche Tendenz deſſelben aus ihnen zu ſchöpfen. — Ueber *Taufe* und *Abendmahl* redet der Vf. mit der gröſsten Achtung, und ſtellt ihre erhabene Abſicht in das hellſte Licht. — In einem eignen Abſchnitte: *Ueber das Sinnliche bey der Religion*, nimmt er dieſes in Schutz, jedoch auf eine Art, die ſeiner Einſicht und ſeinem Gefühle Ehre macht; er vermeidet in den Vorſchlägen, die er zur Einführung eines mehrern, würdevollen und bedeutenden Sinnlichen, vorzüglich bey den öffentlichen Gottesverehrungen, thut, das Tändelnde und Spielende, in welches Andere bey ähnlichen Vorſchlägen gefallen ſind. Wichtiger ſchien Rec. bey dem erſten Anblick der folgende Abſchnitt: *Vernunftreligion* und *Chriſtenthum*; er wurde aber weniger befriedigt, als er erwartete. Der Vf. verfährt überhaupt in der ganzen Abhandlung mehr negativ als poſitiv. Er will das Prädicat *chriſtlich*, welches man einer Gottes- und Tugendlehre giebt, weder von der *Quelle*, aus welcher man die vorgetragenen Lehrſätze geſchöpft hat, noch nach ihrem *göttlichen Urſprunge*, noch nach ihrem *hiſtoriſchen Fundament*, hergenommen wiſſen, ſondern von der *Beſchaffenheit der Wahrheiten und ihrem Endzwecke*, ſo dafs chriſtlich ſeyn ſo viel heiſse, als vernünftig ſeyn und echte Frömmigkeit und Tugend befördern. Wir haben nichts dagegen; aber da der Vf. beides, das höchſt Vernünftige und das Fromme und Tugendhafte in der durchaus moraliſchen Religion Jeſu anerkennt, warum ſoll chriſtlich nicht das ſeyn, was in dem Geiſte und Sinne Chriſti geſchieht oder gelehrt wird; warum will er der von ihm ſelbſt verehrten *Quelle* nicht die Ehre erweiſen, aus ihr abzuleiten? Hierauf will er das Verhältniſs beſtimmen, in welchem die *chriſtliche* Religion zur *natürlichen* oder *Vernunftreligion* ſtehe, ſagt aber nur, ſie laſſe ſich der Natur- oder Vernunftreligion weder entgegen, noch zur Seite ſetzen, ohne ſich über dieſen wichtigen Gegenſtand näher zu erklären. — Der Einwendung, dafs bey der Annahme ſeiner Anſicht der chriſtlichen Religion in Zukunft keine chriſtliche Dogmatik und keine chriſtliche Moral mehr nöthig ſey, beugt der Vf. durch einen beſondern Abſchnitt, *Dogmatik*, vor. Die gegenwärtig von manchen jungen Theologen nicht geachtete Wiſſenſchaft ſcheint ihm wieder in Aufnahme kommen zu müſſen, wenn man ſie aus einem richtigern Geſichtspunkte behandle, und hierzu thut er Vorſchläge, z. B. die *Dogmatik* von der *Theorie der chriſtlichen Religion*, oder *Kritik des reinen Chriſtenthums*, zu trennen u. ſ. w.; Vorſchläge, die zum Theil bereits ausgeführt ſind. — Den Schluſs des Buchs machen *trübe und helle Ausſichten*. Der Vf. nennt die Frage: wie es zugehe, dafs die chriſtliche Religion, wenn ſie göttlich ſey, ſo viel Unheil in der Welt angerichtet, und nicht mehr zur moraliſchen Veredlung und Beglückung der Menſchheit beygetragen habe und beytrage? eine *äuſserſt unbillige Frage*, und will vielmehr gefragt wiſſen: wie es komme, dafs dieſe durch die Schuld der Menſchen ſo miſsverſtandene Religion nicht noch mehr Unheil geſtiftet habe, und will in dem vielen Guten, welches ſie, ihrer Entſtellung ungeachtet, hervorgebracht habe, einen Beweis ihres innern Werthes finden. Dann zeigt er, was ſie wirken könne, wenn man ihre moraliſche Tendenz vor Augen habe und ihr folge. Er lobt das Zeitalter, welches ſich immer mehr, unter allen Kirchenparteyen, zu dieſer Einſicht hinneige, und den Religionsunterricht darnach einzurichten anfange; entdeckt aber auch Hinderniſſe und Schwierigkeiten in dem Geiſte des Zeitalters, welche zu überwinden ſind, ehe die erhabene Lehre Jeſu alles wirken werde, was ſie ihrer Natur nach wirken könne. Die Hauptſchwierigkeit liegt ihm darin, dafs die Zeitgenoſſen ſo wenig Sinn für eigentliche *Religioſität* haben, und hierauf wird der dringende Wunſch gebauet, dafs irgend ein groſser Mann aufſtehen möge, der mit *Luthers* Geiſt und Muth, mit *Melanchthons* Gelehrſamkeit und Sanftmuth, mit *Speners* oder *Frankens* herzlicher Frömmigkeit, und etwa mit *Franklins* Duldſamkeit und Weltbürgerſinn ausgerüſtet, ſich dem fluthenden Strome der Irreligioſität und Immoralität entgegen ſetze, und ſeine Zeitgenoſſen für die gute Sache eines aufgeklärten praktiſchen Chriſtenthums enthuſiasmire; oder dafs es, auch ohne eine ſolche plötzliche Erſchütterung, die vielleicht einen neuen Glaubenszwang hervorbringen könnte, den Bemühungen mehrerer Menſchenfreunde gelingen möge, durch unermüdete Thätigkeit in ihrem kleinen Wirkungskreiſe nach und nach noch eine religiöſe Denkart und Sittenverbeſſerung ihres Zeitalters zur Reife zu bringen.

Berichtigung.

In der Recenſion von *Matthiſſons* lyriſcher Anthologie in Nr. 78. iſt die Dichterin *Emilie Hermes*, vormalige von Berlepſch, welche, wie S. 617. erwähnt iſt, den Schluſs des *dreyzehnten* Bandes macht, aus Verſehen S. 619. unter den in dieſer Sammlung *fehlenden* Namen genannt worden. Statt ihrer zeigt Rec. daher hier noch die Dichterin *Rudolphi* als übergangen an.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. April 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Demonville: *Médecine éclairée par l'observation et l'ouverture des Corps* par *P. A. Proft*, du département du Rhône. 1804. *Tome I.* 216 S. *Tome II.* 479 S. gr. 8.

Die Cultur der pathologiſchen Anatomie iſt in Deutſchland während der Herrſchaft der Erregungstheorie, wo nicht vernachläſſigt, doch nicht gehörig geſchätzt worden; ſie bildet eine der hauptſächlichſten Grundlagen der für die Ausübung brauchbaren Medicin. Nützliche Reſultate gewährt ſie aber nur dann, wenn ſie zu einer räſonnirenden Geſchichte der organiſchen Veränderungen benutzt wird, und ihre Bearbeiter nicht bloſs bey der trockenen Aufzählung der abnormen Geſtaltungen ſtehen bleiben. — Daher eignet ſich kein Zweig des Wiſſens weniger zur compendiariſchen Form; bey dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer Kenntniſſe kann ſie nur eine rhapſodiſche zulaſſen. — Aehnliche Betrachtungen ſcheint der Vf. angeſtellt zu haben, und er liefert ein Werk, das beſonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt der Aufmerkſamkeit der deutſchen Aerzte empfohlen werden darf, wenn es auch weder allgemeinen Beyfall verdient, noch unbedingte Benutzung zuläſst.

Die Schrift zerfällt in zwey verſchiedene Theile. Vorrede und Einleitung machen ein Ganzes mit einander aus; hier legt der Vf. theils die allgemeinen Anſichten vor, die er durch die Beobachtung der Krankheiten und die Zergliederung der Leichname zu prüfen trachtete, theils liefert er die Reſultate ſeiner Erfahrungen unter der Geſtalt einer Reihe pathologiſch-noſographiſcher Fragmente. Keinem, der ſich mit der neuern franzöſiſch-mediciniſchen Literatur näher bekannt gemacht hat, wird es entgangen ſeyn, daſs die Schriftſteller einen Mittelweg zwiſchen Analyſe und Syntheſe eingeſchlagen haben, der ſie hindert beſtimmte Begriffe aufzufinden und ſich beſtimmt auszudrücken; daſs ſie zu ſehr das Formale ihrer Wiſſenſchaft vernachläſſigen und dadurch verleitet werden, die Lücken, welche die Analyſe läſst, mit willkürlichen Annahmen auszufüllen. — Aus dem nämlichen Grunde laſſen ſich wohl die häufigen Wiederholungen erklären, welche man in ihren Werken antrifft. — Dieſen Charakter trägt auch die vorliegende Schrift an ſich; die Begriffe ſind durchaus nicht ſcharf beſtimmt und der Ausdruck läſst verſchiedene Deutungen zu; eben deſswegen iſt es ſchwer, eine klare Anſicht der dem Ganzen zum Grunde liegenden eigenthümlichen Ideen des, im Ganzen den Anſichten *Pinels* und *Bichats* folgenden, Vfs. zu geben; am allerwenigſten würde dieſer Verſuch gelingen, wenn man ihm Schritt für Schritt folgen wollte. — Aus der Vergleichung der in der Vorrede und Einleitung zerſtreuten Aeuſserungen geht ungefähr folgender Abriſs des Ganzen hervor.

Alle Krankheiten beginnen mit der Störung irgend einer organiſchen Function, die eine organiſche Veränderung des ſie bewirkenden Syſtems vorausſetzen, oder nach ſich ziehen kann; dieſe verbreitet ſich nach allgemeinen Geſetzen der Sympathie, die zwiſchen den einzelnen Syſtemen ſtatt findet, bald weiter. Dieſe allgemeinen Geſetze werden durch äuſsere Bedingungen, durch die Art und den Grad der erſten Störung ins unendliche modificirt. — Die erſte Wirkung wird zur zweyten Krankheitsurſache und ſo fort; ſo laſſen ſich aus einem ſehr einfachen Grunde die mannichfaltigſten Krankheitsformen herleiten. Wenn man alles aufserweſentliche abſondert: ſo kommt man auf eine verſchiedene Stimmung der Senſibilität der Organenſyſteme und der verſchiedenen Intenſität der Reize, als den letzten Grund der Pathologie des Vf. — Erhöhte Function des Nervenſyſtems bedingt eine gröſsere Thätigkeit der die Nerven begleitenden Arterien und umgekehrt. Je nachdem der Antheil, den eines dieſer Syſteme nimmt, bedeutender iſt, werden die Krankheitsformen verſchieden beſtimmt; auf die gröſsere oder geringere räumliche Ausdehnung der Störung des Arterienſyſtems kömmt es an, ob eine Krankheit örtlich oder allgemein ſey, ob ſie mit oder ohne Fieber ſtatt finden ſolle. — Dem allgemeinen Begriffe von Fieber liegt immer eine (nicht commenſurable) Beſchleunigung der Verrichtungen des Arterienſyſtems zum Grunde; der weſentliche Charakter der einzelnen Gattungen wird durch den Antheil beſtimmt, den das Nervenſyſtem an der allgemeinen Unordnung nimmt. — Das Gehirn wirkt auf die Endigungen der Nerven, dieſe auf jenes; jeder Nerve auf ſeine eigene Weiſe; nach ſeiner urſprünglichen oder zufälligen Empfänglichkeit. Mehrere Nerven bringen auf das Gehirn keinen mit Bewuſstſeyn und Vorſtellung begleiteten Eindruck (*ſentiment indicatif*) hervor, ſie verändern bloſs jene Senſibilität, die Art ſeiner Senſation und Wirkung. — Die Senſationen der auf der äuſsern Hautfläche verbreiteten Nerven ſetzen die Urtheilskraft und das Vorſtellungsvermögen in Thätigkeit; die auf der innern Fläche des Darmkanals ſich endigenden Nerven ſtehen in einer ganz entgegengeſetzten Beziehung zum gemeinſchaftlichen Mittelpunkte; ihre Reizungen ſind der Urtheilskraft und dem Vorſtellungsvermögen

fremd, sie können dieselben stören, aber erkannt können sie von ihnen nicht werden. — Durch die erhöhte Thätigkeit der Inteſtinalnervenwärzchen können die Functionen des Gehirnes dergeſtalt in Unordnung gebracht werden, daſs ihm nur das Vermögen auf die Muſkeln zu wirken übrig bleibt. Das Gehirn übt groſse Vermögen im Leben aus, aber die Inteſtinalnervenwärzchen entſcheiden über die Möglichkeit und Art der Ausübung. Dieſe Beziehung und die Wirkung des Gehirnes auf die Schleimdrüſen beſtimmen die allgemeinen Lebenserſcheinungen in den verſchiedenen Lagen, während des Laufes des Lebens. Das Gehirn hat einen eben ſo wichtigen rückwirkenden Einfluſs auf die Nerven der Eingeweide des Unterleibs. Auf eine ähnliche Weiſe geht der Vf. durch: die Beziehungen und Verkettungen des Arterienſyſtems und des Herzens mit dem Nervenſyſtem und dem aushauchenden, die Rückwirkungen des letztern auf das Haargefäſsſyſtem und die Arterien, das Verhältniſs, in welchem die Thätigkeit des abſorbirenden Syſtems mit der Kraft der Muſkelfaſern und der Senſibilität der Nerven ſteht. — Das Zellgewebe und die ſeröſen Häute ſtellen zuſammen ein beſonderes Syſtem dar, welches die Grundlage der Organe und die aushauchenden Oberflächen bildet. Die Nierenbecken und Harnleiter ſind aus einer ſolchen Membrane gebildet, die eine wäſsrige Flüſſigkeit abſondert. Die Nieren ſind zur Abſcheidung eines Mucus beſtimmt, der mit jener Flüſſigkeit vermiſcht, den Harn darſtellt. Das ſeröſe Syſtem ſteht in der genaueſten Verbindung mit dem einſaugenden, aushauchenden und arteriöſen. Zwiſchen der Thätigkeit der Haut und der Schleimhäute findet ein Wechſelverhältniſs ſtatt, die Schleimhäute in der Bruſthöle ſtehen in der nächſten Beziehung mit dem Arterienſyſtem, die im Unterleibe mit dem Syſteme der Nervenknoten und dem Gehirne. Störungen der Hautverrichtungen verändern die Abdominalfunctionen; Störungen des aushauchenden und arteriöſen Syſtems haben mehr Einfluſs auf die Schleimhäute in der Bruſthöle. Beide Abtheilungen der Schleimhäute ſtehen wiederum in beſonderen Beziehungen gegen einander. In der Lungenſucht erleidet die Schleimhaut des Darmkanals mannichfaltige Veränderungen, man beobachtet auf derſelben ſkirrhöſe Auswüchſe, ſchwammichte und krebsartige Verſchwärungen. Die Bauchſchmerzen rühren ſtets von Affectionen der ſeröſen Häute her. Die Veränderungen in der Thätigkeit der Leber und der drüſigten Organe im Unterleibe richten ſich nach der Senſibilität der Schleimhaut und der Thätigkeit, und Anfüllung ihrer Gefäſse. Nach dieſen allgemeinen Anſichten beleuchtet der Vf. mehrere Krankheiten, namentlich das ataktiſche und adynamiſche Fieber, die Manie, Epilepſie, Apoplexie, Hypochondrie, Lethargie, Hyſterie, den Veitstanz, das gaſtriſche (*meningo-gastrique*) Schleim- (*adeno meningée*) und entzündliche (*angiotenique*) Fieber. Dieſe Krankheiten alle werden, mit Ausnahme des entzündlichen Fiebers, auf Veränderungen der Schleimhaut des Darmkanals zurückgeführt, und erſcheinen theils als die verſchiedenen Entwicklungsſtufen, theils als verſchiedentlich modificirte Wirkungen einer und derſelben Urſache. Das atactiſche Fieber wird durch einen entzündungsartigen Zuſtand der Schleimhaut des Darmkanals, ihre erhöhte Senſibilität und Ueberfüllung ihrer Blutgefäſse hervorgebracht und unterhalten. — Das adynamiſche Fieber wird durch verminderte Senſibilität und Entfernung des rothen Blutes aus derſelben erzeugt. — Das inflammatoriſche Fieber bezieht ſich vorzüglich auf das Arterienſyſtem, und hier ſpielen die Schleimhäute in der Bruſthöle eine ähnliche Rolle, wie die des Unterleibes bey dem ataktiſchen. — Der Raum dieſer Blätter geſtattet dem Rec. nicht die Conſtruction aller genannten Krankheiten zu verfolgen; er glaubt ſich im allgemeinen zu dem Urtheile berechtiget, daſs der Vf. manche neue Idee glücklich aufgefaſst und benutzt hat; daſs aber in dem Ganzen eine Einſeitigkeit herrſcht, die bey dem erſten Blicke mit dem Scheine der Einheit täuſchen könnte. Als Muſter und Norm für die Bearbeitung der Medicin kann dieſe Abhandlung keineswegs aufgeſtellt werden, und zwar um ſo weniger, als die naturhiſtoriſche Darſtellung der Krankheiten etwas unvollſtändig ausgefallen iſt. Daſs zahlloſe Wiederholungen vorkommen müſſen, läſst ſich ſchon aus der hier verſuchten Darſtellung der Anordnung des Ganzen ſchlieſsen.

Nach dieſer Einleitung werden in den *zwey* Bänden 113 Krankengeſchichten und Leichenöffnungen mitgetheilt, welche zum Belege für die Behauptungen des Vfs. dienen ſollen; ſie haben verſchiedene Fiebergattungen, Manie, Epilepſie, Apoplexie, Lungenſucht u. ſ. w. zum Gegenſtande. Die Beobachtungen ſind ausführlich erzählt, die Leichenöffnungen mit Genauigkeit und Sachkenntniſs angeſtellt; aber alles ohne Ordnung und Auswahl an einander gereiht. Auf die bisher zu ſehr vernachläſſigte Beobachtung der organiſchen Veränderungen der innern Fläche des Darmkanals hat er beſondern Fleiſs verwendet. Allgemeine Reſultate laſſen ſich aus dem, was uns der Vf. gegeben hat, nicht ziehen. Beſonders ſcheinen dem Rec. die vorgefundenen Veränderungen auf der Schleimhaut des Darmkanals das allgemeine Räſonnement des Vfs. nicht gehörig zu begründen. Ein Auszug aus den einzelnen Beobachtungen kann hier nicht gegeben werden, und ohne einen ſolchen müſſen alle rein anatomiſche Bemerkungen, zu welchen Rec. aus ſeiner eigenen Erfahrung Anlaſs finden könnte, unterdrückt werden.

MARBURG, in d. neuen akadem. Buchh.: *Ueber den Einfluß der äußeren Wärme und Kälte auf den lebenden menſchlichen Körper.* Eine von der med. Facultät zu Göttingen gekrönte Preisſchrift. Von *Wilh. Friedr. Baur* u. ſ. w. 1804. VIII u. 173 S. 8. (14 gr.)

Als Beantwortung der Frage: welche iſt die genaue, auf Beobachtungen und Verſuche gegründete Geſchichte der Wirkungen der äuſseren Wärme und Kälte auf den lebenden menſchlichen Körper? — iſt

vor-

vorliegende Schrift — in geſchichtlicher Hinſicht alſo, — allerdings ein ſchönes Document des Fleiſſes und auch wohl des offnen Sinnes ihres Vfs. Sie hat unbeſtreitbaren Werth für den Arzt und Naturforſcher, dem daran gelegen iſt, die Summe gewiſſer, wenn auch in eine beſtimmte Sphäre beſchränkter, Phänomene zu überſchauen. In wie ferne ſie aber eben darum faſt als bloſse Compilation erſcheint, liefert ſie uns eben nichts bedeutendes Neues, und läſst uns im Ganzen über die eigentliche Natur, das Weſen, der Wärme auf dem alten Punkte ſtehen. Zwar ſollte der Vf. nur eine *Geſchichte* der *Wirkungen* der Wärme und Kälte liefern, und es fehlte ihm demnach allerdings an einer Auffoderung, ſich auch über die innere Natur der Wärme zu verbreiten; doch hätte der Beantworter der vorgelegten Preisfrage immerhin, wenn auch nur nach den hypothetiſchen Anſichten des Tages, den Begriff der Natur der Wärme entwickeln können, um im Gegenſatze ihrer Natur mit der des lebenden menſchlichen Körpers den Punkt zu haben, von welchem aus ſich das wechſelſeitige Verhalten dieſer beiden Naturen weniger chaotiſch hätte auffaſſen laſſen. Vorzüglich würde ein Uebelſtand weggefallen ſeyn, wenn der Vf. ſeine Unterſuchungen von irgend einem einigermaſsen haltbaren Princip der Wärme aus verfolgt hätte; er würde nicht von der Kälte als faſt etwas Poſitivem, der Wärme Entgegengeſetztem zu ſprechen ſcheinen, ungeachtet er deutlich genug zu erkennen giebt, daſs ſie ihm nicht etwas der Wärme poſitiv Entgegengeſetztes ſey.

Das ganze Werkchen zerfällt übrigens in einen *hiſtoriſchen*, einen *phyſiologiſchen*, und einen *pathologiſchen* Abſchnitt. Im *erſten* Abſchnitte wird der Einfluſs der Wärme in *neun* Kapiteln auf den lebenden Körper im Allgemeinen, auf die Senſibilität, Irritabilität, Saftbewegung, Reſpiration, Temperatur des Körpers, Verdauung, Secretionen, und die Generation nach den Verſuchen, Erfahrungen und Beobachtungen, beſonders engliſcher u. a. Aerzte und Naturforſcher gewürdigt. Im *zweyten* Abſchnitte ſollen die Gründe der Wirkungen der äuſseren Wärme auf den lebenden menſchlichen Körper unterſucht werden. Alle einzelnen Wirkungen der Wärme laſſen ſich *erſtens* auf ihre reizende, *zweytens* auf ihre chemiſche Wirkung zurückführen: beide Wirkungen ſcheinen (?) beſtändig auf das innigſte mit einander verwebt zu ſeyn, und einander zu modificiren. Das dem Körper einwohnende zum Leben nothwendige beſtimmte Maſs der Wärme erhält demſelben eine beſtimmte Temperatur, und feſte und flüſſige Theile in einer beſtimmten Ausdehnung, unterſtützt auch das Spiel der Verwandtſchaften im Organismus auf eine den Zwecken angemeſſene Weiſe. Die den Körper mit der Luft umgebende Wärme wirkt chemiſch und direct auf die Reſpiration und Perſpiration. Die Art dieſer Wirkung läſst ſich aus folgenden Erſcheinungen ermeſſen, daſs die Wärme nämlich die Luft ausdehnt, und zwar das Sauerſtoffgas deſſelben weniger als das Stickſtoffgas, und daſs ſie die Luft in den Stand ſetzt, mancherley die Dampf- und Gasform annehmende Materien in ſich aufzunehmen. Die beiden erſten Veränderungen der Luft involviren eine unvollkommnere Combuſtion des an der Haut und in den Lungen ſich ſonſt ausſcheidenden brennbaren Stoffes, und demnach eine geringere Aufnahme von Sauerſtoff an der Haut und in den Lungen. Das Gegentheil findet in der Kälte ſtatt. Die nächſte Folge des bemerkten Einfluſſes der Wärme iſt eine geringere Oxydirung im Innern des Körpers, und ein gröſserer Gewinn an brennbaren Stoffen, beſonders an Hydrogen. So fährt der Vf. fort, ſich über die chemiſche Einwirkung der Wärme auf den menſchlichen Körper conſequent genug zu erklären: weniger genügend aber iſt, was er über die reizende Wirkung derſelben ſagt. Hätte er ſich doch die S. 130. hingeworfene Idee, daſs Wärme, ſo wie Licht und Electricität, etwas Homogenes mit der Lebenskraft habe, mehr fixirt und deutlicher entwickelt! Eben ſo wenig genugthuend war dem Rec. die Erklärung über die Entſtehungsweiſe des wahren oder ſcheinbaren Todes aus Kälte: ſie iſt zu rein chemiſch. Er ſucht nämlich den Grund der Lethargie, die bey der Gefahr des Erfrierens eintritt, in der zu reichlichen Aufnahme von Sauerſtoff aus der, mit dieſem Stoffe bekanntlich am reichlichſten verſehenen, kalten Luft. Das Oxygen läſst er nämlich der Nervenkraft einen Gegenſatz darſtellen, gegen den dieſelbe reagirt: bey der ſteten Zunahme dieſes Gegenſatzes in andauernder Kälte müſſe am Ende die Nervenkraft unterliegen. Die Motive zu ſolcher nicht ganz grundloſen Annahme finden ſich im *erſten* Abſchnitte. Allein wenn wir uns nur an das einzige Phänomen halten, durch welches ſich die Natur der Wärme als ſolcher, abgeſehen von allem was noch zufällig mit ihr wirken kann, am deutlichſten documentirt, an die mit derſelben immer vorhandene Ausdehnung; wenn demnach mit der Verminderung der Wärme das Volumen der Körper, denen ſolche entzogen wird, nothwendig kleiner, und am menſchlichen Körper der Diameter aller zumal etwas oberflächlicher laufenden Gefäſse kleiner wird; wenn ferner die Thätigkeit derjenigen organiſchen Gebilde, denen es an Wärme und folglich auch an hinlänglicher Erregung durch Circulation der Säfte fehlt, aus directer Schwäche darnieder liegt, dieſer Mangel an Wärme und Circulation der wichtigſten Reize in den oberflächlichen Theilen aber eine um ſo gröſsere Reizung mit dem im Tieferen des Körpers nothwendigen voluminöſeren Umlaufe nothwendig macht: ſo kann doch wohl der Zuſtand der eingeſchloſſenen im Körper liegenden edleren Organe auf keinen Fall ein anderer ſeyn, als der der Ueberreizung, indirecten Schwäche? — So iſt der Tod des Erfrierens offenbar die Wirkung wahrer Schwäche aus concurrirender, directer und indirecter Aſthenie. Daſs unſer Vf. der Erregung, um zur Metamorphoſe zu gelangen, noch immer bedürfe, ergiebt ſich daraus, daſs er von Reizen u. ſ. w. ſpricht: er hätte alſo allerdings die beſonders bey dem Tode des Erfrierens ſo unläugbare gemiſchte Schwäche, wenn auch

Digitized by Google

auch zum Verdruſſe manches einſeitigen Erregungstheoretikers, weniger mit Stillſchweigen übergehen dürfen. — Ob Wärme oder Kälte überhaupt ſtärke oder ſchwäche? — dieſe ſo oft ventilirte Frage iſt nach des Rec. Dafürhalten durch Hn. *Baur's* Schrift genügend beantwortet, obſchon er mehr der Kälte ſtärkenden Einfluſs hie und da zuzugeſtehen ſcheint, als der Wärme. Er vermeidet, von abſoluter Wirkung der einen oder andern beſtimmt zu ſprechen, ausgenommen in wie ferne ein gewiſſes Maſs der Wärme für den einen und andern Organismus beſtimmt nothwendig iſt, daſs er Organismus werde und als ſolcher beſtehe. Dieſem Punkte gegenüber iſt die Kälte allem Leben feindlich, bindet die Lebenskraft, und ſetzt wahre Schwäche. Aber wie der zu niedrige, ſo thut dieſs auch der zu hohe Grad der Wärme; er löſet alles Leben auf, wie jener es bindet oder auslöſcht. Für jeden Organismus giebt es ein beſtimmtes *plus* und *minus* von Wärme, über welchem und unter welchem Normalmaſse er ſich in kurzem, wenn ſchon auf verſchiedene Weiſe geſchwächt, doch wahrhaftig auſser Stand findet, mit der behaglichen normalen Energie fortzuleben. In dem einen Falle muſs ihm Kälte wohlthun, in wie ferne ſie das unbehagliche Plus der Wärme mindert; im andern Wärme, aus eben ſo leicht einzuſehender Urſache. Es läſst ſich hieraus ſchlieſsen, was für Wirkungen der Vf. dem Einfluſſe der äuſseren Wärme und Kälte bey der Erzeugung und Heilung der Krankheiten des menſchlichen Körpers im *dritten* Abſchnitte zuſchreibe. Daſs der Vf. nicht auſser Acht lieſs, wie die Einwirkung der äuſseren Wärme und Kälte auf den menſchlichen Körper durch Feuchtigkeit, Form der Luft u. dergl. modificirt werde, mag hier, um den Umfang dieſer Anzeige nicht zu ſehr auszudehnen, nur bemerkt werden, um zum Leſen dieſer wohlgerathenen Schrift aufzufodern.

ERDBESCHREIBUNG.

WIEN und TRIEST, b. Geiſtinger: *Neue Beyträge zur Topographie und Statiſtik des Königreichs Ungarn.* Herausgegeben von *Sam. Bredetzky*, Prediger der evang. Gemeinde A. C. zu Lemberg u. ſ. w. 352 S. 8. mit 2 Kupfern.

Es gereicht dem Eifer des Herausgebers, der vom Kaiſer zum Verweſer der Superintendentur A. C. in Galizien ernannt worden, zur Ehre, daſs er auch in ſeinem entfernten Standorte für die Geographie ſeines Vaterlandes wirkſam iſt; und wir hoffen, daſs dieſs Bändchen neuer Beyträge nicht das letzte ſeyn werde. Es enthält nur Aufſätze über viererley Gegenſtände, aber ſie bringen uns doch in der Kenntniſs des nördlichen Ungerns um etwas weiter.

I. *Beſchreibung der Zipſer Carpathen oder Tatragebirge*, von *Chriſtian Generſich*, Evangel. Prediger zu Käsmarkt, Vf. der Merkwürdigkeiten der Stadt Käsmarkt (S. 1 — 238.). Der Vf. beſchränkt ſich auf die meteorologiſche, geologiſche, mineralogiſche und topographiſche Beſchreibung dieſes Gebirges; ſeinen Bruder Hn. *Sam. Generſich*, Phyſicus der Freyſtadt Leutſchau, bleibt die botaniſche Beſchreibung deſſelben — die Ausarbeitung einer *Flora Carpathica* überlaſſen. Iſt nun gleich unſer Vf. nicht der vorzüglichſte Geologe, Mineraloge und Phyſiker — mangelte ihm bey ſeinen Gebirgsreiſen der nöthige Apparat — kann er auch mit Höhenmeſſungen nicht umgehen — hatte er keinen geſchickten Situationszeichner bey der Hand: ſo wird ſein Aufſatz doch einem künftigen beſſer inſtruirten Reiſenden in dieſen Gebirgen ein nützlicher Wegweiſer ſeyn, und wird auch indeſſen Aus- und Inländer, vorzüglich aber die Anwohner des Gebirges, auf manches intereſſante Phänomen — ja vielleicht auf manchen neuen in dieſem Gebirge einzuleitenden Induſtrie-Zweig aufmerkſam machen. Schade daſs man dem Vf. in alle dieſe Gebirge und Thäler aus Mangel einer angehängten Situationskarte nur mit der Phantaſie folgen kann. Der Vf. theilt das carpathiſche Gebirge in zwey groſse Züge ein, und beſchreibt jeden von der öſtlichen vordern, und von der weſtlichen hintern Seite. Die Verſuche in dieſem hohen Gebirge auf Erze, und beſonders auf Gold zu bauen, ſind von unſerm Vf. überall hiſtoriſch angezeigt worden. Die alte Sage von den Gold- und Edelgeſteinen im Kutenſee (S. 188. 196 folg.) berichtigt er dahin: daſs in dieſer äuſserſt ſchwer zugänglichen Gegend mehrere goldhaltige Kies- und andere Gänge zuſammenſtreichen dürften. — II. *Topographiſche Beſchreibung der Höhle Baradla bey Agtelek im Gömörer Comitate*, von *Chriſtian Raiß*, Ingenieur der Gömörer Geſpannſchaft. Der Vf. beſchreibt die Höhle ſehr genau, irrt aber augenſcheinlich darin, daſs er ſie — eine Höhle im Kalkgebirge, voll Tropfſteines — *durch* Feuer entſtehen läſst. Dieſs letztere widerlegen in angehängten Aufſätzen Hr. *v. R — i (Ribini?)* und der Herausg., Hr. *Bredetzki*. Die angehängten 2 Kupfer ſtellen die Situation, den Grundriſs und Durchſchnitt dieſer Höhle ſehr gut da: da ſie aber zu den vom Hn. *v. Görös* herausgegebenen Comitatskarten von Ungern gehören und bereits in vieler Hände ſind, ſo hätte ſie Rec. an der Stelle des Herausg. nicht nachſtechen laſſen, weil ſie das Buch nur vertheuern. — III. *Chriſtian Generſichs mineralog. Bemerkungen über die Gegend von Bela, Ober-Rauſchenbach, Haligovetz und rothem Kloſter.* Die ſogenannte Magura, wo die Commerzialſtraſse über Altdorf nach Galizien geht, enthält nicht mehr Granit- ſondern meiſtens Kalk- Thon- und Porphyrfelſen. — IV. Fortſetzung der *Igloer Fauna*, von *Karl Rumi*, Auſser einigen Phalänen werden die Inſecten von der *zweyten* Ordnung den Käfern, bis zur *ſiebenten* Ordnung, den ungeflügelten Inſecten hergezählt, die ſich in der Gegend von Iglo finden laſſen,

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. April 1807.

PHILOSOPHIE.

Leipzig u. Rostock, in d. Stiller. Buchh.: *Ueber Naturphiloſophie.* Von D. *G. F. Link*, Prof. zu Roſtock. 1806. 202 S. kl. 8. (18 gr.)

Seit geraumer Zeit hat Rec. kein Werk geleſen, welches einen ſo befriedigenden Eindruck auf ihn zurück gelaſſen, und ihn mit tieferer Hochachtung gegen den Vf. erfüllt hat, als das gegenwärtige, das ſowohl in Hinſicht der Materie als der Darſtellung klaſſiſch genannt zu werden verdient. Der Vf. erörtert darin mit ſehr viel Geiſt den Werth der Speculation in der Erkenntniſs der Natur, beleuchtet die ſogenannte Naturphiloſophie in ihren mannigfaltigen Geſtalten, würdigt das Metaphyſiſche in der Naturlehre, und ſtellt das Verfahren und die Grundſätze wahrer Naturforſchung dar. Er iſt ſeiner Materie vollkommen Meiſter, überall herrſcht Klarheit und Einfachheit, ein feſter Blick und ein ruhiger Ton, welches dem Leſer um ſo mehr wohl thut, da man gewöhnt iſt, in dem, was ſich als Naturphiloſophie ankündigt, den Urheber in Geburtsſchmerzen ſich winden, oder in Rauch und Dunſt auf dem Dreyfuſs gaukeln zu ſehn. Der leichte, gefällige, mit Witz durchwürzte Vortrag erhöht die Wirkung der gediegnen Weisheit und der geſunden Vernunft, welche durchgehends im Vortrage des Vfs. herrſchen, und der Eindruck wird durch nichts Unreifes, Herbeygezerrtes oder Geſchmackloſes geſtört. Alles dieſes erhebt die Schrift des Hn. Prof. *Link* zu einem klaſſiſchen Werke, das unſrer Nation Ehre macht, zu einem Werke, welches verdient, in der Hand jedes Naturforſchers zu ſeyn, um geleſen und wieder geleſen zu werden, und das man beſonders einem jungen Manne, der in das Innere der Natur tiefer einzudringen beſtrebt iſt, nicht genug empfehlen kann.

„Mit groſser Aufmerkſamkeit folgte ich, ſagt der Vf., ſeit mehrern Jahren den Revolutionen der Philoſophie in Deutſchland. Zuerſt waren die Anſprüche der Philoſophie beſcheiden; ſie ſuchte nur das Bekannte, allgemein Angenommene gründlicher zu beweiſen, als vorher geſchehen war; aber dieſe Beſcheidenheit, welche nie zu den vorzüglichern Eigenſchaften der Philoſophen gehörte, dauerte nicht lange. Man hat in den neueſten Zeiten dem Naturforſcher gerathen, alles zu vergeſſen, was er bisher wuſste, um in das Heiligthum der Naturphiloſophie würdig treten zu können. Dieſe hat es gewagt, alle Dinge nach ihrem Urſprunge zu erklären, und von der Mannigfaltigkeit der Anſchauung ſelbſt Rechenſchaft zu geben. Man hat diejenigen verächtlich behandelt, welche der neuern Naturphiloſophie den Beyfall verſagten; ein bekanntes, auf einige Jahre trefflich wirkendes Mittel. In dem *erſten* Abſchnitte dieſer kleinen Schrift habe ich den Gedanken durchzuführen geſucht, daſs uns die Natur, ſobald von dem Urſprunge der Gegenſtände (eigentlich der Vorſtellungen von ihnen) die Rede iſt, *unerforſchlich* bleibt; daſs wir das Angeſchaute nur einſeitig und mangelhaft bezeichnen können. Die leichte hiſtoriſche Einkleidung, welche ich gewählt habe, bitte ich recht ſehr, für nichts als Einkleidung zu nehmen; ich bediente mich ihrer, weil ich aufrichtig geſtehn muſs, daſs ich das Talent nicht beſitze, ſchwerfällig zu ſeyn, oft in unſern Tagen Tiefſinn genannt. In dem *zweyten* Abſchnitt habe ich einige Blicke auf die Sätze in der Phyſik geworfen, welche von der beſondern Erfahrung nicht abhängen; ſie waren ſchon vorher zu gut behandelt, als daſs es einer gröſsern Ausführlichkeit bedurft hätte. Der *dritte* Abſchnitt enthält einige Regeln und Winke für die, welche, mit mir einſtimmig, die Erfahrung für die letzte Quelle der Naturkenntniſs halten. Ich wünſche nur, daſs dieſe kleine Schrift für die Naturforſcher von einigem Nutzen ſeyn möge, welche ſich durch die Ausſicht auf ein bequemes Syſtem, worin man der Erfahrung nicht bedarf, blenden laſſen und für tief halten, was oberflächlich iſt. Eben ſo wünſchte ich auf diejenigen Eindruck machen zu können, welche die Natur zwar ſorgſam ſtudiren, aber ſich durch die Phraſen der neuern Philoſophie ein Anſehn zu geben ſuchen, deſſen ſie nicht bedürfen."

In dem *erſten* Abſchnitte ſkizzirt der Vf. in groſsen Zügen die merkwürdigſten Verſuche, welche Philoſophen ſeit der Mythenzeit gemacht haben, den Urſprung der Dinge zu erklären, und aus ſich heraus die Natur zu begründen, und er zeigt an dieſen wunderbaren Speculationen, warum ein jeder Verſuch ſpeculativer Phyſik ein eitles Unternehmen iſt. Obgleich er die hiſtoriſchen Nachrichten nur für Einkleidung gehalten haben will, ſo ſind ſie doch mit ſo feſten und kräftigen Zügen hingeworfen, wie das nur eine Meiſterhand zu thun vermag. Eine Geſchichte der Naturkunde nach dieſer Skizze und mit dem Geiſte, der in ihr herrſcht, ausgemalt, müſste nach der Ueberzeugung des Rec. ein ſehr belehrendes und anziehendes Werk ſeyn. Aber freylich verlangte ſie einen eben ſo tiefſchauenden und umfaſſenden Kopf, als ſich unſer Vf. durchgehends zeigt. Selbſt von *Newton's* Fluctionsmethode ſpricht er mit Sachkenntniſs, indeſs man ſich, wenn unſre neueſten Philoſophen auf

Gegenſtände der Mathematik kommen, ſelten eines mitleidigen Lächelns erwehren kann. Des Anziehenden iſt hier ſo viel, daſs dem Rec. die Wahl einiger Stellen ſchwer wird.

„In allen ſpeculativen Köpfen, ſo beginnt der Vf., zeigt ſich das Intereſſe der Vernunft, alles von Einem abzuleiten oder auf Eins zurück zu führen, und grade in dieſem Beſtreben beſteht das Weſentliche der Speculation. Sobald der Eifer dafür erregt iſt, nähern ſich die Köpfe ſtufenweiſe dieſer Einheit; es entſteht eine ſpeculative Epoche, bis man endlich gewahr wird, wie ſchwer es ſey, jene Einheit zu erreichen, und wie wenig man durch alle jene Bemühungen gewonnen habe. Dann folgt auf den ſpeculativen Wetteifer eine Gleichgültigkeit gegen alle Speculation, bis es einem Philoſophen wieder gelingt, die Köpfe durch neue Hoffnungen zu erregen. So wechſeln immerfort die Perioden in der Geſchichte der Philoſophie. Da die Richtung, welche ein Zeitalter nimmt, durchaus nicht zu ändern iſt: ſo verdient der Mann, welcher die Speculation aufs Aeuſserſte treibt, und dadurch den Gang der Epoche beſchleunigt, in einem hohen Grade unſern Dank. Curtius ſtürzte ſich ſo in den Abgrund, um die Republik zu retten. [Unſre Curtiuſſe ſcheinen ſehr wider Willen hinein zu taumeln.] Der langſame Weg der Erfahrung und Beobachtung, um durch Vergleichung der Erſcheinungen auf eine ſolche Einheit zu kommen, iſt nicht der Weg des ungeduldigen menſchlichen Geiſtes. Die Betrachtung, daſs es auf dieſem Wege durchaus nicht gelingen könne, zu einer Einheit zu gelangen, weil wir in der Erfahrung nie zu Ende kommen, wird erſt ſehr ſpät angeſtellt. — — —"

„Den erſten Verſuch einer Naturphiloſophie, die nicht bloſs in Mythen vorgetragen wurde, finden wir in den Philoſophemen des *Thales* von Milet, ſo weit wir ſie kennen. Einige Erfahrungen brachten ihn auf die Vermuthung, das Waſſer ſey der Grundſtoff aller Körper, alles entſpringe daraus, und kehre dahin zurück. Es war ein Gedanke, wie er ſich für das jugendliche Alter der Philoſophie ſchickt, wie man ihn noch oft in jugendlichen oder jugendlich geſtimmten Köpfen antrifft, welche leicht eine neue oder auffallende Bemerkung mit groſsen Hoffnungen an die Spitze eines Syſtems ſtellen. Der erſte, der ſich einbildete, die Vorſtellungen des Menſchen und ſeine Entſchlüſſe mechaniſch aus dem Stoſse ſeiner Stoffe herleiten zu können, war ein ſolches philoſophiſches Kind. Und ein philoſophiſcher Jüngling war der, welcher hoffte, aus der allerdings merkwürdigen Erſcheinung, daſs wir unſer *Ich* zum Gegenſtande unſerer Gedanken machen können, die ganze Natur hervorgehn zu laſſen."

„Wie die meiſten Naturphiloſophen blickt *Ariſtoteles* bey ſeinen Erklärungen mit einem Auge in das Gebiet der Speculation, mit dem andern in das Gebiet der Erfahrung. — Mit bloſsen Vernunftgründen fängt er gewöhnlich an, dann ſpringt er oft zur Erfahrung über und verdreht dieſe nach den erſtern. Dieſe Art zu verfahren hat mehr Schaden gethan, als alle ſchwärmeriſchen Syſteme, welche die Erfahrung ganz verachteten. — Der trockne, geſchmackloſe, ſpitzfindige Vortrag der Stagiriten verdarb den Geſchmack und lähmte den Geiſt, welchen der gute Geſchmack zu einem leichten, freyen, harmoniſchen Spiele ſtärkt."

„— — So wie im Mittelalter die neuplatoniſche Philoſophie der peripatetiſchen nach und nach weichen muſste, änderten ſich die Gründe der *Alchemie*, und wurden nun auf die erſten Qualitäten und Elemente geſtützt. Der bloſs ſpeculative Phyſiker fand bey dieſen Qualitäten keinen Anſtoſs; aber der ausübende Alchemiſt ſuchte die Qualitäten der Körper einzeln zu faſſen, zu trennen und zu ſeinem Gebrauche anzuwenden. Daher die Verwandelung der Eigenſchaften in wirkliche Stoffe, welche das Charakteriſtiſche der alchemiſtiſchen Denkungsart macht. Unſere Chemie iſt bis auf die ſpäteſten Zeiten voll alchemiſtiſcher Ueberbleibſel geweſen. Dahin gehören die chemiſchen Elemente, das Salzweſen, das Phlogiſton oder der Stoff der Brennbarkeit und ähnliche Stoffe. *Wiegleb*, ein groſser Feind der Alchemie, war, was ſeine Erklärungsart betrifft, ein echter Alchemiſt. Noch vor kurzem erſcheint *Winterl* mit den Stoffen der Acidität und Alkalität, mit der Andronia und Thelyke, ebenfalls als ein entſchiedener Alchemiſt. Ganz entgegengeſetzt war *Lavoiſier's* Verfahren, welcher mit der Wage in der Hand die Stoffe beſtimmte, welcher alle Elemente verwarf, oder alles noch nicht zerlegte Element nannte, und dadurch eine neue Epoche in der Chemie anfing. Das Verfahren, die Körperlichkeit durch die Wage zu beſtimmen, iſt freylich ſehr eingeſchränkt, da dieſes Inſtrument im Ganzen noch ſehr grob wirkt; aber die Regel, nichts für einen beſondern Stoff zu halten, bis es ſich als einen ſolchen bey Verſuchen deutlich gezeigt hat, iſt für die Chemie von groſser Wichtigkeit."

„*Reinhold* verſuchte es zuerſt, die Geſetze, wonach der Verſtand denkt, von einem Grundſatze abzuleiten. Er hat überhaupt durch die Lebhaftigkeit ſeiner Darſtellung, durch die eindringende Sprache, und durch die Wichtigkeit, welche er Speculationen dieſer Art beylegte, ſehr viel zur philoſophiſchen Stimmung in Deutſchland beygetragen. Er hat das Schickſal der erſten Demagogen bey einer Revolution gehabt; es iſt eine Schreckensperiode gekommen, wo man ihn heftiger angriff, als alle Schriftſteller vor jener Revolution. — — Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung [bemerkt der Vf. bey Gelegenheit *Fichte's*], daſs die neuern Philoſophen behaupten, ſie trügen das echte Kantiſche Syſtem vor, wenn ſie auch noch ſo ſehr von dem echten abweichen. So warb das Parlament unter Karl I. in ſeinem Namen Truppen gegen ihn."

„Die Geſchichte lehrt, daſs unter den Naturforſchern die *Aerzte* es vorzüglich waren, welche jedem neuen

neuen philoſophiſchen Syſtem huldigten. Sie haben es mit dem ſchwerſten Theile der Naturkunde zu thun, von dem wir eigentlich noch nichts wiſſen; ſie müſſen ſich, ihrer Kunſt wegen, das Anſehn geben, als wüſsten ſie etwas. Daher der Beyfall, den ſie den philoſophiſchen Syſtemen deſto lieber zollen, je weniger ſie ſolche verſtehn. — — Seit *Brown*, *Röſchlaub* und *Schelling*, der ſich des letztern Lehren, wie er zu thun pflegt, einverleibte, ertönt das mediciniſche Publicum vom Conſtruiren der Krankheiten, von Potenzen und Conflicten, wie einſt vom *ſtrictum* und *laxum*, *alcali* und *acidum*, Gährung und Fäulniſs, und es ſpielt jetzt die Rolle, welche es ſeit Jahrhunderten geſpielt hat. Es iſt auffallend, daſs die Aerzte von jeher einen geringen, faſt gar keinen Einfluſs auf die Bildung des Geiſtes der Literatur hatten, andre Naturforſcher einen ſo groſsen. Die Phyſik im Anfange des verfloſſenen Jahrhunderts half weſentlich zur Aufklärung; *Linné's* Zeitalter, und das neue chemiſche Zeitalter brachten allgemeine Aenderungen hervor; aber *Sydenham's* Aderläſſe, *Stahl's* Schwitzmethode und *Brown's* Wein wirkten nur auf den Körper."

„Daſs die Erfinder und Anhänger der philoſophiſchen Syſteme, welche alles zu erklären glauben, abſprechend und ſtolz ſind, iſt begreiflich. Einſeitigkeit iſt die Quelle jener Syſteme, und der einſeitige, beſchränkte Mann iſt ſtolz und unbiegſam. Wer eine Erfahrung macht, kann ruhig erwarten, daſs andere ſie ebenfalls machen, er weiſt ſie ihnen nur nach. Aber dem Schöpfer ſolcher Syſteme flüſtert heimlich das Gewiſſen die Nichtigkeit ſeiner Speculationen zu; er ſucht nun durch Trotz andere und ſich ſelbſt zu betäuben."

Dieſes zur Probe des Vortrags und der Art, wie der Vf. ſeinen Gegenſtand im *erſten* Abſchnitte behandelt.

Die kurze Darſtellung und Würdigung der Kantiſchen metaphyſiſchen Naturlehre, die Kritik der Teleologie, und die Ideen über die wahre und einzig zuläſſige Art, die Natur zu erforſchen, welche den Gegenſtand der beiden andern Abſchnitte ausmachen, ſind nicht minder vortrefflich. Der Vf. hat den wahren Geiſt der Kantiſchen Lehren ſich angeeignet, wie der achtungswerthe *Beck* ihn darſtellt, ohne dadurch an eigner Geiſtesfreyheit eingebüſst zu haben. Urtheil und Anſicht entſpringen durchgehends aus ihm ſelbſt, und bey allem Lobe, welches er den metaphyſiſchen Bemühungen *Kants* um die Naturlehre ertheilt, iſt er doch nichts weniger als ein unbedingter Anhänger derſelben, und läſst nur den vorſichtigſten Gebrauch derſelben zu. Hier die Einleitungen zu dieſen beiden Abſchnitten; ſie werden dem Leſer den Geſichtspunkt zeigen, den der Vf. gefaſst hat.

„Wir treffen alſo zuletzt, ſagt er, auf Vorſtellungen, welche wir urſprüngliche nennen, weil wir von ihrem Urſprunge nichts wiſſen. Sie erſcheinen uns als Ganze, weil wir ſie nicht ſelbſt mit Bewuſstſeyn zuſammen geſetzt haben. Alle Verſuche, ihren Urſprung zu erklären, ihre Entſtehung darzuſtellen, oder ſie zu conſtruiren, ſind vergeblich geweſen. —"

„Vielen wird nun die Naturkunde, welche nur zwiſchen Erſcheinungen umherſchweift, nie das Ganze erreicht, und, indem ſie hier etwas faſst, auf der andern Seite oft eben ſo viel verliert, eine für den Geiſt verächtliche Beſchäftigung ſcheinen. Aber, wir müſſen die Naturforſcher, welche ſich bemühen, Naturerſcheinungen zu entdecken und zu beſtimmen, mit den Dichtern vergleichen, welche durch neue Darſtellungen die Phantaſie beleben und den Geiſt ſtärken. Solche Naturforſcher machen die Anſchauung mannigfaltiger, reicher, inniger; ſie vermehren die Fülle des Lebens, und vereinigen uns von mehrern Seiten mit der Natur. Der vergleichende Geiſt, indem er über dem Meere von Erſcheinungen ſchwebt, und bey jeder die Reihen von Aehnlichkeiten durchläuft, lebt dadurch ein vielfaches Leben. — — Ein Kunſtſinn leitet den Naturforſcher in ſeinen Unterſuchungen. Ihn bildet, wie den Künſtler, eine Art von Begeiſterung, welche ihn das Unerforſchte, Verborgene ahnden läſst. Voran geht der Sinn; er beleuchtet gleichſam, was ſpäter die Reflection auffaſst, bezeichnet und als Gegenſtand ſondert; er umfaſst die Menge von Erſcheinungen, deren Aehnlichkeiten und Unterſchiede die Reflection dann als Geſetz ausſpricht, und dieſe Aehnlichkeiten reihen ſich zu einer harmoniſchen Verbindung an einander, und ſtreben, wie alles Schöne, dem unendlichen Begriffe zu, den der Menſch nicht zu denken vermag. Eben der Kunſtſinn leitet den Menſchen, indem er die Natur verändert; indem er ſich eine neue, reichere Natur ſchafft. Auf ihn folgt erſt die Reflection und verzeichnet den Weg, welchen das entdeckende Genie vorher nahm. — — Es iſt eine ſonderbare Täuſchung, wenn man nur dem Syſtem Werth zuerkennt, welches die ganze Natur in eine Einheit gleichſam zerflieſsen läſst; welches die Mannigfaltigkeit derſelben aus einem Satze oder einem Gegenſatze hervorgehn läſst. Könnt ihr dieſes praktiſch, könnt ihr uns die Natur erzeugen, nun wohlan, dann verdient ihr unſern Dank; doch nicht eurer Philoſophie, ſondern eures ahndenden naturforſchenden Sinnes wegen, der doch vielleicht mit der Theorie nur zufällig zuſammen traf. Könnt ihr aber nicht die Gegenſtände erzeugen, dann hört auf mit jenem Schattenſpiele, das uns nur verzerrte Geſtalten zeigt. Die urſprünglichen Vorſtellungen zeigen ſich, wenn der Verſtand ſie denkt, als Einheit; er fordert eine gleiche Einheit in allen Gedanken; und ihr wollt jene Einheit des Verſtandes dem Ganzen aufdringen? — — Iſt es nicht gröſser, des menſchlichen Geiſtes würdiger, ſich im Unendlichen zu finden, und in der Mannigfaltigkeit, die unaufhörlich gröſser wird, ſo wie der Sinn ſich verfeinert und erweitert? Iſt es nicht würdiger, durch geſchickte Kunſtgriffe die reiche Fülle der Natur in den Sinn zu verweben, als an die Einheit wenige Verhältniſſe einſeitig zu knüpfen? Wählt welche Kunſtgriffe ihr wollt, aber entzieht unſerm ein-

eindringenden und umfaſſenden Blicke den Reichthum der Natur nicht. Laſst uns nicht auf eurer geprieſenen Höhe in eine öde Leere ſchauen, oder die Natur durch dicken Nebel erblicken. Verſchafft uns Einheit und Ueberſicht, aber von der Natur, nicht von dem Gewebe eurer Phantaſie!"

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Göttingen*, b. Dieterich: *Ueber die Verwüſtungen des Borkenkäfers und die Mittel, ihnen zu begegnen.* Von *F. W. von Hagen*, Gräfl. Stollberg-Wernigerodiſchem Forſtmeiſter, Ehrenmitglied der Societät der Forſt- und Jagdkunde zu Waltershauſen. 1805. 68 S. 8. (6 gr.) — Der Vf. hat ſich zwar nur durch einzelne, jedoch vorzügliche Abhandlungen in Forſtjournalen in der gelehrten Welt, mehr aber noch den einzelnen Forſtmännern, welche ſeine Gegend beſucht haben, durch die ſo vorzüglich gute Bewirthſchaftung der ihm untergebenen Forſte und durch die vielen vortrefflichen praktiſchen Erfahrungen, die er ſich ſchon in der Schule eines *v Zanthiers*, und während ſeiner praktiſchen Laufbahn erworben hat, bekannt gemacht. Die vorliegende Abhandlung über einen ſo wichtigen Gegenſtand, als die Wurmtrocknifs in den letzten Jahren in den Harz- und andern bedeutenden Fichtenwaldungen geworden, iſt ein deſto ſchätzbarerer Beytrag zu den Mitteln gegen die Verwüſtungen jenes Inſects, beſonders in den Harzgegenden, wo die ungeheuern Waldungen ſchon anfangen abzunehmen, da ſie mit vieler Sachkenntnifs geſchrieben iſt und viele Belehrung giebt. — Der Vf. geht von dem, ehemals zwar zweifelhaften, jetzt aber gewifs von keinem Forſtmann mehr beſtrittenen Grundſatz aus, *daſs der Borkenkäfer Urſache der Wurmtrocknifs iſt.* Dem Borkenkäfer ſcheint von der Natur keine geſunde Pflanze zu ſeinem Aufenthalt und ſeiner Nahrung angewieſen zu ſeyn, und die Erfahrung lehrt es auch, daſs ſtockende oder in Fäulnifs übergehende Fichtenſäfte die liebſte Nahrung derſelben ſind, und er ſich nur, wenn er nicht in übergroſser Menge vorhanden iſt, blofs in ſolchen Fichten aufhält, wo der Saft ſich in dem Zuſtande der Verderbnifs befindet. Daher wird der Käfer dann nur für die geſunden Fichtenwälder nachtheilig, wenn er theils durch eine zweckwidrige Bewirthſchaftung der Wälder, theils durch Begünſtigung der Witterung, ſich weit über ſeine Beſtimmung vermehrt und das Abſterben groſser Waldflächen bewirkt hat. Aber auch in dieſem Fall iſt das Uebel mehr in einer zweckwidrigen Bewirthſchaftung der von ihm angegriffenen Fichtenhölzer, als in der zu groſsen Vermehrung des Borkenkäfers ſelbſt zu ſuchen. Es iſt daher unbedingt nothwendig, daſs alles Holz zur gehörigen Zeit gehauen, ehe eine ſtarke Safteirculation eintritt aufgearbeitet und weggeſchafft oder verkohlt werde, um nicht dem Käfer Gelegenheit zu verſchaffen, ſich in den gehauenen Bäumen, worin die Säfte in Stockung und Verderbnifs gerathen ſind, ungeſtört zu vermehren. Die Gräfl. Wernigerodiſchen Forſte, wo man dieſe Vorſichten ſtets anwendete, liefern einen Beweis von dem Nutzen, den eine regelmäſsige Forſtwirthſchaft auf die weniger ſtarke Vermehrung des Borkenkäfers hat, indem hier die Waldungen länger von der Wurmverwüſtung verſchont blieben, als die Braunſchweigiſchen und Hannöveriſchen Forſte, wovon jene ganz umſchloſſen ſind. — Wenn die Witterung dem Begattungs- und Vermehrungsgeſchäfte des Käfers günſtig iſt: ſo iſt es um ſo nothwendiger, ſeinen Verheerungen mit Ernſt entgegen zu arbeiten, als im entgegengeſetzten Fall, die Verwüſtungen in den Fichtenwaldungen ſo ſehr zunehmen müſſen, daſs ein gänzlicher Ruin aller Fichtenwaldungen zu beſorgen ſteht. Von den vielen Mitteln, welche man gegen die Vermehrung der Wurmtrocknifs und Verminderung des Borkenkäfers in Vorſchlag gebracht hat, ſind die meiſten nicht anwendbar, und dasjenige, welches in den meiſten Gegenden bisher für das beſte gehalten wurde, nämlich das Schälen und Verbrennen der Borke der vom Käfer angefallenen Fichten, hält der Vf. nicht für ganz zweckmäſsig, indem 1) die Zeit nicht genau angegeben werden kann, wenn die junge Brut zur Made erwachſen iſt und wenn folglich mit Nutzen geſchält werden kann; 2) durch dieſe Operation die Fichtentrocknifs wirklich vermehrt wird, weil während der Arbeit viele Käfer verjagt werden und in andere geſunde Bäume gehen. — Bey dieſem unzureichenden Mittel glaubt der Vf. die ſchleunigſte Verkohlung des angegriffenen Holzes als das einzige Mittel vorſchlagen zu können, durch welches der Borkenkäfer in die Schranken der Unſchädlichkeit zurück gebracht werden kann. — Es müſste daher nicht das alte Wurmholz, worin weder Käfer noch Brut mehr befindlich iſt, ſondern blofs *friſche Wurmtrocknifs* verkohlt und die Bloch- und Bauholz-Nutzung ſo lange aufgegeben, wenigſtens beſchränkt werden, bis der Käfer vermindert worden. *Dieſe* Verkohlung mit friſchem Baumholze, bey der zum *Verkohlen* nicht vortheilhaften Herbſt- und Winterszeit *und zeitig im* Frühjahr, hat freylich auf der andern Seite wieder groſse Nachtheile, welche aber geringe Opfer für jene ſonſt unheilbare Krankheit ſind. — Auch in den Waldungen von Gemeinen und Privaten, wo das Uebel der Wurmtrocknifs eingeriſſen iſt, will der Vf. die Verkohlung des Holzes, und nöthigenfalls durch obrigkeitliche Anordnung einführen, um auch von dieſer Seite dem Uebel entgegen zu arbeiten *und eine* ſo allgemeine Landplage abzuwenden. — Wenn aber *auf dieſe* Art der Käfer beſchränkt worden: ſo iſt dennoch groſse Vorſicht nöthig, ihn nicht wieder zu einem ſchädlichen Grade anwachſen zu laſſen. Endlich fügt der Vf. eine Ueberſicht über den gegenwärtigen Zuſtand des Harzes in Hinſicht der Culturen und über die nachhaltige periodiſche Wirthſchaft bey, woraus ſich ergiebt, daſs zwar der Flächeninhalt der Fichten-Anſaaten und Pflanzungen, die noch nicht 30 Jahr alt ſind, mehr als den vierten Theil der Waldungen *ausmacht*, ein eben ſo groſser Theil aber noch uncultivirt *iſt, welches* eine groſse Lücke in der nachhaltigen Nutzung der Forſten machen muſs, und es verurſachen wird, daſs die Abgabe in die jüngern Beſtände verlegt werden muſs. Der Vf glaubt daher, daſs durch folgenden Vorſchlag der Ausfall in etwas zu decken und das periodiſche Gleichgewicht der Forſten am früheſten wieder herzuſtellen ſeyn dürfte. Durch Nachhülfe mit Nadelholzculturen, weil das Nadelholz langſam und *erſt* nach 100 Jahren haubar wird, läſst ſich jener Ausfall nicht ausgleichen, dieſs kann nur durch Culturen mit ſchnellwachſenden Laubhölzern und namentlich mit der *Birke* und *Erle* geſchehen, welche ſich in dem rauhen Harz-Klima anbauen laſſen, und dieſs müſste in Vermiſchung mit der Fichte, *ſo ſehr* viele Nachtheile dieſs auf der andern Seite auch wieder hat, geſchehen.

Die in dieſer kleinen Schrift enthaltenen Vorſchläge zur Abwendung eines ſo groſsen Uebels als der Borkenkäfer, beſonders für den Harz in den letzten 10 Jahren, geworden iſt, verdienen um ſo mehr ausgeführt zu werden, da, wie Rec. genau weiſs, bey der Anwendung derſelben der Borkenkäfer in den Wernigerodiſchen Harzwaldungen nie ſo ſehr um ſich gegriffen hat, als es in den Hannöveriſchen und Braunſchweigiſchen Forſten der Fall war. — Die übrigen gelegentlich beygebrachten forſtwirthſchaftlichen Bemerkungen geben der Schrift einen noch gröſsern Werth, ſo daſs ſie allen Forſtmännern, welche mit der Bewirthſchaftung bedeutender Fichten-Waldungen zu thun haben, empfohlen zu werden verdien-

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. April 1807.

PHILOSOPHIE.

Leipzig u. Rostock, in d. Stiller. Buchh.: *Ueber Naturphiloſophie.* Von D. *G. F. Link* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der in Num. 94. abgebrochenen Recenſion.*)

Die erſten Grundſätze der Mechanik, welche von einem Gegenſtande der Erfahrung, dem phyſiſchen Körper, mit einer ſolchen Allgemeinheit ausgeſprochen werden, daſs kein Fall vom Gegentheil Statt finden kann, haben nach *Kant* aus demſelben Grunde, als das Metaphyſiſche in der Naturlehre, ihre Gültigkeit, weil ſie nämlich zu den allgemeinen Bedingungen der Erfahrung äuſserer Sinne gehören, und daher für jede ſolche Erfahrung die Norm ſind. Hierin ſtimmt der Vf. im Ganzen mit *Kant* überein, aber nicht ſo in der Art, wie er jene Grundlehren einzeln deducirt.

Die Phoronomie oder die reine Bewegungslehre, behauptet er, ſey in aller Strenge zur reinen Mathematik zu rechnen, und habe daher für alle Gegenſtände äuſserer Sinne aus demſelben Grunde Allgemeingültigkeit, als die Geometrie. Denn es könne zwar Bewegung uns nur als Erſcheinung *gegeben* werden, allein dem Begriffe nach ſey ſie von aller Wahrnehmung unabhängig, da keine Raumerzeugung oder Raumbegränzung ohne Bewegung möglich, Bewegung folglich ein rein geometriſcher Begriff ſey. Hierin kann indeſs Rec. nicht mit ihm einſtimmen. Bey der Raumbeſchreibung geht die Vorſtellung von etwas Beweglichem (was noch mehr als bloſs Raum iſt) nie mit ein; dagegen läſst ſich Bewegung nicht vorſtellen ohne etwas Bewegliches, welches, wenn wir es auch ganz unbeſtimmt denken wollen, doch als von der Anſchauung abhängig gedacht werden muſs. Die Vorſtellung der Bewegung ſchlieſst alſo umgekehrt die Raumbeſchreibung mit ein, das heiſst, es läſst ſich keine Bewegung vorſtellen, ohne daſs dabey zugleich der Act der Raumbeſchreibung vorgeht, weshalb die Phoronomie die Geometrie vorausſetzt. Auch verhandelt die Phoronomie Momente, mit denen die Geometrie nichts zu thun hat: Zeit und Geſchwindigkeit. Macht *Newton* von dieſen beiden Momenten in ſeiner Fluctionsrechnung Gebrauch: ſo iſt das nur bildlicher Ausdruck und eine ſehr uneigentliche Sprache, welcher die Mathematiker des feſten Landes nie Geſchmack haben abgewinnen können, weil ſie zu uneigentlich iſt, und dadurch in den mehreſten Fällen ſtörend wird. Die allgemeine Gültigkeit der Lehren der Phoronomie beruht auf der Art, wie hier das Bewegliche gedacht wird: als etwas, überhaupt nur von der Anſchauung Abhängiges, ganz Unbeſtimmtes, und daher nur unter einem einzigen Merkmal, dem des Beweglichen, Aufgefaſstes. Alles, was wir in der Phoronomie darthun, muſs folglich von den Gegenſtänden äuſserer Sinne, ſo fern ſie als beweglich gedacht werden, ohne Ausnahme gelten. Unabhängigkeit von dem Raum, der ſich ohne daſſelbe vorſtellen läſst, und alſo Möglichkeit der Ortsveränderung, Beweglichkeit, iſt aber eine Bedingung, ohne die wir uns das Reale im Raume nicht vorſtellen könnten. Was der Vf. gegen *Kants* Definition der Bewegung erinnert, iſt ſehr richtig.

Daſs das zweyte allgemeine Merkmal der phyſiſchen Körper: *Widerſtand*, lediglich aus der Erfahrung genommen iſt, leidet keinen Zweifel: denn es läſst ſich ein Körper ohne Widerſtand denken: der mathematiſche Körper. Ein ſolches Ding, bemerkt der Vf., würde ſich aber nicht erkennen laſſen; Alles daher, was wir *im* Raume erkennen, oder als erkennbar ſetzen, muſs für Widerſtand leiſtend angenommen werden. Daher die Allgemeingültigkeit dieſes zweyten Merkmals des Materiellen. Bekanntlich behauptet *Kant* durch eine Erörterung dieſes aus der Anſchauung entlehnten Begriffs nach Principien *a priori*, zu einer metaphyſiſchen Dynamik gelangt zu ſeyn, welche uns über die Grundkräfte der Materie vollſtändig und auf eine allgemein gültige Weiſe belehre. Hr. *Link* ſcheint mit ihr innerhalb der Gränzen, in welcher *Kant* ſie mit vieler Vorſicht einſchränkt, einverſtanden zu ſeyn; er ſtellt ſie in der Kürze dar, und begleitet ſie mit eignen Bemerkungen. Es ſey Rec. erlaubt, hier ſeine Bedenken und Zweifel gegen dieſe berüchtigte philoſophiſche Dynamik mitzutheilen, da ſelbſt ein ſo feiner und tiefer Denker, als Hr. *Link*, einen Punkt überſehn zu haben ſcheint, auf welchem, wie Rec. glaubt, die Täuſchung hierbey, und das Trügliche und Unzuläſſige des ganzen metaphyſiſch-dynamiſchen Gebäudes beruht. Irrt er ſich, ſo wünſchte er von niemand lieber, als von Hn. *Link*, belehrt zu werden.

Daſs wir von Widerſtand nichts wiſſen würden, wenn uns nicht die Sinne zu dieſer Vorſtellung behülflich wären, darüber herrſcht kein Streit; die Vorſtellung von Widerſtand iſt ganz empiriſch und bloſs aus der Anſchauung genommen. Hieraus folgt ſogleich, daſs wir, was den Widerſtand betrifft, uns ganz an der Erfahrung halten, und die Vorſtellung genau ſo aus ihr herausheben müſſen, als ſie uns durch die Anſchauung gegeben wird. Wir müſſen alle phyſiſchen Körper in dieſer Hinſicht vergleichen, und das Gemeinſame, das ſie uns zeigen, giebt den

Digitized by Google

Begriff Widerſtand, den wir dann auf dem Wege der Reflexion und der Conſtruction weiter verarbeiten können, aber nicht willkürlich bilden oder abändern dürfen. Rec. folgert aus dieſer einfachen Bemerkung, daſs an der metaphyſiſchen Verhandlung über den Begriff Widerſtand, nur in ſo weit etwas Wahres und Gegründetes ſeyn kann, als dieſer Begriff, von welchem der Philoſoph in ſeinen Schlüſſen ausgeht, der Erfahrung, dem, was ſich uns in der Anſchauung giebt, entſpricht.

Nun aber wird jeder Naturforſcher auch hierin mit dem Rec. einig ſeyn, daſs das Allgemeine aller Erfahrungen, worin ſich Widerſtand uns giebt, folgende drey Momente umfaſst: 1) Dieſer Widerſtand iſt nur erkennbar, wo zwey phyſiſche Körper im Conflict gedacht werden; er iſt daher immer Wechſelwirkung. 2) Dieſer Widerſtand findet *nur* in der Berührung Statt: denn gerade er iſt es, welcher uns zur Vorſtellung der Begränzung führt. Materie und Widerſtand laſſen ſich folglich nicht trennen, ſie ſind eins; und eine Materie, die in der Ferne Widerſtand leiſtete, müſste das durch eine beſondre Kraft, nicht durch die thun, welche Materie ſelbſt iſt. 3) Dieſer Widerſtand findet *nur dann* in der Berührung Statt, wenn ein erfüllter Raum in den andern einzudringen beſtrebt iſt; nicht ohne dieſem.

Die beiden erſten Momente hat *Kant*, haben alle nach ihm, in der metaphyſiſchen Dynamik beachtet, nicht aber dieſes dritte, welches doch ein weſentlicher Theil aller Erfahrungen iſt, worin ſich Widerſtand äuſsert. Wenn wir z. B. zwey Würfel denken, welche eine ihrer Seitenflächen gemein haben, und uns vorſtellen, daſs beide ihren Raum ſtetig erfüllen: ſo werden ſie deshalb noch nicht einen Widerſtand einer auf den andern äuſsern; das würde erſt dann der Fall ſeyn, wenn einer in den Raum des andern eindringen wollte. Wofern alſo nicht in der Materie ein Beſtreben angenommen wird, daſs eine ſtets in den Raum der andern hinein will: ſo werden beide mit einander in Berührung ſeyn können, ohne einander Widerſtand zu leiſten. Das liegt, unſers Bedünkens, ziemlich klar in der Grund-Erfahrung. Daraus aber folgt, daſs *Kant*, und die, welche ihm hierin nachgefolgt ſind, ſehr Unrecht thun, aus Widerſtand auf Expanſivkraft zu ſchlieſsen. Widerſtand iſt zwar ohne eine zurücktreibende Kraft nicht denkbar; wenn aber eine Repulſivkraft (wie die, welche ſich in der Erfahrung im Allgemeinen da zeigt, wo ein Raum erfüllt iſt) ſich nicht anders in der Berührung thätig äuſsert, als wenn ein andrer Körper in den Raum der Materie einzudringen ſtrebt: ſo berechtigt uns nichts, dieſe zurücktreibende Kraft für eine Expanſivkraft, für eine den Raum erweiternde Kraft, auszugeben.

In dieſer Hinſicht ſcheint Rec. der Beweis des Lehrſatzes in *Kants* Dynamik voll erſchlichner Sätze zu ſeyn. „Die Materie„" heiſst es da, „erfüllt einen Raum nur durch bewegende Kraft, und zwar eine ſolche, die dem Eindringen anderer, d. i. der Annäherung, widerſteht" [nicht der Annäherung überhaupt, ſondern der fernern Annäherung, wenn ſchon Berührung da iſt, und weitere Annäherung erfolgen ſoll]. „Nun iſt dieſe eine zurückſtoſsende Kraft" [keine unbedingte, welche unter allen Umſtänden als ſolche wirkt, ſondern eine an der erwähnten Bedingung gebundene]. „Alſo erfüllt die Materie ihren Raum nur durch zurückſtoſsende Kräfte, und zwar aller ihrer Theile" [unter obiger Bedingung und Einſchränkung]. „Die Kraft aber eines Ausgedehnten, vermöge der Zurückſtoſsung aller ſeiner Theile, iſt eine Ausdehnungskraft (*expanſive*)." [Dieſes iſt irrig; eine zurückſtoſsende Kraft, welche nur dann in der Berührung wirkſam iſt, wenn andre Materie einzudringen ſtrebt, iſt keine ausdehnende, keine expanſive Kraft.] „Alſo erfüllt die Materie ihren Raum nur durch eine ihr eigne Ausdehnungskraft." Man ſieht, dieſe Ausdehnungskraft iſt nur dadurch hinein bewieſen, daſs eine weſentliche Bedingung, unter der allein der Widerſtand, welcher aller Materie eigen iſt, ſich äuſsert, überſehn worden war. Der Beweis iſt alſo unzuläſſig. Iſt aber die Expanſivkraft als Grundkraft des Materiellen nicht bewieſen, nun ſo fällt auch der Beweis der zweyten Grundkraft, und die ganze metaphyſiſche Dynamik *Kants*, als etwas, das ſich nicht anders denken läſst, völlig hinweg.

Rec. ſieht nicht recht ab, was man zur Vertheidigung der metaphyſiſchen Dynamik *Kants*, gegen dieſe ſeine Gründe anführen könnte. Widerſtand iſt eine Vorſtellung, zu der wir lediglich durch die Erfahrung gelangen. Wir müſſen ſie alſo auch ſo auffaſſen, wie die Erfahrung ſie uns im Allgemeinen giebt, und dürfen nicht willkürlich Merkmale in dieſem Begriff zuſetzen, oder weglaſſen, oder ſie modificiren. Denn ſonſt paſst der Begriff nicht mehr zur Erfahrung, und wir ſind im bloſsen Gebiete der Phantaſie. Nun aber giebt uns die Erfahrung den Widerſtand, nicht als in jeder Berührung, ſondern nur dann in ihr ſich äuſsernd, wenn ein Raum in den andern einzudringen beſtrebt iſt. *Kants* Lehren beruhen aber darauf, daſs zwey Materien, die ſich berühren, ſich *eo ipſo*, und alſo unabhängig von jener Bedingung zurückſtoſsen. Er legt folglich in den Begriff des Widerſtandes etwas hinein, das die Erfahrung nicht, und anders giebt. Sein metaphyſiſches Gebäude iſt daher ohne Regel für die Erfahrung, da er nicht den wahren Erfahrungsbegriff des Widerſtands, ſondern einen willkürlich beſtimmten, *a priori* behandelt hat.

Nun möchte man zwar hierauf vielleicht antworten: die Erfahrung gebe uns immer nur das Zuſammengeſetzte; es ſey die Sache des Verſtandes, dieſes zu ſondern, und das Einfache herauszufinden; der Widerſtand zeige ſich in der Erfahrung zwar ſtets als zurücktreibende Kraft, welche in der Berührung nur dann wirkt, wenn ein anderer Körper in den Raum des Körpers hinein will; aber dieſe letztere Bedingung gehöre nicht zu der Kraft des Widerſtandes überhaupt und rein gedacht, ſondern entſpringe nur aus dem Conflict derſelben mit einer oder mehrern andern Kräften, in welchem in der Erfahrung allein der Widerſtand

uns

uns erſcheinen könne; die einfachſte Kraft, die wahre Grundkraft der Materie, auf die uns der Widerſtand rein und in abſtracto gedacht führe, ſey daher blofs: zurücktreibende Kraft in der Berührung, — wie *Kant* dieſe Grundkraft aufgefaſst hat.

Aber, wem fiele nicht ſogleich das Willkürliche dieſer Behauptung und das ganz Unzuläſſige eines ſolchen Verfahrens in das Auge! Dadurch kommen wir warlich nicht auf das Einfache, welches dem Zuſammengeſetzten, dem Verwirrten der Anſchauung zum Grunde liegt, dafs wir aus den ſinnlichen Begriffen Beſtimmungen, welche die Erfahrung uns immer, und in ſo fern als nothwendig, als weſentliche Stücke giebt, nach Belieben weglaſſen. Das würde nur zu verſtümmelten Begriffen leiten, die der Erfahrung nicht weiter entſprächen. Und warum ſonderte man denn nicht eben ſo gut die zweyte Erfahrungs-Bedingung: die Berührung, ab? Eine Repulſivkraft, welche in die Ferne wirkt, hätte doch als Grundkraft der Materie den grofsen Vorzug, mathematiſche Conſtructionen zuzulaſſen, zu denen eine blofs in der Berührung wirkende zurücktreibende Kraft nicht zu führen ſcheint. Man würde dann wahrſcheinlich auf eine Natur-Philoſophie kommen, welche mit der zuſammenſtimmte, die *Boſcovich* in ſeiner *Theoria philoſophiae naturalis*, Wien 1763., mit vielem Scharfſinn entwickelt und durchgeführt hat. Dafs dieſes Werk, welches die ganze Natur aus zurückſtofsender, etwas über die Berührung hinauswirkender Kraft, und aus anziehender Kraft, welche beide der Materie urſprünglich beywohnen ſollen, abzuleiten verſucht, — während einer Zeit, als alles von dynamiſcher Naturanſicht voll war, — unter unſern grofsen philoſophiſchen Phyſikern nicht einen Einzigen gefunden hat, der es aufgenommen, bearbeitet und geprüft hätte, verbreitet doch in der That über die ganze Schule der dynamiſchen und ſpeculativen Phyſiker ein ſonderbares Licht. Kannte etwa keiner derſelben *Boſcovichs* Werk, das für ihre Naturphiloſophie eine Hauptſchrift iſt? oder hatte *Boſcovich* dadurch, dafs er ſich darin als gewandter Mathematiker zeigt, den Eingang zu ſeinem Syſtem dieſen tiefſinnigen Geiſtern verſchloſſen?

Noch ein Ausweg bliebe übrig, um *Kants* metaphyſiſche Dynamik aufrecht zu erhalten. Man müſste den Widerſtand, als erſtes Grund-Datum der Materie, fallen laſſen, und von der allgemeinen Anziehung, als der wahren Grund-Erfahrung der äufsern Natur, ausgehn. Wenn alle Materie ſich gegenſeitig anzieht: ſo iſt in zwey ſich berührenden Körpern und in allen ſich berührenden Theilen eines Körpers immerfort ein Beſtreben vorhanden, in einander einzudringen; und nimmt man nun die Erfahrung des Widerſtands zu Hülfe: ſo führt ſie uns auf Expanſivkraft, als überall da vorhanden, wo wir Widerſtand ſehn (die allgemeine Anziehung immer voraus geſetzt). Und damit ſtünde die Kantiſche Dynamik, wie es ſcheint, aufrecht. — Wie höchſt miſslich würde indeſs nicht dieſer Weg ſeyn. Wie ſollten wir jene vorgebliche Grund-Erfahrung, dafs alle Materie ſich gegenſeitig anzieht, und ſtets ſich zu nähern, ja gar in einander einzudringen ſtrebt, rechtfertigen, wenn man ſie uns für blofsen Schein, für reine Erdichtung erklärte? Zwar iſt es Reſultat der feinſten phyſikaliſchen Unterſuchungen, dafs höchſt wahrſcheinlich alle Materie aus der Ferne und in der Berührung ſich anzieht; aber wer wird das als Grund-Datum an die Spitze einer Naturwiſſenſchaft ſtellen wollen, die nicht in Gefahr ſchweben ſoll, zu Descarts's Lehren, in das Gebiet der Träume, verwieſen zu werden? Erſt mufs aus der himmliſchen Mechanik, und aus den dahin gehörigen Erſcheinungen auf der Erde, die allgemeine Anziehung aller Materie als etwas ſehr Wahrſcheinliches dargethan ſeyn; alsdann mag man in einem Lehrgebäude der Phyſik die metaphyſiſch-dynamiſchen Ideen andeuten, auf welche die allgemeine Anziehung, verbunden mit dem Widerſtande, wie ihn uns die Erfahrung giebt, zu führen ſcheint: aber nur *als Hypotheſe*, die nicht mehr Gültigkeit, als die Hypotheſe der allgemeinen Anziehung, hat. Dieſen dynamiſchen Ideen bliebe dann aller der Nutzen, welchen *Kant* ihnen gegen die Anmafsungen der Atomiſtik und der mechaniſchen Erklärungsarten (als etwas, das einzig denkbar ſey) zuſchreibt; auf Nothwendigkeit und auf Allgemeingültigkeit dürften ſie aber eben ſo wenig, als dieſe, Anſpruch machen, und es fiele die Anmuthung weg, die man in unſern Tagen ſo oft gehört hat, dafs alles dynamiſch erklärt werden müſſe.

Will man ſich in der Phyſik auf die Entwicklung von dergleichen metaphyſiſchen Ideen einlaſſen: ſo wäre es indeſs ſehr zu empfehlen, dafs man dabey nie verſäumte, die Warnung zu erneuern, welche einer der vorzüglichſten Philoſophen, der Schotte *Stewart*, den Phyſikern im prophetiſchen Geiſte zurief: „Was die Phyſiker für Entdeckungen gemacht haben, indem ſie ihre Aufmerkſamkeit blofs auf die ſinnlichen Eigenſchaften des Körpers und auf die in die Sinne fallenden Erſcheinungen an denſelben einſchränkten, das wiſſen wir. Sollten ſie ſich in Speculationen über die Natur der Materie vertiefen, anſtatt ihre ſinnlichen Eigenſchaften und Geſetze zu beſtimmen (wozu einige von den Nachfolgern *Boſcovich's* mir einen Hang zu haben ſcheinen): ſo würden ſie ſich in ein undurchdringliches Labyrinth verirren, und die Grundſätze der Phyſik würden eben ſo myſteriös und chimäriſch werden, als die gewöhnliche Schul-Pneumatologie." Wie genau iſt nicht dieſe Weiſſagung in unſern Tagen in Erfüllung gegangen! Welche Mifsgeburten haben wir nicht in allen Theilen der Naturwiſſenſchaft, welche ohne Mathematik zu erreichen waren, durch den leidigen Geiſt der Speculation *a priori*, der in Deutſchland auf eine faſt unheilbare Art eingeriſſen iſt, zum Vorſchein kommen ſehn! Rec. iſt weit entfernt, denen beyzuſtimmen, welche den ehrwürdigen *Kant* als den Urheber dieſes verderblichen Geiſtes anſehn. Sein Zweck ging gerade dahin, die Speculation in ihrer ganzen Blöfse zu zeigen, und ihr für immer allen Reiz zu benehmen. Hat er vielleicht durch ſeine vernachläſſigte und dunkle Sprache, durch ſeine neuen, tiefklingenden Wörter, hinter welche die

Digitized by Google

die Leerheit sich so leicht verstecken kann, und durch die Art seines Vortrags, bey der es darauf abgesehn war, Aufsehn zu erregen, den ersten Anstofs gegeben: so fällt doch ihm billig der Mifsbrauch nicht zur Last, den Andere, die sich seiner Philosophie oder vielmehr der Aufsenseite derselben bemächtigten, mit ihr und mit seiner Manier getrieben haben. Und sollte er auch, was die Physik insbesondere betrifft, sich hier und da selbst in die Speculation verirrt haben: so war das in einer Metaphysik von keinem wesentlichen Schaden, besonders bey der äufserstenVorsicht, mit der er überall für Mifsbrauch seiner Lehren in der Physik warnte. Wohl aber möchten zu der Verbreitung jenes Geistes der Speculation *die* Physiker auf eine nicht recht zu entschuldigende Weise beygetragen haben, die — sey es, dafs die Neuheit der Sache, oder dafs der Anschein von tiefer Philosophie, von Fortschreiten mit der Zeit, sie blendete — zuerst sich verführen liefsen, *Kants* metaphysische Erörterungen über die Materie an die Spitze von Lehrbüchern der Physik zu stellen, und so den Lehrling gleich beym Beginnen in den Abgrund der Speculation zu versenken, statt ihn vor allen Dingen in die Welt der Anschauung einzuführen, ihn zu lehren, zu sehn, aufzufassen, einzudringen, zu verallgemeinern, und mit dem Angeschauten die Regel zusammen zu halten und die reine Erkenntnifs zu verschmelzen. Wird man diesen Männern nicht einst mit Recht Mangel an Urtheil, an Philosophie, ja an wahrem Sinn für Naturforschung Schuld geben? Wäre nicht die Mathematik ein ganz unübersteigliches Bollwerk gegen Speculation und daraus entspringende Leerheit und Schwärmerey, was würde aus dem ganzen Studium der Naturlehre in Deutschland geworden seyn? Es ist in der That ein vorzüglicher Beweis von dem grofsen subjectiven Nutzen, den eine ernste Beschäftigung mit dieser einzigen Wissenschaft bringt, dafs an dem speculativen Taumel, der in Deutschland fast epidemisch um sich gegriffen, auch nicht Ein Naturforscher, der durch die Schule der Mathematik gegangen ist, Antheil genommen hat.

(*Der Beschluss folgt.*)

NEUERE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Schöne: *Erster Unterricht zur Uebung in der französischen Sprache für die Jugend.* 1804. 124 S. kl. 8. Mit einer kurzen Vorrede. (9 gr.)

„Liebe Kinder! Mit diesem Buche empfehle ich Ihnen ein *sehr wichtiges* und nützliches Werk, die französische Sprache auf eine *leichte* und zugleich angenehme Art zu erlernen." — *So* beginnt der Vf. die Anrede an seine jungen Leser, und in der That, dieser Anfang klingt pomphaft genug, um Mifstrauen gegen die Selbstpreisung des Vfs. zu erwecken; allein Rec. gesteht gerne, dafs, was die Mannichfaltigkeit und den innern Werth der dargebotenen deutschen Uebersetzungs Aufgaben betrifft, diese Schrift keiner ihrer Vorgängerinnen nachsteht; nur Schade, dafs nicht das Nämliche auch in Rücksicht ihrer Bestimmung für den *ersten* französischen Sprachunterricht gesagt werden kann, indem man nicht einmal weifs, welches Alter, welche Vorkenntnisse und Fortschritte sich der Vf. bey seinen Kindern gedacht hat. *Leicht* sind die Aufsätze, die überdiefs aus gröfsern oder kleinern moralischen, natur- und welthistorischen, geographischen und andern Erzählungen und Anekdoten bestehen, so wenig, dafs sie sogar einen Lehrer verlangen, der die französische Sprache ganz in seiner Gewalt hat, besonders da die oft sparsamen Noten sich gröfstentheils auf einzelne Wörter, die der Schüler auch in dem gemeinsten Lexicon findet, einschränken und nur selten Phrasen geben. Da indessen diese Schrift durch ihren brauchbaren und interessanten Stoff *ganz* geeignet zu seyn scheint, jungen Leuten zugleich zu einem angenehmen Vehikel für Sprachbildung *zu dienen*: so erlaubt sich Rec., zum Behufe einer neuen Auflage, einige Vorschläge. Zuerst würde Rec. dem Vf. rathen, die Aufmerksamkeit der Schüler, die durch sein Buch geübt werden sollen, auf den eigenthümlichen Genius der französischen Sprache hinzuleiten. Dieis möchte besonders dadurch geschehen, dafs der Vf. gewisse deutsche, auf jene Sprache nicht anwendbare, Füllwörter durch Cursivschrift hervorhöbe, dagegen die aus dem Zusammenhange erklärbare, aber Vielen oft kaum dunkel erscheinende, wahre Bedeutung anderer schwieriger Ausdrücke, z. B. *noch*, *doch*, *auch*, *auch nicht*, *nur*, u. dgl., in Klammern eingeschlossen anzeigte. In den Noten könnte die nöthige Rücksicht auf die schwersten und *seltensten* Wörter und Redensarten genommen werden; desto sorgfältiger jedoch müfsten Belehrungen über französischen Periodenbau, und (was bisher immer noch mit grofsem Unrechte vernachlässigt wird) französ. Interpunction ertheilt werden, wobey Rec. noch rathen wollte, diejenigen deutschen Sätze, welche im Französischen mit Participien oder Gerundien darzustellen sind, im Texte gleichfalls durch Cursivschrift bemerklich zu machen. *So* ausgestattet müfste die vorliegende Schrift dem Zwecke ihres materialen Charakters gewifs entsprechen, und zugleich auch denjenigen bedauernswürdigen Sprachfreunden gute und willkommene Dienste leisten, die (wie es, leider! jetzt nur zu häufig der Fall ist, und bey der trostlosen Beschaffenheit gewisser theoretisch-praktischer Grammatiken immer mehr werden mufs) *entweder* gar keine grammatische Cultur, oder (was noch schlimmer ist) eine sehr einseitige, mangelhafte und fehlervolle empfingen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. April 1807.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG u. ROSTOCK, in d. Stiller. Buchh.: *Ueber Naturphiloſophie.* Von D. *G. F. Link* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 95. abgebrochenen Recenſion.*)

Rec. iſt über die metaphyſiſche Dynamik in ein ſo tiefes Detail hineingegangen (und ſie verdiente es, da aus ihr die ſpeculative Phyſik und Medicin hervorgegangen ſind, und da die Anſicht des Rec. von ihr wenigſtens neu und folgenreich iſt), daſs er, um die Gränzen einer Recenſion nicht allzuweit zu überſchreiten, das Folgende nur leicht berühren darf. Bevor er jedoch dieſe Materie verläſst, hebt er noch eine Stelle heraus, welche beweiſt, wie nahe Hn. *Link* jene Anſicht lag, die in dem Rec. ſelbſt durch dieſe Schrift erſt wieder recht lebendig wurde. „Wer das Kennzeichen der Materie, den Widerſtand, allein heraushebt, ſagt Hr. *L.*, und ihn als die Grundeigenſchaft der Materie anſieht, von welcher alle andere abzuleiten ſind, verfällt in den ſchon oft gerügten Fehler der Einſeitigkeit. Wenn es ihm auch gelänge, alles aus den verſchiednen Graden der beiden urſprünglichen Kräfte herzuleiten, oder vielmehr für jede Erſcheinung den entſprechenden Grad zu finden: ſo würde dieſes einſeitige Syſtem doch höchſtens nur die Erfahrung begleiten, ohne ſie zu beſtimmen. *Kant* hat dieſes auch nie gewollt; er ſchreibt ſeiner Dynamik in Rückſicht der Ableitung aller Erſcheinungen nur ein negatives Verdienſt zu. Ueberhaupt dürfen die urſprünglichen Kräfte nie zur Erklärung der Erſcheinung angewandt werden. Denn woran könnten wir wohl erkennen, daſs etwas eine urſprüngliche Kraft ſey? — — Es bleibt die Aufgabe, unaufhörlich in der Natur zu forſchen, immer weiter zu dringen, und wir haben nicht den geringſten Grund, uns irgendwo Gränzen durch urſprüngliche Kräfte zu ſetzen, die vielmehr in einer unendlichen Ferne liegen. Was aus dem Widerſtande der Materie überhaupt hergeleitet wird, mag einer zurückſtoſsenden Kraft zugeſchrieben werden, aber nur, weil dieſe aus jenem gefolgert iſt; und in der empiriſchen Phyſik ſollte auch nie von dieſer zurückſtoſsenden Kraft, ſondern nur vom Widerſtande die Rede ſeyn. Der Aſtronom erforſcht die Geſetze, nach welchen ſich die Himmelskörper bewegen, unbekümmert um ihre Urſache, und allgemeine Gravitation iſt ihm nur ein mathematiſcher Ausdruck, bis ihm der Atomiſtiker die Vorausſetzung einer Theorie anſinnt, welche ſich auf urſprünglich feſte Theilchen und deren Impulſion gründet. Dann erſt kann er zeigen, daſs die Vernunft eine ſolche Theorie keineswegs nothwendig findet. Es iſt auffallend, wie man jetzt in Deutſchland mit den dynamiſchen Erklärungsarten ſpielt, eben ſo als es ſonſt mit den atomiſtiſchen geſchah."

Zu ſolchen Spielereyen würde beſonders auch die *chemiſche Durchdringung* (dieſes Wunderwerk, vermöge deſſen, wie manche wähnen, zwey Materien zugleich an einem und demſelben Orte ſeyn können) reichlichen Stoff gegeben haben, wären die Chemiker nicht zu ſehr gewöhnt, zu verſuchen, und nicht ſtatt deſſen zu grübeln. Daſs dieſe Idee in der Naturlehre nur als Norm dienen darf, da eine Durchdringung ſich in der Erfahrung nicht erkennen läſst, und wir alſo unſerer Forſchung willkürliche Gränzen ſetzen würden, wenn wir ſie irgendwo als wirklich annehmen wollten; darin ſtimmt Rec. Hn. *L.* völlig bey. Was das ſcheinbar ſich Widerſprechende in dieſer Idee betrifft, ſo löſt Rec. es ſich folgendermaſsen auf: Wer behauptet, daſs zwey Materien *A* und *B*, die ſich durchdringen, beide Einen Raum zugleich erfüllen, fällt aus der Idee heraus, ſpringt aus dem Dynamiſchen in das Atomiſtiſche über, und verwickelt ſich eben dadurch in den Widerſpruch. Haben beide Materien ſich durchdrungen: ſo iſt in dem Raum, den ſie nun einnehmen, nirgendswo *A* und *B*, ſondern überall ein neues Syſtem von Grundkräften *C* vorhanden; und wer noch nach *A* und *B* frägt, zeigt eben dadurch, daſs er nicht in der Idee iſt. Alles Bildliche fällt hierbey weg, und gerade dieſes iſt es, was die entgegengeſetzte Vorſtellung ſo anlockend macht. Und „warum ſollte man nicht manches (frägt Hr. *L.* mit Recht) aus der Geſtalt der kleinen Theilchen erklären, und Hypotheſen, welche ſolches leiſten, zuläſſig finden, da die feſten Körper offenbar aus kleinern beſtimmt geformten Theilchen beſtehn? Nur darf man nicht an Atome in der eigentlichen Bedeutung denken, und die Theilchen, auf die man ſich bey einer Erklärung beruft, müſſen wenigſtens möglicher Weiſe in der Erfahrung vorkommen können."

Bey den drey Grundgeſetzen der *Mechanik* weicht Hr. *L.* bedeutend von *Kant* ab, theils was die Beweiſe derſelben, theils was die Gränzen ihrer Gültigkeit betrifft, und auch hier iſt Rec. mit ihm völlig einverſtanden. Er würde dieſen Theil der Erörterung für den belehrendſten halten, wäre der Vortrag des Vfs. nicht überall faſt gleich befriedigend.

Bey dem Kantiſchen Beweiſe des Geſetzes der *Beharrlichkeit* (bey allen Veränderungen in der körperlichen Natur bleibt die Quantität der Materie im Ganzen unverändert) wird Ein Merkmal der Materie, die Beweglichkeit, als Grundeigenſchaft, welche das

Ganze erschöpft, angenommen; aus diesem Grunde billigt Hr. *L.* ihn nicht. Er leitet die Nothwendigkeit dieses Gesetzes daher, weil nichts uns Gewissheit geben könnte, dass in irgend einem Fall Materie wirklich, und nicht blos scheinbar, für unsre Wahrnehmung, untergegangen oder entstanden wäre; und weil folglich von dem Gegentheil jenes Gesetzes keine Erfahrung statt finden könne; in der Physik aber nur solche Behauptungen gelten, deren Beweise sich durch Erfahrung als möglich denken lassen. — Für das Gesetz der *Gegenwirkung* (in aller Mittheilung der Bewegung sind Wirkung und Gegenwirkung sich jederzeit gleich) giebt *Kant* einen Beweis, der jedem als sonderbar aufgefallen ist; Hr. *L.* findet den Grund dieser Sonderbarkeit darin, dass *Kant* dem relativen Raume Trägheit zuschreibt, die doch nur der Materie zukommen kann. Die Begriffe, welche wir uns in der Mechanik von der Grösse der Bewegung, von der Mittheilung der Bewegung und von den Gesetzen machen, wonach sie im Stosse erfolgt (also auch von dem Gesetze der Gegenwirkung), sind nichts als die einfachsten mathematischen Normen, und nur in so weit nicht willkürlich, als sie von der ersten Eigenschaft der Materie der Beweglichkeit genommen werden. Ihnen kann die Erfahrung nirgends genau entsprechen, weil in der Materie noch mehr als Beweglichkeit ist; sie kann sich ihnen nur nähern; deshalb dienen uns jene Gesetze auch blos als Mass, als Norm, von denen wir ausgehn, wenn wir die Wirkungen der Körper auf einander bestimmen und berechnen wollen. In der Erfahrung ist in diesen Wirkungen immer noch mehr im Spiel, welches jene einfachen Gesetze ändert, z. B. Elasticität, und in dem lebenden Körper selbst Reize, deren Wirkungen nicht auf Masse und Geschwindigkeit beruht, und die ihn von innen in Bewegung setzen und dadurch jene Wirkungen vermehren oder vermindern. Dessen ungeachtet müssen wir die Erklärung der Erscheinungen nach den einfachsten Gesetzen so weit treiben, als es die Erfahrung zulässt, um Irrthum zu vermeiden. Dieses ist die Art, wie Hr. *L.* das berühmte Gesetz der Gegenwirkung und die verwandten mechanischen Gesetze rechtfertigt. „Die Einseitigkeit (bemerkt er an einem andern Orte), welche wir allen Theorieen vorgeworfen haben, die durch Absonderung einer Eigenschaft der Körper entstanden sind, trifft die Mechanik nicht, weil sie nur zur Bestimmung einer solchen abgesonderten Eigenschaft, der Bewegung, angewendet wird. Es ist nicht das Ganze, welches sie zu ordnen, oder gar abzuleiten und zu construiren unternimmt; es ist nur die Bewegung, deren Bestimmung und Berechnung sie zum Gegenstande hat. Unter dieser vorsichtigen Behandlung darf man sich ihrer mit der Sicherheit bedienen, welche von einer mathematischen Wissenschaft verlangt wird." — *Kant* hat der Materie, weil sie dem Gesetze der *Trägheit* [besser des Beharrungsvermögens] unterworfen ist, *Lebloſigkeit* zugeschrieben; nach Hn. *L.* mit Unrecht. Lebloſe Körper sind die, welche im Stoſs die Grösse der Bewegung nicht verändern, sich also nicht von innen zur Bewegung bestimmen, sich blos leidend verhalten. Das Gesetz der Trägheit gilt aber auch für lebendige Körper: „denn sey es durch Gefühl, durch Begehren oder auf eine andere Art, dass sie sich von innen zur Bewegung oder Ruhe bestimmen: so müssen wir doch immer eine äussere Ursache annehmen, wodurch das Empfindungs- oder Begehrungsvermögen in Thätigkeit gesetzt wird; eine Abwesenheit derselben würde auf Freyheit zurück führen, welche noch mehr als blosses Leben ist, und auf keine Weise nothwendig damit verknüpft zu seyn braucht."

Es giebt noch einige Sätze in der Naturkunde, ausser den hier verhandelten, welche nicht empirischen Ursprungs sind: die *teleologischen*. Mit interessanten Bemerkungen über sie, gröstentheils nach *Kant*, und über das Verfahren der *Naturbeschreibung* beschliesst Hr. *L.* den *zweyten* Abschnitt seiner Schrift. „Wir dürfen, sagt er unter andern, es nicht vergessen, dass aus der Schule der Teleologie die eifrigsten Beobachter der Natur hervorgegangen sind, und *dass* wir ihnen die wichtigsten Entdeckungen und Beobachtungen verdanken. Sie begeisterte den grosen *Linné*, und er verbreitete seinen Enthusiasmus auf das ganze cultivirte Europa. Auch giebt es keinen reinern, den Geist mehr stärkenden und erhebenden Genuss, als die Erforschung der Natur in dieser Rücksicht. Sie stellt sich uns dann als ein Kunstwerk dar, in dessen Theilen die Vernunft mit Bewunderung die vollkommenste Harmonie erkennt, dessen Schöpfung ihr aber unerforschlich bleibt, wie ihr sogar die Schöpfung jener matten Copieen der Natur, die dichterischen Phantasieen unerforschlich sind."

Die aus eigner, innerer, lebendiger Anschauung geschöpfte Schilderung wahrer Naturforschung, welche Rec. weiter oben ausgehoben hat, bereitet den Leser auf eine würdige Art zu den lehrreichen Ideen vor, welche der *dritte* Abschnitt enthält. „Soll es also eine Naturkunde geben, heisst es hier, so müssen wir folgenden Satz an die Spitze derselben stellen: Man darf in der Naturkunde nichts annehmen, was nicht ein Gegenstand der Erfahrung ist, oder doch werden kann. Alle Voraussetzungen, wodurch wir die Lücken unserer Kenntnisse ausfüllen und die Erscheinungen geschickt zu einer Uebersicht bringen, sind nur dann gültig, wenn sie als solche können erkannt werden. Und wenn wir ungewiss sind, welche Voraussetzungen die Naturkunde zulässt: so dürfen wir nur das Angenommene setzen, als wirklich gegeben, und dann fragen: woran erkennen wir, dass es als ein solches gegeben ist." So einfach dieser Grundsatz, so leicht anzuwenden dieses Kriterium ist, so folgenreich und weitgreifend sind beide. Die kritischen Bemerkungen über einzelne Materien der Physik, welche Hr. *L.* ihnen beyfügt, zeigen dieses auf eine ausgezeichnete Weise, und enthalten auf wenig Seiten mehr wahre Naturphilosophie, als vielleicht alles, was in Deutschland unter diesem pomphaften Titel sonst noch erschienen ist.

Dass

Digitized by Google

Dafs eine Kraft eine urſprüngliche ſey, dafs kleine Theilchen eines Körpers die kleinſt möglichen (Atome) ſeyen, läſst ſich in der Erfahrung auf keine Art erkennen; eben ſo wenig iſt eine Kraft, als ſolche, fähig, angeſchaut zu werden. Irgend eine Kraft in der Natur für eine urſprüngliche zu nehmen, iſt daher unerlaubt; nicht minder unzuläſſig iſt die Annahme von Atomen; und Kraft darf in der Naturkunde nur ein Ausdruck ſeyn, wodurch eine Klaſſe von Erſcheinungen ſo bezeichnet wird, wie ſie beſtändig, unter allen Hinderniſſen und Aenderungen, vorkommen, und nichts mehr. Nimmt man Atome an, ſo muſs Feſtigkeit als die Grundeigenſchaft der Materie angeſehen werden. Dafs dieſs indeſs höchſt wahrſcheinlich Irrthum ſey, dafs vielmehr alle Materie im Innern flüſſig, an den Oberflächen dagegen (wo Ungleichförmigkeit der Berührung iſt) nicht-flüſſig iſt; und dafs das, was wir Feſtigkeit nennen, blofs Schein iſt, der daraus entſpringt, dafs feſte Körper aus lauter äuſserſt dünnen ſich durchkreuzenden und von einander entfernten Blättern und Faſern beſtehn; dieſs führt Hr. *L.* mit vielem Scharfſinn aus, und man muſs geſtehn, dafs dieſe ſeine ſo einfache Theorie der Feſtigkeit ſehr einnehmend iſt. Wie vortrefflich ſie mit den Adhäſionsverſuchen des Grafen *von Rumford* übereinſtimmt, und wie dieſe Verſuche aus ihr ihre wahre Erklärung erhalten, werden Naturforſcher aus dem dieſsjährigen Februarhefte von *Gilberts Annalen der Phyſik* ſchon mit Vergnügen bemerkt haben. Hr. *L.* hatte dieſe Ideen zuerſt in den *Annales de Chimie* vorgetragen, und daraus wurden ſie in des Hn. *v. Crell's chemiſchen Annalen* überſetzt. „Der Ueberſetzer fragt in einer Anmerkung: Sind aber nicht dieſe Blättchen ſchon feſte Körper? Ich erſchrack, als ich dieſes las. Alſo hatte mich nicht einmal der Ueberſetzer, der jedes Wort übertragen muſste, verſtanden!" Ueberraſchend war dem Rec. der Unterſchied, den Hr. *L.* zwiſchen Strahlung und elaſtiſcher Fortbewegung in einer Sphäre macht, und es ſcheint ihm, dafs dieſes einer weitern Erörterung werth wäre. — Von den folgenden Bemerkungen werden einige Stellen, welche Rec. heraushebt, dem Leſer einen richtigen Begriff geben: „Wir müſſen, ſo weit es uns möglich iſt, das Gebiet der *todten Natur* ausdehnen; es iſt das einfache, der mathematiſchen Beſtimmung am meiſten fähige Gebiet. Man darf auf die todte Natur nicht verächtlich herabſehn, wie dieſes in neuern Zeiten geſchehen iſt, beſonders von den neuern Philoſophen, welche durch Verachtung oft den Mangel an Gründlichkeit zu verbergen ſuchen. Das Unendliche liegt dem unaufhörlich und immer ſich gleich Wirkenden zum Grunde, und das Erhabene herrſcht hier, wo die Natur eine unerſchöpfliche Fülle zeigt. Man könnte ſagen, das Todte ſey der Ernſt, das Lebende nur das Spiel der Natur." — „Vielleicht iſt man glücklicher in der Erklärung der Erſcheinungen des kranken Körpers, wenn man die Aſthenie nicht, wie einſt Franklin die negative Electricität, für Mangel der Erregung, ſondern für eine entgegengeſetzte Erregung anſieht, ſo wie man jetzt zweyerley electriſche Materien annimmt, und dadurch groſse Fortſchritte in der Theorie dieſer Materien gemacht hat." — „In ihrer Anwendung iſt die neuere Philoſophie nur das erweiterte Geſetz der Polarität, welches, wie alle ähnlichen einſeitigen Geſetze, vieles erklärt, und daher den Schein giebt, als erkläre es alles. Wo die Polarität hervorſticht, wird es ſehr nützlich ſeyn können; ſchädlich, wo man es gezwungen auf das Ganze anwenden will." „Der Naturforſcher, der die Erfahrung als die Quelle aller unſerer Kenntniſſe in der Naturkunde anſieht, muſs die Mannichfaltigkeit der Natur ſelbſt als das Aeuſserſte anſehn, was er erreichen kann; ſie liegt in der Natur allen Erſcheinungen zum Grunde. Für den Geiſt des Individuums mag es ein Bedürfniſs ſeyn, Alles auf die Einheit zu bringen; er mag dieſes Bedürfniſs befriedigen, ſo weit es ohne eine Entſtellung der Natur geſchehen kann. Wir haben den Weg gezeigt, wie dieſe Vereinigung möglich iſt. Aber das erhabene Ganze erhält ſeine Würde nur durch die unendliche, unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit." So ſchlieſst dieſes Werk, und ſo mag auch die Recenſion beſchlieſsen, welche nur für den Umfang, nicht für den Werth und die Wichtigkeit dieſer klaſſiſchen Schrift zu lang ſeyn dürfte.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Schöne: *Neue Rechtſchreibung nach der deutſchen Mundart.* 1804. X u. 229 S. 8. (18 gr.)

Dafs *Philipp von Zeſen* noch immer ſeine Schüler hat, welche ihn an orthographiſchem Unſinne, wenn es anders erlaubt iſt, dieſen Ausdruck zu gebrauchen, noch übertreffen, das zeugt dieſe Schrift. Um dem Leſer einen Vorſchmack der köſtlichen Speiſe zu geben, ſetzt Rec. eine diplomatiſch genaue Abſchrift von dem Anfange der Vorrede hierher: „Schohn ſeit elf Jären ferwende ich di Schtunden, di mihr fon Beruhfs-Geſchäften übrig bleiben, auf das Studium där teutſchen Rechtſchreibung, òne das ich fon Anfang di beſchtimm'te Abſicht gehab't hätte, meine Arbeit öffentlich bekannt zu machchen. Ich woll'te blofs ferſuchen, ob ich meiner Mutterſchprache, di mihr ſehr am Herzen lig't, nicht dän Dihnſt erweiſen könn'te, ire Rechtſchreibung fon där Menge ganz unzweckmäſsiger Règeln, und fon där ungeheuren Anzahl fon Ausnamen, wodurch däm Läſe- und Schreibe-Schüler eine ſo unerträgliche Laſt aufgebürdet wird, zu befreien, ihr das Wilkürliche und Schwankende zu benämen, und ſie auf ſo wènige, auf ſo einfache, und auf ſo feſte und beſchtändige Règeln und Grundſätze zurück zu füren, das gahr keine, òder doch nuhr äuſserſt wènige Ausnahmen Schtat finden, welche zu faſen und zu behalten, däm Lèr'linge keine ſonderliche Mühe machchen kann." — Es würde wahrer Zeit- und Papierverderb ſeyn, wenn Rec. alles das Unhaltbare und Folgenwidrige aufdecken wollte, was in dieſem Buche liegt; nur über den Hauptgrundſatz, worauf der Vf. ſein Lehrgebäude geſtützt hat, ſey es er-

Digitized by Google

erlaubt, einige Worte zu ſagen. Der Vf. äufsert ſich nämlich S. 3. alſo: „Je mer ich indesſen über meinen Gägenſchtand nachdachte, deſto feſter ward ich ſon där Unumſchtöſslichkeit des Grundſatzes überzeugt, auf welchen ich mein ganzes Siſtehm där teutſchen Rechtſchreibung baue, und diſer iſt: *ſo zu ſchreiben, wi man ſchpricht.* Das Schprechchen ferſchtehe ich aber nahch där algemeinen Schprache där Gelèr'ten, oder ſo genannten Bücherſchprache, nicht aber nahch där einen oder där andern Prowinzial-Schprechahrt." — Allerdings liegt der Satz: *ſchreib, wie du ſprichſt*, bey der Orthographie einer jeden Sprache zum Grunde, in ſo fern er auf der Natur des Schreibens, als einer Nachahmung des Sprechens, beruht, und deswegen gingen auch unſere beſten deutſchen Sprachlehrer, z. B. *Adelung*, in der Orthographie von jenem Grundſatze aus; allein da ſie in das Weſen derſelben tiefer, als unſer Vf., eindrangen: ſo beſchränkten ſie jenen Grundſatz, und vermieden die närriſchen Grillen, von denen das gegenwärtige Buch einen Beleg giebt. Bedachte denn der Vf. gar nicht, wie verſchieden, wie ſchwankend die Ausſprache ſelbſt *där Gelèr'ten* iſt? müſſen nicht, bey der Armuth unſerer Schriftzeichen, *verſchiedene* Laute mit *eben demſelben* Schriftzeichen dargeſtellt werden? Hat ſich der Vf. nicht ſelbſt dieſem Geſetze unterwerfen müſſen? Welche verſchiedenen Laute drückt nicht in der oben angeführten Stelle: *Je mer ich indesſen* u. ſ. w. das Schriftzeichen *e* aus! Noch mehr: bezeichnet nicht auch der Vf. nach ſeinem Syſteme *einen und ebendenſelben* Laut mit *verſchiedenen Buchſtaben?* So ſchreibt er z. B. *ſtirb* und *zirp*, *Schälle* und *Schelle* u. ſ. w. Will er antworten, dafs feine Sprachwerkzeuge auch hier den Unterſchied der Laute hörbar machen werden: ſo bekennt Rec., dafs er noch nicht ſo glücklich geweſen iſt, auch bey der gebildetſten Ausſprache einen merklichen Unterſchied des *b* und *p* am Ende nach einem *r*, ingleichen des *ä* und tiefen *e* zu entdecken. Kurz die Ausſprache *allein* kann nicht zur Führerin der Orthographie dienen. Wenn dieſs aber wahr iſt, wie es nicht geläugnet werden kann: ſo werden noch manche Regeln nothwendig ſeyn, um die Fälle genauer zu beſtimmen, in welchen *Abſtammung*. *Ableitung* u. ſ. w. entſcheiden müſſen. Durch dieſe Regeln aber wird eine weit *leichtere Einheit* und *Uebereinſtimmung* bewirkt, als durch die völlig ungewiſſe und ſchwankende Ausſprache, welche der Vf. bey ſeinem Syſteme zum Grunde gelegt hat. Dieſs zeigt auch die Erfahrung. Denn iſt, bey manchen Abweichungen einzelner Schriftſteller, nicht gröſsere Uebereinſtimmung in unſerer herrſchenden Orthographie, als in den Syſtemen unſerer Neuerer von *Philipp von Zeſen* und *Samuel Butſchky* an bis auf den ungenannten Vf., ungeachtet ſie alle von der Ausſprache ausgingen? Wozu denn nun aber dergleichen Neuerungen, nachdem ſo viele Beyſpiele ihre Unnützlichkeit bewieſen haben?

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Koblenz*, in d. Laſſaulx. Druckerey: *Elemente des Syſteme der neuen Maſse*, nebſt einer *Anleitung zur Decimalrechnung*. Nach dem Franz. des Bürgers *Aubry*. Jahr 7. 3 Bog. Text 8. und 3 halbe Bog. Tabellen. (6 gr.) — Auf dieſen wenigen Blättern findet man das neue franzöſ. Mafsſyſtem nicht allein nach ſeinen Ober- und Unterabtheilungen, ſondern auch mit den alten franzöſiſchen und Koblenzer verglichen. Der Vf. bemerkt, dafs ſich die Namen der neuern Mafse auf ſechszehn zurückführen laſſen; nämlich fünf Stammwörter der erſten Klaſſe, drey Stammwörter der zweyten Klaſſe, und acht abgeleitete; genau genommen, zählt man deren zwar neunzehn: aber da die drey letzten nicht zum täglichen Gebrauche dienen, ſo werden ſie nur einfach angezeigt. Die fünf Stammwörter der erſten Klaſſe ſind: der Mono oder die Grund-Einheit (obgleich von jenem Ausdruck im Decrete ſelbſt nichts vorkommt: ſo hält ihn doch der Vf. für unentbehrlich), der Deca, der Hecto, der Kilo und der Myria. Die drey Stammwörter der zweyten Klaſſe ſind: der Deci, der Centi und der Milli. In Rückſicht der acht abgeleiteten Worte bemerkt der Vf., dafs, ſtrenge genommen, deren ſechszehn ſeyn ſollten, weil faſt jedes der vorhergehenden Stammwörter von der Art iſt, dafs auch ſeine Hälfte und Verdoppelung dargeſtellt werden kann; indeſs trifft dieſes eigentlich nur den Kilo, den Hecto, den Deca, den Mono und den Deci, ja ſogar der Kilo läſst ſich nicht verdoppeln, und der Deci nicht halbiren; auf ſolche Art erhielte man 1) den Demi-Kilo, der den fünfhundertfachen Werth des Mono anzeigt, wozu der Vf. den abgekürzten Namen Mikilo oder ſelbſt Milo vorſchlägt; 2) den doppelten Hecto, den man durch Bi-Hecto ausdrücken könnte; 3) den Demi Hecto oder Mi Hecto. Um indeſſen nicht durch Zuſammenziehung Becto, Hecto und Mecto nach und nach zu bekommen, deren Gleichlaut zu Verwechſelungen Anlafs geben könnte, ſchlägt der Vf. vor, den erſten Becton, den zweyten Hecto und den dritten Mecto zu nennen; 4) den doppelten Deca, verkürzt: Bi Deca oder Bican; 5) den halben Deca, abgekürzt: Mi Deca oder Mical; 6) den doppelten Mono, abgek. Bi Mono oder Bimon; 7) den halben Mono, abgek. Mi Mono oder Mimar; 8) den doppelten Deci, abgek. Bi Deci oder Bici. Es werden nun auch die fünf Geſchlechtswörter erklärt: Meter, Are, Stere, Litre, Grave, welches letztere ſich eigentlich nicht im Decrete befindet und mit Kilogramme (von der neuen Gewichts-Einheit Gramme, die auch in der Gewichtstafel richtig aufgenommen iſt) gleichbedeutend iſt. Von den Tafeln enthält die erſte die Längen-, die zweyte die Capacitätsmafse, und die dritte die Gewichte. Für manche Leſer iſt auch eine Erläuterung zur Verſtändlichkeit der Decimalbrüche beygefügt worden. Von Münz- und Zeit-Eintheilung iſt gar nichts erwähnt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. April 1807.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Schöll: *Eſſai ſur la Géographie des Plantes*, accompagné d'un tableau phyſique des régions équinoxiales, fondé ſur des meſures exécutées, depuis le dixième degré de latitude boréale juſqu' au dixième degré de latitude auſtrale, pendant les années 1799 — 1803. Par *Alex. de Humboldt* et *A. Bonpland*. Avec une planche. 1807. 155 S. folio.

Die Gegenſtände, welche Hr. *v. H.* in dieſem Werke vorträgt, beſchäftigten ihn ſchon ſeit vielen Jahren. Bey ſeiner groſsen Aufmerkſamkeit auf das ganze Gebiet der Natur muſsten ihm die Verhältniſſe des Bodens, der Gebirgshöhen, der Temperatur zu beſtimmten Pflanzenfamilien nothwendig auffallen. Er ſammelte mit unübertrefflichem Eifer, beſonders auf ſeiner groſsen amerikaniſchen Reiſe, alle Thatſachen, welche zur Gründung einer Geographie der Pflanzen dienen, und brachte ſie unter allgemeine Geſichtspunkte, die man hier aufgeſtellt findet. Dieſe Kenntniſs von dem Standorte der Gewächſe fordert in der That eine ſo ſeltene Verbindung anderweitiger Kenntniſſe, wie man ſie, auſser dem Vf., nur bey wenigen Gelehrten antreffen wird. Die Geographie der Pflanzen greift auf der einen Seite in die Geognoſie und Mineralogie eben ſo ſehr ein, als ſie von der Naturlehre und Chemie Thatſachen entlehnen muſs. Sie verbindet ſich auf der andern Seite mit der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, um die Wanderungen der Pflanzen zu erklären, und mit der ſyſtematiſchen Anordnung der Gewächſe, um die Arten gehörig unterſcheiden zu können. Um dieſe Kenntniſs, die auf den Anbau der Pflanzen einen unläugbaren Einfluſs hat, zu gründen, muſs man aber ſehr reich an Thatſachen ſeyn, die man nicht, oder höchſt ſparſam, in Büchern findet, und die nur ein ſo gelehrter und kenntniſsreicher Reiſender auffaſſen und ſammeln konnte.

In der That iſt dieſes Werk der offenbarſte Beweis von der ſeltenſten und glücklichſten Verbindung groſser Talente und umfaſſender Kenntniſſe mit den liebenswürdigſten Eigenſchaften des Charakters. Die groſsen Anſichten der Natur, die tiefen Kenntniſſe der Naturlehre und des Alterthums reiſsen eben ſo ſehr zur Bewunderung hin, als die ungeheuchelte Beſcheidenheit des Vfs., die nicht bloſs einem Jeden Gerechtigkeit widerfahren läſst und das eigene Verdienſt ſo gering anſchlägt als möglich, ſondern ſogar im Urtheile über manches fremde Product eher zu viel Güte als Strenge zeigt. Zu dieſem allen kommt eine Schreibart, die ſich eben ſo ſehr durch Reinheit, als durch angemeſſenen Schmuck empfiehlt; eine Sprache, die man kaum reiner und ſchöner in den klaſſiſchen Werken der Franzoſen finden wird. Um ſo mehr wundert man ſich, wie ein ſo feiner Kenner der guten Schreibart ſich durch ſeine Neigung, ſeinen Bekannten etwas Verbindliches zu ſagen, beſtechen laſſen konnte, auch *Ramond* in dieſer Rückſicht zu loben.

Um den Leſern nur einigen Begriff von den herrlichen Anſichten zu geben, welche die Abhandlung über die Geographie der Pflanzen enthält, bemerken wir, daſs Hr. *v. H.* von dem vereinzelten oder geſelligen Leben der Gewächſe ausgeht. In gemäſsigten Erdſtrichen ſcheinen die Mooſe und andere unvollkommene Gewächſe am meiſten in Geſellſchaft zu leben; die Conferven und das *Sphagnum* bilden unſere Torfmoore; aber auch zwiſchen den Wendekreiſen kommen in gewiſſen Höhen der amerikaniſchen Gebirge *Brathys*, *Eſcallonia* und *Tourretia* vor, auf den Ebenen, die den Amazonenfluſs begränzen, findet man *Croton argiateus*, *Bougainvillea* und *Godoya* in Haufen. Auch die Bambuſen und Heliconien wachſen in Neu-Granada in Geſellſchaft, doch nie in ſolcher Ausdehnung, als in gemäſsigten Erdſtrichen.

Dann unterſucht der Vf., welche Pflanzen am weiteſten auf der Erde verbreitet, und welche gewiſſen Ländern oder Erdſtrichen eigen, aus denſelben ſich über andere ausgedehnt haben. Die Keime unvollkommener Organiſmen, der Mooſe und Flechten vorzüglich, kommen wahrſcheinlich in allen Breiten auf gleiche Weiſe fort: ſo *Polytrichum commune*, *Dicranum ſcoparium* (*Sphagnum paluſtre L.*) und *Lichen limitatus Scop.* (*Lecidea paraſama Achar.*). In der That giebt es zwiſchen den Wendekreiſen nicht weniger Mooſe, als in höhern Breiten: beſonders in Süd-Amerika am Magdalenenfluſſe. (Man weiſs ja ſchon, welche reiche Aernte *Swartz* aus Jamaika und den übrigen Antillen mitgebracht hat.) Unter den vollkommenern Pflanzen giebt es keine einzige, die überall verbreitet wäre. Mit Unrecht hat man dieſs vom Nachtſchatten, der Erdbeere, dem Sellerie und dem Hünerdarm (*Alſine media L.*) behauptet. Der

Digitized by Google

Vf. glaubt, dafs die Menfchen vielmehr die Samen überall hingebracht haben, wo diefe Pflanzen wachfen. Ihm felbft fiel zwar auf den Andes eine Pflanze auf, die mit unferer Erdbeere die gröfste Aehnlichkeit hatte; aber da er fie nicht in Blüthe fah: fo wagt er auch nichts darüber zu beftimmen.. Um über die Wanderungen der Pflanzen zu entfcheiden, müfste man die uralten Denkmäler der Natur in Steinen und Erzen ftudiren, wo man in kältern Zonen Ueberrefte der tropifchen Vegetation findet, welche unerklärbar in ihrem Urfprunge find, wenn man nicht vorausfetzt, dafs die Gewalt der Sonnenftrahlen fich, vielleicht in Jahrtaufenden, ändere, und dafs ehedem die den Polen benachbarten Gegenden eben fo ftark erwärmt worden feyn, als gegenwärtig der Erdgürtel zwifchen den Wendekreifen. [Eine Hypothefe, in deren Prüfung wir uns hier zwar nicht einlaffen können, die uns aber eben fo wenig nothwendig fcheint, als die Annahme von der erft beym Untergang der Ur-Vegetation entftandenen Schiefe der Ekliptik. Wir wären begierig, Hn. *v. H.* Urtheil über *Wrede's* treffliche geologifche Schrift zu lefen, die uns über das grofse Räthfel ein wirklich auffallendes Licht zu verbreiten fcheint.] . . Durch den Anbau und durch Menfchen überhaupt find manche Pflanzen fo gemein worden, dafs man jetzt ihr wahres Vaterland nicht mehr weifs. So verfichert der Vf., dafs weder Kartoffeln noch *Chenopodium Quinoa* irgendwo wild in Amerika gefunden werden. Eben fo wenig, fagt er, wiffen wir, wo unfere Getreidearten wild wachfen, und wo das eigentliche Vaterland der Fruchtbäume ift. Denn, dafs jene fowohl als diefe im nördlichen Perfien wild gefunden feyn follen, beweifet nur das hohe Alter ihres Anbaus. [Dagegen wird Hr. *v. H.* erlauben, zu bemerken, dafs man doch in Deutfchland und Italien, wo feit Jahrtaufenden Getreide gebaut wird, niemals ein Zeugnifs finden wird, wo, entfernt von allen menfchlichen Wohnungen, in Wäldern und auf Wiefen Gerfte, Waizen und Rocken haufenweife und alljährlich wild gefunden worden. Aber vom Sommerwaizen verfichert *Strabo* (15, 1017.), dafs er in der nufikanifchen Provinz (im nordlichen Indien), von der Gerfte (*antiquiffimum frumentum Plin.* 18, 7.) *Mofes von Chorene* (*geogr. armen.* p. 360.), dafs fie am Araxes (Kur) in Georgien, und *Marco Polo* (*Ramufio* 2, f. 10. a.) dafs fie in Balafcham im nordlichen Indien wild wachfe. Vom Dinkel bezeugt *Andr. Michaux* (*Lamarck encycl.* 2, 560.), dafs er ihn in Hamadan wild gefunden habe. Rec. frägt: warum vereinigen fich alle Nachrichten von dem Vaterlande unferer Getreidearten auf das nördliche Perfien und Indien? Ift diefs nicht, nach allen Nachrichten, die Wiege des menfchlichen Gefchlechts, und fetzen nicht *Herder* und *Hartmann* mit Recht das Mofaifche Paradies nach Kafchmire? Was die Fruchtbäume betrifft: fo nimmt Hr. *v. H.* die Einführung des Kirfchbaums durch Lucullus mit *Plinius* zu weiter Ausdehnung an. *Theophraft* befchreibt ihn fchon (*hift.* 3, 13.), und er fowohl, als auch der Pflaumen-, Apfel- und Birnbaum wachfen zuverläffig im gröfsten Theil von Europa wild. Darum ift die Schilderung des alten Galliens in *St. Pierre's* Arcadien in diefer Hinficht eben fo wahr als fchön. Glaubt man doch gewöhnlich nicht zu wiffen, wo die Centifolie wild wächft! Aber *Herodot* (8, 138.) und *Theophraft* (*hift.* 6, 6.) geben ihr Philippi in Macedonien als Vaterland, und *Marfchall von Bieberftein* fand fie in Schirwan wild (Befchreib. der Länder am Kaukafus, S. 78.].

Der geiftreiche Vf. wendet fich nun zur Betrachtung des Gefammt-Eindrucks, den der Anblick der Gewächfe in verfchiedenen Klimaten hervorbringt. Er nennt diefs die Phyfiognomie der Gewächfe, theilt darnach die Pflanzen in 15 Familien, und meint, dafs fich diefe, mehr in malerifcher Rückficht betrachtet, durchaus von den Familien unterfcheiden, welche der wiffenfchaftliche Pflanzenkenner aufftellt. Rec. ift nicht diefer Meinung. Theils vermifst er unter diefen phyfiognomifchen Familien die *Compofitas*, *Cynarocephalas* und *Corymbiferas*, die *Umbelliferas*, *Proteas*, *Labiatas*, *Siliquofas*, *Leguminofas*, *Cucurbitaceas*, *Rofaceas*, *Tricoceas* und fo viele andere, deren Phyfiognomie eben fo ausgezeichnet ift, als die, welche der Vf. aufftellt; theils kann man nicht zugeben, dafs das Malerifche des Anblicks fo gänzlich von den wiffenfchaftlichen Unterfcheidungen getrennt fey. Wenn das Ideal jedes Syftems die möglichfte Annäherung an die natürliche Ordnung ift, und wenn fich natürliche Gattungen und Familien durch den Gefammt-Eindruck zu erkennen geben: fo verbindet fich hier offenbar das Malerifche mit dem Wiffenfchaftlichen. Erkennt man nicht auf den erften Anblick die Verwandtfchaft von *Rubia* und *Galium*, von *Thymus* und *Melifla*, von *Alyffum* und *Thlafpi*, von *Vaccinium* und *Andromeda*, von *Dolichos* und *Phafeolus?* . . Der Vf. fchliefst diefen Auffatz mit einer fehr fchönen Schilderung der herrlichen Vegetation zwifchen den Wendekreifen, die den Rec. lebhaft an fo manches treffliche Gemälde in *St. Pierre's* Schriften erinnert. Doch hätte man hier ganz vorzüglich eine Angabe der geographifchen Verbreitung diefer Familien erwartet, wie fie *Treviranus* in feiner Biologie verfucht hat. Hier wäre der Ort gewefen, aus einander zu fetzen, welche Formen und in welchen Ländern oder Klimaten fie vorherrfchen; was z. B. die magellanifche Flor auszeichnet; wie in Sibirien die *Gentianen*, *Staticen*, *Allia*, *Spiraeen*, *Potentillen*, *Pedicularen*, *Robinien*, *Aftragali* und *Artemifien* fo äufserft zahlreich find, und dagegen faft gar keine *Malvaceae* vorkommen; wie die neuholländifche Flor gewiffe Aehnlichkeiten mit der füdafrikanifchen hat; wie fich auf den Mafcarenhas faft gar keine *Siliquofa* findet (die einzige *Cardamina africana*), und dagegen *Conyzen*, *Siden*, *Domaeyen*, *Coffigneae*, *Grangeria*, *Ludia*, *Prockia*, *Pfathura*, *Cunninghamia*, *Myonima*, *Molinaea*, *Gilibertia*, *Hugonia*, *Fiffilia* (Gattungen, die diefen Inseln eigenthümlich find); wie Japan in feiner Flor vielleicht die allermeiften Eigenthümlichkeiten zeigt; wie China und Surinam, Neuholland und Südafrika

Digitized by Google

afrika vielleicht die allerschönsten Formen im Gewächsreiche hervorbringen; diese und ähnliche Untersuchungen erwartete Rec. in einem *Versuche über die Geographie der Pflanzen;* und von wem hätte man diese Untersuchungen lieber gelesen, als von *Humboldt?* Statt derselben giebt er uns hier blofs schöne Bruchstücke, die der würdige *Treviranus*, oder wer ihm gleich ist, einst verarbeiten wird.

Es folgt nun die Erklärung des physischen Gemäldes der Aequatorial-Gegenden in Amerika, vom 10 Gr. S. bis zum 10 Gr. N. B. Das Ganze ist auf einer Kupfertafel von *Turpin* äufserst geschmackvoll dargestellt. In der Mitte erheben sich die ungeheuren Riesen unter den Andes, Chimboraço, Cotopaxi u. s. f. mit einem senkrechten Durchschnitt, auf welchem das Gebiet der Pflanzen bis zur Schneelinie angegeben ist. Die Luft ist in ihrer Farbe so allmählig abgestuft, wie der Cyanometer es zeigt. Zu beiden Seiten sind Scalen für Toisen und Mètres, für die Temperatur, den Zustand der Elektricität, die chemische Mischung der Luftmasse, die Höhe des Barometers, die Abnahme der Schwere, den Grad des kochenden Wassers, die horizontalen Brechungen, endlich für den Aufenthalt der Thiere und den Anbau der Gewächse in bestimmten Höhen. Dieses Gemälde (eine äufserst sinnreiche Erfindung) stellt auf einen Blick den ganzen Umfang der Untersuchungen des Vfs. in Süd-Amerika dar. Es ist nur zu bedauern, dafs die Basis nicht grofs genug angenommen werden konnte, um den Bergen eine minder steile Neigung zu geben. Die östlichen Abhänge sind hier viel sanfter dargestellt, als die westlichen; doch bemerkt der Vf., dafs auch nach Morgen zu jähe Abfälle vorkommen. Am östlichsten Ende ist eine senkrechte Spalte angebracht, die 4200 Schuh Tiefe hat, wie sich eine solche zu Rio-Cutacu in Peru findet. Sein Hauptaugenmerk richtete der Vf. bey dieser Darstellung auf die Standorte der Gewächse. Die höchsten Punkte (13800 Schuh) nahe an der Schneelinie, nehmen die Grasarten, einige *Valerianen*, *Ranunculi*, *Gentianen*, *Espeletia*, *Passifragen*, *Lobelien*, *Swertia quadricornis*, *Azorellen* ein. Ueber diesen finden sich, bis zu einer Höhe von 17000 Schuhen, nur noch Lichenen, von denen *Lecidea pustulata* und *atro-viridis* die letzten Organismen waren, welche der Vf. antraf. [Auf den Salzburgischen Alpen ist die letzte Spur der Vegetation schöner. Der treffliche *Flörke* fand (*Hoppens* Taschenb. 1800.) noch zuletzt *Baeomyces subuliformis*, *Cetraria nivalis*, *islandica* und *cucullata*.] Von 9000 bis 13800 Schuh Höhe findet man auf den Andes schon Syngenesisten, baumartige auf dem Pichincha, sonst *Astern Mutisii*, *Conyzen*, *Baccharides*, *Tussilagines* und *Perdicia*, ferner *Escallonien*, *Melastomen* mit violetten Blumen, *Winteren*, *Weinmannien*, *Molinen*, *Embothria*, *Acaenen*, *Geranien*. Bey 9000 Schuh Höhe fängt das Gebiet der Cinchonen an, und geht herab bis zu 2500 Schuh. Selbst bey 1900 Schuh fand der Vf. schöne Exemplare der *Cinchona longiflora*. Die berühmte China von Loxa (*Cinchona Condaminea Humb.*) wächst auf blofsem Glimmerschiefer. Einige Botanisten haben behauptet, Chinabäume auch bis zu 14000 Schuh Höhe gefunden zu haben; aber der Vf. zeigt, dafs man Weinmannien und Winteren, deren Rinde auch fiebervertreibende Kräfte besitzt, damit verwechselt habe. Die Angustura-Rinde kommt von der *Cusparea*, einer Gattung, die von der *Cinchona* gänzlich verschieden ist. In diesem Gebiet der Cinchonen ist die Vegetation erstaunlich reich und mannichfaltig. (Wir hoffen noch künftig über die Verhältnisse des Bodens und der Gebirgsarten, worauf diese oder jene Gattungen vorkommen, belehrt zu werden.) Von 9000 — 6000 Schuh, also in dem kältern Gebiete der Cinchonen, hat die Vegetation auf den Cordilleren fast gar keinen bestimmten Charakter. Wenn man in den *Vaccinien*, *Andromeden*, *Calceolarien*, *Pinguiculis*, *Oxaliden* und in dem *Marathrum Humb.* die Alpen-Natur nicht verkennt: so finden sich dagegen *Barnadesia*, *Duranta*, *Castillaja*, *Symplocos*, *Styrax*, *Margyricarpos*, *Begonia*, *Alströmeria*, *Piper*, *Clusia*, *Annona*, *Rhenia*, *Loasa*, *Thibaudia*, *Coffea*, *Columella*, *Psidium*, *Freziera*, *Mutisia*, *Vallea*, *Datura*, *Tropaeolum* und unzählige andere Gattungen, die den tropischen Charakter tragen. Von 6000 — 3000 Schuh Höhe (mittlere Temperatur 17° Reaum.) sind baumartige Farrenkräuter, Laubmoose, Orchideen, empfindliche Mimosen in aufserordentlicher Menge. Noch tiefer herab, und unter der niedrigsten Gränze der Cinchonen, kommen Scitaminen, Palmen, *Valvaceae* u. s. f. vor. Beyläufig über den *Chinoslemon*, den *Cervantes* so trefflich beschrieben hat. Der Vf. wendet nun diese Uebersicht auf Europa an, und zeigt, wie sich auch von diesen Ländern eine botanische Karte entwerfen liefse, deren Ausführung aber noch weit gröfsern Schwierigkeiten unterworfen ist, weil eine Menge Pflanzen sich nicht sowohl auf eine bestimmte Höhe über der Meeresfläche einschränken, als dafs sie einen bestimmten Grad von Temperatur lieben, oder sich auf einer bestimmten Mischung des Erdreichs finden. *Tofieldia palustris*, *Linnaea borealis*, die Gentianen und Saxifragen beweisen dies augenscheinlich. *Ramonds* hier angeführte Bemerkungen über den Stand der Pflanzen auf den Pyrenäen sind zu genau, um wahr zu seyn. So soll z. B. *Erica Tetralix* sich in einer Höhe von 2500 — 7200 Schuhen finden.

Die Scala, welche die Veränderungen der Temperatur anzeigt, lehrt augenscheinlich, dafs die Kälte mit den Höhen nicht ganz verhältnifsmäfsig wächst. Bey einer Höhe von 19000 Schuh, wo das Barometer 13 Zoll 11 Linien stand, war das Thermometer + 1° Reaum. Bey 15000 Schuh Höhe ist es 3° Reaum. Uebrigens sind die Veränderungen der Temperatur unter dem Aequator bey weitem nicht so bedeutend, als in höhern Breiten. Die äufsersten Gränzen des Thermometerstandes sind nur 16 — 20 Grade von einander entfernt. Die Barometerstände sind nach *la Place's* Formel berechnet. In Quito steht das Barometer auf 20 Zoll 1 L., in der Meyerey von Antisana

gar

gar nur auf 17 Zoll. Deſſen ungeachtet ſind die Bewohner dieſer Höhen geſund, aber Ankömmlinge leiden, beſonders wenn ſie ſchnell ſprechen, an beſchwerlichen Athmen. Sinkt vollends das Barometer bis auf 15 Zoll: ſo folgen Ohnmachten auf jede körperliche Anſtrengung. Sehr richtig bemerkt der Vf., daſs aus dieſem Grunde ſo viele Alpen-Pflanzen, bey ähnlichem Boden, doch nicht in den Ebenen fortkommen, weil man ihnen die leichte Luft ihrer Höhen nicht geben kann. Ueber das hygrometriſche Verhältniſs der Luft kommen treffliche Bemerkungen vor. Den groſsen Abſtand der Feuchtigkeit und Trockenheit zwiſchen dem weſtlichen Thale von Peru und der Bay von Guayaquil haben ſchon *Cobo*, *Acoſta*, *Bouguer* und *Ulloa* ſehr genau angegeben. Im Ganzen nimmt die Luftfeuchtigkeit von der Meeresfläche bis zu 15000 Schuh Höhe, von 86 — 54 ab: und dennoch ſieht man noch in der Höhe von 23000 Schuh über ſich leichte Wölkchen, wie Schafwolle ſchweben. Die elektriſche Spannung nimmt zu, in je gröſsere Höhen man kommt. Das Sauſſure'ſche Elektrometer zeigt auf der Spitze der Andes gewöhnlich 4 — 5°. Dann über die Zunahme der Bläue des Himmels, nach dem Paul'ſchen Cyanometer beſtimmt. Ueber die Zunahme der Stärke des Sonnenlichts in groſsen Höhen, wodurch der Stickſtoff gebunden und die harzigen, aromatiſchen Stoffe der Pflanzen entwickelt werden. Ueber die horizontale Brechung der Lichtſtrahlen und ein merkwürdiges Phänomen, welches auch ſchon *Sauſſure* auf dem Col de Géant beobachtete. Bey 10000 Schuh bemerkt man nämlich um Mitternacht ein ſchwaches Licht, welches den ganzen Horizont einfaſst. *Biot* erklärt dieſe Erſcheinung durch die Brechung des Sonnenlichts in der dichten Luftſchichte, welche den Horizont bedeckt. . . Eudiometriſche Bemerkungen, mit *Volta's* Eudiometer angeſtellt, welche die merkwürdige Thatſache beſtätigen, daſs ſich das Verhältniſs des Sauerſtoffs in dem Luftkreiſe nicht ändert: denn *Gay-Luſſac* fand auf ſeiner aëroſtatiſchen Reiſe eben daſſelbe Verhältniſs bey 19000 Schuh Höhe als in Ebenen. Aber durch die Nähe der Vulcane kann daſſelbe geändert werden. Der Waſſerſtoff nimmt um 2,000 ab. Die Abnahme der Schwere iſt bis auf 18000 Schuh nicht merklich: doch verhalten ſich die Oſcillationen des Pendels im luftleeren Raum bey 18000 Schuh Höhe zu denſelben an der Meeresfläche wie 9990,454 zu 10,000,000. — Geologiſche Bemerkungen über die Andes. Faſt alle Gebirgsarten ſind hier vereinigt: nur der Roggenſtein, der Topas, die Grauwacke und Kreide fehlen. Granit macht auch dort die Grundlage aus: doch iſt ſein Gemenge etwas verſchieden: viel Titanium-Oxyde, aber kein Speckſtein, kein ſchwefelſaurer Baryt. Die hohen Kämme der Andes ſind *mit Porphyr-* und Baſalt-Gebilden bedeckt, die ihnen *ein ruinen-artiges* Anſehn geben. Sehr merkwürdig iſt aber die erſtaunlich dicke Lage der ſpätern Gebilde, die überall den Granit bedecken und gänzlich verbergen. In Quito und Peru würde man mehrere Jahre reiſen können, ohne Granit geſehn zu haben. Der höchſte Punkt, wo man ihn gewahr wird, iſt bey 10700 Schuh Höhe. Steinkohlen finden ſich bey Sta Fé de Bogota in einer Höhe von 8000 Schuh. Foſſile Elephanten-Knochen finden ſich auf der Andes-Kette nur in einer Höhe von 6600 bis 8000 Schuh. Die Schneelinie iſt auf den Andes 15000 Schuh: bey 20° Breite iſt ſie 14100, bey 35° iſt ſie 10800, bey 45° iſt ſie 7692 Schuh über der Meeresfläche. Was die Thiere betrifft, ſo iſt der Condor das letzte, welches den Menſchen auf die höchſten Spitzen unſeres Erdballs begleitet. *Hr. v. H.* ſah ihn in einer Höhe von 20000 Schuh. Die Vicunen finden ſich dicht unter der Schnee-*Region*, etwas weiter hinunter die Puma-Katze, *einige Viverren* und der kleine Bär mit weiſser Stirn. . . *Der Anbau* des Bodens hört bey 11000 Schuh Höhe *auf*. *Das* letzte, was man baut, iſt Gerſte und Kartoffeln. Der Mais geräth nicht mehr bey 7200 Schuh. Aber unſere Getreide-Arten und *Chenopodium Quinoa* gedeihen ſehr gut bey einer Höhe von 6000 — 9000 Schuh. In einer Höhe von 5400 Schuh geräth *der Piſang* nicht mehr. Den Schluſs des Ganzen macht eine *treffliche* Tafel der Höhen mit Angabe derer, die ſie gemeſſen haben. Der höchſte Berg in der Welt bleibt

Chimboraço, nach *H.*	20148	Schuh
Cotopaxi	17712	—
Eliasberg	16974	—
Popocatepec (Mexico)	16584	—
Origaba (Mexico)	16334	—
Pic von Teyda in Africa	15948	—
Mauna-Roa auf den Sandwich-Inſeln	15468	—
Pichincha	14988	—
Mont-Blanc	14700	—
Montagne du beau temps (Nordweſtküſte von Amerika)	14004	—
Finſter-Aarhorn	13428	—
Jungfrau	12870	—
Ophir auf Sumatra	12160	—
Wetterhorn	11454	—
Mont-Perdu	10578	— u. ſ. f.

Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daſs die Gebirge im Innern von Afrika und in der Mongoley *erſt unterſucht* wären, weil eher ſich keine vollſtändige Ueberſicht der Verhältniſſe der Vegetation geben läſst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. April 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HERRMANNSTADT, b. Hochmeister: *Siebenbürgische Provinzialblätter. Ersten* Bandes *zweytes* und *drittes* Heft. 1805. 105 — 296 S. *Zweyten* Bandes *erstes* Heft 101 S. 8. (Prän. Pr. der Jahrg. 1 Fl. Ladenpreis 1 Fl. 30 Kr.)

Man hat Ursache sich der Fortsetzung dieser im Ganzen nützlichen Zeitschrift zu freuen, deren Fortgang nun um so mehr zu hoffen ist, da der Herausgeber *Joh. Filtsch* jetzt evangel. Stadtpfarrer in Herrmannstadt ist. — Der Inhalt dieser neuen Hefte (der *erste* wurde A. L. Z. 1805. Nr. 98. angezeigt) ist folgender.

Ersten Bandes *zweytes* Heft. 1) *Ueber die jetzige Staatsverfassung Siebenbürgens.* Als Handschrift zum Gebrauche bey meinen Vorlesungen, vom (verstorbenen) Conrector zu Mediasch, *Joh. Mich. Ballmann.* Offenbar ist dies der *zweyte* Theil der *Ballmannischen* statistischen Landeskunde von Siebenbürgen, (A. L. Z. 1801. Nr. 308.) der nun nach seinem Tode in dieser Zeitschrift abgedruckt wird; die *dritte* Abtheilung, oder die Staatsverwaltung von Siebenbürgen fehlt noch. Vorliegender Versuch über das Siebenbürgische Staatsrecht ist so, wie der *erste* Theil der statistischen Landeskunde, sehr mangelhaft und unrichtig. Einige Fehler sind so in die Augen springend, dass sie wirklich Verwunderung darüber erregen, wie vernachlässigt das Studium der Siebenbürgischen Staatsverfassung sey. So z. E. ist es S. 143. ganz falsch, dass die Siebenbürgischen Edelleute als solche und als einheimische auch in Ungern anerkannt werden, nicht aber wechselseitig die ungrischen Edelleute in Siebenbürgen. Die Erklärung des Worts Fönepek oder Förendek in der alten Szekler Verfassung ist eben so fehlerhaft: es gab keine Optimaten als solche unter den Szeklern, sondern diese Förendek waren die Officiere, die nicht nur Chargepferde für sich, sondern auch Handpferde stellen und einen grösern Aufwand bey Kriegszügen machen konnten. Daher konnte bey einer neuen Musterung ein Förend bloser Reuter werden, wenn er im Vermögen herab gekommen war, dagegen ein Reuter, der sich Vermögen und Kriegsverdienste gesammelt hatte, zum Officier erhoben wurde. Dass es gar kein Urbarium in Siebenbürgen gebe, (S. 147.) ist falsch; aber freylich sind die dem Vf. unbekannten *puncta regulativa* unzulänglich, und ein förmliches genaues Urbarium wäre höchst nöthig. Es wäre überflüssig alle Fehler dieses Aufsatzes anzuzeigen; er müsste, um brauchbar zu seyn, ganz umgearbeitet werden. — 2) *Ueber die Verdienste der Burzenländischen Reformatoren — Johann Honterus, Valentin Wagner, Matthias Glatz — um das Schulwesen im Burzenland.* Von *Lucas Joseph Marienburg*, Rector des evangelischen Gymnasiums zu Cronstadt. Ein schätzbarer Aufsatz, dem Andenken verdienter Männer geweiht. Die wohlthätige Wirkung der Reformation in Beziehung auf das Schulwesen ward in Cronstadt durch die genannten würdigen Männer bald sichtbar: die Literatoren werden S. 164. die Reihe der von *Honter* und *Wagner* herausgegebenen Schulbücher mit Vergnügen lesen. Zwey Holzschnitte von Honter zu dessen Cosmographie gehörig, sind durch die Sorgfalt des Vfs. in der Cronstädter Schulbibliothek zum Aufbewahren niedergelegt. Voll Sinnes für Geographie und Weltkunde reiste er selbst zu Reuchlin in Basel, und was er da lernte, übte er in Cronstadt aus. Die *Constitutio Scholae Coron.* vom J. 1543. würde man gern ganz abgedruckt gelesen haben. 3) *Reise auf den Surul*, von (dem verstorbenen Rector zu Herrmannstadt) *Joh. Binder*, datirt 1. Sept. 1804. Der Vf. wollte für die siebenbürg. Provinzialbl. noch eine beurtheilende Revision dessen liefern, was für Siebenbürgens Geographie bisher geschehen ist: er wollte mit einem Aufsatz über Längen- und Breitenbestimmungen des Ptolemäus in Rücksicht auf Dacien anfangen, aber der Tod übereilte ihn. Eben so wollte er seine Barometermessungen von den Rodnaer Gebirgen an, bis an den rothen Thurm, seine Nivellirung des Altflusses von Illyr falva bis zum Ausfluss in die Walachey, und des Marosflusses von Szás Réger bis zur Mündung in die Theiss, dann die Barometermessungen in den tiefsten Schemnitzer Schachten bekannt machen. (Bruchstücke hievon und hiezu müssen sich doch noch unter seinen hinterlassenen Papieren finden — wenn sich doch ein kundiger Mann derselben annehmen wollte!). Die Reise ging in Gesellschaft des Mineralogen, Predigers Joh. Arz, und des Botanikers, Apothekers Sigerus, in Begleitung mehrerer Instrumente auf den Surul, einen der höchsten Berge östlich am rothen Thurme. Der Gipfel des Surul ist 1187 Toisen über die Meeresfläche erhaben, wie aus den beygebrachten einzelnen Barometermessungen gefolgert wird. Die Gebirgsart besteht aus Glimmerschiefer, häufig mit eingestreuten Granaten (Murkstein), hie und da aus grösern und kleinern, schneeweissen, rosenrothen und grauen Kalkgeschieben, in welchen mit unter der Tremolit zu finden war. Von Pflanzen fanden sie hier die *Primula minima*, die *Saxifraga autumnalis rotundifolia* und *pedemontana*, die *Scabiosa longifolia*, *Tussilago alpina*, das *Aconitum Comarum*, *Hieracium Auranciacum*, und die *Carlina acaulis*. 4) *Vaterländische*

Digitized by Google

Literatur. Dieſsmal kurze Notizen von *Franz Benkes* Erdbeſchreibung in ungriſcher Sprache — von *Ballmanns* Statiſtiſcher Landeskunde — von einer zu Hermannſtadt 1804. von Hn. *Mohr* herausgegebenen Geſundheitslehre für die Jugend. 5) *Kürzere Notizen.* Hof Reſcript vom 10. Nov. 1803. über die Regulirung der Pfarrerswahlen nach dem alten Gebrauch der Siebenbürger Sachſen, und wieder hergeſtellte Gerichtsbarkeit des evangeliſchen Clerus in Ehe- und Eheſcheidungsſachen „*interea, donec in univerſa Tranſſilvania alia aliqua legalis proviſio facta fuerit.*"

Erſten Bandes *drittes* Heft. 1) *Das Cronſtädter Wappen*, von *L. J. Marienburg.* Die Meinung des Vfs. geht in kurzem darauf hinaus, daſs das Wappen von Cronſtadt ehedem nur in einem dreyeckigen von Strahlen umgebenen Schilde, in welchem eine offene Königskrone angebracht war, beſtanden habe: ſo erſcheint es auf einem alten Siegelſtempel, auf einem zweyten fehlt das Schild und nur die Krone ſteht da. *Honter*, der Reformator, habe unter die Krone einen abgehauenen Baumſtamm mit Wurzeln zuerſt geſetzt, aber willkürlich und ohne Begründung alter Urkunden. — Der Herausg. merkt an: *Dan. Cornides* habe noch ein andres altes Cronſtädter Wappen gekannt, im Schilde eine Lilie, über demſelben eine offene von zwey Engeln gehaltene Krone. Hr. *Marienburg* ergreift die gute Gelegenheit einige alte Urkunden herauszugeben: Ein Jahrmarktsprivilegium für Ofen vom J. 1287. von Ladislaus Cumanus. — Ein Jahrmarktsprivilegium für Cronſtadt vom J. 1364. mit dem Secret-Inſiegel gegeben, und mit dem neuen Siegel beſtätigt, wodurch Cronſtadt für ſeine Jahrmärkte die nämliche Begünſtigung erhielt, wie Ofen; endlich ein Tranſſumt des Rathes von Ofen von 1364., wobey ſchon rothes Wachs gebraucht worden. 2) *Auszug aus einem Tagebuche über die Tökölyiſchen Unruhen vom J. 1690. Jul. bis 1691. 12. May.* Der Vf. dieſes Tagebuches war ein Cronſtädter Augenzeuge, ſeine Nachrichten können mit jenen von *Mich. Cſerei*, der bey der Cſerneſter Schlacht (21. Aug. 1690.) zugegen war, und mit jenen des Radul Gretſchan, Biographen des Conſtantin Brankovan (*Engel* Geſchichte der Walachey I. S. 340 fg.) verglichen werden. Der Tökölyiſche Einfall in Siebenbürgen war vorübergehend, aber als eine Diverſion dem Glücke der kaiſerlichen Waffen bey Belgrad und im Bannate nachtheilig. Der Markgraf Ludwig von Baden eilte als Befreyer Siebenbürgens herbey. 3) *Bemerkungen und Wünſche, das Herrmannſtädter Zuchthaus betreffend*, von *J. A.* (*Johann Arz?*), Prediger. Dieſe Bemerkungen zielen alle auf die moraliſche Verbeſſerung der zum Zuchthauſe Verurtheilten, und verdienen im hohen Grade beherzigt zu werden. Rec. hätte gewünſcht, daſs der Vf. vorläufig die jetzt beſtehende Einrichtung dieſes Zuchthauſes genauer beſchrieben hätte. Immerhin bleibt das Herrmannſtädter Zuchthaus auch bey ſeinen Mängeln noch das Muſter, wornach die Szamos Vjvárer Gefängniſſe in Arbeits- und Beſſerungsanſtalten umzuwandeln wären: da der Kerker als ſolcher in den Szamos Vjvarer Schloſs-Caſematten nicht beſteht. Die zum Kerker Verurtheilten gehen jetzt lieber nach Szamos Vjvár in die Caſematten als nach Herrmannſtadt, ins Zuchthaus: denn in dem letztern müſſen ſie beſtimmte Arbeiten in Wolle verrichten, in den erſtern faullenzen ſie gröſstentheils. Das Herrmannſtädter Zuchthaus iſt unſers Wiſſens an die Wollenweberzunft ſehr zweckmäſsig verpachtet. 4) *Bemerkungen über die unlängſt vorgefundenen alten römiſchen Ruinen bey Grediſtye*, vom k. k. Oberſtwachmeiſter vom Genie-Corps *Mich. Pechi von Ujfalû.* So kurz dieſe Nachricht iſt, ſo iſt ſie doch für Alterthumsforſcher intereſſant. Grediſtye liegt 3½ Meilen unterhalb Szaſz Varos in gerader Richtung zu dieſem Markte am Fuſse des Berges Muncſel. Die Ruinen beſtehen in Ueberreſten eines alten Tempels von Sienit Porphyr, in Ringmauern von Quaderſteinen aus Sandſtein, in Waſſerleitungen, und einem Badehauſe. Der Vf. hält mit Recht nach dem geringen Umfang der Ringmauern das Ganze nur für einen Badbeluſtigungsort, der im Alterthum *Aquae* hieſs. Die Dimenſionen des Ptolemäus paſſen ſehr gut darauf, ſo wie die Lage des Orts Aquae auf der *Peutingeriſchen* Tafel (14000 Schritt nordwärts von Sarmizegethuſa, gegen Apulum zu, vergl. *Mannert Res Trajani ad Danub. geſtae.* Norimbergae. 1793. S. 84.). 5) *Biographieen.* Sehr intereſſant iſt die des verſtorbenen *Ballmann* ausgefertigt, von *Matth. Gottl. Czoppelt*, Conrector des Evangel. Gymnaſiums zu Mediaſch. Der Vf. hatte in Tübingen unter *Storr*, *Schnurrer* und *Flatt* ſtudiert, im Herbſte 1795. verlor er das Gehör durch eine Erkältung: die Literatur war ſeine Tröſterin. Man hat von ihm noch zehn ungedruckte Handſchriften, darunter auch eine Geſchichte von Siebenbürgen, bey deren Herausgabe die ſiebenbürgiſche Guberuial-Cenſur unter dem Vorſitze des Hn. Biſchofs Mártonſi ihn zu Aenderungen nöthigen wollte, die er ſich nicht gefallen lieſs. Ferner iſt darunter auch eine geographiſche Beſchreibung von Siebenbürgen, die gewiſs beſſer ausfiel, als die *Lebrechtiſche*, daher ihr Druck wohl zu wünſchen wäre. Möchte ſein geſchickter Biograph auch der Herausgeber ſeines literariſchen Nachlaſſes ſeyn. Biographie des *Lukas Joh. Brenner*, Pfarrers von Reuſsmarkt, des *J. J. Brukner*, Pfarrers in Stolzenburg, der die Sonntagsſchulen in ſeiner Gemeinde einführte, des k. k. Hauptmanns *Mitſcherling*, der übrigens kein geborner Siebenbürger war. Unter der Rubrik 6) *Vaterländiſche Literatur* werden *Bergleiters Vindiciae* (A. L. Z. 1805. Nr. 23.) ausführlich und gründlich angezeigt.

Zweyten Bandes *erſtes* Heft. 1) *Gegenwärtiger Perſonalſtand der Evangeliſchen und einiger Reformirten der Superintendentur A. C. unterſtehenden Pfarrer durch Siebenbürgen.* Mit Vergnügen ſieht man in dieſer Liſte die Namen *Aurel. Müller*, Superintendent, *Filtſch*, *Neugebohren*, *Lebrecht*, *Arz*, *Roth*, u. a. welche ſich auch als Schriftſteller ausgezeichnet haben, und ihren Mitbrüdern im Amte zum Vorbilde dienen können, wie ſie ihre von geiſtlichen Functionen übrige Muſse und die aus den Zehnten herrührende beſſere Dotation ihrer Pfründen zur Ausbreitung von Kenntniſſen aller

Art

Digitized by Google

Art in ihrem Vaterlande benutzen ſollen. Auch iſt es an ſich zwar anomaliſch, aber der in Siebenbürgen ſo glücklich beſtehenden Gleichheit und Harmonie aller vier recipirten Religionen angemeſſen und zuträglich, daſs einige reformirte Pfarrer unter dem Evangeliſchen und dagegen 15 evangeliſche Pfarrer (S. 13.) unter dem reformirten Superintendenten ſtehen. (Die Namen der letztern hätten beygeſetzt werden ſollen.) 2) *Ueber die Verwandtſchaft der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Sprache mit der Engliſchen*, von *Joh. Sim. Conrad*, Rector des evangeliſchen Gymnaſiums in Herrmannſtadt. Die Siebenbürger Sachſen ſtammen vom Niederrhein, von Trier, Lüttich, Luxemburg u. ſ. w., ſie waren alſo Nachbarn der Sachſen, Weſtphalen, Engern und Angeln, und darum ſind einige altengliſche Wörter in naher Verwandtſchaft mit einigen ſiebenbürgiſch-deutſchen Idiotismen, deren Verzeichniſs hier mitgetheilt wird. Die Angeln waren nicht immer in denſelben Sitzen — ihr früherer Sitz könnte im weſtphäliſchen Engern, ihr letzter Sitz ſcheint in Holſtein geweſen zu ſeyn, woher ſie nach Britannien überſchifften (ſ. *Mannert* Geogr. der Griechen und Römer *dritter* Theil S. 328 f.). 3) *Die Oberbeamten zu Cronſtadt in Siebenbürgen*, von *L. J. Marienburg*, Rector der evangeliſchen Schule zu Cronſtadt. Neben dem Stadtrichter in Cronſtadt giebt es daſelbſt auch einen Stadt-Hann oder Vice-Richter in kleinen Streitſachen, und Polizeydirector (auf ſiebenbürgiſch ſächſiſchen Dörfern einen Dorfshann). Der Vf. leitet den Namen her aus dem Tatariſchen *Chan*, eine Meinung, der Rec. nicht beyſtimmt; hier müſſen vielmehr Gloſſarien der altdeutſchen Mundart aushelfen. Das Verzeichniſs der Stadtrichter und Stadthannen iſt mit Fleiſs gemacht. 4) *Statiſtiſche Erörterung der Frage über die Penſionsfähigkeit der ſächſiſchen Beamten.* Ehedem war dieſe Frage überflüſſig, nach der alten Verfaſſung der Siebenbürger Deutſchen wurden ältere und emeritirte Beamte nicht entfernt, ſondern genoſſen ihren Gehalt Zeitlebens fort, indem jüngere Aſpiranten und Collegen ihre Geſchäfte verſahen. In den neuern Zeiten gab es mehrere von oben herab decretirte Dienſtentſetzungen — die Entſetzten erprobten ihre Unſchuld, bekamen aber keine Penſion. In Rückſicht dieſer wird ſehr einleuchtend bewieſen, daſs im Sinne jener alten Conſtitution ihnen allerdings eine Penſion aus der Stadt- und Stuhlscaſſe gebühre. 5) *Weitere Auskunft über das ältere Wappen der Stadt Cronſtadt*, von *L. J. Marienburg*. Das von *Cornides* angeführte Wappen hält der Vf. nicht für das Wappen der Stadt Cronſtadt, ſondern des ganzen Cronſtädter Diſtrikts. 6) *Tabellariſche Ueberſicht der* auf Verordnung des Löbl. Repſer Kirchenrathes 1805. eingeführten *neuen Claſſenabtheilung der Repſer Schule*, vom Rector *Graffius* in Reps. Der Herausg. macht in einer eindringenden Nachſchrift aufmerkſam darauf, wie viel unter der ſächſiſchen Nation noch für Verbeſſerung der niedern Stadt-, Markt- und Landſchulen, geſchehen könnte und ſollte. 7) *Biographie* des verſtorbenen Rectors zu Herrmannſtadt *Johann Binder*, von *J. F. (Filiſch)*. *B.* war ein Mann, an dem ſein Vaterland viel, ſehr viel verloren habe. Er wollte auch die Fortſetzung des vom Hn. Abbé *Eder* angefangenen Ausgabe von *Scheſius* übernehmen, ward aber durch Colliſionen hievon abgeſchreckt. Seine Reiſe mit dem Freyherrn Joſ. v. Brukenthal nach Schemnitz, Kremnitz u. ſ. w. 1802. iſt mit Stillſchweigen übergangen. Der Herausg. verſpricht ſeine hinterlaſſenen Reiſe-Journale zum Druck zu befördern. Seine herausgegebenen Schriften hat er getreu verzeichnet, aber auch den Nachlaſs an Handſchriften hätte Rec. gern im Detail beſchrieben geſehen. 8) *Vaterländiſche Literatur.* Des Gubernial Secretärs *Bedäus v. Scharberg* Abhandlung vom Piſébau der Häuſer und von den Habaner Stroh- und Lehmdächern — (Herrmannſtadt 1804.), *Wolfs* Beſchreibung der Moldau. — Mehrere Inauguraldiſſertationen von Herrmannſtädter Gymnaſiallehrern. Z. E. *Dietrich de matheſeos in gentibus antiquiſſimis origine* — 1799. *Fandert de Ariſtotelis categoriis* 1799. *Conrad de animae cognitione generali* 1801. 9) *Miſcellaneen.* Hr. *Marienburg* meldet, vor den zwey Erderſchütterungen zu Cronſtadt 2. April 1803. und 14. Nov. 1805. habe der Barometer ungewöhnlich hoch (27 Grade 2 Linien das letztere mal) geſtanden. In Herrmannſtadt ſtand er das letztere mal auf 27 Grade 6,⅛ Linien. Hr. *Sigerus* erinnert dagegen, daſs doch nicht allemal auf einen hohen Stand des Barometers Erdbeben erfolge. — Handbillet des Erzherzogs Palatins an Hn. Doctor *Wolf* bey Zueignung und Ueberſendung ſeiner Beſchreibung der Moldau. — Summariſcher Auszug aus den Copulations-Sterbe und Taufregiſtern der A. C. Verwandten in Siebenbürgen. Getauft 5324. Begraben 4734. Copulirte Paare 1380. — Beym K. Gouvernement könnte ſich der Hr. Herausg. ſolche Liſten vom ganzen Lande verſchaffen.

Wien, b. Degen: *Neue Skizze von Wien. Erſtes* Heft. 180 S. *Zweytes* Heft von S. 181 — 360. 1805. 8. (45 Kr.)

Vor 24 Jahren gab Hr. *Pezzl*, ehemals Vorleſer des Fürſten Kaunitz, jetzt Official des k. k. geheimen Cabinets, eine Skizze von Wien heraus, die im Jahr 1803. bey Degen zum vierten male aufgelegt wurde. Die joviaſiſch ſatiriſche Laune und der lebhafte durch klaſſiſche Beleſenheit gewürzte Vortrag des Vfs. macht den Hauptvorzug auch dieſer neuen Skizze aus. *Merciers* Manier iſt gröſstentheils glücklich nachgeahmt, ſeine Paradoxen ſind nicht ganz, doch gröſstentheils vermieden. Nach der politiſchen Tendenz des Vfs. darf man ſich nicht über die Ausfälle wundern, die der Vf. Th. I. S. 116. auf die kaninchenartige literariſche Zeugungskraft in den zwey ſächſiſchen Kreiſen Deutſchlands, Theil II. S. 228. auf den Charakter Friedrichs II. S. 277. auf die norddeutſchen Univerſitäten in ſeine neue Skizze von Wien verwebt. Dem Rec. iſt der Vf. des Fauſtins zu ehrenwerth, als daſs er ſich hierüber mit ihm in Discuſſionen einlieſse. Dieſen Vf. findet denn auch Rec.

Digitized by Google

THE PALL MALL GAZETTE.

Published Daily at 7, Northumberland-street, Strand, London, W.C.

Subscription Rates, Payable in Advance.

Including Postage to any part of the United Kingdom, Canada, or the United States.

One Month ... 2s. 2d.
Three Months ... 6s. 6d.
Six Months ... 13s.
One Year ... 26s.

Subscribers' Copies are posted on the day of publication.

Subscribers' Copies are posted on the day of publication.

Subscribers' Copies are posted on the day of publication.

MARINE INTELLIGENCE

Arrivals and Departures of Steamers.

Arrivals and Departures of Steamers.

Arrivals and Departures of Steamers.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. April 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Oehmigke d. ä.: *Der Einfluß, welchen das Verfahren bey den Gemeinheitsaufhebungen in der Mark Brandenburg in Verbindung mit den neueſten ökonomiſchen Principien und Wirthſchafts-Syſtemen auf das Steigen der Getreide und Wollpreiſe hat.* Nach der Erfahrung dargeſtellt, freymüthig beurtheilt und mit Vorſchlägen zur Verbeſſerung begleitet von *C. G. G.* 1805. 226 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Bedenklichkeiten, welche in der vorliegenden Schrift gegen dieſs bisher übliche Verfahren bey Theilung der Gemeinheiten vorgebracht werden, ſind ſo wichtig und wahr, daſs ſie gewiſs alle Aufmerkſamkeit verdienen. Das Reſultat der hier gelieferten ſechs Aufſätze läuft darauf hinaus, daſs durch die Mittel, welche man bey dieſen Separationen in der Kurmark angewandt habe, eine ſolche Vertheilung der Aecker zu Stande gebracht werde, welche nicht nur auf Verminderung des Schafſtandes wirkt, ſondern überhaupt auch nur eine geringere Production befördern muſs. Und hieraus ergiebt ſich die Einwirkung auf das Steigen der Woll- und Getreidepreiſe von ſelbſt.

Die Gemeinheitstheilungen nämlich, von welchen der Vf. redet, ſind nicht ſolche vollkommne, unbezweifelt vortheilhafte Separationen, wodurch jeder einzelne ſein Feld als freyes und ſeiner beliebigen Benutzung anheim gegebenes Eigenthum, in an einander hängenden Feldern erhält, ſondern, wo nur die Gemeinſchaft der Rittergutsbeſitzer und der Gemeindeglieder aufgehoben wird, die Felder der letztern aber in Gemeinſchaft verbleiben. Von dieſer Art von Separation ſagt der Hr. Geh. Commerzienrath *von Wolf* in ſeinem Praktiſchen Handbuche: „Noch bin ich nicht ſo glücklich geweſen ein Gut zu finden, welches nach unſerer bisherigen Art der Feldſeparirung ſehr groſse Vortheile gehabt hätte. Wird vielmehr alles reiflich erwogen, werden die Koſten der Separation, der doppelt zu haltenden Hirten; und der Verluſt, welcher bey Abfindung der Triften vorzukommen pflegt u. ſ. w. mit in Rechnung gebracht; ſo finde ich ſelten einen groſsen überbleibenden Nutzen." Und hiermit ſtimmt auch Hr. *G.* überein.

Gegen die gemeine Meinung, daſs bey dergleichen Separationen gewöhnlich der Bauer zu kurz komme und von den Gutsherrn bevortheilt werde, glaubt der Vf. im *erſten* Aufſatze aus ſeinen Erfahrungen beweiſen zu können, daſs gewöhnlich der Gutsherr zu kurz komme, weil gemeiniglich er es ſey, der auf Separation antrage. Man hat aber in der Praxis den Grundſatz angenommen, „daſs der auf Separation antragende Theil auch jederzeit Aufopferungen machen müſſe, um ſeinen Zweck zu erreichen," und hierauf gründe man nicht ſelten die übertriebenſten Fodrungen, da es doch viel natürlicher und richtiger ſey, von dem Princip auszugehen, daſs erſt die Nothwendigkeit der Aufopferung erwieſen werden, dann aber jeder die Aufopferung tragen helfen müſſe, der aus der Gemeinheit wirklich ſcheidet, und dadurch Vortheile gewinnt. Daſs ſich jenes irrige Princip nach und nach in der Praxis feſtgeſetzt hat, davon findet der Vf. den Grund in der Ungeſchicklichkeit der erſten Commiſſarien, die beſonders im Anfange zu wenig mit dem Geſchäfte bekannt waren, und nicht die Geſchicklichkeit beſaſsen, die Vortheile und Nachtheile, die aus dieſer oder einer andern Vertheilung entſtehen, gehörig abzuwägen, und daher lieber eine durchgreifende und feſte Maſsregel ergriffen, wornach ſie den Grundherren zumutheten, einen anſcheinend kleinen Verluſt auf ſich zu nehmen. Dieſe ſind gewöhnlich der einſichtsvollere Theil und überzeugten ſich durch angeſtellten Calcul bald, daſs der Werth der Aufopferung nicht von dem Umfange ſeyn werde, als die Koſten des fernern Proceſſes; oder ſie gaben nach, um der Weitläuftigkeit ein Ende zu machen und ihren Zweck nur zu erreichen. Da die Richter hierdurch ſo leicht der ſo ſchwierigen Compenſationsrechnung aus dem Wege gehen konnten: ſo war es ihnen ganz bequem, dieſe Regel in der Praxis immer zu befolgen, wobey aber offenbar der auf die Separation antragende Theil leicht zu kurz kommen und dieſe Anträge ſelbſt verändert werden muſsten. Aus dieſer Gewohnheit iſt ferner das Uebel entſtanden, daſs die Bauern bey jeder Separation ſchon vorausſetzen, die Herrſchaft müſſe Aufopferungen zu ihrer Verbeſſerung machen, und was aus dieſer Gewohnheit für nachtheilige Theilungen für die Herrſchaft entſtehen, ſucht der Vf. S. 15 f. ausführlicher zu zeigen. Dieſe Darſtellung contraſtirt allerdings mit andern öffentlichen Aeuſserungen ſehr, da noch neuerlich Hr. *Oelſchläger*, der gleichfalls viel Erfahrung in ſolchen Dingen verräth, hat drucken laſſen, daſs ihm unter allen ihm bekannten Separationen nur zwey bekannt wären, wobey die Bauern gegen die Herrſchaft nicht verloren hätten.

Der *zweyte* Aufſatz redet von den Schwierigkeiten, welche ſich bey den Separationen finden, und den Mitteln ſie zu heben. Die erſte Schwierigkeit macht gewöhnlich die Schäfereygerechtigkeit, welche das Rittergut in Bezug auf die Baueräcker fahren laſſen ſoll.

soll. Der Vf. zeigt an einem Beyspiele, wie viel ein Rittergut dabey verliere, und wie auf jeden Fall auf derselben Flur weniger Schafe gehalten werden, da der Bauer die Schafzucht theils nicht verstehe, theils keine grosse Neigung dazu habe. Die zweyte Schwierigkeit besteht nach dem Vf. in dem Bedürfnisse, dem Vieh der kleinen Leute Unterhalt zu schaffen. Gewöhnlich bürde man der Herrschaft auf, den Kossäten eine Hufe Land abzutreten. Der Vf. zeigt, dass dieses Ansinnen nicht nur ungerecht, sondern auch der Abwartung des Landes selbst schädlich sey, da es von den kleinen Leuten schlechter werde bestellt, und also weniger Producte davon zu Markte kommen werden. Ueberdiess werde sich der Kossäte, wenn er nur Acker habe, Dienstboten halten, und mit diesen das Product verzehren, und doch vielleicht noch kümmerlicher leben müssen als bisher, wobey also der Staat verliert und die Leute selbst nicht glücklicher werden. Des Vfs. Rath ist daher, den Unterthanen nicht eher einen grösern Flächenraum zu geben, bevor nicht nachgewiesen werden kann, dass sie im Stande sind, den nöthigen Viehstand anzuschaffen, und die erforderlichen Arbeiten zu verrichten. Eine dritte Schwierigkeit ist die Frage, wer die entfernteren Aecker nehmen solle. Die Praxis sey auch hier, dass es gewöhnlich der Grundherr sich gefallen lassen müsse, sie zu nehmen; die Unbilligkeit eines solchen Verfahrens wird S. 35 f. aus einander gesetzt. Insbesondre aber macht der Vf. darauf aufmerksam, wie leicht dadurch eine Verminderung der Production veranlasst werden könne, die bey den jetzt so sehr ausgedehnten und vervielfältigten Separationen nothwendig auf Erhöhung der Productenpreise wirken müsse.

Mit der Separation wird gewöhnlich auch die Aufhebung der Natural- Hand- und Spanndienste verknüpft, wobey der Vf. die Verwandelung der Dienste in Geldabgabe bedenklich findet, da es oft dem Bauer an Quellen fehlen werde, sich dieses Geld zu verschaffen, und er überflüssige Zeit erhalten werde, die er nicht immer mit nützlicher Arbeit werde ausfüllen können. Wo aber Nebenarbeiten den Bauer anzögen, da werde er leicht den Acker vernachlässigen, folglich weniger produciren.

Im *dritten* und *vierten* Aufsatze verfolgt der Vf. die Folgen der aufgehobenen Schäfereygerechtigkeiten und der übrigen Aufopferungen der Herrschaften weiter, und thut dann Vorschläge zu Verbesserungen des Verfahrens, die besonders auf Abkürzung und Vermeidung der Processe gerichtet sind. Hier so wohl als im *fünften* Aufsatze thut der Vf. dar, dass die Schlag- Wechsel- und Koppelwirthschaften, welche oft die Folge der Separationen sind, weder die Vermehrung der Ackerproducte befördern, noch der Schafzucht günstig sind, und vergleicht zu diesem Behufe die gewöhnliche Dreyfelderwirthschaft mit der Schlagwirthschaft. Endlich erwägt er im *sechsten* Aufsatze die ökonomischen Grundsätze in Rücksicht auf die richtige Schätzung des Ertrages, und zeigt die Mittel und Wege an, wie man am sichersten zu einem richtigen Resultat gelangen könne.

Allenthalben spricht der erfahrne und überlegende Mann, und jeder, den diese Angelegenheiten interessiren, wird gewiss diese Schrift nicht ohne Interesse lesen. Man kann nicht daran zweifeln, dass verkehrte Separirungen den Zustand der Landwirthschaft noch verschlimmern können, und wenn es durchaus unmöglich ist, einen höheren Standpunkt bey diesem Separationswesen einzuführen, so wird die Krüppeley und der mannichfaltige Schade auch nicht leicht davon getrennt werden können. Zwey Principien sind es insonderheit, welche auf immer verhindern müssen, dass die Grundstücke so zusammen gebracht und in solche Hände gespielt werden, dass daraus der gröst mögliche Ertrag zu erwarten ist, und welche zugleich das Theilungsgeschäft so verwickelt machen, dass selbst die gröste Scharfsicht keine richtige Compensation heraus bringen kann, nämlich: erstlich, die Maxime: es sollen durchaus die Wirthschaften, welche jetzt bestehen, erhalten werden, und jede soll die Quantität Aecker behalten, welche sie einmal besitzt; und zweytens: Von dem gemeinsamen Felde *soll jede* Wirthschaft ein Stück erhalten. Könnte man sich entschliessen diese Principien in folgendes zu verwandeln: Jeder soll den Werth erhalten, den er jetzt in seinen Grundstücken und in der Gemeinheit besitzt: so würde nichts nöthig seyn, als die zu separirenden Stücke abzuschätzen, den Antheil des Werths, der jedem nach seinem Rechte zukomme zu bestimmen, sodann aber die Grundstücke selbst zum freyen Verkauf auszustellen, und das Resultat davon in die Werthantheile zu zerlegen und zu vertheilen. Dann würde jeder aus dieser oder aus einer andern Gemeinde sich diejenigen Grundstücke kaufen, die ihm am gelegentsten und vortheilhaftesten wären; und wäre nun auch der Verkauf der übrigen Felder frey: so würden sich die Aecker und andern Grundstücke bald so zusammen finden, wie sie den grösten Ertrag abwürfen. Aber so lange es nothwendig ist, für jedes Dorf eine bestimmte Zahl Bauern, Kossäten u. s. w. festzusetzen, die Güter zusammen zu halten, und jeder Zersplitterung oder Zusammenfügung der Ländereyen, Schwierigkeiten in den Weg zu legen: so lange werden alle künstlichen Principien den Verwirrungen nicht steuern und den Schaden nicht verhindern können, der aus einer zweckwidrigen Vertheilung der Aecker nothwendig entspringen muss. Jenes Princip wird freylich manchen zu idealisch vorkommen. Indessen ist es oft besser, die alte Verfassung gleich ursprünglich nach einem ganz richtigen idealischen Princip zu verbessern, als nach halbrichtigen Grundsätzen in ihr herum zu pfuschen.

JENA, in d. Cröker. Buchh.: *D. Ch. G. Steinbecks — Handbuch der Feuerpolizey für Marktflecken und Dorfschaften.* 1805. 8. (12 gr.)

Durch dieses Buch macht sich Hr. *St.* um das Publikum noch mehr verdient, als es bereits durch seinen Feuerkatechismus, Feuersnoth- und Hülfsbuch u. s. w. ge-

Digitized by Google

geſchehen iſt. Da daſſelbe die von andern gemachten Vorſchriften, über deren Werth man einverſtanden iſt, in einer guten Ordnung enthält, ſo begnügt ſich Rec., das Neue zu bemerken, was er gefunden hat, und hin und wieder ſeine Meinung zu ſagen. Durch Gewitterſtangen einen Ort zu beſchützen, würde er wegen der beſtändigen ſtrengen Aufſicht, und ſchweren Koſten, auch öftern Reparaturen nie rathen; hingegen iſt die Anpflanzung hoher Bäume in der gehörigen Entfernung von den Gebäuden nicht genug anzupreiſen, und die Erhaltung der bereits ſtehenden zu empfehlen. Nach S. 12. die Fenſter während eines Gewitters offen zu laſſen, iſt ein offenbar ſchädlicher Rath, weil durch das Beyſammenſeyn mehrerer Perſonen in einem Zimmer, und die Furchtſamkeit mehrerer die Ausdünſtung gewöhnlich ſtärker, und der Zug daher gefährlicher iſt. S. 29. möchte es wohl zu ſpät ſeyn, das Pulver wegzuräumen, wenn es nach Salpeter riecht. Schwerlich würde dieſer Geruch ſo leicht zu unterſcheiden ſeyn; und überhaupt iſt es beſſer, das Pulver an ſolchen Orten aufzubewahren, wo es ſich nicht ſelbſt entzünden kann; daher Rec. wünſchte, es wäre in dieſem Handbuche das überaus merkwürdige Beyſpiel von der Selbſtentzündung des Pulvers aus *Krügelſteins* Feuerpolizey-Syſtem (Theil I. S. 95.) angeführt worden. S. 34. hätte die Obrigkeit hauptſächlich darauf aufmerkſam gemacht werden ſollen, daſs vielleicht ein Drittheil von Brandſtiftungen durch ganz junge Knaben, ſeltner durch Mädchen, durch Blödſinnige, oder einfältige Leute verſucht worden ſeyn mag. S. 102. möchte es eine Hauptſorge der Obrigkeit ſeyn, den Fuhrleuten in der Oſternacht das Reiten zur Schwemme abzugewöhnen. Daſs es möglich ſey, hat Rec. in ſeinem Wohnorte zu erleben das Vergnügen gehabt. Seit einigen Jahren war dieſer Unfug auf das höchſte geſtiegen. Die Pferdeknechte kamen Abends in den Wirthshäuſern zuſammen, und tranken gewöhnlich zum Uebermaſs, ritten alsdann von Mitternacht an bis gegen die Frühlingsdämmerung haufenweiſe durch die Stadt in das ſogenannte Oſterbad. Dieſem Unweſen zu ſteuern, wurde Sonntags vor Oſtern ein Verbot von allen Kanzeln verleſen, und jedermann auf die Feuersgefahr aufmerkſam gemacht, die von ſolchen vom Trunk zurückkehrenden Knechten verurſachet werden könnte. Auſser dieſem wurden alle Herren dieſer Knechte vorgerufen, und erinnert, ihren Knechten das Ausreiten vor Sonnenaufgang zu verwehren. Durch dieſe Aufgebote, und durch freundliches Zureden iſt nun dieſe verderbliche Sitte ſo eingeſchränkt worden, daſs wenigſtens keine Feuersgefahr mehr daher zu beſorgen iſt. S. 105. iſt die Pflicht der Müller ſehr genau und ſorgfältig beſtimmt. Zu Ende dieſes Abſchnitts hält es Rec. für Pflicht, auch auf die Selbſtentzündlichkeit des Kümmelſtrohes aufmerkſam zu machen. Im vorigen Sommer wurde bey naſſer Witterung eine Menge Wieſenkümmel eingetragen, und auf einem Hausboden, dicht über einander gedrückt, aufbewahrt. Abends um 9 Uhr wurde ein ſtarker Brandgeruch bemerkt, der ſich bis in die nächſten Gaſſen verbreitete, offenbar aber von dem Hauſe ausging, worin der Kümmel befindlich war. Bey der Unterſuchung fand ſich auch in dem aus einander gezogenen Kraute eine ſolche Hitze, daſs wahrſcheinlich in der Nacht ein Brand würde entſtanden ſeyn, wenn man die Gefahr nicht am Abend zeitig genug entdeckt hätte. (S. 143.) Rec. kennt ein Land, wo ein Aufſeher, wie der Vf. ihn verlangt, angeſtellt iſt, um alle Ortſchaften jährlich zu viſitiren. Allein es läſst ſich bezweifeln, ob jeder mögliche Nutzen davon erhalten werden kann, wenn dieſer Aufſeher nicht die genauſte ihn bindende Vorſchrift hat, und die Gemeindevorſteher ihn nicht ſelbſt in ſeiner Dienſtpflicht controlliren. (S. 144.) Feuerpatſchen ſind das nöthigſte Feuergeräth in einem Privathauſe; ſelbſt in manchem Falle nöthiger als Handſpritzen, wie Rec. aus zwey ſehr belehrenden Erfahrungen weiſs. (S. 156.) Rec. hat auf dem Thurme der Hauptkirche ſeines Wohnorts acht Handeimer in einem beſondern Verſchlage aufſtellen laſſen, die jeden Monat, zumal im Sommer, mit friſchem Waſſer gefüllt werden müſſen. Ehe ſolches am Brunnen geſchieht, muſs ſich die Thürmerin damit bey einem der zunächſt wohnenden Prediger, welcher die Aufſicht übernommen hat, mit den geleerten, und nachher wieder gefüllten Eimern zeigen. (S. 159.) Die Vorſchriften wegen genauer Aufſicht ſind vortrefflich. Nur muſs Rec. ſelbſt von ſich geſtehen, daſs er bey der lauen Denkungsart unſerer Zeitgenoſſen mit aller obrigkeitlichen Aufſicht es noch nicht zu einiger Vollkommenheit hierin bringen können. — S. 177—185. ſcheinen zu unbeſtimmte Vorſchriften zu enthalten, die genauer und pünktlicher ſeyn ſollten. Der Glockendienſt darf nie auf auswärtige Brände angewendet werden, damit ſich nicht ein allgemeines Schrecken verbreitet. Denn ſo bald jemand an die Glocken ſchlagen hört, nimmt ihn Angſt und Schrecken ein, weil er nicht wiſſen kann, wie viel noch Schläge erfolgen, oder ob ſie bey viermal bleiben werden. Alles dieſes iſt in andern Schriften vollſtändiger abgehandelt worden. Beſonders müſſen Orte, welche in Gebirgen liegen, oder nur wenig hülfreiche Nachbarn haben, auf alle Art darauf denken, die beſten Signale ausfindig zu machen, worunter an Orten, wo kein grobes Geſchütz iſt, das Signal mit einer Büchſe durch ein Sprachrohr, oder auch nur durch weitgebohrte Brunnenröhren zu ſchieſsen, eins der vorzüglichſten iſt. Der Vorſchlag (S. 271.), daſs es jedermann gefällig ſeyn möchte, ſeine Bemerkungen und nützlich anzuwendenden Verbeſſerungen bey einer der nächſten Landesſtellen ſchriftlich einzureichen, verdient die willigſte Aufnahme und Befolgung. — So ſehr es zu wünſchen iſt, daſs dieſes ſehr brauchbare Buch von jeder Gemeinde angeſchafft werde, ſo würde doch noch ein weit gröſserer Nutzen davon zu erwarten ſeyn, wenn jeder Gemeindevorſteher ſich nicht damit begnügte, dieſes Buch einmal zu leſen, ſondern jedes Jahr daſſelbe wenigſtens einmal wieder genau durchgehen wollte.

ERD.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, in d. Joachim. Buchh.: *Verſuch einer Beſchreibung der Stadt Reutlingen*, von D. *Friedrich Auguſt Memminger*, churfürſtl. Würtembergiſchem Hofmedikus und correſpondirendem Mitgliede der vaterländiſchen Geſellſchaft der Aerzte und Naturforſcher Schwabens. 186 S. 8. (12 gr.)

Die ehemalige Reichsſtadt Reutlingen, die durch den Gewerbfleiſs ihrer Bewohner auf einem Flächenraum von ungefähr vier Fünftel einer Quadratmeile über zehenthalbtauſend Menſchen nährt, verdiente längſt eine eigene genaue Beſchreibung. Dem Vf. der vorliegenden aber, die zu Anfang 1805. erſchienen iſt, fehlte es beynahe ganz an den nöthigen Hülfsmitteln. Wir wollen nicht erinnern, daſs von dem Zuſtande der öffentlichen Abgaben und von den Einkünften der Stadt nichts geſagt iſt u. ſ. w. Aber da Reutlingen ſich von jeher durch die Betriebſamkeit ſeiner Einwohner auszeichnete, und noch auszeichnet: ſo hätte man über Handel und Gewerbe mehr Notizen erwartet, als die man ſich etwa aus einer Liſte der gewerbetreibenden Klaſſen, die der Vf. abdrucken läſst, abziehen kann. Indeſſen bietet ſchon dieſe einige ganz intereſſante Reſultate dar. Man ſieht, wie bedeutend die Gerbereyen im Verhältniſſe zu den übrigen Gewerben ſeyn müſſen. Die Anzahl der Rothgerber beträgt allein 184, ohne die Weiſsgerber und Saffiangerber, die zuſammen aus 30 Meiſtern beſtehen. Auch läſst ſich bey mehreren Handwerkern, z. B. Bortenmachern, Secklern, (Lein) Webern, Tuchmachern u. ſ. w. aus der die Bedürfniſſe des innern Debits augenſcheinlich weit überſteigenden Anzahl der Meiſter auf die Lebhaftigkeit des äuſsern Verkehrs ſchlieſsen. In der Aufzählung der Gewerbe, die zu einer Zunft gehören, bemerkt man hie und da eine ſeltſame Zuſammenſtellung. Der Barbier gehört zu der Metzgerzunft. Weiſsgerber, Apotheker, Perükenmacher, Pulvermacher und Buchhändler ſind einer Zunft zugetheilt. Gelehrte, Schreiber u. a. bilden eine eigene und zwar die letzte Klaſſe unter dem Namen *tributarii*. Nur die Schullehrer ſind unter einige Zünfte vertheilt. Man erkennt daran, daſs das Stadtregiment ehemals in den Händen der Zünfte war, und auſser dem Syndikus, der gewöhnlich ein Ausländer war, keinen Gelehrten beſchäftigte. Es ſcheint auch, daſs die *tributarii* an dem Activ-Bürgerrecht keinen Antheil hatten. Die Spitzenfabrication, die ehemals ſehr bedeutend war, hat in neuern Zeiten ſehr abgenommen, weil die Waare ihre alten Formen beybehielt, daher wenig abgieng, und nur einen geringen Gewinn abwarf. Für den Gewerbfleiſs der Einwohner erweckt übrigens auch die Menge und Mannichfaltigkeit der an einem die Stadt vorbeygehenden Flüſschen angelegten Mühlwerke eine günſtige Vermuthung. Die Kapitel von der phyſiſchen Erziehung der Kinder und von den Krankheiten der Stadt hat der Vf. als Arzt am weitläufigſten behandelt. Sachkundige mögen beurtheilen, ob nicht das meiſte, was hier geſagt iſt, in der Topographie jeder andern kleinen deutſchen Stadt eben ſo gut geſagt werden konnte.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Wien* und *Trieſt*, in Geiſtingers Buchh.: *Ueber die Nothwendigkeit einer Lehrkunſt für Lehrer, Aeltern, Kinder- und Schulfreunde.* Von *Valentin Stätter*, Pfarrer zu Vitis. 1807. 95 S. gr. 8. — Der Vf. dieſer Schrift ſtellt die Behauptung auf, daſs es uns — trotz den vielen Bemühungen unſers Zeitalters für Vervollkommnung des Erziehungsweſens — noch immer an einer wohldurchdachten, den Gegenſtand in allen ſeinen Theilen erfaſſenden und erſchöpfenden Theorie des Unterrichts, oder an einer Lehrkunſt fehle. Weitläufig — ohne gerade weitſchweifig zu werden — thut er ihre Nothwendigkeit dar, und ſucht zu zeigen, „wie nothwendig ſie ſey zum Lehramte, zu Vorleſungen über Lehrart, zum Weſen des Lehrſtandes, zur Aufſicht über Lehrſachen, zur oberſten Leitung derſelben, zu den beſondern Methodiken, zur Beurtheilung der ſokratiſchen Lehrart, zu Recenſionen über Werke des Lehrfachs, zu Verfaſſung der Schulbücher, zur Hebung der Verworrenheit in den Lehrmaterialien, wie auch der darüber ſo verſchiedenen Meinungen.“ — Die Nothwendigkeit einer Lehrkunſt beweiſt er ferner aus der Reform der Berliner Realſchule, aus *Baſedow's* Anſtalten, aus dem Werthe dieſer Unternehmungen, aus dem, was die Reviſion des Schul- und Erziehungsweſens hat leiſten wollen, aus dem Bekenntniſſe des Reviſionswerkes, aus der neuſten Geſchichte, aus den oft irrigen Begriffen vom Lehrgeſchäfte, aus den fehlerhaften Verfahrungsarten dabey, aus der verſäumten Seelen-Cultur, aus den übeln Folgen einer fehlerhaften Lehrart, aus den Vortheilen einer echten Lehrkunſt, die erforderlich iſt zu einer richtigen Würdigung der Lehrer, zur Belehrung der Aeltern über Annahme eines Lehrers, über Beobachtung und Berathung deſſelben, ſo wie zur Einrichtung öffentlicher Lehranſtalten. Der Vf. macht endlich Hoffnung auf die Erſcheinung einer ſolchen Lehrkunſt, an der er arbeitet. Aus dieſer Inhaltsanzeige wird man zur Genüge erſehen, daſs die Anordnung der einzelnen Punkte nach keinem feſten logiſchen Principe gemacht, ſo wie von einer Sache, deren Richtigkeit jeder ohne viele Beweiſe gerne zugiebt, viel zu viel geredet worden ſey. Auch iſt der Mangel an einer Theorie des Unterrichtes nicht gar ſo groſs, als der Vf. glauben machen will. Wer die Schriften von *Niemeyer*, *Stuve*, *Herbart* u. a. kennt, dem darf dieſs nicht erſt bewieſen werden. Uebrigens gebührt Hn. *Stätter* das Lob, daſs er über den Gegenſtand ſeiner Schrift viel Gutes geſagt und ſich in derſelben als ein denkender Kopf und als ein warmer Freund der guten Sache gezeigt habe, ſo wie wir keinen Augenblick zweifeln, daſs ſein angefangenes gröſseres Werk beſonders für Oeſtreich ſehr nützlich werden könne.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. April 1807.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, in d. Hoffmann. Buchh.: *Naturbeobachtungen über die Bewegung und Funktion des Safts in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen*, von *Henr. Cotta.* 1806. 96 S. u. 7 Kpfr. 4. (4 Rthlr.)

Dieſs iſt die Schrift, welcher die Akademie der Naturforſcher zu Erlangen vor ſechs Jahren den Preis zuerkannte, als die Frage von der Bewegung der Säfte in den Pflanzen zu beantworten war. Es iſt in vieler Rückſicht eine beyfallswürdige Arbeit, da der Vf., ohne alle vorgefaſste Meinung, ſehr gründliche Forſchungen angeſtellt hat. Des Einſaugens gefärbter Flüſſigkeiten hat ſich ſelten Jemand mit ſo vieler Sorgfalt bedient und ſo fruchtbare Folgerungen daraus gezogen, als der Vf. Er hat mehrere von den lehrreichſten Präparaten dieſer Art hier in guten Kupfern geliefert, worunter einige vorzüglich gut gerathen ſind. Der erſte Punkt, worauf es ankam, war, zu beſtimmen, in welchem Theile des Stammes ſich die auffaugenden Gefäſse befinden. Der Vf. beweiſt gründlich: nicht im Mark und nicht in der Nähe des Markes. Denn die Wurzeln, denen doch das Mark mehrentheils fehlt, ſaugen zuerſt die Nahrungsſäfte an: alte Bäume verlieren deſto mehr ihr Mark, je belaubter und aſtreicher ſie werden. Bey vielen Bäumen wird auch das Mark ganz zerſtört, und ſie wachſen dennoch fort. Endlich ziehn ſich gefärbte Flüſſigkeiten niemals im Mark hinauf: und nur, nachdem die Blätter verwelkt ſind, fängt das Mark an, ſich zu färben, welches Folge eines ſehr begreiflichen und gewöhnlichen Durchſchwitzens gefärbter Flüſſigkeiten durch die Seitenwände der Schraubengänge iſt. Der Vf. thut ferner gründlich dar, dafs nicht in der Rinde die Säfte aufſteigen. Denn man ſchneide die Rinde ringsum weg, ſo wird der Baum oder Aſt dennoch fort wachſen und grünen: auch quillt beym Einſchnitt in die Rinde nie der aufſteigende Saft hervor, bis man nicht in den Splint gedrungen iſt. (Rec. erinnert nur an das Anbohren der Birke und des Zucker-Ahorns, an das Einſchneiden der Wurzel-Rinde der *Ferula Aſa foetida*, wie es *Kämpfer* beſchreibt, und an das Abzapfen des Balſams aus der Edeltanne, um dieſe Wahrheit noch mehr zu beſtätigen.) Auch ziehn ſich gefärbte Flüſſigkeiten nie geradezu in die Rinde, ſondern nur in der Folge, wenn ſie durch die Seitenwände der Schraubengänge durchgeſchwitzt ſind. Dafs der Splint allein von gefärbten Flüſſigkeiten durchdrungen wird, ohne dafs ſich der Rinde davon etwas mittheilt, zeigt der Vf. durch ein meiſterhaft abgebildetes Präparat aus der Sohlweide. Man ſieht ganz deutlich, was ſich durch alle mikroſkopiſche Beobachtungen beſtätigt, dafs der Trieb der aufſteigenden Säfte im äuſserſten Umkreiſe des Splints iſt, dafs man alſo auch hier die Schraubengänge zu ſuchen habe. Der fernere Weg, den der Saft nun macht, um in die Blätter zu gelangen, wird dann genauer gezeigt. In dem vortrefflichen Titelkupfer ſieht man die gefärbten Blattrippen und die Kanäle ganz deutlich, welche aus dem Splint in die Blätter führen. Auf eben dieſem Titelkupfer findet man die Härchen der Zweige ſelbſt gefärbt, zum offenbaren Beweiſe, dafs die Haare mit den zuführenden Gefäſsen zuſammenhangen, und ſelbſt keine einſaugende, ſondern aushauchende Werkzeuge ſind.

Die Unterſuchung, wie ſich der Saft in der Rinde bewege, iſt von dem Vf. eben ſo gründlich angeſtellt, dürfte indeſs doch eine andere Wendung nehmen, wenn man ſich erſt näher verſtändigte. Die eigenthümlichen Pflanzenſäfte, ſagt Hr. *C.*, in den Blättern zubereitet, ſteigen in der Rinde abwärts, bis zur Wurzel. Für dieſe Meinung hat *Sprengel* ſchon ſehr viele Gründe aufgeſtellt, die der Vf. hier, wie auch vorher bey der Verrichtung des Splints mehr erläutert und beſtätigt. Man kann insbeſondere für dieſen Rückgang der eigenthümlichen Säfte durch die Rinde bis zur Wurzel immer anführen, dafs es ſonſt unbegreiflich wäre, woher gerade die Wurzel der Aſa fötida, der Arnica, der Belladonna u. ſ. f. die eigenthümlichen Säfte in ſo kräftiger Miſchung erhielte, wenn ſie ihr nicht von oben zugeſchickt würden. Allein, wir wollen uns nicht verhehlen, dafs der zellige Bau der Rinde, wie man ihn gewöhnlich findet, kaum ein ſolches Abſteigen erlaubt, weil die Zellen zu gedrängt, die Scheidewände ſcheinbar unwegſam und die Säfte zu ſehr geronnen ſind, als dafs man eine ſolche Bewegung geſtatten könnte. Das Anſetzen neuer Rinden-Subſtanz an den obern Theil eines Ausſchnitts aus der Rinde, und nicht an den untern, welches auch der Vf. ſehr ſchön erläutert, iſt, wenn wir aufrichtig ſeyn wollen, wohl nicht das Werk eigenthümlicher Säfte, nicht der Harze, Balſame und Oele, ſondern des Nahrungsſaftes, der, unterſchieden vom rohen Pflanzenſaft *(ſève)*, im äuſserſten Umkreiſe des Splints ausſchwitzt, zwiſchen Splint und Baſt hervor quillt und in dieſem Zwiſchenraum auch ganz offenbar herab ſteigt. Jener Nahrungsſaft, den *du Hamel Cambium* nannte, iſt vom rohen Pflanzenſaft dadurch unterſchieden, dafs er keine Phoſphate mehr enthält, ſondern kohlenſaure Baſen: aber er iſt

immer noch ein säurehaltiger Stoff (Oxyd), und also keineswegs mit den kohlen- und wasserstoffhaltigen eigenthümlichen Pflanzensäften zu verwechseln. Nach dieser Ansicht, die erst neuerlich durch *Mirbel's* und *Saussure's* Untersuchungen bey Rec. viel Licht gewonnen hat, muss nun von Neuem geprüft werden, ob ein Absteigen in der Rinde selbst Statt finde, und welche Säfte dieses Absteigen erleiden.

Die horizontale Bewegung in den Strahlen-Kanälen wird von dem Vf. sehr gut erwiesen. Er kerbte einen Ast an entgegengesetzten Seiten so ein, dass die beiden Ausschnitte genau bis auf die Mitte gingen, dass alles Aufsteigen also hätte unterbrochen werden müssen, wenn die Säfte sich allein senkrecht bewegten, und nicht auch unter gewissen Umständen horizontal gehen könnten. Auch ein schraubenförmiger Ausschnitt der Rinde lässt den Saft gleichwohl sich überall fortbewegen, zum Beweise, dass sich der letztere auch horizontal bewegen kann. Aeusserst belehrende Präparate werden hier von der Bewegung des Safts in den Strahlengängen oder Spiegelfasern abgebildet. Besonders wichtig und angenehm waren Rec. die Figuren 14—16. Die beiden erstern zeigen, dass die Spiegelfasern die innige Verbindung zwischen Holz und Rinde bewirken, und dass sie bald mit der Rinde sich aus dem Holze, bald mit dem letztern sich aus der Rinde losreissen lassen, nachdem das Alter des Baums verschieden ist. Stücke frischen Holzes, die von der Rinde entblösst sind, bedecken sich, wie der Vf. sagt, mit Saftknötchen (fig. 16.), welche endlich in neue Rinden-Substanz übergehen. Das ist der oben erwähnte Nahrungssaft (*Cambium*), welcher, weil er kohlensaure Basen enthält, leicht zur Gerinnung kommt, und nun in Zellgewebe übergeht. Man könnte wohl gar mit *Darwin* sagen: Sehet da die Rinde aus Knospen entstanden und wieder erzeugt!

Der Vf. zeigt ferner, dass der Saft auch abwärts durch dieselben Kanäle sich bewegen könne, durch welche er aufstieg, wenn der Zweig umgekehrt wird. Es gelang ihm ferner, gefärbte Flüssigkeiten bis in die Blumenkrone zu bringen, welches hier durch das Präparat einer Malvenblume dargethan wird. Nur in die Fruchtknoten dringt der gefärbte Saft nicht ein. Hr. *C.* meint, weil der Fruchtknoten aus Mark entstehe. Diese veraltete Meinung hätte er am wenigsten in Schutz nehmen sollen, zumal da er selbst augenscheinlich zeigt, dass auch Früchte, durch das Holz des Fruchtstiels, gefärbte Flüssigkeiten aufnehmen.

Hierauf sucht der Vf. eine gewisse Art von Kreislauf der Säfte in den Pflanzen gegen diejenigen zu vertheidigen, welche denselben in neuern Zeiten gänzlich verworfen hatten. Aber es ist schwer, mit ihm hierüber sich zu verständigen, da er einen andern Begriff mit dem Kreislaufe verbindet, als den gewöhnlichen, von vollkommenern Thieren hergenommen. Wenn die Säfte auf- und absteigen, und sich horizontal verbreiten: so meint Hr. *C.*, dies sey Kreislauf. Aber er wird uns zugeben, dass wenigstens dieselben Säfte, die z. B. in die Wurzel abgestiegen waren, nicht wieder aufsteigen, und dass keine gemeinschaftliche Quelle da ist, aus welcher die Säfte aus- und in welche sie wieder zurückströmen. Ohne diesen Umstand kann kein Kreislauf angenommen werden, weil sonst die Vorgänger *Harvey's* denselben auch schon gekannt haben müssten. . . Dass der Ueberschuss des absteigenden Saftes durch die Wurzeln ausgehaucht werde, davon giebt er folgenden Beweis. Er liess die Wurzeln eines Kirschbaums und einer Weinrebe sorgfältig von aller Unreinigkeit säubern, ohne doch ihre Spitzen zu verletzen, und ohne sie von ihren Stämmen zu trennen. Hierauf brachte er sie in gläserne Gefässe mit engen Oeffnungen, und verschloss diese gegen den Zugang der Luft. Nach wenigen Stunden setzten sich an die innern Wände der Gefässe Dünste an, wie man sie bey dem so genannten Schwitzen der Fenster bemerkt. Diese Dünste flossen endlich zusammen, und stellten ein klares geschmackloses Wasser dar, welches offenbar aus den Spitzen der Wurzeln geflossen war.

In der *zweyten* Abtheilung handelt der Vf. mehrere Gegenstände aus der Haushaltung der Gewächse ab, die er zum Theil recht lehrreich erläutert. Zuvörderst das Keimen der Samen; dann die Betrachtung der Knospen, wo die Rosskastanie als Muster aufgestellt wird, aber die Figur ist nicht deutlich und bestimmt genug. Hiebey die artige Bemerkung, dass die Zweige des Epheu sich aus dem Hauptstamm wie Wurzeln vertheilen, welches man nach abgelöseter Rinde sehr deutlich sieht; dann, dass es Knospen ohne (äussere) Umhüllung giebt, wovon *Viburnum Lantana* als Beyspiel angeführt wird, und dass in den Knospen der Tulpenbäume die Zweige und Knospen des dritten Geschlechts deutlich zu sehen sind. Bey den Wurzeln bemerkt er sehr gut die behaarten Schläuche, welche die äussersten Enden umgeben. Eifrig widersetzt er sich der Meinung derer, welche keinen andern Unterschied zwischen Wurzeln und Zweigen, als den der Stellung in Luft und Erde annehmen. Er meint, das Daseyn des Marks und der Knospen sey den Zweigen ausschliessend eigenthümlich. Aber, was ist in der Forstwirthschaft gewöhnlicher, als dass man die Wurzeln der Laubhölzer in Lohden aufschlagen sieht, wo sie also, der Luft bloss gestellt, Mark annehmen und zahlreiche Knospen treiben! Und weiss nicht jeder Gärtner, dass alle Zweige, besonders die jüngern, Wurzel treiben, so bald sie mit Spalttöpfen umgeben werden.

Trefflich ist dem Vf. die Widerlegung der Meinung von der Verwandlung der Rinde in Holz gelungen. *Du Hamels* Versuche, wo Drähte oder Nadeln, durch die Rinde gesteckt, über sich Holz bekamen, wiederholte er, und fand, dass bey nöthiger Vorsicht dies niemals, sondern nur dann geschehe, wenn man die Nadeln selbst bis ins Holz gesteckt hatte. Er liess

zu

Digitized by Google

zu dem Ende in einen Aft Ausſchnitte bis ins Holz machen, und nun ſteckte er in die Ränder die Nadeln genau durch die Rinde, welche dann kein Holz über ſich zeigten, wenn ſie nicht bis ins Holz gedrungen waren. Auch beym Aufſchlagen des Holzes aus gefällten Buchenſtämmen fand er es beſtätigt, daſs die jungen Triebe niemals aus der Rinde, ſondern immer zwiſchen derſelben und dem Splint hervorkamen (daſs alſo das *Cambium* ſie erzeugte). Dieſs wird hier durch abgebildete Präparate ſehr ſchön erläutert.

Daſs die Jahrringe des Holzes nicht mit Sicherheit auf das Alter ſchlieſsen laſſen, behauptet der Vf. ebenfalls, und beweifet es durch die Abbildung des Durchſchnitts einer Erle, wo mehrere Jahrringe der einen Seite an der andern zuſammenflieſsen. Beweiſe für die Meinung, daſs die Rinde nur nach Innen wachſe. Endlich vom Einfluſſe des Marks auf die Blüthen, den der Vf. ſehr hoch anſchlägt. Aber auch hierüber könnten ſich die Gegner leicht mit ihm vereinigen: denn, was er Mark und markige Wülſte *nennt*, das ſind Verflechtungen des gedrängten Zellgewebes mit den in die Urform der wurmförmigen Körper übergegangenen Schraubengänge, die allerdings bey vollkommenern Pflanzen *Senebier's* ſo genannte *Conſoles* bilden, und eine nothwendige Bedingung zur Erzeugung der Fruchtknoſpen ſind. Es war nur die Rede davon, daſs das loſckere Mark für ſich allein in der Mitte der Zweige immer, wie *Linné* behauptet hatte, Blüthen und Früchte hervortreibe. Hier, wie durch das ganze Werk, vermiſst der Leſer, wenn er gleich ſich der zahlreichen trefflichen Bemerkungen freut, doch die mikroſkopiſche Unterſuchung.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

MAILAND, im Gabinetto-Letterario: *Portafoglio-Militare*, posto ſotto la protezione del Governo della Republica Italiana. *Drittes*, *viertes* und *fünftes* Heft (Agoſto, Settembre und Ottobre). 1803. 159 S. kl. 8. mit 4 Kupfern. (Das Heft 20 Soldi.)

Daſſelbe, was Rec. in der A. L. Z. 1805. Nr. 26. von den beiden erſten Heften dieſer Zeitſchrift geſagt hat, gilt auch von dieſen drey Stücken. Sie enthalten in fortlaufender Seitenzahl (S. 160 — 319.) folgende Aufſätze: 1) eine Fortſetzung der im achten Abſchn. des *zweyten* Heftes enthaltenen: *Ideen über die Infanterie- und Cavallerie-Taktik, nebſt einer Definition derſelben.* 2) Eine ähnliche Fortſetzung des zehnten Abſchnitts, der *von den nöthigen Gebiſſen für Soldatenpferde* handelt. Nun folgt Nr. 12. *a* ein kurzer Aufſatz: *Ueber die Wohnung des Soldaten*; und Nr. 12. *b* ein noch kürzerer, der *von der Luft und den Veränderungen* (denen der Soldat in Rückſicht dieſer ausgeſetzt iſt) *im Allgemeinen* handelt. Nr. 13. liefert *die Lebensbeſchreibung des Bartolomäus Colleoni* (Generaliſſimus der venetianiſchen Truppen). Nr. 14. beſchreibt *die Unterredung eines Vaters mit ſeinem Sohne über die militäriſche Conſcription*, und endlich ſchlieſst dieſs Heft eine Fortſetzung der in Nr. 11. des vorhergehenden Stückes eingerückten: *Inſtruction für die franzöſiſche Infanterie, vom General Schaumburg*, die im *vierten* Hefte (das von S. 241 — 228. geht) fortgeſetzt wird. Das *fünfte* Heft (von S. 229 — 314.) liefert folgende Aufſätze und Abhandlungen: 1) Die Lebensbeſchreibung von *Ludwig Melzi*, General in ſpaniſchen Dienſten. 2) Eine martialiſche Hymne von *G. Lattanzi*, betitelt: *Die Landung in England.* 3) Die Vorrede und das erſte Kapitel des von *Belair* ins Franzöſiſche überſetzten: *Gaudiſchen Verſuchs einer Anweiſung für Officiere der Infanterie, wie Feldſchanzen von allerhand Art angelegt und erbaut werden* u. ſ.; in der italiäniſchen Ueberſetzung von einem Officier des Generalſtabs. 4) *Vom Krieg und von der Kriegskunſt;* und 5) einen *Auszug* aus einer Abhandlung, die von der militäriſchen Diſciplin handelt. Endlich folgt (S. 314 — 319.) das Namenverzeichniſs ſämmtlicher Abonenten, welches 110 Individuen faſst, und unter dieſen mehrere Civilbeamten, aber nur einen gemeinen Gensdarmen zählt. Oben an ſteht der Name des ehemaligen Vicepräſidenten Melzi.

Warum die Herausgeber dieſe Hefte mit der Inſtruction des Generals Schaumburg und dem Auszuge aus Gaudi's Verſuch u. ſ. w. anfüllten, weiſs Rec. nicht; es ſey denn, daſs keine Materialien mehr vorhanden waren, und ſie jene nicht anders anzufüllen wuſsten, weshalb es denn freylich beſſer geweſen wäre, wenn man die Herausgabe ſo lange verſchoben hätte, bis ſich noch ungedruckte intereſſante Aufſätze gefunden hätten. Den Lebensbeſchreibungen Colleoni's und Melzi's ſieht man zu ſehr das Fabrikenmäſsige an; ſie ſind ſehr unvollſtändig, und in einem trocknen Zeitungsſtil abgefaſst. Ueber erſtern konnte es dem Vf. ſchwerlich an Materialien fehlen, da ihm der Pater *Wilh. Pagello* in einer 1477. herausgegebenen Trauerrede; *Anton. Cornaro* durch eine lateiniſche, und P. *Spino* durch eine italiäniſche Beſchreibung von Colleoni's Leben hinreichend vorgearbeitet hatten. Bey letzterm konnte er freylich nur des *Ghillini: Teatro degli Nomini letterati* brauchen; allein er ſaſs an der Quelle, und muſste folglich beſſere Notizen, als die hier aus den über die flandriſchen und italiäniſchen Kriege bekannten Werken gezogenen benutzen. Die vier beygefügten Kupfer ſind, beſonders die beiden Portraits Colleoni's und Melzi's, in artiſtiſcher Hinſicht unter aller Kritik ſchlecht gerathen, und in Hinſicht der Aehnlichkeit wahrſcheinlich auch ohne allen Werth. Dieſs gereicht den Herausgebern um ſo mehr zum Vorwurf, da ſie hierzu Originalgemälde benutzten, und wohlgetroffene Bildniſſe jener beiden groſsen Männer nicht allein dem Italiäner, ſondern auch dem Transalpiner ein willkommnes Geſchenk geweſen wären.

KLEINE

Digitized by Google

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Prag*, gedr. b. Haase: *Gedanken über die Ordens-Verfassung der Piaristen und ihre Lehrart*, bearbeitet von *Jaroslaus Schaller*, Priester des Ordens der frommen Schulen, erzbischöfl. Notario publico u. s. w. 1805. 72 S. 8. — Diese Schrift scheint durch die Darstellung der Jesuiten als Gymnasiallehrer von *Cornova* (A. L. Z. 1804. Nr. 308.) veranlasst. Es ist der Topograph von Böhmen, und der Biograph der um der Wissenschaften vorzüglich verdienten Piaristen, *Schaller*, der hier die Sache seines Ordens vertritt. Seitdem in der österreichischen Monarchie das von Joseph II. Grundsätzen abweichende System aufgestellt worden, die Schulen und Erziehungsanstalten von der Geistlichkeit besorgen zu lassen, musste man wohl fragen: was haben bisher die Piaristen, die zu obigem Endzweck nebst den Benedictinern und Minoriten vorzüglich ausersehen sind, im Erziehungsfache geleistet? und was kann man sich von ihnen weiter versprechen? Auf diese Fragen sucht Hr. *Schaller* zu antworten. Der Vf. geht von dem Satze aus: die Geistlichkeit sey zum Lehren der Völker, folglich zum Jugendunterrichte berufen: er erlaubt sich einen schweren Ausfall auf die weltlichen Lehrer, welche er unberufene Miethlinge (S. 4.) nennt, und, wenn gleich nicht im Allgemeinen, beschuldigt, dass sie als verheirathete Leute die Jugend-Erziehung nur als Erwerbsmittel trieben; eine Beschuldigung, die aus keiner frommen Schule herstammt, und gegen welche die weltlichen Lehrer, wenn sie das Vergeltungsrecht ausüben wollten, in Vergleichung mit der Erziehung der Geistlichkeit in Rücklicht auf den Staatszweck manches zu erinnern finden dürften, wie z. B. dass die Protestanten meistens verheirathete Schullehrer haben, die doch verhältnismässig viel leisten, so dass es nicht sowohl am weltlichen Stande der Schullehrer, sondern am Geiste des Studiensystems, an einer zweckmässigen Aufsicht und Leitung, an Nacheiferung und guter psychologischer Methode zu liegen scheint, wenn es um das Schulwesen gut stehen soll. — Der Piaristen-Orden unterschied sich anfangs von dem Jesuiten-Orden dadurch, dass der letzte den Unterricht mit den lateinischen Schulen anfing, der Piaristen-Orden aber für das zarte Alter der Jugend, für die eigentlichen Elemente der Kenntnisse und für die Bildung des Volks zu sorgen, ursprünglich bestimmt war, und gerade diess, dass dieser Orden in der katholischen Kirche zuerst mächtig auf den Volksunterricht gedrungen hat, gereicht ihm zum ewigen bleibenden Verdienste. Joseph Calasanz, ein spanischer Weltpriester, kam nach Rom 1592., und fand in diesem Sitze des Papstthums gerade die grösste Verwahrlosung der Kinder des gemeinen Mannes. Der Muthwille und Unfug der Gassenjungen erregte seine Verwunderung; Calasanz erforschte die Ursachen hievon — er sah kein ander Mittel, da die apostolische Schatzkammer nichts für diese Volksklasse thun wollte, als ein Institut zum unentgeldlichen Schulunterricht der armen dürftigen Jugend anzulegen. Er überlegte, sagt *Schaller*, die Worte des zehnten Psalms: „Dir ist der Arme überlassen, du wirst des Waisen Helfer seyn" — er folgte der Stimme Gottes in seinem Herzen, und gründete 1597. die frommen Schulen. Er nahm in seine Schulen protestantische und jüdische Kinder in Rom auf (S. 14.), und legte dadurch den Grund zu einer toleranten Denkart seiner Ordenssöhne, welcher der schwedische General Torstenson zu Nikolsburg Gerechtigkeit widerfahren liess. Im J. 1621. ward sein Orden zu einem regulirten Orden erhoben. — Es blieb bey den drey einfachen Gelübden der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams: das übrige ward der Rechtschaffenheit und eigenen Verantwortung der Ordensmitglieder überlassen. Schon im J. 1617. ward das Institut der frommen Schulen auch auf Kinder reicher Leute und auf alle Wissenschaften ausgedehnt. (Diess war bekanntlich der Ursprung der Collision zwischen Piaristen und Jesuiten.) S. 19 ff. hat der Vf. die Calasanzischen Regeln der piaristischen Lehrmethode für die Trivial- und lateinischen Schulen, wie sie der Ordensgeneral Franz Foci 1698. neu herausgegeben, abdrucken lassen. In der *sechsten* Regel wird das Zusammenlesen aller Schulkinder — ‚die bekannte späterhin im Oesterreichischen eingeführte Methode des Normal-Unterrichts — für die frommen Schulen empfohlen. In der *siebenten* Regel wird auf die Rechtschreibung *stark* gedrungen. Nach der *neunzehnten* und *ein und zwanzigsten* Regel werden die fleissigern und geschicktern Schüler sehr zweckmässig und psychologisch zu Aufsehern und Examinatoren der minder fähigen bestellt. So war also in diesen Regeln manches Gute, aber durch die *sechszehnte* Regel ward auch der Grund zum Mechanismus und zum Schlendrian gelegt. In allen Gymnasien der frommen Schulen sollten einerley Lehrart beobachtet, einerley Lehrbücher beybehalten werden, „damit, wenn ein Lehrer aus einem Gymnasio ins andere versetzt werde, er in dem letztern wie in dem erstern ungehindert fortlehren könne." — Der Vf. bemerkt jedoch, die Piaristen hätten sich, jener Regel ungeachtet, nach den spätern Vorschriften eines jeden Staats bequemt, und der Piarist Gratian Marx habe unter Maria Theresia mehrere neue Lehrbücher mit Beyfall verfasst. Hierauf geht der Vf. über zu der bey dem Orden üblichen Bildung der künftigen Lehrer. In dieser ist unter andern das Fehlerhafte, dass ein und *dasselbe* Subject sich zu allen Lehrfächern anschicken muss: das letzte Jahr wird auf Rechtsgelahrtheit verwendet. Jeder, ehe er zum lateinischen Lehramte befördert wird, muss 6—8 Jahre in den Trivialschulen aushalten (da vergisst er, wenn innerer Trieb zum Fortstudieren fehlt, sehr leicht die erlernten höhern Wissenschaften, und stumpft den zu höhern Studien emporstrebenden Geist ab). Der ewige Wechsel der Lehrer und der Lehrfächer und die schlechte Dotation mancher Collegien, die ohne Bücher und Instrumente blieben, hat dem Piaristen-Orden viel Schaden gethan; unter dem Drucke dieses Wechsels und des Mangels an Hülfsmitteln erlag manches Talent, das sich sonst bey Cultivirung eines und desselben wissenschaftlichen Fachs vortheilhaft ausgezeichnet hätte; doch haben günstige Umstände und innerer Drang manchen Piaristen des literarischen Pantheons würdig gemacht. Der Vf. geht nun weiter fort zu den Lobeserhebungen, die dem Orden von verschiedenen Seiten gegeben worden. Der Kardinal *Clösel* führte ihn unter Matthias I. in Breslau und Troppau *ein*; der Kardinal Franz Dietrichstein 1631. in Nikolsburg; Leopold I. nach Wien, Maria Theresia in Prag: der General Lascy ward zu Weilswasser von Piaristen erzogen. Der jetzt regierende Monarch übergab die Leitung des Theresianums der böhmisch-mährischen Ordensprovinz, und verordnete 1804., dass der Vorsteher dieser Provinz durch 7 Jahre 16 Zöglinge mehr in seinen Orden aufnehmen dürfe, deren Unterhalt der Staatsfond übernahm. Endlich erzählt der Vf. ganz kurz (S. 69—72.) die Anfeindungen, die der Orden erlitt, ohne jedoch die Jesuiten mit einem Worte zu nennen, die schon dem Stifter viel Verdruss machten, und unter Innocenz X. die Herabsetzung des Ordens zu einer einfachen Congregation bewirkten, welche jedoch Clemens IX. wieder zurücknahm. — Das Resultat von allem läuft darauf hinaus, dass, bey allen Mängeln und Fehlern, die der Einrichtung der frommen Schulen noch zur Last fallen, dennoch, wenn nun einmal die katholische Jugend von Klostergeistlichen erzogen werden soll, die Piaristen die *brauchbarsten* und liebenswürdigsten darunter *sind*. Jenen von der böhmisch-mährischen Provinz giebt man insgemein etwas rauhe Sitten und Vernachlässigung der deutschen Sprache im Sprechen und Schreiben Schuld. Auch *Schaller* schreibt S. 4. zohen statt zogen, S. 6. Rohigkeit st. Rohheit, S. 12. Staatbediente st. Staatsbeamte, S. 60. polische st. polnische u. s. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. April 1807.

GESCHICHTE.

HEILBRONN, b. Claſs: *Geſchichte von Schwaben*, neu unterſucht und dargeſtellt von *J. C. Pfiſter*, Doktor der Philoſophie und Repetent am kurfürſtl. theol. Stift zu Tübingen. *Erſtes* Buch. 1803. XIV und 211 S. *Zweytes* Buch. 1805. XII und 358 S. 8. nebſt einer genealogiſchen Tabelle. (2 Rthlr. 4 gr.)

Die Geſchichte Schwabens iſt wohl ungleich ſchwerer zu ſchreiben, als die Geſchichte manches andern deutſchen Landes. Nicht nur fehlt es, beſonders in Anſehung der ältern Zeiten, an einem hinlänglichen Vorrath von Materialien, aus welchem der Geſchichtſchreiber ſchöpfen könnte, ſondern auch die Schickſale der Nation und des Landes, von denen hier die Rede iſt, ſind ſelbſt von der Art, daſs man beynahe auf den Gedanken kommen möchte, Schwaben, dieſes anfänglich von verſchiedenen Völkern bewohnte, und endlich in viele kleine und fremdartige Theile zerſtückelte Land, habe eine Zeitlang gar keine, wenigſtens keine gemeinſame Geſchichte gehabt. Es iſt äuſserſt mühſam, die wenigen, hier und da zerſtreuten, und unzuſammenhängenden Bruchſtücke nicht nur zuſammen zu ſuchen, ſondern auch durch eine genaue Prüfung und Vergleichung ein Ganzes aus ihnen zu bilden; manche Lücke durch geſchickte Combination mit Hülfe einer guten Localkenntniſs, und nach der Analogie, die eine mehr ausgebreitete Völkergeſchichte uns gewährt, zu erſetzen, und ſo in die iſolirten Fragmente diejenige Einheit zu bringen, die ſie zwar an und für ſich von jeher wirklich hatten, die aber dem profanen, ja wohl auch manchem geübten Auge bisher unſichtbar war. Unternimmt ein Schriftſteller eine ſolche Arbeit, und vollendet er ſie mit glücklichem Erfolge, ſo iſt ſein Verdienſt entſchieden, und er kann mit allem Recht Anſpruch auf den Beyfall und aufrichtigen Dank des Publikums machen. Dieſe Belohnung gebührt unſtreitig dem Vf. der vorliegenden Geſchichte.

Das *erſte* Buch geht nach einer kurzen Einleitung, welche die älteſten Nachrichten von der urſprünglichen Beſchaffenheit des Landes, und den ganzen Plan dieſes Werkes vorlegt, von den älteſten Zeiten aus, und erzählt alle merkwürdigen Ereigniſſe bis zum Aufblühen der erſten Städte und Klöſter in Schwaben. Man lernt daraus die erſten Völkerzüge der Teutonen und Kimbern, der Markomannen, Germanen und Sueven, das ſueviſche Gränzland, und die Sueven ſelbſt nach ihren Sitten, und ihrer Verfaſſung kennen. Man ſieht, wann und auf welche Veranlaſſung der erſte Anbau des Landes erfolgte (vorzüglich gaben die römiſchen Colonien dazu Veranlaſſung), und wie neben verſchiedenen Vereinen deutſcher und nicht deutſcher Völker, und nach ihren mannichfaltigen Wanderungen endlich der alemanniſche Hauptverein ſich ein eigenthümliches Land an der nördlichen Alpenreihe erwarb; wie alsdann dieſer Verein ſich, ungeachtet der heftigen Anfälle von Seiten der Römer, der Burgundionen und Franken darin ſtandhaft erhielt, und ſich immer weiter über die Gränzen ſeiner Beſitzungen ausdehnte, ſeitdem er ſich mit den Sueven vereiniget hatte. Um den weitern Fortſchritten der Suev.-Alemannen Einhalt zu thun, bekriegt ſie Chlodwig, und bezwingt ſie bis auf einen Theil, der ſich in die Arme des oſtgothiſchen Königs Theodorich wirft. In eben dieſe Zeit fallen die Anfänge einer geſetzlichen Verfaſſung unter ihnen. Das Herzogthum entſteht; die Verhältniſſe und Rechte der einzelnen Stände werden beſtimmt, das Chriſtenthum eingeführt. Aber nach einigen ernſtlichen Verſuchen der Suev-Alemannen, ſich frey zu machen, behalten die fränkiſchen Hausmajer die Oberhand, das alte Herzogthum wird geſtürzt, und an die Stelle der Herzoge treten königliche Beamte, oder Kammerboten. Die Deutſchen, und mit ihnen auch die Alemannen, ſondern ſich endlich von der fränkiſchen Monarchie ab. Nach verſchiedenen Ländertheilungen erhält Karl der Dicke Alemannien bis an die Alpen, als ein eigenes Königreich, und zum erſtenmale geht in ihm aus dieſem Land ein Kaiſer hervor. Bald nach ihm, unter den letzten Karolingern, wird das Herzogthum wieder hergeſtellt. Die Verfaſſung entwickelt ſich immer mehr.

Im *zweyten* Buch erblicken wir die Alemannen nach dem Verfalle des fränkiſchen Reichs wieder unter ihren eingebornen Herzogen. Zuerſt zeigt ſich erbliche Macht der Häuſer in Würde und Amt, wie vom Anfang im freyen Landbeſitz; aber bald erſcheint das Herzogthum als Reichslehen. „Unter vier Herzogen hatte das Herzogthum dieſe Geſtalt erhalten. Anfänglich that die Wahl in der Volksverſammlung, was ſonſt durch die Anmaſsung des Mächtigſten geſchah. Der Herzog erkannte den König; dieſer beſtätigte den Herzog. Da die Macht der regierenden Häuſer ſich mehr befeſtigte, und beſonders, wenn das königliche Haus ſich der Monarchie näherte, ſo wurde das Recht, den Herzog einzuſetzen, ausſchlieſslich, und nach Willkür von dem Könige ausgeübt. Der Herzog war nun des Königs Statthalter und Befehlshaber; urſprünglich des Volks ſelbſterwählter Fürſt,

nach den Gesetzen des Landes." Es ist während dieser Zeit ein Kampf um die Oberherrschaft eines jeden über den andern, und Eines über alle. Die freyen Landbesitzer sondern sich in Lehnsherrn und Vasallen; die Ansprüche der grosen Häuser nähern sich immer mehr der Erblichkeit. Auf den Vater folgte gewöhnlich der Sohn, oder der Bruder im Herzogthum, jeder zwar noch durch königliche Verleihung; aber das Bestreben der Könige aus dem fränkischen Hause, zu bewirken, dass kein Herzog durch eigene Besitzungen zu mächtig, im Gegentheil die königliche Macht in den Provinzen desto mehr ausgedehnt werde, erzeugt eine heftige Gegenwehr. Schon in der zweyten Regierung gelang es dem fränkischen Kaiserhause, die Macht der Herzoge zu vermindern. „Die grosen Herzoge wollten erbliche Macht; die Könige wollten dasselbige, und die Alleinherrschaft dazu. Dass keines erreicht werden sollte, darin waren sie einander entgegen. Zwischen diesem Bestreben aber lag die Freyheit und Grösse des deutschen Reichs. Ohne die grosen Reichsfürsten wäre die Errichtung einer Monarchie leicht gewesen. Ohne die Hoffnung der Monarchie würden die Könige jene Anstrengungen für die Macht des deutschen Reichs nie gemacht haben.... Die Macht der grosen Herzoge fiel von selbst, wenn die Könige neue Häuser empor brachten. Aber auch diese konnten doch an nichts anders denken, als der Macht des Königs Schranken zu setzen." — Aus dem grosen Kampf zwischen dem deutschen Königthum und Papstthum unter Heinrich IV. entwickelt sich ein Krieg um das Herzogthum Alemannien. Einer der ersten Erfolge dieser Streitigkeit war, dass nicht nur alle kleinern Lehen, sondern auch die grosen Fürstenthümer erblich gemacht wurden. Mehr als Ein gräfliches Haus erhob sich in diesem Kriege zu einem ansehnlichen Fürstenhause. Vorzüglich gründeten sich drey Fürstenhäuser in Alemannien; die Häuser Friedrichs von Staufen, Bertolds von Zähringen, und Wolfs von Bayern. Unter diesen geht ein neues herzogliches Haus, nämlich das der Hohenstaufen, und eine neue Gestalt des Landes hervor. Die beiden letztern behaupten ihre Erbgüter in Schwaben unabhängig von der herzoglichen Gewalt. „Die Erbgüter des welfischen Hauses giengen vom Bodensee durch Schwaben hin und wieder bis herunter zu dem Kochergau. Bertold mit Hermann, seines Bruders Sohn, herrschte vom Murrgau und Kraichgau westwärts bis herauf an die burgundische Gränze. Alles übrige Land von Alemannien, in Schwaben und Elsas, war unter Friedrich von Staufen in dem Herzogthum Schwaben. Dadurch wurde der alte Name des innern Landes wieder herrschend; der Name Alemannien aber ist nach und nach abgegangen." Neben diesen grosen Begebenheiten erfolgen reichliche Schenkungen an Kirchen und Klöster mit eigenen Rechten und Freyheiten. Die Macht des Hohenstaufischen Hauses vergrösert sich, die Welfen und die Zähringer werden gedemüthigt. Der Kaiser Friedrich II. bringt nach und nach wieder zu dem Herzogthum, was schon Friedrich I. zu demselben gebracht hatte. Er fand es überflüssig, seinen Sohn Conrad mit dem Herzogthum zu belehnen, denn es war nun wie Eigenthum des königlichen Hauses. Die Städte des Herzogthums wurden zu königlichen erhoben. In dem Zeitalter der Hohenstaufen entstehen die ersten Städteverfassungen in Deutschland, und gegenüber vom Landbesitz durch den in den Städten erwachten Kunstfleis — Geldreichthum. Aber schon unter Friedrichs II. Nachfolger, Conrad IV., nähert sich das Herzogthum Schwaben seinem Untergange, der endlich mit dem Untergange der Hohenstaufen selbst vollendet wird. Nachdem der unglückliche Prinz Conradin schon zuvor das Meiste von seinen Erbgütern, und endlich auch sein Leben verloren hatte, kam der nicht mehr viel bedeutende Rest derselben, nach seinem letzten Willen, an die Herzoge von Bayern, seiner Mutter Brüder. Bey dem Verfalle des Herzogthums blieb das Haus Zähringen allein in einem wohlgegründeten Fürstenthum. Von den alten Grafenhäusern sind nicht viel über zwölf, welche die Hohenstaufen überlebt haben. Die angesehensten Häuser wurden diejenigen, die erst in den letzten Zeiten der Staufen sich hervorgethan hatten. Ein solches war das Haus Wirtemberg, das erst bey seiner Wiederherstellung unter Friedrich II. ausgezeichnet wird. Bey dem Verfall des Staufischen Hauses erhielt dieses Haus Belehnungen, durch die es vieles in seinen Besitz zog, was zuvor unter dem Herzogthum war. Eben dieses war auch der Fall in Ansehung anderer Häuser; die ganze herzogliche Macht aber wurde nun von den übrigen Fürsten, Grafen und edlen Geschlechtern, die zum Theile Vasallen des herzoglichen Hauses gewesen waren, wie auch von den Städten, Hochstiften und Klöstern behauptet. Mit dem Untergange des Herzogthums hört zugleich die bisherige allgemeine Geschichte von Schwaben auf: denn jede Grafschaft, jedes Hochstift, jede Stadt hat nun ihre eigene Geschichte. — Dies ist der Inhalt der *ersten* Abtheilung des *zweyten* Buches; die *zweyte* Abtheilung haben wir noch zu erwarten. Am Ende eines jeden Buches gibt der Vf. eine chronologische Uebersicht der Geschichte von Schwaben, verglichen mit der allgemeinen Geschichte, wodurch eine deutliche Erkenntnis, in wie weit die besondere Geschichte Schwabens in die allgemeinen Welthändel, und diese in jene eingriffen, sehr befördert wird.

Das Ganze ist gut, und mit Einsicht geordnet; die Ausführung lichtvoll und gründlich. Erzählungen von bekannten Begebenheiten abgerechnet, werden Kenner hier wenige Angaben finden, welche nicht die Resultate eben so glücklicher, als mühsamer Untersuchungen, oder geschickter Combinationen sind. Der Vf. hat seinen kritischen Fleis auf das Entstehen und auf die Schicksale der kleinen Häuser, wie auch der Städte und Klöster in Schwaben mit eben so rühmlichem Eifer, und gutem Erfolge verwandt, wie auf die Hauptbegebenheiten. Hier und da stiesen wir auf einige Aeusserungen, von deren Richtigkeit wir nicht ganz überzeugt sind. Nach S. 11. des *ersten* Buches wälzte sich der Schwarm der Cimbern aus Cim-

Digitized by Google

Cimmerien an die Donau herauf. Wir glauben, dafs die Bewohner desjenigen Landes, welches feit den alten Griechen Cimmerien hiefs, nicht einerley Volk mit den Cimbern, oder Kimbern waren. S. 13. Anmerk. 13. nimmt der Vf. ein germanifches Volk unter dem Namen *Gäfaten* an. Wir pflichten lieber der Meinung des Hn. *Anton* bey, dafs es nie ein germanifches Volk diefes Namens gab. Ob, S. 59 u. f., der niederrheinifche Name Germanen, nach der ftärkern Kehlfprache im Waldgebirge, in Alemannen übergegangen, wie Heerbarte in Hallbarte, wollen wir dahin geftellt feyn laffen. Was in der Anmerk. 66. zum Beweife vorkommt, hat uns nicht ganz befriedigt. Richtig ift es, (S. 104.) dafs, „wenn die älteften germanifchen Vereine die Grundlage der heutigen Staaten find, auch die Zeit, und die Art ihrer Niederlaffung einen entfchiedenen Einfluls auf ihre weitere Ausbildung behalten. Die Franken kamen in ein Land, das fchon früher aus verfchiedenen Völkerfchaften zu einem grofsen Ganzen vereinigt war, das fchon in den älteften Zeiten Städte, und alle Künfte des Friedens hatte, und füdlich und nördlich an feinen Küften uralten Handel trieb. Einladung genug, einen rohern Zuftand zu verlaffen. Die Alemannen hingegen kamen grofsentheils in ein gebirgiges Land, deffen früherer Anbau fchon durch ihre erfte Einwanderung zerftört war. Auf allen Seiten wohnten ähnliche Barbaren, die felbft dem Mittelpunkt aller europäifchen Cultur in Italien den Untergang drohten. So konnte das alemannifche Land erft durch die zweyte Hand erhalten, was die füdliche Vorwelt grofses und fchönes hervorgebracht, und was andere Völker unmittelbar durch den Welthandel erreicht haben." Ohne Zweifel hat diefer Umftand vieles, oder das meifte beygetragen, die Franken früher, als andere Völker, auf eine anfehnliche Stufe der Cultur hinauf zu heben. Wir find aber doch der Meinung, dafs bey ihnen noch mehr andere Umftände zufammen gewirkt haben. Auch die Angeln und Sachfen kamen in ein Land, welches bereits die Künfte des Friedens hatte. Die Römer hatten bekanntlich Britannien in einen Zuftand blühender Cultur verfetzt. Allein auf die Barbaren wirkte nichts von allem diefem; fie zerftörten vielmehr alle Denkmäler und Mittel der Cultur, und blieben kriegerifch und roh, bis endlich das Chriftenthum, und die Vereinigung der Heptarchie hierin eine Aenderung hervorbrachten. Nach S. 164. Anmerk. 165. kam es bey der Waffer probe darauf an, *nicht* unterzutauchen. — Zuweilen nimmt der Vf. in feine Erzählung Reden auf, welche die Annaliften des Mittelalters ihren Helden in den Mund gelegt haben, weil man, wie er ganz richtig bemerkt, die Denkungsart des Zeitalters aus denfelben kennen lernt. Allein in Anfehung einer im *zweyten* Buche S. 41. eingerückten Rede des deutfchen Königs Otto vor der Schlacht gegen die Hunnen dürfte diefes wohl der Fall nicht feyn. Sie ift aus Witichind, und eine offenbare Nachahmung einer Rede des Catilina an feine Soldaten bey Salluft. Nach S. 60. foll unter dem K. Otto III. ein beftimmtes Gefetz aufgeftellt worden feyn, dafs der von den Deutfchen erwählte König zugleich römifcher Kaifer feyn follte. Uns ift keine einzige Urkunde, keine einzige Stelle eines gleichzeitigen Schriftftellers bekannt, woraus diefes erwiefen werden könnte. *Trithemius* ad an. 995., den der Vf. als Gewährsmann anführt, kann doch hier nicht als Zeuge gelten.

Solche kleine Flecken, wenn es ja Flecken find, werden durch die Gründlichkeit und Schönheit des Ganzen hinlänglich vergütet. Viele fcharffinnige Bemerkungen, die in diefen beiden Büchern vorkommen, zeigen, wie vertraut der Vf. mit dem Ganzen der Gefchichte, und mit der ganzen Verkettung der Begebenheiten ift. Einige derfelben hat noch nie ein Gefchichtfchreiber durch einen förmlichen Ausfpruch beftätigt; fie liegen aber doch in der Natur der Sache; fie find als Refultate, die nothwendig aus den Begebenheiten fliefsen, echt hiftorifch. Von diefer Art ift, aufser denjenigen, die wir fchon bey der Anzeige des Inhalts ausgehoben haben, die Stelle S. 152 f. Anmerk. 148. des *erften* Buches: „Nach der germanifchen Verfaffung find Fürften der *Völker* lange vor den grofsen *Landesherrn* gewefen. In diefer Hinficht ift nun fehr zu unterfcheiden: König *der Franken* und: König *von Frankreich*." Oder im *zweyten* Buche S. 43 u. f. „Die deutfchen Völker wurden hauptfächlich durch die äufsern Feinde zu einer bleibenden Vereinigung gebracht. . . Die Alemannen, welche es zur Zeit der Römer noch unerträglich fanden, in Städten zu wohnen, und die in ihrem eigenen Lande nur einzelne Bergfchlöfser hatten, diefe find nun durch die ungarifchen Kriege angetrieben worden, aus ihren zerftreuten Wohnungen in Städte und Dörfer zu ziehen, und hinter Mauern und Wällen Sicherheit zu fuchen." — Dafs die Werke des Hn. *Johann v. Müller* auf die hiftorifche Bildung des Vfs., wie er in der Vorrede zum *zweyten* Buche felbft verfichert, grofsen Einfluls gehabt haben, werden Kenner leicht entdecken. Er eiferte ihm in fchönen, tiefgedachten Urtheilen, und in körniger Schreibart hier und da nicht ohne Glück nach. Nebft dem hatte auch die Befchaffenheit der Quellen nicht wenig Einfluls auf feine Darftellung. Er wollte das *Zeitalter auch durch die Eigenthümlichkeiten feiner Gefchichtfchreiber bezeichnen.* Diefe find aber, wie er hinzufetzt, felbft unter einander fehr verfchieden, und enthalten alfo auch fo *verfchiedenartige Materialien*, dafs es beynahe nicht möglich war, dem Ganzen eine *gleiche Haltung* zu geben. Doch wufste der Vf. diefe Schwierigkeit gröfstentheils wohl zu heben, und man hat weniger über Ungleichheit in der Darftellung, als über Wiederholung einiger aus den Chroniken geborgten Redensarten zu klagen, wodurch der Vf. zuweilen in eine unangenehme Eintönigkeit verfiel. Dahin gehört z. B. folgende, nur gar zu oft vorkommende, Redensart: S. 32. B. II. „*Es gefchah* aber, als König Otto fich rüftete, . . . da brach Luithulf auf. S. 37. Da der Bifchof die meifte Treue gezeigt hatte, *fo gefchahe* jetzt, dafs Burkhard in das Herzogthum eingefetzt wurde. S. 40. *So gefchah* es, dafs die Ungern

wie-

wieder abgetrieben wurden." Wir könnten dieſe Beyſpiele noch mit einigen Dutzend vermehren. S. 31. B. I. fanden wir einen unrichtig conſtruirten Redeſatz: „Arm, aber frey, war *den Sueven* die Milch ihrer Herden die einfachſte Nahrung," anſtatt: Arm, aber frey, zogen *die Sueven* aus der Milch ihrer Herden die einfachſte Nahrung. Der Vf. ſchreibt auch immer: man weiſst, anſtatt: man weiſs. — Die geringe Zahl Druckfehler, die in dieſem Werke vorkommen, ſind am Ende angezeigt; ein Paar ſind aber doch unangezeigt geblieben. S. 99. B. II. Eine *Sache* am Herzoge Otto, anſtatt: Eine *Rache;* und S. 100. *zu feindlicher* Unterwerfung bewogen, anſtatt: *zu friedlicher* Unterwerfung. Dem *zweyten* Buche iſt zuletzt eine allgemeine genealogiſche Tabelle der alten Fürſtenhäuſer in Schwaben beygefügt. — Wir ſehen der Fortſetzung dieſes Werkes mit Sehnſucht entgegen, und wünſchen jeder deutſchen Provinz einen ſo guten Geſchichtſchreiber, wie ihn Schwaben an Hn. *Pf.* erhalten hat.

Ingolstadt, b. Attenkover: *Merkwürdigkeiten der churbaieriſchen Hauptſtadt Ingolſtadt* aus Urkunden zur Beleuchtung der vaterländiſchen Geſchichte. Von *Ignatz Hübner*, der Philoſophie Doctor, beider Rechte Liz. churbaieriſchem wirkl. Rathe, und Stadtſyndikus zu Ingolſtadt. *Erſter* Heft. (ohne Jahrzahl) IV und 110 S. 8. (12 gr.)

Allerdings läſst ſich annehmen, daſs ein von den alten bayerſchen Herzogen ſo ſehr begünſtigter, und eine Zeit lang ſelbſt als Reſidenzſtadt berühmter Ort, wie Ingolſtadt war, in ſeinen Archiven und Regiſtraturen viele Schätze von Urkunden, und andern ſchriftlichen Denkmälern enthalten müſſe, durch deren Bekanntmachung mancher den Geſchichtſchreibern bisher unbekannte Umſtand zur Kenntniſs des Publikums gebracht, manche noch dunkle Stelle in der Geſchichte aufgehellt werden kann. Hr. *H.* erwirbt ſich daher durch die Herausgabe dieſer Schrifft, welche verſchiedene, bisher noch ungedruckte Documente aus dem Archiv und aus der Regiſtratur der Stadt Ingolſtadt enthalten ſoll, einen gerechten Anſpruch auf den Dank des literariſchen Publikums, und jeder Freund der Geſchichtkunde wird aufrichtig wünſchen, daſs derſelbe durch einen ergiebigen Abſatz eine hinlängliche Unterſtützung zur Fortſetzung dieſes nützlichen Werks finden möge. In dieſem *erſten* Heft liefert der Herausg. einen Abdruck von dem Privilegienbuche, welches der Stadtrath zu Ingolſtadt im J. 1493. aus den Originalen hatte zuſammenſchreiben laſſen, oder wenigſtens von einem Theile deſſelben. Voran geht ein zu derſelben Zeit verfertigter Auszug einer Chronik, „wie der edel Stamm der löblichen Fürſten und Herrn des Haus Bayern u. ſ. w. entſprungen, von ein dem andern das Regiment *in* ſein Hand und gewaltſam kommen iſt." Die Chronik enthält beynahe nichts, was nicht ſchon aus andern Quellen bekannt iſt, und manche Begebenheit kömmt darin zweymal vor, z. B. die Ermordung des Herzogs Ludwig bey Kellheim S. 16. und 17., zuweilen ſogar unter verſchiedenen Jahren, und mit verſchiedenen Umſtänden; z. B. gleichfalls S. 16. „Anno 1257. Herzog Ludwig vorgenannt erſtach ſeine Frauen Maria genannt zu Werth auf der Burg, die was eine von Brabant;" und S. 17. heiſst es: „In dem nechſten Jare darnach (es war zuvor von dem J. 1255. die Rede) und da ſie geteilt hätten, lieſs derſelb Herzog Ludwig ſeiner Frawen, die Maria hieſs, und des Herzogen Schweſter was von Brabant, das Hawpt abſchlagen zu werd in der Stadt, und thät ihr Unrecht." Dieſe Verſchiedenheit der Erzählung iſt wohl ein Beweis, daſs der Compilator aus mehrern Quellen geſchöpft hat. Als Titelkupfer ſind hier zwey alte Siegel der Stadt Ingolſtadt abgebildet. — *Wenn Hr. H.* dieſer Schrift künftig durch Aufnahme mehrerer Stücke von verſchiedenem Inhalt mehr Mannichfaltigkeit geben will, ſo wird ſie auch an Intereſſe immer mehr gewinnen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Steinacker: *Unterhaltungen mit Perſonen, welche in den höhern Jahren des Lebens ſtehen, oder dieſelben erreichen dürften.* Ein Beytrag zur Belehrung, Beruhigung, Aufheiterung und (Beförderung der) Glückſeligkeit im Greiſenalter; auch zur zweckmäſsigen Vorbereitung auf daſſelbe, von *Friedr. Erdm. Aug. Heydenreich*, Paſtor, Senior und Conſiſt. Aſſeſſor zu *Merſeburg.* 1806. 17 Bog. gr. 8. mit einem Kupfer. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der gutmüthige Vf., der ſchon *Reden an gebildetere Jünglinge* und *Unterhaltungen mit gebildeten Frauenzimmern* hat drucken laſſen, will durch dieſe Unterhaltungen, deren 41 ſind, auch das Alter und jeden der alt zu werden hofft, belehren, beruhigen, aufheitern und beglücken. Wenn er aber, wie wahrſcheinlich iſt, ſeine Abſicht ebenfalls auf *gebildete* Leſer gerichtet hat, ſo dürften dieſe Aufſätze, welche ihrer Form entkleidete Predigten zu ſeyn ſcheinen, ſchwerlich von Wirkung ſeyn: denn ſie enthalten nichts, was das Nachdenken eines über das Gewöhnliche und Oberflächliche erhabenen Geiſtes zu beſchäftigen im Stande wäre, keine Formen der Darſtellung, keine Züge von Energie, die das Herz ergreifen und bewegen könnten. Selbſt für den gemeinen Leſer ſollte der Vortrag weniger trocken ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. April 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Frauenſpiegel*, von *C. A. Tiedge.* 1807. 191 S. 8. (auf Velin-Papier 1 Rthlr. 4 gr. auf Schreibpapier 18 gr.)

Eine lange Reihe weiblicher Charaktere, davon die meiſten ſich durch irgend einen Fehler oder eine Thorheit unterſcheiden, einige aber ſich durch ihre Liebenswürdigkeit empfehlen. So treten zuerſt auf: die ſtumme Schöne, die Liebhaberiñn der Schminke, die Kränklichkeit affectirende, die ihrer Zofe untergebne; eine andere, die ſich eine häſsliche Freundinn wählt, um eine Folie für eigne Schönheit an ihr zu haben; eine Allwine, die durch lauter von andern erborgte Züge zu ſchimmern ſucht; eine Molly, die die Melancholiſche ſpielt; eine Dina, die als Reiterin figurirt; eine Hulda, die ſich im Uebermaſs des Tanzes erhitzt, und durch griechiſche Gewänder erkältet u. ſ. w. Dieſe Gemälde ſind nach den verſchiedenen Perioden des weiblichen Alters in *vier* Abtheilungen unter folgende, wegen der nicht feſt gehaltenen Allegorie nicht gleich verſtändliche, Titel gebracht: 1) die ſchöne Gegend, 2) das gelobte Land, 3) Rückreiſe, 4) Ende vom Liede.

Der Dichter hat nicht nur durch die Individualität ſeiner Charaktergemälde der Monotonie abzuhelfen geſucht, ſondern auch mehrern derſelben am Ende eine Wendung gegeben, die, wie das Epigramm in Martial's Manier, in eine Spitze abläuft. Man ſehe z. B. das folgende:

Zwanggefühl und Plagen
Lehrt die Eitelkeit
Beſſer als die Zeit
Und die Liebe tragen.
Adelide kann
Ohne ſchwer zu klagen
Nie von ihrem Mann
Eine Laun' ertragen;
Doch ſie trägt den Druck
Und den Trotz der Zofe,
Iſt ihr Schmuck am Hofe
Nur der ſchönſte Schmuck;
Strahlen, zum Verblenden,
Nimmt ſie freylich mit,
Wenn ſie aus den Händen
Ihrer Elſa tritt.
Das hilft viel erdulden,
Furchtſam ſchweigt ſie ſtill,
Elſa mag verſchulden
Was, und wie ſie will.
Und Frau Adelide
Nimmt die Zof' in Schutz,
Leidet auch ihr Friede,
Glänzet nur ihr Putz.
Darum nimmer wehret
Die Gebieterin
Elſa's frechem Sinn,
Denn ſie fühlt und ehret
Ihre Schöpferin.

Von neuem bewährt Hr. *T.* ſeine groſse Gewandtheit in der Verſification, indem er ſich dem Geſetz dreyfüſsiger gereimter Trochäen unterwarf. Nur ſelten bemerkt man den Zwang, den ihm dieſes nothwendiger Weiſe auflegen muſste. Zu dieſen ſeltnen Stellen rechnen wir in der Charakteriſtik Alwinens folgende:

Nun iſt nichts ihr eigen,
Nicht das kleinſte Neigen,
Nicht der Lippenhauch,
Einen Tanz zu nennen.
Möchteſt du ſie kennen?
Freylich wohl; ich auch.
Doch wer ſah Allwinen,
Wer hat ſie gekannt,
Eh' ſie wie verbannt
Hinter fremden Minen
Aus ſich ſelbſt verſchwand.

Ein ſolches Sylbenmaſs, das für Gedichte von langem Athem ſonſt nicht das ſchicklichſte und bequemſte iſt, zu wählen, hat den würdigen Vf. wohl die Rückſicht beſtimmt, daſs man die ganze Gallerie der in dieſem Frauenſpiegel auftretenden Geſtalten eben ſo wenig in Einem fort beſchauen werde, als man einen ganzen Band Singgedichte hinter einander zu leſen pflegt. Abgeſehn übrigens von der poetiſchen Verzierung iſt zu wünſchen, daſs ſchon der moraliſche Nutzen recht viele Leſerinnen anziehen möge, in dieſen Spiegel zu ſchauen; und wohl ihnen, wenn ihnen eine ſo ſchöne und liebenswürdige Geſtalt, als die einer Melide (S. 132.), oder einer Idole (S. 186.) als ihr eignes Ebenbild daraus entgegenſcheint.

STOCKHOLM, b. Delén: *Arbeten af Joh. Gabriel Oxenſtjerna.* — *I.* D. 1805. 342 S. *II.* D. 1806. 416 S. gr. 8.

Die beiden erſten Bände dieſer Arbeiten, womit ihr groſser Urheber, der durch ſeine ſeltenen und mannichfaltigen Verdienſte den Glanz eines hochberühmten Geſchlechts erhöht, ſeinem Vaterlande ein ſo erſehntes als willkommnes Geſchenk gemacht hat, enthalten bloſs ſeine poetiſchen Werke. *Oxenſtjerna* kann mit Recht auf eine der erſten Stellen nicht nur unter den Dichtern ſeines Vaterlandes, ſondern unter den begünſtigten Geiſtern aller Völker und Sprachen, denen die ſüſse Gabe des Geſangs verliehn war, Anſpruch machen: er verbindet Tiefe des Gefühls und der Gedanken mit einer kühnen und reichen

Phantaſie, die in der Hervorbringung neuer und ſchöner Bilder bis zum Bewunderungswürdigen unerſchöpflich iſt. Freylich ſind auch in ſeinen Werken Spuren des unglücklichen Einfluſſes merklich, den franzöſiſche Muſter und franzöſiſche Kunſtkritik auf die Bildung faſt aller neuern ſchwediſchen Dichter — *Bellmann* abgerechnet — geäuſsert hat: ein Einfluſs, der für ſo viele edle und poetiſche Naturen ungemein verderblich geweſen iſt, und ſie in eine Bahn verlockt hat, wofür weder ihr Genie beſtimmt, noch der Charakter ihrer Sprache geeignet war: indeſſen beſitzt *Oxenſtjerna* eine ſolche Fülle des echten Dichtergeiſtes, daſs ihn die Manier nie ganz hat überwältigen, und das Feuer der Begeiſterung, das mit unwiderſtehlicher Kraft hervorſchlägt, erlöſchen können. Ein groſser Theil der vor uns liegenden Bände enthält Gelegenheitsſtücke, mehrere in franzöſiſcher Sprache, die meiſtens Hoffeyerlichkeiten oder Vorfällen des Tags ihr Daſeyn verdanken, und gewiſſermaſsen den Glanz der Meiſterwerke, die in den Stunden der Weihe und einer glücklichern Freyheit geboren ſind, verdunkeln: dahin gehört die ganze zweyte Hälfte des *erſten* Theils von S. 215. an, und viele Stücke unter den zerſtreuten Schriften des *zweyten* Bandes. Der Vf. giebt ſelbſt den richtigen Geſichtspunkt an, aus dem er ſie beurtheilt wiſſen will: ſie ſollen denen, die Zeugen der Tage waren, die ſie hervorbrachten, frohe Erinnerungen zurückrufen; und vielleicht haben ſie für die Nachwelt den Werth, daſs, wenn die Geſchichte des gröſsen Königs öffentliche Thaten aufbewahrt, ſie aus dieſen Blättern ſein Privatleben und die Vergnügungen, denen er ſeine Muſse widmete, näher kennen lernt. — Ungeachtet auch dieſe leichtern und augenblicklichen Erzeugniſſe den Geiſt und Geſchmack ihres Urhebers durchſchimmern laſſen, beweiſen ſie nur zu deutlich, daſs die niedere Region, die dem Witz angehört, nicht ſeine eigentliche Sphäre ſey, ſondern ſeine Natur ihn zu einem edlen und hohen Flug in das Reich des Idealen beſtimmt habe. Rec. begnügt ſich daher, jene Kinder der Gelegenheit, ſo hoch ſie auch über die Alltagsgeburten der Art hervorragen, bloſs zu erwähnen, und wendet ſich zu einer nähern Betrachtung der Meiſterwerke, die den Namen des Dichters auf die Nachwelt fortpflanzen werden. Dahin gehören das beſchreibende Lehrgedicht *Skördarne*, die Aernten, in *neun* Geſängen (II. S. 1—196.), das bereits im J. 1797. erſchien und hier ganz unverändert wieder abgedruckt iſt. Nach unſerm Gefühle iſt es das vollendetſte unter allen Oxenſtjerna'ſchen Arbeiten. Es umfaſst alles, was den Menſchen heilig und wichtig iſt: und die Kunſt iſt wahrhaft bewundernswürdig, mit welcher der Vf. alle groſsen Angelegenheiten unſers Geſchlechts, ſeine Ausbildung, ſeine Genüſſe, ſeine Hoffnungen auf ſeinen einfachen Stoff bezogen hat: um ihn lebendiger zu machen, hat er die Geſchichte zweyer Liebenden, die von Kindheit an das Geſchick und die Neigung für einander beſtimmten, deren Liebe aber ein plötzliches und unerwartetes Hinderniſs zu ſtören droht, in ſein Thema verwebt, und ſich dadurch die Gelegenheit verſchafft, auch das menſchliche Herz in ſeinen ſüſeſten Empfindungen zu malen. Doppelt anziehend wird dieſs vortreffliche Gedicht durch die beſondre Beziehung auf das Vaterland des Urhebers. Zunächſt ſchildert er die Geſtalt der Natur unter Schwedens Himmel, den ſchwediſchen Landmann, ſeine Art, der Erde ihre mannichfaltigen Gaben abzugewinnen, ſeine Freuden, ſeine Spiele; hieran ſchlieſsen ſich Erinnerungen aus der nordiſchen Vorzeit und Geſchichte, an Schwedens Könige und Heroen. — Ein zweytes gröſseres Gedicht, die Tagszeiten in vier Geſängen, von dem bis jetzt nur einzelne Fragmente bekannt waren, eröffnet den *erſten* Theil. Das erſte Grau des beginnenden Tages, das Erwachen, die Morgenröthe, die Farben, die Sonne, der Morgen, der Anfang der Arbeiten des Tags, die Heimath ſind die Gegenſtände, die mit lyriſchem Feuer und gleichſam mit erwachter Kraft beſungen werden. Zur Probe hebt Rec. nur eine Stelle aus:

Själ af Syſtemer, dem du leder,
Lif af din anförtrodda vald;
O Sol, hvad undran, om din heder
Af jorden mottog Gudars gärd?
Ej åldrarna din kraft förringa,
Du ſkiften ſer, men känner inga.
Då ſjernor dö och tända ſig,
Du enſam lika klarhet lyſer;
Och evig i den bana lyſer,
Der nya verldar möta dig.

När af din ſtad vid Nilens Floder
Du ſjelf ſer inga märken mer!
När intet ljud från Memnons ſtoder
Åt dina ſtrålar helsning ger:
När Mithras thron man förgäfves ſöker,
När intet altar mera röker
Vid Manco's preſters helga kall:
Dig lik, i oſtörd fortgång ſkriden,
Du vurar, ſegrande på tiden,
Vid dina egna tempels fall.

(Seele der Syſteme, die du leiteſt, Leben deiner anvertrauten Welt, o Sonne! *was Wunder, wenn deine Ehre von der Erde Götteropfer empfing?* Zeitalter verringern deine Kraft nicht, du ſieheſt Wechſel, aber empfindeſt keine. Wenn Sterne ſterben und ſich entzünden, hegſt du allein gleiche Klarheit, und glänzeſt ewig in der Bahn, wo neue Welten dir begegnen. Wenn von deiner Stadt an des Nils Fluten du ſelbſt keine Spuren mehr ſiehſt, wenn kein Laut von Memnons Säulen deine Strahlen begrüſst, man umſonſt Mithras Thron ſucht und kein Altar mehr raucht bey dem heiligen Ruf der Prieſter Manco's, dauerſt du, dir gleich in ungeſtörtem Fortgang ſchreitend und ſiegend über die Zeit, bey dem Fall deiner eignen Tempel.)

Gleich bedeutend, erhaben und melodiſch, wie dieſe bis auf die mit Curſiv und geſperrt gedruckten Zeilen vortreffliche Stelle ſind faſt alle übrigen Verſe. — Stiller und gehaltner beſingt der Vf. *den Mittag*, ſeine Beſchwerden und die Genüſſe des Bades, der Ruhe und der Mahlzeit. Der lyriſche Stil geht in eine leichtere Versart über, die dem niedrigern Stof anpaſſend iſt. Maleriſcher und edler iſt der Ton, der im dritten Geſange, der *Abend*, herrſcht; alles Milde und Liebliche eines ſchönen Abends und der erhöhte Werth,

Werth den der Genuſs der Natur durch die Freundſchaft und den Umgang empfängt, ſind in demſelben mit einer ſüſsen und eindringenden Innigkeit dargeſtellt. In der *Nacht* erhebt ſich die Sprache wieder: und wird, da ſie vorhin beſchreibend war, jetzt zur Elegie. Der Schlaf, das Dunkel, das Schweigen, die Sterne, der Nordſchein, der Mond, die Miſſethaten, das Grab eines Freundes, dieſs ſind die Gegenſtände, bey denen die Muſe in ernſterer Betrachtung verweilt. Gern möchten wir aus dieſem trefflichen Geſange die Klage um Arvid Stenbock, einen Freund des Dichters, der in ſeinen Armen erblich, ausheben, wenn es der Raum, worauf die Anzeigen von Büchern in weniger bekannten Sprachen Anſpruch machen können, verſtattete. Schade, dafs der groſse, feyerliche Eindruck, den ſie macht, durch die folgenden Strophen geſchwächt wird; denn ſo ſchön ſie auch an und für ſich ſind, wünſchten wir doch, dafs ſich das Gedicht mit den erhabnen Worten (S. 109.) ſchlieſsen möchte:

Af jordens känslor alt med jorden ſjel förſvinner,
Och i en annan verld hon (die Zärtlichkeit) *af dem alla finner*
Allena kärleken!

(Von den Gefühlen der Erde verſchwindet alles mit der Erde ſelbſt und, in einer andern Welt findet ſie von ihnen allein die Liebe!)

Unter den vermiſchten Gedichten des *erſten* Bandes ſind die *Hofnung* und die *Religion der Unſchuld* die vorzüglichſten; weniger gelungen ſcheinen uns *das Schickſal*, ſo unvergleichlich auch einzelne Stellen ſind, und die *Ode auf Guſtaf Adolphs Tod*. Es folgen einige Paraphraſen von Pſalmen, und einige Ueberſetzungen aus Horaz, in den Versmaſsen des Originals mit Wegwerfung des Reims; auch dieſe Verſuche beweiſen die Bildſamkeit der ſchwediſchen Sprache, und wie leicht ſie ſich unter den Händen würdiger Künſtler zu den ſchwierigſten Aufgaben fügt. Die andere Hälfte des *zweyten* Theils enthält erſtlich *poetiſche Epiſteln (Skaldebref)* an verſchiedene Perſonen, meiſtens bey gewiſſen Gelegenheiten; für das gröſsere Publicum geht daher ein groſser Theil ihres Intereſſe verloren. Das vorzüglichſte Stück iſt, unſerm Bedünken nach, *Diſa*, eigentlich eine poetiſche Erzählung, voll Laune und Naivetät. Auch bey dieſen Briefen drängt ſich die Bemerkung auf, dafs dem Vf. das Rührende, Pathetiſche und Sentimentale weit beſſer, als das Witzige, Spielende und Leichte gelingt. Den Beſchluſs machen die zerſtreuten Schriften, meiſtens kleine Gelegenheitsſtücke, die oben charakteriſirt ſind; doch zeichnen ſich einige Gedichte, namentlich *Emili*, *An einen Pomeranzenbaum*, *Amors Reiſe*, und vorzüglich das kleine *Lied* S. 371. durch eine ſüdliche Zartheit, ſowohl in den Gedanken als der Einkleidung, aus. Auch die Epigramme verdienen einer rühmlichen Erwähnung, da die ſchwediſche Literatur an dieſer Dichtungsart bis jetzt faſt ganz arm iſt.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, in d. Feind. Buchh.: *Die teutſche Sprache für Bürgerſchulen bearbeitet von Karl Heinrich Ludwig Pölitz.* 1804. VIII u. 378 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der als gemeinnütziger Schriftſteller längſt bekannte Vf. ging in dieſem Buche (ſ. Vorr. VI.) von dem Grundſatze aus: dafs die deutſche Sprache in Bürgerſchulen mehr praktiſch als theoretiſch betrieben werden müſſe; ein Grundſatz, in den Rec. völlig einſtimmt. Das Ganze zerfällt in *fünf* Abſchnitte. Der *erſte* enthält 1) *Dictirübungen*, welche in Schulen, wie Rec. aus Erfahrung weifs, von groſsem Nutzen ſind. Auch hat das unſern Beyfall, dafs der Vf. zu ſeinen Dictirübungen, um ſie nicht zum bloſsen Wortſchalle zu machen, einen Auszug aus der vaterländiſchen Geſchichte wählte, und ſo zwey Zwecke mit einander vereinigte. 2) *Fehlerhafte Schemata, welche der Zögling ſelbſt corrigiren muſs.* Hier hätten wohl, um Raum zu erſparen, die corrigirten Schemata, welche gegenüber gedruckt ſind, wegbleiben können, da man doch wohl von jedem Lehrer erwarten kann, dafs er das Fehlerhafte, welches in dieſe Aufſätze eingewebt iſt, ſelbſt zu verbeſſern im Stande ſey. 3) *Verſetzte Gedichte, welche der Zögling wieder herſtellen muſs.* Dieſe Rubrik ſcheint Rec. ſehr überflüſſig: denn wenn der Vf. S. 52. in der Anmerkung ſagt, der Zögling ſolle dadurch lernen, wie viel Silben er in jede Zeile zu ſetzen habe: ſo kann man dieſs doch im Ernſte für nichts anders, als für eine Spielerey halten. Viel zweckmäſsiger wäre wohl in einer Bürgerſchule die Uebung, vermöge welcher man junge Leute gewöhnte, Lieder, deren Zeilen nicht abgeſetzt ſind, wie in den meiſten Geſangbüchern, richtig abgetheilt zu leſen. — Der *zweyte* Abſchnitt beſteht aus einer *theoretiſchen Grammatik*. In dieſer iſt der Vf. gröſstentheils der Adelung'ſchen gefolgt. So nimmt er, wie *Adelung*, für die Gattungswörter acht Declinationen, und für die Nomina propria vier an. Auch folgt er gewöhnlich deſſen Erklärungen, und wenn er von ihm abgeht: ſo wird er bisweilen theils weitſchweifig und unverſtändlich, zumal für Bürgerſchulen, theils fehlerhaft. Von der *Präpoſition* ſagt er z. B. S. 131. §. 15.: „die Präpoſition iſt derjenige Redetheil, durch welchen das Verhältnifs der Abhängigkeit näher ausgedrückt wird, in welchem die Gegenſtände, welche wörtlich bezeichnet werden, gegen einander ſtehen." Wie kurz und richtig drückt ſich dagegen *Adelung* aus: „die Präpoſitionen ſind Wörter, welche das Verhältnifs zwiſchen zwey Dingen, worein ſie durch das Prädicat geſetzt werden, bezeichnen." Von den Präpoſitionen heifst es in eben dem §. weiter: „daher ſind ſie auch mit den Caſibus ſo nahe verwandt, dafs man nicht ſelten zwiſchen beiden Formen wählen kann; z. B. *Klopſtocks Lieder* oder *Lieder von Klopſtock*." Fühlte Hr. *P.* wirklich nicht den Unterſchied der angeführten Beyſpiele? *Lieder von Klopſtock* ſind Lieder, von *Klopſt.* gedichtet; *Klopſtock's Lieder* aber können allenfalls auch ein Liederbuch ſeyn, welches dem Dichter *Klopſtock* als Eigenthum gehörte.

Die

Digitized by Google

Die Präpositionen sind freylich mit den Casibus nahe verwandt, weil die letzten gleichen Zweck mit den ersten haben; allein es ist gar nicht einerley, ein Casuszeichen oder eine Präposition zu gebrauchen: denn so oft durch die Casus eine Zweydeutigkeit entstehen könnte, nimmt man seine Zuflucht zu den Präpositionen. — Der *dritte* Abschnitt beschäftigt sich mit dem *deutschen Stile*. Auf eine vorausgeschickte Methode bey den praktischen Stilübungen, welche wohl am Ende dieses Abschnittes hätte stehen sollen, folgt eine kurze Theorie des Stils. Hier nimmt der Vf. zum Theil seinen eignen Gang. Nach einer richtigen Absonderung der *Materie* und der *Form* stellt er für die Form S. 209. zwey Haupteigenschaften auf: Correctheit und Schönheit. Unter der ersten begreift er auch die Deutlichkeit mit, welches dem Rec. nicht passend scheint, wenn man Correctheit nach dem herrschenden Sprachgebrauche nimmt. Demnach kann ein Aufsatz völlig rein von Sprachfehlern seyn, und ist doch nicht deutlich. Denn die Deutlichkeit besteht in der logischen Anordnung, und der Vf. hat ganz Recht, wenn er S. 210. sagt: „Ueberhaupt kann nur der deutlich schreiben, der vorher deutlich gedacht hat." — Hierauf werden die verschiedenen Arten des Stiles durchgegangen, mit untergelegten Beyspielen aus unseren klassischen Schriftstellern. Der Geschäftsstil und der Briefstil sind, dem Zwecke des Buches gemäss, am ausführlichsten abgehandelt. — Der *vierte* Abschnitt, überschrieben: *Declamation*, liefert theils einen kurzen Inbegriff von zweckmäßigen Regeln, theils Beyspiele zur Uebung, die gewiss auch für künftige Bürger nützlich sind, da die Fertigkeit, etwas mit dem gehörigen Ausdrucke lesen zu können, bey dem Zuhörer das leichtere Auffassen der Gedanken befördert. — Den Beschluss des Werkes macht im *fünften* Abschnitte: eine Uebersicht und Erklärung vieler in der deutschen Sprache vorkommenden *ausländischen* Wörter. Hier könnte Rec. leicht über das zu Viel und zu Wenig mit dem Vf. rechten, auch manche Erklärung tadeln; indessen giebt er ihm lieber das Zeugniss, dass die meisten Erklärungen kurz und richtig sind.

LITERATURGESCHICHTE.

Bremen, gedr. b. Meier: *Ankündigung von der Fortsetzung des Jöcherschen allgemeinen Gelehrten Lexicons* von *Heinr. Wilh. Rotermund*, Domprediger in Bremen. 40 S. 8.

So verdrieslich es für alle Käufer der Adelungschen Fortsetzung des Jöcherschen Gelehrten Lexicons war, diese mühsame und doch so verdienstliche Arbeit mit dem Buchstaben J abgebrochen zu sehen: so erfreulich muss diese Ankündigung den Freunden der Bücher- und Gelehrtenkunde seyn, worin Hr. *R.* seinen wohl überdachten Plan, nach welchem er diese Lücke auszufüllen gedenkt, aus einander setzt.

Er folgt dabey zuerst *Adelungs* Grundsatze mit Recht darin, dass er alle Schriftsteller wegläßt, deren Andenken entschieden überflüssig ist. Hier müsste er aber weit strenger als *Adelung* verfahren, wo sonst immer wieder zu fürchten ist, dass das Werk zu stark werden, und Verleger und Käufer abschrekken werde. Wir schlagen ohne Auswahl in *Adelungs* zweytem Theile auf, und finden S. 863—866. folgende Artikel, die gewiss hätten wegbleiben können und sollen.

Elebrecht, Heinr. Johann, Prediger zu Salzhausen im Lüneburgischen, bald nach dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, schrieb

Exercitationes theologicas. Frankfurt 1699. Wider *Spinoza*, *Hobbes*, die *Socinianer* und *Arminianer*.

Ausgang Ismaels aus den Hütten Abrahams. Hamburg 1711. 8. gegen *Christ. Ant. Römeling.*

Elerdus, Bartholomaeus, Pastor und Insp. zu Wusterhausen, war zu Winstock 1552. gebohren, und hat geschrieben

Luctam peccatoris cum difficillimis tentationibus ejusdemque victoriam cum nonnullis anagrammatibus. Magdeburg. 1650. 8.

Linguam bonam et malam.

Sciagraphiam impii et pii hominis.

Christianum Davidicum una cum anagrammatismis. Anagrammatismos in memoriam Principis Electoris Joach. Friderici.

Wer in aller Welt wird sich jetzt noch um solche Schriftsteller bekümmern, deren längst zu Maculatur gewordene Schriften nicht das mindeste Interesse mehr haben können? So hätte noch S. 864. *Elerdus* (Nicolaus), des vorigen Sohn, *Eleutherobius* (Leonhard) *Elgersma* (Franz) wegbleiben sollen.

Die Frage *cui bono?* lasse sich doch also ja Hr. *Rotermund* noch weit mehr als *Adelung* bey jedem Artikel, den er aufzunehmen versucht werden könnte, recht lebhaft vorschweben.

Da wir von Hn. *Meusel* bereits das Lexicon der von 1750 — 1800. verstorbenen Schriftsteller haben: so zeugt es von Hn. *Rotermund's* Besonnenheit, dass er die Artikel, die dort stehen, zwar anführt, und, wo es nöthig ist, ergänzt und berichtigt; übrigens aber auf ihn verweiset, damit er Platz zu andern Artikeln gewinne, und der Käufer nicht einerley Sachen doppelt zu bezahlen brauche. Die Proben, die Hr. *R.* mit dem Artikel *Kästner*, der in *Meusel's* Lexicon steht, und hier mit beträchtlichen Zusätzen versehen ist, mit dem kleinern Artikel *Kalkmann*, der ebendas. steht; mit zweyen in *Jöcher's* Lexico stehenden aber verbesserten Artikeln, *Keller* (Jacob) u. m. a. *Kerfenbrock* (Hermann); ferner mit einem neuen Artikel Peter *Kalm*, und einem aus zerstreuten Nachrichten zusammengesetzten Ditmar *Kenckel* hier vorlegt, sind so abgefasst, dass man das gerechteste Vertrauen zu Hn. *Rotermund's* Arbeit fassen, und sich der angenehmen Hoffnung überlassen kann, dass sich bald ein Verleger finden werde, der dieses für so viele Literaturfreunde erwünschte Werk ans Licht bringen helfe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. April 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Levrault, Schöll et C.: *Les Faſtes d'Ovide*, traduction en vers avec des remarques d'érudition, de critique et de Littérature fleurie; dediée à d'Empereur des Français par *F. Deſaintange*. *Tome premier*. 394 S. *Tome ſecond*. 454 S. 1804. 8. (4 Rthlr. 8 gr.)

Die franzöſiſche Literatur hat nur zwey Ueberſetzungen des gelehrteſten der ovidiſchen Gedichte aufzuweiſen; eine ältere von dem unermüdlichen *de Marolles*, und eine neuere von *Bayeux* (1783. und 1789.), beide in Proſe, und auch die letztere von einer ermüdenden Monotonie. Hr. *de Saintange*, deſſen Ueberſetzung der *Metamorphoſen* wir zu ſeiner Zeit in dieſen Blättern angezeigt haben, beſchloſs die Lücke auszufüllen; und unternahm während einer langwierigen und ſchmerzlichen Nervenkrankheit dieſes ſchwere und mühſame Werk, indem er zu ſich ſagte: *Tu ſais par expérience que, ſit on né avec le talent le plus éminent et l'imagination la plus flexible, on ne réuſſira jamais à bien traduire en vers qu'après un long apprentiſſage; tu l'as fait; mets-le donc à profit pour faire ce qui ne ſe fera peut-être jamais, ſi tu ne le fais pas toi-même.*

Der Vf. bemerkt mit Recht, daſs eine Ueberſetzung Ovids gröſsere Schwierigkeiten habe, als man zu glauben geneigt ſey. Die Leichtigkeit, Einfachheit und zierliche Familiarität der ovidiſchen Sprache wird einen Ueberſetzer oft zur Verzweiflung bringen, wenn er die doppelten Klippen des Prunkes und der platten Natürlichkeit vermeiden will. *La penſée majeſtueuſe de Virgile*, ſagt er, Vorrede S. XXXVI, *vous ſoutient et vous élève à lui. Tous les idiômes ſe prêtent à la nobleſſe du ſtile; les grandes images, les grands traits, les grands effets de l'harmonie imitative, ſont des beautés de relief qui ſortent et qui frappent; on a de la priſe pour les ſaiſir. Mais les grâces d'un auteur tel qu'Ovide, ces grâces aimables, ſi fines, ſi légères, ſi mobiles, ne ſe laiſſent pas manier; elles s'échappent dès qu'on les touche, et le moindre changement les altère. On peut traduire Virgile par des vers qui ſe ſont; mais pour traduire Ovide, il faut des vers qui naiſſent tout-faits.*

Dieſe Schwierigkeiten ſind vielleicht in keinem Gedichte Ovids ſo ſehr gehäuft, als in dem *römiſchen Kalender*. Der gelehrte Stoff und die elegiſche Form führten zur gröſsten Einfachheit; manches ſcheint ſogar nüchtern; und doch iſt Ovid auch ſelbſt da zierlich und nach alexandriniſcher Art anmuthig, wo er als Antiquar dem gelehrten Leſer zu genügen ſucht, oder als Grammatiker etymologiſirt. Dieſe Schwierigkeiten ſchreckten indeſs den franzöſiſchen Ueberſetzer nicht ab. Er wollte ſie beſiegen und ſeinen *Ovid treu* und *ſchön* wiedergeben. Eine *ſcrupulöſe Treue* wird (S. XLI.) ausdrücklich verſprochen, und Verzichtleiſtung auf die Freyheiten, mit denen ſich poetiſche Ueberſetzer ihr drückendes Joch zu erleichtern ſuchen. Doch wird zur Belehrung des Leſers hinzugefügt, der den Begriff einer ſolchen Verzichtleiſtung zu eng nehmen möchte, man müſſe nicht für Freyheiten nehmen wollen die leichten Modificationen, die das allzu antike Coſtum des Originals etwas moderniſiren, ohne doch, wie ſich von ſelbſt verſteht, Züge und Phyſionomie zu ändern; nicht, wenn man den Geſchmack weit getrennter Jahrhunderte zu verſöhnen ſuche; nicht, wenn man einige etymologiſche Kleinigkeiten auslaſſen müſſe, die nicht einmal von dem beſten Geſchmack ſind; dieſes und ähnliches ſey vielmehr eine dienſtfertige Aufmerkſamkeit (*des attentions officieuſes*), das Original verſtändlicher und angenehmer zu machen. Man hat ſich bemüht, ſetzt Hr. *D.* hinzu, den *Ovid* recht eigentlich franzöſiſch (*vraiment français*) zu machen.

Ob nun der Ueberſetzer ſeinen Zweck vollkommen erreicht habe, werden ſeine Landsleute ſichrer beurtheilen können; uns aber ſcheint es ſo. Schon die Umwandlung des elegiſchen Sylbenmaſses in gereimte Alexander, ſcheint die alte Tunica in den eleganten Frack umzuformen; und dem Kleide paſſen ſich dann die Manieren an. Daſs der alte Ovid in der neuen, etwas knappen Tracht manches unterlaſſen muſs, was er in der landesüblichen alten mit Anſtand und Zierlichkeit that, kann niemanden Wunder nehmen; dafür hat er an Decenz, Repräſentationskunſt und Emphaſe merklich gewonnen. In dem Anfange des *dritten* Buches tritt Ovid nicht unwürdig vor den Kriegsgott, deſſen Thaten er ſingen will; aber mit wie viel mehr Würde läſst ihn der Ueberſetzer über die Bühne wandeln:

Mars, dépoſe un moment ton caſque et ton armure;
Découvre de ton front la noble chevelure:
Inſpire, Dieu terrible, un enfant d'Apollon;
Viens, je chante le mois conſacré par ton nom.
Tu le ſais bien: Pallas, qui préſide à la guerre,
Préſide encore aux arts, délices de la terre.
Apprends à ſon exemple, ô redoutable mars,
A laiſſer quelquefois ſe repoſer tes dards.
A des emplois plus doux tu trouveras des charmes.
Tu peux t'en ſouvenir: n'étais tu pas ſans armes
Quand tu vins dans les bras d'une fille d'Ilus
Enfanter à la fois et Rome et Romulus.

Der letzte Zug ist glücklich und sinnreich, ob gleich nicht von Ovid. Auch an andern Stellen weicht die Verheifsung der scrupulösen Treue dem Wohlgefallen an eignem Schmuck, wie z. B. I, 441 — 446.

Intactae fucatis aves, solatia ruris,
Assuetum sylvis, innocuumque genus;
Quae facitis nidos, quae plumis ova fovetis,
Et facili dulces editis ore modos.
Sed nihil ista juvant, quia linguae crimen habetis,
Dique putant mentes vos aperire suas.

Vous, têtes innocens des buissons écartés,
Tendres oiseaux, du moins vous étiez respectés.
Des bois où vous attache une douce habitude,
Tranquilles, vous pouviez peupler la solitude.
Par vos sons variés enchanter les échos,
Voltiger sans effroi de rameaux en rameaux,
Y suspendre vos nids, y couver sous votre aile
Des fruits de vos amours l'espérance nouvelle.
Mais que Vous ont servi vos joins, vos sons touchans?
Vous chantez, on vous fait un crime de vos chants.
Les Dieux jaloux ont cru qu' harmonieux prophètes,
Vous osiez révéler leurs volontés secrètes.

Indefs mag hier die allzu grofse Ausführlichkeit, wenn auch nicht als treue Ueberfetzung, doch als Nachahmung der ovidifchen Manier entfchuldigt werden; aber nicht immer dürfte man gleiche Entfchuldigungen finden, wenn man bey einer genauern Unterfuchung des Einzelnen manchen bedeutenden Zug verflacht, manchen andern ganz verwifcht, manches Unbedeutende hinzugefetzt, auch wohl das Natürliche und Einfache mit dem Sonderbaren und Uebertriebenen vertaufcht fieht. Wir wollen von diefem allen einige Beyfpiele aus dem *erften* Buche beybringen. In der Dedication an *Cäfar Germanicus* v. 19. läfst der Ueberfetzer den Dichter mit übertriebner Schmeicheley fagen: *Pour juge de mes vers quand je preus mon héros, Je le rédoute plus que le Dieu de Claros*, während das Original mit gebührender Achtung gegen den Gott fagt: *Pagina judicium docti fubitura movetur, Principis, ut Clario miffa legenda Deo*, wo fich auch die poetifchere Wendung unter des Ueberfetzers Händen verloren hat. Wie dort die Achtung gegen den Gott, fo wird v. 25. die Achtung gegen Germanikus verletzt, indem der Dichter fich ihm mit kecker Anmafslichkeit gleichfetzt: *A titre de poète, un poète l'implore, Viens, parcourons l'année, et fois mon aftre encore.* Dem Originale (*Scilicet ut fas eft, vates rege vatis habenas: Aufpice te felix totus ut annus eat.*) ift diefe Familiarität fremd, und jeder fteht an dem ihm gebührenden Platz. Bald darauf v. 63. wird wiederum derfelbe Held gegen Ovids Sinn und Willen über einen Gott geftellt: *Janus rouvre pour toi les portes de l'année: Viens, o Germanicus, et rends la fortunée. Ecce tibi fauftum, Germanice, nuntiat annum.* Was v. 70. vom Janus verlangt wird: *Qu'un ſigne de ma tête anime mes accords* muthet *Ovid* diefem Gotte nicht zu. v. 43. find die einfachen Worte: *At Numa nec Janum nec avitas praeterit umbras*, fonderbarer Weife fo umgeftaltet: *Numa, pieux ami de Janus et des Ombres, Voulut folemnifer et leur culte et nos voeux.* Statt des antiken: *Et populus feſto concolor ipſe ſuo eſt*, heifst es hier (v. 80.): *L'artifan eſt paré; le pauvre ſe conſole.* v. 129. 130. find die alten Namen des Janus fo umgangen, dafs etwas falfches und etwas unverftändliches daraus entfpringt:

Quand on me rend des pains l'offrande ſolennelle,
Tu ris au refrain de tous les noms divers
Que le prêtre me donne et mêle à ſes concerts.
Ainſi des tems paſſés la pieuſe ignorance
Voulut des emplois marquer la différence.

Ovid weifs nur von *zwey* Namen; er führt diefe Namen an, und da diefe ganz beftimmt zwey verfchiedene Gefchäfte bezeichnen, fo hat er Grund hinzuzufetzen:

Scilicet alterno voluit rudis illa vetuſtas
Nomine diverſas ſignificare vices.

In feiner Unterredung mit dem Janus v. 165. wundert fich der Dichter *cur non ſine litibus eſſet Prima dies.* Der Ueberfetzer giebt diefer Verwunderung eine allzu grofse Ausdehnung: *Je m'étonnais qu'au jour le premier de l'année Toute occupation ne fût pas condamnée.* Dagegen wird v. 179. der Sinn allzu fehr befchränkt, wenn Janus fagt: *Il eſt au jour premier del'an un auſpice attaché. Omnia principiis . . ineſſe volent.* In der folgenden Rede des Gottes ift v. 194. der Sinn ganz entftellt und die ovidifche Grazie vernichtet: *A peine il fut un homme au tems du bon Saturne, A qui la ſoif de l'or n'eût fait vider une urne. Vix ego Saturno quemquam regnante videbam, Cujus non animo dulcia lucra forent*, wo fchon durch die Stellung der Wörter der Sinn richtiger bezeichnet ift. — *Ovid* fragt weiter v. 280., warum im Kriege des Janus Tempel offen ftehe; und der Gott antwortet mit einfacher Klarheit: *Ut populo reditus pateant ad bella profecto, Tota patet demtâ janua noſtra ferâ.* Der Ueberfetzer mit froftiger Hyperbel und fchielend: *Pour qu'on implore un terme aux malheurs de la guerre, Il ſ'ouvre tout entier aux peuples de la terre.* — v. 469. ift die beftimmte Bezeichnung des Alterthums der Arcadier *orta prior Luna tellus* mit einem ganz allgemeinen Begriffe vertaufcht *par ſon antiquité de tout tems renommée*, und v. 591. die antike Sitte: *perlege diſpoſitas generoſa per atria ceras*, durch eine moderne erfetzt: *aux archives des grands parcourez, feuilletez Les titres de leur rang.* Indem er hier weiter fortfährt, aus dem Beynamen der alten Edeln ihre Grofsthaten auszuzeichnen, hebt er v. 599. den Cäfar über alle empor: *Si petat a victis toi ſumet nomina Caeſar, quot numero gentes maximus orbis habet*, eine kräftige Hyperbel, welche die Ueberfetzung verdunkelt: *Des peuples qu'à Céſar a ſoumis la victoire Si Céſar prend les noms, tous ſont dus à ſa gloire*, und gleich darauf v. 604. wo *Pompejus Magnus* an die Reihe kömmt, *Magne, tuum nomen rerum menſura tuarum, ſed qui te vicit, te quoque major erat*, fagt der Ueberfetzer weit weniger, indem er mehr fagen will:

Pompée eſt nommé grand: ſon nom dit à la terre
Ce qu'il a fait de grand en guerre et dans la paix:
Mais Céſar ſon vainqueur eſface ſes hauts faits.

v. 619. prangen die einfachen Worte: *Nam prius anfonias matres carpenta vehebant — Mox honor eripitur*, hier mit franzöſiſchem Prunke: *Les Romaines jadis s'étalaient dans des chars: Le ſenat réforma ce vain luxe des arts.*

Indem wir indeſs dieſe und ähnliche Stellen auszeichnen, iſt es nicht unſre Abſicht, den Werth dieſer Ueberſetzung herabzuſetzen, ſondern ihren Charakter kenntlich zu machen. Wenn man das Original vergiſst, wird man ſie ſehr lesbar und gewiſs, im franzöſiſchen Sinn, nicht unpoetiſch finden; und ſelbſt, wenn man das zur Seite ſtehende Original vergleicht, wird man oft die Gewandheit bewundern müſſen, mit welcher groſse Schwierigkeiten deſſelben glücklich beſiegt ſind.

Einem jeden Buche ſind Anmerkungen beygefügt, welche jedesmal den Kalender des Monats, und die nothwendigſten hiſtoriſchen und mythologiſchen Aufklärungen enthalten, wobey ihm die Vorarbeiten von *Bayeux* zu ſtatten kamen.

JUGENDSCHRIFTEN.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Sämmtliche Kinder- und Jugendſchriften von Joachim Heinrich Campe.* Ausgabe der letzten Hand. *Erſtes* Bändchen. 1807. 300 S. *II.* 228 S. *III.* 255 S. *IV.* 280 S. *V.* 268 S. *VI.* 260 S. *VII.* 269 S. *VIII.* 191 S. *IX.* 223 S. *X.* 232 S. *XI.* 289 S. *XII.* 328 S. *XIII.* 302 S. *XIV.* 271 S. *XV.* 213 S. *XVI.* 227 S. *XVII.* 264 S. *XVIII.* 342 S. *XIX.* 310 S. *XX.* 300 S. *XXI.* 312 S. *XXII.* 299 S. *XXIII.* 332 S. *XXIV.* 322 S. *XXV.* 292 S. *XXVI.* 276 S. *XXVII.* 252 S. *XXVIII.* 310 S. 16. mit Kpfn. und Karten. (Pränumerationspreis 5 Dukaten. Ladenpr. 18 Rthlr.)

Durch dieſe Ausgabe der letzten Hand ſeiner ſämmtlichen Kinder- und Jugendſchriften krönt Hr. Schulrath *Campe* die vieljährigen Verdienſte, die er ſich um das vaterländiſche Erziehungsweſen erworben, auf eine für ihn ſelbſt wie für das Publikum gleich erfreuliche Weiſe. Für ihn ſelbſt, weil ihm dieſe neue Ausgabe der gültigſte Beweis der ausgezeichneten Dankbarkeit ſeyn muſs, mit der ſeine Zeitgenoſſen den eigenthümlichen Werth dieſer, ſeit dreyſsig Jahren in ſo vielen recht- und unrechtmäſsigen Auflagen erſchienenen, und zum Theil in ſo viele fremde Sprachen überſetzten Jugendſchriften fortdauernd anerkennen; für das Publikum, weil eine vollſtändige, und gleichförmig geſtaltete Sammlung derſelben gewiſs von allen den zahlloſen Leſern und Leſerinnen, welche die früheſte Bildung ihres Herzens und Geiſtes daraus empfingen, und nun ſelbſt wieder Kinder oder Zöglinge zu bilden haben, längſt ſchon lebhaft gewünſcht worden iſt. Der *innere* Gehalt der einzelnen Werkchen, die hier nun zum erſtenmal in ein Ganzes vereinigt ſind, hat überall noch die ſorgfältigſten Verbeſſerungen von der letzten Pflege des ehrwürdigen Vfs. gewonnen; das *Aeuſsere* des Ganzen empfiehlt ſich durch eine gefällige Form, gutes Papier, deutlichen und correcten Druck, und eine eben ſo zierliche als inſtructive Ausſchmückung von fünf Karten und zwey und achtzig niedlichen, theils ſchwarzen, theils colorirten Kupfern.

Das *erſte* Bändchen enthält ein *neues Abece- und Leſebuch*, zu welchem aus dem frühern, ſchon im J. 1778. von dem Vf. herausgegebenen, und bald nach ſeiner Erſcheinung gänzlich vergriffenen, nur die *allgemeinen* Regeln und Grundſätze, ſo wie die Uebungsſtücke zum Leſen wieder benutzt worden ſind. Die von ihm dort aufgeſtellte *Lehrart des Leſens* aber, hat er hier mit einer ungleich vortheilhaftern vertauſcht, die Rec. in Rückſicht der Einfachheit ihrer Methode und Leichtigkeit ihrer Anwendung, für die beſte hält, die ihm bis jetzt bekannt geworden iſt. Eine nicht minder glückliche Veränderung haben die beygefügten verſificirten, eine doppelte Folge des A. B. C. bildenden, Fabeln erhalten, welche die Verlagshandlung noch überdieſs mit vier und zwanzig ungemein artigen bunten Küpferchen und Vignetten verziert hat.

Das *zweyte* bis *ſiebente* Bändchen umfaſst die allgemein beliebte, auch in das Franzöſiſche, von Hn. Abbé *Grandmottet*, überſetzte *Kinderbibliothek*, die bekanntlich zuerſt, von 1779 bis 1784., in *zwölf* Theilen erſchien, die hier wieder, wie in der vorletzten *neunten* Ausgabe, in *ſechs* zuſammen gezogen worden ſind, da der Herausg. von neuem viele Stücke, die ſeinem Zweck nicht ganz entſprachen, ausgeſchloſſen hat. Nächſt dieſer noch ſorgſamern Auswahl, hat die gegenwärtige Ausgabe vor den frühern auch den Vorzug einer planmäſsigen Zuſammenſtellung, indem jetzt jedes einzelne, mit einem Kupfer geſchmückte, Bändchen ſeinem Inhalt nach, auch nur für Kinder von *einerley* Alter und Fähigkeit, in fortſchreitender Gradation, von der unterſten Stufe der Kindheit bis zur höchſten, anpaſſend gemacht worden iſt.

Das *achte* Bändchen enthält die *Seelenlehre für Kinder*, mit fünf, und das *neunte* das *Sittenbüchlein* mit einem Kupfer. Beide erſcheinen hier in der *ſiebenten* Ausgabe. Von jener kam die *erſte* 1770., von dieſem, das auch eine lateiniſche und franzöſiſche Ueberſetzung erhalten hat, 1777. heraus. Wie bey allen folgenden Auflagen, iſt auch bey der gegenwärtigen die Sorgfalt unverkennbar, mit welcher der Vf. ſowohl in Rückſicht auf Sprache als auf eine noch faſslichere Entwicklung der Begriffe, unermüdlich nachgebeſſert hat. Den Titel *Sittenbüchlein* hätten wir bey dieſer Gelegenheit gern mit dem einer *Sittenlehre* vertauſcht geſehn, da man unter erſterem blos einen Unterricht in den *äuſsern* oder conventionellen Sitten zu verſtehn gewohnt iſt.

Im *zehnten* und *elften* Bändchen folgt nun der ſo ungleich berühmter als der *ältere* in der Welt gewordene, *Robinſon der jüngere*; in der *neunten*, mit ſieben Kupfern verzierten Ausgabe. Seit dem J. 1779, wo es zuerſt erſchien, iſt dieſes Büchlein, das Hr. *Campe*, durch ſeine Umarbeitung des alten ſchleppenden Romans, in eine gedrungne, lebhafte, mit dialogiſcher Form

Digitized by Google

Form abwechſelnde, und mit den nützlichſten Bemerkungen über das menſchliche Leben, die Naturgeſchichte, Geographie, Schifffahrt u. ſ. w. bereicherte Erzählung, ſo weit über das Original erhoben hat, das doch ſchon *Rouſſeau* ſeinem Emil zu empfehlen kein Bedenken trug; nicht nur in alle lebende europäiſche Sprachen, ſelbſt in die Ruſſiſche, Neugriechiſche und Altböhmiſche, ſondern ſogar auch in das *Lateiniſche* überſetzt worden, ſo daſs man es wohl unbedingt (nicht einmal *Fenelons* Telemach ausgenommen), für das *geleſenſte* aller jemals für die Jugend geſchriebenen Werke erklären kann.

Das *zwölfte*, *dreyzehnte* und *vierzehnte* Bändchen, macht die *ſechste*, mit 8 Kupfern und 3 Karten begleitete, Ausgabe der, 1781. zuerſt herausgekommenen, *Entdeckung von Amerika*, die gleichfalls zu wiederholtenmalen in das Engliſche, Spaniſche, Holländiſche, Däniſche und Schwediſche, vorzüglich gut aber (vom Profeſſor *Junker* in Paris) in das Franzöſiſche überſetzt worden iſt.

Im *funfzehnten*, mit Einem Kupfer verſehenen, Bändchen befinden ſich die *Cheſterfieldſchen Klugheitslehren*, die ſonſt in des Vfs. *Theophron* enthalten waren: ſchon bey der *dritten* Ausgabe deſſelben aber davon getrennt, und nachher zweymal als eine beſondre Schrift aufgelegt wurden. Sie ſind ein Auszug des Beſten und Weſentlichſten aus der beſondern Sammlung von Briefen, die den bekannten von *Cheſterfield* an ſeinen Sohn angehängt iſt, und um ſo ſchätzbarer, als jener Anhang in der deutſchen Ueberſetzung des Werkes nicht mit aufgenommen ward.

Das *ſechzehnte* Bändchen enthält das *hiſtoriſche Bilderbüchlein*, eine Weltgeſchichte in launig gereimten Verſen mit achtzehn Kupfern; und das *ſiebzehnte* bis *achtundzwanzigſte* Bändchen, mit zwölf Kupfern und zwey Karten, die *erſte Sammlung merkwürdiger Reiſebeſchreibungen*, welche ſeit ihrer erſten Erſcheinung, von 1785 — 1793, auch ſchon zweymal in das Franzöſiſche übergetragen worden iſt. Die *zweyte* Sammlung wird ohne Zweifel den Anfang der folgenden Lieferung dieſes gemeinnützigen Werkes machen, von der wir wünſchen, daſs ſie dieſer *erſten* recht bald nachfolgen möge.

LANDSHUT, b. Attenkofer: *Kurzgefaſſte lehrreiche Spaziergänge eines Lehrers mit ſeinen Schülern für die Jugend und Jugendfreunde auf dem Lande.* Von *Lorenz Paumann*, Pfarrer zu Achdorf. 1804. II u. 124 S. 8. (5 gr.)

In der Vorrede nimmt ſich der Vf. ſelbſt das Verdienſt *eigner Arbeit*, geſteht, das Meiſte aus „des Hn. *Rößners* Schriften" entlehnt zu haben, und nennt ſich nur einen *nützlichen Sammler*. Aber da er nun einmal keine *Originale*, ſondern nur *Kopieen* geben wollte, oder, wie aus dem Büchlein erhellet, geben konnte, ſo hätte er doch, ehe er die Feder anſetzte, ſich prüfen ſollen: ob er die Gabe einer zweckmäſsigen *Darſtellung*, beſonders nach dem *jetzigen Geſchmacke*, habe. Daran fehlt es ihm aber ſo ganz, daſs dieſe Schrift wenigſtens um ein viertel Jahrhundert zu ſpät kommt. — In ſechs Spaziergängen findet man Unterhaltungen eines Lehrers mit ſeinen Zöglingen in der Natur und zwar zu verſchiednen Zeiten und in verſchiednen Gegenden, im Walde, im Felde u. ſ. w.; ein ſchöner Plan, den aber freylich *André* und *Bechſtein* u. a. weit beſſer ausgeführt haben. Das Ganze hat *dialogiſche Form*, aber, ſonderbar genug, ſind keine Namen genannt, ſondern die Unterhaltung läuft, nur mit abwechſelnd neuen Zeilen, in einem fort und zwar ſo, daſs man oft rathen muſs, ob die Rede vom Lehrer oder von den Kindern kam. Das Unnatürlichſte aber iſt, daſs *alle Schüler*, ja ſogar fremde Leute, wenn ſie in der Mehrzahl aufgeführt werden, wie in manchen Schulen beym Buchſtabiren, Leſen und Liederſingen, *auf einmal* antworten — auf *einmal* fragen — *auf einmal* ſich freuen, verwundern u. ſ. w. Nur einige Proben dieſes in der That ſeltſamen Dialogs:

S. 15. „Wir ſind nun wieder an unſerm Orte u. ſ. w. Empfehlet mich euern lieben Aeltern und ſchlafet wohl."

„Wir danken Ihnen, theuerſter Lehrer gehorſamſt für das Vergnügen, welches Sie uns heute gemacht u. ſ. w. Wir empfehlen uns Ihrer fernern Güte und wünſchen angenehme Ruhe."

S. 20. „Es dünkt uns, beſter Lehrer, wir hören donnern." S. 21. „Es donnert gar zu ſehr, könnten wir nicht u. ſ. w." S. 78. „gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht, lieber Bauer, guter Mann."

Faſt in alle Geſpräche ſind Bibelſprüche verwebt, oft auch, wie in Spruchbüchern, mit untergeſetzten Citaten autoriſirt. Nicht ſelten tritt ganz unſchicklich für ſolche Dialogen ein förmlicher Kanzelton ein, z. B. S. 19. Dieſe Güte, Macht und Weisheit Gottes u. ſ. w. iſt groſs, aber noch unendlich gröſser diejenige Liebe, die er uns in Jeſu Chriſto, unſerm Erlöſer u. ſ. w., Wir werden in den Gräbern die Stimme des Sohnes Gottes hören und mit verklärten Leibern hervorgehen u. ſ. w.

Die Belehrungen über Naturgegenſtände ſind ganz oberflächlich, und es wird dabey immer vom Hundertſten auf Tauſendſte geſprungen. Im fünften Spaziergange z. B. wo von Pflanzen, Steinen, Muſcheln u. ſ. w. die Rede iſt, geht der Vf. von den *Haſen* und deren Jagd zu den *Regenten* und deren Rechten, Macht, Titel u. ſ. w. über; dann kommen Hirten, Erzväter, der Heiland (mit Bibelcitaten), dann Baumzucht, Förſterey, Eichen, Eichelkaffee, Galläpfel, Abſalon (mit Bibelcitat), Geſpenſter, Irrlichter, Juden u. ſ. w. an die Reihe. Der letzte Spaziergang handelt gar von Verminderung der religiöſen Orden, der vielen Feſte und kirchlichen Ceremonien in Bayern. Doch genug von dieſem ſonderbaren Buche, deſſen Geiſt ſich in den gegebenen Proben ſelbſt ausſpricht.

Digitized by Google

MONATSREGISTER

vom

APRIL 1807.

I. Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Adelung, Joh. Ch., älteſte Geſchichte der Deutſchen. 91, 719.

Aubry, Elemente des Syſtems der neuen Maſse. Aus d. Franz. 96, 767.

B.

Barrow, J., Reiſen in's Innre von Südafrika. Aus d. Engl. von J. A. *Bergk*, 2ter Bd. EB. 46, 361.

Baur, W. Fr., über den Einfluſs der Kälte u. Wärme auf den menſchl. Körper 93, 740.

Becker, ſ. *Chortet*.

Bellermann, J. J., Almanach der neueſten Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, 4 — 6 Jahrg. EB. 46, 368.

Bergk, ſ. *Barrow*.

Bibliothek van theologiſche Letterkunde, 2 — 3 Th. 79, 625.

Biermann, J. G. H., Handbuch in der Algebra 91, 727.

de Boisgelin, Louis, ancient and modern Malta, Vol. I, et II. 86, 686.

Bredetzky, Sam., neue Beiträge zur Topographie von Ungarn. 63, 743.

Büffon, Naturgeſchichte der vierfüſsigen Thiere, 2 B. EB. 50, 400.

C.

Campe, J. H., ſämmtliche Jugendſchriften, 1 — 28 Bändchen. 103, 821.

Chortet, J. F., über die Wirkung des Opiums. Aus d. Franz. von Dr. W. G. *Becker*. 81, 646.

Chriſtiani, C. J. R., Anviisning til en med vor Natur og Beſtemmelſe paſſende Leveplan. 90, 718.

Cotta, Heinr., Beobachtungen über die Holzpflanzen. 100, 793.

D.

Dapp, Raym., kurze Predigten, 5 Jahrg. EB. 41, 328.

Dobler, A., moraliſche Aufſätze. 85, 679.

Dolz, Joh. Chr., Leitfaden zum Unterricht in der allgem. Menſchengeſchichte, 4 Aufl. EB. 40, 320.

E.

Einfluſs, der, den das Verfahren bey den Gemeinheitsaufhebungen in der Mark Brandenburg auf die Wollpreiſe hat. 99, 785.

F.

Filippi, A., Vernunftkatechismus. Ital. u. deutſch. EB. 87, 376.

Fiſcher, J. E., Verſtandesübungen nach Peſtalozzis Lehrmethode 47, 695.

— — — Tugendlehre. 87, 695.

— — — Klugheitskatechismus. 87, 795.

G.

Glöckner, K. Gottl., kurzgefaſster Unterricht in der Religion. 98, 783.

Gren, Fr. A. K., Grundriſs der Naturlehre, 4 Aufl. EB. 51, 406.

Gramberg, G. A. H., Kränze, 3s B. 78, 621.

Grimm, J. K., Supplemente zum Handbuch der Phyſik, 2 Bd. EB. 51, 407.

Grotefend, G. J., über die Erklärung der Keilſchriften. 88, 697.

Guibert, G. A., Reiſen durch Deutſchland. Aus d. Engl. EB. 46, 365.

H.

Haberfeld, Joh. Fr., Baruch, oder über die Doxologie der Schrift 79, 629.

v. Hagen, F. W., über die Verwüſtungen des Borkenkäfers. 94, 751.

Hager, Joſ., über die babyloniſchen Inſchriften. 88, 697.

Ham-

Hamburg und Altona, eine Zeitſchrift, 5 Jahrg. EB. 52, 416.
Handrechnungsmanual, ökonomiſches. 83, 662.
Hauſsner, Fr. W., Uebungsſtunden in der engliſchen Sprache. 87, 691.
Hazzi, Joſ., ſtatiſtiſche Aufſchlüſſe über das Herzogth. Bayern. EB. 47, 372.
Herbart, Joh. Fr., allgemeine Pädagogik. 82, 649.
Hermann, M., Chriſtus unter den Menſchen. EB. 48, 384.
Heydenreich, F. E. A., Unterhaltungen mit Perſonen in den höhern Jahren des Lebens. 101, 808.
Hübner, Ign., Merkwürdigkeiten von Ingolſtadt. 101, 807.
v. Humboldt, Alex., Eſſai ſur la Géographie des Plantes. 97, 769.

I.

Jordan, Joh. Ludw., Magazin der Hüttenkunde, 1 Jahg. 82, 653.
Iſokrates, ſämmtliche Reden und Briefe. Aus d. Gr. v. W. *Lange*, 1 B. EB. 47, 373.

K.

Kunowsky, G. A., Predigten zur Beförderung häuslicher Erbauung, 3 Th. EB. 49, 391.

L.

Leſebuch, engliſches, für Anfänger. 87, 693.
Lettere numismatiche. Tom. IX. 84, 670.
Lichtenſtein, A. A. H., Tentamen palaeographiae Aſſyrio-Perſicae. 88, 697.
Liebſch, Wilh., Commentatio de Criſibus. 81, 646.
Link, D. G. F., über Naturphiloſophie. 94, 745.
Löhr, J. A. C., Tändeleyen für Kinder, 1 B. 98, 784.

M.

Maier, Joh. Chr., die deutſche Erbfolge, 1 — 3 B. EB. 45, 353.
Matthiae, Fr. Chr., de Sirona Dea 83, 663.
Matthiſſon, lyriſche Anthologie, 13 — Th. 78, 617.
Mavors, Will., natural Hiſtory for the Uſe of Schools. 87, 692.
Memminger, Fr., Beſchreibung der Stadt Reutlingen. 99, 791.
Menſchenreligion, die allgemeine. 92, 729.
Michaelis, Chr., Verſuch eines Lehrbuchs der Menſchenliebe. 92, 727.
Moliere, Luſtſpiele und Poſſen. Für die deutſche Bühne von Heinr. *Zſchocke*, 1 — 4 Bd. 85, 678.
Münter, Fr., Verſuch über die Inſchriften von Perſepolis. 88, 697.
v. Murr, Chrph., Adnotationes ad biblioth. Hallerianas 78, 624.

N.

Nachträge zu Sulzers Theorie der ſchön. Künſte, 5 Bd. 1 St. EB. 50, 398.
Nernſt, Karl, Schwed. Muſeum, 1 Bd. EB. 45, 360.
Nopitz, G., Lebensgeſchichte Tob. Mayers EB. 49, 392.
Novalis Schriften, herausg. von Fr. *Schlegel* u. L. Tieck, 2 Aufl. EB. 47, 376.

O.

Oudiette, Charl., Dictionnaire géographique et topographique de la France, 1 et 2 Th. 80, 638.
Ovid, Les Faſtes, trad. par F. *de Saintange*. 103, 817.
Oxenſtjerna, J. G., Arbeten, 1 u. 2 Th. 102, 810.

P.

Parkinſon, Rich., a Tour in America, Vol. I. et II. 85, 673.
Paumann, Lorenz, kurzgefaſste Spaziergänge eines Lehrers mit ſeinen Schülern. 103, 823.
Pfiſter, J. C., Geſchichte von Schwaben, 1 u. 2 B. 101, 801.
Pharmacopoea batava. 80, 633.
Pölitz, K. H., die deutſche Sprache für Bürgerſchulen. 102, 814.
Portafoglio militare, 3 — 5. Heft. 100, 797.
Praſt, P. A., Médecine éclairée par l'obſervation *de* corps, Tom. I. et II. 93, 737.
Provinzialblätter, ſiebenbürgiſche, 1 u. 2 B. 98, 777.

R.

Rechtſchreibung, neue, nach der deutſchen Mundart. 96, 766.
Reden bey der Einführung des neuen Geſangbuchs in den proteſtant. Gemeinden zu Stollberg. 79, 629.
Reviſion der geographiſchen und ſtatiſtiſchen Journale. Fortſetzung. EB. 40, 313. ff.
— der mediciniſchen Journale. EB. 48, 377.
Rotermund, H. Wilh., Ankündigung von d. Fortſetzung des Jöcherſchen Gelehrten Lexicons. 102, 815.
Runde, J. G., Diſſ. med. de criſibus. 81, 648.

S.

de Sacy, Silv., Lettre ſur les inſcriptions des monumens perſepolitains, T. V. 88, 691.
de Saintange, ſ. *Ovid.*
de Sauſſure, Theod., Recherches chimiques ſur la Végétation 84, 666.
— — — chemiſche Unterſuchungen über die Vegetation, überſ. aus d. Franz. v. Fr. S. *Voigt*. 84, 666.
Schaller,

Digitized by Google

Schaller, J., Gedanken über die Piaristen. 100, 799.
v. Schlözer, Chr., Anfangsgründe der Staaswirthschaft, 1 — 2 B. 83, 657.
Schmidt, Karl, die Kunst gesunde Zähne zu erhalten. 82, 656.
— — Hülfsbüchlein für Jedermann. 82, 655.
Schreibmeister, englischer. 90, 719.
Schröter, Joh. S., die Aesthetik der Blumen. 87, 691.
v. Seckendorf, Frhr., Musenalmanach für 1807. 78, 622.
Semler, Chr. A., Ideen zu einer Gartenlogik 87, 689.
Skizze, neue, von Wien. 98, 782.
Snell, Fr. W., Handbuch der Philosophie für Liebhaber. 45, 358.
Stätter, Val., über die Nothwendigkeit einer Lehrkunst für Lehrer. 99, 791.
Steinbeck, Ch. G., Handbuch der Feuerpolicey 199, 788.

T.

Taschenbuch für Freunde schöner Gegenden, 2 — 3 Jahrg. EB. 49, 389.
Tiedge, C. A., Frauenspiegel. 101, 809.
Tiek, s. *Novalis*.
Tittmann, L. Aug., von der Statthaftigkeit der institorischen Klage. 87, 695.

U.

Ueber den Ursprung der Feste und Fasten 85, 678.
Unterricht, erster, zur Uebung in der franz. Sprache. 95, 760.

V.

Voigt, s. *Saussure*.

W.

Walther, B. S., Predigtentwürfe über freygewählte Texte. 79, 632.
Wiebeking, K. F., Beyträge zur kurpfälzischen Staatengeschichte. EB. 47, 369.
Wolfram, W. A., Nachricht von dem königl. Gymnasium zu Posen. EB. 42, 336.

Z.

Zahnschmerzen, die, Mittel sie zu heilen. 80, 639.
Zoch, J. F., über die Verhältnisse der Stadt Rostock zu den Landesnecessarien. 86, 687.
Zschocke, s. *Moliere*.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 106.)

II. Verzeichniss der im Intelligenzblatte enthaltenen Nachrichten.

Ankündigungen von Autoren.

Engelhardt, Erdbeschreibung Sachsens 29, 232. *Tillich*, Anzeige der Herausgabe von *Carus* Psychologie und Pädagogik 28, 223.

Ankündigungen von Buchhändlern.

Andreä in Frankfurt a. M. 29, 231. *Bohn* in Lübeck 31, 247. *Fleischmann* in München 26, 202. *Franzen* in Stendal 26, 204. *Gebauer* in Halle 31, 247. Geographisches Institut in Weimar 30, 240. *Hammerich* in Altona 30, 237. *Klüger* in Arnstadt 31, 247. 32, 253. *Montag* in Regensburg 25, 199. *Palm* in Erlangen 30, 237. *Renger* Buchh. in Halle 31, 256. 32, 263. *Schulze* in Celle 27, 215. *Treuttel* in Paris 31, 256. *Voss* in Leipzig 26, 202. *Webel* in Zeitz 25, 199. 26, 207. *Wittich* in Berlin 31, 246.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Braftberger in Blaubeuern 30, 236. *Bonn* in Amsterdam 28, 224. *Brescius* in Muskau 30, 236. *Busch* in Arnstadt 30, 236. *Dafsdorf* in Dresden 29, 230. *Dorn* in Bamberg 28, 222. *Duttenhofer* in Helmstädt 30, 236. *Eichhorn* in Oehringen 30, 236. *Falk* in Weimar 25, 198. *Fuchs* in Wirzburg 28, 223. *Fuhrmann* in Mark 28, 223. *v. Heusde* in Utrecht 28, 223. *Haberfeld* in Ekartsberge 30, 236. *Klüber* in Karlsruh 28, 223. *Köpke* in Berlin 30, 236. *Mayer* in Weimar 26, 202. *Niethammer* in Bamberg 26, 202. *Pons* in Middelburg 28, 224. *Praffe* in Leipzig 30, 236. *Scheltema* in Haag 28, 224. *Scherer* in Echzell 30, 236. *Schreger* in Erlangen 30, 236. *Ziehen* in Rinteln 25, 198.

Todesfälle.

Baudius in Leipzig 30, 235. *Benkowitz* in Glogau 30, 236. *Dedekind* in Wunstorf 30, 235. *Eberl* in Wien 30, 236. *Faber* in Bamberg 27, 214. *Gallus* in Hagenburg 25, 197. *v. Gatzert* in Giefsen 31, 262. *v. Gleichen* in Regensburg 32, 262. *Hanker* in Hamburg 27, 214. *Hiebendahl* in Golzow 30, 236. *v. Jenisch* in Wien 27, 214. *v. Imhof* in Nürnberg 29, 230. *Kühn* in Eisenach 27, 214. *Lalande* in Paris 32, 262. *Lebret*

Digitized

Lebret in Tübingen 32, 262. *Lüders* in Münſter 32, 262. *Mindſzenti* in Komorn 28, 222. *Moller* in Hamm 30, 235. *Müller* in Wien 27, 214. *Müller* in Zürich 28, 222. *Oeltze* in Helmſtädt 28, 222. *Pätz* in Göttingen 32, 262. *Pfeffel* in Paris 28, 222. *Reiner* in Landshut 25, 197. *Richter* in Berlin 31, 244 *Rogge* in Leyden 25, 197. *Runde* in Göttingen 25, 197. *Schobelt* in Straſsburg 29, 230. *Siebold* in Wirzburg 31, 244. *Spörl* in Wien 27, 214. *Suvée* in Rom 30, 236. *Wagner* in Marienberg 29, 230. *Zimmermann* in Darmſtadt 29, 230.

Univerſitäten, Akad. u. and. gel. Anſtalten.

Alkmar, medicinifche Geſellſch. 31, 241. *Amſterdam*, Geſellſch. zur Beförd. der Wundarzneykunſt, Preiſe 30, 234. *Amſterdam*, mathematiſche Geſellſch., Preiſe 30, 235. *Bamberg*, Gymnaſium 30, 233. *Berlin*, Gymnaſien 31, 243. *Debrecziner* Collegium, Preisaufgabe 26, 201. *Deſſau*, Hauptſchule 30, 233. *Duisburg*, Univerſität 30, 233. *Frankfurt* a. d. O., Univerſität 29, 225. *Franeker*, Univerſ. 31, 241. *Gröningen*, Univerſ. 31, 241. *Heidelberg*, Univerſ. 29, 226. *Holland*, vermiſchte literar. Notizen 26, 202. *Kopenhagen*, k. Societät d. Wiſſenſch. 25, 194. *Kopenhagen*, Geſellſch. für ſcandinaviſche Literatur 25, 194. *Leyden*, Geſellſch. der niederländ. Literatur, Preiſe 31, 251. *Leyden*, Schultensſche Bibliothek 26, 201. *Leyden*, Univerſ. 31, 242. *Lingen*, Univerſität 30, 234. *Marburg*, Univerſität 29, 230. *Marſeille* medicinifche Geſellſch., Preiſe 30, 234. *München*, Schulweſen 28, 221. *Oeſtreich*, vermiſchte literar. Notizen 29, 230. *Paris*, Nationalinſtitut. Arbeiten von 1806. 27, 209. *Peſth*, Preisaufgabe des Hrn. v. Kultſar. 26, 201. *Rotterdam*, Geſellſch. der Experimental-Philoſophie, Preiſe 30, 234. *Ungarn*, vermiſchte literar. Notizen 32, 249. *Wien*, Thereſianum 25, 193. *Wien*, Sonnenbergiſche Stiftung 25, 194.

Vermiſchte Nachrichten und Anzeigen.

Boiſen in Weſterburg gibt eine Zeitſchrift: Skoleren heraus 25, 198. Expedition der A. L. Z., Anzeige in Betreff des Jahresregiſters 1806. 31, 298. *Griesbach*, Anzeige in Betreff ſeines N. T. 22, 208. *Gruber*, Erklärung gegen Eichſtädt 25, 200. *v. Heinicken*, Anzeige in Betreff des literar. Nachlaſſes ſeines Vaters 28, 223. *Krauſe*, Anzeige in Betreff ſeines Commentars des N. T. 30, 240. Kunſtnachrichten, vermiſchte 28, 222. *Rezius* überſetzt Viborgs Schrift über die Schafzucht 25, 198. *Schütz*, Anzeige in Betreff ſeiner epigrammatiſchen Anthologie 25, 200.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. May 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

JENA, b. Frommann: ΘΕΟΦΡΑΣΤΟΥ ΧΑΡΑΚΤΗΡΕΣ. *Theophrasti Characteres*, seu notationes morum Atticorum. Graece ex librorum scriptorum copiis et fide interpolati et aucti virorumque doctorum conjecturis correcti. Editor *Jo. Gottl. Schneider*, Saxo. 1799. 262 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ebendaf., b. Ebend.: ΘΕΟΦΡΑΣΤΟΥ ΧΑΡΑΚΤΗΡΕΣ. *Theophrasti characteres* — editor *J. G. Schneider*. Editio minor in usum studiosae juventutis, indiculo nominum et vocabulorum aucta. 1800. 239 S. 8. (16 gr.)

PARIS, Stéréotype d'Herhan: *Les Caractères de Théophraste*, traduits par *la Bruyere*. Avec des Additions et des Notes nouvelles, par *J. G. Schweighäuser*. 1802. LV u. 159 S. 12.

Ueber Theophrasts ethischen Charakteren hat in der neuesten Zeit ein besonders günstiges Schicksal gewaltet. Denn nicht nur hat *Siebenkees* zuerst die 15 letzten Kapitel, mit den in der ehemals Heidelberg., jetzt Vaticanischen Handschrift befindlichen vielen Zusätzen bereichert, ans Licht gestellt, sondern zwey ausgezeichnete Kritiker, *Coray* und *Schneider*, haben fast zu gleicher Zeit das ganze Theophrastische Werk, mit der neuen Ausbeute, kritisch und philologisch bearbeitet, jener auch eine französische Uebersetzung davon geliefert; *Hottinger* hat eine meisterhafte Verdeutschung mehrerer Charaktere (bis jetzt der ersten siebzehn) mit Einleitungen, Erklärungen und Beurtheilungen in das Attische Museum niedergelegt, und der junge *Schweighäuser*, dem die Besorgung einer stereotypischen Ausgabe von *la Bruyere's* Werken übertragen worden war, hat in derselben *la Bruyere's* Uebersetzung des Theophrast einer Ueberarbeitung nach Massgabe der neuern Fortschritte in der Kritik und der aus der Vaticana gewonnenen Zusätze unterworfen und hin und wieder gute erklärende und kritische Bemerkungen eingestreut. Endlich ist noch ein wichtiger Schatz in Holland zu heben, welcher in *Fontein's* gelehrtem Nachlass zum Theophrast besteht, auf den schon vor vielen Jahren der Arzt *Bernard* ad *Reisk.* 20. Nov. 1762. (in *Reiske's* Leben p. 516.) die Aufmerksamkeit hinlenkte, und welchen sein jetziger Besitzer, *Wyttenbach* (*ep. ad H. de Bosch* in *Biblioth. crit.* V. 3 P. 3. p. Vf.) demjenigen verheisst, der ihn auszubilden und zu vollenden Lust und Geschick habe.

Die gelehrten Schneiderschen Prolegomenen (welche nur in der grösern Ausgabe stehen) handeln die Geschichte des durch Handschriften und Ausgaben überlieferten Textes ab, die wir hier blos berühren, da von den neuern Entdeckungen und Vermehrungen schon bey andern Gelegenheiten, insonderheit in der Recension des *Siebenkeesischen* Theophrast, in der A. L. Z. 1798. Nr. 339. gesprochen worden ist. Was hier anzuführen ist, besteht in der eigenthümlichen Ansicht des Herausg., welche dahin geht: Theophrast habe keine besondre Schrift von den Charakteren herausgegeben, sondern diese Charakterschilderungen seyn zu verschiednen Zeiten und von verschiednen Menschen aus irgend einem grösern ethischen Werk des Theophrast ausgezogen worden, so dass man mehr die Materie als die Form und die Worte des Büchleins und der Vorrede für Theophrastisch ansehen dürfe. Unter den Händen der Gelehrten und christlichen Abschreiber sey mit der Sammlung manche Veränderung vorgegangen; man habe sie ins Kürzere gezogen und hie und da Bemerkungen und Worte weggelassen (S. XXV.); nur die fehlerhaften Charaktere wären auf unsre Zeiten gekommen und zwar nicht geordnet κατὰ γένος, wovon die Vorrede spreche, sondern ohne Plan durch einander gemischt, daher er (der Herausg.) sich eine eigne Anordnung und Zusammenstellung der Kapitel nach der Verwandtschaft der Charaktere erlaubt habe (S. 75 f.). Die vielen Zusätze und Einschiebsel, welche die eine Vaticanische Handschrift in der letzten Hälfte der Charaktere hat, hält er nicht für jüngere Ergänzungen und Erweiterungen, sondern für alt, und für so nothwendig, dass erst durch sie viele lückenhafte Stellen ergänzt und dunkle deutlich werden. Er erkennt übrigens in vielen offenbare Spuren des Alterthums, athenischer Sitte und Sprache; auch hin und wieder Sitten, Gewohnheiten und Religionsgebräuche, die sonst nicht vorkommen, nirgends aber Anzeichen eines spätern Alters, einzelne Worte und Redensarten ausgenommen, in welchen sich die Hand des Epitomators verräth. Es sey zu wünschen, dass sich noch irgendwo von den ersten funfzehn Kapiteln ein eben so vollständiger, ergänzender Codex finde als der eine Vaticanische der letzten Hälfte, der als der ältere, echtere, weniger ins Kurze gezogne Extract aus Theophrasts Schriften angesehen werden könne (S. XIV.). Hr. *Schweighäuser* macht *Schneider's* Ueberzeugung von dem Werth und dem Alterthum der Vaticanischen Zusätze zu der seinigen.

Was nun Theophrasts Charaktere überhaupt anlangt: so ist es uns noch nicht so ausgemacht, dass sie nicht Theophrast als eine besondre Schrift aufgesetzt

ſetzt oder herausgegeben habe. Wie auffallend es auch ſeyn mag, daſs man ſo wenig Spuren von dieſer merkwürdigen Schrift eines ſo berühmten Weltweiſen in dem ganzen Alterthum findet: ſo iſt doch das Zeugniſs des Diogenes von Laërte nicht geradezu abzuweiſen, der in zwey Liſten der Schriften des Theophraſt, die er aus ältern Lebensbeſchreibern geborgt haben wird, zweymal die ethiſchen Charaktere aufführt, zu geſchweigen, daſs auch Euſtathius und Suidas τοὺς καλουμένους χαρακτῆρας des Theophraſt nennt, und daſs wenigſtens Heſychius in einer von Andern überſehenen und von *Heinrich* (*de Hermaphroditis* p. 9.) angezogenen Stelle (v. Ἀφρόδιτος) etwas aus Theophraſts Charakteren anführt, das ſich gerade in den Zuſätzen der Vaticana findet, ſo daſs dadurch das Alterthum dieſer Zuſätze, wenigſtens über die Zeit des Heſychius hinaus, beglaubigt zu werden ſcheint. Gewiſs iſt, daſs um Theophraſts Zeit und in der peripatetiſchen Schule das Charakterſtudium blühte. Ariſtoteles, der Meiſter, hatte, wie *Schweighäuſer* S. XLI. richtig bemerkt, angefangen, in die Moral Beobachtungen einzuführen und ſeine Grundſätze auf die verſchiednen Eigenſchaften, Leidenſchaften, Tugenden und Laſter anzuwenden (ſ. Ethik an den Nicomachus vom achten Kap. des zweyten Buchs an, wo *Garve* in der Ueberſetzung Parallelen zwiſchen Ariſtoteles und Theophraſt zieht). Nach ihm kennen wir drey Peripatetiker, welche ſich mit dem Charakterſtudium beſchäftigten, nämlich, auſser dem Theophraſt, den Satyrus um die Zeit des Ptolemäus Philopator, aus deſſen Schrift περὶ χαρακτήρων Athenäus 4, 19. p. 168. C. den Charakter der Schwelger aushebt, und den Lyco, deſſen Schilderung des Trunkenbolds, die vermuthlich einer der Theophraſtiſchen ähnlichen Sammlung angehörte, Rutilius, der Epitomator des atheniſchen Rhetor Gorgias, *de figg. ſent.* 2, 7. (ſ. daſ. *Ruhnk.* p. 99.) überſetzt.

Bis hieher war man immer geneigt, vermuthlich auf Veranlaſſung der Vorrede, deren Unechtheit aber ſehr bündig von *Hottinger* dargethan worden iſt, die Theophraſtiſche Schrift in die Klaſſe der moraliſchen zu ſetzen, und ſo könnte ſie, wenn man ſie einmal für einen Auszug halten will, dem Weſentlichen nach in Theophraſts Werk περὶ ἠθῶν enthalten geweſen ſeyn; gleiches Recht hätte man aber auch, den Stoff dazu in Theophraſts Rhetorik zu ſuchen, da die Schilderung der Charaktere eben ſo wohl Platz in derſelben haben konnte, und auch in andern Rhetoriken, wie in der an den Herennius, und im zweyten Buch von Hermogenes *de formis orationis*, Beyſpiele von Charakteren vorkamen. Wirklich ſcheint man Theophraſts Schrift vornehmlich als rhetoriſche Beyſpielſammlung benutzt zu haben, darnach zu ſchlieſsen, daſs ſie ſich in mehrern Handſchriften mit rhetoriſchen Schriften vereinigt befindet. So finden ſich hinter Hermogenes Rhetorik die erſten 15 Charaktere in einer Wiener Handſchrift (bey *Schneider* S. XXVIII.), und in drey Pariſer (bey *Schweighäuſer* S. VIII.) hinter Syrianus Commentar zum Hermogenes; endlich ſtehen die funfzehn letzten Charaktere in der Vaticaniſchen Handſchrift, in welcher ebenfalls Hermogenes angetroffen wird (*Harles Fabric.* T. 3. p. 432.).

Wenn man freylich das Proömium, wie *Schneider*, nicht durchaus verwirft: ſo wird man annehmen, daſs Theophraſts Charaktere beſtimmt geweſen, Menſchenkenntniſs und Lebensweisheit durch Aufſtellung guter und ſchlechter Charaktere zu befördern, daſs aber ein Theil der Schrift verloren gegangen, da wir in dem Büchlein bloſs noch eine Reihe fehlerhafter Charaktere geſchildert ſehen. Allein wie konnte Hr. *Schneider* glauben, daſs auch nur eine Grundlage dieſer Vorrede Theophraſtiſch ſey, wenn, nach ſeiner Annahme, Theophraſt gar kein beſondres Werk der Art geſchrieben, alſo auch keine Vorrede hat vorſetzen können? Wie mochte er aus dem verworrnen, unzuſammenhängenden und widerſprechenden Geſchwätz, das er ſelbſt als ein ſolches anerkennt, Schlüſſe über die urſprüngliche Beſchaffenheit des Werkchens (S. 75 f.) bilden, und annehmen, daſs es auch gute Charaktere enthalten habe, und anders, als wir es kennen, geordnet geweſen ſey? Fiel ihm nicht auf, daſs der Vorredner, nachdem er ſein Werk als eine Muſterſchrift zur Charakterbildung nach den beſten Beyſpielen aufgeſtellt, ſich gleich darauf vergiſst und ſich ſo vernehmen läſst, daſs man ſieht, es werde in dem Buche einzig von fehlerhaften Charakteren die Rede ſeyn? Die Schlusworte der Vorrede ſind nämlich (in *Hottinger's* Ueberſetzung): „Den Anfang werde ich mit der *verſchlagnen Schalkheit* machen und zuvörderſt dieſen Begriff erklären. Alsdann will ich den Charakter des verſchlagenen Schalks zeichnen und ſeine Handlungsweiſe anſchaulich machen. Die nämliche Methode werde ich auch bey Darſtellung der übrigen *fehlerhaften Charaktere* (τῶν παθημάτων) nach ihren Rubriken (κατὰ γένος) beobachten." Auf dieſen Widerſpruch hat auch *Schweighäuſer* (p. 3 f.) aufmerkſam gemacht, und er bemerkt, daſs nicht abzuſehen ſey, warum diejenigen, denen wir die Ueberlieferung der Charaktere verdanken, alle tugendhaften weggelaſſen haben ſollten. In der einen Stelle des Diogenes von Laerte wird ausdrücklich angegeben, daſs das Werk aus Einem Buche beſtand, welches ſchon auf einen kleinen Umfang deutet; es beſteht nach den Handſchriften und deren Inhaltsverzeichniſſen aus dreyſsig Kapiteln, die überall in derſelben Ordnung auf einander folgen, ſo daſs wir *Schneider's* willkürliche Umſetzung keineswegs gut heiſsen können, wenn ſie gleich für die leichtere Ueberſicht des Verwandten ihre Bequemlichkeit haben mag. Alle bis jetzt aufgefundne Handſchriften ſind freylich mehr oder weniger unvollſtändig, aber zuſammen geben ſie das angeführte Reſultat. Die vollſtändigſten, ein (ehmals Heidelb. jetzt) Vaticaniſcher nämlich und Cod. Urbinas, haben 28 Kapitel, und auch die Titel der beiden letzten fehlenden Kapitel ſtehen in jenem verzeichnet; andre Handſchriften, wie die des Colleg. Trinit., welche aus 23 Kapiteln beſteht, enthalten die Titel aller 30 Kapitel. Die wichtigſte Vaticaniſche

sche mit den 15 letzten sehr vermehrten Kapiteln, worunter die zwey letzten einzig aus diesem Codex gewonnen worden, fängt bey dem 16ten Kapitel mit der Ueberschrift an: ἰστ χαρακτὴρ δεισιδαιμονίας. Wenn ein paar Codices, die nur einen Theil der Charaktere enthalten, ein Wolfenbüttler die Worte: ἐκ τῶν Θεοφράστου Χαρακτήρων μέρος, und der angeführte Vaticanische die: ἀπὸ τῶν τοῦ Θεοφράστου Χαρακτήρων, vorsetzen: so scheint nichts weiter daraus zu folgen, als dafs sie aus vollständigern Handschriften nur einen Theil, wir wissen nicht warum, abschrieben, aber keineswegs, was *Schneider* S. VIII. daraus folgert: „*Quo argumento nihil potest esse clarius, characteres, quos et quales nunc versamus, esse ab aliquo lectore operum Theophrasti excerptos.*"

Fassen wir den Inhalt des Theophrastischen Buchs näher ins Auge: so werden wir finden, was *Hottinger* so vortrefflich entwickelt hat, dafs es die Darstellung lauter solcher fehlerhaften Charaktere begreift, welche Lachen zu erregen geeignet sind. Warum die Kunst der Charaktermalerey bey solchen stehen bleibe, aber eben so wenig eigentlich tugendhafte als lasterhafte Charaktere schildern dürfe, ist von ebendemselben scharfsinnig auseinander gesetzt worden. Zu dieser Vorstellung nun, dafs im Theophrast blofs lächerliche Thoren geschildert sind, stimmt denn auch der von den neuern Herausgebern, selbst von *Schneider*, hintangesetzte alte Titel des Büchleins, wie er sich beym Diogenes von Laerte findet: Ἠθικοὶ χαρακτῆρες, welches man keineswegs „*moralische* Charaktere" übersetzen darf. Ἠθικός, *moratus*, ist nämlich das eigenthümliche Prädicat der Charakterschilderung und der für sie geeigneten Sprache, besonders in der Komödie und im Mimus. S. *Valckenaer* zu den *Adoniaz.* v. 29. p. 328—30. Wenn nun der angeführte Ausdruck, nach Hermogenes *de form. or.* 2, 1., bey *Schweighäuser* S. 4., insonderheit von fehlerhaften Charakteren, als da sind der Leckere, der Furchtsame, der Geizhals, gebraucht wurde, so reimt sich dieses sehr gut mit dem obigen, da gerade diese Klasse lächerlicher Thoren der Charakterschilderung, wie überhaupt, so in Mimen und Lustspielen zusagte. In derselben Bedeutung wurde die Charakterschilderung ἠθολογία genannt, nach Seneca Briefe 95. (96.), 66.: „*Posidonius ethologiam vocat: quidam χαρακτηρισμὸν appellant*," und der mit ἠθικός gleichbedeutende Ausdruck ἠθολόγος wurde von den lächerliche Charaktere darstellenden Mimen (*mimi ethologi* Cic. *de or.* 2, 59. 60. *Ziegler de mimis Rom.* p. 17 f.) gebraucht. Vgl. *Schneider's* griech. Wörterbuch v. ἠθολογία, und *Ernesti Lex. techn. Gr. rhet. v.* ἠθοποιΐα. Daher auch bey Diodor von Sicilien 20, 63. γελωτοποιὸς καὶ μίμος mit ἠθολόγος καὶ θαυματοποιὸς als gleichbedeutend verbunden werden. So wird auch beym *Longin* S. 9. zu Ende das Lustspiel κωμῳδία ἠθολογουμένη genannt und damit die Homerische Schilderung der Sitten und des häuslichen Lebens in der Odyssee verglichen: τὰ περὶ τὴν τοῦ Ὀδυσσέως ἠθικῶς αὐτῷ βιολογούμενα εἰκίαν. Woraus sich ergiebt, dafs βιολόγος in gleichem Sinn wie ἠθολόγος gebraucht, und dafs folglich βίος oder βίοι von der Charakterschilderung gesagt wurde. Wenn daher Diogenes in dem Verzeichnisse der Werke des Theophrast auch eins περὶ βίων in drey Büchern aufführt: so dürfte man dieses nicht sowohl für ein biographisches Werk als für eine gröfsere Sammlung von Charakterbeschreibungen zu nehmen haben, wozu sich unser kleineres Werk, wir wissen nicht wie, etwa als erster Entwurf oder als ein früher geschriebnes Buch von beschränkterem Umfang oder als Auszug, verhalten haben mag.

Es war gewifs nicht blofser Zufall, dafs die Ausbildung der Charakterzeichnung überhaupt, und die neue Komödie, welche sich von der Darstellung der Individuen zu allgemeinen Charakteren erhob, in einen und denselben Zeitraum fielen, und dafs, während die Peripatetiker Charakteristiken entwarfen, die Menander, Philemon und Diphilus diese Charaktere, in Personen verwandelt, auf die Bühne brachten; vielmehr kann man hier höchst wahrscheinlich eine Causalverbindung oder Wechselwirkung annehmen, und die Philosophen mochten theils den Dichtern der neuen Komödie vorarbeiten, theils von letztern Züge zu ihren Schildereyen entlehnen. Nach allem, was wir über Titel und Inhalt der Theophrastischen Charaktere ausgeführt haben, kann die nahe Verwandtschaft derselben mit der neuen Komödie nicht zweifelhaft seyn, und wir wissen auch aus andern Angaben der Alten, dafs sich Theophrast mit Gegenständen des Lustspiels beschäftigte. Er selbst schrieb über die Komödie (περὶ κωμῳδίας) und über das Lächerliche (π. γελοίου, worin er blofs Beyspiele witziger und scherzhafter Einfälle und Reden gesammelt zu haben scheint, wenn Cicero ihn da mit in Gedanken hatte, wo er *de Or.* 2, 54. von den griechischen Schriften über diesen Gegenstand redet); ferner über die Action, wenn wir den Titel π. ὑποκρίσεως beym Diog. recht deuten, und er mufs sich auch mit der Charakterschilderung in seinen Vorlesungen beschäftigt, und sie mit theatralischer Gesticulation begleitet haben, da Theophrasts Zeitgenosse Hermippus (s. Menage z. Diog. Laert. 5, 47. p. 211.) von ihm beym Athenäus 1, 18. A. erzählt, dafs er in seinen Vorlesungen οὐδεμιᾶς ἀπεχόμενον κινήσεως οὐδὲ σχήματος ἑνός, und er habe sogar einmal die Mimik eines Leckermauls durch Ausstreckung der Zunge und Ableckung der Lippen dargestellt. Und so liefse es sich ja wohl denken, dafs Menander, der Schöpfer der neuen Komödie, welchen Diogenes aus den Commentarien der Pamphila den Schüler des Theophrast nennt, erst durch die Vorlesungen des Philosophen zur Dramatisirung allgemeiner Charaktere wäre veranlafst worden, und dafs die *ethischen Charaktere* des Theophrast etwa ein Leitfaden für charakteristisch-dramatische Vorlesungen, oder eine Beyspielsammlung für die Komödie gewesen wären, vielleicht zunächst für seinen Schüler Menander aufgesetzt, wie etwa Parthenius für seinen Freund Gallus aus den griechischen Dichtern erotische Stoffe zur poetischen Bearbeitung sammelte. In der That sind eine Menge komischer

miſcher Züge in Theophraſts Charakteren angebracht, oder vielmehr jedes Kapitel konnte ein Sujet für die neue Komödie abgeben, und Menander hat namentlich die von Theophraſt geſchilderten Charaktere des ἄγροικος, ἄπιστος, δεισιδαίμων, κόλαξ zu Gegenſtänden beſonderer Luſtſpiele gemacht. Den Ausdruck χαρακτηρίζειν brauchte man auch von den Dichtern der neuen Komödie, und es wird beym Athenäus 6, 17. p. 259 E. vom Menander gerühmt, dafs er den Colax, und vom Diphilus, dafs er den Paraſiten mit beſondrer Geſchicklichkeit charakteriſirt habe.

Wenn die kleine Schrift des Theophraſt nichts weiter geben wollte, als Studien, Andeutungen, Striche zu Charakterſchilderungen, und namentlich zu dramatiſchen Ausführungen: ſo wird man weniger Urſache haben, den Vf. wegen des nackten, ſchmuckloſen und einförmigen Vortrags in Anſpruch zu nehmen, oder mit *Valckenaer* (Adoniaz. p. 333.) vom Vf. der Charaktere ſo zu urtheilen: *in quo elegantiſſimum omnium philoſophorum et eruditiſſimum, quem vocat Cicero, inſtitutum ab Ariſtotele, non agnoſco.*" Wohl iſt es wahr, dafs in den Definitionen wie in der Unterſcheidung verwandter Charaktere manches Schwankende und Schwebende iſt, und dafs ſich der Charakterſchilderer nicht ſelten in die angränzenden Charaktere verirrt; aber man muſs theils bedenken, dafs das ganze Studium der Charakteriſtik, das wir erſt mit den Peripatetikern beginnen ſehen, ſich noch in der Kindheit befand, und dafs aufserdem höchſt wahrſcheinlich vieles Mangelhafte der Schrift, vielleicht alle Definitionen, wie ſie jedem Charakter vorausgehen, auf die Rechnung von Interpolatoren kommen dürfte, welche ſich durch die Natur einer ſolchen Sammlung von Charakterzügen, und durch die nur mit flüchtiger Hand entworfene Skizze zu eigenmächtigen Zuſätzen aufgefordert fühlen mochten. Daher pflegt auch *Schneider* bey manchem Fehlerhaften, am meiſten bey Unvollkommenheiten im Ausdruck, die Schuld auf den *miſellus Epitomator* oder Interpolator zu ſchieben, und läſst darum manche verdorbene oder fehlerhafte Stelle unangerührt, in der Vorausſetzung, dafs wir das Werkchen einmal nicht mehr echt und aus der erſten Hand haben, wobey es nur an Conſequenz in der Durchführung dieſer Anſicht fehlt, indem doch wieder viele Stellen als fehlerhaft und nicht griechiſch verbeſſert werden. Die groſse Verſchiedenheit im Texte der funfzehn letzten Capitel, wie ſie in der oft erwähnten Vaticana lauten, von dem aller andern Handſchriften begründet die Annahme, dafs nach manchen mit dem Büchlein vorgegangenen Revolutionen (man erinnere ſich überhaupt, dafs mehrere Schriften des Theophraſt erſt nach Sulla aus der zweyten und dritten Hand herausgegeben wurden. S. Menage zu Diogenes 5, 50. p. 214.) vielleicht ſchon in ziemlich alten Zeiten eine doppelte Recenſion deſſelben entſtanden, deren eine die andere ergänzt und berichtigt. Sicher ſind die Interpolationen der Vaticana nicht alle, oder, wenn man lieber will, überall nicht von Theophraſt ſelbſt, und manchen ſieht man die *putida diligentia* des ſeine Gelehrſamkeit am unrechten Orte anbringenden Gloſſator an; aber ſie enthalten doch im Ganzen das Gepräge des Alterthums, füllen manche Lücken, und berichtigen manche Stelle. Da ſie jedoch nur in einem Einzigen Codex ſtehen, und gewiſſermafsen eine eigne Recenſion bilden, die von der aller übrigen Handſchriften *toto coelo* abweicht: ſo hätten ſie durchaus nicht mit dem Text der andern Handſchriften, wie *Schneider* thut, ſo amalgamirt werden ſollen, dafs nicht gleich in die Augen fällt, was Zuſatz der Vaticana iſt (welches durch Klammern oder durch kleinere Schrift, oder durch Abdruck der Zuſätze in untergeſetzten Noten bemerklich gemacht werden konnte), das man nicht einmal immer aus den Schneiderſchen Anmerkungen genau erfährt.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Wien*, b. Doll: *Neues Sitten- und Geſchichtsbüchlein für die zartere Jugend.* Oder *Erzählungen und wahre Geſchichten zur Belehrung und Bildung guter und folgſamer Kinder.* Zuſammengetragen von *Karl Müller.* 1806. 126 S. 8. mit 3 Kpfrn. (6 gr.) — Die Jugend verlangt allerdings immer nach etwas Neuem. Treiben es doch die Alten auch nicht beſſer! Nur Schade, dafs dadurch ſo vieles Gute, weil es nicht das Neueſte iſt, zurückgeſetzt, und häufig ganz vergeſſen wird. Das vorliegende Büchelchen führt zwar auch das Aushängeſchild: *neu*, iſt aber nicht von der Art, dafs man es ſo manchen ſchon vorhandenen Büchern von *Campe* u. a. jener beſſern Schriftſteller an die Seite ſetzen und unbedingt empfehlen könnte. Es iſt noch dazu nichts weiter, als eine Compilation. Nun finden ſich zwar mehrere Erzählungen darin, die aus bekannten Kinderſchriften, z. B. aus *Glatz's* Unterhaltungsbuche der kleinen Familie von Grünthal, entlehnt ſind, ohne dafs die Quelle angegeben iſt; aber daneben ſtehen auch manche Aufſätze ohne Kraft, Natur und Leben. Wie fade ſind z. B. manche Stellen gleich in der erſten Erzählung von der Flucht des kleinen Jeſuskindes mit ſeinen Aeltern nach Aegypten! Hier und da iſt auch die Sprache uncorrect. So iſt z. B. S. 72. eine Erzählung überſchrieben: Kindlicher Heldenmuth gegen einen Wolfen. — Uebrigens wollen wir dieſem mittelmäſsigen Büchlein nicht allen Werth abſprechen. Was aus beſſern Schriften genommen iſt, wird gefallen und belehren; und ſo kann auch dieſe Compilation in einem gewiſſen Umkreiſe einigermafsen nützlich ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. May 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Jena, b. Frommann: ΘΕΟΦΡΑΣΤΟΥ ΧΑΡΑΚΤΗΡΕΣ. *Theophrasti Characteres.* — — Editor *Jo. Gottl. Schneider* etc.

Ebendaf., b. Ebend.: ΘΕΟΦΡΑΣΤΟΥ ΧΑΡΑΚΤΗΡΕΣ. — — Editor *J. G. Schneider.* Editio minor etc.

Paris, Stéréotype d'Herhan: *Les Caractères de Théophraste*, traduits par *la Bruyere* etc. etc.

(*Beſchluſs der in Num.* 104 *abgebrochenen Recenſion.*)

Ueber die Beſchaffenheit der Vaticaniſchen Zuſätze, welche die neueſten Bearbeitungen des Theophraſt vorzüglich auszeichnen, läſst ſich am beſten durch Beyſpiele urtheilen, und wir gehen daher einige Kapitel aus der letztern Hälfte des Buches durch, welche uns zugleich Gelegenheit geben werden, den Verdienſten der neueſten Bearbeiter Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Die Echtheit des 16ten Kapitels von der Δεισιδαιμονία hat unlängſt *Hottinger* geläugnet, und ſeine Behauptung vornehmlich darauf geſtützt, daſs das Wort *Deiſidaimonia* in den griechiſchen Profan-Schriftſtellern ſchlechtweg Religioſität bezeichne, ohne den Nebenbegriff abergläubiger Vorurtheile und Furcht, der ihm in dem Theophraſtiſchen Kapitel anhängt. Allein man ſcheint hier nicht bedacht zu haben, daſs ja auch Menander den Charakter des *Deiſidaimon* in einer Komödie dieſes Namens, wie ſchon aus einem Bruchſtück beym Clemens Strom. 7. p. 712 B. erhellt, in derſelben Bedeutung, wie Theophraſt, aufgeſtellt hat, und wir vermuthen ſtark, daſs entweder der Dichter dem Philoſophen, oder dieſer jenem mehrere Züge zu ſeinem Bilde des Abergläubigen abgeborgt hat. Wie um die Zeiten Philipps und Alexanders neue ausländiſche Myſterien und Cultus in Griechenland eindrangen und die Gemüther unterjochten: ſo änderte ſich auch wohl der religiöſe Sprachgebrauch, und der Ausdruck, welcher einſt zur Bezeichnung einer würdigen Verehrung der Götter gedient hatte, wurde jetzt von der ängſtlichen und ſklaviſchen Hingebung an Zeichendeuter, Wahrſager und Jongleurs aller Art gebraucht. Der Deiſidaimon wird von Theophraſt als ein ſolcher beſchrieben, der ſich täglich Morgens aus der Quelle wäſcht und mit heiligem Waſſer beſprengt: οἷος ἐπὶ κρήνην ἀπονιψάμενος τὰς χεῖρας καὶ περιῤῥαντισάμενος ἀπὸ ἱερεῖου etc. Ἐπὶ κρήνην iſt *Schneiders* Verbeſſerung ſtatt ἐπὶ χρωνῆν, welches Zuſatz der Vaticana iſt, wofür aber wohl geleſen werden muſs ἐπὶ χρουνόν oder χρουνῶ, wie aus einem langen, dem Theophraſt ganz ähnlichen, Bruchſtück des Menander beym Clemens l. c. p. 714 A. (daſs uns auch aus deſſen Deiſidämon zu ſeyn ſchien, wiewohl es *le Clerc* unter den Bruchſtücken des Μητραγύρτης aufführt) erhellt, aus dem wir nur die unmittelbar hieher gehörigen Worte nach *Bentley's* Verbeſſerung (*Emendatt. in Menandr.* p. 43.) herſetzen: ἀπὸ χρουνῶν τριῶν Ἰδατι περιῤῥάνασι. So heiſst Diogenes, der ſich zur Abhärtung mit kaltem Waſſer begoſs, beym Plato περιχρωνιζόμενος. Ein neuer Zug von dem Abergläubigen im Theophraſt: Καὶ ἐὰν ἴδῃ ὄφιν ἐν τῇ οἰκίᾳ [ἐὰν μὲν Παρείαν, Σαβάδιον καλεῖν· ἐὰν δὲ ἱερόν] ἐνταῦθα ἱερῷ εὐθὺς ἐῤῥάνασθαι. Das von uns in Klammern Eingeſchloſsne iſt Einſchiebſel der Vaticana, welches *Hottinger'n* unter andern durch die kleinfügige Unterſcheidung verdächtig wird, welche einen Mann zu verrathen ſcheine, der ſeine antiquariſche Gelehrſamkeit auskramen wollen. Leicht möglich, daſs es Ergänzung und Erweiterung von anderer Hand iſt; aber an ſich iſt die hier angebrachte Unterſcheidung deſſen, was der Abergläubige thut, wenn er dieſe oder jene Schlangenart erblickt, ein ſehr charakteriſtiſcher Zug der Engbrüſtigkeit dieſes Menſchen. Ueber die „heilige Schlange" weiſs auch *Schneider* keinen Rath zu ſchaffen. Irren wir nicht, ſo verſteht der *Atheniſche* Deiſidaimon darunter τὸν ἱερὸν ὄφιν ὄντα, τὸν φύλακα τοῦ ναοῦ τῆς Ἀθηνᾶς, wie ihn der Scholiaſt Ariſtoph. Lyſiſtr. 760. nennt, der, wir wiſſen nicht zu welcher Art von Schlangen gehörig, von ſeiner Tempelwache οἰκουρὸς ὄφις hieſs. S. Valck. und Weſſ. z. Herodot 8, 41. Aus Herodots Erzählung glauben wir einzuſehen, daſs dieſe Schlange ſich nicht leicht ſehen lieſs, und man ihre Anweſenheit bloſs daraus ſchloſs, wenn man fand, daſs das in den Tempel geſetzte Futter verzehrt war. Daher ihr Anblick als etwas Seltnes für ein Portentum galt, das alle Ruhe und Schlaf raubte, wie die Athenerin beym Ariſtophanes a. O. von ſich klagt. Dieſer Umſtand läſst ſich vielleicht in Einklang mit der von *Coray* hier angeführten Stelle des Aelian H. N. 11, 32. bringen, wo ein Weinbergsarbeiter (vermuthlich bey Athen) beym Graben ὑποικουροῦσαν δαπίδα ἱερὰν unverſehens mit der Hacke zerſchneidet, und als er die zerſchnittene, deren Hälfte ſich noch aufrichtet, erblickt, in Raſerey bey Tag und Nacht verfällt, bis ihn endlich Serapis heilt. „So blieb, ſetzt der fromme Erzähler hinzu, die Schlange nicht ungerächt." Ἱερῷ (oder lieber ἱερείῳ) ἐῤῥάνασθαι ſchreibt *Schneider*, und vertheidigt es mit einem groſsen Aufwand von Gelehrſamkeit, wogegen *Hottinger* die gemeine Lesart ἱερόν, unter andern aus einer Stelle des Plato, rechtfertigt. Wenn der Zeichendeuter dem Abergläubigen auf ſeine Anfrage,

wie er das Omen abzuwenden habe, dafs ihm eine Maus den Mehlfack zernagt, die Antwort ertheilt, er müsse den Sack flicken laſſen: ſo ſchüttelt *Coray* zu dieſem im Munde des Zeichendeuters übel angebrachte ſcheinenden Scherze den Kopf, und *Hottinger* findet ſich dadurch ſogar in ſeiner Vermuthung beſtärkt, dafs dieſe Charakterſchilderung dem Theophraſt von fremder Hand untergeſchoben ſey. Allein wenn gleich der einfältige und leichtgläubige Pöbel ſolche alltägliche, natürliche Ereigniſſe für Vorbedeutungen anſah, und darin auch von Winkelwahrſagern beſtärkt werden mochte: ſo verſteht ſich doch, dafs es auch unter den Divinis oder Exegeten welche von beſſerm Tone und höherm Range gab, die ſich ſolcher Abgeſchmacktheiten ſchämten. Von gleichem Gehalt iſt das Bruchſtück aus Menanders Deiſidaimon beym Clemens p. 712 B. (wo *Sylburg* nachzuſehen iſt), wo der Abergläubige ausruft: „Wendet es zum Beſten, ihr Götter! Ich habe beym Binden den Riemen der rechten Sole zerriſſen," und die Antwort, wir wiſſen nicht von wem, erhält: „Natürlich, du Tropf, er war ja mürbe; du aber biſt ein Knauſer, dafs du keine neuen Riemen kaufen willſt." Bedeutend wird folgende Stelle aus der Vaticana vermehrt: „πυκνὰ δὲ τὴν οἰκίαν καθᾶραι [δεινός, Ἑκάτης Φάσκων ἐπαγωγὴν γεγονέναι· κἂν γλαῦκα βαδίζοντος αὐτοῦ (διαπταθαι τύχῃ), ταράττεσθαι, καὶ εἰπών, Ἀθηνᾶ κρείττων, παρελθεῖν οὕτω.] In der Vaticana ſtand δεῖν ὡς, wofür *Schneider* δεινός, *Jacobs* θεὼν las, welches letztere ebenfalls ſehr paſſend iſt, da der Schwefel häufig bey den Reinigungen gebraucht wurde. Der Abergläubige ſieht Geſpenſter, und glaubt, die Hecate ſey ihm in das Haus gebannt worden, oder, wenn man lieber *Coray* folgen will, es herrſchten epileptiſche Krankheiten in ſeinem Hauſe, die man der Hecate zuzuſchreiben pflegte. Bloſses Supplement von *Schneider* zu Ausfüllung einer vermeinten Lücke iſt διάπταθαι τύχῃ, ſtatt deren er ſelbſt hernach *Coray's* leichtere Aenderung vorzog: βαδίζων ὡς αὐτοῦ ἴδῃ. Zu den merkwürdigſten Zuſätzen der Vaticana gehört die Stelle über die Hausverehrung der Hermaphroditen an jedem vierten und ſiebenten Tage, über welche *Schneider* im Regiſter der kleinern Ausgabe von Ἑρμαφρόδιτος στεφανοῦσι eine gelehrte Anmerkung gegeben hat. Hernach hat ſich um die Erläuterung dieſer dunkeln Stelle *Heinrich* in der Monographie *de Hermaphroditis* p. 8 f. ein beſondres Verdienſt erworben. Auch *Schweighäuſer* trägt in den Anmerkungen ſcharfſinnige Vermuthungen über die Heilighaltung des fünften und ſiebenten Tages vor. Noch verdient angemerkt zu werden, dafs Heſychius *voc.* Ἀφρόδιτος im Theophraſt τὸν Ἑρμαφρόδιτον in der einfachen Zahl geleſen zu haben ſcheint, wo jetzt die Mehrzahl ſteht. Die vom Cultus der Hermaphroditen angeführten Züge ſcheinen ſich *Hottinger'n* auf eine allzu ängſtliche Beobachtung rein religiöſer Gebräuche zu beziehen, und in ſo fern auſser dem Kreiſe des Aberglaubens zu liegen. Aber theils kann dieſer weniger bekannte Cultus, beſonders der Hermaphroditen, in der Mehrzahl als Symptom von Aberglauben angeſehen werden, der nicht Götter genug bekommen kann, theils iſt auch dieſe ängſtliche Umſicht, dafs ja nicht das kleinſte im Cultus verſäumt, und eher zu viel als zu wenig gethan werde, ein Zeichen davon. Uebereilt iſt es wohl geurtheilt, wenn *Hottinger* in den Worten: τελεσθησόμενος πρὸς τοὺς Ὀρφεοτελεστὰς κατὰ μῆνα περιέσθαι etc. Spuren findet, welche auf einen chriſtlichen Vf. dieſes Kapitels hinweiſen ſollen, da ja ein echter Grieche die hochheilig gehaltnen Myſterien des Orpheus nicht werde ins Lächerliche gezogen haben. Vermuthlich beſann er ſich nicht, dafs die Orpheoteleſten in ſehr üblem Rufe ſtanden, wie auch *Schweighäuſer* bey dieſer Stelle anmerkt: „*Les prêtres d'Orphée étoient une espèce de charlatans ambulants, dont les gens senſés ne faiſoient aucun cas.*" Vgl. *Ste Croix* über die Myſterien S. 268 f. Eine ganz beſondere Art von Superſtition ſcheint es zu ſeyn, dafs der Mann ſich nicht einmal, ſondern monatlich einweihen läſst, wenn man nicht *weihen* hier mit *Schweigh.* für *reinigen* überhaupt nimmt, welches der Zuſammenhang und Plato's klaſſiſche Stelle über dieſe Orphiſchen Gaukler *de rep.* 2. Th. p. 221. zu beſtätigen ſcheint. Sie ſagen: ὡς ἄρα λύσεις τε καὶ καθαρμοὶ ἀδικημάτων διὰ θυσιῶν καὶ διὰ (Verbeſſerung von *Schäfer* in *Ern. Gloſſar. Liv.* p. 560. ſtatt παιδιᾶς) ἡδονῶν, εἰσὶ μὲν ἔτι ζῶσιν, εἰσὶ δὲ καὶ τελευτήσασιν· ἃς δὴ, τελετὰς καλοῦσιν, αἳ τῶν ἐκεῖ κακῶν ἀπολύουσιν ἡμᾶς. Noch lieſt man in dieſem Kapitel einen Zuſatz, der theils verdorben, theils durch Unkunde jener abergläubigen Gebräuche für uns erſchwert iſt: καὶ περιῤῥέχυνόμενον ἐπὶ θαλάττης. Ἐπιμελῶς δόξειεν ἂν εἶναι, κἂν ποτὲ ἐπίδῃ σκορόδων ἐστεμμένων τῶν ἐπὶ ταῖς τριόδοις etc., welche *Schneider*, *Coray* und *Hottinger*, jeder auf ſeine Art, letzterer vielleicht am ſcharfſinnigſten, durch Verſetzung an eine andere Stelle dieſes Kapitels, herzuſtellen verſucht haben. Uns ſcheint die Stelle noch mit der Weihung und Reinigung bey den Orphikern zuſammen zu hängen, und wir würden den Schluſs des Kapitels etwa ſo anzuordnen und zum Theil nach *Schneider* zu leſen vorſchlagen: Καὶ περιῤῥέχυνόμενος ἀπὸ θαλάττης ἐπιμελῶς, ἀπελθὼν κατὰ κεφαλῆς λούσασθαι, καὶ ἱερείας καλέσας, σκίλλῃ ἢ σκύλακι κελεῦσαι ἑαυτὸν περιχαθῆραι, καὶ οὕτως ἁγνὸς δόξειεν ἂν εἶναι. Κἂν ποτὲ ἐπίδῃ σκορόδων ἐσθίοντα τῶν ἐπὶ ταῖς τριόδοις, μαινόμενόν τε ἢ ἐπίληπτον, φρῖκας εἰς κάλπιν πτύσαι. Dafs ſich auch, wie hier vorkommt, die Frauen mit Weihungen und Reinigungen befaſsten, iſt aus Demoſth. *pr. coron.* T. I. p. 313. *Reisk.* bekannt; beſonders aber verdient als Parallele das bereits angeführte Bruchſtück des Menander herbeygezogen zu werden, wo es von einem Menſchen, der ſich thörichten Reinigungen hingiebt, nach *Bentley's* Verbeſſerungen heiſst: Περιμαξάτωσαν σ' αἱ γυναῖκες ἐν κύκλῳ, καὶ περί σε θειούτωσαν· ἀπὸ κρουνῶν τριῶν Ὕδατι περιῤῥέναι, ἐμβαλὼν ἅλας, φακούς.

Der Ὀψιμαθής, wie er im 27ſten Kap. geſchildert wird, lernt und treibt im Alter viele Dinge, die für das Alter nicht paſſen. Das in allen Handſchriften, ausgenommen die Vaticana, ganz unverhältnifsmäſsig kurze Kapitel bekommt erſt durch die Zuſätze der letz-

Digitized by Google

letztern eine gewiſſe Rundung und Völligkeit. Zu den Worten des militäriſchen Exercitiums, das der Alte von ſeinem Sohne lernt: ἐπὶ δόρυ καὶ ἐπὶ ἀσπίδα, ſetzt die Vaticana noch: καὶ ἐπὶ οὐρανόν, wofür *Jacobs* ſehr ſinnreich vorſchlug: ἐπὶ οὐραγόν, rückwärts, oder zurück, in ſo fern der οὐραγὸς hinten ſteht (*agmen claudit*, nicht *ducit*, wie in *Schneiders* Note ſteht), ſtatt deſſen *Coray* und *Schneider* ἐπ' οὐρὰν (warum nicht ἐπὶ οὐρὰν wie ἐπὶ ἀσπίδα?) leſen, da jene Formel ἐπὶ οὐραγὸν keine Autorität für ſich hat; auch wird auf ähnliche Weiſe οὐρὰ und οὐραγία in Xenophon Feldzug d. Cyrus 3, 4, 42. verwechſelt. Uebrigens hat *Böttiger* irgendwo ſcharfſinnig vermuthet, daſs auch die Vaticana hier nicht vollſtändig ſeyn dürfte, und daſs zu den Worten: „Rechts! Links! Rückwärts!" noch ein: „Vorwärts!" hinzukommen müſste, für welches denn unſers Dafürhaltens καὶ ἐπὶ στόμα der rechte Ausdruck wäre. Man vergleiche Xenophons angeführte Stelle, wo στόμα und οὐρὰ einander entgegen geſetzt werden, und *Schneiders Indic. Graecit.* zu der Xenophontiſchen Schrift *v.* στόμα. Der folgende Zug im Theophraſt ſagt uns, daſs der Greis noch den Fackellauf mit den Jünglingen wage, welcher viele Kräfte erforderte, daher unter andern in Ariſtophanes Fröſchen v. 1090 — 7. (und daſ. Schol.) ein βραδὺς ἄνθρωπος verſpottet wird, der bey den Panathenäen einen ſolchen Wettkampf mit dem ungünſtigſten Erfolg unternommen hatte. Und von den Myſterien der Ceres, in welchen der *curſus lampadicus* auch in Gebrauch war, ſagt Statius *Sylv.* 4, 8, 50 f.: „*Tuque, Actaea Ceres, curſu cui ſemper anhelo Votivam taciti queſſamus lampada myſtae.*" In den Worten des Theophraſt: Καὶ εἰς ἥρᾶν συμβάλλεσθαι τοῖς μειρακίοις λαμπάδα τρέχων, iſt die Bedeutung von Ἥρᾶν ungewiſs. Im Regiſter ſagt *Schneider*: „*Dies feſtus herois, Promethei, ut videtur.*" Die Erklärung gründet ſich nämlich darauf, daſs auch an den Prometheen ein Fackellauf gehalten wurde. Da indeſs der Ausdruck Ἥρᾶν für dieſes Feſt ſonſt nicht bekannt iſt, im Theophraſt ſelbſt aber C. 3. ſteht: Δάμιππος μυστηρίοις μεγίστην δᾶδα ἔστησε: ſo vermuthen wir, daſs hier ebenfalls zu leſen ſeyn möchte: εἰς μυστήρια, oder, wenn man lieber will: εἰς Προμήθεια, wie Lyſias *or.* p. 423. ἐγυμνασιάρχουν εἰς Προμήθεια. In folgendem Zug: τελούμενος τῷ Σαβαζίῳ, σπεῦσαι, ὅπως καλλιστεύσει παρὰ τῷ ἱερεῖ ſieht man nichts, was den ὀψιμαθὴς charakteriſire, wenn man nicht καλλιστεύειν von, wir wiſſen nicht welchem, Beſtreben, für den Schönſten von dem Prieſter erklärt zu werden, das ſich freylich für den abgelebten Mann ſchlecht ſchicken würde, nehmen will. Aber es ſcheint uns dieſer Charakterzug vielmehr einen ängſtlichen Beobachter der Religionsgebräuche zu bezeichnen und ſich aus dem Kapitel von der Deiſidaimonia hier eingeſchlichen zu haben, wobey wir jedoch ſtatt καλλιστεύσει vorſchlagen möchten καλλιερήσει zu leſen, oder vielmehr καλλιερήσῃ, da wir nicht einſehen, warum *Schneider* in dieſer Stellung ὅπως — καλλιστεύσῃ, wie die Handſchrift hat, für weniger attiſch hält als καλλιστεύσει. Behält man die gemeine Lesart bey: ſo würde mit *Coray* für παρὰ τῷ ἱερεῖ ſchicklich zu leſen ſeyn: παρὰ τῇ ἱερείᾳ, und es wäre der alte Geck gemeynt, der ſich bey den atheniſchen Frauen, welche ſich der Myſterien des Sabazius bemächtigt hatten, einzuſchmeicheln ſucht — und um den Preis der Schönheit buhlt. *Schneider* macht hier die Anmerkung: „*Sabazii teletas num alius ſcriptor Atticus memoraverit, nunc non ſuccurrit; ſed cultum ejus feminis praecipue ſanctum fuiſſe, arguere licet ex Ariſtophaneae Lyſiſtratae uſu* 388." Der Vf. gedachte, indem er dieſes ſchrieb, nicht der claſſiſchen Stelle im Demoſthenes *pr. corona* T. 1. p. 313., wo erzählt wird, Aeſchines Mutter habe mit Hülfe ihres Sohnes nächtliche Weihungen des Sabazius gehalten und die Geweihten wären bey Tage unter dem Ausrufe Εὐοῖ Σαβοῖ u. ſ. w. durch die Straſsen gezogen. Vgl. *Harpocration v.* Σαβοί. Ein echter Zug der neuen Komödie iſt folgender: Καὶ ἐρῶν ἑταίρας καὶ κριοὺς προσβάλλων τοῖς θύραις etc., wo ἑταίρας *Jacobs's* glückliche Verbeſſerung ſtatt ἱέρας iſt, welcher auch das im Codex verſtümmelte θυ ausfüllte, indem er ſchrieb θύραις. Man ſollte glauben, Menander habe im Colax die Grundlinien der von Terenz *Eunuch.* 4, 7. ausgedrückten Scene aus dem Theophraſt entlehnt. Im Terenz beſtürmt nämlich ein Miethofficier das Haus einer Hetäre mit Belagerungsmaſchinen, wird aber von dem darin befindlichen Nebenbuhler durch Bedrohung mit Schlägen und mit den Gerichten zum Rückzug gebracht. *Schneider* glaubt zwar, der vom Theophraſt angedeutete Zug zeichne den ὀψιμαθὴς nicht aus, welches uns nicht ſo dünkt, da das Erſtürmen des Hauſes der Buhlerin weder anſtändig für einen Greis noch ſeinen Kräften angemeſſen iſt. Ein Beyſpiel vom Gebrauch des Widders zu Erbrechung der Thore fand *Schneider* erſt beym Diodor von Sicilien. In Ariſtophanes Lyſiſtrata 309. ſteht ſchon: ἐς τὴν θύραν κριὸν ἐμπέσοιμεν. Der unglückliche Verſuch des Alten in der Kunſt zu reiten wird in folgenden Worten dargeſtellt, die wir nach *Schneiders* Recenſion herſetzen: καὶ εἰς ἀγρὸν ἐφ' ἵππου ἀλλοτρίου κατοχούμενος, ἅμα μελετᾷν ἱππάζεσθαι, καὶ πεσὼν τὴν κεφαλὴν κατεαγέναι. Uns ſchien das εἰς ἀγρὸν ſehr müſsig hier zu ſtehen und vielleicht aus ἐπὶ οὐραγόν oder οὐρὰν in der Stelle von den militäriſchen Uebungen des Alten entſprungen zu ſeyn, da nämlich vor Entdeckung der Vaticana die Sätze ſo aneinander gereiht waren: μανθάνειν ἐπὶ τὸ δόρυ καὶ ἐπὶ ἀσπίδα· καὶ εἰς ἀγρὸν, ἐφ' ἵππου u. ſ. w. Doch kann zur Vertheidigung des εἰς ἀγρὸν die Vorſchrift in Xenophons Hipparchicus 1, 18. angeführt werden. Die Lesart der Vaticana ἱππάζεσθαι in den Text eingeführt zu haben ſtatt der der andern Handſchriften ἀσπάζεσθαι, bereute *Schneider* hinterher, wie wir aus den *Addendis* ſehen. Wir glauben dagegen, daſs einzig von der Uebung im Reiten die Rede iſt, von welcher ſich Xenophon von der Reitkunſt 2, 1. eben ſo ausdrückt: ἱππάζεσθαι μελετᾷν. Im folgenden ſcheint aber die Copula unbequem zu ſeyn und beſſer geſchrieben zu werden: ἅμα μελ. ἱππάζεσθαι πεσὼν τ. κ. κατεαγέναι. „Während er ſich im Reiten übt, ſtürzt er und zerſchlägt ſich den Kopf." Κατεαγέναι iſt

Digitized by Google

ist *le Clerc's* gelungene Verbesserung der Lesart der Pfälzer Handschriften κατεσχέναι, welche vollkommen durch die von *Wyttenbach bibl. cr.* V. 3. P. 3. p. 107. angezogne Parallele aus Andocides *or. de mysterr.* p. 104. bestätigt wird: ἐγὼ μὲν ἐν Κυνοσάργει ἐπὶ πωλίου ὅ μοι ἦν ἀναβὰς ἔπεσον, καὶ τὴν κλεῖν συνετρίβην καὶ τὴν κεφαλὴν κατεάγην. Ein Zusatz der Vaticana ist: Καὶ ἕνδεκα λίτρας συνάγειν τοὺς μετ' αὐτοῦ συνάξοντας, nach *Schneiders* Verbesserung für λιτρὰς συναύξοντας, wie die Handschrift hat. Eben so liest *Ilgen* in Hom. H. Cer. 267. συνάξουσι statt συναυξήσουσι. Was *Schweighäuser* über die Stelle des Theophrast vermuthet, ist sinnreich, aber zu gewagt. *Schneider* deutet sie auf ein Picknick, das der Alte mit jungen Leuten anstellt, für die es sich allein schickt. Theophrasts eigne Worte können aber wenigstens συνάγειν συνάξοντας schwerlich seyn. Allein vielleicht ist für das letztre Wort συνδεήσοντας oder συνδιασεύσοντας zu lesen. In den letzten Zeilen dieses Kapitels findet sich noch manches Verdorbne, dessentwegen wir auf *Schneiders* Anmerkungen verweisen müssen. Nur eins bemerken wir noch, dass uns *Coray* richtig μαχρὰν ἀνδριάντα πλέζειν, nach Anleitung der Lesart der Vaticana πλέζειν, statt dessen die andern Handschriften παίζειν haben, zu verbessern scheint, welches er auf die, wahrscheinlich vom Cyniker Diogenes herrührende, Abhärtungsmethode durch Umarmung eiskalter oder mit Schnee überzogner Bildsäulen (ἀνδριάντας περιλαμβάνειν ist der sonst gewöhnliche Ausdruck dafür. S. *Upton.* z. Arrian. *diss. Epict.* 3, 12, 2.) bezieht.

Das, was wir nur aus einigen Kapiteln ausgezeichnet haben, wird schon sattsam beweisen, dass ungeachtet dessen, was Gelehrsamkeit und Scharfsinn für den Theophrast geleistet haben, nicht blofs Ährenlesen, sondern volle Aernten zu halten übrig ist. Nur noch ein paar Worte über die Einrichtung der von uns angezeigten Bearbeitungen des Theophrast. In der gröfsern Schneiderschen Ausgabe stehen die kritischen und philologischen Anmerkungen hinter dem Text, dem noch *Addenda* auf Anlass dessen, was mittlerweile von *Coray* und *Hottinger* über den Theophrast war geschrieben worden, nachfolgen. Der kleinern und wohlfeilern Ausgabe fehlen nichts als die Prolegomenen; Text, Anmerkungen, *Addenda* alles ist hier in derselben Ordnung abgedruckt; aber ein reichhaltiger „*Indiculus praecipuorum vocabulorum et formularum*" ist hinzugekommen, der bey einigen ganz überflüssigen Dingen (wie Ἀκρα, *promontorium*, οὐσία, *facultates*, *res familiaris* u. s. w.) einige nützliche Erläuterungen, Zusätze und Berichtigungen enthält. Unter dem Wort ἀσπάζεσθαι wird auf das Wort ἱππάζεσθαι verwiesen, welches aber nicht im Register zu finden ist, ein Fall, der auch in *Schneider's* vortrefflichem griech. Wörterbuch zuweilen eintritt. *Schweighäuser* hat seiner Bearbeitung von la *Bruyere* Uebersetzung noch „*Caractères tirés de différents auteurs anciens*," nämlich aus Aristoteles, Lyco, dem Vf. an den Herennius und aus Dio Chrysostomus beygefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PASTORALWISSENSCHAFTEN. *Annaberg*, b. Mauersberger: *Rein-biblischer Unterricht in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre für Confirmanden*, von M. *F. D. Eisenstuck*, Diac. an der Hauptkirche zu Annaberg. 1804. 52 S. 8. — Neu ist der hier ausgeführte Gedanke keineswegs, die Fragen, welche man Katechumenen über die Hauptlehren der christlichen Religion vorlegen möchte, mit Sprüchen aus der Bibel zu beantworten; damit diese, anstatt der in den gewöhnlichen Katechismen von den Verfassern selbst gegebenen Antworten, entweder auswendig gelernt, oder durch Erklären und Zergliedern dem Gedächtnisse empfohlen werden mögen. Auch sind die Mängel eines solchen Unterrichtsbuchs längst bemerkt worden; z. B. dass hier an kein einigermafsen hinlängliches Detail weder in der Glaubens- noch in der Sittenlehre zu denken ist; dass selbst in den Hauptlehren Lücken vorkommen müssen, weil, so reich auch die Bibel an praktischen Religionswahrheiten ist, dennoch der menschliche Geist, durch sie erweckt, nothwendig sich weiter umschauen und durch sich, zumal beym Fortschreiten anderer Kenntnisse, das Gebiet der Wahrheit erweitern mufste; dass endlich der Mangel an Vollständigkeit eines solchen Katechismus schon daraus hervorgehen mufs, dass ein grofser Theil, sowohl von theoretischen als praktischen Religionswahrheiten, nicht in den kurzen, klaren und deutlichen Aussprüchen der Bibel, sondern in der biblischen *Geschichte*, in den Gleichnissreden Jesu, in den Bildern der Propheten u. s. w. aufzusuchen ist, von welchen in einem solchen Buche aber nicht leicht Gebrauch gemacht werden kann. Indessen wollen wir der Form eines solchen Buchs den Nutzen nicht ganz absprechen. Sie liefse sich, dünkt Rec., beym Schlusse eines vorhergegangenen vollständigern Unterrichts, für die eigentlichen Confirmanden anwenden, nicht aber, wie der Vf. will, als den einzigen. — Die Arbeit des *Vfs.* selbst geht, ohne irgend einige Abtheilungen, vom Anfange bis zu Ende ununterbrochen fort, und verbindet mit Fragen und Antworten über theoretische Wahrheiten sogleich andre über daraus zu folgernde Pflichten und Verhalten. Dieses will Rec. keineswegs tadeln; auch will er nicht über die Folge der Materien streiten, welche hin und wieder wohl anders geordnet seyn könnten. Denn das Hauptsächlichste kommt doch bey einem solchen Buche darauf an: ob die Fragen nützlich gewählt und deutlich gestellt, und die Sprüche zur Antwort auf dieselben treffend aufgefunden sind, und unter ihnen die gehörige Auswahl, nach mehrerer Deutlichkeit und Fafslichkeit getroffen ist; und in dieser Rücksicht hat Rec. nicht leicht etwas Erhebliches zu erinnern gefunden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. May 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) KOPENHAGEN, gedr. b. Morthorfts E.: *Kiöbenhavns kongelig alene privilegerede Adreſſe- Contoirs Efterretninger.* (Kopenhagener vom Könige einzig privilegirte Adreſs-Comptors-Nachrichten.) Geſammelt von *Chriſtiani.* 1805. (Täglich, ausgenommen den Sonntag, erſcheint 1 Stück von 1 bis 2 Bogen. 4. koſtet jährlich 1 Rthlr. 8 gr.)

2) *Ebendaſelbſt*, verlegt und gedr. erſt von K. H. Seidelin, dann von M. J. Sebbelow: *Dagen* (der Tag). Geſammelt erſt von *P. Arboe*, dann von *K. H. Seidelin.* 1805. 1806. (Wöchentlich kommen 4 Nrn. heraus von 1 Bogen; anfangs in 4. ſeit 1806. kl. Fol. koſtet jährl. 4 Rthlr.)

3) *Ebendaſelbſt*, gedr. b. Höeke's Erb. in des Herausgebers Verlag: *Nyeſte Skilderie af Kiöbenhavn.* (Neueſtes Gemälde von Kopenhagen.) Udgivet af *J. Werſel.* 1805. 1806. (Wöchentlich werden zwey Numern, jede von 1 Bogen, in 4. ausgegeben; der Jahrg. 4 Rthlr.)

Dieſes ſind gegenwärtig die drey geleſenſten, für jeden Geſchäftsmann in Kopenhagen, für jeden, der ſich um die daſige Tagesgeſchichte bekümmert, für jeden, der im voraus wiſſen will, wovon in den gemiſchten Geſellſchaften eines jeden Tages ungefähr die Rede ſeyn wird, unentbehrlichſten Wochenblätter, welche die däniſche Reſidenz liefert. Man könnte hierher noch eine Menge anderer Blätter zählen, z. B. *Samleren*, *Politiven*, *Kiöbenhavnsbladet, eller Borgeren og Politiet* u. ſ. w. Da dieſe aber keinen ſo allgemeinen Zweck haben, als jene, und nur auf beſondere Leſerklaſſen berechnet ſind: ſo ſchränkt ſich Rec. nur auf die Anzeige vorliegender Blätter von der allgemeinſten Tendenz ein, und behält ſichs vor, von den andern vielleicht künftig einmal Rechenſchaft zu geben.

Der Unternehmer von Nr. 1. iſt der bürgerliche Infanterie-Diviſions-Major, Hr. *J. Anderſen*, welcher, dem Titel zufolge, *allein* das königliche Privilegium hat, dieſes Adreſsblatt herauszugeben; doch, nicht *er* hat es bloſs für ſich, ſondern es geht nach ſeinem Tode auf ſeine *Gattin*, und nach deren Tod ſelbſt auf die *Kinder* über. Ein Monopolium, womit ohne Zweifel mehr für das Intereſſe der *Anderſenſchen* Familie, als für das Intereſſe des groſsen Publikums geſorgt iſt. Da das Blatt, der gerichtlichen Proclamationen, Citationen u. ſ. w. wegen, von vielen Beamten in beiden Königreichen gehalten werden *muſs*: ſo beläuft ſich die Zahl des Abſatzes gewiſs auf 5000 Exemplare, und dieſem nach dürfte man ſich, ſo gering auch der Ladenpreis iſt, bey der ſehr groſsen Einnahme, welche, auſser dieſem, die unzählbaren Privatavertiſſements, die theuer genug bezahlt werden müſſen, verſchaffen, zum wenigſten beſſern Druck und beſſeres Papier verſprechen; hierauf ſcheint aber der privilegirte Herausg. allzu wenig zu wenden. — Das Blatt enthält übrigens alles, was der Art Polizey-, Commercien- und Intelligenz-Zeitungen zu enthalten pflegen; auſser dem liefert es eine Menge von Denkſprüchen, Glückwünſchen, Grabſchriften, die aber, ſeitdem der Kammerherr *v. Suhm* aufgehört hat, zu leben und zu ſchreiben, ſelten geleſen zu werden verdienen, und unter denen die für *Confirmanden* und beſonders *Confirmandinnen* dem Rec. immer die anſtöſsigſten geweſen ſind. Charakteriſtiſch und für den Fremden auffallend iſt die *übergroſse* Anzahl von Anzeigen, welche das Blatt *täglich* von ſolchen enthält, die mit ihrer Wohnung tauſchen, ihre Dienſtleute wechſeln wollen, oder verlorne und geſtohlne Sachen ſuchen. Rec. nimmt die erſte, die beſte Numer, welche vor ihm liegt, zur Hand, und findet in Nr. 155. vom 17. April 1806. allein 50 Anzeigen der erſten, 48 Anzeigen der andern, und 8 Anzeigen der dritten Art. Wie hoch mag ſich die Anzahl in einem ganzen Jahre belaufen!

Das Blatt *Dagen* hat ſeit ſeiner Erſcheinung mancherley Schickſale erlebt, woran die Freymüthigkeit und, man darf hinzu ſetzen, der Muthwille und die Unvorſichtigkeit ſeines Herausgebers Schuld hat. Nachdem es dieſem, dem bekannten Literatus und Commandirſerganten Hn. *Seidelin*, nicht mehr erlaubt war, als bloſser Drucker und Verleger deſſelben ſich zu nennen und weder den Hn. *Schönberg*, noch den Hn. *Arboe* als Herausgeber anzugeben (da man wuſste, daſs niemand anders, als er ſelbſt, der Herausgeber war, ſich aber, wegen oft verletzten Preſsfreyheitsgeſetzen nicht ferner dafür ausgeben durfte, ohne jedem einzelnen Blatte erſt das obrigkeitliche „*Imprimatur*" verſchafft zu haben): ſo ſah' er ſich endlich genöthigt, ohne weitere Hülle, ſich als Herausgeber deſſelben zu nennen, zugleich aber auch in die Nothwendigkeit ſich zu fügen und jedes einzelne Blatt, ehe es gedruckt wird, der Cenſur des Polizeymeiſters zu unterwerfen. Ein für ein politiſches Neuigkeitsblatt gewiſs ſehr läſtiger Zwang! — Der

Digitized by Google

Ton, die Einkleidung und der Inhalt des Blattes im Ganzen genommen ist so übel nicht. Dem Herausg. fehlt es nicht an Witz und interessanter Darstellungsgabe. Er weiss aus den dänischen, deutschen, französischen und englischen besten Zeitungen das Wichtigste schnell aufzufassen und zusammengedrängt mitzutheilen. An Neuigkeiten aus Norwegen und den dänischen Provinzen ist sein Blatt das reichste, welches Rec. kennt; und durch die Aufnahme von Anekdoten, Epigrammen und literarischen Notizen, ist für Abwechselung gut gesorgt. Zum Beyspiel von des Herausg. muthwilliger Laune diene folgendes. Immer war ihm das „*maa trykkes*" *(imprimatur)* aus der Feder und mit der Namensunterschrift des Hn. Polizeymeisters *Haagen*, womit jede einzelne Numer, ehe sie gedruckt werden darf, gestempelt seyn muss, zuwider. Nun liess er einst unter einer Menge anderer Stadt- und Landesneuigkeiten die kurze Erzählung mit einfliessen: „einem allgemeinen Gerüchte zu folge werde der Hr. Polizeymeister *Haagen* nächstens zum königlichen Etatsrathe erhoben werden." Nicht unbekannt mit des Hn. *Hs.* Lebensordnung, schickte er ihm das Manuscript zu dieser Numer zu einer für diesen höchst unbequemen Zeit zur Censur. Dieser übersieht in der Eile die ihn selbst betreffende Neuigkeit gänzlich und setzt sein „*maa trykkes, Haagen*" in aller Unbefangenheit dem Blatte vor. Wer war, da die Sache im Publikum grosses Aufsehn erregte, da jedermann dem Hn. Etatsrath *in spe* gratulirte, und da dieser höchsten Orts über die Verbreitung dieses falschen Gerichtes sich beschwerte — vor Gericht gerechtfertigter, als Hr. *S.* unter dem Schutze des von dem Kläger eigenhändig geschriebenen „*maa trykkes?*" — Inzwischen veranlasste dieser Muthwille das Verbot der Aufnahme aller blossen Gerüchte. — Verlöre das Blatt *Dagen* nicht durch eine Menge allzu trivialer Erzählungen, durch eine blinde Parteylichkeit für gewisse politische Meinungen, besonders aber durch ein kleinliches Anschmiegen an die dänischen Nationalvorurtheile, deren doch jeder wackere Schriftsteller, selbst wenn ihn dieses einige Leser kosten sollte, lieber entgegen arbeiten, als schmeicheln sollte: so wäre, glaubt Rec., Hr. *S.* der Mann, der auf das dänische Publikum, wenigstens den ungebildeten Theil desselben, durch sein Blatt *Dagen*, eben wie durch seinen *Politiven*, sehr heilsam wirken könnte.

Mehr für das gebildete Publikum berechnet ist in jedem Betrachte Nr. 3. Hr. *Werfel* kennt nicht nur, sondern er achtet auch, die feinere Lesewelt in Kopenhagen, und verschafft ihr mittelst seiner *Skilderie* wöchentlich zwey mal eine sehr gesunde Nahrung für Kopf und Herz. Auch er theilt von Zeit zu Zeit das Wichtigste von der in- und ausländischen Tagesgeschichte mit, begleitet seine Erzählungen oft mit sehr lesenswerthen Reflexionen, beobachtet die strengste Unparteylichkeit in Absicht auf die grösern Weltbegebenheiten, und unterscheidet sich hierdurch sowohl, als durch Vermeidung der Aufnahme von unzuverlässigen Nachrichten, von Hn. *Seidelin* (wodurch dieser so oft zum Widerruf genöthigt ist) sehr zu seinem Vortheile. Jede Numer eröffnet ein längerer oder kürzerer Aufsatz, worin sich der Vf. über allerley den Kopenhagener besonders interessirende Gegenstände verbreitet, und die fast durchgängig von reifem Nachdenken zeugen, das Gepräge der anständigsten Freymüthigkeit tragen, eine genaue Kenntniss *des dänischen* Nationalcharakters verrathen *und in einem* muntern, satirischen, nichts weniger als missfälligen Tone verfasst sind. Trefflich gelungen sind unter andern folgende Stücke: *Die Kunstkammer*, S. 417 f. *Vergleichung zwischen der Lebensart älterer und neuerer Zeiten* u. s. w., S. 470 f. *Der Brodneid* u. s. w., S. 609 f. *Einschränkungen und Freyheiten in den Nahrungswegen*, S. 641 f. *Die Schicksale grosser Genies*, S. 769 f. Weniger gefiel dem Rec. *die Nebeneinanderstellung der Freuden des Stadt- und Landlebens*, S. 801 f. und *das Schreiben eines Handschuhmachers* S. 844 f. — Auch Hr. *W.* ist nicht ganz von der in Dänemark fast allgemein herrschenden Schriftstellerkrankheit, sich durch verächtliche Seitenblicke auf das Ausland bey dem einseitigen Patrioten im Vaterland beliebt zu machen, frey; doch wäre es ungerecht, ihn in diesem Betrachte mit Hn. *Seidelin* und andern dänischen *Enragés* in Eine Klasse zu setzen.

LEIPZIG, b. Crusius: *Ueber den moralischen Indifferentismus*, von *Heinrich Gottlieb Tzschirner*. 1805. XII u. 144 S. gr. 8. (16 gr.)

Dieses im Ganzen beyfallswürdig bearbeitete Buch ist in *drey* Abschnitte getheilt. Der *erste* Abschnitt: über *das Wesen und die verschiedenen Gattungen des moralischen Indifferentismus*, ist der reichhaltigste. Nachdem der Vf. das Uebel als Gleichgültigkeit gegen *sittliche* Angelegenheiten des Menschen erklärt *hat*, betrachtet er es als *momentan*, wenn es sich nur in einzelnen vorübergehenden Stimmungen zeigt, und als *perpetuell*, wenn es als bleibende Beschaffenheit vorhanden ist. Den perpetuellen moralischen Indifferentismus theilt er wieder in den *universalen*, der sich auf die Tugend überhaupt, und in den *partialen*, der sich nur auf einzelne sittliche Angelegenheiten beziehet, und erinnert von dem Erstern, dass er entweder als Unfähigkeit, den Werth der Tugend anzuerkennen und zu empfinden, oder als eine gänzliche Entwöhnung von ernsten Betrachtungen und sittlichen Gefühlen, oder endlich als *entschiedener Antimoralismus* erscheint: so wie er von dem letztern bemerkt, dass er sich bald auf einzelne Pflichten, bald auf *die* Tugendmittel, bald auf die wissenschaftlichen *Untersuchungen* über die Pflichten des Menschen beziehe, und daher entweder ein *praktischer* oder ein *ascetischer*, oder ein *didaktischer* seyn könne. Auf diese Art wird der Leser zur Beschauung der mannichfaltigsten Gestalten geführt, in welchen der moralische Indifferentismus erscheint. Eben so gut bearbeitet ist der *zweyte* Abschnitt: *von den Ursachen des moralischen Indifferentismus*. Die *innern* Ursachen desselben fin-

by Google

findet der Vf. in *fehlerhaften Beschaffenheiten und Richtungen*, entweder *des Erkenntniß* oder *des Gefühls-* oder *des Begehrungsvermögens*. Als *äußere* Urfachen erwähnt er nur die, welche den gröfsten Einflufs auf die Denkart des Menfchen haben, die *beftehende Religion*, *die herrfchende Philofophie*, die *jedesmalige Regierung*, und die *Kunft*, befonders die *Redende*. In Anfehung der *Philofophie* fucht der Vf., als Eklektiker, in jedem Syfteme derfelben, felbft in dem *Kantifchen*, mit fo viel Vorliebe er auch von diefem redet, auf, wodurch fie die Menfchen gleichgültig gegen die Tugend machen. Noch mehr Aufmerkfamkeit vielleicht verdient das, was der Vf. von dem in Hinficht auf die gröfsere Menge fo wichtigen Einfluffe der *Regierungsfehler* fagt, wie fchon der Inhalt der hierher gehörigen §§. zeigt. Der moralifche Indifferentismus wird durch die Regierung befördert: 1) wenn ihre Repräfentanten durch ihr Verhalten und ihre Urtheile Gleichgültigkeit gegen die Tugend, wenigftens gegen manche Tugend beweifen. 2) Wenn fie nicht über die Unverletzlichkeit der Gefetze hält, fondern häufige Ausnahmen macht, und nicht felten die in den Gefetzen angedroheten Strafen entweder mildert, oder gänzlich erläfst. 3) Wenn fie manche Vergehen und Verbrechen zu gelinde beftraft. 4) Wenn fie fich einer parteyifchen Rechtspflege fchuldig macht. 5) Wenn fie manche ihrer Bürger in Lagen und Verhältniffe fetzt, in welchen die Verfuchung zur Unredlichkeit beynahe unwiderftehlich wird. Freymüthigkeit und Befcheidenheit reden in der Ausführung. Von geringerm Werth ift der *dritte* Abfchnitt des Buchs: *Ueber die Mittel, dem moralifchen Indifferentismus entgegen zu wirken*. Nur in einzelnen Bemerkungen erwähnt der Vf. einiges von dem, was durch die Religion, die Philofophie, die Regierung und die Kunft gefchehen follte und könnte, um die Gleichgültigkeit gegen die Tugend zu vermindern, die Ueberzeugung von ihrem hohen Werthe hervorzubringen und lebhaft in den Gemüthern zu erhalten. Unbefriedigend ift die Entfchuldigung des Vfs., dafs es ihm defswegen nicht möglich gewefen fey, diefen Gegenftand erfchöpfend zu behandeln, weil eine ausführliche Aufftellung diefer Mittel, ein Syftem der *Ascetik* gewefen feyn, und die Schrift über die Gränzen ausgedehnt haben würde, welche ihrem Umfange gefteckt wären; Ascetik, wo fie hingehört, und zweckmäfsig vorgetragen wird, kann keinem Lefer zuwider feyn; die Gränzen eines Buchs aber kann doch nur der Plan einer Schrift angeben. Schlofs es daher der Vf. in feinen Plan mit ein, über die Mittel gegen die Verbreitung des moralifchen Indifferentismus zu reden, fo waren die Gränzen nicht zu weit gefteckt, und wenn der Raum dazu über die Hälfte des Buchs eingenommen hätte, da er jetzt nur, im gröfsten Mifsverhältnifs mit den beiden andern Theilen, 20 Seiten füllt. Ein nicht unwichtiger Mangel ift es auch, dafs der Vf. die *Erziehung* gar keines Blicks gewürdigt hat, da doch auch die verfchiedenen *pädagogifchen* Syfteme, fowohl wie die philofophifchen, einer Beleuchtung in Rückficht des Gegenftandes verdient hätten. Bey einer neuen Auflage, welche wir dem Buche wünfchen, wird alfo diefem Mangel abzuhelfen feyn. Auch rathen wir dann der Sprache des Buchs, da es doch kein Compendium feyn foll, mehr Lebhaftigkeit und Reiz zu geben, und auch hin und wieder für mehrere Richtigkeit und Reinheit derfelben zu forgen. *Gefühle erfahren*, *öffentliche Abgaben erhalten*, anftatt fie nicht zahlen, oder der Obrigkeit vorenthalten, find unrichtige Ausdrücke, und der beftändige Gebrauch der Partikeln, *wo*, *woraus*, *wodurch* u. f. w., wenn das vorausgehende Hauptwort, die Fürwörter, in *welchem*, aus *welchem*, durch *welches* erfoderte, die häufige Verwechfelung des *wann* mit *wenn*, des *da* mit *weil*, der Indicativ wo der Conjunctiv ftehen müfste u. f. w., find Nachläffigkeiten, welche die Rede verunftalten.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gräff: *Robinfon der jüngere*. Ein Lefebuch für Kinder, von *J. H. Campe*. Fortgefetzt von *C. Hildebrandt*, Prediger zu Weferlingen. 1806. 294 S. 8. (mit Kpf. 1 Rthlr. ohne Kpf. 18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Robinfons Kolonie. Fortfetzung von *Campe's Robinfon* u. f. w.

Unter die beften Kinderfchriften gehört unftreitig *Campens* Robinfon. Noch kann man ihr keine gelungenere in ihrer Art an die Seite ftellen. Das Anziehende ihres Stoffes, und die leichte, anmuthige und glückliche Behandlung deffelben machen fie für das zartere Jugendalter zu einer höchft angenehmen, fo wie der mit unter belehrende Inhalt derfelben zu einer auch nützlichen Lectüre. An diefes beliebte Buch fchliefst Hr. Prediger *Hildebrandt* diefe Fortfetzung an. Die Tendenz derfelben, fo wie fie die Vorrede andeutet, ift lobenswerth. Mit Recht klagt der Vf. über den Hang unfers Zeitalters, die Schwächen und Unvollkommenheiten der beftehenden Regierungen aufzufuchen und bitter zu tadeln, die Oberhäupter der Völker mit ungefcheuter Frivolität zu beurtheilen, und dadurch felbft bey der zarten Jugend den Keim zur Vaterlandsliebe zu erfticken. Sein Buch foll dem letzteren vorbauen und der Jugend fchon früh den Werth und Einfluss bürgerlicher Ordnung, das Glück eines gut eingerichteten Staates und die Verbindlichkeit, das Seinige zum Flor des Vaterlandes bey zu tragen, anfchaulich zeigen, und zu belehrenden Unterhaltungen darüber veranlaffen. Zu dem Ende fchildert der Vf. eine Kolonie, die fich auf Robinfons Infel, nach deffen Abgange, gebildet hatte, und benutzt die Vorfälle in derfelben zu Belehrungen, die, wie im *Campefchen* Robinfon, ein Vater feinen Kindern über Dinge aus dem bürgerlichen Leben und andere wiffenswürdige Gegenftände ertheilt. Der Raum erlaubt es uns nicht, in das Detail der Schrift einzugehen.

Wir

Digitized by Google

Wir beſchränken uns daher auf folgendes allgemeine Urtheil: der Zweck der Schrift iſt trefflich; auch enthält ſie recht nützliche Belehrungen; aber der poetiſche Werth derſelben iſt deſto geringer, die dialogiſche Form zu häufig und nicht mit beſondrem Glücke angewandt, und das Intereſſe des Buchs dem, das *Campens* Robinſon erregt, bey weitem nicht gleich.

PÄDAGOGIK.

QUEDLINBURG und BLANKENBURG, b. Ernſt: *Abriß der bey dem Religionsunterrichte unentbehrlichſten Hülfskenntniſſe.* — *Erſte* Abtheilung, welche *die bey dem Religionsunterrichte nothwendigſten Naturkenntniſſe* enthält, von *Joh. Wilh. Heinrich Ziegenbein*, Herzogl. Braunſchw. Lüneburg. Conſiſtorialrath und Superintendenten zu Blankenburg. 1806. XVI u. 290 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. behauptet nicht zu viel, wenn er von dieſer *erſten* Abtheilung ſeines Buchs, welches eine Phyſikotheologie iſt, ſagt, man werde mehr als in irgend einem andern für die Jugend beſtimmten Unterrichtsbuche Stoff zu dieſer Art des Unterrichts darin finden. Denn ob gleich auſser den, mit Ruhm von ihm erwähnten Vorgängern, *Schütz*, *Junker*, *Klügel*, jetzt beynahe kein Lehrbuch zum Religionsunterrichte erſcheint, in welchem nicht das Phyſikotheologiſche, wenigſtens in einer Einleitung, voraus geſchickt würde: ſo iſt doch das nur ein Hausbedarf zu nennen gegen den Reichthum, welchen der Vf. hier vorlegt. Er redet in *fünf* Abſchnitten, von dem *Körper des Menſchen*, von der *Seele*, von dem *Weltgebäude*, von der *Erde*, von den *drey Naturreichen*, ausführlich, doch gedrängt, nach den beſten deutſchen Schriftſtellern. Eben dieſer Reichthum aber dürfte den Lehrer über den Gebrauch deſſelben, als Vorläufer des eigentlichen Religionsunterrichts, in Verlegenheit ſetzen. Soll es in den zu dieſem Unterrichte angeſetzten Stunden von dem Prediger, und zwar, wie der Vf. ſelbſt zu thun verſichert, *mit den* Kupfertafeln von *Wünſch* und *Loder*, dem *Bilderbuche* von *Bertuch*, *Funke's* Naturgeſchichte, *Rüdigers* aſtronomiſchem Atlas und dem Planetarium, Tellurium und Lunarium von *Gelpke* in der *Hand*, erklärt werden: ſo fragt ſich, ob auch wohl, bey mehrern Stunden in der Woche, ein Jahr hinreichen werde, nur dieſe *erſte* Abtheilung zu erklären, und wie viel Zeit dann noch zum Unterrichte über die beiden folgenden Abtheilungen, deren Inhalt der Vf. nicht angegeben hat, erfodert werde, ehe der eigentliche Religionsunterricht angefangen werden könne? Der Prediger daher, der ſeine Katechumenen ſelten nur zwey bis drey Jahr beyſammen erhalten kann, wird ſich einen Auszug aus dem ganzen reichhaltigen, ordnungsvoll und deutlich geſchriebenen *Buche* wünſchen, um welchen wir den Vf. *ſelbſt bitten* wollen. Ganz vorzüglich und faſt allein wird der Endzweck des Buchs erreicht werden, wenn es in Schulen, in welchen der Prediger ſelbſt Unterricht ertheilt, oder es dem gewöhnlichen Lehrer nicht an Geſchick und nicht am Apparat zur Veranſchaulichung fehlt, eingeführt wird. Hierzu empfehlen wir es allen denen, welche über dergleichen Schulen geſetzt ſind, ſo wie den Predigern und Schullehrern, und ſehen der Fortſetzung mit Vergnügen entgegen. Zur Bildung und Belebung des äſthetiſchen und religiöſen Gefühls hat der Vf. das Ganze dieſer Abtheilung mit Stellen aus den vorzüglichſten Dichtern des Vaterlandes durchwebt, die er nach vorhergegangener Erklärung, von ſeinen Schülern *auswendig* lernen läſst.

KLEINE SCHRIFTEN.

PASTORALWISSENSCHAFTEN. *Quedlinburg*, b. Ernſt: *Katechismus der chriſtlichen Lehre mit bibliſchen Denkſprüchen und mit bibliſchen Beyſpielen verbunden nach den Bedürfniſſen der Zeit.* Nebſt einem *Anhange, welcher die aus deutſchen Dichtern geſammelten Denkſprüche und den Katechismus Luthers* enthält, von *Joh. Wilh. Heinr. Ziegenbein*, Herzogl. Braunſchw. Lüneburg. Conſiſtorialrathe und Superintendenten zu Blankenburg. 1806. XVI u. 133 S. 8. (6 gr.) — Unter den ſich immer mehr häufenden Büchern zum Religionsunterrichte der Jugend, von der verſchiedenſten Methode und Einrichtung, empfiehlt ſich dieſes vorzüglich durch Leichtigkeit der Methode, zweckmäſsige Ordnung und Verbindung der Materien, durch Eindringen in den Geiſt der bibliſchen Bücher und Benutzung der bibliſchen Beyſpiele. Wenn Chriſtenthum bleiben ſoll, was es iſt, ſo muſs auch beym Unterrichte deſſelben, Leben und Lehre ſeines Stifters zum Grunde liegen. Wer weiſs aber nicht, von wie viel, beſonders jungen, Lehrern und in wie viel Lehrbüchern dieſs bisher unterlaſſen worden iſt. Dank alſo jedem Erfahrnen, welcher hierauf wieder zurück führt!

Verbeſſerungen.

Nr. 77. S. 612. Zeile 30. von oben ſtatt 221. leſe man 21. — S. 615. Z. 18. von oben ſtatt *ihrer Fürſten* leſe man *ihres Fürſten.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. May 1807.

PHILOSOPHIE.

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Klüger: *Epikritik der Philosophie.* Von *Franz Berg*, Prof. d. Kirchengesch. zu Würzburg. 1805. 1 Alph. 22 Bog. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieses nahe an 700 Seiten starke Werk des bereits durch seinen *Sextus* als ein nicht unbedeutender Gegner *Schellings* bekannt gewordenen Vfs. liefert einen neuen Versuch, den Kantischen Kriticismus und die durch denselben veranlafsten neuern philosophischen Systeme zu widerlegen und ein haltbareres an deren Stelle zu setzen. Der Vf. erwartet von seiner Arbeit nichts geringeres, als dafs sie dem ewigen Unfrieden unter den Philosophen ein Ende machen und einen dauerhaften Frieden stiften werde. Allein so stark auch das Vertrauen des Vfs. in seine eigenen Einsichten und seine Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Lehre seyn mag: so zweifeln wir doch, dafs er, nach einem gemeinen Sprichwort, die Köpfe seiner Gegner mit dem seinigen unter einen Hut bringen werde, wenn auch die von ihm versuchte Beurtheilung seiner Vorgänger und seine neue Theorie gegründet wäre; noch weniger aber, wenn dieses, wie sich bald zu Tage legen wird, mit beiden nicht der Fall seyn sollte. Bekannt ist wenigstens noch nicht, dafs das Buch seit seiner nunmehr fast zweyjährigen Existenz eine Aenderung in der Methode zu philosophiren bewirkt und irgend ein gangbares philosophisches Lehrgebäude verdrängt hätte.

Das Ganze besteht aus 21 Paragraphen, die so viel in einander greifende Abhandlungen ausmachen. Die 12 erstern sind Recensionen der ältern und neuern philosophischen Lehrbegriffe, die 8 letztern aber Darstellungen der eigenen Lehre des Vfs. In den vier ersten §§. werden die Begriffe des Philosophirens und der Philosophie bestimmt, die Bedingungen zur Realisirung der Idee einer Philosophie, nebst den Schwierigkeiten, diese Idee zu realisiren, angegeben, und ein sogenannter *logischer Skepticismus in nuce* und ein demselben entgegengesetzter *realistischer* aufgestellt. Die Erklärung der Philosophie als Wissenschaft der ersten Gründe des Erkennens überhaupt, schränkt die Philosophie blofs auf die Kritik der reinen Vernunft ein, die eben die Principien des Erkennens überhaupt darlegt, begründet so wenig den Unterschied zwischen Philosophie und Mathematik als zwischen den Haupttheilen der erstern, und macht alles, was von Philosophie gesagt wird, schwankend und dunkel. Der Vf. äufsert selbst, dafs nach jener Erklärung die Philosophie nur *theoretisch* sey, er mufs also auch die Mangelhaftigkeit derselben zugeben. Die Philosophie ist nicht blofs die Wissenschaft der ersten Gründe des Erkennens, sondern der Vernunft-Erkenntnisse aus Begriffen selbst. — Die Bedingungen zur Realisirung dieser Idee der Philosophie bestehen nach dem Vf. darin, dafs man sich zuvor über den Begriff der *Erfahrung* verständigen müsse, ehe man zu den ersten Gründen derselben übergehe: denn das Erkennen, das Wissen, das Bewufstseyn, der gemeine und gesunde Menschenverstand sey eben das, was den eigentlichen Namen der *Erfahrung* führe. [Erkenntnisse *a priori* sind keine Erfahrung; das Bewufstseyn äufsert sich nicht allein bey dem Erkennen *a posteriori*, sondern auch bey dem *a priori*; und obgleich die Erfahrung nie des Bewufstseyns entbehren kann: so ist dieses doch noch nicht die Erfahrung selbst; es erstreckt sich weiter als diese, und auch schon eine blofse Anschauung kann sich mit dem Bewufstseyn verbinden, ohne dafs in Ansehung des angeschauten Gegenstandes ein wirkliches Erkenntnifs oder Wissen statt zu finden braucht. Auch der gemeine gesunde Menschenverstand ist etwas ganz anderes, als das, was unter Erfahrung verstanden wird.] Zur Bestimmung des Begriffs der Erfahrung wird gelehrt, dafs sie jederzeit, aufser dem Stoffe der Wahrnehmung oder der Anschauung, noch jene Verbindung enthalte, welche der Verstand bewirke, wodurch die Wahrnehmung erst Erkenntnifs werde, dafs bey der Wahrnehmung *Nöthigung*, bey der Erfahrung *Nothwendigkeit* sey, die in der Verknüpfung der Wahrnehmungen liege, welche entweder durch Gröfseverhältnisse in Raum oder Zeit, oder durch das Verhältnifs der *Causalität* oder das der *Wesenheit*, oder der *Disjunction* an einander hingen. Nun wird erklärt, worin diese Begriffe bestehen; man erfährt aber nicht, was ein jeder derselben dazu beyträgt, Erfahrung oder empirische Erkenntnifs zu Stande zu bringen, und die Sachen sind nichts weniger als verständlich vorgetragen. Noch werden die Begriffe von Analogie und Induction, Gewifsheit und Wahrscheinlichkeit, Wissen und Glauben, Möglichkeit und Wirklichkeit, Uebereinstimmung und Widerspruch, erklärt, und dann heifst es weiter, zum Inbegriffe der Erfahrung gehöre aufser einer subjectiven, logischen, idealen Realität, noch eine stärkere; nämlich man bedürfe dazu auch der *Objecte an sich*, oder der Dinge, die aufser unsern Vorstellungen etwas wären und denen jene nur entsprächen; durch Bestreitung des Dings an sich gerathe man mit sich selbst in Widerspruch. Man weifs nicht recht, ob hier unter dem Object das, was der

Kriticismus *Erſcheinung*, oder das, was er *Ding an ſich* nennt, verſtanden werden ſoll. Im erſtern Falle konnte nicht geſagt werden, dafs der Kriticismus das Daſeyn der Dinge aufser uns beſtreite, und im zweyten Falle haben die Worte des Vfs. keinen verſtändigen Sinn, da nach *Kant* das Ding an ſich auch nur ideale Realität hat; es iſt daher auch falſch, zu behaupten, dafs zur Möglichkeit der Erfahrung das Ding an ſich gehöre, da es keine Anſchauung verſtattet. Uebrigens bleibt es zweifelhaft, aus welcher Quelle der Vf. dieſe ſogenannte Erklärung oder Analyſe der Erfahrung, die nicht blofs der empiriſchen, ſondern der Erkenntniſs überhaupt gleich ſeyn ſoll, geſchöpft zu haben glauben mag. Iſt er der Meinung, dafs ſie der gemeine geſunde Verſtand ſelbſt darreiche, ſo mufs er allen Unterſchied zwiſchen dieſem und dem ſpeculativen Verſtande aufheben; aber ſo geſund und richtig jener in ſeiner Sphäre urtheilen mag, wird er doch, ſo lange er bleibt was er iſt, Begriffe über Gegenſtände der Philoſophie zu entwickeln, zu berichtigen und zu ſolchen Reſultaten als die hier über die Erfahrung dargelegten ſind, zu gelangen nicht vermögend ſeyn. Sind Hn. *B.* ſeine Raiſonnements über Erfahrung oder Erkenntniſs überhaupt, Reſultate des philoſophiſchen Nachdenkens: ſo kann er wenigſtens nicht in Abrede ſtellen, dafs er die Materialien dazu der Kantiſchen Kritik, wenn er auch hier und da einen andern Gebrauch davon macht, ſchuldig iſt; ohne dieſe Kritik würde ſeine Darſtellung wahrſcheinlich anders, als ſie jetzt iſt, ausgefallen ſeyn, und es wäre ohne Zweifel beſcheidner geweſen, wenn er den Vorwurf, den er, ſo wie *Fichte'n* und *Schelling'en*, auch *Kant'en* macht, dafs er vor der Erklärung der Erfahrungsmöglichkeit, den *Umfang* der Erfahrung genau zu bezeichnen, ſich nicht die Mühe gegeben habe, zurück gehalten hätte. In der That, wenn dieſer Umfang der Menſchen möglichen Erkenntniſſe aus der Kantiſchen Kritik der Erkenntnifsvermögen auf das beſtimmteſte und erſchöpfendſte hervorgeht: ſo giebt uns dieſe Epikritik nur einzelne unverdaute Brocken ohne innern feſten Zuſammenhang wieder, und wir erfahren die bisher unerhörte Wahrheit, dafs alles Wiſſen Erfahrung ſey. — Der Vf. geht nunmehr zur Darſtellung der Schwierigkeiten über, die Idee der Philoſophie zu realiſiren, oder den Grund anzugeben, der uns beſtimme, unſern Gedanken Realität beyzulegen; ſtellt ſodann die Gründe des logiſchen und realiſtiſchen Skepticismus auf, von welchen jener den Grund alles Wiſſens im denkenden Subjecte, dieſer in dem Objecte nicht ſtatt finden laſſen will, und beſchäftigt ſich hierauf (§. 5.) mit einer kurzen Würdigung der auf logiſchen oder realiſtiſchen Dogmatismus gegründeten philoſophiſchen Syſteme, wohin *Plato* und *Ariſtoteles*, *Carteſius*, *Malebranche*, *Leibnitz*, *Maimon*, *Abicht*, *Bardili* in Gemeinſchaft mit *Reinhold*, *Jacobi* und *Hume* gerechnet werden; worauf dann §. 6 — 13. die Syſteme des transcendentalen Idealismus an die Reihe kommen. Dieſe §§. ſind überſchrieben: 6) Kriticismus oder transcendentaler Idealismus. Transcendentaler Skepticismus überhaupt; 7) Hervorbringung des Objectiven im Kriticismus oder transcendentalen Idealismus niederer Art; 8) Hervorbringung des Objects im abſoluten transcendentalen Idealismus; 9) Was bedeutet das Subject des Objectiven im Kriticismus oder transcendentalen Idealismus niederer Art? 10) Was bedeutet das Subject im abſoluten transcendentalen Idealismus? 11) Herleitungsweiſe des Objectiven aus dem Subject im Kriticismus oder transcendentalen Idealismus niederer Art. 12) Herleitungsweiſe im vollendeten transcendentalen Idealismus. 13) Die bereits vorhandenen Syſteme des Kriticismus oder transcendentalen Idealismus kurz gewürdigt.

Die Aufgabe des Kriticismus oder transcendentalen Idealismus iſt nach dem Vf. die Art zu erklären, wie der Verſtand dazu komme, Vorſtellungen, die er denkend verbindet, auch aufser dieſem Denken als verbunden oder ſchlechtweg verknüpft zu betrachten, und jene Erklärungsart beſtehe in der Behauptung, die Syntheſis oder das Reelle unſerer Urtheile ſey im Verſtande ſelbſt gegründet, dieſer alſo mache das Object und ſchreibe ſeine Geſetze der Natur *vor; der* Verſtand habe demnach ſeine Formen, nach welchen er handle, und das Objective, welches Eins mit dieſem Handeln ſey, erzeuge. Die Einwürfe der Epikritik gegen den transcendentalen Idealismus ſind theils allgemein, und ſollen mit *Kant* auch alle nach demſelben aufgetretenen Philoſophen, *Fichte*, *Reinhold*, *Schelling*, *Bouterweek*, treffen, theils ſind ſie gegen jeden derſelben beſonders gerichtet. Wir beſchränken uns hier nur auf einige von beiden Klaſſen, und unter denen der letztern nur auf ſolche, die dem urſprünglichen kritiſchen Idealismus *Kants* gemacht werden.

Der transcendentale Idealismus iſt Hn. *B.* von doppelter Art; entweder nimmt man ein *Ding an ſich* an, welches *die Sinne afficirt*, oder man betrachtet das Materielle als *Erſcheinung im Gemüthe* mittelſt eines eigenen Vermögens der Sinnlichkeit; dieſe beiden Fälle ſollen dem von dem Vf. ſogenannten *niedern Kriticismus*, oder *Kriticismus ſchlechtweg*, eigen ſeyn; oder man läſst den Formalismus durchaus gehen und ſetzt das Materielle in eine beſondere Weiſe der Thätigkeit des Verſtandes; dieſer Fall macht das Weſen des *abſoluten* oder *ganz reinen transcendentalen Idealismus* aus. Was von *der* Art des *niedern Kriticismus*, die ein *Ding an ſich* uns *afficiren* laſſe, geſagt wird, dafs dadurch das transcendentale Syſtem ſich ſelbſt untreu werde, indem es in den Realismus zurückſinke, und die Cauſalität, die nur im Verſtande ſeyn ſollte, in dem Dinge ſelbſt gegründet ſeyn laſſe, trifft, im Fall der Kantiſche Idealismus damit getroffen ſeyn ſoll, dieſen nicht; da gerade das Weſen deſſelben darin beſteht, dafs er das Daſeyn ſinnlicher Gegenſtände, *in wie fern ſie Dinge an ſich ſeyn ſollen*, nicht gelten läſst. Aufserdem iſt auch die Behauptung der ſinnlichen Gegenſtände als Dinge an ſich, welchen die Cauſalität ſelbſt anhängt, überhaupt gar kein *Idealismus*. Von der andern Art des *niedern* Kriticismus, der das Materielle zur blofsen Erſcheinung des Gemüths mache, und

Digitized by Google

und ohne Zweifel der Kantiſche Idealismus ſeyn ſoll, heiſst es: man *umgehe* zwar durch dieſe Behauptung den vorigen Einwurf, dafs nämlich dieſer Idealismus in den Realismus zurückſinke, aber man *entgehe* ihm nicht: denn die Erſcheinungen, die unſerm Verſtande dienten, ohne ihm anzugehören, waren dann etwas *aufser demſelben*, worauf er zum Behuf ſeiner Kenntniſſe ſicher rechne; das wäre dann aber wieder ein *Ding an ſich*, nur dafs es im Gemüthe läge u. ſ. w. Man kann die deutlichſte Sache nicht mehr verwirren, als es hier geſchehen iſt. Der kritiſche Idealismus braucht ſich vor dem Vorwurfe des Zurückſinkens in den Realismus nicht zu entſetzen; er will eben die wahre Realität der äufsern Gegenſtände begründen und begründet ſie. Kein menſchlicher Verſtand dringt in das innere Weſen der Dinge und kann erfahren, was ſie an ſich und aufser unſerer Vorſtellung ſeyn mögen. Man läſst das Daſeyn der Dinge an ſich unangefochten, man behauptet nur, dafs Gegenſtände nur in ſo fern als ſie uns erſcheinen, als wir an ihnen — nicht ein abſolutes Weſen, ſondern nur Verhältniſſe erkennen, wahre empiriſche Realität haben, und dafs aufser dieſer keine andere Realität an ihnen für uns erkennbar iſt. *Erſcheinungen* heiſsen ſie eben deswegen, weil die Vorſtellungen von ihnen nicht einzig und allein Erzeugniſſe unſeres Vorſtellungsvermögens ſind, ſondern auch das dazu mitwirkt, was an ihnen empfindbar iſt. Wie man, nach dieſer ſcharfen Scheidung, das, was an den Gegenſtänden erſcheint, doch wieder zu einem im Gemüthe liegenden *Dinge an ſich* machen kann, iſt ſchwer zu begreifen. So wenig du einen Körper, von welchem du eine Anſchauung erhältſt, in deine Receptivität unmittelbar aufnimmſt, eben ſo wenig kannſt du auch die Aufnahme deſſen, was er an ſich ſeyn mag, bewerkſtelligen, und die Erſcheinung eines Einzelnen wird darum, dafs ſie durch das Afficiren deiner Sinnlichkeit zur Anſchauung wird, kein Ding an ſich. Dieſes Ding an ſich iſt nichts als das transcendentale Subject des Objects, der Urbegriff *Subſtanz*, der freylich im Gemüthe, nämlich im reinen Verſtande liegt. Da ich aber dieſen Begriff jedem einzelnen ſinnlichen Gegenſtande ohne Unterſchied beylegen kann und derſelbe mich kein Mannichfaltiges erkennen läſst: ſo dient er mir zur Erkenntniſs der einzelnen Gegenſtände, als ſolcher, gar nicht, und ich kann ſo wenig ſagen, dafs er von jedem beſondern Gegenſtande, der ich meiner Sinnlichkeit zur Anſchauung darſtellt, das *Ding an ſich* dieſes beſondern Gegenſtandes ſey, als dafs jeder beſondere Gegenſtand ſein eigenes von den übrigen verſchiedenes *Ding an ſich* habe. Dafs *Kant* das Materielle zur bloſsen Erſcheinung im Gemüthe mache, iſt eine ſehr unbeſtimmte Beſchuldigung. Was von der Erſcheinung in das Gemüth kömmt, iſt die Anſchauung, nicht des Verſtandes und der Vernunft, ſondern der Sinnlichkeit; die Vorſtellungen dieſer aber, oder die Anſchauungen ſind ſo wenig als die Erſcheinungen, Dinge an ſich; nicht das, was uns und aufser uns erſcheint, iſt in uns, ſondern nur die Vorſtellung davon. Eine andere gegen den Kriticismus überhaupt gemachte Einwendung iſt die, dafs durch denſelben und ſeine Erklärung des Materiellen als Erſcheinung, keine Verbindung des Materiellen und Formellen, ſo wie man es zur Erfahrung brauche, zu Stande gebracht werde: denn die Formen ſelbſt zerſtörten das Materielle ſo ſehr, dafs der Begriff der Erfahrung ganz aufhöre. Man möge nämlich die Gröſseverhältniſſe in Raum und in der Zeit, wodurch Wahrnehmungen verbunden würden, zu den Formen des Verſtandes oder der Sinnlichkeit rechnen: ſo gehörten ſie in beiden Fällen dem Subjecte an; dann hätte es aber keinen Sinn, wenn ich ſagte: ich ſprach da mit zwey, dort mit vier Menſchen. Den Unterſchied der Vielheit nur als Vorſtellungsart des Subjects angenommen, komme nur Unſinn heraus, und die Cauſalität nur als Handlung des Verſtandes betrachtet, habe jene Unterredung mit Andern, wo man ſich angenehm unterhalte und ſeinen Verſtand durch fremde Begriffe bereichert fände, keine Bedeutung. Gehe etwas von einem aufser mir vorhandenen Subjecte, das in Anſehung meiner Object ſey, auf mich über: ſo hätte ich von der Verurſachung eine ganz realiſtiſche Vorſtellungsart, und verwürfe ich dieſe durchaus, indem ich auf einem bloſsen Handeln des Subjects beſtände, ſo verläugnete ich mein Bewufstſeyn und zernichtete den Begriff der gemeinen Erfahrung. [Dieſes ganze Raiſonnement beruht auf der irrigen Vorausſetzung, dafs der Kriticismus die Principien der Erfahrungserkenntniſs lediglich dem erkennenden Subjecte beylege, und die Objectivität der äufsern Gegenſtände aufhebe, indem er ſolche zu Erſcheinungen und dadurch zu bloſsen *Dingen an ſich* mache. Das Reale unſerer Erfahrungserkenntniſs beſteht aber in den Empfindungen, Anſchauungen, geordnet in den Formen der Sinnlichkeit und verbunden durch die Formen des Verſtandes, ohne welche keine Begriffe von dem, was empfunden und angeſchaut wird, möglich ſind. Man weifs gar nicht, was der Epikritiker eigentlich will. Ihm ſtehen die reinen Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes nicht an, weil ſie die Objecte ſubjectiviren; eben ſo wenig ſteht ihm an, wenn man von äufsern Objecten etwas aufnimmt, — die Empfindung — weil man dadurch realiſtiſch werde, und eben ſo wenig will er, dafs ſich die Formen zu dem Materiellen geſellen ſollen, weil ſie dieſe zerſtörten. Was ſoll man nun anfangen? Soll man anſchauen und das Angeſchaute denken, ohne Vermögen des Anſchauens und Denkens? Und wenn ſich das nicht thun läſst, kann man ſich von dieſen Vermögen eine Vorſtellung machen, ohne ſie an gewiſſe feſte und ihre Natur beſtimmende Formen gebunden zu denken? Gerade deswegen, weil die äufsern Objecte Erſcheinungen ſind und angeſchaut werden, ſind ſie, ungeachtet jener Formen, die mir zu einer Erfahrung von ihnen behülflich ſind, Gegenſtände aufser mir und werden mittelſt jener Formen als ſolche von mir erkannt. Darum, dafs die Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes dem Subjecte angehören, ſind die angeſchauten und gedachten ſinnlichen Gegenſtände keines-

neswegs blofs ſubjectiv; vielmehr bleiben nur jene Formen immer und ewig ſubjectiv und ohne allen reellen Inhalt, wenn ſie nicht auf etwas angewendet werden, das der Empfindung entſpricht; ſo wie dieſes Etwas, ohne Mitwirkung jener Formen, kein Gegenſtand der *Erfahrung* oder der empiriſchen Erkenntniſs werden kann. Ohne die Formen des Verſtandes kannſt du keinen Begriff von ihm faſſen und ohne dieſe und die Formen der Sinnlichkeit, iſt es eine bewufstſeynloſe Anſchauung, ein Bild im Spiegel. Erſt durch das Zuſammentreffen beider, des Empfindbaren und der Formen, mittelſt der Schemate, die der Vf. ganz aus den Augen ſetzt, entſteht für uns das wahre Reale und Objective unſerer Erkenntniſs. Das Uebrige, was noch gegen den transcendentalen Idealismus im Allgemeinen geſagt wird, müſſen wir übergehen, um nicht über die Gebühr weitläufig zu werden, und um von den der Kantiſchen Lehre von den Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes gemachten beſondern Einwendungen noch ein Paar Beyſpiele aufſtellen zu können, die nebſt den bereits beygebrachten hinreichend ſeyn werden, den polemiſchen Geiſt der Epikritik zu bezeichnen.

Gegen den Kantiſchen Beweis, dafs der Raum kein empiriſcher Begriff ſeyn könne, weil, um gewiſſe Empfindungen auf Etwas aufser mir beziehen, ingleichen um ſie als aufser und neben einander, mithin nicht blofs verſchieden, ſondern als in verſchiedenen Orten mir vorſtellen zu können, die Vorſtellung des Raums dazu ſchon zum Grunde liege, und alſo dieſe Vorſtellung nicht aus den Verhältniſſen der äufsern Erſcheinung durch Erfahrung erborgt ſeyn könne u. ſ. w. wird eingewendet: dieſer Beweis werde analytiſch aus dem Begriffe des Raums oder der äufsern Wahrnehmung geführt; unter dem allgemeinen Begriffe — Vorſtellung des Raums, habe *Kant* die Anſchauung des Raums mit dem Begriffe davon verwechſelt, und der Schluſs ſey eigentlich der: dem *Begriffe* des Raums oder der äufsern Wahrnehmung mufs Raum als Anſchauung vorausgehen; alſo iſt der Raum das *prius* der äufsern Wahrnehmung *als Anſchauung*. (Welches wäre denn aber in jenem Beweiſe der Begriff des Raums, und was wäre denn aus demſelben analyſirt? Gerade deswegen iſt der Raum oder die Vorſtellung deſſelben kein empiriſcher allgemeiner Begriff, weil dergleichen Begriffe von Gegenſtänden aufser uns ohne jene Raumvorſtellung gar nicht möglich ſind. Man mag die äufsern Gegenſtände anſchauen ſo lange man will, man wird aus ihnen und ihren anſchaubaren Merkmalen nie den Raum, als etwas an ihnen Angeſchautes oder Begriffenes, heraus analyſiren können; er iſt keine an den äufsern Dingen wahrzunehmende Eigenſchaft, und kann alſo an denſelben weder erſcheinen noch als Begriff abſtrahirt werden. Wenn man über einen *Gegenſtand* reflectiren und raiſonniren will, mufs man freylich wiſſen, wovon die Rede iſt, man mufs einen Begriff davon haben. Wenn ich alſo den Raum als eine reine Anſchauung, als Form der Sinnlichkeit erkläre, durch die es mir möglich wird, eine Empfindung in mir auf etwas aufser mir zu beziehen u. ſ. w.: ſo mache ich ja den Raum durch dieſen Begriff, durch dieſe Vorſtellung nicht zu einem allgemeinen von äufsern Gegenſtänden abgezogenen Begriff, ſondern ich ſage durch den Begriff gerade das von dem Raume aus, was er iſt, eine reine Anſchauung u. ſ. w.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Biblische Literatur. *Soeſt*. b. Floſs: *Probe einer exegetiſch-kritiſchen Bearbeitung der Moſaiſchen Urkunden*, von *E. A. L. Möbius*. — *Erſte* bis *dritte* Probe. 1804—1806. jedes Stück 36 S. 4. — Der Vf. dieſer drey Gelegenheitsſchriften, Hr. Conrector *Möbius* zu Soeſt, giebt durch dieſe Arbeit einen ſchönen Beweis ſeiner mannichfaltigen und wohlgeordneten Kenntniſſe, ſeiner Geſchicklichkeit in Behandlung eines ſolchen literariſch-antiquariſchen Gegenſtandes, und ſeines guten Geſchmacks, und verdient nicht nur zur Fortſetzung dieſer, ſondern auch zu andern Arbeiten Aufmunterung. Die neueſten Schriften über den Pentateuch, deren bekanntlich eine groſse Anzahl iſt, ſind nicht nur überall fleifsig benutzt, ſondern auch oft einer wohlgerathenen Kritik unterworfen. Der Vf. hält K. 2, 1—3. mit *Vogel*, *Eichhorn*, *Ziegler*, *Ilgen* u. a. für unecht, und findet ſich durch *Vater's* Urtheil, „dafs Gloſſeme bey alten Schriftſtellern *anders ausſehen* müſſen" nicht für befriedigt. *Vater* will damit unſtreitig ſo viel ſagen: dafs das exegetiſche Gefühl ſich gegen eine ſolche kritiſche Amputation ſträube; und wir geben ihm hierin vollkommen Recht. Von der Idee von *acht* Schöpfungstagen (oder Acten), wofür Hr. *M.* ſich Nr. 2. S. 11—13. erklärt, wird er hoffentlich bald wieder zurückkommen, da ſie ganz gegen Geiſt und Manier des alten Orients verſtöfst. Der ganze *heilige Zahl-Cyclus*, den wir in Aegypten und Paläſtina finden, und der auf einer weit feſtern Baſis beruht, als eine ſolche angeblich höhere Kritik, ſpricht laut dagegen. K. 4, 7. verſteht der Vf. ſo: „Nicht wahr, wenn du gut gehandelt, d. h. deinen Gott durch reichlichere Geſchenke verehrt hätteſt (denn darin beſtand das Guthandeln, ſ. Gen. 8, 21.): ſo wäre dir Frohſinn zu Theil? Da du aber nicht gut gehandelt, Gott eine geringe Gabe dargebracht haſt: ſo liegſt du (denn nach *robez* mufs man *ata pronom. fec. perſ.* ſupplirea) an der Pforte der Sünde, d. h. ſo thuſt du den erſten Schritt zur Sünde; die Sünde aber hat Verlangen nach dir, d. h. du haſt Neigung zur Sünde; allein beherrſche dich" u. ſ. w. K. 4, 8. wird überſetzt: „Kain faſste jedoch feindliche Geſinnungen gegen ſeinen Bruder." Dazu S. 19. die Anmerkung: „Ich wünſchte, dafs mir ein Beyſpiel bekannt wäre, wo *el* mit *amar* verbunden, wie Pſ. 71, 10. mit der *Nota dativi*, *gegen* bezeichnete; ich würde alsdann *amar* in der bekannten Bedeutung von *denken* nehmen: Kain dachte gegen ſeinen Bruder d. h. ging mit Ideen gegen ſeinen Bruder um, faſste feindliche Anſchläge gegen ihn. Dieſe Erklärung paſst am beſten zu dem Context. Vielleicht könnte man ſtatt *el: alath* (*ſtatus conſtr.* von *a l a h*, *exſecratio*) leſen: Kain ſprach den Fluch ſeines Bruders gegen ſeinen Bruder aus. Das Makkeph wäre alsdann aus dem Horizontalſtrich des Thau entſtanden." Sollte nicht das alte Supplement: כלכה השלח weit natürlicher ſeyn? So viel zur Probe. Die Ueberſetzung läſst ſich im Ganzen gut leſen. Die aus Mangel hebräiſcher Typen nothwendig gewordene Tranſcription der hebr. Wörter iſt unangenehm, zumal da ſie durch den Druck nicht genug ausgezeichnet ſind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. May 1807.

PHILOSOPHIE.

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Klüger: *Epikritik der Philosophie.* Von *Fr. Berg* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 107. abgebrochenen Recension.*)

Gegen den Grund der Behauptung, dass der Raum eine nothwendige Vorstellung *a priori* sey, die allen Anschauungen zum Grunde liege, werden zwey Einwendungen gemacht. *Kant* sagt nämlich, man könne sich niemals eine Vorstellung davon machen, dass kein Raum sey, ob man sich gleich ganz wohl denken könne, dass keine Gegenstände darin angetroffen würden; der Raum sey also die Bedingung der Möglichkeit der Erscheinungen; und nicht als eine von ihnen abhängende Bestimmung anzusehen. Der Epikritiker findet 1) den Satz von der Nichtwegdenkbarkeit des Raums zwar wahr, meint aber, er bedeute weiter nichts, als ich könne meine Gedanken nicht auf den Raum richten, um ihn aufzuheben, ich könne ihn nicht zugleich denken und nicht denken; es sey also nicht die Apriorität des Raums, sondern ein logisches Gesetz, das uns daran hindere, den Raum wegzudenken. Allein die Erklärung des Vfs. von jenem Satz ist falsch, und liegt nicht in den Worten desselben. Es ist nicht die Rede davon, dass man den Raum nicht zugleich denken und nicht denken könne; eine Wahrheit, deren nur zu erwähnen *Kant* sich die Mühe nicht genommen haben würde, und die auf das, was *Kant* beweisen wollte, gar keinen Einfluss hat; sondern es ist die Frage: ob es möglich sey, sich vorzustellen, dass kein Raum sey. Wer dieses behauptete, würde zugleich läugnen, dass er ein Vermögen der äussern Anschauung besitze. Das Daseyn des Raums und der Zeit lässt sich nicht wegdenken, weil sie unserm sinnlichen Vorstellungsvermögen wesentlich sind. Gegen diese allein richtige Erklärung des gedachten Satzes, auf welche der Vf. nun von selbst stösst, wendet er 2) ein: „Eben weil Raum nur eine Form der Sinnlichkeit seyn soll, lässt er sich ganz wegdenken, sobald man nur das Daseyn aller sinnlichen Wesen in Gedanken aufhebt, was der Kantianer, der demselben keine objective Nothwendigkeit beylegt, leicht von sich erhalten kann." Das kann der Kantianer so wenig als sonst jemand, und zwar deswegen, weil die sinnlichen Gegenstände, Körper, zwar im Raume und Gränzen des Raumes *sind*, aber den Raum selbst nicht ausmachen. Das Daseyn der sinnlichen Dinge in Gedanken aufheben, heisst nichts anders, als das Daseyn derselben mit allem, was an ihnen wahrnehmbar ist, aus dem Raume wegdenken, sich vorstellen, dass sie nicht mehr im Raume sind; das könnte man aber nicht, wenn nicht der Raum, in welchem die Dinge wahrgenommen werden, schon da wäre. Was der Vf. behauptet, hat er ohne Beweis gelassen, und ist der gerade Gegensatz von dem, was *Kant* bewiesen hat. Eben weil der Raum eine Form unseres sinnlichen Anschauungsvermögens ist, lässt er sich nicht wegdenken, und besteht, wenn gleich alle äusern Dinge, denen er gar nicht als Eigenschaft angehört, in Gedanken aufgehoben werden.

Nicht besser sind die Einwendungen gegen die Kategorieen. Der Vf. sucht dieser Lehre den tödtlichen Streich dadurch zu versetzen, dass er behauptet, das *logische* Verzeichniss aller Arten zu urtheilen sey auf die Arten des *reellen* Urtheils im Erkennen, wovon hier die Rede sey, sehr unpassend. Ein anderes nämlich, meint er, wären die Urtheile, sofern sie Functionen der Einheit unter unsern Vorstellungen im blossen Bewusstseyn abgäben, ohne etwas über die reelle Einheit zu bestimmen (Worte, die keinen verständigen Sinn haben), und ein anderes Urtheile, wobey es auf die Einheit der Synthesis abgesehen sey, durch welche das Mannichfaltige der Anschauungen zu einem Objecte vereinigt und eine Erkenntniss hervorgebracht würde, und man müsse sich wohl hüten, die blos *logische* Verbindungsart mit der *reellen* zu verwechseln. — Worin dieser Unterschied zwischen der *logischen* und *reellen* Verbindungsart, oder dem logischen und reellen Urtheil, der noch in keines Menschen Sinn gekommen war, bestehen soll, hat der Entdecker desselben gänzlich verschwiegen, und dadurch sein ganzes darauf gegründetes Raisonnement über die Kategorieen unbestimmt und dunkel gelassen. Allein es giebt keinen solchen Unterschied; *logische* Urtheile werden nicht *reellen* entgegengesetzt, sondern sie machen nur eine von den drey Arten der Urtheile aus, die durch die Principien der obern Erkenntnissvermögen, des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft bestimmt werden, und *logische*, *Geschmacks*- und *praktische* Urtheile heissen. Alle Urtheile dieser drey Arten sind reell, die *logischen* oder *Verstandesurtheile* nicht minder, als die des Geschmacks und der praktischen Vernunft. Wenn gleich die Logik in Bestimmung der verschiedenen Formen oder Functionen des Denkens in logischen oder theoretischen Urtheilen gänzlich von allem Inhalte abstrahirt: so dienen doch jene logischen Functionen nothwendig und gerade dazu, in gegebene Vorstellungen, Anschauungen oder Begriffe, objective Einheit zu bringen, und die Verhältnisse von Gegen-

Digitized by Google

ſtänden zu unſerm Verſtande auszudrücken; ſie ſind das Mittel, Gegenſtände zur Erkenntniſs zu bringen. Die Bedingungen der Möglichkeit dieſer Verſtandesfunctionen ſind die Kategorieen, die der Vf. auch nicht gehörig von den reinen Verſtandesbegriffen, die nicht alle Kategorieen oder Stammbegriffe ſind, unterſcheidet. Ohne dieſe könnte der Verſtand keine Urtheile bilden. Eben um dieſer Eigenſchaft willen, und weil ſie den Urtheilen des Verſtandes zum Grunde liegen, konnten die Kategorieen auch nur in dieſen Urtheilen und in den verſchiedenen Arten derſelben aufgeſucht und vollſtändig gefunden werden, und es iſt höchſt ſeltſam und verräth Unkenntniſs der Sache, wenn der Vf. tadelt, daſs *Kant* die Tafel der Kategorieen nach Maſsgabe der in den Urtheilen enthaltenen Formen oder Functionen des Verſtandes aufgeſtellt habe.

Die noch folgenden §§. 14—19. ſtellen nun das dem Vf. eigenthümliche Syſtem auf, das allein befriedigend die Realität unſerer Erkenntniſs erklären und begründen ſoll. Es iſt das verſchrobenſte und unnatürlichſte, das die ſpeculirende Vernunft in unſern Zeiten hervorgebracht hat, und verurſacht dem Leſer eine Pein, die nur derjenigen gleich ſeyn kann, die es dem Vf. ſelbſt gekoſtet haben muſs, ſeinen Einbildungen einen Schein von Wahrheit zu geben, und die die mannichfaltigen Wendungen und Erklärungsformeln, deren keine ein volles Licht giebt, deutlich genug ausſprechen. Die Darſtellung iſt wieder mit vieler Polemik gegen *Kant*, *Fichte* u. a. verwebt. Das Fundament, auf welchem ſich das Gebäude erhebt, beſteht in Folgendem: Es iſt ein Factum des Bewuſstſeyns, *daſs man denke, weil man denken wolle.* (Das Wollen allein macht es aber nicht, *daſs* man denkt, ſo wenig als das Eſſenwollen den Hunger ſtillt. Im Wollen liegen, wie uns das Bewuſstſeyn ſagt, die Elemente des Denkens nicht.) Dieſes ſo genannte Factum des Bewuſstſeyns bringt den Vf. auf den Gedanken, ob etwa gar die *Realität* unſerer Begriffe durch das *Wollen* verſtändlich werde. Allerdings, meynt er; aber das Wollen, das die Realität begründen, oder unſern Vorſtellungen Realität verſchaffen ſoll, iſt nicht das *phyſiſche* oder *inſtinktartige*, das dem theoretiſchen Realismus entſpricht; auch nicht das *freye* oder *moraliſche*, das eben ſo wenig Troſt giebt, als der ihm entſprechende transcendentale Idealismus; ſondern es iſt das *logiſche Wollen*, d. i. das *Denkenwollen*, das *ich will denken*, von welchem Hr. *B. mit völliger Zuverſicht* behauptet, daſs es das Einzige ſey, welches eine reelle Syntheſis vermitteln könne. Bey dieſem Denkenwollen iſt aber weder von einem *relativen* Denken, noch von dieſem oder jenem Denken, noch von dieſer oder jener Art oder Gattung, dieſem oder jenem Grade des Denkens die Rede, ſondern es iſt das Denken überhaupt, eigentlich der Zuſtand des Denkens oder das Denken im abſoluten Sinne, das bey all ſeinem Poſitiven auch eine Negation in ſich ſchlieſst: ich will nicht nichtdenken, oder ich will alles beſeitigen, was den Zuſtand des Denkens aufhebt. Und ſo ſoll auch das Wollen nicht in relativer Bedeutung, ſondern etwas ſchlechterdings Unbedingtes und Abſolutes genommen werden: ich ſchlage mir durch das Wollen den Zuſtand des Nichtdenkens ſchlechterdings ab. (Wem das nicht deutlich genug iſt, bürde uns die Schuld davon nicht auf; wir finden es nicht beſſer, und der Vf. quält ſich vergeblich, aus ſeiner *tauben* Nuſs einen Kern hervorzuholen; es bleibt immer der leere Satz: um zu denken, muſst du denken wollen und alles beſeitigen wollen, was dich aus dem Zuſtande des Denkens überhaupt verſetzen kann. Wenn dieſes abſolute Wollen, verbunden mit dem abſoluten Denken, die Realität unſerer Erkenntniſſe begründen ſoll: ſo ſteht die objective Wahrheit derſelben und unſere Ueberzeugung davon auf einem äuſserſt ſchwachen Grunde; das Kriterium der Wahrheit und der Grund unſerer Ueberzeugung läge dann nur darin, daſs wir uns bewuſst wären, abſolut gewollt zu haben zu denken, als wir dachten und reflectirten. Wie aber dadurch eine Syntheſis in unſerer Erkenntniſs zu Stande gebracht, und die Realität dieſer *Syntheſis* daraus beurtheilt werden kann, iſt nicht zu begreifen.) Unſer Text fährt weiter fort: Das Denken, ſo frey es als ſolches iſt, wird weder durch Inſtinct (das inſtinctmäſsige Wollen) noch durch Moral (das moraliſche Wollen) feſtgehalten, und behauptet die zwangloſeſte Superiorität über beide. Das Wollen, wodurch es zurückgehalten wird, kann alſo kein anderes als das *logiſche* ſeyn. (Das iſt ausnehmend einleuchtend! denn auſser dieſem giebt es ja kein anderes Wollen, als das inſtinctmäſsige und das moraliſche; alſo muſs es das logiſche einzig und allein ſeyn, das dem freyen Denken Gränzen zu ſtecken vermag; und dieſes bewirkt es dadurch, daſs es dem Verſtande gebietet: du ſollſt ſo denken, daſs durch dein *Denken* das Denken überhaupt beſtehen könne und *nicht* vernichtet werde. Aber wo findet man *denn bey* allem guten und feſten Wollen in dieſem abſoluten *Denkenwollen* die Anweiſung, auch wirklich ſo zu denken, daſs dabey das Denken überhaupt nicht gefährdet werde? wo ſind uns in dem Denkenwollen *die* Gränzen vorgeſchrieben, über welche das Denken nicht hinausſchweifen ſoll? und wie wird man denn von der Realität eines Begriffs, einer Erkenntniſs vergewiſſert, wenn man ſich weiter nichts bewuſst iſt, als daſs man im Denken über einen Gegenſtand ſo denken gewollt habe, daſs dadurch das Denken überhaupt nicht aufgehoben würde? Von einem Aufſchluſs über dieſe Zweifel verlautet hier kein Wort, und wir können, bey aller Anſtrengung, in unſerm Bewuſstſeyn nichts entdecken, das in dem *Vorſatz* zu denken, oder in dem *Denkenwollen* auch *nur ein einziges* Denkgeſetz oder irgend ein Princip der Möglichkeit der Erfahrung vorkäme, und wir müſſen die Ausſage des Vfs. „daſs uns der gemeine Verſtand das bisher unbekannte, das Denken bindende logiſche Wollen offenbare, und unſer Bewuſstſeyn daſſelbe unverholen bekenne" auf das bloſse Wort glauben. Rec. muſs dagegen aufrichtig bekennen, daſs, ob er ſich gleich des Gedankens, *daſs man denken wollen könne*, gar wohl

wohl bewufst ist, er doch in seinem Bewufstseyn weder *ein das Denken bildende Wollen*, d. i. ein so genanntes logisches Wollen — unter welchem ausdrücklich nicht *ein* solches Wollen verstanden wird, vermöge dessen es von mir abhängt, einen Gegenstand mit meinen Gedanken zu verfolgen oder ihn fahren zu lassen, *und* mit meinem Denken über ihn inne zu halten — *noch* in diesem logischen Wollen etwas, das das Denken beschränkte, gewahr wird. Bis es also ausgemacht ist, wessen Bewufstseyn sich deutlicher ausgesprochen hat, das des Vfs., oder das des Rec., darf dieser sich über das, was noch folgt, dem obige Behauptungen zum Grunde liegen, aller weitern Kritik füglich enthalten; doch mögen die Rubriken der acht §§hen, worin die Theorie des Vfs. ausgeführt ist, noch hier stehen: §. 14. Ob nicht das Wollen die Realität unserer Erkenntnifs herbeyschaffe; vom instinktartigen Wollen insbesondere. §. 15. Der moralische oder praktische Realismus. §. 16. Das logische Wollen als Erklärungspunkt der Realität. §. 17. Erklärung der ursprünglichen Erkenntnifs-Arten. §. 18. Erklärung der hergeleiteten Erkenntnifsart, oder des Existenzialverhältnisses. §. 19. Die Vernunft als Vermögen der Principien der Erkenntnifs. §. 20. Ist die Vernunft auch ein Vermögen, die Principien der Existenz zu erkennen? Rationelle Kosmologie, Psychologie und Theologie. §. 21. Die einzigen noch übrigen Zweige einer philosophischen Erkenntnifs, in einem Schattenrisse: die Moral, das Recht, Aesthetik; läfst sich Theologie nicht glücklicher hier anknüpfen? Idee einer Theorie der Selbsttäuschung oder Sophistik des Wollens.

Leipzig, im Joach. liter. Magazin: ***Die Kunst zu philosophiren***, vorgestellt von ***J. A. Bergk***. 1805. 1 Alph. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Im Wesentlichen besteht diese Kunst zu philosophiren in einer Darstellung der kritischen Philosophie *Kants*, die aber so allgemein und unvollständig ist, dafs dem Anfänger, der aus diesem Buche philosophiren lernen will, wenig damit gedient seyn kann und er besser thun wird, sich an die Quelle selbst, oder an einen der genauern Commentatoren zu halten. Was sich auf die ästhetische und teleologische Urtheilskraft bezieht, ist kaum berührt, und das, was bey dieser Materie das Wesentlichste ist, die Lehre von der progressiven und regressiven Methode, ganz übergangen. Um sich als Selbstdenker und philosophischen Beobachter zu zeigen, hat der Vf. die Kantischen Lehren oft auf seine Art ausgedrückt, und mit eigenen Ansichten und Ausführungen versetzt, die nicht immer die Probe halten. So heifst es z. B. die Vernunft, als das Vermögen zu philosophiren, ruhe nicht eher, als bis sie den Zweck des Universums, den Grund und Zweck aller Dinge, eingesehen habe. Dieses Ziel erreiche sie aber nie ganz, das Bedürfnifs zu philosophiren werde also auch nie völlig befriedigt. (Die wahre Philosophie hat aber nie ein anderes Ziel gehabt, als das innerhalb der Gränzen der Vernunft selbst lag.) S. 11. 12. wird die Art, wie man es anfangen müsse, um zu Grundsätzen zu gelangen, so erklärt: Wenn der Mensch etwas aufser oder in sich gewahr wird, so legt er sich unwillkürlich die Fragen vor: was ist dieser Gegenstand? woher rührt er? was bedeutet er, und welchen Zweck hat sein Vorhandenseyn? Indem er nun diese Aufgaben zu lösen sucht, ringt er nach dem, was ihm bey seinem Denken noch fehlte; er sucht einen Satz auf, der diese Erscheinung erklärt, und da sie mit andern diese oder jene Eigenschaft gemein hat und da er nach einem allgemeinen Erklärungsgrunde strebt, so bemächtigt er sich endlich eines Grundsatzes, aus welchem sich das Daseyn des zu erklärenden bestimmen läfst. (Alle diese Worte bedeuten in Ansehung dessen, was sie lehren sollen, so viel als nichts, wir wünschten, dafs der Vf. selbst an einem Beyspiel die Probe von der Brauchbarkeit seiner Vorschrift gegeben und an irgend einem Gegenstande, z. B. dem Monde, gezeigt hätte, wie es möglich sey, durch die Beantwortung der von dem Vf. aufgeworfenen Fragen in Ansehung desselben zu dem Grundsatze zu gelangen, dafs alle Anschauungen extensive Gröfsen sind.) S. 61. erklärt der Vf. die *Logik* (die man bisher mit Recht für eine nothwendige Vorbereitungswissenschaft zur Philosophie gehalten hat) und die *Metaphysik* zum Anfangen im Philosophiren für ganz untauglich; S. 87. hingegen findet er es nothwendig, sich frühzeitig in eine solche Stimmung zu versetzen, welche die transcendentale Ansicht unserer Erkenntnisse, ihrer Natur und Bedingung begünstigt, und empfiehlt zu diesem Ende das fleifsige Studium der *Kritik der reinen Vernunft* und *Schellings System des transcendentalen Idealismus*. Um die Natur des Verstandes kennen zu lernen, wird der Anfänger auf folgende höchst fehlerhafte, unbestimmte und verworrene Art unterrichtet: urtheilen heifse, Vorstellungen zur Einheit im Bewufstseyn bringen (geschieht das nicht auch bey blofsen Begriffen?), und da diese Vorstellungen sich entweder wie das Subject zum Prädicate, oder wie das Prädicat zum Subjecte, oder wie beide zusammen, als Einheit für sich oder zum Bewufstseyn gedacht verhielten: so gebe es auch blofs vier Verhältnisse, wie der Verstand thätig seyn und jeden Gegenstand betrachten könne. Seine ursprüngliche Thätigkeit sey das Verbinden der Vorstellungen zur Einheit des Bewufstseyns, und diese Art von Thätigkeit liefere den *Inhalt des Gattungsbegriffs*. Die Arten der Begriffe würden durch die Verhältnisse bestimmt, in welchen sich das Prädicat und Subject denken liefsen; dieser Verhältnisse könne es aber nur 12 geben, und wenn man dieselben sich durch Begriffe denke, so machten sie die ursprünglichen Verstandesbegriffe aus, welche Kategorieen hiefsen. — *Transcendental wahr* ist dem Vf., was mit den Gesetzen der Erkennbarkeit der Gegenstände übereinstimmt; und das Kennzeichen des Transcendentalwahren ist die Uebereinstimmung der Erkenntnifs eines Gegenstandes mit den ursprünglichen Erkenntnifsgesetzen des menschlichen Geistes. Diese Erklärung ist weder bestimmt noch richtig. Transcendentale Wahrheiten ent-

Digitized by Google

enthalten ſolche Erkenntniſſe, welche Erfahrung möglich machen, auf welchen die empiriſche Wahrheit beruht; ſie ſind die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung ſelbſt. Dergleichen Wahrheiten ſind die ſynthetiſchen Grundſätze des reinen Verſtandes, z. B. der: alle Veränderungen geſchehen nach dem Geſetze der Verknüpfung der Urſache und Wirkung. Die Erklärung des Vfs. erklärt nichts und läſst das transcendentale Wahre von dem empiriſch Wahren nicht unterſchieden. In dem ſachleeren Abſchnitte: was iſt von den neueſten Fortſchritten in der Philoſophie zu halten? heiſst es von *Fichte* und *Schelling*, ſie hätten ſich ein groſses Verdienſt dadurch erworben, daſs ſie allem Mechanismus in der *Conſtruction* und *Behandlung* der Begriffe ein Ende gemacht hätten, und gleich darauf lieſt man folgenden Galimathias: „Der Menſch kann in der Vernunftbetrachtung nicht als ein zwiefaches, ſondern muſs als eine Einheit behandelt werden; jeder Zwieſpalt iſt vor der Vernunft ein Gräuel; es muſs alles geeinigt werden; allein dieſe Einigung betrifft bloſs die Form des Gedachten, nicht ihren Inhalt, der eben ſo mannichfaltig iſt, als es verſchiedene Gegenſtände giebt.“ — Doch genug der Proben! mehrere dürften wohl nicht nöthig ſeyn, um die Wahrheit unſeres Urtheils von der Lehrart des Vfs., der auch ſchon eine Kunſt zu leſen und eine Kunſt zu denken geſchrieben hat, zu beſtärken. Noch mag das Verzeichniſs der 22 Abſchnitte, die den Inhalt des Buchs ausmachen, hier ſtehen. 1) Was heiſst philoſophiren? 2) Zweck des Philoſophirens. 3) Bedingungen zu philoſophiren. 4) Was iſt unter einer Kunſt zu philoſophiren zu verſtehen? 5) Die Kunſt kritiſch zu philoſophiren. 6) Was iſt wahr? 7) Giebt es ein erſtes Princip aller Philoſophie? 8) Principien der einzelnen philoſophiſchen Wiſſenſchaften. 9) Ueber den Gebrauch der Ideen bey Befolgung der kritiſchen Methode. 10) Die Kunſt dogmatiſch zu philoſophiren. 11) Die Kunſt ſkeptiſch zu philoſophiren. 12) Noch einige Vortheile der kritiſchen Methode. 13) Was iſt von den neueſten Fortſchritten in der Philoſophie zu halten? 14) Kann Philoſophie als Wiſſenſchaft gelehrt werden? 15) Wie muſs ſie auf Univerſitäten gelehrt werden? 16) Soll ſie auf Schulen gelehrt werden und wie? 17) Wie muſs man philoſophiſche Schriften leſen? 18) In welchem Verhältniſſe ſteht das Philoſophiren und die Philoſophie zu den poſitiven Wiſſenſchaften? 19) *In welchem* Verhältniſſe ſtehen ſie zur Medicin? 20) *Ueber* das Verhältniſs der Philoſophie zu den ſchönen Künſten und über das Studium der letztern. 21) Ueber die Naturphiloſophie. 22) Beſchluſs.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pastoralwissenschaften. *Frankfurt a. M.*, b. Gebhard u. Körber: *Kurzer Unterricht im reinen Chriſtenthum* für alle, welche nebſt der Bildung ihres Verſtandes auch ihr Herz veredeln wollen. Insbeſondere für ſeine Schüler von *Philipp Preuſser*. 1804. XXXII. 103 S. 8. (12 gr.)

Leipzig, b. Cruſius: *Kurzer Leitfaden zur Mittheilung richtiger Chriſtenthumskenntniſſe*. 1804. IV. 59 S. 8. (4 gr.)

Das *erſte* dieſer beiden Bücher empfiehlt ſich ſowohl durch richtige Anſicht der Lehren des Chriſtenthums, als auch durch den Plan, welchen der Vf. zum Grunde gelegt hat, da er in der Einleitung von den Anlagen, der Beſtimmung, den Bildungsſtufen des Menſchen, von Pflicht, Tugend, Wahrheit, Glauben, Aberglauben, Unglauben u. ſ. w. redet; dann, nach einer kurzen Darſtellung, wie ſich die Wahrheiten der natürlichen Religion bilden können, zur chriſtlichen übergeht, von den Quellen derſelben, von den Glaubenslehren Jeſu, am ausführlichſten von der Pflichtenlehre deſſelben handelt, und die dem Chriſtenthume ganz eigenthümlichen Lehren, z. B. von Taufe, Abendmahl, jüngſtem Gericht u. ſ. w. zuletzt folgen läſst. In der langen Vorrede ſcheint der Vf. ein wenig zu ſehr für ſeine Arbeit eingenommen zu ſeyn, und viele gute Vorgänger nicht zu kennen. Der Stil ſeiner Aphorismen iſt, geſetzt, daſs man nur Kinder aus den gebildeteſten Familien darnach unterrichten wollte, für ein Lehrbuch dieſer Art zu volltönend, oft pretiös. Folgendem iſt das Mehreſte ähnlich: „Das Beſtreben des Menſchen, ſeine Herrſchaft über ſeines Gleichen ohne Einſchränkung zu verbreiten, gebar einen gröſstentheils auch unter uns noch fortdauernd verderblichen Streit. Der Starke oder Liſtige ſiegte, wiewohl er immer nur auf eine kurze *Zeit der* Früchte ſeines Sieges gewiſs ſeyn konnte. Die Unterdrückung verband die Unterdrückten, und die Vereinigung einzelner Kräfte zum Vortheil Mehrerer brachte eine Macht hervor, die der Herrſchaft einzelner Gränzen ſetzen konnte.“ — Gerade das Gegentheil muſs von der *zweyten* Schrift geſagt werden, welche für Schulmeiſterſeminariſten und Katechumenen geſchrieben iſt. Nachläſſiger, ſchlaffer, unbeſtimmter, oft Undeutlichkeit, oft Lächerlichkeit veranlaſſender ſind Rec. Ausdrücke in einem Religionsbuche nicht leicht vorgekommen. So ſchlieſst der Vf. §. 67. aus dem Vorhergehenden: daſs die Menſchen *bey Gott ſehr hoch angeſchrieben wären*, und er noch *viel mit ihnen vorhabe*. §. 98. iſt die Befriedigung des Geſchlechtstriebes Pflicht, *wenn wir keine wichtigen Abhaltungen davon haben*. Nach §. 124. iſt der Tod eine *nöthige Laſt der Natur*. Von der Taufe heiſst es: *Menſchen, die Chriſten werden wollen, werden durch dazu beſtimmte Perſonen mit Waſſer beſprengt. Es geſchieht das mit Feyerlichkeit. Man gebraucht dabey die Worte: im Namen u. ſ. w.* Vom Plane des Vfs. können wir nichts Auszeichnendes ſagen. Angehängt iſt eine *kurze Vorübung zum Chriſtenthumsunterrichte*, beſtehend aus kurzen moraliſchen Lehren mit angeſchloſſenen Liederverſen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. May 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Ueber den deutſchen Adel*, von *Auguſt Wilhelm Rehberg*. 1803. 264 S. 8. (20 gr.)

Zufällige Umſtände haben es veranlaſst, daſs dieſe intereſſante Abhandlung nicht früher von uns angezeigt und beurtheilt worden iſt. Der Vf. iſt bekannt durch mehrere Schriften und durch die Wärme, mit welcher er ſich der privilegirten Stände in einem Zeitpunkt angenommen hat, in welchem man von allen Seiten auf ſie ſtürmte. Er ſcheint daher vorzüglich geſchickt zu ſeyn, nachdem ſich die Hitze der Adelsfeinde etwas verraucht hat, und man in einem benachbarten Staate aus den Ruinen des niedergeſchmetterten Adels der Geburt einen Adel der Macht empòrſteigen ſieht, jenen Gegenſtand wieder zur Sprache zu bringen, dem Publikum die Reſultate des von beiden Seiten oft mit vieler Bitterkeit geführten Streites vorzulegen, die Regierungen auf die nothwendig ſcheinenden Abänderungen aufmerkſam und dem Adel begreiflich zu machen, was der Geiſt der Zeit und die durch ſolchen veränderten Umſtände von ihm fordern. Das iſt des Vfs. Zweck. „Sollen," ſo ſagt er in ſeiner Einleitung, „die ſchrecklichen Erfahrungen unſers Lebens für unſere Nachkommen nicht ganz verloren ſeyn, ſo iſt es Zeit einen ruhigen Blick auf die Vergangenheit zu werfen, eine ernſtliche Prüfung alles deſſen anzuſtellen, was Urſache oder Vorwand der Revolution war, deren ängſtliche Zeugen wir geweſen ſind, und mit unbefangenem Urtheile die Verhältniſſe zu würdigen, in denen unſre Enkel leben werden, um das zu befeſtigen, was in ihnen nothwendig oder gut iſt, und das Fehlerhafte zu verbeſſern."

Schön und richtig ſetzt der Vf. in dieſer Einleitung die Nothwendigkeit jener Prüfung ins Licht, und rügt die Verblendung derer, welche ſie für unnütz halten. „Alles wodurch die Menſchen vorhin geblendet und gefeſſelt wurden, thut keine Wirkung mehr, weil dieſe Menſchen anders geworden ſind." — „Wenn die Prüfung nicht mehr verhindert werden kann: ſo müſſen vernünftige Gründe erſetzen, was Autorität nicht mehr leiſtet. Alsdann wird es unmöglich, aufrecht zu erhalten, was ungerecht oder ſchädlich geworden iſt." — „Alle bürgerlichen Verhältniſſe ſind aus den Umſtänden früherer Zeiten entſprungen, beziehen ſich auf ihre Bedürfniſſe, zeugen von ihrer Denkungsart und ihren Sitten. Es iſt thöricht und ungerecht, ſie zu verachten." — „Aber eben ſo verkehrt iſt es auch, dieſen Kindern der Zeit die Vorrechte des Unveränderlichen und Ewigen beylegen zu wollen."

Bey dieſer Anſicht darf der Vf. mit Grund hoffen, „bey der groſsen Zahl ſolcher Gehör zu finden, die an den Leidenſchaften der heftigſten, vielleicht ſämmtlich getäuſchten Parteyen, keinen entſchiedenen Antheil genommen oder dieſem früh genug entſagt haben, um Empfänglichkeit für Wahrheiten zu behalten, die ihren Vorurtheilen, ſey es für alte oder für neue Grundſätze, widerſprechen.

Der Vf. hat ſeine Schrift in folgende *ſieben* Abſchnitte getheilt: 1) *Urſprüngliche Beſtandtheile des heutigen deutſchen Adels.* 2) *Der Adel als Grund- und Gerichtsherrſchaft.* 3) *Der Adel als Landſtand.* 4) *Steuerfreyheit des Adels.* 5) *Adelige Lebensart.* 6) *Adelige Geſchlechter.* 7) *Verhältniſs des deutſchen Adels zur Nation.* Wir wollen den Inhalt, ſo viel möglich, mit des Vfs. eigenen Worten ausheben. Im *erſten* Kapitel giebt er kurz die Entſtehung des deutſchen Adels an und ſetzt den Begriff alſo feſt: „Eine Verbindung von Familien, die Anſpruch darauf machen können, für den erſten und wichtigſten Stand der Nation zu gelten, und die ſich in dem ausſchlieſsenden Beſitze dieſer Stelle dadurch zu erhalten bemühen, daſs ſie nur denen einen Platz unter ſich einräumen, die eine reine Abſtammung von alten Mitgliedern der Verbindung ſelbſt, beweiſen können." Dieſer Begriff möchte wohl zu eng ſeyn. Er ſcheint den ſehr zahlreichen und ſich immer mehrenden nichtſtiftmäſsigen Adel auszuſchlieſsen, der doch in vielen Gegenden Deutſchlands die Rechte und auch die gemeinſchädlichen Anmaſsungen mit dem Stiftfähigen theilt. Wir wollen uns aber dabey nicht aufhalten, um den beſchränkten Raum dieſer Blätter zu wichtigern Gegenſtänden zu ſparen. Im *zweyten* Abſchnitt zeigt der Vf. wie die Verhältniſſe des Adels zu ſeinen Unterſaſſen entſtanden ſind, und auf ähnliche Art bey jedem ackerbauenden und dabey kriegführenden uncultivirten Volke entſtehen muſsten. „Aber ſo natürlich dieſe Einrichtungen in den frühern Zeiten der unvollkommnern Cultur ſind, eben ſo nothwendig wird in der Folge ihre Abänderung." — „Die Härte des Verhältniſſes wird durch die gegenſeitige Anhänglichkeit gemildert. Wenn aber die Herren anfangen, ihre Güter mit den dazu gehörigen Menſchen bloſs als nutzbares Eigenthum anzuſehen: ſo kann das alte Verhältniſs nicht mehr beſtehen, die angeerbte Ergebenheit kann nicht auf den Meiſtbietenden übergehen. Wenn der Gutsherr ſich aus den alten Verhältniſſen durch Verkauf heraus ziehen darf: ſo muſs auch der

Natur der Sache nach dem Verpflichteten das Recht zugeſtanden werden, ſich frey zu kaufen. Verhältniſſe, welche beiden Theilen nachtheilig ſind, ändern ſich von ſelbſt, wenn nur die Geſetzgebung keine Hinderniſſe erzeugt — beſonders, wenn der Regent mit gutem Beyſpiel vorgeht. Die allgemeine Wandelbarkeit aller irdiſchen Dinge legt dem Menſchen die Verpflichtung auf, das zu ändern, was zu einer Zeit beſtimmt worden iſt, da andre Begriffe, andre Verhältniſſe exiſtirten." — „Diejenigen, welche aus den Sitten und Geſetzen der frühern Zeit ein Recht ererbt haben, welches mit den ſpäter entſtandenen Sitten in Widerſpruch ſteht und deſswegen aufgehoben wird, ſind zwar zu entſchädigen, aber nicht nach den Forderungen ihres Eigennutzes, ſondern nach dem Ermeſſen eines billigen Schiedsrichters. Durch einen weiſen Gebrauch der Souveränitäts-Rechte zu Verbeſſerung dieſer Theile der Verfaſſung können die Regenten den gewaltſamen Zerrüttungen vorbeugen, die früher oder ſpäter, aber unvermeidlich entſtehen, wenn eine groſse Menge Menſchen in erzwungenen Verhältniſſen lebt, und den unbilligen Druck zugleich mit einer allmählig und unbemerkt entſtandenen Kraft fühlt."

Vorzüglich rechnet der Vf. zu den unſern Sitten und Begriffen widerſprechenden Erbſtücken der Vorzeit — die Patrimonialgerichte, von welchen der *zweyte* Theil dieſes Kapitels handelt. Er zeigt ihre Nachtheile und dringt auf ihre Aufhebung. „Die Rechtmäſsigkeit des Urſprungs iſt nicht hinlänglich, ihre Erhaltung zu rechtfertigen." — „Wer nicht mehr Schutz geben kann, darf auch nicht mehr verlangen, Recht zu ſprechen. Entſchädigung iſt alles, was gefordert werden kann. Dieſe Rechte werden ſonſt ſogar von ihren Beſitzern als nutzbares Eigenthum verkauft." — „Vorzüglich nöthig iſt es, daſs die Polizey von Beamten verwaltet werde, die unter *einer* höchſten Behörde ſtehen." — Rec. iſt mit dem Vf. darin einverſtanden, und die allgemeine Stimme ſcheint auch darüber entſchieden zu haben, daſs die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtbarkeit überhaupt, beſonders aber der peinlichen, zu wünſchen ſey; doch ſcheint der Vf. zu wenig auf die Oberaufſicht des Regenten zu rechnen. Die Wahl der Juſtitiarien dergeſtalt der Willkür der Gutsbeſitzer zu überlaſſen, daſs es ihnen frey ſtehe, dazu Männer zu wählen, die der obern Behörde ganz unbekannt und von ihr nicht geprüft worden ſind, würde auf eine Sorgloſigkeit deuten, die keiner gut organiſirten Regierung zuzutrauen iſt. Der Vf. räumt ein, daſs dem Uebel durch ſcharfe Aufſicht begegnet werden könne, wenn der Obere wolle; aber ſetzt er hinzu: „wie kann man erwarten, daſs er dieſs anhaltend wollen werde?" Allerdings muſs man dieſes von einer guten Regierung nicht nur erwarten; ſondern Rec. glaubt, man könne es auch von ihr fordern. Wenn die Regierung ſorglos iſt, wenn Gunſt und Verbindungen zu den Beamtenſtellen führen, und die Beamten ſich ſelbſt und ihrem Pflichtgefühl überlaſſen werden, woran es auch nicht an Beyſpielen fehlt, dann wird die Juſtiz, die Civil-Juſtiz wenigſtens, von ihnen gewiſs nicht beſſer, als von den Patrimonial-Gerichten verwaltet werden. Im *dritten* Kapitel: *Der Adel als Landſtand*, ſendet der Vf. einige Bemerkungen über die Verſchiedenheit des Rechts der Landſtandſchaft *in deutſchen* Staaten voraus, und wirft dann folgende Fragen auf, die er beantwortet. 1) *Warum das Recht der Landſchaft auf die Gutsherrn eingeſchränkt iſt?* „Es iſt allerdings der weſentliche und edelſte Zweck jeder Geſetzgebung, *alle* Stände zu ſchützen, über alle zu wachen, für die Verbeſſerung des Zuſtandes aller zu ſorgen," aber dieſes geſchieht weder, indem man ſie alle zu Landtagen beruft, noch dadurch, daſs man ſie zur Wahl von Stellvertretern zuläſst. Der Vf. zeigt, daſs dieſes eben ſo unzweckmäſsig, als jenes unmöglich ſey, und ſchlieſst dieſe Unterſuchung mit den Worten: „Wenn gerechte und billige Grundſätze über die Vertheilung der öffentlichen Laſten, und über die Gränzen der Freyheit von Auflagen befolgt werden: — ſo mag immerhin das Recht der Landſtandſchaft — *dem* Gutsherrn allein verbleiben. Alsdann *wird es niemanden* einfallen können, ſie auf Gutsleute *ausdehnen* zu wollen, um dieſe gegen Vervortheilungen zu ſichern, die in England unerhört ſind, in Frankreich Antheil an den bewegenden Urſachen der Revolution wirklich gehabt haben, aber noch mehr vorgewendet wurden, und in den einzelnen deutſchen Staaten zwar in ſehr verſchiedenem Maſse ſtatt finden, aber doch nur in wenigen oder vielleicht in keinem unbekannt ſind." *Zweyte* Frage. *Iſt es gut, das Recht der Landſtandſchaft an den Beſitz ritterſchaftlicher Güter alſo zu binden, daſs es mit ihm verloren gehe?* „Nach der Erfahrung aller Zeiten iſt es in jeder Staatsverfaſſung nothwendig, die Mitglieder von Verſammlungen, *die* über das Wohl des Landes rathſchlagen ſollen, *unter* denen zu wählen, die ein gewiſſes Eigenthum *beſitzen*." — „Vorzüglich ſind die zu entfernen, die von Vermögen entblöſst die erſchlichene Würde zu Befriedigung eigennütziger Leidenſchaften gebrauchen möchten. Der Grundſatz: das Recht der Landſtandſchaft werde nie von liegenden Gütern getrennt, iſt ſo tief in die deutſche Verfaſſung verwebt, daſs eine Warnung faſt überflüſſig ſcheinen könnte; die in einigen Gegenden häufige Zerſtückelung der Rittergüter könnte aber leicht dahin führen, aus hinlänglich angeſeſſenen Landſtänden Perſonaliſten zu machen." *Dritte* Frage. *Iſt es gut, daſs das Recht der Landſtandſchaft an dem Boden des Gutes alſo hafte, daſs es an jeden Käufer übergehe?* Hier ſtellt der Vf. die Gründe für und wider auf, und iſt der Meinung, daſs es in kleinen Staaten nothwendig ſey, dergleichen Vorſchriften nach den Bedürfniſſen der Zeit zu verändern. Dieſes führt ihn zu der *vierten* Frage: *Worin können die Einſchränkungen beſtehen, wodurch ein ſchneller Wechſel der Grundherrſchaften und eine plötzliche Veränderung im Ritterſaale verhindert werden ſoll?* Dieſe Frage behandelt der Vf. am ausführlichſten. Er verlangt, daſs der Regent die Beſchlüſſe aufheben ſoll, durch welche die Beſitzer ſtimmfähiger Güter die Landſtandſchaft auf diejenigen Familien beſchränkt haben,

Digitized by Google

haben, welche die Ahnenprobe leiſten können. Wir würden zu ausführlich werden müſſen, wenn wir ſeine Gründe ſämmtlich ausheben wollten. Nur einige wollen wir anführen. „Wie kann die alte Regel des ſächſiſchen Lehnrechts noch gelten, nach welcher diejenigen, die nicht von Ritterart ſind, des Lehnrechts darben ſollen, wenn diejenigen, die nicht von Ritterart ſind, alle Verbindlichkeiten des Lehnmanns wirklich leiſten?" — „Wenn auch zugegeben wird, daſs adelige Gutsbeſitzer Unadelige und ſolche, die ihren Stammbaum nicht rein erhalten, aus ihren Verſammlungen ausſchlieſsen dürfen, ſo können ſie ihnen doch das Recht nicht nehmen, ebenfalls vom Fürſten um die Bewilligung von Steuern begrüſst werden zu müſſen. Wenn dieſes nun geſchehen ſollte, ohne ſie in den adeligen Ritterſaal einzuführen, ſo möchte es zwar der Eitelkeit des Adels ſchmeicheln — er würde aber durch die Errichtung einer neuen Kammer vielmehr noch geſchwächt, als geehrt." — „Je länger der Regent anſteht, Einrichtungen zu verbeſſern, deren immer ſchädlichere Folgen mit jeder Generation und zuletzt mit jedem Jahre zunehmen, deſto mehr Miſsvergnügen erregt ſeine verzögerte Einwirkung." Die *fünfte* und letzte Frage iſt: *Was wird aus der landſchaftlichen Verfaſſung werden, wenn das alte Verhältniß des Gutsherrn zu ſeinen Bauern aufhört, dieſe das nämliche werden, was er iſt: Eigenthümer?* „Veränderungen, ſagt der Vf., wird die ſtändiſche Verfaſſung der deutſchen Nation erleiden, wenn ſie auch noch ſo weit entfernt ſeyn ſollten: worin ſie aber beſtehen werden, das darf ſich ſchwerlich einer unſerer Zeitgenoſſen heraus nehmen, zu beſtimmen."

Der Vf. ſchlieſst dieſen Abſchnitt mit der Bemerkung, daſs landſtändiſche Ritterſchaften von der Nothwendigkeit überzeugt ſeyn ſollten, andere Stände in ihr Intereſſe zu ziehen, um nicht in einen allgemeinen Fall verwickelt zu werden. Dieſs, ſagt er, hängt gröſstentheils von den Grundſätzen ab, die in Anſehung der Steuern befolgt werden. Ihnen hat er das *vierte* Kapitel gewidmet, welches daher in Rückſicht auf den Gegenſtand ohne Zweifel eines der wichtigſten iſt. „Unter allen Vorzügen des Adels hat dieſer die lauteſten Vorwürfe erregt. Frey von allen Steuern iſt nach der deutſchen Verfaſſung niemand. Die perſönliche Freyheit von Abgaben, die aus dem Ritterdienſt herrührte, hat keinen Grund mehr. Die Befreyung ritterſchaftlicher Grundſtücke iſt ein eben ſo heiliges Eigenthum, als andres, aber ſie hat Gränzen, die ſorgfältig bewacht werden müſſen. Es iſt nicht allein ein jeder Stand verpflichtet, zu allen neu entſtandenen Bedürfniſſen des Staats nach ſeinen Kräften beyzutragen: auch in Anſehung der alten Steuern, bey welchen die Befreyung hergebracht iſt, muſs ein richtiges Verhältniſs beobachtet werden." — „Der Adel hat durchaus kein Recht, ſich auf das uralte Herkommen, nach welchem er wegen ſeines Standes frey iſt, zu berufen, nachdem das uralte Herkommen ſeiner unbezahlten Kriegsdienſte abgeſchafft worden." — „Auſser den allgemeinen Landes-Abgaben ſind noch viel andre Gegenſtände des ſtreitenden Intereſſe zwiſchen Gutsherrn und ihren Leuten. Eine Menge gemeiner Laſten der Dorfſchaften werden von den Bauern mit Unwillen allein getragen." — „Die Sache darf weder nach den vorgefaſsten Meinungen der Gleichmacher, noch mit verſtockter Vorliebe für die Vorzüge der Gutsherrſchaften behandelt werden."

Fünftes Kapitel. *Adelige Lebensart.* „Auch jetzt noch nach der durch die Einführung ſtehender Heere ganz veränderten Militär-Verfaſſung iſt der Krieg eine Hauptbeſtimmung des Adels. Für ihn liegt in dieſem Stande ein beſonderer Reiz. Auch dem Staate iſt es ſehr vortheilhaft, den Adel ſo viel möglich in das Militär zu ziehen." — „Aber die Gröſse der ſtehenden Heere würde es unmöglich machen, der unadeligen Abkunft den Eintritt in dieſelbe zu verſagen, wenn die Erfahrung auch nicht bewieſe, daſs die edle Nacheiferung, welche in allen Beſtimmungen ausgezeichnete Menſchen bildet, auch in dieſem Stande die freyeſte Mitwirkung verlangt. Dadurch hat ſich die ehemalige ſchneidende Abſonderung der Beſchäftigungen des geiſtlichen, adeligen, Bürger- und Bauerſtandes gehoben: der Adel hat die Induſtrie des Bürgerſtandes angenommen, ohne die Vorzüge aufgeben zu wollen, die bisher mit dem unadeligen bürgerlichen Gewerbe unvereinbar gehalten wurden." Die Bemerkungen, die der Vf. bey der weitern Ausführung macht, findet Rec. gröſstentheils richtig und treffend; einigen kann er aber ſeinen Beyfall nicht geben, z. B. S. 118. „Die tägliche, wenn gleich nützliche, gelehrte Arbeit iſt nicht wohl mit dem Geiſte des Standes vereinbar, deſſen urſprüngliche Beſtimmung darin beſteht, andern Menſchen zu befehlen. Wie könnte damit der Geiſt des bürgerlichen Gewerbes vereinigt werden? Dieſem, vorzüglich dem kaufmänniſchen, hängt eine Niedrigkeit des Eigennutzes an, wenn es auch noch ſo ſehr im Groſsen getrieben wird." Wenn dieſes auch gegründet wäre, wenn der Edelmann dadurch untüchtig zu dem würde, was der Vf. als ſeinen eigentlichen Beruf anſieht, würde dieſes einen nachtheiligen Einfluſs auf den Staat, oder auch nur auf den Stand des Adels im allgemeinen haben? Rec. kann ſich davon nicht überzeugen. Der Edelmann, welcher dieſe Beſchäftigungen wählt, würde, nach des Vfs. eigenen Grundſätzen, kein vorzüglicher Soldat geworden ſeyn. Und verſteht er es, durch die bürgerliche Nahrung ſich ein Auskommen zu ſichern, das ihn in den Stand ſetze, ſeinen Kindern eine liberale Erziehung zu geben: ſo müſſen ſie nach denſelben Grundſätzen zu einer glücklichen militäriſchen Laufbahn geſchickter ſeyn, als die Söhne des Edelmanns, den ſein Degen oder ſein kleiner Hofdienſt kümmerlich nährt. „Wer Gewerbe und Handel treibt," ſagt der Vf. S. 120., „muſs andern Vorzügen entſagen." Rec. hätte gewünſcht, daſs der Vf. ſich beſtimmter erklärt hätte: welchen er entſagen ſoll? Unmöglich kann er wollen, daſs der geſammte Adel deswegen Vorzügen entſage, die er ſelbſt für unſchädlich und wohl erworben hält, weil einige ſeines Mittels eine bisher für unadelig gehaltene Beſchäftigung ergreifen. Das Individuum, das dieſe Lebensart wählt, kann aber auf

Digitiz Google

auf Vorzüge keinen Anſpruch machen, die mit denſelben unverträglich ſind, oder ihm ein unbilliges Uebergewicht über andere geben würden. Den Vorzug bey Beſetzung von Civil-Stellen hat der Adel ſchon faſt allgemein verloren, und da, wo er ihn noch hat, wird er ihn nicht lange mehr behaupten können, ſo wenig als in Anſehung der Landſtandſchaft, von der im *dritten* Abſchnitte gehandelt worden iſt. Selbſt in den ſächſiſchen Kurlanden, wo noch eine ſtrenge Adelsprobe von dem Landtagsfähigen Rittergutsbeſitzer verlangt wird, iſt dieſer Gegenſtand in den neueſten Zeiten auf eine Art zur Sprache gekommen, die eine baldige Abänderung der bisherigen Grundſätze hoffen läſst.

Seckstes Kapitel. *Adelige Geſchlechter.* „In der bürgerlichen Geſellſchaft geht mehr als todtes Vermögen von den Voräitern auf die Kinder über." — „Der Einfluſs der Verhältniſſe, worin die Stammväter lebten, erſtreckt ſich tief herab auf Enkel und Urenkel. In allen Ständen wird die Geburt mit Recht geachtet. In Frankreich blieb die Vernichtung dieſer idealiſchen Beſitzungen ein vergeblicher Verſuch der ohnmächtigen Wuth. Vorzüglich knüpft die Cultur eines Landgutes das Intereſſe vieler kleinen Familien an einen Stamm, und begründet ein dauerndes Anſehn des Geſchlechts, das ſich Herr von dieſem Orte nennt." Wie ſehr dieſes Anſehen durch den in einigen Gegenden Deutſchlands überhand nehmenden Güterhandel geſchwächt werde, hat der Vf. ſehr richtig bemerkt. Vielleicht dürften viele finden, daſs er dieſen Güterhandel zu bitter gerügt habe; aber ſo wenig auch gegen einzelne Käufe und Verkäufe geſagt werden kann, die in jedem Zeitalter ſtatt fanden und ſtatt finden muſsten: ſo gewiſs iſt es doch, daſs wenn Rittergüter und die damit verbundenen Rechte über ihre Bewohner bloſs nach dem Ertrag geſchätzt werden, das Band zwiſchen den Beſitzern und deren Untergebenen, wo nicht zerriſſen, doch geſchwächt werden muſs. „Da," ſagt der Vf., „wo ſolche Sitten einreiſsen, da muſs wohl ein unwürdiger Adel das Anſehn verlieren, das auf Gründen beruht, die er nicht mehr für ſich anführen darf. Da kann dem beklagenswerthen groſsen Haufen und dem verdorbenen höhern Stande ſelbſt durch nichts mehr geholfen werden, als durch einen Fürſten, der Verſtand und Einſicht beſitzt, um neue Geſetze zu erdenken, wie ſie die Zeiten fodern. Iſt er durch Sitten wie durch die Geburt über den groſsen Haufen ſeiner Zeitgenoſſen erhaben, ſtatt daſs die meiſten Regenten ihre Fehler theilen, oder ihnen nachgeben: und hat er Kraft und Beharrlichkeit des Willens: ſo unterwirft ſich alles aus Verehrung ſeiner groſsen Abſichten."

Ueber den Adelſtolz; den Werth des Adels überhaupt und den des alten insbeſondere; über die Nothwendigkeit, neue Geſchlechter in die Stelle der ausſterbenden aufzunehmen; über die eigenmächtige Ausſchlieſsung künftiger Generationen aus den Adelsvereinen und Stiftern; über das Verhältniſs des neuen Adels zum alten, und die Inconſequenz der zu häufigen Ertheilung des Adels an Perſonen, die ſich nicht durch vorzügliche Eigenſchaften und Verdienſte über den groſsen Haufen erheben, macht der Vf. viele ſehr treffende Bemerkungen, von welche Rec. wünſcht, daſs ſie wohl beherzigt werden möchten. Nur ſelten hat er Bemerkungen oder Urtheile gefunden, die er nicht unterſchreiben möchte. *Z. B.* S. 130. „Die Untheilbarkeit der Landgüter ſey *nothwendig* für die Erhaltung, nicht bloſs der Familie des Beſitzers, ſondern des Grundeigenthums ſelbſt." Häufiger wird wohl durch Zerſchlagung groſser Landgüter der Ertrag, alſo auch das Grundeigenthum vermehrt, als vermindert. S. 133. „Der Stolz, der ſich auf Geburt und Namen gründet, iſt an ſich ſelbſt nicht tadelnswürdig. So lange ein Volk noch einige Sitten bewahrt, iſt dieſer Ahnenſtolz nie ganz von allem Gefühl wahrer perſönlicher Vorzüge getrennt. Jeder Stand hat ſeine eigenthümlichen Tugenden, wie ſeine eigenthümlichen Fehler, und dieſe laſſen ſich in der Wirklichkeit nicht ganz trennen. So ſteht der Ahnenſtolz in genauer Verbindung mit der Groſsmuth: Die Verachtung geringerer *Menſchen hat* einige Verwandtſchaft mit der Erhabenheit über *niederträchtige* Geſinnungen." Der erſte Theil dieſer Bemerkungen hat gewiſs viel Wahres, aber den letzten hat Rec. Erfahrung nicht beſtätigt; er kann ſich auch nicht überreden, daſs ein Mann, welcher fähig iſt, andere ihrer *niedrigen* Abkunft wegen zu verachten, und welcher zu derjenigen höhern *Klaſſe* gehört, von der der Vf. S. 237. ſagt: „es ſey ihr angenehm Geringere verächtlich zu ſehen, um ſie verachten zu dürfen" — daſs ein ſolcher Mann vorzüglich dazu geſchickt ſey, einen hohen Werth auf edle Geſinnungen zu legen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

STATISTIK.

WIEN, b. Gerold: *Schematismus des kaiſerlichen auch kaiſerlich-königlichen Hofes und Staates, beſonders aber der in der Haupt- und Reſidenz-Stadt Wien befindlichen höchſten und hohen unmittelbaren Hofſtellen, Chargen und Würden, niederen Kollegien, Inſtanzen und Expeditionen;* nebſt vielen andern zum allerhöchſten Hof, den k. k. Erbländern und der Hauptſtadt Wien gehörigen geiſtlichen, weltlichen und Militär-Bedienungen, Verſammlungen, Stellen und Aemtern. Mit Inhalt und Namen-Regiſter verſehen. 1806. Auſser dem allgemeinen Namenregiſter 537 S. 8.

Was der Titel weitläuftig verſpricht, *findet* man durch den Inhalt der Schrift treulich geleiſtet. *Unſtreitig* gehört dieſer Schematism unter die *vollſtändigſten* und beſten Staats-Kalender, und bedarf in dieſer Hinſicht keiner weitern Empfehlung. Der Werth und die Brauchbarkeit deſſelben würde aber um vieles erhöht werden, wenn in einem beſondern, für ſich beſtehenden Bande die Geſchäfte jeder angeführten Stelle und der Gang derſelben genau angegeben würden. Vielleicht erhält er mit der Zeit dieſen wünſchenswerthen Anhang.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. May 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Ueber den deutschen Adel, von August Wilhelm Rehberg* u. s. w.

(Beschluss der in Num. 109. abgebrochenen Recension.)

Siebentes Kapitel. *Verhältniß des deutschen Adels zu der Nation.* Dieser Abschnitt, der ausführlichste von allen, beschäftigt sich damit, die Nothwendigkeit zu zeigen, „dass die überspannten Ansprüche des Erbadels dem persönlichen Ansehn der Staatsdiener nicht blos in dem Buchstaben des Rang-Reglements, sondern in der wirklichen Welt und den Sitten des täglichen Lebens weichen." Rec. ist hierin vollkommen des Vfs. Meinung, erkennt auch die Richtigkeit seiner meisten Bemerkungen an, von welchen besonders diejenigen über die allgemeine, durch die französische Revolution geweckte, Unzufriedenheit der andern Stände mit den unbilligen Ansprüchen des Adels, und die Folgen dieser Unzufriedenheit sehr schön und sehr wichtig sind. Doch kann Rec. nicht bergen, dass er den Vf. bey der Ausführung zuweilen einseitig und nicht immer so unparteyisch als bey den übrigen Abhandlungen gefunden hat. Gleich anfangs S. 161. stellt er gegen die allzugrosse Vermischung der Stände in ihrem Umgang einige Behauptungen auf, die gewiss zu allgemein ausgedrückt sind, um richtig zu seyn. „Der häufige Umgang unter Menschen, die durch Geburt, Erziehung, Bildung, Bestimmung sehr verschieden sind, erzeugt nur eine allgemeine Verderbniss." — „Der Kaufmann muss den Gewinn über alles schätzen." — Dann sagt er S. 171.: „Woher rührt die frostige Steifheit der deutschen Sitten, die andern Nationen so lächerlich scheint? Woher anders als aus der ängstlichen Besorgniss, die fast jeden Deutschen im gemeinen Leben beständig quält, und kaum einen Augenblick verlässt; indem der Adelige unaufhörlich fürchtet, seiner angebornen Ueberlegenheit über Mitbürger, die man dem Anscheine nach für seines gleichen halten möchte, etwas zu vergeben; den Unadeligen aber ein demüthigendes Gefühl drückt, von welchem die meisten sich nie, oder nur durch ungestüme Ausbrüche eines Uebermuths losreissen, die eben so widerlich sind, als das Wegwerfen verächtlich war." Unser Vf. kennt den gebildeteren Theil der Nation. Er hat, wie uns die Note S. 159. sagt, auf einer Reise durch einen beträchtlichen Theil Deutschlands die Verhältnisse des Adeligen zu den gebildeten Nichtadeligen beobachtet. Sein Urtheil ist daher von dem grössten Gewicht; aber sollte ihn nicht ein gerechter Unmuth verleitet haben, jene kleinlichen Besorgnisse als Nationalzug aufzustellen? Rec. glaubt Deutschland auch ziemlich genau zu kennen. Seine Verhältnisse verschafften ihm Zugang in alle Gesellschaften, und er hat deren freylich auch oft gefunden, auf welche des Vfs. Gemälde passt; aber auch solche gemischte Zirkel, in welchen nichts ähnliches zu bemerken war. Das, was der Vf. S. 179. von den lächerlichen Anmassungen der verschiedenen Stufen des deutschen Adels sagt, passt eben so auf die des Nichtadels und ist Deutschland nicht allein eigen. In Handelsstädten, auch in denen ausser Deutschland, findet man häufig eben diese Verhältnisse zwischen Banquiers, Kaufleuten und Krämern. Ueberhaupt glaubt Rec. hier zu bemerken, dass der Vf., ob er gleich nicht unbekannt mit andern deutschen und selbst mit dem Auslande ist, in einem Lande lebt, in welchem bisher der Adel, und besonders der alte Geschlechtsadel, mehr als in irgend einem andern Rec. bekannten Lande Vorzüge behauptet und genossen hat, die sich nach der einstimmigen Meinung aller Stimmfähigen mit dem Grundsatz, dass das Wohl des Staats das höchste Gesetz sey, nicht vereinigen lassen.

Der Vf. will nicht, dass der Adel zu dem geringeren Haufen herab gezogen werde, um eine Gleichheit zu erzwingen, aber dass durch ein billiges Verhältniss desselben zu den übrigen Ständen auch diesen so viel von den Vorzügen des ersten mitgetheilt werde, als ihrer Bildung angemessen ist. Welcher Unbefangene wird ihm hierin nicht beystimmen? Als den ersten Schritt hierzu giebt er selbst folgendes an: „Der Regent — muss durchaus nicht zugeben, dass irgend eine Klasse und am wenigsten die höchste geschlossen und eine Verabredung getroffen werde, niemand von fremder Abkunft aufzunehmen." — „Der Nation kann durch nichts geholfen werden als durch eine gänzliche Aufhebung der Absonderung, die blos auf dem Unterschiede der Geburt und des adeligen Titels beruht." Vorzüglich will der Vf., dass der Adel nicht ausschliesslich des Vorzugs geniessen soll, zu den Gesellschaften des Fürsten gezogen zu werden; ein Wunsch, der an mehreren deutschen Höfen längst in Erfüllung gegangen ist. Es ist nicht zu läugnen, dass es nicht nur auffallend ist, sondern auch selbst der Dienst oft dabey leidet, wenn der jüngste adelige Besitzer in dieser Rücksicht unbillige Vorzüge vor dem geniesst, der sich durch ausgezeichnete Verdienste zur Stelle des Amts hinauf gearbeitet hat. Zuletzt beschäftigt sich der Vf. mit dem ziemlich allgemeinen und oft unbilligen Vorzug des Adels bey Staatsbedienungen. Gewiss kann dieser nicht zu oft gerügt werden,

den, da man noch in so vielen kleinen deutschen Staaten junge Männer von wenigen Fähigkeiten und Kenntnissen und mit eben so wenig ernstlichem Willen für das Amt zu leben, zu dem sie sich drängen, in wichtige Staatsbedienungen einrücken und dadurch fähigere, fleissigere Arbeiter zum gröfsten Nachtheil des Staats ausschliefsen sieht. Der Vf. macht über die vorzüglichere Tauglichkeit des Adels und der Nichtadeligen zu höhern Stellen sehr treffende Bemerkungen. Im Allgemeinen räumt er dem Adel den Vorzug ein. „Der Mifsgriff," sagt er, „ist noch unerträglicher, wenn er einen Ahnenlosen trifft. Welcher Mann von Ehrgefühl und Bewufstseyn eigenen Werths könnte ohne den bittersten Unmuth die heftigen und platten Aeufserungen eines übermüthigen Emporkömmlings ertragen, der seine neue Würde nur in der harten Behandlung seiner Untergebenen oder in einer kindischen Selbstgefälligkeit geniefst. Wenn er selbst zu ertragen wäre: so sind es seine gemeine Frau, seine übermüthigen Töchter nicht." — Der Vf. will aber, und gewifs mit Recht, freye Mitwerbung, die auch selbst dem Adel nützlich ist, weil sie ein Sporn zu mehrerer Ausbildung wird. „Ohne Belohnungen giebt es keinen Ehrgeiz. Ohne Ehrgeiz keine Thätigkeit. Ohne Thätigkeit der Beamten blüht kein Staat."

In den meisten deutschen Staaten ist diese Concurrenz in These wirklich schon vorhanden. Es ist, einige kleine Fürsten ausgenommen, die, um einen glänzendern Hof zu haben, die höhern Staatsbedienten gern unter Jünglingen wählen, die im Cour-Saal figuriren können, weniger der Vorzug des Adels, als der Nepotismus, der die Collegia mit den Söhnen, Neffen und Vettern der ersten Diener besetzt. Ob dieser Nepotism bey Ahnenlosen geringer sey, wie der Vf. (S. 254.) behauptet, das möchte Rec. nach seiner Erfahrung nicht verbürgen, ob er gleich zugiebt, dafs unter den Adeligen mehr Zunftgeist herrsche, als unter den Nichtadeligen. Um eine freye Mitwerbung herzustellen, müssen aber auch die Staatsdiener so besoldet seyn, dafs sie von ihren Besoldungen leben können. Die allzu geringen Besoldungen tragen vorzüglich dazu bey, fähige Männer, die durch andere Arbeiten sich ein besseres Auskommen erwerben können, von den Staatsbedienungen zu entfernen, und solche jungen Edelleuten zu öffnen, die entweder eigenes Vermögen oder andere Unterstützung haben, die dann aber auch oft nur halb so viel und vielleicht nicht halb so gut arbeiten, als es der thun würde, der von seinem Amte und für sein Amt lebt. Wenn der Vf. S. 255. sagt: „Ueberhaupt ist es eine ungerechte Forderung, dafs bey der Bestellung öffentlicher Beamten das Verdienst allein entscheiden solle," so scheint hier blofs ein Mifsverständnifs in Ansehung des Worts: *Verdienst* zum Grunde zu liegen. Nicht jeder junge Mann kann Verdienste in dem Sinne haben, wie es der Vf. hier zu nehmen scheint, und nicht jedes Verdienst macht zu jeder Stelle vorzüglich geschickt. Diejenigen, welche verlangen, dafs man blofs auf Verdienst sehen soll, können daher vernünftiger weise unter Verdienst hier nichts anders verstehen, als die Summe der Eigenschaften, welche zu der zu besetzenden Stelle vorzüglich fähig machen. Geburt, Erziehung, Verwandtschaft sollen nach des Vfs. Dafürhalten mit in Anschlag kommen. Dagegen hat Rec. nichts einzuwenden, in so fern sie dazu mitwirken, den Mitwerber zu der offenen Stelle vorzüglich geschickt zu machen. Aufserdem würde es schon in einen ungerechten, dem Staate nachtheiligen Vorzug ausarten. Es mag bey der Unvollkommenheit der menschlichen Natur zwar unmöglich seyn, alle hohen Stellen mit würdigen und verdienstvollen Männern zu besetzen, wie der Vf. (S. 257.) sagt, es mufs dieses aber doch der Wunsch und das Bestreben des Regenten seyn, und er darf daher vorzüglich auch bey Besetzung solcher Stellen, mit welchen das Recht oder doch die Hoffnung verbunden ist, zu höheren hinauf zu rücken, durch jene Unmöglichkeit, immer das Beste zu wählen, sich nicht einschläfern lassen. Diese Grundsätze stimmen so vollkommen mit denen des Vfs. überein, dafs er ihre Richtigkeit gewifs nicht bezweifeln wird.

In der ganzen Schrift weist der Vf. zu Begründung seiner Behauptungen auf das Beyspiel und die Erfahrung benachbarter Staaten hin, mit deren Geschichte und Verfassung er sehr bekannt ist, und am Schlufs legt er kürzlich die Resultate seiner Untersuchungen vor. Rec. hat bey der Darlegung und Prüfung der Grundsätze und Behauptungen des Vfs. deshalb länger verweilt, weil er überzeugt von der Wichtigkeit des Gegenstandes ist. Er glaubt aber nicht dadurch die Lefung der Schrift überflüssig gemacht zu haben, welche er vielmehr allen denen angelegentlich empfiehlt, die mitwirken können, den Grundsätzen des Vfs. Eingang und Anwendung zu verschaffen. Von Einzelnen beider Parteyen wird er freylich, wie es immer gemäfsigten Männern geht, verkannt werden; aber die „uneingenommenen Kenner der Welt und der Menschen, die Einzigen deren Tadel er fürchtet," werden es ihm Dank wissen, diese wichtige Materie öffentlich zur Sprache gebracht und mit so viel Unparteylichkeit behandelt zu haben. — Durch seine Vertheidigung der rechtmäfsigen Vorzüge der höhern Stände, deren wir am Eingang dieser Beurtheilung erwähnten, glaubt der Vf. sich das Recht erkauft zu haben, die Gränzen dieser Vorzüge zu prüfen. „Wer" so schliefst er seine Schrift, „sich durch die Furcht vor der einbrechenden Revolution nicht hat abhalten lassen, seine Stimme gegen das Unrecht zu erheben, darf auch jetzt nicht auf den Zuruf derer achten, die ihm etwa wohlwollend Stillschweigen empfehlen möchten."

NATURGESCHICHTE.

KIEL, in d. akademischen Buchh.: *C. H. Pfaff*, Prof. der Chemie zu Kiel, *über unreife, frühreife und spätreife Kartoffeln, und die verschiedenen Varietäten der beiden letztern;* vorzüglich in chemischer und

Digitized by Google

und medicinisch - polizeilicher Hinsicht; und Prof. *E. Viborg*, zu Kopenhagen, *von der Unschädlichkeit der unreifen und der rothen Kartoffeln.* 1807. 122 S. 8.

Vertraute Bekanntschaft mit dem zu behandelnden Gegenstande, vielseitige Kenntnisse, seltene Gründlichkeit, und vor allem eine ungemein klare Darstellung zeichnen diese Schrift so sehr zu ihrem Vortheil aus, dafs sie allgemein gelesen zu werden verdient. Man weifs, wie weit verbreitet das Vorurtheil ist, die Kartoffeln nicht vor einem gewissen Zeitpunkt der Reife essen zu dürfen. Selbst Landes - Collegia haben diesem Vorurtheil gehuldigt, und Verbote ergehn lassen, die, ohne auf gründlicher und sachkundiger Untersuchung zu beruhn, nur dazu dienten, dem Armen seine, oft einzige, Nahrung zu verkümmern. Indem nun der Vf. gegen dieses Vorurtheil kämpft, stellt er ein merkwürdiges Beyspiel auf, wie nützlich für das gemeine Leben die gelehrten Kenntnisse der Natur werden können, wenn man sie mit Geist und Besonnenheit anzuwenden versteht. Da es vorzüglich darauf ankommt, zu bestimmen, ob der Begriff von Reife, bey andern Früchten, auch auf diese Erdknollen anzuwenden sey: so führt der Vf. *Jägers* Bemerkung über die dicke Haut der Kartoffeln an, die sich in gewissen Perioden davon trennen läfst. [Aber *Medicus* hat schon 1793. in seinen kritischen Bemerkungen (St. 2. S. 164.) den Unterschied des Kerns und des cotyledonen- artigen Körpers, der jenen als fleischichten Rand umgiebt, sehr gut aus einander gesetzt; und diesen Bau der *Knospen - Knollen*, wozu *M.* die Kartoffeln rechnet, hat Rec. seit zehn Jahren alljährlich seinen Zuhörern dargelegt.] Die leichte Trennung der Brutknollen von den Mutterknollen kann nicht als Merkmal der Reife angesehn werden, da diese Trennung nur bey den Sommer - nicht bey den Winterkartoffeln vor sich geht. (Diese Erscheinung ist überhaupt weniger ein Charakter der Knospenknollen, als der echten Zwiebeln.) Die eingeführten Spielarten der Kartoffeln, frühreife und spätreife, pflanzen sich jetzt unabänderlich fort (so lange sie nämlich nicht aus Samen, sondern durch Keime vermehrt werden). Die weifsen Blumen der Sommer-Kartoffeln unterscheiden sich dadurch von den weifsen Blumen der Herbstkartoffeln, dafs jene immer noch etwas bläuliches durchschimmern lassen. Von den Winterkartoffeln beschreibt der Vf. sehr genau vier Abarten: die gemeine, theils mit fleischfarbener, theils mit weifser Blüthe; die holländische Zucker-Kartoffel mit blauer Blume, die feine weifse Nieren-Kartoffel, und die violette. Er untersuchte nun diese Abarten chemisch, nach ihren vorwaltenden Bestandtheilen. Er fand, dafs an *Stärkmehl* die runden Sommer - Kartoffeln am reichsten waren, dann folgten die platten länglichen Sommer -, die gemeinen Winter- und die holländischen Kartoffeln. Die geringste Menge Stärkmehl lieferten die violetten Kartoffeln. Den meisten *Faserstoff* enthielten die holländischen Kartoffeln vom Ende Septembers, dann die runden Sommer - und die violetten Kartoffeln; den geringsten Antheil hatten die Nieren - Kartoffeln vom Augusf, und die runden weifsen Sommer - Kartoffeln von der Mitte Augusts. Den meisten *Schleim* enthielten die holländischen Kartoffeln im Augusf, die Nieren - Kartoffeln und die gemeinen Winter - Kartoffeln: den geringsten Vorrath davon hatten die platten, länglichen, weifsen Sommer - Kartoffeln, und die weifsen frühreifen mit rostfarbenen Flecken. An Eyweifsstoff waren am reichsten die violetten, die holländischen und die gemeinen Winter - Kartoffeln, am ärmsten die Sommer-Kartoffeln. *Wasser* endlich enthielten am meisten die Sommer - Kartoffeln vom Anfange Julius, die Winter-Kartoffeln im Augusf, die Nieren - und violetten: am wenigsten die runden weifsen Sommer - Kartoffeln im September. Bey diesen auf einer Tabelle dargestellten Verhältnissen bleibt nur noch der Wunsch übrig, dafs der Vf. mehr auf die Witterung und besonders auf den Boden Rücksicht genommen haben möchte. Als Muster einer solchen Auseinandersetzung sieht Rec. eine Tabelle an, die *Achard* einst für den grofsen König über die Bestandtheile des Tabacks entwarf, und die nur zu genau ist, um wahr zu seyn. Aufser den angegebenen Bestandtheilen enthält die Rinde der Kartoffeln eine Abänderung des Gerbestoffs; aber sonst weder scharfen Pflanzenstoff noch narkotische Bestandtheile. Wenn die Kartoffeln sich mehlig kochen, so sticht das Stärkmehl, wenn sie hart bleiben, der Eyweifsstoff hervor.

Was die Unschädlichkeit der ganz jungen Kartoffeln betrifft, so kann man diese am besten daraus beweisen, dafs sie schon Stärkmehl genug haben, dafs auch ihr verhältnifsmäfsig überwiegender Faserstoff als Nahrungsstoff mit in Anschlag zu bringen ist. Aber verhehlen kann man doch nicht, dafs die Bestandtheile in den verschiedenen Perioden verschieden sind, wie es die Tabelle des Vfs. selbst ergiebt. Er hätte also nicht sagen sollen: die Bestandtheile der jungen seyn dieselben wie die der ausgewachsenen Kartoffeln. Runde Sommer - Kartoffeln z. B. enthalten im Julius das meiste, im September das wenigste Wasser. Es ist also doch nicht einerley, ob man sie im Julius oder im September genieist. Aber vortrefflich sind die Rathschläge, die der Vf. den Landes - Collegien giebt, sich künftig in diesem Punkte einer gröfsern Vorsicht zu befleifsigen und sich um mehr Sachkenntnifs zu bekümmern. Denn unmöglich kann man den Rath einiger Collegien befolgen, mit dem Essen der Kartoffeln so lange zu warten, bis das Kraut welk geworden, oder die Früchte angesetzt sind. Die Winter-Kartoffeln setzen ja gewöhnlich gar keine Beeren an, weil sie zu spät, oft gar nicht, blühn. Der Vf. giebt ferner den sehr gegründeten Rath, die Einführung fremder, nicht genug geprüfter, Sorten, nicht zu begünstigen. So wurde dem Rec. vor einigen Jahren die ägyptische Kartoffel gar sehr empfohlen; aber als man sie geniefsen wollte, war sie voll des ekelhaftesten Schleims, und selbst Hunde liefsen das Gericht stehn.

Den

Den Schluſs macht eine ſehr belehrende Unterſuchung der Erdäpfel, der Knollen von *Helianthus tuberoſus*. Sie enthalten viel Waſſer, Schleim, etwas Faſer- und Eyweiſsſtoff, aber durchaus kein Stärkmehl. Das Waſſer hat ein merklich betäubendes Geruchs-Princip, und der Schleim enthält einen Beſtandtheil der dem Extractivſtoff und Gerbeſtoff ähnlich iſt, wodurch er ſich weſentlich von dem Schleim der Kartoffeln unterſcheidet. Die Erdäpfel können alſo nicht ſo nahrhaft und unſchädlich ſeyn als die Kartoffeln: dagegen liefern ſie, wegen der Menge zuckerhaltigen Schleims, Branntwein.

Hr. *Viborg* ſucht in der beygefügten Abhandlung gleichfalls zu zeigen, daſs weder die rothen, noch die unreifen Kartoffeln für die Geſundheit nachtheilig ſeyn, wenn gleich die erſtern in ihrer Schale ein ſcharfes Princip enthalten; welches mit dem im *R. Flammula* einige Aehnlichkeit hat. Man braucht nur, um ihnen den unangenehmen Geſchmack zu rauben, ſie mit wenig Waſſer zu kochen, oder zu dämpfen. Kurz und etwas unvollſtändig wird endlich auch der Einfluſs des Bodens auf die Kartoffeln betrachtet.

HAMBURG, b. Hoffmann: D. *T. Ch. Mößler's Taſchenbuch der Botanik* zur Selbſtbelehrung, welches die botaniſche Sprache, die Erläuterung des Linnéiſchen Syſtems der 23 erſten Klaſſen und die dahin gehörigen wilden Gewächſe Deutſchlands enthält. 1805. VIII u. 287 S. 8. mit 6 Kupfert. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieſes Buch enthält in der Kürze das was zum Beobachten, Beſtimmen und Aufſuchen der Pflanzen im Syſteme gehört. Nach einer kurzen Einleitung, welche die Pflanzen als diejenigen organiſchen Körper definirt, die ſich durch Würzeln und einſaugende Gefäſse ernähren, folgt die Erklärung der Kunſtwörter nach *Willdenow's* Angaben, jedoch etwas kürzer gefaſst, wobey die ſchnellere Ueberſicht gewinnt, aber wegen Mangel an Beſtimmtheit die Deutlichkeit zuweilen leidet; ſo iſt *barbatus* erklärt durch: die Haare ſtehn büſchelförmig; *ciliaris*, gleich lange am Rande ſtehende Haare; hier iſt das unweſentliche: gleich lange Haare aufgefaſst, dagegen aber das Wichtigere: in einer Reihe, ausgelaſſen; bey *barbatus* fehlt der Hauptumſtand, daſs ein Büſchel Haare am Ende des Blatts ſteht. Die Wahl der Beyſpiele iſt zu ängſtlich nach *Willdenow*, daher Beyſpiele vorkommen, die der Anfänger nicht leicht finden kann. So ſteht bey *glutinoſum* als Beyſpiel die *primula glutinoſa*, bey *farinoſus* die *primula farinoſa*, Pflanzen, die mancher Botaniker in ſeinem Leben nicht friſch zu unterſuchen Gelegenheit hat. Die Farben ſind eben ſo ſchwankend und unvollſtändig als von *Willdenow* beſchrieben und aufgezählt. Die Ausdrücke die das Nectarium betreffen, ſind etwas ausführlicher als dort, indem der Vf. die *nectaritheca*, *nectarityma* etc. beſonders aufführt. In der Darſtellung des Syſtems iſt die Erläuterung der erſten zwanzig Klaſſen nicht ganz deutlich, indem es ſcheint, als wäre in allen dieſen Klaſſen die Zahl der Antheren der Haupteintheilungsgrund, und die Verwachſung der zweyte; bey der *ſyngeneſia neceſſaria* heiſst es: die Zwitterblumen haben keine Narben; ſie haben aber welche, nur anders gebildete als die Strahlblumen; auch iſt die Angabe der Ordnungen der Polygamie wegen des wechſelnden Ausdrucks für die *floras maſcul.* und *femineos* unverſtändlich. Dann folgen einige Regeln über das Trocknen und Aufbewahren der Pflanzen, und endlich im zweyten Theile die Definitionen der im nördlichen Deutſchland wildwachſenden Pflanzen nach *Willdenow* und dem ältern Syſteme, nebſt denen der ſüdlichen, ſo weit ſie von *Hoffmann* und *Roth* angegeben worden ſind; doch fehlen einige gemeine, z. B. *melica ciliata*, *bupleurum tenuiſſimum* und die meiſten nach der Erſcheinung des *Willdenowſchen* Werks zur Deutſchen Flora hinzu gekommenen Pflanzen. Da die Definitionen der *generum* vereinzelt und nicht *als claves claſſium* neben einander geſtellt ſind, ſo iſt dadurch der Gebrauch des Buchs zum Aufſuchen einer uns unbekannten Pflanze erſchwert. Das Aeuſsere des Buchs iſt empfehlend. Die Idee des Vfs., in einem kleinen portativen Buche alle zur Syſtematik nöthige Kapitel der Botanik zuſammenzuſtellen, iſt ſehr gut; nur hätte ſie mit etwas mehr Sorgfalt und Kritik und mit mehr Vollſtändigkeit im Einzelnen ausgeführt werden ſollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Frankfurt u. Leipzig: Die Rechte der Menſchheit.* Ein Verſuch für niedere Schulen. 1805. 6 Bog. 8. (8 gr.) — Für niedere Schulen in Städten und auf dem Lande, in welche ein Unterricht dieſer Art noch nicht eingeführt iſt, mag dieſes Lehrbuch brauchbar ſeyn. Der Vortrag iſt ganz einfach, wie ſein Inhalt, und der Faſſungskraft einer ſolchen Jugend angemeſſen, um deren Willen wohl auch der Vf. ſeinen Gegenſtand in einen theologiſchen Geſichtspunkt geſtellt hat. Das Ganze iſt in ‖ abgefaſst; die Katechismusform wäre aber für den beabſichtigten Gebrauch wohl zweckmäſsiger geweſen. Der Vf. ſtellt fünf Menſchenrechte auf: 1) das Recht des Lebens oder der Exiſtenz, 2) das Recht des freyen Gebrauchs der natürlichen Kräfte, 3) das Recht des Eigenthums, 4) das Recht der Würde oder der Achtung, und 5) das Recht des ungeſtörten Gebrauchs der Vernunft (das mit zu Nr. 2. gezogen werden konnte). Die Art der Behandlung beſteht darin, daſs erſtlich jedes dieſer Rechte nach ſeinem Inhalt und Umfang erklärt, dann gezeigt wird, auf welche Art man es verletzen kann, und zuletzt, wie es im Wandel richtig anzuwenden iſt, oder welche Pflichten dem Menſchen in Anſehung deſſelben obliegen. Streng philoſophiſche Behandlung wird niemand von einem Buche dieſer Art erwarten; es iſt ſchon genug, wenn Irrthümer entfernt bleiben und der Lehrling von den Sachen ſo viel Erkenntnis erhält als nöthig iſt, ſie unterſcheiden zu können; und dieſes leiſtet der Vf., der übrigens auch einen ganz freyen Geiſt zeigt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. May 1807.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Frölich: *Die Weltgeschichte für die Jugend.* Von *Karl Friedrich Becker.* — *Zweyte* verbesserte Auflage. (Umfasst nur die *vier ersten* Theile.) *Erster* Theil. 1804. XIV u. 493 S. (1 Rthlr. 12 gr.) *Zweyter* Th. 1805. VI u. 532 S. (1 Rthlr. 16 gr.) *Dritter* Th. 1806. VI u. 599 S. *Vierter* Th. 1806. VI u. 632 S. (3 Rthlr. 20 gr.) *Fünfter* Th. 1802. VI u. 362 S. (1 Rthlr.) *Sechster* Th. 1803. VII u. 637 S. (1 Rthlr. 20 gr.) *Siebenter* Th. 1803. IV u. 698 S. (2 Rthlr.) *Achter* Th. 1804. VI u. 673 S. (2 Rthlr.) *Neunter* Th. 1805. VI u. 640 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk ist bisher mit einem Beyfall aufgenommen worden, den es, nach der Meinung des Rec., bey weitem nicht verdient: denn theils ist es nach keinem *festen* Plane, theils in einem oft gemeinen und überhaupt sehr ungleichen Stile, theils ohne gründliche historische Kenntnifs geschrieben.

Was den Plan betrifft: so höre man den Vf. selbst in seiner Vorrede S. IV.: „Zuerst geneigt, mich an die kleine *Schlözersche Vorbereitung zur Weltgeschichte* anzuschliefsen, wählte ich Sachen und Sprache nach dem Muster dieses Führers. Seitdem änderte ich fast *mit jedem neuen Bande den Gesichtspunkt*, und erst bey dem *sechsten* Theile wurde ich ganz mit mir darüber einig, *was ich wollte, und was ich von Anfang an hätte wollen sollen.* Mein Bestreben bey der gegenwärtigen Umarbeitung mufste also vorzüglich darauf gerichtet seyn, die ersten Theile den letzten harmonisch zu machen, und einerley Gesichtspunkt für alle festzustellen. Und so mufste denn die Verbesserung schon bey dem Titelblatte beginnen. Nicht für *Kinder* (der alte Titel lautete: Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer), sondern für heranwachsende Jünglinge sey nunmehr das Buch bestimmt, und *ernst* und *anständig* sey fortan der Ton, wie es die Achtung für Leser, die man bilden will, und die Würde des Gegenstandes fordert." So aufrichtig, und deswegen in sittlicher Rücksicht lobenswerth dieses Geständnifs ist, so hat sich doch der Vf. selbst den Stab gebrochen. Ein Mann, der bis zum *sechsten* Theile eines Werks bey jedem Theile den Gesichtspunkt änderte, und, nach seinem eigenen Ausdrucke, *nicht wufste, was er wollte*, war nicht berufen, ein solches Buch zu schreiben. Aber, könnte mancher Leser einwenden: der Vf. versichert ja, dafs er bey der neuen Auflage das Werk *umgeändert* hat. *Umgeändert* hat er freylich manches, besonders in Absicht des Stils; aber im Ganzen ist der alte Zuschnitt des Buchs geblieben, wie auch die flüchtigste Vergleichung der alten und der neuen Ausgabe beweist. Doch wir wollen den Vf. mit seinem eignen Mafsstabe messen. Nach dem zuletzt befolgten Plane hat er sich unter Weltgeschichte (s. S. VII. der Vorrede zum *ersten* Th.) „eine moralische Bildergallerie gedacht, die uns den Menschen in allen seinen Zuständen und Gestalten vorhält, vor allen aber die Charaktere, die Umgebungen und die Bestimmungsgründe jener Heroen der Menschheit, die Tausende von andern zu ihren Zwecken lenkten, vor unsern Augen entwickelt." — Wenn man diese Bestimmung genau zergliedert, so entdeckt man leicht, dafs der Vf. keinen deutlichen Zweck hatte, sondern durch rednerische Ausdrücke sich täuschte. Denn was soll das heifsen: eine Geschichte des Menschen in allen seinen Zuständen und Gestalten? Vielleicht eine Geschichte der Cultur? Doch diese soll blofs Nebensache seyn, Hauptzweck aber: die *Charaktere* und die *Umgebungen* (was mag sich der Vf. dabey gedacht haben?) *der Heroen der Menschheit* u. s. w. Wenn wir nun auf die Ausführung sehen, so fällt das Schwankende des Plans noch mehr in die Augen. Bald treten ganze Völker auf, wie Aegypter, Phönicier, Assyrer, Babylonier, Griechen und Israeliten von S. 99 — 129. Th. I., bald einzelne Männer, und unter diesen bald wirklich historische Personen, bald *fabelhafte*, z. B. *Herkules* S. 194 — 196. Eben so ist die Geschichte des trojanischen Krieges, ganz nach Homers Dichtung, sogar bis auf die Reden, vorgetragen. Unter den wirklich historischen Personen wechseln ganz unbedeutende, die gar nicht in die Weltgeschichte gehören; z. B. *Abraham, Isaac* u. s. w. mit einem *Nebukadnezar, Cyrus* u. s. w. ab. Gehört dieis alles zu den Charakteren der Heroen der Menschheit?

Ueber den *Stil* kann Rec. kein günstigeres Urtheil fällen, als über den Plan. Der Vf. sagt zwar in der Vorrede S. IV., er solle ernst und anständig seyn, wie es die Achtung für Leser, die man bilden will, und die Würde des Gegenstandes fordere. — Wir wollen sehen. S. 102. u. 103. heifst es von den Phöniciern: „Das war ein anderes Volk — immer thätig, etwas Neues zu erfinden, *dieis und jenes zu versuchen, und sich hier und dort in der Welt umzusehen.* (Wie gemein!) Handel war ihr Leben, und überall, wo etwas *Brauchbares zu holen war*, gingen sie hin, und machten sichs zu Nutze. Da *sannen sie denn hin und her*, wie sie sich ihre Reisen erleichtern könnten; sie zimmerten sich grofse dichte *Kasten* (?), schoben sie ins Wasser, *und das Schiffchen schwamm glücklich fort.*" Von der Ueberschwemmung des Nils S. 100.: „fast

Digitized by Google

das ganze Land ist von der Ueberschwemmung *blank* wie ein Spiegel." Von der Erfindung der Purpurfarbe S. 104.: „ein andermal weidet ein Phönicischer Hirt seine Herde nicht weit vom Meeresstrande. Sein Mund *schnöbert* überall umher" u. s. w. Diese Beyspiele hat Rec. nur auf wenigen hinter einander folgenden Seiten aufgegriffen, ohne zu suchen, und man kann von ihnen leicht einen Schluss auf das Ganze machen. Desto mehr stechen gegen diese Stellen andere ab, die nichts als Wortschwall enthalten; z. B. im *neunten* Th. S. 460., wo der Ausbruch des siebenjährigen Kriegs erzählt wird: „Wie sich in vulkanischem Boden auch nach dem gewaltigsten Ausbruch immer wieder neuer Brausestoff sammelt, von Tage zu Tage sich heimlich mehrt, und endlich in seiner letzten furchtbarsten Wirkung hervorbricht, so pflanzen die Leidenschaften der Erdbeherrscher den kriegerischen Stoff auf der Erde ins Unendliche fort.

Bey den Sachen, welche der Vf. vorträgt, kommt es auf die Quellen an, die er gerade vor sich hatte. Waren diese rein, so ist es auch gröstentheils sein Auszug; waren sie aber trübe, so hat er sie nicht geläutert. Es kommen daher in allen Theilen auffallende Fehler vor, von welchen Rec. theils aus der *alten*, theils aus der *mittlern*, theils aus der *neuern* einige ausheben will, um sein Urtheil zu bestätigen. S. 103., wo vom Handel der Phönicier nach *Spanien* erzählt wird: „Dies Land war damals wenig bewohnt; den Namen Spanien hat es erst später bekommen, *die Phönicier nannten es Tarteſſus.*" Woher diese Angabe? Man ist zwar in der Geographie nicht einig über die Lage von Tarteſſus; aber dass ganz Spanien von den Phöniciern also benannt worden sey, findet sich nirgends. S. 112. von den *Pelasgern*: „diese fanden den Boden sehr *feucht* (?), woraus man hat schliessen wollen, dass vielleicht dies Land (Peloponnesus), so wie die vielen Inseln im Archipelagus, nicht lange vorher erst aus dem Meere hervorgeragen seyn mussten." Kann man sich wohl bey solchen historischen Angaben des Lachens enthalten? — Von Roms Erbauung S. 432.: „Unter fünf verschiedenen Meinungen alter Schriftsteller sind die neuern bey der des *M. Terentius Varro* und des *ältern Cato* stehen geblieben. Jener setzt die Erbauung Roms in Ol. 6,3, vor Chr. 754., dieser in Ol. 6, 4, vor Chr. 753." Das schreibt, unter den gewöhnlichen Historikern, immer einer dem andern nach; aber das wird nicht bemerkt, dass die erste Rechnung (Ol. 6,3.) vom *Plutarch*, in dessen *Romulus*, *wahrscheinlich* aus den verloren gegangenen Schriften des *M. Terent. Varro* entlehnt sey, und daher dessen Namen führe. Was die zweyte Rechnung (Ol. 6,4.) betrifft: so ist sie falsch von *Becker'n* angegeben: denn *Dionysius von Halicarnass*, der uns *Cato's* Angabe erhalten hat, berechnet sie auf Ol. 7,1. — Im *zweyten* Theile S. 445.: „Indien, *bisher noch von keinem Europäer gekannt*, sollte jetzt von Menschen, die wenigstens 600 deutsche Meilen weit herkamen, erobert werden" u. s. w. Hatte denn der Vf. nie einen Blick in den *Herodot* gethan, der beynahe ein ganzes Jahrhundert früher schrieb, als *Alexander* auftrat? Von diesem Geschichtschreiber würde er belehrt worden seyn, *dass Indien schon* damals den Europäern bekannt war. Herodot erzählt nämlich im dritten B.: „Die Indier *sind das zahlreichste Volk* auf der Erde. Ein Theil *derselben* wohnt diesseits des Flusses Indus, und ist *den Persern* unterworfen; der andere aber jenseits *desselben.*" Dies ist eine Angabe, welche keine oberflächliche, sondern eine genaue Kenntniss verräth. Was soll man aber von des Vfs. geographischen Kenntnissen denken, wenn er sich erlaubte, hier zu sagen: *nicht die Gluten des nahen Aequators* u. s. w. hielt den kühnen Mann (Alexander d. Gr.) in seinen Zügen auf. Wusste er denn nicht, wie weit der *Aequator* noch von dem festen Lande Ostindiens entfernt ist? Wusste er denn nicht, dass *Alexander*, der höchstens bis zum *Hyphasis* vordrang, nicht einmal den Wendekreis des Krebses erreichte? — Doch genug von Beyspielen aus der alten Geschichte; wir gehen zur mittlern fort.

Th. IV. S. 17. heisst es von den *Franken* in dem Zeitraume von 481 — 511.: „Nach Norden *hin wurden* sie von den *Belgiern*, Friesen und *Sachsen*, *östlich* von den Thüringern und *Baiern*, südlich von den Allemannen, Burgundern, Westgothen und Aquitaniern begränzt." Was zuerst die *Belgier* betrifft, so machten sie in diesem Zeitraume kein besonderes Volk mehr aus, sondern waren mit *Franken und andern*, unter der Herrschaft der erstern, *verschmolzen*; östlich aber gränzten, ausser den Thüringern, nicht die *Baiern*, sondern die *Ostgothen* an die Franken. S. 20.: „Bald nach ihnen unterwerfen sich ihm (dem Klodwig) auch die *Armoriker*, vermuthlich in Franken." Auch ein Anfänger in der Geschichte weiss ja, dass diese an der Seeküste zwischen dem *Liger* und *der Sequana* wohnten.

Ueber die Entstehung der Lehen unter *den Franken* äussert sich der Vf. sehr unwissend *und einseitig* S. 95.: „Theils gewährte das ruhige Leben im Eigenthume dem kriegerischen Franken nicht abwechselnde Beschäftigung genug, theils war er bey dem allgemein herrschenden Faustrechte in seiner Abgelegenheit ohne Hülfe und jedem feindseligen Angriffe bloss gestellt. Das machte denn, dass mancher *sein* freyes Erbgut lieber dem ihm zunächst gelegenen *Fürsten* (?), auch wohl dem Könige selbst abtrat, und sich *gegen die Bedingung eines sichern Unterhalts* (?) in dessen Gefolge aufnehmen liess. — So war (fährt der Vf. S. 98. fort) im Mittelalter *Alles* (?) Lehen, und wer noch Alode oder freyes Eigenthum hatte, vertauschte es aus den oben angeführten Gründen gern gegen ein entlehntes Gut oder *feudum* (?), *weil er dadurch* in den Schutz eines mächtigen Obern *kam, unter dem er sichrer lebte.*" Aus dem Angeführten sieht man, dass der Vf. einmal etwas *von beneficiis oblatis*, desgleichen von den bekannten *Comitaten* gehört hat, und darauf seine Theorie baut. Den Unterschied zwischen *beneficium* und *feudum* hat er gar nicht gekannt, auch die Zeit nicht, wo *feuda* aufkamen, sonst würde er sie nicht in den Zeitraum von 481 bis 511. setzen. S. 96. „Die ein Richteramt verwalteten, hie-

hiefsen *Grauen* oder *Gräfen*, von ihren ehrwürdigen Greiſeshäuptern." O, wenn doch der Vf. das Etymologiſiren unterlaſſen hätte! Wer den Bau unſerer Sprache kennt, der weifs, dafs das *G* in dieſem Worte nicht *ein* Stammbuchſtabe, ſondern das Präfixum *ge* iſt, wie unter andern noch aus dem engl. *Reve* und dem angelſächſiſchen *Reza* erhellt, welche nur andere Formen eines und eben deſſelben Worts ſind. — Von dem fränkiſchen Adel dieſes Zeitraums heifst es S. 103.: „Dieſer Adel theilte ſich in den *niedern* und *höhern*. Zu dem letzten gehörten *Fürſten*, *Herzoge*, *Grafen*; zu jenem der gröſste Theil der freyen Männer, die nur ein paar Leibeigene in ihrem Dienſte haben konnten." Wie? in dieſem Zeitraume ſchon die Eintheilung des Adels in den *hohen* und *niedern*? Zu Klodwigs Zeiten war daran noch nicht zu denken. Alle Adelige waren damals, dem Stande nach, einander gleich; nur der Reichthum oder die Gröſse der Beſitzungen wirkten dahin, dafs der eine mehr Einfluſs hatte als der andre. Was ſoll man aber zu den Beſtimmungen des Vfs. ſagen? Was hat er ſich wohl unter *Fürſten* gedacht, die bey ihm noch den Rang vor den Herzogen haben? Ferner wuſste er denn nicht, dafs *Herzoge* und *Grafen* bloſser *Amtsadel* waren, und dafs der König jeden begüterten Freyen zum *Grafen* ernennen konnte, die Kinder deſſelben aber, ihrem Stande nach, das blieben, was der Vater vorher geweſen war? Endlich zu welcher Klaſſe des Adels gehörten denn nun diejenigen Adeligen und reichen Freyen, welche keine *Herzoge* und *Grafen* waren, und, nach des Vfs. Eintheilung, nicht zum niedern Adel gehören konnten, da der letzte nur aus ſolchen Freyen ſoll beſtanden haben, die nur ein paar Leibeigene in ihrem Dienſte halten konnten? S. 103. „Die Könige lieſsen ſchon vor Klodwig's Zeit eigene Münzen ſchlagen. Die *goldenen* hieſsen *ſolidi*, die ſilbernen *denarii*." So hat wohl die Jugend nun einen Begriff vom fränkiſchen Münzweſen erhalten? Rec. könnte noch hundert und wieder hundert Beyſpiele der Art aus der mittlern Geſchichte ausheben; allein er eilt zur neuern Geſchichte, um auch aus dieſer einige Proben mitzutheilen.

Th. 9. S. 265. ſteht über die Gründe, durch welche Spanien zum Kriege gegen Kaiſer Karl VI. bewogen wurde, Folgendes: „Spanien dachte bey dieſer Gelegenheit dem Hauſe Oeſterreich das im Succeſſionskriege an ſich gebrachte Neapel und *Sicilien* wieder abzunehmen u. ſ. w. Hier irrt der Vf. ſehr. Oeſterreich erhielt durch den ſpaniſchen Succeſſionskrieg nicht *Sicilien*, ſondern *Sardinien*. Das erſte wurde dem Herzoge von Savoyen zu Theil, welcher es 1720. an Oeſterreich gegen *Sardinien* abtrat. — Ueber Kaiſer Karls VI. *pragmatiſche Sanction:* „Sein einziges Beſtreben war daher ſeit ſeiner Thronbeſteigung darauf gerichtet geweſen, eine ſogenannte *pragmatiſche Sanction* zu Stande zu bringen, d. i. einen *Verein der mächtigſten Fürſten*, die ihm noch bey ſeinen Lebzeiten die ungeſtörte Nachfolge ſeiner Tochter Maria Thereſia verbürgten." Was will doch der Vf. mit ſeinem *Vereine?* Eine *pragmatiſche Sanction*, dergleichen wir mehrere haben, iſt eine als *Grundgeſetz geltende Verordnung* in einem Staate, und eine ſolche war auch die von Kaiſer Karl VI. 1713. abgefaſste, wodurch er die Erbfolge in ſeinen Staaten beſtimmte, und ſich dieſelbe von den meiſten europäiſchen Fürſten garantiren lieſs. — Von dieſes Kaiſers Nachkommen heifst es S. 393.: „Man erinnere ſich jetzt, dafs Kaiſer Karl VI. nur *Eine* Tochter, *Maria Thereſia*, hinterlieſs, zu deren Gunſten er mit ſo mancher Aufopferung die *pragmatiſche Sanction* errichtet hatte." Wer mit der Genealogie des Hauſes Oeſterreich bekannt iſt, weifs, dafs Karl VI. noch eine Tochter hinterlieſs, die *Maria Anna*, welche 1744. an den Prinzen Karl von Lothringen vermählt wurde. — Von dem ehemaligen Könige von Polen Stanislaus, der durch den Frieden zu Wien 1735. Lothringen erhielt, ſagt der Vf.: „Er regierte von dieſer ſeiner Reſidenz (Luneville) aus ſein Ländchen noch 29 Jahre lang im Segen, und lebte ganz ſeinen Unterthanen" u. ſ. w. So war es nicht, ſondern er bekam 1,500,000 L. Penſion von Frankreich, und dieſes richtete alles nach franzöſiſchem Fuſse ein.

Nach dieſer Darſtellung wünſcht Rec., dafs das Buch bey einer neuen Auflage einem ſachkundigen Manne von dem Verleger möge übergeben werden, um es von den auffallendſten Flecken zu reinigen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Schniebes: *Pindars Olympiſcher Siegsgeſänge erſter.* Zur Ankündigung der Schülerprüfungen im Johanneum am 7. u. 8. Oct. 1806., von *J. Gurlitt.* 16 S. 4.

Der Vf., der ſeine Bekanntſchaft mit dem Pindar ſchon lange rühmlich dargethan hat, liefert hier die Ueberſetzung einer pindariſchen Ode aus dem Griechiſchen, welche zwar ſchon oft überſetzt iſt, von *Damm*, *Gedike*, *Fähſe* u. a., aber wahrſcheinlich vornehmlich deswegen wieder überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet dem Publicum mitgetheilt wird, weil dieſe Ode an der Spitze der deutſchen Ueberſetzung des Pindars von Hn. *G.*, die hoffentlich künftig erſcheinen wird, ſtehen ſoll. Die Ueberſetzung iſt im Ganzen gut gerathen: nur bisweilen ſchien uns dieſelbe von der Einfachheit und Gröſse des Originals abzuweichen; z. B. v. 142. ἕλεν δ' Οἰνομάου βίαν Παρθένον τε σύνευνον iſt überſetzt: da lähmt er des Oenomaus Kraft und erſiegte die Jungfrau zur Lagergenoſſinn. Sehr gute Erinnerungen findet man bey dem v. 14. und 89. über die bekannten und viel beſprochenen Stellen; wiewohl die Schwierigkeiten dadurch nicht gehoben ſind. Richtig ſchlägt er v. 77. ſtatt τε zu leſen σε vor; v. 62. überſetzt er beſſer als ſeine Vorgänger εὐνομώτατος durch *rechtlich*. Die Verbeſſerung v. 35. ἱππιοχάρμαν ſcheint uns eben ſo unnöthig zu ſeyn, als im v. 184. τούτου Ὑψοῦ, für: τοῦτον *talem*. Auch möchte doch wohl v. 57. μειὼν mit *nulla* zu geben ſeyn, wie es auch der Scholiaſt durch οὐδεμία und nach ihm *Heyne* genommen haben: ſo

wird

Google

wird der Comparativ oft zum Positiv, und der Sinn fordert ihn. Nicht minder mufs v. 48. χαρις wohl *Poesie* seyn wegen des Zusammenhangs. v. 93. verdient des Vfs. Conjectur κεφαλᾳ 'κβαλλειν statt κεφαλᾶς βαλεῖν Aufmerksamkeit. Sehr gut bemerkt er nach *G. Koen ad Gregor. de Dial.* p. 147., dafs v. 85. κακαγόρος der dorische Accusativ des Pluralis sey, der sogar bisweilen kurz gebraucht wird: gegen den Scholiasten und *Heyne'n*. Sehr gut ist die Bemerkung über die Sage aus der rohen Zeit vom Tantalus, der, die Allwissenheit der Götter zu versuchen, ihnen bey einem Gastmahle seinen geschlachteten Sohn Pelops vorsetzte. Mit Recht glaubt der Vf., dafs die weifse Schulter des Pelops zwar zur Ausbildung, aber nicht zur einzigen Entstehung der Fabel beygetragen habe, wie *Heyne* und sein Schüler, der seel. *Mellmann de causis fabb. de mutatis formis* p. 43. meynen. Der Vf. sagt: Warum ward allein Ceres getäuscht? Vielleicht dachte man sie sich in tiefer Betrübnifs über den Verlust der Proserpina versunken.

Die Prüfung geschah am 7. und 8. October nur mit den untern Klassen. Die Censuren wurden den Aeltern oder Verwandten schriftlich zugesandt. Die Schulnachrichten, welche angehängt sind, melden, dafs schon lange die in den Lehrstunden fehlenden Schüler besonders aufgeschrieben werden, um davon bey Ausfertigung der Censuren Gebrauch zu machen: es müfsten denn die Schüler einen Entschuldigungsschein von ihren Aeltern oder Pflegern mitbringen. Die französischen Lectionen in der Bürgerschule sind in gleiche Stunden parallel verlegt worden; in der Folge sollen eben so auch die deutschen Klassen der Bürgerschule parallelisirt werden. Einen weitern Parallelismus in der Bürgerschule hält der Vf. nicht gerade für nothwendig. Rec. ist darin der entgegengesetzten Meinung, bewogen durch die allgemeinen und bekannten Gründe, die den Parallelismus überhaupt erzeugt haben. Verschieden davon ist freylich, wenn von dem, was geschehen sollte, die Rede ist, der Einwurf, dafs die Umstände ihn nicht verstatten. Die Herren *Papke* und *Herrmann* haben das Johanneum verlassen: jener hat in Hamburg ein eignes Privatlehrinstitut gestiftet, und dieser ist als Professor an das Catharineum zu Lübeck abgegangen. Hr. Dr. *Lorenz*, bisher Lehrer an der Schule zu Wolgast, ist wiederum zum Lehrer am Johanneum erwählt worden. Sehr zweckmäfsig ist der Wunsch, den der Vf. zuletzt äufsert, dafs alle Verweser der Stipendien für Studierende sich jährlich einmal zu einer Conferenz mit einem Professor des Gymnasiums und Director des Johanneums zur angemessensten Vertheilung dieser Stipendien vereinigen möchten: jedoch ohne die darunter obwaltenden Rechte der Familien u. s. w. zu schmälern. Nur der Würdige mufs solche Unterstützungen erhalten, und dieis kann in der Regel nicht anders bestimmt werden als mit Zuziehung der Lehrer. Es wäre patriotisch, wenn den jungen Leuten, die auf dem Johanneum und Gymnasium gehörig *studirt* haben, solche Wohlthaten vorzugsweise *ertheilt* würden. Dann fällt der so allgemeine, auch auf s Hamburg nicht seltne, Mifsbrauch, der noch *mit* den Stipendien getrieben wird, weg: z. B. dafs *mancher* viele Stipendien erhält, der es vielleicht *nicht verdient*, da andre würdigere darben müssen. *Ist das* vernünftig?

RÖMISCHE LITERATUR.

WIEN, b. Degen: *Catullus, Tibullus, Propertius cum Galli fragmentis et pervigilio Veneris.* 1803. 470 S. 8. (auf Velinpapier 7 fl. 45 Krzr. auf Schreibp. 1 fl. 48 Kr. auf Druckp. 1 fl. 8 Kr.)

Ein saubrer, und, so viel wir geprüft haben, von Druckfehlern ziemlich freyer Abdruck. Welchen Text man befolgt habe, wird nirgends angezeigt. Dafs man nicht immer die besten Lesarten *gewählt*, wenn überhaupt eine Wahl statt gehabt, *erhellt aus Catull.* LXIII. 63., wo noch das fehlerhafte *ego mulier* statt *ego pubes;* LXIV. 16., wo *illaque* atque alia st. *haud alia;* v. 65., wo *lactantes* st. *luctantes;* v. 138., wo *miserescere* st. *miteſcere;* v. 270., wo *ac quali* st. *ac qualis;* v. 383., wo *praesantes* st. *profantes* gefunden wird. Eine grofse Unbequemlichkeit ist es, dafs nirgends, auch bey den längsten Gedichten nicht, die Zahl der Verse angegeben ist.

Eine völlig ähnliche Einrichtung haben folgende in der nämlichen Verlagshandlung erschienene Abdrücke:

Q. Horatius Flaccus. 1802. 381 S. 8. (auf *Velinp.* 6 fl. 30 Kr. auf Schreibp. 1 fl. 24 Kr. auf *Druckp.* 56 Kr.)

P. Ovidii Nasonis opera. 1802. *Tom. I. II. III.* 8. (auf Velinp. 29 fl. 15 Kr. auf Schreibp. 6 fl. 20 Kr. auf Druckp. 4 fl.)

M. Valerii Martialis epigrammata. Vol. I. 322 S. *Vol. II.* 367 S., welchem Bande auch die *Priapeia* angehängt sind. (auf Velinp. 11 fl. 30 Kr. auf Schreibp. 2 fl. 36 Kr. auf Druckp. 1 fl. 40 Kr.)

A. Persii Flacci et Dec. Jun. Juvenalis Satirae una cum C. Lucilii fragmentis. 1804. 352 S. (auf Velinp. 6 fl. auf Schreibp. 1 fl. 20 Kr. auf Druckp. 51 Kr.)

Uebrigens kann man diese Abdrücke einzeln haben, wenn gleich auch ein allgemeiner Titel für die ganze Sammlung: *Collectio Auctorum classicorum latinorum*, dazu gegeben ist, so dafs von der *ganzen Sammlung Horatius* den *ersten*, *Ovidius* den *zweyten*, *dritten* und *vierten*, *Catullus, Tibullus, Propertius* den *fünften*, *Martialis* den *sechsten* und *siebenten*, *Persius* und *Juvenalis* aber den *achten* Band der Sammlung ausmachen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. May 1807.

FREYMAURERET.

1) STADE, a. K. des Vfs.: *Pokeach Iwrim. Betrachtung einiger myſtiſchen Allegorieen und Hieroglyphen, in nächſter Beziehung auf den durch Bohemanns Mißbrauch und die Bekanntmachung ſeiner Urkunden merkwürdig gewordenen Orden der Aſiatiſchen Brüder.* In Briefen an einen Freund in Amerika. Von *Joh. Caſp. Velthuſen*, Doct. der bibl. Theol. etc. 1804. 20 Bog. 8. (1 Rthlr.)

2) LEIPZIG, b. Cruſius: *Hiſtoriſch kritiſche Nachforſchungen über Urſprung und Fortſchritt, auch allmählige Ausartung der ſogenannten Schottiſchen Maurerey in Schwärmerey und Myſtik, Puritanismus, Roſenkreuzerey, Idealismus* u. ſ. w. *Zweyter* Theil zum *Pokeach Iwrim.* 1805. 24 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Dieſem Titel ſind noch zwey andere beygelegt:

a) *Hiſtoriſch kritiſche Nachforſchungen über die Schottiſche Maurerey*, der wahrſcheinlich dieſen zwey Bänden gemeinſchaftlich ſeyn ſoll, und

b) ein noch allgemeinerer für dieſe und die nächſtfolgende Numer: *Maurerey und Chriſtenthum gegen einander über geſtellt*, von *J. C. Velthuſen* u. ſ. w. In *drey* Bänden.

3) *Ebendaſ.*, b. Ebendemſ.: *Befeſtigungen meiner Brüder im Glauben an Gott, Unſterblichkeit und ächt-bibliſches Chriſtenthum.* Von *J. C. Velthuſen.* 1805. 24 Bog. 8. (1 Rthlr.)

4) LEIPZIG, b. Gräff: *Das Ganze aller geheimen Ordensverbindungen.* Ein Buch zur Belehrung und Warnung für Nichteingeweihte, und zur Ueberſicht für Ordensbrüder. Aus ächten Quellen und den beſten Schriften gezogen von einem Freunde der Menſchenveredlung. 1805. 1 Alph. 9 Bog. 8. (2 Rthlr.)

5) OSNABRÜCK, b. Blothe: *Verſuch einer richtigen Darſtellung des Fr. Maurer-Ordens.* Aus alten und neuern, bekannten und unbekannten Nachrichten geſammelt und bearbeitet. 1805. 4 Bog. 8. (7 gr.)

6) LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Magazin für Fr. Maurer*, enthaltend *Nachrichten über den Urſprung, Zuſtand und Fortgang der Freymaurerey im Ausland und vorzüglich in Großbritannien;* nebſt dahin gehörigen Abhandlungen. *Erſtes* Stück. 1805. 8 Bog. 8. (18 gr.)

7) KÖTHEN, b. Aue: *Franz Hell*, oder *die Irrwege für Geweihte und Suchende.* Herausgegeben von *K. A. Ragotzky* (Prediger zu Nahrſtedt) in *zwey* Theilen. 1803. Jeder Theil 22 Bog. 8. mit 11 Kupfern. (2 Rthlr.)

Die drey erſten Schriften ſind Arbeiten eines bekannten gelehrten und würdigen Theologen, von welchen die unter Nr. 1. zum Zweck hat, die eigentliche Tendenz und den Urſprung des Ordens der ſogenannten aſiatiſchen Brüder, eines Zweiges der Roſenkreuzer, darzulegen. Was der Vf. hierüber vorbringt, beſteht in Hypotheſen, die auf der Bedeutung der Namen der Beamten und der Zeichen und Worte dieſes Ordens beruhen. In der Ausführung entwickelt der Vf. allerdings ſehr ſchätzbare gelehrte hiſtoriſche und orientaliſche Sprachkenntniſſe; allein es iſt leider zu befürchten, daſs ſie bey den aſiatiſchen Brüdern nur umſonſt verſchwendet, und daſs dieſe wohl ſelbſt über die ihnen hier wiederfahrne Ehre, den Sinn und Urſprung ihrer Namen und Zeichen ſo tief geſucht, und ihren Tand ſo wichtig gemacht zu ſehen, ſehr verwundert ſeyn werden. Uebrigens ſind dieſe Unterſuchungen in ihrem Gange ganz frey und planlos, und mit Epiſoden von Dingen vermiſcht, die der eigentlichen Materie des Buchs, das in Briefen an einen Hn. Paſtor *Storch* in Nordcarolina beſteht, nur ſehr entfernt verwandt, auch wohl ganz heterogen ſind; die Schreibart iſt ſchwerfällig und verworren, und die Perioden ſind mit Parentheſen und Allegaten ſo durchflochten, daſs das Leſen des Buchs äuſserſt beſchwerlich wird. In der Einleitung werden einige Namen der Beamten der aſiatiſchen Brüder erklärt. In dem Namen *Pokeach Ibrihm* fiel dem Vf. der zweyte zuerſt ins Auge, und er glaubte, man habe dabey den *Ibrahim Zerduſcht*, den Freund Gottes und des Feuers, d. i. den *Abraham Abraxas* der gnoſtiſch Alexandriniſchen Kabbaliſten im Sinne gehabt. Er überzeugte ſich aber bald, daſs beide Wörter aus dem 146. Pſalm v. 8. genommen wären, und *Einen, der den Blinden die Augen öffne*, oder *Dominus illuminat coecos* bedeute. Noch mehr erſtaunte er, als er das Wort *Synedrion* als ein Maſculinum conſtruirt fand, welche amalgamirte *deutſch-jüdiſch-griechiſche vox hybrida „der συνέδριον,"* auf jeden Fall deutlich eine Beymiſchung von *jüdiſch-deutſcher Zunge* charakteriſire: alſo beweiſe, daſs die Hiſtorien der aſiatiſchen Brüder handgreiflich in *Europa* fabricirt wären. (Und vielleicht gar in *Deutſchland!* das iſt eine ſehr wichtige Entdeckung!) Am auffallendſten war aber dem Vf. „der nächſte College des Pokeach Iwrim, *Thurnim Belmaloth*, mit einem *rn* und *hm* buchſtabirt." Denn, heiſst es, entweder ich befragte mein *Ohr*, ſo tönte

Digitized by Google

turanim, mit einem *tet*, nach der *helleniſtiſch-chaldäiſchen* Zunge, oder nach der hebräiſchen Grammatik, und als *Loſungswort gerüſteter Ritter* ſchneller ausgeſprochen, *Tur'nim: τυραννοι, Fürſten und ihre Miniſter!* oder mit *Buxtorfs* eignen Worten (*Lex. chald. talmud. et rab.* p. 915.) *tyranni, ſatrapae, Principes, potentes!* Oder ich lieſs *mein Auge ſprechen*, merkte auf das *H* hinter dem *T*, und ſchrieb mir, wie es die Rabbiner gewohnt ſind, die *bloſſen Conſonanten* ohne Vocalpunkte תרנם, ſo *ſah* ich den aus meinem Jeſaias mir wohl bekannten Laut *thor'nim*, welcher zweymal von dieſem Propheten in der Zuſammenſetzung mit נס, *nêſs*, *einer durch ihre glänzende Spitze dem herbeyſtrömenden Volk zum Feldzeichen dienenden aufgerichteten hohen Stange*, bedeutet: Bäume als Feldzeichen auf Bergen und Bergſpitzen aufgerichtet. Das zweyte Wort, eigentlich *bahamûlloth*, ſteht zweymal in der Bibel hinter *kôl*, *Lärm* und *Getümmel*, und heiſst alſo *Mordgeſchrey*, *Mordbrennergetümmel*. Zieht man endlich die Etymologie zu Rathe, ſo leitet die *arabiſche Mundart* auf den *anhaltenden Guſs eines alles überſtrömenden Platzregens*; gleichwie durch *Ueberſchwemmung* wiederum im *Hebräiſchen* gewöhnlich eine *völlige Verwirrung* und *gänzliche Staatenumwälzung* bezeichnet wird u. ſ. w.

Nach der Einleitung folgen *drey* Briefe an den Paſtor *Storch*. Der *erſte* enthält Auszüge aus des Vfs. *Commentar zum Hohenliede* und aus ſeinem *Amethyſt*, wie er ſie im J. 1786. in das 32ſte u. 33ſte Stück der *gelehrten Beyträge zu den Braunſchweigiſchen Anzeigen* hat einrücken laſſen. Sie haben die Entſtehung der aſtrologiſchen Zeichen ☉, ☽ + oder X und ☿, ſo wie der mit denſelben bezeichneten *Talismane* und *Amulete*, in Chaldäa, Perſien, Indien und Aegypten, und ihre Verpflanzung durch die Phönizier nach Oſt- und Weſtindien und von da nach Amerika zum Gegenſtande. Die Verpflanzung jener Dinge nach Amerika wird ſo vorgeſtellt. Vielleicht ſey ein phöniziſcher Indienfahrer von der regelmäſsig zwiſchen den Wendezirkeln aus Oſten, auch Nordoſten, nach dem mexicaniſchen hin wallenden See, ſobald er die Fahrt verlor, auf die Antillen hinübergeſetzt worden und über die Landenge gegangen. Wenn nun *Ceylan* in ſeiner Sprache *Peru* (von Fruchtbarſeyn) hieſs, jene öſtlichen fruchtbaren Inſeln alſo *Parwaim* und im Griechiſchen urſprünglich, mit zuſammengeſchmolzenem Artikel, *Taprowana* (aus τα περσανα) geheiſsen haben, ſo ſtehe zu erwarten, daſs er die *Zimmethölzungen*, welche er in *Oſtindien* geſucht und nun durch einen glücklichen Fund in Weſtindien entdeckt hatte, *Peru* nannte. Ferner: *Cuba* ſey vielleicht die frühere Ausſprache von der arabiſchen älteſten *Venus*, der noch jetzt in Mecca mit Oſculation verehrten *Caba*, — wie denn in der pelasgiſchen und hetruriſchen Ueberſetzung von *Caba*, *Kûbos*, *Cubus*, das *u* geblieben, die arabiſche Bedeutung *Caba*, die *Jungfrauſchaft*, aus einem in Syrien noch jetzt wahrzunehmenden Gebrauche zu enträthſeln, auch nicht weniger in dem aus *Cuba* und *Bel* zuſammen gefloſſenen uralten Mondgötzen *Kûbebe* und *Kû-Bele* ſehr merklich ſey; — es ſcheine daher, weil jene Hauptinſel, auf welche der Meeresſtrom den Phönizier hintrieb, gerade unter den Eingebornen bey Columbus Landung dieſen Namen als einheimiſch geführt habe, dieſe Spur nicht ſchlechterdings zu verachten. *Mexico* ſelbſt könne einen neuen Wink abgeben und auf *Meſchec* leiten, weil wirklich der Morgenländer gewöhnlich *ſc* für *x* ſetze, z. B. *Scander* anſtatt *Alexander* u. ſ. w. Wer an ſolchen Beweiſen Geſchmack findet, mag *die übrigen* im Buche ſelbſt nachleſen. Auf die *Unterſuchungen*, die der Titel verſpricht, haben ſie wenigſtens keinen Einfluſs. Uebrigens iſt die Aehnlichkeit und Gleichheit der Sitten, Gebräuche, Religion, Sprache u. ſ. w. der amerikaniſchen Völkerſchaften mit denen der alten Welt in den bekannten Werken von *Pauw*, *Carlo Carli* u. a. weit umſtändlicher und ſcharfſinniger abgehandelt, die, wenn ſie auch nicht immer überzeugen, doch wenigſtens eine belehrendere und unterhaltendere Lectüre gewähren.

Auch der *zweyte* Brief enthält mit dem Gegenſtande des Buchs gar nicht verwandte Dinge; Klagen über den Verfall der Religioſität, Wünſche, *religiöſe* Empfindungen; auch mit unter Empfindeleyen, die nach religiöſer Myſtik ſchmecken, ſo ſehr auch der Vf. ſich gegen den Vorwurf dieſer Denkungsart zu verwahren ſucht; zuletzt eine Darlegung der Gründe, warum er die mit europäiſchen Flüchtlingen vom *weiſſen* und *rothen Kreuze* ſeit 1096. oder 1120. u. ſ. amalgamirten ſogenannten *weiſſen* und *rothen* in beſtändiger Feindſchaft gegen einander lebenden *Druſen*, hauptſächlich die letztern, *Aſſaſſiden*, welches ſo viel bedeute als *Aſſaſſini*, genannt habe. Angehängt ſind dann noch *Maureriſche Phantaſieen und Träume eines Pilgers auf ſeinem Durchzuge durchs Land Bochim in den letzten 7 Monaten des Jahres* 1803., *nebſt etlichen ernſthaften Geiſteserhebungen* — eine Sammlung von Gedichten und proſaiſchen Aufſätzen in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, gröſstentheils ohne Benennung der Quellen, aus welchen ſie geſchöpft ſind und von ſehr ungleichem Werthe, von welchen man aber nicht begreift, wozu ſie hier dienen ſollen, da ſie nichts enthalten, was zum Zweck führt.

Der *dritte* Brief iſt überſchrieben: *Beleuchtung und Wahrnehmungen, mit erläuternden und beſtätigenden Gloſſen*. Man lieſt hier Erklärungen der Namen *Chacham Hackolet*, *Oker Harim*, *Maſchgiach*, vom verlornen und wiedergefundenen *Schemhamphoraſch*, von *Hiram* und *Hiram*, *Jachin* und *Boas* u. a. Dingen mehr, ſo verworren und in und durch einander verſchlungen, daſs man die äuſserſte Mühe anwenden muſs, die Knoten zu löſen und doch zuletzt für alle Geduld und Mühe nur ſchlecht belohnt wird.

Nr. 2. enthält in *eilf* Numern die Fortſetzung der Briefe an Hn. *St.*, nebſt Auszügen aus gedruckten und ungedruckten Schriften und eigenen Aufſätzen; ein in gleichem Geiſte geſchriebenes rhapſodiſches Mancherley. In der Vorrede *glaubt* Hr. *V.*, denn *wiſſen* könne er es nicht, da ihm *Weihe* und *Salbung* fehle, unter *Schottiſcher Maurerey* die Baukunſt *Irländiſcher Altſchotten aus der aſiatiſchen Johanniſchule* verſtehen

Digitized by Google

ſtehen zu müſſen, wie dieſelbe nach des *Beda Kirchengeſchichte* und dem *Syſtem der Fr. M. Loge Wahrheit und Einigkeit zu Prag* (Philadelphia 1594.) ſeit den Jahren 196. und 664. als Wiſſenſchaft gebildeter Männer in den Klöſtern des damals noch auf der Inſel *Irland* einheimiſchen *Scotenvolks* getrieben und gelehrt worden. Hütten, Häuſer, Palläſte und Luſtſchlöſſer, Kapellen oder Kirchen und Tempel zu bauen, ſey die königliche Wiſſenſchaft der gelehrten Männer geweſen, die in ihren vier Mauern *Geometrie* und *Aſtrologie* (freylich Sterndeuterey ſtatt Aſtronomie) ſtudirt hätten, deren nächſter Beruf aber geweſen ſey, an dem *Bau des Herrn* mitzuarbeiten; im höhern Sinne des Worts: *den Tempel Gottes* zu gründen, aufzurichten, zu erweitern. Zur Erklärung des Urſprungs jener irländiſchen *Altſchottenſecte* aus der *aſiatiſchen Johannisſchule* dienen dem Vf. aus *Beda* 1) die von den gebildeten und gelehrten ſchottiſchen Biſchöfen und Aebten der damals (im 7ten Jahrh.) uncultivirten angelſächſiſchen Königen zugeſandten *Kloſter- und Kirchen-Architekten;* 2) der damalige Uebergang des roheren ſchottiſchen Baues mit Eichenbohlen und Rohrdächern zu Gebäuden aus Stein und Marmorquadern und Bedeckungen der Dächer und Bekleidungen der Wände mit *Bley;* 3) die engere Verbindung der urſprünglichen Schotten in Irland mit der aſiatiſchen Kirche in Anſehung der vom neuern römiſchen Canon ſich unterſcheidenden (judaiſirenden) Oſterfeyer, und 4) die daher im J. 664. erfolgte förmliche Abſonderung des nebſt ſeinen Anhängern in ihre Inſel *Hibernien* zurückgewanderten Schottenbiſchofs *Colman*. Dieſer habe nämlich dem ihm von *Wilfried* gemachten Einwurf, daſs *Petrus* und *Paulus* dem orthodoxen Paſchalcanon in Rom das Siegel ſeiner Göttlichkeit aufgedruckt hätten, die Autorität des Buſenjüngers Jeſu, *Johannes des Evang.*, zu Gunſten der *aſiatiſchen Liturgie* entgegen geſetzt. Um begreiflich zu machen, wie dieſe Lehre ſchon ſo früh, im J. 196., und früher nach Irland als nach Britannien habe kommen können, — denn freylich weiſs kein Geſchichtſchreiber etwas davon — iſt der Vf. ſogleich mit der grundloſen und unzuſammenhängenden Hypotheſe fertig, daſs im grauen Alterthume die phöniziſchen *Kauffahrteyſchiffe* mit ihren *reiſenden Bauleuten* zu den *Caſſiteriden* hin, an Galliens weſtlicher Küſte herauf nach *Cornwall* — (alſo doch erſt nach Britannien!) — geſteuert, von da aber durch den leichteſten Windſtoſs oder den Meeresſtrom fortgeſchoben, natürlich in die Buchten *Hiberniens* hineingebracht worden wären. *Folglich* hätten, noch ehe die Picten in Caledonien und die Britonen in Albion, auch nur erſt in Hinſicht auf ihre *bretternen* Hütten *(Lodgings)*, an feinerer Cultur Antheil erhielten, die *Schotten in Irland* ſchon, von Aſien her, Aufklärung, Bildung, Künſte und Kenntniſſe mancher Art empfangen, und *daher auch ſpäterhin* (durch phöniziſche Seefahrer, an welche damals nicht mehr zu denken war?), lange vor der Ankunft römiſcher Miſſionarien über *Gallien*, bereits ſehr früh von *aſiatiſchen Johannisbrüdern* durch die Taufe *illuminirt* werden *können*. Als Beleg zu dieſer Behauptung wird aus *Beda* L. 3. c. 4. angeführt, daſs ſchon im J. 565., alſo 31 Jahre vor der Ankunft *Auguſtins*, *Columbanus* aus Hibernien nach Britannien gekommen ſey, um den nördlichen Provinzen der *Picten* das Wort Gottes zu predigen. (Die Wahrheit iſt: daſs die chriſtliche Religion eben ſo früh und vielleicht noch früher nach Britannien als nach Irland gekommen iſt, daſs ſie aber hier ſchnellere Fortſchritte gemacht und das Kloſterleben früher Feſtigkeit erlangt hat, als im römiſchen Britannien, daſs die Lehre von der Oberherrſchaft des Papſtes, wegen der entferntern Lage Irlands erſt ſpät daſelbſt Eingang gefunden, und die irländiſchen an eine ſtrenge Lebensart gewöhnten Mönche das Bekehrungsgeſchäft im nördlichen Theile Britanniens oder Scotland, wohin die chriſtliche Religion noch nicht gedrungen war, unternommen haben.) Aus Hibernien, fährt der Vf. in ſeinem accommodirenden Auszuge aus *Beda* fort, ward die ſeitdem in Nordbritannien blühend gewordne *ſchottiſche Kirchenbauſtube* oder *ſchottiſche Andreasloge* bevölkert, ſetzte ſich über das *Primat* des *Petrus* in Rom hinweg, und hielt ſich mit *edler Verachtung eitler Kloſterlegenden* und *leerer Volksſagen* einzig an die *geſchriebene Bibel*, an die Bücher der Propheten, Evangeliſten und Apoſtel, und, was mehr werth iſt als *Orthodoxie*, befliſſerte ſich, was ſie daraus lernen konnte, in Ausübung zu bringen, um die von ihr geſtifteten Gemeinden durch einen gottſeligen und keuſchen Lebenswandel zu *erbauen*. Nach C. 3. ebendaſ. ſandte *Oswald*, König der *Northumbrer*, zu den *Aelteſten der Scoten*, durch die er und ſeine Soldaten während ſeines Exils die heilige *Taufweihe* empfangen hatte, und erbat ſich von ihnen gelehrte und arbeitſame Lehrer für ſeine Angelſachſen. Die *Mutterloge* baute *Aidan*, erſter Biſchof jenes Sprengels, auf der kleinen Inſel *Lindisfarne*, welche hernach wegen vieler Biſchöfe, Mönche und anderer Heiligen, welche dort ein ſtilles *Kloſtermaurerleben* führten, den Namen der *Heiligen Inſel* erhielt. Die *königliche Baukunſt* fand in dieſem frommen Könige ſelbſt einen eifrigen *Tempelbauherrn*: „*eccleſiam Chriſti in regno ſuo multum diligenter aedificare (Jachin) atque dilatare (Boas) curavit*" u. ſ. w. (Die Leſer mögen nun aus dieſen unbeſtimmten Andeutungen herauszubringen ſuchen, wie die erſten chriſtlichen Mönche in Schottland, welche ſich zur Lehre Johannes des Evangeliſten bekannten, mit den Fr. M. zuſammenhängen. Man ſieht wohl, daſs der Vf. einen Fingerzeig bekommen hatte; aber es fehlte ihm die leitende Idee, durch die er ihn hätte verfolgen können. Er macht dieſe Mönche geradezu und viel zu voreilend zu Fr. Maurern und ihre *Cellen* und *Klöſter* zu *Logen*. Es wundert uns indeſſen, daſs der gelehrte Vf. nicht *Buchanani rer. ſcoticar. hiſt.* nachgeſchlagen hat, wo er mehrere Stellen, beſonders eine im 5ten Buche p. 159. [edit. Fref. ad Moen. 1594.] zu ſeinem Behuf gefunden haben würde.) — S. 183. ſpricht der Vf. dem Hn. *v. Murr* nach, daſs die echte Fr. Maurerey der drey erſten Grade um das J. 1650. von einer *myſtiſch allegoriſchen, naturforſchenden, theoſophiſchen Roſenkreu-*

zer-

Digitized by Google

zer-Societät sich abgesondert habe, welches mit jener von ihm selbst vorgetragenen Hypothese nicht wohl zu vereinigen ist. S. 211. heifst es, der Ritterorden des *heil. Jacobs von Compostella* in Spanien habe den Geist der *Tempelherrn* erhalten und fortgepflanzt, wenigstens bis in das Jahr 1357. oder 58. Auch der *heil. Dominicus* habe, aufser seinem Predigerorden, noch einen *Militärorden* gegen die *Albigenser* oder *Bonshommes* gestiftet; seine *Milites Jesu Christi* hatten ein *weifses* und *schwarzes* Kreuz, das *weifse* von den *Johannitern*, das *schwarze* — worauf, so wie auf den Mantel, vermuthlich der Name *schwarze Brüder* anspiele — von dem *deutschen* Ritterorden; die *lilienweifse Lichtfarbe* aber von den *Jacobsrittern*, mit welchen unter derselben *Constellation* geboren zu seyn, ihm (dem Dominicus) ein *faustum augurium* scheinen mufste, das muthmaslich zu dem Namen *Jacobin* Anlafs gegeben habe. — Sind denn also nun, fährt Hr. *V.* fort, dessen Gewandtheit auch die heterogensten Dinge zu verbinden, man bewundern mufs, die *Jacobiner* wirklich und historisch beurkundet, die wahren *Tempelherren*, so mag es dem Beobachter der *Weltgeschichte* und des *Zeitgenius* nicht ganz unerheblich dünken, dafs die in der *schottisch-mystischen Maurerey* sehr bedeutende Zahl 45, welche aus einer Mannigfaltigkeit von Zahlen und Buchstaben beständig sich herausspielen lassen mufs (wie *Bonneville* gethan hat), als ein *hieroglyphisches Signal*, statt der *Kokarde*, noch vor wenigen Decennien zur *Losung* gehabt hat die drey Wörter: „*Wilkes and Liberty*," mit Hinwinkung auf den *schottischen* Löwen oder *North-Briton*, als Fahnenträger der *Oppositions-Independenten*. Noch bemerkenswerther findet es der Vf., dafs gerade 45 Jahre nach der Zerstörung des Reichs der nach Independenz strebenden Tempelherren im J. 1357. ein *Jacobiner* als Volksredner (Simon de Langres) zum Tumult die Gemüther erhitzte; oder wenn wir von dem *ausgezeichnetsten*, an langsamen Qualen *schwangersten* Angstjahr der Tempelherren anfangen zu zählen, sich von da an das 45ste Jahr 1358. dergestalt auszeichnet, dafs es durch den auf die *Jacobin Zaddikin* (*chaldäisch* ausgesprochen, oder *hebräisch*, *Jaakoblum Zaddikim*) oder die *Jacques Bonshommes* anspielenden Namen *Jacquerie* in der Weltgeschichte unvergefslich geworden ist, u. s. w. — Ganz besonders zeichnet sich die ziemlich weitläuftige Diatribe über die *Acacia* oder *Cassia*, in der dem Vf. ganz eignen Manier, alles Aehnliche, was ihm im Gange seiner Meditationen das Gedächtnifs zuführt, mitzunehmen und einzuschalten, aus. Das Resultat, das aus dieser hervorgeht, ist: alles weist auf *fromme Juden*, und die 15 *Freunde*, welche eine Woche nach der andern ihren vermifsten Meister suchen, endlich bey Erreichung des Grabhügels ausrufen: „*Sieh da! Moos sein Häuschen, durch Gottes Gnade!*" (*Muscus domus Dei gratia!*) zeugen von einer *Religion*, durch die sie längst *tausend Jahre für einen Tag* zu rechnen sich gewöhnt hatten. Denn merklich sind *quinze jours* die Erzeugungsquelle, woraus die *quinze compagnons* flofsen. Diese Anspielung ist nun aber ebenfalls hebräisch: Er war ein *Hiram* oder *Chiram*, lag unterm *Chaerem*, unterm *Todesbann*; aber nun *Chai! rám! Er lebt! Er richtet sich' auf!* Und welche Empfindung alsdann! Nur *eine Woche* und noch eine Woche war ihm hingeschwunden, als hätte er geschlummert. — In den nun folgenden Gedanken über die Zahlen- und Buchstaben-Hieroglyphik in *Bonneville's* Buch *über die schottische Maurerey*, findet es der Vf. bemerkenswerth, dafs gerade auch im *Jacobinerorden* das Zahlenbuchstabenspiel sich auszeichne, indem in drey grofsen *L* dreymal 50 Engel safsen, von welchen geglaubt wird, dafs diefs auf die Zahl, beides der periodisch abzuhaspelnden Psalme und der 150 Kügelchen in dem wunderkräftigen Rosenkranz, die eben so viele englische Grüfse der heil. Jungfrau hieroglyphisiren sollen, eine Anspielung bedeute. Aus den Geheimnissen der Loge *Royal-Arch* ist dem Vf. ein Wort zur Wissenschaft gekommen, das die drey Obern derselben, Jerubabel, der *Fürst*, Haggai, der *Prophet*, und Josiah, der *Priester*, ein jeder, nur einen einzigen Hauch syllabirend, dem andern zuflistern dürfe: *Je — bu — lon.* Diefs Wort *soll nichts* anders als eine Revolutionsphrasis seyn: *denn in der* von *Tyrus* über *Compostella* und *Rouen* in die Keller oder Dachstuben sich *schottisch*-nennender *Zimmergesellen* transmigrirten *galiläisch-saracenischen* Sprache heifse jenes Wort *Ge-bu-long! — Dsche-bu-long! — Ché-bou-lon! Berg erhebe dich!* womit der schottische Löwe, der Bergschotte, gemeynt sey.

(*Der Beschlufs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, in d. Walther. Hofbuchh.: *Der Harfner*, oder, nach dem Sprüchworte: es ist nichts so klein gesponnen, es kommt doch endlich an *die* Sonnen! (!) Ein Ritterspiel in drey Aufzügen, *von A. F. Gr. v. B.* 1804. 119 S. 8. (8 gr.)

Klar gesponnen — finden wir in dem ganzen Machwerke nichts, als den Beweis, dafs der Vf. weder zum Theaterdichter, noch zum Dichter überhaupt geschaffen ist. Ein altes Rittermährchen, in schlechte Dialogen gebracht, ein Pilger aus dem gelobten Lande, den sein vermeyntlicher Busenfreund dort an die Ungläubigen verrathen hat, und der nun zurückkehrt, um den Buben zu entlarven, ein roher ungeschlachter Ritter, der aber dennoch von „der *Bildnerin* Natur, die all' ihre Kunst an einem Meisterwerke erschöpfte, *und von einem Giftbecher der Verachtung* spricht, den ihm diefs Meisterwerk statt Minuelohn gereicht habe," eine tugendsame Gräfin, die sich also vernehmen läfst (S. 6.):

„Hinüber über die stillen Hügel, der seine heiligen *Gebeine* deckt, oder, wenn die Barbaren ihm dieser Ruhestätte beraubt haben, und seine Gebeine *durch die Sonnenglut zu Asche gebrannt*, von den Sturmwinden bis in die Wolken (*ohe!*) gewirbelt werden" — — u. s. w.

Das sind die Ingredienzen dieses — Ritterspiels, das wie ein Schattenspiel an der Wand an die Sturm- und Drangperiode der Ritter-Romane, die vor einiger Zeit zu Ende ging, schwach erinnert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. May 1807.

FREYMAUREREY.

1) Stade, a. K. d. Vfs.: *Pokeach Iwrim.* — — Von *Joh. Casp. Velthusen* u. s. w.

2) Leipzig, b. Crusius: *Historisch kritische Nachforschungen über Ursprung und Fortschritt, auch allmählige Ausartung der sogenannten schottischen Maurerey in Schwärmerey und Mystik, Puritanismus, Rosenkreuzerey, Idealismus* u. s. f. *Zweyter* Theil zum *Pokeach Iwrim* u. s. w.

3) *Ebendas.*, b. Ebend.: *Befestigung meiner Brüder im Glauben an Gott, Unsterblichkeit und ächt-biblisches Christenthum.* Von *J. C. Velthusen* u. s. w.

4) Leipzig, b. Gräff: *Das Ganze aller geheimen Ordensverbindungen* u. s. w.

5) Osnabrück, b. Blothe: *Versuch einer richtigen Darstellung des Fr. Maurer-Ordens* u. s. w.

6) Leipzig, b. Baumgärtner: *Magazin für Fr. Maurer* — — *Erstes* Stück u. s. w.

7) Cöthen, b. Aue: *Franz Hell* — — Herausg. von *K. A. Ragotzky* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 112. abgebrochenen Recension.*)

Von Nr. 3. sagt Hr. *V.*, dass es als praktischer Theil zu den vorigen beiden gelten könne. Es kömmt zwar darin von *asiatischen Brüdern* und *schottischen Maurern* nichts vor; aber es soll doch dazu dienen, die Brüder Fr. M. in ihrem Glauben an Gott, Unsterblichkeit und bibliſches Christenthum, als den drey wesentlichsten Angelegenheiten der echten Fr. My. gegen die Anfechtungen der asiatischen Brüder und falschen schottischen Maurer zu stärken und zu befestigen. Diese Absicht sucht Hr. *V.* durch 10 Aufsätze in Prosa und Versen zu erreichen, von welchen die Hälfte andern Vffn. eigenthümlich und aus *Klügel's* natürlicher Theologie, *Boden's* Betrachtungen über das Weltgebäude, *Cramer's* Kielischen Beyträgen und *Gellert's* Gedichten abgedruckt ist. Ein *sechster* Aufsatz: *Zusammengedrängte Uebersicht der wesentlichen Lehren des echtbiblischen Christenthums* u. s. w. ist aus dem *zweyten* Theile des *biblischen Handbuchs* des Vfs., so wie ein *siebenter: Sammlung zerstreuter prophetischer Perspective unter einen Brennpunkt*, aus einer Abhandlung über Wissen und Glauben in Rücksicht auf Religion und Offenbarung genommen. Neu und ganz theologischen Inhalts ist: *Letzte Zusammenstellung meiner Wahrnehmungen in Hinsicht auf Religion und Christenthum, zur endlichen völligen Beruhigung meines Gemüths.* Philosophischer Art sind nur *zwey* Aufsätze: *Arist, ein philosophisches Gespräch über die Einheit des Weltgebäudes und seines grossen Werkmeisters,* und *Geologischer oder geogonisch kosmologischer Beweis vom Daseyn Gottes.* Dieser Beweis ist der gewöhnliche kosmologische, angewandt auf die Entstehung der Menschen. Geologisch oder geogonisch nennt ihn der Vf. sonderbar genug, weil uns eine unwidersprechliche *Erfahrung* lehre, dass die Menschen einmal anders als durch die natürliche Geburt entstanden wären, indem die Erde anfänglich nicht allein vom Wasser ganz überdeckt, sondern sogar lose, weich und flüssig, folglich für Menschen ganz unbewohnbar gewesen sey. Was in dem Beweise von Geogonie vorkommt, ist nur Nebensache, und trägt zum Wesentlichen und zur Verstärkung desselben nichts bey. Im *Arist* ist es doch ganz widersprechend und widersinnig, wenn *Cleanth*, der die Zweifel *Arist's* gegen die Einheit der Welt und Gottes bestreitet, S. 95. erst sagt, die heil. Schrift spreche von der Einheit Gottes als von einer Wahrheit, die der cultivirte menschliche Verstand schon für sich einsehen könne, und dann doch zweifelt, ob je die Vernunft jenen Satz, ohne eine Offenbarung, für sich würde entdeckt haben.

Nr. 4. ist eine ohne alle Kenntniss und Kritik aus mancherley Schriften abschriftlich oder auszugsweise gefertigte und in buntem Gemisch aufgestellte Sammlung von Nachrichten von geheimen Gesellschaften. Sehr seltsam fängt der ungenannte Compilator, der sich unter der *nöthigen Vorrede Sf—h.* aus E. unterschreibt, mit den *Einweihungen in die Geheimnisse der ägyptischen Priester*, nach der Schrift *Crata Repoa*, wahrscheinlich deswegen an, weil er in der Meinung stehen mag, dass dieses Büchlein wirklich die echten Einweihungen der ägyptischen Priester enthalte; und nicht weiss, dass es ein Machwerk der afrikanischen Bauherren ist. Dann folgt eine höchst mangelhafte Geographie und Statistik des Fr. M. Ordens nebst der Uebersicht der Geschichte desselben, aus den *Eleusinien* des 19ten Jahrhunderts abgedruckt; ein Ritual des schottischen Grades der vollkommenen Baumeister, dessen Echtheit unverbürgt ist, und eine unvollständige Aufzählung und Charakterisirung der Maurerischen Secten. Hierauf: afrikanische Bauherren, Illuminaten, *Bahrdt's* deutsche Union, Rosenkreuzer, asiatische Brüder, *Cagliostro's* ägyptische Maurerey, *Grossing's* Harmonie- und Rosenorden, die Kreuzfrommen oder *Illuminés*, die *Chevaliers bienfaisants* oder (?) Martinisten, die Argonauten, der Mopsorden, der Orden Jesu Christi, und der Orden der wahren Patrioten und Menschenfreunde. Das dicke Buch ist voller Schreib- und Druckfehler.

Was das für *alte unbekannte* Nachrichten seyn sollen, aus welchen der Vf. von Nr. 5. seine *richtige Dar-*

Digitized by Google

ſtellung des Fr. M. Ordens geſchöpft haben will, hat ihm nicht zu ſagen beliebt. Seit 60 Jahren mag freylich mancher Bruder ſeine Einfälle und Hypotheſen über den Urſprung und Zweck des Ordens in Logenarchive niedergelegt haben; von dieſer Art ſind zuverläſſig die von dem Vf. benutzten Papiere, die er *alt* und *unbekannt* nennt. Dem ſey, wie ihm wolle, die Broſchüre giebt von ihren Quellen ſelbſt nur einen ſehr nachtheiligen Begriff; und von der Art, wie der Vf. ſeine Materialien behandelt hat, ſowohl in Rückſicht auf Methode und Anſicht als auf Schreibart, läſst ſich eben ſo wenig ein günſtiges Urtheil fällen. Das Ganze beſteht aus *fünf* Abſchnitten, die ſämmtlich gleich oberflächlich und mangelhaft ſind: I. Einleitung. II. Geſchichte des Fr. M. Ordens. III. Verfaſſung, Grundſätze und Zweck deſſelben. IV. Ueber Frauenzimmer-Fr. M. V. Darſtellung der roſenkreuzeriſchen, theoſophiſchen und anderer dergleichen Verbindungen. Nach der hier ausnehmend verworren vorgetragenen ſogenannten Geſchichte des Fr. M. Ordens ſoll derſelbe, nach einer ſchon bekannten Legende, eine Fortſetzung des Tempelherrn-Ordens durch acht, dem Untergange nach Schottland entflohene, Tempelritter ſeyn, die unter ſich eine beſondere Verbindung unter dem Namen der Architecten oder Bauherren errichtet und ſich mit nützlichen Künſten und Wiſſenſchaften, beſonders der Geometrie und Baukunſt, auch dabey mit Verbreitung der Tugend und Menſchenliebe, beſchäftigt hätten, u. ſ. w. Dafs jemand nach Beweiſen fragen könnte, iſt dem unbeſonnenen Vf. gar nicht eingefallen. Wie er ſich vor ſeinem Gewiſſen mit ſeinem geleiſteten Gelübde der Verſchwiegenheit wegen der öffentlichen Bekanntmachung ſeiner *Darſtellung*, die er für die *richtige* hält, abgefunden habe, darüber hat er ſich eben ſo wenig erklärt.

Das *Magazin* Nr. 6. iſt der Fr. Maurerey im Auslande, beſonders in Groſsbritannien, gewidmet, und ſoll hiſtoriſche Nachrichten, Abhandlungen, Beſchreibungen maureriſcher Feſte, Briefe von ganzen Logen und einzelnen Perſonen und kurze Nachrichten von merkwürdigen ausländiſchen Freymaurern mittheilen: ob auch kritiſche Anzeigen von ausländiſchen die Fr. M. betreffenden Schriften, wird nicht geſagt. Da auſserhalb Deutſchland, und ſogar in England, ungleich weniger als unter uns über dieſen Gegenſtand geſchrieben und gedruckt wird, ſo dürfte dieſes Magazin nicht von langer Dauer ſeyn, oder die Fortſetzung deſſelben nur langſam erfolgen. Schon dieſer *erſte* Heft verräth eben keinen Reichthum an Materialien. Er beſteht aus theils ſchon bekannten, theils ſehr unintereſſanten und unbedeutenden Aufſätzen von altem Datum, von welchen der Herausg., der den im J. 1805. abgefaſsten Vorbericht mit *C. L. S—ß*, M. v. St. d. □ Ap. z. d. d. A. in L. unterſchrieben hat, nicht einmal die Quellen, aus welchen ſie floſſen, anzeigt. Der Inhalt beſteht aus folgenden Stücken: 1) Vier aus dem Engliſchen überſetzte Briefe: der *erſte* aus dem *Gentleman's Magazine*, Jun. 1794., trägt aus einer kleinen franzöſiſchen Schrift eines Hn. *Lefranc*, *der zurückgezogene Schleyer* etc. *zweyte* Ausg. Paris 1792. die Meinung vor, *daſs die* Fr. M. zum Verfall der Sittlichkeit und zur Revolution in Frankreich in einem hohen Grade *mit beygetragen* habe, und die *drey letzten* widerlegen ſie. 2) u. 3) ſind Adreſſen der groſsen Loge in London *an* den König und den Prinzen von Wales, vom J. 1793. 4) u. 5) Ueber Urſprung, Fortgang und Zweck der Fr. M., zwey in einer Loge zu Charlestown in Nordamerika gehaltene Vorträge, vom J. 1793. 6) *John Locke's* ſchon längſt bekannter Brief an den Grafen v. Pembroke, nebſt dem demſelben beygelegten alten Fr. M. Examen und *Locke's* Anmerkungen dazu. 7) *J. Sommerville's* kurzer Entwurf der Geſchichte der Fr. M. in Schottland, wahrſcheinlich vom J. 1778., ſo wie 8) die in einer Loge zu Edinburgh gehaltene Trauerrede auf den verſtorbenen Groſsmeiſter William St. Clair von Roslin. 9) Die bey Beerdigungen beobachtete Feyerlichkeit, und 10) die alten Conſtitutionen der fr. und angenommenen Maurer. Aus einem ſehr ſeltnen *engliſchen* Buch mit Kupferplatten abgedruckt, ſagt der Herausg. in einer Anmerkung, ohne das ſeltne Buch zu nennen. Hier davon nur der Anfang und die erſte Stiftung der Kunſt der Maurerey; alte Legenden, verlegene, längſt aus der Mode gekommene Waare.

Nr. 7. iſt ein revidirter, hier und da veränderter Abdruck der im *Taſchenbuch für Fr. M.* (Köthen, b. Aue) enthaltenen Bruchſtücke von *Fr. Hell's* maureriſchem Leben, mit kunſt- und nutzloſen Bilderchen geziert. *Fr. Hell*, der ſeinen ſehr unintereſſanten Lebenslauf zur Lehre und Warnung für andere junge und unerfahrne Fr. M. und Nichtmaurer hier *ſelbſt* erzählt, wird im *erſten* Theile als ein junger *eitler* Windbeutel erſt in die drey Johannisgrade *der Freymaurerey*, dann in eine Roſenkreuzerloge und in die ſchottiſche Freymaurerey aufgenommen, ohne dafs ſeine Neugierde nach dem Geheimniſs befriedigt wird. Im *zweyten* Theile erzählt er auf 104 Seiten von ſeinem Aufenthalt in einem Benedictiner-Kloſter; von einem empfindſamen Pater Cöleſtin, der hier eine ganz müſſige und langweilige Rolle ſpielt; von Myſterien, welche die Mönche des Kloſters unter Ruinen feyern, zu welchen er zwar nicht gelaſſen wird, am Ende aber doch von dem gar freundlichen und offenherzigen Prälaten erfährt, dafs der Zweck aller geiſtlichen Orden und würdigen geheimen Verbindungen der *chriſtkatholiſche Glaube* ſey. Nun lernt er einen Bruder kennen, der ihn und mehrere Brüder *ſeiner* Loge in den Weltreformationsplan *einweihen will*, aber mit dem Verſuche ſcheitert, und *kommt dann* endlich an den rechten Mann, durch *deſſen* Hülfe er zum vollen Anſchauen des Lichts *im* innern Heiligthum des Ordens gelangt, von welchem Lichte im Allgemeinen viel Rühmliches geſagt, aber, wie ſich leicht denken läſst, nicht ein einziger kleiner Strahl mitgetheilt und wahrgenommen wird. Das groſse Reſultat dieſer weitſchweifigen, an Thatſachen armen,

Er-

Erzählung ist: dass man nicht durch eignes Studium und Nachforschen, sondern einzig durch den Orden selbst, auf dem einfachen und geraden Logenwege, zu den höchsten Kenntnissen desselben gelangen könne. Die Erzählung besteht wohl gröfstentheils aus Erdichtungen, und ist mit Logenreden, Vorschlägen zu Verbesserungen, und mit Bemerkungen über Gegenstände des Logenwesens, ohne gediegenen Gehalt, durchwebt. In einer Rede wird das Schreiben und Lesen maurerischer Bücher für unnütz und verderblich erklärt, weil die Maurerey ihren Unterricht in sich selbst vollende, und keiner fremden Belehrung bedürfe, die nur irre führe. Um jedoch gegenwärtiger Schreiberey den Ausgang in das Publicum noch offen zu lassen, werden solche Schriften von jenem Verdammungs-Urtheil ausgenommen, welche den Zweck haben, die Brüder zur Erfüllung ihrer Pflichten zu ermuntern, sie vor dem Ueberspringen der gesetzten Schranken zu warnen, und sie mit den Gefahren bekannt zu machen, die daraus entspringen, wenn man andern als solchen Offenbarungen, die die Logen mittheilten, Gehör gäbe. Wenn aber schon der Logenunterricht alles umfafst, was einem Maurer zu wissen nöthig ist: so ist und bleibt auch dieses Buch, zumal da es selbst für den Lehrling nichts Neues, und für den Kundigern nichts Belehrendes, weder in historischer noch dogmatischer Hinsicht enthält, ganz unnütz und entbehrlich.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Rein u. Comp.: *Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung.* Eine historische Uebersicht der ersten Niederlassung der Holländer, der Einnahme durch die Britten 1795., und der verschiedenen Staatsabsichten, die die holländische und brittische Regierung daselbst beobachteten; desgleichen eine Skizze seiner geographischen Lage, seiner Erzeugnisse, der Sitten und Gebräuche seiner Bewohner u. s. w. Mit einer Uebersicht der politischen und merkantilischen Vortheile, welche England aus dem Besitz desselben ziehen könnte. Von *Robert Percival*, Hauptmann bey dem achtzehnten königl. irländischen Regimente, und Verfasser einer Beschreibung der Insel Ceylon. Aus dem Englischen frey übersetzt. 1805. XVI u. 326 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *Seume*, als Dichter und Beschreiber eigener Reisen rühmlich bekannt, bekam von dem Verleger den Auftrag, dieses Buch zu übersetzen, und er that dies, wie er in der Vorrede sagt, so gut er konnte, wobey er indessen aufrichtig gesteht, dass es besser gewesen wäre, wenn er mehr Naturhistoriker und Geograph gewesen wäre. Wäre er das erstere gewesen: so würde er wohl nicht *Börse* (S. 46 f.) zu einem Geschlecht von Fischen gemacht, sondern statt dessen *Brachsen* oder *Brassen*, nicht *Kohlbaum* sondern *Kohlpalme* gesagt, und *Guavoes* und *Squashen* als englische Wörter verbannt, auch die deutschen oder beybehaltenen englischen Benennungen durch die aus dem Linneischen Systeme erläutert haben. Wäre der Uebersetzer mehr mit der aufsereuropäischen Geographie bekannt: so würde er nicht den alten Namen des jetzt so genannten Vorgebirges der guten Hoffnung, *Cabo di tormento*, *Vorgebirge der Angst*, sondern *stürmisches Vorgebirge* verdeutschen, nicht Saldahna-Bay, sondern Saldanha-Bay S. 13 f. schreiben, nicht an der Südseite von Afrika eine de la Goo S. 14., oder de la Goe-Bay S. 34., sondern eine Lagoa-Bay kennen; nicht Muysenberg (S. 27. f.) für Musenberg halten (denn was haben die Musen mit dem südlichen Theile von Afrika zu thun?), sondern, wenn ja der holländische Name nicht beybehalten werden soll, dafür *Mäuseberg* gebrauchen. Uebrigens müssen wir gegen einen Misverstand, wozu Hr. *S.* selbst Gelegenheit gegeben hat, warnen. Er nennt seine Uebersetzung eine *freye* Uebersetzung, und mancher möchte glauben, er habe den Sinn nur im Allgemeinen zu fassen und nach seiner Art mitzutheilen gesucht, auch sich mehrere Freyheiten mit dem Urtext erlaubt, zugesetzt, abgeschnitten, aus der Stelle gerückt, je nachdem er es für besser befunden hätte. Hr. *S.* gehört zu den *treuen* Uebersetzern, und wenn er auch hin und wieder etwas ausgelassen oder zusammengezogen haben sollte: so ist es selten und des Sinnes unbeschadet geschehen. Rec., der gegenwärtig das Original nicht vor sich liegen hat, kann nur von der Güte der Uebersetzung nach angestellter Vergleichung mit der Ehrmann'schen urtheilen. Allein diese Vergleichung, die, wie es sich von selbst versteht, nicht über das ganze Buch hat gehen können, giebt ihm Beyspiele an die Hand, wo Hr. *S.* den Sinn besser getroffen hat, als Hr. *E.* S. 17., wo von der Anlegung der holländischen Kolonie die Rede ist, heifst es bey Hn. *E.*: *Auch schien es, als hätten die Hottentotten mit den andern Wilden in den Waldgegenden einen Bund gemacht, sie* (die Holländer) *zu ängstigen.* Wer waren aber die andern Wilden, die, aufser den Hottentotten, die Kolonisten ängstigen konnten? Da sich diese Frage nicht beantworten läfst: so hat Hr. *S.* das Original besser verdeutscht, der S. 15. *des übrigen Wildes der Wälder, das sich mit den Hottentotten vereiniget habe*, erwähnt, und von den wilden Thieren, mit welchen die Kolonisten zu kämpfen hatten, ist vorher und nachher die Rede. — S. 54. nach Hn. *S* zeigen sich Hyänen, Wölfe und Schakals, *um den Jägern in der Nacht das Vergnügen zu versetzen*, d. i. das Vergnügen, welches sie bey Tage auf der Jagd nach Wildpret, Rebhünern u. s. w. gehabt haben, zu verderben oder zu verleiden. Hr. *E.* läfst sie als eine *Zugabe zu dem Vergnügen des Jagdliebhabers in der Nacht* erscheinen. In der lesenswürdigen Vorrede bestreitet Hr. *S.* die politischen Meinungen seines Autors, und vertheidigt sich gegen Aeufserungen eines Pariser Journalisten über seinen Spaziergang nach Syrakus. Wir würden uns noch mehr freuen, Hn. *S.* in der Reihe der Uebersetzer von Reisen anzutreffen, wenn uns nicht die Erinne-

innerung an seinen Spaziergang die Frage abgenöthigt hätte: warum ist er nicht selbst wieder spazieren gegangen? — In Ansehung des Werthes, das dem Buche des Hn. *Percival* beyzulegen ist, verweisen wir auf die Recension in unserer A. L. 1806. Nr. 189.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *München*, b. Lentner: Ὁμήρου Βατραχομυομαχία. Oder *Homers Froschmeuskrieg*, übersetzt von *Xaver Weinzierl*, Lehrer der griech. u. latein. Literatur. 1804. 42 S. 8. (5 gr.) — Unter der stillschweigend für erwiesen angenommenen Voraussetzung, dass niemand anders, als der alte Verfasser der Iliade und Odyssee das parodirende Lied der Batrachomyomachie gesungen habe, setzt Hr. *W.* in der Zuschrift an seine Schüler ein prächtiges Lob Homers aus mancherley Stellen der Alten bunt zusammen, nur beklagend, dass der, dessen Liedern das Alterthum einen ewigen Klang verheissen, *schon seit grauen Zeiten in den Schulen verstummt sey*. Wir wissen nicht, was dem Vf. *graue Zeiten* heissen, und von welchen Schulen er spricht. Aber so viel wissen wir, dass es in dem nördlichen Deutschland keine Schule von einiger Bedeutung giebt, auf welche des Vfs. Wehklage passen könnte. Wir selbst kennen deren mehrere, wo die Batrachomyomachie mit Knaben gelesen wird, die sich so eben über die ersten Kapitel des Gedikeschen Lesebuchs zu erheben anfangen; die reifern werden mit der Iliade und Odyssee beschäftigt. Dabey hegt man aber nicht die Erwartung, mit welcher sich Hr. *W.* schmeichelt, als ob jenes Scherzgedicht, in welchem, die Wahrheit zu gestehen, Scherz und Witz überaus dünn gesäet sind, *der Geschmack* zur Lectüre der grössern Homerischen Gedichte gebildet werden könne. Man ist zufrieden, wenn es als *grammatische* Vorbereitung dient.

Dieses Werk, oder vielmehr diese Homerische Propädeutik, besteht aus drey Theilen: dem griechischen Texte, der zur Seite stehenden metrischen Uebersetzung, und einem philologischen Anhängsel. Der Text scheint auf gutes Glück aus irgend einer der ältern Ausgaben abgedruckt zu seyn, und führt noch jenseit *Barnes* hinauf. Daher selbst metrische Fehler, wie v. 42. ἀπέφυγεν u. v. 47. ἀπέφυγεν beybehalten worden; anderer Lesarten nicht zu gedenken, die in den Wolfschen Ausgaben längst mit bessern vertauscht waren. Die Worte sind übrigens ziemlich richtig gedruckt, aber der Wirrwarr der Accente und ihr willkürliches Hin- und Herschwanken ist fast komisch. Nicht minder willkürlich scheinen die Regeln der Verskunst, nach denen die Uebersetzung gefertigt worden. Ein Hypermeter S. 27.: *Einen grossen, schweren Stein im Felde, die Last der Erde*, und der um einen Fuss zu kurze Vers S. 25.: *Merkt es und flieht und plumpt vom Gestade hinunter* — und dieser andere: *hüpft er flüchtig hinunter, und schleudert den Schild weg*, mögen verschrieben seyn; aber was soll man zu Versen sagen wie S. 5.: *Budete einst den seidenen Bart im nachbarlichen Teiche, kostend des honigsüssen Quells. Gleich erblickt sie ein Sumpffreund*, oder noch weiter hinauf im Eingange v. 6.: *Wie die Mäuse gen Frösche als stattliche Krieger hinzogen*, und mit gleicher Scansion v. 78.: *nach Kreta hinführte*. v. 120: *Lasset die Körper uns dann mit stattlichen Waffen ausrüsten*. v. 148.: *da er der Frösche Schwimmen nachäffte*. v. 149.: *doch auf und lasst uns rathschlagen*. v. 154.: *wenn sie im raschen Sturm auf unsre Glieder losstürzen*. Von andern Fehlern dieser unhomerischen Hexameter wollen wir schweigen, nur diess eine erinnernd, dass von dem Spondeus selten anders, als an unrechten Stellen Gebrauch gemacht wird; wie S. 17. Backenbausers *Schwimmkunst* erfreut ihn. v. 134. Woher der *Aufruhr*, und welch' ein Getümmel. v. 143. Sobald der furchtbare *Ausruf* der Mäuse. v. 243. *die spitze Meerbinse* u. s. m.

Nicht viel genauer hat es der Uebers. mit der Richtigkeit des Ausdrucks genommen. Dass er v. 50. *Käs' von süsser Milche geronnen* sagt, um den Vers zu füllen; und v. 147. *er ersäufte nur spielend im Teiche*, ein transitives Zeitwort in neutraler Bedeutung braucht; und wiederum v. 157. *Schwimmen lernten sie nie, so müssen im* Teich sie ersäufen. ist nicht zu rühmen; aber der Mangel der Richtigkeit zeigt sich vorzüglich in dem oft verfehlten, bald zu hoch, bald zu niedrig genommenen Tone, meist, wie es scheint, um die komische Wirkung zu befördern, der mit vorzüglicher Laune auch in den Namen der Helden des König *Backenbauser*, der Königin *Mehlleckerin*, des *Töpfebekriechers*, *Käseaushebers*, *Leckermann*, *Vielquaker*, *Pfutzenheim* u. a. reichlich getrieben wird. So ist v. 11. der μυοχαρὴς (der Herausg. hat statt μυοχάρης) πολύφημος ein Sumpffreund, *hoch mit der Rede begabt*; und dagegen, wahrscheinlich um des Contrastes willen, ἵκεο δ' ἰφθίζατο τοῖσι, *und quacket folgende Worte*. Ihm ist es nicht genug, wenn der prahlende Physignathos sagt: βατράχων ἡγεμόνες ἠμὲν πάντα. Ihm ist es: Ich *rühme* mich der Frösche *ewigen Herrscher*. Wenn das Original *die Köche* der Sterblichen rühmt v. 41. κομμύτιες χύτρας ἀρτύμασι πᾶσιν ἀνωγοῖσι, so heisst es hier: wenn sie mit *hundertfachem Gewürz die Töpfe verschönen*. v. 44. οὐ δεῖ ἀδίκως, κλαῖε μάτην ἔμπα φοβοῦτο. *Zwar ist der Mensch von Riesengrösse, doch fürcht' ich ihn selbst nicht*, wo auch die Stellung der letzten Worte sinnwidrig ist. v. 68. κύμασι περφυίοις κατελάζετο. *Doch als ihn die schwarzen Wogen umschlugen*, und πολλὰ βαχείων. *da hub er bitterlich an zu weinen*. v. 72. Φίλιππε χρυόεντες ἀνάγκη· *vom kalten Todesschauer ergriffen*. v. 7[illegible] πολλὰ δ' ἰάπτω· *da heulte er jammernd*. Wir zeichnen noch eine Stelle aus der Rede des Physignathos S. 7. aus, die, ohne das Original zu befragen, niemand richtig verstehn wird:

Aber wie würd' ich dein Freund, von dir von Natur, verschieden?
Denn du lebst ja im Wasser; doch mir ist alles beschieden,
Was den Gaumen der Menschen entzücket.

Dieser letzte Satz, um die unschicklich gewählten *Ausdrücke* darin nicht zu rügen, hat vollkommen das Ansehn einer Einwilligung. Das Original sagt etwas ganz anders.

Die philologische Zugabe, um auch von dieser zu reden, besteht in einer *Erklärung der eigenen Namen*, Doppelwörter (soll heissen *der zusammengesetzten Wörter*) *und einiger Stellen*. Ausser der Etymologie der Namen, wie sie in mehren Ausgaben der Batrachom. stehen, findet man hier einige pragmatische Bemerkungen; z. B. zu v. 65., wo Pfiharpax schnell des Physignathos Rücken besteigt: „Prinz Brosamräuber war hier zu hastig. Er vergass der Lehre: ἡ ἁβρότης βουλὴν τιτρώσκει." Auch S. 40. eine kritische: „Der Krebs, heisst es hier, ist für den Uebersetzer eben so furchtbar, als für das Mäusevolk. Denn er ist ganz mit Doppelwörtern bepanzert. Auch scheint die Lesart unrichtig; bald hat nach ihr der Krebs Hände, χειρότμητος; bald ist er Händelos: ἀχειρίης. Ich lese also vielleicht durch eine *glückliche* Aenderung ἰσχειρότμητος." Nach dieser glücklichen Aenderung würde der Vers also lauten:

βλασσί, ἰσχειρότμητος, ἀπὸ στείρου ἰσοφόρτης.

und in der That, wenn die ganze Batrachomyomachie auf diese Weise und mit solchem Glücke emendirt würde: so würde sie mit Hn. *W.* Uebersetzung in der vollkommensten Uebereinstimmung stehn. Dieser *palmaria emendatio* ist S. 41. folgende Erklärung zugesellt: ἰσχειρότμητος (in diesem Anhange enthält sich der Vf. der Accente und Spiritus) von ἰσχυρὸς, stark, und τένω. *Nervus in collo, qui ad ultimos usque talos protenditur. Cervix.* Nacken."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. May 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Henrichs, und TÜBINGEN, b. Cotta: *Archives Littéraires de l'Europe;* ou Melanges de Littérature, d'Hiſtoire et de Philoſophie. Par une Société de Gens de Lettres. Suivis d'une Gazette Littéraire Univerſelle. *Tom. I.* 1804. XC u. 414 S. — *Tom. II.* LXXVI u. 440 S. — *Tom. III.* LXXXIV u. 418 S. — *Tom. IV.* LXIV und 443 S. — *Tom. V.* 1805. LXXXII u. 430 S. — *Tom. VI.* C u. 440 S. — *Tom. VII.* LXXXVIII und 432 S. — *Tom. VIII.* LXXVI u. 420 S. — *Tom. IX.* 1806. LVIII u. 432 S. gr. 8. (Jeder, aus *drey* Heften beſtehende Band, für die Abonnenten, 9 Franken; der Jahrgang von *zwölf* Heften 30 Franken, oder 8 Rthlr.)

Zu der Sammlung und der Herausgabe dieſer, ſich durch vielſeitiges Intereſſe empfehlenden, Zeitſchrift hat ſich eine zahlreiche Geſellſchaft von Gelehrten vereint, deren Namen gröſstentheils ſchon rühmlich bekannt ſind. Der Umſchlag jedes Stücks nennt folgende: *Suard, Morellet, Paſtoret, Segur* den Aeltern, *Malouet, Bourgoing, Garat, Mathieu Dumas, Degérando, Savoye Rollin, Lafleyrie, Depradt, Lechevalier, Villers, Vaſalli, Bleſſig, Correa-de-Serra, Paroletti, Stapfer, Schweighäuſer, Pfeffel, Fiſcher, Butenſchön.* Das dabey befindliche *etc.* ſteht aber nicht überflüſſig. Der Plan iſt weit umfaſſend; er ſoll ſich auf alle Gegenſtände menſchlicher Erkenntniſſe erſtrecken, die ein allgemeines Intereſſe haben, blofs mit Ausſchlieſsung der rein ſcientifiſchen. Eine Reihe anziehender, gründlicher und mannichfaltiger Aufſätze zu liefern, und das Publikum mit allen wichtigen Erzeugniſſen der neueſten Literatur der vornehmſten europäiſchen Länder bekannt zu machen, iſt der zwiefache Hauptzweck der Herausgeber, verbunden mit der Abſicht, Werke des Auslandes, beſonders deutſche, durch Auszüge und Ueberſetzungen in Frankreich bekannter zu machen, und von merkwürdigen Verſtorbenen die Lebensumſtände mitzutheilen. Jedem Hefte iſt dann noch, mit den angegebenen römiſchen Seitenzahlen bezeichnet, nach dem Muſter unſrer Intelligenzblätter, eine *Gazette Littéraire* beygefügt.

Dem Redacteur dieſer Zeitſchrift und ſeinen Mitarbeitern gebührt das Lob, dafs ſie dieſen Plan mit vieler Sorgfalt zu befolgen, und faſt jedem Hefte neues Intereſſe und Zeitſchriften dieſer Art ſo vortheilhafte Mannichfaltigkeit zu ertheilen gewuſst haben. Aus den vorliegenden *ſieben und zwanzig* Heften wollen wir nur einige der vornehmſten Aufſätze nachweiſen, und ihre Anzeige unter beſondre Hauptklaſſen bringen.

1) *Originalaufſätze über verſchiedene Gegenſtände. Degérando* über literariſches und philoſophiſches Verkehr unter den europäiſchen Völkern macht ganz ſchicklich den Anfang des *erſten* Bandes, der von eben dieſem Vf. auch noch eine Unterredung mit *Saint-Martin* über die Schauſpiele enthält. Die Anekdote von dem falſchen Prinzen von Modena iſt unterhaltend genug; und noch mehr iſt es das Memoire des verſtorbenen Prinzen *von Aiguille* über ſeine geheime Sendung nach Schottland an den engliſchen Prätendenten. Gleiche Auszeichnung verdienen *Morellet* über den Geiſt des Widerſpruchs; und *Schweighäuſer*, über den gegenwärtigen Zuſtand der Philoſophie in Deutſchland; eine kurze Darſtellung, der neuern Syſteme, worin *Jacobi's* Verdienſt um die Prüfung und Beſtreitung derſelben zwar vorzüglich geprieſen, und dann hinzugeſetzt wird: *Mais il faut à l'Allemagne une philoſophie dogmatique, il lui faut des ſyſtemes épineux et difficiles que les profeſſeurs de philoſophie puiſſent commenter dans leurs leçons et dans leurs ouvrages, dont les eſprits ſpéculatifs, qui s'occupent d'autres ſciences puiſſent imiter le langage myſtérieux et la méthode ſans ceſſe nouvelle.* In eben dieſem *erſten* Bande findet man auch einen kurzen, aber leſenswerthen Aufſatz über *Kant* von Hn. *Villers*, etwas mehr als bloſser Auszug deſſen, was er über ihn, und über den Charakter und die Tendenz der kritiſchen Philoſophie in der Vorrede ſeines bekannten Werks, *La Philoſophie de Kant*, geſagt hat. — Zu den beſten Stücken der folgenden Bände gehören: *Malouet's* hiſtoriſche Betrachtungen über die Herrſchaft zur See bey den ältern und neuern Völkern, im Auszuge; *Paſtoret's* Unterſuchungen und Bemerkungen über die Aufwandsgeſetze der Römer, während ihrer freyen Verfaſſung; die Ideen über das moraliſche Verderbniſs der franzöſiſchen Sprache: Hn. *Walkenaer's* Schreiben an die Herausgeber, über ungedruckte Handſchriften *Monteſquieu's*, nebſt vier bisher noch ungedruckten Abſchnitten ſeines Verſuchs über den Geſchmack; eine ſtatiſtiſche Abhandlung über den gegenwärtigen Zuſtand der Bergwerke in Schweden; über die Liebe zum Leben im ſpäten Alter, von Hn. *Ch. Vg.* (vermuthlich *Vanderbourg*, der auch der vornehmſte Redacteur dieſer Zeitſchrift ſeyn ſoll;) über den *Dämos* des *Parrhaſius*, von Hn. *Quatremère de Quincy*, der auch die Erklärungen dieſes Gemäldes von andern Gelehrten, auch die von *Wieland*, einer Prüfung unterwirft; eine hiſtoriſche

Digitized by Google

rische Zusammenstellung der zu verschiednen Zeiten gemachten Versuche einer Vereinigung der christlichen Religionsparteyen; über den musikalischen Ausdruck, von *Morellet;* über die Philosophie des *Euripides*, von *Prévost;* neue Untersuchungen über die Entdeckung Amerika's; über das Ideal in den zeichnenden Künsten, von *Quatremère de Quincy;* über den Einfluss des Geistes der Meditation auf die Wissenschaften, von *Degérando;* über die Gleichförmigkeit der alten französischen und englischen Gesetze, von *Bernardi;* über die verschiedenen Eintheilungsarten der Zeit und den Ursprung des Kalenders, von *Ebendemselben;* über den Ursprung und Fortgang der Poesie; über die Sitten zur Zeit Ludwigs XIV. — Auch findet man im *ersten* und *zweyten* Bande fünf Briefe von *Voltaire* an Friedrich den Grosen, und zwey von Katharina II. an den Ritter *v. Zimmermann;* welche letztern aber schon früher in deutschen Schriften bekannt gemacht waren.

2) *Biographieen und Charaktere.* *Herder's* Nekrologie von *Degérando*, der mit dem trefflichen Manne in literarischem Verkehr stand, und hier seinen Charakter treffend genug entwirft. Im Allgemeinen heisst es von seinen Schriften: *Ce qui distingue éminemment toutes les productions sorties de la plume de cet écrivain, c'est une noblesse constante dans les pensées et les expressions, une vive et brillante imagination, la facilité, l'abondance, la variété, le coloris. On lui a reproché, peut-être avec assez de fondement de la diffusion, un trop grand luxe de figures, et trop peu de sévérité dans le choix des formes et des tournures.* — Ein mit *E. H.* bezeichneter Aufsatz über *Lichtenberg* betrifft vornehmlich die sonderbare Mischung des Kühnen und Scheuen in seinem Charakter, die Selbsterkenntnis, und die Einwirkungen der Vapeurs auf die Einbildungskraft. — *Kant's* Charakteristik von *Villers* ist schon oben erwähnt. — Ueber *Klopstock* und dessen Messiade, mit *B.* unterzeichnet. Einer von dem Dichter selbst einem ausgewanderten Franzosen aufgegebenen Uebersetzung der Episode von *Dilean* im funfzehnten Gesange des Messias, werden verschiedne Anekdoten von der Unzufriedenheit *K's.* mit den bisherigen verunglückten Versuchen ähnlicher Art vorausgeschickt; und zuletzt wird darin sein Widerwille gegen *Voltaire*, doch wohl mit Unrecht, aus dem Missvergnügen hergeleitet, weil dieser ihn nicht unter den berühmtesten epischen Dichtern genannt habe: *Il a bien parlé, disait-il, de l' Iliade qu'il n'entendait pas, du Paradis Perdu, qu'il n'entendait guère. Que lui en fut-il coûté d'en faire autant pour la Messiade?* — In den Auszügen aus Briefen des Abbé *Vauxelles* über England wird eine Charakterschilderung von *Wilkes* gegeben. — Prof. *Ström* an einer Normalschule zu Kopenhagen beschreibt in einem von ihm selbst aus dem Dänischen übersetzten Aufsatze die *Pestalozzische* Erziehungsmethode. — Aus des Hn. *von Halem* Lebensbeschreibung des Russ. Kais. Generalfeldmarschals, Grafen *von Münnich*, liefert Hr. *Vanderbourg* einen Auszug in mehrern Heften dieser Zeitschrift, und Hr. *Schweighäuser* eine Notiz über *Schöpflin.* — Nachrichten von dem Leben und den Werken des Grafen *Vittorio Alfieri*, von Hn. *de Fallette Barol*, Mitglied der Turiner Akademie. — Der Versuch über die Geschichte der *Prinzessin von Ahlen* ist meistens Auszug aus der 1732. herausgekommenen, und ziemlich selten gewordenen, *Histoire secrète de la Duchesse d'Hannovre*, für deren Vf. von einigen *v. Bielfeld*, von andern *v. Pölnitz* gehalten wird. — Ueber Madame *Geoffrin*; charakteristische Züge aus den Lobsprüchen, welche *Thomas*, *d'Alembert*, und ein Dritter, hier blos durch *M. L. M.* bezeichnet, dieser berühmten Beschützerin der französischen Gelehrten ertheilt haben. — Auszug der von *Dazincourt* über den grosen komischen Schauspieler *Preville* gegebenen Notiz. — Ueber das Leben und die Werke des *Johannes von Salisbury*, oder, wie er hier heisst, *Jean de Sarisberi.* — Ein schöner Aufsatz über *Lavater*, vom Prof. *Meister* in Zürich, der von einer Vergleichung zwischen *L.* und *Diderot* ausgeht, die manchem Leser unerwartet, aber durch folgende treffende Gegeneinanderstellung einleuchtend seyn wird: *Si Diderot n'avait pas eu le malheur d'être Athée, la sensibilité de son ame eût été plus douce et plus vraie; les conceptions de son génie auroient été moins sombres, moins irrégulières. Si Lavater avait été moins dévot, moins théologien, son imagination eût été plus variée et plus brillante; la suite de ses idées plus ferme, plus liée, plus étendue; il eût moins écrit sans doute, mais ses productions auroient atteint plus de grandeur et plus de maturité; il eût obtenu plus d'admiration, mais peut-être eût-il mérité moins de reconnaissance; le cours entier de sa vie eût été tout à-la-fois moins célèbre et moins utile.* — Eine Nekrologie *Schiller's* ist den Herausgebern von einem ungenannten deutschen Gelehrten zugesandt, mit dessen Ansichten sie nicht ganz *einstimmig* sind. Dies hat einige Noten veranlasst. — *Nachrichten von Georgius Syncellus* welche *Hr. Schweighäuser* bey Gelegenheit eines vom National-Institut ausgesetzten Preises sammelte, ohne sich jedoch um diesen bewerben zu wollen. — Ueber *Sir William Jones's* Leben, Schriften und Briefwechsel, aus seiner Biographie vom Lord *Teignmouth* gezogen. — *Abailard's* Leben, eine Abkürzung seiner und *Heloisens* bekannten Biographie von *Barrington.*

3) *Kritiken* über Bücher und Schriftsteller. Eine scharfe Rüge der Indiscretionen mancher deutschen Reisebeschreiber, und besonders des Kapellmeisters *Reichardt*, wegen der beiden *ersten* Bände seiner vertrauten Briefe, aus Paris geschrieben, weil der Vf. dieser mit *Ch. Vg.* unterzeichneten Kritik es für *nothwendig* hielt, *de dénoncer une bonne fois aux honnêtes gens ces voyageurs-espions, non de la police, mais de la curiosité de leurs compatriotes, qui viennent — — s'introduire dans les sociétés publiques ou particulières, afin d'imprimer ensuite tout ce qui s'y fait ou s'y dit.* Von den vielen Personen in Paris, über die Hr. *R.* sich unbedachtsame, oder wie sie hier genannt werden, *unverschämte* Urtheile erlaubt hat, wird

Digitized by Google

wird ein zahlreiches Verzeichniſs aufgeführt, obgleich manche derſelben noch gut genug wegkommen, und er oft nur an ihrer Geſichtsbildung, Friſur oder Kleidung etwas auszuſetzen fand. Auch Hn. *Ewald's* Plaudereyen über ſeine Reiſe nach Hamburg und Holſtein werden ſcharf gerügt. Indeſs werden doch Hr. *D. Meyer*, *Fiſcher*, und andre deutſche Reiſebeſchreiber von dieſer nicht mit Unrecht getadelten Klaſſe derſelben ausgenommen. — Eine kurze und vortheilhaftere Kritik über *Heyne's* Ausgabe des *Homer*, die beſonders jenes Gelehrten Ideen über das äoliſche Digamma betrifft. — Ueber *Klopſtock* und ſeine *Meſſiade*, begleitet von einer unter des Dichters Augen und zu ſeiner Befriedigung verfertigten Ueberſetzung der Epiſode von *Dilean*, im funfzehnten Geſange. — Ueber *Delille's* franzöſiſche Ueberſetzung der *Aeneis*, deren groſse Schwierigkeiten eingeſtanden, deren einzelne Schönheiten anerkannt, deren Mängel aber auch nicht verſchwiegen, meiſtens aber doch dem ganz verſchiedenen Genius der beiden Sprachen und ihres Versbaues zugeſchrieben werden. — Ueber die Frau *von Genlis*, beſonders über ihre *Souvenirs de Félicie*, die darin vorkommenden nicht immer intereſſanten und oft unrichtigen Anekdoten, unter welchen die, welche die Frau *du Deffant* betreffen, am umſtändlichſten berichtigt werden. — Ueber den Dichter *Quinault*, und die von *Boileau* über ihn gefällten Urtheile, denen man zu viel Härte vorzuwerfen pflegt; aber ſie wurden gefällt, ehe *Qu.* ſeine Opern ſchrieb, worin er ſich ſelbſt und ſeine früher gelieferten ſehr mittelmäſsigen Trauerſpiele ſo ſehr übertraf. — Ueber Hn. *de Pauw* und ſeine Meinung von der Schönheit des weiblichen Geſchlechts in Griechenland, die gegen ihn in Schutz genommen wird. — Ueber *Marmontel's* Memoiren und die darüber gemachten Kritiken. — Ueber das Lehrgedicht, *la Navigation*, von *Esmenard*, einem noch nicht reifen, aber aller Ermunterung würdigen jungen Dichter. — Ueber *Delille's* Ueberſetzung des verlornen Paradieſes von *Milton*, die von Seiten des Poetiſchen dem Original nicht nur gleich, ſondern oft überlegen, geſchätzt, in der aber die Schilderung der Charaktere, der Geſinnungen und Leidenſchaften minder gelungen erkannt wird. — Ueber *Sainte Croix* kritiſche Prüfung der Geſchichtſchreiber Alexanders des Groſsen. — Ueber das Trauerſpiel, *les Templiers*, von *Reynouard*, deren vornehmſte Fehler dem Beſtreben zugeſchrieben werden, dem rühmlichen Andenken Philipps des Schönen nicht allzu nahe zu treten. — Ueber den Roman, *Mathilde*, von Mad. *Cottin*, deren Talent ſich mehr durch die Anlage und lebhafte Färbung ihrer Gemälde, als durch feine Schattirung derſelben auszeichne. — Kritiſche Bemerkungen über die verſchiednen Schriftſteller, über die Gröſse der Römer und ihren Verfall. *Boſſuet* und *Monteſquieu* ſind in dieſer Hinſicht von ihren Nachfolgern, unter denen auch die Schrift von *Meiners*, aber nur als Compilation, genannt wird, nicht übertroffen worden. — Ueber das ſpaniſche Heldengedicht, *l'Araucana*.

4) *Ueberſetzungen* giebt es ſehr viele, faſt in jedem Hefte dieſer Zeitſchrift; und die meiſten darunter aus dem *Deutſchen*. Nur dieſe wollen wir kurz anzeigen. Nur ſtellenweiſe, aber ſehr glücklich, hat Hr. *Vanderbourg* die *Grazien* von *Wieland* in mit Verſen gemiſchte Proſe übertragen, und ſie mit dem kleinen Luſtſpiele, *les Graces*, von *Sainteſoix* verglichen. Ganz überſetzt ſind: einige Fabeln von *Pfeffel*; die Inſel Iſchia, von *Nicolovius*; oben ſchon erwähnte Stücke von *Lichtenberg*; zwey kleine Gedichte von *Claudius*; eine Ode vom jüngern Grafen zu *Stolberg*; Briefe über die Landſchaftmalerey von *Köppen*; über die Geduld, von *Garve*, nur zum Theil; eine Erzählung vom Hn. *von Ramdohr*; Diogen unter den Büchern, aus *Bouterweck's* Muſeum; Charakter König Karls XII. von Schweden, aus *Herder's* Adraſtea, die Erzählung, *Hann und Gulpenht*, von *Wieland*; Heſir und Jedida, von *Pfeffel*; die Pythagoräerinnen, von *Wieland*; über die älteſten Zeitkürzungen, von *eben demſelben*; die ſchöne Seite der deutſchen Literatur, von *Bouterweck*; über den Rolandsgeſang, von *Adelung*; das Maulthier ohne Zügel, eine Erzählung von *Wieland*; über *Mäcen's* Charakter, von *e. D.* — Muthmaſslicher Anfang der Menſchengeſchichte, von *Kant*; — Rechenſchaft des achtzehnten an das neunzehnte Jahrhundert, ein Bruchſtück von *Lichtenberg*; aus den im *achten* Bande ſeiner Schriften befindlichen vermiſchten Gedanken über äroſtatiſche Maſchinen; — Ein Auszug aus dem verklagten Amor, von *Wieland*.

Wien, b. Ant. Gaſsler: *Tyroler Almanach* auf das J. 1802. 223 S. gr. 8.

Ebendaſ., b. Andr. Gaſsler: *Tyroler Almanach* auf das J. 1803. 279 S. gr. 8.

Ebendaſ., b. Ebendemſ.: *Tyroler Almanach* auf das J. 1804. 278 S. gr. 8.

Ebendaſ., b. Degen: *Tyroler Almanach* für 1805. 232 S. kl. 8.

In den letzten Jahren der öſtreichiſchen Herrſchaft über Tyrol ward für die Naturgeſchichte, Statiſtik und Geſchichte dieſes Landes viel gethan. Die erſtere war der Lieblingsgegenſtand Sr. K. Hoheit des Erzherzogs Johann; die Erſteigung der Ortlesſpitze, die Reiſen des Naturforſchers *Gebhardi*, und die Vorbereitung eines koſtbaren botaniſchen Kupferwerkes über die Tyroler Alpenpflanzen, welches von Sr. K. Hoheit noch zu erwarten ſteht, ſind Früchte dieſer edlen Bemühungen. Für Statiſtik und Geſchichte dieſes Landes hat mächtig gewirkt Freyherr *Joſeph Hormayer von Hortenburg*, k. k. Hoffecretär bey der geheimen Hof- und Staatskanzley, der Sohn des k. k. Regierungskanzlers zu Inſpruk (geſt. 8. Aug. 1779.), der Herausg. und Vf. der mehrſten Aufſätze in dieſem Almanache. Durch ein glückliches Zuſammentreffen mehrerer günſtigen Umſtände, durch eignen Fleiſs, geerbte Sammlungen ſeines Vaters, durch vertrauten Umgang und Unterſtützung eines *B. Dayſer*, k. k. Hofraths bey der geh. Hof- und Staatskanzley, *Mumelters*, *Eyberg* u. ſ. w. durch Aufmunterung und vorleuchtendes Beyſpiel eines

Joh.

Digitized by Google

Joh. v. Müller, und durch sein Amt ward er in den Stand gesetzt, für Tyrols Geschichte und Statistik mehr zu thun, als je noch ein Tyroler gethan hat. In diesen Almanachen und in den kurzen Beyträgen zur Geschichte von Tyrol sind die Grundsteine seiner Geschichte von Tyrol niedergelegt, die nun mit aller Zierde und Kraft der Darstellung ausgeschmückt, bey Cotta in Tübingen erscheint, und wovon der *erste* Band bereits gedruckt, der *zweyte* unter der Presse ist. Sein Almanach ward, wie der östreichische Besitz von Tyrol, durch den Presburger Frieden unterbrochen, aber in seinem Archive für die Geschichte und Statistik von Süddeutschland ist manches aufbewahrt, und in den folgenden Bänden dürfte noch mehr davon zum Vorschein kommen, was zur Begründung der Statistik und Geschichte von Tyrol gehört, und was für folgende Jahrgänge jenes Almanachs bestimmt war. Auch jetzt da er als Herausg. und Bearbeiter des östreichischen Plutarchs, die Stunden seiner Muse der Geschichte der östreichischen Monarchie, als seines zweyten Vaterlandes, widmet, wird sein erstes Vaterland auch ferner Antheil an seinem vielumfassenden literarischen Fleisse haben.

Rec. zeichnet aus den vorliegenden Jahrgängen zuerst dasjenige aus, was für das ernsthafte Studium der Geschichte und Statistik gehört. Dahin rechnet er *aus dem Jahrg.* 1802. das Tyroler Landlibell vom J. 1511. oder den Freyheitsbrief dieses Landes von K. Maximilian. Die Tyrolische Landzuzugs-Ordnung und Instruction vom J. 1704. — Aus dem *Jahrg.* 1803. Die Geschichte des bayr. Einfalls in Tyrol vom J. 1703. Die Verhandlungen des Landtages zu Botzen 1508. Ueber die in den bayrischen Häusern Dachau und Andechs gewöhnlichen Titel Herzog von Dalmatien und Meran, wozu auch die Geschichte dieser Häuser in den Jahrg. 1804. und 1805. gehört. (Diese Abhandlung hat eine andere des Hn. *v. Engel* in der Zeitschrift von und für Ungern veranlasst, worin gezeigt wird, dass dieses Dalmatien das sächsische Dalmatien sey, und diess Meran nicht in Tyrol, sondern in Sachsen liege.) Beytrag zur Geschichte der öffentlichen Verwaltung in Tyrol, mit einer Liste aller seiner Statthalter, Kanzler, Hofkammer- und Gubernialpräsidenten, Landeshauptleute und Burggrafen. Der türkische Bothschafter zu Stams im Jahr 1497. *Mumelters* Biographie. – *Aus dem Jahrg.* 1804. Die Schmalkaldischen Bundesverwandten in Tyrol, aus der Handschrift des tyrolischen Kanzlers Burglechner. Uebergabs-Urkunde Tyrols an das Erzhaus Oestreich 1363. Der Kardinal Hadrian in Tyrol. — Die Eroberung von Kufstein 1504. Biographie des Georg v. Freundsberg. — *Aus dem J.* 1805. Der Bauernkrieg von 1525. aus der Handschrift des oben gedachten *Burglechner*, ein herrlicher Beytrag zur Geschichte der Entstehung, aber auch baldigen Unterdrückung der Reformation in diesem Lande. Römische Monumente in Tyrol. Biographie des Freyherrn Joseph Ignatz v. Hormayer — ein für Sohn und Vater gleich ehrenvolles ihm gesetztes Denkmal — und des Freyherrn Jos. v. Sperges, Referendars der ital. Angelegenheiten bey der k. k. g. Staatskanzley. Statistischer Abriss von Vorarlberg, welches bis 1804. unter dem Insbruker Gubernio stand — von Lindau — von der Grafschaft Rothenfels. — Bevölkerung Tyrols samt Trident und Brixen im J. 1804.

Nebenbey hatten alle diese Jahrgänge des Almanachs eine rühmliche patriotische Tendenz. Sie erzählen die Geschichte der neuesten Kriegsbegebenheiten von Tyrol, und die Heldenthaten der Tyroler bey Beschützung ihres Landes und der Monarchie. Theils liefern sie hiedurch bedeutende Beyträge zur neuesten Kriegsgeschichte — theils erwecken sie bey jedem parteylosen Beobachter warmes Interesse für das Land und dessen wackere Bewohner, Achtung gegen die östreichsche Regierung, die sich die treueste Anhänglichkeit dieses deutschen biedern Gebirgsvolkes zu erwerben wusste, und ein gutes Vorurtheil für die Verfassung dieses Alpenlandes, die auf ausgezeichneten bürgerlichen Freyheiten des Bürger- und Bauern-Standes beruhet. Wer kann z. E. im Jahrg. 1802. ohne Bewunderung die Thaten der Tyroler wider die Joubertische Heeresabtheilung im J. 1797., welche aus aktenmäfsigen Quellen beschrieben sind, lesen? und im Jahrg. *1804. die* Vertheidigung der Position bey Feldkirch *1799? Das* Mädchen von Spinges am 2. April 1797. auf der dortigen Kirchhofmauer, Johann v. Gräff, Dominik. v. Cazan, Jacob Sieberer, Christian Stark, Peter Haider, Bernard dal Ponte, Pater Pirminius Berghofer, Johann Vanzetta und andere mehr, denen hier der Vf. das verdiente Ehrendenkmal aufgestellt hat, werden, welchen Ausgang zuletzt auch die Sache ihres Vaterlandes trotz ihrer Bemühung nahm, nicht nur in der Zeitgeschichte, sondern vielleicht auch in einer unparteyischen Weltgeschichte unserer Nachkommen fortleben.

Die in diesen Almanachen vorkommenden Gedichte sind ebenfalls dem Tyroler Heldengeiste älterer und neuerer Zeiten gewidmet. Einige derselben sind vom *Hn. Weissenbach*, D. der Medicin und Chirurgie, *aus Tyrol:* und wenn gleich die Kritik die feinste *Feile und die* höchste Vollendung vermissen sollte, so sind sie doch nicht ohne innern Werth. Das Lied von Tyrol von diesem Vf. verwebt literarisch-artistische Erinnerungen an *Grödner*, *Zauner*, *Anich*, *Knoller*, *Schöpf*, *Kapeller*, *Mumelter*, *Jordan*. Die historischen Balladen sind wahrscheinlich vom Freyherrn v. Hormayer selbst. Z. E. jene betitelt Graf Albrecht von Tyrol 1158. die Retterin von Bregenz 1408. Der Burghauptmann zu Seeben 1097. Heinrich der Stolze vor Ambrass 1136.

Noch muss Rec. etwas von den Kupferstichen erwähnen, womit diese Almanache reichlich und zweckmäfsig ausgestattet sind. Das Tyroler Schützen Leben und das Tyroler Landsturmgefecht sind zwey auch in artistischer Rücksicht vorzügliche Blätter des Jahrg. 1802. Jacob Sieberers und Peter Haiders *Portraite* befinden sich in eben demselben. *Der Jahrg. 1803. enthält* ein schön radirtes Blatt betitelt: Die Passeyrer Schützen auf dem Scharler Joche; dann die Bildnisse Oswalds von Wolkenstein und Mumelters (ein Brustsẗück). *Jahrg.* 1804. Bildnisse des Georg v. Freundsberg, und des B. Sperges. *Jahrg.* 1805. Bildniss des Erzh. Johann. Ein paar historische Kupfer von Neidl. Die Schlösser Greifenstein und Firmian von Ponheimer.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. May 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Ruprecht: *Herbert Marsh's*, Mitgliedes des Johannis-Collegii zu Cambridge, *Anmerkungen und Zusätze zu J. D. Michaelis Einleitung in die Schriften des Neuen Bundes.* Nebst einer *Abhandlung* über die Entstehung und Abfassung unserer ersten drey kanonischen Evangelien. Aus dem Englischen — von *E. F. K. Rosenmüller. Zweyter* Theil. 1803. 332 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der *erste* Theil des englischen Werks, welcher in *drey* Octav-Bänden die Uebersetzung des *ersten* Bandes der *Michaelis'schen* Einleitung nebst den dazu gehörigen trefflichen Anmerkungen des gelehrten Engländers umfasste, ist mit gebührendem Lob in unsrer A. L. Z. 1794. Nr. 197., und der *erste* Theil der deutschen Uebersetzung von *Marsh's* Anmerkungen in den Ergänz. Bl. (zur A. L. Z. 1785 — 1800.) Jahrg. 2. Nr. 79. angezeigt worden. Alles was dort von den gründlichen und ausgebreiteten philologischen, kritischen und historischen Kenntnissen, von der bewundernswerthen Belesenheit in den (selbst auch kleinen) Schriften deutscher Gelehrten, von dem Scharfsinne, der Bedächtlichkeit und dem Fleisse des Vfs. der Anmerkungen rühmliches gesagt worden ist, bestätigt sich vollkommen durch die Fortsetzung des Werks, welches nicht nur wegen der vielen und erheblichen Zusätze, die oft neue Untersuchungen enthalten, sondern auch wegen einer kaum glaublichen Menge von Berichtigungen grösserer und kleinerer von *Michaelis* begangener Versehen eine durchaus unentbehrliche Beylage zu dessen *Einleitung* ist. Schade nur, dass Hr. *M.* so langsam fortrückt. Der vor uns liegende Band zerfällt in *zwey* Abschnitte, deren letzterer die auf dem Titel angegebene Abhandlung begreift, der *erstere* aber die Anmerkungen und Zusätze zu einem nur kleinen Theil des *zweyten* Bandes des *Michaelis'schen* Werks, nämlich zu dem was darin über die drey Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas gesagt war, enthält. Um zu einer genaueren Anzeige der nur gedachten Abhandlung Raum zu gewinnen, begnügen wir uns, aus dem *ersten* Abschnitte nur einige der erheblichern und ausführlichern Zusätze des englischen Bearbeiters bemerklich zu machen. Dahin rechnen wir die Behauptung, (die uns jedoch nicht mit hinlänglichen Gründen unterstützt zu seyn scheint) dass Matthäus die chronologische Ordnung der Begebenheiten genauer als Marcus und Lucas beobachtet habe, S. 5 — 12. und 39. und die Untersuchungen, wie die 6 Tage vor Ostern (Joh. 12, 1.) mit den 2 Tagen vor Ostern (Matth. 26, 2. und Marc. 14, 1.) zu vereinigen seyn; S. 15 — 18. über die von einigen dem Ammonius, von andern dem Tatian beygelegte Harmonie; S. 22 — 30. über die irrige Meinung derer, welche die Verlegung der Geburtsfeyer Christi auf den 25. December von der bestimmten Zeit des heidnischen Festes *Natalis Invicti* herleiten; S. 43 — 45. über die Dauer des öffentlichen Lehramts Christi; S. 45 — 54. und endlich die Behauptungen, dass Matthäus und Levis einerley Person seyen; S. 68 — 74. dass Matthäus sein Evangelium erst geschrieben, als Paulus und Petrus schon in Rom waren; S. 82 — 90. und dass die Original-Sprache des Evangelisten Matthäi die aramäische gewesen sey; S. 91 — 108. Die Bemerkungen des Vfs. wird man einer aufmerksamen Berücksichtigung auch selbst da werth finden, wo man die daraus hergeleiteten Resultate nicht unbedingt unterschreiben möchte. Dieser letzte Fall könnte hie und da wohl vorkommen. Denn in der That scheint Hr. *M.* bey seinen Untersuchungen über die drey ersten Evangelien nicht ganz so unbefangen gewesen zu seyn, als er sich bey der Bearbeitung des *ersten* Theiles seines Werks gezeigt hatte, sondern seine Vorliebe für die Hypothese von einem Ur-Evangelio hatte Einfluss auf manche seiner Urtheile, und musste ihn haben, wenn Inconsequenz vermieden werden sollte. Ein einziges Beyspiel mag hier stehen. Bey dem versuchten Beweise, dass Matthäus hebräisch geschrieben habe, nimmt er S. 94. 95. an, Irenäus sey in seinem Zeugnisse von der Ursprache des Buchs keineswegs blos ein Echo des Papias, sondern habe wahrscheinlich auch auf die Autorität seines hochverehrten ehemaligen Lehrers Polykarp gebaut, und Polykarp, der ja nach Irenäi Angabe mit verschiedenen Aposteln umgegangen war, *musste* doch wissen, ob Matthäi Evangelium ursprünglich hebräisch oder griechisch geschrieben sey. Aber mit diesem wissen *müssen*, ist es eine bedenkliche Sache. Freylich, wenn wir einen Kritiker unsrer Zeit in Polykarps Lage versetzen, so ist gewiss, dass dieser nichts angelegentlicheres würde gehabt haben, als von den Aposteln zu erforschen, wann, wo, für wen, in welcher Sprache, aus welchen Quellen jedes neutestamentliche Buch geschrieben sey? Allein nicht so die ehrlichen Polykarpusse jener Tage, die von Kritik und allen dahin einschlagenden Fragen auch nicht die allerentfernteste Ahndung hatten; ihnen war es genug, ein Buch aus treuen Händen empfangen zu haben, um es zu benutzen, unbekümmert um die Umstände seines Entstehens. Diese letzteren erhielten erst eine Wichtigkeit,

Digitized by Google

keit, seitdem die katholische Kirche über die Annahme unsrer vier Evangelien sich vereinigt hatte, und nun mit häretischen Parteyen in Streit über Echtheit oder Unechtheit dieses oder jenes Buchs gerieth. Da hätte man gern die Geschichte jedes Buchs wissen mögen, um davon im Kampfe mit den Gegnern Gebrauch zu machen. Aber nun war es zu spät. Statt zuverlässige historische Data finden zu können, deren Aufbewahrung man, weil man ihre Wichtigkeit nicht ahndete, vernachlässigt hatte, mufste man mit unsichern, oft aus Mifsverstand entsprungenen, Sagen vorlieb nehmen, und die Lücken wurden dann mit eignen dreist ersonnenen Conjecturen ausgefüllt. An diese wahre, aber immer noch nicht genug beachtete, Beschaffenheit der angeblichen Zeugnisse der Kirchenväter über Gegenstände der besagten Art kann nicht oft genug erinnert werden.

Wir wenden uns zu der *Abhandlung über die Entstehung und Abfassung unserer drey ersten Evangelien*, welche wie den gröfsten, so auch den wichtigsten Theil dieses Bandes ausmacht. Hr. *M.* hatte hier einen Vorgänger an Hn. *Eichhorn*, der schon ehe jener schrieb, die Hypothese von einem hebräischen Ur-Evangelio als der gemeinschaftlichen Quelle unsrer drey Evangelien in seiner allgemeinen Bibliothek der biblischen Literatur umständlich vorgetragen hatte. Aber die *Eichhornische* Deduction unserer Evangelien aus dem Urevangelio befriedigte Hn. *M.* durchaus nicht. Er stellte daher die Untersuchung ganz von neuem an, und kam zwar auch auf das Resultat, dafs ein Urevangelium angenommen werden müsse, unterschied sich aber von seinem Vorgänger in sehr wesentlichen Punkten. *E.* läfst unsre heutigen Evangelien erst gegen Ende des zweyten Jahrhunderts zum Vorschein kommen; *M.* hingegen setzt sie in die Lebzeiten der Männer, deren Namen sie führen. Nach ihm sind diese Männer die wahren und eigentlichen Vff. dieser Bücher, und zwar ganz in derselben Form wie wir sie noch jetzt in Händen haben, aufser dafs wir statt des hebräischen Originals des Matthäus nur eine wörtlich genaue griechische Uebersetzung davon besitzen; nach *E.* hingegen hat z. B. Matthäus an dem ihm beygelegten Buch weiter keinen Antheil, als dafs er eine von unbekannten Leuten mannichfaltig überarbeitete und mit allerley Zusätzen bereicherte Copie des Urevangeliums revidirt und etwas anders geordnet haben soll, worauf aber späterhin wieder andere unbekannte Leute das von Matthäus revidirte Exemplar abermals überarbeitet und nicht nur mit einer Menge kleiner Zusätze, sondern auch mit einer beträchtlichen Anzahl neu hinzugefügter Abschnitte vermehrt haben. Dem gemäfs behauptet denn auch Hr. *E.*, dafs man bey einem grofsen Theil unsers ersten Evangeliums (ungefähr bey einem Drittheil desselben) völlig ungewifs bleibe, ob die darin enthaltenen Erzählungen die Autorität des Matthäus für sich haben möchten oder nicht, ja dafs von einer nicht geringen Anzahl Abschnitte (nicht etwa von den zwey ersten Kapiteln allein) schlechthin geläugnet werden müsse, dafs sie von Matthäus herrühren, oder auch nur genehmigt seyn, vielmehr geradezu von *manchen* gesagt werden dürfe, sie seyen apokryphisch; *da hingegen Hr. M.* allen Abschnitten unsrer Evangelien (*wofern* nicht etwa die Kritik ihre Unechtheit mit *anderweitigen* Gründen darthun kann,) die Sanction eines *Apostels* oder eines namentlich bekannten Gehülfen *der Apostel* vindicirt, und hierin so weit gehet, dafs er *S. 299.* Note 24. ausdrücklich bemerkt, seine Hypothese vertrage sich vollkommen wohl mit der Lehre von der Eingebung, zwar nicht mit der wörtlichen Eingebung, aber mit der Inspiration, wie sie von gelehrten Theologen erklärt und darein gesetzt werde, dafs der heilige Geist die heiligen Schriftsteller vor Irrthümern bewahrte und dazwischen trat, wenn sie ohne seinen Beystand in Gefahr zu irren gewesen wären. (Dessen ungeachtet ward der redliche *Marsh* von seinen hyperorthodoxen Landsleuten seiner Hypothese wegen beynahe verketzert. Wie viel glücklicher ist in diesem Punkte nicht ein deutscher Gelehrter!) Endlich benutzte Hr. *E.* den weiten Spielraum von länger als einem Jahrhundert, den er sich vorbehielt, sehr gut, um darein die lange Reihe von Operationen *so vieler* Ueberarbeiter, Bereicherer, Zusammenschreiber, Ordner, abermaligen Ueberarbeiter und Uebersetzer zu vertheilen, welche Operationen und *resp.* Manipulationen ihm nöthig schienen, um nicht nur unsere drey Evangelien, (auf welche sich Hr. *M.* beschränkt,) sondern auch noch eine Menge andrer apokryphischen, von denen nur Bruchstücke übrig sind, vor unsern Augen entstehen lassen zu können. Hr. *M.* aber, durch den viel kürzeren Zeitraum, innerhalb dessen er sich halten zu müssen glaubte, mehr beengt, sah sich genöthigt, auf einfachere Mittel zu denken, um denselben Zweck in Hinsicht auf unsere *drey* Evangelien auf einem kürzeren Wege und schneller zu erreichen. Und eben diese (freylich nur *relativ*) gröfsere Simplicität der *Marshischen* Hypothese *konnte* ihr vielleicht vor der *Eichhorn'schen* in dem Urtheil mancher, die die Annahme eines Urevangeliums nun einmal für nöthig halten, den Vorzug verschaffen. Um so mehr möchte es nöthig seyn, nachdem ein anderer unserer Mitarbeiter die *Eichhorn'sche* Hypothese, so wie sie von ihrem berühmten Urheber in dem *ersten* Bande seiner Einleitung in das N. T. erweitert und verbessert vorgetragen ist, bereits 1805. Nr. 127—132. ausführlich recensirt hat, nun auch noch eine beurtheilende Darstellung der *Marshischen* Ansicht eines so interessanten Gegenstandes in diesen Blättern niederzulegen.

Die Abhandlung ist in *siebzehn* Kapitel getheilt. I. *Allgemeine Darstellung der Untersuchung.* Die sehr häufige, oft sogar wörtliche Uebereinstimmung der drey Evangelisten mache durchaus *nothwendig*, *eins* von beiden anzunehmen: entweder *Matthäus*, Marcus und Lucas copirten einer von *dem* andern, oder alle drey schöpften aus einer *gemeinschaftlichen* Quelle II. *Von denen welche annehmen, daß die spätern Evangelisten aus den früheren genommen haben.* Der möglichen Fälle sind sechs. Die Gelehrten werden genannt, welche für den einen oder den andern Fall sich erklärt haben.

Digitized by Google

haben. (Seitdem Hr. *M.* dieſs ſchrieb, ſind in Deutſchland noch mehrere neue Hypotheſen, oder doch neue Modificationen vorher ſchon aufgeſtellter verſucht worden.) *Die* Verſchiedenheit der Meinungen unter denen, *die* zu dieſer Klaſſe gehören, entſpringe aus der *Uneinigkeit* über die Zeit, wann jeder Evangeliſt *geſchrieben* habe. Nun aber könne keiner dieſer Gelehrten für die Richtigkeit der von ihm angenommenen Zeitfolge, in welcher die Evangelien nach einander geſchrieben ſeyn ſollen, einen tauglichen Beweis führen. Daher die Unſicherheit aller bisherigen, zu dieſer Klaſſe gehörigen Hypotheſen. III. *Ueber Griesbachs Hypotheſe insbeſondre.* *G.* habe die ſonſt gewöhnliche Methode umgekehrt, und aus dem Gebrauch der in einem Evangelium von den andern gemacht ſey, auf das frühere oder ſpätere Datum eines jeden zurückgeſchloſſen. Seine Meinung ſey: α) Lucas habe den Matthäus gebraucht; (dieſs hat er aber nur beyläufig geſagt, ohne die Art des Gebrauchs, worauf es wohl ankäme, näher zu beſtimmen und zu erörtern;) und β) Marcus habe den Matthäus und den Lucas in der Maſse benutzt, daſs er aus dieſen beiden ſein ganzes Buch, nur allein 24 Verſe ausgenommen, zuſammen getragen habe. Hr. *M.* urtheilt, es könne aus dieſer Hypotheſe die wörtliche Uebereinſtimmung des Marcus mit Matthäus und Lucas, die vom erſteren befolgte Anordnung der Begebenheiten, und daſs deſſen Buch das alles enthalte was es enthält, erklärt werden; auch ſey ſie vereinbar damit, daſs bey Marcus manches Wichtige fehle, was Matthäus und Lucas haben. Allein es komme nun darauf an, ob nicht eine andere Hypotheſe die drey erſtgenannten Erſcheinungen eben ſo gut (und natürlich), und die letzte noch befriedigender erkläre; vornehmlich aber ſtehe ihr im Wege, daſs ſie ſich mit gewiſſen, bisher nicht beachteten (weiter unten anzuführenden) Erſcheinungen in der wörtlichen Harmonie der Evangelien nicht vertrage. IV. *Von denen, welche annehmen, daſs unſre Evangeliſten eine gemeinſchaftliche Urſchrift, oder mehrere gemeinſchaftliche Urſchriften gebraucht haben.* Hier werden angeführt die Meinungen *Le Clercs*, *Koppes*, *Michaelis* in der *vierten* Ausgabe ſeiner Einleitung, *Semlers*, *Leſſings*, *Niemeyers*, *Webers*, *Halfelds* und *Rußwurms*. V. *Ueber Eichhorns Hypotheſe insbeſondere.* Dieſe konnte hier nur nach der früheren Darſtellung ihres Urhebers in ſeiner allgemeinen Bibliothek beſchrieben werden. Hr. *M.* geſtehet ihr mehrere Vorzüge vor andern Hypotheſen zu, bittet jedoch ſeine Leſer, ihr Urtheil noch zu ſuſpendiren, bis er die ſchon Kap. 3. angedeutete, aber bisher nicht (auch von *E.* nicht) beachtete Erſcheinung in das nöthige Licht werde geſetzt haben. Auſserdem macht er die gegründete Einwendung, daſs die in Frage ſtehende Hypotheſe den wichtigen Umſtand nicht erkläre, daſs die drey Evangeliſten oft in langen Stellen ſelbſt in den gebrauchten Worten ganz genau übereinſtimmen. (Dieſem Mangel hat nun *E.* in ſeiner ſpäteren Darſtellung dadurch abhelfen wollen, daſs er zu Rettung ſeiner Haupt-Hypotheſen noch drey neue Hülfs-Hypotheſen annahm, nämlich eine griechiſche Ueberſetzung des noch reinen unveränderten Ur-Evangeliums, ſodann eine griechiſche Ueberſetzung eines ſchon vermehrten Exemplars des Urevangeliums, und endlich noch eine griechiſche Ueberſetzung eines andern, gleichfalls, aber mit andern Zuſätzen, vermehrten Exemplars des Urevangeliums; die erſte ſollen alle drey Vff. unſrer Evangelien, die zweyte die Vff. unſers Matthäus und Marcus, die dritte die Vff. unſers Matthäus und Lucas zur Hand gehabt haben.) VI. *Von denen, welche die beiden vorhergehenden Hypotheſen verbinden.* *Boltens* und *Herders* Meinungen werden vorgetragen und Einwendungen gegen beide gemacht. VII. *Darlegung der parallelen und übereinſtimmenden Stellen in den drey erſten Evangelien; Reſultat daraus; verſchiedene ſehr merkwürdige Erſcheinungen in der wörtlichen Harmonie der drey erſten Evangelien.* Hier will nun der Vf. den Grund zu ſeinem eignen Kunſtgebäude legen. Den Weg dazu bahnt er ſich durch die Behauptung, daſs von den vielen vorher aufgezählten Hypotheſen keine *Einzige* vermöge, *alle* Erſcheinungen in unſern Evangelien zu erklären. (Der Vf. und andre Liebhaber eines Urevangeliums ſcheinen ein beſonderes Gewicht darauf zu legen, daſs *Eine* Hypotheſe *alle* Erſcheinungen begreiflich machen müſſe. Aber fürs erſte, wo iſt ein Grund zur Annahme einer ſolchen Nothwendigkeit? Warum z. B. muſs dieſelbe Vorausſetzung, durch welche die auffallend groſse und durchgängige Harmonie des Marcus bald mit Stellen des Matthäus, bald mit Stellen des Lucas volles Licht erhält, überdieſs auch zugleich noch die geringere und ſeltnere Harmonie zwiſchen Lucas und Matthäus erklären? Kann nicht die letzte eine ganz andere Urſache haben als die erſte? Ja, wird nicht eben dadurch eine Hypotheſe, welche *Facta* erklären ſoll, unwahrſcheinlich, wenn ſie *alle* durch Vorausſetzungen erklärt, die alle über Einen Leiſten geſchlagen ſind? Und zweytens iſt ſelbſt die Hypotheſe eines Urevangeliums nichts weniger als einfach, ſondern aus einer groſsen Menge bloſs hypothetiſcher Vorausſetzungen und Combinationen zuſammengeſetzt.) Die tabellariſche Zuſammenſtellung der griechiſchen mit kurzen Bemerkungen verſehenen Texte der parallelen und wörtlich übereinſtimmenden Stellen unſrer Evangelien iſt mit ungemeinem Fleiſs gemacht, und auch zu ganz andern Zwekken brauchbar. Sie hat *vier* Abtheilungen: nämlich Abſchnitte 1) welche alle drey Evangeliſten, 2) welche bloſs Matthäus und Marcus, 3) welche bloſs Marcus und Lucas, 4) welche bloſs Matthäus und Lucas gemeinſchaftlich haben. In allen dieſen wörtlich einſtimmigen Texten hat nun der aufmerkſame und ſcharfſehende Vf. 15 Erſcheinungen beobachtet, welche ſeiner Meinung nach ein ſicheres Kriterium ſind, nach welchem jede Hypotheſe über den Urſprung unſerer drey erſten Evangelien beurtheilt werden könne: denn nur diejenige, welche *alle* dieſe Erſcheinungen erklärt, ſey die wahre. Einige der bedeutendſten und von dem Vf. vorzüglich angewendeten Erſcheinungen ſind folgende: obgleich Marcus und Lucas in den Erzählungen, welche allen dreyen Evangeliſten gemein ſind,

Digitized

sind, im Ganzen genommen öfter in Worten differiren als harmoniren, so tritt doch gleich Harmonie zwischen ihnen ein, so bald Matthäus mit Lucas harmonirt; und umgekehrt: ob schon Marcus und Lucas in den allen dreyen Evangelisten gemeinschaftlichen Erzählungen nicht selten in dem Gebrauch derselben Worte zusammentreffen, so hört doch dieses Zusammentreffen in den Stellen auf, welche nur allein diese beiden zusammen haben, Matthäus aber nicht hat; ferner: zwischen Matthäus und Lucas ist eine merkwürdige Uebereinstimmung in den Stücken, welche diesen beiden Evangelisten eigen sind; so bald aber Marcus dieselbe Erzählung auch hat, hört die Uebereinstimmung zwischen jenen beiden auf, es sey dann, dass auch Marcus wörtlich jenen beystimme; oder mit andern Worten: in allen Perikopen, welche den drey Evangelisten gemein sind, erzählen Matthäus und Lucas immer die nämlichen Dinge mit verschiedenen Worten, ausgenommen in den Stellen, wo beide zugleich mit Marcus übereinstimmen; noch weiter: in den häufigen kleineren Zusätzen, welche Marcus und Lucas gemeinschaftlich in Matthäi Erzählungen einschalten, findet sich nur einer, wo sie sich derselben Worte bedient haben; und eben so ist unter den ganzen Abschnitten, welche nur in diesen beiden Evangelisten angetroffen werden, nur ein einziger und zwar kurzer Abschnitt, wo ihre Worte gleichlautend wären; u. s. w.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt a. M., b. Eichenberg: *Wider die Gefahr in öffentlichen Kanzelvorträgen zu stocken oder gänzlich zu verstummen.* Ein Versuch, in Briefen, als Beytrag zur Theorie der Kanzelberedtsamkeit, von *Joh. Philipp Lang*, des Königl. Preuss. Instituts der Moral und schönen Wissenschaften ordentlichem Mitgliede. 1805. X und 150 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. redet mit eigner Kenntniss und durch Lectüre unterstützt über seinen Gegenstand in *sechs* Briefen. Zuerst giebt er den wörtlich concipirten und memorirten Kanzelvorträgen, vor den vorgelesenen und den blofs disponirten den Vorzug, führt dann die Gründe für diese Behauptung aus, setzt vorzüglich den Gewinn dieser Art des Vortrags für Declamation und Action ins Licht, und beantwortet die Einwürfe gegen die Zulässigkeit des Memorirens. Die Schwierigkeiten der empfohlenen Manier gesteht der Vf. zu, beleuchtet aber auch die Fehler, durch welche man sie verdoppelt, so wie die Fehler im Geschäft des Memorirens, und ertheilt die bewährtesten Rathschläge und Hülfsmittel, sich das Geschäft des Memorirens zu erleichtern. Hiebey die ältere und neuere Geschichte der Gedächtnisscultur, *Schenkels, Sommers, Klübers, Aretins, Dilschets* Bemühungen, deren Gewinn für den Prediger als gering dargestellt wird. Ferner zeigt er die Schwierigkeiten auf der Kanzel selbst, fürs erste diejenigen, welche von Eigenheiten des Geistes oder des Körpers des Redners herrühren; dann die Störungen von aufsen, durch Menschen und durch zufällige Begebenheiten. Erstere müssen, so weit sie es fähig sind durch das Interesse der Predigt gewonnen, letztere durch Geistesgegenwart bestritten werden. Zuletzt wird gezeigt, wie man zu diesen Eigenschaften gelange. — Die Schreibart des Vfs. ist gut und lebhaft, so dass das kleine Buch jungen Predigern auch in dieser Rücksicht zu empfehlen ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Lüneburg*, b. Herold und Wahlstab: D. *Christian Ernst Fischer's*, Hofr. und Prof. der Therapie und Klinik zu Jena, *Abhandlung vom Krebse des Ohrs*, nebst Beschreibung eines merkwürdigen Falles. Aus dem Latein. übersetzt. 1804. 12 S. 4. mit einer Kpfr. (8 gr.) — Der achtungswürdige Vf., welcher seit Ostern d. J. seine Lehrstelle zu Jena niedergelegt hat und jetzt wiederum als praktischer Arzt zu Lüneburg lebt, beschreibt in diesem Antrittsprogramme seines ehemaligen akademischen Lehramtes einen merkwürdigen und höchst seltenen Fall. Ein 20 jähriger Bauer hatte schon vom achten Jahre an ein Jucken bemerkt, das von einem schorfichten Ausschlage des Kopfes herrührte, sich an das rechte Ohr zog und vom Reiben wund ward. Eine Röthe und Geschwulst kam hinzu, das Uebel aber blieb in diesem Zustand einige Jahre. Um die Zeit der Mannbarkeit wuchs das Ohr immer mehr, und erreichte endlich die auf der Abbildung angegebene Gröfse, welche die natürliche wohl dreymal übertrifft. Nachdem ein Wundarzt ein Waschwasser vergeblich angewandt hatte, so entschlofs sich der Kranke zur Abnehmung des Ohrs, welche von Hn. Denike verrichtet ward. Die Operation hatte keine Schwierigkeit und die Blutung ward leicht gestillt. In sechs Wochen war die Heilung vollendet. — Am Schlusse der Schrift erörtert der Vf. die Ursachen des Scirrhus und Krebses, theilt letzteren in den sthenischen und asthenischen ein, und wünscht, dass durch die genaue chemische Untersuchung des Blutes die Beschaffenheit desselben in krebshaften Krankheiten, deren Grund in einer gewissen Verderbniss der Säfte liege, richtig erörtert werden möge. — Aus der beygefügten, sehr sauberen, Abbildung erhellet, dass das Ohr nicht blofs ungeheuer grofs, sondern auch in der Organisation degenerirt gewesen seyn mufs, weil es ein lockeres und gleichsam schwammichtes Ansehen hat. Das Präparat befindet sich jetzo in dem Cabinete des Hn. G. R. *Loder* zu *Halle*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. May 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Ruprecht: *Herbert Marsh's, — Anmerkungen und Zusätze zu J. D. Michaelis Einleitung in die Schriften des Neuen Bundes. — —* Von *E. F. K. Rosenmüller* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 115. abgebrochenen Recension.*)

VIII. *Die Hypothese, daß die spätern Evangelisten aus den frühern schöpften, geprüft durch die Erscheinungen in der wörtlichen Harmonie der Evangelien.* Der Vf. will nicht, was Andere gegen diese ganze Klasse von Hypothesen schon eingewendet haben, wiederholen, sondern nur nach dem von ihm aufgestellten Kriterium sie sämmtlich prüfen. Und zwar, sagt er, „wollen wir zuerst *die* besondere Hypothese prüfen, welche unter allen dieser Art die am besten vertheidigte ist, dass nämlich Marcus bey Abfassung seines Evangeliums die Evangelien Matthäus und Lucas gebraucht habe." Rec. will also gleich an dieser zuerst an den neuen Probierstein gehaltenen Hypothese selbst eine Probe von des Vfs. Art zu prüfen und zu argumentiren geben. Nach vorläufiger Berührung eines Einwurfs, von dem er selbst sagt, dass er auf ihm nicht beruhe, trägt er zwey Hauptargumente gegen die in Frage stehende Hypothese vor. Das *erste* ist folgenden Inhalts: Die Beyspiele *wörtlicher* Uebereinstimmung zwischen Marcus und Lucas schränken sich fast nur auf diejenigen Theile der Evangelien ein, die man auch bey Matthäus findet. (Die allen dreyen gemeinschaftlichen Erzählungen bezeichnet der Vf. mit α.) In den mehrern Abschnitten, welche Marcus und Lucas gemein haben, die aber bey Matthäus ganz fehlen (der Vf. nennt sie *B*), findet sich nur Eine aus einer einzigen Periode bestehende Stelle, wo jene Beide wörtlich harmoniren. Eben so unter den vielen kürzeren Zusätzen, welche Marcus und Lucas gemeinschaftlich in Matthäi Erzählungen einschalten (sie heissen hier β), finden wir wörtliche Harmonie auch nur in einer einzigen kurzen Stelle. Wir müssen also nothwendig annehmen, dass Marcus in Lucä Evang. die Abschnitte *B* und die Zusätze β habe von α unterscheiden können, und dass er in *B* und β wörtliches Abschreiben vorsätzlich vermieden habe, ob er gleich in α häufig wörtlich abschrieb. Nun aber sind α, *B* und β sowohl im Lucas als im Marcus so in einander verwebt, dass niemand, der diese Evangelien einzeln liest, jene Theile von einander unterscheiden kann, und dass (sagt der Vf.) wir selbst diese Scheidung durch keinen andern Process vornehmen konnten, als durch eine Vergleichung des Lucas nicht allein mit dem Matthäus, sondern auch mit dem Marcus. Wie konnte also Marcus eine solche Analyse vornehmen, ehe sein eignes Evangelium existirte? (Hr. *M.* fand hier Schwierigkeiten, weil er alles durch das Glas seines Tabellenwerks betrachtete, und überdiess durch seine, in andrer Hinsicht zweckmässige Signaturen, α, *B*, β, den Gegenstand nur wie in einen Nebel gehüllt erblickte. Tragen wir den Einwurf in planes Deutsch über, und stellen wir ihn, wie billig, in den Gesichtspunkt der Vertheidiger der hier bestrittenen Hypothese, so sagt er nichts anders als folgendes: Als Marcus bey Abfassung seines Buchs die Schriften seiner beiden Führer vor sich liegen hatte, fand er theils Erzählungen, in welchen beide wörtlich übereinstimmten, und da trug er Bedenken, an ihren gleichlautenden Relationen etwas wesentliches zu ändern; theils aber bemerkte er bey der steten Vergleichung, die er unter beiden anstellte, dass Lucas bald ganze Abschnitte, die bey Matthäus fehlten, bald kleine Einschiebsel in Matthäus Relation habe. In diesen nun fiel obiges Bedenken weg, und Marcus nahm sich die Freyheit, das, was er allein bey dem Nicht-Apostel Lucas fand, der ohnehin nicht sein Haupt-, sondern nur sein subsidiarischer Führer war, auf seine eigne Weise und mit seinen eignen Worten nachzuerzählen, wie er sich eben diese Freyheit ja auch da sogar zuweilen nahm, wo er seinem Hauptführer Matthäus folgte. Und Hr. *M.* gesteht S. 246. selbst, wiewohl offenbar ungern: „es *kann* ein Schriftsteller aus dem andern genommen, und ihn bald wörtlich copirt haben, bald wieder nicht." Wo wäre also hier eine Schwierigkeit? Doch der Vf. lenkt selbst gewissermassen ein, und giebt zu, sein Einwurf lasse sich heben, wenn man annehme, Marcus habe eine so genaue Vergleichung des Lucas mit Matthäus angestellt, dass er in dem erstern nicht nur die längern Stücke, welche dem Lucas (so muss man lesen, statt Marcus) eigen waren, sondern auch jede einzelne Periode, die Lucas in den mit Matthäus gemeinschaftlichen Stücken mehr hatte, habe bemerken können. Aber es sey nicht sehr glaublich, dass Marcus eine so genaue Vergleichung angestellt habe. Warum aber wäre diess nicht glaublich? Wollen doch die Vertheidiger der hier bestrittenen Meinung bemerkt haben, dass sogar in solchen Stellen, wo Marcus und Lucas mit verschiedenen Worten einerley erzählen, nicht selten ein Ausdruck oder eine Wendung verrathe, Marcus habe selbst, auch in Abschnitten dieser Art, den Lucas vorher gelesen, ehe er schrieb. Diese Gegner möchten also wohl schwerlich durch jenes Argument sich für widerlegt halten.) Gefähr-

Digitized by Google

fährlicher klingt der *zweyte Einwurf*. Angenommen, Marcus habe eine ſolche Vergleichung wirklich angeſtellt, und alſo die Stellen *B* und β von ℵ unterſcheiden können, ſo bleibt doch unbegreiflich, warum Marcus, welcher in ℵ (d. h. in den allen dreyen Evangeliſten gemeinſchaftlichen Abſchnitten) häufig (aber doch nicht immer) Wort für Wort mit Lucas übereinſtimmt, wo Matthäus gleichfalls die nämliche Sache, aber mit verſchiedenen Worten, erzählt, es ſich zur Regel (?) gemacht haben ſollte, wenn er an einen von den Zuſätzen *B* und β kam, wo ihn Matthäus verliefs und er blofs bey Lucas Hülfe fand, Lucas Worte zu verwerfen und die Sache mit andern Worten zu erzählen. (Unſere, über den erſten Einwurf gemachten Erinnerungen möchten auch hier anwendbar ſeyn.) Zum Beweis beruft ſich Hr. *M.* auf Abſchnitt 6. 7. 10. der *erſten* Abtheilung ſeiner Tabelle. Jeder dieſer Abſchnitte enthalte Beyſpiele wörtlicher Uebereinſtimmung zwiſchen Marcus und Lucas in ℵ, und wörtlicher Abweichung in β, welche letztere z. B. vorkämen Marc. 1, 45. 2, 4. 3, 3. (Geben wir auf die beſondere Beſchaffenheit jeder dieſer Stellen Acht; ſo werden ſie uns aus einem etwas andern Geſichtspunkt erſcheinen, als dem Vf., deſſen Blick ausſchliefslich auf wörtliche oder nichtwörtliche Uebereinſtimmung gerichtet war. Unmittelbar vor Marc. 1, 45. berichten alle drey Evangeliſten, Jeſus habe einem Ausſätzigen verboten, ſeine Heilung bekannt werden zu laſſen. Nun haben aber die Freunde der hier beſtrittenen Hypotheſe durch Anführung vieler Stellen bewieſen, Marcus habe es ganz beſonders intereſſant gefunden, bemerklich zu machen, dafs Jeſus oft nicht habe wollen ſeine Thaten öffentlich bekannt werden laſſen, dafs er es aber dennoch nicht habe verhindern können. Hier nun melden alle drey Evangeliſten das dem Ausſätzigen ertheilte Verbot: ὅρα μηδενὶ (Marcus verſtärkt es durch den Beyſatz μηδὲν) εἴπῃς. Damit bricht Matthäus ab. Marcus aber fügt abſichtlich noch bey: ἐμβριμησαμενος αὐτῳ, εὐθεως ἐξεβαλεν αὐτον. Darauf meldet Lucas: διηρχετο δε (des Verbots ungeachtet) μαλλον ὁ λογος περι αὐτου· και συνηρχοντο ὀχλοι πολλοι . . . αὐτος δε ἦν ὑποχωρων ἐν ταις ἐρημοις. . . Das genügte dem Marcus noch lange nicht; nachdrücklicher ſchreibt er: ὁ δε (der Ausſätzige) ἠρξατο κηρυσσειν πολλα και διαφημιζειν τον λογον (man bemerke das gemeinſchaftliche λογος) ὡστε μηκετι αὐτον (τον Ἰησουν) δυνασθαι φανερως εἰς πολιν εἰσελθειν, ἀλλ' ἐξω ἐν ἐρημοις τοποις ἦν· και ἠρχοντο προς αὐτον πανταχοθεν. In der andern Stelle Marc. 2, 4. iſt die Rede davon, auf welche Art und Weiſe die Träger des lahmen Mannes dieſen vom Dache herunter an den Ort wo Jeſus war, gebracht haben. Lucas ſagt kurz und etwas dunkel: ἀναβαντες ἐπι το δωμα, δια των κεραμων καθηκαν αὐτον. . . Marcus hatte entweder beſtimmtere Nachrichten oder wenigſtens eine etwas andere Vorſtellung von der durch δια των κεραμων angedeuteten Sache, und ſchreibt daher wohlbedächtig: ἀπεστεγασαν την στεγην, ὁπου ἦν, και ἐξορυξαντες χαλωσι. . . Endlich Marc. 3, 3. läſst Marcus nur einiges Entbehrliche weg. Lucas hatte: αὐτος δε ἠδει τους διαλογισμους αὐτων, και εἰπε τῳ ἀνδρι τῳ ξηραν ἐχοντι την χειρα· ἐγειρε, και στηθι εἰς το μεσον· ὁ δε ἀναστας ἑστη. Marcus hielt es für genug, kürzer zu ſchreiben: λεγει τῳ ἀνθρωπῳ τῳ ἐξηραμενην ἐχοντι την χειρα· ἐγειρε εἰς το μεσον. Das ἠδει τους διαλογισμους αὐτων verſtand ſich entweder von ſelbſt, oder, welches wahrſcheinlicher iſt, es ward abſichtlich weggelaſſen. Nämlich Matthäus erzählt den Hergang etwas anders als Lucas, und läſst die Juden Jeſum fragen, ob es erlaubt ſey, *am Sabbat* zu heilen? Damit ſchien ſich das ἰδων τους διαλογισμους nicht gut zu vertragen. Da fand nun Marcus keinen Beruf, zwiſchen jenen beiden Richter in einer Sache zu ſeyn, die er vermuthlich nicht genau wufste, und liefs alſo die nähere Beſtimmung weg. Gleich darauf aber ſtimmt er dafür deſto auffallender wörtlich mit Lucas überein: ἐξεστι τοις σαββασιν ἀγαθοποιησαι, ἢ κακοποιησαι; ψυχην σωσαι, ἢ ἀποκτειναι; denn auch im Lucas mufs nach kritiſchen Gründen ἀποκτειναι geleſen werden. — Die von Hn. *M.* angeführten Beyſpiele ſtreiten alſo eher gegen ihn, als für ihn. Und eben ſo liefse ſich wohl auch bey *andern ähnlichen* Stellen ein vernünftiger Grund angeben, warum Marcus ſich nicht an Lucas Ausdrücke gebunden habe. Indeſſen wäre es eine ſeltſame und unbillige Forderung, wenn man bey jedem Worte, das Marcus anders hat als Lucas, eine *ſpecielle Rechenſchaft* über die Urſache der *Verſchiedenheit verlangen* wollte. — Aber, wendet Hr. *M.* ein, wie kommt es denn, dafs Marcus, der ſich ſo oft die Freyheit nimmt, in Stellen von den Klaſſen *B* und β von Lucas Worten abzuweichen, gleichwohl in vielen Stellen von der Klaſſe ℵ genau eben dieſem Lucas folgt, obgleich Marcus angeblicher Hauptführer Matthäus die nämlichen Sachen etwas anders erzählt? Warum zieht er *dieſem* den anderwärts ſo ſehr zurückgeſetzten *Lucas hier vor?* Das mufs eigne Urſachen haben! *Das mag ſeyn*, geſetzt auch, wir könnten ſie nicht errathen. Aber wenigſtens bey vielen können wir ſogar auch dieſs. Z. B. Matthäus erzählt zuweilen kurz, was Lucas viel weitläufiger hat. Marcus nun, der, wenn er einmal eine Begebenheit referiren will, ſie immer gern recht umſtändlich erzählt, hält ſich in ſolchen Fällen natürlich, wenn auch nicht ganz wörtlich, an den umſtändlichern Lucas. Beyſpiele ſind Marc. 14, 12—16. und Kap. 5, 1 ff. und v. 22 ff., wo v. 40. und 42. beweiſen, dafs Marcus noch einige Umſtände mehr als Lucas von der Sache wufste, und v. 29—33., mit Lucas verglichen, gar nicht wie verſchiedene Ueberſetzungen deſſelben Originals, ſondern völlig ſo ausſehen, wie wenn einer eine kurz vorher geleſene Geſchichte nach ſeiner eignen Art nacherzählt.) — Die bisher von uns beleuchteten und nicht *eben ſehr* bündig befundenen Argumente haben bey *Hn. M.* ein ſolches Gewicht, dafs er von nun an bis zu Ende ſeines Buchs als völlig erwieſen und ausgemacht annimmt, die Meinung, Marcus habe aus Matthäus und Lucas geſchöpft, könne nicht ſtatt haben. Und eben dadurch glaubt er nun auch gegen alle andre Hypotheſen, nach welchen ein Evangeliſt den andern gebraucht haben ſoll, gewonnenes Spiel ſich verſchafft zu haben.

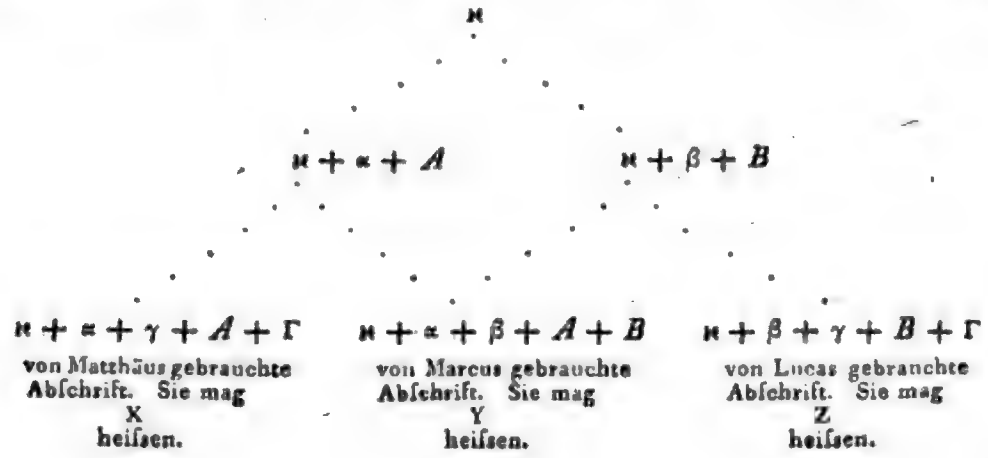
Denn

Digitized by Google

Denn er fährt nun fort: alle die Argumente, welche erweisen, Marcus habe den Lucas nicht gebraucht, sind auch, wenn man nur die beiden Namen vertauscht, anwendbar gegen die, welche glauben, Lucas habe aus Marcus genommen. Und nun schliefst er, immer in derselben Manier, weiter: Da weder Marcus aus Lucas, noch Lucas aus Marcus geschöpft hat, so kann auch Lucas nicht aus Matthäus genommen haben; und wiederum: da weder Marcus den Lucas, noch Lucas den Marcus und Matthäus brauchte, so kann Marcus auch nicht den Matthäus gebraucht haben. Endlich bestreitet er, abermals durch ähnliche Argumentationen, den noch übrigen möglichen Fall, dafs Matthäus aus Marcus und Lucas genommen habe. Bey dem allen können wir uns aber nicht aufhalten.

IX. *Die Hypothese, daß sich die drey ersten Evangelisten einer gemeinschaftlichen griechischen Urschrift bedienten, geprüft durch die Erscheinungen in der wörtlichen Harmonie der Evangelien.* X. *Die Hypothese, daß unsere ersten drey Evangelien drey von einander unabhängige Uebersetzungen von einerley hebräischem Original enthalten, geprüft durch* u. s. w. Die sehr starken Gegengründe waren vornehmlich gegen Hn. *Eichhorn* gerichtet; sie treffen ihn aber jetzt nicht mehr, nachdem er in diesem Punkte, wie schon oben gedacht, seine Meinung geändert hat. XI. *Von den verschiedenen Formen, unter welchen die allgemeine Annahme einer gemeinschaftlichen hebräischen Urschrift vorgestellt werden kann; nebst einer allgemeinen Bezeichnung, welche alle mögliche Formen begreift.* XII. *Von einigen, bey der Bestimmung einer besondern Form nöthigen Vorsichtsregeln.* XIII. *Die verschiedenen Formen der erwähnten allgemeinen Hypothese, wie sie dargestellt werden können, wenn man annimmt, daß Matthäus griechisch geschrieben habe, geprüft durch die Erscheinungen in der wörtlichen Harmonie der Evangelien.* Sieben Formen werden aufgestellt, aber alle von dem Vf. als untauglich beurtheilt. XIV. *Die verschiedenen Formen der oben erwähnten Hypothese, wie sie dargestellt werden können, wenn angenommen wird, daß Matthäus hebräisch geschrieben habe, geprüft durch* u. s. w. Fünf Formen, aber alle verwerflich. Nachdem nun der Vf. alle mögliche Hypothesen und denkbare Formen derselben beseitigt hat, so bleibt ihm freylich nichts übrig, als seine eigene.

XV. *Hypothese des Verfassers.* Er trägt das Wesentliche derselben erst kurz vor; dann aber, um alles deutlicher zu machen, geht er (und wir mit ihm) den verschiedenen Schritten einzeln nach, welche, seiner Meinung nach, von dem ersten Entwurf der hebräischen Urschrift א an bis zu Abfassung des letzten unsrer drey ersten Evangelien gethan worden seyn sollen. 1) Einige Jahre vorher, ehe eins von unsern Evangelien abgefafst wurde, entwarf man in hebräischer Sprache aus den von den Aposteln mitgetheilten Nachrichten eine kurze Erzählung von den merkwürdigsten Ereignissen des Lebens Jesu von seiner Taufe an bis zu seinem Tode. Diese Erzählung, hier א genannt, enthielt nicht eine vollendete Geschichte, sondern nur Materialien dazu, die wohl nicht alle in genauer chronologischer Ordnung gestellt waren. 2) Zum Besten griechischer Christen wurde א bald, vermuthlich ehe es noch durch die Zusätze *A. α. β.* u. s. w. bereichert war, ins Griechische übersetzt, א. 3) Da nachher die Apostel und andere Augenzeugen theils neue Umstände der in א erwähnten Ereignisse (die Zusätze α. β. γ.), theils noch gar nicht in א bemerkte Vorfälle (die Zusätze Α. Β. Γ.) mittheilten, setzten diejenigen, welche Abschriften von א besafsen, in denselben jene neuen Umstände und diese neuen Vorfälle am Rande hinzu. In den folgenden Abschriften kamen sie dann vom Rande in den Text. Ein solches Exemplar von א hatte einen hebräischen (etwas seltsamen und den Gegenstand nicht einmal angebenden) Titel, den wir Luc. 1, 2. übersetzt finden durch διηγησις περι των πεπληροφορημενων εν ημιν πραγματων, καθως παρεδοσαν ημιν οι απ' αρχης αυτοπται. Denn, sagt der Vf., wäre dies nicht ein Titel, sondern Lucas eigner Ausdruck, so würde er geschrieben haben παρεδοσαν αυτοις. (Aber ημεις können beidesmal die Christen seyn.) Und πολλοι επεχειρησαν αναταξασθαι (*scil.* την) διηγησιν (nicht διηγησεις) soll bedeuten: Viele haben unternommen, *jene* geschriebene Erzählung *anders zu ordnen* (?). — Die Genealogie der Abschriften von א wird nun so dargestellt:



Hr.

Hr. *M.* rühmt von dieſer Darſtellung, es ſey ſo alles leicht und einfach, und man habe nicht nöthig, verwickelte Combinationen oder eine groſse Vervielfältigung der Abſchriften anzunehmen. (Davon unten.) Zwey Abſchriften zwiſchen ℵ und XYZ könnten hinreichen. (Uns ſcheint dieſe Genealogie ein wenig nach jüdiſchen Grundſätzen, nach welchen man Mittelglieder überſpringen darf, eingerichtet zu ſeyn. Wir vermiſſen hier erſtens die Abſchriften von ℵ, in welchen die Zuſätze $\alpha + A$, ingleichen $\beta + B$ erſt noch am Rande ſtanden, und zweytens eine Abſchrift von ℵ mit den Zuſätzen $\gamma + \Gamma$, von welcher Matthäus ſowohl als Lucas eine Copie hatten. Nimmt man aber noch dazu, was der Vf. im Gleichfolgenden von einer Schrift ב, von zwey ſehr verſchiedenen Abſchriften derſelben, und von griechiſchen Ueberſetzungen ſelbſt ſagt; und fügt man weiter hinzu, was ſonſt noch, um einen wahrſcheinlichen Zuſammenhang in das Ganze zu bringen, ſupponirt werden muſs: ſo wird alles ſo verwickelt, und die Raſſen der Abſchriften durchkreuzen ſich dermaſsen, daſs zur anſchaulichen Darſtellung die Kunſt des Typographen nicht mehr zureichen würde, ſondern der Chalkograph zu Hülfe gerufen werden müſste.) 4) Auſser ℵ gab es auch noch eine andere hebräiſche Schrift ב, eine Gnomologie, Vorſchriften, Gleichniſſe und Reden Jeſu enthaltend, wovon aber Matthäus ein ganz anderes Exemplar hatte, als Lucas. Die aus ב gefloſſenen Abſchnitte bezeichnet der Vf. mit Γ^2. (Billig ſollten Γ^2 und Γ^3 unterſchieden werden.) 5) Nun ſchrieb Matthäus ſein hebräiſches Evangelium. Seine Baſis war ein mit den Zuſätzen $\alpha + \gamma + A + \Gamma^1$ ſchon bereichertes Exemplar von ℵ, in deſſen erſter Hälfte er manche Facta anders ordnete, den Originaltext in mehrern Stellen änderte und vermehrte, zwiſchen denſelben die Zuſätze Γ^2 aus ב einſchaltete, und endlich mehrere ihm eigne Zuſätze von beſondern Umſtänden, Vorfällen und Reden machte, wofern nicht etwa gar auch dieſs aus einer frühern Schrift Δ erborgt iſt, welches S. 290. für nicht unwahrſcheinlich gehalten wird. Und freylich, wenn der Augenzeuge und Apoſtel ſo vieles abgeſchrieben hat: ſo ſollte man faſt denken, er möge auch mit dem Uebrigen ſich es nicht weniger bequem gemacht, und nicht viel mehr Verdienſt bey dem Ganzen gehabt haben, als daſs er einigen Begebenheiten und Ausſprüchen Jeſu einen andern Platz anwies, und zu Sanctionirung des Ganzen ſeinen Namen hergab. 6) Lucas brauchte als Baſis ein Exemplar von ℵ, bereichert durch die Zuſätze $\beta + \gamma + B + \Gamma^1$, in welches er ein beträchtliches Stück nebſt noch ein paar Stellen (Γ^3) aus einer Kopie von ב einſchaltete. Er ſchrieb griechiſch, überſetzte ſelbſt das meiſte aus ſeinen hebräiſchen Materialien, nahm aber doch öfters ſeine Zuflucht zu der ſchon vorhandenen (oben Nr. 2.) Ueberſetzung ℵ. Auſserdem brachte er noch manches in ſein Evangelium, was er durch eigne Nachforſchungen erfahren hatte. 7) Die Baſis des Marcus war ein durch die Zuſätze $\alpha + \beta + A + B$ vermehrtes Exemplar von ℵ, dem er, auſser der Angabe mancher beſonderer Umſtände der in ſeinem ℵ erzählten Ereigniſſe, und auſser einigen kurzen Abſchnitten, nichts beyfügte, ſondern es nur, mit fleiſsiger Zuziehung der ſchon vorhandenen Ueberſetzung ℵ, ins Griechiſche überſetzte. 8) Endlich ward auch Matthäus hebräiſches Evangelium wörtlich ins Griechiſche überſetzt. Der Ueberſetzer erleichterte ſich aber ſeine Arbeit dadurch, daſs er in Stellen, wo Marcus mit Matthäus Stoff gemeinſchaftlich hatte, häufig den griechiſchen Marcus abſchrieb; wo aber dieſer ihn hülflos lieſs, und dagegen Lucas mit Matthäus gemeinſchaftlich hatte, da borgte er vom griechiſchen Lucas. XVI. *Die aufgeſtellte Hypotheſe durch die Erſcheinungen in der wörtlichen Harmonie der Evangelien geprüft.* Mit groſsem Fleiſs und nicht zu verkennendem Scharfſinn ſucht der Vf. zu zeigen, daſs ſeine Hypotheſe jene Erſcheinungen (oben Nr. VII.) ſämmtlich erkläre, und daſs die nicht zahlreichen Fälle, wo man mit ihr nicht auszulangen ſcheine, nur leichtmögliche Ausnahmen von der Regel ſeyen. Endlich XVII. *Die aufgeſtellte Hypotheſe geprüft durch die Erſcheinungen in dem Inhalt und in der Anordnung der Evangelien.* Aus der Hypotheſe läſst ſich einſehen, wie es komme, daſs die Evangelien manche Stücke gemein haben, manche nicht; desgleichen, daſs die Ordnung der Erzählungen in Marcus und Lucas einerley, im Matthäus aber davon verſchieden iſt. Nämlich die beiden erſtern folgten der Ordnung des Urevangeliums, der letzte aber hatte ſie chronologiſch berichtigt. (Sonderbar indeſſen, daſs Matthäus, der ſonſt das vor ihm liegende Exemplar des Urevangeliums treulich und fleiſsig abſchreibt, ſo viele Mühe ſich gegeben haben ſoll, vor dem groſsen Irrthum uns zu bewahren, ein Dämoniſcher oder Gichtbrüchiger ſey zu der Zeit und in dem Zuſammenhange geheilt worden, welche die Urſchrift, die er copirte, angab, und daſs eben dieſer ſorgfältige Chronolog eines Theils nirgendwo, ſogar nicht einmal Kap. 3, 1. ein brauchbares chronologiſches Datum an die Hand giebt, welches doch Lucas Kap. 3, 1., und Johannes durch Bemerkung der jüdiſchen Feſte thaten, und andern Theils in einem höchſt wichtigen Punkte, in der chronologiſch richtigen Zuſammenſtellung und Trennung der Reden Jeſu, unglaublich nachläſſig war. Denn wer mags läugnen, daſs Matthäus z. B. Kap. 10. 24 u. 25., anderer Stellen nicht zu erwähnen, durch Aneinanderreihung von Reden, die ſicherlich nicht hintereinander, zu gleicher Zeit, aus einerley Veranlaſſung, und in dieſer Verbindung gehalten worden ſind, nicht nur zu Dunkelheiten, ſondern auch zu bedenklichen Miſsverſtändniſſen Anlaſs gegeben habe? Würde er dieſs gethan haben, wenn er die mindeſte Ahndung von der Wichtigkeit chronologiſch richtiger Anordnung der Erzählungen gehabt hätte?)

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. May 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Ruprecht: *Herbert Marsh's, — Anmerkungen und Zusätze zu J. D. Michaelis Einleitung in die Schriften des Neuen Bundes. — —* Von *E. F. K. Rosenmüller*, u. s. w.

(*Beschluss der in Num.* 116. *abgebrochenen Recension.*)

Angenommen, dass Hr. *Marsh* durch seine Hypothese alle Erscheinungen erklären könne, die er durch sie erklären wollte: so bleiben doch *a*) in unsern Evangelien andere merkwürdige *Erscheinungen* übrig, die dadurch nicht nur *unerklärt gelassen* werden, sondern die nicht einmal gut damit zu vereinigen sind. Jeder aufmerksame Leser und Ausleger jener Bücher hat gewiss bemerkt, dass bey jedem Evangelium, und vorzüglich bey Matthäus und bey Marcus, ein eigenthümlicher Plan zum Grunde liegt, welcher der Lage des Evangelisten und den Umständen und Bedürfnissen *seiner* Leser angemessen, und mit grosser Consequenz durch das Ganze durchgeführt ist. Wenn nun aber unsere Evangelisten fast nichts gethan, als ein schon vorgefundenes Buch abgeschrieben oder übersetzt haben, welches Buch ganz planlos durch allerley zufällige Beyträge und Randglossen vieler Anekdotensammler entstanden und erweitert worden war — woher nun die Planmässigkeit? woher ein anderer auf einen andern Zweck berechneter Plan im Matthäus, und wieder ein anderer Zweck und Plan im Marcus? Durch die blossen Zusätze, welche der Evangelist zwischen die zum Grunde liegende chaotische Compilation, an die er sich übrigens sklavisch band, hie und da einschaltete, konnte doch wohl nicht eine Umwandelung des Planlosen in ein Planmässiges bewirkt werden. — Ferner: die Vff. des Urevang. sowohl, als die zahlreichen Urheber der mannichfaltigen hebräischen Zusätze dazu sind sicherlich, wenigstens grösstentheils, in der Muttergemeinde zu Jerusalem zu suchen, an dem Orte, wo Jesus so oft gewesen war, und so viel Merkwürdiges gesagt und erfahren hatte, was ganz vorzüglich die Glieder dieser Mutterkirche und ihrer hebräisch redenden Filialkirchen interessiren musste. Allein die eigensinnigen Urheber des Urevangeliums und seiner vielfachen Zusätze müssen sammt und sonders sich das Wort gegeben haben, von hierosolymitanischen Vorfällen, nur die am letzten Pascha ausgenommen, nicht eine Sylbe sich entfallen zu lassen. Sie gingen z. B. oft am Teiche Bethesda vorbey, diese Anekdotensammler, hüteten sich aber wohl, von dem, was dort vorgegangen war, am Rande ihres Urevang., wo sie doch so gern etwas hinschrieben, zu erwähnen. Das und alles Aehnliche überliessen sie dem nicht für Hierosolymitaner schreibenden Johannes. Wärs umgekehrt, so möchte man es eher begreifen. Gern hätte man also dies — und noch Manches dieser Art — von Hn. *M.* erklärt gesehen. Dagegen *b*) erklärt er uns auf das Mühsamste, was unsres Erachtens *einer Erklärung weit weniger bedurfte*, nämlich, wie es zugehe, dass die Evangelisten bald wörtlich, bald nur dem Inhalte nach harmoniren. Ein Aufschluss über die so häufige wörtliche Uebereinstimmung war dringendes Bedürfniss; nicht eben so eine Erklärung der nicht wörtlichen Harmonie, die eine Menge verschiedener, von uns jetzt nicht mehr zu ergründender, Ursachen gehabt haben kann. Sie mag entstanden seyn das eine Mal, aus einem Bestreben des spätern Schriftstellers etwas zu verdeutlichen, oder kraftiger auszudrücken, oder eine Schwierigkeit zu umgehen u. dergl.; ein andermal mag sie ihren Grund in der Verschiedenheit der momentanen Gemüthsstimmung des Evangelisten gehabt haben, da die Ausdrücke bald von selbst sich ihm darboten, bald mühsam von ihm hätten gesucht werden müssen, und also lieber erborgt wurden; ein drittes Mal, vielleicht sehr oft, war folgender Umstand an der verschiedenen Art, den Vorgänger zu benutzen, Schuld: manche Begebenheit oder manchen Umstand derselben lernte der Evangelist jetzt zum ersten Mal kennen aus der von ihm benutzten Quelle, und schreibt daher diese wörtlich ab; andere Begebenheiten oder Umstände aber wusste er ohnehin schon, hatte sie vielleicht selbst schon manchmal erzählt, oder konnte sie doch leicht und ohne Mühe erzählen, und bedient sich also im Nacherzählen grösserer Freyheit, ob er gleich seinen Führer, der ihn jetzt an diese Geschichte erinnerte, und dessen Relation er so eben gelesen hatte, nicht ganz verlassen mag; ein viertes Mal ist der Geschichtschreiber wörtlich genau im Nacherzählen dessen, was ihm das Wichtigste zu seyn schien, z. B. der Jesu in den Mund gelegten Worte; hingegen minder ängstlich in seinem Bericht von dem, was ihm nur wie die Einfassung zu der Hauptsache vorkam, z. B. in der Angabe der die Worte Jesu veranlassenden Umstände u. s. w. Jeder Geschichtsforscher muss häufig bemerkt haben, dass Historiker, welche aus frühern Historikern schöpfen, und besonders dass Annalisten des Mittelalters, die aus andern Annalen die ihrigen zusammentragen, bald wörtlich copiren, bald mit andern Worten dasselbe sagen. Aber niemand sinnt auf künstliche Hypothesen, um diese Erscheinung daraus zu erklären. Doch eine durchaus wahrscheinliche und

Digitized

und befriedigende Erklärung der bald wörtlichen, bald nichtwörtlichen Harmonie der Evangelien ſollte uns, ob wir ſie gleich nicht für ſo gar nöthig halten, doch ganz willkommen ſeyn. Aber *c*) *wie* erklärt Hr. *M.* die Phänomene? Er ſagt: auſser den allen drey Evangelien gemeinſchaftlichen Abſchnitten, die א heiſsen mögen, finde ich bey Matthäus gewiſſe Zuſätze, die will ich *A* nennen, und ſagen: Matthäus enthält א + *A*. Bey Marcus finde ich wieder andre Zuſätze, die bezeichne ich mit *B*, und ſage nun: Marcus faſst in ſich א + *B*. Wieder andere Zuſätze finde ich im Lucas, nenne ſie Γ, und ſage: Lucas begreift א + Γ. Aber nun ſehe ich, *A* findet ſich auch im Marcus, und *B* auch im Lucas, und Γ ebenfalls auch im Lucas. Ich ſage alſo: Matthäus hat א + *A* + Γ, Marcus א + *A* + *B*, und Lucas א + *B* + Γ. Dagegen kann niemand etwas einwenden. Weil ich aber nicht glaube, daſs ein Evangeliſt den andern gebraucht habe: ſo — nun erfolgt der *Salto mortale* — ſo verwandle ich alle jene א + *A* und א + *B* und X + *A* + *B* etc. in eben ſo viel *Codices*, und ſage: Matthäus *ſchrieb ab* aus dem Codex א + *A* + Γ, Lucas *überſetzte* aus dem Codex א + *B* + Γ u. ſ. w. Allein nun entdecke ich noch gewiſſe Abſchnitte im Matth. und Lucas von eigener Art, die ich ב nenne, und ſage: beide Evangelien hatten auch ב. Weil aber dieſe Zuſätze nicht an einerley Stellen ſtehen bey Matth. und bey Luc., und alſo nicht ſchon können in den Cod. א + *A* + Γ, oder in den Cod. א + *B* + Γ eingerückt geweſen ſeyn: ſo iſts am beſten, ich creire einen eignen Codex, der nur ב enthält. Aber ſiehe da, die Stücke ב im Matthäus unterſcheiden ſich doch merklich von den Stücken ב im Lucas. Um kurz aus der Sache zu kommen, nehme ich ſtatt Eines zwey Codices ב an, ב' und ב''. Aber dieſes von mir angelegte Bibliothekchen von Codicibus, die alle *hebräiſch* ſind (denn ſo muſs ich ſie zu meinem Zweck annehmen), hilft mir immer noch nicht zur Erklärung der Harmonie in *griechiſchen* Ausdrücken. Ich laſſe alſo eine griechiſche Ueberſetzung von א machen. Damit ich aber nicht unverſehens mehr Harmonie bekomme, als ich brauche: ſo laſſe ich — es ſteht mir ja frey — die Ueberſetzung ſehr früh, ehe noch einer der Zuſätze *A B* Γ zu א gekommen iſt, fertigen, und verſehe mit einem Exemplar den Marcus, und mit einem andern den Lucas; Matthäus aber, oder ſein Ueberſetzer, bekommt keins. Ich rechne nun darauf, daſs jene beide, ob ſie gleich ſonſt ihr Hebräiſches ziemlich fertig überſetzen, dennoch ſo oft ſie in den hebräiſchen Codices, womit ſie verſorgt ſind, nämlich reſp. א *A B* und א *B* Γ, auf ein Stück א treffen, ſie die Mühe, neu zu überſetzen, ſparen, und aus der ihnen zugekommenen griechiſchen Ueberſetzung א das Stück abſchreiben werden. Sie verrathen zwar ſelbſt ihre etwas groſse Bequemlichkeitsliebe, indem ſie nun *wörtlich* in den Stellen א übereinſtimmen; aber das war es ja eben, was ich beabſichtigte. Nun muſs nur noch dafür geſorgt werden, daſs auch Matthäus wörtlich gleichlautend gemacht werde mit einer beträchtlichen Anzahl Stellen des Marcus, und auch mit mehrern Stellen des Lucas; und das iſt nicht leicht. Denn der Mann, der den hebräiſchen Matth. ins Griechiſche überſetzt, iſt ſehr gewiſſenhaft, und ſcheuet keine Mühe, um ſeine Verſion dem Original aufs genaueſte anzupaſſen. Doch von der *vis inertiae*, von der jedem Menſchen mehr oder weniger beywohnt, läſst ſich etwas erwarten. Man gebe dem Manne nur einen griechiſchen Marcus und einen griechiſchen Lucas: ſo wird er dem Reize nicht widerſtehen können, Stellen, die Matthäus mit Marcus gemein hat, aus letzterm zu copiren, und wenn er in dieſem nichts findet, im Lucas darnach ſich umzuſehen. Im Grunde hat er zwar hierdurch, da er eine kleine Mühe erſparen will, nur eine gröſsere. Denn nicht zu gedenken, daſs es ein mühſeliges Geſchäft iſt, die unbehülflichen zwey Buchrollen, die weder Inhaltsanzeige, noch Kapitel- oder Verszahl haben, immer auf und zuzuwickeln, um die Stellen *quaeſt.* aufzufinden: ſo iſt der Mann auch ſo peinlich gewiſſenhaft, daſs er, wenn er eine ſeinem hebräiſchen Matthäus correſpondirende Stelle im Marcus entdeckt hat, dieſe nun ängſtlich genau mit jenem Wort für Wort vergleicht, und falls er bemerkt, Matthäus habe etwas ein wenig anders gefaſst, oder ein kleines Einſchiebſel gemacht, er dieſs neu überſetzt, und dann wieder ſich plagt, die kleinen Stückchen eigner Ueberſetzung mit dem Griechiſchen des Marcus zu verſchmelzen. Gewiſs wäre er kürzer davon gekommen, wenn er ſeinen ganzen hebräiſchen Matthäus hintereinander weg überſetzt hätte. Aber das geht nun einmal nicht an; er *muſs* copiren. Dafür aber, ſagt Hr. *M.*, kann ich nun auch von meiner Hypotheſe rühmen, was man keiner andern zum Ruhm wird nachſagen können: ich kann *durch ſie Alles* erklären, was ich erklären *wollte*. — Rec. wiederholt die Frage: aber *wie?* Nur *dadurch, daſs* der Vf. einen unbegränzten Spielraum ſich nimmt, in welchem er mit freyer Willkür waltet, und Hypotheſen, Suppoſitionen, Combinationen u. dgl. auf einander thürmt, gerade wie er es bedarf. א + *A* + α + *B* + β + Γ + γ iſt ihm noch nicht genug; er nimmt alſo an ein Γ' und ein Γ'', und wenn er es nöthig gehabt hätte, auch noch ein Δ, ein E, ein Z zu haben, wer könnte es ihm wehren? Er braucht einen beſondern Codex ב; gleich iſt er da. Dieſer eine reicht nicht zu; flugs wird ein ב' und ein ב'' ins Daſeyn gerufen; nöthigenfalls wäre eben ſo geſchwind auch ein ג und ein ד u. ſ. w. entſtanden. Wer ſolcher Freyheiten ſich bedienen darf, kann am Ende ziemlich alles erklären. Aber die groſse Hauptfrage *iſt: d*) iſt eine ſo künſtlich zuſammengeſetzte Hypotheſe *natürlich*, leicht, mit einem Wort, *wahrſcheinlich? ja*, wenn man Zeit, Ort, Umſtände erwägt, iſt ſie auch nur *leicht möglich?* Rec. zweifelt. Der *Zufall* müſste mit ſolcher Weisheit Erfolge hervorgebracht haben, daſs kaum die bedächtigſte Ueberlegung ſie hätte weiſer anordnen können. Es iſt oben ſchon bemerkt worden, daſs die unverkennbare Zweck- und Planmäſsigkeit in dem Evangelium Matthäi ſowohl als Marci einem unbegreiflichen Ungefähr gröſstentheils zuge-

ngeſchrieben werden müſste. Aufserdem bewirkte ier Zufall auch noch, daſs jeder der drey Evangeliten ein anderes Exemplar des Urevangeliums in die Hände bekam, deren jedes aber gerade zwey Arten von Zuſätzen zum Urevangelium enthielt; die eine Art Zuſätze fand ſich gleichförmig auch in dem vom zweyten Evangeliſten gebrauchten, und die andere Art in dem vom dritten Evangeliſten benutzten Exemplar. Wer muſs nicht die Regelmäſsigkeit des *Marſhiſchen* Schema bewundern:

Matthäus enthält $\kappa + A + \alpha + \Gamma + \gamma$
Marcus — — $\kappa + A + \alpha + B + \beta$
Lucas — — $\kappa + \Gamma + \gamma + B + \beta$

Und das ſoll bloſs dadurch bewirkt worden ſeyn, daſs jeder Beſitzer und jeder Abſchreiber des Urevangeliums ſeinem Exemplar oder ſeiner Copie alle die Zuſätze und Anekdoten beyſchrieb, die der Zufall ihm zuführte!! — Eben ſo unwahrſcheinlich iſt, daſs ſchon in ſo früher Zeit eine *ſolche Menge* von Copieen und von mehr oder weniger bereicherten Exemplaren des Urevangeliums verbreitet geweſen ſeyn ſoll, als man annehmen muſs, wofern man nicht von einer andern Seite in eben ſo groſse Unwahrſcheinlichkeiten verfallen will. Ehe die mannichfaltigen groſsen und kleinen Zuſätze und Einſchiebſel, welche der Vf. unter der Signatur $A + \alpha$ begreift, in einem einzigen Codex vereint erſchienen, ging ohne Zweifel eine ziemliche Reihe von Abſchriften voraus, von denen die frühern nur wenige, die folgenden aber immer mehrere Theile von $A + \alpha$ enthielten. Nach aller Wahrſcheinlichkeit ging es eben ſo mit den Zuſätzen $B + \beta$, und wohl auch nicht anders mit $\Gamma + \gamma$. Und nun trieb man die Liebhaberey, recht viele Zuſätze zum Urevangelium zuſammen zu bringen, immer weiter, und ſchrieb was bisher in zwey oder drey Exemplaren geſtanden, in ein einziges neben einander. So entſtanden Codices wie $A + \alpha + B + \beta$ und $A + \alpha + \Gamma + \gamma$ und $B + \beta + \Gamma + \gamma$, und wer weiſs, wie viele andere. Solche Codices fanden unſre drey Evangeliſten vor; und gewiſs waren die, welche ihnen in die Hände fielen, nicht die einzigen ihrer Art, ſondern es muſs deren viele gegeben haben. Das ſieht man auch ſchon daraus, daſs, obgleich unſre Evangeliſten zu verſchiedenen Zeiten und höchſtwahrſcheinlich auch an verſchiedenen Orten ſchrieben, dennoch ein jeder einen ſolchen Codex haben konnte. Eben ſo verhielt es ſich mit der Gnomologie ב. Matthäus ſowohl als Lucas fanden eine Abſchrift davon, und zwar jeder eine ganz andere; welches abermals auf öfteres Copiren hindeutet. Wer mag wiſſen, wie viel zwiſchen dem Ur-ב und dem ב des Matthäus oder des Lucas andere ב's dazwiſchen gelegen haben mögen? Kurz, alles führt darauf hin, daſs ein Vertheidiger der Hypotheſe des Vfs. zugeben müſſe, es habe zur Zeit der Abfaſſung der heutigen Evangelien ſchon eine ganz beträchtliche Menge mehr oder weniger bereicherter Copieen des Urevangeliums gegeben, und dieſe ſeyen damals ſo zu ſagen fabrikmäſsig angefertigt worden. Dieſs aber iſt nach dem Urtheil des Rec. in hohem Grade unwahrſcheinlich und allen damaligen Umſtänden widerſprechend. Man bedenke folgendes: um ſo viele Abſchriften, und Zuſätze zu den Abſchriften, und mannichfaltige Zuſammenſchreibungen von Zuſätzen entſtehen und in eine Menge von Exemplaren noch *bey Lebzeiten unſerer Evangeliſten* ſich verbreiten zu laſſen, hat Hr. *M.* nur etwa 30 Jahre Zeit (*Eichhorn*, weit vorſichtiger, nimmt ſich anderthalbhundert Jahre dazu); der erſtaunliche Wetteifer, Exemplare *hebräiſcher* Schriften zu vervielfältigen, muſs natürlich allein auf die Chriſten in *Paläſtina* und deſſen Nachbarſchaft beſchränkt gedacht werden; Bücherabſchreiben war damals ſehr mühſam und daher *koſtbar*, die paläſtiniſchen Chriſten aber (für die allenthalben Collecten geſammelt werden muſsten) waren *arm* und überdieſs faſt alle *ungelehrt*, ſo daſs die damals überhaupt gar nicht gemeine Kunſt des *Leſens und Schreibens* wohl nur *Wenigen* beywohnte, und auch um ſo eher ihnen *entbehrlich* war, da jeder durch Anhören deſſen, was in den Synagogen oder den Chriſtenverſammlungen vorgeleſen und vorgetragen ward, ſattſam ſich unterrichten konnte; wozu noch kam, daſs damals in jenen Gegenden mehrere Apoſtel und eine Menge anderer Augenzeugen der Thaten und Begebenheiten Jeſu noch lebten, die jedem, der ein Verlangen darnach hatte, zur Genüge erzählen konnten. Unter dieſen Umſtänden iſt es ſo gut wie unmöglich, eine ſo groſse Vervielfältigung der Exemplare des Urevangeliums anzunehmen, als nach unſern vorſtehenden Bemerkungen vorausgeſetzt werden müſste. Und wie contraſtirt nicht die unglaubliche Betriebſamkeit der armen und ungelehrten Paläſtinenſer in Vermehrung der ihnen im Grunde ziemlich entbehrlichen Copieen ihres hebräiſchen Urevangeliums und der Zuſätze dazu, mit der Kälte und Trägheit von Millionen griechiſcher, zum Theil wohlhabender und nicht ungelehrter Chriſten in Aſien, Europa und Aegypten, die (wenigſtens angeblich) um unſre griechiſchen, ihnen weit unentbehrlichern Evangelien ſo wenig ſich bekümmert haben ſollen, daſs *Eichhorn* den Satz zu behaupten wagen konnte, unſre Evangelien ſeyen erſt gegen Ende des zweyten Jahrhunderts bekannter geworden. Was der eine Gelehrte zu viel that, that der andere zu wenig; darum haben beide mit unüberſteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. — Uebrigens benehmen die Erinnerungen, die wir gegen Hn. *Marſh* machen zu müſſen glaubten, der hohen Achtung nicht das geringſte, welche wir für deſſen Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Fleiſs haben. Auch der Ueberſetzer verdient unſern Dank für ſeine wohlgelungene Arbeit. Wir wünſchen, daſs er bald wieder einen Band möge liefern können, und erſuchen ihn, demſelben, zu Vervollſtändigung des Werks, einen kurzen zweckmäſsigen Auszug aus den verſchiedenen Streitſchriften, welche in England über die *Marſhiſche* Hypotheſe *pro* und *contra* gewechſelt worden ſind, beyzufügen.

GE

Digitized by Google

GESCHICHTE.

PRESBURG, b. Belnay: *Naponkint való jegy zéfei* etc. *Diarium Comitiorum Regni Hung. anni* 1805., originarie lingua Hungariae conceptum et auctoritate Comitiorum Latinitate donatum. 1805. XXIV u. 101 S. Text u. 72 S. Beyl. fol.

Der kurze ungrifche Reichstag des J. 1805., angefagt auf den 13. October, als der unglücksfchwangere Tag bey Ulm nahe war, gefchloffen am 7. Nov., hatte es nur mit einem Hauptgegenftande, mit der Infurrection, zu thun. So fchleunig auch der Reichstag feine Schlüffe gefafst hatte, fo blieb doch zwifchen der Zeit des Abfchluffes und der Schlacht bey Auflerlitz (2. Dec. 1805.) fo wenig Zeit übrig zum Vollzug der Infurrections-Anordnungen, dafs ihre Wirkfamkeit fich nicht erproben konnte, und nur das Refultat hervorging: dafs Ungern eine permanente und binnen 14 Tagen fchlagfertige Infurrection aufftellen müffe, wenn diefes National-Inftitut eine wirkliche und zuverläffige Hülfsquelle für die Monarchie im Drange unfrer Zeiten werden foll. — Referent übergeht daher den Artikel der Infurrection ganz, und zeigt nur einige andere Gegenftände an, die Intereffe erregen. Zur Verfaffung des Diariums in beiden Sprachen ward Jofeph v. Revitzki, Aflefor der k. Tafel, vormals Prof. der polit. und Kameralwiffenfchaften, wie auch des Gefchäftsftils zu Peflh, auserfehen. Unterm 1. Nov. ward befchloffen, alle Ständifche Vorftellungen an den König ebenfalls in doppelter Sprache, original ungrifch, mit lateinifcher Ueberfetzung von nun an abzugeben. Ferner ward der berühmte Artikel über den Gebrauch der ungrifchen Sprache bey Civil- und gerichtlichen Verhandlungen und in den Schulen abgefafst, und auch vom Hofe genehmigt — welcher Artikel für die Cultur der ungrifchen Sprache feitdem fehr gute Folgen gehabt hat. Am heftigften fetzten fich dagegen, fo viel es Croatien betraf, die croatifchen Deputirten Koretich und Delimanich: fie ftellten den hiftorifch falfchen Satz auf: dafs die lateinifche Sprache gleichzeitig mit ihrem Reiche fey. — Man antwortete, es fey billig, dafs wenigftens jene Croaten, die bey ungrifchen Dicafterien dienen wollen, die ungrifche Sprache erlernen mögen. — Ferner *baten die Stände*, die Vereinigung des Litoralis (Fiume, Zeng, *Buccari*) mit dem ungrifchen Reich in die Gefetze aufzunehmen. Hierauf gab aber der Hof zur Antwort: *dafs* obwohl der König nicht gefonnen fey, die von der Kaiferin Maria Thereffa bereits verfügte Einverleibung von Fiume mit Ungarn zurückzunehmen, doch die gegenwärtigen Zeitumftände die Verfaffung eines diesfälligen Artikels nicht geftatteten. Ueber Denunciationen und deren ordentliche Unterfuchung ward ein zweckmäfsiger Artikel abgefafst und fanctionirt, um befonders die Comitatsbeamten vor willkürlichen Suspenfionen oder Abfetzungen oder Auslaffungen aus der Candidation zu fichern. Die Stände beklagten fich, es hätten bisher folche Vorgänge ftatt gefunden: „*ut tali ratione fidelibus per ftatus et OO. electis Magiftratualibus effectuationi Altiffimarum difpofitionum fincere incumbentibus, ne fi quando neceffitas id poſcat, jura etiam Statuum defendere auſint, terror incutiatur.*" — Viel andere gemeinnützige Sachen wurden in Vorfchlag gebracht, z. B. eine gefetzliche Vorfchrift über das Forftwefen, um dem Eigendünkel der adeligen Mitbefitzer Einhalt zu thun, und die Verwüftung der Wälder zu verhüten; und die Errichtung eines eigenen Criminal-Senats bey der k. Curia zur fchleunigern Revifion der Criminalproceffe; aber der Feind war vor der Thüre, und der Hof fchlofs den Reichstag mit der Anzeige, dafs die kaiferl. Prinzen und Prinzeffinnen nach Ungern reifen und der Nation zum Schutze anvertraut werden *follten*. Das befondere Zutrauen der Stände zu dem Palatin liefs fich deutlich bemerken: auch herrfchte in den von Ignaz Almáfi verfertigten Hofrefolutionen ein gelinderer Ton, als am vorigen Reichstage.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Magdeburg*, b. Keil: *Verſuch einer allgemeinen Einleitung in die Wiſſenſchaftenkunde*; womit zu der am 26. u. 27. September im Pädagogium zu Kloſter Berge anzuſtellenden Prüfung einladet *Friedrich Strafs*, Profeſſor und Director. 1806. 64 S. gr. 8. (4 gr.) — Zu dem gelegentlichen Drucke diefes für eine der Lectionen des Vfs. ausgearbeiteten Heftes beftimmte ihn der Wunfch, die darin enthaltene allgemeine Einleitung zur Wiffenfchaftenkunde, die er in einem Curfus von zwey bis drey Jahren vorträgt, den mit jedem halben Jahre neu hinzukommenden Zuhörern zur Lefung und Vorbereitung in die Hände geben zu können, um fie nicht immer wieder mündlich vortragen zu dörfen. Es kam bey diefer Einleitung hauptfächlich auf Beantwortung der Frage an, was diefe Wiffenfchaft fey, welchen Nutzen fie gewähren könne, und wie fie am zweckmäfsigften erlernt werde. Nach der Erörterung und Beantwortung der beiden erftern Fragen, werden von dem Vf. die vornehmften Hülfsmittel der Wiffenfchaftenkunde, und zuletzt einige der merkwürdigften bisher verfuchten Eintheilungen und Klaffificationen der Wiffenfchaften angeführt. Prof. *Krug's* Encyklopädie, und mehr noch deffen zu Jena 1795. gedruckte Vorlefung über den Zufammenhang der Wiffenfchaften unter fich und mit den höchften Zwecken der Vernunft, wobey auch eine Abhandlung über den Begriff einer Encyklopädie vorausgefchickt ift, find bey diefer kleinen Schrift, *nach des Vfs.* eignem Geftändniffe, nicht wenig benutzt. *Was z. B.* dort S. 14 ff. über die verfchiednen Gefichtspunkte vorkommt, aus welchen man eine Wiffenfchaft im Allgemeinen betrachten kann, wird hier S. 17 ff. in eben der Ordnung, nur etwas erweitert, vorgetragen. Die Anficht des Ganzen aber ift richtig gefafst und entwickelt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18 May 1807.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, in d. Weidmann. Buchh.: *Rechtliche Abhandlung über die Geſinde-Mieth- und Vermiethung nach den in Churſachſen geltenden Geſetzen*, von *Chriſtian Auguſt Kunad*, Churf. Sächſ. Kammer-Kommiſs. Rathe und Juſtitz-Amtmanne in Zwikkau. 1803. 14 Bog. 8. (16 gr.)

Hr. *K.* hat durch gegenwärtige Abhandlung eine Lücke in der Literatur des ſächſiſchen Rechts ausgefüllt, die wohl jeder fühlte, welcher mit den ſeit einiger Zeit ſo häufig vorkommenden Streitigkeiten zwiſchen der Herrſchaft und dem Dienſtgeſinde einigermaſsen bekannt iſt. Seine Abſicht iſt jedoch nur auf die kurſächſiſchen Geſetze und nicht auf die Lauſitz, eben ſo wenig auf den Dienſtzwang, den die Rittergutsbeſitzer zuweilen auszuüben befugt ſind, gerichtet; er redet vielmehr blofs von dem freywillig ſich vermiethenden Geſinde. Hierbey wird zuerſt der Begriff des Geſindes ſehr richtig dahin beſtimmt, dafs auf der Einen Seite die Verpflichtung zu Leiſtung der Dienſte und auf der andern Lohn und Koſt, oder anſtatt der letztern, Koſtgeld dazu erfordert werde; ſodann giebt der Vf. theils diejenigen Perſonen an, welche ſich zu vermiethen, theils die, welche andre zu miethen berechtiget ſind. Bey jenen bemerkt Hr. *K.*, nach Anleitung der kurſächſiſchen Vormundſchafts-Ordnung, dafs Minderjährige ſich ſodann gültig zu vermiethen vermögen, wenn ſie nicht mehr unter väterlicher Gewalt ſtehen; doch macht er auch hier den in der Vormundſchafts-Ordnung gegründeten Unterſchied, dafs Minorenne, die ſich bey dem Vormunde aufhalten, bey der erſten Vermiethung deſſen Erlaubniſs und Einwilligung haben müſſen, dieſe aber bey der anderweitigen Vermiethung hinweg fällt. Auch können ledige Weibsperſonen, nicht aber Verheirathete, ausgenommen wenn deren Ehemänner einwilligen, ſich vermiethen. In dem *dritten* Kapitel wird von dem Lohne und den Dienſten gehandelt. Das erſtere iſt auf dem Lande bekanntermaſsen in der neuern Geſinde-Ordnung feſtgeſetzt; die Dienſte hingegen müſſen, wie Hr. *K.* ſagt, tägliche und häusliche ſeyn. Die Dauer des Mieth-Contracts hängt nach dem *vierten* Kapitel von der Willkür der contrahirenden Theile ab. Im *fünften* und *ſechsten* Kapitel redet der Vf. von den wechſelſeitigen Pflichten und Rechten der Herrſchaft und des Geſindes; die Pflichten der letztern ſind vorzüglich Treue, Gehorſam, Ehrlichkeit und Fleiſs, Beförderung des Nutzens der Herrſchaft, u. ſ. w.; dahingegen genieſsen ſie, wenn auch nicht durch ausdrückliche Geſetze beſtätigt, doch vermöge einer Obſervanz den privilegirten Gerichts-Stand ihrer Dienſtherrſchaft, ferner Befreyung von der Recrutirung, auch bey eintretendem Concurſe ein Vorzugsrecht wegen des Lohnes; die Rechte der Herrſchaft ergeben ſich zum Theil aus dem, was ſo eben von den Pflichten der Dienſtboten erwähnt worden iſt; es kommt jedoch noch die mäſsige Züchtigung hinzu. Bey den Verbindlichkeiten der Herrſchaft beſchäftigt ſich Hr. *K.* hauptſächlich mit der Frage, ob die Herrſchaft dem Geſinde, wenn es während des Dienſtes krank wird, Koſt und Lohn reichen müſſe? und beantwortet ſie dahin, dafs ſodann, wenn die Krankheit nur die halbe Dienſtzeit hindurch dauere, die Herrſchaft Lohn und Koſt unverkürzt zu reichen verbunden ſey, wenn ſie aber länger anhalte, Herr und Geſinde den Schaden mit einander theilen müſsten. Der Dienſt-Contract endiget ſich, nach dem *ſiebenten* Kapitel, durch Uebereinkunft, Ablauf der Zeit, durch den Tod oder die Verheirathung des Dienſtboten, wenn letztere ihre Pflichten nicht erfüllen können oder nicht wollen, wenn ſie zu Beſorgung ihrer eignen Angelegenheiten unentbehrlich ſind, in gewiſſer Maſse durch das Ableben des Dienſtherrn, und, wie der Vf. S. 169. anführt, wenn letzterer unvorhergeſehener Weiſe ſeinen Wohnort verändert, u. ſ. w. Im *achten* und *neunten* Kapitel redet Hr. *K.* von den Folgen des aufgehobenen Mieth-Contracts und von dem Verfahren in Geſinde-Sachen, wo er die bürgerlichen Angelegenheiten mit Recht von dem Verfahren in Rügen-Sachen abſondert, worauf der ſiebente Titel der Neuern Geſinde-Ordnung, der von den Dienſten der Kinder der Unterthanen handelt, den Beſchluſs macht. — Dieſs iſt kürzlich der Inhalt dieſes leſenswerthen und mit vielem Fleiſse geſchriebenen Buchs, welches Rec. als einen ſchätzbaren Beytrag zum kurſächſiſchen Privatrechte empfiehlt. Uebrigens kann er nicht allen Meinungen des Vfs. beytreten. S. 4. rechnet Hr. *K.* den Wirthſchaftsverwalter eines Landguts um deſswillen nicht unter die Dienſtboten, weil gegenwärtig die Oekonomie in ein ordentliches Syſtem gebracht und zu einer Kunſt erhoben worden ſey; da indeſſen bey den Verwaltern alle diejenigen Kennzeichen, die Hr. *K.* ſelbſt als charakteriſtiſch bey einem Dienſtboten angiebt, zuſammentreffen, da er tägliche und häusliche, nämlich Wirthſchaftsdienſte leiſtet, da er Lohn und Koſt bekommt, da er überdieſs ſowohl nach gemeinen als kurſächſiſchen Rechten das Vorzugsrecht der Dienſtboten im Concurſe ſeines Herrn genieſset: ſo iſt wohl kein Zweifel, dafs er ebenfalls unter ſie zu rechnen iſt. —

Höchſt ungern nahm Rec. dagegen S. 9 ff. wahr, daſs Hr. *K.* die Dienſt-Anſtellung der Staatsdiener mit dem Mieth-Contracte des Geſindes wo nicht völlig vergleicht, doch keine geringe Aehnlichkeit zwiſchen beiden findet; und ſogar die Analogie derſelben mit unter die Quellen der Entſcheidung der Verhältniſſe der Herrſchaft und des Geſindes rechnet. Er ſucht die Aehnlichkeit darin, daſs man bey jenem auch zu einer beſtimmten Dienſtleiſtung, zu Treue und Fleiſs ſich anheiſchig mache, und dagegen die Entrichtung einer den Lebensunterhalt ſichernden Belohnung bekomme, auch, wie das Geſinde (S. 9.), auf ſeines Herrn beſondern Schutz rechne; ingleichen, daſs in beiden Fällen auf die perſönlichen Eigenſchaften des Subjects Rückſicht genommen werde; er ſchlieſst es ferner daraus, daſs in ältern Zeiten alle, welche Hofämter bekleideten, unter dem Titel Hofgeſinde begriffen worden wären; allein jeder Unparteyiſche wird wohl ſelbſt die Unſchicklichkeit dieſer Vergleichung fühlen, da die täglichen und häuslichen Dienſte, da Lohn und Koſt, Miethgeld und alles, was Hr. *K.* ſelbſt zu dem Weſen des Geſindes rechnet, hier mangelt, und Rec. kann ſich nicht überzeugen, daſs Hr. *K.* ſich, als kurfürſtlichen Amtmann, ſelbſt dem Dienſtgeſinde werde gleich ſtellen wollen. Bey der ſtillſchweigenden Verlängerung des Mieth-Contracts glaubt der Vf., daſs da, wo die Reichung eines Miethgeldes *eingeführt* oder *hergebracht* iſt, jederzeit neues Miethgeld gegeben werden müſſe, weil es eine wahre neue Miethung ſey. Allein Rec. kann ſich hiervon nicht überzeugen: denn eine wahre neue Miethung geſchieht jederzeit ausdrücklich und nicht durch ſtillſchweigende Verlängerung, folglich würde auch kein neues Miethgeld nöthig ſeyn. S. 88. hätte wohl bemerkt werden ſollen, daſs bey Hausdiebſtählen die Special-Inquiſition nie mehr erfolgt. S. 108. hat der Vf. wohl den 6ten §. des 16ten Titels der Polizey-Ordnung von 1661. falſch verſtanden: Er ſagt nämlich, die Dienſtboten, deren Herrſchaft ſich nicht unter den Hochzeitgäſten befinde, ſolle ſich bey Hochzeiten nicht eindrängen, oder einſchleichen; allein die Polizey-Ordnung redet nicht vom Dienſtgeſinde, ſondern bedient ſich des Ausdrucks: *Geſindel*, oder müſsiges und liederliches Volk. S. 133 u. f. ſucht Hr. *K.* da, wo er von den Krankheiten des Geſindes handelt, die bisher ſtreitige Frage, ob die Herrſchaft dem kranken Geſinde Lohn und Koſt zu reichen ſchuldig ſey, nach der Analogie der Pachtſchäden und der 20ſten kurſächſiſchen Deciſion zu entſcheiden; man ſieht aber leicht, daſs dasjenige, was wegen des durch Mifswachs, Ueberſchwemmungen, Wetterſchlag u. dgl. an den Feldfrüchten verurſachten Schadens in den Geſetzen verordnet iſt, auf das Dienſtgeſinde nicht wohl anzuwenden ſey. Davon, daſs, nach S. 169., bey der unvorhergeſehenen Veränderung des Wohnorts der Herrſchaft, die Dienſtboten vor Endigung der Dienſtzeit ihre Entlaſſung verlangen dürften, kann ſich Rec. ebenfalls noch nicht überzeugen, und Hr. *K.* urtheilt hier wohl etwas zu abſprechend, wenn er ſagt, die Vermiethung ſey in dieſem Falle nur unter der Bedingung, *rebus ſic ſtantibus*, geſchloſſen worden; denn theils widerſpricht dieſs den Behauptungen des Vfs. S. 2. und 145. einigermaſsen ſelbſt, theils tritt jene Bedingung, wie *Hommel* in der vom Vf. angeführten Rhapſodie ſehr richtig bemerkt, nur bey einem *caſu inſolitiſſimo* ein, worunter die Veränderung des Wohnortes nicht zu rechnen iſt; und warum wendet denn Hr. *K.* dieſe Klauſel nicht auch auf die Krankheiten der Dienſtboten an? Einige andere Bemerkungen will Rec. der Kürze wegen übergehen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WÜRZBURG, b. Stahel: *Methodologie der geſammten Medicin.* Als Prodromus einer Encyklopädie derſelben für Vorleſungen herausgegeben von D. *Theodor Alexander von Hagen.* 1806. XII und 316 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Was Methodologie der geſammten Medicin ſey, mit dürren Worten zu definiren, oder vom *Zweck und* Nutzen des Werks im voraus zu reden, iſt dem *Vf.* ein ſo verächtliches Geſchäft, daſs er ſich, zwar gegen die hergebrachte Gewohnheit doch nur derjenigen Schriftſteller, „die den Krämern zu vergleichen ſind" gar nicht darauf einlaſſen mag; erwartend, das Studium ſeines Buchs werde den lebendigſten, auf Anſchauung — nämlich durch das Leſen der gegebnen Darſtellung — gegründeten Begriff im Leſer erzeugen. Eine ſeltſame Ziererey, zumal in einem Werke, das den Studiencurs zu eröffnen beſtimmt iſt, der er aber auch gar bald untreu wird, indem er §. 3. den Begriff und Zweck ſeiner Methodologie dahin beſtimmt, daſs ſie ein Ideal des Studiums und der Bearbeitung der Arzneykunde für alle Zeiten ſeyn, *und* dabey gelegentliche Winke zur Verbeſſerung *fehlerhafter* Einrichtungen geben ſolle, um *dadurch* zum Streben nach Vollendung aufzumuntern. Es erhellt daraus, daſs der Vf. mit ſich ſelbſt über den Begriff und Zweck nicht ganz einig, nicht ganz auf dem Reinen war. Solche Winke gehören nicht in eine Methodologie, die Prodromus einer Encyklopädie ſeyn ſoll. Doch der Vf. berückſichtigt nicht bloſs den Schüler oder akademiſchen Lehrer, ſondern auch den Staatsmann und die Behörde, von der die akademiſche Einrichtung abhängt u. ſ. w. und ſchreibt ſonach eine Methodologie, die nicht bloſs wegen des wirklich verſchiednen Geſichtspunkts, aus dem ſich die wahre Methodologie einer Doctrin behandeln läſst; ſondern einmal wegen des etwas problematiſchen Verhältniſſes zur Encyklopädie, als der propädeutiſchen Ueberſicht des weſentlichen Inhalts der *Doctrin*, *und* dann wegen einer Menge fremdartiger *Einſchiebſel* und ſolcher Dinge, die ſich weder aus dem Worte noch aus dem Begriffe als weſentliche Eigenſchaften ableiten laſſen, näher hätte *ſollen* bezeichnet werden. Die Einleitung erörtert nun weiter die Urſachen des jetziger Zeit ſo häufigen Studiums der Arzneykunde. Aber dieſer für den Staat und die Kunſt gleich wichtige Gegenſtand iſt ſo ſehr oberflächlich behandelt, daſs

Digitized by Google

dafs der verſtändigere Leſer gar nicht befriedigt wird. Eben ſo dürftig und fragmentariſch ſind die Bemerkungen über den jetzigen Zuſtand der Medicin und ihre Bearbeitung, mit denen die Einleitung beſchliefst. Das Werk ſelbſt handelt in eilf Abſchnitten: vom *Ideal des Arzts*; von der *Vorbereitung zur Medicin auf den untern Schulen*; vom *Studium der empiriſchen Naturkunde* auf der Akademie; vom *Studium der Mathematik*; vom *Studium der Philoſophie*; vom *Studium der Naturgeſchichte überhaupt, insbeſondre aber der Erde und des Menſchen*; vom *Studium der Medicin in Beziehung auf Wiſſenſchaften, Kunſt und Staat*; vom *Studium der Iaterie* S. 187.; der *Chirurgie* S. 227.; der *medicinſchen Waarenkunde, Pharmacie und medicinſchen Pflege* S. 255. und vom *Studium der Staats-Arzneykunde* S. 269. Die ganze Ausführung verräth die treueſte, gutmüthigſte Anhänglichkeit an die Anſichten und Meinungen der *Schellingiſchen* philoſophiſch-mediciniſchen Schule; und wie ſehr auch der Vf. ſeine Originalität erhebt, ſie geht nicht weiter, als auf eine ſehr in die Breite gezogne, durch eine läſtige Form des Vortrags ausgedehnte Paraphraſe ſchon bekannter und bereits hinreichend gewürdigter Lehren. Unſer Bemühen darf eben deſswegen nicht auf eine ausführliche kritiſche Darſtellung vom Inhalt des Ganzen gehen, ſondern darf ſich auf die Aushebung einiger Punkte beſchränken. — Das Ideal des Arzts als akademiſcher Lehrer unterſcheidet ſich vom Ideal des Arztes als Künſtler, als der beſtimmte Gegenſatz: wie die Seele vom Körper. Jenes bezieht ſich auf Idealität, dieſes auf Realität; der Lehrer hat es mit dem Weſen, der Künſtler mit der Form zu thun, in die ſich das Ideal kleidet. Weder ein Geſchichtserzähler, noch ein philoſophiſcher Phantaſt, noch ein Empiriker, noch ein Eklektiker haben das Ideal eines Lehrers der Arzneykunde erkannt und erreicht; ſondern nur ein Philoſoph, „weil allein Philoſophie zu beſtimmen vermag, was Wahrheit ſey.“ Doch reiche die Naturphiloſophie nicht zu; der Lehrer darf auch nicht verſäumt haben, die ideelle Form des Abſoluten mit Eifer ſich anſchaulich zu machen.“ „Philoſophie mufs dem Lehrer das heiligſte Kleinod und die Quelle ſeines Wiſſens ſeyn.“ „Mit möglichſter Klugheit überall das Abſolute erblickend zeige er nun, wie daſſelbe in der Natur ſich ſelbſtſtändig in eine irdiſche Form geſtalten u. ſ. w. könne.“ „Die Art und Weiſe, wie das Abſolute ſich als Organismus gebiert, die Stufen, wodurch dieſes Geborenwerden an die Zeit gefeſſelt zu ſeyn ſcheint, mufs der Lehrer zu entriren vermögen.“ u. ſ. w. So willkürlich ſind alle Begriffe gedeutet, ſo willkürlich überall damit geſpielt, ſo iſt nicht philoſophiſche Geiſtesbildung, ſondern eine unhaltbare Schulphiloſophie, als die reelle Quelle für eine Kunſt und einen Kunſtunterricht vorausgeſetzt worden, zum Trotz der gegründetſten Warnungen aller Aerzte, die ſeit dem Hippokrates ſich dem Ideal nahten, eine Quelle, die uns in der ganzen Geſchichte und auch nach einem wirklich philoſophiſch gefaſsten Begriffe der Kunſt, als höchſt verdächtig, unrein, ganz unbrauchbar und verderblich dargeſtellt wird. Dafs der Vf. die Haltung und Richtung verliert, und, während er von der Ausbildung zum Lehrer ſpricht, auch auf den Unterricht für den Schüler fallt, verdient auch gerügt zu werden. — Dem Lehrer „vergönnt die Natur in ſich ihre Harmonie zu finden, er trägt eine unendliche Welt in ſeinem Innern, er iſt die individuelleſte Schöpfung und der geheiligte Prieſter der Natur.“ So ſchliefst die Charakteriſtik des Lehrers, die eher alles andre, nur nicht das Ideal für dieſen darſtellt. Fern davon wird ſich wenigſtens ein jeder halten, der zwiſchen dem Weltenerſchaffen und zwiſchen den menſchlichen Bemühungen für Leben geſunder und kranker Menſchen, den Unterſchied etwas wichtiger findet, als unſer Vf. Auch das Ideal des Künſtlers iſt in Bombaſt gekleidet; ein Flitterſtaat, der in Staub zerfallt, ſo bald man, um ſein Weſen zu erkennen, ihn ans Tageslicht zieht. Dafs der Menſch als Gegenſtand der Medicin nicht aus der Welt heraus iſolirt werden dürfe, war die erſte Maxime in der Theorie und Praxis unſerer älteſten Urväter: wie man aber eine Welt in den menſchlichen Leib hinein philoſophiren ſoll, das haben bisher doch noch alle Schwärmer unenträthſelt gelaſſen, ſo laut auch manche über Entdeckung dieſes Geheimniſſes triumphirten. — Der *zweyte* Abſchnitt: von der Vorbereitung auf Schulen, kann höchſtens in einer Methodenlehre für junge Studirende, die ſich einſt der Heilkunde widmen wollen, als vorläufige Bemerkung auftreten, aber in eine Methodologie der Heilkunde ſelbſt gehört er nicht. Denn hier wird voraus geſetzt, dafs der angehende Arzt die allgemeine Bildung des Gelehrten habe. Der Nutzen der Sprachen überhaupt iſt zu einſeitig erwogen, und doch ſind die Forderungen des Vfs. übertrieben. Z. B. ſoll ein *gründliches* Studium der Griechen, *in ſeinem ganzen Umfang* Anfang und Baſis jedes Schulunterrichts ſeyn. (Möchten doch auf dieſes Gebot die neuern Philoſophen ganz beſonders achten, um nur wenigſtens das anorgiſche und unorganiſche von einander unterſcheiden zu lernen. Aus dem Munde von Männern, die ſo dürftige Kenntniſſe der griechiſchen Sprache beſitzen, nimmt ſich die groſse Empfehlung des Studiums der Griechen ganz beſonders ſchön und eindringend aus.) Deſſen ungeachtet wird der vorzüglichſte Werth der griechiſchen Sprache für den Arzt in das erleichterte Verſtehen der Terminologie geſetzt. — Die Geſchichte Deutſchlands, auch wieder in *ihrem ganzen Umfange*, ſey dem Arzte ebenfalls unentbehrlich. Das lieſt man in einer Methodologie, die das Ideal eines für alle Nationen und Völkerſchaften brauchbaren Unterrichts in der Medicin darſtellen ſoll. Alles ſoll der Schüler erſchöpfen, Mathematik, Phyſik, Geographie, er ſoll ein *Euler*, *Käſtner*, *Lavoiſier*, *Fourcroy*, *Büſching*, *Ebeling* und Gott weifs, was noch mehr werden, um das Ziel ſeines Strebens überall zu ſuchen, nur nicht auf der Bahn, die wirklich dahin führt. — Wie dieſe beiden, ſind denn auch alle übrigen Abſchnitte gearbeitet. Im Abſchnitt von dem Studium der Iaterie ſind neue Doctrinen geſchaffen z. E. *Kraſeologie*, als Indiffe-

differenz der Hygiäne und Pathologie, welche drey Glieder die theoretiſche Medicin ausmachen; ferner *Iatrobuläologie* als Indifferenzpunkt der Pole der practiſchen Medicin, nämlich der Jamatologie und Therapie und die Lehre, die jeden Plan, der ſich mit dem Leben in ſeinen verſchiednen Zuſtänden beſchäftigt, zum Gegenſtande hat: es ſind alte Doctrinen willkürlich gemiſsdeutet, um nur überall Trichotomien herauszubringen, aber nie iſt auf Bedürfniſs, Weſen und Geiſt der Heilkunſt dabey Rückſicht genommen. Unglücklicher weiſe beſchränkt ſich der Nachtheil ſolcher Schriften nicht aufs ärztliche Subject, ſondern geht auch auf die leidenden Objecte, und die Warnungen gegen ſolche Studien können nicht laut genug ausgeſprochen werden.

Potsdam, b. Horvath: *Taſchenbuch für Militär-Chirurgen*, zur Einrichtung eines pharmaceutiſchen und chirurgiſchen Feld-Apparats, von *A. G. Roſenmeyer*, Regim. Chir. beym Kön. Preuſs. Garde-Regiment. 1804. 124 S. 8. (14 gr.)

Der Zweck des Vfs. war, wie er in dem Vorbericht angiebt, „den Militär-Chirurgen, beſonders den angehenden, eine Ueberſicht von denjenigen Dingen zu geben, welche ſie in dem Kreiſe ihrer Berufsgeſchäfte nothwendig brauchen," und er verſichert, ſich dabey auf Erfahrungen geſtützt zu haben, welche nicht allein er ſelbſt gemacht, ſondern auch andere in der Garniſon und im Felde geſammelt haben. Dieſen Zweck hat er, nach des Rec. Ueberzeugung, erreicht, und ſich dadurch ein nicht geringes Verdienſt um ſeine Amtsbrüder erworben. Man erkennt durchaus in der Schrift den mit ſeinem Fache vollkommen bekannten und wirklich praktiſchen Mann, deſſen Aufmerkſamkeit ſelbſt geringfügig ſcheinende, im Felde aber nichts weniger als unbedeutende, Vortheile nicht entgangen ſind. Da die Preuſs. Militär-Wundärzte, bekanntlich, nicht bloſs Chirurgen im ſtrengeren Sinne des Wortes ſind, ſondern auch allen Pflichten und Geſchäften der Aerzte ſich mit unterziehen müſſen: ſo erſtreckt ſich die hier gegebene Anweiſung weiter, als es der flüchtige Anblick des Titels erwarten läſst.

Die von Hn. *R.* bey der militäriſchen Pharmacopöe aufgeſtellten Grundſätze ſind: 1) bey *Mitteln* von gleicher Wirkung die inländiſchen den ausländiſchen vorzuziehen, 2) dem Concentrirten vor dem *Voluminöſen* und dem Trockenen vor dem Flüſſigen den Vorzug zu geben, 3) ſich der Wohlfeilheit und 4) der Einfachheit möglichſt zu befleiſsigen und 5) vornehmlich ſolche Mittel, welche leicht und ſchnell, auch ſicher bereitet werden können, zu wählen. Er verlangt von den Militär-Apotheken, daſs ſie ſolche Arzneymittel enthalten ſollen, „welche für hitzige Krankheiten paſſen und durchaus nicht ohne Nachtheil für den kranken und verwundeten Soldaten zu entbehren ſind." Die Feldchirurgen ſollen „keine Zuſammenſetzungen von Magiſtralformeln vorräthig haben, weil ſie dieſe ohne Zeitverluſt aus einfachen Mitteln ſelbſt componiren können, wohl aber pharmaceutiſche Präparate, weil dieſe eine kunſtmäſsigere Bereitung und mehr Zeit erfordern." Kräuter, welche bey dem Transporte leicht in Staub zerfallen und an den Standorten bald geſammelt werden können, gehören ebenfalls nicht zum Vorrathe der einzelnen Militär-Wundärzte. Statt des Honigs iſt der eingedickte Saft von Süſsholz oder von Mohrrüben anzuwenden u. ſ. w. „In der Militär-Praxis muſs man ſich auch da zu helfen wiſſen, wo es einem anderen, in der Kriegesheilkunde Unbekannten, öfters unmöglich ſcheint. Wer nicht entbehren gelernt hat, der kann, auch bey bedeutender Geſchicklichkeit, als Arzt im Felde wenig Nutzen ſtiften." Aehnliche Regeln einer zweckmäſsigen Sparſamkeit ſind auch in Ablicht der Inſtrumente, Bandagen und anderer Geräthſchaften aufgeſtellt und von dem Vf. befolgt worden. Endlich hat er auch gezeigt, wie alle dieſe Sachen in den möglichſt kleinſten Raum gebracht und zum Transporte bequem und ſicher verwahrt werden können.

Die vorliegende, nach obigen Grundſätzen verfaſste, Schrift verdient es nicht allein, den Feldchirurgen empfohlen zu werden, ſondern auch Civil-Aerzte und Wundärzte, welche auf dem Lande und in der Entfernung von Städten leben, werden dieſes Taſchenbuch mit Nutzen leſen und zum Muſter bey ihrer Einrichtung nehmen können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Deſſau*, in d. Schulbuchh.: *Plan zu der neuen Erziehungs- und Lehranſtalt*, welche zu Oſtern 1805 u. ſ. w. zu Deſſau eröffnet werden ſoll, von D. *Ferd. Olivier* und D. *Ernſt Tillich*. 1805. 28 S. 8. — Gute Plane zu Erziehungs- und Lehranſtalten verdienen nicht allein zur Zeit ihrer Erſcheinung von Aeltern und Erziehern beachtet, ſondern auch aufbewahrt zu werden, um der ſpätern Zeit zu zeigen, welche Totalanſicht des Erziehungsweſens und welche Hauptbeſtrebungen in demſelben die frühere hatte. Ohne Zweifel gehört der vorliegende Plan unter die guten, und kann der Zukunft zum Belege für die *beſſern* Bemühungen unſers pädagogiſchen Zeitalters dienen. — Uebrigens darf man den Werth einer beſtehenden Erziehungsanſtalt nicht nach dem bey ihrer Gründung bekannt gemachten Plan beurtheilen. Wurde ſie ohne innern Beruf vielleicht nur in ökonomiſcher Abſicht, unternommen: ſo fängt ſie gleich beym Beginnen unter ihrer Ankündigung, und bleibt immer zum Schlechtern. Iſt es aber, wie bey *Olivier* und *Tillich*, wahrer Beruf, iſt es Begeiſterung durch die Idee der Bildung zur Humanität mit beſonnener Einſicht und Erfahrung verbunden, was zu einer ſolchen Unternehmung trieb: ſo läſst das immer freyere, immer kräftigere innere Leben der Anſtalt den Buchſtaben des Planes weit hinter ſich zurück.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. May 1807.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Steinacker: *Die Veredlung des Menschen nach ihren Hauptmomenten, Bedingungen und Hülfsmitteln.* Für alle, denen ihre moralische Bildung wichtig ist, und besonders für diejenigen, die dazu gesetzt sind, dieselbe bey andern zu befördern. Von *Friedrich Ehrenberg*, reform. Prediger zu Plettenberg in der Grafschaft Mark. *Erster* Band. 1803. 1 Alph. 2 Bog. *Zweyter* Band. 1 Alph. 13 Bog. 8. (3 Rthlr.)

Es giebt eine doppelte Art der Bildung der Menschen zur Tugend, die eine wird durch den Erzieher, die andere durch die eigene Bemühung der Menschen selbst, denen ihre moralische Vervollkommnung am Herzen liegt, bewirkt. Jenem schreibt die *praktische Methodenlehre* die Regeln seines Verfahrens vor; diese halten sich an ihre eigene Erfahrung und Ueberlegung und an die Vorschriften der Sittenlehre, die ihnen nicht allein Unterricht über ihre natürlichen Anlagen zur Sittlichkeit und den Umfang ihrer Pflichten, sondern auch über die Art und Weise, wie es der Mensch anzufangen habe, um sich in der Tugend zu üben und es darin zur Fertigkeit zu bringen, ertheilt. Obgleich dieser letztere Theil der Moral, den man die *ethische Technik* nennen könnte, nicht ganz unbearbeitet geblieben ist, so fehlt es doch an einer ausführlichen Bearbeitung derselben; und ein solches Werk will der Vf. hier liefern. Denn er sagt, er wolle hier einen ausführlichen Unterricht geben, wie es der Mensch anzufangen habe, das *Ideal* der Tugend (man muss es mit dem Ausdrucke nicht eben so genau nehmen) zu erreichen, da das, was davon unter dem Titel *Asketik* oder *Methodenlehre* in den Lehrbüchern der Moral vorkomme, zu *allgemein* und *schwankend* sey, die Sache nicht als Ganzes, in ihrem Zusammenhange, die Veredlung nicht als fortlaufende Geschichte des menschlichen Herzens (eine Sache, die einer praktischen Methodenlehre doch wohl ganz fremd seyn möchte) darstelle. Um dieses sein Urtheil zu belegen, wäre es nicht undienlich gewesen, wenn der Vf., der doch mit der Literatur in diesem Fache der praktischen Philosophie bekannt seyn muss, eine beurtheilende Uebersicht der bis jetzt vorhandenen praktischen Methodenlehren, und eine Anzeige der Vorzüge und Mängel einer jeden, nebst dem daraus sich ergebenden allgemeinen Resultate, dargelegt hätte, woraus dann *bestimmt* hätte ersehen werden können, wie weit wir in diesem Zweige des moralischen Unterrichts gekommen sind, welche Mängel darin noch zu verbessern und welche Lücken noch auszufüllen wären. Eigentlich kann aber der Tadel des Vfs. die Methodenlehre der Ethik, die dem *Lehrer* und *Erzieher* die Art vorschreibt, wie er seine Untergebenen in der Moral unterrichten und sie in der Sittlichkeit üben und zur Fertigkeit darin bringen soll, nicht treffen, da es ihm hier blos um eine Anleitung für die *Menschen* zu ihrer moralischen Selbstbildung, und nicht für *Lehrer* und *Erzieher*, zu thun ist. Die Ausführung einer solchen Absicht und für ein so grosses Publicum erforderte einen einfachen leicht zu übersehenden Plan, und eine eben so einfache, leichte und gefällige Darstellung. *Jener* ist aber hier sehr verwickelt, weitläufig und mit Untersuchungen, Erörterungen und Kritiken verwebt, die über den Horizont der Leser, für welche das Werk bestimmt ist, hinausgehen, und *diese* nicht selten viel zu gekünstelt und gesucht, als dass ihre Aufmerksamkeit beym Lesen nicht bald ermüden sollte.

Der Plan ist im Allgemeinen dieser: Der *erste* Band begreift *drey* Bücher. *Erstes* Buch: Begriff der *Veredlung* und Verhältnisse derselben zur *Cultur* und *Bildung*. Das *zweyte* Buch untersucht die Frage: welches ist der natürliche Charakter des Menschen, wie ist sein Zustand beschaffen, ehe die Veredlung bey ihm begonnen hat? wie ist jener Charakter bey ihm entstanden, wie ist er in diesen Zustand gekommen? *Drittes* Buch: Vorbereitung des Menschen zur Veredlung durch den Staat, durch die Erziehung, durch die Kirche und durch die schöne Kunst. Der *zweyte* Band enthält das *vierte* Buch: die Veredlung als Geschäft des Willens betrachtet, oder Grundzüge einer Veredlungsgeschichte des sinnlichen Menschen. *Einleitung*. *Erste* Abtheilung, oder *erste* Periode: Veredlung der Gesinnung und der Handlungen. *Zweyte* Abtheil. oder Periode: Veredlung der Maximen. I. Selbsterkenntniss: Kenntniss der Pflichten; Kenntniss unsers moralischen Zustandes; Kenntniss dessen, was nun zu thun sey. II. Wirkungen der Selbsterkenntniss auf das Gefühl. III. Praktische Lebensgrundsätze, oder Folgen der Selbsterkenntniss für den Willen. IV. Weitere Bearbeitung und Ausführung dieser Grundsätze. *Dritte* Abtheilung oder Periode: Veredlung des Charakters, 1) durch Mässigung im Genuss, in den Begierden, in den Affecten; 2) durch Menschenliebe; 3) durch unbesiegbare Stärke im Ertragen des Schmerzes, in der Geringschätzung der Gefahr, in grossen Anstrengungen; 4) durch Religion.

Digitized by Google

Für den Zweck des Werks, das den Menschen die Mittel und Wege zeigen soll, zur Tugend und Fertigkeit in derselben zu gelangen, sind die im *ersten* Bande vorgetragenen Kenntnisse, wenn man auch zugeben wollte, dafs sie den Menschen zu jenem Behufe unentbehrlich wären, doch viel zu weitläufig, und konnten dem Inhalte des *zweyten* Bandes, der das, was der Vf. eigentlich beabsichtigt, vorträgt, als Einleitung kurz und deutlich vorausgeschickt werden. Aber die weitläufige und controvertirende Ausführung von dem Princip des Bösen im Menschen, und von der formalen und materialen Verkehrtheit desselben, die spitzfindige Darlegung des Unterschiedes zwischen Cultur, Bildung und Veredlung, die ermüdende Aufzählung alles dessen, was Staat, Erziehung, Kirche und schöne Kunst zur Veredlung des Menschen vorbereitend beyträgt u. s. w. möchte doch auch um so weniger geeignet seyn, einen wesentlichen Bestandtheil *des* Unterrichts, der hier den Menschen gegeben werden soll, auszumachen, als sie selbst an sich, nach der Vorstellung des Vfs., die Veredlung selbst nicht zu bewirken vermögen, und der Vf. selbst sagt, dafs man den Menschen gar nicht zur Moralität erziehen, sondern ihn selbst sich zu ihr erheben lassen solle. Alle Vorbereitungsanstalten zur Veredlung, durch Staat, Erziehung, Kirche und schöne Kunst, dürften also auch wohl aus diesem Gesichtspunkte als ganz vergeblich und unnütz erscheinen. Denn wenn der Mensch sich ganz allein selbst und frey zur moralischen Veredlung erheben soll, so ist es ja am gerathensten, dafs sich weiter niemand in dieses sein Geschäft mische, und keine Anstalt ihn in dieser seiner Freyheit beschränke.

Was in dem *zweyten* Bande, oder dem *vierten* Buche geliefert wird, ist, ungeachtet alles dessen, was der Vf. darüber in der Einleitung mit grofser Anstrengung vorbringt, nichts weniger als eine *Geschichte* der moralischen Vervollkommnung des Menschen; dergleichen wohl auch überhaupt schwerlich ausführbar seyn möchte, wenn man darunter, wie man sollte, nicht blofs eine pragmatische Darstellung der äufsern Veranstaltungen der Natur und der Menschen, welche zum Zweck haben, den Menschen aus seinem thierischen Zustande zur moralischen Würde zu erheben, sondern auch des der Wahrnehmung Anderer verborgen bleibenden Ganges der Selbstbildung und Bestrebungen des inwendigen Menschen zur Sittlichkeit, versteht. In einer Geschichte, wenn sie auch nur Grundzüge enthält, ist nicht die Rede von dem, was geschehen *soll*, sondern von dem, was geschehen *ist*. Hier werden aber die drey Perioden dieser sogenannten Veredlungsgeschichte nach dem, was der Mensch, um sich moralisch zu veredeln, thun soll, bestimmt. Aber auch die Folge dieser Perioden, oder die Ordnung, in welcher der Mensch das Geschäft seiner Veredlung anfangen, fortsetzen und vollenden soll, besteht nicht mit der Art, wie die praktische Vernunft sich wirksam beweist. Das Werk der Veredlung soll nämlich, nach der Vorstellung des Vfs., mit der Veredlung der *Gesinnung durch die kräftige* Richtung des Willens auf das Gute *beginnen*; diese Richtung ist eine freye That des *übersinnlichen Menschen* die nicht allein auf das *Gesetz*, als *Befehl der Vernunft* gehen, sondern auch mit *den Gedanken* an Gott, Weltregierung, Ewigkeit und *Menschenbestimmung* gepaart seyn mufs, und mit ihr, *jener ersten kräftigen* Richtung auf das Gute, ist, wenn sie den gehörigen Grad der Vollkommenheit hat, der *übersinnliche Charakter* ganz veredelt u. s. w. Hierauf soll die Veredlung der *Maximen* durch Selbsterkenntnifs an die Reihe kommen und die Veredlung des *Charakters* den Beschlufs machen. Es kann aber von einer Veredlung der *Gesinnung* ohne vorhergegangene Verwerfung der empirischen und Annahme vernünftiger Maximen gar nicht die Rede seyn. Eine *Veredlung* der Gesinnung wäre nicht denkbar, wenn nicht in der Gesinnung eine Beschaffenheit wäre, die verbessert, veredelt werden müfste; diese Beschaffenheit kann aber in nichts anderm bestehen, als *in* Bestimmung der Willkür durch Neigungen *und Maximen*, welche die Sinnlichkeit eingiebt *und die Willkür* als Gesetze befolgt; an moralische Vervollkommnung ist also nicht zu denken, so lange diese herrschen und nicht durch praktische Maximen, die sich zu einer allgemeinen Gesetzgebung schicken, verdrängt werden. Die Annahme und Befolgung dieser und die Abweisung jener ist schon veredelte *Gesinnung*, und eben darin liegt auch die kräftige Richtung der Willkür auf das Gute. Was endlich die Veredlung *des Charakters* betrifft, so wüfsten wir nicht, worin der allgemeine sittliche Charakter anders bestehen sollte als in der Aneignung und Befolgung subjectiv-praktischer in eine allgemeine Gesetzgebung passender, durch die eigene Vernunft des Menschen vorgeschriebener, Maximen, oder in der moralischen Denkungsart oder Gesinnung. Die Mittel also, welche *die Gesinnung* und die Maximen veredeln, veredeln auch den Charakter, und so wechselsweise.

Von dieser Betrachtung des Werks im Allgemeinen, aus welcher sich auf die fehlerhafte Disposition seiner Theile schon von selbst schliefsen läfst, gehen wir noch zur Beleuchtung einzelner Ausführungen und Behauptungen über. Der Vf. macht einen Unterschied zwischen *Cultur*, *Bildung* und *Veredlung*; *Cultur* bearbeitet die körperlichen, *Bildung* die geistigen Kräfte, und die *Veredlung* den Willen. Diese Begriffsbestimmungen sind aber willkürlich und der Vf. hält sich selbst nicht ganz streng an sie, wovon schon der Titel des Buchs einen Beweis giebt. Nach dem Sprachgebrauche ist es gleichgültig, ob *man* sagen will, man *cultivire*, oder *bilde*, oder *veredle die* körperlichen oder Gemüthskräfte. Ein Grund dieses Unterschieds ist auch weiter nicht angegeben, und in der Verschiedenheit der *menschlichen* Vermögen und Kräfte liegt auch keiner. Den *Geist der Cultur* macht der Vf. zum *Kaufmannsgeist* und den *der Bildung* zum *freyen Kunstgeist*. Wenn aber die *Cultur* die körperlichen Kräfte bearbeiten soll, so ist ihr erster

und

by Google

und nächster Zweck, den Körper gesund zu erhalten, stark und geschmeidig zu machen, gegen den Einfluss der Witterung abzuhärten, durch eine den Regeln der Diätetik gemässe Lebensweise, Uebungen u. s. w., Dinge, die mit dem Kaufmannsgeiste gar nichts zu thun haben und welche bey dem Vf. in keine Betrachtung kommen; dagegen dessen Ansicht der Cultur eine ganz andere Richtung nimmt, indem er sie unmittelbar für die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse und für die Anschaffung und den Genuss der Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens arbeiten lässt, mit welchen die Cultur der körperlichen Kräfte, als solche, eigentlich gar nichts zu schaffen hat. Der *Geist der Bildung* wird darum ein *freyer Kunstgeist* genannt, weil er nicht das Talent um des Gewinnstes willen schätze, weil er in ihm die bessre Form ehre und jede Rücksicht *auf irgend einen Zweck* verschmähe u. s. w. In wie fern aber der *Geist der Cultur* lediglich auf die Vervollkommnung der körperlichen Kräfte gerichtet ist, passen jene Merkmale auch zu diesem. Auch ist es nicht richtig, dass der Geist der Bildung jede Rücksicht auf irgend einen Zweck verschmähe, und der Vf. macht selbst im Verfolg seiner Abhandlung über diesen Gegenstand mehrere Zwecke der Geistesbildung namhaft, z. B. wenn es heisst: die Bildung soll die Phantasie wecken, zu Erzeugung schöner, lieblicher und brauchbarer Bilder, dass sie dem Geiste reizende Gestalten zum innern Genusse und hinreichenden Stoff zur Erkenntniss vorführe; sie soll den Geist mit solchen Einsichten bereichern, die allgemein nützen und ehren, u. s. w. Seltsam ist der Contrast, in welchen der *Gebildete* mit dem *Cultivirten* gesetzt wird, wenn es S. 41. heisst: „Gebildeter an Verstand und Herz, bereichert mit wahren und einflussreichen Beobachtungen, kehrt er (der Gebildete) immer aus der Gesellschaft der Gebildeten zurück; *da* der Cultivirte nur Menschen aufsucht, um von ihnen zu nehmen." Die Veredlung hat es nach dem Vf. nur mit *einer* Kraft, dem *freyen vernünftigen Willen* zu thun. Bestimmter hätte als Gegenstand der Veredlung das *Begehrungsvermögen* genannt werden sollen: denn der *freye vernünftige Wille* ist, als solcher, keiner Veredlung fähig. S. 50. findet sich folgende nicht wohl überlegte Aeusserung: „Die Vernunft thut sich verschiedenen Menschen auf *verschiedene Art* kund; *ihre Befehle und Aussprüche sind nicht überall dieselben.* Alles kommt daher darauf an, dass der Mensch nur sie überhaupt ehre, sie als Princip der Veredlung ergreife, und sie dann so nehme, wie er sie in sich findet." Wenn sich die menschliche Vernunft wirklich in jenem Falle befände, so würden ihre Befehle und Aussprüche auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit keinen Anspruch machen können, und es würde so viel Veredlungstheorieen geben, als es verschiedene praktische Principien gäbe, diese möchten beschaffen seyn wie sie wollten; was der eine für Tugend und Pflicht hielte, würde der andere nicht dafür, und wohl gar für das Gegentheil derselben halten. — Die Veredlung soll auf Religiosität, Menschenliebe, Mässigung, Seelenstärke und Klugheit hinarbeiten. Die vier ersten Eigenschaften machen die tugendhafte Denkungsart, den innern veredelten Menschen, aus. Eben diese Eigenschaften bilden auch den *Charakter* des Menschen; es bleibt also unbestimmt, worin sich beide, moralische Gesinnung oder Denkungsart und moralischer Charakter unterscheiden. — Was über den Grund der Immoralität des Menschen gesagt wird, hat uns nicht befriedigt. Diese, heisst es, rühre weder blos von der Sinnlichkeit her, noch sey sie dem Menschen angeboren, noch könne sie, wie *Kant* wolle, aus dem Willen allein hergeleitet werden. Der Grund der Verkehrtheit müsse vielmehr ein äusserer seyn, der den Willen zwar nicht nöthige, aber ihm doch eine gewisse Propensität ertheile, und dieser Grund liege in der frühern Entwicklung der Sinnlichkeit, worin der später entstehende Wille gleichsam empfangen und geboren werde. Dass der Mensch so und nicht anders handle, thue er nicht schlechthin, weil er so und nicht anders handeln wolle, sondern weil es *in seiner Natur* liege, so und nicht anders zu handeln, so lange er sich nicht über die Natur erhebe, weil er so handeln müsse, so lange er unter der Herrschaft des Egoismus stehe u. s. w. [*Kant* hat den Grund des moralischen Bösen nicht in den *Willen* in eine Verderbniss der moralisch gesetzgebenden Vernunft, sondern in den verkehrten Gebrauch der freyen *Willkür*, oder in die Bestimmung der letztern durch die Triebfedern der Sinnlichkeit, gesetzt. Wenn der Hang zum Bösen in der Geneigtheit besteht, statt der Vernunftgesetze sich durch sinnliche Triebfedern bestimmen zu lassen, und diese Geneigtheit das Bewusstseyn, die Erkenntniss der Vernunft als eines praktisch gesetzgebenden Vermögen nothwendig voraussetzt: so dürfte die frühere Entwicklung und Wirksamkeit der Sinnlichkeit und der spätere Eintritt der Wirksamkeit der Vernunft das Räthsel vom Ursprunge des Hanges zum Bösen schwerlich lösen. Läge dieser in dem frühern Erwachen der Sinnlichkeit, so würde es möglich seyn, diesen völlig auszurotten, so bald der Mensch zum vollen Bewusstseyn seiner wahren Freyheit und zur Stärke seines Willens gelangt, dadurch aber in den Stand gesetzt wäre, die Nachtheile der sinnlichen Triebfedern einzusehen und der Wirksamkeit derselben zu widerstehen und Abbruch zu thun. Durch Schwächlichkeit des Körpers, Alter, Abstumpfung, Unglücksfälle, Ueberlegung, Nachdenken und erlangte Fertigkeit in Befolgung sittlicher Grundsätze, kann bekanntlich die Wirksamkeit der Sinnlichkeit auf die Willkür sehr geschwächt werden; aber den Hang, das moralische Gesetz den sinnlichen Triebfedern unterzuordnen, ganz auszurotten, ist unmöglich. Er bleibt, wenn auch die Vernunft in dem Menschen stärker wirkt als die Sinnlichkeit. Wir müssen also immer wieder auf *Kants* Lehre zurückkommen, dass sich ein *Vernunftursprung* des Hanges zum Bösen, oder das Daseyn desselben, als Wirkung einer ersten Ursache betrachtet, nicht ergründen lasse, ein *Zeitursprung* aber von einer moralischen Beschaffenheit, die uns zugerechnet werden soll,

Digitized by Google

foll, nicht geſucht werden dürfe, weil wir dann zuletzt auf einen Hang als natürliche Grundlage zurückkommen würden, der die moraliſche Zurechnung unmöglich mache; von welcher Natur gerade der Hang, oder die *Propenſität* iſt, die die frühere Entwicklung und Wirkſamkeit der Sinnlichkeit der menſchlichen Willkür ertheilen ſoll.]

(*Der Beſchluſs folgt.*)

STAATSWISSENSCHAFTEN.

DRESDEN, in d. Arnold. Buchh.: *Vorſchläge zur Erhöhung des Nationalwohlſtandes und Völkerglücks.* Ein Verſuch zur allgemeinen Beherzigung und zur Veredlung der untern Volksklaſſen u. ſ. w., von *Fr. Chr. Franz.* (1806.) 256 u. LX S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die allgemeinen Vorſchläge, welche in dieſer Sammlung aus guten und mittelmäſsigen Schriftſtellern zuſammen getragen ſind, ſo wie die dabey angebrachten Raiſonnements, ſind ſo bekannt, daſs man nicht wohl begreift, wozu die Wiederholung derſelben nöthig iſt. In wiſſenſchaftlicher Hinſicht iſt allerdings für die Cultur-Polizey noch manches zu thun übrig: denn immer noch iſt es ſchwankend, welche Gränze der Staat in Beförderung des Nationalwohlſtandes beobachten müſſe, um durch ſeine Einmiſchungen nicht mehr zu ſchaden, als zu nutzen. Von dieſer Gränzbeſtimmung kommt aber hier nichts vor. Vielmehr ſcheinen dem Vf. alle Vorſchläge willkommen zu ſeyn, die eine gute Abſicht haben. Ob ſie auch fähig ſind, ſie zu erreichen, ob ſie die Gränzen des Rechts übertreten, ob ſie ausführbar ſind? Dieſes zu beurtheilen giebt er keine Principien an, und er ſcheint ſie auch ſelbſt wenig gekannt zu haben, obgleich dieſes das Nothwendigſte für einen Schriftſteller iſt, welcher Staatsmännern guten Rath ertheilen will. Die Schrift zerfällt in *drey* Abtheilungen. Die *erſte* handelt: Von der Erziehung der gemeinen Volksjugend zu moraliſch bürgerlichen Zwecken, wobey hauptſächlich die Anlegung von Induſtrie-Schulen empfohlen und ihre Einrichtung zweckmäſsig geſchildert wird. Was über die Pädagogik S. 25 ff. im Allgemeinen geſagt wird, iſt trivial. Das kurf. ſächſ. Generale vom 4. März 1805., den Schulbeſuch der ſchulfähigen Kinder und die Einkaſſirung des Schulgeldes bey den deutſchen Stadt- und Dorfſchulen betreffend, wird als ein Muſter der Weisheit angerühmt, und gewünſcht, daſs ſtreng darauf gehalten werden möchte. Indeſſen fühlten ſich gleich bey Erſcheinung dieſes Edicts viele Dörfer und Städte durch daſſelbe beengt. Der Grund, weshalb in vielen Städten die Aeltern ihre Kinder nicht in die öffentlichen Stadtſchulen ſchickten, lag oft in der ſchlechten Beſchaffenheit der öffentlich angeſtellten Schulmeiſter, und ſie hielten ſich mit vielen Koſten Privatlehrer. Dieſes Edict ſollte ihre Kinder den trefflichen Privatlehrern entreiſsen, und ſie zünftigen Lehrern preis geben, die nichts taugten. Auch gegen den *Zwang*, womit die Dorfjugend zur Schule angehalten werden ſoll, finden manche Bedenklichkeiten Statt, da viele Aeltern für ihre Kinder nichts zu eſſen haben, wenn letztere nicht arbeiten helfen. So gut es alſo auch die Concipienten jenes Edicts gemeint haben mögen: ſo wird doch auch ſchon jetzt kaum mehr an deſſen ſtrenge Ausführung gedacht. Ob hieran der Inhalt des Edicts ſelbſt Schuld ſey, oder die, welche es anwenden ſollen, würde nur eine genaue Unterſuchung über die Gränzen der innern Politik gehörig entſcheiden können. — Die *zweyte* Abtheilung giebt Rathſchläge, wie das gemeine Volk und insbeſondere das Landvolk mehr als bisher zur Thätigkeit zu reizen, ſeine Bildung und Handlungsweiſe zu veredeln und dadurch ſein Zuſtand zu verbeſſern ſey. Was hierüber aus der Geſchichte von Spanien, Aegypten, Griechenland u. ſ. w. angeführt wird, iſt wenig belehrend. Einige angeführte Beyſpiele von den Schweizern und andern Völkern, die uns näher liegen, zeigen die wohlthätigen Folgen nützlicher Thätigkeit viel beſſer. Daſs Anreizung zur Induſtrie durch Eröffnung von Gelegenheiten, Anerbietung von Belohnungen, Freyheit u. ſ. w. die Hauptmittel ſind, kann man leicht denken, und die Beyſpiele, welche der Vf. beybringt, um ſeine Sätze zu erläutern, ſind mit unter recht gut gewählt. — Endlich wird in der *dritten* Abtheilung von der Vereinigung gewiſſer Gewerbsmittel gehandelt, wie ſie dem Provinzial-Städter und Landmann — angewieſen, nach Orts- und Zeitumſtänden aber von ihnen wechſelſeitig zu betreiben ſind, um einer ſteigenden Bevölkerung, nach richtigen Staatsgrundſätzen, ihren eigentlichen Werth zu geben. So weit durch dieſe Rathſchläge die Regierung aufgefordert wird, die Gewerbe und Beſchäftigungen zu vertheilen, wird ihr wieder etwas zugemuthet, was ſie weder leiſten ſoll noch kann. So wird S. 215. das Colonie-Weſen ſehr angeprieſen, als ein gutes Mittel, das Land zu bevölkern. Eine wahre Geſchichte der Colonieen würde aber beweiſen, daſs alle Vortheile, die der Staat durch ihre Begünſtigungen und Unterſtützungen errungen hat, bloſs ſcheinbar ſind, und daſs das Volk das durch ſie hervorgebrachte Gute ſehr theuer hat bezahlen müſſen. — Unbedingt mögen die Colonieen nicht zu verdammen ſeyn: gewiſs müſſen ſie aber mit weit gröſsern Einſchränkungen empfohlen werden, als hier geſchieht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. May 1807.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Steinacker: *Die Veredlung des Menschen nach ihren Hauptmomenten, Bedingungen und Hülfsmitteln.* — — Von *Friedr. Ehrenberg* u. s. w.

(*Beschluss der in Num.* 119. *abgebrochenen Recension.*)

Die Vorbereitungsanstalten zur Veredlung, die nur das eigene freye Werk des Menschen seyn kann, sind der *Staat*, die *Erziehung*, die *Kirche* und die *schönen Künste*. Der Staat *cultivirt* den Menschen, die Erziehung bildet ihn, die Kirche wirkt auf seine moralischen und religiösen Anlagen, und die schöne Kunst verbindet den sinnlichen Menschen, das Product des Staats, mit dem übersinnlichen, dem Product der Kirche, die sich ausserdem einander absolut entgegen gesetzt und getrennt seyn würden. Der Staat *cultivirt den Menschen* dadurch, dass er seine äussere Freyheit schützt, die Sitten des Volks mildert, und äussere Gesetzmäfsigkeit in den Charakter bringt, dass er für den Wohlstand der Bürger und für ihre Aufklärung sorgt, und ihnen durch die Bestimmtheit, Deutlichkeit und strenge Vollziehung seiner Gesetze, die zur Veredlung nöthige Festigkeit und Haltung des Charakters giebt. (Für die Cultur der körperlichen Kräfte thut der Staat hier zu wenig, und auch wieder zu viel. Was zur körperlichen Cultur gehört, haben wir oben angeführt; dazu trägt aber der Schutz der äussern Freyheit und die Sorge für den Wohlstand gar nichts bey; und wenn der Staat blofs *cultiviren* soll: so übersteigt er seine Sphäre, wenn er sich auch der Aufklärung, die nach dem Vf. zur *Bildung* gehört, und der Milderung der Sitten und der Befestigung des Charakters, welche die *Veredlung* bewirken soll, unterzieht. Dass noch zur Zeit Censur-Verordnungen nöthig wären, soll (nach S. 289.) ein Beweis seyn, dass der Staat bisher seine Bürger in *träger Unmündigkeit gefangen gehalten* habe! — Von der *Erziehung* wird behauptet, dass sie sich nicht mit *Moralität* abgeben solle, und diese Behauptung so begründet: „Der Mensch soll frey seyn im Gebrauch seiner Kräfte; sie (die Erziehung zur Moralität) beugt ihn aber unter die *Nothwendigkeit* der Vernunft, die, zwar eine ehrenvollere als die der Sinnlichkeit, aber doch immer noch *Sklaverey* bleibt. Nur der freye Mensch kann sich veredeln; eine *aufgedrungene*, *angewöhnte* Tugend ist schlimmer als die gröfste Macht der Sinnlichkeit u. s. w. (Der Grund dieses Räsonnements ist ganz irrig; es folgt nicht, dass, weil die tugendhafte Gesinnung und die Tugendübung ein Werk der freyen Thätigkeit der praktischen Vernunft des Menschen ist und seyn soll, die Erziehung sich nicht in diese Angelegenheit mischen dürfe. Die Erziehung *kann* dem Menschen Tugendgesinnung nicht einflöfsen und aufdringen, und hat sich dieses auch noch nie angemafst; aber sie kann ihn zum Bewufstseyn und Innewerden seiner moralischen Kraft leiten, auf die Hinderniffe der Tugendgesinnung und die Mittel, diese zu erlangen und jene zu entfernen, aufmerksam machen u. s. w. Wenn die Erziehung sich gar nicht mit der Moralität des jungen Menschen abgeben darf: so sehen wir nicht ein, warum sie der Vf. gleichwohl unter den Vorbereitungsanstalten zur Veredlung mit aufzählt. Wenn ferner die Vernunft im Menschen ihre Gesetze als nothwendig zu befolgen verkündigt: so ist ja der Mensch eben durch die Anerkennung und Befolgung dieser Gesetze, als nothwendiger, wahrhaft frey, er mag nun durch eigenes Nachdenken oder durch die Mittel der Erziehung zuerst zum Bewufstseyn derselben gekommen seyn. Wäre der Gehorsam gegen die Vernunftgesetze eine *Sklaverey*: so würde er es bleiben, der Mensch möchte nun aus eigener Kraft oder durch die Belehrung und die Mittel der ethischen Erziehungskunst zu der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Sittengesetzes und dass er sich unter dasselbe beugen soll, gelangt seyn. Was dem Zögling über moralische Gegenstände gelehrt, was ihm über sein eigenes sittliches Vermögen zweckmäfsig aufgeklärt und entwickelt, was ihm über seine Handlungsweise, die Triebfedern seiner Handlungen vorgehalten wird, wird ihm ja nicht *aufgedrungen*, wie sich denn auch überhaupt hier nichts *aufdringen* läfst. Ist endlich die Nothwendigkeit, mit der das Vernunftgesetz gebietet, *Sklaverey*: so wüfsten wir nicht, wodurch diese *ehrenvoller* seyn könnte, als die Sklaverey der Sinnlichkeit.) Weiter heifst es: Die *Fähigkeit* zur höchsten Bestimmung des menschlichen Lebens, von welcher die Erziehung durchaus nichts wissen, und die dem Menschen allein überlassen bleiben müsse, sey der angebohrne Charakter der Menschheit. Aber die Natur habe zu dieser Fähigkeit nur die *ersten Keime* in ihn niedergelegt, deren Entwicklung die Erziehung zu besorgen habe. Die Fähigkeit zur Veredlung bestehe in der Freyheit des Willens. Die Erziehung müsse also den Menschen so bearbeiten, dass er im vollen Sinne des Worts frey und in den Stand gesetzt werde, seine höchste Bestimmung selbst zu ergreifen. (Die *ersten Keime* zur *Fähigkeit* des Menschen, zu seiner höchsten Bestimmung zu gelangen, geben so wenig einen deutlichen und bestimmten Sinn, als *Keime der Freyheit des Willens*, worin jene Fähigkeit, die auch

Digitized by Google

auch Fähigkeit zur Veredlung genannt wird, beſtehen ſoll. Wenn nun die Erziehung den Menſchen frey machen ſoll, um ſeine höchſte Beſtimmung ſelbſt ergreifen zu können — wiewohl er dieſe eben dadurch, daſs ihn die Erziehung frey gemacht, ſchon ergriffen hat — ſo iſt ja das vorige Räſonnement über die Einmiſchung der Erziehung in das Veredlungsgeſchäft ganz vergeblich, und es iſt zwecklos, dem Erzieher vorzuſchreiben, daſs er ſeinem Zöglinge von der höchſten Beſtimmung des Menſchen durchaus nichts wiſſen laſſen ſoll.) Man ſollte glauben, der Vf. habe hier der Erziehung recht viel Einfluſs auf das Veredlungsgeſchäft eingeräumt; wir finden ihn aber bald wieder auf ſeinem vorigen Wege. Denn nun heiſst es wieder: ohne Freyheit iſt keine Veredlung möglich; die Erziehung muſs den Menſchen lehren, ſeine ſinnliche und vernünftige Natur in ſeiner Gewalt zu haben, *aber ihn weder für die eine, noch für die andere* beſtimmen. Bleibt er nur ſinnlich: ſo wird er ein Weichling; wird ihm die Tugend *aufgezwungen*: ſo wird er ein Heuchler. (Wie aber, wenn der Zögling ſich ſelbſt für die Sinnlichkeit, die ihm mehr anſpricht, beſtimmt, und er ſeinem Erzieher dieſe Geſinnung äuſsert? Soll dieſer ihn dabey laſſen? Nach der Theorie des Vfs. müſste er es: denn jener ſoll ſtets Meiſter von ſeiner Freyheit bleiben, er ſoll ſeine höchſte Beſtimmung ſelbſt ergreifen, und der Erzieher ſoll ihn weder zur Sinnlichkeit noch zur Vernunft beſtimmen, die Tugendgeſinnung ſoll ihm nicht *aufgedrungen* werden, welches dem Vf. mit der ethiſchen Lehre einerley zu ſeyn ſcheint; der Erzieher hat alſo keine Wahl; um ſeinen Zögling nicht zum Heuchler zu machen, muſs er ihn einen Weichling werden laſſen.) Noch ſoll die Erziehung auf kein beſtimmtes Syſtem der Moral ſich einlaſſen, die Tugend nicht nach Grundſätzen, die Lebenspflichten nicht in Begriffen lehren; weil ſie ſonſt unvermeidlich dahin führe, daſs man die Moral als Theorie, als intereſſante Speculation für den Kopf betrachte. Sie ſoll ſich blos darauf einſchränken, die Vernunft zu üben, ihr Veranlaſſung zu geben, ihre eigenthümliche Thätigkeit zu äuſsern, dadurch das Gefühl aufzuwecken, daſs es die ſittliche Handlungsweiſe aus ſich ſelbſt erzeuge. (Wie ſich ſo etwas ohne ſyſtematiſches Verfahren, ohne Grundſätze und Begriffe bewerkſtelligen laſſe, davon hätte in einem das ganze Veredlungsgeſchäft umfaſſenden Werke billig nähere und beſtimmtere Auskunft gegeben werden ſollen; die Ausführung dieſer ſo allgemein und unbeſtimmt hingeworfenen Aeuſserung, die dem Erzieher unmögliche Dinge zumuthet, iſt aber der Vf. ſchuldig geblieben.)

Was der Vf. der *Erziehung* zur Moralität verweigerte, nämlich daſs ſie nichts von der höchſten Beſtimmung des Menſchen, nichts von Tugend und Pflichten nach Grundſätzen und in Begriffen lehren ſolle, das eignet er nun der *Kirche* zu, deren Zweck doch nicht eigentlich Sittlichkeit, ſondern etwas mehr, auf Geſchichte und Offenbarung gegründete *Religion*, iſt. Einen Grund zur Uebertragung dieſes Unterrichts an die Kirche findet man nicht angezeigt; er liegt aber wohl blos in der Anlage des Plans, nach welchem das, was die Erziehung nicht ſoll bewirken können, der Kirche übertragen werden muſste, um dieſe doch, da ihr einmal bey dem *äuſſern* Veredlungswerke eine Rolle zugedacht war, nicht leer ausgehen zu laſſen.

Die *Religion* führt den Menſchen vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen; er verliert durch ſie jenes ganz aus den Augen, aller Verkehr mit demſelben hört auf. (Iſt das letztere ſo ausgemacht?) Gleichwohl aber kann ſich der Menſch doch des Sinnlichen nicht entſchlagen; was alſo der *Staat*, die Erziehung, die Kirche und ſelbſt die eigene Kraft des Menſchen nicht zu bewirken vermögen, die Vereinigung des Sinnlichen mit dem Ueberſinnlichen, muſs durch ein anderes Mittel bewirkt werden, und dieſs iſt die *ſchöne Kunſt*. Was der Vf. über dieſen Einfall ſagt, iſt weder ganz wahr, noch beweiſt es von der ſchönen Kunſt das, was, nach ihm, von ihr geleiſtet werden ſoll. Wenn z. B. geſagt wird, die ſchöne *Kunſt* bewirke die Verbindung des Sinnlichen *mit dem Ueberſinnlichen* auf eine doppelte Art, indem ſie einmal im *Erhabenen* das Vernünftige oder Ueberſinnliche als Sinnliches, und dann im *Schönen* das Sinnliche unter der Form des Ueberſinnlichen darſtelle: ſo iſt das letztere falſch. Denn die ſchöne *Kunſt* kann das Sinnliche nicht als Vernünftiges, Ueberſinnliches, oder in einer überſinnlichen Form darſtellen; ſie kann nur äſthetiſche Ideen ſinnlich (durch äuſsere oder innere Anſchauung) ausdrücken. Da alſo in dieſer Rückſicht zwiſchen dem Schönen und Erhabenen kein Unterſchied obwaltet: ſo kann auch nicht geſagt werden, daſs die ſchöne Kunſt die Vereinigung des Sinnlichen und Ueberſinnlichen auf die gedachte *doppelte Art* bewirke. Geſetzt nun aber auch, die *ſchöne Kunſt* leiſte auf dieſem doppelten Wege die *Verbindung des* Sinnlichen mit dem Ueberſinnlichen in ihren Darſtellungen: ſo bleibt es doch ein Räthſel, wie ſie die Vereinigung *des ſinnlichen mit dem überſinnlichen Menſchen*, von welcher doch hier nur die Rede iſt, ſoll bewirken können. Oder meynt der Vf., die ſchöne Kunſt verkündige dem Menſchen in ihren Werken die Lehre: unterwirf deine Sinnlichkeit der Vernunft, bringe jene mit dieſer in Uebereinſtimmung! und die Mittel, wie er dieſe Uebereinſtimmung zu Stande bringen ſoll, unmittelbarer, deutlicher und nachdrücklicher, als ſeine eigene Vernunft? — Uebrigens hätte die Anſicht des Schönen und Erhabenen, um beide als Vorbereitungsmittel zur moraliſchen Veredlung aufzuſtellen, ganz anders gefaſst, und ihre Betrachtung nicht blos auf das *Schöne und Erhabene* in der Kunſt eingeſchränkt, *ſondern auch auf* das in der *Natur* ausgedehnt, und ſchöne und erhabene Werke und Producte der Kunſt und Natur hätten nicht als iſolirte äuſsere Vorbereitungsmittel zur Veredlung, ſondern in inniger Verbindung mit der *Religion* aufgeſtellt werden müſſen.

Im *zweyten* Bande geht die *erſte* Abtheilung, welche *die Veredlung der Geſinnung und der Handlungen* zum

Digitized by Google

zum Gegenſtande hat, von der Behauptung aus, daſs eine kräftige Richtung des Willens auf das Gute die erſte und höchſte That, folglich auch die Grundlage der Veredlung ſey. Alles Wollen, heifst es, iſt in ſeinen *erſten* Anfängen ein Denken, und von der Intenſion und Energie dieſes Denkens hängt es ab, ob es in ein Wollen übergehen werde. (Mit dem Begehren eines Gegenſtandes iſt allerdings eine Vorſtellung, Gedanke oder Anſchauung verknüpft; aber aus dem Denken oder Anſchauen eines auſser unſerer Vorſtellung befindlichen Gegenſtandes, wenn es auch noch ſo energiſch wäre, entſpringt das Begehren deſſelben noch nicht. Nur dann, wenn der gedachte Gegenſtand nicht auſser unſerer Vorſtellung vorhanden iſt, ſondern in dieſer ſelbſt liegt und erſt wirklich gemacht werden ſoll — eine Handlung in Rückſicht auf irgend einen Gegenſtand auſser unſerer Vorſtellung — iſt ein Begehren vorhanden. Soll obige Aeuſserung auf die Natur der freyen Willkür gehen, in wie fern dieſelbe bloſs durch die Vorſtellung des Geſetzes der Vernunft beſtimmt iſt: ſo iſt der Satz ſehr unbeſtimmt und für den Layen ganz unverſtändlich gefaſst.) Dieſes Denken, dieſe fortgeſetzte Vernunftthätigkeit, meynt der Vf. ferner, ſey eine freye That des überſinnlichen Menſchen, und darum ein *unerforſchliches Geheimniſs*, das nur der *wiſſe*, der es ſelbſt *in ſich* erfahren habe, ohne es jedoch durch etwas anderes erklären oder begreiflich machen zu können. (Ein *unerforſchliches Geheimniſs*, das man *wiſſen* und in ſich *erfahren*, aber andern nicht begreiflich machen *kann*, iſt eine Zuſammenſetzung von Worten, deren Sinn weder der ſpeculative noch populäre Verſtand möchte zuſammenreimen können. Der letzte Grund der Möglichkeit des Denkens und Wollens iſt freylich unergründlich, und kein Menſch kann ſich rühmen, durch eigne innere Erfahrung zu einem Wiſſen deſſelben gelangt zu ſeyn. Aber daſs und wie die Vernunft im Denken und Wollen thätig iſt, kann doch, im Fall dieſes die Meinung des Vfs. ſeyn ſollte, keinesweges ein *unerforſchliches Geheimniſs* genannt werden, und läſst ſich gar wohl wiſſen und begreiflich machen.) Wie dunkel und unbeſtimmt iſt alles, wenn es (S. 39.) weiter heifst: „Eben jener überſinnliche Charakter iſt ihr (der Vernunft-Thätigkeit?) ſicherſtes Kennzeichen. Man muſs ſich bewuſst ſeyn, darin (worin?) vollkommen frey und ſelbſtthätig gehandelt zu haben. Ueberall, wo dieſs nicht ſo iſt, wo ſie (die Vernunft-Thätigkeit?) von ſinnlichen Eindrücken und Gefühlen veranlaſst oder gar erzeugt wurde, wird ſie unfähig, der Veredlung zur Grundlage zu dienen." (Von einer kräftigen Richtung auf das Gute, von einer *freyen* That, einer Vernunftthätigkeit des *überſinnlichen* Menſchen, die von ſinnlichen Eindrücken und Gefühlen veranlaſst oder gar erzeugt werden könnte, kann Rec. ſich keinen Begriff machen. Da der Vf. die *erſte kräftige* Richtung auf das Gute, auch als den *erſten Anfang* der Tugendgeſinnung, der geſtärkt und erhöht werden müſſe, und wieder als die tugendhafte Geſinnung ſelbſt, die ſich durch die Befolgung des Sittengeſetzes, als Befehl der Vernunft und des höchſten Weſens, das in ihm ſeinen Willen offenbare, mithin als etwas vorſtellt, das in Anſehung ſeiner Intenſion keines weitern Zuſatzes fähig und ſchon vollendet iſt, und nur zu ſeiner Dauer einer fortgeſetzten Uebung bedarf; ſo weifs man eigentlich nicht, an welche von dieſen Bedeutungen man ſich halten ſoll. In wie fern unter der erſten Richtung auf das Gute die erſte Regung des Gewiſſens verſtanden wird, hätten billig die Mittel in Betrachtung gezogen werden müſſen, durch welche das Gewiſſen geweckt werden kann, welches hauptſächlich dadurch geſchieht, daſs der Menſch auf den Grund ſeines Handelns und die Beſchaffenheit der Triebfedern und Maximen, nach welchen er handelt, aufmerkſam gemacht wird. Zu dieſer Ausführung hat ſich aber der Vf. den Weg dadurch abgeſchnitten, daſs er jene *erſte kräftige Richtung* (der Willkür) auf das Gute, als eine *freye* unerforſchliche That des überſinnlichen Menſchen vorſtellig macht, über die ſich weiter nichts ſagen und erklären laſſe.)

Was im *erſten* Abſchnitt der *zweyten* Abtheilung *von der Selbſterkenntniſs* geſagt wird, iſt gut und brauchbar, auch ganz gut, leicht und natürlich vorgetragen. Weniger genügt Rec. der *zweyte* Abſchnitt *von den Wirkungen der Selbſterkenntniſs auf das Gefühl*. So heifst es z. B. S. 305.: Da, ſo lange die beſondern Neigungen und Maximen nicht abſichtlich *bearbeitet* wären, die Sinnlichkeit noch immer ihr auf früheres Daſeyn und gröſsere Stärke ihrer Antriebe gegründetes Recht behaupte, das *Gute* nur *in der Geſinnung und in einzelnen Handlungen*, das *Böſe* aber in den *Beſtimmungsgründen der Handlungen* herrſche: ſo werde man weit mehr der Vernunft widerſprechendes als mit ihr zuſammenſtimmendes entdecken und ſich vorzüglich wegen der innern Principien ſeines Thuns und Laſſens verdammen müſſen. (Rec. ſieht nicht ein, warum das Böſe nicht, eben ſo wie das Gute, in der *Geſinnung*, und das Gute nicht auch, wie das Böſe, in den *Beſtimmungsgründen* herrſchen ſoll. Die Geſinnung wird ja eben durch die Beſchaffenheit der Bewegungsgründe unſeres Handelns, die eben ſowohl böſe als gut ſeyn kann, beſtimmt; und man ſpricht mit gleichem Rechte von einer böſen und einer guten Geſinnung. Der zwiſchen dem Guten und Böſen gemachte Unterſchied begründet alſo die Folge nicht, die daraus hergeleitet wird.) — Von der moraliſchen Demuth wird geſagt: ſie ſey *niederbeugend* und *beſchämend*, durch die Erinnerung an unſern unvollkommenen Zuſtand; auf der andern Seite aber auch wieder *erhebend*, indem wir neben dem Schlechten doch auch manches Guten an uns inne würden, und das Schmerzhafte der Selbſterniedrigung uns dafür bürge, daſs es doch auch beſſer mit uns werden könne, wenn wir nur ernſtlich wollten. (Allein die *Demuth* hat an ſich nichts *Erhebendes*, obgleich die *Erhebung*, die aus dem Bewuſstſeyn der Geſetzgebungsfähigkeit des moraliſchen Menſchen über den ſinnlichen, und nicht aus der Demuth entſteht, *neben* der echten moraliſchen Demuth gar wohl beſtehen kann.)

Im

Digitized by Google

Im *dritten* und *vierten* Abſchnitt werden Regeln angegeben, gute Vorſätze in uns zu befeſtigen und die Ausführung derſelben uns zu erleichtern. Zur Befeſtigung unſerer Vorſätze wird unter andern auch vorgeſchrieben: man ſolle ſich den Vorſatz recht deutlich und beſtimmt vorſtellen; zu dem Ende ſolle man jeden einzelnen Vorſatz beſonders erwägen, nach allen ſeinen Forderungen und Beziehungen entwickeln, nach allen Lagen und Verhältniſſen, in denen von uns eine Anwendung möglich ſey, betrachten, und (jenen einzelnen Vorſatz) in ſo viel beſondere Vorſätze, die ſich in ihm vereinigten, zergliedern. (Wenn die Erlangung einer deutlichen und beſtimmten Vorſtellung von dem guten Vorſatze eine ſolche Kopfarbeit erforderte, ſo dürften wohl die wenigſten Menſchen dazu geſchickt ſeyn; wir können uns auch keine Vorſtellung davon machen, wie ein einzelner guter Vorſatz, in dem wir uns befeſtigen ſollen, noch mehrere beſondere Vorſätze ſoll in ſich ſchlieſsen können. Der kräftige Vorſatz, die kräftige Entſchlieſsung zum Guten, iſt eine einzige und dieſelbe, aus ihr laſſen ſich weiter keine kräftigen Entſchlieſsungen entwickeln. In wiefern man unter Vorſätzen Zwecke verſteht, die man ſich zu erreichen vorſetzt, in welcher Bedeutung der Ausdruck *Vorſätze* hier genommen zu ſeyn ſcheint, laſſen ſich zwar allgemeine Zwecke denken, denen beſondere Zwecke untergeordnet ſind; aber durch die Zergliederung des allgemeinen Zwecks in die beſondern und die dadurch erlangte Verdeutlichung des erſtern, wird noch keine *Stärke* des Vorſatzes jenen Zweck zu verwirklichen, erreicht. Zum Glück iſt aber die Sache weit einfacher, als ſie hier vorgeſtellt wird.) — Noch ſoll man ſich die Faſſung eines Vorſatzes recht *feyerlich* machen, um ſich in demſelben zu ſtärken. In dieſer Abſicht ſoll man ſich auf die Stunde vorbereiten, wo man ſich einen neuen Vorſatz vergegenwärtigen und recht einprägen wolle. Man erfülle, heiſst es, ſeine Seele mit groſsen Ideen und trete aus ſeiner gewöhnlichen Exiſtenz heraus, um gleichſam in einer höhern Welt zu leben, u. ſ. w. Etwas moraliſche Pedanterey dürfte hier doch wohl mit unter laufen. Den guten Vorſatz faſst man ſogleich auf der Stelle, ohne ihn zu verſchieben, um ſich auf das Faſſen deſſelben erſt recht feyerlich vorbereiten zu können; wie auch in dem *vierten* Abſchnitt unter Nr. 2. geſagt wird, womit alſo jene Vorſchrift nicht harmonirt.

In der *dritten* Abtheilung wird *von der Veredlung des Charakters* gehandelt. Die Richtung auf das Gute, die gute Geſinnung, heiſst es, muſs über die beſondern Maximen verbreitet werden, dieſe müſſen die Natur und Form jener annehmen. Aber dieſe auf das Einzelne gerichteten Bemühungen ſind doch nicht der letzte Zweck. Sie ſollen ſich zuletzt wieder zu einem *Ganzen* vereinigen, welches ſich darin von jenem erſten (dem Einzelnen) unterſcheidet, daſs es nicht *blos* ein Einiges (Einzelnes), ſondern auch *zugleich* ein durch das Einige (Einzelne) geformtes Mannichfaltige, ein in jeder Hinſicht Beſtimmtes und Bewährtes iſt. (Wie verworren und unbeſtimmt! *Die in einem* Menſchen herrſchende gute Geſinnung, *die in der Erfüllung* jeder einzelnen Pflicht ſich ausſpricht, *iſt* ja ſchon ein Ganzes, Beſtimmtes, Bewährtes; wie kann es denn nun noch ein Ganzes werden? doch nicht etwa dadurch, daſs der Menſch alle einzelne Pflichten *auf einmal* in Erfüllung ſetzt?) Unter jenem Ganzen, das aus einzelnen beſondern, durch die gute Geſinnung *veredelten* Maximen beſteht, verſteht der Vf. den moraliſchen *Charakter*, deſſen Unterſchied von der auf die einzelnen Maximen angewandten kräftigen Richtung des Willens auf das Gute, oder der Geſinnung, uns aber ſo wenig einleuchtend iſt, als wir uns von einer *Veredlung* der Maximen eine *Vorſtellung* machen können. Moraliſch echte, oder in der Sprache des Vfs. zu reden, edle Maximen laſſen ſich nicht erſt noch veredeln, weil ſie ſchon edel ſind, und moraliſch unedle, ſchlechte ſind vermöge ihrer Natur gar keiner Veredlung fähig; ſie laſſen ſich nur mit den ihnen entgegengeſetzten guten vertauſchen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Ulm*, in d. Stettin. Buchh.: *Hiſtoriſche Geographiſch-Statiſtiſche Beſchreibung von der Haupt- und Reſidenzſtadt in Frankreich Paris.* 1805. 38 S. 8. (5 gr.) Eine in ihrer Art merkwürdige Erſcheinung; wäre es auch nur wegen der Unverſchämtheit des Vfs. oder vielmehr des abſchreibenden Compilators, ein ſo ganz unnützes Ding zu Tage zu fördern, und dem Publicum unter dem Schilde eines vielverſprechenden Titels als etwas Neues und Vollſtändiges anzuſchwatzen. Denn dieſe äuſserſt unbedeutende Broſchüre iſt nichts mehr oder weniger, als eine aus *alten Guides* oder *Deſcriptions de Paris* zuſammengeſtoppelte Compilation, deren Abſchreiber ſich nicht einmal die Mühe gegeben hat, uns die Menge neuerer Beſchreibungen und Localnachrichten vom jetzigen Paris, die vielen Veränderungen, welche mit den alten Gegenſtänden ſeit 18 Jahren vorgenommen, und die vielen neuen Merkwürdigkeiten, welche hinzugekommen ſind, anzuführen, ob er gleich in der pathetiſchen Einleitung von der „Hauptſtadt des neuerſchaffenen groſsen Kaiſerthums, der Reſidenz des berühmten erſten Kaiſers Napoleon, und der, ſeit der Translocation der gröſsten anſehnlichen Meiſterſtücke Italiens, erſten Schatzkammer irdiſcher Kunſt" ſpricht. — Alle Merkwürdigkeiten des alt- königlichen Paris ſind nach der Reihe — wie in dem Artikel einer Univerſalgeographie — aufgeführt; allen Plätzen, Gebäuden, Gaſſen u. ſ. w. noch ihre vormaligen Namen: *Place de Louis XV*, *Palais d'Orleans*, *Bouillon*, *des Fermes*, *Cours de la Reine*, *Cours Dauphin* u. ſ. w. gegeben, ſogar die Bildſäulen der *vormaligen franz.* Könige auf dieſen umgeſtalteten Plätzen, Brücken u. ſ. w. als noch wirklich exiſtirend, umſtändlich beſchrieben. Nichts von den vielen neuen Gebäuden, Plätzen, Anlagen, Inſtituten aller Art kommt vor. Hie und da flieſst nur das *Wort imperial* (ſo ſchreibt der Mann!) ein, als *Palais-College-Jardin imperial*. Sonſt aber weiſs der Vf. von den Veränderungen unter der kaiſerlichen Regierung nichts.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. May 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, in d. Baumgärtner. Buchh.: ***Verſuch eines zweckmäßigen Vorpoſtendienſtes bey den deutſchen Armeen***, nach neuen, auf die Erfahrung des letzten Krieges gebauten Grundſätzen, von einem deutſchen Cavallerie-Officier. 1805. 396 S. gr. 8. Mit ſchwarzen u. illum. Plans. (5 Rthlr.)

Der Gegenſtand dieſes Werks iſt bey dem veränderten Kriegsſyſtem von ſo groſser Wichtigkeit geworden, daſs ſeine gründliche Behandlung nach richtigen Erfahrungsſätzen der neueſten Kriege für das militäriſche Publikum ein ſehr weſentliches Bedürfniſs iſt; und das Werk ſelbſt iſt ein wohlbearbeitetes Ganzes. Die Grundſätze des Vfs. beruhen auf Erfahrung, und er beſitzt eine gründliche Kenntniſs der ältern und neueren Kriegsgeſchichte und Verfaſſung, die manche treffliche Rüge und Bemerkung über die in den mehrſten deutſchen Armeen noch ſtatt findenden Unvollkommenheiten und Widerſprüche mit dem neueſten Syſtem veranlaſste.

Die Einleitung enthält eine zwar kurze aber treffende Parallele zwiſchen dem alten und neuen Syſtem, ſtellt die Nothwendigkeit von der Vermehrung der leichten Truppen für die Deutſchen überzeugend dar, da bey den Franzoſen der *fünfte* Infanteriſt, bey mehrern deutſchen Armeen höchſtens der ſiebente ein *leichter* Infanteriſt iſt. Ganz richtig bemerkt der Vf. hiebey, daſs den Deutſchen zwar manche Erforderniſſe zum leichten Soldaten abgingen, daſs derſelbe aber doch bey ſeinem natürlichen geſunden Menſchenverſtande, bey ſeinem guten Willen, Gehorſam, feſtem Körperbau, und bey ſeiner natürlichen Tapferkeit, ſehr füglich dazu auszubilden ſeyn möchte, wenn man dabey nur ſorgfältiger und zweckmäſsiger zu Werke gehen wollte. — Das Werk ſelbſt iſt in *funfzehn* Abſchnitte getheilt. Der *erſte* enthält eine kurze, aber in hiſtoriſcher Hinſicht ſehr reichhaltige Ueberſicht der leichten Truppen, von ihrer urſprünglichen Entſtehung an bis auf die neueren Zeiten. Bey den Dragonern wundert ſich der Vf. gar nicht mit Unrecht darüber, daſs man ihre urſprüngliche und noch neuerlich durch die Franzoſen erwieſene ſehr nutzbare Beſtimmung faſt ganz in der Anwendung vermiſst, und ſie zu einem unpaſſenden Mittelding zwiſchen Küraſſier und Huſaren macht. Bey der leichten — reitenden — Artillerie iſt der Irrthum, als ſey König Friedrich II. von Preuſsen der urſprüngliche Erfinder derſelben, hiſtoriſch richtig widerlegt; aber dennoch bleibt ihm das ſehr groſse Verdienſt, daſs er die Erfindung durch die Einführung bey ſeiner Armee zuerſt anwendbar gemacht und ihren Gebrauch nach einer vervollkommten Art auch bey andern Armeen veranlaſst hat. Auch dem Rec. ſcheint die bey der ehemaligen Hannöveriſchen Armee beſtandene Einrichtung, daſs nämlich vier Canoniers auf der Laffette ſaſsen und die fünf übrigen ritten, die zweckmäſsigſte, da die beabſichtigte möglichſt ſchnelle Bedienung auf dieſe Art wirklich und mehr erreicht werden kann, als bey derjenigen, wo entweder alle Canoniere beritten ſind, oder wo ſie alle auf den Lafetten ſitzen. Ein weſentlicher Vorzug der franzöſiſchen Armee beſteht darin, daſs ſie an der Stelle der bey den deutſchen Armeen üblichen Regimentsartillerie, die ſo treffliche reitende Artillerie haben. Die Verfaſſung jener ſteht mit dem Zwecke derſelben in gar zu groſsem Widerſpruch. Denn Leute, die ohne Rückſicht auf vorzüglichen Verſtand und körperliche Gewandheit zu Artilleriſten bey den Regimentern gewählt, die zehn Zwölftheile des Jahrs beurlaubt ſind, und nur zwey Monate exerciren, können unmöglich brauchbare Artilleriſten werden. Eine ſolche Artillerie kann ſehr wenig nützen, und in vielen Fällen durch ihre grobe Unwiſſenheit ſehr ſchaden. Es iſt daher nicht abzuſehen, warum man, wie es bey der Hannöveriſchen Armee ebenfalls eingerichtet war, nicht bey einem jeden Regimente einen eignen Officier für die Artillerie beſtimmt, der ſämmtliche Artilleriſten in Aufſicht und Unterricht hat, und warum man von der ſchädlichen Gewohnheit, auch Artilleriſten zu beurlauben, nicht abgehet. Es ſind freylich wohl auch bey der einen oder der anderen Armee Officiere des Regiments während der Exercierzeit der Artillerie zugetheilt, die dem Exercieren in den Feſtungen, das gewöhnlich nur vier bis ſechs Wochen dauert, beywohnen; allein dieſe Einrichtung kann nicht den geringſten Nutzen haben, da dieſe Officiere bey weitem nicht die erforderlichen Kenntniſſe beſitzen, vielleicht nicht einmal im Stande ſind, eine einzige Kanone richtig zu leiten. Es werden freylich wohl von den Feldartillerie-Corps Feuerwerker und Unterofficiere den Regimentern gegeben; allein dieſe Menſchen ſind nicht immer die beſten, und ſie verſchlimmern ſich, auch wenn ſie gut waren, durch die Selbſtüberlaſſung ſehr, ob ſie gleich in der Regel auſser der Exercierzeit in den Feſtungen der Provinz den dortigen Artillerie-Officieren untergeordnet ſeyn ſollen. Eine ſehr zweckmäſsige, in andern Armeen ebenfalls noch fehlende, Einrichtung iſt die bey der Franzöſiſchen ſtatt findende, daſs nämlich die leichte Infante-

Digitized by Google

rie *Einpfünder* von 150 Pfund Gewicht und 24 Kaliber oder 3' 10'' Länge hat. Solche Stücke sind fast überall mit hinzunehmen, und die Erfahrung hat es bewiesen, welch eine entscheidende Wirkung dieſs thut, da (wenn auch gleich nur leichte) Kanonen zu haben, wo ſie der Feind am wenigſten erwartet. Eben ſo vorzüglich iſt die franzöſiſche transportable Gebirgsartillerie, die aus drey und vierpfündigen Stücken beſteht. Kurz, keine Armee hat ihre leichten Truppen in allen ihren einzelnen Beſtandtheilen ſo vollkommen zweckmäſsig gebildet als die franzöſiſche; faſt bey allen andern Armeen war dieſer Theil noch bis vor den letzteren Kriegen gar zu ſehr vernachläſſigt, und kann alſo auch noch jetzt nicht für hinlänglich bearbeitet angeſehen werden.

Im *zweyten* Abſchnitte wird von den Vorpoſten überhaupt, und den dazu ſchicklichſten Truppen-Arten gehandelt. Der Zweck der Vorpoſten iſt Sicherung der Armee in ihren Stellungen, Bewegungen und Abſichten. Zu der Erreichung dieſes Zwecks gehören leicht bewegliche und vorzüglich wohl inſtruirte Leute. Deſswegen, ſagt der Vf. ſehr richtig, muſs der leichte Soldat, der, zu dem gefährlichen Vorpoſten-Dienſte beſtimmt, doppelte Pflichten auf ſich hat, auch mit der gröſsten Sorgfalt gebildet werden. Dieſe mühſame Belehrung und vielfache Uebung aber machen es nöthig ſolche Vorpoſten-Corps früher, als erſt während des Feldzugs zuſammenzuſetzen, und die Idee des Vfs. im *dritten* Abſchnitt iſt, ſchon in Friedenszeiten dergleichen Corps unter dem Namen *Brigaden* zu organiſiren und zweckmäſsig zu üben. Als richtiges Verhältniſs der Vorpoſten zur Armee nimmt er den fünften oder ſechsten Theil, wenigſtens nicht viel weniger, mit Recht an. Wenn eine Armee von 100,000 Mann, 18,000 bis 20,000 Mann geübte und ſichere Vorpoſten-Truppen hat, ſo wird dieſer Dienſt vollſtändig verſehen werden können. Auch das Verhältniſs der verſchiedenen Truppenarten einer ſolchen Brigade zu einander ſcheint richtig beſtimmt; nur dürfte bey der angenommenen Stärke von 8,676 Mann, eine *einzige* Brigade reitender Artillerie für *alle* Fälle und Abſichten *nicht ganz* hinreichend ſeyn. Die Idee hat übrigens mehr für als wider ſich, wenn man die Erfahrung zur Hand nimmt und ſich erinnert, wie ſchwer und unſicher der Vorpoſtendienſt von Truppen verrichtet wird, welche in Friedenszeiten ſowohl an ſich, als auch ihrer gemeinſchaftlichen Dienſtbeſtimmung nach ſich einander ganz fremd, in Kriegszeiten bey ihrer plötzlichen Vereinigung zum gemeinſchaftlichen Wirken oft ſo ſchlecht zuſammen paſſen, und durch dieſe Fremdheit, Unwiſſenheit und Unachtſamkeit oft ſehr groſses Unglück erzeugen. Alles dieſes würde allerdings durch die von dem Vf. beabſichtigte Bildung von Vorpoſten-Brigaden bey den verſchiedenen Armee-Corps ſchon in Friedenszeiten mehr vermieden werden können, und Rec. kann dem Vf. nach ſeiner Ueberzeugung im Ganzen genommen nicht Unrecht geben. Aber der gröſste Fehler bey groſsen Armeen bleibt immer dieſer, daſs *ſie nicht für beſtändig* in verſchiedene groſse Corps von 20,000 und 30,000 Mann getheilt iſt, und daſs dieſe Corps *nicht alle die erforderlichen* verſchiedenen Truppenarten *nach* den Grundſätzen der Kriegskunſt in ſich *vereinigen*. Da freylich wohl ſchon ſtatt findende Manoeuvriren mit Inſpectionen, iſt bey weitem nicht hinlänglich, *die* verſchiedenen Truppen und Waffenarten in *Rückſicht* ihrer wechſelſeitigen Wirkungen auf einander, wie ſie im Kriege ſtatt finden müſſen, genau und zweckmäſsig zu üben; der Infanteriſt lernt dadurch, daſs man ihm bloſs ſagt: hier wird angenommen, daſs die Kavallerie entgegen ſtehe, bey *ihrem* wirklichen Anblicke in der Schlacht gegen ſich, noch nicht, ſich gehörig zu benehmen, wenn man *ihm nicht* ſchon in Friedenszeiten bey den Manoeuvren Kavallerie wirklich entgegenſtellt. Und eben ſo iſt es mit der Kavallerie; die Pferde vorzüglich müſſen ſchon in Friedenszeiten das unerſchrockene Heranprellen auf die Infanterie lernen, wenn ſie auf dem Schlachtfelde nicht ganz fremd und verzagt ſeyn ſollen. Es bleibt bey allen dieſen Uebungen immer noch *ein ſehr nachtheiliges* Uebel, daſs man die Kavallerie *in einer gewiſſen* Diſtanz vor der Infanterie plötzlich halten läſst, und es ſollte wirklich ein Auskunftmittel geſucht werden, wie man dieſem Uebel, welches die Pferde vor der Infanterie und ihrem Feuer ſtutzig und den Reiter ſelbſt irre macht, ausweichen könne. Aus dieſen angegebenen Gründen ſollten nicht Infanterie-Inſpectionen ohne andere Truppenarten allein für ſich manoeuvren; immer ſollten gehörig zuſammengeſetzte ganze Corps dazu zuſammen treten, und zwar ſo, wie man ſie im Kriege der Lage der Provinzen des Reichs nach, aus der ganzen Armee bilden und gebrauchen würde. Dann würde wechſelſeitiges Vertrauen und Kenntniſs die Wirkungen der tactiſchen Geſchicklichkeit und Tapferkeit ſehr vermehren, und manches Unglück verhütet werden, was am Tage der Schlacht nur zu oft durch Fremdheit der Truppen unter ſich, durch den unrichtigen Gebrauch der verſchiedenen Truppenarten, und durch andere ähnliche Dinge, den Sieg in die Hände des Feindes ſpielt. So viel zur Vervollſtändigung der Idee des Vfs. Was derſelbe im *vierten* Abſchnitt über die Officiere der leichten Brigaden insbeſondere ſagt, iſt treffend und wahr, und nur zu gerecht die Rüge über die Vernachläſſigung der jungen Officiere in Rückſicht ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung. Aber noch lange dürften die trefflichen Vorſchläge des Vfs. und anderer einſichtsvollen Militäriſten unter die frommen Wünſche zu rechnen ſeyn. Ehe es nicht Geſetz wird, daſs jeder antretende Officier die Geſchicklichkeit zu ſeinem Poſten darthun muſs, ehe nicht *ordentliche* Bildungsanſtalten bey den Regimentern *für die jungen* Edelleute errichtet werden, ſind *auch keine weſentlichen* Fortſchritte in ihrer Bildung *denkbar*. Die Einrichtung, daſs junge Officiere *in der* Hauptſtadt Gelegenheit zu ihrer Ausbildung finden, und daſs ihre Benutzung zu auſserordentlichen Beförderungen empfiehlt, iſt zwar als ein ſehr weſentlicher Fortſchritt anzuſehen; allein für eine groſse Armee iſt damit offenbar

Digitized by Go

bar noch sehr viel zu wenig gethan. — Die Officiere der leichten Truppen aber müssen in Rücksicht ihrer Bestimmung noch sorgfältiger gebildet seyn, als die der Linientruppen, und es ist daher auch billig, dass die geschickteren Vorzüge vor den minder geschickten geniessen. Es ist daher eine sehr richtige Bemerkung des Vfs., dass das bey den Linientruppen angenommene Avancement nach den Dienstalter, bey den von ihm vorgeschlagenen leichten Brigaden nicht ganz anwendbar seyn möchte. Sein Vorschlag dazu ist fast ganz neu, aber so sehr er sich auch der Unparteylichkeit nähert, und so wenig er im Ganzen geradezu zu verwerfen ist, so möchten doch wohl sehr viele den Kopf darüber schütteln. Er nimmt nämlich an, dass es einem jeden Second-Lieutenant der Armee frey stände, sich um die Anstellung bey den leichten Brigaden zu melden, die dann auch sobald erfolgte, als sich eine Erledigung ergäbe. Der dahin versetzte rückte nach seinem Patente unter die übrigen ein, equipirte sich aber noch nicht, sondern bliebe auf dem Etat und trüge die Uniform seines Regiments. So verrichtete er ein Jahr bey der Brigade allen Dienst, während dessen es ihm jedoch frey stände, zu allen Zeiten seinen neuen Posten wieder zu verlassen und in sein voriges Regiment zurück zu gehen. Nach Verlauf des ersten Jahrs aber erklärte sich die Brigade, ob sie ihn brauchbar fände oder nicht; und das sämmtliche Officier-Corps mit Ausnahme der Second-Lieutenants entschiede hierüber durch Mehrheit der Stimmen. Im ersteren Falle, nämlich bey erfundener Brauchbarkeit, bliebe er dann bey der Brigade, im letzteren aber kehrte er zu seinem Regimente zurück. Bey der Brigade selbst avancirten zwar die Officier nach der Reihe; nur die Besetzung der Premierlieutenants-Stelle geschähe folgendermafsen. Der Brigadier beföhle eine Stimmensammlung, er selbst hätte dabey vier, die Divisions-Commandanten jeder drey, die Staabs-Officiers jeder zwey, und die Capitäns und Premier-Lieutenants eine; die Mehrheit entschiede, welcher Second-Lieutenant zum Premier-Lieutenant am fähigsten sey. Träfe mehrere die Wahl, so entschiede das Patent, und fühlte sich jemand gekränkt durch Nichtwählung, so stände es ihm frey, in sein Regiment *à la Suite* zurückzutreten.

Auch Rec. kann dem Vorschlage nicht unbedingt beytreten, da ihm der Unterschied zwischen *Officieren* zu *scharf* gezogen scheint, als dass der beabsichtigte gute Zweck erreicht werden könnte, ohne auf der anderen Seite nachtheilig zu seyn. Officiere sind *alle* ohne Ausnahme Mitglieder *eines und ebendesselben Standes*, ihre Ehre ist nur *eine*. Es ist die Obliegenheit des Staats, dafür zu sorgen, dass ein jeder zum Officier bestimmte junge Mann die gehörige Gelegenheit zu seiner Ausbildung finde; es mufs *keiner* Officier werden *können*, der nicht vollständig nachweisen kann, dass er die ihm zu seiner Ausbildung dargebotene Gelegenheit nach seinen Kräften benutzt habe. Für diejenigen, welche sich unter den wohlunterrichteten Officieren, welches *alle* seyn müfsten, durch *höhere Kenntnisse* noch besonders auszeichneten, bliebe der General-Staab oder die General-Adjudantur eine sehr gute Gelegenheit zur Auszeichnung. Diese würde nie eine nachtheilige Eifersucht unter den übrigen erzeugen, aber jener grelle Unterschied würde es sehr wahrscheinlich thun. Auf jene Art würde aber auch derjenige Theil, der leistet was er kann, ohne ein Genie zu seyn, unverkürzt und ungekränkt, so wie die Harmonie des Ganzen ungestört bleiben. Aber eben so ausgemacht bleibt es, dass bey der allgemeinen Vernachlässigung des Officier-Standes die Beförderung nach den Dienstalter für den wirklich Geschickten etwas sehr hartes und kränkendes ist, wenn er sich nicht mit der inneren Beruhigung begnügen oder die strenge Forderung Friedrichs II. *seine Geschicklichkeit nämlich nicht einmal zu wissen*, nicht erfüllen kann. Uebrigens kann der Staat diese Ungerechtigkeit durch einige Abweichung von dem angenommenen System vermeiden, ohne auf das Ganze nachtheilig zu wirken, wenn er anders nicht im allgemeinen von einem *jeden* Officier den gehörigen Grad von Kenntnissen unbedingt fordern will. Es kann z. E. niemand dem Monarchen es wehren, den geschickten Officier, der in dieser Brigade oder diesem Regimente Second-Lieutenant ist, bey einem anderen Regimente oder Brigade zum Capitain zu machen, es kann ihm niemand wehren, den Officieren derjenigen Truppenart, welche wegen ihrer eigenthümlichen schweren Bestimmung ganz vorzüglich geschickte Officiere erfordern, einen erhöhten Rang bey ihrer Versetzung zu anderen Truppenarten zuzusichern, ja es ist dieses eine gerechte Belohnung der Verdienste, ohne gegen andere dabey ungerecht zu seyn, da ein jeder dieselbe Belohnung zu erwarten hat, wenn er sich gleiche Verdienste erwerben will. Es ist wider das Interesse des Staats, geschickte Leute nach der Ordnung ihrer Dienstjahre bey einem und eben demselben Regimente zu lassen, wo sie, ohne zu nützen und ohne belohnt zu seyn, veralten, und wo so manches Talent durch die vergebliche Anstrengung seiner Kraft eingeschläfert, für den Staat ganz verloren geht. Einzelne Auszeichnungen und Belohnungen fordert die Gerechtigkeit und das Interesse des Staats; aber ein Unterschied, der, wenn auch an sich nicht ungerecht, doch, seinem Anscheine nach, für eine Zurücksetzung gehalten und dem Vorurtheile zu nahe treten könnte, das man in der Welt doch einmal gelten lassen mufs, würde wenigstens mehr nachtheilige als gute Folgen haben. Daher kann Rec. auch dem in mehreren Armeen angenommenen System nicht beypflichten, nach welchem die Officiere für die Grenadiere besonders nach moralischer Güte ausgewählt werden. Denn wenn dieser Unterschied auch weiter keinen Nachtheil hätte, so kann doch der eines widrigen Urtheils über den Officierstand schwerlich entfernt werden.

(Der Beschluss folgt.)

DEUT-

Digitized by Google

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Strasburg, b. Heitz: *Verſuch einer Deutſchen Sprachlehre.* 1803. II u. 159 S. 8. (9 gr.)

„Nach den vielen guten Sprachlehren (fängt der ungenannte Vf. ſeine *Vorerinnerung* an), welche wir haben, läſst ſich kein neuer Verſuch rechtfertigen, wenn er ſich nicht durch eine genauere Beſtimmtheit und logiſche Anordnung der Begriffe, durch eine glücklichere Auswahl des Weſentlichen, durch eine natürlichere Darſtellung des Ganzen u. ſ. w. vor andern auszeichnet, oder wenn nicht mehrere Lokalbedürfniſſe denſelben nothwendig machen. Dieſe letzte Rückſicht muſs bey dieſem Verſuche genommen werden." Der Vf. hatte nämlich den Zweck, den Schülern des Straſsburgiſchen Gymnaſiums, durch die Herausgabe dieſes Werkchens, ein wohlfeiles Buch in die Hände zu geben, welches ihren Bedürfniſſen angemeſſen wäre. Zu dem Ende iſt die deutſche Terminologie durch die Franzöſiſche erklärt, und auf die letzte Sprache vorzügliche Rückſicht genommen worden. Dieſer beſondern Abſicht hat der beſcheidne Vf. nicht nur völlig Genüge geleiſtet, ſondern ſeine Sprachlehre gehört auch überhaupt, unter den kürzeren Abriſſen, zu den beſten die wir haben. Die Regeln zeichnen ſich durch eine zweckmäſsige Kürze, Beſtimmtheit des Ausdruckes und Vollſtändigkeit aus. So fand Rec. z. B. die Caſus von S. 72. an ſehr gut aus einander geſetzt, desgleichen das ſchwierige Kapitel über den Gebrauch der Temporum von S. 95. an. Nur hier und da ſtöſst man auf Unbeſtimmtheit und Weitſchweifigkeit. So heiſst es z. B. S. 41. §. 1.: „das Zeitwort, *le verbe*, iſt ein jedes Wort welches von einem Subjecte etwas ausſagt, oder anzeigt, das in einer gewiſſen Zeit *gethan*, *gehandelt*, *gelaſſen*, *gelitten* wird. Ferner S. 68. §. 1.: Alle *Weſen* und *Dinge*, welche wir durch unſere Sinne wahrnehmen, oder von welchen ſich unſer Verſtand irgend eine Wirkung denken kann, heiſsen ſelbſtſtändige Dinge, oder ſie werden von uns in den Gedanken und in der Sprache *ſo* vorgeſtellt. Wir nehmen an denſelben ein Etwas wahr, welches nicht weggedacht werden kann, ohne daſs ſie aufhören, dieſes oder jenes Ding zu ſeyn u. ſ. w." Doch, wie geſagt, dergleichen Stellen kommen ſelten vor. — Der *fünfte* und letzte Abſchnitt enthält die erſten Gründe der *Proſodie*. Der Vf. ſelbſt fühlt, wie er ſich in der Nacherinnerung äuſsert, die Unvollkommenheit dieſes Aufſatzes, und bittet um Nachſicht. Dieſe hat gewiſs jeder billige Kenner mit einem ſo denkenden und beſcheidenen Schriftſteller; Rec. wünſcht aber, daſs der Vf. bey einer neuen Ausgabe ſeines Buches, *Voſſens* Zeitmeſſung für dieſen Abſchnitt ernſtlich ſtudieren möge. Dann werden Behauptungen wie S. 144. §. 42.: „Im Deutſchen enthalten die vier erſten Füſse des Hexameters, welcher die heroiſche Versart beſtimmt, entweder einen *Trochäus* (?) oder *Dactylus* u. ſ. w." völlig berichtigt werden.

Berlin, b. Maurer: *Taſchenbuch für Jung und Alt zur Vermeidung Deutſcher Sprachfehler.* In alphabetiſcher Ordnung. Von *Samuel Chriſtoph Wagener*, Herausgeber der Geſpenſter und Naturwunder. (!!) 1804. II u. 132 S. *Zweyte* ſtark vermehrte Auflage. 1805. II u. 144 S. 12. (Jedes 9 gr.)

„Viele Unſtudierte (ſagt der Vf. in ſeiner Vorrede), z. B. Damen der gebildeteren Stände, die Officiere, die Kaſſenmänner, Comtoir-Officianten und Gymnaſiaſten ſchreiben und ſprechen das Deutſche oft ziemlich rein und gewählt. Indeſſen ſtoſsen doch auch ihnen noch manche Zweifel auf, und ſie wünſchen ſich dann oft ſchleunige Auskunft und Gewiſsheit. Dieſe in förmlichen Sprachlehren mühſam aufzuſuchen, dazu fehlt es ihnen nicht ſelten an Gelegenheit und Muſse. (Wie? auch den Gymnaſiaſten?) *Ich hoffe* daher, ein Handbüchlein, wie das *gegenwärtige iſt*, werde ihnen willkommen ſeyn. Es nimmt ja auf der Toilette und dem Schreibtiſche nicht vielen Platz ein." — Das letzte iſt wahr, und möchte wohl das Hauptverdienſt des Werkchens ſeyn. Denn übrigens liegt alles ſo durch einander, *daſs man keinen Plan entdecken kann; bey den meiſten Artikeln findet man keine Erklärungen oder nähere Beſtimmungen*, und endlich trifft man auf eine Menge Unrichtigkeiten und Fehler, ſo daſs man Mühe hat, ſich durch zu arbeiten. Zuerſt führt der Vf. diejenigen Wörter auf, die ähnlich klingen *ſollen*: „*Action*, *Axiom*. Zwey ausländiſche Wörter mit deutſchem Bürgerrechte, wovon jenes verſchiedene Arten von Handlungen, (!) und dieſes einen unbeſtreitbaren Grundſatz *bezeichnet*. — *Charlotte*, *Schalotte*. Charlotte hole *mir eine Schalotte* aus dem Garten. — *Chauſſee*, *Schoſſe*, *Schoße*, *ſchoß*. Mit Röschen auf dem Schoſse fuhr er, frey von allem Schoſſe (eine alte Abgabe), auf der Chauſſee (d. h. Kunſtſtraſse), und ſchoſs eine Krähe." — Man begreift doch in der That nicht, wie vernünftige Leute ſo etwas ſchreiben können. Oder gehört dergleichen mit unter die *Naturwunder*, die der Vf. zufolge des Titels *herausgiebt?* — Wozu ſtehn wohl Artikel wie folgende hier? z. B. *Abtrocknen.* Trockne mir die Hand ab. — Trockne mich ab. — *Abwaſchen.* Waſche mir die Hand ab. Waſche mich ab. — Auf dieſe Weiſe konnte der Vf. durch alle zuſammengeſetzten Verba einen Spatziergang machen. Bisweilen läſst er ſich auch auf *Synonymen* ein; ſeine Manier dabey mögen ein Paar Beyſpiele zeigen. „*Abweg*, *Ausweg*, *Umweg*, *Unweg*. Ein Wanderer *wird endlich auch* auf *Um* und *Abwegen* ſein Ziel erreichen; nur nicht auf einem *Auswege*. Auf *Unwegen* (?) iſt nicht gut fortkommen. — *Dampfen*, *duften*, *dünſten*. Siedendes Waſſer dampft; Blumen duften; die Erde dünſtet."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. May 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Verſuch eines zweckmäßigen Vorpoſtendienſtes bey den deutſchen Armeen*, — — von einem deutſchen Cavallerie-Officier, u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 121. abgebrochenen Recenſion.*)

Im *fünften* Abſchnitte handelt der Vf. von dem wiſſenſchaftlichen Fache der Officiere einer leichten Brigade ſo vollſtändig als es der Zweck erfordert, ohne jedoch in ſeinen Forderungen, wie ſo manche andere, zu übertreiben.

Der *ſechste* Abſchnitt handelt von dem Unterofficiere, und der *ſiebente* von dem gemeinen Manne und deſſen Equipirung bey der leichten Brigade. Mit vieler Einſicht unterſucht der Vf. das Verhältniſs des Unterofficiers zum Officier und gemeinen Soldaten; er nennt ihn die Mittelperſon zwiſchen beiden. Eben ſo billig rügt er es, daſs der Unterofficier ſeinen Dienſtverhältniſſen nach, weder gehörig gekleidet und bezahlt, noch auch hinlänglich belohnt und ausgezeichnet, vorzüglich aber bey ſeiner Kleidung ſo ſehr vernachläſsigt ſey. Er zeigt ganz richtig die groſsen Nachtheile davon für den Dienſt, beweiſet die Nothwendigkeit von Lehranſtalten für ſie, die denn auch, in den letzten Jahren in der preuſsiſchen Armee, nach und nach errichtet wurden; aber die darum noch nicht allgemeiner Gedeihen haben konnten, weil ſie der Willkür der Chefs mehr überlaſſen, als vom Staate zum Geſetz gemacht worden waren. Was der Vf. bey dem gemeinen Manne insbeſondere ſagt, iſt eben ſo wahr als gut; ihn zu kleiden, hat aber auch *er* ſeine eigne Idee, und Rec. dächte, es möchten über dieſen Gegenſtand ſchon ſo viel Vorſchläge vorhanden ſeyn, daſs aus der Summe *aller*, doch wohl *eine* zweckmäſsige Kleidung heraus zu finden wäre. — Der *achte* Abſchnitt behandelt das Exercieren der leichten Infanterie. Auch Rec. war es von jeher etwas ſehr auffallendes, bey den deutſchen Armeen den leichten Infanteriſten faſt mehr für die Linie als für das Tirailliren abgerichtet zu ſehen. Man war vermuthlich mit den Grundſätzen hierüber noch nicht ganz im Reinen, noch immer zu fremd in der Schule der Erfahrung gegen einen Feind, der mit tödlichen Streichen den Lehrmeiſter ſpielt. Es iſt zwar allerdings nothwendig, daſs leichte Truppen auch im geſchloſsnen Trupp zu fechten verſtehen; aber es iſt gewiſs ſehr ſchädlich, wenn ſie an dieſes, nur für einzelne beſondere Fälle anwendbare, mehr als an jene allgemeinere Beſtimmung gewöhnt werden. Das ſteife Linienexercieren, zu oft widerholt, gewöhnt an eine für den wahren Tirailleur nachtheilige Gebundenheit in der Art, ſich freyſtehend zu bewegen; verhindert die ſo ſehr erforderliche Kunſtfertigkeit, in der gehörigen Anwendung der tauſend kleinen Vortheile des Terrains zu ſeinem Nutzen und des Feindes Schaden, die dem in der Linie zwangsmäſsig gehaltenen Soldaten durchaus abgehen muſs. Der Vf. hat über alles dieſes ſehr richtig geurtheilt, und mit Sachkenntniſs die einzelnen Fälle genannt, welche ſich zum vortheilhaften Gebrauch des leichten Infanteriſten im geſchloſsnen Trupp eignen. Auch darin möchte der Vf. nicht Unrecht haben, daſs die Gewohnheit, die Schützen der Infanterie zur äuſseren Umgebung des Quarrés zu gebrauchen, in den mehrſten Fällen eher ſchädlich als nützlich ſey. Dieſe militäriſche Plaiſanterie auf dem Felde des Friedens hört aber auf dem Platze des kriegeriſchen Kampfes ſehr bald von ſelbſt auf. Hier ſagt die Erfahrung nur zu oft und nur zu wahr: *was nutzt es doch, eine Sache im Frieden für den Krieg anzuordnen und zu üben, über deren Nachtheil das Beyſpiel des Krieges ſo entſcheidend ſpricht!* — Im *eilften* Abſchnitt über das Exercieren der leichten Cavallerie erkennt man den Cavalleriſten von Metier; alle ſeine Vorſchläge zur Verbeſſerung dieſer Tactik verdienen Rückſicht. Mit vieler Gründlichkeit zeigt er nicht nur die bey den mehrſten Cavallerien noch ſtatt findenden Grundmängel, wie z. B. die übereilte und unrichtige Dreſſur der Pferde und Reiter, ſondern er beleuchtet auch die angenommenen Arten der Bewegungen mit vielem Scharfſinn, und zeigt durch Gründe überzeugend, welche von den Bewegungen die zweckmäſsigſten ſeyn möchten. So zieht er z. B. die Wendung mit *vieren* den mit *dreyen* aus dem ſehr einleuchtenden Grunde vor, weil bey der erſten die Pferde eine Pferdebreite mehr Raum zur Bewegung ihrer Füſse haben, und man auch, ohne Stocken befürchten zu müſſen, im geſtreckten Trapp und Galopp marſchiren, der Reiter ſelbſt vorſichtiger reiten, ſeinem Pferde Hülfe geben, und ſelbſt ohne Hinderung ſeines Hintermanns über Gräbchen ſetzen kann; ferner weil die Abtheilung zu *vieren* das in der Campagne ſo oft nöthige Abbrechen zu *zweyen*, beſſer als die Abtheilung zu dreyen geſtattet. Auch empfiehlt er mehr mit Zügen, als mit kleinen Abtheilungen zu ſchwenken, und entkräftet den Einwurf, als ruinire das Schwenken die Pferde, dadurch ſehr paſſend, daſs er ſagt: man ſolle nur die Eitelkeit, alle Schwenkungen im Galopp und Carriére zu machen, aufgeben: ſo würde jenes Uebel vermieden, und es würde auch mit dem auf die Schwenkungen folgenden Marſch

im Schritt auch weit zusammenpassender seyn, wenn man die Schwenkungen höchstens im verdoppelten Pferdegange, als man zu marschiren gedenkt, verrichtete. Auch das, was der Vf. über die Frontmärsche im allgemeinen und insbesondere mit Rücksicht auf den Angriffs sagt, ist nicht übel; aber auch der schräge Frontmarsch mit ungebrochener Linie, dem er den Vorzug vor dem mit gebrochnen Zügen giebt, hat vorzüglich wegen Haltung der Position und Verhütung des Gedränges von den Flügeln her grosse Schwierigkeiten; wäre jener für den Feind nicht täuschender, wie dieser, so möchte Rec. doch diesem den Vorzug geben, da die Brechung in gewissen Abtheilungen die Haltung der Alignements eher möglich macht, und Unordnung durchs Gedränge auch leichter verhütet. Darum hat man ja selbst bey der Infanterie den schrägen Frontmarsch in Sectionen dem ungebrochenen vorgezogen, und in der Ferne ist auch dieser Marsch täuschend. Anwendbar scheint das vom Vf. vorgeschlagene Ueberflügelungs-Manoeuvre, dessen Ausführung sich auf eine optische Täuschung stützt. Um nämlich den feindlichen rechten Flügel zu umschlingen, und diese Absicht bis zur Ausführung selbst sicher zu verbergen, geht er mit den angenommenen fünf Escadrons in der Art *en Echelon* vor, dass er die fünfte und vierte Escadron hinter einander gestellt, den ersten Echelon, die dritte Escadron den zweyten, die zweyte den dritten, und das erste Glied der ersten Escadron den vierten, so wie das zweyte Glied der ersten Escadron den fünften Echelon machen, und beym Angriff selbst, die hinter der fünften gestandene vierte Escadron neben jener links heraus und in des Feindes Flanke gehen läfst. — Die geschlossene Colonne verwirft er bey der Cavallerie fast durchgängig, und dieses mit sehr grosem Recht, da sie den ersten Grundsätzen einer Cavallerie-Tactik geradezu widerspricht. Der von ihm zur Widerlegung seiner Gegner vorgeschlagene Aufmarsch einer geöffneten Colonne in ein gegebenes, durch ein Seitenhinderniss für den Aufmarsch aber nicht freyes Alignement, ist, weil er schnell und einfach bewerkstelligt werden kann, sehr zweckmäfsig. Er läfst nämlich nach Haltung der Tête im Alignement, durch linksum im Galopp aufmarschiren, wobey die zweyte Escadron sogleich linksum macht, durch rechtsum neben der ersten in das Alignement einrückt, alle übrigen Escadrons bis auf den Punkt gerade aus heran galoppiren, wo die zweyte linksum machte, und mit rechtsum neben einander in die Linie einrücken. Mit eben so grosem Rechte verwirft er die eitlen und für den Krieg nutzlosen Künsteleyen des Friedens, mit Recht verweifet er die Cavallerie nach erlernten Evolutionen von dem ebnen Exercierplatze auf ein zunehmend ungünstiges Terrain zur Wiederholung des in jener Schule Erlernten. Hier wird Mann und Pferd mit den Hindernissen des Terrains gehörig vertraut, statt dass der erstere dort durch die Uebung nutzloser und unanwendbarer Dinge unrichtige Begriffe von demjenigen bekommt, was er am Tage der Action thun kann und thun muss. Die Vorurtheile, welche die nutzlosen Friedenskünsteleyen nur noch zu sehr begünstigen, sind *ganz passend* entkräftet. — Durch die gründliche Darstellung des Vfs. von dem wesentlichen Nutzen des Carabiners bey dem Blänkern, wenn er richtig gebraucht *wird*, ist die so sehr allgemein gewordene Behauptung, *als* nütze er zu nichts, sehr modificirt, wenigstens *ist es* sehr richtig geschlossen, dass das wenige Treffen der Cavalleristen beym Blänkern noch nicht beweise, dass sie nie treffen werde, wohl aber, dass, um dieses zu können, der Mann besser zielen, und das Pferd den Schuss ruhiger hören lernen müsse. — Die gute Wirthschaft verbietet aber zur Zeit des Friedens den zur zweckmäfsigen Uebung erforderlichen Gebrauch von Pulver und Bley, um dessen zur Zeit des Krieges recht viel nutzlos verschiefsen zu können. Die vorgeschlagene Ladung des Carabiners vorwärts, anstatt rückwärts, hat allerdings einen entschiedenen Vorzug. Eben so sachgemäfs schränkt der Vf. das Fusexerciren der Dragoner vorzüglich auf gut Schiefsen, *im coupirten* Terrain lebhaft Marschiren, und *auf Tirailliren auf* der Stelle ein. — Der *zehnte* Abschnitt enthält *noch* einige Worte über die reitende Artillerie. Mit Recht findet der Vf. die Behauptung, dass der reitende Artillerist zugleich auch blänkern solle, dadurch unrichtig begründet, dass die Franzosen 16—18 Artilleristen bey jedem Stücke haben. Denn *dieses* ist gewifs nicht darum eingeführt, dass die Artilleristen ihre Batterien selbst decken sollen, sondern wie der Vf. ganz richtig bemerkt, darum, dass die gute Bedienung des Geschützes durch Mangel an Leuten und Pferden nie aufhöre, und dass man nicht Gefahr laufe, seine Artilleristen bey dem Rückzuge zu verlieren. Welch ein schädlicher Misgriff würde es seyn, *wenn jene* irrige Vorstellung bey der Nachahmung *zum Grunde* gelegt werden sollte. Zur Bedeckung *der reitenden* Batterien eignen sich vorzüglich die Dragoner, vorausgesetzt, dass sie dieses im wahren Sinne des Worts, nach alter französischer Art sind. Durch diese gehörig unterstützt, wird ihren Angriffen schwerlich jemand widerstehen, und sie selbst da sehr wirksam seyn können, wo sie, *allein stehend*, zwar auch wohl Vortheile erkämpfen, aber sie nicht verfolgen und festhalten könnten.

Der *zwölfte* Abschnitt, der von den Dispositionen handelt, ist ein sehr interessanter Theil des Werkes. Um die Nothwendigkeit zu beweisen, dass ein jeder Officier sich bestrebe, nach seinem Bedürfnisse Dispositionen entwerfen zu können, sagt er sehr richtig: ein Officier würde, im Besitz gründlicher Kenntnisse, zwar schön ausgerüstet, aber dennoch ein unbrauchbarer Diener seines Staats seyn, *wenn er den* Gebrauch jener Kenntnisse nicht *auf die angewandte* Kriegskunst, und auf deren *Grundfeste* die Disposition richten wollte. Wo wird aber wohl an eine zweckmäfsige Anwendung der Kenntnisse in den Friedensgarnisonen anders als bey den gewöhnlichen Manoeuvren gedacht, wo oft Dispositionen zum Vorschein kommen, die eine strenge Beurtheilung nicht aushalten würden. Ist der General des Orts nicht fähig, und

und nicht willig, auch aufser den wenigen Manoeuvre- und Exercier-Tagen, beständiger Lehrer für seine Officiere, und dieses in freundschaftlichen Zusammenkünften zu seyn: so mufs dieser wichtige Gegenstand wohl sehr unvollständig bearbeitet, und der Officier, überhaupt genommen, unwissend bleiben.

Was der Vf *im zwölften* Abschnitt über die kleinen Postengefechte der Infanterie und Cavallerie sagt, ist durch die Art, wie er dieses thut, dafs er nämlich die richtige Anwendung der verschiedenen Truppen und Waffenarten zur Erreichung *eines* Zwecks gründlich zeigt und durch Beyspiele auf dem wirklichen Terrain erläutert, sehr unterrichtend. Nicht minder gut ist der im *dreyzehnten* Abschnitte ertheilte Unterricht über die Aussetzung der Vorposten, Avant- und Arriergarden.

In den beiden Endabschnitten stellt der Vf. eine halbe und eine ganze Division im Gefechte selbst dar; der Zweck der ersteren Disposition ist, Zeitgewinn für den Marsch eines Transports von Neuschlofs nach Bischofsheim, eine schwere Aufgabe, vom Vf. aber sehr gut und unterrichtend ausgeführt. Das Thema der zweyten ist die Behauptung von Meifsen, das mit drey Bataillons Linientruppen besetzt ist, und wobey eine Division leichter Truppen die Vorpostenkette mit beiden Flügeln an die Elb-Ufer gelehnt, über Nieder-Fahne, Kühnast, Cörbitz, und den Höhen zwischen Lerche und Bockwein zieht. Da nun die Behauptung Meifsens von dem Besitze des Schlosses Siebeneichen allein abhängt, so macht der Vf. auch die Erhaltung dieses Postens zum Hauptgegenstande seiner Disposition zur Vertheidigung der ganzen Chaine. Er wählt zu diesem Zweck diejenigen Mafsregeln, welche ihm nach dem Terrain die sichersten scheinen, er concentrirt bey dem feindlichen Angriff seine sämmtlichen Vorposten nach jenem Hauptpunkte, da sie sich in ihren vorliegenden Positionen doch ohne die Gefahr, von Meifsen abgeschnitten zu werden, nicht halten, und da Linientruppen, aus dem Lager bey Zscheile nach Siebeneichen, zur Verstärkung genommen, in dem äufserst coupirten und bey dem Rückzug immer enger zusammenlaufenden Terrain eben so wenig zu vortheilhaften Manoeuvren Platz finden, als auch gegen viele und gut exercirte Tirailleurs ein ehrenvolles Gefecht ohne eigne leichte Truppen liefern könnte, auch ihr Rückzug durch den tiefen hohlen Weg nach Meifsen hinab mit sehr grofser Gefahr verbunden seyn würde.

Die Prüfung des Terrains wird die Richtigkeit der Disposition des Vfs. hinlänglich darthun, und den Wunsch des Rec. rechtfertigen, dafs derselbe zu einem Werke, welches sich durch seine Gründlichkeit und durch die Berührung so mancher, noch viel zu wenig zur Sprache gebrachten, an sich aber äufserst wichtigen Gegenstände so vortheilhaft auszeichnet, *mehrere* Beyspiele von der Anwendung seiner Lehre gegeben haben möchte.

Leipzig, b. Supprian: *Betrachtungen über die reitende Artillerie, deren Organisation, Gebrauch und Taktik.* Von einem Artillerie-Officier. 1803. 154 S. 8. m. 1 Kpfr. (14 gr.)

Bey dem so allgemein anerkannten Nutzen und bey dem so mannichfachen Gebrauch der *reitenden Artillerie*, war es in der That eine auffallende Erscheinung, dafs wenig oder gar keine Schriften darüber erschienen, zu einer Zeit, wo man doch oft die geringfügigsten Dinge von allen Seiten beleuchtet. Der ungenannte Vf. verdient daher gewifs Dank, dafs er sich mit diesem, für den Kriegsmann so wichtigen, Gegenstande auf eine, genugsam von seinen Kenntnissen zeugende Weise, beschäftiget. Wir halten es daher auch um so mehr für Pflicht, durch eine genauere Zergliederung des vorliegenden Werkes die Aufmerksamkeit zu zeigen, mit der wir es gelesen haben. Das Ganze zerfällt in *drey* Abschnitte: I. *Ueber die Organisation der reitenten Artillerie;* II. *die Uebungen und Bewegungen derselben;* und III. *das Verhalten in Actionen.*

Nach einigen vorläufigen Betrachtungen über die Entstehungs-Ursache und über die eigentliche Bestimmung der reitenden Artillerie, setzt der Vf. ihre Grundeigenschaften fest: möglichste Wirkung im Feuer, gröfste Manoeuvrirfähigkeit und möglichste Schnelligkeit. Aus diesen ergiebt sich dann die Stärke der für sie brauchbaren Caliber: leichte sechs- oder achtpfündige Kanonen und siebenpfündige Haubitzen. Sehr gut setzt der Vf. die Vortheile aus einander, wenn die ganze Bedienung jenes Geschützes beritten ist; sie aber zur Bedeckung der Batterie anzuwenden, und zu dem Ende als leichte Cavalleristen zu exerciren, kann Rec. unmöglich zweckmäfsig finden. Der Artillerist mufs sein Heil nur allein dem möglichst guten Gebrauch seines Geschützes verdanken; auf diesen mufs er daher auch sein ganzes Augenmerk richten. Giebt man ihm aber Gelegenheit, sich davon abzuziehen: so könnte er leicht in Versuchung kommen, vor dem Feinde seine Rettung mehr von seiner Gewandtheit im Gebrauch des kleinen Gewehres zu erwarten. Der Verlust des Geschützes würde die unausbleibliche Folge davon seyn. Dazu kommt noch, dafs in diesem Fall eine sorgfältigere Ausbildung zum Reiter, und eine strengere Auswahl der Pferde nothwendig ist, welches letztere die Kosten der reitenten Artillerie ohne wesentlichen Nutzen vergröfsert, während die erstere ihm wenigstens überflüssig ist: denn es kommt hier blofs darauf an, in möglichster Geschwindigkeit von Ort und Stelle kommen und auf- und absitzen zu können. Aus letzterem Grunde hält Rec. auch den Ungarischen Sattel nicht für angemessen, und würde statt desselben den Englischen Sattel wählen, wo man unstreitig leichter und schneller aufsteigen kann, als bey dem Ungarischen.

Da der reitende Artillerist niemals blänkern soll, so bedarf er auch keines Carabiners, der ebenfalls beym Aufsitzen hinderlich ist. Ein guter Säbel hingegen kann ihm zuweilen sehr nützlich seyn. Daher kann

aber

Digitized by Google

aber auch Rec. unmöglich dem beyſtimmen, was S. 54. über die Abrichtung des Artilleriſten geſagt wird. Er muſs nicht nur ſein Geſchütz eben ſo gut, ſondern in Abſicht des Ab- und Aufprotzens mit ungleich gröſserer Schnelligkeit bedienen können, als die Fuſs-Artillerie. Hierin iſt ihm daher ſtete Uebung nöthig, die verbunden mit dem, was zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung gehört, ihm wahrſcheinlich keine Zeit zu nutzloſen Spielereyen übrig laſſen wird.

Alles, was im *zweyten* Abſchnitt über die Dreſſur der Pferde und Leute, ſo wie über die Ausführung der Evolutionen mit dem Geſchütz geſagt wird, iſt vollkommen zweckmäſsig; doch würde Rec. den Unterofficier im Gefecht nicht zu Pferde laſſen, er kann zu Fuſs die Auffchläge der Kugel eben ſo gut beobachten, auch bey noch weiter Entfernung des Feindes mit auf die ſorgfältigere Richtung des Geſchützes ſehen, als wenn er zu Pferde ſitzt, wo er vielleicht bisweilen bey der Bedienung des Geſchützes hinderlich ſeyn wird. — Der Vf. ſcheint die Wendung mit dem aufgeprotzten Geſchütz vorzuziehen, wo nachher abgeprotzt wird; Rec. hingegen glaubt ſich überzeugt, daſs der unbedeutende Zeitverluſt durch das Abprotzen und das darauf folgende Wenden des Geſchützes, durch die geringere Schwierigkeit, womit beides in jedem Terrain geſchiehet, völlig aufgewogen, und ſelbſt in vielen Fällen eine gröſsere Geſchwindigkeit erreicht werden kann. So iſt auch bey dem *Avanciren* mit der *Prolonge* das Umdrehen des Geſchützes nicht nothwendig; ſondern letzteres bleibt ſtehen, die Protze gehet vor, und das Schlepptau wird in die Haken an der Bruſt der Laffete eingehangen.

Der *dritte* Abſchnitt enthält gute Bemerkungen über die eigentliche Anwendung der reitenden Artillerie im Gefechte, wo ſich Rec. gegen Cavallerie vorzüglich der Haubitzgranaten bedienen und ſie in ſehr flachen Bogen fortrollen würde, weil die feindlichen Pferde dadurch unfehlbar in Unordnung gebracht werden. Gegen Infanterie kann man ſich groſser Kartetſchen mit 8 bis 12 löthigen Kugeln noch ſehr wirkſam auf 800 Schritt bedienen. Stehet man hingegen ſehr ſchräge auf die feindliche Front oder hat man Colonnen vor ſich: ſo iſt der Kugelſchuſs allezeit beſſer als die Kartetſche. Im Gefecht gegen feindliche Artillerie fehlt die nähere Beſtimmung, daſs die diesſeitigen Geſchütze ihr ganzes Feuer auf Einen oder Zwey Punkte concentriren, und ſo wie dieſe demontiret ſind, es gegen die zunächſt liegenden richten müſſen u. ſ. w. Hier ſind Kanonen vortheilhafter als Haubitzen, die wegen ihrer unſichern Würfe nie einen ſo ſchnellen Effect verſprechen, als jene.

Mit der Lunte ſollte eigentlich bey der Artillérie nie gefeuert werden, weil dieſs zu ungewiſs iſt, und zu leicht fehlſchlagen kann. Bey *raſchem Feuer* oder bey Regenwetter bedient man ſich *langer Lichter*, die man während der Action brennend *erhält*, und das neue immer an dem letzten Ueberreſte *des vorhergehenden* anzündet, ſo daſs die Lunte in *ihrer Kapſel* nur für den Nothfall des etwanigen *Auslöſchens* bleibt.

Einige kleine Flecken, wie *indem*, *rengirt*, *foutiniren*, *zerſchieden*, und die „mit den Flügeln des Windes heranjagende, die feindlichen Colonnen umfaſſende und mit einem Kartetſchen-Hagel überſchüttende reitende Artillerie," wird der Vf. bey einer neuen Bearbeitung gewiſs verwiſchen und durch einige Zuſätze ſein Werk zu einer klaſſiſchen Abhandlung über dieſen wichtigen Gegenſtand erheben.

MATHEMATIK.

Hannover, im Verlage d. Helwingſchen *Buchh.*: *Der theoretiſch-praktiſche Tafelrechner nach dem* Geiſte des Seminarii zu Hannover, von *J. E. Münkel. Zwey* Theile. 1805. Erſter Th. 240 S. *Zweyter* Th. 350 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Buch zeichnet ſich durch eine groſse Faſslichkeit aus, und dürfte auf allgemeinern Beyfall rechnen, wenn der Vf. bey ſeinem Streben recht *verſtändlich* zu ſeyn, nicht in den Fehler einer unnöthigen Weitſchichtigkeit gerathen wäre. Bücher dieſer Art können nur für den Lehrer beſtimmt ſeyn, und dieſem darf nur der Weg gezeigt werden und die Methodik. Vieler Beyſpiele bedarf es hier nicht, wo von *allbekannten* Lehrſätzen der erſten Anfangsgründe des Rechnens die Rede iſt. Das ſchriftliche *Rechnen* ſollte überhaupt nicht als eine mechaniſche *Sache* gelehrt werden, ſondern vielmehr nur als *Bezeichnung* vorhergegangener arithmetiſcher Uebungen. Der Hauptpunkt dabey iſt gerade, daſs ein naturgemäſses Kopfrechnen mit dem ſchriftlichen in genaue Uebereinſtimmung gebracht werde. Die Zahlenordnung, die Einer, Zehner (Zig) und Hunderte müſſen ſchon im Kopfe als Klaſſen da ſtehen, dann wird es nicht ſchwierig ſeyn, die Stellen begreiflich zu machen. Eben ſo muſs die Uebung des Zuſammenzählens, des Abziehens, des Vermehrens, des Theilens u. ſ. f. ſchon praktiſch geworden ſeyn, ehe man die Begriffe der Species zu erläutern ſtrebt. Am wenigſten haben Rec. die Behandlung des Dividirens S. 91 f., und die Auseinanderſetzung der Brüche gefallen, weil hier bloſs die mechaniſchen Regeln gegeben werden, ohne weitere Auseinanderſetzung des *Verfahrens*. — In dem *zweyten* Theile werden die praktiſchen Rechnungen, vorzüglich die kaufmänniſchen, gut aus einander geſetzt. Eine Vergleichung verſchiedener Münzen, Maſse und Gewichte beſchlieſst das Ganze.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. May 1807.

OEKONOMIE.

PARIS, b. Marchant u. a.: *Cours complet d'Agriculture théorique, pratique, économique, et de médecine rurale et vétérinaire*; ou *Dictionnaire universel d'Agriculture*; rédigé par M. M. *Rozier*, *Chaptal*, *Parmentier*, *Delalande*, *Mongez*, *Lasteyrie*, *Dussieux*, *Gilbert*, *Rougier de la Bergerie* etc. — *Tome onzième* et *douzième*, rédigé par M. M. *A. Thouin*, *Parmentier*, *Biot*, *de Chassiron*, *Chabert*, *Lasteyrie*, *de Perthuis*, *Cotte*, *Sonnini*, *Fromage*, *Chaumontel*, *Tollard aîné*, *Bosc*, *Curaudau* etc. 1805. LVI, 492 u. 668 S. gr. 4. mit 3 grofsen Tabellen u. mit Kpfrn.

Dieſer *eilfte* und *zwölfte* Theil des bekannten, ſchon im J. 1781. angefangenen *Cours complet d'Agriculture* des Abbé *Rozier* machen nun den Schluſs dieſes grofsen und ſehr weitläufigen ökonomiſchen Wörterbuchs aus (welches ſich indeſs, wie der Titel ſagt, auch über die ganze Viehartzneykunſt, und insbeſondere über die geſammte Hauswirthſchaft verbreitet); ſie liefern aber ſelbſt wieder ein eignes kleineres ökonomiſches Wörterbuch, welches nämlich nur die in den letzten 20 Jahren in der Land- und Hauswirthſchaft und Veterinairwiſſenſchaft gemachten Entdekkungen und Verbeſſerungen in ſich faſst, und von den auf dem Titel genannten rühmlichſt bekannten franzöſiſchen Gelehrten bearbeitet worden iſt.

Dem erſtern von dieſen beiden Bänden voran ſteht ein LVI Seiten langer Aufſatz von Hn. *Thouin*, Prof. der Agricultur beym Pariſer Muſeum, — unter dem Titel: *Eſſai ſur l'expoſition et diviſion méthodique de l'économie rurale, ſur la manière d'étudier cette ſcience par principes, et ſur les moyens de l'étendre et de la perfectionner.* Der verſtorbene Abbé *Rozier* hatte nämlich in der Vorrede zum *erſten* Bande ſeines *Cours* verſprochen, dem letzten Bande deſſelben eine Anleitung beyzufügen, wie die Wiſſenſchaft des Ackerbaues nach Grundſätzen, und auf eine leichte, einfache Weiſe zu erlernen ſey. Da er nun aber noch vor Vollendung des letzten Bandes ſeines Werks ſtarb, und ſich ſeine Freunde zur gemeinſchaftlichen Vervollſtändigung deſſelben vereinigten, ſo wurde nicht nur dieſer letzte Theil des *Cours complet*, dem Plane des verſtorbenen Vfs. nach, verfertigt, ſondern man bearbeitete auch noch den hier anzuzeigenden *eilften* und *zwölften* Theil dieſes Werks, worin man die von dem verſtorbenen Vf. in den erſten Bänden vergeſſenen und überſehenen Artikel, und hauptſächlich, wie wir ſchon erinnert haben, alle ſeit dem J. 1786. in dem geſammten Gebiet der Land- und Hauswirthſchaft und Viehartzneykunſt gemachten Entdeckungen und Beobachtungen nachtrug, ſo dafs zugleich ein eignes, kleineres *Dictionnaire d'Agriculture* hieraus entſtand. Die Bearbeitung des von *Rozier* verſprochenen Aufſatzes über die Erlernung der Ackerbauwiſſenſchaft insbeſondere aber übernahm Hr. *Thouin* allein; dehnte denſelben jedoch auch auf alle übrigen Zweige der Landökonomie aus. Dieſem hat er nun 3 Tabellen beygefügt, die zur tabellariſchen Ueberſicht der hier vorgetragenen Sätze, und überhaupt auch der in dem ganzen *Dictionnaire* vorkommenden Gegenſtände dienen ſollen. Zuerſt nämlich ſtellt er eine Eintheilung der geſammten Landwiſſenſchaft auf, wozu die erſte Tabelle gehört. Die geſammte Landökonomie zerfällt nach ihm in fünf Zweige: 1) Agricultur, 2) Viehzucht, 3) ökonomiſche Technologie, 4) ländliche Baukunſt, und 5) landwirthſchaftlicher Handel. Jeden von dieſen Zweigen theilt der Vf. dann wieder in mehrere Abtheilungen und Unterabtheilungen ab, welche alle hier anzuführen jedoch zu weitläufig ſeyn würde. So wird z. B. die Agricultur in vier grofse Klaſſen eingetheilt: 1) Feldbau, 2) Obſtbau, 3) Waldbau, 4) Gartenbau. Der Feldbau wird dann wieder in drey Sectionen zerſchnitten: 1) Anbau der ernährenden Pflanzen — Getreidebau. 2) Futterbau, — künſtlicher und Wieſenbau. 3) Anbau der Handelskräuter. Man ſieht wohl ſehr bald, dafs dieſe Eintheilung nicht ganz richtig iſt, da die Wieſen zum Feldbau gerechnet ſind; wozu ſie doch in keiner Rückſicht gehören, indem ſie ſowohl ganz andre Pflanzen tragen, wie die Felder, als auch hauptſächlich gar nicht ſo, wie dieſe, *bearbeitet* werden. Auch iſt es ganz unpaſſend, dafs der Vf., da er aus dem Obſtbau einen eignen Zweig der Agricultur gemacht hat (was an ſich nicht unrichtig iſt, wenn man unter Agricultur *Pflanzenbau* verſteht, — ſo wie dieſs auch mit dem Waldbau ſehr paſſend geſchehen iſt), dennoch in einer von beiden durch ihn ganz unterſchiedenen und getrennten Zweig *des Gartenbaues* eine eigne (die dritte) Section von den Pflanzſchulen, für *Frucht-* oder *Obſt-*, *Wald-* und *ausländiſche Bäume* gebildet hat. Gehört denn die Anziehung der jungen Bäume nicht mit zum Obſt- und Waldbau ſelbſt? Mit der ſyſtematiſchen Anordnung dieſer Tabellen kann man daher nicht ganz zufrieden ſeyn, ſo ſehr man auch den auf ihre Abfaſſung gewendeten Fleifs erkennen mufs. — Hierauf handelt der Vf. von den Dingen, auf die es beym Landbau vorzüglich ankommt, hauptſächlich alſo *a*) vom *Boden*, deſſen Beſchaffenheit, Lage u. dgl., *b*) vom

by Google

b) vom Klima, *c*) von dem Syſtem der Regierung, wo er an dem Beyſpiel Toscana's den wohlthätigen Einfluſs eines vernünftigen Regierungsſyſtems auf den Ackerbau erläutert. — Ferner ſpricht er von den theoretiſchen Kenntniſſen, die zur Ausübung und Vervollkommnung der Landwirthſchaft erforderlich ſeyen; die, und deren verſchiedene Zweige, ſo wie die zu jedem derſelben gehörigen einzelnen vorzüglichſten Gegenſtände, ingleichen den Einfluſs, das Verhältniſs, den Zuſammenhang derſelben auf, zu und mit dem Landbau die zweyte Tabelle in einer ungemein fleiſsig ausgearbeiteten Ueberſicht darſtellt. Der Vf. rechnet nämlich hieher *Phyſik*, *Chemie*, *Geſchichte der Agricultur*, *Geologie*, *Geographie* (die nachher hier beſtimmter angegeben wird, da freylich die gewöhnliche Topographie unmöglich hieher gezählt werden kann, ſo nützlich auch eine bloſs *landwirthſchaftliche* Topographie dem Landwirth ſeyn könnte und würde) — unter welcher nämlich hier die phyſikaliſche Geographie der Erde ſowohl, als des franzöſiſchen Reichs insbeſondre verſtanden wird; ſowie die *Mathematik*, *Staatswirthſchaft* und *Botanik*. Ferner handelt der Vf. von der ökonomiſchen Praxis, die er ſehr richtig in die eigne Anſicht der praktiſchen ökonomiſchen Geſchäfte, wie ſie ausgeübt werden, und in die Ausübung des Landbaues ſelbſt abtheilt; — und wozu eine dritte, ebenfalls ſehr fleiſsige und vollſtändige Tabelle gehört, welche die zur Vervollkommnung und Ausbildung der Landwirthſchaft nöthigen praktiſchen Kenntniſſe aufſtellt. Der Vf. rechnet nämlich dahin *a*) die Kenntniſs der verſchiedenen zum Landbau gehörigen Werkzeuge, Inſtrumente, Geräthſchaften und anderer nöthigen Dinge, Anſtalten und Gebäude, als Schuppen, Gewächshäuſer, Treibbeete, Geſtelle, Keller, Gruben u. dgl., die er alle unter dem Wort *fabriques* begreift, und in *Fabriques* von Holz und von Mauerwerk eintheilt; und dann die Kenntniſs von allen Subſtanzen und Materialien, die in der Agricultur gebraucht und angewendet werden, den vegetabiliſchen ſowohl als thieriſchen und mineraliſchen und vermiſchten, wo denn z. B. unter den thieriſchen auch der *Dünger* vorkommt. *b*) Die Kenntniſs von den eigentlichen Feld- und andern landwirthſchaftlichen Arbeiten, als Pflügen, Eggen, Hacken, Pflanzen, Säen, Wäſſern u. dgl. *c*) Die Kenntniſs von andern zum Bau der Pflanzen gehörigen Geſchäften, nämlich von Veredlung und vom Schnitt der Bäume, und hauptſächlich von der Aernte. *d*) Die Kenntniſs von der Witterung in landwirthſchaftlicher Hinſicht, welche eine fleiſsige Beobachtung der Jahreszeiten, der Winde, der Meteore und der beſondern Voranzeigen der Wetterveränderungen begreift. — Endlich ſpricht der Vf. von den Mitteln, Kenntniſſe in der Landwirthſchaft zu verbreiten und deren Fortſchritte zu befördern. Er empfiehlt hier Ackerbauſchulen, Abfaſſung von landwirthſchaftlichen Katechismen u. dgl. Büchern, und die Errichtung eines *Bureau central de l'économie rurale*, deſſen Plan er weitläufig auseinander ſetzt, welcher denn im Weſentlichen mit dem Plane des *Board of Agriculture* zu London ganz übereinſtimmt, der leider ſchon nicht mehr iſt, was er werden konnte und ſollte. Dieſe Vorſchläge enthalten daher nicht viel Neues.

Was nun die Ausarbeitung der einzelnen *Artikel* des Wörterbuchs ſelbſt anlangt, ſo hat Rec. *alle die*, die er geleſen hat, gründlich, fleiſsig und *richtig*, wie es von ſo berühmten Schriftſtellern nicht anders zu erwarten war, nur zuweilen etwas weitläufig bearbeitet gefunden. Vorzüglich wichtig und lehrreich ſind die veterinäriſchen Artikel, welche die Hrn. *Chabert*, *Fromage* und *Chaumontel* bearbeitet haben, wie man aus dem, neben dem Titelblatt befindlichen genauen Verzeichniſs aller, die an dieſem Werke gearbeitet haben, nebſt Angabe der Materien, die jeder von ihnen bearbeitet hat, erſieht. So hat Hr. *Laſteyrie* die Lehre von der ſpaniſchen Schafzucht, von den den Thieren ſchädlichen und nützlichen Pflanzen, von dem Anbau des Sandes u. dgl. übernommen; Hr. *de Perthuis* hat die Plane zu den ökonomiſchen Gebäuden entworfen; Hr. *Parmentier* die häusliche Oekonomie, den landwirthſchaftlichen Handel, die Federviehzucht u. dgl. bearbeitet; u. ſ. w.

Unſtreitig iſt übrigens der einzige Weg, ein wirklich brauchbares, zweckmäſsiges und lehrreiches Wörterbuch zu bearbeiten, der, welcher bey dem gegenwärtigen Werke eingeſchlagen worden iſt, daſs nämlich nicht Einer dieſe ungeheure Arbeit unternimmt, ſondern die Fächer und Materien unter Mehrere ſo vertheilt werden, wie jeder das Meiſte in dieſem oder jenem leiſten kann.

Leipzig, Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Anleitung zu einer Landwirthſchaftsrechnung, die ſowohl dem Guthsbeſitzer ſein Eigenthum, als auch den Beamten vor Verdacht ſichert, herausgegeben von Leupert.* 1801. 132 S. 4. (1 Rthlr.)

Dieſe Schrift beſteht aus zwey Abtheilungen: *a*) einem kurzen theoretiſchen Unterricht über die Beſchaffenheit und Einrichtung der nachſtehenden Formularien von Wirthſchaftsrechnungen und Regiſtern (von S. 1 — 27.), und dann *b*) aus dieſen ſelbſt. Dieſe enthalten 1) eine Wirthſchaftsrechnung eines Guthes, die dann theils eine Naturalienrechnung aus 26 Tabellen beſtehend, wo nur die über Weizen und Roggen in allen Rubriken ausgefüllt iſt, theils eine Geldrechnung iſt. 2) Einige Belege; als: eine Aerntetabelle, eine Ausdruſch-, eine Zins-, Ausſaat-, Geſindebeköſtigungs-, Deputat-, Robothen-Tabelle, Schäferberechnung, eine Arbeits-, Heu-, Grummet- und Strohtabelle, Garn-, Nachweiſungs-, *Jurisdictionalgefälle*, Robothlohn- und Geſindelohn-*Tabelle* u. ſ. w. 3) Ertragsrechnungen von allen einzelnen Zweigen, und auch von der ganzen Wirthſchaft, 22 an der Zahl, denen noch, als Belege, eine Dünger-, Grünfutterungs-, Geſindekoſten- und Arbeits-Nachweiſung folgen, von denen man eigentlich nicht weiſs, wie ſie wieder hieher nicht in der beſten Ordnung kommen. — Rec. will übrigens dieſem Werke über das

Digitized by Google

las landwirthſchaftliche Rechnungsweſen nicht die Eigenſchaft abſprechen, daſs die darin gelieferten Muſter landwirthſchaftlicher Rechnungen und Regiſter auch allenfalls ſo viel zu leiſten im Stande ſeyen, als gewöhnlich von denſelben in jeder Wirthſchaft geleiſtet und erwartet wird; allein er kann ſich nur durchaus nicht überzeugen, daſs dieſelben ſo weſentliche Vorzüge eben vor den *gewöhnlichen* Formularien dieſer Art voraus haben ſollten, die ihnen *wirklich* die auf dem Titel angerühmte, und in dem, den Tabellen ſelbſt vorangehenden, Unterrichte zugeſprochene *große Zuverläſſigkeit* und *Sicherheit* aneigneten, womit ſie dem Gutsbeſitzer, wie es heiſst, ſein Eigenthum, und den Beamten vor Verdacht weit mehr zu ſichern im Stande ſeyen, als die gewöhnlichen Rubriken dieſer Art. — Denn Rec. findet gar zu wenig Unterſchied zwiſchen dieſen hier gegebenen Formularien landwirthſchaftlicher Rechnungen und Regiſter, und denen, die in andern Werken, z. B. *Hinz'ens* Grundſätzen des landwirthſchaftl. Rechnungsweſens (Helmſtadt 1800. 4.) u. a. geliefert worden ſind. Nur die Rubrik für die Belege iſt allenfalls neu, und allerdings in den meiſten Fällen gut und zweckmäſsig. Da die Rubriken faſt in allen Tabellen nur angegeben, nicht ausgefüllt ſind: ſo iſt gar nicht abzuſehen, wie der Gutsbeſitzer, der keine ökonomiſche Kenntniſs hat, durch dieſe Tabellen in den Stand geſetzt werden ſolle, die Verwaltung derſelben zu controlliren, da doch ein ſolcher Unterricht *ſolcher* Gutsbeſitzer als ein bey Herausgabe dieſes Werks beſonders gehabter Zweck in der Vorerinnerung mit angegeben worden iſt. Wenn der Guthsherr nicht im Stande iſt, die einzelnen Data der Rechnungen zu prüfen und zu beurtheilen: ſo kann ihm auch die Rubricirung derſelben gar nichts dazu helfen, um ſich vor dem Betrug des Verwalters zu ſichern, der ja die Data ſelbſt falſch angeben kann. Zwar erfordert der Vf. bey allen landwirthſchaftlichen Rechnungen und Regiſtern Belege, und bey ſehr vielen die Juſtificirung durch richtig gehaltene *Kerbſtöcke;* allein in wie fern und wenn die Belege von dem Rechnungsführer ſelbſt, nicht von andern gemacht, da die Kerbſtöcke auch nur von ihm ſelbſt gehalten werden, ſo iſt nicht abzuſehen, wie ſie dann und in ſofern vor deſſen Betrügerey ſchützen können. Wenn ſie dieſs aber nicht können: ſo kann auch nicht der andere Zweck dieſes Werks, die Beamten ſelbſt nämlich bey ihrer Berechnung vor Verdacht von Seiten ihrer Herren zu ſichern, durch ſie erreicht werden. — Wenn dann der Vf. noch in der Vorerinnerung ſagt: er habe bey Ausarbeitung dieſes Werkes den Zweck gehabt, junge angehende Landwirthe zu belehren, wie ſie bey Einrichtung der Wirthſchafts-Rechnungen zu verfahren haben, um diejenigen richtigen Reſultate zu erforſchen, die ihnen allein beſtimmt ſagen, welche Maſsregeln ſie ergreifen müſſen, um den gröſsten Ertrag des Gutes zu erlangen: ſo iſt dieſs zwar ein ſehr löblicher Zweck; allein was der Vf. durch Aufſtellung dieſer meiſt ganz leeren Rubriken der zu berechnenden Gegenſtände dafür wirklich geleiſtet habe, iſt leicht zu beurtheilen. Dann hätte er doch wenigſtens als ein Beyſpiel eine ganz ausgefüllte vollſtändige Wirthſchaftsberechnung eines Landgutes in ſeinen Formularen geben ſollen.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Reclam: *Reiſen in Schweden*, von *Joh. Georg Eck*, dem Sohn. 1806. 294 S. 8.

Ein Theil dieſer Reiſe — (bis S. 105.) — ſtand bereits in den *Nordiſchen Blättern*, die mit dem *dritten* Heft ihr Ende erreicht haben: Rec. hat dieſe Zeitſchrift bey ihrer Erſcheinung in der A. L. Z. (1804. Nr. 270. Erg. Bl. 1806. Nr. 18.) angezeigt, und er findet keine Veranlaſſung, ſein damals namentlich über die Reiſebemerkungen geäuſsertes Urtheil zu ändern. Von Gefle begab ſich der Vf. nach Upſala und Stockholm; ſeinen Aufenthalt in der Hauptſtadt beſchreibt er beſonders ausführlich, und er liefert ein ziemlich lebendiges Gemälde von dieſer Stadt, ihren Umgebungen den Vergnügungen, u. ſ. w.; auch lehrt er uns manche merkwürdige Menſchen, beſonders Gelehrte, kennen. Von hier reiſte er auf dem gewöhnlichen Wege über Norrköping nach Yſtadt, um nach Deutſchland zurückzukehren: vorher machte er jedoch einen kleinen Abſtecher nach Landscrona und der Inſel Hveen; am Schluſs beſchreibt er auch noch Stralſund und Greifswald, beſonders die am letzten Ort befindliche Univerſität. Viel Neues werden die Leſer in dem Buche nicht finden, das Intereſſanteſte ſind die literariſchen Nachrichten, die ziemlich richtig und ſelbſt neuer als der Aufenthalt des Vfs. ſind. Mehrere Reiſende haben ihren Darſtellungen von Schweden ein zu ſchwarzes Colorit gegeben und ſich offenbare Ungerechtigkeiten gegen die Nation zu Schulden kommen laſſen: Hr. *Eck* verfällt in den entgegengeſetzten Fehler, und unterläſst, auch das wirklich Mangelhafte ſowohl in der Verfaſſung, als auch in der Art des Studirens, die einer gänzlichen Reform bedarf, zu rügen. Daſs er ſich denen, die ihm Höflichkeiten erwieſen haben, verbunden fühlt, iſt löblich: es heiſst aber die Dankbarkeit zu weit treiben, wenn man die Gegencomplimente vor den Augen des Publicums ablegt. Oft erzählt der Vf. höchſt unbedeutende Vorfälle, z. B. S. 230. erfahren wir, daſs er ſich in Schweden einen bequemen wollenen Schlafrock gekauft, den er noch jetzt als ein angenehmes Andenken von ſeiner Reiſe benutzt. Sonderbar iſt auch die ängſtliche Art, mit der er citirt; er kann keiner Stelle aus den bekannteſten Dichtern, einem *Bürger* oder *Schiller*, gedenken, ohne unten auf Band und Seite zu verweiſen. Die Beylagen enthalten ein Verzeichniſs der Volkszahl in den ſchwediſchen Städten vom J. 1795. (Hr. *Eck* hat dabey zu bemerken vergeſſen, daſs der gedruckte Nicanderſche Bericht vom Tabellenwerk, woraus es entlehnt iſt, nur von 15 Städten die wirkliche, von den übrigen aber bloſs die wahrſcheinliche Volkszahl liefert), und ein Verzeichniſs der Schiffe, die das

Digitized by Google

das Reich zum auswärtigen Handel gebraucht (auch hier fehlt das Datum) und ihrer Gröfse, aus den *Handelstidningar*. Ein Regiſter erleichtert das Auffinden. Das Titelkupfer zeigt die Tracht der Bewohner des Kirchſpiels *Wingåker* (in Südermanland) und die Vignette auf dem geſtochnen Titel ſtellt den König und die Königin von Schweden nach der Medaille dar, die die Stadt Stockholm nach der Rückkehr vom letzten Reichstage auf die hohen Perſonen ſchlagen liefs. Rec. verſichert, dafs nichts unähnlicher ſeyn kann, als dieſe Köpfe: beſonders erkennt man in dem des Königs nicht einen einzigen Zug des Originals wieder.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Darmſtadt*, gedr. b. Will: *Lebens- und Charakterſchilderung des verſtorbenen Groſsherzogl. Superintendenten Chriſtian Heinrich Zimmermann in Darmſtadt*, von *Ernſt Zimmermann*, groſsherzogl. Mitprediger in Auerbach. 1807. 62 S. 4. — Der am 28. Aug. v. J. verſtorbene Z. war am 17. December 1740. zu Darmſtadt geboren. Von 21 Kindern ſeines Vaters, peinlichen Gerichtsſecretärs daſelbſt, war er der ſiebente Sohn. Sein Vater, weder ein reicher noch reichbeſoldeter, aber verſtändiger Mann, der ein groſses Vergnügen darin fand, ſelbſt an der Bildung und dem Unterrichte ſeiner Söhne zu arbeiten, fühlte ſich beſonders durch die früh ſich äuſsernden Anlagen ſeines liebenten Sohnes angefeuert, für ihn alles Mögliche zu thun. Von ihm ſelbſt gehörig vorbereitet, übergab er ihn dem Unterrichte des Darmſtädtiſchen Gymnaſiums, deſſen Rector damals *J. M. Wenck* war. Bald zeichnete ſich der junge Z. unter den Gymnaſiaſten durch Talent, Fleifs und gute Aufführung aus. Eben dieſs war der Fall auf der von ihm im J. 1759. bezogenen Univerſität Gieſsen, wo er mit zwey Jünglingen, dem vor ihm verſtorbenen, als Juriſt berühmten, *Höpfner*, und dem noch lebenden Hrn Superintendent *Müller* in Gieſsen einen engen Freundſchaftsbund ſchloſs. Gemeinſchaftlich huldigten dieſe drey Jünglinge, ſo lange ſie in Gieſsen vereinigt waren, den Muſen und Grazien. Z's Anlagen zur Dichtkunſt hatten ſogar auf die Verbeſſerung des in Gieſsen damals noch tief ſtehenden Geſchmackes Einfluſs. Im J. 1761. rief ihn ſein Vater wegen der kriegeriſchen Unruhen, unter welchen Gieſsen und ſeine Umgebungen litten, auf ein halbes Jahr nach Darmſtadt zurück, wo er die Freundſchaft des verſt. *Lichtenbergs* gewann, der ſich damals dort aufhielt, und ihn in den langen Winterabenden in der Mathematik unterrichtete, dahingegen Z. ihm den *Homer* erklärte. Sie trennten ſich im J. 1762., um ſich nie wieder zu ſehen. Z. eilte zu ſeinen ältern Freunden nach Gieſsen zurück. Gegen das Ende ſeiner akademiſchen Laufbahn wurde er nebſt *Höpfnern* und *Müllern* in die von dem kürzlich verſtorbenen Superintendenten *Bechtold* geſtiftete deutſche Geſellſchaft aufgenommen. Zu derſelben Zeit verbanden ſich *Höpfner*, *Müller* und *Zimmermann* zur Herausgabe des Gieſsner Wochenblatts. Im J. 1765. wurde Z. endlich von der Univerſität abberufen, um die Stelle eines Informators der fürſtlichen Edelknaben zu Darmſtadt zu übernehmen. Man hatte ein ſo groſses Zutrauen zu ſeinen Kenntniſſen, dafs man ihm ſein Geſuch um das gewöhnliche Candidatenexamen in den ehrenvollſten Ausdrücken verweigerte. Mit Ruhme bekleidete er die ihm übertragene Stelle, und erhielt, als er dieſelbe mit einer Pfarrey zu vertauſchen wünſchte, eine beträchtliche Beſoldungszulage. Als hierauf bey dem Tode des Landgrafen Ludwig VIII. die fürſtlichen Pagen ihre Entlaſſung erhielten, wurde Z. als Lehrer des vor einigen Jahren verſt. Prinzen Friedrich von Heſſen-Darmſtadt angeſtellt, und wuſste ſich auch in dieſer Stelle die ganze Liebe deſſen, der ſeinem Unterrichte anvertraut war, zu erwerben. Jedoch ging er ein Jahr darauf als Prediger nach Allendorf im Oberfürſtenthume Heſſen. Von hier wurde er 1770. als Prediger nach Bickebach an der Bergſtraſse verſetzt, wozu im J. 1784. noch die Inſpectur über die Diöceſen Zwingenberg und Seeheim kam. Mit gewiſſenhafter Treue verwaltete er die ihm nach und nach übertragenen Aemter; jede Gemeinde, der er vorſtand, ſchätzte ihn zugleich als Lehrer und als Freund und Vater, und ſo oft er ſich von einer trennte, geſchah es nicht ohne Schmerz von beiden Seiten. Hiezu trugen viel theils ſeine immer heitere Laune, theils ſeine im edlern Sinne populären Predigten bey, auf die er ſich immer mit Sorgfalt vorbereitete. Dabey ſuchte er fortdauernde ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe zu erweitern, auch als ſeine Familie heranwuchs, und er mehrere Stunden des Tages dem Unterrichte derſelben widmete, und ſelbſt für den freundſchaftlichen Umgang die nöthige Muſse zu finden. Auch behielt er noch Zeit zu literariſchen Arbeiten übrig. Eine Frucht ſeiner Liebe zur alten Literatur war eine wohlgerathene metriſche Ueberſetzung der vorzüglichſten Sinngedichte *Martials* (Frankfurt a. M. 1783.), die *Ramler* beynahe ganz in ſeine Auswahl der Martialiſchen Sinngedichte aufnahm. Auch machte er eigene Verſuche in dieſer Dichtart, die ſich in *Bürgers* und *Schmidts* Muſenalmanachen befinden. Eine vollſtändige Sammlung der von ihm hinterlaſſenen, gedruckten ſowohl als ungedruckten Sinngedichte wird ſein jüngerer Bruder, der Profeſſor und Rector des Darmſtädtiſchen Gymnaſiums, Hr. *J. G. Zimmermann*, der in ihm einen zweyten Vater verehrt, und ihm hauptſächlich den Grund ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung verdankt, öffentlich bekannt machen. Dabey bearbeitete er in den erſten Bänden der deutſchen Encyclopädie (Frankf. a. M. b. Varrentrapp u. Wenner) das äſthetiſche Fach. Zu den von ſeinem Freunde *Müller* zu Gieſsen herausgegebenen Predigt-Sammlungen lieferte er mehrere Predigten, und zu dem Darmſtädter Schloſskirchengeſangbuche mehrere geiſtliche Lieder. — Ein und dreyſsig Jahre lang lebte ſo Z. ſeinem Amte, ſeiner Familie, ſeinen Freunden und der Literatur in Bickebach glücklich, ohne andere Wünſche zu hegen. Aber ſeine Familie vermehrte ſich, ſeine Bedürfniſſe wurden zahlreicher, die Mittel zu ihrer Befriedigung ſtiegen im Preiſe. — Dieſs bewog ihn endlich, ſich um eine einträglichere Stelle zu bewerben. Er erhielt im J. 1800. die Pfarrey Pfungſtadt. Allein kaum hatte er anderthalb Jahre daſelbſt gelebt, als ihm der Groſsherzog von Heſſen die erledigte Stelle eines Superintendenten über das Fürſtenthum Starkenburg übertrug, und zum Mitgliede des Kirchen- und Schulrathes ernannte. Sein neuer Poſten erforderte Anſtrengungen, denen er wegen ſeines ſchon höhern Alters nicht mehr ganz gewachſen zu ſeyn befürchtete. Dennoch gehorchte er dem Willen ſeines Fürſten und dem allgemeinen Wunſche; und da er ſich ſchon zuvor alle zu einer ſolchen Stelle nöthigen Eigenſchaften erworben hatte: ſo bekleidete er auch dieſe mit Ruhm und Nutzen, bis endlich der Tod ſeiner Wirkſamkeit und unermüdeten Thätigkeit ein Ziel ſetzte. Er ſtarb an Entkräftung und Schwäche, beklagt von allen, welche mit ihm in nähern oder entferntern Verbindungen ſtanden.

Digitized by Google

Num. 125.

LLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. May 1807.

PHYSIK.

ARAU, a. K. des Vfs.: *Syſtematiſche Darſtellung aller Erfahrungen in der Naturlehre.* Entworfen von *Joh. Rudolph Meyer* d. j.; bearbeitet von mehrern Gelehrten. *Erſten* Theils *erſter* Band. 1806.

Auch unter dem Titel:

Syſtematiſche Darſtellung aller Erfahrungen über allgemeiner verbreitete Potenzen, in *zwey* Bänden, von *Ludwig von Schmidt*, genannt *Phiſeldeck*, der Arzneyk. Doct., der correſp. Geſ. Schweizer Aerzte und Wundärzte Ehrenmitglied. *Erſter* Band. 29 u. 543 S. 4. m. 11 Kpft.

Wenn man dieſes Werk aus dem Geſichtspunkte betrachtet, welchen Hr. *v. Schmidt* in ſeiner einleitenden Vorrede angiebt: ſo wird wohl ziemlich allgemein zugeſtanden werden, daſs es ein wahres Bedürfniſs unſerer Zeit und folglich die Ausarbeitung deſſelben ſehr verdienſtlich ſey. Der Urheber des Plans zu demſelben, der auf dem erſten Titel genannte Hr. *Meyer*, arbeitete vor etwa 15 Jahren viel in der praktiſchen Chemie, und fühlte da ſehr lebhaft den Nachtheil, der dieſer Wiſſenſchaft daraus erwuchs, daſs ihre Erfahrungen nicht ſo zuſammen geordnet waren, daſs man alles bekannte über das gegenſeitige Verhalten der Körper leicht überſehen, und zugleich das darin enthaltene Einzelne ohne Schwierigkeit auffinden konnte. Er faſste daher den Entſchluſs, Hand an ein Werk zu legen, welches alle Erfahrungen über das relative Verhalten der Körper möglichſt rein, das heiſst, nicht Reſultate aus Verſuchen, ſondern Verſuche ſelbſt, möglichſt vom Hypothetiſchen getrennt, in einer ſolchen Ordnung enthalten ſollte, daſs, unter welcher Bedingung auch man dieſe Beziehungen kennen zu lernen wünſchen möchte, dieſelben ſogleich aufgefunden werden könnten, und ſowohl Anticipation als Wiederholung dabey unnöthig würde. Dieſs machte dann eine Realeintheilung der Erfahrungen über das Ineinanderwirken nöthig. Es fand ſich aber bald, daſs es ganz unmöglich ſey etwas vollſtändiges zu geben, ohne die Erfahrungen, die man bisher zur Phyſik rechnete, und die Beſchreibung der einzelnen Körper hinzu zu fügen: denn hätte man die phyſiſchen Erfahrungen ausſchlieſsen wollen, ſo wäre eine beſtimmte Gränze zwiſchen Phyſik und Chemie erforderlich geweſen, die aber, wie gezeigt wird, fehlte. Hätte man die Beſchreibung der einzelnen Körper andern Werken überlaſſen wollen: ſo wäre daraus der Nachtheil erwachſen, daſs man das Werk nicht ohne Zuziehung anderer hätte gebrauchen können. Anſichten dieſer Art beſtimmten endlich Hn. *Meyer*, jeden Gegenſtand der äuſsern Sinne in dreyfacher Hinſicht zu unterſuchen: 1) In Hinſicht auf ſein Verhalten zu den ihn betrachtenden äuſsern Sinnen, oder auf ſeine äuſsern Merkmale. 2) In Hinſicht auf ſein Verhalten während des Zuſammentreffens mit andern Aufsendingen. 3) In Hinſicht auf das, was nach dieſem Zuſammentreffen wahrzunehmen iſt, — das Product der Zuſammenkunft. Dieſs alles chronologiſch zuſammen geordnet, liefert eine vollſtändige Geſchichte der äuſsern Sinnenwelt, und von welchem Nutzen dieſe ſeyn muſs, erhellet ſchon daraus, daſs bisher eine Geſchichte des Lichts, des Feuers, der Elektricität, der Metalle u. ſ. w. immer mit groſsem Beyfall aufgenommen ward; und die hier zu liefernde Univerſalgeſchichte würde auſser ihrem Umfange, vor den bisher gelieferten, noch den groſsen Vortheil haben, daſs die darin enthaltenen Erfahrungen nicht unter Hypotheſen verſteckt liegen, und daſs hier, bey aller Fülle, die Ueberſicht der einzelnen Artikel weit leichter, als bey den meiſten der bisherigen, gewöhnlich bloſs chronologiſch geordneten, ſeyn muſs. Um nun aber die einzelnen Erfahrungen nach obiger Anſicht ordnen zu können, muſste noch eine Reihenfolge der einzelnen abzuhandelnden Gegenſtände feſtgeſetzt werden, die eine unveränderliche Richtſchnur beym Nebeneinanderſtellen des Einzelnen für das ganze Werk geben könnte. Auch hier wollte Hr. *Meyer* ſo ſyſtematiſch als möglich, verfahren und wählte deshalb das Princip, vom Einfachern zum Zuſammengeſetztern über zu gehen, und dem zu folge ſetzte er feſt, daſs zuerſt die allgemeiner verbreiteten Potenzen, dann die einfachern Körper und endlich die zuſammengeſetztern, abgehandelt werden ſollten. Den Anfang machen demnach die allgemeiner verbreiteten Potenzen, zu welchen Hr. *M.* Licht, Wärme, Elektricität, Galvaniſmus, Magnetiſmus, Sauer- und Waſſerſtoffgas, Waſſer, Stickgas, Kohle und atmoſphäriſche Luft rechnet, und welche ſowohl in Hinſicht ihrer Einwirkung auf unſern Sinn, als auch in Hinſicht der Phänomene die ſich bey ihrem Zuſammentreffen ereignen, und des Verhaltens derſelben gegen einander, abgehandelt werden, und ſo iſt das Inhaltsverzeichniſs des vor uns liegenden *erſten* Theils folgendes: *Licht.* Hypotheſen über die Natur deſſelben (in einer ſieben Seiten langen Note). *Wärme.* Dieſelbe im luftleeren Raume. Hypotheſen über deren Natur. Wärme in Verbindung mit Licht. Flamme im luftleeren Ranme. Flamme und Wärme. *Elektricität.* Dieſelbe im luftleeren Raume. Hypotheſen darüber. Geſchichte derſelben. Elektricität und Licht. Elektricität und Wärme. Elektricität und Feuer. *Galvaniſmus.* Derſelbe im luft-

Digitized by Google

leeren Raume. Hypotheſen darüber. Geſchichte. Galvanismus und Feuer. Galvanismus und Electricität. *Magnetismus*. Hypotheſen darüber. Magnetismus und Feuer, Magnetismus und Elektricität. *Sauerſtoffgas*. Entdeckung, Gewinnung deſſelben, Hypotheſen darüber; Schall darin; daſſelbe in Verbindung mit Licht, Wärme, Feuer, Elektricität und Galvanismus. *Waſſerſtoffgas*. Hypotheſe, Entdeckung, Gewinnung. Schall darin. In Verbindung mit Licht, Wärme, Feuer, Elektricität, Galvanismus und Sauerſtoffgas; auch in drey und mehrfachen Verbindungen. *Waſſer*. Schall darin. Ueber die Miſchung der nicht durch Kunſt veränderten Waſſer. Waſſer in Verbindung mit Licht, mit Wärme, mit Wärme und Licht, mit Elektricität, mit Elektricität und Wärme, mit Galvanismus, mit Galvanismus und Wärme; mit Magnetismus, mit Sauerſtoffgas, mit demſelben und Wärme und mit dem *Stickgas*. Entdeckung, Hypotheſen, Gewinnung. In Verbindung mit Licht u. ſ. w. *Oxydirtes Stickgas*. Gewinnung. *Salpetergas*. Gewinnung. Schall darin. Verbindung mit Licht u. ſ. w. Am Ende Stickgas, Waſſerſtoffgas, Sauerſtoffgas und Waſſer. Hr. D. *von Schmidt*, genannt *Phiſeldeck*, welcher dieſen *erſten* Theil mit eben ſo viel Sorgfalt als Sachkenntniſs ausgearbeitet hat, bemerkt dabey, daſs vielleicht kein Theil des ganzen *Meyeriſchen* Werks ſo viel Widerſtreben gegen den vorgezeichneten Plan zu Tage legen werde, als dieſer. Denn die unwägbaren Agentien, die darin mit vorkommen, kennen wir im iſolirten Zuſtande noch gar nicht; wenn ſie alſo einzeln abgehandelt werden ſollen: ſo ſcheint man damit gleichſam die Hypotheſe aufzuſtellen, daſs ſie etwas für ſich beſtehendes wären; aber gerade dadurch, daſs ihnen ein beſonderes Kapitel gewidmet wurde, lieſs ſich die Aufſtellung einer Hypotheſe vermeiden. Schon der Ausdruck „Potenzen" an deſſen Statt man ſonſt immer den Ausdruck „Stoffe" gebrauchte, ſagt deutlich, daſs man ſich gehüthet habe, eine Hypotheſe bey der gemachten Eintheilung zuzulaſſen. Uebrigens wird niemand läugnen, daſs das, was beym Verſchwinden der Nacht unſerer Seele von neuem die verſchiedenen Gegenſtände zuführt, Pflanzen und Thiere mit den üppigſten Farben ſchmückt; was die ſtarreſten Steine zur gröſsten Liquidität diſponirt, was im elektriſchen Schlage uns zu Boden ſchmettert, — eine *Potenz* ſey. Alles nun, was man von den Erſcheinungen an dieſen Potenzen, die man bis jetzt nicht mit Recht als Attribut anderer Körper betrachten kann, oder die ſich immer einfinden, ſo bald ſich dieſe Potenzen offenbaren, weiſs, ſollte hier aufgeführt werden. Daſs Flamme als Verbindung von Wärme und Licht betrachtet wird, iſt nicht deshalb geſchehen, weil der Vf. glaubte, daſs dieſelbe allein aus Wärme und Licht beſtehe (er glaubt ſich im Gegentheile berechtigt anzunehmen, daſs ſie ein brennender Ausfluſs aus den Körpern ſey), — ſondern weil das Verhalten der Flamme im allgemeinen viel Intereſſantes zeigt, z. B. beym Conflict mit Elektricität, Galvanismus u. ſ. w., welches den Phänomenographen verpflichtet, von dem jeder Flamme Eigenthümlichen zu abſtrahiren und irgendwo bloſs das die Sinne auf gleiche Art bey ihrer jedesmaligen Erſcheinung Afficirende abzuhandeln. Der Vf. glaubt nicht, daſs Elektricität und Galvanismus weſentlich verſchieden ſeyen; indeſſen hielt er es für die Bequemlichkeit des Leſers zuträglicher, dieſelben unter verſchiednen Aufſchriften abzuhandeln. Um der Kritik zu begegnen, daſs vielleicht in dieſem ganzen Werke nicht Eine reine Erfahrung anzutreffen ſeyn möge, erklärt der Vf., daſs man hier unter dem Wort Erfahrung das Bild, das von den Aufſendingen durch die uns eigenthümliche Form der Anſchauung vermittelſt der Sinne in unſerer Seele repräſentirt wird, als das Objective wirklich beſtimmend, geſetzt wiſſen wolle. Auſser dieſem Begriff von der Erfahrung, deſſen Begränzung er übrigens jedem nach Belieben überläſst, ſchickt der Vf. auch noch viel lehrreiches und beherzigenswerthes über das Gebiet und die Abtheilung der Naturkunde voraus, welches man immer vor Augen haben muſs, wenn man vom Werke ſelbſt die richtige Anſicht faſſen will. Die *Naturkunde* im weiteſten Sinne zerfällt nämlich wieder in die Körper- und Geiſterlehre. Die Körperlehre iſt der Umfang aller vermittelſt der äuſseren Sinne erhaltenen Kenntniſſe (Phyſik im engern Sinne). Der Vf. zeigt, daſs man bisher den Inhalt der Körperlehre noch nicht auf eine dem Verſtande genugthuende Art verknüpft habe, und macht einen Verſuch die einzelnen Materialien ſyſtematiſch an einander zu reihen. Zunächſt theilt ſich hiernach die vollſtändige Kunde von den Körpern in die Lehre vom Verhalten der Körper unter jeder Bedingung, und in die Lehre von dem Urſprunge des Körperlichen. Das erſte giebt die Phyſik oder Naturlehre im engern Sinne, oder die Phänomenologie und das letztere die Metaphyſik. Die Phyſik theilt er wieder in die hiſtoriſche: Phänomenoſcopie, und in die rationale: Phänomenogonie, von welchen jene die Phänomene an den Gegenſtänden der äuſsern Sinne ſyſtematiſch zuſammen ordnet, dieſe ihre Urſachen aufſucht. Die hiſtoriſche zerfällt wieder in Naturbeſchreibung: *Phänomenographie*, welche ein nach Aehnlichkeiten geordnetes Klaſſenſyſtem der äuſsern Naturdinge, — und in die Geſchichte der Natur, welche eine ſyſtematiſche Darſtellung derſelben in verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten, oder die Erzählungen der Veränderungen unſerer Körperwelt vorlegt. Die *Phänomenogonie* theilt er in *Azoogonie* und *Zoogonie*, von denen erſtere die Erſcheinungen an lebloſen Subſtanzen zu erklären ſtrebt, d. h. die Geſetze durch welche das Verhalten der lebloſen Dinge beſtimmt wird, aufſucht, alſo den hypothetiſchen Theil der Phyſik und Chemie im gewöhnlichen Sinne in ſich faſst; letztere aber die Art und Weiſe aus einander zu ſetzen ſucht, wie ſich der lebende Organiſmus als ſchaffend und geſchaffen (*Productivität* und Product) zugleich darſtellen könne, alſo die Lehren der *Phyſiologie* im engern gewöhnlichen Sinne enthält. Die *Phänomenographie* zerfällt wieder in die Beſchreibung der den äuſsern Sinnen wahrnehmbaren Phänomenen auf unſrer Erde: irdiſche *Phänomenographie*, und die Beſchreibung der *Phänomene* auſser unſrer Erde: überirdiſche *Phänomenographie*, oder Aſtronomie.

Digitized by Google

nomie. Die irdiſche theilt ſich in die einfache und zuſammengeſetzte. Jene handelt von dem Verhalten der einzelnen irdiſchen Objecte zu unſern Sinnen, und begreift die Charakteriſtik der allgemeiner verbreitenden Potenzen: Licht, Wärme u. ſ. w. Die zuſammengeſetzte *Phänomenographie* zerfällt gleichfalls in einzelne Abtheilungen, z. B. 1) in die Beſchreibung *der Phänomene* beym Zuſammentreten mehrerer der allgemein verbreiteten Potenzen; 2) in die Beſchreibung der *Phänomene* beym Conflict der allgemein verbreiteten Potenzen mit den einzelnen Körpern; 3) in die Beſchreibung der *Phänomene* beym Zuſammenkommen der einzelnen Körper unter ſich, und (da wir dieſe Zuſammenkunft faſt nicht anders, als bey gleichzeitiger Einwirkung der allgemein verbreiteten Potenzen auf die zuſammen tretenden Körper beobachten können) — zugleich unter Einwirkung der allgemein verbreiteten Potenzen. Dieſe Ideen ſind beym Vf. zuerſt durch *Meyers* Plan geweckt worden; indeſſen ſoll Hr. *M.* nicht dafür verantwortlich werden, da derſelbe nur dem Vf. den Auftrag ertheilte eine in das Ganze einleitende Vorrede zu verfertigen und dieſelbe dem *erſten* Bande vordrucken zu laſſen, nachher aber durch Entfernung und Geſchäfte abgehalten ward, ſie vor dem Abdrucke zu ſehen. Der *zweyte* Theil dieſes Werks wird das Verhalten des körperlichen an ſich, und beym Zutritte der allgemein verbreiteten Potenzen liefern. Der *dritte* Theil wird die Beſchreibung der einzelnen einfachern Körper und das Verhalten der Incoercibilien zu denſelben geben. Der *vierte* Theil das Verhalten zweyer in Conflict ſtehenden einfachern Körper unter jeder Bedingung, und unter der relativen Einwirkung der allgemein verbreiteten Potenzen beſchreiben. Im *fünften* Theile wird man die Erſcheinungen an dreyen in Conflict ſtehenden Körpern unter jeder Bedingung, und unter der relativen Einwirkung der allgemein verbreiteten Potenzen finden. Der *ſechste* Theil wird die *Phänomene* beym Conflict von vier der einfacheren Körper unter jeder Bedingung und unter Einwirkung der allgemein verbreiteten Potenzen abhandeln. In einem *ſiebenten* Theile werden vielleicht noch die Erfahrungen, die über die *Phänomene* beym Conflict von mehrern als vier der einfachern Körper, unter den öfters angeführten Bedingungen gemacht ſind, aufgeführt werden. Nach dieſen ſechs oder ſieben Theilen wird das Verhalten der organiſchen Körper und der Subſtanzen, zu deren Darſtellung das unbekannte *X* des Organismus weſentlich nothwendig war, als des Weingeiſtes, der vegetabiliſchen Säuren, der weſentlichen Oele u. ſ. w. abgehandelt und dabey wird immer vom Einfachern zu Zuſammengeſetztern übergegangen werden. Die Ordnung der aufzuführenden Individuen iſt folgende: I. Allgemein verbreitete Potenzen: *A*) Unwägbare, *B*) Wägbare. II. Metalle. III. Erden. IV. Alkalien. V. Säuren, Schwefel, Phoſphor. Nun eine Anweiſung nach welcher der Leſer die Gegenſtände aufſuchen ſoll, wenn er die darüber bekannten Erfahrungen und Verſuche zu wiſſen verlangt. Man bemerkt hierbey noch mehr den groſsen Aufwand an Scharfſinn und Nachdenken der bey der Anordnung dieſes in ſeiner Art ganz eignen, neuen Werks gemacht worden iſt: denn man ſieht hieraus, wie leicht in dem Werke die Lücken, die in der Doctrin ſelbſt noch vorhanden ſind, bemerklich werden, wodurch noch unbearbeitete, immer Frucht verſprechende Felder einem jeden, der ſie zu bebauen Luſt hat, angetragen werden. Den Nutzen des Werks zu vermehren, ſind unter dem Texte verſchiedene Anmerkungen beygefügt worden. Die eine derſelben giebt über die Beſchaffenheit der angewandten Dinge nähere Auskunft, eine andere liefert die Geſchichte eines Gegenſtandes dort, wo ſie der Einrichtung des Ganzen zufolge keinen Theil des Textes ausmachen konnte; eine dritte beſchäftigt ſich mit den Haupthypotheſen, welche theils da, wo der Gegenſtand, über den ſie gemacht ſind, zum erſtenmal vorkommt, theils bey den Erfahrungen die Gelegenheit zu denſelben gaben, angeführt werden; eine vierte zeigt auf die Benutzung dieſer oder jener Erfahrung im gemeinen Leben hin; die fünfte endlich enthält Berichtigungen verſchiedner Angaben. Die einem jeden Autor eigenthümlichen Benennungen der Aufsendinge ſind unverändert gelaſſen worden, da man gewiſſermaſsen daraus ſehen kann, welchem herrſchenden Syſteme dieſer oder jener Gelehrte zu einer gewiſſen Zeit anhing. Es fragt ſich aber nun, ob bey aller dieſer trefflichen Anordnung auch die Erfahrungen vollſtändig genug zuſammengetragen worden ſeyn? und hier geſteht der Vf. ſowohl für ſich als ſeine Mitarbeiter, daſs in Abſicht der bereits fertig gewordenen *vier* Bände, wenn auch keine anerkannten Thatſachen fehlten, ihnen doch wenigſtens das Detail bey den Verſuchen noch häufig abgegangen ſeyn möchte, weil es ihnen bis jetzt nicht immer möglich war, die Originalſchriften oder treue Ueberſetzungen derſelben zu benutzen, ſondern ſie ſich häufig mit Auszügen aus Zeitſchriften haben behelfen müſſen. Indeſſen wird ſich dieſe Unvollkommenheit vielleicht nur auf die erſtern Bände erſtrecken, da Hr. *Meyer* den Hn. D. *Dehne* beauftragt hat, die auf der Göttinger Bibliothek befindlichen ſeltnern und theurern Schriften für gegenwärtigen Bedarf, ſo viel als möglich, auszuziehen; auch gedenkt der Herausgeber durch Supplementbände zu erſetzen, was etwa jetzt noch zurück geblieben ſeyn möchte, und er erſucht zugleich alle Naturforſcher ihm öffentlich oder in Briefen unter der Adreſſe: *an die Bearbeiter der Meyerſchen Naturlehre zu Biberſtein bey Aarau*, ihre Meinung über das Gelieferte und ihren Rath für das Folgende mitzutheilen, mit dem Erbieten, jedem, der ſich zur Vervollſtändigung des Ganzen in irgend einer Hinſicht thätig beweiſt, ein Exemplar davon zu überſenden. So rühmlich dieſe Aufforderung für die Vff. iſt und ſo gern ihr jeder Phyſiker nach Möglichkeit entſprechen wird: ſo dürfte doch wohl an die Ausführung nicht eher zu denken ſeyn, als bis erſt etwas Ganzes vom Werke heraus gekommen iſt: denn ſo könnte es z. B. ſcheinen, daſs im gegenwärtigen Bande im Abſchnitte des Lichts die Verſuche fehlten aus welchen ſich ergab, daſs

Digitized by Google

dafs öligte Körper und befonders der Diamant das Licht weit ftärker brechen als man von ihrer Dichtheit erwarten ſollte, dafs im Doppelſpath und ähnlichen Körpern eine ſo ſonderbare Brechung ſtatt findet, dafs doppelte Bilder erſcheinen, dafs Lichtſtrahlen welche über feuchte und erwärmte Flächen fahren, ganz eigne Erſcheinungen darſtellen; und ſo auch bey den andern Abſchnitten, wo dieſe Artikel vielleicht für die Stellen aufgehoben ſind, an welchen von den Körpern die Rede iſt, die ſo eigne Verwandtſchaften zum Lichte haben, dafs jene Erſcheinungen daraus erklärt werden müſſen. Uebrigens wird es gewifs von mehrern Phyſikern gewünſcht werden, dafs die Erfahrungen und Verſuche ſo viel möglich aus der Urquelle und faſt mit den eignen Werken der Urheber aufgeführt werden möchten; vieles iſt hier aus Schriftſtellern welche eine Geſchichte des Gegenſtandes geliefert haben, aus Wörterbüchern, ſelbſt aus *Halle's* und *Roſenthals* Magazin u. ſ. w. ausgehoben, wo gar leicht eine Unvollſtändigkeit, Entſtellung u. dgl. mit unter laufen kann. Es iſt auch wirklich Hoffnung dazu vorhanden, da der Vf. verſichert, dafs ſeit ſechszehn Jahren bereits von Hn. *Meyer* und unter Anleitung deſſelben von andern Sachkundigen Männern, die meiſten phyſiſchen, chemiſchen und techniſchen Werke durchgegangen, und dadurch, dafs man ihren Inhalt nach einer dem Syſteme entſprechenden Ordnung anzeigte, zur ſchnellen Benutzung des Ganzen tauglich gemacht hat. Zu dieſer Bearbeitung ſind aufser Hn. *von Schmidt* Hn. D. *Kielmann* und D. *Aug. Lichtenſtein* angeſtellt, welche aufser jenen ältern Schriften auch die neuern benutzen. Da jeder Theil als ein in gewiſſer Rückſicht für ſich brauchbares Ganzes angeſehen werden kann, ſo ſind jedem zwey Titel gegeben worden, von welchen ihn der eine als ein Theil des Ganzen, der andre aber als etwas Ganzes ſelbſt, betrachtet. Späteſtens alle vier Monate wird ein ſolcher Theil mit vorgeſetztem Inhaltsverzeichniſſe geliefert werden. Am Ende des ganzen Werks würde noch ein recht brauchbares Regiſter wünſchenswerth ſeyn. Zwar ſcheint die Einrichtung des Werks ein ſolches gewiſſermafsen entbehrlich zu machen, denn wenn z. B. der Phyſiker wiſſen will, wie viel Einfluſs die Wärme auf ſeine bey Höhenmeſſungen mit dem Barometer erhaltenen Reſultate haben möge: ſo weifs er nach dem bekannt gemachten Plane, dafs er das Verhalten der Wärme zu Queckſilber im *dritten* Theile findet; ferner iſt ihm aus der Einleitung die Stufe bekannt, welche *die Metalle auf* der Körperleiter einnehmen, und die auf welcher das Queckſilber auf der Metallleiter ſteht; ſchlägt er nun dieſen Anweiſungen zu folge, welche die Inhaltsanzeige beym *erſten* Bande des *dritten* Theils noch vollſtändiger machen ſoll, nach, ſo iſt es ihm zwar nicht möglich zu fehlen, aber dieſer Weg wird doch nur von ganz Eingeweihten betreten werden können. Einen eignen Reiz wird das Werk für diejenigen haben, welche gern Hypotheſen bauen und denſelben eine gewiſſe Solidität verſchaffen wollen: denn hier finden ſie reichen Stoff dazu; wie wohl aber auch eben dieſe Vollſtändigkeit von Erfahrungen dienlich ſeyn kann, das Hypotheſenmachwerk wieder zu erſchweren, indem hier die Einwürfe ſich gleich ſelbſt darbieten, die ſonſt erſt von andern gemacht werden müſſen. Um auch noch ein Wort von den Kupfern zu ſagen, müſſen wir bemerken, dafs zwar dadurch ſehr für die Verſtändlichkeit, beſonders bey der Wärmelehre und den Luftarten, geſorgt iſt, aber doch auch noch manches gewünſcht werden wird. Freylich, da das Werk mit ſo viel Eleganz und Geſchmack geliefert wird, dafs es ſich Prachtwerken an die Seite ſtellen kann, ſo hat man auch an den Kupfern nicht geſpart; indeſſen würden in vielen Fällen auch einige leichte Umriſſe ſchon dem Bedürfniſs abhelfen können. Leſern vom Fache ſind auch die Zeichnungen meiſt ſchon aus andern Schriften bekannt. Dieſe ſind bey jedem einzelnen Satze im Texte ſo ausführlich und wiederholt nachgewieſen, dafs ſich vielleicht durch eine dem Ganzen unſchädliche Einſchränkung dieſer Citate, eine merkliche Erſparniſs würde anbringen laſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Unter dem Druckorte *Auſterlitz: Freymüthige Briefe eines ungariſchen Edelmanns, über das öſterreichiſche Staatsſyſtem*; geſchrieben während des gegenwärtigen Krieges. 1806. 8. — Dieſe Briefe haben in den öſtreichiſchen Staaten viel Aufſehen erregt. Der Vf. ſpricht faſt zu kräftig. Man kann es nicht läugnen, dafs er viel Wahres ſagt, und von Patriotismus glüht. Aber eben die patriotiſche Gluth veranlaſst ihn zu manchen Uebertreibungen. Dem Miniſterio, das den letzten Krieg anzettelte, und, nach des Vfs. Behauptung, das Blut der braven Oeſtreicher und Ungern gegen Engliſches Gold verkaufte, das nie in Circulation gekommen iſt, werden ſtarke und bittre Wahrheiten geſagt, während der Vf. dem Kaiſer *Franz* — und das von Rechtswegen — alle Gerechtigkeit wiederfahren läſst. Die Ungeriſche Conſtitution und die Aufrechthaltung derſelben liegt dem Briefſchreiber ſehr am Herzen. Sie hat unſtreitig viel Gutes, und war bisher für Ungern ein bequemes Sicherungsmittel gegen Eingriffe und unangenehme Verfügungen von Seiten Oeſtreichs; aber ſie war dieſs bloſs, weil der öſtreichiſche Hof ſo ehrlich, gerecht und mild geweſen iſt. Dafs Ungern je in die Lage komme, in der es ſeine Conſtitution ohne Einſchränkung handhaben und anwenden könnte, iſt ſchwerlich zu wünſchen. Sie gewährt den begünſtigten Klaſſen Vortheile, ſchadet aber dem Ganzen der Monarchie ſichtbar. Schön und beherzigungswerth ſind des Vfs. Wünſche in Betreff einer weiſeren Staatsverwaltung, beſonders in Hinſicht auf die Finanzen, einer beſſeren Jugend-Erziehung, der Preſsfreyheit und Toleranz.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. May 1807.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

1) Leipzig, b. Schwickert: *Neues und vollſtändiges geographiſches Lexikon für Kaufleute und Geſchäftsmänner;* oder alphabetiſch geordnete Beſchreibung aller Welttheile, Staaten, Länder, Plätze, Häfen, Gewäſſer und Kanäle, die den Kaufmann intereſſiren und wohin gehandelt und Verkehr getrieben wird. Von *Joh. Chriſtian Schedel.* — *Erſter* Band. *A—F.* 1802. IV u. 730 S. *Zweyter* Band. *G—M.* 1803. 734 S. *Dritter* Band. *N—Z.* 1804. 795 S. gr. Royal 8. (9 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Der Kaufmann als Waarenkenner*, oder der wohleingerichtete Waarenſpeicher, in welchem alle curante Waaren, ſo in der Handlung geführt werden u. ſ. w. in alphabetiſcher Ordnung beſchrieben ſind. Von *Carl Chriſtian Illing*, Lehrer d. Arithmet. u. Handlungswiſſ. 1800. *A—Z.* 152 S. *Zweyter* Theil. 64 S. gr. 8. (20 gr.)

3) Erfurt, b. Keyſer: *Waaren-Kenntniß-, Betrugs- und Sicherungs-Lexicon, bey'm Ein- und Verkauf aller Art Bedürfniſſe*, oder Aufſtellung der Kennzeichen, der Güte und Verfälſchung aller Producte, Waaren u. ſ. w. — Nach alphabetiſcher Ordnung bearbeitet von *Franz Reinhard.* — *Erſter* Band. *A—L.* 1801. XVI u. 354 S. nebſt 1 Bogen Zugabe. *Zweyter* Band. *M—R.* 1803. VI u. 258 S. *Dritter* Band. *S—Z.* 1804. VIII u. 496 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

4) Gieſſen, b. Stamm: *Kurzgefaßtes Handlungs-Lexikon*, oder alphabetiſches Verzeichniß und Erklärung der wichtigſten, in den Handlungsgeſchäften vorkommenden, fremden Wörter und Redensarten. Für Jünglinge, welche ſich der Handlung widmen, von *J. V. Simon.* 1800. VI u. 60 S. 8. (6 gr.)

Unverkennbar hat der, am 30. März 1804. in Dresden verſtorbene Vf. von Nr. 1. auf dieſes weitſchichtige Werk den rühmlichſten Fleiſs gewandt; doch fehlt es nicht an Gelegenheit zu Berichtigungen, deren wir einige anführen, ohne ihm dadurch das gebührende Lob der Brauchbarkeit ſchmälern zu wollen. S. 1. Art. *Aachen* Z. 10. heiſst es: die Stadt iſt der Hauptort vom Dep. *Roerdoep.* Es muſs heiſsen des Roer-Departements, oder der Roer. S. 65. wird vom *Amſtel Departement* geſagt: „Es begreift die Hauptſtadt Amſterdam, mit der Nachbarſchaft," u. ſ. w. Das iſt unbeſtimmt: Es hätte angeführt werden müſſen, daſs die Stadt Amſterdam, die in 6 Kreiſe oder Diſtricte *(Ringe)* eingetheilt ſey, mit der umliegenden Gegend von *Amſtelveen*, und der Stadt *Weſp*, mit ihrem Gebiete, das den 7ten Diſtrict ausmacht, dazu gehöre. — Der Art. *Amſterdam* (S. 65—72.) iſt in mercantiliſcher Hinſicht ſehr gut ausgearbeitet, es ſind darin die Veränderungen des Handels bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts aufgenommen. Doch iſt zu merken, daſs das ſogenannte Y nicht ein Fluſs, wie es hier und in mehrern Erdbeſchreibungen irrig heiſst, ſondern ein ſchmaler Buſen der Süder-See iſt, der ſich in Geſtalt eines Y, nordwärts der Stadt, nach Weſten zu drängt, und die Amſtel und die Sparre aufnimmt, wie jede topographiſche Karte von Amſterdam nachweiſt. Auch iſt die Volksmenge von Amſterdam nicht angegeben, die nach der Zählung im J. 1800. für dieſe Stadt 217,024 Seelen betrug. Von mehr andern Städten und Gegenden iſt ſie dagegen richtig angegeben; ſelbſt ſogar von *Calcar*, einem Cleveſchen Städtchen, wo ſie zu 1500 Seelen angegeben wird (im J. 1722. war die Volksmenge von dieſem Städtchen 1536, im J. 1740. dagegen 1324, im J. 1756 = 1421, im J. 1763 = 1229, im J. 1777 = 1457, im J. 1787 = 1540, und im J. 1798. bey der Cantons-Aufnahme durch die Franzoſen 1497). Der Art. *Cölln am Rhein*, der im Ganzen recht gut bearbeitet worden, läſst doch noch manches zu berichtigen übrig, das der Vf. im J. 1799. hätte wiſſen können, wäre er damals mit den von den Franzoſen getroffenen Einrichtungen aus echter Quelle bekannt geworden. Hier iſt der Ort nicht, das alles, und was ſeitdem geſchehen iſt, einzuſchalten. Ueberhaupt genommen, vermiſſen wir viele neue Handelsverhältniſſe in den 4 Rheindepartements und den 9 vom ehemaligen öſtreichiſchen Belgien. S. 520. wird im Artikel: *Duisburg*, Stadt am rechten Rheinufer im Cleveſchen, vermiſst, daſs ſie einen vorzüglichen Speditionshandel nach Holland und den niederrheiniſch-weſtphäliſchen Ländern oſtwärts vom Rhein treibt, und gleichſam die Lagerſtadt dieſer Tranſito-Güter iſt. *Düſſeldorf* iſt gar nicht einmal aufgeführt, ungeachtet dieſe Stadt, ſeit der Beſitznahme der Franzoſen im J. 1795., und nach deren Räumung, eine ordentliche Beurt- oder Rangfahrt auf dem Rheine nach und von Cölln, ſo wie nach und von Holland erhalten hat. — Zum Art. *Edam* (S. 523.) gehört noch, daſs die Stadt im J. 1800. 2745 Einwohner zählte und zum Departem. Texel gerechnet wird. — Im Art. *Elberfeld* (S. 536 ff.) hätte zweckmäſsiger *Wiebeking's Beytr. zur Geſch. u. Statiſt. des Herzogth. Berg u. Jülich.* Heidelb. u. Manh. 1793. 46 S. 4. — als das *Dict. géographique* etc.

Digitized by Google

benutzt werden können, weil letzteres ein äuſserſt ſeichtes Hülfsmittel iſt. Selbſt das *neue weſtphäl. Magaz.* von *Weddigen* war ungleich beſſer als jenes zu benutzen. Auch wird des *Eugenianiſchen Kanals* im Ruhrdepartement nirgend mit einem Worte gedacht. — Der Art. *Frankreich* (S. 643 – 716.) iſt in jeder Hinſicht der beſte und vorzüglichſte von allen im ganzen Werke: er iſt bis auf die neueſten Vorfalle im franzöſiſchen Handel im J. 1800. ausgeführt und in aller Hinſicht trefflich gerathen. — Im *zweyten* Bande wird S. 83—86. im Art. *Griechenland* Manches vermiſst, das aus dem *Tableau du Commerce de la Grèce*, par *Felix-Beaujour*. (1800. 8.) hätte berichtigt und vervollkommnet werden können. Dagegen iſt der Art. *Hamburg* (S. 114—142.) wieder ziemlich vollſtändig, wozu auch die *Büſchiſchen* und andern vollgültigen Schriften Hamburgſcher Gelehrten berechtigten. — S. 149. hätte bey dem Art. *Harderwyk* bemerkt werden müſſen, daſs dieſe Stadt die fünfte des Departements vom alten Yſſelfluſſe ſey, und nach der neuen Volkszählung vom J. 1800. nur 3608 Seelen enthalte. — Auch S. 180. im Art. *Holland* iſt im dritten Departemente vergeſſen worden, daſs die Hauptſtadt deſſelben *Arnheim* ſey. Ebendaſ. heiſst es vom fünften Departem. des Texels: „Zu dieſem gehören von Nordholland die Diſtricte von Arnheim, Leyden, die Inſeln des Texels, Vlie und Schelling." Das iſt unrichtig: *Arnheim* gehört zum Rhein-Departement; und auſser den Inſeln: Texel, Vlieland und Verſchelling gehören zu dieſem Texel-Departement folgende Städte, mit ihren Kreiſen (*Ringen*): Medenblik, Hoorn, Alkmaar, Weſtzaandam, Haarlem, Leiden und Naarden. Zum Departement *Delft* hingegen: den Haag, Delft, Schiedam, Rotterdam, Gouda und Oudewater. Das Departement von der Dommel (S. 184.) begreift Herzogenbuſch, als Hauptſtadt, dann Heusden, Tilburg, Eyndhoven, Helmond, Oſch und Nymegen; über die Waal, in die ſüdliche Betüwe, greift dieſes Departement nicht, wie hier irrig bemerkt wird. Uebrigens hätte die, a. a. O., nach der Zählung von 1785. angegebene Volksmenge mit der Volkszählung von 1796. (vgl. *Naamlyſt van alle de Steden, Dorpen en Gehugten binnen de Bataafſche Republiek*, door *Cornelius Coeven*. Amſt. 1799. S. 1—63.), oder mit den Tableaux nach der Volkszählung von 1800. verglichen werden ſollen. — Nach dieſen iſt es bekannt, daſs die Reſidenz *den Haag ('s Gravenhaage)* nicht, wie S. 105. gemeldet wird, 32—35000, ſondern 38,433 Einwohner zähle; anderer Mängel nicht zu gedenken. — Im *dritten* Bande S. 3. wird bey *Namur* der Meſſerfabriken mit keinem Worte erwähnt. Die Stadt *Nymegen* iſt mit ihrem wichtigen Speditionshandel und ihrer Beurtfahrt nach Dortrecht, Amſterdam und Rotterdam gänzlich übergangen; eben ſo ſind auch die Oldenburgſchen Aemter *Kloppenburg* und *Vechte* (S. 104.) nicht berührt worden. Im Art. *Rhein* (S. 287 ff.) ſtöſst man auf eine Menge Unrichtigkeiten, die zu Weitläufigkeiten führen würden, wenn man ſie berichtigen wollte. — Von S. 698—795. ſind einige Zuſätze angehängt, die aber mit unter mancher Ergänzung bedürften.

Nr. 2. iſt eine ſchlechte Compilation, ohne alle Kritik, Syſtem und Ordnung. Die Beweiſe zu liefern, hieſse das Papier verderben; doch ſtehn ſie im Nothfalle dem Vf. zu Dienſte.

Hn. *Reinhard's* Werk (Nr. 3.) befriedigt ſeine Leſer völlig. Der Vf. iſt ein praktiſcher Waarenkenner, der die Güte und Verfälſchung aller Producte, Waaren, und alles deſſen, was zum menſchlichen Leben und zu deſſen Bequemlichkeit gehört, auch als Handels-Artikel verkäuflich, oder dem Betrug und der Verfälſchung unterworfen iſt, aus eigener Anſicht und Erfahrung zu kennen und zu beurtheilen ſcheint. Beſonders ſind die chemiſchen Gegenſtände gut abgehandelt, und Ungelehrte können aus dieſem Werke vieles lernen.

Nr. 4. liefert eine bloſse alphabetiſche *Terminologie*, die äuſserſt dürftig und mager abgefaſst iſt. Manches iſt zu kurz gerathen, daher denn auch der bezweckte Unterricht weniger die Erwartung befriedigt, als des Vfs. Abſicht zu bezwecken ſcheint.

ERFURT, b. Hennings: *Vollſtändiges Handbuch der Handlungs-, Zahlungs- und Frachtkunde* für angehende Kaufleute, Mäkler, Manufacturiſten, Lehrer in Handlungsſchulen und Jünglinge, die ſich dem Handel widmen wollen. In ſyſtematiſcher-Ordnung herausgegeben von *Gerh. Heinr. Buſe*, Vorſteher d. kaufmänniſchen Erziehungsanſtalt in Erfurt. Des *erſten* Bds *erſte* Abtheilung, welche die Einleitung zur Handlungswiſſenſchaft enthält. 1807. XII u. 260 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Das Ganze der Handlung, oder *vollſtändiges Handbuch der vorzüglichſten Handlungskenntniſſe* u. ſ. w. Des *erſten* Bds *erſte* Abth. u. ſ. w.

Nachdem verſchiedene Bände der *Waaren- und Comptoirkunde* vom *Ganzen der Handlung* vorangegangen ſind, von denen ein andermal die Rede ſeyn wird, erfolgt hier die im Ganzen gut gerathene *Einleitung der Handlungswiſſenſchaft*, die, der *ſyſtematiſchen Ordnung* gemäſs, welche auf jedem Titel der bereits herausgegebenen Abtheilungen dieſes weitläufigen Werkes bemerkt wird, gleich Anfangs hätte erſcheinen ſollen. Sie iſt in *ſechs* Abſchnitte zerlegt. Zuförderſt wird 1) der allgemeine Begriff des Handels vorangeſchickt; dann wird 2) der Handel in vier Abtheilungen betrachtet *a*) in Anſehung der Gegenſtände, mit welchen gehandelt wird; *b*) der Art und Weiſe, wie ein Volk zu den Gegenſtänden des Handels gelangt; *c*) in Rückſicht der Perſonen, welche handeln und für welche gehandelt wird; und *d*) nach andern Eintheilungen, denen der Handel ſonſt noch unterworfen werden kann. Von S. 56—62. werden die Haupt- und Hülfs-Geſchäfte des Handels erwogen, wozu der *dritte* Abſchn. beſtimmt iſt. Im *vierten* Abſchn. macht der Vf. dagegen ſeine Leſer mit den, zur Betreibung, Erleichterung und

Digitized by Google

und Beförderung des Handels nöthigen Perſonen und Anſtalten bekannt, wobey S. 63 — 169. *a*) unter den *Perſonen* die Kaufleute und ihre Gehülfen, letztere mögen in einheimiſchen Handlungs-Factoren, Dienern, Lehrlingen, Markthelfern und Handlangern, oder in gemeinſchaftlichen Hülfsperſonen für mehrere einheimiſche und fremde Handlungshäuſer beſtehen, wie z. B. die Commiſſionäre, Speditöre, Aſſecuratöre; oder für ganze *Handlungs-Innungen*, wie z. B. Handels-Conſulenten, Börſenalte, Börſenſchlieſser u. ſ. w., oder endlich für den Handel einer groſsen Commerzſtadt, wie z. B. Handels-Conſuln, Schiedsrichter (wozu doch gewiſs die *Diſpacheurs* gezählt zu werden verdienen, deren S. 130., woſelbſt doch von der Havary in Seeſachen die Rede iſt, nicht gedacht wird), Mäkler, Ballenbinder, Packer, Beſchauer, Kramknechte u. ſ. w. — verſtanden werden. (In Hamburg, Amſterdam, London, Bordeaux, und in allen groſsen Seehandlungsſtädten, giebt es noch mancherley den niedern Dienſt des Handels befördernde Hülfsperſonen, welche in eigene Innungen abgetheilt, und durch ſtädtiſche Polizey-Verordnungen und ſogenannte *Willekeuren* von einander abgeſondert ſind, ſo dafs jeder Zweig für ſich in ſeinen Gerechtſamen geſchützt und gegen fremde Eingriffe bewahrt wird.) *b*) Zu den *Handlungs-Anſtalten* zählt der Vf. ganz richtig: die Handels-Collegien, Handels-Gerichte, Banken, Märkte und Meſſen, Niederlagen; öffentliche Waage, Poſten, Fuhrwerke und Schifffahrt; privilegirte Handlungs-Geſellſchaften und Octroyen. Von S. 139 — 144. werden, nach den vollgültigſten Schriftſtellern, die Einrichtung und die Verrichtungen der *Handels-Collegien* beſchrieben; nur vermiſſen wir ungern die Beſchaffenheit der *Priſen und Repriſen-Collegien*, die in manchen Staaten, den *Admiralitäts-Collegien*, wie in Rufsland, England, Holland und Spanien; in Frankreich, Genua, Venedig und anderwärts aber, eigenen *Seehandlungs-Kammern* in neuern Zeiten untergeordnet werden, von deren Ausſprüchen das Loos der Kauffahrteyfahrt nach dem oft modificirten *Völker-Rechte* abhängt.) — Von der Wichtigkeit und dem Einfluſſe des Handels und des Kunſtfleiſses auf das Wohl der Menſchheit und der Staaten handelt der *fünfte* Abſchnitt, ſo wie der *ſechste* (S. 177 — 260.) die vorzüglichſten neuern *Syſteme der Handlungswiſſenſchaft*, oder die Verſuche prüft, die ſeit etwa funfzig Jahren alle, zur Handlung gehörigen Kenntniſſe ſyſtematiſch anzuordnen, gelehrt worden. *Ludovici's* Syſtem vom J. 1753. ſteht oben an; auf dieſes folgt das von *May*; dann kömmt *Jung*; ferner: *Büſch* ſyſtematiſche Verknüpfung der Handlungskenntniſſe, wozu deſſen *Darſtellung der Handlung*, mit ihren *Zuſätzen* (5 Theile. 8.) eine reiche Quelle darbietet; den Beſchluſs macht *Leuchs* Syſtem des Handels. Von *Savary* konnte, in dieſem Punkte der ſyſtematiſchen Anordnung der Handlungswiſſenſchaft, der Vf. keinen Gebrauch machen; dagegen hat er unter den Neuern, auſser den angeführten vorzüglichern Hülfsmitteln, auch *Fichte*, die Handlungsſchriften von *Berghaus*, das *Hamburgſche Handlungs- und Börſen-Journal* u. m. a. wichtige Schriften zweckmäſsig benutzt, doch ſo, dafs bey ihrem Gebrauche überall ein gewiſſer Geiſt der Ordnung und Kritik hervorleuchtet, die dieſes Werk über die gewöhnlichen Meſs-Producte der Handlungswiſſenſchaft weit erheben, die oft nicht viel mehr als freye Nachahmungen der Werke von *Bohn*, *Büſch*, *Berghaus*, *Beckmann*, *Gerard*, *Kruſe*, *Leuchs* und *Wagner*, oder wohl gar bloſse, mit neuen Titeln verſehene, Abſchriften ſind.

NEUERE SPRACHKUNDE.

LONDON u. LEIPZIG, b. Hinrichs: *A new Grammar of the german language for the uſe of Engliſhmen*, containing a complete Syntax of all the parts of ſpeech, illuſtrated by examples, and exerciſes, in the manner of *Meidinger*, to which is added a ſet of familiar dialogues on different occaſions, by M. *Charles Benjamin Schade*. 1805. VI u. 402 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey der unter den Engländern aus mehrern und ganz verſchiedenen Urſachen täglich zunehmenden Neigung, ſich mit der deutſchen Sprache bekannt zu machen, verdient jeder Deutſche den Dank ſeines Vaterlandes, der auch nur ein Scherflein dazu beyträgt, ihnen den etwas ſchwierigen Weg zur Erlernung unſerer Sprache und zur Kenntniſs unſerer Literatur zu ebenen, da ſie vielleicht der einzige Stolz ſeyn möchte, der dem Deutſchen jetzt für Jahrhunderte übrig bleibt. Auch Hr. M. *Schade* hat ſich an das Wageſtück gemacht, dem Engländer die oft ſo verwickelten Regeln der deutſchen Sprache aus einander zu ſetzen, und dazu die Form von Fragen und Antworten gewählt. Rec. hat von jeher gegen dieſe Methode in Werken dieſer Art einen unüberwindlichen Widerwillen gehabt, und ihr ſelbſt dann nicht Geſchmack abgewinnen können, wenn durch die Vorzüglichkeit des Inhalts der unangenehme Eindruck der Einkleidung hätte vermindert werden müſſen; allein da dieſes Gefühl durchaus individuell ſeyn kann: ſo wagt er es nicht, Tadel darauf zu begründen. Die Einrichtung iſt übrigens die ſeit einiger Zeit ſo allgemein beliebt gewordene, dafs den Regeln ſtets unmittelbar eine Menge Beyſpiele folgt, durch deren Uebertragung der Lehrling ſich jene ſogleich völlig geläufig und eigen machen ſoll. Aber warum liefert man ſie nicht lieber beſonders und in einem eigenen Werke, da ſie in einer philoſophiſch abgefaſsten Sprachlehre, die allein wahren Nutzen ſchaffen kann, den Ideengang alle Augenblicke unterbrechen, und ſelbſt die Wiederaufſuchung der einzelnen, allenthalben zerſtreuten Regeln erſchweren müſſen? Wie viel Raum würde zugleich für ſo manche Regel gewonnen werden, die jetzt weggelaſſen werden muſs, um nicht das Werk zu ſehr anzuſchwellen? Bey jener Abſonderung könnten auch beide Zwecke, eine Sprache theoretiſch und praktiſch zu lernen, gleichmäſsig erreicht werden,

Digitized by Google

den, und ohne dafs einer Lehrart vor der andern ein fchädliches Uebergewicht zu Theil würde. In der vor uns liegenden Grammatik ift wirklich durch die gehäuften Uebungen eine nicht geringe Anzahl von Regeln ausgefchloffen worden, die man nicht allein ungern vermifst, fondern die auch ihrer Wichtigkeit wegen durchaus hätten beygebracht werden müffen. Auch kann Rec. es nicht verhehlen, dafs manches von dem, was aufgenommen worden ift, beffer geordnet und freyer von Unrichtigkeiten feyn könnte, die zum Theil mit aus Provincialismen beftehen. Hier einige Belege für diefe Behauptungen. Unrichtig heifst es S. 4.: Das deutfche *a* laute wie das *a* in *always*, *fall*, *call*, und das *e* wie das *a* in *care*. — Das *g* im Deutfchen wie das Englifche *g* auszufprechen, ift nur dem oberfächfifchen Dialecte eigen. — Dafs das *f* vor *k*, *p*, *t*, in einigen Provinzen wie *fch* ausgefprochen wird, konnte wohl bemerkt, mufste aber durchaus als fehlerhaft gerügt und verworfen werden. Der Artikel (Gefchlechtswort? und diefes für Engländer, die unverändert *the* und *a* haben?), heifst es S. 7., *is a little word, made uſe of to determine the gender, number and caſe of the ſubſtantive;* — und ebendafelbft figuriren gleich darauf *three kinds of articles, the definite, indefinite and partitive*, von welchem letztern S. 8. gefagt wird: *In Engliſh it is expreſſed by ſome; in German it is either expreſſed by* etwas, *or as is generally the caſe, not at all.* — Er gehört alfo wohl in die Geifterwelt: denn *etwas* kann doch nicht für einen Artikel gelten. — Bey der Aufftellung der verfchiedenen Arten der Subftantive find die Abftracta vergeffen worden, derer zu erwähnen wenigftens *der* Sprachlehre durchaus unerlafslich ift, welche den Gebrauch des Artikels und des Pluralis vollftändig auseinanderfetzen foll. — Bey Q. 45. hätte auch *die Mannsperſon* als Ausnahme angeführt werden müffen; und von der Regel, dafs die zufammengefetzten Subftantive dem Gefchlechte des jedesmaligen Grundwortes folgen, gehen aufser einigen Ortsnamen befonders noch *die Armuth, Demuth, Kleinmuth, Sanftmuth, Schwermuth, Wehmuth, der Abfcheu, die Neunauge* und *das Tagelohn* ab, welches nicht hätte unbemerkt bleiben dürfen. In der Lehre von der Declination herrfcht eine nicht zu verkennende Verwirrung. Man findet durchaus kein feftes Merkmal angegeben, woran man fich halten könnte, um jedesmal zu beftimmen, auf welche Art ein Subftantiv gebeugt werden müffe. Auch die Vorfchriften für die Declination der Adjective hätten fehr durch den fimpeln Satz vereinfacht werden können, dafs fie im Allgemeinen wie der Artikel declinirt werden, wenn kein Beftimmungswort vor ihnen hergeht, welches die am Artikel befindlichen Cafuszeichen annimmt; dafs fie aber, wenn diefes *der Fall* ift, im Nominativ des Singularis aller *drey Gefchlechter*, fo wie im Accufativ des weiblichen *und unbeftimmten* Gefchlechtes ein *e*, und in den übrigen Fällen *en* haben. — S. 216. wird zwar bemerkt, dafs es im Deutfchen Imperfonalia gebe, von denen einige den Dativ, andere den Accufativ des Pronominis Perfonalis nach fich erforderten; aber von der fo nothwendigen Beftimmung, wann das eine oder das andere der Fall fey, findet man nirgends ein Wort. — Doch genug zur Begründung des obigen Urtheils über diefes Werk, das diefer feiner Mängel ungeachtet für eine gewiffe Klaffe von Lehrern nicht ganz unzweckmäfsig berechnet zu feyn fcheint.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Vofs: *Das Geburtstagsgefchenk. Ein* Lefebüchlein zur Belehrung und Unterhaltung für wifsbegierige Kinder. Mit 25 illum. Kupfern. 1806. 179 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Was man den meiften Kinderfchriftftellern vorwerfen mufs, dafs fie nämlich bey *ihren* Arbeiten den Zweck und das Alter, für welches fie fchreiben, nicht fcharf und beftimmt genug auffaffen — obgleich mancher von den Jugendfchriftftellern *felbft* nachdrücklich genug die Nothwendigkeit diefer Pflicht aus einander gefetzt haben — fällt auch dem Vf. diefes Geburtstags-Gefchenkes zur Laft. Glaubt man bey manchen Stellen, dafs das Büchlein für ein ganz zartes Alter beftimmt fey, *fo widerfprechen* dem fo viele andere, die fich *nur für ältere Lefer* eignen; für diefe würde fich *übrigens der gröfsere* Theil der Schrift noch am meiften paffen: doch hätten dann die Kupfer anders ausfallen müffen, die nur für ganz kleine Kinder, und auch für diefe noch zu nachläffig ausgeführt find. Enthält gleich das Büchlein manches Nützliche und Belehrende: fo ift doch Form und Darftellung darin von der Art, dafs es nicht leicht die jungen flüchtigen Lefer feffeln dürfte. Auch fehlt es nicht an platten, nichtsfagenden Dialogen. Der Verleger hat übrigens, was man von ihm längft gewohnt ift, für faubres Papier und netten Druck geforgt, und bey dem Werkchen unftreitig das Befte gethan.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Gera u. Leipzig*, b. Illgen: *Ueber die vernachläffigte Geiftesbildung des Landmanns, und einige Urfachen diefer Vernachläffigung.* In Briefen eines Landpfarrers an feinen Freund. 1801. 100 S. 8. (6 gr.) — Nicht allein von einigen *Urfachen* der vernachläffigten Geiftesbildung des Landmanns, als der Verachtung und der harten Behandlung deffelben, fondern auch von den *Mitteln*, dem Uebel abzuhelfen, wird hier gefchrieben. Die Gutsherrn könnten viel thun, wenn fie wollten; die Landprediger können nicht alles thun, was von ihnen erwartet wird, *wollen* aber auch zum Theil nicht alles thun, was fie thun *können*; die meiften Kirchenverbeffer waren bisher *fruchtlos*; durch die Verbeffer ung der Landfchulen könnte viel bewirkt werden, wenn man fie zweckmäfsig unternähme. Alles wahr! aber fehr oberflächlich, und darum, bey der Wichtigkeit des Gegenftandes, unbefriedigend behandelt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. May 1807.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Patris: *Eſſai de Géologie*, ou mémoires pour ſervir à l'hiſtoire naturelle du globe; par *B. Faujas-St.-Fond*, Prof. de géol. au Muſeum d'hiſt. nat. etc. *Tome I.* 1803. 493 S. 8. mit 18 Kupfertafeln. (3 Rthlr.)

Der berühmte Vf. ſchickt dieſer Schrift ſtatt der Vorrede eine am 1. May 1802. im National-Muſeum geleſene Abhandlung voraus, in welcher er die Vorzüge der Geologie und das Intereſſe, welches ihr Studium gewährt, ſchildert, und kürzlich jeder Nation ihre Verdienſte um dieſen Zweig der Naturwiſſenſchaft nachrechnet. Auf eine ſehr ehrenvolle Art wird hierbey der Deutſchen gedacht; der Vf. hält ihnen eine Lobrede, welche doppelten Werth hat, einmal, weil ſie aus dem Munde eines Franzoſen kömmt, von welchen man nicht immer eine gerechte Anerkennung des ausländiſchen Verdienſts erwartet; zweytens, weil der Vf. bisher unter den deutſchen Geologen gerade die meiſten Gegner gefunden hat. Zu viel Ehre erzeigt er indeſſen doch den deutſchen Univerſitäten, wenn er ſagt: daſs faſt jede derſelben einen eigenen Lehrſtuhl der Geologie habe. Was übrigens die bisherige Bearbeitung dieſer Lehre betrifft: ſo haben — wenn wir nicht ſehr irren — gewiſs die Franzoſen mehrere eigentliche Geologieen und Theorieen der Erde erſonnen und erbaut, als die Deutſchen; ohne Zweifel eine Folge der lebhafteren Einbildungskraft und geringeren Gründlichkeit der erſtern; da die letzteren, ihrem Charakter gemäſs, mehr Erfahrungen geſammelt, Beobachtungen angeſtellt, und einzelne Theile der Geologie bearbeitet haben. Doch wir kommen zum Inhalte des Buches ſelbſt. Hr. *F.* geht darin ſeinen ganz eigenen Weg. Er fängt mit der Unterſuchung der verſteinerten und foſſilen Ueberreſte organiſcher Körper an, und dieſer Unterſuchung iſt der ganze vor uns liegende *erſte* Theil gewidmet. Wir können dieſen Weg auf keine Weiſe miſsbilligen; die Geologie läſst verſchiedene Behandlungsarten zu, und man thut nicht übel — beſonders ſo lange dieſe Lehre noch ſo wie jetzt aus einzelnen fragmentariſchen Sätzen beſteht — die Unterſuchungen in derſelben von denjenigen Thatſachen und Erſcheinungen anzufangen, welche in der Geſchichte der Erdoberfläche ſich offenbar als die jüngſten zeigen. Die neuern Beobachtungen über die Verſteinerungen u. dgl. haben gezeigt, welchen wichtigen Bezug dieſe Körper und ihr verſchiedenes Vorkommen auf jene Geſchichte haben, welche Aufſchlüſſe ſich davon für ſolche erwarten laſſen, und Hr. *F.* hat daher Recht, dieſe Unterſuchung „*un des leviers les plus puiſſans de la géologie*„ zu nennen. Es iſt bekannt, daſs die gründlichſten neuern Nachforſchungen über die foſſilen Ueberreſte organiſcher Körper wichtige Zweifel darüber erregt haben, ob man noch in der jetzt lebenden organiſchen Schöpfung die wahren Originale jener Ueberreſte wieder finde, und daſs dieſe Frage in Anſehung der allermeiſten derſelben verneinend beantwortet werden zu müſſen ſcheint. Dieſer Zweifel beſchäftigt den Vf. durch das ganze Werk, und dadurch wird es gröſstentheils polemiſcher Natur, denn er bemüht ſich, gegen die Beobachtungen von *Cuvier*, *Blumenbach*, und andern, wahrſcheinlich zu machen, daſs die Originale der Verſteinerungen wohl nicht verloren gegangen ſeyn dürften, daſs man ſie in den gröſsten Tiefen der Meere, in dem noch unbekannten Innern groſser Länder und Inſeln u. ſ. w. wohl noch auffinden werde. In natur-philoſophiſche Gründe hierüber läſst er ſich nicht ein, ſondern verweilt bey der Beſchreibung der Körper, und beſtreitet die Beſtimmungen und Vergleichungen derer, die für die entgegengeſetzte Meinung geſtimmt haben.

Seine Idee durchzuführen, beſchreibt er von jeder Art der Verſteinerungen die merkwürdigſten, und vornehmlich ſolche Stücke, die in unſerer Zeit von andern angeſehenen Naturforſchern und vergleichenden Anatomen unterſucht worden ſind, und liefert von denjenigen, welche ihm vorzüglich wichtig ſcheinen, Abbildungen. Er fängt bey den Conchylien an, läſst dann die Corallengewächſe, Fiſche, Cetaceen, Amphybien und Landthiere folgen, und ſchlieſst mit den foſſilen Vegetabilien. Im Ganzen ſchreitet er viel zu leicht vor, beſonders da er eine Menge der gründlichſten Unterſuchungen auf ſeinem Wege findet, die ſich nicht mit wenigen Worten und Vermuthungen auf die Seite ſchaffen laſſen. Unter den foſſilen Conchylien glaubt er beſonders viele gefunden zu haben, deren Originale noch jetzt im Meere leben; es kann ſeyn, aber wir vermuthen auch, daſs die Gegenden, aus welchen die von ihm beſchriebenen foſſilen Muſcheln herkommen, zu dem aufgeſchwemmten Lande der neueſten Art gehören, z. B. folgende: *Grignon, les Faluns de Touraine, Champagne, Vicentin, environs de Florence, Chaumont, Val Dandona, Courtagnon, environs du Havre, les argiles de la poterie de Chiou dép. de la Drôme.* Iſt dieſes der Fall, ſo gilt auch davon kein Schluſs auf die Verſteinerungen, die in neuern und älteren Flötzſchichten vorkommen. Oft ſcheinen aber auch die Vergleichungen ſelbſt nicht ſehr genau zu ſeyn; zuweilen ſind ſie nach Abbildungen oder Beſchrei-

Uebersetzungen, z. B. S. 94, 95, 99, 100, verwirren (I 2 Sam. 1, 2 ist nicht Uebersetzung, sondern Umschreibung), wenn einem Uebersetzer der Sinn eines Wortes nicht beigefallen, und die Lücke hat wenig Ausnahmen. I 2 Sam. 1, 2 ist ein Beispiel, wie Uebersetzer sich durch Andeutungen helfen, die auf Sitten und Gebräuche anderswo, und die Sinnlichkeit ferner Völker berechnet sind. Ebend. 1, 21 ist ein Beispiel, wie Uebersetzer durch Unkunde der Sprache, besonders der Synonymen, und durch Mangel an Kritik, sich selbst und ihren Text um die Originale gebracht haben, um sich in Gemeinplätze zu verlieren. Ebend. 1, 23 ist ein Beispiel, wie Uebersetzer, die gute Absichten haben, durch Mangel an Philosophie aus Bedingten, Gründen, Folgen, Ursachen, Bedingungen, Folgen, Ursachen machen. Ebend. 1, 24 ist ein Beispiel, wie Uebersetzer, die nicht Dichter sind, durch Mangel an Einbildungskraft, und an Kenntniß der Sitten, Gewohnheiten, und Vorstellungsart der Völker, sich in Gemeinplätze verlieren, oder durch Mangel an Kritik, und an Kenntniß der Sprache, die Bilder verwirren, und sich selbst und ihren Text um alle Kraft bringen. Ebend. 1, 26 ist ein Beispiel, wie Uebersetzer, die nicht Dichter sind, durch Mangel an Einbildungskraft, und an Kenntniß der Sitten, Gewohnheiten, und Vorstellungsart der Völker, sich in Gemeinplätze verlieren, oder durch Mangel an Kritik, und an Kenntniß der Sprache, die Bilder verwirren, und sich selbst und ihren Text um alle Kraft bringen. Ebend. 1, 27

weil es in Aſien auch keine Fluſspferde geben ſoll; aber *Cuvier* hat neuerlich allerdings foſſile Knochen vom Hippopotamus beobachtet und beſchrieben in den *Annales du Muſeum nation. d'Hiſt. nat.* Tom. V. p. 99. Bey den foſſilen Vegetabilien unterſcheidet er richtig *tourbe ligneuſe* (foſſiles oder bituminöſes Holz) von *tourbe des marais* (dem eigentlichen aus an Ort und Stelle gewachſenen Sumpfpflanzen entſtandenen Torf); die Lage des erſtern ſchreibt denſelben groſsen Fluthen zu, welche die ſüdlichen Thiere nach Norden geführt haben. Ueber die eigentlichen Steinkohlen beſitzen wir neuere und inſtructivere Beobachtungen, als die des Vfs. Die Kupfer ſind nach Maſsgabe des kleinen Formats genau und ſchön gearbeitet.

PARIS, b. Vf.: *Plantes de la France décrites et peintes d'après nature*, par *Jaume St. Hilaire*. 1 — 6 Livraiſ. 1805. kl. fol. Jedes Heft von 6 Tafeln und 12 Seiten Text.

Die Menge von botaniſchen Kupferwerken, welche jetzt in Frankreich erſcheinen, beweiſt wenigſtens, daſs die Botanik dort eine beliebte Wiſſenſchaft iſt. Für die Wiſſenſchaft ſelbſt enthalten aber ſehr viele dieſer Werke gar keine, oder nur geringe Beyträge, und zu ſolchen gehört auch das hier angezeigte. Was den Plan betrifft: ſo folgen die Pflanzen ohne Ordnung auf einander; der Text enthält den Linneiſchen Namen, Angabe der natürlichen Ordnung und der Klaſſe im Sexual-Syſtem, eine kurze Beſchreibung, Blühezeit, Standort, Benennungen in neuern Sprachen, Geſchichte, Gebrauch, Cultur; alles auf anderthalb Seiten in ſehr klein fol., alſo alles ſehr zuſammengezogen. Nicht allein in Frankreich einheimiſche Pflanzen ſind abgebildet, ſondern auch Gartenpflanzen und cultivirte Gewächſe, als *Hibiſcus ſyriacus*, *Nicotiana Tabacum*, *Impatiens Balſamina*, *Tulipa geſneriana*, *Tradeſcantia virginiana*, *Saxifraga craſſifolia*, *Chelone barbata*. Auf dieſe Weiſe kann es ein endloſes Werk werden. Die meiſten abgebildeten Pflanzen ſind gemein, hinreichend bekannt und oft genug abgebildet; die merkwürdigſte unter ihnen iſt *Lathraea Clandeſtina*, welche der Vf. bey Rennes in Bretagne fand, recht ſchön vorgeſtellt; auch ſind Abbildungen von *Plumbago europaea* und *Ononis fruticoſa* noch nicht ſehr häufig vorhanden. Die Synonymie iſt ganz vernachläſſigt, Kritik auf die Beſtimmung der Pflanzen nicht verwandt. Durch einen groben Miſsgriff findet man hier eine gelbe Abart von *Narciſſus Tazzetta* ſtatt *N. Jonquilla* abgebildet, wo die breiten Blätter ſehr ſonderbar mit der Beſchreibung: *feuilles en aline*, contraſtiren. *Ophrys inſectifera* iſt die *O. myodes*, wobey die Abänderungen ſehr kurz und oberflächlich angegeben werden. Die Kupfer ſind in punctirter Manier von Phelippeaux geſtochen, die Farben von Langlois eingerieben und abgedruckt. Bey dieſer Manier muſs die Sorgfalt ſehr groſs ſeyn, wenn die Umriſſe ſcharf und botaniſch genau werden ſollen. Manche Abbildungen kann man wirklich in jeder Rückſicht ſchlecht nennen, z. B. von *Hibiſcus ſyriacus*, *Ophrys myodes*, *Matricaria Chamomilla*, *Lolium perenne*, *Ruta graveolens* u. ſ. w., andere hingegen verdienen Beyfall. Zu dieſen gehören die oben erwähnten *Lathraea Clandeſtina*, *Plumbago europaea*, *Ononis fruticoſa*, ferner *Antirrhinum Cymbalaria*, *Vinca major* und einige andere. Sehr ſchlecht iſt *Menyanthes trifoliata*, an der man die Härchen der Blume kaum erkennt. Die Analyſe der Blüthentheile fehlt oft, und gerade da, wo man ſie am meiſten wünſcht, z. B. von *Ophrys myodes*, an andern iſt ſie nicht zweckmäſsig gewählt oder undeutlich; ſo fehlen die Samen von *Chryſanthemum ſegetum*, die reife Kapſel von *Antirrhinum majus*, eine gute Darſtellung der Frucht von *Menyanthes trifoliata*. Verſtümmelt ohne untere Blätter ſind *Ranunculus repens*, *bulboſus*, *Aquilegia vulgaris*, u. a. m. Von dem Text wird man nicht viel erwarten, auch iſt er höchſt oberflächlich; der Artikel *uſage* enthält die alten, oft wiederholten, aber doch völlig unnützen Angaben, womit die Kräuterbücher angefüllt ſind.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, in Comm. b. Kummer: *Der Ungriſche Zipſer Sachſe* in ſeiner wahren Geſtalt, von *Jacob Melzer*. 1806. 112 S. 8.

Das gelindeſte Urtheil, das ſich von dieſem Buche fällen läſst, iſt wohl, daſs es ein unreifes Product eines jungen Mannes ohne die nöthige wiſſenſchaftliche Bildung, ohne Welt- und Menſchenkenntniſs ſey, das überdieſs noch durch einen affectirten Stil faſt ungenieſsbar wird. Mitleidig muſs gleich anfangs jeder ungriſche Hiſtoriker lachen, wenn er lieſt, daſs die Zipſer Deutſchen aus (Ober-) Sachſen hergekommen ſeyen. „Ein Plätzchen gewiſs, das nur Ruhm und Ehre überſchatten, hat *jeder Gelehrter* in ſeiner Schrift über Zipſen den guten Sachſen *vergonnen.*" (Dieſe Periode mag zugleich eine Probe des ſchlechtdeutſchen und bombaſtiſchen Stils des Vfs. ſeyn.) S. 9. wagt der Vf. weislich, nicht zu entſcheiden, woher das Wort Zips komme: die bey *Schlözer* in der Geſchichte der Deutſchen vorgetragene Meinung kennt er gar nicht. — Um weiter zu ſagen, daſs das *Zipſer Klima geſund ſey*, braucht der Vf. folgende Floskeln: „O wie lächelt ihm (dem Zipſer) die holde *Dunſtgeſtalt* der Geſundheit von ſeinem Horizont entgegen, die ihm aus einem Säkel in den andern führt!" Indem er den Zipſern über ihre *Arbeitſamkeit* ein Compliment machen will, würdigt er ſie faſt zu Laſtthieren herunter: „Sein (des Zipſers) Eifer der Beſchäftigung ſcheint in einen völligen Thätigkeits-Mechanismus übergegangen zu ſeyn, den keine Freyheit beſeelt, und nur dann aufhört zu wirken, wenn deſſen Geſetz der Kraft beraubt wird." Daſs es an theoretiſchen Kenntniſſen der Landwirthſchaft noch ſehr mangele, daſs aber doch der Kleebau zuerſt in Zipſen unter allen ungriſchen Gegenden ordentlich eingeführt worden, ſind bekannte Sachen. Daſs aber nach S. 28. die Zipſer ſehr oft unter dem milden Pantoffel ihrer arbeitſamen und tugendhaften Frauen ſtehen, iſt theils nicht gegründet, theils eine ſehr triviale Anmerkung.

Die

Die Zipfer ſollen auch ſehr *verträglich* ſeyn — nach des Rec. Meinung haben ſie hierin nichts vor andern Deutſchen voraus. Sie ſind nach Hn. *M.* auch *gaſtfrey* und *lieben die Geſellſchaft*: dieſen Ruhm hätte Rec. lieber aus dem Munde eines Nicht-Zipfers gehört. Der Vf. empfiehlt den Zipfern und Zipferinnen S. 46. u. S. 103. Theaterunterhaltungen, und wie es verlautet, ſoll er ſelbſt ehedem viel beygetragen haben, dieſe Unterhaltungen einzuführen; dafür geht er im ganzen Buche auf Cothurnen, und verräth den unglücklichen Geſchmack, den er ſich in dem „Zipferiſchen Schatten eines Schattens von einer Schaubühne" angewöhnt hat; hätte er doch lieber ſeine Landsleute und Landsmänninnen vor dem Uebel ſchlechter dramatiſcher Darſtellungen, das ihrer Sittlichkeit und ihrem äſthetiſchen Geſchmacke gleich gefährlich iſt, gewarnt! *Einfache Sitten*, *Mäßigkeit*, *Keuſchheit* ſind nicht ſowohl charakteriſtiſche Züge des Zipfers allein, als aller Deutſchen, beſonders aber der in Gebirggegenden wohnenden. Dieſen Punkt hat der Vf. vollends carricaturmäſsig gezeichnet, manche ſeiner Darſtellungen gränzen an das Pasquill. So z. E. S. 53., wo er vom Geize der Zipfer ſpricht, deren Tafel „nie mehr, als mit einer Speiſe ausgeſchmückt ſey." *Die Zipfer haben auch Talente zum Studiren und zu Erfindungen* — dieſe hat aber faſt jede europäiſche Nation. Daſs aber der D. *Gall* am erſten beſten Zipfer Bauer einen talentvollen Kopf befühlen könnte, daſs den Zipfern die Götter nahe, des Delphiſchen Apolls Heiligthum vor Augen ſey u. ſ. w., kann nur ein *M.* behaupten. Einen beſondern Hang zur Poëſie und Muſik hat Rec. nie an den Zipfern entdecken können. Die Zipfer ſind *religiös*, ja nach Hn. *M.* glauben ſie S. 68. in ihrer Einfalt alles, und dünken ſich ſelig bey dem Paradoxen. Rec. hingegen wüſste nicht leicht eine Gegend von Ungern, wo ſo viele vom Unglauben und Hyperorthodoxie gleich entfernte würdige Geiſtliche und Zuhörer wären, als in Zipſen. Zu den *Fehlern* des Zipfers zählt der Vf. *Schüchternheit* — ja ſogar kriegeriſche Feigheit. Dieſe grelle Beſchuldigung widerlegt der Vf. gewiſſermaſsen ſelbſt S. 87. durch Beyſpiele. Rec. hält die Zipfer für eben ſo geneigt und tauglich zum Soldatenſtande, als jedes andere deutſche Induſtrie treibende Gebirgsvolk. *Vom ſtark gewurzelten Aberglauben* erzählt der Vf. wider ſeine Gewohnheit ſo viele ſpecielle Belege, daſs man geneigter wird, ihm hier manches auf ſein Wort zu glauben. Rec., der auch in Zipſen, aber in andern Zirkeln und Verhältniſſen, als der Vf., geweſen, hat bey weitem ſo viel Aberglauben nicht wahrgenommen, als Hr. *M.* Endlich tadelt Hr. *M.* den *ſchlechten Eifer der Zipfer zur Pflege der Gerechtigkeit*, und leitet denſelben aus ihrer juridiſchen Unwiſſenheit (die aber in der vorigen Schul-Einrichtung ihren Grund hat). Die Beſorgniſſe des Vfs. S. 108. ſind patriotiſch, aber ungegründet, oder doch übertrieben. — Am Ende kommt der Vf. zum Gefühl ſeiner ſelbſt, und erkennt, „daſs die nämlichen Eigenſchaften, die er den Zipfern zuſchreibt, mehrern Völkern angerechnet werden können (S. 109.); nur ſey der Zipfer den alten Sitten ſeiner Väter treu, wie wenige Völker." — Er hätte hinzuſetzen können: wie alle, zumal deutſche, Bewohner von rauhen Gebirgsgegenden. Hat der Vf. einmal ſeinen Wunſch am Schluſſe (S. 112.), in Zipſen zu leben und zu wirken, erreicht, hat er dann ſeinen jugendlichen Theaterſchwulſt abgeſtreift, und das Ausland, ſo wie mehrere Gegenden ſeines ungriſchen Vaterlandes, geſehen, *dann* wird er wohl ſelbſt wünſchen, ein ſolches *Machwerk* nicht in die Welt geſchickt zu haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Königsberg*, b. Göbbels u. Unzer: *Germanias Aufruf an ihre Philoſophen, der unter ihnen herrſchenden Anarchie und Antipathie ein Ende zu machen.* Statt eines Programms zur Ankündigung ſeiner Vorleſungen herausgegeben von *Wilh. Traugott Krug*, Prof. der Logik und Metaphyſik in Königsberg. 1806. 24 S. 8. (4 gr.) — Zum Scherz nicht witzig, zum Ernſt nicht bündig genug! Eine Ankündigung im Europäiſchen Aufſeher hatte die falſche Nachricht verbreitet, Prof. *Krug*, ob er gleich ſchon vor mehreren Jahren an ſeiner Fundamentalphiloſophie verſtorben ſey, habe *Kants* Lehrſtelle bey der Univerſität Königsberg erhalten. Der Vf. zeigt, daſs dieſs eine *contradictio in adjecto* ſey, indem er die Fundamentalphiloſophie wirklich von *Kants* Lehrſtuhle vortrage — alſo lebe. Dann läſst er Germania vom Throne einen Bericht über die Freunde der Weisheit anhören; dieſer enthält manche bittre Dinge, und zwar unparteyiſcher denn auch Hr. *Krug* ſelbſt geht nicht leer aus. Der Bericht lautet kürzlich: *Kant* iſt verblichen, und mit ihm — ſcheint es — auch ſeine Philoſophie. *Reinhold* brütet über *Bardilis* Windeyern, *Fichte* will ſeine Zuhörer ins Himmelreich führen, (wobey der Vf. ſcherzhaft anmerkt: Neidenswerthe Berliner! Für 5 Rthlr. könnt ihr ſelig werden!) *Schelling* vernichtet *ſemper idem* wiederkäuend jede Differenz, *Bouterwek* trauert, daſs ſeine Apodiktik in keinen Auszug gebracht ſey, *Abicht* macht Wörtereintheilungen, *Krugs* Fundament wird erſchüttert, und mit der Organiſation des Syſtems will es auch nicht ſonderlich von Statten gehen (wobey der Vf. anmerkt, er ſey mit dieſem Urtheil gar nicht zufrieden, ſo wenig wie vielleicht die übrigen Herren), *Wagner* baut einen Pallaſt aus *Schellings* Trümmern, *Fries* kann ſeiner evidenten Wiſſenſchaft keine Evidenz geben, gegen *Buchholz* moraliſches Gravitationsgeſetz empört ſich die Welt, der Lehre *Müllers* vom Gegenſatze arbeitet die Philoſophie ſelbſt entgegen; *Eberhard*, *Platner*, *Jacobi*, *Schulze*, ſchütteln den Kopf, zucken die Achſeln, reden in myſtiſchen Räthſeln, zweifeln an allem, nur nicht an eignen Ausſprüchen. — Germania antwortet auf dieſen Bericht: Alle dieſe Leute ſollen vernünftig ſeyn und ſich vertragen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. May 1807.

GESCHICHTE.

NEW-YORK, b. Swords: *A brief Retrospect of the Eighteenth Century.* Part First. In *two* Volumes. Containing a Sketch of the Revolutions and Improvements in Science, Arts and Literature, during that Period. By *Samuel Miller*, A. M. one of the Ministers of the united Presbyterian Churches in the City of New-York etc. — Vol. I. 544 S. Vol. II. 510 S. 1803. gr. 8.

Seine Entstehung verdankt dieſs ziemlich weitläuftige Werk, wovon die beiden vorliegenden Bände nur noch den *ersten* Theil enthalten, einer von dem Vf. am ersten Januar 1801. gehaltenen Predigt, worin er seinen Zuhörern einen kurzen Abriſs der vornehmſten Charakterzüge des zurückgelegten Jahrhunderts gab, und woraus er moraliſche und religiöſe Betrachtungen herleitete. Man wünſchte den Druck dieſer Predigt, und der Vf. war anfänglich Willens, ſie nur etwas erweitert, aber mit zahlreichen erläuternden Anmerkungen begleitet, in Einem Bande auf Subſcription herauszugeben. Es fand ſich eine Menge von Unterzeichnenden; die Arbeit wuchs ihm aber unter den Händen dergeſtalt an, daſs aus den für einen *dritten* oder *vierten* Theil eines einzigen Bandes beſtimmten Materialien zwey ganze, ziemlich ſtarke, Bände wurden. Dazu war der Stoff allerdings reichhaltig genug; und der Vf. geſteht ſelbſt ein, daſs er ihn, bey aller Ausführlichkeit, doch lange noch nicht erſchöpft, und bey dem Anfange ſeines Unternehmens die Gröſse und Schwierigkeit deſſelben noch nicht ſo lebhaft, als nachher, eingeſehen habe. Seine eigne Belehrung war dabey ſein nächſter Zweck, und von deſſen Erreichung hält er ſich wenigſtens überzeugt. Ein Werk dieſer Art kann nun freylich groſsentheils nur Compilation ſeyn; indeſs hat er manche eigne Bemerkungen einzuweben geſucht, obgleich er auch einige derſelben von andern entlehnte. Uebrigens ſchien es ihm rathſam, ſeinen Plan mehr populär als ſcientifiſch anzulegen. Von Theologie, Moral und Politik iſt in dieſen beiden Bänden noch nicht die Rede. Bey den abgehandelten wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden ſchränkte er ſich nur auf die vornehmſten Entdeckungen, Erfindungen, Verbeſſerungen und Schriftſteller ein; und von dieſen letztern nahm er am meiſten auf die Engländer Rückſicht, weil er ſelbſt ſeine Unbekanntſchaft mit den übrigen neuern Sprachen und Schriften eingeſteht. Dagegen übergieng er nicht leicht amerikaniſche Schriftſteller, wenn ſie auch nicht gerade ſehr ausgezeichnet waren, weil er durch ſeine Schrift zugleich zu einer gröſsern Kunde der amerikaniſchen Literatur beytragen wollte. Und von dieſer Seite möchte denn auch wohl dieſs Buch am meiſten auf die Aufmerkſamkeit des Auslandes Anſpruch machen können.

Nach einer kurzen Einleitung giebt das *erſte* Kap. eine Ueberſicht von den im letzten Jahrhunderte gemachten Fortſchritten in der *mechaniſchen Naturphiloſophie*, d. i. in der Elektricität, dem Galvanismus, Magnetismus, in der Lehre von der Bewegung und den bewegenden Kräften, in der Hydraulik, Pneumatik, Optik und Aſtronomie; Kap. 2. betrifft die *Chemie*; Kap. 3. die *Naturgeſchichte*: Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Meteorologie und Hydrologie; Kap. 4. die *Medicin*: Anatomie, Phyſiologie, Theorie und Praxis der Arzneykunde, Wundarzney und Entbindungskunſt, und die Materia Medica; Kap. 5. die *Geographie*; Kap. 6. die *Mathematik*; Kap. 7. die *Navigation*; Kap. 8. die *Landwirthſchaft*; Kap. 9. die *mechaniſchen Künſte*; Kap. 10. die *ſchönen Künſte*: Malerey, Bildnerkunſt, Kupferſtecherkunſt, Muſik und Baukunſt; Kap. 11. die *Phyſiognomik*. — Der *zweyte* Band enthält noch *funfzehn* Kapitel; und dieſe betreffen: die *Seelenlehre*, die *klaſſiſche Literatur*, die *morgenländiſche* und *neuere abendländiſche Sprachkunde*, die *Philoſophie der Sprache*, die *Geſchichte*, *Biographie*, *Romane*, die *Poeſie* nach ihren verſchiedenen Gattungen, *literariſche Zeitſchriften*, *politiſche Journale*, literariſche und ſcientifiſche *Geſellſchaften*, *Encyklopädien*, und ähnliche Werke, die *Erziehungswiſſenſchaft*, und endlich die Bemühungen ſpäter aufgeklärter Völker, namentlich der *Ruſſen*, *Deutſchen*, und der vereinten *amerikaniſchen* Staaten. Zuletzt noch eine *Recapitulation* des Ganzen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle dieſe zahlreichen Abſchnitte kritiſch durchgehen, und auf der Einen Seite die darin vorkommenden Lücken und Unrichtigkeiten, und auf der andern, die Reichhaltigkeit der darin enthaltenen Angaben bemerken wollten. Wirklich aber hat der Vf. in dieſer letztern Hinſicht die Erwartung des Rec., die ſelbſt durch ſeine Aeuſserungen in der Vorrede noch weiter herabgeſtimmt wurde, nicht wenig übertroffen. Es iſt zu verwundern, daſs er in ſeiner entfernten Lage mit ſo vielen Namen und Schriften in ſo vielſeitigen Fächern auch nur bekannt war; noch mehr aber, daſs er die Fortſchritte ſo mannichfaltiger Kenntniſſe und die bedeutendſten Syſteme, Erfindungen und Erweiterungen derſelben in einem ſolchen Grade der Richtigkeit und Vollſtändigkeit darzuſtellen und zu würdigen wuſste. Und wenn er gleich uns Deutſchen

Digitized by Google

in dem letzten Abſchnitte des *zweyten* Bandes unter den erſt *jüngſthin* literariſch gewordnen Völkerſchaften (*Nations lately become literary*) einen Platz anwies: ſo übergeht er doch nicht, am wenigſten in den *erſten*, die höhern Wiſſenſchaften betreffenden, Kapiteln, die vornehmſten Verdienſte und Mitwirkungen deutſcher Gelehrten. Auch nennt er ſie nicht bloſs, und dieſs faſt durchgehends ohne die den Ausländern ſo gewöhnliche, Entſtellung ihrer Namen, ſondern charakteriſirt ſie und ihre Bemühungen meiſtens treffend genug. So redet er z. B. in dem *erſten* Kapitel von *Leibnitz*, *Wolf*, *Boſe*, *Winkler*, *Lambert*, *Euler*, *Humbold*, *Pfaff*, *Mayer*; bey der Chemie von *Stahl*, *Bergmann*, *Scheele*, *Gmelin*, *Weſtrumb*, *Crell*, *Hermbſtädt*, bey der Naturgeſchichte von *Sömmerring*, *Herder*, *Gmelin*, *Bloch*, *Hedwig*, *Werner*, *Klaproth*, *Klügel*, *Olbers*, und vielen andern; mag es auch ſeyn, dafs er, wie er ſelbſt geſteht, mit ihren Werken nicht unmittelbar, ſondern aus engliſchen ſpeciellen Literaturgeſchichten und gelehrten Zeitſchriften, bekannt geworden war. — In dem Abſchnitte über die theoretiſche und praktiſche Medicin wird der Hauptcharakter der verſchiednen Anſichten und Syſteme *Sydenham's*, *Boerhave's*, *Stahl's*, *Hoffmann's* und *Brown's* ziemlich beſtimmt angegeben; und von dem letztern folgendes Urtheil gefällt: „Bey allen ſeinen Mängeln läſst ſich doch nicht läugnen, dafs dem D. *Brown* das Lob des Genies und der Originalität in einem vorzüglichen Grade gebührt. Die Einfachheit, Vielbefaſſenheit und Conſiſtenz ſowohl, als die Neuheit ſeines Syſtems gab demſelben ein ſehr verführeriſches Anſehen, und trug gar ſehr dazu bey, es herrſchend zu machen. Einer von den groſsen Vorzügen deſſelben, ſowohl in Hinſicht auf praktiſche Anwendung, als auf die Leitung und Erhaltung der Geſundheit überhaupt, liegt darin, dafs es die Unſchicklichkeit und Gefahr, plötzlich von Einem Extrem der Erregung zum andern überzugehen, ſehr anſchaulich und einleuchtend macht." — Umſtändlicher noch wird *Darwin's* Theorie dargeſtellt, und von deutſchen Arzneygelehrten werden in dieſem Abſchnitte *Reil*, *Röſchlaub*, *Hufeland*, *Girtanner* und *Heinecke* erwähnt. — Auch die Aufführung deſſen, was in den vereinten amerikaniſchen Staaten für die Arzneywiſſenſchaft durch Schriften, vereinte Geſellſchaften und Veranſtaltungen geleiſtet iſt, verdient Aufmerkſamkeit. Für dieſe Wiſſenſchaft geſchah dort mehr, als für irgend eine andre, und in keiner waren die dortigen Fortſchritte, nach des Vfs. Urtheile, ſo ganz unabhängig von den Lehren und Lehrbegriffen der europäiſchen Welt. Die eigenthümlichen Verdienſte und Entdeckungen, die er ſeinen Landsleuten beylegt, ſind folgende: eine einfachere und richtigere Theorie der urſprünglichen und allgemeinen Verwandtſchaften der Krankheiten; eine gründlichere und praktiſche Würdigung der Noſologie; richtigere, genauere und feſtere Meinungen über den Urſprung und die Urſachen epidemiſcher und anſteckender Krankheiten, nach welchen die Einführung und Ausführung derſelben von Einem Lande in das andre verworfen werden, und die Lehre von ihrer Erzeugung aus einer fehlerhaften Beſchaffenheit der Atmoſphäre hinlänglich bewieſen werde; richtigere Grundſätze in Anſehung der Quarantäne; und eine erweiterte Kenntnifs der Arzneykräfte und des Gebrauchs vieler Artikel aus dem Pflanzenreiche. D. *Ruſh*, *Mitchill* und *Barton* werden als die verdienſtvollſten dortigen Arzneygelehrten ausgezeichnet. — — Der Abſchnitt über die *Geographie* enthält zuerſt eine Aufzählung der im vorigen Jahrhunderte gemachten Entdeckungen, und erwähnt dann die wichtigſten Reiſen, Reiſebeſchreibungen, Landkarten und geographiſchen Werke. *Büſching's* Erdbeſchreibung wird, im Ganzen genommen, für die mühſamſte und vollſtändigſte erklärt, und Prof. *Ebeling's* Beſchreibung Amerika's erhält hier von Amerika aus folgendes ſehr verdiente Lob: *The diligence and ſucceſs, with which Profeſſor Ebeling has laboured to elucidate the Geography and Hiſtory of the American States, are worthy of the higheſt Praiſe. There is no doubt, that the information, which he has collected, and has been for ſome time engaged in laying before his countrymen, on this ſubject, though in ſome reſpects imperfect and erroneous, as was unavoidable, is yet by far the moſt accurate and full, that was ever given to the Public by an European.* Auch des Hofr. *Bruns* Beſchreibung von Afrika wird rühmlich erwähnt. — In Anſehung der *mathematiſchen* Wiſſenſchaften geſteht der Vf., dafs ſie in den vereinten amerikaniſchen Staaten nur wenig getrieben ſind. In dem höhern Theile derſelben ſind die im J. 1802. herausgekommenen *Eſſays Mathematical and Phyſical* von *Jared Mansfield* das erſte Werk dieſer Art von einem gebornen Amerikaner. — Zu dem Abſchnitte von der *Landwirthſchaft* findet ſich im Anhange S. 540. folgende irrige Note: „In vielen Gegenden Deutſchlands ſind die Vorurtheile wider die *Kartoffeln* noch eingewurzelter, als in Frankreich. Es heifst ſogar, dafs in manchen deutſchen Provinzen, noch erſt vor wenig Jahren, die Leute faſt lieber verhungern, als dieſe angenehme und höchſt nützliche Frucht genieſsen wollten. Graf *Rumford* bemühte ſich, ſie in Bayern beliebt zu machen; und endlich iſt es ihm geglückt. Am Schluſs des 18ten Jahrhunderts iſt ſie in den meiſten europäiſchen Ländern gangbar geworden." — In dem Kapitel über die *mechaniſchen Künſte* werden die vielen Verdienſte der Engländer um die Aufnahme und Verbeſſerung des Manufakturweſens gerühmt, und unter andern der äuſserſt glückliche Scharfſinn *Arkwright's*, der zum Friſeur erzogen, und ſehr dürftig in ſeinen frühern Jahren, durch ſeine trefflichen Erfindungen für die Baumwollenſpinnerey, ſchnell berühmt und ſo reich wurde, dafs er ein Vermögen von 500,000 Pfund Sterling hinterliefs. — *Als der* erſte Verſuch, mit *Stereotypen* zu drucken, wird eine ſaubre Ausgabe *Salluſt's* von 1725. angeführt, die ein Goldſchmied *Ged* zu Edinburg veranſtaltete, dem alſo die Ehre der erſten Erfindung gebühren würde. Auf dem Titel ſteht: *Edinburgi; Gulielmus Ged, aurifaber Edinenſis, non typis mobilibus, ut vulgo fieri ſolet, ſed tabellis ſeu laminis fuſis, excudebat.* —

Nicht

Digitized by Google

Nicht gar reichhaltig ist der Abschnitt über die *schönen Künste:* denn bey diesem hatte wohl der Vf. weniger Hülfsquellen, als bey den vorhergehenden. Die allgemeine Bemerkung scheint ganz richtig zu seyn, dafs das letzte Jahrhundert sich vor den ihm vorhergegangenen weniger durch Meister und Kunstwerke vom ersten Range, als durch die Anlage grofser und herrlicher Kunstsammlungen, auszeichne. Unter den Künstlern werden die Namen mancher Deutschen, besonders Tonkünstler, rühmlich genannt, auch D. *Chladni* als Erfinder des Euphon's. In Amerika ist der Eifer für die schönen Künste nicht so sehr lebhaft, obgleich die dort gebornen trefflichen Künstler, *West*, *Copley*, *Trumbull* und *Stuart*, beweisen, dafs auch dieser Welttheil Kunstgenie erzeugen kann. Zu New-York ist indefs unlängst eine Akademie der schönen Künste gestiftet. — Der Abschnitt über die *Physiognomik* erwähnt die ältern sie betreffenden Forschungen, und, in Ansehung der im letzten Jahrhunderte angestellten, verweilt sich der Vf. blofs bey *Lavater's* Lob und Tadel. — Was in dem Kapitel von der *Seelenlehre*, oder vielmehr der Verstandeslehre, (*Philosophy of the Human Mind*) über *Kant* gesagt wird, ist meistens aus englischen Zeitschriften entlehnt. Das eigne Endurtheil des Vfs. aber ist höchst ungerecht, wenn er glaubt, den grofsen Denker unter die neuern metaphysischen Empiriker zählen zu müssen, deren theoretisches Geschwätz (*jargon*), anstatt auf Beförderung der Wissenschaft oder Aufklärung des Verstandes, berechnet zu seyn, vielmehr dazu diene, die Menschen zu täuschen, zu verwirren, und auf ihr wahres Interesse höchst verderblich zu wirken. Unter den deutschen Kantianern hätten *Schulze* und *Reimarus* nicht unbedingt, und *Adelung* unter den Metaphysikern überall nicht, genannt werden sollen. Seltsamer noch ist dieser letztere Name Band II. S. 22., in der Note, wo *Willich's* englischer Auszug der Kritik der reinen Vernunft erwähnt wird, in die Stelle von *Kant's* Namen selbst gesetzt worden. — Ueber die Fortschritte der *klassischen Literatur* und dem wechselnden Geist und Charakter derselben, seit Wiederherstellung der Wissenschaften schickt der Vf. eine sehr gute historische Darstellung voraus, und findet die neuern Zeiten ungünstiger, als die frühern, für ihre Aufnahme. In Amerika, sagt er, sey ihr Verfall vorzüglich auffallend, und beym jugendlichen Unterricht treibe man das Latein nur oberflächlich, und das Griechische werde noch mehr vernachlässigt. Er ist indefs billig genug, die Abnahme des ehedem bey der englischen Erziehung zu einseitigen Eifers für klassische Literatur, in gewisser Hinsicht für vortheilhaft, und die ausschliefsliche Betreibung derselben für das künftige Leben der Jugend und die dazu nothwendigen Kenntnisse hinderlich und nachtheilig zu halten. Die Namen und Verdienste der vornehmsten deutschen Philologen sind hier nicht übergangen; selbst deutsche Uebersetzungen einiger Klassiker von *Voß* u. a. m. werden angeführt; aber einen übersetzten *Hesiodus* von *Schulze*, einen deutschen *Plutarch* von *Penzel*, und einen *Virgil* von *Spitzenbergen*, kennen wir nicht. — Aus dem, was über die *morgenländische Literatur*, vollständig genug, gesagt ist, hebt Rec. nur die irrige Angabe aus, dafs die *Danzische* Methode des hebräischen Sprachunterrichts, die der Vf. eben so irrig einfach, leicht und anziehend nennt, auf deutschen Universitäten und Schulen noch immer die herrschende sey. — Die *neuern Sprachen*, deren Literatur während des letzten Jahrhunderts hier entworfen wird, sind die *englische*, *französische*, *deutsche*, *schwedische* und *russische*. Von den übergangenen, der italiänischen, spanischen und holländischen wufste der Vf. keine Notizen aufzutreiben. Ueber die italiänische giebt indefs der Anhang einen kleinen Nachtrag. Was über die englische neuere Literatur gesagt wird, hat, wie man leicht erwarten wird, die meiste Vollständigkeit; desto dürftiger sind die übrigen Sprachen behandelt. Zu dem, was über die deutsche beygebracht ist, benutzte der Vf. das *Monthly Magazine*, ohne jedoch manche Unrichtigkeiten zu vermeiden. So heifst es z. B. *Klopstock* habe für die Verbesserung unsrer Rechtschreibung sehr viel gethan, und, wenn man sein Beyspiel auch nicht allgemein befolgt habe, so sey dadurch doch eine nachmalige Reform hierin zuerst herbeygeführt worden. — Was für die *Philosophie der Sprache* von Deutschen geschehen ist, blieb dem Vf. unbekannt; er nennt blofs *Herder*, wegen seiner Preisschrift über den Ursprung der Sprache. Von den genannten Engländern erhalten *Harris* und *Lord Monboddo* mit Recht weniger Lob, als *Horne Tooke*.

(*Der Beschlufs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Reime* von *Johann Michael Afsprung*. 1806. 216 S. 8. (1 Rthlr.)

Man wird diese Gedichte aufnehmen für das, wofür sie der bescheidene Vf. giebt. Es sind anspruchlose Spiele, die freylich kein ausgezeichnetes poëtisches Talent, aber doch einen regen Sinn für das Schöne und Gute, der einer feineren Kunstbildung allerdings würdig gewesen wäre, dabey einen auch in der rauheren Form noch schätzbaren Geist der Humanität, und heiterer Lebensphilosophie beurkunden. Die Anhänger der neuesten Poesie, gegen die der Vf. in der Vorrede S. IV u. V. ziemlich hart sich vernehmen läfst, werden ihre Rechnung dabey am wenigsten finden, und diese Reime als geistlose Reimerey zu verdammen geneigt seyn; aber auch andere werden um der besseren Stücke willen, die diese Sammlung enthält, dennoch wünschen, der wackere Vf. hätte nicht alles, was er in seinem Portefeuille fand, aufnehmen, und überhaupt sich der Feile mehr bedienen mögen. Nicht jeder momentane Einfall, nicht jedes gelegentliche Erzeugnifs, das für einen Zirkel von Freunden vielleicht Werth haben kann, hat Werth für das Publikum. Hätte der Vf. das bedacht: so würden gewifs viele Gedichte, wie z. B. S. 33. 49. 79. 80. u. f. w. weggeblieben, oder doch in einer geglättetern Form, die

Digitized by Google

die durchgängig so sehr vernachläſſiget ist, erſchienen seyn; am allerwenigſten aber würde er dann Gedichte, wie folgendes, aufgenommen haben. S. 17.:

Auf meine Wiedergenesung von einem Fieberanfalle.

Vor sehr wenig Tagen nur
War ich fettes Porkus
Von der Herd' des Epikur
Nahe schon beym Orkus.

Denn ein wildes Fieber schlich
Mir durch alle Glieder,
Und es schwächte so, dafs ich
Küsse, Wein und Lieder

Hätt' beynah vergessen ganz;
Meine Sinne hatten
Schon geträumt vom Todten-Tanz,
Und von's Orkus Schatten.

Da rief ich den Bacchus an,
Und er hört mein Flehen,
Er gab, dafs ich wieder kann
Sonn' und Mädchen sehen:

Denn er legt in Traubensaft
Leben und Gedeihen,
Dafs er gebe Heil und Kraft
Mehr als Arzeneyen!

Nun will ich zur Dankbarkeit
Dir mich künftig weihen;
Süſser Gott der Trunkenheit,
Oft in dir mich freuen.

Solche Reime, die etwas mehr noch als bloſse Reime — holperigte schaale Reime sind, kann auch die gutmüthigſte Kritik nicht in Schutz nehmen. Unter die besseren Gedichte, d. i. die in *dieſer Sammlung* die besseren sind, gehören etwa S. 35. 52. 119. auf das gute Volk des Kantons Appenzell S. 122. (*Timoleon* und *Washington*), und 135. wie wohl auch sie von den gewöhnlichen Rauheiten, die man schon aus dem angeführten Gedichte kennen lernt, nicht frey sind: Der Vf. nämlich läſst das *e* überall hinweg, wo es im Reime hindert, auch den Artikel nicht selten: z. B.

Als Stoll in Orkus kam, da rief der Tod voll Schrecken:
Wie, kommt er gar, die Todten zu erwecken?

Ueberhaupt hätten mehrere von den Epigrammen, die theils wie das obige, nach dem Griechischen, mehrere nach dem Französischen copirt sind, durch einen gründeteren Ausdruck können gehoben werden. Es finden sich unter manchen unbedeutende einige nicht unglückliche, dem Vf. eigene Einfälle, die nur besser verführt seyn sollten, wie z. B. S. 40.

Korinne.

Als jüngst der schöne Gott der Reben
In einem Weinberg sich mit einem Kranz umwand,
Und da Korinnchen Trauben lesend fand,
Umarmt' und küſst er sie: denn er hielt sie für Reben.

Die Leser finden auch manche Lieder nach dem Französischen und Italiänischen immer mit beygedrucktem Original, wodurch der Vf. seiner Uebersetzung selten gut gerathen hat. Das beste darunter ist wohl S. 136. *Freyheit*, nach dem Italiänischen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Blankenburg: Nachricht von der Industrie-Töchterschule zu Blankenburg*, von *Joh. Wilh. Heinrich Ziegenbein*, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Consistorialrathe und Superintendenten zu Blankenburg. 1806. VIII u. 72 S. 8.

Ebendaſ.: Ueber einige wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der weiblichen Erziehung und Bildung mit besonderer Beziehung auf eine der neuesten Schriften des Hn. v. Türk. Eine Rede in der Töchterschule zu Blankenburg am öffentlichen Prüfungs-Tage der ersten Töchter-Classe, den 24. Sept. 1806. gehalten von *Joh. Wilh. Heinrich Ziegenbein*, Consistorialrathe und Superintendenten zu Blankenburg. 1807. 44 S. 8.

Diese sind neuere Beweise von dem schon bekannten rühmlichen Eifer und der überlegten Thätigkeit, mit welchen sich der würdige Vf. Aufsicht und Mitunterricht in der genannten Anstalt angelegen seyn läſst, zugleich Belege seiner gründlichen Beurtheilung, reichen Erfahrung und ausgebreiteten Belesenheit in diesem Fache der Pädagogik. Die erste kleine Schrift giebt eine kurze Geschichte des Instituts, und verbreitet sich dann ausführlich über die gegenwärtige Einrichtung desselben, Klassen-Eintheilung, Lehr-Gegenstände und Arbeiten. Drey Beylagen enthalten: 1) Ein Verzeichniſs der Hand- und Hülfsbibliothek für die Lehrer, 2) eine Tabelle der Lectionen für die vier Klassen, und 3) ein summarisches Verzeichniſs der von Ostern 1805. bis Ostern 1806. gefertigten Arbeiten. Wer mag ohne freudige Theilnahme lesen, wie bald, und zu welchem Grade sich hier, mehr durch unverdroſſene Thätigkeit und Eintracht, als durch Kosten-Aufwand, die gute Sache hob? Die Rede des Vfs. enthält aufser viel lehrreichen Bemerkungen über Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts, zu welchen ihn die im vorigen Jahre erschienene Schrift des Hn. *v. Türk* (*Beyträge zur Kenntniſs einiger deutschen Elementar-Schulanstalten*), Veranlassung gab, angenehme Nachrichten von den jetzt berühmtesten Töchter-Schulen Deutschlands, und schliesst mit Darstellung der Fortschritte des Instituts. Mit Vergnügen ersehen wir aus dieser, dafs Kinder aus den höhern Ständen der Schulanstalt zugeschickt werden, und der Vf. weiſs vortrefflich den Gewinn der Kinder aus diesem Besuche darzustellen und die Vorurtheile wider die Elementar-Schulen zum Besten des Privatunterrichts zu widerlegen. Bey dieser Gelegenheit weist Rec. *nur hin auf* die von dem Vf. am vorjährigen Prüfungstage der Töchter-Schule gehaltene vortreffliche Rede: *von dem Einflusse der Mutter in die religiöse Bildung ihrer Kinder.* Ebendaſelbst 48 S. 8. die in den Händen aller Mütter zu seyn verdient.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. May 1807.

GESCHICHTE.

NEW-YORK, b. Swords: *A brief Retrospect of the Eighteenth Century. — — By Samuel Miller* etc.

(*Beschluss der in Num. 127. abgebrochenen Recension.*)

Die *Geschichte* hat unstreitig im vorigen Jahrhundert wesentliche Vorzüge in ihrer Behandlungsart vor allen historischen Arbeiten der frühern Zeitalter gewonnen, die in der Einleitung des ihr gewidmeten Kapitels sehr gut aus einander gesetzt werden. Auch die Anführung der vornehmsten Geschichtschreiber ist für diesen Zweck genau und charakteristisch genug. Nicht so ganz ist diess in dem folgenden Kapitel mit den *Biographen* der Fall. — Irrig glaubt der Vf., dass im siebenzehnten Jahrhundert nur wenig *Romane* geschrieben wären; vergessen aber sind sie freylich grossentheils, oder wenigstens nicht mehr in Umlauf; und das möchte von sehr vielen solchen Erzeugnissen des achtzehnten Jahrhunderts auch wohl schon im neunzehnten das Schicksal werden. Auch in England waren die von *Fielding* und *Richardson* nicht die frühesten, aber wohl die ersten von höherm, in der Folge nicht übertroffenen, und selten erreichten, Werth. Zwischen beiden wird eine, zum Vortheil des erstern ausfallende, Vergleichung angestellt. Das Urtheil über *Sterne* aber ist desto strenger, und eine Note (B. II. S. 166.) giebt aus den *Walpolianis* folgende Anekdote über ihn, deren Wahrheit man bezweifeln zu dürfen wünschen muss: „Man glaubt gemeiniglich, sagt *Horace Walpole*, die empfindsame Schreibart komme ganz aus einem edeln Herzen; sie kann aber das Product eines sehr schlechten Herzens seyn. Man sollte denken, *Sterne* sey ein Mann von sehr zartem Gefühl gewesen; und doch weiss ich von völlig sicherer Hand, dass seine Mutter, die eine Schule hielt, und durch eine ungerathne Tochter in Schulden gerathen war, im Gefängniss hätte umkommen müssen, wenn die Aeltern ihrer Schülerinnen nicht eine Geldsammlung für sie angestellt hätten. Ihr Sohn hatte zu viel Empfindsamkeit, um wahres Gefühl zu haben. Ein todter Esel war ihm wichtiger, als eine lebende Mutter." Aus der Legion deutscher Romanenschreiber werden nur *Wieland* und *Göthe* genannt, und von den wenigen amerikanischen *Charles B. Brown.* — Ueber den Charakter und die Fortschritte der *Dichtkunst* im letzten Jahrh. schickt der Vf. einige allgemeine Bemerkungen voraus, ehe er die einzelnen Dichtungsarten besonders durchgeht. Er gesteht die Abnahme dieser Kunst in England in so fern, dass seit *Shakspeare* und *Milton* kein ähnliches grosses Genie sich dort ausgezeichnet habe; glaubt aber mit Recht, dass im Ganzen diese Kunst an Feinheit der Empfindungen, an Correctheit der Diction und der Bilder, an Natürlichkeit und Wohllaut gewonnen habe. Weniger könne man diess von den Franzosen, und noch weniger von den Italiänern, Spaniern und Portugiesen rühmen; desto mehr aber von den Deutschen, deren grosse Fortschritte seit der letzten Hälfte des von ihm beschriebenen Zeitraums von ihm anerkannt und meistens richtig angegeben werden. Auch die Poesie bey den Schweden und Russen wird aus den Nachrichten englischer Reisebeschreiber kurz charakterisirt. In neun Abschnitten wird hierauf das abgehandelt, was in den besondern poetischen Gattungen geleistet ist; und hier findet man das Vornehmste ganz gut, wenn gleich nicht immer vollständig und bestimmt genug, zusammengestellt. — Diess gilt auch von der im folgenden Abschnitte enthaltenen Anführung der *gelehrten Zeitschriften*, deren Anzahl im letzten Jahrh. so sehr angewachsen ist. In Amerika wurden mehrere schon im J. 1741., eine von Dr. *Franklin*, angefangen; sie waren aber fast alle von kurzer Dauer. Am längsten, und noch bis jetzt, währte das im J. 1799. in Neuyork angefangene *Review*, dessen Werth und Unterstützung eine längere Fortdauer hoffen lässt. Uebrigens werden unter dieser Rubrik auch die periodischen Werke aufgeführt, welche nicht eigentlich literarisch, sondern mehr für populäre und sittliche Belehrung bestimmt sind. — Aus dem, was über *politische Journale* und Zeitungen gesagt wird, erwähnen wir nur das, was die *amerikanischen* betrifft. Die erste dortige Zeitung erschien in Pensylvanien schon im J. 1719., unter dem Titel: *The American Weekly Mercury*; 1725. folgte *The New-York Gazette*, 1732. *The Rhode-Island Gazette*, und hernach mehrere in Connecticut, Neu-Hampshire u. s. f. Im J. 1801. aber wurden in den vereinten Staaten überhaupt mehr als 180 verschiedene Zeitungen gedruckt. Ungefähr 15 davon erscheinen täglich, 9 wöchentlich drey Mal, 25 zwey Mal, und etwa 130 ein Mal in der Woche: so dass man, jede nur zu 800 Abdrükken gerechnet, den jährlichen Betrag der in Umlauf gebrachten einzelnen Blätter zu 12 Millionen annehmen kann; mehr als zwey Drittheile von der in Grossbritannien anzunehmenden Anzahl, obgleich die Bevölkerung der vereinten Staaten dagegen nur die Hälfte beträgt. Im Anhange werden diese Angaben noch genauer bestimmt, und die Summe erscheint da noch grösser. — In dem Abschnitte über *gelehrte Gesellschaften* verweilt der Vf. am längsten bey denen, die

Digitized by Google

die während der letzten Wirren An- zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wo Frankreich militärisch so sehr in den Vordergrund trat, daß es auch in der Litteratur und Kunst die Führung an sich riß, und wo Deutschland, politisch ohnmächtig, auch geistig in Abhängigkeit von Frankreich geriet. Wie sehr diese Abhängigkeit auch in der Litteratur sich geltend machte, wie sehr auch die deutschen Dichter sich der französischen Litteratur, besonders der französischen Tragödie, anbequemten, das hat Scherer in seiner Geschichte der deutschen Litteratur (S. 477 ff.) ausführlich dargelegt. Nur die wenigsten deutschen Dichter jener Zeit haben sich dieser Abhängigkeit entzogen, und unter diesen wenigen ist Lessing der bedeutendste. Wie er über die französische Tragödie urteilte, das hat er in seinen litterarischen Briefen, besonders in der Hamburgischen Dramaturgie, klar und deutlich ausgesprochen. Wie er über die französische Litteratur überhaupt urteilte, das hat er in seinen Briefen, besonders in den Briefen an Mendelssohn, Nicolai und Gleim, ausgesprochen. Schärfer noch als über die französische Litteratur urteilte er über die Art, wie die deutschen Dichter sich ihr gegenüber verhielten. Er schilderte in dem Briefwechsel, welchen sie führten, die Unterwürfigkeit, mit welcher sie sich ihr näherten, und die Geringschätzung, mit welcher sie sie behandelte. Immer aufs neue kam er auf diese Dinge zurück, und immer aufs neue geißelte er die Unterwürfigkeit der deutschen Dichter gegen die französische Litteratur und ihre Geringschätzung der deutschen Litteratur. Diese Geringschätzung war eine Folge der Unterwürfigkeit. Sie war ein Ausfluß des Gefühls, daß man sich durch diese Unterwürfigkeit jener Litteratur gegenüber, welche damals die herrschende war, auch jenen überlegenen Litteraturen, welche Frankreich selbst überragten, wie der englischen und der spanischen, gegenüber wußte zu schützen, und verschaffte den Dichtern, welche sich ihr unterwarfen, eine Art Ehrenstellung. Auch hierüber hat sich Lessing oft ausgesprochen. Auch hierüber hat er sich, wie die Tragödien, so eben gerichtet. Prüfen wir nun, wie sich Lessing zu dieser Litteratur verhielt, so müssen wir zunächst sagen, daß er sich ihr gegenüber ebenso verhielt, wie sich die deutschen Dichter ihr gegenüber verhielten, daß er sich ihr gegenüber ebenso unterwürfig verhielt, wie sie sich ihr gegenüber verhielten. Er hat sich ihr gegenüber ebenso unterwürfig verhielt, wie sie sich ihr gegenüber verhielten. Er hat sich ihr gegenüber ebenso unterwürfig verhalten

weg, was hernach folgt, erzählt, dafs für die vier Abtheilungen der Zuhörer der höhern Lehranſtalt, bey der er mit arbeitet, der hiſtoriſche Curſus vier Jahre dauere; dafs im erſten nur eine allgemeine Ueberſicht über die Geſchichte gegeben, im zweyten über die alte, im dritten über die mittlere, und im vierten über die neue Geſchichte geleſen; dafs jene allgemeine Ueberſicht und die neue Geſchichte von ihm, die alte und mittlere aber von einem ſeiner Collegen vorgetragen werde, und dafs er das vor uns liegende Buch zu ſeinem zweyfachen Gebrauche beſtimmt habe. Denn ſo würde er ſich unſere, ihm vielleicht unangenehme Antwort auf jene Frage erſpart haben, und mit unſerm Urtheil, ungetrübt, zufrieden geweſen ſeyn. Dieſes fällt wirklich, im Ganzen genommen, zum Vortheil ſeiner Arbeit aus. Wir finden die Abſicht, einen allgemeinen Umriſs oder Ueberblick der alten und mittlern, und eine umſtändlichere Darſtellung der neuen Geſchichte ſehr gut erreicht; die Auswahl der Begebenheiten in beiderley Hinſicht zweckmäſsig, und die wiſſenswürdigſten oder Epoche machenden Ereigniſſe ſcharfſinnig ausgehoben, und kunſtreich an einander gereiht. Auch die Hauptmomente der ſogenannten Culturgeſchichte ſind überall ſorgfältig angemerkt. Die alte Geſchichte iſt, nach *Heeren's* Idee, als Staatengeſchichte behandelt, folglich nicht nach ſynchroniſtiſcher Methode, weil ſie groſsen Unbequemlichkeiten unterworfen iſt: doch helfen hierin die beygefügten Tabellen aus. Hingegen ſind die Begebenheiten des Mittelalters und der neuern Jahrhunderte groſsentheils ſynchroniſtiſch dargeſtellt. Was die Zeitrechnung betrifft: ſo hat zwar der Vf. ihr gemäſs die Thatſachen geſtellt, aber alle Zahlen unterdrückt; ausgenommen in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution oder der neueſten Geſchichte, wo ſogar die Tage der merkwürdigſten Ereigniſſe angegeben ſind. Nimmt er bey ſeinem Unterricht die Tabellen mit zu Hülfe, oder hält ſeine Schüler an, ſie bey der Wiederholung zu Hauſe für ſich zu ſtudiren: ſo wird daraus kein Nachtheil für ſie entſtehen; aufserdem findet es Rec. immer gerathener, wenigſtens bey Hauptbegebenheiten die Jahrzahlen gleich beyzuſetzen, weil dieſe ſich ſo mit jenen zugleich dem Gedächtniſs ſicherer einprägen. Mit der Privatwiederholung ſieht es ohnehin bey den meiſten Studirenden miſslich aus.

Neues wird man, ſelbſt nach des Vfs. Verſicherung, in dem Buche nicht finden; aber man wird doch das Alte oder Bekannte gröſstentheils auf eigenthümliche Art zuſammengeſtellt, oft, ohne der Kürze zu ſchaden, beurtheilt, und in lebhaftem, zuweilen ſogar ſarkaſtiſchem Tone vorgetragen finden. Auch mit der Richtigkeit und Genauigkeit der erzählten Begebenheiten wird man zufrieden ſeyn. Unter mehrern angeſtrichenen Stellen, wo der entgegengeſetzte Fall einzutreten ſcheint, machen wir, einer neuen Ausgabe zum Beſten, nur auf folgende aufmerkſam. Warum werden wohl die S. 72. richtig genannten *Araber* auf den folgenden Seiten plötzlich in minder richtige *Saracenen* verwandelt? — S. 82. wird *Rollo* genannt, ohne zu ſagen, wer er war. Zwar wird bald darauf der *Normänner* gedacht; aber daraus kann der Anfänger nicht erkennen, dafs *R.* ein ſolcher war. — Auch in dieſem Buche (S. 84.) wird dem deutſchen Könige Heinrich I. der unwürdige und fabelhafte Beyname *der Finkler* beygelegt. — S. 89. iſt *Annalen* ſtatt *Annaten* ein Druckfehler; ſo wie S. 163. Carl von *Genf* ſtatt *Gent*. Vielleicht gehört in dieſelbe Kategorie das S. 228. zwiſchen *Dugai* und *Trouin* ſtehende Komma, ſtatt des Abtheilungszeichens; jenem zu Folge wären aus Einer Perſon zwey gemacht. — Wenn es S. 97. heifst, Alphons der Weiſe habe mit der Caſtiliſchen Krone die deutſche *vereinigt*: ſo ſollte man denken, er habe von letzterer Beſitz genommen, da er doch, durch den päpſtlichen Bann geſchreckt, nicht einmal den Titel eines Kaiſers von Deutſchland führte. — Von dem folgereichen oder vielfachwirkenden Ritterthum (Chevallerie) im Mittelalter finden wir keine Erwähnung, als nur S. 122., dafs, nach der Erfindung des Schieſsgewehrs, mit den Waffen der tapfern Ritter auch der Rittergeiſt verſchwunden ſey; aber von deſſen Entſtehung und Beſchaffenheit kein Wort. S. 124.: die *Sorgenloche*; warum nicht das bekanntere *Guttenberg*, zumal in einem *ſolchen* Buche? In der engliſchen und franzöſ. Geſchichte wird der ſehr oft vorkommende Kardinal *Wolſey* immer *Woolſey* genannt. S. 143. werden die unglücklichen Gemahlinnen des launenhaften und blutdürſtigen Königs von England, Heinrich VIII., genannt, aber der Umſtand verſchwiegen, dafs ſie ſeine Gemahlinnen waren. Wenn nun der Anfänger lieſet: Heinrich liefs *Anna Boleyn* (nicht *Boulen*) enthaupten: ſo weifs er nicht, wer dieſe Dame war. Nicht einmal aus dem Zuſammenhange kann er es errathen. — Auch Hr. *F.* gehört unter diejenigen, welche die Königin Eliſabeth wegen ihres Verfahrens mit der Königin Maria von Schottland unbedingt verdammen, ja ſogar ſchimpfen (S. 181 f.), ohne zu bedenken, wie viel ſich mit Grunde zu Eliſabeths Entſchuldigung ſagen läſst. — S. 198. kommt ein *Herzog von Friedland* vor, ohne zu ſagen, dafs dieſs *Wallenſtein* (eigentlich *Waldſtein*) iſt. Da nun unmittelbar hinter her *Wallenſtein* folgt: ſo mufs der Anfänger nothwendig glauben, dieſs ſeyen zwey verſchiedene Perſonen. — Mit Wohlgefallen, aber für ſeinen Plan zu lange, verweilt Hr. *F.* bey den unſterblichen Verdienſten und der Charakteriſtik des unerreichbaren Staatsmannes und Helden Guſtav Adolph (S. 204 f.). S. 297. wird die Inſtruction der Kaiſerin Katharina II. für ihre Geſetzgebungscommiſſion, zugleich aber auch *das Geſetzbuch ſelbſt*, als fertig, erwähnt, welches doch jetzt noch nicht zu Stande gekommen iſt. Weiter hin heifst es, ſie habe mit dem Blute einer *vollen Million* ihrer Unterthanen ihren Ruhm erkauft. Hier möchte man wohl fragen: wer hat ſie denn gezählt? Ueberdieſs gründet ſich ja dieſer Ruhm nicht blofs auf Künſte des Kriegs, ſondern auch des Friedens, dergleichen der Vf. ſelbſt aufzählt.

Das am Ende des Buches aufgeſtellte Gemälde der an überraſchenden Thaten ſo reichen franzöſiſchen

Digitized by Google

ſchon Revolution kann man meiſterhaft, hinreiſsend nennen. Kein, auch nur einigermaſsen bedeutender Auftritt während derſelben iſt vergeſſen, und dabey doch nicht die Genauigkeit im Darſtellen dieſer Auftritte verletzt. Nicht einmal die Chronologie, wie wir oben ſchon rühmten, iſt hintangeſetzt. Und doch geht alles ſchnell, wie in einer Zauberlaterne, vor den Augen des Leſers vorbey.

SCHÖNE KÜNSTE.

ERFURT, in Comm. b. Knick: *Bertha von Lindenſtein* oder *Kabale und Entführung*. Trauerſpiel in fünf Aufzügen aus dem Jahre 1495. vom Verfaſſer der Bertha von Hochſtein. 1805. 132 S. 8. (8 gr.)

Ob auf die Bertha von Hochſtein darum verwieſen iſt, um ihre Namensſchweſter von Lindenſtein zu empfehlen, kann Rec. nicht ſagen; er hat die Bekanntſchaft der erſten nicht gemacht, und die andere macht ihn auch gar nicht neugierig. Dieſe hat für ihn nicht den mindeſten Reiz. Weder die Erfindung, noch die Anordnung; weder die Situationen, noch die Charaktere; weder die Darſtellung *im Ganzen*, noch die Sprache im Einzelnen erhebt ſich auch nur bis zum Mittelmäſsigen. An einigen Teufeleyen fehlt es freylich eben ſo wenig, als an gottſeligen Geſinnungen; aber es giebt bekanntlich Menſchen, die daran zweifeln, daſs dieſe Ingredienzien hinreichen zum Trauerſpiel; und etwas Ritterlichkeit und Biederkeit mit einigen Kraftausdrücken wird ſchwerlich den Mangel erſetzen. *Auf jedem Fall* iſt dem Vf. zu rathen, daſs er bey einem *künftigen* Producte vorliegendes nicht wieder in Erinnerung bringt, oder auch, daſs er es in Erinnerung bringt, wenn er es etwa beſſer mit dem Publicum, *als mit* ſich meynen ſollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

BIBLISCHE LITERATUR. *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Das Büchlein Ruth*, ein Gemählde häuslicher Tugenden. Aus dem Hebräiſchen überſetzt, erklärt und für Pfarrer auf dem Lande bearbeitet von Dr. *Thaddäus Anton Dereſer*, Profeſſor der Theologie an der Kurbadiſchen Univerſität zu Heidelberg. 1806. 50 S. 8. — Wir haben dieſe kleine Schrift mit Vergnügen geleſen. Ein durch Einfalt und Wahrheit der Charaktere und des Vortrags ſo anziehendes Sittengemälde, wie das Büchlein Ruth, verdiente wohl eine ſolche Bearbeitung auch für diejenige Volksklaſſe, der es ſich, als aus ihrem Mittel genommen, beſonders empfehlen muſs. Die Ueberſetzung ſelbſt iſt mit Geiſt und Sachkenntniſs verfertigt; der einfache und herzliche Ton beybehalten, wo ihn Luther ſchon getroffen, oft beynahe mit ſeinen Worten wiedergegeben, nur verſtändlicher und weniger ebraiſirend ausgedruckt worden, wie z. B. I, 16, 17.: *„Wo du hingeheſt, da will ich auch hingehen, und wo du bleibeſt, da will ich auch bleiben. Dein Volk ſoll mein Volk, dein Gott ſoll mein Gott ſeyn. Wo du ſtirbſt, da will ich auch ſterben und begraben ſeyn. Gott ſtrafe mich, wenn mich etwas anders, als der Tod von dir trennet:* welche letzte Worte *Luther* ſo giebt: *„Der Herr thue mir dieſs und das, der Tod muſs mich und dich ſcheiden."* Auch die Fehler der Lutherſchen Ueberſetzung wurden mit Benutzung der beſſern Erklärungen, die wir jetzt haben, berichtigt. Z. B. II, 7.: שבתה הבית מעט nach Luther *„bleibt wenig daheime"* iſt dem Sinne gemäſser gegeben, und noch mit einer Anmerkung erläutert worden: *„nun ruhet ſie ein wenig im Feldhäuschen aus"* — vielleicht wäre das Wort *Hütte* noch beſſer geweſen. Für das Wort *Mantel* III, 15. iſt beſſer *Schleyer* geſetzt. Ob indeſs in ebendemſ. Kap. v. 9. für den ebraiſirenden Ausdruck: *breite deine Flügel über deine Magd aus*, richtig geſetzt iſt: *nimm mich zur Frau*, zweifeln wir, da die Redensart im Allgemeinen wohl nur bedeutet: *nimm mich in deinen Schutz*, gleich der Kap. II, 12. von den Flügeln Gottes. Auch hätten wir für אשת חיל (III, 11.) das Lutherſche Wort *tugendſam — hier nur in tugendhaft verwandelt* — nicht beybehalten; dieſs ſagt das Ebräiſche doch nicht. Beſſer vielleicht: *Wackeres Weib*. III, 16. מי את בתי giebt der Vf. *was biſt du?* (nämlich als ob Naemi fragte: Biſt du die Frau des Boas oder nicht?) Wir zweifeln, ob dieſs der Sinn iſt und glauben, daſs die Ueberſetzung: *wie ſteht es mit dir? — was haſt du ausgerichtet?* die beſſere iſt. — Daſs die Namen übrigens nicht nach dem ebräiſchen Laute, und alſo nicht, wie Luther ſchreibt, *Boas*, ſondern nach den *LXX. Booz*, *Noemi* u. ſ. w. geſchrieben ſind, billigen wir in ſo fern nicht, als die Landleute doch ſchon an jene *Ausſprache* gewöhnt ſind. — Was die Anmerkungen *betrifft, die unter* dem Texte mitgetheilt ſind: ſo ſind *derſelben wenige*, kurz, aber ſehr zweckmäſsig; nur das Unentbehrlichſte, zum richtigen Verſtehen des Buches Nothwendige, wurde ausgehoben. Am Schluſſe wird in Beyſpielen gezeigt, wie dieſs Buch zur Erbauung einer Landgemeinde in Predigten anwendbar ſey. Der Vf. meint nämlich, es wäre gut, wenn ſtatt der Erklärung der Evangelien auf dem Lande zur Abwechſelung öfters hiſtoriſche Schriften aus der Bibel vorgeleſen, und homiletisch behandelt würden; für die Aerntezeit, glaubt er, wäre beſonders das Büchlein *Ruth* ein zweckmäſsiges Buch, weil ſchöne Charaktere darin aufgeſtellt ſeyn; (Wohl; wenn es das dritte Kapitel nicht wäre. — Der anſtelligen Naemi Anſchläge auf Boas haben doch etwas für unſere Sitten ſehr Anſtoſsendes, ſo wie ebenfalls der jungen Wittwe pünktliche Folgeleiſtung.) Hr. *D.* giebt ſelbſt einige Skizzen von Homilien: 1) *über die leidende und in ihrem Leiden geduldige Noemi.* 2) *über die fleiſsige, und durch Fleiſs ſich emporringende Ruth.* Aufſätze, die viel praktiſchen Sinn, viel Treffliches und gewiſs Nützliches enthalten. *Der ſchon durch* andere ähnliche Arbeiten, wie durch ſein *deutſches Brevier* rühmlich bekannte Vf., verdient Aufmunterung, *mehrere* bibliſche Stücke auf gleiche Art zu bearbeiten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. *May* 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

STENDAL, b. Franzen u. Grofse: *Ueber Klopſtocks Meſſias. — Erſter Theil.* 1805. 206 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. dieſer Schrift iſt ein groſser Bewunderer *Klopſtocks;* darüber wird ihn niemand tadeln. Wir hoffen zur Ehre der deutſchen Nation, der Vf. werde, trotz den Revolutionen auf unſerm Parnaſſe ſeit der Erſcheinung der Meſſiade, dieſs Gefühl der Hochſchätzung für den Unſterblichen, dem unſre ſchöne Literatur ſo viel dankt, noch mit vielen Deutſchen theilen. Aber, wie es den zu lebhaften Bewunderern und Liebhabern öfter begegnet, er iſt bis zur Ungerechtigkeit gegen ſeine Zeitgenoſſen eiferſüchtig beſorgt um die Anerkennung der groſsen Verdienſte ſeines Angebeteten, er klagt über mehr und mehr zunehmende Kälte gegen dieſelbe; *Klopſtocks* Meſſias beſonders werde faſt gar nicht mehr geleſen, und doch wäre es (S. IV. Vorber.) wegen der Nutzbarkeit für Tugend und Religion am meiſten zu wünſchen, dafs dieſs erhabene Dichterwerk das Lieblingsgedicht der deutſchen Leſewelt würde. Er ſucht die Urſachen dieſer Gleichgültigkeit auf, und glaubt ſie theils in dem religiöſen Stoffe und ſeiner mit den bisherigen Veränderungen in dem kirchlichen Syſtem ſo contraſtirenden Behandlung, theils in dem gewöhnlichen Hange zum Neuen, vornehmlich aber doch darin zu finden, dafs (S. XIV.) die Sprache der Meſſiade über die gewöhnlichere Dichterſprache ſich ſo ſehr erhebe, und daher viele, welche doch wohl andre Dichter, *und nicht gerade eben die der niedern Art leſen, manches darin dunkel und zweifelhaft finden. Dieſes*, fährt der Vf. fort, und weil ſelbſt mit aus dieſer Urſache eine Menge Schönheiten darin *tiefer verſenkt liegen* (?), *wie* (als) in den Werken andrer Dichter, machte denn wohl einen Commentar derſelben überaus wünſchenswerth. — Alſo ein Commentar über die Meſſiade iſt es, was hier angekündiget, und wovon jetzt der *erſte* Band geliefert wird, der über die erſten Geſänge ſich erſtreckt; noch *fünf* Bändchen (wenn das Publicum und der Verleger Luſt haben) ſollen nachfolgen. Durch einen Commentar hofft der Vf. wieder die erkaltete Liebe des Publicums zu erwärmen, und dem von ihm mit Recht ſo geſchätzten Meiſterwerke zahlreichere Leſer zu gewinnen. Am liebſten hätte er eine ſolche Arbeit von *Ebert*, oder *Niemeyer*, oder *Funk* gewünſcht. Allein da dieſe ſeinen Wunſch nicht erfüllt, und *Cramer* ſeinen angefangenen Commentar nicht fortgeſetzt hat, der Vf. auch dieſen zu unbefriedigend, bald zu flüchtig, bald zu weitläufig, und gerade bey den dunkelſten Stellen unbefriedigend findet: ſo wollte er ſelbſt Hand an das Werk legen. Der Gedanke iſt an ſich nicht verwerflich, wenigſtens der Wille gut. Nur zweifeln wir, ob auch durch den beſten Commentar gerade die Abſicht des Vfs., ein gröſseres Leſepublicum um die Meſſiade zu verſammeln, möchte erreicht werden, am allermeiſten aber zweifeln wir, ob durch den ſeinen. Es iſt einmal das Schickſal ſolcher Gedichte, wie das Klopſtockſche iſt, die auch von ihren Verfaſſern ſchon nicht für die Menge berechnet ſind, dafs ſie von vielen zwar bewundert, aber nur von wenigeren geleſen werden. Wer Sinn und Geiſt für ſie hat, bedarf keines Commentars; wer eines ſolchen bedarf, lieſt ſie nicht, wenn auch der Commentar noch ſo gut wäre. Für ganz junge Leute etwa möchte eine ſolche Beyhülfe gut ſeyn, vielleicht auch für Lehrer der Jugend, die, wie es häufiger geſchehen ſollte, als es in der That geſchieht, bey dem ihnen anvertrauten Bildungsgeſchäfte ihrer Zöglinge ſich auch die Uebung in der Leſung vaterländiſcher claſſiſcher Schriftſteller zu einer Angelegenheit machen: aber auch ſo ſollte der Vf., deſſen gute Abſicht wir nicht verkennen, anders bey der Ausführung ſeines Plans verfahren ſeyn. Vielleicht würde es am beſten geweſen ſeyn, den Text ſelbſt mit wenigeren Anmerkungen und etwanigen Excurſen zu liefern. Hier ſind in dieſem *Commentario perpetuo* — denn es iſt meiſt grammatiſch-philologiſche Erklärung, was gegeben wird — der Anmerkungen durchaus zu viel: Alles iſt zu ſehr aufs Weitſchweifige angelegt, es werden Stellen erklärt, die für den nur etwas Geübten gar keiner Erklärung bedürfen. Faſt durchaus werden die Leſer, wie ſie der Vf. ſich zu denken ſcheint, als zu unwiſſend angenommen. Wie ungelenk der eigene Vortrag des Vfs. iſt, haben einige oben ſchon angeführte Stellen erwieſen. Wir belegen unſer Urtheil noch weiter mit einigen Proben. Gleich bey dem dritten Vers wird angemerkt *(Liebe der Gottheit)*, Liebe bedeute in der Sprache des Morgenlandes auch *höhere*, beſonders *vorziehende* Liebe, ſo wie Hafs Zurückſetzung, geringere Liebe, wozu die Stelle Röm. 9, 13.: *Jakob habe ich geliebet, aber Eſau habe ich gehaſſet*, angeführt iſt, und zugleich Matth. 6, 24. Luc. 14, 26. Joh. 12, 25. nachgewieſen ſind. — Wir zweifeln ſehr, ob *Kl.* an dieſen theologiſch-gelehrten Unterſchied hier gedacht hat, der obendrein nicht ganz erwieſen ſcheint. Beſſer iſt die Anmerkung zum folgenden Verſe, wo zugleich die neue Klopſtockiſche Lesart aus der letzten Reviſion des Dichters mit der frühern verglichen, und ihr Vorzug vor dieſer kritiſch gezeigt wird. Ueberhaupt rech-

rechnen wir es dem Vf. zum Verdienste an, dafs er faſt durchgängig auf die letzten Veränderungen des Dichters kritiſche Rückſicht genommen hat. Ob dem äſthetiſchen Gefühle ſehr aufgeholfen wird durch Apoſtrophen, wie folgende: *Schöner Uebergang* (S. 5.); *Wie nicht nur ſchön überraſchend, ſondern auch ſanft rührend iſt dieſes Gebet!* — es iſt das Gebet v. 10. gemeynt — ob die weitere hier angebrachte Declamation zweckmäſsig ſey — „*wie zeigt ſich in dieſem Gebet auch hoher Begriff von der Kraft und Heiligkeit der Wirkungen des göttlichen Geiſtes*" — ob endlich Erklärungen, wie nachſtehende, etwas erklären: S. 6. *Voller Entzückung. Ueber die Hinzuführung vom Geiſte Gottes, und die Würdigung, einen ſo erleſenen Gegenſtand zu ſingen, wünſcht ſie der Dichter entzückt. (!) In verklärter Schönheit. Denkt man ſich die Dichtkunſt als ein höheres Weſen, (ſo) kann man ſie ſich auch fähig denken, eine helle leuchtende Geſtalt anzunehmen. Kühlende Erde* (S. 12.). *Nicht nur dichteriſcher, ſondern auch ideenreicher als kühle Erde, weil hierin vorgeſtellt wird, wie die Erde ihre Kühlung mittheilt. Auch Beziehung auf die Nachtzeit, weil ſie dann am mehrſten kühl iſt und kühlet — heilige Kinder* — nämlich *Kinder Gottes: Vom Geiſte geboren*, nämlich: *vom Geiſte Gottes zu Kindern Gottes geboren:* — ob ſolche und ähnliche in der That doch triviale Anmerkungen, deren man auf allen Seiten beynahe antrifft, der Meſſiade viel neue Leſer erobern werden, iſt ſehr zu zweifeln. Rec. vermiſst nicht nur in der ganzen Anlage dieſes Commentars einen feſten Plan und Zweck, für welche Klaſſe von Leſern er beſtimmt ſeyn ſoll, ſondern auch den für ein ſolches Geſchäft nöthigen richtigen Sinn. Es iſt alles zu pedantiſch behandelt, und manche Noten haben das Anſehen wie die verrufenen *ad modum Minellii*. Auch empfehlen Druck und Papier und die häufigen Druckfehler das Werkchen ſo wenig, als der Stil, in dem es abgefaſst iſt. Einzelnes Gute iſt ihm nicht abzuſprechen, aber es ſollte weit mehr geſichtet ſeyn von der vielen Spreu, unter der man es aufſuchen muſs.

Von den angehängten drey Gedichten des Vfs. zur Ehre *Klopſtocks* wünſchten wir ebenfalls mehr Gutes ſagen zu können, als wir im Stande ſind. Sie beweiſen, daſs man ein Bewunderer eines groſsen Dichters ſeyn kann, ohne eben von ſeinem Geiſte viel in ſich aufgenommen zu haben. Sie ſind überſchrieben: 1) *Klopſtocks Tod.* 2) *Klopſtocks Himmelsfeyer.* 3) *Hamburg und Altona.* Verworrenheit, rauhe Sprache, Verſchrobenheit und Mangel an aller Proſodie erwecken kein günſtiges Vorurtheil für einen Erklärer der Meſſiade. Man höre den Anfang des erſten:

So glänzt mondentzündeter Wolken-Schimmer die Stille
Nächtlicher Himmel hindurch, wie in des
Lebens Verdämmrung Helle *ſchien* her von dem brechenden Blicke
„Hohe Geſtalt! dein Lächeln, wie feyerlich!
„Aber deiner Stimme *Gehalle*, könnt' ichs ſchon fragen,
„Daſs ich wiſſe, wie hier dein Name
„Tönt', *oder* ob du ſeyſt der Stetsunſterblichen Einer!" —
So des Sterbenden Denken. *Wie* er ſich
Mühte, *vermogt'* er der Rede nicht mehr. *Jetzt wich ſein Tod hin* u. ſ. w.

Dem Abgeſchiedenen erſcheint nun Youngs Geiſt. Auf die Frage, wer er ſey, antwortet der Geiſt:

Einſt auch war' ich, was du warſt, Menſch und
Hochgeprieſener Barde. Mir war, gleich du, des Geſanges
Gabe jeder Entweihung zu heilig.
Wie du der Epos- und Odenſänger war deren ich erſter,
Die der Lehre Geſang lieh weihten.

Die Ode: *Klopſtocks Himmelsfeyer*, iſt nicht beſſer. Beſonders übertrifft ſie noch an Disharmonie der Verſe die vorhergehende bey weitem. Man findet hier Daktylen, die nicht gräulicher ſeyn könnten, z. B.

Er höret | es freudig | greift zur | Harfe. | —
Und Harfeneinklang erhuben beide.

Ja oft fällt der Vf. ganz aus dem Sylbenmaſs,

und verſtummet' aufs neu voll Anſchauns —
Hymnus des Sohnes Lob zu feyern.
— ruft verlangend: Leite mich zum Meſſias.

Auch hört man hier *von der Chriſten Wochen*, die Kl. feyern (die Faſtenwochen), von einer Sonnengürtung des Himmels, zu der Kl. hehren Schimmers eilt, wo

der Erd am nächſten ihre Feuer
Flammigt entbrennen — (!)

und was der Köſtlichkeiten mehr iſt. In den Elegieen *Hamburg und Altona* wird für die Ehre, die ſie gemeinſchaftlich dem Verewigten durch *die gemeinſchaftliche* Todtenfeyer erwieſen, zum Lohne der Stadt Hamburg „ein *Sänger des heiligen Epos, dem Gefeyerten gleich*, und der Stadt Altona ein Mädchen gewünſcht

reizvoll und edel,
Liebend, wie Meta, doch lang Gattin des glücklichen Manns."

DRESDEN, b. Walther: *Archiv für Künſtler und Kunſtliebhaber.* Angelegt und beſorgt von *Johann Georg Meuſel*, Hofr. u. Prof. zu Erlangen. *Erſtes* Bandes *Erſtes* Stück. 1803. VIII u. 170 S. — *Zweytes* Stück. 1804. 177 S. — *Drittes* Stück. 1804. 186 S. — *Viertes* Stück. 1805. 208 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Seit dem Jahre 1779. beſorgte der verdienſtvolle Herausg. vier einander folgende Zeitſchriften, *für* Künſtler und Kunſtfreunde beſtimmt, und alle von ähnlicher Einrichtung: die *Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts*, in 30 Heften; das *Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber*, in 18 Stücken; ein *Neues Muſeum*, in 4 Stücken; und die *Neuen Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts*, in 14 Stücken. Die traurigen Folgen der franzöſiſchen Revolution hemmten den raſchen Fortgang der

Digitized by Google

der letztern Inſtitute; die friedfertigere Periode im J. 1803., und die — leider! bald wieder vereitelte — Hoffnung ihrer Fortdauer, ermunterte den Herausg., ſein Unternehmen durch ſtärkere Thätigkeit zu verjüngen; und er forderte ſeine bisherigen Mitarbeiter ſowohl, als andre Freunde und Kenner der Kunſt, zur Beyhülfe auf. Eben die Ungleichheit des Werths der mitgetheilten Aufſätze, die ſich in den gedachten vorhergehenden Zeitſchriften fand, wird man freylich auch in den bisherigen Heften der gegenwärtigen wahrnehmen; eine zu ſtrenge Forderung in dieſer Hinſicht würde jedoch unbillig ſeyn. Nicht Alles iſt bloſs für den geübten Künſtler und reifen Kenner beſtimmt, ſondern Manches für bloſse Dilettanten, denen das willkommen ſeyn kann, was Jenen gleichgültig und unerheblich, oder doch nicht tief genug ergründet ſcheinen kann. Von dem bloſsen Liebhaber aber darf gleiche Nachſicht erwartet werden. Ohne den ganzen Inhalt der vorliegenden *vier* Hefte auszuziehen, wird Rec. nur die erheblichſten Aufſätze eines jeden auszeichnen.

Den Anfang des *erſten* Hefts macht eine mit *E. K.* unterzeichnete kurze Abhandlung über das Studium und die Ausübung der Kunſt der alten und neuen Künſtler; und von eben dem Vf. ſind zwey Aufſätze über Kunſtanwendung in der Schreibkunſt und in der Stickerey. In allen finden ſich einige gute, wenn gleich nicht neue und nicht immer ganz richtige, Bemerkungen. Beſſern Inhalts ſind die Gedanken über die Bücherkupfer und äſthetiſchen Kunſterklärungen von *R.* zu *A.* und die Beurtheilung dreyer Blätter zur Prachtausgabe von *Wieland's* ſämmtlichen Werken. Die Lebensgeſchichte des berühmten Bataillenmalers *G. Ph. Rugendas* iſt mit einem räſonnirenden Verzeichniſſe der zahlreichen Kupferblätter von und nach ihm begleitet. Auch findet man hier biographiſche Nachrichten von dem geſchickten Hiſtorienmaler *Johann Quirin Jahn* aus Prag, der dort von 1739 bis 1802. lebte. In der Neuen Bibliothek der ſch. Wiſſenſch. ſtehen einige Abhandlungen von ſeiner Hand. Ferner, von *Joh. Georg Pforr*, einem Landſchaft- und Thiermaler zu Frankfurt am Mayn, geſt. 1798. Zu der Beſchreibung einer griechiſchen antiken Statue des Pythiſchen Apoll, in weiſsem Marmor, die ſich in einer Privatſammlung zu Dresden befindet, liefert das Titelkupfer dieſes Hefts einen Umriſs.

Im *zweyten* Hefte ſtehen zuerſt einige neue Kunſturtheile aus einem Schreiben von Paris, die in dem *erſten* Stücke von *Fr. Schlegel's Europa* befindlichen ſeltſam vorgetragenen und in Schwulſt gehüllten Urtheile über die Pariſer Kunſtausſtellung und die eben dort ertheilten Nachrichten von den Gemälden in Paris zu berichtigen. In einem ziemlich dem Schlegelſchen ähnlichen Tone iſt indeſs der lobpreiſende Aufſatz über *Cellini's* von *Göthe* überſetzte Lebensbeſchreibung. Von S. 11 — 56. eine metriſche Ueberſetzung des engliſchen Gedichts über die Landſchaftsmalerey von *Gilpin*, mit Inhaltsanzeigen und Anmerkungen verſehen. Die reimloſen Alexandriner benehmen für ſich ſchon, und mehr noch durch die öftern Härten der Sprache und Wortfügung, dieſem Gedichte den leichten gefälligen Charakter des Originals. Die Nachrichten von einem Isländiſchen Landſchaftsmaler, *Hialtalin*, der eine Zeitlang in Braunſchweig lebte und des verſt. Prof. *Weitſch* Schüler war, ſind intereſſant genug; ſein Bildniſs ſteht vor dieſem Hefte. S. 69 — 102. folgt eine Ueberſetzung der Abhandlung über die Kenntniſs der Zeichnungen und Gemälde, welche zu *d'Argenville's Abrégé de la Vie des plus fameux Peintres* die Einleitung ausmacht. Der mit *Kr.* bezeichnete Ueberſetzer glaubte dieſe Abh. zuerſt in unſre Sprache zu übertragen; ſie ſteht aber ſchon im *erſten* Bande der *Volkmanniſchen*, 1767. angefangenen, Ueberſetzung jenes franzöſiſchen Werks. Bemerkenswerth iſt die Abh. über die Verſchwiſterung der Baukunſt mit den ſchönen Künſten, von Hn. *Cleinow*. Die im *neunten* Stück der N. Miſcell. angefangene chronologiſche Aufführung der griechiſchen Bildhauer, mit ihrer Charakteriſirung, wird hier fortgeſetzt. Einige biographiſche Nachrichten von *Joſeph Bergler*, Hofmaler zu Paſſau, und nachmals Vorſteher einer Kunſtſchule zu Prag. Seine und *Burde's*, eines andern Prager Künſtlers, Kupferblätter werden hier nachgewieſen.

Das *dritte* Heft beginnt wieder mit einigen neuen Kunſturtheilen aus Paris, in Beziehung auf das *zweyte* Stück des Schlegelſchen Europa. Die Wiener Miſcellen ſcheinen nicht ganz ohne leidenſchaftliche Aufwallung geſchrieben zu ſeyn. Mit Kennerblick ſind von *J. C. H.* zehn neuere Kupferſtiche beurtheilt. S. 42 — 98. folgt eine Biographie und Charakteriſtik des berühmten Malers, *Philipp Wouvermanns*, mit einem beurtheilenden Verzeichniſs der nach ihm, zum Theil von trefflichen Meiſtern, gelieferten Kupferblätter. Dann, über *Karl Adolph Heinrich Heſt*, einen jungen Künſtler aus Dresden, der beſonders glücklich im Pferdemalen, und durch ſeinen, auch in Kupfer geſtochnen, Uraliſchen Koſakenmarſch vornehmlich bekannt geworden iſt. Auch hat er vor einigen Jahren eine Reitſchule zu liefern angefangen. Aus dem Moniteur iſt hier der Nekrolog des Ritters *d'Azara* aufgenommen. In einem Briefe aus Rodach im Coburgiſchen wird von einem bisher unbekannten dortigen Künſtler, *Andreas Voit*, Nachricht ertheilt. Unter den dieſem, wie den beiden frühern Heften, angehängten vermiſchten Nachrichten befindet ſich die Beſchreibung des Titelkupfers, nach einer Skizze des in Rom jung verſtorbnen Malers *Kirſch*, der ſie zum Altarblatte der Kreuzkirche in Dresden entworfen hatte.

Intereſſante Kunſtnachrichten aus der Schweiz eröffnen das *vierte* Stück dieſes Archivs, womit der *erſte* Band deſſelben geſchloſſen wird. Sie befaſſen den Zeitraum vom J. 1796 — 1805., und betreffen beſonders noch die erſte ſchweizeriſche Kunſtausſtellung in Bern, im J. 1804., von der dortigen ökonomiſchen Geſellſchaft mit der rühmlichſten Betriebſamkeit und edelm Kunſteifer veranſtaltet. Ihnen folgen *Ruſſiſche* Kunſt-

Kunſtnachrichten aus einem Briefe von St. Petersburg, der im Intelligenzblatte der Jenaiſchen Literaturzeitung Nr. 123. vom J. 1804. mitgetheilt wurde. Dann auch einige neuere *Franzöſiſche* Kunſtnachrichten über die Arbeiten *Querin's*, *Godefroy's*, *Gerard's* und *Myris*. Der Auszug eines Schreibens an einen Freund in Königsberg betrifft die Ausſtellung der *Dresdner* Kunſtakademie am 5ten März 1805. Ein in der dortigen Gemäldeſammlung des Hn. *Pechwell* befindliches Gemälde auf Holz von *Raphael*, allegoriſchen Inhalts, verdiente die davon gegebene ausführliche Beſchreibung. Der Aufſatz über *Joſeph Vernet* und *Leonhard da Vinci* iſt meiſtentheils aus dem *Recueil d'Obſervations ſur quelques grands Peintres* genommen, und, ſo wie der folgende, über die Weberſche Nachbildung des Hamiltonſchen Werks über den Veſuv, und andre Neuigkeiten der Kunſt, mit *Rſhr. v. S — a.* unterzeichnet. Den Schluſs macht eine kurze Abhandlung über Meinungen in der Kunſt, und die Beſchreibung eines Kupferblattes, welches die Ruinen des Merkurtempels in dem kurfürſtl. Luſtgarten zu Schwetzingen abbildet, von einem jungen Manheimer Künſtler, *Karl Kuntz*, im Umriſs, mit Farben *en gouache*. Unter den vermiſchten Nachrichten iſt die umſtändlichſte der Bericht über die Arbeiten der zum franzöſiſchen National-Inſtitut gehörenden Klaſſe der ſchönen Künſte.

JUGENDSCHRIFTEN.

Wien, b. Doll: *Sittenlehre in Beyſpielen aus der hiſtoriſchen Kinderwelt.* Oder *lehrreiche Erzählungen für die Jugend*, aus der Geſchichte genommen von *Karl Müller*. Mit 4 Kpfrn. 1806. 142 S. 8. (10 gr.)

Wenn eine Schrift, die moraliſche oder moraliſirende Erzählungen ohne innern Zuſammenhang mit einander, und ohne auf alle oder doch die meiſten Fälle in der Moral Rückſicht zu nehmen, enthält, den Titel einer *Sittenlehre* verdient: ſo trägt ihn die gegenwärtige Schrift nicht mit Unrecht; was hindert uns aber auch dann, faſt allen Büchern, die für Kinder geſchrieben ſind, dieſen Titel beyzulegen? Verſteht man indeſs unter einer Sittenlehre eine vollſtändige Entwicklung aller Pflichten, ſey es nun ſchon durch fortlaufende dogmatiſche Expoſition oder durch Beyſpiele: ſo ſieht man nicht ein, mit welchem Rechte ſich das gedachte Buch den Titel einer Sittenlehre zueignet. Es enthält 38 Erzählungen, gröſstentheils aus der wirklichen Geſchichte. Wollten wir ſie in Hinſicht der Darſtellung beurtheilen: ſo würden wir nichts anderes thun, als die längſt beurtheilten Schriften von *Wagnitz*, *Glatz* und mehrern andern, die bey dieſer Compilation benutzt worden ſind, kritiſiren. Dieſes Geſchäftes können wir uns füglich überheben. Den Anfang des Buches macht ein Aufſatz: „*der zwölfjährige Jeſus im Tempel*" überſchrieben, der neben manchem Gemüthlichen doch im Ganzen nicht in dem Tone abgefaſst iſt, wie ihn der Gegenſtand erfordert. „Jeſus war ein Kind — heifst es unter andern darin — voll unausſprechlicher Liebenswürdigkeit, und voll zärtlicher Anmuth." — „Er zeigte bereits als Knabe, dafs der Engel ihn nicht umſonſt ſchon vor ſeiner Geburt — den Sohn des Allerhöchſten genannt habe. Die kleine Geſchichte hiervon iſt ſchön und lieblich, wie ein goldnes Morgenroth, das den herrlichſten Tag verkündet." — *Die* Mutter fand Jeſum im Tempel zu Jeruſalem. „Er hörte den Lehrern zu. Er fragte ſie, und antwortete auch auf ihre Fragen. Eine Menge Menſchen war um Ihn verſammelt. Aller Augen waren auf Ihn gerichtet. Alle horchten mit Aufmerkſamkeit auf jedes Wort ſeiner Lippen. In jedem Angeſichte zeigte ſich Verwunderung u. ſ. w." *Wir verwundern uns*, wie der Vf. des Aufſatzes *von alle dem ſo genau unterrichtet iſt!* Die übrigen *Aufſätze ſind beſſer, und* empfehlen ſich ſchon dadurch, dafs ſie faſt durchaus aus der wahren Geſchichte gehoben ſind. Nur haben wir bereits vorzüglichere Jugendſchriften dieſer Art. Die Kupfer von Blaſchke ſind nicht ſchlecht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien*, b. Geiſtinger: *Koſtüme der kaiſerl. königl. National- und der anderen privil. Theater in Wien. Zwey* Hefte, jedes 6 Blätter enthaltend. 1807. gr. 4. — Hr. *Geiſtinger*, von dem wir bereits mehrere nett ausgeſtattete Verlagsartikel kennen, erwirbt ſich durch dieſe Unternehmung ein neues Verdienſt. Die gegenwärtigen Abbildungen von Wiener Theater-Koſtümen ſind ſo ſorgfältig und ſauber gearbeitet, dafs ſie ſich nicht nur von Seiten der deutſchen Schaubühnen, ſondern auch von Seiten aller Liebhaber des Theaters und der bildenden Kunſt die beſte Aufnahme verſprechen dürfen. Die vor uns liegenden zwey erſten Hefte, denen wir eine baldige Fortſetzung wünſchen, enthalten folgende Abbildungen: 1) *Balboa*, aus dem Trauerſpiele gleichen Namens. 2) *Der Tyrann von Syrakus*. 3) *Peter Gutſchaf*, aus dem Luſtſpiel: die Organe des Gehirns. 4) *Semiramis*. 5) *Aſſur*, aus der Oper Semiramis. 6) *Guliſta*. 7) *Agnes Sorel*. 8) *Graf Dunois*. 9) *Bruno von Eichenhorſt*. 10) *Gotthold von Felſeck*. 11) *Ezelino da Romano*. 12) *Subſtitut Sperling*.

Digitized by Google

MONATSREGISTER

vom

MAY 1807.

I. Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Affprung, J. M., Reime. 127, 1014.
(Annalen, europäiſche, Jahrg. 1806. EB. 64, 505.)
(— hiſtoriſch-politiſche, von Louis. Jahrg. 1806. EB. 64, 506.)
Anweiſung zur Verfertigung der Stärke. EB. 54, 431.
Arboe, P. Dagen, eine Zeitſchrift, Jahrg. 1805. 1806. 106, 841.
(*v. Archenholz*, Minerva, Jahrg. 1806. EB. 64, 505.)
(Aufſeher, europäiſcher, Jahrg. 1806. EB. 64, 506.)

B.

Becker, K. Fr., die Weltgeſchichte für die Jugend, 2te Aufl., 1 — 9 Th. 111, 881.
Berg, Franz, Epikritik der Philoſophie. 107, 849.
Bergk, J. A., die Kunſt zu philoſophiren. 108, 861.
Bertha, von Lindenſtein, ein Trauerſpiel. 128, 1023.
Beſchreibung, hiſtor., von Paris. 120, 959.
Betrachtungen über die reitende Artillerie. 122, 974.
Bleſſig, Lor., was haben wir als Chriſten zu hoffen? EB. 57, 449.
— — Scheiden und Wiederfinden. EB. 57, 449.
Bode, J. F., allg. Betrachtungen über das Weltgebäude. 2te Aufl. EB. 58, 463.
Bourguet, ſ. *Morveau*.
Briefe eines ungar. Edelmannes über das Oeſtreichiſche Staatsſyſtem. 125, 999.
Buſe, G. H., vollſt. Handlungshandbuch. 124, 988.

C.

Catullus, *Tibullus* et *Propertius*. Ed. nov. 111, 888.
Chriſtiani, Kiöbenhavns Adreſſe Comtoirs Efterretninger. 106, 841.
Cours complet d'Agriculture, T. 11 et 12. 123, 977.

D.

Danz, W. Fr. A., Grundſätze der ſummariſchen Proceſſe, vermehrt u. umgearb. von N. Th. *Gönner*, 3te Aufl. EB. 58, 464.
Dereſer, A., das Büchlein Ruth, überſ. u. erklärt. 128, 1023.
Diarium Comitiorum Regni Hung. anni 1805. 117, 936.

E.

Eberhard, M. G., magiſche Kunſtſtückchen, 3 B. EB. 60, 480.
Eck, Joh., Sohn, Reiſen in Schweden. 123, 982.
Ehrenberg, Friedr., die Veredlung des Menſchen, 1 u. 2 Th. 119, 945.
Eiſenſtuck, M. F. D., Unterricht in der chriſtl. Glaubenslehre. 105, 839.

F.

Faujas-St.-Fond, B., Eſſai de Géologie, T. I. 126, 1001.
Fiſcher, A., Faſtenpredigten. EB. 63, 503.
— Chr. F., Abhandl. vom Krebſe des Ohrs. 115, 919.
Franz, Fr. Chr., Vorſchläge zur Erhöhung des Völkerglücks. 119, 951.
— — — Ueberſicht der allgem. Geſchichte. 128, 1020.
Funke, C. Ph., Naturgeſchichte u. Technologie, 4 u. 5te Aufl. EB. 55, 439.

G.

Ganze, das, aller geheim. Ordensverbindungen. 112, 889.
Geburtstagsgeſchenk, das. 124, 992.
Geſchichte der neueſten evangel. Anſtalten in England. EB. 59, 470.
— des 19ten Jahrhunderts, 2 u. 3ter B. EB. 53, 422.
Gönner, N. Th., ſ. *Danz*.
Gurlitt, J., ſ. *Pindar*.

Digitized by Google

(*Hüberlin*, Staatsarchiv, Jahrg. 1806. EB. 64, 505.)
v. *Hagen*, Th. A., Methodologie der Medicin. 118, 940.
Harlner, der, ein Roman. 112, 895.
Herrmann, M. Fr., moraliſche Kinderbibliothek, 4r Th. EB. 57, 456.
Hildebrandt, C., Fortſetzung des Campeſchen Robinſons. 106, 846.
Homer's Froſchmäuſekrieg, überſ. von X. *Weinzierl*. 113, 903.
Horatii, Fl., Opera. Ed. nov. 111, 888.
Horſtig, C. G., das arithmetiſche Duodecimalſyſtem. EB. 58, 461.
Hübler, G. J., Geſchichte der Römer unter den Imperatoren, 2 B. EB. 54, 430.

I.

Illiger, K., Magazin für Inſektenkunde, 3 — 4ter Bd. EB. 60, 477.
Illing, C. Chr., der Kaufmann als Waarenkenner, 2r Th. 124, 985.
(Journal, politiſches, Jahrg. 1806. EB. 64, 506.)
Journale, mediciniſche, Reviſion derſelben, Fortſetzung. EB. 53, 417.
— politiſche, Reviſion derſelben. EB. 62, 489.
(Iſis, eine Monatsſchrift. Jahrg. 1806. EB. 64, 506.)

K.

(*Keyſer*, G. H., Journal für Geſch. u. Statiſtik. EB. 64, 505.)
Koſtüme, der k. kaiſerl. National-Theater in Wien. 129, 1031.
Krug, Fr., Germanias Aufruf an ihre Philoſophen. 126, 1007.
Kunad, Chr. Aug., rechtl. Abhandl. über die Geſindevermiethung. 118, 937.

L.

Labruyere, ſ. *Theophraſt*.
Lang, J. Ph., wider die Gefahr in Kanzelvorträgen zu ſtocken. 115, 919.
Leitfaden zur Mittheilung richtiger Chriſtenthumskenntniſſe. 108, 863.
Leupert, Anleit. zur Landwirthſchaftsrechnung. 123, 980.
Liebener, J. A., Reformationsgeſchichte, 2te Aufl. EB. 54, 431.
Leffler, A. Fr., die neueſten und nützlichſten praktiſchen Wahrheiten für Aerzte, 2 B. EB. 64, 508.
Löhr, J. A. C., Auswahl einiger Predigten. EB. 65, 519.

M.

Magazin für Freymaurer, 1 St. 112, 889.
Marſh, Herb., Anm. u. Zuſätze zu J. D. *Michaelis* Einleit. ins N. T., a. d. Engl. v. E. F. K. *Roſenmüller*, 2ter Theil. 115, 913.
Martialis, M. V., Epigrammata. Ed. nov. 111, 888.
Marx, ſ. *Regnault Warin*.
Melzer, J., der ungeriſche Zipſer Sachſe in ſeiner wahren Geſtalt. 126, 1006.
Meuſel, J. G., Archiv für Künſtler und Kunſtliebhaber, 1 Bd. 129, 1028.
Meyer, J. R., ſyſt. Darſtell. aller Erfahr. in der Naturlehre, 1r B. 125, 993.
— W. G., Predigten. EB. 60, 479.
Miller, Sam., a brief retroſpect of the eighteenth Century, P. I. 127, 1009.
Möbius, F. A. L., Probe einer krit. Bearbeit. der moſaiſchen Urkunden. 107, 855.
Möſsler, J. Ch., Taſchenbuch der Botanik 1805. 110, 870.
Morveau, G., allgem. theoret. Grundſätze über die Salze, a. d. Franz. v. D. L. *Bourguet*, 1 — 3r Bd. EB. 53, 421.
Müller, K., neues Sittenbüchlein. 104, 831.
— — Sittenlehre in Beyſpielen. 129, 1031.
Münkel, J. F., der theoret. prakt. Tafelrechner, 1 u. 2r Th. 122, 976.

N.

Naumann, A., Naturgeſchichte der Vögel des nördl. Deutſchlands, 4r Bd. 60, 473.

O.

(*Oeſterreicher*, R., Archiv des Rheiniſchen Bundes. Jahrg. 1806. EB. 63, 504.)
Ovidii, P. Naſ. Opera. Ed. nov. 111, 888.

P.

Percival, Rob., Beſchreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, a. d. Engl. 113, 901.
Perſii, A. Fl., Satirae. Ed. nov. 111, 888.
Pfaff, C. H., über die Kartoffeln und ihre Varietäten. 110, 877.
Pindar, erſter olympiſcher Siegsgeſang, überſ. von J. *Gurlitt*. 111, 886.
Preuſser, Phil., kurzer Unterricht im reinen *Chriſten*thum. 108, 863.

R.

Ragotzky, K. A., Franz Hell. 112, 889.
Rambach, Fr., von der Erziehung zum Patriotismus. EB. 61, 487.

Rechte

Digitized by Google

:hte, die, der Menschheit. 110, 879.
:gnault-Warin, J. J., der Mann mit der eisernen Maske, a. d. Franz. v. A. Fr. *Marx*, 3 u. 4r Th. EB. 54, 509.
:berg, A. W., über den deutschen Adel. 109, 865.
:nhard, F. V., die trostvolle Lehre der göttlichen Vorsehung. EB. 61, 482.
— Waarenkenntniss-Lexikon, 1 — 3r B. 124, 985.
:ifs philosophisches System, a. d. Franz., 2 u. 3r Th. EB. 65, 516.
Rocheaymon, Comte, Introduction à l'art de la Guerre, Vol. 3 et 4. EB. 58, 457.
— Einleitung in die Kriegskunst, 3 — 4r Th. EB. 58, 457.
:ger, S., neues Jahrb. des Gymnas. zu Lieben Frauen, 3s St. EB. 62, 496.
:senmeyer, A. G., Taschenbuch für Militärchirurgen. 118, 943.
:senmüller, s. *Herbert Marsh.*

S.

. *Hilaire*, J., Plantes de la France, 1 — 6 Livr. 126. 1005.
:sfeld, J. C., Beiträge z. Verbesser. des Braunschw. Kirchen- und Schulenwesens, 6r B. EB. 57, 455.
:hade, G. B. A., New german Grammar. 124, 990.
:ndel, J. Ch., neues Lexikon für Kaufleute, 1 — 3r B. 124, 985.
:hematismus des kaiserl. Oestreichschen Hofs u. Staates. 109, 872.
:chneider, s. *Theophrast.*
:chultheſs, J. G., Passionspredigten. EB. 63, 503.
:imon, J., kurzgefafstes Handlungslexikon. 124, 985.
Staatsanzeiger, preufsischer, Jahrg. 1806. EB. 64, 507.)
taatskalender, Frankfurter für 1807. EB. 65, 518.
- Hamburgischer für 1807. EB. 56, 441.
- Lübeckscher, für 1807. EB. 56, 518.
- Regensburger, für 1807. EB. 65, 518.
:tephani, D. H., Fibel zum Lesenlernen, 3te Aufl. EB. 55, 440.
Storch, Rufsland unter Alexander, 1r Jahrg. 1806. EB. 64, 507.)
:traſs, F., Einleitung in die Wissenschaftskunde 117, 935.
:trombeck, s. *Tibull.*
:truve, Ch. A., über die Erziehung der Kinder, 2te Aufl. EB. 61, 488.

T.

Taschenbuch zur Vermeidung deutscher Sprachfehler, 122, 968.
Theophraſt, Characteres ed. J. G. Schneider. 104, 825.
Theophraſt, Characteres trad. p. *la Bruyere*. Ed. stereot. 104, 825.
Tibull, Elegieen, übers. v. Fr. K. v. *Strombeck*. EB. 56, 445.
Tillich, F., Plan einer neuen Erziehungsanstalt. 118, 943.
Tzschirner, H. G., über den moralischen Indifferentismus. 106, 844.

U.

Ueber die Bildung des Landmanns. 124, 991.
Ueber Klopstocks Messias, 1 Theil 129, 1005.

V.

Velthuſen, Joh. C., Pokeach Iwrim. Betrachtung einiger mystischen Allegorieen. 112, 889.
— — hist. krit. Nachforschung über den Ursprung d. Schottischen Maurerey. 112, 889.
— — Befestigung meiner Brüder im Glauben an Gott. 112, 889.
Versuch einer richtigen Darstell. des Freimaurerordens. 112, 889.
— eines zweckmäfsigen Vorpostendienstes. 121, 961.
— einer deutschen Sprachlehre. 121, 967.
de Villers, Ch., de la Liberté Ed. II. EB. 65, 513.
(*Vogt*, N., Europ. Staatsrelationen 1806. EB. 63, 503.)
(*Voſs*, C. D., die Zeiten, Jahrg. 1806. EB. 63, 502.)

W.

Weinzierl, s. *Homer.*
Werfel, J., nyeste Skilderie af Kiöbenhavn. 106. 841.
Weſtermeyer, F. B., Predigten. EB. 60, 479.
(*Winkopp*, P. A., der Rheinische Bund. Jahrg. 1806. EB. 63, 504.)
(*Woltmann*, Gesch. u. Politik, Jahrg. 1806. EB. 64, 505.)

Z.

Ziegenbein, J. W., Abrifs der zum Religionsunterrichte erforder). Kenntnisse. 106, 847.
— — — über weibliche Erziehung. 127, 1015.
— — — Katechismus der christl. Lehre. 106, 847.
— — — Nachr von der Industrieschule in Blankenburg. 127, 1015.
Zimmermann, E., Lebensbeschr. des Superint. Chr. H. Zimmermann. 123, 983.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 139.)

II. Ver-

Digitized by Google

II. Verzeichniſs der im Intelligenzblatte enthaltenen Nachrichten.

Ankündigungen von Buchhändlern.

Büdeker in Duisburg 35, 274. *Breitkopf* in Leipzig 35, 278. *Degen* in Wien 37, 292. *Ferſtl* in Grätz 35, 279. *Fleiſchmann* in München 36, 287. 37, 289. Geogr. Inſtitut in Weimar 35, 280. 37, 296. *Gredy* in Erlangen 37, 290. *Jäger* in Frankf. a. M. 35, 280. *Kühn* in Poſen 35, 278. 37, 292. *Kümmel* in Halle 34, 266. *Körber* in Frankf. a. M. 34, 269. Landesinduſtrie Comtoir in Weimar 35, 274. *Meyer* in Lemgo 38, 300. 41, 321. *Perthes* in Gotha 34, 265. *Röwer* in Göttingen 37, 294. *Rudolphi* in Erfurt 34, 271. Societäts-Buch- und Kunſthandl., neue in Halle 36, 284. *Stettin* in Ulm 39, 305. *Thurneiſen* in Paris 37, 294. *Unger* in Berlin 34, 271. *Vandenhoek* in Göttingen 37, 294. *Walther* in Erlangen 36, 281. 288.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Brennont in Roſtock 38, 299. *Fries* in Münſter 38, 299. *Göde* in Göttingen 38, 300. *Hermes* in Münſter 38, 299. *Landgräber* in Münſter 38, 299. *Laval* in Roſtock 38, 300. *v. Maſtieux*, Frhr. in München 38, 300. *Peterſen* in Darmſtadt 38, 299. *Wagner* in Darmſtadt 38, 299.

Todesfälle.

Anna Amalia verw. Herzogin von Sachſen-Weimar 38, 297. *Benkowitz* in Breslau 42, 330. *Börner* in Breslau 38, 298. *v. Gatzert*, Frhr. *in Gieſsen* 38, 299. *Hübner* in München 38, 297. *Laſſus in Paris* 38, 297. *Riſt* in Niendorf 38, 297. *Schenk in Schedlau* 43, 334. *Schönherr* in Jever 38, 296.

Univerſitäten, Akad. u. and. gel. Anſtalten.

Berlin, Geſellſch. d. Humanitätsfreunde, Preis 42, 334. *Paris*, Nationalinſtitut. Ueberſicht der neueſten Arbeiten der mathem. phyſikal. Klaſſe 41, 329.

Vermiſchte Nachrichten und Anzeigen.

An die Beſitzer des Elpizon 38, 272. *Blatſpiel* empfiehlt ſich zu Commiſſionen 36, 288. Bücherauction in Bernburg 37, 296. Bücherauction *in Nürnberg* 38, 272. Bücherverkauf in Halle 37, 296. Bücherverkauf in Koburg 40, 313. *Gruber*, Pro Memoria an Herrn Hofrath Eichſtädt in Jena 35, 306. *Haberle*, einige Bemerkungen über die Recenſion ſeiner mineralog. Beyträge 41, 324. *Meuſel*, Anzeige in Betreff ſeines neuen deutſchen Künſtlerlexicons 38, 272. *Schütz*, an die Leſer der Allg. Literatur-Zeitung 35, 306. Ueber eine ſogenannte philoſophiſche Bemerkung in dem Intelligenzblatt der Jenaiſchen *A. L. Z.* 41, 328. *Weigel*, Wittwe, Anzeige des Verkaufs ihrer Naturalien 42, 335.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. Junius 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ELBERFELD, b. Büſchler: *Ein Schatz des Evangeliums, gefunden in dem dritten Kapitel des Propheten Zacharias*, und allen Heilbegierigen mitgetheilt in eilf Betrachtungen, von *Rulemann Eylert*, Senior (nach der Vorrede: zu Hamm.) 1804. 366 S. 8. (20 gr.)

Eine gewiſſe Klaſſe von Heilbegierigen, beſonders *die Freunde des grauen Mannes*, werden reichliche Nahrung aus dieſem *Schatze des Evangeliums* ſchöpfen, vielen andern hingegen wird dieſe Speiſe nicht behagen, und am wenigſten wird „*die groſse*, von dem Vf. *hochgeſchätzte — jüdiſche Nation*," der dieſe Schrift beſonders zugeeignet wird, den Werth dieſes evangeliſchen Schatzes erkennen. Die *Dedication* fängt mit den *Pauliniſchen* Worten an: „Meines Herzens Wunſch iſt, und flehe auch zu Gott für Iſrael, daſs ſie ſelig werden!" und eben dieſe theilnehmende Liebe erfüllt auch das Herz unſeres Vfs. Nachdem er der „*ehrwürdigen Nation*" viel Schmeichelhaftes geſagt hat, bittet er ſie „um Gottes, um der Wahrheit, und ihres eigenen Heils willen," zu leſen, „was der Prophet *Zacharias* ſchreibt, und was der Vf. zum richtigen Verſtande ſeiner göttlichen Ausſprüche, nach dem Sprachgebrauche der Hebräer (?) und in Conformität mit den übrigen Propheten und Männern Gottes, ins Licht geſtellt hat." Der Vf. iſt von ſeiner Interpretation ſo begeiſtert, daſs er gerade zu ſagt: „Gewiſs, *Zacharias* hat entweder *nichts*, oder doch etwas *ſehr* Unbedeutendes geſagt, wenn er das nicht ſagen wollte, was ich ihm (ihn) habe ſagen laſſen!" Rec. iſt andrer Meinung; er möchte auch nicht, ohne groſse Einſchränkungen, mit dem Vf. zu den Juden, auf die er die Benennung der *groſsen Nation* anwendet, ſagen: „Die Religion und der Glaube eurer Väter iſt auch meine Religion und mein Glaube — *ihr Meſſias iſt auch mein Meſſias*, durch deſſen Gnade ich hoffe ſelig zu werden, ſo wie eure Väter dadurch ſelig geworden ſind." Weiter unten bejammert der Vf. die armen Juden, welche beſonders in unſern Tagen *irre geführt* würden. „Die falſche Aufklärung, die in der *ſogenannten Chriſtenheit* immer allgemeiner und herrſchender wird," ſoll ihnen den Kopf verdreht haben. Wollten ſie „bloſs aufgeklärte Deiſten" werden, ſo „würde das ganze Judenthum bald in ein *philoſophiſches Heidenthum* umgeſchaffen werden!" Davor aber, hofft der Vf., werde ſie der Gott ihrer Väter noch bewahren!! „Kanaan, ſo redet er die Juden an, iſt noch Euer Land, Euer Eigenthum. Seitdem ihr daraus vertrieben ſeyd, liegt es wüſte, wie ein Haus, das ſeinen rechtmäſsigen Herrn nicht mehr hat; die es jetzt bewohnen, ſind *wahre Uſurpatoren*, die der Gott eurer Väter zu ſeiner Zeit wieder vertreiben, und Euch in daſſelbe zurück führen wird; — und dann wird dieſs Land wieder werden, was es vorhin war, ein geſegnetes Land, worin Milch und Honig floſſe (floſs.)" Um dieſs zu beweiſen, werden mehrere altteſtamentliche Bibelſtellen angeführt. Das „*reſpectabelſte Volk der Welt*" liegt „aber jetzt noch unter Gottes Straf- und Zuchtruthe," iſt auch „wohl in gewiſſer Hinſicht *ein verworfenes Volk*." Aber das Alles nur auf eine Zeitlang; es wird beſſer werden! — Noch macht der Vf. ſeinen lieben Juden bekannt, daſs einige Hypermetaphyſiker ſogar mitten in der Chriſtenheit eine Religion ohne Gott hätten einführen wollen; dann aber fügt er hinzu: „hebt zurück, liebe Juden, vor dieſem atheiſtiſchen Unſinne!" Zuletzt empfiehlt er ihnen in dieſer langen Dedication als ein vortreffliches Buch *Küppens* Schrift: „wer iſt ein Chriſt etc.?" zum Nachleſen. Daſs der Vf. die vielen *Miſſions-Anſtalten* in England, Holland, in der Schweiz, in Deutſchland etc. für ein gutes Zeichen der Zeit anſehe, war nicht anders von ihm zu erwarten.

Die *Vorrede* liefert einen Brief an den *Freund des grauen Mannes*, der um Belehrung über *die paradoxe Sentenz* bittet: „wahres Judenthum und reines Chriſtenthum hängen ſo genau zuſammen, daſs Letzteres nur der Geiſt und die gereifte Frucht des erſteren iſt," worauf ſodann eine weitläuftige belehrende Antwort des Hrn. E. folgt. Nach S. 35. iſt es bey dem Vf. keinem Zweifel unterworfen, daſs die gläubigen Juden Gott auch ſchon *als den Dreyeinigen* gekannt haben. Wenn der Vf. S. 38. das 11. Kap. des Br. an die Hebräer zur Lectüre empfiehlt, „worin der Apoſtel eine ziemliche Anzahl ehrwürdiger Männer aus dem Judenthume aufzählt, die er als *Helden im Glauben, in der Tugend und Hoffnung* auszeichnet etc.," ſo ſpielt doch unter dieſen Gläubigen (im Sinne des Vfs.) *die Hure Rahab* (v. 31.) eine ſeltſame Rolle! Wenn die Juden im Ernſte wahre Chriſten werden wollen, ſo müſſen ſie (nach S. 46.) erſt als wahre Juden zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehren, — „ſo lange dieſs nicht geſchieht, iſt alles, was von Judenbekehrung geſagt und geſchrieben wird, *nichts, als — Grimaſſe!*" Daſs Hr. E. den Schriften eines ehemaligen niederdeutſchen Predigers zu Zuidbroeck und Münkendam, Namens *Appelius*, viele belehrende und erbauliche Aufſchlüſſe verdanke, geſteht er am Ende ſeiner Vorrede.

Digitized by Google

Die *eilf* Betrachtungen erſtrecken ſich nun über das *dritte* Kap. des *Zacharias*, worin Rec. nicht anders, als eine, in eine Viſion gekleidete, Aufforderung an den Hohenprieſter *Jeſum* finden kann, ſich durch die Hinderniſſe des Tempelbaues (den Joſua vorzüglich betrieb) nicht abſchrecken zu laſſen; Jehovah werde vielmehr dieſen Bau möglichſt befördern, und Joſua werde, wenn er ferner im Dienſte deſſelben treu beharren werde, nicht nur ſelbſt die Würde des Hohenprieſterthums auch künftig bekleiden, ſondern auch ſeine Nachkommen würden ſich der Ehre, Prieſter Jehovens zu ſeyn, zu erfreuen haben. Hr. E. hingegen ſieht noch ganz andere Dinge in dieſen Verſen, die wir auch bey der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit nicht darin haben finden können. Ihm iſt *Joſua* zugleich *der Herr*, *der Erlöſer*, *Jehovah*, *der Seligmacher* (S. 57.). Der *Engel des Herrn* iſt (S. 59.) der *ewige*, *unerſchaffene Bundesengel*, *der Sohn Gottes*, der einige Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, u. ſ. w. Das *Stehen* Joſua's iſt (S. 61.) ein *Bild eines buſsfertigen* und *glaubigen Gebets*. Die praktiſchen Anwendungen, die von der Anweſenheit des *Satans* gemacht werden, laſſen ſich leicht errathen. S. 93 fg. kommen eben ſo erbauliche Betrachtungen über *den Höllenbrand* vor. Rec. findet darin nicht das Bild der *Nichtswürdigkeit*, *Verworfenheit*, ſondern bloſs das der *Rettung aus groſsen Gefahren*, wie bey Amos 2, u. a. m. In der *dritten* Betrachtung wird unter andern das Thema ausführlich beleuchtet: „das recht evangeliſche Verhalten des Joſua; ohnerachtet ſeines noch immer verdammenswürdigen Zuſtandes, bleibt er *gnadehungrig* ſtehen, vor dem Engel des Herrn." Bey Gelegenheit des *ſchmutzigen Kleides* kommt S. 113 fg. mancherley über die *Sündenkleider* vor. Aus v. 4. 5. zeigt der Vf. unter andern, „wie feyerlich dem Joſua die Gerechtigkeit des göttlichen Meſſias zugeeignet werde, u. ſ. w." Die Worte: „ſie ſetzten einen reinen *Hut* auf ſein Haupt, und zogen ihm Kleider an," erklärt Hr. E. S. 178 fg. ſo: „ſie verkündigten ihm, wie einſt Nathan dem David, als von Gott geſandte Friedensboten, Vergebung und Gnade. Sie prieſen ihm das Blut des ewigen Teſtaments, die Mittlergerechtigkeit des Sohnes Gottes, als das einzige, von Gott ſelbſt verordnete Verſöhnungs- und Begnadigungs-Mittel, als die einzige Quelle aller Freymüthigkeit und Freude, an." Der, welcher die Verheiſsung v. 8. thut, iſt (nach S. 253.) *die erſte Perſon* in der *dreyeinigen Gottheit*, der *Knecht Zemah* aber *der ewige Sohn Gottes*. Der Vf. ſagt, dieſs bedürfe gar keines Beweiſes. Rec. glaubt dieſs nicht, da der Meſſias, oder gar der ewige Sohn Gottes ſchlechterdings nicht in den Zuſammenhang paſst. מצמח ſoll wohl eher den *Joſua* ſelbſt andeuten, der hier als *Urſache der Blüthe*, als *Urheber der Glückſeligkeit des Landes*, angeſehen wird. Das war er, weil er den Tempelbau ſo eifrig betrieb. „Seht da, heiſst es nun, meinen Diener, die Quelle alles Glücks!" — Daſs „der Stein, den Gott vor Joſua gelegt hat" (v. 9.) nach unſeres Vfs. Interpretation, kein anderer, als *der Eckſtein*, den die Bauleute verworfen haben, d. h. *der Meſſias*, ſeyn könne, bedarf wohl keine Erinnerung. Nach der *Erklärung des* 9. v. wornach der Herr die Sünden des Landes wegnehmen will, ruft Hr. E. S. 321. begeiſtert *aus*: „*Welch* eine Gnade, welch eine Liebe! was ſoll *man von einem* Menſchen denken, der ſich dadurch nicht beſchämen, beugen und gewinnen läſst?!" Dieſe Begeiſterung bricht zuletzt in dieſe Reime aus:

> Wer weiſs, wenn Teufel dieſe Botſchaft hörten,
> Ob ſie ſich nicht zu Gott bekehrten!!

Unter dem *Einen Tag* ſoll der Prophet entweder „insgemein die ganze Zeit verſtehen, die der göttliche Erlöſer in dieſem Thränenthal der Welt verlebte, und die für ihn, bey ſeiner tiefen Erniedrigung in Knechtsgeſtalt, eine beſtändige Lebenszeit war;" oder er ſoll „insbeſondere und im engſten Verſtande den eigentlich ſo genannten, groſsen und ewig unvergeſslichen Tag darunter verſtehen, an welchem der Gottmenſch Jeſus am Kreuze litt und ſtarb; u. ſ. w." *Wir* übergehen mit Stillſchweigen, was in der letzten Betrachtung noch über den *Weinſtock* und *Feigenbaum*, *das rechte Lebensbrod*, — gelegentlich auch über die *Beynahchriſten*, *den groſsen Haufen der Moralkrämer*, u. ſ. w. geſagt wird, und bemerken nur noch, daſs der Vf. in einem feyerlichen Schluſsgebete, S. 362 fg. unter andern ſeine Schrift „am Fuſse des göttlichen Gnadenthrones niederlegt," und ſich „darüber, um *Jeſu* willen, den väterlichen Segen Gottes erfleht."

Rec. ehrt — auch bey manchen Seitenhieben des Vf. auf ſelbſtdenkende Bibelforſcher und Chriſtusverehrer — die religiöſe Geſinnung deſſelben, bezweifelt aber, daſs das in der Irre herum gehende iſraeliſche Volk ſich durch dieſe, zwar gut *gemeinte*, aber ſich auf eine ſehr willkürliche Interpretation des Zacharias ſtützende Betrachtungen *werde bewegen laſſen*, zur chriſtlichen Religion überzugehen. Vor 100 Jahren würde indeſſen dieſes Buch, wenn auch nicht unter Juden, doch unter Chriſten, mehr Senſation erregt haben, als jetzt. Des Beyfalls einer gewiſſen Klaſſe von Leſern, — aller derer nämlich, die ſich zur Fahne des *grauen Mannes* halten, — kann jedoch Hr. E. verſichert ſeyn, und in dieſem Beyfalle wird er, ſo wie in dem Bewuſstſeyn, es mit der Sache des Chriſtenthums *gut gemeint zu haben*, ſich beruhigen können.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

BAYREUTH, b. Lübeck: *Der Stadt- und Landprediger*, eine Sammlung geiſtlicher Reden für alle vorkommende Prediger Geſchäfte. *Herausgegeben von Joh. Ludwig Wilhelm Scherer*, Prediger zu Echzell, im Heſſen-Darmſtädtiſchen. *Erſter* Theil. 1802. 374 S. *Zweyter* Theil. 1804. 352 S. 8. (à 20 gr.)

Dieſe, durch viele an Excentricität und Myſtik ſtreifende Eigenthümlichkeiten des Herausgebers und mehrerer ſeiner Mitarbeiter ſich auszeichnende, Sammlung leiſtet bey weitem mehr, als der Titel verſpricht. Die

Die im *erſten* Theile enthaltenen Altargebete ſämmtlich vom Hrn. *Sch.* zeichnen ſich zwar durch Licht und Wärme, aber auch durch manches Sonderbare aus. Eben dieſs iſt der Fall mit ſeinen Beyträgen zu den Predigten über Evangelien, Epiſteln und freyen Texten von verſchiedenen Verfaſſern; ſie können indeſſen, ſo wie die Predigtentwürfe, Leichenreden etc., mit Auswahl benutzt werden. Der Beytrag zur Sittengeſchichte des geiſtlichen Standes im neuen Jahrhunderte (aus dem Pr — ſchen) unter der Rubrik: Prediger-Correſpondenz, iſt intereſſant. Rührend iſt die Confirmationsrede von dem Hofprediger *Schiede* zu Meerholz, die katechetiſche Unterredung iſt zweckmäſsig, aber nicht ganz rein von unerwieſenen dogmatiſchen Sätzen. — Nach einer vielleicht zu gefühlvollen Einleitung zum *zweyten* Theile beantwortet der Vf. die Frage, was ſollen unſre Predigten ſeyn? alſo: nicht Predigten über den Ackerbau und Viehzucht, über ſterile Kirchenlehren, über Spitzfindigkeiten und kalte Gegenſtände in der Moral (was ſind das für kalte Gegenſtände?), über rohe Sprichwörter aus dem gemeinen Leben (und welche ſind die?), nicht Diſputirübungen etc. Wird durch ſolche (?) Gegenſtände, fragt der Vf., das religiöſe Gefühl *zart* angeſprochen? (warum eben zart?) das Herz getröſtet und geſtärkt (es kommt doch wohl auf die Behandlung jener ſogenannten profanen Gegenſtände an, wenn ſie religiös iſt), der Geiſt in den Himmel gehoben (warum nicht auch bey Alltagsgegenſtänden durch Lob, Dank und Anbetung?), im Gebet mit der Gottheit vereinigt? (es giebt doch wohl keine andere als moraliſche Vereinigung mit der Gottheit?) — Uebrigens iſt Rec. mit dem Vf. ganz der Meinung, daſs jede Predigt moraliſch und religiös ſeyn muſs, das heiſst aber nicht, daſs der Stoff allemal aus der Moral und Religion genommen ſeyn ſoll, er darf auch aus der Natur, aus der Geſchichte, aus dem gemeinen Leben etc. genommen werden; (predigte auf dieſe Weiſe nicht auch Jeſus oft?) ſondern daſs der Stoff eine moraliſch-religiöſe Form haben muſs, wozu uns auch dieſe Sammlung von Reden und Entwürfen mancherley treffliche Belege giebt. — Lehrer der Religion, ſagt der Vf., reden aus innerm Drang, mit ſichtbarer Rührung vom Heiligen und Göttlichen, das der Menſch zu faſſen vermag, von der Macht des Geiſtes, ſich zu Gott empor zu heben, von der Liebe der bildenden Kraft des *Schönen*, von der umfaſſenden Liebe des Menſchen, die nur Gottes Liebe iſt, von Jeſus dem Himmelsſohne, von der Natur der ſichtbaren Gottheit, der vollendeten Schönheit, vom Genuſs und Freude am begränzten Erdenleben, durch Sehnſucht nach dem Unendlichen geheiligt und veredelt, von reinem Geiſtesleben, von der ſeligſten Vereinigung mit Gott durch Chriſtus (doch nicht myſtiſchen?), dem liebenden Vereiniger, nach Abwerfung der irdiſchen Hülle. Und gäbe es denn ſonſt keine moraliſchen und religiöſen Gegenſtände, als die hier genannten? — Welche Form der würdige Lehrer ſeinem Vortrage geben wird? fragt der Vf. Nicht die bisherige, nach unſern gewöhnlichen Homiletiken, nicht immer dieſelbe (alſo doch bisweilen?), ſo, daſs der Zuhörer die Theile, die Abſchnitte und das Ende der Predigt vorher zu ſagen wüſste (iſt es denn ein Nachtheil, wenn dieſs der Zuhörer weiſs?). Freylich das eintönige, ſteife und ſkeletartige muſs hier wegfallen; und in der Hinſicht geben wir dem Vf. zu, daſs die gröſste Mannichfaltigkeit in lieblicher Form und Einkleidung ſtatt finden müſſe. Dem angeführten Ausſpruch Novalis: die Predigten ſollten eigentlich Gebete ſeyn, können wir nicht beypflichten; ſie ſollen nicht blöſs Ergieſsungen des Herzens, ſondern auch belehrender und erwecklicher Unterricht ſeyn. Auch den Ausdruck: wir beten zu Gott wie zu Jeſus Chriſtus, kann Rec. nicht unterſchreiben. — Die zweyte Abhandlung über Poeſie und Muſik, als nicht geringe Beförderungsmittel zur Erweckung und Erhöhung religiöſer Gefühle von *G. Chr. C. Kern*, Pfarrer zu Oberau in der Wetterau, unterſchreiben wir, mit wenigen Ausnahmen; zu dieſen gehört, daſs unſere Kirchengebete lauter Poeſien ſeyn ſollten. Die dritte Abhandlung: wie hat ein Prediger die Geſchichtsgegenſtände bey der Weihnachtsfeyer, Paſſionszeit, auf Oſtern, Himmelfahrt und Pfingſten zu behandeln? von D..., iſt nicht ohne Werth, und die vorgeſchlagenen Betrachtungen hierüber ſind zweckmäſsig. — Eben dieſs iſt der Fall mit der vierten Abhandlung: wie hats der Prediger anzufangen, wenn er in ſeiner Pfarrey einen ſchlechten Katechismus antrifft, und ſich deſſen (davon) losmachen will, ohne ſeine Gemeinde zu beunruhigen und ſich ſelbſt Verdruſs zuzuziehen? Deſsgleichen, wenn er auf ähnliche Weiſe dem Zwang des klein-lutheriſchen Katechismus entgehen will? v. D. — Die mitgetheilten Gebete ſind gröſstentheils Ergieſsungen religiöſer Gefühle, obgleich auch hier und da matt und gemein, und noch häufiger ſchielend und ſchwülſtig. Die Gebete von *Carriere* ſcheinen uns oft *Nonſenſe*. Gott bewahre, daſs eine ſolche Religionsverſchönerung ſich in unſere öffentlichen Gottesverehrungen einſchleichen ſollte! In Hn. *Scherers* Reden herrſcht viel Beredtſamkeit und Wohlredenheit, doch iſt auch manches ſowohl gegen Materie als Form zu erinnern. Die Confirmationsrede hat uns beſonders gefallen. Auch zeichnen ſich neben ihm verſchiedene andere aus, z. B. *Palmer*, *Böhme*, *Sommer* (eine ſchöne, obgleich etwas zu gedehnte, Confirmationsrede.) etc. Angehängt iſt noch eine herzliche Bitte eines im Dienſte der evangeliſchen Kirche grau gewordenen Lehrers an Sr. (Se.) Hochwürden etc. Oberhofprediger, Kirchenrath und Ober-Conſiſtoral-Aſſeſſor, Dr. *Franz Volkmar Reinhard*, um gefällige nähere Beſtimmung ſo mancher unbeſtimmten Aeuſserungen in ſeiner am Gedächtnifstage den 31. Oct. 1800. bey dem Kurſächſiſch evangeliſchen Hofgottesdienſte zu Dresden gehaltenen Predigt.

Weimar, b. den Gebr. Gädicke: *Taufbuch für chriſtliche Religionsverwandte; oder auf Beobachtungen und Geſetze gegründeter Unterricht über alle Gegenſtände, welche die Taufhandlung, ſowohl in kirch-*

kirchlicher, als auch bürgerlicher Hinsicht, betreffen, und den Verehlichten zu wissen nöthig sind. Nebst den Taufritualen der christlichen Hauptkirchen und einem alphabetischen Verzeichnisse von mehreren besonders Teutschen Vornamen und kurzer Erklärung derselben von *Wilhelm Schenk*, Diakonus, Mitaufseher und erstem Lehrer an den Schulen zu Ilmenau. 1803. VI. 557 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

So lang der Titel dieses Buches ist, so ist es doch noch reichhaltiger als er besagt. Denn dass man eine vollständige Geschichte der Taufe von ihren ersten Spuren selbst unter den Heiden bis auf die neuesten bedeutenden Secten im Christenthume, mit Einschluss des ganzen Katechumenenwesens in der ersten christlichen Kirche und andern kirchlichen Antiquitäten hier finden sollte, lässt der Titel nicht erwarten. Der Verf. will indessen keine andere Absicht mit diesem Buche erreichen, als denen zu Hülfe zu kommen, welche Bildung und guten Willen haben, sich über diese wichtige Religionshandlung eine vollständigere Belehrung, als sie in den Schuljahren bekommen haben, zu verschaffen, auch in Rücksicht auf kasuistische und rechtliche Punkte in derselben, angehenden Predigern nützlich zu werden. Diese Absicht hat er vollkommen erreicht, und wir können es jungen Predigern, welche auf der Universität kein Pastorale gehört haben, vorzüglich empfehlen. Bey dem, was der Vf. zur Geschichte der Taufe sagt, haben wir ungern hie und da, z. B. in dem ausführlichen Detail von dem jüdischen Proselytenwesen und in der Geschichte des Exorcismus, Anführung der Quellen vermisst, ob er gleich den Iosephus, Justin den Märtyrer, Tertullian, Clemens von Alex., Origenes etc. als dazu gebraucht, in der Vorrede nennt. Was die in Beziehung auf die Taufhandlung vorkommenden Rechtsfragen betrifft, welche der Vf. vorzüglich nach Preuss. Gesetzen beantwortet zu haben behauptet, so würde bey der Frage: *können Aeltern gezwungen werden, ihre Kinder taufen zu lassen?* die unter dem 23. Febr. 1802. ergangene Cabinetsordre noch nachzutragen seyn, nach welcher die Taufe eines Kindes nicht über sechs Wochen aufgeschoben werden, der Vater, der sein Kind, gegen die Vorstellungen des Pfarrers, über diese Zeit ungetauft lässt, für wahnsinnig erklärt und dem Kinde ein Vormund gesetzt werden soll, welcher die Taufe des Kindes zu veranstalten hat. Bey dem Namenverzeichnisse ist *Wiarda, von teutschen Vor-* und *Geschlechtsnamen* benutzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Magdeburg*, b. Keil: *Welches sind die zweckmäßigsten Mittel, Klätschereyen in kleinen Städten abzustellen.* Eine Preisschrift, welcher von der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt das Accessit zuerkannt worden. Von *Alex. Weinrich.* 1805. 52 S. 8. (4 gr.) — Man wird nicht ohne Belehrung von der Lectüre dieses gut abgefassten Aufsatzes zurückkommen, wenn man auch nicht durchaus mit den Ansichten und Vorschlägen des Vf. einverstanden seyn sollte. Wir sind überzeugt, dass der Medisance und Klätscherey der Kleinstädter kräftig durch Belehrung auf Schulen und auf Kanzeln, durch häusliches Beyspiel verständiger Aeltern, durch Aufführung entgegenwirkender Schauspiele, wie der Kotzebuischen Kleinstädter oder Gotters Frau Basen, durch Lesen satirischer Schriften, z. B. Jean Pauls Armenadvocat Siebenkäs, durch geistvolle Tonangeber in der Gesellschaft, und durch mehrere Mittel begegnet werden kann, die auch unser Vf. nicht verschmäht. Das meiste erwartet der Vf. aber von einem auf diesen Zweck gerichteten Bund der angesehensten und vernünftigsten Einwohner einer kleinen Stadt, den man jedoch mit dem nämlichen oder grössern Recht auf viele andre Untugenden, z. B. Schwelgerey, Wollust, Völlerey, Schuldenmacherey, Vernachlässigung des Religionscultus u. s. w. ausdehnen könnte, wenn man nicht etwa zu fürchten hat, dass durch Vereinigung zu vieler Zwecke kein einziger recht erreicht werde. Dieser Bund der Verständigern und Bessern soll möglichst im Stillen wirken und theils unmittelbar, theils mittelbar, theils durch gutes Beyspiel, theils durch Belehrung, theils durch zweckmässige Einrichtungen, theils durch Beschützung Verunglimpfter und Verächtlichmachung der Unart der Klätschereyen u. s. w. thätig seyn. Viel rechnet der Vf. dabey auf die Macht des Beyspiels und auf den von ihm genannten *Gleichstellungs-* oder *Anschliessungstrieb*, der dem zu folgen geneigt ist, was Viele, was die Angesehensten, was die Stimmgeber der Gesellschaft thun. Zu wachen würde der Bund über sich selbst haben, dass er nicht in eine pedantische Censur der Sitten ausartete, vor welcher weder die muthwillige Fröhlichkeit noch der sprudelnde Witz Gnade findet, und wo ein ängstlicher, peinlicher Zwang an die Stelle einer freyen, natürlichen Art zu seyn tritt. Noch erwähnen wir, dass sich auch der Vf. viel von Errichtung zweckmässig eingerichteter Schulen für bereits confirmirte Mädchen verspricht, indem er mit Recht annimmt, dass der Hang zur Klätscherey bey dem weiblichen Geschlecht am stärksten sey, besonders aber in kleinen Städten durch die Dürftigkeit des Unterrichts genährt werde, die Kopf und Herz leer lasse. Allerdings wären gut organisirte *Bildungsanstalten* — so möchten wir sie nennen, um den der Schule entwachsnen Jungfrauen die Sache nicht zu verleiden — der Art aller Orten einzuführen; nur wären Vorkehrungen zu treffen, dass nicht durch das tägliche Beysammenseyn vieler jungen Frauenzimmer der Geist der Klätscherey noch mehr Nahrung bekäme als im beschränktern häuslichen Verkehr, wie denn die Erfahrung lehrt, dass in öffentlichen Töchterschulen und Anstalten die Klätscherey ganz vorzüglich zu der Tagesordnung ist.

Druckfehler.

Nr. 117. S. 930. Z. 1. lies: *hinschrieben, ein Wort zu erwähnen.* — S. 931. Z. 21. statt: $X + A + B$, lies: $N + A + B$.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. Junius 1807.

PHILOSOPHIE.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Ueber den Ruhm*, von *Ludewig Thilo*. 1803. 446 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Zu den vielen Gegenständen, deren Begriffe bis jetzt noch nicht deutlich genug entwickelt, und die noch nicht von jeder Seite betrachtet worden sind, gehört auch der Gegenstand dieses Buchs. Ungeachtet seines Umfanges aber ist in demselben manche Rücksicht in der Abhandlung der Materie unbeachtet geblieben; wohin wir besonders die Betrachtung und Beurtheilung dieses Gegenstandes von Seiten der Moral und Klugheitslehre und seines Verhältnisses zu den verschiedenen Graden der Cultur der Erkenntnifskräfte rechnen. In der Ausführung selbst stöfst man auf manche Behauptung, der man seinen Beyfall nicht geben kann, das Räsonnement ist für einen solchen Gegenstand, der eine ästhetischere und geistreichere Behandlung verstattete, zu trocken, metaphysisch und prosaisch gehalten, und die Schreibart nicht selten weitschweifig und gekünstelt. Das Ganze besteht aus *vier* Abtheilungen: 1) Ueber den Begriff und die Natur des Ruhms; 2) über den Trieb nach Ruhm; 3) über die Erlangung des Ruhms, und 4) über die Wirkungen des Ruhms. Eine bestimmte, alle Merkmale umfassende Beschreibung vom Ruhm giebt der Vf. nicht; er stellt nur die Merkmale auf, die ein Gegenstand haben müsse, wenn er berühmt genannt werden soll. Er mufs nämlich durch etwas Aufserordentliches, Ungemeines ausgezeichnet seyn, beyfallswürdige Eigenschaften besitzen, und durch seine Vortrefflichkeit nicht blofs einzelne wenige Menschen, sondern ganze Nationen, wenigstens diejenigen unter ihnen, die der Beurtheilung dieser Vortrefflichkeit fähig sind, in Bewunderung setzen. Es ist nicht ganz klar, ob der Vf. diese Eigenschaften des aufserordentlich Ausgezeichneten, Beyfallswürdigen und Bewunderung Erregenden, den Gegenständen, in wie fern sie berühmt sind, ungetheilt beygelegt haben will; doch scheint dieses seine Meinung zu seyn. Da er aber auch Thiere und leblose Geschöpfe zu Theilnehmern des Ruhmes macht: so vermifst man wenigstens bey vielen berühmt genannten Thieren und Dingen die beiden letztern Eigenschaften; was z. B. den tarpejischen Felsen, das Pferd Alexanders des Grofsen u. a. dergl. Gegenstände berühmt gemacht hat, liegt nicht in ihnen, sondern in etwas ihnen ganz Fremdem. Ueberhaupt wird man auf dem Wege, den der Vf. bey seiner Untersuchung eingeschlagen hat, zu keiner bestimmten und deutlichen Vorstellung von dem, was man Ruhm nennt, gelangen können; er ist nichts an den Gegenständen selbst, denen er beygelegt wird, Wahrnehmbares, keine ihnen zukommende Eigenschaft, obgleich ohne den Besitz gewisser Eigenschaften und Prädicate, die wir an den Gegenständen wahrnehmen und erfahren haben oder als bekannt voraussetzen, die Vorstellung des Ruhms mit ihnen nicht verbunden werden kann. Mit einem Worte, *Ruf (fama)* ist das allgemeine Bekanntseyn unter einer grofsen Menge von Menschen, durch Unternehmungen, Arbeiten, Thaten und Handlungen, die eine grofse, ungewöhnliche Kraft voraussetzen, oder durch aufserordentliche Begebenheiten, Ereignisse, Veränderungen und Folgen von Wichtigkeit und Einfluss. Ist das allgemeine Bekanntseyn mit Beyfall oder Tadel verbunden: so wird es im ersten Falle *Ruhm*, im letzten *übler Ruf* genannt u. s. w. Der Begriff des Ruhms ist nach der Verschiedenheit des mehr oder minder allgemeinen Bekanntseyns, der Handlungen und Begebenheiten und ihrer Eindrücke auf das menschliche Gemüth, noch mancherley Modificationen und Bestimmungen fähig, die hier auszuführen nicht der Ort ist, die aber von dem Vf. nicht hätten übergangen werden sollen. Auch würden wir Thieren und leblosen Dingen *den* Ruhm, den sich nur der Mensch durch freye Thätigkeit erwerben kann, nicht beylegen. Es läfst sich nicht einmal von ihnen sagen, dafs sie Ruhm haben, in Ruhm stehen, ob sie gleich allgemein bekannt seyn können; und schon der Sprachgebrauch erlaubt es nicht, von dem *Cimboraffo* z. B. zu sagen, er *habe den Ruhm*, der höchste Berg zu seyn; auch schon unser innerer Sinn sagt uns, dafs *dieser* Ausdruck etwas ganz anderes andeutet, als das so vielen gewöhnlichen und alltäglichen Erscheinungen beygelegte *Berühmtseyn*. Von dergleichen oder ähnlichen Bemerkungen finden wir in dem Buche nichts, obgleich auch von dem Unterschiede zwischen *Ruf, berühmt* und *ruhmvoll*, wiewohl eben nicht sehr gründlich, geurtheilt wird. Die *zweyte* Abtheil. beschäftigt sich mit dem Ruhmtriebe, dem Grunde desselben, den Mitteln, ihn zu befördern, und den ihn hemmenden Hindernissen, wobey zugleich ein Blick auf die jetzige Erziehungsmethode geworfen, und an derselben getadelt wird, dafs sie so wenig Rücksicht auf die Bildung jenes Triebes nähme. Wir können dieses so wenig für einen Mangel erkennen, dafs wir vielmehr eine unmittelbare Erregung des Ruhmtriebes für eben so schädlich als vergeblich halten. Bey den erforderlichen Talenten, Fähigkeiten, Anstrengung und Liebe zu den Wissenschaften, durch eine zweckmä-

Digitized by Google

mäfsige Unterrichtsmethode unterftützt, findet fich das Verlangen, fich auszuzeichnen, bey den jungen Leuten von felbft, und ohne fie bleiben alle Mittel, ihren Ehrgeiz, ihre Ruhmbegierde anzufachen, ohne Erfolg, und geben ihrem Charakter eine falfche Richtung. Obwohl es allerdings von Nutzen ift, den Zöglingen nachahmungswürdige, mufterhafte Beyfpiele vorzuhalten, und ihnen den Weg zu bezeichnen, auf welchem berühmte Männer zu Ruhm und Ehre gelangt find, fo wäre doch eine Bildungsmethode, die die Entflammung des Ruhmtriebes zum Grund legte und durch diefe empirifche Triebfeder den Fleifs zu befördern fuchte, nicht wohl zu billigen. Da diefes die eigentliche Meinung eines denkenden Mannes, den wir in dem Vf. erkennen, nicht feyn kann: fo halten wir dafür, dafs er fich blofs nicht beftimmt genug erklärt habe. Wenn Ruhmtrieb und Ehrtrieb eins und daffelbe find, über deren Einerleyheit oder Unterfchied inzwifchen nichts gefagt wird, fo wäre es allerdings richtig, was der Vf. behauptet, dafs er eben fo tief in der menfchlichen Natur liege, als der Gefchlechtstrieb; aber ohne Cultur und ohne Beyhülfe der Kunft wird er nicht erwachen, wenigftens nie zu dem Grade der Stärke des Gefchlechtstriebes gelangen. Dafs der Erweiterungstrieb der Grund des Ruhmtriebes fey, will nicht viel fagen, und ift ein eben nicht an Folgen fruchtbarer Satz. — Die *dritte* Abtheil. hat die Beantwortung der Frage zum Gegenftand, wie oder wodurch gelangt man zum Ruhm? Sie wird wieder in zwey andere Fragen zertheilt: 1) wodurch ift oder wird ein Gegenftand aufserordentlich? 2) wodurch wird der aufserordentliche Gegenftand als ein folcher von den Menfchen allgemein anerkannt und bewundert? Der Vf. übergeht hier die Betrachtungen der Merkmale und Eigenfchaften, wodurch fich Gegenftände der Natur aufser dem Menfchen auszeichnen, und hält fich nur an diefen. Das, wodurch Menfchen fich als aufserordentlich darftellen und berühmt werden, find körperliche Schönheit, Stärke, Gefchicklichkeiten und Fertigkeiten, befonders aber find glückliche *Naturanlagen* und *Talente*, verbunden mit *Neigung*, die wefentlichen Erforderniffe zur Erwerbung aufserordentlicher Vorzüge, weil fie von diefen die innern Gründe ihrer Möglichkeit ausmachen. Von der Neigung hängt die Wahl des Gegenftandes ab, an welchem man feine Thätigkeit üben foll, um das Aufserordentliche zu erreichen. Bey diefer Wahl müffen, aufser jenen innern Gründen, auch die äufsern Verhältniffe, die den, welcher in Anfehung der gewählten Gegenftände nach dem Aufserordentlichen ftrebt, begünftigen, oder ihm hinderlich feyn können, erwogen, und alle ungünftigen Verhältniffe müffen durch beharrliche Ausdauer befiegt werden. An dem Gegenftande felbft, auf welchen die Neigung fällt, mufs auch zuweilen unterfucht werden, ob an ihm noch ein aufserordentliches Verdienft zu erringen möglich fey. Das Aufserordentliche überhaupt zu erkennen und einzufehen, zu welcher Art deffelben insbefondere man durch Talent, Neigung und Verhältniffe berufen fey, find nothwendige Bedingungen für den, der nach Ruhm trachtet; der wichtigfte Schritt ift aber *der, mit lebendig* und beharrlicher Thätigkeit das *Erkannte wirklich* zu machen, und die grofsen Entfchlüffe *auszuführen*. Diefe beharrliche Ausdauer mufs *durch öftere Uebung* zur mechanifchen Fertigkeit werden. *Auch die* aufs angeftrengtefte Thätigkeit will von den Umftänden *begünftiget* feyn, wenn fie fich nicht in fruchtlofen Kämpfen verzehren foll. Diefe äufsern Begünftigungen find fo verfchieden als die Zwecke, zu denen, und die Gegenftände, für die fich die Menfchen, um *in* Rückficht ihrer zum Aufserordentlichen zu gelangen, ausbilden wollen. Der Vf. legt nun die einzelnen Bildungen, wie er es nennt, oder die Gegenftände, für welche der Menfch fich bilden mufs, dar, und zeigt zugleich bey jedem derfelben nicht allein, wie man es anzufangen habe, um in Anfehung derfelben etwas Aufserordentliches zu leiften, fondern auch die Begünftigungen, die dem, der fich demfelben *mit* Eifer widmet, zu Statten kommen. Jene Gegenftände find die *Wiffenfchaften*, die *Künfte* und das *Gefchäftsleben*. Unter die Umftände, welche z. B. *das Studium der* Wiffenfchaften begünftigen, werden gerechnet, öffentlicher Unterricht auf Schulen und Univerfitäten, Bibliotheken, der freundfchaftliche Austaufch der Ideen u. a. Die Wiffenfchaften werden blofs im Allgemeinen, und nicht nach ihren befonderen Zweigen betrachtet. Bey den Künften geht aber der Vf. fpecieller zu Werke, und in Anfehung des Gefchäftslebens werden nur Eigenfchaften angegeben, durch welche fich ausgezeichnete Charaktere bemerklich machen. Dann wird von dem gehandelt, *wodurch* das Aufserordentliche Eindruck auf die *Gemüther* macht und Bewunderung erregt; das die *Sinne ftark* Afficirende, das Auffallende der *Wirkungen*, die Plötzlichkeit des Eindrucks, das *Neue, Unerklärliche*. Endlich von den Arten, *wie fich die Bewunderung* des Vorzüglichen in *Denkmälern* äufsert, und durch *Sage*, *Monumente* und *Schrift* verbreitet und fortgepflanzt wird. Diefs ift ungefähr der Grundrifs diefer Abtheilung, der uns in feiner Ausführung nicht ganz deutlich und zufammenhängend vorgekommen ift. Die ganze weitläuftige Abhandlung über das Studium der Wiffenfchaften und Künfte, obwohl fie manches Gute und fchön Gefagte enthält, fteht doch hier ganz am unrechten Orte, und gehört mehr in eine Methodenlehre. Dergleichen Anweifungen find für alle, die fich den Wiffenfchaften oder einer Kunft widmen, fie mögen darin berühmt werden wollen oder nicht. Hier und da kommen auch Aeufserungen vor, die eine Verbefferung erfordern. So heifst es z. B., nur vorzügliche Talente fühlten gewöhnlich *in* fich einen Trieb, etwas Vorzügliches zu leiften, *und doch* wird kurz vorher gefagt, dafs auch eine *mittelmäfsige* Anlage durch zweckmäfsige Thätigkeit *und* Fleifs zu einer folchen Reife und Vollendung, als zu aufserordentlichen Wirkungen erfordert würden, gelangen könnten. Eine folche Thätigkeit läfst fich aber ohne jenen Trieb nicht denken. Ferner: „auch die trefflichfte Erziehung unter den günftigften Umftänden gewährt

gewährt nur einen äufsern Anstrich, mit einer Bildung verglichen, die, aus dem Innersten des Gemüths heraus, sich durch alle Theile verbreitet. Wenn dieser selbstthätige Geist nicht schon im Innern da ist, wird er von Aufsen nicht hineinkommen; aber er ist öfter da, als wir glauben, und braucht nur durch äufsere Anläfse geweckt zu werden, um sich zu fühlen und selbstthätig sich den mannichfaltigen Stoff der Aufsenwelt anzueignen." Diese Sprache ist nicht bestimmt und in dem Räsonnement selbst die zweckmäfsige gute Erziehung, die doch auch jene Anläfse herbeyführen und Mittel ins Werk setzen kann, Selbstthätigkeit in jungen Gemüthern zu wecken und die natürliche Anlage in die ihr angemessene Sphäre zu leiten, ohne Grund in den Schatten gestellt. Mehr blendend als bestimmten Inhalts ist folgende Stelle S. 230.: „Die Idee des Grofsen und Vortrefflichen druckt sich am klärsten und bestimmtesten aus, wenn sie durch Vernunft gereiniget und durch die Phantasie in allen Theilen sinnlich ausgebildet wird, dafs sie als vollendetes Ideal vor die Seele tritt." Nicht verständlicher druckt sich der Vf. aus, wenn er S. 232. sagt: „Doch auch Muster, wenn sie nur grofs genug sind, lassen immer einen Grad des Aufserordentlichen sehen, der, im Fall er erreicht wird, den Nacheifernden ungewöhnlich auszeichnet." Nach dem zu dieser Stelle angeführten Beyspiele von dem kriegerischen Charakter Karls XII., der Alexanders Heldenmuth zum Muster nahm, kann das weiter nichts heifsen, als: auch der, welcher ein vorzüglich glänzendes Muster nachahmt, kann sich noch durch die Nachahmung auszeichnen. — Die *vierte* Abtheilung betrachtet die vortheilhaften und die nachtheiligen Wirkungen des Ruhms, sowohl in Rücksicht dessen, der blofs nach Ruhm strebt oder Ruhm erworben hat, als in Rücksicht anderer Menschen. Wir sind aber schon zu weitläuftig gewesen, um uns auch hier in die Ausführung selbst einlassen zu können, und erinnern nur noch, dafs der Vf. zur Erläuterung und Belebung seines Vortrags öfters Beyspiele aus der Geschichte und Stellen aus Dichtern, am häufigsten aus *Göthe's* Schauspiel, *Torquato Tasso*, eingeflochten hat.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Kummer: *Katechismus des Rechts, der Pflicht und der Lebensklugheit für Bürger- und Landschulen*, von *Christian Gottfried Schütz*, Hofrath u. Prof. zu Halle. 1805. 18 Bog. 8. (18 gr.)

Es giebt mehrere Schriften ähnlicher Art; aber Rec. erinnert sich unter diesen keiner, die so zweckmäfsig und bey aller Popularität so gründlich abgefafst wäre, als die gegenwärtige. Auf eine sehr geschickte Weise ist in derselben die dogmatische Methode des Unterrichts mit der dialogischen und katechetischen vereiniget; indem der Lehrer zuvörderst die Begriffe entweder acroamatisch aus einander setzt, oder durch Fragen und vorgelegte Fälle in dem Verstande des Schülers zum Bewufstseyn bringt und entwickelt; dann aber, das auf diese Art Erklärte und Begriffene wieder abfragt, um versichert zu seyn, dafs der Schüler den Inhalt sowohl richtig gefafst, als auch seinem Gedächtnifs fest eingeprägt habe. Man würde sich sehr irren, wenn man diese Art der Wiederholung für einen Fehler halten wollte. Sie ist vielmehr ein Beweis der gründlichen Einsichten des Vfs. in dem pädagogischen Fache, und auf die sehr richtige Bemerkung gegründet, dafs Lehren in den Gemüthern der Lernenden desto fester hangen bleiben, unter je mehrern Formen und Gestalten sie ihnen dargestellt werden. Doch hat der Vf. von dieser so wenig beachteten Maxime mit Recht den vollen Gebrauch nicht gemacht, den er hätte machen können, wenn er sein Buch hätte vergröfsern wollen. Er hat aber ohne Zweifel auf erfahrne und im Denken und Katechisiren gewandte Lehrer gerechnet, denen er noch Spielraum übrig lassen wollte, um bey dem mündlichen Unterrichte, nach der im Buche beobachteten Methode, hier und da schickliche Modificationen dieser Art anzubringen. Lehrer, die selbst noch nicht zur Vernunft und zum Bewufstseyn dessen, was in ihr liegt, gekommen sind, dergleichen man leider noch an vielen Orten antrifft, werden freylich diesen Katechismus, der in alle Bürger- und Landschulen eingeführt zu werden verdient, nur als Lesebuch brauchen können; einen desto gröfsern Nutzen wird er hingegen in den Händen solcher Lehrer gewähren, welche die Begriffe und den zum Grunde liegenden Gang des Räsonnements, nebst der katechetischen Kunst, sich selbst so zu eigen gemacht haben, dafs die Sachen, die sie daraus vortragen, gleichsam wie aus ihrem eigenen Gemüthe geschöpft zu seyn scheinen. Ein besonderer Vorzug ist auch an diesem Buche, dafs der Rechts- und Pflichtenlehre noch die bey dem öffentlichen Unterrichte und in den demselben gewidmeten Lehrbüchern bisher ganz übergangene und doch so nothwendige Klugheitslehre beygefügt und mit denselben in durchgängige Harmonie gesetzt worden. Das Ganze besteht, wie schon der Titel anzeigt, in *drey* Theilen, deren jeder wieder in Lehrstunden eingetheilt ist. Der *erste* Theil: *das Recht*, begreift in 8 Lehrstunden folgende Materien: 1) Lust und Unlust der fünf äufsern Sinne; 2) Lust und Unlust des innern Sinnes; 3) Begriff des Rechts; 4) verschiedene Arten der Rechte; 5) Verträge über Schenkung, Tausch, Kauf, Verleihung, Miethe; 6) Dienstvertrag, Darlehn; 7) Art, die Rechte zu schützen; mifsliche Lage der Rechte im Stande der Wildheit; Nothwendigkeit und Nutzen der Verbindung der Menschen zu einem Staate; Rechte des Oberhaupts des Staats: 8) Vorzüge der Staatsverfassung vor dem Stande der Wildheit. *Zweyter* Theil: *die Pflicht.* 1) Rechtspflichten; 2) Tugendpflichten; 3) Tugendpflichten gegen andere; Gerechtigkeit, Menschenliebe, Bürgertugend; 4) Pflichten des Menschen gegen sich selbst; 5) gegen Gott; 6) die Offenbarung Gottes. *Dritter* Theil: *die Lebensklugheit.* 1) Das kluge Verhalten in Ansehung seiner selbst; 2) im Umgange mit andern Menschen; 3) in den Verhältnissen des Staatsbürgers; 4) Werth der Rechtlichkeit, der Tu-

Digitized by Google

Tugend und Klugheit. In der Ausführung dieſer Materien iſt, bey allem ſyſtematiſchen Zuſammenhange, doch, wie natürlich, alles Metaphyſiſche vermieden, und die Betrachtung derſelben ſo gehalten, dafs ſie der geſunden, noch nicht zur Speculation gewöhnten Vernunft einleuchtet. Ueberhaupt aber hat der Vf. in der Darſtellung der Rechte und Verbindlichkeiten und der Pflichten, beſonders auf die künftige Beſtimmung der Lehrlinge als Unterthanen und Bürger, als Glieder des Nähr- und Wehrſtandes, als Gatten, Aeltern und Familienhäupter, durchaus bedächtige Rückſicht genommen. In der *Rechtslehre* hätte wohl noch unter den Vertragsarten des *Depoſitum*, des *Mandatum* und der *Fidejuſſion*; ſo wie unter den Arten der Erwerbung, der durch den *langen Beſitz* und durch *Beerbung*, in der *Pflichtenlehre* aber der falſchen Demuth und der Beſchädigungsſucht gedacht werden ſollen, welche wenigen Mängel inzwiſchen von verſtändigen Lehrern leicht an ſchicklichen Stellen noch ergänzt werden können.

Erfurt, b. Hennings: *Die Kunſt mit Kindern umzugehen und ihre moraliſche und phyſiſche Bildung zu befördern.* Ein Buch für Aeltern, Lehrer und Erzieher, und die ſich zu dieſen bilden wollen. 1806. 306 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Zweck des Vfs. iſt (nach S. 2.): einen Leitfaden zu geben, wie Aeltern und Erzieher, ſo vortheilhaft als möglich, auf den Geiſt des Kindes wirken und ihn am zweckmäſsigſten ausbilden, ihren Empfindungen die gehörige Richtung geben, ihre Begriffe ordnen und ihre ſittliche Fähigkeiten ausbilden ſollen. Wir wollen nicht läugnen, dafs dieſer Zweck theilweiſe erreicht ſeyn mag, indem manche einzelne Winke gegeben ſind, die manchen Einzelnen zu Statten kommen könnten. Allein es mangelt ein ſicherer Plan, und ein klarer Zuſammenhang der Gedanken. Es ſind dem Hauptgegenſtande allezeit ſo viele Nebenbemerkungen beygeſellt, dafs dem Leſer die Ueberſicht faſt unmöglich gemacht wird. Auch iſt darin ſehr gefehlt, dafs ſich der Vf. nicht auf eine Verdeutlichung des Begriffs vom Umgang einliefs, und eine ſcharfe Begränzung zwiſchen Unterweiſung, Unterricht und Erziehung feſtſetzte. Er macht es unter andern den Erziehern und Erzieherinnen zum beſondern Vorwurfe, dafs ſie ſich nicht zu ihrem Geſchäft vorbereiten; allein zum Umgange bedarf es keiner Vorbereitung, ſondern vielmehr einer beſtändigen Beſonnenheit. Am meiſten wird das Werk gelingen, wenn ſich der Erzieher ſeinen Zöglingen mit Offenheit ſo hingiebt, wie er iſt. Dadurch nur kann er ſich einen geraden Weg zu dem Herzen ſeines Zöglings bahnen. Rec. kann alſo den Rath nicht billigen, welchen der Vf. (S. 174.) giebt, dafs man ſich gegen Kinder weder *zornig*, noch *theilnehmend ſtellen* ſolle. Er iſt der Meinung, dafs man überhaupt nicht eine fremde Miene annehmen dürfe. Wir wollen nicht Schauſpieler bilden, ſondern Menſchen. Hätte der Vf. tiefer in die vorherrſchenden Fehler der verſchiedenen Alter und Geſchlechter eindringen und eine eigene Genealogie derſelben geben wollen: ſo würde ſein Werk ohne Zweifel um eben ſo viel intereſſanter als lehrreicher geworden ſeyn. Dem Tanze wird S. 224 u. f. unbedingt das Verdammungsurtheil geſprochen. Ihm allein darf man wohl nicht aufbürden, was der ganzen Erziehungsweiſe nur zu Schulden kommen kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Bamberg*, (ohne Angabe des Verl.): *Theorie der Sphäre*, entworfen von *Michael Jäck*, Doctor. Im October 1803. 38 S. 8. (4 gr.) — Durch den Titel getäuſcht, erwartete Rec. eine Abhandlung über die aſtronomiſche Sphärik, fand aber ſogleich auf der erſten Seite den griechiſchen Titel in klares Deutſch alſo überſetzt: *Lehre von der Kugel;* nur von der Kugel, und überall nicht mehr von der Sphäre, iſt auch im ganzen Werk die Rede. Die Schrift zerfällt in einen theoretiſchen Theil, wo die Entſtehung der Kugel erklärt, und die gewöhnlichen Lehrſätze, ihren Inhalt und Oberfläche betreffend, vorgetragen werden, und in einen praktiſchen, der, mit Anwendung jener Lehrſätze, die Kugel zu berechnen, und in andere Körper von ähnlichem Inhalte zu verwandeln Anleitung giebt. — Der Vf. hat dieſe Schrift, „das erſte Product ſeiner *Imagination*," als Freundſchaftsdenkmal, „ſeinen Mitſchülern" gewidmet; ohne Zweifel wird ihm der eine oder der andere derſelben zum ſchuldigen Dank bald ein Bändchen niedlicher Gedichte, als Product einer *metaphyſiſchen Speculation*, dediciren. Laut der Vorrede fällt übrigens unſerm Vf. blofs die Anordnung des Stoffs, und die Kritik der bisher herrſchenden, aber falſchen, Vorſtellungen von der Entſtehung der Kugel (in die man ſehr irrig die empiriſchen Begriffe der Bewegung und Zeit eingemiſcht habe) als Eigenthum zu, die Materie ſelbſt hat er „aus *Jacobs*, *Wolff*, *Dalham* und *Horvath* geſchöpft, jedoch durch ſelbſtthätige Bearbeitung ſeinem Geiſte aſſimilirt." Von dieſer Aſſimilationsgabe des Vfs. ſey folgende einzige Stelle eine Probe. In ſeinem praktiſchen Theile (S. 23.) ſagt der Vf., dafs die Berechnungen der Kugel ſehr verſchieden ausfallen müſſen, je nachdem man das Verhältnifs des Durchmeſſers zum Umkreiſe „nach *Archimedes*, *Metius*, *Chriſtian Wolff*, oder *Ludolph*" zum Grund lege, nach *Adrian Metius* ſey dieſs Verhältnifs, wie 113 zu 355 (ſo ſind dreymal dieſe beiden Zahlen abgedruckt, und nur dieſe, und keine andere, hat der Vf. bey allen ſeinen Rechnungen gebraucht). Daraus folge (ſo rechnet der Vf. nun weiter heraus), dafs der Würfel des Durchmeſſers der Kugel zu ihrem Inhalt ſich wie 72 zu 16,46, und ebenfalls, alſo, nach *Metius*, der Durchmeſſer ſich zur Peripherie, wie 10 zu $31\frac{1}{16}$ verhalte. Zwar berechnet der Vf. dieſs letztere Verhältnifs nach *Archimedes* wie 60 zu $188\frac{4}{7}$, und das erſtere wie 72 zu 37,714. Allein, dieſer auffallenden Verſchiedenheit ungeachtet, zeigt er auch keinen Schatten von Mifstrauen oder Zweifel gegen die Proportion 113 zu 355, die er ohne von *Metius* zuſchreibt. — Warum liefs doch der Vf. ſein Exercitium nicht durch einen ſeiner treuen Mitſchüler vorher corrigiren? Oder vielmehr, warum müſſen dann gerade auch Arbeiten von Schülern, zumal ſolchen Schülern, die noch ſo tiefe Unwiſſenheit verrathen, gedruckt werden?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Junius 1807.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Quien: *Hiſtoriſche Unterſuchungen über die aſtronomiſchen Beobachtungen der Alten*, von *Ludwig Ideler*, Aſtronomen der Kön. Preuſs. Akad. der Wiſſ. 1806. 407 S. 8. (1 Rthlr 4 gr.)

Dieſe für Aſtronomen und Alterthumsforſcher gleich intereſſante Schrift hat der Vf. zwey würdigen Gelehrten von beiden Fächern, dem Freyh. *von Zach* in Gotha, und dem geh. Rath *Wolf* in Halle, gewidmet. Beobachtungen aus dem Alterthum ſind für Aſtronomen noch jetzt von nicht geringer Wichtigkeit, um dadurch die mittlern Gröſsen mancher himmliſchen Bewegungen und die Dauer langer Perioden um ſo genauer zu beſtimmen. Die Unterſuchungen, welche der Vf. über jene Beobachtungen, mit vielſeitigen und nicht gemeinen Kenntniſſen ausgerüſtet, hier angeſtellt hat, und welche er in der Aufſchrift ſeines Werks hiſtoriſch nennt, ſind zunächſt chronologiſcher Art, oder ſorgfältige und ausführliche Erörterungen über die Zeitrechnung, der ſich die Alten bey ihren Beobachtungen bedient haben. Ganz vorzüglich aber und unmittelbar iſt des Vfs. Arbeit den verſchiedenen Zeitrechnungen gewidmet, die in *Ptolemäus* bekanntem Almageſt, oder μεγαλη συνταξις vorkommen, einem Werke, das immer noch (und wie lange noch vergeblich?) einen Herausgeber, der aſtronomiſche Kenntniſſe mit philologiſchen in gleichem Grade verbindet, oder vielmehr die vereinigten Bemühungen zweyer Editoren, wovon jeder mit ſeinem Fache vollkommen vertraut iſt, erwartet. Der Vf. giebt gleich Anfangs eine kurze Ueberſicht der von *Ptolemäus*, mit Angabe verſchiedener Chronologieen, uns aufbewahrten Beobachtungen. Um die Beobachtungen der Alten beyſammen zu haben, erwähnt der Vf. auch noch die von *Theon* d. j. im J. 364. nach Chr. Geb. beobachtete Sonnenfinſterniſs, und die ſieben von *Thius* um das J. 500. zu Athen gemachten Beobachtungen. Da der Vf. überhaupt auf alte jetzt abgekommene Zeitrechnungen Rückſicht nimmt: ſo hätten eben ſo gut noch vier Finſterniſſe von *Albategnius* zwiſchen den J. 883 und 901., und drey von *Ibn Junis* zwiſchen 977 und 979 beobachtet, genannt werden können; *Albategnius* braucht dabey Jahre von Alexanders Tode an gerechnet, und *Ibn Junis* die Diocletianiſche, Jezdegirdiſche und andere Aeren. — Bey den Beobachtungen im Werke des *Ptolemäus* kommt hauptſächlich eine vierfache Zeitrechnung in Betracht, die Aegyptiſche, die Griechiſch-Athenienſiſche, die Macedoniſche und die Dionyſiſche; nicht nur dieſe vier, ſondern auch die Römiſche, ob ſie ſchon Ptolemäus nicht erwähnt, hat der Vf. einer genauern Prüfung unterworfen, und dabey manche Zweifel zu heben, und die Fehler älterer Chronologen zu berichtigen geſucht. — I. *Aegyptiſche Zeitrechnung.* Die ägyptiſche Aera bey Ptolemäus iſt keine andere als die Nabonaſſariſche, und ihre Epoche der 1 Thot des 1 Nabonaſſariſchen Jahrs, oder der 26. Februar des J. 3967. der Julianiſchen Periode, wie der Vf. Beyſpiels halber durch Berechnung der älteſten uns aufbehaltenen Sonnenfinſterniſs vom 19. März des J. 720. vor Chr. Geb. erweiſt. (Aus *Bouvard's* Berechnung mehrerer alten Finſterniſſe in der *Conn. des tems pour l' an* VIII. S. 371. erhellt, dafs mit Anwendung der Seculargleichung der Mondsanomalie der Fehler der Mondstafeln ſehr herabgeſetzt wird). Auch die Aegypter hatten, wie wohl alle alte Völker, Anfangs ein Mondjahr, das ſie aber bald nach dem Laufe der Sonne zu reguliren ſuchten, indem ſie ihm 12 Monate von 30 Tagen und fünf Ergänzungstage gaben, aber ohne einen Tag jemals einzuſchalten; die Unterlaſſung dieſes Einſchaltens muſsten ihre Könige ſogar zu Memphis beſchwören, damit der 1 Thot und mit ihm alle Feſte allmählich die Jahrszeiten durchaus durchwandern möchten. Der Anfang des ägyptiſchen Jahrs war alſo beweglich, und dieſs hing mit der bekannten Canicular- oder Gothiſchen Periode zuſammen; nach 1461 Jahren kam nämlich der 1 Thot auf den nämlichen Tag der nämlichen Jahrszeiten zurück, ſo dafs 1461 Aegyptiſche Jahre 1460 Julianiſchen gleich kamen. Den Anfang dieſer beweglichen Aera ſetzt *Cenſorinus* auf den Zeitpunkt, wo der *ortus heliacus* des Sirius mit dem 1 Thot zuſammentraf, welches nach des Vfs. Berechnung im J. 1322. vor Chr. Geb. geſchah, wiewohl *Bailly* und *Freret* noch einen Gothiſchen Cyklus weiter zurück gehen; nach *Cenſorin* fiel die nächſte Epoche jenes *ortus hel.* auf den 20. Jul. des J. 139. nach Chr. Geb., was ebenfalls aufs genaueſte mit aſtronomiſchen Berechnungen übereinſtimmt. Gelegentlich lehrreiche Bemerkungen über die Regententafel, oder den Κανων βασιλεων bey Ptolemäus, mit dem Erweis, dafs in dieſer Tafel das Todesjahr eines Regenten gewöhnlich ſeinem Nachfolger zugeſchrieben wird; Anhangsweiſe etwas über die Chronologie der Chaldäer. — II. *Griechiſch-Athenienſiſche Zeitrechnung.* Die Religion der Griechen band, nach *Geminus*, ihre Opfer, ganz gegen die Vorſchriften des ägyptiſchen Cultus, nicht nur an gleiche Mondsgeſtalten ſondern auch an gleiche Jahrszeiten; daher muſsten die Griechen auf ein gebundenes, d. h. ein ſolches Mondenjahr denken, wo Tage und Monate durch

Digitized by Google

durch den Mondslauf, aber die Jahre durch den Lauf der Sonne beſtimmt wurden, welches zu mancherley, ſtufenweiſe ſich immer mehr verbeſſernden cykliſchen Perioden Anlaſs gab. Anfangs ſchaltete man alle zwey Jahre einen Mondsmonat ein; der grobe dabey noch rückſtändige Fehler wurde nachher, vielleicht durch *Solon*, durch die Trieteris verbeſſert, indem man die Monate abwechſelnd voll und hohl, jene zu 30, dieſe zu 29 Tagen annahm, und im Anfange jedes dritten Jahrs einen Monat einſchob. Die Einrichtung der Tetraëteris bey *Cenſorin* iſt etwas problematiſch; *Geminus* übergeht ſie ganz, und ſpricht ſogleich von der Octaëteris, die in 8 Jahren 2922 Tage oder 99 Monate, volle und hohle abwechſelnd, mit drey Schaltmonaten von 30 Tagen begriff; noch genauer war die ebenfalls von *Geminus* genannte Hekkädekateris von 198 Monden in 16 Jahren oder 5847 Tagen, die abermalen in eine noch längere Periode von 160 Jahren mit 58440 und 1979 Monaten vertheilt wurde. Noch ehe die Octaëteris ſpäterhin durch einen *Eudoxus* und *Eratoſthenes* verbeſſert wurde, erfand *Meton* ſeinen ſo berühmt gewordenen Cyklus, die Ennealkädekateris von 235 Mondsmonaten in 19 Sonnenjahren oder 6940 Tagen, welche auf 110 hohle und 125 volle Monate vertheilt waren. Hundert Jahre nach *Meton* verkürzte *Kallippus* vier Metonſche Cykel um einen Tag, oder ſetzte ſie auf 27759 Tage innerhalb 76 Jahren, das Jahr zu 365¼ Tagen genommen; an die Kallippiſche Periode, deren Epoche der 28. Jun. im J. 330. vor Chr. Geb. iſt, ſind mehrere Beobachtungen bey Ptolemäus geknüpft. Endlich nahm *Hipparchus*, 200 Jahre ſpäter, das Kallippiſche Sonnenjahr noch um den 300 Theil eines Tags kürzer an: ſo daſs von Kallippus in 300 Jahren ein Tag zu viel gezählt worden wäre; wie es ſcheint, ſo nahm *Hipparch* in 304 Jahren oder in 4 Kallippiſchen Perioden, 111035 Tage und 3760 Lunationen an, wobey er das tropiſche Sonnenjahr nur um 6′ 14″ zu groſs, hingegen den ſynodiſchen Monat bis auf wenige Decimalſecunden genau, in Vergleichung mit den neueſten Beſtimmungen zum Grund legte. Von allen obigen Mondscykeln iſt vermuthlich bloſs etwa die Octaëteris ins bürgerliche Leben der Griechen übergegangen, wiewohl überhaupt der eigentliche Volkskalender der Griechen nie zu einer Feſtigkeit gelangt zu ſeyn ſcheint, da ſelbſt noch zu *Plutarch's* Zeiten (ſ. deſſen Ariſtides) Abweichungen von 7 Tagen über den Anfang der Monate ſtatt fanden. Unterſuchungen über die Ordnung der athenienſiſchen Monate. — III. *Macedoniſche Zeitrechnung*. Der verſchiedenartige Gebrauch der macedoniſchen Monate nach Alexanders Tode hat den Chronologen viel zu ſchaffen gemacht; *Uſher* und *Noris* haben vieles Licht hierüber verbreitet, aber doch nicht alles ganz ins Reine bringen können. Unter den viererley Arten, wie die macedoniſchen Monate in den drey erſten Jahrhunderten nach Chr. Geb. in Syrien gebraucht wurden, iſt für den Aſtronomen die Seleucidiſche Aera die merkwürdigſte, die ſich, wie aus ihrer Vergleichung mit der Hedſchra erhellt, vom 1. Oct. 312. vor Chr. Geb. oder vom Siege des *Seleucus* bey Gaza an datirt; nach dieſer Aera rechneten die Syrer ſelbſt, die Juden unter ſyriſchen Regenten (die griechiſchen Jahre in den Büchern der Maccabäer ſind auch ſolche Seleucidiſche Jahre), die Chaldäiſchen, und ſpäter auch die arabiſchen Aſtronomen. — IV. *Dionyſiſche Zeitrechnung*, nicht die gewöhnliche chriſtliche, ſondern die nach einem altägyptiſchen Aſtronomen *Dionyſius* ſo genannte, deſſen ſieben Beobachtungen das Almageſt, welches ſie aufbewahrt hat, an Dionyſiſche Monate knüpft; der Anfang dieſer Zeitrechnung, ſo wenig beſtimmtes man ſonſten von ihr weiſs, war nach Ptolemäus der Sommer des J. 285. vor Chr. Geb. *Dionyſius* ſcheint das Jahr vom Eintritt der Sonne in den Krebs angefangen, und ſeine Monate nach der Zeit abgemeſſen zu haben, welche die Sonne in jedem Zeichen zubringt, dabey aber von keiner ſehr vollkommenen aſtronomiſchen Theorie ausgegangen zu ſeyn. — Einen nicht unbeträchtlichen Theil des ganzen Werks machen die *Erläuterungen und Zuſätze* von S. 277 bis 407. aus; dieſe ſehr reichhaltigen Zugaben enthalten die Belege aſtronomiſcher Rechnungen, die nähere hiſtoriſche, literariſche oder chronologiſche Aufführung einzelner Materien, eine Vergleichung der *Zachiſchen* Sonnentafeln mit den alten des Ptolemäus, und die Ehrenrettung dieſes verdienten Alexandriniſchen Aſtronomen gegen *La Lande*, auch etwas über den poëtiſchen Auf- und Untergang der Sterne, welchen die Griechen unter dem gemeinſchaftlichen Namen Φασις begriffen, ob ſchon auch zuweilen im engeren Sinne Φασις, das Sichtbarwerden in der Morgendämmerung, von κρυψις, dem Verſchwinden in der Abenddämmerung, unterſchieden wird. Ungemein ſchätzbar ſind die vom Vf. auch in dieſe Zuſätze verwebten ausführlichen Unterſuchungen über den *römiſchen Kalender*. Rom hatte unter Romulus ein ſehr regelloſes Jahr von *10 ganz ungleichen* Monaten, und beſtand *wahrſcheinlich nach Plutarch* aus 360, nicht aber, *wie Cenſorin und andere* verſichern, bloſs aus 304 Tagen: denn um 60 Tage irrte ſich kein altes Volk. Der erſte Geſetzgeber der Römer war auch der erſte Verbeſſerer ihres Kalenders; *Numa* fügte nämlich zu den 10 Monaten des Romulus noch den Jan. und Febr. hinzu, und gab dem März, May, Quintilis und October 31., den übrigen Monaten aber 29, bloſs dem Febr. 28 Tage, alſo dem ganzen Jahr 355 Tage, da das Mondenjahr eigentlich 354 Tage haben ſollte, ein Fehler, der von den Römern lange nicht erkannt wurde; irrig macht *Plutarch* den Februar zum zweyten Monat in Numa's Jahre, da er offenbar der letzte war. Urſprung und Erklärung der *Nonae*, *Idus* und *Kalendae*, die ſich ebenfalls zunächſt auf ein Mondenjahr bezogen. Einſchaltungsart des Numa; dieſe war ſehr einfach; man ſchob, einige Jahrhunderte lang, ſeit *Numa hie und* da einen Monat ein, um den Anfang des Jahrs ſo gut, wie möglich, in der Nähe der Bruma zu erhalten, und *Livius* ſowohl als *Plutarch* haben ſehr Unrecht, wenn ſie dem Zeitalter Numa's ſchon die kunſtvolle weit ſpäter aufgekommene 24 jährige Schaltperiode (wovon unten) zuſchreiben. Eine zweyte Verbeſſe-

rung

Digitized by Google

rung erhielt der römiſche Kalender ungefähr um die Zeit der Decemvirn, wo die Römer gewiſſermaſsen die Octaëteris der Griechen copirten, und in 8 Jahren 90 Tage einſchalteten, aber aus dieſen 90 Tagen vier Monate von 22 bis 23 Tagen bildeten; ein ſolcher kurzer Schaltmond hieſs Merkedonius. Doch auch bey dieſer Einrichtung überſah man immer noch, dafs das Jahr einen Tag zu viel, oder 355 ſtatt 354 Tage hielt. Um auch dieſem Fehler abzuhelfen, wurde im Jahre 563. nach der Erbauung Roms als dritte Verbeſſerung die 24jährige Schaltperiode eingeführt, oder in 24 Jahren ein Schaltmond, nebſt ein paar Tagen von andern Monaten, zuſammen 24 Tage ausgelaſſen: ſo dafs auf 24 Jahre nur 8766 Tage fielen, mithin genau ſo viele, wie im Julianiſchen Kalender. Man hatte bereits die Vollkommenheit des letztern erreicht, und es hätte für die Römer keiner neuen Abänderung bedurft, wenn nicht die Prieſter theils aus Unwiſſenheit, theils im Einverſtändniſſe mit den Patriciern aus politiſchen Abſichten, von den Vorſchriften des 24jährigen freylich etwas verwickelten Cyklus ſo willkürlich und ſo häufig abgewichen wären, dafs bey der vierten und letzten Kalender-Verbeſſerung durch *Julius Cäſar* dem Verwirrungsjahre (708 nach Rom's Erbauung) in welchem die Reform vorgenommen wurde, ſogar 445 Tage gegeben werden muſsten. J. Cäſar, unterſtützt von *Scriba*, *M. Flavius* und *Sofigenes*, hatte bey dieſer Reform die gedoppelte Abſicht, den bis zur Herbſtnachtgleiche zurückgewichenen Jahresanfang wieder an die Bruma zu binden, und für die Zukunft eine leichte, richtige und feſte Schaltregel einzuführen; die genaueſten und umſtändlichſten Nachrichten auch über dieſe Kalenderverbeſſerung giebt, wie gewöhnlich, *Cenſorinus;* ſchon *Auguſt* muſste indeſs die von den Prieſtern bald wieder verdorbene Julianiſche Jahrform wieder herſtellen. Der Vf. hat in ſeiner Darſtellung des römiſchen Kalenders überhaupt manche Schwierigkeiten beſſer, als ſeine Vorgänger, aufgelöſt, und beſonders gezeigt, wie ſchief ſelbſt einige klaſſiſchen Schriftſteller, weil ſie keine Aſtronomen waren, die Sache vorgetragen haben. — Noch andere Excurſus in den Zuſätzen zu des Vfs. Schrift betreffen, 1) *das Alter des Sternbildes der Waage.* Die Griechen zählten freylich nur eilf Sternbilder im Thierkreiſe, weil ſie die Scorpionsſcheeren weiter gegen die Jungfrau hin ausdehnten; aber die Waage iſt gewifs nicht, wie *Hygin* und andere behaupten, römiſchen, ſondern morgenländiſchen Urſprungs, und von den Aegyptern oder Chaldäern an den Himmel verſetzt. Vielleicht verwechſelten die Griechen, wie *Buttmann* ſcharfſinnig vermuthet, ihre urſprünglichen χηλαι (Wagſchalen) allmälich mit χηλης, χηλαινη, das auch von Schaalthieren gebraucht wird, und machten daraus Scheeren des Scorpions. Eben ſo falſch leiteten die Römer die Hyaden nicht von ὑειν, ſondern von ὑς ab, und überſetzten das griechiſche Regengeſtirn ſonderbar genug durch *ſuculae*, und noch jetzt wollen einige den Bärenſchwanz im Alterthum bis zum *Arcturus* ausgedehnt wiſſen, wiewohl *Arcturus* nicht von ουρος, ſondern von ουρος, Hüter, abſtammt. 2) *Ueber die altperſiſche, oder Jezdegirdiſche Aera.* Das altperſiſche Jahr hatte völlig die Form, wie das altägyptiſche, nur dafs die Perſer alle 120 Jahre einen ganzen Monat von 30 Tagen einſchalteten, wodurch ihr Jahr genau ſich an den Julianiſchen Kalender anſchloſs, der in einem gleichen Zeitraume 30 Schalttage zählt. Der Schaltmonat ſelbſt aber rückte alle 120 Jahre einen Monat vorwärts, und hatte demnach in 1440 Jahren das ganze perſiſche Jahr durchlaufen. Seit der Thronbeſteigung *Jezdegird's* am 16. Jun. des J. 632. nach Chr. Geb. wurden die fünf Ergänzungstage, die das perſiſche Jahr, wie das ehmalige ägyptiſche, hatte, und die ſonſt auf andere Art angehängt worden waren, immer auf den Schluſs des achten Monats fixirt, aber zugleich hörte man auf, nach 120 Jahren einen Monat einzuſchalten: ſo dafs nunmehr der Neuruz, oder der Neujahrstag der Perſer eben ſo, wie der 1 Thot der Aegypter, beweglich wurde. *Gatterer* in ſeinem Abriſſe der Chronologie S. 238. giebt von dieſer perſiſchen Aera ſehr ungegründete Vorſtellungen. 3) *Ueber die Priorität der beiden athenienſiſchen Monate, Mämakterion und Pyanepſion*, eine genaue kritiſche Unterſuchung von *Buttmann*. Weit die meiſten Stellen der Alten, auch eine Steinſchrift bey *Chandler*, ſetzen den Pyanepſion vor dem Mämakterion; zwey Stellen, die eine bey *Ariſtoteles*, die andere bey *Ptolemäus*, welche das Gegentheil anzuzeigen ſcheinen, werden näher beleuchtet.

GRIECHISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Maurer: *Sophoclis Philoctetes*, e Brunkiana potiſſimum recenſione cum commentario perpetuo *Jo. Henr. Chriſt. Barby*, Profeſſ. Berol. 1803. 238 S. 8. (16 gr.)

Der Zweck dieſer Ausgabe, die lehrbegierigen Jünglingen zum Hausgebrauche beſtimmt iſt, fordert einen correcten Text und bey ſchwierigen Stellen die nothwendige Zurechtweiſung. Beides verſpricht die Vorrede; und zwar iſt, um das erſte zu erreichen, der Text der gröſsern *Brunkiſchen* Ausgabe, mit Ausnahme weniger Stellen, und zwar nach des Herausg. Verſicherung *quam acuratiſſime fieri potuit*, wiederholt; die Anmerkungen aber theils aus den Scholien, theils aus andrer Commentaren, theils aus des Vfs. eignen Bemerkungen zuſammengeſetzt. Und da ferner der Philoktet nur ſolchen Jünglingen in die Hände gegeben werde, die in der griechiſchen Sprache ſchon gröſsere Fortſchritte gemacht haben, ſo habe es zweckmäſsig geſchienen, für dieſe eine *varietatem lectionis* beyzufügen, nicht der offenbaren Schreibfehler, *eam tamen, quae cum textus veritate quodammodo certare poſſet.*

Um nun bey dem erſten anzufangen, ſo müſſen wir bemerken, dafs der Text, weit entfernt ein gereinigter Abdruck des *Brunkiſchen* zu ſeyn, vielmehr durchaus von widrigen, zum Theil ſinnſtörenden Druckfehlern entſtellt wird. So ſteht v. 75. περος διαφθερῶ· und nach ξυνών ein Comma ſtatt der vollen Interpunction; v. 79. γαρ ſtatt και. v. 87. Δαρτάνιον και ſt. Δαρτανίου,

Digitized by Google

τίου, welcher Fehler auch in den Anmerkungen wiederholt iſt. v 91. δόλοισι ſt. δόλοισιν. v. 96. κατρὸς ſt. πατρός. v. 251. iſt ein ganzes Wort κακῶν ausgefallen, und v. 310. ἐν nach ἡνίκα. v. 314. Ατρεϊδαι und Ὠδυσσέως. v. 329. παῖ Πέλαντος ſt. ποίαντος v. 330. ἐξελωβήθην u. ſ. w. Schlimmer ſieht es noch mit der Richtigkeit der Accentuation aus. v. 5. τῶν ἀνασσόντων ὑπὸ ſt. ὕπο. v. 12. ἡμὶν ſt. ἡμῖν. v. 34. ἀλλ' ſt. ἄλλ'. v. 33. Φύλλας ſt. Φυλλάς. v. 70. σοι ſt. σοί. v. 81. γάρ τοι, und vieles andre ähnlicher Art, was nicht immer auf die Rechnung eines fahrläſsigen Setzers kommen dürfte. Denn auch in den Anmerkungen findet man Unrichtigkeiten der Betonung mit Conſequenz. So S. 10. ἄπον, S. 14. ἐπιπέσων. v. 254. wird πόλλ' in πολλὰ aufgelöſt. v. 322. πανωλέθρους von πανωλέθροις. v. 343. ποικιλοστόλος von ποικιλοστόλῳ, und S. 50. δήγμα von δήγματι formirt.

Was nun ferner die Auswahl der *Varietas lectionis* betrifft, die allerdings zur Bildung des kritiſchen Urtheils junger Leſer eine nützliche Zugabe wäre: ſo iſt ſie, wenn man das, was aus *Brunks* Anmerkungen wörtlich entlehnt iſt, abrechnet, überaus dürftig ausgefallen. v. 24. wird zu ὡς κλύῃς bemerkt, *ita Brunkium recte dediſſe pro* ὡς κλύοις, aber warum der Conjunctivus hier dem Optativo vorzuziehen ſey, wird dem wiſsbegierigen Jünglinge zu errathen überlaſſen, der vielleicht, in ſeiner Verlegenheit, den Grund in dem Zuſatze *ex cod. optimae notae* zu finden glauben wird. Von neuem aber und noch mehr wird er in dem folgenden Verſe in Verwirrung geſetzt werden, wo er lieſt: *perperam legitur εἴη, Brunk reſtituit ᾖ, quoniam ει ſemper producitur, et optativus modus hic contra ſtructurae legem adhiberetur*, und dann den Zuſatz: *Recte Schol. illud ᾖ exponit προβαίνοι i. e. διανύοιτο.* Der Optativ ſoll hier nicht ſtatt finden — warum? wird nicht geſagt — und doch ſoll die Erklärung des Scholiaſten, ja die eigne des Vfs., welche beide den Optativus gebrauchen, richtig ſeyn. — Im 30. v. iſt *Brunks* Verſetzung ἀνδρὸς τέχνημα ſtatt τεχνήματ' ἀνδρός für die einzig richtige Lesart erklärt, da ſie doch ohne allen Zweifel irrig iſt, wie viele ähnliche Stellen der Tragiker zeigen. S. *Porſon ad Eurip. Oreſt* 1051. — v. 55. ἐκκλέψεις. *vulgo perperam* ἐκκλέψῃς. Worin der Irrthum liege, wird wiederum nicht geſagt, nicht einmal durch eine weitere Verweiſung angedeutet. v. 77. wird *Reiske's* Vermuthung τάλανα mit den Worten zurückgewieſen: *ſed quis ferat iſtam tautologiam* ὦ τάλανα *(ſic)*, ὦ σύσταγα γένη βροτῶν? Dafs die Ohren der Attiker ſolche Tautologie ertrugen, zeigen alle Seiten ihrer Tragödien: ſo dafs es mit dieſer Verbeſſerung ſehr gut ſtehen würde, wenn ſich nichts anderes dagegen einwenden lieſse. Dagegen wird eine ganz unnütze Vermuthung von *Wakefield* v. 320. συντυχὼν κακῶν Αὐτῶν Ἀτρειδῶν ſt. ἀνδρῶν Ἀτρ. mit dem Prädicate einer *admodum ingenioſa conjectura* beehrt, das ihrem Urheber ſelbſt, der ſolcher Conjecturen, auf einem Fuſse ſtehend, zu hunderten ausſchüttete, viel zu vornehm gedünkt haben würde. Etwas weiterhin v. 333. wird eine Vermuthung von *Locella* ἦ τέχνης' ὁ πηλέως γόνος ſt. εἰ τέθ. mit einem Urtheil des Beyfalls begleitet; und der Grund beygefügt: *quaerit enim Philoctetes, quo fato exſtinctus ſit Achilles.* So fragt er allerdings, wenn man *Locella's* Lesart aufnimmt. Aber iſt die Erklärung einer Conjectur auch ein Grund für ihre Richtigkeit? oder iſt darum die gemeine Lesart verwerflich?

Auch in der Zuſammenſetzung des Commentars dürfte man bisweilen ein ſcharfes Urtheil vermiſſen. Die Quellen, aus denen der Herausg. vorzüglich ſchöpfte, waren die Anmerkungen von *Brunk*, *Camerarius*, *Gedike* und *Struve*, die bisweilen wörtlich, bisweilen im Auszuge mitgetheilt werden. Des Herausg. eigne Zuſätze beſchränken ſich vorzüglich auf Worterklärungen und grammatiſche Bemerkungen, auch über unbedeutende Dinge, die wohl bey Jünglingen, *qui jam majores in literis graecis progreſſus fecerunt*, als bekannt vorauszuſetzen wären, wie z. B. v. 3. Μηλιᾶ *contr. ex* Μηλιέα. v. 33. τῳ *attice pro* τινι. v. 37. κεἰνου *jonice pro* ἐκείνου. So iſt das Ueberflüſſige auch in andern Dingen nicht geſpart, wie v. 141. was bey dem Worte ὠγύγιος, worüber jedes Wörterbuch die nöthige Auskunft giebt, über den König Ogyges geſagt wird, welcher im Jahr vor Chr. G. 1796. gelebt haben ſoll. Zu dem unnützen kann auch füglich die Anführung untauglicher Erklärungen gerechnet werden. So iſt v. 20. bey den Worten βαιὸν δ' ἐνερθεν . . . ἴδοις ποτὲ χερνῖτον nur die Erklärung zuzulaſſen, welche βαιὸν als Adverbium mit dem nächſten Worte zu verbinden fordert; dennoch iſt auch *Struvens* Einfall βαιὸν ποτὲ mit aufgeführt. Eben nicht mehr der Anführung werth war v. 49. *Gedikens* Vermuthung φράζ' ἑλευθέρῳ λόγῳ ſt. φράζε δευτέρῳ λ. welches durch *Oedip. Tyr.* 282. hinlänglich beſtätigt wird. — Als eine Probe der gegebnen Worterklärungen ſtehe hier v. 10. κατέχειν — *ut Latinorum tenere apud poëtas dicitur de moleſta ſive non moleſta dominatione et quaſi imperio alicujus rei.* Warum *apud poëtas*? auch die Proſaiſten haben dieſen Gebrauch. *Und warum an eine moleſtam ſive non moleſtam dominationem denken, da das* Verbum nichts anders bedeutet, *als inne haben? Hier* wäre der gewöhnliche Ausdruck geweſen: αἱ τοῦ Φιλοκτήτου εὐφήμιαι κατέχουσι τὸ στρατόπεδον. Dafs übrigens, wie in derſelben Anmerkung geſagt wird, κατέχειν hier wohl auch *retinere* bedeuten könne, als ob Philoktets Klaggeſchrey das Heer, wir wiſſen nicht wie, beſchäftigt oder aufgehalten habe, verbietet ſchon der Zuſatz von πᾶν und ἀεί zu glauben. v. 43. ἦ 'πὶ Φοιβῇ; νόστου ἐξελήλυθεν billigt der Herausg. *Brunks* Erklärung, die allzu geſucht iſt, um Beyfall zu verdienen. νόστος iſt hier nichts anders als ὁδός, wie *Iphig. Aul.* 1261. *Rheſ.* 427. *cf. Huſchke Comm. Orphei Argon.* p. 12.: ſo dafs, wie auch der Scholiaſt meynte, ἐπὶ Φοιβῇ; νόστου ἐξέχεσθαι nichts anders bedeutet, als ſich aufmachen, um Nahrung zu hohlen. v. 73. mufs bey den Worten οὐτε τοῦ πρώτου στόλου nicht ἐπὶ, ſondern τῆς oder τοῦ verſtanden werden. v. 137. verſtehen wir die bey γνώμα und τέχνας gemachten Bemerkungen nicht: *doricae formae ſunt, quae praecipue in choris Tragicorum frequentantur, quia hi chori ab initio ad dies feſtos pertinebant.* — Am Schluſſe iſt ein Auszug aus *Gernhard Obſervationibus in Sophoclis Philoctetem.* Lipſ. 1802. angehängt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. Junius 1807.

NATURGESCHICHTE.

LONDON, b. Joh. White: *Flora graeca, sive plantarum rariorum historia, quas in provinciis aut insulis Graeciae legit, investigavit et pingi curavit Joannes Sibthorp*, Prof. Oxon. Characteres omnium, descriptiones et synonyma elaboravit *Jac. Ed. Smith*. 1806. gr. folio. Vol. I. fasc. I. tab. 1—50.

Was von Pflanzenforschern und Kennern des Alterthums mit gleicher Sehnsucht seit zwanzig Jahren erwartet wurde, die Frucht der wiederholten Reise eines gründlichen und gelehrten Botanisten durch Griechenland und Kleinasien, davon ist nun das erste Heft in unsern Händen, und Rec. hält es für seine Pflicht, dem botanischen und antiquarisch-philologischen Publicum so früh als möglich von der Art, wie Vf. und Herausgeber ihren Plan ausgeführt haben, Rechenschaft zu geben.

Die historische Botanik erkennt eine sichere und bestimmte Nomenclatur als nothwendige Grundlage. Spürt man den Benennungen der Pflanzen bis zu ihren Quellen nach: so findet man diese bey den Griechen, besonders bey *Theophrast* und *Dioskorides*. Wie nothwendig es sey, über die Pflanzen, welche diese Schriftsteller benannt haben, zur Gewissheit zu kommen, das hat man zu allen Zeiten, aber niemals stärker und lebhafter eingesehn, als bey Wiederherstellung der Pflanzenkenntniss im sechzehnten Jahrhundert. Die gelehrten Venetianer, *de' Gabrieli* und *Micheli* (von Anguillara und Marini gerühmt), die Stifter des ersten botanischen Gartens zu Padua, unterhielten in Kandia und auf andern Inseln des ägäischen Meeres Rhizotomen, wie die römischen Kaiser zu Galens Zeiten; diese sammleten für die venetianischen Patrizier griechische Pflanzen. *Anguillara*, *Alpini*, *Belon*, und *Amatus Lusitanus* durchreisten zu gleicher Zeit den Orient. Das herrliche Haus der Fürsten Este zu Ferrara sandte alljährlich Schiffe mit Pflanzensammlern ins Morgenland. Der östreichsche Gesandte *Busbek* und sein Arzt *Quakelbeen* schafften eine grosse Anzahl neu entdeckter Pflanzen aus dem Morgenlande nach Wien. Durch diesen rühmlichen Wetteifer kam es dahin, dass *Mattioli*, *Cesalpini*, *Anguillara* und *Columna* die Botanik des Alterthums zu einer beträchtlichen Vollkommenheit bringen konnten. Aber seit dem sechzehnten Jahrhundert ist, wenn wir *Tournefort* allein ausnehmen, fast nichts weiter geschehen: und man darf sich also auch nicht wundern, dass *Linné* in diesem Fache die gröfsten Schwächen zeigte, dass seine *Baccharis Dioscoridis*, *Crepis Dioscoridis*, *Laurus Persea* u. s. f. die falschesten Benennungen sind.

Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, diesen Mängeln abzuhelfen, bewog den verewigten *Sibthorp*, in Begleitung des grofsen Pflanzenmalers *Bauer*, im J. 1785. eine Reise durch Griechenland und Kleinasien zu machen, von welcher er 1787. zurückkehrte. Vor vierzehn Jahren ging er zum zweyten Mal dahin, und brachte eine Sammlung von tausend Pflanzenarten zurück, die Bauer trefflich gemahlt hatte. Zu bedauern war es, dass er bey seinem frühen Absterben keine Beschreibungen hinterliefs; er hatte aber in seinem Vermächtniss die Einkünfte seines Landguts zur Herausgabe dieses Werks bestimmt, und die Wahl der Vollstrecker seines Vermächtnisses könnte auf keinen würdigern Herausgeber fallen, als auf den berühmten Besitzer des Linneischen Herbariums, *Smith*. Dieser, um sich ganz genau nach dem Willen des verewigten *Sibthorp* zu richten, durfte von den zu diesem Werke bestimmten tausend Tafeln keine einzige weglassen. Daher kam es, dass wir eine Menge ganz allgemein bekannter, hundertmal abgebildeter Pflanzen, freylich ganz köstlich und vortrefflich dargestellt, wieder erhalten.

In diesem ersten Hefte sind solche gemeine Pflanzen folgende: tab. 1. *Corispermum hyssopifolium*. 2. *Phillyrea latifolia*. 3. *Olea europaea*. 4. *Fraxinus Ornus*. 10. *Veronica triphyllos*. 12. *Lycopus exaltatus*. 14. *Rosmarinus officinalis*. 20. *Salvia Horminum*. 25. *Salvia Sclarea*. 32. *Valeriana Cornucopiae*. 37. *Gladiolus communis*. 39. *Iris florentina*. 40. *Iris germanica*. 47. *Cyperus flavescens*. 48. *Cyperus fuscus*.

So gern wir diese in dem kostbaren Werke entbehrt hätten: so äufserst erwünscht sind uns andere. tab. 5. *Veronica gentianoides* fand der Vf. auf der höchsten Spitze des asiatischen Olymps. (Rec. sieht sie jetzt in der Blüthe, und findet, dass sie viel schöner in der Natur ist.) tab. 6. *Veronica thymifolia, corymbo terminali, foliis linearibus revolutis incanis, caulibus fruticulosis diffusis*. Auf der Höhe der weifsen Gebirge in Kreta. tab. 7. *Veronica glauca, floribus solitariis, foliis cordatis inciso-ferratis, caulibus procumbentibus, laciniis calycinis utrinque dentatis*. Auf dem Hymettus bey Athen. tab. 8. *Veronica agrestis var. byzantina*. Würde Rec. geradezu für *V. filiformis* erklären, wovon sie sich fast durch nichts unterscheidet. tab. 9. *Veronica Cymbalaria* ist *hederaefolia* β. *L.* tab. 11. *Pinguicula crystallina, corolla inaequali, nectario obtuso petalo breviori, laciniis calycinis oblongis, scapo basi glabro*. Von der Insel

Digitized by Google

Cyprus. tab. 13. *Ziziphora capitata*, eben daher. tab. 15. *Salvia pomifera*, ziemlich gemein in Griechenland. tab. 16. *Salvia calycina, foliis ovatis crenatis reticulato-venosis incanis, calycibus trilobis dilatatis retusis mucronulatis.* Ist *Salvia orientalis frutescens, foliis circinnatis, acetabulis Moluccae. Tournef. cor.* 10. Vom Hymettus bey Athen. tab. 17. *Salvia triloba.* tab. 18. *S. ringens, foliis interrupte pinnatis crenatis subrevolutis rugosis, ramis floriferis paniculatis, corolla declinata recurva.* An den Abhängen der Berge nicht selten. tab. 19. *S. viridis.* tab. 21. *S. Forskolei*, auf dem Olymp und am Bosphorus. (Rec. wundert sich nicht, dafs sie in der Mitte von Deutschland den Winter im Freyen aushält.) tab. 22. *S. Sibthorpii, foliis cordatis crenatis lobatis rugosis scabris, caulo subaphylio ramoso, staminum appendiculis dilatatis.* Auf dem Peloponnese und Zakynthus. Kommt der *S. Verbenaca* sehr nahe. tab. 23. *S. multifida, foliis cordatis multifidis incisis glabris, caule folioso simplici, staminum appendiculis retusis.* Ist *Horminum sylvestre inciso folio, caesio flore, italicum. Barrel.* 220. Von den Wiesen bey Constantinopel. tab. 24. *S. clandestina.* tab. 26. *S. crassifolia.* Soll *S. candidissima Vahl.* seyn; aber Rec. zweifelt. Erstere hat runde Blätter; die der letztern sind einer Spanne lang und schmal. Jene hat eine violette Ober- und schmutzig-gelbe Unterlippe, *Vahl's* Pflanze ist ganz weiss. Der Vf. fand sie auf Cypern, aber äufserst selten. tab. 27. *S. argentea.* Die Blume ist nicht weiss, wie *Vahl* sagt, sondern aschgrau mit gelblicher Unterlippe. *Sibthorp* fand sie auf dem Parnafs. t. 28. *Morina persica*, wächst auch auf dem Parnafs. t. 29. *Valeriana angustifolia*, bey Athen. t. 30. *Valer. Calcitrapa.* t. 31. *Valer. orbiculata, floribus monandris subcalcaratis, foliis inferioribus petiolatis cordato-orbiculatis denticulatis.* Auf Cypern. t. 32. *Valer. Dioscoridis, floribus triandris, foliis omnibus pinnatis, radicalium foliolis ovatis dentato-repandis, radice tuberosa.* Dies ist das Φοῦ *Dioscor.* I, 3., die wichtigste Pflanze in diesem ersten Heft. Dioskorides Beschreibung und diese Figur passen genau zusammen; die Wurzel knollig, wie ein kleiner Finger stark; die Blätter gleichen denen des *Smyrnium Olus atrum* (ἱπποσέλινον) [nicht ganz]; die Blüthen klein und fleischfarben. Diese Wurzel hat einen viel angenehmer gewürzhaften Geruch, als unser Baldrian. Da *Val. Phu L.* gar nicht in Griechenland und Kleinasien wächst, Dioskorides aber seiner Pflanze ausdrücklich Pontus als Vaterland anweiset: so verschwindet jeder Zweifel, wenn man liest, dafs *Hawkins, Sibthorps* Begleiter, dies Gewächs in Lycien fand. t. 34. *Valer. vesicaria.* t. 35. *Crocus aureus, stigmate incluso trifido, lobis sublinearibus denticulatis, radicum tunica membranacea.* Ist *C. vernus moesiacus primus. Clus. pannon.* 228. t. 36. *Ixia Bulbocodium.* Hiebey führt der Vf. *Sisyrinchium Theophrasti Column.* an, ohne sich zu bestimmen. Aber Theophrast's σισυρίγχιον (*hist.* 7, 13.) ist sicher *Iris Sisyrinchium* t. 42., die der Vf. auch als sehr gemein in Griechenland angiebt. Denn Theophrast sagt ausdrücklich, es sey der Zwiebel eigen, nach oben sich zu vermehren (τοῦτον αὐξάνεσθαι). Das Gegentheil geschieht bey *Ixia Bulbocodium.* Von *Gladiolus communis* ist tab. 38. eine schöne Abart mit weiss Unterlippe, auf welcher die mythischen *VV* oder *AA* des Hyacinthus sehr zierlich zu sehn sind. *Bauer* fand dies interessante Gewächs auf Cypern, und *Sibthorp* machte eine eigene Art: *Glad. triphyllus* daraus, weil die Blätter auch viel schmaler sind. Rec. ist überzeugt, dafs *Nikanders* ὑάκινθος (*Athen.* dipnos. 15, p. 683. *Casaub.*) eigentlich diese Abart ist. Von Nikander entlehnten den Mythos die spätern, und die römischen Dichter trugen ihn auf den in Italien gewöhnlichen *Gl. communis* über. tab. 41. *Iris tuberosa.* Hier ist der Vf. offenbar im Irrthum, wenn er dies Gewächs für die λογχῖτις *Dioscor.* 3, 161. hält. Der alte Pflanzenforscher sagt: „Die Blumen sehn den Hüten oder den Larven der Schauspieler ähnlich, sind von dunkler Farbe; aus ihrer Oeffnung hängt ein weisses Zünglein hervor. Die Samenkapsel ist dreykantig und der Same spitzig, wie eine Lanze." Dies alles findet sich durchaus nicht bey der *Iris tuberosa.* Blos die Farbe der äufsern Kronenblätter ist dunkel; die Samen sind rund und platt, keinesweges lanzetförmig. Die λογχῖτις *Dioscor.* ist ohne Zweifel *Serapias Lingua*, wie *Cesalpini* (10, 21.) zuerst, und dann *Columna* (*ecphras.* 1, t. 322.) erwiesen. tab. 43. *Schoenus mucronatus.* Hier hätte ἐξύσχοινος *Theophr.* und *Dioscor.* angeführt werden sollen. t. 44. *Cyperus comosus, culmo triquetro nudo, umbella foliosa, foliis linearibus longissimis, tuberibus ovatis.* Hiezu hätte κύπειρος ὁ ἕτερος *Theophr. hist.* 4, 11. gehört: denn die Knollen sind gewürzhaft. t. 45. *Cyperus radicosus, culmo triquetro nudo, umbella foliosa, spiculis lanceolatis, foliis patentissimis rigidis recurvis.* t. 46. *Cyp. difformis.* t. 49. *Cyp. mucronatus.* t. 50. *Scirpus dichotomus.*

Die Kupfer sind, wie man von *Bauer's* und *Sowerby's* Kunst erwarten wird, unvergleichlich. Mit Sehnsucht sehn wir der Fortsetzung entgegen.

GESCHICHTE.

MARBURG, in d. akadem. Buchh.: *Grundriß der Geschichte der ältern, mittlern und neuern Zeit.* Als Handschrift für seine Zuhörer herausgegeben von D. *Ludwig Wachler*, Consistorialrathe u. Prof. d. Theologie u. der histor. Wissensch. zu Marburg. 1806. IV u. 242 S. 8.

Der verdienstvolle Vf. ist so glücklich, seinen Vorlesungen über dieses Lehrbuch drey halbe Jahre widmen zu können, welches von dem Eifer zeugt, den er bey seinen Zuhörern zu beleben weifs, einem Eifer, der nicht auf jeder Universität einheimisch ist. Dieser Umstand hat wohl vorzüglich darauf Einfluss gehabt, dafs man hier die Data mehr rubrikenmäßig hingestellt, als weiter ausgeführt findet, indem der Vf. bey einer sorgfältigen Erläuterung in seinen Vorlesungen dessen nicht bedurfte. Er wollte seinen

Digitized by Google

ſeinen Zuhörern nichts mehr als einen bloſsen Leitfaden in die Hände geben, der ihrem Gedächtniſſe zu Hülfe kommen ſollte. Dieſer Zweck iſt auch möglichſt erreicht, und wird bey einer neuen Auflage noch mehr erreicht werden. Ueberhaupt billigt Rec. die Grundſätze ſehr, von welchen der Vf. bey ſeinen Vorträgen ausgeht. „Wiſsbegierde, ſagt er in der Vorrede, und Forſchungsgeiſt ſollen durch Andeutungen und Ausſichten gereizt, die den muthigen und verſtändigen Fleiſs lohnende Ausbeute ſoll an einzelnen Beyſpielen bemerklich gemacht, und zum Quellenſtudium, zur Kritik, und zum vernünftigen Skepticismus ſoll Anleitung gegeben werden." Die Literatur iſt nur ſparſam angebracht, welches wir nicht mifsbilligen, da der Schwall von Quellen und Hülfsmitteln den Zuhörer nur in Verwirrung ſetzt. — Wie gewöhnlich macht der Vf. *drey* Hauptabtheilungen. I. *Alte Geſchichte*, von Moſes bis auf den Untergang des weſtrömiſchen Reiches, 1500 Jahr vor Chriſto, bis 476 nach Chr. II. *Mittlere* Geſch. bis zur Entdeckung Amerika's, von 476 — 1492. III. *Neuere* Geſch. bis auf unſere Zeiten. — Für die beiden letzten Abtheilungen hat er noch beſondere *Grundriſſe* entworfen, die eine Art von Tabellen ſind (S. 196 — 242.).

Dafs in einem Buche, welches alle Zeiträume der Geſchichte umfafst, manches vorkomme, worin der Beurtheiler nicht einerley Meinung mit dem Vf. iſt, kann nicht befremden. Zum Beweiſe, dafs Rec. mit Aufmerkſamkeit geleſen, legt er dem würdigen Vf. einige Stellen, die ihm auffielen, zur weitern Prüfung vor. S. 51. heifst es: „Fixirung der militäriſchen Politik des röm. Staates. *Einführung des Truppenſoldes; Anfang der ſtehenden Armee. Die Armee beſtand anfänglich aus* 4 *Legionen*, (*zu* 4000 *Infant. und* 300 *Kavallerie*), *und koſtete ungefähr* 329000 Thlr. (?) der Betrag für Weizen, Kleidung und Waffen vom Solde abgezogen." An eine *ſtehende* Armee iſt in dieſen Zeiten noch nicht zu denken. Wenn man in's Feld rücken wollte: ſo wurde, nach dem Herkommen, der *delectus* gehalten, und der *Sold*, der im J. Roms 349. zum erſten Mal gereicht wurde, änderte in jener Verfaſſung nichts ab, wie man aus der Beſchreibung der folgenden Kriege bey den römiſchen Hiſtorikern erſieht. Der Sold wurde bloſs zur Unterſtützung für die ärmere Klaſſe eingeführt, welche vor dieſem Zeitraume, wie jeder andere römiſche Bürger, auf eigene Koſten dienen mufste. Livius ſagt dieſs ausdrücklich L. IV, 59.: „der Senat beſchloſs: *ut ſtipendium miles de publico acciperet, quum ante id tempus de ſuo quisque functus eo munere eſſet.* Das Folgende: „*Die Armee beſtand anfänglich*" u. ſ. w. verdient ebenfalls eine Berichtigung: denn die Stärke der ins Feld rückenden Truppen war niemals gleich. Noch ſchwieriger möchte die Berechnung des Soldes für jene Zeiten ſeyn. Denn *Silber* würde damals, als die Truppen zum erſten Mal Sold empfingen, noch nicht gemünzt (wie Livius IV, 60. ſagt: *et quia nondum argentum ſignatum erat, aes grave plauſtris quidam ad aerarium convehentes*) und ſcheint überhaupt damals bey der Bezahlung des Soldes nicht gebraucht worden zu ſeyn; das *aes grave*, oder das *Kupfer* aber, welches man theils gemünzt hatte, theils zuwog, iſt, ſeines fallenden und ſteigenden Werthes wegen, viel ſchwerer zu berechnen. Was aber die Schwierigkeiten vermehrt, iſt, dafs bey dieſer Gelegenheit von keinem röm. Schriftſteller, ſoviel ſich Rec. erinnert, erwähnt iſt, wie viel jeder einzelne Fufsgänger von jenem *aes grave* täglich oder monatlich erhalten habe. In ſpätern Zeiten bekam der Fufsgänger nach *Polyb.* VI, 37. zwey Obolos. — Auf eben dieſer Seite (51.): „Finanzweſen. Einnahme: directe Steuern (Tributa), nach dem Vermögenszuſtande bey eintretenden Staatsbedürfniſſen ausgeſchrieben, *wahrſcheinlich lange nicht in Geld geleiſtet.*" Aus dem oben angeführten Kapitel des Livius erhellet, dafs die Steuer oder der Tribut, den man zum Behufe des Soldes ausgeſchrieben hatte, in *Gelde* entrichtet wurde. *Indicto jam tributo*, heifst es, *patres bene coeptam rem perſeveranter tueri, conferre ipſi primi*, und weiter hin *aes grave plauſtris ad aerarium convehentes.* Wir führen mit Fleiſs dieſe Stelle an, vieler anderer nicht zu erwähnen, weil der Vf. einige Zeilen vorher des *Soldes* gedacht hatte. S. 108.: „die *Germanen* ſcheinen bey einer allgemeinen Bewegung der Völkerſtämme, *vom Ocean herauf*, theils an dem Südufer der Donau, theils am rechten Rheinufer, theils im Innern des Landes ſich niedergelaſſen zu haben, theils über den Rhein gegangen zu ſeyn. Die Dunkelheit in ihrer älteſten Geſchichte wird nie aufgehellt werden. Die Römer machten ihre Bekanntſchaft, als die Teutonen, aus dem Küſtenlande an der Nord- und Oſtſee, am Rheine herauf nach den Pyrenäen, und neben ihnen die Cimbern an der Donau herauf bis zu Italiens Gränze 113. v. Chr. vordrangen" u. ſ. w. In dieſer Stelle ſcheinen Rec. mehrere Unrichtigkeiten zu liegen. Zuerſt iſt der Ausdruck: *vom Ocean herauf*, ſo unbeſtimmt, dafs man ſich wundern mufs, denſelben vom Vf. gebraucht zu ſehen. Aus den Beyſätzen indeſſen vermuthet Rec., dafs der Vf. annimmt, die Germanen ſeyen von Süden her gekommen. Das letzte aber läuft den bekannten Angaben bey den Alten ſo entgegen, dafs wir nicht beypflichten können. Ferner machten die Römer nicht zuerſt im J. 113. v. Chr. Bekanntſchaft mit den Germanen beym Vordringen der Cimbern und Teutonen, wie auch in andern Handbüchern und Compendien angeführt wird, ſondern ſchon im J. Roms 531., wo der Conſul Marcellus die Gallier, Inſubrier und Germanen ſchlug. Es heifst nämlich in den *Faſtis Capitolinis* bey dieſem Jahre: *Marcellus Coſ. de Galleis. Inſubribus. et Germaneis. isque. ſpolia. opima rettulit.*

Doch der Vf. bedarf ſolcher Winke nicht, um bey einer neuen Auflage alle Aufmerkſamkeit darauf zu richten, ſeinem Buche diejenige Vollkommenheit zu geben, nach welcher er unabläſſig zu ſtreben ſcheint.

Wien,

Digitized by Google

WIEN, b. Rehms W.: *Sitten und Gebräuche der Römer.* Durch die Geſchichte und in Kupfern dargeſtellt von *J. Carl Unger.* — *Erſter* Band, beſtehend in ſechs Heften. 1805. 8. mit Kpfrn. Das einzelne Heft gegen 4 Bogen. (4 Rthlr.)

Der Vf. wollte in dieſer Schrift durch Aushebung auffallender Züge aus der Geſchichte zur lebendigen Anſicht der röm. Sitten führen, und auf dieſe Art nicht nur den kalten Verſtand, ſondern auch das Herz des Leſers beſchäftigen. „Unter dem Bilde des handelnden Römers ſoll, nach des Vfs. Anſicht, die Jugend unſere eigenen Sitten vergleichen und beurtheilen lernen; und da der Menſch überall, zu allen Zeiten und unter jeder Verfaſſung in Anſehung ſeiner körperlichen und geiſtigen Aeuſserungen, wenigſtens im Allgemeinen, ſich gleich bleibt: ſo kann es auch nicht an Folgerungen fehlen, die ſich aus der nützlichen Betrachtung jener Triebfedern, die den Römer zuerſt ſo herrlich groſs, und dann ſo verächtlich klein machten, ergeben müſſen." Der Vf. hat ſeine Gegenſtände ſo bearbeitet, daſs dieſes letztere bey jungen und ſelbſt ältern Leſern durch die Lectüre dieſer Schrift leicht bewirkt werden kann. Ob ſie gleich kein ſyſtematiſch geordnetes Ganze iſt: ſo ſtellt ſie doch die Sitten und Gebräuche der Römer ſo gut, und zum Theil auch ſo lebendig dar, *daſs ſie ihres Eindrucks nicht verfehlen — belehren und unterhalten* wird. Studirenden und auch ältern Leſern aus den gebildeten, wenn gleich nicht gelehrten, Klaſſen kann ſie empfohlen werden. Zu loben iſt es, daſs der Vf. die nöthigen Citate vom Texte entfernt und hinten angehängt hat. Jedes Heft behandelt nur Einen Gegenſtand aus der Geſchichte der römiſchen Sitten, und iſt mit zwey Kupfern geziert, die gut gewählt und brav ausgeführt ſind. Der Stil des Vfs. iſt leicht, und hie und da blühend; an Provincialismen fehlt es zwar nicht, aber ſie kommen hier ſeltner, als bey andern öſtreichiſchen Schriftſtellern vor. So wie die meiſten von dieſen, ſo verbindet auch Hr. *Unger* das Vorwort *ohne* nicht mit dem Accuſative, ſondern dem Dative. Stimmen wir gleich übrigens in manchen Anſichten mit dem Vf. nicht überein, und wäre auch manches in hiſtoriſcher Hinſicht zu berichtigen: ſo wünſchen wir doch, daſs dieſe Schrift guten Abſatz finde, und lieber geleſen werde, als ſo manches ſchale und geſchmackloſe Product, was die Abſicht, zu unterhalten, ankündigt, ſo ſchlecht die Unterhaltung auch ſeyn mag.

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Frankfurt a. d. O.*, b. Apitz: *Gedächtnisübungen oder Auswahl einiger kurzerklärten bibliſchen Sprüche und denſelben beygefügte Liederverſe über die wichtigſten Lehren und Vorſchriften des Chriſtenthums*, wie auch *einiger kurzen Denkſprüche und Gebete zum Gebrauche in Schulen.* Herausgegeben von *C. F. W. Herroſee*, königl. Hofprediger und Inſpector in Züllichau. (ohne Jahrz.) 54 S. 8. — Das Büchelchen entſtand aus einer Anleitung, welche der Vf. zum Gebrauche der Zöglinge im Schullehrerſeminar in Züllichau entworfen hatte; zu Nutz und Frommen auch für andere Schullehrer übergab er ſie dem Drucke. Den Inhalt giebt der weitläuftige Titel vollſtändigſt an. Das Ganze iſt in zwey Jahrgänge getheilt, ſo daſs auf jede Woche ein erklärter (mehr paraphraſirter) Bibelſpruch, und ein oder einige Liederverſe (aus dem Berliner Geſangbuche) kommen. Das ganze Verdienſt einer ſolchen Arbeit beſteht darin, daſs die Sprüche nützlich, die Liederverſe dazu paſſend gewählt, und die erſtern kurz, richtig und deutlich erklärt worden ſind. Gegen das Nützliche in der Wahl der Sprüche in dieſer Sammlung hat Rec. nichts einzuwenden; ſie ſind unter gewiſſe Rubriken gebracht, welche alle zur chriſtlichen, praktiſchen Religions-Erkenntniſs gehören; nur in Anſehung der Kürze und Deutlichkeit empfehlen ſich nicht alle Erklärungen derſelben. Wie weitläuftig, und eben dadurch undeutlich, iſt nicht gleich der erſte Spruch über *Daſeyn Gottes* (Röm. I, 19. 20.) erklärt, wenn es heiſst: „*Daſs man weiſs, daſs Gott ſey* (das Daſeyn eines Gottes) *iſt ihnen* (auch ſolchen Menſchen, die keinen ſchriftlichen Unterricht darüber empfangen hatten, auch den Heiden) *offenbar* (bekannt geworden): *denn Gott* (ſelbſt) *hat es ihnen offenbaret, damit, daſs Gottes unſichtbares Weſen, das iſt, ſeine ewige Kraft und Gottheit, wird erſehen* (denn iſt Gott ſelbſt, ſeiner Geſtalt und Beſchaffenheit nach, auch gleich unſern Augen unſichtbar, ſo liegen uns doch ſeine Werke vor Augen, aus welchen das Daſeyn und die unendliche Macht und Hoheit Gottes) *ſo man es wahrnimmt* u. ſ. w. (ſobald man nur darauf achtet, ſehr leicht und ſicher erkannt werden kann) *alſo, daſs ſie* (auch ſelbſt die Heiden, wenn ſie etwa über das Daſeyn Gottes unwiſſend geblieben wären) *keine Entſchuldigung* (ihrer Unwiſſenheit) *haben* (würden).

Berlin, b. Maurer: *Grundſätze und Bekenntniſſe zum Gebrauch beym chriſtlichen Religionsunterricht für Confirmanden.* Entworfen von *C. F. W. Herroſee*, kön. Hofpred. u. Inſp. zu Züllichau. 1805. 75 S. 8. (4gr.) — Der Vf. verſichert in der Vorrede, daſs die Religion Jeſu in der Zuſammenſtellung ihrer Nothwendigkeit und Wirkſamkeit, die er in dieſem Unterrichtsbuche beabſichtigt und ausgeführt habe, ſeinen Confirmanden jederzeit ſehr wichtig, und ihm ſelbſt von Neuem ſehr hochachtungswerth geworden ſey. Rec. will das gern glauben, kann aber nicht ſagen, daſs er den Plan des Vfs. ganz neu und einzig gefunden, oder ſich gedrungen gefühlt habe, ihn dem Gange anderer würdigen Männer in dergleichen Lehrbüchern weit vorzuziehen. Nachdem nämlich der Vf. in der Einleitung von der Beſtimmung des Menſchen, und von der Religion als Hülfsmittel, ſie zu erreichen, geredet, und eine kurze Geſchichte Jeſu, als des Stifters der chriſtlichen Religion, ſo wie dieſer und der Reformation gegeben hat, giebt er dem *erſten* Abſchnitte ſeines Unterrichts die Ueberſchrift: *Die Religion macht mich weiſe*, in welchem er das Hauptſächlichſte der Glaubenslehren, beſtändig in praktiſcher Hinſicht, ſo wie in dem *zweyten* Abſchnitte: *die Religion macht mich gut, und befeſtigt mich zugleich im Guten*, die Sittenlehre des Chriſtenthums zuſammenfaſst, und endlich mit dem weit kürzern, aber auch in der That durch die vorhergehenden ziemlich entbehrlich gemachten Abſchnitte ſchlieſst: *Die Religion macht mich froh, zufrieden, getroſt und glücklich.* Ueberall ſind die angeführten Schriftſtellen nach der *angezeigten* Methode des Vfs. erklärt; das Ganze iſt wohl *geordnet*, und der Vortrag deutlich und leicht verſtändlich: ſo daſs die Arbeit des Vfs. immer verdient, von denjenigen, welchen es um ein gutes Buch zum Religionsunterrichte für Confirmanden zu thun iſt, mit auf die Wahl genommen zu werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. Junius 1807.

STATISTIK.

PARIS, b. Agaſſe: *Eſſai hiſtorique ſur le commerce et la navigation de la Mer-Noire*, ou voyage et entrepriſes pour établir des rapports commerciaux et maritimes entre les ports de la Mer-Noire et ceux de la Mediterranée. Ouvrage enrichi d'une carte etc. An. XIII = 1805. XVI u. 300 S. 8.

Der Vf., ein Kaufmann in Marſeille, giebt Nachricht von dem durch ihn unter dem Schutze der franzöſiſchen Regierung eingeleiteten Handel nach den ruſſiſchen Häfen, im ſchwarzen Meere, und den mancherley Vortheilen die daraus ſeinem Vaterlande zuwachſen können. Man kann das Buch in dem gegenwärtigen Zeitpunkte (April 1807.) nicht leſen, ohne innig zu bedauern, daſs der Krieg die wohl berechneten kaufmänniſchen Speculationen, die den Wohlſtand in zwey groſsen Reichen befördert haben würden, wenigſtens eine Zeitlang gehemmt hat. Obgleich aber der Kaufmann auf ſeinen Comptoir es zur Zeit nicht brauchen kann: ſo wird es doch in der Bibliothek eines Statiſtikers eine ehrenvolle Stelle bekommen. Der Verluſt, den verſchiedene Eigenthümer der Schiffe und Ladungen bey dem Handel nach dem ſchwarzen Meere erlitten hatten, bewog den Vf. die merkantiliſchen und nautiſchen Nachrichten, die er ſich auf ſeinen Reiſen in Polen und Ruſsland und während der Zeit, daſs er mit den ſüdlichen Gegenden dieſer Länder Handlung trieb, ſammelte, und deren Unkunde jenen Verluſt hauptſächlich herbey gezogen hatte, bekannt zu machen. Das Ganze iſt in 54 Kapitel abgetheilt, aus welchen wir nur einige Haupt-Momente ausheben wollen. Bis 1774., oder den Frieden von Kainardgy, den Ruſsland mit der Pforte ſchloſs, waren die Türken ſeit 1476. als ſie Caffa eroberten, die einzigen, welche das ſchwarze Meer beſchifften. Der Vf., der um jene Zeit ſich in Conſtantinopel aufhielt, welche Stadt er nach einem zehnjährigen Aufenthalt 1781. verlieſs, war auf die Veränderung in dem Commerz, wodurch Conſtantinopel mit Cherſon und Taganrock in Verbindung gekommen war, und ruſſiſche Waaren einen mehr ausgedehnten Verſchlieſs bekommen hatten, aufmerkſam geworden, und ſo wohl der franzöſiſche als ruſſiſche Geſandte ermunterten ihn, einen Plan über die zwiſchen dem ſüdlichen Ruſsland und Frankreich zu eröffnenden Handlungs-Verbindungen auszuarbeiten; der Plan erhielt den Beyfall der franzöſiſchen Miniſter, und der König von Frankreich gab dem Vf. Geld zu einer Reiſe in Polen und Ruſsland, um ſich von dem Lokalen und den etwanigen Hinderniſſen des Handels zu unterrichten. Der Vf. bereiſete darauf die Krim oder Taurien. Cherſon, das 1778. neu angelegt war, hatte ſchon 1781., als der Vf. hier war, groſse Summen gekoſtet, um die Luft, die durch die benachbarten Moräſte verpeſtet wird, zu reinigen. Die erſten Schiffe die hier landeten, kamen aus Conſtantinopel, und verkauften ihre Ladungen von Orangen, Citronen, Baumöl, Weine u. a. um baares Geld, weil ſie keine ruſſiſchen Producte zum Gegentauſch antrafen. Erkundigungen, die der Vf. einzog und die ihm bereitwillig mitgetheilt wurden, belehrten ihn, daſs die Exporten und Importen dieſelben ſeyn könnten, die in den Häfen der Oſtſee ſind, ja daſs die Güter aus dem Inneren Ruſsland leichter nach Cherſon als nach einem Hafen an der Oſtſee gebracht werden können. Wenn man *Storch's* hydrographiſche Karte von Ruſsland anſieht, und die Mehrheit der Gewäſſer, die dem ſchwarzen Meere zufliefsen, bemerkt, ſo wird man ſehr geneigt, dem Vf. Recht zu geben. Ueber die Handlung der Städte, die zwiſchen Cherſon und Petersburg liegen, werden einige Notizen mitgetheilt. Der Handel von Conſtantinopel nach Taganrock hat zwar Schwierigkeiten, die der nach Cherſon nicht hat, indeſſen auch an der andern Seite Vorzüge. Alles Eiſen und Caviar beziehet Conſtantinopel ſeit 1774. aus Taganrok. Die Maſten aus Kaſan könnten auf Flöſſen nach Caffa gebracht werden, wenn der Kanal zwiſchen der Wolga und dem Don, den ſchon Peter der Groſse projectirte, zu Stande gekommen wäre. In dieſem Falle, meynt der Vf., könnte auch Taganrok eine Niederlage der perſiſchen und indiſchen Waaren für Europa werden. In Petersburg, wohin er noch in demſelben Jahr, als er von Cherſon abgereiſet war, kam, überreichte er dem Feldmarſchall Potemkin und dem Grafen Woronzow einen Plan, wie dem Handel von Cherſon Lebhaftigkeit zu verſchaffen wäre. Die Kaiſerin Katharina II. durchlas ſelbſt den Plan, und machte Bemerkungen dazu, die der Feldmarſchall beantwortete. Die Erlaubniſs, daſs die in den Häfen des ſchwarzen Meers feſshaften Ausländer die ruſſiſche Flagge auf ihren Schiffen wehen laſſen möchten, fand die meiſte Einrede, und die Kaiſerin antwortete nur darauf, daſs mit der Zeit alles geſchehen ſollte. Ihm allein wurde es vergönnt, ſich unter den kaiſerlichen Schiffen eine Fregatte auszuſuchen, die zu einem Kauffahrteyſchiffe taugte, und ſie zu befrachten. Der Handel mit Holz und Korn, der bisher verboten war, wurde frey gegeben, ein Zoll-Tarif für die Häfen und Gränzörter des Reichs bekannt gemacht, und ein Bank-Comptoir zur Auswechſelung der Aſſignationen oder Banknoten gegen Kupfer in Cherſon errichtet. Nach ſeiner Rückkunft in Cherſon 1782. erhielt

hielt er das Bürgerrecht, richtete sein Handlungshaus ein, und übertrug die Geschäfte seinem Bruder und dessen Compagnon. Denn er selbst reisete nach Warschau, um wegen des mit den südlichen Provinzen von Polen zu treibenden Handels Nachricht einzuziehen. Die Einschränkungen und Hindernisse, die Preussen und Oestreich dem polnischen Ausfuhr-Handel in den Weg gelegt hatten, machten es für die Polen sehr wünschenswerth, dass sie an der Küste des schwarzen Meers Abnehmer ihrer Produkte fänden, und es konnten der Niester, Bog und Nieper zu diesem Zweck benutzt werden. Der König von Polen unterhielt sich selbst hierüber mit dem Vf., und gewährte ihm alle seine Bitten, die auf den neuen Handlungsweg Bezug hatten. Auch die russische Kaiserin begünstigte ihn, so weit als der gemeinschaftliche Vortheil von Russland und Polen dadurch befördert werden konnte. Bald nach des Vfs. Abreise wurde zu Bohopol eine Post errichtet, die mit der zu Olviepol auf russischem Gebiete in Verbindung treten sollte. Er begab sich von Warschau nach Versailles, legte den Ministern de Castries und Vergennes die Schriften vor, die er in Russland und Polen übergeben hatte, mit einer Uebersicht seines Benehmens, und der Hoffnung die er sich von dem Handel versprache. Die Bitten, die er seinem Könige vorgetragen hatte, wurden bis auf eine um Verkürzung der Quarantäne-Zeit für die aus dem schwarzen Meere ankommenden Schiffe gewährt. Von dem Fürsten Potemkin erhielt er 1784 u. 1785. mehrere Pässe für seine Schiffe, damit sie mit der russischen Flagge segeln durften. In Toulon kaufte er fünf Schiffe, und zwey davon segelten 1784. beladen mit Gütern mancherley Art nach Cherson. Sie waren die ersten, die gerades Weges aus dem mittelländischen ins schwarze Meer giengen, und die Vortheile des Commerztractates benutzten, der 1783. zwischen der Pforte und Russland geschlossen wurde. Gleich nachdem durch diesen Tractat Russland das Recht erhalten hatte, auf dem schwarzen Meere, und aus demselben in das Mittelmeer zu segeln, anderer Vortheile hier nicht zu gedenken, begehrte Oestreich 1784. ein gleiches für seine Schiffe und erhielt es. Die für Rechnung des Vfs. nach Cherson abgehenden Capitäns erhielten von ihm die Weisung, keine Waaren in Constantinopel zu verkaufen, weil dieser Handel der französischen Flagge vorbehalten bleiben sollte, und auch über andere Punkte Instruction und Notizen. Der Vf. hatte das Vergnügen, dass vier Schiffe aus Cherson 1784. nach Marseille zurück kamen, die Hanf, Weizen, Roggen, Unschlitt, und Proben von Pottasche, Honig, Wachs, Schweinsborsten, Häuten u. s. w. am Bord hatten. Am meisten bemühete er sich, das Arsenal in Toulon mit den nöthigen Masten und Hanf zu versehen. Jener Artikel wurde aus Privatwäldern in Ukraine oder Litthauen geholt, und nicht eher als nach geschehener Ablieferung in Cherson oder dem nahen Glubok bezahlt, dieser aus Staradub oder Brianfk. In dem Laufe des J. 1785. setzten sich mehrere auswärtige Handlungshäuser in Cherson nieder, und trieben Handlung mit Polen, oder auf der Donau, oder mit der Türkey. Durch dieses Leben kamen auch russische Kaufleute in die Stadt. Ein Mastmeister wurde 1785. von Toulon nach Litthauen geschickt, der auf dem Gute des Fürsten Poniatowsky zu Bobruifk an dem Flusse Beressina Mastbäume ausfuchte, fällen, und auf Flössen diesen Fluss und den Nieper hinunter nach Cherson transportiren liess. Die Fahrt dauerte 57 Tage. Der Mastmeister, der einen lesenswürdigen Bericht über die Fahrt aufgesetzt hat, glaubt, dass sie leicht in 40 Tagen vollendet werden könnte. Die Mastbäume wurden in Toulon von derselben Art als die von Riga gebrachten befunden, und waren doch viel wohlfeiler als jene. Der Handel wurde lebhafter, und der Vf. schickte zwey Brüder nach Cherson, die in der polnischen Ukräne sich niederlassen sollten, nebst geschickten Handwerkern, die das Einsalzen des Rindfleisches, das Fassbinden, das Unschlitt machen, und die Direction der Flösse verstanden. Jetzt nahmen schon mehrere an dem Handel Antheil, und 1785. giengen 20 Schiffe von Marseille nach Cherson, und 15 kamen von Cherson in Marseille an. Der Vf. erhielt 1786. die Ehre, für sich und seine Erben in den Adelstand erhoben zu werden. Wie sehr er sie verdient habe, beweiset auch die Einladung des französischen Gesandten in Petersburg, ihm bey Abfassung des zwischen Frankreich und Russland zu schliessenden Handlungs-Tractats mit seinen Einsichten persönlich zu helfen. Er begnügte sich damit, ihm schriftlich einige Bemerkungen mitzutheilen, und der Tractat kam 1787. zu Stande. Dieses Jahr raubte dem Vf. zwey Brüder, und andere bey seinem Comptoir in Cherson bedienstete Personen, die insgesammt an bösartigem Fieber starben. Die Sterblichkeit war so gross, dass der Handel nach einen gesunderen Ort verlegt werden sollte. Inzwischen brach 1787. ein neuer Krieg zwischen Russland und der Pforte aus, an welchem auch der deutsche Kaiser Theil nahm. Der Vf. wurde dadurch genöthiget, seinen Handel nach Cherson aufzugeben, und seine Brüder und die übrigen Personen, durch die er den Handel, zu welchem er 7 Schiffe ausgerüstet hatte, betrieben hatte, nach Frankreich zurück zu berufen. So bald der Friede 1792. geschlossen war, in welchem das Land zwischen dem Bog und dem Niester an Russland abgetreten, und der letzte Fluss zur Gränze des russischen und türkischen Reichs gemacht wurde, reisete der am Leben gebliebene Bruder des Vfs. wieder nach Cherson, an den auch 1792. Waaren aus Marseille geschickt wurden, gegen welche er andere zurück sandte. Allein die Kaiserin wurde durch die Decrete des National-Convents 1793. so sehr gegen Frankreich aufgebracht, dass sie die Einfuhr aller französischen Fabrikate verbot, und der Bruder des Vfs. sich nach Constantinopel begeben musste. Die Kaiserin starb 1796., und Paul I., ihr Nachfolger, publicirte 1797. einen Zoll-Tarif, der den Handel sehr beschränkte. Durch den Krieg zwischen Frankreich und der Pforte 1798. wurde der Handel auf dem schwarzen Meere aufs neue unterbrochen. Endlich erschien Bonaparte, der der zerrütteten Welt den Frieden gab. Oestreichsche Schiffe befuhren zuerst wieder 1801. das schwarze Meer,

Digitized by Google

leer, und der Vf. säumte auch nicht, seine alten Handlungs-Verbindungen zu erneuern, als Alexander 1. mit Frankreich Frieden schloss. Aber der Krieg mit der Pforte legte dem Handel unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Sie wurden endlich gehoben durch den Frieden 1802., und jetzt waren die Speculationen der Kaufleute an der Küste des Mittelmeers auf die Häfen am schwarzen Meere gerichtet, um mit dem daselbst vorhandenen Vorrathe an Korn den Mangel in andern Reichen zu ersetzen. In dem J. 1803. segelten 900 Schiffe nach dem schwarzen Meere, nämlich 500 nach Odessa, 200 nach Taganrok und die übrigen nach Caffa, Kosolow und Sevastopol, die meisten mit Ballast beladen, weil man fürchtete, dass Waaren keinen Absatz finden würden. 815 von diesen Schiffen segelten noch in demselben Jahre wieder ab, gröstentheils mit Weizen *(blé)* beladen, 186 nach Triest, 144 nach Messina, u. s. w. Obgleich seit dem Frieden 1792., der das Gebiet, worauf Odessa, vorher Kojabey genannt, liegt, an Russland brachte, an diesem Orte der Handel blühender geworden war, als in Cherson, so hatte doch der Vf. sein Handlungshaus nicht von Cherson nach Odessa verlegt. Die meisten zu exportirenden Waaren kommen den Nieper herunter, und da Cherson an dem Nieper nicht weit von seinem Ausfluss ins Meer liegt, können sie hier wohlfeiler gekauft werden, als zu Odessa 180 Werste davon. Das Klima an jenem Orte hat sich gebessert, Lebensmittel und Hausmiethen sind wohlfeil. Nur stehet seinem Flor das seichte Wasser des Nieper an der Stelle, die man die Fuhrt bey Kisimis nennt, entgegen, wo keine Fahrzeuge, die mehr als 6 Fuss tief gehen, passiren können. Kaufleute und Schiffer haben daher Glubok an dem Ausfluss des Nieper als einen bequemen Handlungsort vorgeschlagen, worauf aber die Regierung zur Zeit noch nicht geachtet hat. Odessa, welchen Namen die Stadt 1796. erhielt, liegt sehr bequem für den Handel mit Bessarabien und für die Exportation der Producte aus den ehemals polnischen Provinzen Russlands. Hieher ist das Lazaret von Cherson verlegt, und hier muss auch der Einfuhrzoll für die Waaren, die nach Cherson gehen, erlegt werden. Importirte Waaren, die nach fremden Ländern durchgehen, bezahlen gar keinen Zoll. 1803. wurden so viele ausländische Waaren zur Consumtion für das alte Polen eingeführt, dass 1804. noch viele unverkauft waren. Obgleich die Einfuhr der gebrannten Wasser verboten ist, so darf doch Rum importirt werden, ist aber einer schweren Abgabe unterworfen. Mehrere englische Schiffe aus Malta holten 1804. Korn und gepökeltes Rindfleisch zur Verproviantirung jener Insel von hier. Die spanischen Piaster gelten ungefähr 160 Copeken. Man kann aber mehr bekommen, wenn man sie nach Moskwa schickt. Die meisten Lebensmittel und Brennholz sind sehr theuer. Da die Zahl der Häuser und Magazine der Volksmenge, die sich auf 9 bis 10.000 beläuft, wenig angemessen ist, so sind die Miethen sehr theuer. Schiffe in Odessa sind selten, und gewöhnlich miethet man in den Städten am Mittelmeere, wohin die Waaren gebracht werden sollen, die Schiffe, die sie aus Odessa abholen. Folgende Einrichtung verzögert die Expedition der Geschäfte auf dem schwarzen Meere. Alle Schiffe müssen vor Constantinopel anlegen, um sowohl der Pforte als dem russischen Minister die nöthigen Erklärungen zu geben, und die Pässe einzulösen. Obgleich der Aufenthalt nur von kurzer Dauer ist: so entstehet doch, ausser dass die Benutzung eines günstigen Windes verloren gehen kann, wegen der dadurch nöthig gewordenen Quarantäne in beiden Meeren ein Zeitverlust von 3 Monaten, wovon nur wenige Tage zum Löschen der Ladungen angewandt werden können. Vielleicht wird die Pforte hierin nachgiebiger, und die Spedition der Fahrzeuge so geschwinde geschehen als zu Helsingör, wo sie nur ein paar Stunden erfordert. Ausser der Türkey treibt Triest den stärksten Handel auf dem schwarzen Meere. Livorno und Genua haben gleich grosen Antheil daran. Corfu schickt Oel, Rosinen u. s., Messina Wein, Orangen, Citronen, Mandeln, Oel und andere Producte, erhalten dafür Korn, und bezahlen den Ueberschuss in baarem Gelde. Unglücklicher weise hemmte den Handel von Marseille nach dem schwarzen Meere der neue Krieg 1803. Dessen ungeachtet segelten dahin 1804. zehn Schiffe mit Wein und andern Waaren aus Marseille, und brachten russische Waaren zurück. Gröfsre Vortheile für den Handel verspricht sich der Vf., wenn dieser Hafen wieder zu einem Freyhafen erklärt, und mit der Gegenwart des Kaisers beehrt werden sollte. Endlich sind noch nautische Bemerkungen für die Seefahrer auf dem schwarzen Meere hinzugefügt. Ungern vermissen wir bey unserm Exemplar die auf dem Titel und in dem Buche angeführte Karte worauf 1) die innere Schifffahrt eines grosen Theils von dem europäischen Russland und dem ehemaligen Polen, 2) Europa, um die Wege des russischen Handels vermittelst des baltischen und schwarzen Meers nach den Häfen am Mittelmeere anzuzeigen, 3) die Katarakten des Niepers dargestellt sind. Wir fürchten fast dass sie noch nicht heraus gekommen ist. Denn Hr. *Ehrmann*, der diesen: *Historischen Versuch über den Handel und die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere*, oder Reisen und Unternehmungen um Schifffahrts- und Handels-Verbindungen zwischen den Häfen des schwarzen Meeres und denen des mittelländischen Meeres zu begründen. 1805. 184 S. — in dem 28*sten* Bande der *Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* übersetzt hat, hatte die Karte auch noch nicht gesehen, und erinnert, dass sie dem Buche nachfolgen sollte. Hr. *Ehrmann*, ohne es in der Vorrede zu sagen, hat das Buch an vielen Stellen abgekürzt. Dem Kaufmann, für den der Vf. hauptsächlich schrieb, würde es nützlich gewesen seyn, wenn Hr. *Ehrmann* die nach §. 40. S. 155. seiner Uebersetzung im Original noch vorkommenden Nachrichten von den russischen Münzen, Wechseln, Gewichten und Massen, die fingirten Rechnungen über Ankauf und Fracht von Korn, Hanf, schwarzer gewaschener Wolle, Unschlitt in Odessa, und über Verkauf von Kaffee, Champagner Wein und andern Weinen an demselben Orte mitgetheilt hätte. Andere weggelassene oder abgekürzte

kürzte Stellen übergehen wir mit Stillſchweigen. Aber das können wir nicht verſchweigen, daſs die Eile, womit Hr. *E.* überſetzt hat, ſich an mehreren Stellen nur gar zu deutlich offenbart. S. 53. *alle Arten von Getreide und Körnern* ſollte heiſsen *Weizen und alle Kornarten: aux blés et à toutes ſortes des grains.* Hr. *E.* überſetzt allenthalben *blé* durch *Getreide.* Es bedeutet *Weizen*, und an dieſer Stelle wird es deutlich genug von andern Arten des Getreides unterſchieden. S. 55. die franzöſiſche Orthographie *Kiovie* war nicht beyzubehalten, ſondern in *Kiow* oder *Kijow* zu ändern. *Palolien* iſt ein Druckfehler ſtatt *Podolien.* Bey Pocutien war zu erinnern, daſs eine ſolche Woywodſchaft nicht exiſtirt, und daſs die, welche der Vf. im Sinne gehabt hat, ſich nicht beſtimmen läſst. Allein Anmerkungen zu ſchreiben, verſtattete die kurze Zeit nicht. Ebendaſ. ſtatt *ſtarke Leinwand* lies *grobe Leinwand*, *toiles groſſieres.* S. 70. *Verbindlichmachung* ein undeutſches Wort ſtatt *Verpflichtung.* S. 70. Z. 16. *der kaiſerliche Bothſchafter hatte verlangt, daſs es ihm — zuſtehen müſſe.* Nach der grammatiſchen Conſtruction iſt *ihm* auf den Bothſchafter zu ziehen; es bezieht ſich aber auf das vorhergehende Subject, den Kaiſer. Das Original kann nicht miſsverſtanden werden. S. 84. *die Ufer des Dniepers beſtehen an dieſer Stelle, die 19 Meilen lang und ungefähr den vierten Theil ſo breit iſt, aus Felſen.* Demnach würde der Fluſs 4¾ Meilen breit ſeyn. Eine ungeheure Breite, die ſich aber nach dem Originale auf ¼ Meile reducirt, *elle comprend un eſpace de dix-neuf lieues, ſur un quart de large environ.* S. 150. *die Pforte leidet es ungern, daſs Rusland mehrere ſeiner Unterthanen an den Freyheiten Theil nehmen läſst, welche die ruſſiſche Flagge in den ottomanniſchen Meeren genieſst.* Wie kann die Pforte es übel nehmen, daſs die den ruſſiſchen Unterthanen bewilligten Vortheile von mehrern derſelben genoſſen werden? Die Frage würde man nicht aufwerfen können, wenn Hr. *E.* mit einigem Nachdenken *ihrer Unterthanen* überſetzt hätte. Aus den Zeitungen iſt auch bekannt, daſs von Seiten der Pforte darüber Beſchwerde geführt worden iſt. S. 155. *Holz zu moſaiſcher Arbeit. Masqueterie* iſt *eingelegte Arbeit;* Moſaiſch oder richtiger Muſiviſch iſt ganz anderer Art. S. 178. 180. hat Hr. *E. aterrer landen* überſetzt; es heiſst aber, ſich zur See dem Lande nähern. — S. 181. Lächeln wird der Seemann über den Rath, bey entſtandenem Sturm auf dem ſchwarzen Meere ſich nach dem Kap (nach welchem?) zu begeben, bis der Wind ſich gelegt hat. Wenn Hr. *E.* auch die Redensart *ſe mettre à la cape*, nicht verſtanden hat, ſo durfte er doch nicht *la cape* mit *le cap* verwechſeln. Der Vf. räth, daſs das *Schiff beyliegen* ſoll. Dieſen Ausdruck den Leſern zu erklären, halten wir für überflüſſig. — Ebend. ſoll die Geſtalt gewiſſe Schiffe verhindern, *das Kap zu halten* und zu laviren. Kein deutſcher Seemann wird die Phraſe verſtehen, und Hr. *E.* wird ſelbſt nicht ſagen können, was er ſich dabey gedacht hat. *Tenir la cape* iſt eben ſo viel als *ſe mettre à la cape, beyliegen.* — S. 182. wird den Schiffern gerathen, die Lage worin ſie ſich mit dem Canal vor Conſtantinopel befinden, genau zu beobachten, weil wenn ſie ſich *dem Kap zu ſehr nähern* würden, die Strömungen das Schiff werfen würden. Auch hier iſt von keinem Kap die Rede, *ſi on met tait à la cape de trop près, wenn man zu nahe beyliegte*, nämlich zu nahe an dem feſten Lande. In der Nautik ſcheint Hr. *E.* nicht viele *Stärke* zu beſitzen. Er verſteht die franzöſiſchen Kunſtwörter nicht, und er gebraucht auch nicht die rechten deutſchen. Er ſpricht irgendwo von Schiffen, die viel oder nicht viel Waſſer *halten*, und er wollte ſagen *ziehen.* Denn dieſes Wort wird von Schiffen, die tief oder nicht tief ins Waſſer gehen, gebraucht.

JUGENDSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Tauchnitz: *Kindestreue, Geſchwiſterliebe, Dankbarkeit und Edelmuth.* In merkwürdigen Scenen aus der neueſten Zeitgeſchichte. Ein Sittenſpiegel für Deutſchlands Jugend. Von *Carl Lang.* (1806.) 138 S. 8. Mit color. Kpfn. nach franz. Originalen. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. ſtimmt in die Klage mit ein, daſs der Deutſche Charakter mehr und mehr entarte und jene Kraft verloren habe, die ihn ſonſt auszeichnete. Nicht mit Unrecht behauptet er, daſs man, wenn man in die jetzige Lebensweiſe eines ſehr groſsen Theiles der Deutſchen tiefer eindringe, bey ihnen ein unruhiges Drängen und Treiben nach falſchem, erkünſteltem Glück, ein Schwanken in Grundſätzen, Gleichgültigkeit gegen das Heiligſte, und Verluſt des Vertrauens zur eigenen Kraft bemerke. (Erſcheinungen, die gegenwärtig nicht nur unter den Deutſchen, ſondern unter den meiſten Völkern Europa's wahrzunehmen ſind, und den Geiſt unſers Zeitalters charakteriſiren.) Der Vf. iſt ganz recht daran, wenn er wünſcht, daſs jeder Redlichgeſinnte dazu beytragen möchte, die Würde eines edlen, feſten, treuen Gemüthes der Jugend tief einzuprägen. Er verſichert, dieſe Abſicht liege ſeinem Buche zu Grunde. Man ſollte, der Vorrede gemäſs, erwarten, Hr. *L.* werde in demſelben aus der Geſchichte des Vaterlandes kräftige Beyſpiele in einer kräftigen, das Herz ergreifenden Sprache aufſtellen, und dadurch auf das Gemüth ſeiner jungen deutſchen Leſer zu wirken ſuchen. Dieſs geſchieht indeſs nicht. Von Deutſchen iſt in ſeinem Buche nicht die Rede. Lauter franzöſiſche Helden ſind es, die er vorführt. Seine Erzählungen ſtützen ſich — wie er in der Vorrede bemerkt, — auf Thatſachen, die aber erweitert ſind, um das Ganze zu beleben, welche Erweiterungen oft Veranlaſſung zu nützlichen Bemerkungen herbey geführt haben. Rec. wird ſich ſchwerlich irren, wenn er glaubt, daſs die *zehn* in dieſem Büchelchen enthaltenen Erzählungen aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſind, was der Vf. wohl hätte bemerken ſollen. Wäre die Darſtellung in denſelben lebendiger und kräftiger, die Sprache correcter und ein Theil des Inhaltes intereſſanter und wichtiger: ſo nähme dieſes Büchelchen unter den beſſeren Jugendſchriften einen Platz ein. Indeſs wird es auch ſo, wie es iſt, keine unnütze Lectüre für die Jugend ſeyn. Die Kupfer ſind nicht übel.

Digitized by Google

Num. 135.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Junius 1807.

CLASSISCHE LITERATUR.

STUTTGARD, b. Löflund: *Philologie.* Eine Zeitschrift zur Beförderung des Geschmacks an griechischer und römischer Sprache und Literatur, und eines gründlichen Studiums derselben. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von M. *Carl Victor Hauff*, Prof. u. Prediger im Kloster Bebenhausen. *Erstes* Stück. 1803. 216 S. *Zweytes* Stück. 1803. 264 S. *Drittes* Stück. 1804. 184 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Nach einer sorgfältigen Entwickelung der Bedeutung, welche das Wort *Philologie* zu verschiedenen Zeiten bey den Alten gehabt hat, bestimmt der Gelehrte Herausg. dieser schätzbaren Zeitschrift ihren Zweck dahin, dafs sie, wie auch schon der Titel verheifst, das Studium des griechischen und römischen Alterthums befördern solle, nicht nur um der Sprache willen, in welcher die Schriften der Alten verfafst sind, sondern auch in Beziehung auf die Materie und die übrige, ihnen eigenthümliche, Form. Alles, was ihre Geschichte, ihre Gebräuche, ihre Gelehrsamkeit, ihre Ideen betrifft, alles, was irgend ein Mittel seyn kann, den Geschmack an dem classischen Alterthum zu beleben und eine umfassendere Einsicht desselben zu verschaffen, soll in die Gränzen dieses Instituts aufgenommen werden. Die vornehmste Rücksicht sollte, wie billig, den Werken der besten und schönsten Zeit gewidmet seyn, ohne aber doch die Schriftsteller einer früheren oder spätern Periode auszuschliefsen. Dem wahren Philologen ist nichts unbedeutend. Auch die einzelnen Fäden, die das Alterthum verloren hat, gehören zu dem grofsen Gewebe desselben, und es ist nicht Einer, an welchen sich nicht etwas Wissenswerthes anknüpfen liefse. Wie vieles ist nicht wohl ehedem als unnützes Bruchstück in den Winkel geworfen worden, das, von glücklichen Blicken entdeckt und aus dem Dunkel hervorgezogen, zur Grundlage oder Ausfüllung eines anziehenden Ganzen gedient hat!

Die richtigen Bemerkungen, welche der Herausg. über das Studium des Alterthums und die Bildung der Jugend durch dasselbe dieser vorläufigen Abhandlung eingewebt hat, beurkunden seinen Beruf zu dieser Unternehmung. Mit williger Anerkennung der mannichfaltigen Vortheile, die aus der im Ganzen mifslungenen Umschaffung der Sprach- in Real-Schulen für den jugendlichen Unterricht erwachsen sind, erklärt er sich doch mit grofsem Nachdruck gegen die Uebel der Gemeinnützigkeit, die man der jugendlichen Bildung zum Ziel stecken wollte. Zum Glück erkennt man an den meisten Orten den Schaden, der aus dem Blendwerke dieser Erziehungs-Reform hervorgeht, und man kehrt immer mehr und mehr, nicht aus Trägheit, sondern aus Einsicht des Bessern, zu dem alten Wege zurück. Noch ist nicht alles verloren, wenn schon vieles. Gewifs kann man nicht genug eilen, der Jugend jene überaus deutlichen, alles erklärenden, jede eigne Mühe bannenden, kraft- und geistlosen Kinderschriften aus den Händen zu winden, welche die Trägheit nähren und das erschlaffte Gemüth zuletzt, einem *caput mortuum* gleich, unempfänglich machen gegen jede fermentirende Idee. Sie haben ihr das düstre Heiligthum der Bibel verschlossen, die vordem oft allein hingereicht hat, Menschen grofs und stark zu machen, und an ihrer Statt, ich weifs nicht, welche Geschichten von Fritzchen und Karlchen untergeschoben; sie haben den Homer verboten, der den Alten statt einer Bibel diente, und dafür Campens Robinson eingeführt. Was Wunder, wenn das heutige Geschlecht zu dem ältern in demselben Verhältnisse stände, wie Salzmann's menschliches Elend zu der Bibel, und der Robinson zum Homer? und wenn es noch nicht so weit gekommen ist, ist es das Verdienst der pädagogischen Ikonoklasten oder derer, die, mit Verschmähung der weichlichen Kost, in die dunkeln Hayne des Alterthums flohen, um beym nüchternen Eichelmahl Stimmen der Götter und Helden zu hören?

Von ganzem Herzen unterschreiben wir das Urtheil des Vfs. (S. 24.) über den Verfall des Studiums der alten Literatur: „Nur der Mangel an Gelegenheit und Anstalten; völlige Niederdrückung des Geistes; Erstickung der Freyheit zu denken und zu handeln; Abstumpfung des Gefühls von dem, was schön, edel und wahr ist; gewaltsamer Widerstand, der den natürlichen Anlagen des Menschen geleistet würde; Geringschätzung aller Cultur und der dazu erforderlichen Mittel; Verachtung aller wissenschaftlichen Einsichten — nur diefs ist im Stande, das Studium der alten Literatur so lange aufzuhalten oder zu verdrängen, bis sich der Mensch aus dieser traurigen Lage wieder empor gearbeitet hat, und sich äufserliche Umstände ereignen, die ihn von neuem erheben."

Wir zeigen die übrigen Aufsätze dieser Zeitschrift in der Ordnung an, in der sie die vor uns liegenden Hefte liefern. *Das erste Buch der Jahrbücher des Tacitus*, von Cap. 1 — 54., im *zweyten* Hefte fortgesetzt vom Prof. *Drück*. Was ursprünglich zum Privatgebrauche bestimmt war, wird hier öffentlich mitgetheilt, um zu zeigen, wie bey Uebertragung der Ei-

Digitized by Google

Mais, dans la suite, il se fit un changement dans la manière de penser des Grecs. Ils commencèrent à regarder comme une chose honteuse de ne pas connaître les langues étrangères, et ils s'appliquèrent à les apprendre. Ce changement fut l'effet de la politique. Les Grecs, devenus maîtres de l'Asie, sentirent la nécessité de connaître les langues des peuples qu'ils avaient soumis. Ils apprirent donc le syriaque, le chaldéen, le persan, et même l'hébreu. Ce dernier idiome fut cultivé par les Grecs d'Alexandrie, qui, ayant besoin de traduire les livres des Juifs, s'appliquèrent à en connaître la langue. Ils y réussirent si bien, que, dans la suite, ils composèrent eux-mêmes des livres en hébreu. Ce fait est attesté par Philon, qui, dans son traité de la Vie contemplative, dit que les Thérapeutes, qui étaient des Juifs d'Alexandrie, composaient des hymnes en hébreu. Il est probable que les Grecs d'Alexandrie, qui avaient appris l'hébreu, apprirent aussi le syriaque, qui est un dialecte de l'hébreu. Ce fut sans doute par leur moyen que les Grecs connurent les livres des Syriens, et qu'ils en firent des traductions. Ces traductions furent faites dans le temps où les Grecs étaient maîtres de la Syrie, c'est-à-dire depuis Alexandre jusqu'à la conquête de la Syrie par les Romains. Ce fut dans ce temps que les Grecs traduisirent les livres de Bardesane, d'Harmonius, de Scythianus, de Tatien, et d'autres auteurs syriens. Ces traductions furent faites avant que la langue syriaque eût été altérée par le mélange des mots grecs, qui y furent introduits dans la suite par les Grecs qui habitèrent la Syrie. Ces traductions furent faites avant que la langue syriaque eût été altérée par le mélange des mots grecs, qui y furent introduits dans la suite par les Grecs qui habitèrent la Syrie.

Mais, dans la suite, il se fit un changement dans la manière de penser des Grecs. Ils commencèrent à regarder comme une chose honteuse de ne pas connaître les langues étrangères, et ils s'appliquèrent à les apprendre. Ce changement fut l'effet de la politique. Les Grecs, devenus maîtres de l'Asie, sentirent la nécessité de connaître les langues des peuples qu'ils avaient soumis. Ils apprirent donc le syriaque, le chaldéen, le persan, et même l'hébreu. Ce dernier idiome fut cultivé par les Grecs d'Alexandrie, qui, ayant besoin de traduire les livres des Juifs, s'appliquèrent à en connaître la langue. Ils y réussirent si bien, que, dans la suite, ils composèrent eux-mêmes des livres en hébreu. Ce fait est attesté par Philon, qui, dans son traité de la Vie contemplative, dit que les Thérapeutes, qui étaient des Juifs d'Alexandrie, composaient des hymnes en hébreu. Il est probable que les Grecs d'Alexandrie, qui avaient appris l'hébreu, apprirent aussi le syriaque, qui est un dialecte de l'hébreu. Ce fut sans doute par leur moyen que les Grecs connurent les livres des Syriens, et qu'ils en firent des traductions. Ces traductions furent faites dans le temps où les Grecs étaient maîtres de la Syrie, c'est-à-dire depuis Alexandre jusqu'à la conquête de la Syrie par les Romains. Ce fut dans ce temps que les Grecs traduisirent les livres de Bardesane, d'Harmonius, de Scythianus, de Tatien, et d'autres auteurs syriens. Ces traductions furent faites avant que la langue syriaque eût été altérée par le mélange des mots grecs, qui y furent introduits dans la suite par les Grecs qui habitèrent la Syrie.

und doch bey jedem von den Eigenthümlichkeiten des Zeitalters, dem er angehört, gehandelt werden soll.

Das *zweyte* Stück eröffnen *Briefe an einen jungen Mann über Cicero's Bücher von den Pflichten*, vom Prof. *Bardili*. Der Vf. bemerkt mit Recht, dafs *Garve* bey seiner Bearbeitung dieser Schrift des *Cicero* mehr den Philosophen für die Welt, als den Fürsprecher eines der abstractesten Moralsysteme in den Augen gehabt habe. Um das, was jener nicht berührte, oder doch nicht sorgfältig genug erläuterte, zu ergänzen, verspricht der Vf. einen Ueberblick der stoischen Philosophie in ihrem Zusammenhange mit beständiger Hinweisung auf den so oft misverstandenen Sektenstil dieser Schule. Eine Probe hievon ist in diesem Briefe eine gründliche, überall mit den Stellen der Alten belegte Entwickelung der Begriffe von der Natur, dem höchsten Gute, der Vernunft. Schön und treffend ist (S. 33.) die Bemerkung über Cicero's Philosophieen: „Es ist merkwürdig, dafs ein Cicero, der vorher, unstet in seinen philosophischen Ansichten, sich dem Probabilismus der neuen Akademie in die Arme geworfen hatte, nun doch zuletzt, als trostloser Patriot, unter den Trümmern seiner schönsten Plane, sich nach dem Stoicismus umsieht, und, dem Ende seines Lebens näher, als er selbst vermuthete, *gerade diesen* noch zum väterlichen Vermächtnisse für seinen Sohn bestimmt, gleich als ob er dem jungen Manne hätte zu erkennen geben wollen, alle Convenienz der Umstände, welche Kratipp, sein damaliger Lehrer zu Athen, als ein Meister in der peripatetischen Weisheit, zum Behufe der Tugend noch erheischen möge, sey durch *seine* Erfahrungen so ganz unzuläßig befunden worden, dafs er sie jetzt lieber, bey seiner Idee vom höchsten Gute, gar nicht mehr in Rechnung bringe; folglich sich von nun an mit der Stoa, und durch dieselbe mit seinem eignen Geschicke, einzuverständigen gedenke." II. *Juvenis ad rivum*, eine aus *Ramlers* lyrischer Blumenl. III, 21. übersetzte Ode von *Drück*. III. *Fortsetzung der Verdeutschung des ersten Buchs von Tacitus*, von Ebendemf. IV. *Fortsetzung der Abhandlung über die Elegie der Alten*, von *Conz*, hauptsächlich von *Properz*, *Tibull* und *Ovid*; von keinem viel mehr, als das Bekannteste. In einem *Anhange* über die Göthe'schen Elegieen in den Horen verfolgt der Vf. den romantischen Faden, der sich durch diesen Kranz elegischer Amaranthen schlingt. V. *Zween Briefe von Markus Brutus an Cicero und Atticus*, vom Prof. *Märklin*. Der XVI. und XVII. der *Epistolarum ad Brutum*. Mehr eine geschmeidige Paraphrasirung, als eine, die volle Würde und Energie des Originals nachbildende, Uebersetzung. Es ist ein guter Gedanke des Uebers., vor die Worte: *quaerenda esse arma*, statt des Punctes nur ein Comma zu setzen, und sie als Nachsatz anzusehn; wodurch auch der nächste Satz: *scilicet, ut illo prohibito*, in eine bessere Beziehung mit dem vorigen kömmt. VI. *Ueber einige Charakterzüge der frühesten äsopischen Fabel, in Vergleichung mit einigen Regeln der Theorie*, von dem Herausg. Als einleitende Abhandlung zu einer künftigen Literatur der Fabel. Der Vf. zeigt auf eine befriedigende Weise, dafs das Wesentliche der alten Fabel nicht die Moral, sondern ihre Uebereinstimmung mit dem wirklichen Vorfalle des menschlichen Lebens war, um dessen willen sie gedichtet wurde. Alles ist mit einem grofsen Reichthum von Belesenheit ausgestattet, aber viel zu weitläuftig in der Entwicklung bekannter Sätze, und vorzüglich in Rücksicht auf den erwähnten Zweck über die Gränzen einer vorläufigen Einleitung schreitend. VII. *Euthyphron, ein platonisches Gespräch*, übersetzt von *Fr. Ast*. Der Vf. erklärt (S. 223.), dafs für ihn und mehrere die Unechtheit dieses Gespräches entschieden sey; doch sey es das Werk eines redlichen Sokratikers. Die Gründe seines Glaubens giebt er nicht an. Aber echt oder unecht, immer hätte es in einem etwas straffern Stile übersetzt werden sollen.

Das *dritte* Stück enthält folgende Aufsätze: I. *Meierotto's und J. F. Fischer's Lehrart zusammengestellt und geprüft*. Ein Beytrag zur Methodik, vom Prof. *Pauli*. Diese Vergleichung ist um desto unterrichtender, da beide Schulmänner, bey übrigens gleichem Streben nach Gründlichkeit, dennoch in den meisten Dingen, welche die Methode betreffen, von einander abwichen. Der Vf. stellt ihr Verfahren in Contrast, indem er seine eignen Bemerkungen und Urtheile damit in Verbindung setzt, nach den verschiedenen Gegenständen des Schulunterrichts. II. *Zweyter Brief über Cicero's Werk von den Pflichten*. Nach einigen Bemerkungen über den Ausdruck *finis bonorum et malorum*, verweilt der Vf. bey einer Stelle des Cicero *de Off.* III, 3., wo er, nach dem Vorgange einiger von *Hieron. Wolf* angeführten Handschriften, lesen will: *convenienter naturae vivere, id habet hanc, ut opinor, sententiam, naturam cum virtute congruere semper; caetera autem, quae secundum naturam essent, ita legere, si ea virtuti non repugnarent.* Hr. *B.* hält *naturam*, was gewöhnlich fehlt, für einen nothwendigen Zusatz, wodurch er genöthigt wird, *legere* durch *legenda esse* zu erklären. Uns scheint es, dafs Cicero gar wohl so schreiben konnte, wie ihn die gewöhnlichen Ausgaben schreiben lassen. Indem er die Uebereinstimmung der Begriffe von *natura* und *virtus* als bekannt voraussetzt, drückt er das Pflichtgebot der Stoa mit einem andern gleichgeltenden in gewöhnlicher Sprache aus, seinen Ausdruck mit einem urbanen *ut opinor*, ὡς ἔοικε, vorbereitend. Die Worte aber *cum virtute congruere*, die Hn. *B.* anstöfsig scheinen, weil man nicht sagen könne, *homo cum virtute congruit*, können ohne allen Anstofs so erklärt werden: *ita vivere, ut vita cum virtute congruat.* — III. *Oratio die principis natali VI. Nov.* 1799. *habita* a M. *F. F. Drück*, Professore. Der Redner setzt mit Nachdruck, aber nicht mit gänzlicher Unparteylichkeit, die Nachtheile auseinander, unter denen der Mittelstand in Rom seufzte. Im Ganzen stimmt die Darstellung des Vfs. überein mit einer Behauptung von *Heyne* (*Opusc. Academ.* T. III. p. 355.): *Nulla fuit Romanorum libertas, saltem nullus ejus fructus, nisi potentibus, nobilibus, opulentis; at ii, qui non nisi mediocribus fortunis uti-*

Digitized by Google

uterentur, aut nullis, tam misera erant conditione, quam nostro tempore ii, qui in simili fortuna et loco constituti sunt. Quid? quod nemo nostrum est in mediocri fortuna constitutus, qui non libertate majore et meliore gaudeat, quam civis romanus e plebe etc. IV. *Fortsetzung der Abhandlung über die äsopische Fabel.* Vorzüglich über die Veränderungen, welche die äsopische Fabel bey veränderten Zwecken erlitten hat; auch über den Unterschied des Bildes, der Handlung, des Beyspiels der Parabel; von den handelnden Wesen in der äsopischen Fabel u. s. w. V. *Pacuvius Calovius, der Demagog von Kapua*, eine Rhapsodie nach Livius XXIII, 2. 3. 4. in freyen achtzeiligen Stanzen bearbeitet von *Bührer*. Mit ziemlicher Leichtigkeit und äufserer Lebhaftigkeit führt uns der Vf., allzu eilfertig, durch eine Reihe von Begebenheiten, die uns in der Erzählung des römischen Historikers lebendiger ansprechen. VI. *Fünf Epigrammen aus der griechischen Anthologie*, in das Lat. übersetzt vom Prof. *Drück*. Wir wollen dem ersten (*Crinagorae* Ep. XXXIII. Anal. II. p. 149.) die Uebersetzung von *Grotius* gegenüber setzen:

Mens vesana, quoad spebus suspensa caducis
Tolleris ad nubes, divitiisque inhians
Continuas aliis alia irrita somnia? — Sortem
Mortali proprium scito dedisse nihil.
Ista igitur permitte animi ludibria stultis,
Atque Heliconiadum munera certa redi.
Grotius T. I. p. 309. ed. Bosch.

Quo precor usque citis, quas spes tibi subjicit, alis
O anime ad coeli nubila summa volas,
Divitiasque tibi semper, nova somnia pingis?
Parce, parant homines absque labore nihil.
Pieridum placeant tibi munera; qui velit, amens
Obscuris animum pascat imaginibus.

VII. *Lacus Turicensis.* Uebersetzung von Klopstock's Ode: *Der Zürchersee*, von Ebendemf. VIII. *Einige Bemerkungen über den Oedipus* (Tyrannus) *des Sophokles*, von *C. P. Conz*. Dieser Aufsatz kann als eine Fortsetzung oder Erweiterung dessen angesehn werden, was der Vf. in *Ständlins* Beytr. zur Philos. und Gesch. der Relig. IV. S. 51 ff. schon vor mehrern Jahren über die Vorwürfe geurtheilt hat, die man dem griechischen Dichter von Seiten der Wahl seines Thema zu machen pflegt. Ganz richtig bemerkt hier Hr. *C.*, dafs aus dem ganzen Stücke die Lehre hervorgehe, der Rath der Himmlischen müsse obsiegen, und die Orakel in Ansehn bleiben. So wird Oedipus Unglück schon auf den Leichtsinn des Lajos gegründet; und Oedipus selbst erscheint nicht tadellos, da er sich herausnimmt, das Schicksal zu meistern, und den untrüglichen Seher Tiresias, den Dolmetscher der Götter, als einen Betrüger behandelt. Dafs der Dichter aber dennoch alles so einzurichten gewufst, dafs unser Mitleiden gegen den Unglücklichen dadurch nicht geschwächt wird, ist nicht zu übersehn; ja, es ist vielmehr dieses des Dichters grofse Kunst, dafs die Vergehungen des Oedipus, als psychologische Erscheinungen, eben so nothwendig sind, als die von der Nothwendigkeit angesponnene Reihe seiner Unglücksfälle. Die wahre Tendenz der Tragödie geben die Chöre bestimmt an, und Hr. *C.* hat sie mit Geschicklichkeit benutzt. Aber nicht beypflichten können wir ihm, wenn er den Mord des Lajos deshalb mit zu den bestrafenswerthen Sünden des Oedipus rechnet, weil er jenes Königs Uebermuth mit unpassender Strafe gezüchtigt habe. Schwerlich möchten die Alten den Sohn eines Königes getadelt haben, der einem trotzigen Gebote den Gehorsam verweigert, und dann den erschlägt, der zuerst Hand an ihn legt. Die Ermordung des Gefolgs aber (Sklaven und Knechte, eine *misera canaglia*, in den Augen der alten Ritter), das ohne Zweifel seinen Herrn gegen den Fremdling zu vertheidigen gesucht hatte, kam vollends gar nicht in Betracht. IX. *Uebersetzung der Horazischen Epistel an Scäva*, I. Ep. 17., von ebendemf.; als ein Versuch, ob nicht der Hexameter des Horazischen Briefstils auch in unsrer Sprache darzustellen wäre. Dieser Versuch ist schon öfter gemacht worden, und, wenn wir es sagen dürfen, mit entschiednerem Erfolg. Hier ist doch wohl vorzüglich nur die leichte Nachlässigkeit des Originals nachgebildet, und wir glauben übertroffen worden.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Lange: *Ueber die Nervenübel*, ein Taschenbuch für das schöne Geschlecht, nebst einem Anhange für das männliche über Hypochondrie, Gicht und verwandte Uebel, von Dr. *August Ferdinand Wolff*, königl. preufs. Medicinalrathe und Stadtphysicus in Warschau. 1806. VIII u. 172 S. 8. (16 gr.)

Der durch mehrere literarische Arbeiten bekannte Vf. erörtert in der vorliegenden Schrift die Ursachen der Hysterie auf eine, für die Klasse von Lesern, für welche er schrieb, genügende Weise, und ertheilt sehr vernünftige diätetische Vorschriften. Der Arzt wird durch die Lectüre des Werks nicht sehr belehrt werden; für ihn ist es aber auch nicht geschrieben. Der Anhang über Hypochondrie, Gicht u. s. w. ist nach denselben Grundsätzen und aus dem nämlichen Gesichtspunkte verfafst. — Die theoretischen Ansichten über diese Uebel eignen sich in einer solchen Zusammenstellung nicht für eine genaue Kritik; die vorgeschlagenen diätetischen Mafsregeln sind sehr zweckmäfsig. Am Ende der Schrift erwähnt der Vf. eines Geheimmittels, das unter der Aufschrift: *l'eau médicinale du Citoyen Huffon, ancien Officier au service de France, résidant à Sedan* etc., verkauft wird, und von einigen Podagristen mit auffallender Erleichterung ihrer Schmerzen genommen wurde. Der Vf. fand bey den mit diesem Mittel angestellten Versuchen seine schmerzstillenden Kräfte (in kleinern Gaben, in gröfsern wirkt es als ein drastisches Purgiermittel) bestätigt. — Nach einer genauen Untersuchung hält er es für eine mit spanischem Weine ausgezogene Tinctur der *Gratiola officinalis*, womit auch die von *Alyon* in seinem *Cours de Chymie* angegebene Bereitungsart dieses Geheimmittels übereinstimmt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. Junius 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Barth u. Grafs: *Topographiſche Chronik von Breslau. Erſtes* Quartal mit 4 Kupfern u. einer Vignette. 1805. 13 Bogen oder Numern 4. *Zweytes* Quartal mit 3. Kupfern. *Drittes, viertes, fünftes* und *ſechstes*. ebend. 1806. (der Bogen 1½ gr.

Ebend. Schleſien ehedem und jetzt, eine Zeitſchrift von *Oelsner* (auſserordentl. Prof. am Eliſabethaniſchen) und *Reiche* (auſserordentl. Prof. am Magdalenäiſchen Gymnaſio in Breslau). *Erſter* Band *Januar — Juny* 1806. 1½ Alph. 8. *Zweyter* Band *July — October*, unterbrochen durch die Belagerung, wird aber wieder fortgeſetzt, ſo wie auch die topogr. Chronik. (Das Quartal, à 16 bis 18 Bogen, 16 gr. pränumerando.)

Nr. 1. beſchäfftigt ſich nur mit Breslau. Nr. 2. mit ganz Schleſien, und iſt, ungeachtet ſeines provinciellen Titels, von allgemeinerem Umfange. Nr. 1. liefert nach einer etwas bombaſtiſchen Einleitung in mehrern Stücken jedes Quartals zuvörderſt die Geſchichte von Breslau: Urſprung der Stadt, Geſchichte unter Polen, den Herzogen von Schleſien etc. bis 1740. Sodann in den übrigen Numern (71 u. f.) die Beſchreibung Breslaus, der Lage, Straſsen, Gaſſen, Kirchen, Schulen u. ſ. w. Noch iſt das Werk nicht vollendet, ſondern etwa erſt zur Hälfte gediehen. Alles iſt in einem guten Stile erzählt und Rec. muſs der Darſtellung des Vfs. ſeinen Beyfall geben. Auch hat er die Vorarbeiten eines Kloſe und anderer muſterhaft, ſo wie manche Chronik des XVII. Jahrhunderts, fleiſsig benutzt, indeſs doch auch manchmal etwas zu flüchtig gearbeitet und ſich manche Unrichtigkeiten zu Schulden kommen laſſen, die eine gerechte Rüge verdienen. Zum Belege führt Rec. nur folgendes an: S. 82. 83. erwähnt der Vf. nur eines Marſtalles, ungeachtet derer zwey ſind. S. 97. ſchreibt er Portkrame, ſtatt Partkrämereyen, (weil ſie in Parten, Partieen, nicht *en gros* verkaufen.) Die Stadt Breslau und ihre Verfaſſung nennt der Verf. immer einen Bürgerſtaat. Rec. möchte, trotz aller Freyheit und Unabhängigkeit der Bürger, in ſo fern ſie doch nie ganz bey Breslau legaliſirt ward, dieſes Wort nicht brauchen. Nach S. 144. war der Magiſtrat in Juſtizſachen unumſchränkt unter öſtreichiſcher Regierung, ohne daran zu denken, daſs die Appellation von dem Breslauiſchen Magiſtrate ſo gut nach Prag (an die Appellations-Kammer), oder nach Wien (an die böhmiſche Hofkanzley) gieng, als von den einzelnen Regierungen, Zwölfergerichten etc., wenn Parteyen mit der Sentenz nicht zufrieden waren. S. 351. heiſst es von der Kapelle zu Allerheiligen auf dem Elbing, daſs ſie ganz aus der Geſchichte verſchwunden wäre. Iſt es dem Vf., der in Breslau lebt, wohl unbekannt, daſs der Magiſtrat das Hoſpital zu Allerheiligen von den Werkſtücken des ehemaligen Vincenzſtifts mit erbauet und daſs dort noch einige merkwürdige Bilder davon vorhanden ſind. (Siehe *Gomolke* Merkw. I. 164.) Sollte nicht das Hoſpital zu Allerheiligen gewiſſermaſsen das Andenken der zerſtörten Kapelle erhalten? S. 267. ſind die Domſchule und das Seminarium, zwey ganz verſchiedene Anſtalten, verwechſelt oder in einander geworfen. S. 449. Maria Magdalena und die Domkirche ſollen gleichzeitig ſeyn. S. 57. wird der jetzt fälſchlich ſogenannte Gutegraupenthurm getadelt und geſchmacklos genannt. Der verewigte Oberbaudirector *Pohlmann* war andrer Meinung und lobte ihn wegen ſeines Ebenmaſses. Die Kupfer ſind meiſtens Abdrücke aus *Thebes*, *Kundmanns* und *Gomolkes* Schriften. Da die letztern ſelten zu werden anfangen, ſo iſt dieſs weiter nicht zu tadeln. Heinrichs IV. Grabmahl iſt von einer andern Seite, als in *Gomolke*, welches jedem Liebhaber der Geſchichte angenehm ſeyn wird. Gut wäre es, wenn der Vf. auch Heinrich II. Grabmahl in Kupfer ſtechen lieſse, da er es S. 347. mit Recht beklagt, daſs der Abt *Schröter* dieſes Denkmahl der Vorzeit den Augen des Publicums entzogen. Der König Johann von Böhmen auf dem Kupfer des Hn. *Caſandrer* iſt den Königen im Telemach vor dem 9. 11. 19. Buche nicht unähnlich, ein wahrer Anachronism.

Das Journal Schleſien ehedem und jetzt hat zwey Hauptzwecke: erſtens die alte Geſchichte Schleſiens, zweytens den gegenwärtigen Zuſtand und die gegenwärtige Geſchichte des Landes und ins beſondere der Stadt Breslau. Zum Behuf des erſten Zweckes ſteht dem Redacteur Hn. *R.* ein Schatz von 1100 ungedruckten Urkunden und mehrern hiſtoriſchen Manuſcripten, welche Hr. *O.* ihm zu verſchaffen gewuſst, zu Gebote, und der freye Zutritt zum Gebrauche des reichen und alten Breslauer Archivs. Hat das Journal Beyfall, ſo verſpricht Hr. *R.* den *Eſchenloer*, eine ungedruckte Hauptquelle der Geſchichte des Königs Georg von Podiebrad, zu ediren. Jeder Geſchichtsfreund ſollte daher den Fortgang dieſes Journals befördern: denn daſs die böhmiſche, polniſche und deutſche Geſchichte durch die Ausgabe des *Eſchenloer* unendlich gewinnen würde, da dieſer redliche Mann als Rathsſecretär Augenzeuge und Theilnehmer von ſo vielen Verhandlungen war, iſt

Digitized by Google

augenſcheinlich. Doch nicht bloſs der Zukunft wegen; ſondern auch ſchon deſshalb, was Hr. *R.* in den bereits erſchienenen 10 Stücken ſeines Journals geleiſtet hat, verdient daſſelbe Beyfall und Unterſtützung. Man findet nämlich darin einen leſenswerthen Aufſatz von dem erſten Glückstopfe in Breslau 1517. (S. 13 — 26.) Sodann folgt in mehrern Stücken fortgeſetzt: eine intereſſante Reiſebeſchreibung von dem ſchleſiſchen Ritter *Nicolaus von Popplau*, welcher Deutſchland, England, Portugal und Spanien 1483 bis 86. durchreiſet iſt, voll von naiven Erzählungen und Anecdoten von Richard III., Iſabella und Ferdinand dem Katholiſchen und andern Regenten, z. B. S. 273.: „Es dienen und fürchten alle Edelleute die Königin (Iſabella) mehr, denn den König; der König befleiſsiget ſich alle Stunden, wie er der Königin Befehl und Gebot erfüllen möge. Wo der König jemandem Briefe giebt, werden dieſelben ohne Verwilligung nicht geſiegelt, denn ſie überlieſet zuvor alle ſelbſt und zerreiſst ſie auch in Gegenwart des Königs. — Was die Königin mit dem Kardinal ſchafft, muſs er (der König) thun — darum redet man in Catalonien und Arragonien dem Kardinal ſehr ſchändlich nach." Dieſs nur zur Probe. Aufser dieſem hat Hr. *R.* mehrere Briefe von Kaiſer Carl IV. geliefert; in einem läſst er die Waſſerraben verfolgen, wie Friedrich der Groſse von Preuſsen und Joſeph II. die Sperlinge. S. 210 folg.: Die Genealogie der piaſtiſchen acht Conrade von Oels gewinnt, durch 11 Urkunden belegt, ein ganz anderes Anſehn, als ihr *Ehrhardt* und *Pommersberg* gegeben. (S. 253. 372. 460. 545.) Ein Beytrag zur Geſchichte des Petrus Danus. S. 109. und 209. M. Johann Weinrichs, Deputirten, Abgeordneten der Stadt Breslau an Papſt Paul II. Bericht an den Rath 1463. (S. 169.) Ueber die älteſten Münzen in Schleſien vor dem Könige Wenzel II. Die Münzen wurden auch hier jährlich umgeſchmolzen, man findet Spuren, daſs auch in Polen und Schleſien, wie in Rufsland, Pelzwerk ein Surrogat des Geldes geweſen. (S. 341. 429. 517.) Das neue breslauiſche Stadtwappen; — es war von Carl V. und Ferdinand I. für 18000 Ducaten erkauft. Die Stadt hatte die Nebenabſichten, ſich von den Herzogen zu Oels Podiebrader Linie ein Gebiet zu erkaufen und eine Reichsſtadt zu werden. Dieſs ſind, nebſt noch einigen andern Aufſätzen, diejenigen, die Hr. *R.* dem erſten Hauptzwecke gewidmet hat, und man ſiehet es wohl, daſs ſeine Verſprechungen nicht leere Worte ſind. Mit dem zweyten Hauptzwecke ſcheint es dem Vf. vielleicht wegen der Lage der Dinge weniger glücken zu können. S. 11. verſpricht er für den Theil ſeiner Zeitſchrift Schleſien jetzt: 1) eine jährliche Ueberſicht der Geſchichte Schleſien's von dem nächſtverfloſſenen Jahre unter allen Beziehungen, 2) eine monatliche möglichſt vollſtändige Chronik von Breslau. Zu erſterem ſcheint der Raum zu klein zu ſeyn, und die gedruckten Geſchichten ſeiner Zeit haben immer etwas Verdächtiges an ſich. Höchſtens wahrhafte Bruchſtücke kann man ohne Scheu liefern. Bey dem zweyten wird Hr. *R.* wohl immer einige Lücken finden, da auch bey der gröſsten Gefälligkeit doch immer entweder zu viel oder zu wenig von manchen Stücken zur Publicität kommt. Indeſs liefert auch hier Hr. *R.* ſehr ſchätzbare Beyträge, z. B. die Beſchreibung des Grünberger Kreiſes, der durch ſeinen Weinbau merkwürdig iſt. Ferner tragen die Recenſionen über ſtatiſtiſche Werke von Schleſien alle das Gepräge der Sachkunde an ſich, und wenn gleich manchem Leſer die Notizen über die Taxen, Häuſerverkauf und andere Particularia von Breslau weniger intereſſant ſeyn dürften, ſo iſt es doch nicht zu läugnen, daſs dergleichen Notizen von mehrern Jahren aus verſchiedenen Provinzen geſammelt, ſehr fruchtbare Reſultate geben und durchaus nicht als überflüſsig und unnütz angeſehen werden können.

MANNHEIM, b. F. Kaufmann: *Muſophélie*, ou *Avantages des ſciences et des études perfectionnées pour l'état*; et de ce que le dix neuvième ſiècle devroit faire pour elles. Par le Prof. *Burrmann*, Directeur de l'Academie Elect. de Commerce. *1805*. 147 S. 8. (15 gr.)

„*La ſcience eſt trop chargée. On perd le courage, d'être ſavant: et ſouvent le gout de l'étude, en parcourant une grande bibliotheque.... Deux mille volumes pourroient contenir tout ce qui eſt digne d'être ſu. La génération, qui fera cet extrait et brûlera les bibliothèques, aura fait un pas de géant vers la perfection des connoiſſances.*" Wird ein Mann, der dieſs niederſchreiben konnte, etwas Würdiges über die Wiſſenſchaften und die verbeſſerten Studien vorbringen können? — Wir würden nichts weiter zu ſagen haben, wenn nicht auch *das* einiges Intereſſe hätte, die Anmaſsung in ihrer Eitelkeit zu ſehen.

Zweyerley iſt man nach dem Titel berechtigt von dieſer Schrift zu erwarten; *erſtlich*, daſs ſie die Verbindung der Wiſſenſchaften mit dem Wohle des Staates darthue; *zweytens*, daſs ſie Vorſchläge mittheile, wie die Studien zu verbeſſern ſeyn. Von beiden findet ſich in der That einiges unter vielem andern.

Was das Erſte betrifft, ſo leſen wir den Erfahrungsſatz, daſs die Macht und der Glanz einer Nation mit ihrer literariſchen Cultur wachſe und abnehme. Es wird nämlich geſagt, was Niemand beſtreitet, daſs ſich beides in alten und neuen Zeiten zuſammen fand; aber von der innern Verbindung, von den Urſachen, warum, und der Art und Weiſe, wie das Eine das Andere bewirkt — kein Wort. Noch weniger findet ſich eine Spur von Betrachtung über die Verbindung, worin die Vervollkommnung des Staates, als organiſcher Geſellſchaft, *mit der Pflege* der Wiſſenſchaft in engerm Sinne ſtehen möge. Und wo im Einzelnen die Nothwendigkeit der Wiſſenſchaften für einige Klaſſen der Bürger, und ihre Nützlichkeit für alle dargethan werden ſoll, iſt nicht etwa die Rede von der höhern Bildung des Geiſtes, wodurch ſie den Staatsbeamten — den Geſetzgeber, den Richter, den Geiſtlichen, den Erzieher, den Arzt — über die handwerksmäſsige Verwaltung ihrer Amts-

ge-

...ammonia, and the latter by the action of sulphuric acid on the former. Sulphate of ammonia is also produced by the action of sulphuric acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Nitrate of ammonia is produced by the action of nitric acid on ammoniacal gas, and by the action of nitric acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Muriate of ammonia is produced by the action of muriatic acid on ammoniacal gas, and by the action of muriatic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Carbonate of ammonia is produced by the action of carbonic acid on ammoniacal gas, and by the action of carbonic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Sulphuret of ammonium is produced by the action of sulphuretted hydrogen on ammoniacal gas, and by the action of sulphuretted hydrogen on the ammoniacal liquor of the gas-works. Cyanide of ammonium is produced by the action of cyanogen on ammoniacal gas, and by the action of cyanogen on the ammoniacal liquor of the gas-works. Sulphocyanide of ammonium is produced by the action of sulphocyanogen on ammoniacal gas, and by the action of sulphocyanogen on the ammoniacal liquor of the gas-works. Chloride of ammonium is produced by the action of chlorine on ammoniacal gas, and by the action of chlorine on the ammoniacal liquor of the gas-works. Iodide of ammonium is produced by the action of iodine on ammoniacal gas, and by the action of iodine on the ammoniacal liquor of the gas-works. Bromide of ammonium is produced by the action of bromine on ammoniacal gas, and by the action of bromine on the ammoniacal liquor of the gas-works. Fluoride of ammonium is produced by the action of fluorine on ammoniacal gas, and by the action of fluorine on the ammoniacal liquor of the gas-works. Phosphate of ammonia is produced by the action of phosphoric acid on ammoniacal gas, and by the action of phosphoric acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Arseniate of ammonia is produced by the action of arsenic acid on ammoniacal gas, and by the action of arsenic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Chromate of ammonia is produced by the action of chromic acid on ammoniacal gas, and by the action of chromic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Molybdate of ammonia is produced by the action of molybdic acid on ammoniacal gas, and by the action of molybdic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Tungstate of ammonia is produced by the action of tungstic acid on ammoniacal gas, and by the action of tungstic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Vanadate of ammonia is produced by the action of vanadic acid on ammoniacal gas, and by the action of vanadic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Titanate of ammonia is produced by the action of titanic acid on ammoniacal gas, and by the action of titanic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Silicate of ammonia is produced by the action of silicic acid on ammoniacal gas, and by the action of silicic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Boracate of ammonia is produced by the action of boracic acid on ammoniacal gas, and by the action of boracic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Carbonate of ammonia is produced by the action of carbonic acid on ammoniacal gas, and by the action of carbonic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Sulphuret of ammonium is produced by the action of sulphuretted hydrogen on ammoniacal gas, and by the action of sulphuretted hydrogen on the ammoniacal liquor of the gas-works. Cyanide of ammonium is produced by the action of cyanogen on ammoniacal gas, and by the action of cyanogen on the ammoniacal liquor of the gas-works. Sulphocyanide of ammonium is produced by the action of sulphocyanogen on ammoniacal gas, and by the action of sulphocyanogen on the ammoniacal liquor of the gas-works. Chloride of ammonium is produced by the action of chlorine on ammoniacal gas, and by the action of chlorine on the ammoniacal liquor of the gas-works. Iodide of ammonium is produced by the action of iodine on ammoniacal gas, and by the action of iodine on the ammoniacal liquor of the gas-works. Bromide of ammonium is produced by the action of bromine on ammoniacal gas, and by the action of bromine on the ammoniacal liquor of the gas-works. Fluoride of ammonium is produced by the action of fluorine on ammoniacal gas, and by the action of fluorine on the ammoniacal liquor of the gas-works. Phosphate of ammonia is produced by the action of phosphoric acid on ammoniacal gas, and by the action of phosphoric acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Arseniate of ammonia is produced by the action of arsenic acid on ammoniacal gas, and by the action of arsenic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Chromate of ammonia is produced by the action of chromic acid on ammoniacal gas, and by the action of chromic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Molybdate of ammonia is produced by the action of molybdic acid on ammoniacal gas, and by the action of molybdic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Tungstate of ammonia is produced by the action of tungstic acid on ammoniacal gas, and by the action of tungstic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Vanadate of ammonia is produced by the action of vanadic acid on ammoniacal gas, and by the action of vanadic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Titanate of ammonia is produced by the action of titanic acid on ammoniacal gas, and by the action of titanic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Silicate of ammonia is produced by the action of silicic acid on ammoniacal gas, and by the action of silicic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works. Boracate of ammonia is produced by the action of boracic acid on ammoniacal gas, and by the action of boracic acid on the ammoniacal liquor of the gas-works.

ADVERTISEMENTS.

Wanted, a Situation as Assistant in a Chemical Laboratory, by a Gentleman who has had some experience in the Analysis of Minerals, Soils, Manures, &c. Address, post paid, to A. B., Mr. Taylor's, Bookseller, Leicester.

bedeutend erscheint, da, wie sich schon erwarten läfst, eine grofse Anzahl Phrasen darin aufgenommen werden müssen, welche für den edleren Schriftstil nicht zu brauchen sind und in klassischen Autoren nie gefunden werden. Was soll nun der *Deutsche*, für den wohl Hr. *B.* geschrieben hat, mit ihnen anfangen? Aber auch diefs abgerechnet, so dient das Ganze weder zu einer belehrenden und interessanten Vergleichung des Geistes beider Sprachen, noch zu einem sichern Führer für denjenigen Sprachfreund, welcher zum Behufe der mündlichen Rede (des sogenannten Parlirens) mit den besondern französischen Ausdrücken des gemeinen Lebens und des familiären Umganges bekannt zu werden wünscht. Der Vf. hat nämlich nirgends angegeben, was klassische, familiäre, sprichwörtliche und Volkssprechweise ist, — eine Nachlässigkeit, die strenge Rüge um so mehr verdient, als den gemeinschaftlichen Beziehungen der franz. und der deutschen Phrasis der genau entsprechende deutsche Ausdruck nicht selten fehlt, folglich dieser, der entweder nur eine Beschreibung der franz. Idee, oder eine Uebersetzung, oder eine Redensart aus dem Schriftstile darstellt, jenen Unterschied nicht einmal errathen läfst, geschweige gar, dafs eine Erklärung seines Sinnes die richtige Anwendung lehrte. Folgende Beyspiele, in welchen wir den jedesmaligen Charakter der franz. Phrasis durch Inclavirung andeuten wollen, mögen unsere Leser selbst in den Stand setzen, über die Wahrheit des letztern Vorwurfes zu entscheiden! *Il a bridé son âne, (son cheval), par la queue, (sprichw.):* „*er hat seine Sachen verkehrt angefangen.*" So unser Vf.; allein die passende, gleichfalls sprichwörtliche deutsche Redensart ist: „*er hat das Pferd beym Schwanze aufgezäumt.*" — *On vous en garde dans un petit pot à part, (fam.):* „*das ist nicht für deine Nase.*" — Diese Phrasis wird von demjenigen gesagt, welcher von einer gemeinsamen Last und Beschwerde sich ausschliefsen möchte; also im Deutschen: „*Man wird dir nichts Besonderes machen.*" — *Il tire le diable par la queue, (sprichw.):* „*er lebt kümmerlich.*" Wir Deutsche: „*er nagt am Hungertuch, — er leidet Hunger und Kummer.*" — *Il avaleroit la mer et les poissons, (fam.):* „*er ist unersättlich.*" W. T.: „*er ißt den Pfaffen sammt Kutte.*" — *Il est rouge comme un coq, (fam.):* „*ist feuerroth.*" W. T.: „*er wird so roth wie ein Truthahn,*" oder auch: „*es lauft bey ihm sogleich der Topf über.*" — *Il est au berniquet, (niedriger Volksausdr.):* „*seine Sachen stehen schlecht.*" Unser deutscher Pöbel sagt: „*er ist auf dem Hund.*" — *Il est fourré de malice,* „*er steckt durch und durch voll Bosheit.*" Der eigentliche sprichwörtliche franz. Volksausdruck ist: *c'est un innocent f. d. m.*, deutsch: „*er hat es Faustdick hinter den Ohren.*" — *Il a perdu le goût du pain, (Volksausdr.):* „*er ist gestorben.*" Richtiger: „*es thut ihm kein Zahn mehr weh.*" — *Il mange et boit à bon compte, il se réjouit à b. c., (sprichw.):* „*er zehrt auf Konto los, ohne sich um die Zahlung zu bekümmern.*" Wir Deutsche sprechen: „*er denkt: der über uns zahlt alles.*" Wie man aus diesen Proben sieht, so hat der Vf. öfters den passenden deutschen Ausdruck verfehlt. Manche sprichwörtliche franz. Phrasen stimmen wörtlich mit den deutschen überein; allein selbst in solchen Fällen erhält man bisweilen nur den Sinn überhaupt, wie z. B. *on lui a bien (tüchtig) lavé la tête, (sprichw.):* „*man hat ihm einen harten Verweis gegeben.*" — Diefs mag genug seyn, obgleich Rec. noch eine ansehnliche Reihe solcher und ähnlicher Proben beybringen könnte. Indessen geht aus dem Angeführten doch so viel hervor, dafs Hr. *B.* eine noch zu mangelhafte Kenntnifs unserer Sprache besitzt, um von ihm etwas Befriedigendes auf dem selbst gewählten Wege erwarten zu dürfen. Es bleibt daher immer noch einem andern hierin geübtern und gewandtern französischen Sprachlehrer die Gelegenheit offen, sich Verdienste um uns zu erwerben, sey es entweder durch, von Zeit zu Zeit erscheinende, Fortsetzungen der (J. H.) *Meynier'schen Uebungen über die gewöhnlichsten Gallicismen etc.* (Nürnberg und Altdorf 1793.), im Falle dieser Schriftsteller nicht lieber selbst den unfehlbar und sicher zu hoffenden Dank einärnten wollte, — oder durch das gröfsere Geschenk eines nach einem reif durchdachten Plane bearbeiteten, vor den gemeinen und gewöhnlichen lexicographischen Fabrikarbeiten sich auszeichnenden *deutsch*-französischen Idiotioons.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Erfurt*, in Comm. b. Knick: *Allgemeine Rechen-Tabellen vorzüglich für Accise-Cassencontrolleurs aller Preufsischen Provinzen.* Zum Besten einer armen Wittwe herausgegeben von *Friedrich Franz*, Königl. Preufs. Accise-Aufseher in Erfurt. 1806. 4. 4 Bog. Schreibpap. (8 gr.) — Folgende Aufgaben sind in diesen Tabellen berechnet: Wenn ein Stück kostet 1 - 2 - 3 - 4 - 11 pf., dann 14 - 15 - 18 - 20 - 21 - 28 pf., 5 gr., $5\frac{1}{2}$ gr., ferner wenn ein Stück kostet 9 gr., 18 gr., 1 Rthlr. 19 gr., und 2 Rthlr. 9 gr., wie viel da 2 Stück bis 100, bis 1000 und bis 20,000 Stück betragen. Sodann, wenn ein Stück kostet 5 Rthlr. 20 gr., 3 Rthlr. 16 gr., 10 Rthlr. 16 gr. wie viel da $\frac{1}{16}$ bis 100 Stück betragen. Weiter, wenn ein Scheffel kostet 1 gr., wie viel 2 bis 100 und bis 20,000 Schäfel betragen. Noch weiter, wenn der Centner kostet 2 gr. 9 pf. 3 gr. 9 pf., 15 gr. und 20 gr., wie viel $\frac{1}{16}$ Centner bis 95 Centner kosten. Und endlich verschiedene Sätze nach Conjuncturen vom Kaffee, wenn das Pfund kostet 10 - $10\frac{1}{2}$ - $10\frac{5}{7}$ - 11 - $11\frac{1}{2}$ - $11\frac{1}{3}$ - $16\frac{1}{3}$ gr., wie viel da 2 bis 600 Pfund betragen. — Ueber Tabellen dieser Art läfst sich nichts besonders sagen; man ist zufrieden, wenn sie correct gedruckt sind. Allenfalls mögen sie für Invaliden, die beym Accisedienste angestellet sind, nützlich seyn. Zum Besten der armen Wittwe wollen wir indessen dem Herausgeber einen reichlichen Debit seiner Tabellen von Herzen wünschen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. Junius 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

HALLE und LEIPZIG, in d. Ruff. Verlagsh.: *Entdeckungen im Felde der älteſten Erd- und Menſchengeſchichte* aus näherer Beleuchtung ihrer Quellen. Nebſt Materialien zu einer neuen Erklärung des *erſten Buchs Moſe*. *Zweyter* und letzter Theil oder *Vorgeſchichte* von D. *Johann Gottfried Haſſe*, K. Pr. Conſiſtor. Rath und Profeſſ. zu Königsberg. 1805. XVI u. [illegible] S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Man kennt aus dem *erſten* Theile (der von einem andern Rec. Jahrg. 1803. Nr. 247. angezeigt worden iſt) die Art des reichhaltigen Stoffes, welchen dieſe Schrift darbietet. Gelehrſamkeit und Scharfſinn ſind für wunderliche Anſichten aufgeboten, welche die Gewähr ihrer Verwerflichkeit für den erſten Blick jedes Unbefangenen an ſich tragen. Der Vf., dem allein dieſe Einſicht mangelte, hat die Kinder ſeiner Phantaſie wenigſtens ſo reichlich ausgeſtattet und ſo zu ſchützen verſucht, daſs dieſe Mitgift und ein ſehr beſonnener Angriff gegen Anſichten anderer, der Bibelerklärung mannichfaltigen Gewinn verſpricht. Aus den Unterſuchungen zieht ſie ihn, nicht aus den Reſultaten des Vfs. Dieſer ſieht recht ſcharf die Splitter und Balken im Auge anderer, aber ſeine Balken ſieht er nicht. Mit Schätzung erkennt man die Umſicht und Ueberlegung, mit welcher er Gründe gefunden und ſiegreich ausgeführt hat, bis ſie in Verhältniſs zu der fixen Idee gerathen, die einen ſonſt hellen Geiſt beherrſchend umfieng. Wir werden gar bald auf dieſen Punkt geführt. Denn den beſten polemiſchen Theil, den Beweis, daſs die *Geneſis* nicht aus ein paar in einander geſchlungenen Urkunden zuſammengeſetzt ſey, giebt erſt der *zweyte* Excurs von S. 212. an, und die eigentliche Fortſetzung ſeines Werks hat der Vf. der Fortführung ſeiner Ideen über die Lage des Paradieſes im Bernſtein-Lande, in — Preuſsen gewidmet. Dort hatte er uns im *erſten* Theile im Schoſse der Erde die Bäume des Lebens gezeigt, und alles, was 1 B. Moſ. Kap. 2 u. 3. betrifft. Das *zweyte* Dutzend von Entdeckungen beginnt hier S. 20. mit 1 B. Moſ. Kap. 4., und führt ſie bis zu Kap. 20. fort, als dem Punkt, von wo die Erzählung mit dem übrigen mythiſchen Alterthum zuſammenzuſtimmen aufhöre, und, was noch ferner als mythiſch erſcheine, auf hebräiſchem Grund und Boden gewachſen ſey. Daſs dieſs denn nun auch wahre *Entdeckungen*, und wohl noch in keines Menſchen Seele gekommen ſind, beurkunde ſogleich der Schluſs der Einleitung, welche zugleich auch einem ausführlichen Lobe des Ackerbaues und ſeiner Wichtigkeit gewidmet iſt: „Es iſt alſo das erſte Buch Moſe eine *Geſchichte des Ackerbaues* im Allgemeinen, wie er aufgekommen, und insbeſondere, wie er zu den Hebräern verpflanzt worden iſt.“ „In der *Geneſis* wird erzählt, wie man nach einem alten Philoſophem die Entſtehung aller Dinge durch *Elohim* (den Demiurg, Gott ohne Namen) ſich denken könne, mit Bezug auf den Sabbath (Einkleidung des Vfs.); wie die erſten Menſchen noch keine Ackerfrucht gezogen haben, wie aber unter *Jehova* (dem *jetzigen* Schutzgotte) der *Ackerbau* in einer ſchönen Gegend (im Paradieſe) aufgekommen, ſchwer Eingang und gleich Anfangs Abneigung und Widerſpruch gefunden habe; wie er auf die Vorfahren und Urväter der Hebräer, auch ungeachtet einer groſsen Fluth, und trotz aller Hinderniſſe, Gegner und Feinde, fortgeerbt ſey; wie *Jehova* mit dieſen auch bey ihrer Nomadenſchaft (denn zu Ackerbauern gehören auch Nomaden) immer herumgezogen, ſich und den *Ackerbau* ihnen unentbehrlich gemacht hat, *folglich ſeine Gottheit* einem Abraham, Iſaak und Jakob und deſſen Nachkommen immer wirkſamer, thätiger und einleuchtender als die andern Götter vor Augen getreten ſey, bis ſie *unter* (und durch) *Moſe* einſehen gelernt hatten, daſs nichts gemeinnützigeres, beſſeres und edleres ſo wie für einzelne Bürger, alſo auch für einen ganzen wohlgeordneten Staat ſey, als *Ackerbau*, mithin *Jehova der Gott des Ackerbaus* der einzige wahre Gott, ſelbſt jener (unbenannte) Elohim, der Weltſchöpfer ſey.“ — Nun lieſt man zwar in allem den folgenden nicht viel vom Ackerbau, aus dem einfachen Grunde, weil in der *Geneſis* davon ſehr ſelten die Rede iſt. Aber dieſs hindert unſern Vf. nicht, theils in dem ganzen erſten Excurſe S. 156 — 195. ausführlich abzuhandeln, wie, was von Abraham bis zu Moſis Geſetzgebung in der hebräiſchen Urkunde erzählt iſt, die Tendenz habe, zu zeigen, daſs Jehova, der Gott des Ackerbaus, der gröſste und mächtigſte Gott und der Schutzgott der Abrahamiten oder Hebräer geworden ſey, theils zwiſchen der Schöpfung und Abraham den Ackerbau wenigſtens überall anzubringen, wo er ſich, ſey es auch, ſo zu ſagen, mit den Haaren herbey ziehen lieſs. So ſind nach der *ſechszehnten* Entdeckung S. 61. „die *Nephelim* (*Titanen*) und *Giganten* (Rieſen) der alten Welt nicht bloſs Mythe, ſondern ſtarke Menſchen vor der Fluth und Gegner des *Ackerbaus*“ und die mit Recht unter die ſchwerſten Stellen gerechneten erſten vier Verſe des 6. Kap. erhalten ſo ein Licht, welches bisher aller Augen verborgen geweſen iſt: „Als ſich die *Ackerbauer* (Söhne Adams) in ihrem

Digitized by Google

Lande zu mehren anfiengen, und Töchter bekamen, fanden die Söhne der *Elohim (Nicht-Ackerbauer)* die Töchter der Söhne Adams (der Ackerbauer) ſchön, und heiratheten ſie nach Belieben. Dabey ſprach Jehova (der Gott des Ackerbaues): Mein Lebensodem (zum Ackerbau Kap. 2, 7.) kann nicht lange in dem Adam (dem Ackerbauer) verweilen, weil er ſich zu ſehr fleiſchlich vermiſcht u. ſ. w." יזן wird hierbey von دان *ſequiorem eſſe*, *morari*, abgeleitet, und בשגם von שגם in der Form *Paël: conjungit: dum conjungit ille carnem.* Der Vf. bemerkt, ם könne nicht das *Suffixum* und jenes Wort nicht von שגה oder שגג ſeyn, weil הוא das Beziehungswort von אדם iſt. Aber dergleichen Abſprünge vom *Genus* ſind ja häufig genug, und wenigſtens die Conſtruction, welche der Vf. annahm, iſt ganz unhebräiſch, da es dann heiſsen müſste בשגתו. Indeſſen gleichwohl iſt Cain, ſowohl Ackerbauer, als *Gegner* des Jehova; S. 22. „Trotz des Grolls der Eva über den Ackerbau und gegen Jehova wird Cain doch ein Ackerbauer nach ſeines Vaters Weiſe. Die Mutter ſcheint dieſes übel genommen, und Abel als Mutterſöhnchen vorgezogen zu haben. Daher wahrſcheinlich der erſte Grund des Haſſes Cains gegen Abel." „Cain wird aber nicht bloſs Ackerbauer, ſondern zeichnet ſich auch dabey aus, er ſcheint zuerſt *Eiſen* zum Behuf des Pflügens geſchmiedet, und den Ackerbau vervollkommnet zu haben, vergl. قان, für قين, *cudit ferrum*, und قين *faber ferrarius.*" Weit gezwungener wird für den Namen הבל *Abel* die Bedeutung: *Vielhirte* aufgefunden. Es wird von יבל in *Hiphil* הביל oder הובל *ducere (gregem)* abgeleitet; wovon ܐܒܠܐ *paſtor ovium, gregis cuſtos* bey *Caſtellus* S. 798., und womit κηπολος daſſelbe Wort ſey. — Dafs dieſe beiden Perſonen übrigens hier als die Stifter der beiden Haupt-Lebensarten der alten Welt aufgeſtellt werden, iſt eine bekannte und wahrſcheinliche Annahme. Unſerm Vf. ſind die Aratoren bedeutungsvoll: *Georgier*, und er fährt S. 26. fort: „Hier erhebt ſich die Frage: wo finden wir in der alten Geſchichte dieſe beiden Lebensarten zuerſt ausgezeichnet, und von andern z. B. Jägern, Städtern, und in der Monarchie lebenden Menſchen unterſchieden dargeſtellt? und jeder Alterthumsforſcher muſs mir zugeſtehen — *bey den Scythen — über dem ſchwarzen Meere, vom Hypanisfluſſe bis an den Don.* So wären wohl *Cain* und *Abel* die Stifter dieſer *Ackerer* und *Nomaden?* Ich behaupte es, aber nicht auf Gerathewohl, ſondern aus folgenden Gründen: 1) Gerade dahin, wo Adam und Eva nach unſerer Angabe, nachdem ſie das Paradies verlaſſen, ſich jetzt befinden, wo wir den Aufenthaltsort Cains und Abels geographiſch uns denken müſsten, ſetzen die Alten einſtimmig und unabhängig von der hebräiſchen Urkunde die *Georgier* und *Nomaden* der Scythen." Freylich wenn man einmal Adam und Eva von der Bernſteinküſte an der Oſtſee mit ihren Preuſsiſchen Pelzen (denn dieſs ſind dem Vf. Th. I. S. 227. die ſogenannten Feigenblätter, und ſie zu machen, ſind S. 232. die Künſte eines *Prometheus*) flugs durch ganz Polen über die Riphäen nach der Gegend des ſchwarzen Meeres hin gerückt hat: ſo iſt bis zu den Scythen nur noch ein Katzenſprung, und der Kaukaſus, der Mittelpunkt aller Bevölkerung nach der Fluth, iſt dann auch nicht fern. Die übrigen Gründe ſind, daſs die Scythen mit jenen Lebensweiſen für vom Jupiter, Zevs, Jehova geſtiftet ausgegeben werden, *d. i. ihr* Urſprung an die Wiege der Menſchheit reiche; und daſs Scythien bey den Alten das Mutterland der *Chalyber* und des *Eiſens* ſey, das Cain geſchmiedet!

Manche der Entdeckungen zerfallen in mehrere Mythen, Kap. 4. und 5. in ſieben, Kap. 6 — 9. wieder in ſieben, Kap. 10 — 22. in neun, die Schritt für Schritt mit den Mythen der Alten vom ehernen und eiſernen Zeitalter ſtimmen. Cain wird mit Lycaon, Henoch mit Heniochos, die Thurmbauer zu Babylon mit den Giganten, Nimrod mit Siſyphus, Jehova's Beſuch bey Abraham mit Jupiters und Mercurs, des Botens der Elohim, Beſuche bey Philemon und Baucis, der Brand von Sodom und Gomorrha mit dem Phaëtontiſchen Erdbrande, Loths Weib mit den Heliaden, die Opferung Iſaak's mit der Iphigenia in Tauris verglichen. Die Vergleichungspunkte ſind bald ſehr künſtlich geſucht, bald entwickelt ſich leichter eine gewiſſe Aehnlichkeit, welche allerdings manche mythiſche Sagen verſchiedener Völker der Vorwelt in einander ſchlingt. Noch eine Probe von dieſen, oft mit der geſchrobenſten Etymologie verbundenen Vergleichungen mag ſeyn, daſs S. 52. mit den zehn Menſchenaltern Gen. 4, 25. die zehn Söhne des aus der Erde gebornen Euenor im Critias des Plato zuſammengebracht werden. Ein *Adams* Sohn ſey alſo *Euenor*, und gleichſam *Euens* Mann. *Lencippe*, der Name der Frau des Euenor, wolle auch ſoviel ſagen als *Eva*, חוה, denn — חוי iſt: *colore praeditus fuit!* — An den Anführungen der claſſiſchen Schriftſteller fehlt es bey dieſen Vergleichungen nicht: der Vf. hat dabey viele Beleſenheit bewieſen. Die ſchwere Stelle Kap. 4, 7. iſt nicht als eine allgemeine moraliſche Predigt genommen, welche man damals gar nicht verſtanden habe, ſondern als Räſonnement Cains, worin er ſich ſelbſt über den ohnurſachlichen Groll gegen ſeinen Bruder Vorwürfe mache, die Jehova in den Mund gelegt werden. שאת iſt mit תשיב verbunden, nach der bekannten Art dadurch das Adverbium zu umſchreiben: wenn du gut machſt das Darbringen, reichlich opferſt, wie die LXX. haben: ἐὰν ὀρθῶς προσενέγκῃς. *Der* Nachſatz: καλῶς οὐχί ſey wie 1. Sam. 11, 14. *zu ſupplieren*: und das folgende: Du liegſt vor *der Thür des* Sünde — warum nicht: *an* der Thüre *der Sünde*? — du ergiebſt dich derſelben, erliegeſt *ihr*. So beyfallswerth jene Verbindung des תשיב wenigſtens als Verſuch iſt: ſo hart iſt die Annahme einer ſolchen Ellipſe. Und gleich darauf v. 8. wird eine eben ſo harte angenommen, bey ויאמר. Hr. *H.* überſetzt: das *gedacht* er dem Abel. בלבו, was hier ausgelaſſen ſeyn ſoll

1, ist es gar oft: aber nicht in diesem Sinne. Und ist denn das בלמה משוה wirklich so gewiss eine Posse?

(*Der Beschluss folgt.*)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreäischen Buchh.: *Der Scheintod und das Rettungsverfahren.* Ein chimiatrischer Versuch von *J. F. Ackermann*, Doktorn der Medicin und Chirurgie, Professorn der Anatomie und der Physiologie an der Spezialschule der Arzneiwissenschaft zu Mainz, u. s. w. 1804. 17 Bogen. 8. (20 gr.)

Kein Arzt, sagt der Vf., der zum Beystande scheintodter Menschen herbeygerufen wurde, kannte bis hieher seine Bestimmung. So, wie in Behandlung der Krankheiten, folgte er auch hier seiner Routine, und in unsern Tagen ist das Losungswort bey dergleichen Vorfällen: man muss reizen! Da man aber unter Reizen gewöhnlich nur die Anwendung flüchtiger Mittel versteht, welche, indem sie den Körper durchdringen, mechanisch auf das Nervensystem wirken: so thut man in den meisten Fällen etwas, was eher dazu beyträgt, den schwachen Funken des Lebens, der alsobald wieder zu lodern beginnt, wenn der Scheintodte dem ihm eignen Medium wieder übergeben wird, auszulöschen als von neuem anzufachen. — Das ganze Streben des Arztes muss dahin gehen, die Erregungen in dem Gefässsystem — welche das Resultat eines chemischen Processes sind, der durch die Verbindung des Sauerstoffs des Mediums mit den Bestandtheilen des organischen Körpers besteht, und in Scheintodten entweder gar nicht oder sehr schwach vor sich gehen, — wieder in Gang zu bringen und bis auf den gehörigen Grad zu vermehren. Was man also vorzüglich zu thun hat, ist, den Sauerstoff an den scheintodten Körper und das Blut zu leiten und dem letzteren beyzumischen. Nur muss derselbe in einer elastischen Form an dasselbe übertreten, wenn er beleben soll, weil er durch die Grade einer langsamen Verbrennung durchgeführt werden muss, von welcher allein die Phänomene des Lebens abhängen. Man bezweckt diess auf dreyerley Weise, 1) indem man ihn in Gestalt eines Gas in die Lungen bringt, 2) dasselbe in concentrirterem Zustande den Gefässen der Haut zuführt, und 3) den dem thierischen Körper eigenthümlichen Wärmegrad erzeugt. Um diess zu befördern, müssen die der Wiederbelebung sich entgegen stellenden mechanischen Hindernisse weggeräumt, die Oberhaut sorgfältig gereinigt und gewaschen und durch Reiben für den Uebertritt des Sauerstoffs empfänglicher gemacht, die Mundhöhle und der Rachen gereinigt, der Kehlkopf leise erhoben und durch sanftes Lufteinblasen durch Mund und Nase erforscht werden, ob auch in der Gegend der Kehlöffnung kein Hinderniss sey, wodurch der Luft der Eingang verwehrt wird, was man daraus sieht, wenn der Thorax sich dabey etwas erhebt. (Von den hierzu vom Vf. vorgeschlagenen Alternativen, Mund oder Blasebalg, sollte die erstere, gerade aus chemischen Gründen, vielmehr *widerrathen* worden seyn.) Findet man hingegen, dass die Erhebung der Brust nicht erfolgt und die einzubringende (hier beschriebene) Röhre nicht in die Stimmritze eindringt oder dennoch keine Luft in die Lungenzellchen hinein geblasen werden kann: so muss sogleich, ohne Verzug und Bedenken, die Laryngotomie vorgenommen werden. — Das Lufteinblasen ist nicht als eine Nachahmung des Athmens, sondern als ein Mittel, das Blut in den Lungenzellchen zu oxygenisiren an zu sehen. Daher ist es nicht gerade nöthig, nach geschehenem Einblasen die Luft durch einen gelinden Druck auf die Brust und obere Bauchgegend wieder aus zu treiben, ob gleich anderer Gründe wegen dieser Handgriff nicht zu verwerfen ist. Zur Einbringung des Sauerstoffs in die Lungen kann man sich entweder der, überall anzutreffenden, atmosphärischen Luft, oder des Sauerstoffgas, oder einer Mischung von ungefähr 0,80 atmosphärischer Luft und 0,20 oxygenirtem salzsaurem Gas, bedienen. Verfahren mit allen drey Mitteln (wovon leider die letzteren nicht überall zu haben seyn können und zu kostbar seyn werden): man hat von dem reinen Sauerstoffgas hier keine Gefahr zu besorgen, denn was dem Gesunden gefährlich ist, ist es oft dem kranken Körper nicht, und nirgends scheint es so dringend erfordert zu werden, als im Scheintode. Auch von dem letzterwähnten Gas hat man hier die, an Lebenden davon beobachteten, krampfhaften Zuckungen und Zusammenschnürungen der Luftwege nicht zu fürchten: denn diese rühren von der Einwirkung auf das Nervensystem her, welches in Scheintodten ganz gelähmt ist und nur erst durch das Gefässsystem seine Kraft zu wirken, erhalten muss: vielmehr bewirkt es oft das, was Sauerstoffgas und atmosphärische Luft nicht ausrichten konnten, weil sich in ihm der Sauerstoff ungefähr in dem Grade der Expansion befindet, dass er, ohne zuvor eine schwache Verbrennung zu erleiden, sogleich der Saftmasse anhängen kann. Die trockne Erwärmung ist der nassen vorzuziehen, weil das Wasser, durch sein Verdünsten, der Oberfläche der Haut wieder Wärme entzieht, und hauptsächlich, weil das Wasser selbst schon als ein Oxyd anzusehen ist, welches, wenn es nicht selbst wieder zersetzt wird, der Oberfläche des Körpers keinen Sauerstoff zuleiten kann, vielmehr die unmittelbare Berührung der Haut mit der äusseren Luft unterbricht. Um Sauerstoff auf die Hautoberfläche des scheintodten Körpers anzubringen, schlägt der Vf. vor, die übersalzsaure Kochsalzsäure, für sich oder mit etwas Baumöl zum Linimente gemacht, einzureiben, oder, in Ermangelung derselben, warmes Baum- oder Nuss-Oel, weil die Oele sich an der Atmosphäre säuern und den nach und nach angesammelten und noch nicht fest mit sich vereinigten Sauerstoff an das Blut abgeben. (Die von dem Vf. zu eben diesem Zwecke vorgeschlagene Bedeckung des Körpers mit einer Mischung aus gleichen Theilen fein gepülverter Eisenfeile und zerflossenen Schwe-

Digitized by Google

Schwefels möchte wohl in den allermeiſten Fällen nicht angewandt werden können.) Reizmittel auf das Nervenſyſtem können bey Scheintodten nur da angezeigt ſeyn, wo man, ohne, daſs ſich die von jenem abhängenden Bewegungen zeigen, anhaltende Erregungen im Gefäſsſyſteme bemerkt. Wo dieſe aber ſich auf keine Weiſe äuſsern, muſs man ſorgfältig alle reizende Einwirkung auf das Nervenſyſtem vermeiden. Iſt man jedoch durch die Anwendung der oben angezeigten chemiſchen Mittel ſo glücklich geweſen, Lebensbewegungen in dem Gefäſsſyſteme hervor zu bringen: ſo, daſs man hoffen kann, der Vorrath des Sauerſtoffhalbgas in dem letzteren ſey ſchon ſo groſs, daſs ein Theil deſſelben leicht in das Nervenſyſtem übergehen könne, um dort die nöthigen Erregungen zu bewirken: ſo muſs man allerdings den Gebrauch der Reizmittel zu Hülfe nehmen. Vorzüglich iſt dabey auf den Sinn des Geruches zu wirken: die Anwendung derſelben auf die Nerven der übrigen Sinne vermag weit weniger; beſonders räth der Vf., alle Reize auf Geſicht und Gehör möglichſt zu entfernen, da dieſe Sinnen, bey ihrer groſsen Empfänglichkeit und Fortpflanzung der Eindrücke, gar keine Fähigkeit beſitzen, Bewegungen nach aufsen zu erzeugen, worauf es bey Wiederbelebungsverſuchen vorzüglich ankommt. Die mittelſt einer Sprütze und einer Röhre zu bewerkſtelligende Anwendung von Brechmitteln, unter denen der Brechweinſtein, jedoch nie in geringerer Gabe, als zu einem Scrupel oder halben Quentchen, vorzuziehen iſt, räth der Vf. beſtimmt nur in jenen Fällen, wo bey offenbaren Zeichen der wirklich vorhandenen Erregung in den Wegen des Kreislaufes die von der Nervenwirkung abhängende Reſpiration, auch bey angewandten Nervenmitteln, nicht erfolgen will. — Die Elektricität verwirft er beym Scheintode ganz. Dagegen empfiehlt er den Galvanismus vorzüglich, als ein dabey nie unverſucht zu laſſendes Mittel, ob er gleich Gründe anführt, warum er denſelben nicht als Prüfungsmittel des wahren Todes gelten laſſen könne. Dann muſs aber die Säule wenigſtens aus hundert Plattenpaaren beſtehen, und er gerade durch den Stamm des groſsen ſympathiſchen Nerven geleitet werden. Zu dieſem Ende läſst er ein meſſingenes, der ganzen Länge nach, die beiden Enden ausgenommen, mit einem trockenen lackirten Holze überzogenes, an dem einen Ende cylindriſch abgerundetes und gut vergoldetes, Stäbchen mit eben dieſem Ende in den Maſtdarm ſchieben, das andere Ende aber mit der Hydrogenkette der Säule durch einen Haken verbinden; ein zweytes, ganz dem vorigen gleiches, nur an dem einen Ende ſich in ein kleines übergoldetes Knöpfchen endigendes, Stäbchen wird mit der Oxygenkette verbunden, und ohne Berührung des Backenfleiſches, der Zunge, oder des *velum palatinum*, bis in die Rachenhöhle und mit der inneren Wand des Schlundkopfes in Berührung gebracht. Wenn durch keinen andern Nervenreiz die Verrichtung des Athemholens hergeſtellt worden iſt: ſo iſt noch Hoffnung, daſs es hierdurch geſchehen werde, falls die chemiſchen Verhältniſſe entweder noch zugegen oder in dem Organismus wieder hergeſtellt ſind: iſt aber dieſs nicht geſchehen; ſo hilft der gröſseſte Reiz, folglich auch der Galvaniſche nicht.

Da dieſer weſentliche und gedrängte, aber dennoch nicht vollſtändige, Auszug bereits mehr Raum eingenommen hat, als Rec. erwartete: ſo muſs er dasjenige, was der Vf. im *erſten* Abſchnitte über die Theorie des Scheintodes u. ſ. w. in *neun* Kapiteln vorträgt, den Leſern zur eignen Prüfung überlaſſen.

KIRCHENGESCHICHTE.

FREYBERG, b. Craz und Gerlach: *Der Churſächſiſche Kirchenſtaat vor der Reformation.* Ein Beytrag zum Abriſs der Churſächſiſchen Kirchenverfaſſung und zur nähern Erkenntniſs der Reformation Lutheri. Zum Gebrauch für Prediger und Candidaten, für Schul- und Rechtsgelehrte, auch für Freunde der Sächſiſchen Statiſtik bearbeitet, von *Chriſtian Gotthelf Fix. Erſter* Theil. *1806. 148 S. 8.* (16 gr.)

In der Einleitung (von 18 S.) beſchreibt der Vf. den Zuſtand der Meiſsniſchen Länder vor der Eroberung K. *Heinrichs* I. und der Einführung des Chriſtenthums. Er ſchildert daher hauptſächlich die Verfaſſung und die Sitten der Sorben. Manches iſt zu poſitiv erzählt, was doch nur auf Traditionen oder Muthmaſsungen beruht. So möchten wir z. B. den Beweis für die Behauptung (S. 12.) ſehen, daſs *Karl der Groſse* um das J. 805. *zwey feſte Schlöſſer im Anhältiſchen unweit Halle, und zu Magdeborn, einem Dorfe unweit Leipzig*, habe anlegen laſſen, um die Sorben deſto gewiſſer in der Sklaverey zu erhalten. Auch ſollte *nicht eben daſelbſt Ludwig* der deutſche Kaiſer *genannt ſeyn, welches* er niemals war. In der Schrift ſelbſt wird von dem *Biſsthum Meiſsen, und der damit verbundenen Zeiten- und Kirchengeſchichte vor der Reformation*, Nachricht gegeben. Der gleich anfänglich vom *Oſterlande* gegebene Begriff iſt viel zu unbeſtimmt. Auch hier (S. 21.) wird *Heinrich* I. fälſchlich *Kaiſer* genannt, und gleich darauf (S. 22. Anm. *) iſt die Stiftung des Erzbiſsthums *Magdeburg* ins J. 937. mithin um 31 Jahre zu früh, angeſetzt. Sonſt iſt viel Fleiſs auf die Geſchichte *der Biſchöfe von Meiſsen*, bis auf den Abgang des letzten, im J. 1581. auf die Abzeichnung ihres Kirchenſprengels, und ſelbſt auf die damit verbundene politiſche Geſchichte dieſer Gegenden unter der Regierung der Markgrafen von Meiſsen, Landgrafen von Thüringen und Kurfürſten von Sachſen, ingleichen auf den religiöſen und wiſſenſchaftlichen Zuſtand ihres Gebiets, gewandt worden. Die auch hier (S. 77. Anm. **) wiederholte *alte Angabe* von vielen tauſend gelehrten Emigranten aus der Prager Univerſität hat *Pelzel* längſt widerlegt. Von S. 135. an, hat der Vf. noch einige Anmerkungen über die Beſchwerung der Ausübung des Chriſtenthums mit vielen Ceremonien beygefügt, und gezeigt, daſs *Luther* hierin der chriſtlichen Freyheit ihr volles Recht habe wiederfahren laſſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Junius 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

HALLE und LEIPZIG, in d. Ruff. Verlagsh.: *Entdeckungen im Felde der älteſten Erd- und Menſchengeſchichte* aus näherer Beleuchtung ihrer Quellen. — — Von *Johann Gottfried Haſſe*, u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 137. abgebrochenen Recenſion.*)

Der *zweyte* Excurs S. 196—300. iſt ganz für den Beweis beſtimmt, *daſs die Geneſis nicht aus verſchiedenen in einander geſchlungenen Urkunden zuſammen geſetzt ſey*, und durch den Columnentitel: *Urkundenprüfung* ausgezeichnet. Wirklich iſt dieſe Prüfung der zwey oder drey Urkunden, aus deren, aus einander geriſſenen, Theilen nach *Eichhorn* und *Ilgen* die *Geneſis* zuſammengeſetzt ſeyn ſoll, ſo gründlich, ſcharfſinnig und überlegt, und Hr. *H.* iſt ſo genau, wie niemand vor ihm, in das Detail beſonders der *Ilgenſchen* Hypotheſe eingegangen, daſs ihm ganz vorzüglich das Verdienſt gebührt, jene Hypotheſen in ihrem Nichts dargeſtellt zu haben. Daſs aber der Vf. in Hn. *Ilgen* Beſtreitung ſo oft durchgefallen iſt, war nicht blos Mangel an Geſchmack, ſondern wahre Inhumanität eines, der Selbſterkenntniſs beraubten, Mannes, der überall durch zu weit getriebene Hypotheſen ſelbſt viel ärgere Blöſsen giebt, und der wenigſtens immer den Scharfſinn und die Gelehrſamkeit ſeiner Gegner hätte ehren ſollen, wie man ihn an ihm ehrt. Hr. *H.* weiſet die Willkür, mit welcher viele Stücke ohne irgend einen Gottesnamen zu der einen oder andern Urkunde gerechnet worden ſind, die Unanwendbarkeit dieſer Hypotheſen ohne Aenderungen der Gottesnamen des beglaubigteſten Textes, die Aufhebung dieſes, angeblich unterſcheidenden Charakters durch die Menge der Aenderungen und vorgeblichen Verſehen des Sammlers bey *Ilgen*, die Zerreiſsungen des innigſten Zuſammenhanges des Texts zum Behuf der Gottes-Namen-Hypotheſen, die Härte der Vorausſetzung, daſs dieſe Urkunden in Ordnung, Folge und Worten zufällig ſo zuſammen getroffen ſeyn, wie ſie hier in einander geſchoben erſcheinen, welches ohne ein Wunder gar nicht denkbar ſey, und endlich das Unzureichende der Gründe, welche aus einer erkünſtelten Verſchiedenheit der Phraſeologie, Einkleidung und des Charakters entlehnt werden, in jedem einzelnen Falle nach. Die von *Eichhorn* angegebenen Unterſchiede der Urkunde Jehova und Elohim, ſeyen blos Abweichungen des Vortrags, die keine Regel geben, und die von *Ilgen* angeführten, ſeyen undienlich und nichtig, weil nach ſeinem eigenen Geſtändniſs das, was er dem Elohiſt zuſchreibe, auch oft bey dem Jehoviſten vorkomme. Das oder jenes einzelne Beyſpiel von Weitläufigkeit, Kürze oder Beſtimmtheit beweiſe nichts, da ſich ihnen immer ein anderes entgegen ſtellen laſſe, und dieſe Eigenſchaften natürlich in einem ſo alten Buche, bey dem Elohiſten ſo wie bey dem Jehoviſten vorkommen. Die Züge, welche *Eichhorn* und *Ilgen* als Merkmale der Verſchiedenheit des Charakters anführen, ſeyen nicht treffend, alſo nicht beweiſend. Nach jenem ſolle die Jehova-Urkunde ihre Genealogieen ethnographiſch, die Elohim-Urkunde chronologiſch, und letztere Beſchaffenheit nach *Ilgen* nur der erſte Elohiſt haben. Gleichwohl gehöre die groſse Völker-Genealogie *Gen.* 10. nach *Ilgen* dem erſten Elohiſten an, und Kap. 11, 10 ff. Kap. 25, 1 ff. werde mit Unrecht einer von beiden Urkunden zugeſchrieben, da darin kein Gottesname vorkomme. Die Jehova-Urkunde ſolle die Geſchichte der Erfindungen, die Elohim-Urkunde Familien-Geſchichte enthalten: gleichwohl ſeyen dem Jehova die Erfindungen zuwider. Lieder ſollen nach *Eichhorn* der Jehova-Urkunde gehören: gleich wohl ſtehe *Gen.* 9, 27. אלהים. *Ilgen* theile die Lieder dem Elohiſten zu, und mache von dieſem Charakter wohlweislich keinen Gebrauch. Elohim ſolle nach *Ilgen* wenig, aber mit Nachdruck und Würde ſprechen: indeſſen wie kurz und präcis rede Jehova *Gen.* 17, 1., und wie weitläufig Elohim v. 5.? Die Jehova-Urkunde ſolle mehr unedle Züge in die Charaktere der Handelnden miſchen: aber der Elohiſt habe dergleichen auch von Joſeph, und der Jehoviſt auch ſehr edle; gerade ſo wie es die Wahrheit der Sache mit ſich brachte. *Ilgen* habe von den, angeblich am unrechten Orte ſtehenden, Ueberſchriften nicht bewieſen, daſs ſie am unrechten Orte ſtehen, und nicht bedacht, daſs dergleichen Ueberſchriften in den andern Büchern auch vorkommen. Man müſſe z. B. K. 37, 1. hinzu verſtehen; *wie oben gedacht*, v. 2.: ſeine Geſchichte iſt *weiter*. Eben ſo ſeyen die, als Grund für jene Hypotheſen, in der *Geneſis* nachgewieſenen Wiederhohlungen gleichfalls in den übrigen Büchern zu finden, und ſeyen theils Wiederhohlungen der Einkleidung nach Homeriſcher Weiſe, theils Recapitulationen, Nachträge, Reaſſumtionen z. B. Kap. 39, 1., oder abſichtlich des Nachdruckes wegen. Manche Wiederholungen bleiben auch bey der Annahme jener Urkunden. Ihretwegen habe *Ilgen* ſeinen *zweyten* Elohiſten geſchaffen; aber gleichwohl müſſe derſelbe von den drey Erzählungen der Entſtehung des Namens Bethel zwey auf ſich nehmen. Blos dieſes zweyten Elohiſten wegen zerreiſse *Ilgen* mit gröſster Gewaltthätigkeit von neuem den Text, ſetze zu, nehme weg,

Digitized by Google

weg, was ihm beliebe, verändere, verfetze, dafs jedem ein Grauen vor einer folchen metzelnden Kritik ankommen müffe. Der Hauptgrund dazu, der Wechfel der Namen Jakob und Ifrael, fey unbeweifend. Denn er könne ja felbft nach einer gewiffen Regel erfolgen, ohne dafs fich daraus ergebe, dafs jeder derfelben einem andern Vf. angehöre. Aber er fey zufällig; man vergleiche nur Kap. 35, 20 — 29., wie oft er da wechfele, und fo überall in der zufammenhängenden Erzählung der Gefchichte Jofephs, einem, keine Zerftückelung erlaubenden Ganzen, in welcher allerdings manche Verfchiedenheiten des Vortrags blofs auf die Rechnung eines unbeholfenen Erzählers kommen. Fälle wie Kap. 49, 2 — 7. wolle *Ilgen* zwar ausnehmen, aber ihrer feyen zu viele, als dafs fie nicht die vorgebliche Regel umftofsen follten. Gerade das zufammenhängendfte Stück der *Geneſis*, die Gefchichte Jofephs, folle alfo der Grund der Annahme ihrer Zerreifsung in Stücke eines zweyten Elohiften werden. Aber damit diefer vorgebliche zweyte Elohift nicht blofs am Ende der *Geneſis*, fondern auch früher erfcheine, werde rückwärts etwas für ihn aufgefucht, und ihm aus der *Eichhornifchen* Jehova-Urkunde alles das zugetheilt, wobey ein, allerdings oft fehr gegründeter Anftofs gegen die *Eichhornifche* Vorftellung genommen werden konnte. So ftürze ja aber *Eichhorn's* Hypothefe durch *Ilgen*, und die *Ilgenfche* durch *Eichhorn* zufammen. Sie feyen beide unnütz und gewähren die verheifsenen Vortheile nicht; die *Ilgenfche* fey fchädlich, da fie überall zerreifse, die Schwierigkeiten der Erklärung mehre, und eine beyfpiellofe Kritik nöthig mache. Man folle nur den, nach diefen Hypothefen zerftückelten Text mit dem Originale vergleichen, und man werde fehen, wie diefes auf jede Weife verdorben werde, und Gewalt leide. Hr. *H.* hat S. 273 ff. S. 289 ff. S. 294 ff. den nach *Ilgen* zertrennten Text nach deffen Ueberfetzung und mit deffen Anmerkungen abdrucken laffen, und gezeigt, wie unnatürlich dadurch eine zufammen gehörige Erzählung, und fo oft ein und eben derfelbe Vers zertheilt werde, und wie fo oft, damit nur die beiden Urkunden zu Stande kommen, ein oder mehrere Verfe beiden Urkunden angehören müffen. Hr. *H.* macht S. 276 — 277. auch den artigen Verfuch „K. 15. welches nach Hn. *Ilgen einer* Urkunde, dem Eliel Hafchfcheni, ob gleich Jehova fo vielmal darin vorkommt, und alfo *einem* Vf. gehört, ohne folche Gewaltthätigkeiten, wie fich Hr. *Ilgen* erlaubt, nach denfelben Gründen in *zwey* Urkunden zu zerfchneiden, und wir hätten *zwey* Vf." Hr. *H.*, der nur überall feine Galle über Hn. *Ilgen* ausfchüttet, hätte der Gerechtigkeit und der Vollftändigkeit halber auf eben die Weife zeigen müffen, dafs gerade durch eben diefelben Arten eines gewaltthätigen oder künftelnden Verfahrens die Hypothefen *Aſtruc's* und *Eichhorn's*, zu Stande kommen, wenn es auch bey ihnen nicht fo auffallend häufig, als bey *Ilgen*, angewendet ift. *Aſtruc*, aus dem die *Eichhornifche* Vorftellung faft ganz entlehnt, nur weiter ausgeführt und ausgefchmückt ift, meint Hr. *H.* gar nicht näher zu kennen. Er erwähnt ihn nicht. Mangel an Gefchmack und Urtheil ift es, dafs zwifchen den angeführten triftigften Gründen die feichteften ftehen, z. B. S. 263. „Hr. *Ilgen* läfst, wie es fcheint, den Jakob balfamirt und beklagt werden, wie er fchon begraben ift." S. 265. „dafs Hagar den Ifmael noch *getragen* habe, ift nicht erwiefen; gefetzt aber, fie hätte es gethan — wer kann es ihr denn wehren? wenn fie es nicht gekonnt hätte, fo hätte fie es auch nicht gethan." S. 248. „Wenn vom Anfang an zweyerley Urkunden in einander liefen: fo wäre es zwar feltfam, aber doch erträglich; aber dafs am Ende noch eine dritte fich eindrängt, mitfpricht ohne fich anzumelden, das ift ganz ohne Gleichen. So ein ungebetener Gaft mufs zu der Thür wieder heraus geworfen werden, wo er herein gekommen ift."

Aber weit weniger als in feiner Polemik, leiftet der Vf. in feinem eigenen Aufbaue, in der Ausführung, dafs die *Geneſis* das Werk Eines Mannes und ein Ganzes für fich fey, welcher der Anfang des zweyten Excurs S. 196 — 212. und der ganze dritte S. 301 — 323. gewidmet ift. Diefe Behauptung *ift zwar* verfchränkt genug durch die Annahme vieler Anmerkungen, Gloffen, Erklärungen alter Namen von andern Händen, vieler Zufätze, Vermehrungen, Parallelen, Fortfetzungen, und der Ueberarbeitungen der Redacteurs, Sammler oder Ordner. Durch das Vage folcher Annahmen wird der Willkür die Thür am weiteften geöffnet, und dabey kann man, wem es mehr um redneriſche Wiederholung hergebrachter Vorausfetzungen zu thun ift, als um Feſthaltung der Unterfuchung und begründeter Wahrheit, um Entfcheidung, wo triftige Gründe fprechen, oder um Zurückhaltung des Urtheils, wo Entfcheidungsgründe mangeln, dann am leichteften das Entſchuldigungs-Förmelchen: *de guſtibus non eſt diſputandum* anbringen. Auch unferm Vf. S. 304. „*ſchmeckt die Behandlung der* Begebenheiten der *Geneſis* ganz nach mofaifcher Manier." Gerade auf folchen Wegen geht die Literatur rückwärts, nur durch forfchende Prüfung fchreitet fie vorwärts. Denn diefer Fortfchritt läfst fich nicht nach der Gröfse des Refultats fchätzen, welches durch die tiefere Unterfuchung gewonnen wird, fondern nach der Zuverläfsigkeit der durch fie erworbenen Erkenntnifs, die bey der Vorwelt oft darin befteht, auszufagen, was wir von ihr z. B. vom vor-mofaifchen Zeitalter und deffen Gebräuchen, *nicht* wiffen, und dafs eine Jahrhunderte oder Jahrtaufende fortgeerbte Tradition, wenn man fie auch mit einem wohlklingenderen Namen: Uebereinftimmung aller Völker und Zeiten, nennen möchte, in dem Felde hiftorifcher Forfchung keine feſte Grundlage *für* den Fufs deffen ift, der wirklich ftehen und *nicht ferner* unhiftorifch Erzählungen von Länderfluthen und Menfchenzerftreuung für *Berichte* halten will. Wenn es einmal nöthig ift, Ueberarbeitungen der Redacteurs, Sammler und Ordner anzunehmen: wem gehört dann die fo hoch angefchlagene, aber eben fo oft unterbrochene als gehaltene, Einheit der Oekonomie der *Geneſis* an? dem urfprünglichen Vf. einzelner, auf man-

Digitized by Google

mancherley Hautſtücke geſchriebener Aufſätze, oder einem umarbeitenden Sammler, der ſie in ſpäterer Zeit — unter David oder Salomo? geordnet und in ein Ganzes verbunden haben ſoll? Hr. *H.* hat für jene Einheit der Oekonomie manches Eigenthümliche vorgetragen. Er macht die Chronologie geltend, die Ausführung der Ueberſchriften z. B. *Gen.* 2, 4. welche Ueberſchrift bis Kap. 6, 8. reiche, und Inſchrift ſey, nicht Anzeige von Urkunden, welche der Schriftſteller einrücke, nicht Titel von Quellen, die er benutze. Am Ende jedes Abſchnittes ſeyen die hiſtoriſchen Belege, Genealogieen und Documente geſtellt, wie ſie ein gründlicher Geſchichtſchreiber unſerer Zeit nach der Geſchichtserzählung gebe, z. B. Kap. 5. 11, 10 ff. 25. 35. und man bemerke die Einlenkungen nach der Einſchaltung ſolcher Documente z. B. Kap. 25, 19. und Kap. 37, 1. Nachträge deſſen was vorher nicht anzubringen geweſen oder vergeſſen ſey, habe man Kap. 6, 1. 9, 18. 11, 1—9. und Kap. 35, 9—15. Nach einer Lücke in der Geſchichte, wo nichts Merkwürdiges erfolgt war, mache der Vf. den bey allen guten Hiſtorikern gewöhnlichen Uebergang אלה תולדות. Wir fragen nochmals, der Vf. oder der Sammler? Vergaſs Hr. *H.*, daſs durch eben dieſen Uebergang, den er ſo echt hiſtoriſch findet, auch die einzelnen Perikopen in den *Evangeliſtarien*, und demnach auch z. B. in der *Philoxenianiſchen* Verſion zuſammengehängt ſind? Wenn ſich ein chronologiſcher Faden durch die *Geneſis* zieht, eine Ausführung der gegebenen Stammbäume: wie wenig kann man im Ernſte daraus für die Identität des Vfs. der *Geneſis* folgern, mag man ſie nun mit Hn. *H.* im Ganzen für das Werk Eines Mannes halten, welches durch fremde Hand umgeſtaltet worden, oder für urſprünglich einzelne Aufſätze, bey welchen die Annahme ihrer Beziehung auf einander noch mehr Schwierigkeit hat? Iſt es denn ſo leicht und natürlich anzunehmen, daſs eine alte Schrift urſprünglich ein, durch einen ſo hohen Grad der Einheit, als man vorgiebt, zuſammengehöriges, Ganzes, dann in einzelnen Stücken zerſtreut, und hierauf wieder durch einen oder nach Hn. *H.* mehrere ſpätere Sammler zuſammen geordnet und verbunden worden ſey? Die Willkür der Annahme zweyer groſser, für ſich zuſammenhängender, einer Jehova- und einer Elohim-Urkunde, von ſo ähnlichem Inhalte, daſs ſie in einander geſchoben und eingearbeitet werden können, hat Hr. *H.*, wie wir ſahen, mit kräftigen Gründen beſtritten. Aber da er, um mit eben ſolcher Willkür die Einheit der *Geneſis* zu vertheidigen, den von *Aſtruc* ſo verdienſtlich bemerkten Unterſchied jener Gottesnamen als Merkmal der Hand verſchiedener Vff. durchaus und in jedem einzelnen Falle verwirft: zu welchem wunderlichen Mittel muſs er, ungeachtet aller jener Vorausſetzungen der Veränderungen, Vermehrungen und Ueberarbeitungen, ſeine Zuflucht nehmen, um jene vorgebliche Einheit zu retten. Man hat längſt die wahrſcheinliche Idee gehabt, daſs jene beiden verſchiedenen Gottesnamen von verſchiedenen Vorſtellungen vielleicht verſchiedenen Gegenden von der Gottheit ausgehen möchten: Hr. *H.* hat darin den Weg ausgefunden, den „eigenen Wechſel jener Gottesnamen, den er zugiebt, auf eine andere Art befriedigend zu erklären, ohne den innigſten Zuſammenhang der Erzählungen zu zerreiſsen.“ Er läſst Einen und eben denſelben Vf. vortragen, was die zwey verſchiedenen Gottheiten, der Elohim, und der „Brodgott,“ der Gott des Ackerbaus“ Jehova gethan und angeordnet haben. Von dieſen geſchrobenen Erklärungen, die in ihrer Durchführung in den einzelnen Fällen eben ſo harte Contraſte geben, als die Zerreiſsung der Erzählungen und Verſe bey *Eichhorn* und *Ilgen* hart iſt, haben hier nur noch ein paar Beyſpiele Platz: S. 50. „Eva will keinen Sohn als Ackerbauer haben, und als ſie den zweyten bekömmt, erklärt ſie, daſs ſie ihn, *von* und *für* Elohim habe. Daher ſind auch Seths Nachkommen für Elohim, und erklären ſich (Kap. 5, 29.) gegen Jehova.“ Nach S. 294. war dem Abraham die Opferung Iſaaks vom Elohim befohlen, aber er hielt ſie nach der Vorſtellung vom Jehova für unerlaubt. Nach S. 162. hat Jehova die Lea fruchtbar gemacht, aber Elohim die Rahel unfruchtbar. S. 151. „Kap. 21. kömmt die Sara mit Iſaak nieder, nach *Jehova's* Willen (v. 1.) und mit Begünſtigung des *Elohim* (v. 2.), denn *beide* hatten ihr Hoffnung zur Nachkommenſchaft gemacht (K. 17. 18.) und ſie verheiſsen, *beide* müſſen es erfüllen. So wie aber der *Beſchneidung* Erwähnung geſchieht (v. 4.), die Abraham mit Iſaak vornimmt, wie Hagar (die mit ſammt ihrem Sohne, der weder Ackerbau trieb, noch treiben ſollte, ſondern ein *Bogenſchütze und Jäger* war (v. 20.), nun überflüſſig zu ſeyn ſchien) ausgetrieben wurde, wirkt gleich *Elohim* (v. 17.) und *ſein Bote!!*“

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Halle, b. Trampens E.: *Journal für anatomiſche Varietäten, feinere und pathologiſche Anatomie*, von *Ph. Fr. Meckel. Erſter* Band *erſter* Heft. 1805. 144 S. 8. m. Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der ſchon als Schriftſteller vortheilhaft dem Publikum bekannte Sohn des berühmten Vaters liefert in dieſem bis jetzt einzigen Hefte, theils von letzterem geerbte, theils ſelbſt ausgearbeitete Aufſätze. Der *erſte* zur *erſten* Klaſſe gehörende entwickelt die ſonderbare Miſsbildung eines Mädchens, bey welchem Spaltung der Schaambeinvereinigung und der Harnblaſe einen Vorfall der letztern, vielleicht auch die vorhandenen doppelte Geſchlechtstheile, zwey Mutterſcheiden mit zwey Scheidenklappen und eine in zwey Hälften vollkommen getheilte Gebärmutter veranlaſst hatte. Jede Hälfte der Gebärmutter, für ſich beſtehend und von der andern getrennt, hatte nur eine Muttertrompete und einen Eyerſtock. Es iſt zu bedauern, daſs nicht unterſucht wurde, ob nicht jeder der beiden Kitzler auch nur einen Schenkel hatte. Die groſse widernatürliche Trennung am untern Theile des Rumpfes dieſes Kindes ſcheint die Oeffnung des Maſtdarms an ſeinem gewöhnlichen Orte gehindert zu haben,

Digitized by Google

ben, dieſer endigte ſich auf der linken Seite in einen blinden Sack. Dafür war unter der Vereinigungsſtelle des Hüfftdarms mit dem blinden Darm ein widernatürlicher Anhang des dicken Darmkanals, der unter dem Nabel im obern Theil der geſpaltenen und auswärts umgeſtülpten Harnblaſe ſich öffnete. Was in den untern Theilen der Harn und Genitalienwege wiedernatürlich getrennt war, das zeigte ſich oben bey den Nieren wiedernatürlich vereinigt, beide Nieren waren zuſammen gefloſſen. Die linke Niere hatte ſich aber mit ihrem Einſchnitt auswärts gewendet; gegen die Seite hin, wo das Hüftbein kleiner, als das der rechten Seite, der Schenkel dieſer linken Seite ſtatt mit Muſkeln bloſs mit Fett verſehen ſich zeigte, und unten ein Klumpfuſs vorhanden war. Da ohne Ausnahme bey angeborenen Klumpfüſsen der linke immer der ſchlimmere iſt: ſo wäre es nicht unintereſſant, bey vorkommenden Sectionen nachzuſehen, ob nicht auch immer die linke Niere in ſolchen Fällen etwas abnormes zeige? Die *zweyte* und *dritte* Beobachtung dieſer Abhandlung betrifft Kinder mit Haaſenſcharten und ſechs Fingern, bey deren einem eine durch eine Scheidewand getheilte Gebärmutter, bey einfacher Mutterſcheide, bey dem andern eine völlig doppelte Mutterſcheide bey einer in ihrem Grunde durch eine kurze Scheidewand entzwey getheilten Gebährmutterhöhle ſtatt fand. Dieſe Beobachtungen ſind weitere Belege für den Satz, daſs der gröſsere Theil von Miſsgeburten weiblichen Geſchlechts ſind; auffallend war dieſes dem Rec., weil er unlängſt auch ein Kind zur Section erhielt, bey dem nicht nur bey einer Haaſenſcharte und geſpaltenem Rachen ebenfalls ſechs Finger (aber nicht ſechs Zehen), ſondern auch wiedernatürlich gebildete Geſchlechtstheile ſtatt fanden, und zwar war es ein Knabe, bey dem die ganze Ruthe völlig in die Haut des Hodenſacks eingewachſen war, ohne daſs ſonſt in ihrem Baue, oder dem Baue der übrigen Geſchlechtstheile etwas Widernatürliches ſich gezeigt hätte. Die *zweyte* Abhandlung, welche wie die folgenden, vom Vf. ſelbſt ausgearbeitet wurde, betrifft die Krankheiten des Mutterhalſes und hauptſächlich des äuſsern Muttermundes. Daſs bey Vorfällen der Gebärmutter häufig der Hals derſelben widernatürlich ſich verlängere, zeigt der Vf. Bey Anführung der Fälle, wo der Muttermund verwachſen war, ſcheint er eine im höhern Alter vorkommende, ſchwerlich durch Entzündung, ſondern mehr durch gänzliches Aufhören der Schleimſecretion in der Gebärmutterhöhle zunächſt bedingte Art von verſchloſſenem Muttermunde vergeſſen zu haben, die Folge von der Lebloſigkeit des Organs Aehnlichkeit mit dem in dieſem Alter ſo häufig vorkommenden Verſchloſſenſeyn der Muttertrompeten-Mündungen hat. Den Fall, wo die vordere Lippe des Muttermundes mit der vordern Wandung der Scheide ganz verwachſen iſt, und nur die hintere Lippe in die Scheide herabragt, bemerkt der Vf. mit Recht als einen ſolchen, der einen minder erfahrenen Unterſucher täuſchen kann. Ueber Polypen und Auswüchſe der Gebärmutter führt er mehrere ſchätzbare Bemerkungen an. Die der innern Fläche des Gebärmutterhalſes zeigen durch ihre gefurchte Oberfläche ihr Zuſammengefloſſenſeyn aus mehreren Wurzeln an, in ehmals geſchwängert geweſenen Gebärmüttern ſitzen ſie immer an der vordern Wandung der Höhle des Mutterhalſes, vielleicht, wie der Vf. vermuthet, weil dieſer Theil am leichteſten durch den Druck des Kindskopfes ſeine Elaſticität verliert. Beobachtungen über die Priorität der pathologiſchen Ausartung des Muttermundes beym Gebärmutterkrebs und einige Bemerkungen über Chanker an dem Gebärmuttermunde, ohne Angegriffenſeyn der äuſsern Geſchlechtstheile und der Scheide, ſchlieſsen dieſe Abhandlung. Die *dritte* Abhandlung beſchäftigt ſich mit einer epidemiſch vorkommenden Verſchlieſsung des Muttermundes bey ſchwangern Schafen, und Ausſtoſsung ohne Gefahr des Lebens des ganzen Foetus durch einen Bauchabſceſs, nachdem die Wehen zur gewöhnlichen Zeit eingetreten waren, nach einigen Tagen aber wieder aufgehört hatten. So gut als für dieſe Schafe ſorgt ſelten die Natur in ähnlichen Fällen für die menſchliche Mutter. Die *vierte* Abhandlung betrifft die Varietäten des Harnſyſtems, beſonders der Nieren. Merkwürdig bleiben immer die Beobachtungen, daſs bey Leiden des Reſpirationsorgans zuweilen die Nebennieren vergröſsert gefunden wurden, daſs die Niere ſelbſt an einem tiefern Orte liegen kann, und die Nebenniere doch am gewöhnlichen; daſs bey verwachſenen Nieren ihre innere Ränder ſich vorwärts drehen; daſs die Lage der Niere den Urſprung ihrer Blutgefäſse, nicht dieſer jene zu beſtimmen ſcheint. Dem Rec. drang ſich bey Durchleſung dieſer Schrift nur ein Wunſch auf, der, daſs ſich der Vf. an *Iſenflamm's* und *Roſenmüller's* Beyträge zur Zergliederungskunſt angeſchloſſen haben möchte? Ihm wäre doch der Dank des Publikums für ſeine Beobachtungen geblieben, und der Phyſiologe hätte in einer der Fortſetzung werthen Sammlung vereint erhalten, was in mehreren zerſtreut leichter der Aufmerkſamkeit entgeht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, (ohne Angabe des Verlegers): *Die Bildſäule Peters des Groſsen*. Schauſpiel in 1 Akt. 1804. 40 S. 12. (4 gr.) — Aller Wahrſcheinlichkeit nach entſtand das vorliegende Schauſpiel aus einer Anekdote, die als ſolche ſich recht hübſch hören läſst, zum Schauſpiel jedoch gar zu dürftig iſt. Die Geſchichte vom verlorenen Sohn in der Bibel hätte der Vf. weit beſſer zu einem dramatiſchen Stoff nutzen können, als dieſe Anekdote von einem verlornen Sohn!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. Junius 1807.

PHILOSOPHIE.

Berlin, im Verl. d. Realſchul-Buchh.: *Die Anweiſung zum ſeligen Leben*, oder auch *die Religionslehre*. Durch *Joh. Gottl. Fichte*. In Vorleſungen gehalten zu Berlin im Jahre 1806. — 1806. 352 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieſes Buch hat eine erfreuliche und eine unerfreuliche Seite. Erfreulich war uns der Anklang Platoniſcher Ueberzeugungen, ſammt der Lebendigkeit des Vortrages, die auch gewiſs auf die meiſten Zuhörer und Leſer dieſer Vorleſungen gewirkt haben. Unerfreulich war uns das philoſophiſche Syſtem, zu welchem der Vf. ſich jetzt bekennt, und welches mit jenem Anklange nicht ganz harmonirt. Wir wollen uns näher darüber erklären.

Im Gaſtmahl des Plato ſagt Diotime: „Die Liebe hat die Gewalt, den Göttern das Menſchliche, den Menſchen das Göttliche zu offenbaren." Sie iſt das Band des Himmels und der Erde, des menſchlichen Weſens höherer Trieb, der Geiſt ſeines Wirkens und Vollbringens. „Ich forſchte, ſagt Plato anderwärts, ob ich ein Thier ſey, mannichfaltiger an Geſtalt und gieriger wie Typhon, oder ein reineres und ſanfteres Weſen von milderer göttlicher Natur." — Wenn auf dieſe Frage ihm für ſeine göttliche Natur ein feſtes unwandelbares *Ja* ertönte, und dieſelbe beglaubigte: ſo war es die Liebe, welche es ausſprach. Sie erhebt über die ſichtbare Natur, durch ſie ſucht der Menſch Wahrheit und Schönheit, ſtrebend nach einem Beſſeren, als er ſelbſt, und iſt in dieſem Beſtreben *vernünftig*. Wäre jenes Suchen und Streben nicht in ihm, er hätte auch keine Vernunft. Das Beſſere als er ſelbſt, der Urquell alter Wahrheit und Schönheit, iſt *Gott*. Religion, Tugend, Kunſt, haben deswegen ihre Wurzel in der Liebe. Ja es giebt überhaupt kein *menſchliches* Leben ohne ſie, ſondern nur ein *thieriſches*, mit Begier und Wildheit eines Typhon. In dieſem Sinne ſagen wir mit dem Vf.: „Das Leben iſt Liebe, die ganze Form und Kraft des Lebens beſteht in der Liebe und entſteht aus der Liebe." (S. 2.) Aber es giebt nach dem Ausſpruch des groſsen Griechen eine doppelte Liebe. „Die älteſte iſt ohne Mutter, eine Tochter des Himmels, *Urania*; die andere jüngere, eine Tochter des Zeus und der Dione, heiſst *Pandemos*." Um der jüngern Pandemos willen, die oft mit ihren Werken der älteren Urania entgegen wirkt, fragen wir den einzelnen Menſchen (nach S. 5.): „Offenbare mir, was du wahrhaftig liebſt, was du mit deinem ganzen Sehnen ſucheſt und anſtrebeſt; — und du haſt mir dadurch dein Leben gedeutet." Nicht, als ob jene ältere mutterloſe Tochter des Himmels ganz aus dem Menſchenleben vertilgt ſeyn könnte, ohne daſs noch eine Spur ihrer Geſtalt in den Umkreis deſſelben fiele: — denn alsdann würde das Leben kein Leben eines Vernunftweſens mehr ſeyn; aber ſie ſtehet nur, gleich dem verfinſterten Monde, oft im Erdſchatten, ihres urſprünglichen reinen Lichtes beraubt, verachtet oder gar gehaſst. Von dem Vf. iſt dieſer Gedanke (S. 300.) ausgedrückt: „Auch der Teufel haſſet das Gute nicht ſchlechthin darum, weil es gut iſt, wodurch derſelbe völlig undenkbar würde: ſondern aus Neid, und weil er ſelbſt es nicht an ſich zu bringen vermag." Plato bezeichnet das Verhältniſs dieſer beiden Aphroditen dadurch: daſs er die Urania zur *älteſten* Liebe macht. Alles Himmliſche iſt älter und ſtärker, als das Irdiſche, und das Irdiſche kann nur Gewalt und Stärke gewinnen durch Verläugnung des Himmliſchen. Hört aber dieſe Verläugnung auf, und tritt das urſprüngliche Verhältniſs wieder ein: ſo gewinnt der Sterbliche das verlorne Leben der älteſten Liebe wieder. Urania ſtrahlet alsdann in ihrem urſprünglichen Glanze, und löſet die Vernunft von den Banden der Finſterniſs. Die Vernunft, mit der Freyheit ihr eigenthümliches Daſeyn wiederfindend, richtet des Menſchen Auge, Willen, Herz, auf Gott, auf das Wahre, Gute, Schöne; und es entſtehet ein göttliches Leben. Freyheit, Vernunft, Liebe, ſind in dieſem Leben Eins; in ihm allein iſt Fülle, Vollendung, Seligkeit. Alles Andere verſchwindet dagegen, und wird freudig für daſſelbe hingegeben. Treffend beſchreibt Plato einen Uebergang zu demſelben. „Wer begeiſtert wird durch Schönheit, erinnert ſich der wahren, göttlichen, und ſeine Seele erhält die verlornen Flügel wieder (Freyheit). Wenn die Flügel der Seele anfangen zu wachſen, fühlt er, gleich zahnenden Kindern, Schmerz. Sieht er aber die Schönheit: ſo hört der Schmerz auf. Er giebt alles hin für den Gegenſtand ſeiner Liebe. Die Götter nennen die Liebe *geflügelt*, weil ſie nothwendig *fliegen* muſs." Mit dieſen Worten mögen wir die Aeuſserung *Fichte's* (S. 258.) zuſammenſtellen: „Das Schöne kann niemals am Vergänglichen und Irdiſchen ſich vorfinden, oder auf daſſelbe übertragen werden. Die Urquelle der Schönheit iſt allein in Gott, und ſie tritt heraus in dem Gemüthe der von ihm Begeiſterten." Gleich darauf ſagt der Vf., als er von einer beſtimmten Geſtalt, die etwa in Marmor dargeſtellt wäre, ſpricht: „Der Stein bleibt ewig Stein, und iſt des Prädicats der Schönheit durchaus unempfänglich; aber die Seele des Künſtlers war ſchön, als er ſein

Digitized by Google

Werk empfing, und die Seele jedes verſtändigen Beſchauers wird ſchön werden, der es ihm nachempfängt; der Stein aber bleibt immerfort nur das, das äuſsere Auge Begränzende, während jener innern geiſtigen Entwickelung." — So ruhet in der menſchlichen Seele, die durch angeborne Liebe zum göttlichen Schönen hingezogen wird, alles Schönen Mafs, und das Schöne der ſichtbaren Welt iſt nur ihr Zeichen und Wort, ihre in Erz oder Stein gebildete Hieroglyphe.

Mehrere Stellen des Buches laſſen ſich auf dieſe Weiſe der Lehre des Plato gegenüber ſtellen, — von welchem der Vf. S. 142. mit Unrecht behauptet, er möge eine Ahndung ſolcher Weltanſicht haben; ſo wie von *Jacobi*, er möge zuweilen an dieſe Region ſtreifen; da vielmehr beide Philoſophen dieſe Anſicht auf das Tiefſte in ihrer Eigenthümlichkeit gefaſst und dargeſtellt haben, ſo dafs der Vf. darin nur ihr *Nachhall*, nicht ihr *Vorhall* ſeyn kann. — Wir wollen einige Stellen auszeichnen. (S. 10.) „Der geliebte Gegenſtand des wahrhaftigen Lebens iſt dasjenige, was wir mit der Benennung Gott meynen, oder wenigſtens meynen ſollten; der Gegenſtand der Liebe des nur ſcheinbaren Lebens, das Veränderliche, iſt dasjenige, was uns als Welt erſcheint, und was wir alſo nennen. Das wahrhaftige Leben lebet alſo in Gott und liebet Gott." — (S. 13.) „Ueber der Sehnſucht nach dem Ewigen, worauf alles endliche Daſeyn ruht, und von ihr aus kommt es entweder zum wahrhaftigen Leben, oder es kommt nicht dazu. Wo es zum Leben kommt, und daſſelbe durchbricht, wird jene geheime Sehnſucht gedeutet und verſtanden, als Liebe zu dem Ewigen; der Menſch erfährt, was er eigentlich wolle, liebe und bedürfe. — Der wahrhaftig Lebende hat es ergriffen, und beſitzt es nun immerfort — in aller ſeiner Fülle, und iſt darum ſelig in der Vereinigung mit dem Geliebten. — Wo es zum wahrhaftigen Leben noch nicht gekommen iſt, wird jene Sehnſucht nicht minder gefühlt, aber ſie wird nicht verſtanden" — Daraus entſpringt die Jagd nach Glückſeligkeit, welcher ſich die Menſchen überlaſſen, deren Anfang und Fortgang bis S. 18. treffend geſchildert wird. (S. 288.) „Die Liebe iſt höher denn alle Vernunft, und ſie iſt ſelbſt die Quelle der Vernunft und die Wurzel der Realität" (indem ohne Gotteserkenntnifs und Liebe alles zum Schatten und Scheine wird) „und die einzige Schöpferin des Lebens." (S. 289.) „Die Liebe iſt, ſo wie überhaupt Quelle der Wahrheit und Gewifsheit, eben ſo auch die Quelle der vollendeten Wahrheit in dem wirklichen Menſchen und ſeinem Leben." (S. 293.) „Es iſt durchaus vergeblich, dem, der in der Liebe iſt, zu ſagen: handle moraliſch: denn nur in der Liebe geht die moraliſche Welt auf, und ohne ſie giebt es keine; und eben ſo überflüſſig iſt es, dem, der da liebt, zu ſagen: handle; denn ſeine Liebe lebet ſchon durch ſich ſelbſt, und das Handeln, das moraliſche Handeln, iſt blofs die ſtille Erſcheinung dieſes ſeines Lebens." —

Als das minder Erfreuliche müſſen wir jetzt des philoſophiſchen Syſtemes erwähnen, welches als Gerüſte dieſe Anweiſung zum ſeligen Leben tragen und unterſtützen ſoll. Schon bey Gelegenheit einer andern Schrift des Vfs., (Grundzüge des gegenwärt. Zeitalters f. A. L. Z. 1806. Nr. 243.) haben wir erinnert, dafs er manches aus der Schellingiſchen Philoſophie ſich angeeignet zu haben ſcheine, und dadurch in Verlegenheit und Widerſpruch gerathe. *Auch* in dieſem Buche iſt uns ein Aehnliches fühlbar geworden. Bey Gelegenheit jener vorhin von uns angeführten Worte: „das Leben ſey Liebe, und die ganze Form und Kraft des Lebens beſtehe und entſtehe aus der Liebe," wird (S. 2.) geſagt: „Die Liebe theilet das *an ſich todte Seyn* gleichſam in ein zweymaliges Seyn, daſſelbe vor ſich hinſtellend, — und macht es dadurch zu einem Ich oder Selbſt, das ſich anſchaut und von ſich weifs, in welcher *Ichheit* die *Wurzel alles Lebens* ruhet. Wiederum *vereinigt* und *verbindet* innigſt die Liebe das getheilte Ich, das ohne Liebe nur kalt, und ohne alles Intereſſe ſich anſchauen würde. Dieſe letztere Einheit, in der dadurch nicht aufgehobenen, ſondern ewig bleibenden Zweyheit, iſt nun eben das Leben." — Hiernach alſo wäre das *Seyn an ſich* todt; es wurde lebendig durch die vermöge der Liebe vor ſich gehende Trennung zur Ichheit, und Vereinigung der getheilten Ichheit. Nach S. 6 u. 7. aber wird Seyn und Leben als Eins angeſehen, ein todtes Seyn wird verworfen, das Leben und Seyn wird dem Tode und Nichtſeyn entgegengeſetzt. Ein Schwanken zwiſchen dieſen beiden Ausſagen: das Seyn iſt an ſich todt, und wird erſt durch Theilung zur Ichheit, lebendig; — und: alles Seyn iſt lebendig, und es giebt kein anderes Seyn als das Leben — herrſcht mehr oder weniger im ganzen Buche. Nach S. 63. bedeuten Denken und Leben — Nichtdenken und Todtſeyn — *ganz daſſelbe*. Das Denken ginge alſo nach der erſten Ausſage aus der Liebe, aus der Ichheit hervor; nach der zweyten Ausſage wäre es jedwedem Seyn eigenthümlich. Nach der erſten Anſicht gilt, was S. 65. ſteht: „Liebe ſey nur da, wo da iſt das klare Bewufstſeyn," alſo auch, wo da iſt Denken, Leben; — nach der zweyten Anſicht wird, wie S. 109 u. 110. ſteht, das lebendige unmittelbare Leben, oder das göttliche Seyn, im *Bewufstſeyn* zum ſtehenden und todten Seyn verwandelt.

Wir machen hiebey bemerklich: Wenn in der Ichheit und im Bewufstſeyn die Wurzel alles Lebens ruhet: ſo ſind Perſönlichkeit, Freyheit, das Erſte und Höchſte des Lebens; und wir werden, indem wir Gott lieben, unſere Perſönlichkeit und Freyheit erhöhen, weil auch er nicht *das Eine* iſt, ſondern *der Eine*. Hat aber das Leben ſeine Wurzel anderwärts, und iſt die Ichheit und das Bewufstſeyn *nur ein Spalt* oder Bruch dieſes urſprünglichen Lebens: ſo wird Perſönlichkeit, Freyheit, aufgehoben durch die Liebe zu Gott, überhaupt durch Fortſchritt zum Höheren; die Fülle und Seligkeit wird ſich uns offenbaren, wenn wir unſere Perſönlichkeit und Freyheit ſammt dem Bewufstſeyn, verlieren. Was wir oben mit pla-

toni-

Digitized by Google

toniſchen Stellen verglichen haben, ſtammt aus der erſten Vorſtellungsart; vieles Andere im Buche ſtammt aus der zweyten, und der Vf. ſucht vergebens beide zu amalgamiren. So iſt nach S. 89. das wahrhaftige und unausſprechlich ſelige Leben ein Erblicken des göttlichen Lebens und Daſeyns mit einem Eintauchen voll Liebe und Genuſs in dieſes alſo begriffene Leben. Die Gottheit und das aus ihr flieſsende ſelige Leben läſst ſich nur durch das eigentliche reine und wahre Denken und ſchlechthin durch kein anderes Organ, ergreifen; (S. 35.) nur durch das reine und ſelbſtſtändige Denken *wird* man eine *eigene* Perſon, und dieſes iſt allein das Auge, dem Gott ſichtbar werden kann. Das reine Denken iſt ſelbſt das göttliche Daſeyn. (S. 36.) — Nach dieſen Aeuſserungen erhebt alſo die Perſönlichkeit zu Gott, und Gott ſelber muſs perſönlich ſeyn, weil ſein Daſeyn das reine Denken iſt. Aber S. 237. leſen wir: „So lange irgend ein Ich noch in irgend einem Punkte der Freyheit ſteht, hat es noch ein *eigenes* Seyn, welches ein einſeitiges und mangelhaftes Daſeyn des göttlichen Daſeyns, mithin eigentlich eine Negation des Seyns iſt." Dieſe Stelle widerſpricht der frühern. Wir wollen dem Vf. noch etwas mehr ins Einzelne folgen, gelegentlich die Mängel ſeines ſyſtematiſchen Weges bezeichnend.

Das eigentliche und wahre Seyn „wird nicht, entſteht nicht, geht nicht hervor aus dem Nichtſeyn." (S. 77.) „Innerhalb dieſes Seyns kann nichts Neues werden, nichts Andres ſich geſtalten, noch wandeln und wechſeln; ſondern wie es iſt, iſt es von Ewigkeit her, und bleibt es unveränderlich in alle Ewigkeit." (S. 78.) „Das Seyn iſt als eine in ſich ſelbſt geſchloſsne und vollendete und abſolut unveränderliche Einerleyheit zu denken. Durch ein ſolches Denken kommt man noch keineswegs zu einem *Daſeyn*, zu einer Aeuſserung und Offenbarung dieſes Seyns." (S. 79.) „Unmittelbar und in der Wurzel iſt — Daſeyn des Seyns das — Bewuſstſeyn oder die Vorſtellung des Seyns." (S. 80.) Dieſes Daſeyn wird auf der folgenden Seite als ein „Seyn auſserhalb des Seyns" charakteriſirt. Wir verſtehen dieſs alſo: durch das Daſeyn des Seyns, durch das Heraustreten des Seyns aus ſich ſelbſt, durch das Bewuſstſeyn entſteht die Objectivität; und verbinden damit die Aeuſserung S. 73., das eigentliche höhere Denken erſchaffe ohne alle Beyhülfe des äuſsern Sinnes ſein rein geiſtiges Object ſchlechthin aus ſich ſelbſt. Dieſes Object, ſo wie überhaupt alle Objectivität iſt aber nicht in der abſoluten Einheit des Seyns enthalten, ſondern nur in ſeiner Offenbarung (Manifeſtation), dem Daſeyn nämlich. Die Duplicität gebiert ſich in der Einerleyheit durch die Form der Einerleyheit. Es iſt (S. 83.) „das *Bewuſstſeyn* des Seyns, die einzig mögliche Form und Weiſe des *Daſeyns* des Seyns, ſomit ſelber ganz unmittelbar, ſchlechthin und abſolute, dieſes Daſeyn des Seyns. Das Weſen des Seyns bleibt übrigens was es war; aber das Daſeyn des Seyns, die Form, iſt ein Selbſtbewuſstſeyn ſeiner (des Daſeyns) ſelbſt, als bloſsen Bildes, von dem abſolut in ſich ſelber ſeyenden Seyns." (S. 84.) Nach S. 80. beruht die Geneſis des *Daſeyns* = *Bewuſstſeyn*, auf der logiſchen Kopula. (Dieſes metaphyſiſche Kunſtſtück, auf die Kopula, und den Satz A = A, Gott und die Welt zu bauen, iſt aus der neuern Philoſophie hinreichend bekannt und in ſeiner Nichtigkeit beleuchtet.) Daſs dieſes ſo ſey, kann das Wiſſen ſehr wohl begreifen und einſehen, aber es kann nicht begreifen und einſehen, wie es ſelber entſtehe, und wie aus dem innern in ſich ſelber verborgenen Seyn ein Daſeyn, eine Aeuſserung und Offenbarung deſſelben folgen möge. „Dieſe unabänderlich beſtimmte, und lediglich durch unmittelbare Auffaſſung und Wahrnehmung zu ergreifende *Weiſe* da zu ſeyn, des Wiſſens, iſt das innere und wahrhafte reale Leben an ihm." (S. 86.) „Das reale Leben des Wiſſens iſt daher, in ſeiner Wurzel, das innere Seyn und Weſen des Abſoluten ſelber, und nichts Anderes; und es iſt zwiſchen dem Abſoluten oder Gott, und dem Wiſſen, in ſeiner tiefſten Lebenswurzel, gar keine Trennung, ſondern beide gehen völlig in einander auf." (S. 88.) (Analog dieſer *Fichte*'ſchen Auseinanderſetzung iſt diejenige, welche *Schelling* von der Selbſtrepräſentation des Abſoluten giebt, in dem die Form, aus der Fülle ſeiner Abſolutheit, als ein Selbſtſtändiges, ohne ſein Zuthun, flieſst. Phil. u. Rel. S. 28.)

Mit dem bis dahin abgeleiteten Leben des Wiſſens ſind wir noch nicht aus dem göttlichen Seyn getreten, ſondern vielmehr im innern Seyn und Weſen des Abſoluten ſelber geblieben. Im reinen Denken wird unſre Vereinigung mit Gott erkannt. (S. 90.) Vermöge dieſer Vereinigung iſt „das Wiſſen, oder — Wir — dies göttliche Daſeyn ſelbſt." (S. 101.) Die ſchwierigſte Aufgabe iſt nun, wie wir aus dem göttlichen Daſeyn herauskommen, ſonſt bleiben wir immer in ihm, es giebt kein anderes Leben, als in ihm, und ſonach nur ein *ſeliges* Leben, kein *unſeliges*. Was iſt alſo da *auſser* Gott? „Es iſt auſser Gott gar nichts wahrhaftig da, denn — das Wiſſen." (Wie kann es *auſser* ihm ſeyn, wenn es das göttliche Daſeyn ſelbſt iſt? Das geſchieht durch die Form. Sie macht, daſs das Wiſſen 1) *in* Gott iſt, 2) *auſser* Gott iſt. Mit ſeiner Wurzel iſt es in Gott, mit ſeinen Blättern und Zweigen auſser Gott.) „Dieſes Wiſſen iſt das göttliche Daſeyn ſelber, ſchlechthin und unmittelbar, und in wiefern wir das Wiſſen ſind, ſind wir ſelber in unſerer tiefſten Wurzel das göttliche Daſeyn. Alles Andere, was noch als Daſeyn uns erſcheint — die Dinge, die Körper, die Seelen, wir ſelber, in *wiefern wir uns ein ſelbſtſtändiges und unabhängiges Seyn zuſchreiben* — iſt gar nicht wahrhaftig und an ſich da; ſondern es iſt nur da, im Bewuſstſeyn und Denken, als Bewuſstes und Gedachtes, und durchaus auf keine andere Weiſe." (S. 98.) (Hier wird das *eigene* Seyn als Negation des Seyns kenntlich gemacht, wodurch denn in der Folge die Perſönlichkeit als eine ſolche Negation erſcheint. Gott hat nach dem Vf. kein ſelbſtſtändiges und unabhängiges Seyn: denn dieſes iſt gar nicht da; Gottes Daſeyn iſt ein Selbſtbewuſstſeyn der Form, als bloſsen Bildes von ſich ſelbſt, (S. 84.) aber

er

Digitized by Google

er ist kein *eigenes* Seyn. Auch wir sind wieder dieses göttliche Daseyn selbst, weil wir das Wissen sind! (S. 101.)) Dadurch gelangen wir nun noch nicht aus der Einerleyheit zur Mannichfaltigkeit, die wir doch in der Wirklichkeit finden (S. 101.) und der Vf. geht an die Lösung der Aufgabe: aus welchem Princip, und woher, kommt Mannichfaltigkeit in das an sich einfache Seyn?

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Kopenhagen u. Leipzig*, b. Schubothe: *Ueber die vom Himmel gefallenen Steine der Alten, Bäthylien genannt, in Vergleichung mit den in neuern Zeiten herabgefallenen Steinen*, von Dr. *Friedrich Münter*, ordentl. öffentlichem Lehrer der Theologie zu Kopenhagen u. s. w. Eine Verdeutschung aus dem Dänischen von *Johannes Ambrosius Markussen*. 1805. 33 S. 8. (6 gr.) — Die hier übersetzte Abhandlung findet sich in der Sammlung von Schriften der Kön. Dänischen Gesellsch. d. Wiss. vom J. 1804 abgedruckt. Der gelehrte Vf. betrachtet die Aërolithen als einen Gegenstand, wo der Geschichtforscher Hand in Hand mit dem Naturkundigen gehen kann, und, ohne gerade aller im Alterthum erwähnten meteorischen Steine vollständig zu erwähnen, beschränkt er sich auf solche Nachrichten, welche hauptsächlich dazu dienen, die Vorstellungen der Alten über diese Art von Meteoren aufzuklären, und woraus erhellt, dass jene Steine gerade zur nämlichen Klasse von Luftsteinen gehören, wie die in neuern Zeiten genauer beobachteten. Die mit Auswahl hier zusammengedrängten Stellen der Alten, und die bedeutenden Winke, welche der Vf. zur Erklärung derselben giebt, eröffnen ein weitläuftiges, noch wenig angebauetes Feld zu antiquarischen sowohl als physikalischen Untersuchungen in diesem Fache. — Die Verehrung der Steine, worüber die *orphischen Gesänge*, *Theophrast*, *Plinius*, und andere Schriftsteller so vieles enthalten, ist beynahe so alt als die Welt, und der Ursprung jener Verehrung ist vielleicht gerade in gewissen vom Himmel gefallenen Steinen zu suchen. Sobald man anfing, feurige Lufterscheinungen, und die damit, wie in neueren, so vielleicht schon in den frühesten Zeiten manchmal verbundenen, vom Himmel gefallenen Steine zu beobachten, so erzeugte sich leicht die Meinung, jene Feuermassen und Steine kommen von höhern Regionen, von den Sternen des Himmels her, welche das Alterthum für beseelte Wesen hielt; man nannte daher auch solche Steine λιθους εμψυχους, und glaubte sie der Gottheit nahe verwandt als den Sitz höherer Dämonen, oder Gotteswohnungen, בית אל, woher in der Folge der griechische Name βαιτυλος, im Diminutiv βαιτυλιον entstanden seyn mag. (Da, wie der Vf. erweist, die ältesten Erzählungen von dieser Art Steine sich aus Phönicien, Syrien und dem Orient herschreiben, so ist eine orientalische Ableitung des griechischen Namens eben nicht so ganz unwahrscheinlich). Nach dem Vf. soll schon der Stein, 1 Mos. 28., auf welchem Jacob geruht hatte, und den er durch Salbung weihete, indem er dem Steine, so wie der ganzen heiligen Stätte, den Namen Bethel gab, hieher gehören. Deutlicher ist eine Stelle in den Fragmenten des *Sanchuniathon* bey *Eusebius*, nach welcher einer von Uranos Söhnen Bäthylus hiess, und der Gott Uranos (eine Andeutung des himmlischen Ursprungs dieser Steine) die Bäthylien erfand, als er beseelte Steine hervorbrachte. Nach *Priscian* hiessen diese Steine auch *Abaddir* אבן אדיר oder göttliche Steine, und noch *Augustinus* redet von solchen bey den Numidiern verehrten Abadduren. *Hesychius* hat das Scholion: βαιτυλοι· οιονει ταχυλιτοι ὁ δοθεις λιθος τω Κρονω αντι Διος. *Plinius* bey seiner Beschreibung der *gemmae Cerauniae* (*Hist. Nat.* 37, 9.) führt eine Gattung derselben an, bey den Griechen Bätyli genannt, durch die man Städte und Flotten bezwingen zu können geglaubt habe. — Der Vf. stellt nun mehrere Zeugnisse der alten Schriftsteller zusammen von Steinen, von welchen entweder ausdrücklich gesagt oder auch nicht gesagt wird, dass sie vom *Himmel* gefallen seyen, und welche theils der Gegenstand öffentlicher Verehrung in den Tempeln waren, theils von Privatpersonen aufbehalten wurden, und ihnen als eine Art von Orakel dienten. Zur erstern Gattung gehört z. B. der berühmte Stein des Sonnengottes *Elagabalus*, welchen der Kaiser dieses Namens nach Rom brachte (*Herodian. Hist.* 5, 3.), der Stein, den nach *Appian* (*de bellis Annib.* c. 56.) die Pessinuntiner in Galatien als Heiligthum der Cybele verehrten, und der nach Liv. 29, 10. im zweyten punischen Kriege nach Rom gebracht wurde; von Beyspielen aus Griechenland gehören hieher die Steine, welche man in dem Tempel der Grazien zu Orchomenos verehrte, und die schon zur Zeit des Königs *Eteocles* vom Himmel gefallen seyn sollen (Pausan. 11, 38.), ein αγαλμα λιθινον μικρον Θεων, das dem *Pindar*, wie sein Scholiast *Od.* 3 v. 137. meldet, vor die Füsse gefallen seyn soll, worauf er nahe bey seinem Hause der Rhea eine Statue, und die Thebaner dieser Göttinn einen Tempel bauten (vergl. das obige Scholion bey *Hesychius*), die grosse von mehreren Schriftstellern (Plin. hist. nat. 2, 38.) erwähnte Steinmasse, die bey Ägos Potamos niederfiel u. s. w. Unter den Steinen der zweyten Gattung, die Privatpersonen heilig waren, verdient insbesondere ein Stein des trojanischen Sehers *Helenus* genannt zu werden, welcher durch heftige Bewegung mit den Händen sich dahin bringen liess, ein Orakel von sich zu geben (*Orpheus de Lapidibus*) und ein anderer Stein, von dem ein Arzt, Namens *Eusebius*, nicht weit von der Stadt Emisa der Bätilezer war (*Photii Biblioth. cod.* 242.) und der zugleich ein Beweis ist, dass noch im sechsten Jahrhundert dieser Aberglaube nicht ausgestorben war. Zuletzt zeigt noch der Vf. wie genau alle jene von den Alten beschriebenen Bäthylien (sonst auch Brontia, Ombria, Ceraunia genannt) nach ihrer Gestalt und andern Umständen mit den neuerdings genauer geprüften meteorischen Steinen zusammenstimmen, und daher mit diesen höchst wahrscheinlich einerley Product gewesen sind. Die neuern meteorischen Steine sind rauh, uneben und von Farbe schwarz oder aschgrau; von den Pessinuntinischen berichtet *Arnobius*, er sey uneben und *coloris furvi atque atri* gewesen; die Bäthyli des *Plinius*, eine Gattung der gemmae Ceraunie, waren rund und schwarz, der Stein bey Ägos Potamos hatte *colorem adustum*, des *Elagabalus* Stein war schwarz, und der Siderites in den orphischen Gesängen ebenfalls schwarz, hart und derb. Das Herabfallen der neuern Steine war oft mit feurigen Meteoren begleitet; war vielleicht der Komet, der in der Nacht sich zeigte, als der Stein bey Ägos Pot. herunter fiel, eine strahlende Lufterscheinung, und deuten vielleicht auf etwas ähnliches die Sterne, welche man über den auf Münzen abgebildeten Steinen findet, und der herabfahrende Stern, welcher nach der Erzählung in Photius *Bibl.* nachher der Bäthylus des Arztes *Eusebius* ward?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. Junius 1807.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, im Verl. d. Realſchul-Buchh.: *Die Anweiſung zum ſeligen Leben*, oder auch *die Religionslehre.* Durch *J. G. Fichte.* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num.* 139. *abgebrochenen Recenſion.*)

Es giebt, ſagt der Vf., gleichſam einen Akt des göttlichen Daſeyns, — *Daſeyen* — und in dieſen *Akt* kann das Princip der Spaltung nicht fallen, ſondern nur *auſser demſelben;* doch muſs es mit dem Akte verknüpft ſeyn, und nothwendig aus ihm folgen. (S. 105.) Gott iſt ſchlechthin das abſolute Seyn, unmittelbar durch und von ſich; nun iſt er *unter andern* auch da; äuſsert und offenbaret ſich; dieſes Daſeyn iſt er auch von ſich, und hierin gehen Seyn und Daſeyn in einander auf. (S. 105.) Aber das Seyn darf in dem *bloſsen Daſeyn* mit dem Daſeyn nicht vermiſcht werden; wenn das Daſeyn *bloſs* iſt, muſs man beides von einander unterſcheiden, damit das Seyn *als* Seyn, und das Abſolute *als* Abſolutes heraustrete. „Dieſe Unterſcheidung (des *bloſsen* Daſeyns nämlich von dem Seyn) und dieſes *Als* der beiden zu Unterſcheidenden iſt zunächſt — in ſich ſelber abſolute Trennung und — das Princip aller nachmaligen Trennung und Mannichfaltigkeit." (S. 106. 107.) Das *Als* der beiden liefert nicht unmittelbar ihr Seyn, ſondern es liefert nur, *was* ſie ſind, ihre Beſchreibung und Charakteriſtik, es liefert ſie im Bilde; jedes von den beiden iſt zu begreifen und zu charakteriſiren nur durch das Zweyte, daſs es nicht iſt, was das andere iſt, und umgekehrt. (S. 107.) (Daſeyn und Seyn werden von dem Vf. entgegen geſetzt. Das iſt alſo eine Antitheſis zwiſchen Daſeyn als Daſeyn, und Seyn als Seyn. Das *Als* thut nichts zur Antitheſis, ſondern iſt bloſs ein *Zeichen* der Fixirung des Begriffs. Das *Als* kann deswegen auch nicht des Begriffes Charakteriſtik und Beſchreibung liefern. Die Antitheſis charakteriſirt beide Begriffe negativ. *Daſeyn* alſo iſt nicht was *Seyn* iſt, und umgekehrt.) In dem Bewuſstſeyn, als einem Unterſcheiden, erfährt das urſprüngliche Weſen des göttlichen Seyns und Daſeyns eine Verwandlung. Das göttliche Leben im Leben wird durch den Begriff (welcher aus jenem Unterſcheiden hervorgegangen ſeyn ſoll) zu einem ſtehenden und vorhandenen Seyn, zu einem Objectiven. (S. 109.) Das lebendige Leben iſt es, *was* verwandelt wird, und ein ſtehendes, ruhendes und todtes Seyn iſt die *Geſtalt*, welche es in dieſer Verwandlung annimmt. (S. 110.) (Des lebendigen Lebens *Geſtalt* alſo iſt das todte Seyn. Wir begreifen nicht, wie die reine Negation des lebendigen Lebens, das *todte Seyn*, und — weil alles Seyn lebendig iſt, zugleich das *Nichtſeyn*, zur *Geſtalt* werden könne, oder wie ſich das Leben in den Tod, das Seyn ins Nichtſeyn *verwandeln* laſſe. Bey dem Vf. muſs dieſs indeſs geſchehen, weil er ſonſt nach ſeinen Prämiſſen zu Nichts kommt, und alſo genöthigt iſt, die Negation in eine Poſition umzuſchaffen.) „Jenes ſtehende Vorhandenſeyn iſt der Charakter desjenigen, was wir die Welt nennen, der Begriff iſt der eigentliche Weltſchöpfer, vermittelſt der aus ſeinem innern Charakter erfolgenden Verwandlung des göttlichen Lebens in ein ſtehendes Seyn." (S. 110.) (Der Begriff thut hier etwas wahrhaft Unbegreifliches, um nicht zu ſagen *Unmögliches:* denn er macht durch ſeine Verwandlung das göttliche Leben todt, und das einzig und allein, weil er das *Als* zum göttlichen Seyn und Daſeyn iſt. (S. 111.) *Jenſeits* des Begriffes iſt nichts, als der lebendige Gott, in ſeiner Lebendigkeit. (S. 110.) „Die Reflexion, eine Kraftanwendung des Daſeyns und Bewuſstſeyns, folgt daraus, daſs ein *Als* des Daſeyns ſeyn ſoll: dieſes Soll aber iſt gegründet unmittelbar in dem lebendigen Daſeyen Gottes. Der Grund der Selbſtſtändigkeit und Freyheit des Bewuſstſeyns liegt freylich in Gott; aber eben darum, weil er in Gott liegt, iſt die Selbſtſtändigkeit und Freyheit wahrhaftig da, und kein leerer Schein. Durch ſein eignes *Daſeyn*, und zufolge des innern Weſens deſſelben, ſtöſst Gott zum Theil, d. h. in wiefern es Selbſtbewuſstſeyn wird, ſein Daſeyn aus von ſich, und ſtellt es hin, wahrhaftig ſelbſtſtändig und frey." (S. 112.) (Man merke ſich dieſe Aeuſserungen. Gleichwie die Welt das todte göttliche Leben iſt: ſo iſt Freyheit und Selbſtſtändigkeit ein ausgeſtoſsener Theil des göttlichen Daſeyns. Wenn der Grund dieſer Ausſtoſsung nicht in Gott läge: ſo wären Freyheit und Selbſtſtändigkeit gar nicht wahrhaftig da. Gott ſtöſst ſie aber nur aus, in wiefern ſein Daſeyn Selbſtbewuſstſeyn iſt; in wie fern Gottes Daſeyn kein Selbſtbewuſstſeyn iſt, wird auch aus ihm nichts ausgeſtoſsen. Hieraus folgt, daſs Freyheit und Selbſtſtändigkeit ſich ſelbſt vernichten müſſen, um als ein Theil des göttl. Daſeyns ſich mit demſelben zu vereinigen. Das göttl. Daſeyn iſt nur dann vollkommen, wenn es ſeiner ſelbſt ſich nicht bewuſst iſt. Das Princip der Unvollkommenheit, nämlich Selbſtbewuſstſeyn, Freyheit, Selbſtſtändigkeit iſt aber im göttlichen Daſeyn ſelbſt, nämlich in jenem Apfel der Erkenntniſs, jenem *Als*, jenem Weltſchöpfer, dem Begriff.)

Hiernächſt giebt es nun nach dem Vf. eine doppelte Spaltung des göttlichen Daſeyns. Die erſte ſpaltet die durch die Form des Wiſſens überhaupt, aus dem göttlichen Leben entſtandene, ſtehende Welt; — die andere ſpaltet nicht unmittelbar das Object, ſondern

dern nur die Reflexion auf das Object. Jene geht auf die Objecte ſelber, dieſe iſt nur eine Spaltung und Eintheilung der Anſicht des Objects. Das Reſultat der erſten Spaltung iſt Unendlichkeit, das Reſultat der zweyten eine Fünffachheit. (S. 128. 129.) Dieſe fünf Weiſen, die Welt zu nehmen, ſind zugleich die verſchiedenen möglichen Stufen und Entwickelungsgrade des innern geiſtigen Lebens. (S. 130.) Die erſte und niedrigſte Stufe iſt, wenn man dasjenige für die Welt und das wirklich Daſeyende hält, was in die äuſsern Sinne fällt; die zweyte Anſicht iſt, wenn man die Welt erfaſſet, als ein Geſetz der Ordnung und des gleichen Rechts in einem Syſteme vernünftiger Weſen. Die dritte Anſicht iſt die der wahren Sittlichkeit, worin das Geſetz nicht das Vorhandene ordnet, ſondern vielmehr das Nichtvorhandene innerhalb des Vorhandenen *erſchafft*. Ihr iſt das Heilige, Gute, Schöne, wahrhaft real und ſelbſtſtändig, und die Menſchheit ſoll es in ſich darſtellen. Die vierte Anſicht iſt die der Religion, welche beſchrieben werden müſste, als die klare Erkenntniſs, daſs jenes Heilige, Gute und Schöne keinesweges unſere Ausgeburt, ſondern die Erſcheinung des innern Weſens Gottes in uns, als dem Lichte, unmittelbar ſey. (Auf dem dritten Standpunkte, wenn der Menſch wahrhaft das Heilige, Gute und Schöne ehrt, kann er dieſs nicht für ſeine eigne Ausgeburt halten, und iſt ſonach religiös. Der Ausdruck: *Erſcheinung des innern Weſens Gottes in uns*, wird bey dem Vf. durch ſeine frühern Expoſitionen begründet, und hat etwas Pantheiſtiſches, welches ſchwerlich den Charakter der Religioſität ausmachen möchte. Was in uns ſelbſt erſcheint, brauchen wir nicht mehr zu ſuchen und zu ehren. Gradezu heiſst es S. 146.: „*Was iſt Gott?* Er *iſt* dasjenige, was der ihm ergebene und von ihm begeiſterte *thut*." Gott iſt alſo ein Menſchenthun, eine Menſchenhandlung, und er iſt es auch wieder, der dieſes Thun und dieſe Handlung begeiſtert hat. Ein Thun hätte alſo das Thun begeiſtert, der Menſch ſich ſelbſt, und verehrte alſo in Gott nur ſich ſelbſt.) Die fünfte Anſicht iſt endlich die aus dem Standpunkte der Wiſſenſchaft. Sie ſieht das *Wie* alles Vorhergehenden, und wie ſich denken läſst, mit den Augen des Vfs. (S. 133 146.) Die doppelte Spaltung, die eine reale unendliche, die andere ideale fünffache, hat nach dem Vf. ihren Grund in der Form des an ſich ewig ſich gleichbleibenden Seyns. Dieſe doppelte Spaltung macht die beiden Theile der Form aus. (S. 226.) Das Seyn iſt in Rückſicht ſeines Genommenwerdens (auf die fünffache Weiſe) völlig indifferent. Das Reale geht in dieſer Beziehung nur bis zur Möglichkeit, und nicht weiter. Es ſetzt daher durch ſein Daſeyn eine von ihm in ſeinem innern Weſen völlig unabhängige Freyheit und Selbſtſtändigkeit ſeines Genommenwerdens. Es ſtellt ſich ſelbſt hin, als dieſe abſolute Freyheit und Selbſtſtändigkeit ſich ſelbſt zu nehmen, und da die allgemeine Form der Reflexion *Ich* iſt, ſetzt es ein ſelbſtſtändiges und freyes Ich. (S. 228.) Freyheit iſt die Wurzel des Daſeyns, (S. 229.) doch iſt ſie nicht unmittelbar real: denn die Realität geht in ihr nur bis zur Möglichkeit. Sie erfolgt aus den fünf Standpunkten des geiſtigen Lebens, aber ſie iſt weder jenſeit der fünffachen Spaltung, noch dieſſeit der Spaltung. Das Ich hat vermöge ſeiner Selbſtſtändigkeit und Freyheit auch einen Affect für die Selbſtſtändigkeit, eine Liebe derſelben, und einen Glauben daran. Iſt die Möglichkeit der fünf Standpunkte des Lebens aber zur Wirklichkeit erhoben: ſo iſt das Maſs der Freyheit verbraucht, mit dem Seyn verſchwindet nothwendig auch der Affect und die Liebe und der Glaube, um einer weit heiligern Liebe, einem weit beſeligendern Glauben Platz zu machen. (S. 231.) Daraus folgt denn, daſs Selbſtvernichtung die Beſitznehmung vom dritten Standpunkte der Weltanſicht, der reinen und höhern Moralität iſt. (S. 241.) Man muſs das *Daſeyn* aufgeben, deſſen Wurzel die Freyheit iſt, um das *Seyn* zu gewinnen, in deſſen Vollendung die Realität ruhig abflieſst. Nach S. 252. wird der Menſch dieſes göttlichen Seyns und ſeiner Seligkeit durch die *höchſte* Freyheit theilhaftig. — (Der Vf. fühlt ſich dieſer letzten Ausſage nach wider ſeinen Willen gedrungen, dennoch die Freyheit zur Theilnahme des göttlichen Lebens und der Seligkeit mitwirken zu laſſen. Er hätte ſich richtiger ausgedrückt, wenn er geſagt hätte: es giebt eine doppelte Freyheit, wie es eine doppelte Liebe giebt; Freyheit und Liebe ſollen im Menſchen nicht untergehen, ſondern in ihrer Urſprünglichkeit und Reinheit ſich darſtellen. — Da Gott ſelbſt, nach S. 223., als das innere Weſen des Abſoluten, die abſolute Verſchmelzung des Weſens mit der Form nicht aufheben kann, die Form aber das *Daſeyn* iſt, welches ſeine Wurzel in der Freyheit hat: ſo kann nach dem eignen Syſteme des Vfs., ſelbſt Gott die Freyheit nicht aufheben; alſo auch nicht das daraus entſpringende *eigne* Seyn, und die geforderte Selbſtvernichtung, die Beſitznehmung der reinen und *höhern Moralität*, (S. 241.) iſt ſonach für Gott und *Menſchen unmöglich*.)

In der bisher gegebenen genauen Darlegung des in dieſem Buche enthaltenen Syſtemes, ſind die Schwächen deſſelben, wie wir ſie auffaſſen, hinreichend angedeutet. Wir ſtehen auf dem fünften Standpunkte, fragend nach dem *Wie*, und können uns nicht damit begnügen, wenn jemand uns daſſelbe zu enthüllen Anſtalt macht, ſtatt alles *Wie* ein bloſses *Daſs* zu ſetzen, welche Methode S. 285. naiv genug empfohlen wird. Ob nun das Philoſophiſche des Buches, welches nach S. 39. noch nie in der Welt vorhanden geweſen, oder — das nicht erſt aus *Fichte*'ſcher Philoſophie Enthüllte, und mit ihr nicht Harmonirende ſchon ſonſt bekannt Geweſene — das Beſte deſſelben ſey, — mögen die Leſer entſcheiden. So bleibe es auch den Theologen überlaſſen, die *Fichte*'ſche Erklärung des Anfangs des Evangeliums Joh. zu würdigen. Was wenigſtens S. 169. geſagt wird, die vernunftwidrigen Träume von Emanation wären erſt ſpäter entſtanden, als das Evangel. Joh., läſst ſich nicht hiſtoriſch behaupten. Emanationslehre iſt Charakter der orientaliſchen Philoſophie überhaupt. Auch war der Name γνωσις ſchon zur Zeit der Apoſtel bekannt (1 Tim. 6, 20.) wenn es auch nicht vollkommen gewiſs, ſondern nur wahrſcheinlich gemacht werden kann, daſs dieſe Benennung zum Unterſchiede von der griechiſchen Philo-

Philoſophie etwa 300 J. vor C. Geb. in Alexandrien ſeit der Regierung des Ptolemäus Lagi aufgekommen. Die Sekte der Gnoſtiker hingegen, welche im zweyten Jahrhundert Aufſehen machte, exiſtirte noch nicht zur Zeit der Apoſtel.

Wie wir dieſe Anzeige mit platoniſchen Gedanken angefangen haben, wollen wir ſie auch mit denſelben ſchlieſsen. Plato ſagt: „Alle Liebe und Begierde beziehen ſich auf etwas das nicht bereit iſt, was *ſie ſelbſt nicht ſind*, das ſie entbehren." Uns ſcheint mit dieſen Worten das Weſen der Liebe ausgeſprochen. Hr. *F.* ſagt dagegen: „Liebe iſt der *Affect des Seyns*, das Gefühl einer Liebe *zu ſich ſelbſt*." (S. 200.) Dieſe Ausſage ſcheint uns dem Weſen der Liebe zuwider. Liebe zu Gott iſt Liebe zu einem Höhern als wir ſelbſt ſind, dem wir uns durch Liebe nähern, den wir uns befreunden, der wir aber ſelbſt nicht ſeyn können. Unſer Thun wird dadurch göttlich, d. h. es entſpringt aus dieſer Liebe zu Gott, von welcher wir begeiſtert ſind. Das göttliche Thun iſt nicht Gott, ſo wenig wie das menſchliche Thun der Menſch ſelbſt iſt. Ueberfliegend ihr Ziel wollen die Schwärmer mit Gott Eins werden, ſein Weſen ausmachen, eigentlich *in ihm* leben, und es ſpricht z. B. Jacob *Böhm:* „So du heilig lebſt, ſo biſt du ſelber Gott." Aber die freye Vernunft des Menſchen ſoll von der Liebe Gott entgegen geführt werden mit Andacht, Ehrfurcht und Entzückung, findend darin ihres Lebens Wärme und Licht, — und in dieſem Sinne ſagt der ſo eben erwähnte Schriftſteller an einem andern Orte ſchöner und wahrer: „Der freye Wille iſt eine ſtille Liebe."

FRANKFURT a. M., b. Mohr: *Der Geiſt der Religion.* Eine philoſophiſche Anthologie. Herausgegeben von *Joh. Hugo Wyttenbach.* 1806. 227 S. 8. (20 gr.)

Eine Sammlung deſſen, was berühmte Männer über einen und denſelben Gegenſtand geſagt, kann eigentlich nicht recenſirt werden. Nur die Abſicht und Zuſammenſtellung des Sammlers kommen in Betracht. Hr. *W.* hat der ſeinigen den Satz *Jacobis* zum Grunde gelegt, der S. 227. die Anthologie beſchlieſst: „daſs der beſte Mann auch immer die beſte Religion habe." Verſchieden modificirt, aber im Weſentlichen nicht verändert, muſs ſich dieſe Wahrheit, welche ſo alt als die Welt iſt, in den ungleichartigſten Individuen ausſprechen. Die Reihe der Männer, aus denen Hr. *W.* Stellen aushebt, iſt bunt genug, und hätte ſich noch leicht vermehren laſſen. Zuweilen, ſcheint es, möchten einige kräftigere Stellen ausgehoben ſeyn, indeſſen iſt keine eben ihres Platzes unwürdig. Zu loben iſt die Conſequenz, mit der Hr. *W.* ſtatt der Vorrede ein paar Stellen aus *Stolberg* und *Voſs* anführt, wodurch die anthologiſche Objectivität des Buches vollendet wird. Wir haben mit Vergnügen das Ganze durchblättert, und wollen unſern Leſern einige Parallelſtellen aus Autoren mittheilen, bey denen die Parallele vielleicht überraſchen mag.

Boccaccio, Calvin.

Bocc.: „Gott, der in den verborgenſten Winkeln des Herzens lieſt, ſieht nur ſtets auf die Reinheit der Geſinnung." — *Calvin:* „Das Geſetz Gottes iſt gleichſam in das Herz eines jeden geſchrieben und ihm eingedruckt. — Das Geſetz Gottes lehrt uns, daſs Gerechtigkeit und ein gerader Sinn Gott nur gefallen. — Wahre Ehre erweiſen wir der Gottheit nur durch Gerechtigkeit, Heiligkeit und Reinheit der Seele."

Spinoza, Luther, Plato, Ariſtoteles.

Spin.: „Verwirft der alle Religion, welcher behauptet, man müſſe Gott als das höchſte Gut erkennen und ihn als ſolches mit freyer Seele lieben? Daſs nur hierin unſre höchſte Glückſeligkeit und Freyheit beſtehe, daſs der Lohn der Tugend, die Tugend ſelbſt, und die Strafe des Laſters, das Laſter ſey?" — *Luth.:* „Das Geſetz Gottes erfüllen, heiſst mit Luſt und Liebe ſein Werk thun, und frey, und ohne des Geſetzes Zwang göttlich und wohl leben, als wäre kein Geſetz oder Strafe. Wer in wahrer Zuverſicht gegen Gott lebt, thut alles fröhlich und frey, nicht um viel guten Verdienſt und Werke zu ſammeln, ſondern, daſs es ihm eine Luſt iſt, Gott zu wohlgefallen, und umſonſt Gott dienet, ſich daran begnügend, daſs es ihm gefällt." — *Plato:* „Der Menſch ſoll ſich beſtreben, ſo weit es ihm gegeben iſt, ſich Gott ähnlich zu machen. Gerechtigkeit, ein heiliger Sinn und Weisheit machen ihn Gott ähnlich." — *Ariſt.:* „Wer ſeiner edleren Natur gemäſs lebt, und ihre Sorge ſich angelegen ſeyn läſst, und in jeder Rückſicht denkt und handelt, wie es eines vernünftigen Weſens würdig iſt; nur der iſt Gott angenehm. Der Tugendhafte iſt alſo ein Freund der Gottheit."

Fichte, Spalding.

Fichte: „Moralität und Religion ſind abſolut Eins, beides ein Eingreifen des Ueberſinnlichen, das erſte durch Thun, das zweyte durch Glauben." (Appell. an das Publikum wegen ihm beygem. atheiſt. Aeuſserungen.) — *Spald.:* „Die Gemüthsverfaſſung, da der Menſch im vollſtändigſten und weiteſten Verſtande des Worts *gut* ſeyn will, da er dieſs gleichſam zu ſeinem Elemente macht, in welchem er zu leben wünſcht, in welchem ihm wohl iſt, dieſe Gemüthsverfaſſung ſetze ich als den erſten Keim aller zuverläſſigen Religionsempfindung voraus."

Pascal, Sterne.

Pasc.: „Die wahre Natur des Menſchen, ſein wahres Gut, die wahre Tugend und die wahre Religion, ſind Begriffe, deren Erkenntniſs unzertrennlich iſt." — *Sterne:* „Moral und Religion ſind ſo genau mit einander verbunden, daſs man die zwey Tafeln nicht einmal in Gedanken trennen kann, (obgleich mit der That der Verſuch oft genug gemacht worden) ohne beide zugleich völlig aufzuheben oder zu übertreten."

Schwedenborg, Voltaire.

Schwed.: Daſs der Menſch ſeinen ganzen Gottesdienſt auf das fromme Aeuſsere ſetzt, wenn er in den Tempel iſt, macht ihn nicht heilig, wenn ſein Inneres nicht heilig iſt. Das Aeuſsere kann auch bey dem Böſen ſeyn, ſo wie bey dem Guten, und die Religion

derer,

derer, welche nur darauf gegründet ist, ist leer, d. i. ohne Erkenntniss des Guten und Wahren, und doch sind das Gute und Wahre das Heilige, das man wissen, glauben und lieben soll, weil es von Gott kommt, und dieses nur das Göttliche in ihm ist. Das heilige Innere also ist: das Gute und Wahre lieben, weil es gut und wahr ist, das Gerechte und Aufrichtige, weil es gerecht und aufrichtig ist; so sehr der Mensch alles das liebet, um so geistiger und vollkommener ist auch sein Gottesdienst." — *Volt.:* „Die Moral, welche zu jeder Zeit und an allen Orten dieselbe ist, sprach in allen Jahrhunderten im Namen Gottes. Sie ist das Gesetz des Trajans, des Sokrates; dieses Gesetz erleuchtete den Zoroaster und begeisterte den Plato; von einem Ende der Welt zum andern ist sein Zuruf: bete Gott an, sey gerecht, und liebe dein Vaterland."

NEUERE SPRACHKUNDE.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Anfangsgründe der französischen Sprache*, in einer fasslichen Darstellung der einfachsten Regeln, mit Uebungen im Buchstabiren, einer Sammlung von Wörtern und einer Auswahl von Gesprächen und Erzählungen für Kinder und junge Anfänger. Von *E. M. de Servais*, Licentiaten d. Rechte u. vormal. Advocaten. 1804. 154 S. kl. 8. Mit einer Vorrede. (6 gr.)

Nach der Vorrede geht die Absicht des Vfs. dahin, „*Kindern* und überhaupt allen, die noch *keinen Begriff* von der franz. Sprache haben, das *Aussprechen* und *Buchstabiren* auf eine leichte und einfache Art in kurzer Zeit beyzubringen," und er meint, dass eben diese *Kinder* nach dem Gebrauche seiner Schrift sich leicht in jede *gute* franz. Grammatik werden *einstudiren* können, *besonders* aber in diejenige, welche *er selbst* „mit schätzbarem Beyfall des gelehrten Publikums *herauszugeben die Ehre hatte.*" Am Schlusse bemerkt er, dass der Mangel eines Buches dieser Art ihn einzig bewogen habe, ein solches mit Dialogen, Redensarten und Anecdoten, (Rec. setzt hinzu: auch einigen wenigen Sprichwörtern), zu versehen. Rec. kennt zwar die Grammatik nicht, welche Hr. *de S.* die Ehre gehabt hat, zu ediren, aber nach dem gegenwärtigen Producte zu urtheilen, mag ihr Ertrag an Ehre eben nicht sehr bedeutend seyn. Der Vf. irrt schon sehr, wenn er einen Mangel an dergleichen Elementarunterrichtsbüchern vorausfetzt: denn *J. J. Meynier*, (der Vater des bekannten fleissigen Schriftstellers, *J. H. Meynier*), gab bereits 1760 ein *Nouvel A B C* etc. heraus, welches Letzterer in einer neuen Ausgabe 1792 zu Nürnberg erscheinen liess und das weit mehr dem Zwecke entspricht, nicht zu gedenken, dass wir Deutsche Syllabirbüchlein genug besitzen, in welchen neben unserer Sprache zugleich auf die französische Rücksicht genommen wird. Aber wie sonderbar ist seine Logik! Man höre den Syllogism: weil ein Mangel an dergleichen Kinderschriften ist, also war es nothwendig, die Seinige mit Dialogen, franz. Uebersetzungsaufgaben u. s. w. auszustatten. Dies allein beweist, dass der Vf. keinen Beruf hat, für Kinder zu schreiben, und die ganze Arbeit (nämlich nach der gegebenen Tendenz betrachtet), bestätigt dies unwiderlegbar, so dass es unbegreiflich wird, wie Hr. *de S.* nur die Möglichkeit des Ueberganges eines Kindes vom Pronunciren und Syllabiren zum Uebersetzen langer, zusammenhängender, französischer Aufsätze in einem und demselben Cursus sich denken *konnte*, besonders da gerade in dem Haupttheile des Ganzen die äusserste Dürftigkeit und Magerkeit herrscht und ausser den theils fehlerhaften, theils schwankenden, gröstentheils aber unzureichenden Angaben über die Aussprache, (welcher Uebungen im Abtheilen der Wörter nach Sylben in alphabetischer Ordnung folgen), über den Begriff der Redetheile, über die Formation des Singulars und Plurals, des männlichen und weiblichen Geschlechts, nebst kurzen sogenannten (praktischen) Uebungen, sowohl im Decliniren und Conjugiren, als in einzelnen Redetheilen, sich auch nicht Eine grammaticalische Regel findet. Nimmt man daher die Schemata der Conjugationen weg, (davon nur zwey irreguläre, nämlich *aller* mit *s'en aller* und *venir*, gegeben sind, — das Einzige, was überhaupt hierüber vorkommt), so dürfte alles Uebrige, insofern es zum Zwecke der Schrift unmittelbar gehört, nicht einmal das Drittheil des Ganzen ausmachen. Ueberdies sind Ungleichheit der Orthographie, falsche Accentuation, vernachlässigte Interpunction und ein schleppender und geschmackloser Stil Vorwürfe, welche man den franz. Erzählungen bald mehr, bald weniger machen muss. Rec. will nur Einiges zur Bewährung seines Urtheils anführen. *Oi*, lehrt der Vf., soll theils wie *oè*, theils wie *où* gesprochen werden, den doppelten Laut aber von *oa* oder *où* sollen haben: *moi*, *toi*, *soi*, *voix*, *bourgeois*, *avoir*. *C* vor *a*, *o*, *u*, wie *qu* oder das deutsche *k* und doch ist *c* in *second* mit *gu* angegeben. — Der Artikel wird als ein *kleines Wort* aufgeführt, und die Pronoms sollen die Stelle eines Nennworts vertreten. — Der Vf. verwirft die Declination im Französischen und nimmt also auch keine Casus an. Dem Rec. bleibt es unbegreiflich, wie mit dieser zur Mode gewordenen gelehrten Annahme eine gründliche, fassliche und schnell zum Ziele schreitende *Elementarunterweisung* vereinigt werden kann. — Ferner findet man: *appeller* (mit zwey *ll*) und doch *appeloit* und *appelle* (*appeloit* erscheint öfters z. B. S. 121. 125. 132.), aber dann wieder: *jette*, *jetter*, *jetta*; auf gleiche Art *enfants*, dagegen *contens* (im Pluriel). — Die Accente fehlen häufig, besonders der Circumflex der dritten Person Singularis im *Imp. subj.* Man s. S. 119. 121. 124. 130. u. m. a. Als Fehler des Stils wollen wir noch anzeigen: S. 115. *Ainsi Rosalie ne fut pas seulement*, (statt: *non seulement.*) — Eben daselbst: *elle rendit heureux tous ceux qui voulurent profiter de son exemple.* S. 116. *Le père crut qu'il étoit plus sage d'attendre encore etc.* — S. 152. *Déjà fleurissoient la violette et la primevère.* — S. 153. *Il gâte et il attriste tout le jardin.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Junius 1807.

PÄDAGOGIK.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer; FRANKFURT, b. Mohr: *Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik*, von *F. H. C. Schwarz*, ord. Prof. der Theologie zu Heidelb. und Kurbadiſchem Kirchenrath. 1805. VI u. 230 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. wollte in dieſem, zunächſt für ſeine Vorleſungen beſtimmten, Lehrbuche den Weg, welchen er in ſeiner *Erziehungslehre* betreten hat, in einer möglichſt bezeichnenden Ueberſicht zeigen. Da der, dieſer Abſicht gemäſs zuſammengedrängte, Reichthum des Inhaltes keinen Auszug leidet: ſo ſey es uns genug, den *Geiſt des Ganzen* zu charakteriſiren, und die *Anordnung der Theile* mit Andeutung der Hauptgedanken vorzulegen.

Jenes wird uns am beſten gelingen, wenn wir mit einer der vielen Stellen beginnen, in welchen ſich die Idee des Vfs. vom Zweck des Erziehungsgeſchäftes umfaſſend ausdrückt. Wir wählen den 3. §. der Ueberſicht, S. 225: „Die Natur des Menſchen, in derſelben das Edle, was die Gottheit in dem Kinde angelegt hat und entwickelt haben will, iſt das Ziel aller Bildung. Unterricht und Erziehung ſind nur dann wahr, wenn ſie mit dieſer göttlichen Idee zuſammenſtimmen. Alles, was ſie aufserdem etwa bewirken, iſt höchſtens nur ein überhin gegoſſener Schein der Vortrefflichkeit: dieſer zerflieſst, das Machwerk zerfällt, der Menſch verliert, was ihm von aufsen gegeben war, und eine geſtörte oder verdorbene Natur bleibt zurück. Nur in der Herausbildung des Göttlichen tritt er ſelbſt vortrefflich hervor." Alſo *Ausbildung des Göttlichen* in dem Menſchen iſt der höchſte Zweck der Erziehung. Das Göttliche aber ſoll nur *in* der Natur des Menſchen, oder ſeinem Naturell gemäſs entwickelt werden. Darum muſs die Erziehung jeden nach ſeiner Individualität behandeln. „Die Individualität eines Menſchen durch die Erziehung zernichten wollen, iſt ein Frevel gegen die Natur, d. i. gegen die Gottheit ſelbſt." Der Erzieher, der dieſen Namen verdienen will, muſs das *Urbild* des Zöglings vor Augen haben, d. i. die Idee deſſelben, die in Gott iſt, oder auch die höhere Natur deſſelben. Nach dieſem Urbilde iſt das Naturell des Menſchen angelegt. „Dieſes zeigt gleichſam ein Deſſein auf, nach welchem der Menſch gebildet werden ſoll, um ganz er ſelbſt und ein edler Menſch zu werden. Die höchſte Bildung jedes Menſchen iſt hiernach Freyheit in der vollendeten Geſtalt des Individuums. Dieſes iſt die Offenbarung des Urbildes in der Erſcheinung." Die Erziehung eines Menſchen ſeinem Urbilde gemäſs, iſt die vollkommenſte Bildung deſſelben; ſie iſt Erziehung zur *Vortrefflichkeit*, welche das Allgemeine der Menſchheit in der Individualität aufſtellt, und die *Brauchbarkeit* nicht ausſchlieſst. Sie beweiſet ihre Vollendung, wenn der Gebildete ſein Urbild ſelbſt gefunden hat. — Dieſe leitende Hauptidee iſt nicht kalt und ſcharf, bloſs theoretiſch, vorgelegt: ſondern ſie hat das Ganze durchdrungen, und ſpricht aus dem Ganzen an, lebendig und belebend. Beſonnene Wärme für das Edle in der menſchlichen Natur iſt der entſchiedenſte Ausdruck dieſer Erziehungslehre. Die Unbefangenheit der Beobachtung und die Reife der Erfahrung vereinigen ſich ſo innig mit der Einheit und Erhabenheit der Idee, daſs ſchwer zu entſcheiden wäre, ob ſie mehr das Gepräge eines tiefen und von jedem Schulſyſteme freyen philoſophiſchen Sinnes, oder des geübten, nichts gering achtenden, praktiſchen Erziehers an ſich trage.

Daſs die Vorſchriften einer Erziehungslehre, die von dieſem Geiſte belebt iſt, die „Allſeitigkeit und Freyheit des Geiſtes in ſeiner Individualität" zum Ziele der Erziehung macht, weder auf ein Abrichten und Lernenlaſſen, noch auf einſeitige Uebung einzelner Vermögen oder Kräfte gerichtet ſeyn werden, iſt wohl von ſelbſt zu erwarten. Es wird vielmehr darauf gedrungen, daſs die Erziehung ſey *Bildung der Menſchenkraft;* daſs auch der Unterricht dem Erzieher nur als Mittel diene, auf die *Kraft* des Zöglings erregend und bildend zu wirken. Darum wird die Erziehung, die hier gelehrt wird, im Gegenſatz gegen das atomiſtiſche oder materiale Verfahren, *dynamiſch* genannt. Mit dieſem Begriffe beſteht keine Einſeitigkeit. Denn nothwendig iſt die Erziehung, wenn ſie in Wahrheit die eine, alle ihre Aeuſserungen in ſich vereinigende, Menſchenkraft im Auge behält, *einfach und umfaſſend*. Sie zerſtreut ſich nicht im Mannichfaltigen; ſie verliert nicht das Ganze des Menſchen über der Uebung des einzelnen Vermögens. Sie weiſs zu ſchätzen, was irgend eine beſondere Methode, irgend ein Uebungsſtoff Gutes hat, ohne deſswegen das Einſeitige zu überſehen. Sie weiſt jedem ſeinen Ort an. Dieſe Hinſicht auf das Ganze ohne Vernachläſſigung des Einzelnen; dieſe Schätzung des Einzelnen, ohne ſeine Beziehung auf das Ganze zu verlieren, ſcheint uns ein groſser Vorzug der vorliegenden Erziehungslehre. Ueberall tritt die Idee des Menſchen in ihrer Einheit hervor; überall, wo das Einzelne einer beſondern Beachtung bedurfte, wird es bald wieder aus ſeiner Beſtimmtheit herausgehoben,

Digitized by Google

und in Verbindung mit jener Einheit dargeſtellt. Es findet ſich kein Blatt, das nicht den Erzieher an die Nothwendigkeit der Einheit und Allſeitigkeit des Erziehungsgeſchäftes erinnere, oder vor den Nachtheilen der Zerſtückelung und Einſeitigkeit warne. So wie die Idee der Erziehung, das Göttliche in jedem Menſchen ſeiner beſondern Natur gemäſs zu entwickeln, über das eitle Beſtreben erhöhet, den Zögling zum *Menſchen überhaupt*, und demnach Alle zur Gleichförmigkeit zu erziehen; eben ſo bewahrt ſie vor der Verkehrtheit, nur einen beſondern Hang nähren, *eine* Tugend vor andern ſtärken, nur *eine* Aeuſserung der Geiſteskraft üben zu wollen. So wie eben dieſe Idee vor dem herrſchenden Einfluſſe irgend eines Schulſyſtemes der Philoſophie bewahrt; eben ſo ſetzt ſie in den Stand, auſser der Einſeitigkeit auch die gute Seite der bisherigen pädagogiſchen Syſteme zu erkennen. Auch für dieſe letzte Bemerkung liefert unſer Vf. den Beweis, ſowohl im Ganzen ſeiner Darſtellung und Beurtheilung dieſer Syſteme, als auch beſonders in der Billigkeit, womit er das humaniſtiſche Syſtem, das nur in die Erlernung der alten Sprachen das Heil der Menſchenbildung ſetzt, neben dem neuern würdigt, welches die formale Bildung der Denkkraft als die einzige Erziehungsweiſe betrachtet.

Dieſer umfaſſenden Anſicht des Erziehungsgeſchäftes gemäſs wird die Erziehung ſchon in der Einleitung erklärt, als „allſeitige Entwicklung der Kräfte des Menſchen, von dem Anfange ſeines Daſeyns an, nach dem Gange der Natur. Leib und Geiſt, und in dieſem Erkenntniſs-, Willens- und Gefühlvermögen — alles dieſes muſs jedes für ſich und durch ſich unmittelbar, und für das andere und durch das andere mittelbar gebildet werden, wenn man mit Wahrheit behaupten will, daſs das Kind erzogen worden. Mit andern Worten: die Erziehung iſt *die Bewirkung eines geiſtigen Organismus, welchen der Erzieher in dem Naturorganismus ſeines Zöglings hervorbringt.*" — Im Fortgange der Betrachtung finden wir folgende Erklärung: „Erziehung iſt die Bewirkung der vollkommenſten Bildung des Menſchen... Da in der Aufſtellung des Göttlichen in dem Menſchen nur allein ſein Vortreffliches beſtehen kann, ſo iſt die einzige wahre Erziehung die zur Vortrefflichkeit." — Endlich, nachdem alle Vorbegriffe und Bedingungen der Erziehung erörtert worden, findet ſich an der Spitze der Abhandlung der Pädagogik ſelbſt die Erklärung derſelben, als „der abſichtlichen Entwicklung des Innern in dem Menſchen nach einer göttlichen Idee," die wir demnach als diejenige anzuſehen berechtigt waren, worin der Vf. ſeine Idee von Erziehung nicht beziehungsweiſe, ſondern beſtimmt und umfaſſend ausdrücken wollte.

Wenden wir uns nun zu der Ordnung, in welcher die Erziehungslehre nach ihren Hauptrückſichten in dieſem Buche vorgetragen wird; ſo dringt ſich in Hinſicht auf das Ganze die Frage auf: warum ſtellte der Vf. Pädagogik und Didaktik, Erziehungs- und Unterrichtslehre, *neben* einander? Niemand iſt mehr überzeugt, als er ſelbſt, daſs der Unterricht nicht bloſs in Wechſelwirkung mit der Erziehung ſteht, ſondern ganz *in* und *unter* ihr befaſſet wird, als ein Hauptmittel des Erziehers, auf das Gemüth des Zöglings zu wirken; niemand weiſs mehr, daſs nur durch dieſe Anſicht des Unterrichts, und das mit ihr verbundene Beſtreben, im Unterrichten zu erziehen, das Lehren geſegnet, und der Lehrer über das drückende Gefühl eines bloſsen Lehrmeiſters zur *edlern* Schätzung ſeines Berufes erhoben werde. Der Vf. ſagt ſelbſt, daſs die immer noch herrſchende Trennung der Erziehung von dem Lehrweſen den Mangel von Humanität, bey dem vielen Thun und Treiben in beidem, genugſam erklärbar mache. Deswegen aber hätte er auch in dem Aeuſsern der Darſtellung die Trennung meiden, und vielmehr, wie es die Sache ſelbſt erfordert, den Unterricht, als *in* der Erziehungslehre enthalten, der umfaſſenden Einheit derſelben unterordnen ſollen. „Die Ausdehnung des Lehrweſens in unſern Zeiten" ſcheint uns kein hinreichender Grund dieſer Trennung.

In *Pädagogik* und *Didaktik* zerfällt alſo das ganze Buch. Dieſen beiden Haupttheilen ſind, auſser einer *Einleitung*, worin die einſeitigen Erziehungsſyſteme zuſammengeſtellt und gewürdigt werden, einige vorbereitende Abſchnitte, welche die leitenden Ideen des Ganzen enthalten, vorausgeſchickt. 1) *Grundbegriffe der Erziehungslehre*, unter welcher Ueberſchrift der Menſch als Kraft in ihrem Werden betrachtet, und von Stärke, Schwäche, Tugend, Trägheit, Streben, Entwicklung und Anlage gehandelt wird. 2) *Die Menſchenkraft.* Vom Naturell und der Entwicklung des Menſchen *in* demſelben. Statt der alten Temperamentenlehre die Anwendung des alles durchgreifenden Gegenſatzes des Poſitiven und Negativen, durch welchen nicht bloſs der Charakter der beiden Geſchlechter beſtimmt wird, ſondern auch, ohne Aufhebung des Geſchlechtscharakters, in jedem Geſchlechte wieder poſitive und negative Naturen angenommen werden. 3) *Bildung.* Der Ableitung des Hauptgedankens: die Bildung des Menſchen muſs als eine Entwicklung des Göttlichen in ihm erſcheinen, fehlt es an Klarheit. Von der Liebe, als der wirkenden Kraft in aller wahren Menſchenbildung und der höchſten Offenbarung des Göttlichen in dem Menſchen, alſo dem Geiſte der Humanität. 4) *Erziehung.* „Sie fängt mit dem Werden des Menſchen an, und beweiſet ihre Vollendung, wenn der Gebildete ſein Urbild ſelbſt gefunden hat." — In der *Pädagogik*, als dem erſten Haupttheile, läſst der Vf. auf einen Abriſs der allgemeinen Entwicklung des menſchlichen Organismus die Darſtellung der *ſpeciellern Entwicklung* folgen, und zwar 1) in der *Kindheit. Sinnenentwicklung.* Aufmerkſamkeit, und weitere Aeuſserungen der Humanität. Das Poſitive der Tugend des Kindes iſt die Liebe; ſie offenbart ſich als Frohſinn, Fleiſs und Frömmigkeit. 2) *Das Knaben- und Mädchenalter.* Weitere Entwicklung der Sinne und der Geiſteskraft in verſchiedenen Aeuſserungen. Die Idee der Sittlichkeit und der Gottheit. „Die Talente entfalten

Digitized by Google

falten fich, der Charakter entfcheidet fich in der Individualität, und in beiden tritt, wenn alles gut geht, in dem Knaben und Mädchen, das Göttliche ihrer Anlage zugleich als freye Selbftbeftimmung hervor. Der junge Menfch wird während diefes Alters fich der Hauptideen der menfchlichen Beftimmung bewufst. Aber noch fpielt er eben fo fehr, als er ernftlich finnt und denkt" u. f. w. 3) *Das Jünglingsalter.* Entwicklung des jungen Menfchen zur Reife an Leib und Geift. Vortreffliche Zeichnung eines vierfachen Ideals für den Mann und für das Weib nach der Natur - Abtheilung in das Pofitive und Negative. So wie hier, wird überall in dem Buche auf die Verfchiedenheit der Natur des Weibes von der männlichen Rückficht genommen, und die dadurch begründete Verfchiedenheit in der Erziehung beider Gefchlechter gezeigt. Wir können uns nicht enthalten, den Schlufs diefer Gefchichte der naturgemäfsen Entwicklung des Menfchen herzufchreiben: „In dem Kinde erfcheint das Naturell rein, aber nur als erfte Anlage, in dem Knaben und Mädchen fpielt es in mancherley Aeufserungen, bis es fich in dem Jünglinge und der Jungfrau immer beftimmter entfcheidet. Der Anfang und das Ende der Jugend haben viel Aehnlichkeit miteinander; da fich in der Zwifchenzeit die Kraft unter vielfachen Eindrücken vielfach verfucht, fo tritt endlich wieder als Charakter durch freye Selbftbildung die Naturanlage, welche man in der Kindheit durchblicken fah, veredelt hervor. Der Kampf mit der Welt ift geendigt, der junge Menfch ift ein freyer Erdenbürger geworden, die göttliche Idee fteht in ihm da zur ewigen Fortbildung feines Geiftes." — Darauf folgt, nach dem Verfuche einer *Zeichenlehre*, d. i. wie fich die Haupttendenzen und Mifchungen der Anlagen, oder der eigentlich göttliche Beruf, in dem jungen Menfchen erkennen laffen, die *Erziehung*. Zuerft im Allgemeinen; Hauptgefetz: „Das Naturell des Kindes foll fo entwickelt werden, dafs das Vortreffliche deffelben zur rechten Zeit möglichft fchön erfcheine." Von dem Formalen und Materialen der Erziehung: „Die Form der Erziehung ift im Allgemeinen Freundlichkeit und Ernft in der Liebe; . . . die Materie der Erziehung ift die Erweckung und Bildung aller Anlagen zur vollendeten Humanität, folglich die Entwicklung alles Göttlichen des Menfchen." Von der Rückficht auf das Pofitive und Negative in dem Zögling. Anwendung auf die verfchiedenen Alter und Gefchlechter. — *Unarten. Verbildungen. Verdorbenheiten.* „Die Unarten find die einfeitigen Richtungen, der Beftimmung zuwider, welche in böfe Gewohnheiten übergehen." In ihnen foll ein radicales Verderben der menfchlichen Natur erfcheinen. Jeder Tugend der Kindheit follen zwey Unarten zur Seite ftehen, weil die Tugend die Indifferenz zwifchen zweyen Einfeitigkeiten fey. Es ift hier nicht der Ort, uns in eine Prüfung der Behauptungen des Vfs. von dem radicalen Verderben der menfchlichen Natur, und von dem Wefen der Tugend einzulaffen. Wenn aber darauf der Tugend überhaupt zwey Grundunarten, eine negative, Sinnlichkeit (Trägheit) im engern Sinne, und eine pofitive, Bosheit, zur Seite geftellt, und beide aus der radicalen Trägheit (Sinnlichkeit) abgeleitet werden: fo ift diefs unlogifch, da Bosheit, auch beym Kinde, nicht als Trägheit, fondern vielmehr als Willkürlichkeit erfcheint.

Der *zweyte* Haupttheil des Buches, die *Unterrichtslehre*, zerfällt der Ausführung nach in die allgemeine und die angewandte; der Vf. aber hat diefe Eintheilung nicht fo ausgedrückt, fondern jenen, den allgemeinen Theil, unter der Ueberfchrift: *Begriff der Unterrichtslehre oder Didaktik*, abgehandelt. Folgendes diene zur Bezeichnung des Hauptinhaltes: Der Unterricht, wie die Bildung überhaupt, bezweckt die Entwicklung des Höheren in dem Menfchen; er endigt mit der Erregung der freyeften Selbftthätigkeit in der vollkommenften Bildung. Der materiale und der formale Unterricht werden nur zum Behufe der Lehre gefchieden; in der Wirklichkeit follen fie immer zufammen fallen. Der formale Unterricht, insbefondere als Geiftesbildung, begreift unter fich die *Mathetik*, Lehre von der Bewirkung des Auffaffens, und die *Technik*, Lehre von der Bewirkung des Ausübens. Die Mathetik theilt fich in (niedere) *Aefthetik* und *Logiftik*, welche zu bewirken fuchen, dafs das Gegebene aufgefafst werde, jene, mit dem Sinne, diefe, mit dem Denken; und in *Mnemonik* und *Phantafiebildung*, welche zur Abficht haben, das Gegebene geiftig einbilden zu laffen, jene, zum freyen Reproduciren, diefe, zum freyen Produciren. Die Technik enthält die Bildung *des productiven Triebes*, und die Bildung *der Gefchicklichkeit im Darftellen*. Die Nothwendigkeit der Verbindung aller diefer befondern Rückfichten des Unterrichts, fowohl der Theile der mathetifchen und der technifchen Bildung unter fich, als auch diefer beiden miteinander wird eindringlich dargethan. „Nur in der Vereinigung beider wird das Gemüth in feiner Fülle bildend und fchaffend, der Menfch im höhern Sinne des Wortes frey, feine Bildung vollkommen und zur andern Natur." Dann von der *Methode*, oder „der Art und Weife, wie die Aufmerkfamkeit erregt, concentrirt, und zu gehöriger Stärke angeftrengt werde, damit zunächft der Gegenftand des Unterrichts am beften gefafst, hierdurch aber im Ganzen eine vollendete Bildung bewirkt werde." — In der *angewandten Unterrichtslehre* wird der Unterricht mit befonderer Beziehung auf das frühere Alter nach jener vierfachen Eintheilung der Bildung in äfthetifche, logiftifche, mnemonifche und Phantafiebildung, in Verbindung mit dem Technifchen, ausführlicher abgehandelt. — Nachdem hierauf vom Stoffe des Unterrichtes geredet, und abermals darauf gedrungen worden, dafs aller materiale Unterricht, wenn er dem Zwecke der Erziehung entfprechen foll, in den formalen, der die Uebung der Kraft beabfichtigt, eingehen müffe: fo wird noch, weil man doch auf die Forderungen der Wirklichkeit Rückficht zu nehmen habe, Anleitung gegeben, jeden einzelnen Unterrichtsgegenftand, den man zu verlangen pflegt, mit dem

Digitized by Google

dem formalen möglichſt in Verbindung zu bringen. — Das Ganze ſchlieſst mit einer vortrefflichen Ueberſicht.

Wir glauben nicht, dafs ein nützlicheres Buch, als dieſes, in den Händen des Erziehers ſeyn könne, weil ihm keines die Idee der Erziehung zur Humanität im edelſten Sinne lebendiger vorhalten, keines ihm einen gröfsern Reichthum von Betrachtungen, Erfahrungen und Winken in gedrängterer Vereinigung geben, und keines ihn vor der Gefahr, bey der Ausübung ſeines Berufes in Einſeitigkeiten zu fallen, ſicherer bewahren wird.

GESCHICHTE.

PRAG, b. Barth: *Acht und zwanzig genealogiſche Tafeln der böhmiſchen Fürſten, Herzoge und Könige*, mit Anmerkungen erläutert, nebſt einer chronolog. Tafel der Böhmiſch-Mähriſchen Fürſten und Markgrafen, dann einem allgemeinen Regiſter von *Wenzel Dinzenhofer*, Lehrer der Rechte. 1805. XXX S. Vorr. XXVIII Tafeln. Anmerkungen 200 S. Böhm. Mähr. Fürſten und Regiſter 50 S. 4.

Ein klaſſiſches Werk für böhmiſche kritiſche Geſchichte, deſſen verſtorbener Vf. durch daſſelbe in der hiſtoriſchen Literatur von Böhmen fortleben wird. Weleslawins, Balbins und Hübners genealogiſche Tafeln legte er zum Grunde, aber ſie ſind durch *Ds.* Beleſenheit und kritiſches Urtheil gar ſehr verbeſſert und vervollſtändigt worden. Sein S. IX — XXX. vorausgeſchicktes Verzeichniſs der von ihm gebrauchten Schriftſteller und Quellen gewährt einen guten Ueberblick der hiſtoriſchen Literatur von Böhmen. Die XXVIII. Tafeln theilen ſich ab in III. allgemeine Geſchlechtstafeln: I) Des Przemyſliſchen Stammes bis zum K. Wratislaw I. II) Des Przemyſliſchen Stammes von Wratislaw I. bis zum Erlöſchen dieſes Geſchlechts. III) Des Luxemburgiſchen und Habsburgiſchen Stammes bis auf Anna, Gemahlin des Kaiſers Ferdinand I., und in XXV. ſpecielle Geſchlechtstafeln, auf welche ſich ſodann die Anmerkungen beziehen. Was man dem Vf. vorzüglich vorwerfen könnte, wäre, dafs er ſich auf böhmiſche Schriftſteller und Quellen allein beſchränkt; da doch ein genealogiſcher Schriftſteller die nöthigen Erläuterungen und Beweiſe auch aus den Schriften andrer, beſonders benachbarter, Nationen herholen muſs. So z. E. hätte *D.* die Behauptung Tafel VII., *dafs* Adelheit eine Tochter des Almus geweſen, aus *Pray hiſt. regum I.* S. 124. beſtätigen können. Auf der VI. Tafel kommt eine Serbliſche Prinzeſſin, angeblich die Tochter des Beli Uroſch, als Gemahlin Conrads, Herzogs von Znaym, Luitolds Sohn, vor, von welcher die Serbliſchen Annalen nichts wiſſen, aber auch die böhmiſchen Schriftſteller verſchiedener Meinung ſind (S. 61. S. 66.). Was auf der Tafel XI. Artikel: Ottokar I., behauptet wird, dafs deſſen zweyte Gemahlin, Conſtantia oder Cunigunde, die Tochter oder Schweſter Belas III., Königs von Ungern, geweſen, hätte leicht durch ungriſche Schriftſteller genauer dahin berichtigt werden können, dafs ſie Conſtantia geheiſsen, und K. Belas III. Tochter, K. Emerichs Schweſter, geweſen. Der Gemahlin Ottokars II., Taf. XIII., Cunigunde, Vater hieſs nicht Ladislaw oder Hoſtislaw, ſondern eigentlich Roſtislaw Mſtislawitſch, von Geburt ein galiziſcher Prinz, ſpäterhin Herzog des Machower Banats bey Belgrad. Die Anmerkungen des Vf. ſind oft polemiſchen Inhalts wider die Behauptungen andrer Schriftſteller, z. E. auch wider *Cornova* und *Pelzl*, doch immer im beſcheidenen Ton abgefafst: trotz aller Diſcuſſionen wird die ältere böhmiſche Genealogie aus begreiflichen Urſachen immer mit Dunkelheit überzogen bleiben. *Pelzl's* Kronika Czeska, ein Hauptwerk in der böhmiſchen Geſchichte, iſt von unſerm Vf. nicht gebraucht worden, vermuthlich aus Unkunde der böhmiſchen Sprache. Bey allen Mängeln bleibt dieſs Werk ein Haupthülfsmittel zum gründlichen Studium der böhmiſchen Geſchichte. Die hinten angehängte chronologiſche Tafel dient zur Erläuterung der Geſchichte Mährens, und ein gutes Regiſter vermehrt die Brauchbarkeit des Werkes.

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Leo: *Bunte Bilderluſt*, zum angenehmen Genuſs. Ein Weihnachtsgeſchenk für die belehrende und bildende Unterhaltung teutſcher Knaben und Mädchen von *Karl Lang*. 1806. 44 S. 4. mit illuminirten Kupfern. (1 Rthlr.) — Sechs Erzählungen in einer moraliſch ſentimentalen Manier, die das Bild des Charakters und Verhaltens der ländlichen Knaben und Mädchen, in allgemeinen atteſtatmäſsigen Zügen zuſammenſetzt, wie S. 26.: „In der ganzen Schule war bald kein Knabe geſchickter, als der junge Walter. Im ganzen Dorfe hatte er bey allen Verſtändigen das Lob eines ausgezeichnet ſittlichen Betragens, und wer ihn erſt innerhalb der vier ſchlechten Wände, welche ſeine Mutter und ihn beherbergten, ſehen, ſeinen Eifer um die Liebe dieſer armen aber guten Mutter, ſeine Bemühungen, jede von ihren Leidens- und Kummerſtunden erträglicher zu machen u. ſ. w." In der Kunſt aber zu individualiſiren, Geſinnungen und Sitten ſich in lebendiger Handlung ausſprechen zu laſſen, hat Hr. *Lang*, ſo wie in der Erfindung der Geſchichte, nur wenig gethan. Gute oder anfangs fehlerhafte, und durch die Umſtände gebeſſerte, junge Leute finden Gönner und Wohlthäter, und gedeihen endlich zu einer glücklichen Heirath. Dieſs iſt das allgemeine Thema, nur der Spieler in der letzten Erzählung verdirbt elendiglich. Eine noch höhere Simplicität herrſcht in den Bildern. Jedesmal ein ländlicher Knabe, oder Mädchen, in einer ſehr unduliſtiſchen Manier gezeichnet, mit lockern Gewändern, und mit Strümpfen, die auf Regen deuten, ſitzen an einer Wand oder an einem Bretterwerk, und *haben mit irgend* einem Thier, Katze, Huhn und dergleichen etwas zu ſchaffen, in welcher Nebenfigur der ganze Bezug auf die Geſchichte liegt; aus den Geſichtern und Stellungen aber läſst ſich übrigens ſogar nichts herausleſen, dafs man die Bilder untereinander vertauſchen könnte. (Das 5te etwa ausgenommen.) Dieſe bunte Bilderluſt iſt alſo wahrſcheinlich nur eine mäſsige Luſt für unſere Knaben und Mädchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. Junius 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, in d. Himburg. Buchh.: *Mars*, eine allgemeine Zeitung für Militairperſonen und Freunde des Militärs. I. II. u. III. Band. 1804. 1805. 8. (4 Rthlr.)

Es giebt ſo viele Sachen von Wichtigkeit, die noch nicht öffentlich zur Sprache gekommen, und dem Officier doch ſo ſehr nützlich ſind, daſs es einem militär. Journale wohl niemals an wirklich zweckmäſsigem Stoffe fehlen kann. Die zu dieſem neuen Journale gewählten Gegenſtände ſind folgende: Merkwürdige Veränderungen bey den verſchiedenen Armeen; militäriſche Erfindungen; Kriegsgeſchichte; edle Handlungen; Beyſpiele der Tapferkeit und Vaterlandsliebe; Biographieen merkwürdiger Militärperſonen; gedrängte Auszüge wichtiger militäriſcher Aufſätze; Anzeige der beſten militäriſchen Werke; Geſchichte militäriſcher Lehranſtalten und Garniſonſchulen; herausgekommene Karten; merkwürdige militäriſche Rechtsfälle; Aufführung und Würdigung neuer militäriſcher Ideen; Pſychologiſche Erfahrungen; militäriſche Mahlerey; Hoſpital-Einrichtungen; Proviant-Fuhrweſen; Intelligenzblätter u. ſ. w. — Mehrere dieſer wichtigen Gegenſtände ſind noch ſo wenig bearbeitet, daſs es blos von den Vffn. abhängt, ob ſie etwas Neues und wirklich Nützliches liefern wollen. In wie weit dieſes in den vorliegenden drey erſten Bänden gelungen iſt, wird nachfolgende nähere Darſtellung zeigen.

Die im *erſten* Bande aus *Woltmann's* Geſchichte und Politik entlehnten Skizzen der franzöſiſchen Feldherrn, namentlich Dumourier, Moreau, Pichegrü, Hoche und Bonaparte, paſſen ganz für dieſe Schrift; eben ſo die Militär-Capitulation zwiſchen Frankreich und der Schweiz von 1803.; der jetzige franzöſiſche Militär-Etat; die franzöſiſche Ingenieurſchule zu Mezieres; neue Vorſchläge, das Planzeichnen auf beſtimmte Zeichen zurückzuführen; Anzeige des preuſsiſchen Kriegslexicons. Dänemarks neues Militärſyſtem; Baieriſche Verordnung über die Wahl der Subjecte zum Militär; Charakteriſtik preuſsiſcher Generale; Entſtehung, Fortſchritte und jetziger Beſtand der ruſſiſchen Armee; Reform in der Kriegsverwaltung der k. k. öſtreichiſchen Staaten; zweckmäſsige Ausſtellung der Siegeszeichen; über Invaliden; franzöſiſcher Militärcharakter u. ſ. w. Die Bemerkungen zu den neuen Vorſchlägen, das Planzeichnen auf beſtimmte Zeichen zurückzuführen (Bd. I. Heft 1. und Bd. II. Heft 4.), werden bey jedem richtig denkenden und erfahrnen Militär Beyfall finden. Warum will man doch Künſteleyen einführen, die höchſtens für die Muſse des Friedens, nicht aber für den Krieg paſſen? Wenn die üblichern Manieren nicht taugten, warum richteten ſich denn die gröſsten Feldherrn nach ihnen, warum bedienten ſich ihrer die bewährteſten Officiere? Rec. iſt keinesweges ein Feind nützlicher Neuerungen, er iſt daher auch dieſer nicht abhold; aber mancher General würde über das mühſelige Strichzählen, um den Böſchungswinkel der Höhen zu finden, auſser Stand geſetzt werden, das Terrain ſchnell und richtig zu überſehen. Eine ſolche Genauigkeit fordert der Krieg nicht; ein geübtes Auge iſt mehr denn Strichzählen. Die Vff. haben dieſen Vorſchlag trefflich berichtigt.

Die durch alle drey Bände laufende Beurtheilung des *v. Scharnhorſt*'ſchen Handbuchs der Artillerie bringt manche Gegenſtände zur Sprache, die äuſserſt wichtig, aber noch viel zu wenig öffentlich behandelt ſind, wie z. B. die wiſſenſchaftliche Bildung des Officiers. Immer berührt man bey dieſer Sache noch Extreme, ſelten wird die Mittelſtraſse gehalten. Es iſt allerdings eine ſehr gerechte Forderung, daſs derjenige, der zum Officier avanciren will, die dazu erforderlichen Kenntniſſe durch ein Examen vorher darthun muſs. Fähigkeiten ſind für den Officier *ſelbſt* nicht genug; ſie ſind das Grunderforderniſs eines jeden jungen Mannes, um zu einem Officier ſich geeignet zu machen, *allein* folglich viel zu wenig für den, der wirklich ſchon avanciren will. Es iſt Obliegenheit des Staats, dafür zu ſorgen, daſs ein jeder junge Mann die Gelegenheit zur Ausbildung ſeiner Fähigkeiten erhalte. Iſt dieſe vorhanden, ſo hängt es lediglich von einem jeden jungen Manne ſelbſt ab, ob er avanciren will, oder nicht; und es ſtimmt eben ſowohl mit der Gerechtigkeit, als auch dem Intereſſe des Staats überein, daſs unter den Lernenden keine Anciennetät Statt finde, ſondern daſs allein die gröſste Geſchicklichkeit entſcheide. Die gehörige Ausbildung und Prüfung der jungen Leute, ehe ſie Officiers werden, hebt die läſtige Nothwendigkeit, das Avancement der Officiere nicht nach der Anciennetät Statt finden zu laſſen, von ſelbſt auf. Wenn ein jeder Officier ein geſchickter Mann ſeyn muſs: ſo iſt die Anciennetät die erſte Gerechtigkeit; aber ſie bleibt auch ſo lange eine Ungerechtigkeit gegen die einzelnen Geſchickten, als man noch Leute ohne Kenntniſſe zu Officiers annimmt. Dieſe Ungerechtigkeit läſst manches Talent für den Staat ungenutzt, da hingegen Verdienſtloſe die erſten Stellen erreichen und dem

Digitized by Google

Staate grofsen Nachtheil zufügen. Zwar hat auch die Beförderung der jungen Leute zum Officier *nach l'ordienſt* ſeine Schwierigkeiten, da auch die Prüfenden Menſchen, und als ſolche wohl fähig ſind, Ungerechtigkeiten zu begehen; allein dieſe Schwierigkeiten können kein Grund ſeyn, bey jungen Leuten, die Officiere werden wollen, das Verdienſt nicht entſcheiden zu laſſen. Es kommt nur darauf an, dafs man in der Wahl der Mittel zur Hebung dieſer Schwierigkeiten glücklich iſt. Wenn z. B. der Monarch ſelbſt die Examinatoren der auf dem Punkt des Avancements ſtehenden jungen Leute beſtimmt, oder ſie durch den General-Stab ernennen läſst, ohne dafs ſie vorher jemand kennt, wenn hierzu mehrere ausgezeichnete Männer in der Armee ein für allemal beſtimmt ſind, ſo dafs es denen, die zum Vortheile ihrer Günſtlinge Connexionen ſuchen, unmöglich wird, ſolche zu finden: ſo werden der ungerechten Begünſtigungen bald weniger werden, und es wird ſchwer fallen, ohne erwieſene Geſchicklichkeit Officier zu werden. Wenn der Monarch die Conduiten-Liſten in der Art benutzte, dafs er die darin beſonders gerühmten unvorgeſehen auf die Probe ſtellte, ob das angegebene Lob auch auf Wahrheit beruhe: ſo würde er immer das wahre von dem falſchen Verdienſt richtig unterſcheiden, und ungerechte, dem Staate nachtheilige, Begünſtigungen weit ſicherer verhüthen können. Sehr richtig iſt übrigens bemerkt, dafs es nöthig ſey, junge Männer, die Officiere werden ſollen, über den gemeinen Unterofficier zu erheben. Eine auszeichnende Kleidung und Behandlung würde aber den vorgeſchlagenen Titel: *Lieutenant futur* füglich erſparen laſſen, da der Name bey der Sache gerade das wenigſte iſt. Eben ſo würde das Geſetz, dafs kein einziger Mann eher Officier werden kann, bevor er die zu dieſem Poſten nöthigen Grundkenntniſſe in einer Prüfung bewieſen hat, den, wenn gleich ſehr gut gemeinten, doch in der Ausführung ſehr ſchweren Vorſchlag des Hrn. *von Scharnhorſt* entbehrlich machen, *dafs nämlich die jungen Leute nach zwey bis drey Jahren Officier werden, aber keine Ancienneté erhalten ſollen.* Es iſt das Unrecht auf der Seite des Staats, wenn er, jenem Geſetze ungetreu, Leute zu Officieren macht, deren Unwiſſenheit ſie, nachdem ſie ſchon Officiere geworden ſind, für ihren Poſten unbrauchbar und des fernern Avancements unwürdig macht; er ſchafft dadurch unglückliche läſtige Weſen, und ſchadet der Würde des Officierſtandes ſelbſt; er kann alle dieſe Uebel ſicher verhüten, wenn er nur jenem Geſetze treu handelt. — Sehr richtig und ſchön iſt, was im *dritten* Hefte des 1. Bds. über die zweckmäſsige Ausſtellung der Siegeszeichen geſagt wird. Gewifs würde die Ausführung der Idee des Vfs., die bravſten Soldaten und Anführer von allen Regimentern der Armee in der Reſidenz um die eroberten Siegeszeichen feyerlich zu verſammeln, und ſo dieſe Veteranen öffentlich zu ehren und zu erfreuen, einen groſsen Eindruck auf den Geiſt des ganzen Heers machen, und den gleichgültigen Sinn des gemeinen Soldaten zum Enthuſiasmus erheben.

Eben ſo ſchön iſt das in dem nämlichen Hefte über *Invaliden* geſagte, und es iſt nicht zu läugnen, dafs der preuſsiſche Staat bisher für ſeine Invaliden das Mögliche, aber eben, weil ſeine Militär-Verfaſſung mit ſeinen übrigen Kräften in einigem Mifsverhältniſs ſtand, doch noch viel zu wenig that, als dafs der Anblick der Invaliden den jungen Krieger bey dem Gedanken an ſein Alter und an ſeine Invalidität ganz beruhigen, und ihn zum Heldenmuth anfeuern könnte. Im Ganzen genommen ſind die Invaliden in Rückſicht ihrer Würdigkeit zu wenig von einander abgeſondert, und die ganze Verfaſſung an ſich ſelbſt geſtattet jene Abſonderung zu wenig; es fehlt nämlich an hinlänglicher Verſchiedenheit der Verſorgungsarten, oder richtiger, *man verſorgt nicht genug nach l'ordienſt.* Und dann iſt die eigene Rohheit ſehr vieler Invaliden das gröfste Hinderniſs, um ſie anſtändig und belohnend zu verſorgen. Die Invaliden-Häuſer und Compagnieen faſſen bey weitem nicht alle Invaliden; viele Veteranen wünſchen in ihren letzten Tagen auch ein anderes als militäriſches Brod, weil jenes gewöhnlich reichlicher als dieſes iſt; es iſt aus dieſem Grunde auch zum Geſetz gemacht worden, geringe Civil-Bedienungen den invaliden Unterofficieren und Soldaten vorzugsweiſe vor anderen, die nicht Soldaten waren, als Verſorgung zu geben. Aber ein jeder dieſer Poſten, und ſey er auch noch ſo geringe, erfordert mehr Kenntniſs, als die mehreſten Invaliden beſitzen, ſie erfordern mit unter weit mehr Thätigkeit, als der gewöhnliche Garniſondienſt; und da die mehrſten Invaliden zu abgelebt und ungeſchickt ſind, als dafs ſie den Civilpoſten gehörig vorſtehen könnten: ſo iſt ihre Verſorgung im Civil mit ſehr bedeutenden Schwierigkeiten verbunden; und ſo bleibt es kaum vermeidlich, dafs auch manchem qualificirten Invaliden eine angemeſſene Verſorgung *im Civil unrechtmäſsiger* Weiſe verſagt wird. Dieſes iſt die Folge des Vorurtheils, welches beym Civil gegen die Invaliden im allgemeinen wegen der Unbrauchbarkeit ſo vieler derſelben ſtatt findet. Will der Staat mit Ernſt und Zuverläſſigkeit ſeine Invaliden nach Würdigkeit verſorgt wiſſen, ſo mufs er 1) die allzuhäufigen Exemtionen vom Kriegsdienſte, wodurch die Zahl der Supplicanten um die, für Invaliden ſich paſſenden Stellen ſo entſetzlich grofs wird, möglichſt einſchränken, 2) beſtimmen: dieſe und jene Stellen ſollen ſchlechterdings mit keinen anderen, als gedienten Militärperſonen beſetzt werden, 3) mufs er aber auch dafür ſorgen, dafs ſeine Invaliden im Militär-Dienſte nicht ganz ableben und für jedes andere Amt unbrauchbar werden; und 4) dahin ſehen, dafs es nie an ſolchen Subjecten unter den Invaliden fehle, welche ſich zur Verwaltung eines Civilpoſtens gehörig *qualificiren*, und welche auch die gehörige moraliſche Zuverläſſigkeit beſitzen. Den Civilbehörden iſt es nicht zuzumuthen, dafs ſie ſich mit unbrauchbaren Menſchen quälen ſollen, da ſie ja ebenfalls für ihre Aemter verantwortlich ſind. Man hört über dieſen Gegenſtand von den Militärperſonen oft ſehr unrichtige Urtheile fällen, weil ſie mit den Dienſtverhältniſſen des Civils

zu

Digitized by Google

zu wenig bekannt sind, als dafs sie dieselben gehörig zu würdigen und sich zu überzeugen im Stande wären, dafs man auch im Civil keine unbrauchbare Menschen dulden könne. Wird man den Unterofficier und gemeinen Mann in Unterrichtsanstalten bey den Regimentern im Rechnen, Schreiben und Lesen mehr ausbilden, wird man auch vom Officier selbst so viel Bildung verlangen, als es die Pflicht und die Würde seines Standes erfordern; so wird derjenige, welcher in seinem Berufe für den Kriegsdienst unbrauchbar wurde, im Civil immer eine anständige und ausreichende Versorgung finden, statt dafs mancher solcher Officiere und Soldaten jetzt, weil sie nicht zu gebrauchen sind, sich mit einer sehr kärglichen Pension behelfen müssen, und mit Unrecht über Ungerechtigkeit klagen.

Vortrefflich, und dem Rec. wie aus der Seele geschrieben, ist das, was über die öffentliche Ehrung der Invaliden gesagt wird. Es ist ein empörender Anblick, wenn man unter den Waffen grau gewordene Krieger in einem weit schlechteren Aeufseren als die noch jungen Soldaten, und daher von diesen wie von der übrigen Welt mehr bedauert als geachtet, traurig herumschleichen sieht. Der Soldat, der wirklich mit Ehre und Ruhm unter den Waffen grau geworden ist, sollte das ehrenvollste Aeufsere in seiner Kleidung tragen, Schildwachen müfsten ihm selbst Achtung mit den Waffen bezeigen; sein Anblick, sein ganzes Schicksal müfste den jungen Krieger mit gegründeter Hoffnung für sein Alter beleben, und ihn zu Heldenthaten anfeuern. Aber sehr viele Invaliden haben auch kein anderes Verdienst, als das einer langen, vielleicht schlechten Dienstzeit, viele haben dazu gar keinen moralischen Werth, und an diesen müfste der junge Krieger eine Warnung vor einem unrühmlichen Leben wahrnehmen. Eine Würdigung der Invaliden ohne Unterschied, ist eine Ungerechtigkeit gegen das wahre Verdienst und eine nachtheilige Begünstigung der Verdienstlosigkeit, die das Alter keineswegs entschuldigt. Alle diese noch viel zu wenig zur Sprache gekommenen Gegenstände, wird das jetzige allgemeine Unglück hoffentlich gründlich ans Licht stellen, und ihre weitere Behandlung wird dem Vf. zur Ehre gereichen.

Die im *ersten* Hefte des *dritten* Bds enthaltene historische Darstellung von der Entstehung und dem Wachsthum des französischen Haupt-Kriegs-Depots steht sehr an ihrem Orte; nicht minder der Aufsatz über das Verkaufen der Officierstellen bey der östreichschen Armee, der manche schiefe Ansichten berichtigt. Interessant ist die gegebene Nachricht über das Rekrutenwesen in Frankreich, und über die Art des Avancements der Officiere bey der franz. Armee, welche freylich von der bey den deutschen Armeen üblichen sehr abweicht. Das erste Avancement wird nämlich durch das Gouvernement besetzt, das zweyte durch die Wahl der Kameraden des vacanten Platzes, und das dritte durch die Anciennetät. Wird z. B. die Stelle eines Capitains vacant, so ernennt, ohne Ansehen des Alters und Ranges, der Kriegsminister einen Lieutenant dazu; kommt eine zweyte, so wählen alle Capitains ohne alle Rücksicht drey Lieutenants; die Staabsofficiere bestimmen dann, wer es seyn soll. Bey der dritten Vacanz wird ohne Anfrage der älteste Lieutenant gewählt. Man hat dadurch das Avancement nach der Anciennetät zu vermeiden gesucht, das wahre Verdienst sieht sich dadurch begünstigt, der Verdienstlose in der Regel nach Recht zurückgesetzt. Doch liegt noch einiges Willkürliche in der Sache, und ungerechte Begünstigungen sind daher auch nicht unmöglich. Aber wo ist in der Welt eine Sache ohne Mängel? Die beste ist diejenige, welche die wenigsten Mängel hat, die bessere also auch jene, wo die Anciennetät nicht eiserne Regel *ohne Rücksicht auf Verdienst* zur Verdrängung des wahren Verdienstes ist. Rec. wenigstens ist überzeugt, dafs es keine bessere Art des Avancements als jene geben könne, da die Wahl *mehrerer*, welche dabey Statt findet, den Ungeschickten und Ungesitteten nicht leicht treffen, und so ein jeder stillschweigend genöthigt wird, sich des fernern Avancements würdig zu machen. Diese Art macht die Anciennetät, auch in dem angenommenen Falle, dafs alle, die Officiere werden wollen, geschickte Leute seyn sollen, ohne Nachtheil und selbst ohne Unrecht entbehrlich.

Der im *zweyten* Hefte des *dritten* Bds u. f. enthaltene Aufsatz über das Tirailliren ist eine richtige Beleuchtung dieses nur zu wenig gekannten Gegenstandes, und dient zur Berichtigung mancher falschen Ansichten desselben. — Sehr an ihrem Orte steht die mitgetheilte Nachricht über die seit einigen Jahren in Berlin existirende Academie für Officiere; sie ist gewifs eine sehr gute Anstalt, aber für eine Armee, wie die preufsische, bey weitem nicht hinreichend: denn sie fafst ja nicht mehr als 40 bis 50 Lernende. Sie kann für den Generalstab freylich wohl die gehörigen Subjecte bilden; sie genügt aber nicht, um die zu sehr vernachläfsigte wissenschaftliche Cultur des Officierstandes, überhaupt genommen, zu heben. Dazu geschieht viel zu wenig, und das Wenige auch nicht einmal recht. Billig sollten und müfsten in einer jeden Inspection wenigstens dergleichen Akademieen seyn; aber nicht, so wie sie bis jetzt bestanden, wo man im Winter einigen oberflächlichen Unterricht in der Geometrie, Fortification und Planzeichnen gab, und im Sommer das wenig Gelernte wieder vergessen liefs. Dieser Unterricht hat nach den gesammelten Erfahrungen sehr wenig genutzt, und es möglich gemacht, dafs in vielen Regimentern an wirklich gut unterrichteten Officieren ein zu grofser Mangel war, als dafs er dem Staate nicht hätte nachtheilig werden müssen. Man bilde in der grofsen Academie zu Berlin die in der Armee sich befindenden besondern Talente zu Lehrern für die Inspectionen oder Divisionen aus; man bestelle diese Geschickten zu Lehrern; man belohne sie als solche durch besonderes Avancement und erhöhte Gage: so werden auch in der übrigen Armee Anstalten entstehen, in welchen Officiere in den ihnen nöthigen Wissenschaften Unterricht erhalten. Man setze diese Anstalten unter die Oberaufsicht der gro-

grofsen Militär-Akademie zu Berlin, man fordere jährlich Rechenschaft durch öffentl. Prüfungen: so wird die wissenschaftliche Cultur des Officierstandes sehr bald erhöht, und Verdienstlosigkeit, die der Würde des Militärstandes so sehr wehe thut, auf immer verbannt werden. Mögen diese Anstalten jährlich auch 50 und 60000 Rthlr. kosten, was thut dieses? Was ist *Geld*, das man bey andern Sachen noch so zwecklos verschwendet, gegen *geschickte Officiere?* Jetzt, da die jungen Leute bey so vielen Regimentern nicht einmal Gelegenheit finden, sich die nöthigen Vorkenntnisse zu verschaffen, kann mancher talentvolle junge Mann an dem Unterrichte jener Akademie nicht einmal Theil nehmen. Und was sind denn überhaupt die wenigen dort Lernenden für eine Armee von beynahe 250000 Mann? Die Officiere brauchen nicht *alle* Gelehrte zu seyn — bis dahin erstreckt sich auch die Forderung des Rec. nicht — sie müssen aber dasjenige wissen, was den eigentlichen Werth des Officiers ausmacht, und welcher bey weitem mehr, als der gewöhnliche Parade- und Wachtdienst in sich fasst.

Der im *vierten* Heft des *dritten* Bds enthaltene Vorschlag zu Errichtung einer Creditkasse bey den Regimentern, zur Unterstützung unbemittelter Officiere ist sehr zweckmäsig; allein er wird, wie so manches andere ähnliche Gute, noch lange frommer Wunsch bleiben. Man glaubt nicht, wie schwer selbst das Gute Eingang findet, wenn seine Ausführung den Eigennutz berührt.

GESCHICHTE.

PRAG, b. Widtmann: *Geschichte des K. Böhm. Appellationsgerichts*, von *Jos. C.* Grafen *v. Auersberg*, k. k. Hofrath bey der obersten Justizstelle. 1805. *Erster* Theil. 175 S. *Zweyter* Th. 214 S. 8.

Der Vf., jetzt Präsident des Landrechts in Böhmen, ward im J. 1800. selbst als Rath des k. Böhm. Appellationsgerichts angestellt, nachdem er vorher in gleicher Eigenschaft beym westgaliz. Appellationsgericht gestanden hatte. Gewohnt, nicht blos beym Mechanischen des Dienstes stehen zu bleiben, sammelte er Materialien zu einer Geschichte der böhm. Gesetzgebung, und giebt vorläufig diese Geschichte des böhm. App. Ger. als eine Probe heraus, die den Wunsch erregt, jede Stelle in der Monarchie möchte einen Mann aus ihrem Mittel aufzuweisen haben, der die Fragen dem Publicum beantwortete: welches war die ursprüngliche Bestimmung dieser Stelle? welche Veränderungen gingen mit derselben vor? wie entsprach sie der Erwartung des Monarchen und des Publicums? welche waren ihre Mitglieder, und welche darunter zeichneten sich vorzüglich aus? Rec. enthält sich aller Zergliederung der verschiedenen Rücksichten, in denen dies nützlich seyn könnte, und begnügt sich, dem Vf. seinen Dank dafür abzustatten, dass er mit Genehmigung Sr. Maj. des Kaisers, dem dieses Buch gewidmet ist, ein so treffliches Muster in dieser Art aufgestellt habe.

Bey dem Umstande, dass in Böhmen vorher von den adligen Tribunalen gar keine Appellation Statt fand, von den Städten aber zuweilen an den Magdeburger und Leipziger Schöppenstuhl appellirt wurde, verordnete K. Ferd. I. im J. 1548. das böhm. Appellationsgericht, bestehend aus 1 Präsidenten und 3 Räthen vom Herrnstande, 2 vom Ritterstande, 4 Doctoren der Rechte, und 5 Bürgern von Prag. — Die Bürger wurden nach und nach ausgeschlossen, nicht aber die Doctoren bürgerlichen Standes, welche nach wie vor bis auf den heutigen Tag Sitz und Stimme auch bey den obersten öftr. Gerichten haben. Ferd. II. unternahm im J. 1628. eine Reform des Collegiums, wornach es aus acht Gliedern vom Herren- und Ritterstande, und acht Doctoren nebst einem Präsidenten bestehen sollte; auch die Glieder vom Herrn- und Ritterstande mussten sich einer Prüfung unterziehen: alle sollten — nach dem damaligen Geiste des Hofes — katholisch seyn. Eine dritte Reform geschah 1644. durch Ferd. III. (Gelegentlich kommen S. 30—32. triftige Bemerkungen über die Rechte der Präsidenten bey Justiztribunalen vor.) Im J. 1651. ward dieser Appellationskammer die deutsche Lehnshauptmannschaft übertragen. Die vierte Reform kam vom K. Joseph II. im J. 1783. Nachdem der Vf. die Liste aller Präsidenten, Räthe und Subalternen seit der Entstehung des Gerichts fortgeführt hat, giebt er S. 136. von seinem jetzigen Wirkungskreise, S. 143. vom Appellationsprocess, und S. 159. vom Besoldungsstande des mehrgedachten Tribunals eine befriedigende Auskunft, und vergleicht am Schlusse die neue Verfassung mit der alten.

Der *zweyte* Theil enthält einen nach den Tagen des Calenders eingerichteten Nekrolog oder biograph. Nachrichten von den verstorbenen oberen und subalternen Mitgliedern dieser Justizstelle. *Folgende* Biographieen sind auszuzeichnen: S. 24. des Grafen Wenzel Spork, Protectors der Prager Tonkünstler-Wittwengesellschaft. S. 58. des Grafen Joh. Buquoi, Urhebers des Armen-Instituts. S. 106. des Wenzels Budowetz von Budowa (enthauptet am 21. Jun. 1621.). S. 123. des Grafen Prokop Lazanzky, der am 5. Aug. 1804. mit dem Ruhm, einer der treuesten und wackersten Minister seines Souverains gewesen zu seyn, sein Leben schlos. S. 157. des Joh. Jacob v. Weingarten, eines fruchtbaren Schriftstellers; endlich S. 200. des Grafen Leopold Clari, zuletzt k. k. Staatsministers. Eine offene Denkart, Eifer für den Dienst, und Einsicht in das Justizfach zeichnen den Vf. vortheilhaft aus. Eine Stelle aus der Biographie des Budowa (S. 109.) mag hier einen Platz finden: „Budowa ein Mann, der unter der Regierung des Kaisers *Ferd. I.* erzogen, und unter Maximilian II. an *die Gewissensfreyheit* zu sehr gewöhnt worden, war immer an der Spitze derjenigen, welche ihre Gerechtsame zu vertheidigen beflissen waren. Als man ihm im Gefängnisse den Rath gab, den beleidigten Kaiser um Gnade zu bitten, antwortete er: ich will lieber sterben, als das Vaterland sterben sehen."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. Junius 1807.

MATHEMATIK.

Berlin und Stralsund, b. Lange: *Vorstellung der Gestirne auf vier und dreyßig Kupfertafeln*, nebst einer *Anweisung zum Gebrauche*, und einem *Verzeichniß von* 5877 *Sternen, Nebelflecken und Sternhaufen*, von *J. E. Bode*, Königl. Astronom, Mitglied der Akademieen der Wiss. zu Berlin, London, u. s. w. *Zweyte* sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1805. 127 und 132 S. 4. (6 Rthlr.)

Auch mit französischem Titel:

Représentation des Astres sur trente-quatre planches en taille-douce, avec une *Instruction sur la manière de s'en servir*, et un *Catalogue d'étoiles* etc. par *J. E. Bode* — *Séconde* Edition. 1805. 4.

Der *Flamsteedsche* Himmelsatlas, den der Vf. im J. 1782. nach *Fortin* um den dritten Theil verkleinert, und mit Verbesserungen und Zusätzen auf 34 Blättern sammt einem beygefügten Sternverzeichnisse heraus gab, war lange Zeit das wohlfeilste und vollständigste, was man in diesem Fache in Deutschland hatte, bis vor einigen Jahren ein Werk von ungleich gröfserer Ausdehnung, die Uranographie eben desselben Vf. mit 20 Sternkarten in gröfstem Format, und einem Catalog von 17000 Sternen hinzu kam. Da das letztere Werk für manche Kenner und Freunde der Sternkunde noch zu kostbar seyn dürfte, und der Text zu dem früher erschienenen Himmelsatlas nicht mehr zu haben war, so entschlofs sich der um die Gestirnbeschreibung höchst verdiente Vf., diesen Atlas noch einmal sorgfältig revidirt und stark vermehrt herauszugeben. — Die Anzahl der *Karten* zu dieser neuen Ausgabe ist geblieben; 26 derselben stellen die einzelnen Sternbilder bis zum 38 Grade südlicher Abweichung vor, so dafs die Sterne nach gerader Aufsteigung und Abweichung für das J. 1780. eingetragen, zugleich aber auch punktirte Linien für ihre Länge und Breite gezogen sind; die erste und 28ste Tafel enthalten die nördliche und südliche Halbkugel, für die gegenwärtige Zeit entworfen; Taf. 29. stellt noch vollständiger die südlichen Gestirne nach *de la Caille* vor. Auf Taf. 30. und 31. werden merkwürdigere Stellen des Himmels, wie die sternreichen Gegenden des Siebengestirns, der Hyaden, der Praesepe, auch mehrere bis aufs J. 1782. bekannte Nebelsterne, Sternhaufen und Doppelsterne, letztere nach *Christian Mayer*, besonders abgebildet. Taf. 32. giebt eine den Anfängern in der Astrognosie nützliche Nachweisung der vornehmsten Sterne durch zusammengezogene Linien und Figuren, und Taf. 33. und 34. liefern einen bey Erklärung alter Schriftsteller brauchbaren Entwurf der nördlichen und südlichen Halbkugel des Himmels für die Zeiten der alten Griechen und Römer, nach einem marmornen Globus im Farnesischen Pallaste zu Rom, den auch *Bentley* in seinem *Manilius* hat abbilden lassen. Schon der Anblick der Karten zeigt, was für eine starke Vermehrung die Karten der neuen Ausgabe in Vergleichung mit den ältern erhalten haben; die letztere begriff etwas über 5000 Sterne, unter die einzelnen Sternbilder vertheilt; in der neuen sind noch 5000 von *de la Lande* (oder dessen Neffen *Le Français*) und andern Astronomen beobachtete Sterne hinzugekommen, aber gleichfalls für das J. 1780. eingetragen worden, da es, wie der Vf. erinnert, bey dem Endzwecke dieser Karten auf das Jahr, für welches sie zunächst entworfen sind, eben so wenig als auf die strengste Genauigkeit beym Eintragen in einem so beschränkten Raume ankommt. Manche Oerter von Sternen der vorigen Ausgabe hat indefs der Vf. wirklich verbessert, so weit Correcturen auf schon gestochenen Kupferplatten möglich waren. Auch die meisten Sterne des neuen der gegenwärtigen Ausgabe angehängten *Piazzischen* Sternverzeichnisses (wovon unten) sind zwar eingetragen; aber mehrere derselben fehlen, und dagegen, wie der Vf. selbst bemerkt, und Rec. durch verschiedene Vergleichungen bey einigen Blättern sich versichert hat, stehen viele andere in der neuen Ausgabe der Karten, aber nicht in jenem Sternverzeichnisse, und sind ohne Zweifel aus des Vfs. gröfserem Werke, seiner Uranographie vom J. 1801., an gehörigen Orten eingeschaltet. Vielleicht dürfte doch einigen Lesern, besonders solchen, die einen mehr wissenschaftlichen Gebrauch von diesem Himmelsatlas machen wollen, ein Dienst damit geschehen seyn, wenn der Vf. etwa in einem Anhange zu dem *Piazzischen* Catalog die gerade Aufsteigung und Abweichung derjenigen Sterne, die nicht in diesem Verzeichnisse, aber doch in den Karten vorkommen, wenigstens auf Minuten hin hätte nachtragen wollen. Die Karten liefern übrigens auch eine beträchtliche Anzahl von Nebelflecken und Sternhaufen; schon die erste Ausgabe hatte 130 derselben enthalten. — In der *Anleitung zur Erläuterung und zum Gebrauche der Karten* ist dem deutschen Texte gegenüber durchaus auch der französische beygefügt, da die vorige Ausgabe nur deutschen Text hatte. Der *erste* Theil dieser Anleitung lehrt die Verzeichnungsart und Einrichtung der Karten genauer kennen, und enthält eine nähere, auch mit mythologi-

schen Nachweisungen verbundene, Beschreibung jedes einzelnen Sternbildes mit der Anweisung, die Sterne in demselben kennen zu lernen, eine umständliche Anzeige von allen auf den letzten Karten abgebildeten Sternhaufen, Nebelflecken, veränderlichen und doppelten Sternen, einige astronomische Tafeln, und die Auflösung einiger astronomischen Probleme mittelst der im Atlas befindlichen Karten. Von ganzen Sternbildern begreift die neue Ausgabe folgende eilf erst nach dem J. 1782. am Himmel eingeführten, durch *Le Monnier*, das Rennthier und den Vogel Einsiedler, durch *Hell* das *Herschel'sche* Teleskop und die Georgsharfe, durch *de la Lande* den Aerntehüter, den Mauerquadranten, den Luftballon und die Katze, und durch den Vf. die Friedrichsehre, die Elektrisirmaschine und die Buchdruckerwerkstatt. (In dem Verzeichnisse der 86 in den Karten aufgeführten Sternbilder nach der Ordnung, wie sie in gerader Aufsteigung auf einander folgen, fehlt, zwischen dem Löwen und der Luftpumpe, die in Taf. 26. abgebildete Katze.) Unter den Tafeln lehrt die Ite und IIte wie Theile des Aequators in Zeit, und diese in jene zu verwandeln sind; Taf. III. giebt den Ort der Sonne in Graden und Minuten für jeden Tag des Jahrs auf die Mittagsstunde in Berlin, eigentlich für die Jahre berechnet, welche mitten zwischen zwey Schaltjahren fallen, aber mit geringer Veränderung auch für andere Jahre brauchbar; Taf. IV. liefert, ebenfalls für die Mitte zwischen zwey Schaltjahren, den östlichen Zeitabstand des Widderpunkts von der Sonne für jeden Tag des Jahrs; diese beiden Tafeln der vorigen Ausgabe mussten, wegen des im J. 1800 ausgelassenen Schalttages, völlig umgearbeitet werden. Taf. V. enthält die halben Tagbogen der Sterne auf Stunden und Minuten berechnet, für die nördlichen Polhöhen von 40 bis 62 Grad, und für nördliche und südliche Declination der Sterne von 1 bis 32 Grad; es ist dabey die Wirkung der Strahlenbrechung mit in Rechnung gezogen. Die Probleme, welche mit Hülfe der Sternkarten auf eine angenehme und leichte Art sich auflösen lassen, sind hauptsächlich folgende: eine Mittagslinie mittelst der Fixsterne zu ziehen, den Ort der Sonne, die nie auf- und untergehenden, und die im Meridian stehenden Sterne zu finden, die Culminationszeit eines Sterns, dessen Mittagshöhe, auch Auf- und Untergang, und aus ähnlichen Erscheinungen die Stunde der Nacht zu berechnen, den Stand der zu gleicher Zeit sichtbaren Gestirne auf jede Stunde der Nacht durch die beiden Planisphären der ersten und 27sten Tafel für unsere Zeiten, und durch Taf. 33. und 34. auch rückwärts für das Zeitalter der Griechen und Römer zu finden. Der *zweyte* Theil der Anleitung begreift das angehängte Sternverzeichniss, wovon auch ein besonderer Abdruck im nämlichen Verlage unter folgendem Titel ausgegeben wird:

Berlin, b. Lange: *Verzeichniß der geraden Aufsteigung und der Abweichung von* 5505 *Sternen*, nach den Beobachtungen des Hn. D. *Piazzi*, in Palermo, und von 372 der vornehmsten Nebelflecken und Sternhaufen nach den Beobachtungen verschiedener Astronomen, für den 1. Januar 1800., zusammengetragen von *J. E. Bode*. 1805. 132 S. 4. (1 Rthlr. 18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Catalogue de l'ascension droite et de la déclinaison de 5505 *étoiles*, d'après les observations de Mr. *le* D. *Piazzi*, à Palerme, et de 372 nébuleuses *et* amas d'étoiles, pour le 1. Janv, 1800. rédigé par *J. E. Bode*. 1805. 4.

Der ersten Ausgabe des Himmelsatlas von 1782. hatte der Vf. theils einen grösern Catalog aller in die Karten damals eingetragenen Sterne, theils die genaueren Ortsbestimmungen von 282 der vornehmsten Fixsterne nach *Bradley* und *de la Caille* beygefügt; statt dessen giebt er nun das gegenwärtige höchst schätzbare Verzeichniss, das neueste und genaueste in solcher Vollständigkeit, das man für jetzt besitzt, und wofür ihm die praktischen Astronomen um so mehr Dank wissen werden, da die grösere Schrift, aus der es entlehnt ist, nur in weniger Händen seyn kann. Dieses Verzeichniss ist nämlich ein Auszug aus dem berühmten Werke, dem das Nat. Inst. in Paris den astronomischen Preis vom J. 1803. zuerkannt hat: *Praecipuarum stellarum inerrantium positiones mediae ineunte seculo XIX., ex observationibus habitis in specula Panormitana ab anno* 1792. *ad* 1802. *Panormi* 1803., 812 S. *Fol.* Von den 6748 Sternen, welche dieses Werk enthält, und welche *Piazzi* mit seinen vortrefflichen *Ramsden'schen* Instrumenten, einem fünffüssigen Mittagsfernrohr, und einem eben so grossen ganzen Kreise meistens mehrmalen beobachtet hat, liefert der Vf. bey weitem den wichtigsten Theil, da die von ihm übergangenen 1243 Sterne nur von der achten, oder auch einer geringeren, von *P.* unbestimmt gelassenen *Grösse sind*. Ausser der geraden Aufsteigung *und* Abweichung, welche bey *Piazzi* auf Tausend- und Hunderttheile der Secunde, hier aber nur auf ganze Secunden zur Ersparung des Raums angesetzt sind, ist auch bey jedem Sterne seine Grösse nach *P.* Beobachtungen, sammt der jährlichen Veränderung der Declination und Rectascension, und der Nr. der *Bodeschen* Uranographie (Berlin 1801.) beygefügt. Nicht weniger angenehm wird den Freunden der Sternkunde das auf den *Piazzischen* Catalog noch folgende Verzeichniss von 372 Nebelflecken und Sternhaufen seyn, welche von den 2500 durch *Herschel* entdeckten und in *acht* Klassen vertheilten nur die kenntlichsten aus den *fünf* letztern Klassen, von der *vierten* bis zur *achten*, enthalten; die von der *vierten* Klasse nennt *Herschel* planetarische Nebelflecke, Sterne mit milchfarbigem Nebel, *mit kurzen* Schweifen und andern merkwürdigen *Gestalten*; die übrigen bis zur *achten* Klasse sind *sehr* grosse, reichhaltige, gedrängte und dichte Haufen kleinerer oder gemischter Sterne, die gleichförmig oder ungleich zerstreut sind, und worüber das nähere in den Berliner astronomischen Jahrbüchern zu finden ist. Der Ort dieser Sterne nach gerader Aufsteigung und Abwei-

Digitized by Google

weichung, und deren jährlicher Aenderung ist, nach *Herschel's*, *Messier's*, *Michain's* und anderer Beobachtungen, ebenfalls auf den 1. Jan. 1800. angesetzt. Die genauere Ortsangabe dieser Art von Sternen kann zu verschiedenen lehrreichen Betrachtungen führen, dergleichen der Vf. selbst in den Denkschriften der Berliner Akademie von 1794. und 1795. angestellt hat; er bemerkt z. B. dass beynahe alle neblichte Stellen von der *sechsten* bis *achten* Klasse, die sich durch Teleskope noch in Sterne auflösen lassen, in der Milchstrasse oder nahe bey derselben sich befinden, mithin noch zu dieser Milchstrasse, wovon auch unser Sonnensystem mit seinen Tausenden von Kometen und Planeten ein Theilchen ist, zu gehören scheinen; dass hingegen in ungleich grösserer Anzahl die übrigen Nebelflecken überall am Himmel zerstreut angetroffen werden, folglich weit jenseits *unserer* Milchstrasse liegen müssen, und selbst vielleicht eigene Milchstrassen bilden.

St. Petersburg, gedr. b. der Kais. Akad. d. Wiss., und Berlin, in Commiss. b. Quien: *Anleitung zu der astronomischen Bestimmung der Länge und Breite*, zum Gebrauche der Herren Officiere vom Generalstabe, auf Befehl Sr. Kaiserl. Majestät entworfen von *Friedr. Theodor Schubert*. *Zweyte* vermehrte Ausgabe. 1803. 83 S. 4. (mit 2 Kupfert.) (2 Rthlr.)

Die Veranlassung zu dieser in unsern Blättern bisher noch nicht erwähnten Schrift ist auf dem Titel angedeutet. Der berühmte Vf. hatte von seinem Monarchen den Auftrag erhalten, einige Staabsofficiere mit astronomischen Kenntnissen und Beobachtungsmethoden so weit bekannt zu machen, dass sie bey Vermessung der Provinzen zur astronomischen Orientirung der Hauptpunkte gebraucht werden könnten. Es gelang ihm auch, eine Anzahl derselben so zu bilden, dass bereits durch ihre trigonometrische und astronomische Arbeiten die Geographie des russischen Reichs viel gewonnen hat. (Vergl. *Bode's* astron. Jahrb. auf 1807.) Der Vf. wünschte nun, nach geendigtem mündlichen Unterricht, seinen Zöglingen einen kurzen Abriss des wichtigsten, und zugleich eine Sammlung aller Tafeln, die zu den praktischen Rechnungen erfordert werden, in die Hände zu geben, und erhielt vom Kaiser den Befehl, einen solchen Abriss auf Kosten des Staats durch den Druck bekannt zu machen. Dem Vf. selbst unerwartet, erschien eine russische Uebersetzung dieses Abrisses von Hn. *Roumovsky*; dies veranlasste ihn, das Werk umzuarbeiten, und es auch für Auswärtige mehr nutzbar zu machen; in dieser *zweyten* Auflage, mit der zugleich eine russische Uebersetzung erscheint, sind daher mehrere Zusätze, die weitere Ausführung und zum Theil die Beweise der Hauptsätze hinzugekommen. Die ganze Anleitung verbindet mit der fruchtbarsten Kürze so viele Präcision und Deutlichkeit im Vortrage, auch eine solche für Anfänger hinreichende Vollständigkeit in den analytisch-trigonometrischen Beweisen, dass man wünschen muss, das Werk nicht nur in den Händen recht vieler Militärpersonen zu sehen, denen es zunächst bestimmt ist, und die sich dadurch in den Stand gesetzt sehen würden, für die Geographie einzelner Staaten ungemein viel nützliches zu leisten, sondern dass überhaupt Liebhaber der Stern- und Erdkunde, die etwa mit den nöthigsten Vorkenntnissen versehen sind, und für die andere blos den Astronomen bestimmte Schriften; wie z. B. die treffliche Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung von *Bohnenberger*, zu weitläuftig seyn möchten, vielfachen guten Gebrauch davon machen könnten. — Nach vorläufiger Erklärung einiger Hauptbegriffe der sphärischen Astronomie handelt das *erste* Kapitel *vom Gebrauche des Spiegelsextanten*, eines Werkzeuges, um dessen nützliche Verbreitung in Russland der Vf. grosse Verdienste hat; wie Mondsdistanzen und Sternhöhen damit zu nehmen sind; Berichtigung des Instruments und Correction der Höhen, an Beyspielen nachgewiesen. II. *Berichtigung der Uhr.* Ueber diesen Gegenstand ist der Vf. besonders ausführlich, und man kann es auch angehenden Beobachtern nicht oft genug sagen, dass eben so viel auf die richtige Bestimmung der Zeit einer Beobachtung, als auf die letztere selbst ankommt, oder dass vielmehr das Beobachten selbst etwas viel leichteres ist, als die Berichtigung der Zeit. Von den Mitteln, die Voreilung oder Verspätung einer Uhr zu finden; täglicher Gang derselben aus Sternverschwindungen, correspondirende Höhen, einzelne Höhen, Mittagsverbesserung, Interpolation der zur Zeitberichtigung nöthigen Elemente aus astronomischen Jahrbüchern. III. *Bestimmung der geographischen Länge* durch Chronometer, Monds- und Sonnenfinsternisse, auch Sternbedeckungen. Auf die mühsamere Berechnungsart der beiden letztern, um daraus die Länge der Oerter herzuleiten, lässt sich der Vf. mit Recht nicht ein, und verweist sie an eigentliche Astronomen, so wie er es überhaupt vermeidet, seine Leser in ein gar zu ermüdendes astronomisches Detail zu führen. Dagegen wird umständlicher von der Längenbestimmung durch Mondsdistanzen gehandelt, die *Bordasche* Formel dafür erwiesen, und solche auf besondere Fälle in ausführlichen Berechnungen angewendet. IV. *Bestimmung der Polhöhe* durch Sterne in der Nähe des Pols, durch Mittagshöhen der Sonne und der Fixsterne, durch eine Anzahl einzelner Sonnen- und Sternhöhen, woraus zugleich die Zeit, und die Breite des Orts gefunden wird, endlich durch Circummeridianhöhen. Für letztere Methode giebt der Vf. statt der gewöhnlichen Formel, die blos Abweichung und beyläufige Breite des Orts erfordert, eine andere, welche die Höhe des Gestirns selbst enthält. Der Vf. erwähnt hiebey keiner Correction wegen der veränderlichen Abweichung der Sonne zwischen dem Mittage und der Zeit der Beobachtung. Es ist wohl nicht überflüssig, darauf Rücksicht zu nehmen, da zu gewissen Zeiten des Jahrs die Abweichung um so viele Secunden sich ändert, als der Abstand der Beobachtung vom Mittage Zeitminuten beträgt, und da man die Höhen öfters nicht so ganz nahe um den Mittag haben kann. Indess ist es etwas sehr

Digitized by Google

sehr leichtes, jene Correction mit in Rechnung zu nehmen, wenn man, um durch Subtraction oder Addition der Abweichung zur reducirten Höhe die Aequatorshöhe zu erhalten, nur diejenige Abweichung der Sonne jedesmal wählt, die im Augenblicke der Beobachtung selbst statt hatte. V. *Bestimmung der Mittagslinie*, zuerst beyläufig durch Schattenlängen, oder besser, durch correspondirende mit einem Sextanten genommene Sonnenhöhen, dann noch genauer, durch Sternculminationen. Anwendung des Diopterlineals bey einem Messtische zu gleichen Zwecken. VI. *Zeichnung geographischer Karten*, kurz, deutlich und vollständig sowohl in theoretischer als praktischer Hinsicht, und mit besonderer Beziehung auf Russland vorgetragen, und ein wichtiger Zusatz, den diese neue Auflage vor der ersteren voraus hat. Der Vf. lehrt hier, der Hauptsache nach, die bekannte *Bonnesche* Methode, die auf der Abwicklung einer Kegelfläche beruht, und bey der die Meridiane als gerade Linien, die Parallelen als Kreise erscheinen; Beweis der hieher gehörigen Formeln, sowohl der genaueren, wie man sie für grösere Länderstrecken, z. B. für Russland oder Europa, als der abgekürzten und einfacheren, wie man sie für Provinzen von kleinerem Umfange, z. B. Finnland, braucht. Auch dieser Abschnitt, so wie die vorhergehenden, ist durch ausführliche Muster von Berechnungen nach den vorgetragenen Formeln hinlänglich erläutert. — Noch folgt die Erklärung und die Art des Gebrauchs der beygefügten für den Zweck, wozu sie bestimmt sind, hinreichend vollständigen Tafeln. Taf. 1. enthält die *Bradleysche* Refraction, Taf. 2. die Sonnenparallaxe für den ersten Tag jedes Monats, und von zwey zu zwey Graden der Höhe. Die mittlere Parallaxe ist hier zu 8″, 47 angenommen; wahrscheinlich ist sie doch etwas grösser; sie wird von den meisten Astronomen gegenwärtig auf 8″, 7 gesetzt. Taf. 3. Verbesserung der Mondshöhen sowohl durch Refraction als durch Parallaxe; beide Correctionen sind hier zu mehrerer Bequemlichkeit beym Gebrauche zusammen gezogen. Taf. 4. u. 5. Zeit in Bogentheile des Aequators, und diese in jene zu verwandeln. Taf. 6. Scheinbare, bereits durch Präcession, Nutation und Aberration verbesserte gerade Aufsteigung, und mittlere blos durch Präcession verbesserte Abweichung für 18 der vornehmsten Sterne, auf den 1. Jan. und 1. Jul. eines jeden Jahrs von 1804 bis 1820. voraus berechnet, die Rectascension auf Centesimalsecunden der Zeit, die Declination nur auf einzelne Secunden; da von der Declination der Fixsterne bey Sextantenbeobachtungen wenig Gebrauch gemacht wird: so schränkte sich der Vf. bey dieser auf wenigere Genauigkeit ein. Von dieser Tafel, die, wie die folgenden, auf den russischen Kalender alten Stils gestellt ist, kann vorzüglich zur Berichtigung der Uhren häufige Anwendung gemacht werden. Taf. 7. 8. 9. Mittlere Rectascension der Sonne in Zeit für den Petersburger Meridian, auf den Mittag jedes ersten Monatstages und auf Hunderttheile von Secunden in Zeit berechnet, nebst der mittlern Bewegung der Sonne in Zeit, um jene mittlere Rectascension für jeden besondern Zeitpunkt zu finden, und der Verwandlung der so gefundenen Rectascension in mittlere Sonnenzeit. Diese Tafeln dienen, um bey Nacht durch Sternculminationen die Zeit zu berichtigen. Taf. 10. Correction des Mittags aus correspondirenden Sonnenhöhen. Taf. 11. Correction des Mondhalbmessers in verschiedenen Höhen. Taf. 12. Culminationszeit von 18 Sternen auf jeden ersten Monatstag, auf Viertelstunden genau berechnet, um blos eine vorläufige Kenntniss von dieser Zeit zu verschaffen. Einige der obigen Tafeln sind vom Vf. berechnet, andere aus den neuesten astronomischen Schriften entlehnt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Altenburg*, in d. Rink'schen Buchh.: *Deutschland unter Rudolph von Habsburg bis Siegmund.* Ein Lesebüchlein für alle Stände, zum Beweise dass unsere Zeitgenossen, in Vergleichung mit jenen, unter den besten Fürsten zu leben das Glück haben. 1804. 145 S. 8. (10 gr.) — Das Aushängeschildchen: *ein Lesebüchlein für alle Stände* ist Rec. immer verdächtig: denn unter hundert Fällen, giebt es kaum *zehn*, wo es passt. So ist es auch mit dem gegenwärtigen Buche. Der Vf. nahm einige unserer grösseren Handbücher, machte daraus, für den gewählten Zeitraum, einen Auszug in einer Sprache, welche gemeinnützig seyn soll, und glaubte nun, ein vortreffliches Stück Arbeit geliefert zu haben. Wenn er aber nun einmal auf diese Art verfahren wollte, so hätte er nur einen *genauen* Auszug machen, und nichts von seinen Kenntnissen und Urtheilen hinzu thun sollen. Denn dass diese von grosser Unwissenheit des Vfs. in der Geschichte zeugen, könnte Rec. mit mehreren Stellen des Buches beweisen. Zur Probe nur folgende: S. 7. „Seit Karl dem Grossen hatte man keine Schritte vorwärts gethan u. s. w." Nun wahrlich, wer so etwas behaupten kann, der muss Deutschland unter den sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaisern, welche ja bekanntlich noch *vor Rudolphen* regierten, schlecht kennen. — S. 18.: „Werner von Eppenstein war eben zum Erzbischofe von Maynz erwählt worden, und musste nach Rom gehen, um den *Priestermantel* zu holen, denn dieses mussten jetzt die deutschen *Bischöfe* nach dem Willen der Päpste thun." Also den *Priestermantel?* Wahrscheinlich hatte der Vf. von dem *pallium* gelesen, welches sich die *Erzbischöfe* in Rom holen mussten, schlug sein Lexicon auf, fand *pallium* durch *Mantel* übersetzt, that nun, weil von einem Geistlichen die Rede war, den andern Theil der Composition *Priester* hinzu, und so entstand *Priestermantel*, mithin *ein ganz neues* Factum in der deutschen Geschichte. Kurz *dieses* Lesebüchlein zeigt Lesern aus allen Ständen, dass es unter unsern Zeitgenossen noch immer Leute giebt, die schon *lehren* wollen, ehe sie *gelernt* haben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Junius 1807.

NATURGESCHICHTE.

Erfurt, b. Henninge. Dr. *J. J. Bernhardi's Beobachtungen über Pflanzengefäße, und eine neue Art derselben.* 1805. 82 S. 8. M. 2 Kpfrt. (14 gr.)

Nicht leicht wird man in einer Schrift von so geringem Umfange eine gröfsere Menge neuer, anziehender, lehrreicher Bemerkungen, neben so vielen übereilten, gewagten, halb wahren oder ganz falschen Behauptungen finden, als in dieser. Rec. gesteht ohne Rückhalt, dafs die Untersuchungen über die mannichfachen Formen der Pflanzen-Gefäfse sehr fruchtbare Folgerungen gestatten, dafs die Einwendungen, die Hr. *B.* gegen manche neuere Entdeckungen macht, auf scheinbaren Gründen beruhn, und einer ernsthaften Beherzigung werth sind, und dafs in dem Ganzen ein rühmliches Bestreben sich von Vorurtheilen zu befreyen und seinen eignen Gang zu wählen, sichtbar wird. Aber mit diesen Vorzügen ist eine der Naturkunde immer nachtheilige Bemühung verbunden, alles zu zerreifsen, was sich verbinden läfst, überall mehr Mannichfaltigkeit zu zeigen, als die Einfachheit der Natur gestattet, und dadurch den Gesichtspunkt zu verrücken oder zu verdunkeln, aus dem man die Forderungen der Vernunft befriedigen kann. Man hatte bisher wahrscheinlich zu machen gesucht, dafs nur zwey Urformen in vollkommnern Pflanzen vorherrschen: die Zellform und die Schraubenform: man hatte die mannichfaltigen Erscheinungen aus diesen beiden herzuleiten und zu zeigen gesucht, dafs die Zellen, wenn sie durch den Trieb der Säfte in die Länge gezogen werden, in die Form der Röhren, dafs die Schraubengänge, wenn sie verwachsen, in die Form der Treppengänge übergehen, und, wenn sie wieder verschwinden oder eben erst entstehen, sich als wurmförmige Körper zeigen, auch bisweilen, bey sehr starkem Antriebe, zerreifsen und sich in Ringform darstellen. Dieſs alles gab allgemeine Uebersichten, dieſs beruhte auf Beobachtungen, dieſs befriedigte die Ansprüche der Vernunft auf Einheit in der Mannichfaltigkeit. Dagegen kämpft nun Hr. *B.*, indem er eben so viel eigene Gefäfse, als Formen annimmt, indem er die Anstalten der Natur ohne Zweck, die Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen ohne Zusammenhang und die Verschiedenheit der Formen ohne innern Entstehungsgrund darstellt. Man erlaube uns hierüber ins Einzelne zu gehen.

Wir müssen schon die Ordnung des Vfs. umkehren, und zuerst die Mannichfaltigkeit prüfen, die er in die Zellform bringt. Er giebt zwar zu, dafs *Hedwigs* lymphatische Gefäfse der Oberhaut wohl Scheidewände des Zellgewebes seyn mögen; aber er behauptet doch, dafs die eigenthümlichen Säfte sich in eigenen Kanälen oder Röhren bewegen. Ja er geht so weit, zu behaupten, (S. 67.) dafs, wer sie läugne, dadurch nur seine Unfähigkeit zu dergleichen Untersuchungen verrathe. Rec. will, aus Hochachtung für Hn. *B.* seinen Unwillen zurückhalten, und bekennt im Gegentheil ganz unbefangen, dafs das Daseyn dieser eigenen Saftgefäfse von dem Vf. mit den scheinbarsten Gründen unterstützt worden ist. Man findet diese Saftgefäfse bey manchen Gewächsen, z. B. bey den Euphorbien, dem Mohn und den Syngenesisten nur in der Rinde, in andern, z. B. den Contorten, Fichten und Kürbissen in der Nähe der Bündel von „Luftgefäfsen." Wo sie sehr weite Mündungen haben, kann man deutlich bemerken, „dafs ihre Wände aus einem gedrängten Zellgewebe bestehen. Man könnte sie daher als Höhlungen, als Kanäle im Zellgewebe betrachten, wenn durch diese Vorstellung etwas gewonnen wäre." Und warum sollte damit nichts gewonnen seyn? Lücken im Zellgewebe, wie sie so häufig erscheinen, sind doch eben so wenig eigene Gefäfse, als die grofsen Zellen in der *Sagittaria* u. a., deren Wände aus Zellgewebe zusammengesetzt sind. Sehr genau bestimmt der Vf., dafs diese sogenannten Gefäfse sich nicht in den Wurzeln finden, (natürlich, weil hier keine solche Ausdehnung statt finden kann) dafs sie nur in den jüngern Trieben der *Periploca* und *Asclepias* vorkommen, dafs in den Sumach-Arten die obern Theile der Aeste mit denselben versehen seyn. Der Saft bewegt sich in diesen Gefäfsen nicht eigentlich abwärts: dieſs ists, was der Vf. auf einleuchtende Weise darthut. „Es wird dieser Saft vielleicht aus dem Safte des Zellgewebes der Rinde und des Marks abgesondert und in diese Gefäfse, als Behälter, niedergelegt." Diese Vorstellung ist gewifs richtig und verdient allgemeinen Beyfall. Nun aber gränzt an diese wohl begründete Behauptung eine zweifelhafte, nämlich, dafs in der Rinde überall kein Absteigen statt finde. Der Vf. schränkt sie aber selbst sogleich wieder ein, so dafs man hierbey nicht aufs Reine kommt. Wir werden dergleichen schwankende Behauptungen und Widersprüche gegen das einmal Bekannte noch in der Folge bemerken. So wird gleich bey der folgenden Betrach-

Digitized by Google

tung über die Gefäfse des Baftes behauptet, dafs fich Luftgefäfse (Schraubengänge) in ihm erzeugen, und gleich nachher heifst es, man könne nicht beweifen, dafs die Luftgefäfse vorher Baftgefäfse gewefen feyn. Uebrigens fey der Baft voller zuführender Gefäfse, die, in der *Afclepias fyriaca*, als einfache Röhren, ohne alle Querwände erfcheinen. Diefs foll vermuthlich eine Einwendung gegen die Erklärung der auffteigenden Kanäle aus geftreckten Zellen feyn. Allein diefe Erklärung bleibt dem Rec. doch noch die wahrfcheinlichfte, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Man beobachte den Fruchtftiel der Jungermannien: diefer befteht, bey mäfsiger Vergröfserung betrachtet, aus lauter parallelen faft ununterbrochenen Kanälen. Unterfucht man fie näher, fo wird man doch Zwifchenwände gewahr, wie fie *Schmidel (icon. et anal.* t. 48. fig. 5. 14.) trefflich darftellt. 2) Man beobachte *Vaucher's* Polyfpermen, die in der Jugend gegliederte, im Alter ununterbrochene Röhren darftellen (*Vaucher* tab. 10. fig. 1 — 3. *Dillwyn* tab. 29. B. C.). Man vergleiche damit andere Conferven, welche *falfch gegliedert* genannt werden. In der Jugend befteht die ganze Röhre gleichfam aus einem zufammenhängenden *Mutterfchlauch:* diefer zieht fich im Alter zufammen und macht Abfätze, die auch in der Röhre fichtbar werden, und ihr das Anfehen der Gliederung geben. (*Roth catal.* 3. p. 204.) 3) Man fehe felbft Hn. *Bernhardi's* Zeichnungen von diefen Gefäfsen nach. Was Taf. 2. fig. 4. b. als ein Haufen ununterbrochener Röhren erfcheint, das zeigt fich Taf. 1. fig. 3. b. fchon in Abfätzen, wodurch man auf Scheidewände fchliefsen kann. Und fo ift es wirklich. Man verlaffe fich nicht auf den äufsern Schein: man fpüre der Entftehung der auffteigenden Kanäle in den zarteften Pflänzchen nach, und man wird fie urfprünglich durch Scheidewände unterbrochen finden, die fich in der Folge mehr und mehr verlieren.

Aber wir wenden uns nun auch zu der zweyten Urform, der Schraubengänge. Hier haben wir es mit noch weit mehrern Irrthümern und paradoxen Behauptungen zu thun. Zuvörderft behauptet der Vf., die Schraubengänge feyn in einem eigenen zarten Kanal eingefchloffen, aus welchen fie fich aber leicht herausziehn laffen, weil fie mit ihm gar nicht zufammenhängen. Das Dafeyn eines folchen äufsern Kanals läfst fich aber eben fo wenig erweifen, als das Dafeyn des innern Ganges, welchen *Hedwig* in den Schraubengängen annahm. Was der Vf. dafür anfieht und nur zu fchön abbildet, ift das umgebende Zellgewebe, deffen geftreckte Zellen freylich gewöhnlich zunächft die Bündel von Schraubengängen umgeben, die aber zuverläffig nicht befondere gefchloffene Röhren bilden, die jeden Spiralgang befonders einfchliefsen. Es kann auch Niemand dergleichen Röhren zugeben, wer die Bündel, in denen die Schraubengänge neben einander liegen, jemals näher unterfucht hat, und wer bedenkt, dafs gerade das Durchfchwitzen der aufgefogenen Flüffigkeiten in das die Schraubengänge umgebende Zellgewebe eine nothwendige Bedingung der Vegetation ift, die bey einem folchen einhüllenden Kanal unmöglich ftatt finden kann. . . Der Hauptpunkt aber, wodurch fich der Vf. von allen bisherigen Pflanzenforfchern unterfcheidet, ift feine Idee von der Verfchiedenheit der Treppen- und Schraubengänge. Jene feyn ununterbrochene, undurchbohrte Kanäle mit hervorftehenden Falten, deren Zweck doch gar nicht einzufehen ift. Sie entftehen, fagt er S. 38., niemals aus den Schraubengängen, und S. 24. giebt er ausdrücklich eine folche Entftehung durch Uebergang zu. So wenig Rec. fich in diefen Widerfpruch finden kann, eben fo wenig weifs er zu reimen, was der Vf. gegen die Querritzen in den Treppengängen und für feine Querfalten oder Erhöhungen fagt. Rec. fieht deutlich, wenn das Sonnenlicht auf die Treppengänge fällt, Ritzen und Oeffnungen, aber keine Erhabenheiten: auch reifsen die Treppengänge nur durch diefe Ritzen, und daffelbe Gefäfs, welches eine Strecke lang Schraubengang war, wird oben Treppengang. Es ift daher unbegreiflich, warum man noch die Treppengänge für etwas anders als veränderte, an den Seiten verwachfene Schraubengänge nehmen will. Früherhin war behauptet worden, auch in den jüngften Trieben finden fich immer nur Schrauben- in den ältern Treppengänge. Hr. *B.* meint, die Farrenkräuter ftehn dem entgegen. In ihren zarteften Wedeln fey die Treppenform fchon unverkennbar. Um Vergebung: die zarteften Wedel zeigen die Schraubenform, aber freylich anders als in andern Gewächfen, ungefähr fo wie in der *Mufa*, *Canna*, *Saccharum* und *Renealmia:* d. h. als Bänder, die mit feinen Querritzen durchbohrt find und fich fpiralförmig winden. Diefe Form ift fo verfchieden als die Form der Schraubengänge in den Kürbisarten, wo immer mehrere Fäden neben einander liegen, und fich durchkreuzen. Das alles aber find Abänderungen einer Grundform. Wenn wir nun auch in den Farrenkräutern, noch mehr in den Pteroiden (*Lycopodium* und *Stachygynandrum Beluf.*) und Palmen faft nichts als Treppengänge finden: ift es denn vernunftwidrig, zu fagen, dafs hier die ganze Oekonomie fchon auf eine frühere Verwachfung der zarteften Fafern hinführt? Ift es nicht viel beffer, diefs anzunehmen, was der Chemismus jener Gewächfe fo trefflich erläutert, als jede Erfcheinung vereinzelt, ohne Zweck und ohne Zufammenhang, für eine eigenthümliche Form zu halten?

Mit diefer Behauptung des Vfs. hängt eine andere zufammen, welche die Lage der Schraubengänge betrifft, und die noch unrichtiger ift als die vorige. Nicht im äufserften Umkreife des Splints *find nach* ihm bey Holzpflanzen die Schraubengänge zu fuchen, fondern in der Nähe des Marks. Treppengänge, geftehn er, find im Splint; aber die Schraubengänge, aus welchen jene niemals entftehen, finden fich doch nur in der Nähe des Marks. Hierbey verwirrt er fich dann fo fehr, durch Verwechfelung von Baft und Splint

Digitized by Google

lint und durch Widersprüche gegen die Natur, dafs
n erstaunen muſs. Wir wollen sehen, ob wir die
che klarer machen können. Zuvörderst bemerke
n, dafs wir von Holzpflanzen sprechen und nicht
n Sommer-Gewächsen, bey denen allerdings die
hraubenängeg in der Nähe des Markes in kreisför-
igen Bündeln stehen. Aber bey diesen Gewächsen
ja von Splint auch nicht die Rede. Bey allen Holz-
anzen aber wächst das Holz von innen nach aufsen:
e Jahre setzen sich an dem äufsern Umfange neue
efäfse an, die, als die jüngsten, allemal in der
hraubenform erscheinen. Man untersuche im Frühe, wenn der Saft eintritt, die jungen Zweige der
äume, und es kann nicht anders seyn, man wird
lemal im äufsern Umfange des Splintes, niemals in
er Nähe des Marks, die Schraubengänge antreffen.
Vas Rec., und mehrere hundert Zuhörer mit ihm, seit
ehn Jahren immer auf gleiche Weise gesehen hat,
arüber bleibt ihm kein Zweifel mehr; zumal, wenn
ie ganze Vegetation dafür spricht. Unbegreiflich ist
em Rec., wie Hr. *B.* den Wurzeln die Schraubenänge abläugnen kann. In den Wurzeln der Sommerewächse sind sie viel schöner und gröfser als im tamme. Unbegreiflich ist, wie der Vf. noch von erwandelung des Bastes in Holz sprechen kann, da *u Hamels* Versuche längst widerlegt sind.

Hr. *B.* nimmt noch ringförmige Gefäfse an, die ichts als abgerissene Theile der Schraubengänge sind, nd in Gräsern in sie übergehen. Er gestattet endlich och halsbandförmige Gefäfse, die nichts als Treppengefäfse von beträchtlicher Gröfse oder Kanäle sind, an deren Wänden sich festere Stoffe niedergeschlagen haben. Die Kupfer sind sehr schön gearbeitet, aber hier und da ist die Natur verschönert, und besonders bey Taf. 2. fig. 7—12. hat dem Zeichner die Einbildungskraft eben so den Pinsel geführt, wie wir dies den Mirbelschen Zeichnungen vorwerfen mufsten.

SCHÖNE KÜNSTE.

HADAMAR, im Verl. d. N. Gelehrten-Buchhandl.: *Adam, oder das verlor'ne Paradies.* Ein Gemälde des ersten bestraften Ungehorsams, von *Stephan Christoph Staufebach.* 1805. IV und 140 S. gr. 8. (10 gr.)

Wenn eine Menge bunter oft verzeichneter Figuren und grell aufgetragener Farben, übrigens ohne Plan und Haltung, ein Gemälde genannt zu werden verdienen, so ist auch vorliegendes Produkt ein Gemälde. Gleich der Anfang des Werks spricht den Charakter des Ganzen aus:

„Sanft wie das Gelispel säfstönender Wellen entschlüpften die ersten harmonischen Stunden der glückseligen Jugend in Edens Gefilden. Adams *brünstige* Seele — *so duldend* und Gottes Geheimnifs umschliefsend (?) — stieg oft, stark von Gottes Wunder ergriffen, vollen Flugs zum Himmel empor — und hing mit *nafsem Blicke* am fernen Blau des hohen Gewölbes. Wonnetrunken *forschte* sein Auge Bilder der sanften Unschuld *herbey* — und — die geheime Quelle seines Innern entsiegelnd — erwachten aufs neue *so starke* und edle Gefühle *des ersten gottgeschaffnen Mannes* in ihm!!

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. 1) *Wien*: *Der Taubstumme, und dessen Brauchbarmachung zu bürgerlichen Handwerken und andern Gewerben.* Eine Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung der Taubstummen (in Wien). Von *J. M. Weinberger.* 28 S. 4.

2) *Ebend.*: *Versuch über eine allgemein anwendbare Mimik in Beziehung auf die methodischen Geberdezeichen der Taubstummen.* Eine Einladungsschrift u. s. w. von *J. M. Weinberger.* 40 S. 4.

Hr. *W.*, der Vf. dieser zwey Schriften, zeigt sich in denselben als ein Mann, der über die behandelten Gegenstände reiflich nachgedacht hat, ein gebildetes Denkvermögen besitzt, und aufmerksam angehört zu werden verdient. Man mufs dem Wiener Taubstummen-Institute zu dem Besitze eines so einsichtsvollen und dabey so humanen Mitarbeiters aufrichtig Glück wünschen. Unstreitig gehört die gedachte Anstalt unter die vorzüglichsten dieser Art, und die Nachrichten, die der Vf. in beiden Schriften über den gegenwärtigen Zustand derselben ertheilt, verdienen gelesen zu werden. Kurz, aber interessant, sind die Notizen, die er in Nr. 1. über die Entstehung der Taubstummen-Institute mittheilt. Die Kunst, die Taubstummen zu unterrichten, soll schon im 16ten Jahrh. erfunden worden seyn. In Spanien sollen zwey handschriftliche Urkunden existiren, welche beweisen, dafs die Taubstummen damals nicht nur im Lesen, Sprechen, Schreiben, Rechnen und in der christlichen Lehre unterrichtet worden sind, überdiefs noch die lateinische, griechische, italiänische und spanische Sprache verstanden haben sollen, sondern auch dadurch in den Stand gesetzt worden sind, Geistliche und Soldaten zu werden, Güter zu verwalten, und väterliche Lehen zu beherrschen. Der erste Schriftsteller, welcher über die Methode des Taubstummen-Unterrichts geschrieben hat, ist *Juan Pabbo Bonnet.* Den Spaniern gehört demnach das Verdienst der wohlthätigen Erfindung, Taubstumme zu bilden. Das meiste Aufsehen machte indefs das Pariser Institut für solche Unglückliche, an welchem der ehrwürdige *l'Epée vierzig* Jahre lang unentgeldlich arbeitete, und dabey seine Glücksgüter zum Besten dieser Unglücklichen auf die edelste Art verwandte. Nach seinem Tode übernahm die Regierung diese wohlthätige Anstalt, übergab sie der Leitung des Abbé *Sicard*, und setzte die Anzahl der aufzunehmenden Zöglinge auf hundert fest. Sie vergröfserte sich aber bald so stark, dafs man sich gezwungen sah, noch eine zweyte Anstalt der Art zu Bordeaux unter der Direction des Hn. *Saintfernin* zu errichten, die bereits über 60 Zöglinge zählt. Auch aufserhalb Frankreichs entstanden bald ähnliche Institute, namentlich zu Leipzig, Berlin, Zürich, Kiel und London, später zu Prag, Grüningen, Genua, und die kleine Anstalt in Bayern, die im J. 1805. nur acht Zöglinge zählte. Seit 1802. besteht auch zu Waitzen in Ungarn eine Taubstummen-Anstalt, die nach der Wiener eingerichtet, und durch patriotische Beyträge der Nation, so wie des öftr. Kaisers für 50 Zöglinge gegründet worden ist, deren Anzahl aber bis auf 60 anwachsen dürfte. Das

Wie-

Digitized by Google

Wissen u. s. w. Taschenbuch. Jahrgang 1827. Mit 12 Kupfern. Leipzig, Hinrichs. 12. (2 Thlr. 12 Gr.)

Dieses Taschenbuch, das sich durch seine Ausstattung, durch Reichhaltigkeit, mannichfaltige Abwechslung und durch Wohlfeilheit empfiehlt, ist nun schon in seinem 7ten Jahrgange erschienen, und wird, wie wir hoffen, auch ferner seinen Freunden nicht fehlen. Es enthält diesmal folgende Aufsätze: 1) Die Kunst, Gesellschaften zu geben, von Gleich. 2) Die Kunst, Gesellschaften zu besuchen, von demselben. 3) Die Kunst, Gesellschaften zu verlassen, von demselben. 4) Die Kunst, Gesellschaften zu machen, von demselben. 5) Die Kunst, Gesellschaften zu vermeiden, von demselben. 6) Die Kunst, Gesellschaften zu lieben, von demselben. 7) Die Kunst, Gesellschaften zu hassen, von demselben. 8) Die Kunst, Gesellschaften zu ertragen, von demselben. 9) Die Kunst, Gesellschaften zu fliehen, von demselben. 10) Die Kunst, Gesellschaften zu suchen, von demselben. 11) Die Kunst, Gesellschaften zu finden, von demselben. 12) Die Kunst, Gesellschaften zu verachten, von demselben. Diese Aufsätze sind, wie man sieht, alle von demselben Verfasser, und haben eben darum den Vortheil, dass sie sich gegenseitig ergänzen, und dass man sie, wenn man will, als ein Ganzes betrachten kann. Sie sind, wie alles, was Gleich schreibt, gut gedacht und gut geschrieben. Die Wiener Schule hatte ihn früher nicht für Gesellschaften gebildet, und darum ist er auch in Gesellschaften nicht ganz in seinem Elemente. Er ist zu gelehrt, zu tief, zu ernst, zu wenig witzig, zu wenig geistreich, zu wenig gewandt, zu wenig gefällig, zu wenig Weltmann, zu wenig Hofmann, zu wenig Diplomat, zu wenig Höfling, zu wenig Schmeichler, zu wenig Heuchler, zu wenig Lügner, zu wenig Verläumder, zu wenig Ränkemacher, zu wenig Intriguant, zu wenig Spion, zu wenig Kuppler, zu wenig Bösewicht, und zu wenig Dummkopf, um in Gesellschaften, wo alle diese Eigenschaften mehr oder weniger vereinigt sind, ganz in seinem Elemente zu sein. Er kann nur einen Theil dieser Eigenschaften besitzen, und auch diesen nur in einem geringen Grade, und darum ist er in Gesellschaften nicht ganz in seinem Elemente

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. Junius 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in d. Vofs. Buchh.: *Reife um die Welt* in den Jahren 1800, 1801, 1802, 1803 und 1804., auf welcher der Verfaffer die vorzüglichften Infeln in der Südfee und die englifchen Colonien zu Port-Jackfon und Norfolk-Eiland befucht hat. Von *Joh. Turnbull.* Aus dem Englifchen überfetzt von *Ph. Chr. Weyland*, herz. fächf. Weimar. Legationsrath. Des *Magazins von merkwürdigen neuen Reifebefchreibungen — Sieben u. zwanzigfter* Band. 1806. 359 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Keine eigentliche Reife um die Welt, fondern um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Neu-Holland, den Gefellfchafts- und Sandwich-Infeln, und von da auf demfelben Wege nach England zurück, wird hier unter einem zu viel verfprechenden Titel, den englifche und deutfche Offenheit hätte verwerflich finden follen, verkauft. Dank jedoch den Freunden des Vfs., die ihn überredet haben, diefes blofs für ihre Belehrung beftimmte Buch drucken zu laffen! Zu einer Handlung an der Nordweftküfte von Amerika wurde von Privatmännern im J. 1800. ein Schiff, das nicht über 120 Tonnen hielt, ausgerüftet, auf welchem der Vf. die Ladung und das ganze Handelsfach zu beforgen hatte, und das auf dem Wege dahin auch andere Speculationen nicht aus der Acht laffen follte. Zu Port Jackfon blieb der Vf., um die aus England mitgebrachte Ladung abzufetzen. Der Capitain fegelte mit dem Schiffe nach der Nordweftküfte von Amerika. Nachdem aber diefe Speculation fehlgefchlagen war, wollte er in der Baffe's Straffe eine Ladung von Häuten (von Seekälbern oder Robben, die zur Zeit der Entdeckung der Straffe in zahlloſer Menge daſelbſt angetroffen wurden) einnehmen, welches durch gewiffe daſelbſt ans Land gefetzte Leute beforgt werden follte, und die Lebensmittel, die in Port Jackfon für keinen Preis zu haben waren, auf den Gefellfchafts-Inſeln erhandeln. Weil auf diefen Inſeln wohl Schweine ſind, aber kein Salz zu haben iſt: ſo wurde dadurch eine Reiſe nach den Sandwich-Inſeln, wo Salz im Ueberfluſſe iſt, nothwendig. Das Schiff aber ſcheiterte auf den Fahrten zwiſchen den Geſellſchafts-Inſeln, und Capitain und Vf. kehrten auf einem andern Schiffe nach Port Jackſon zurück. Von dem Einkauf und Verkauf der Häute iſt nicht weiter die Rede, und der Vf. ſcheint die Abſicht, eine in Handlungs-Rückſichten vortheilhafte Reiſe zu machen, nicht erreicht zu haben. Seinen durch widrige Schickſale verlängerten Aufenthalt in Otaheiti hat er dazu benutzt, den Charakter der Einwohner und den Zuſtand der engliſchen Miſſionarien genauer kennen zu lernen. Eben ſo wichtig und neu iſt das, was er von den Sandwich-Inſeln berichtet. Der jetzige Zuſtand von Europa läſst nicht erwarten, daſs die Britten in dieſe entfernte Weltgegenden bald wieder Schiffe abſenden werden. Die Amerikaner fangen an, ſich in den Beſitz des Handels nach Nordweſten von Amerika zu ſetzen. Ihnen aber verdanken wir noch zur Zeit keine Seereiſen. Wir wollen jetzt dem Vf. auf ſeiner Fahrt folgen, und einige ſeiner vornehmſten Bemerkungen (denn das Buch iſt zu reichhaltig, als daſs wir nicht darauf unſer Verſprechen beſchränken müſsten) ausheben. Er erreichte bald, nachdem er am 1. Jul. 1800 Portsmouth verlaſſen hatte, Madera, wo die Betteley ſehr läſtig war. Um das neue Schiff, welches in einem ſehr lecken Zuſtande war, auszubeſſern, wurde zu St. Salvador auf der Küſte von Braſilien angelegt. Bekanntlich darf nur Rio Janeiro von fremden Schiffen beſucht werden. Der Vf. hatte alſo wohl keinen hinlänglichen Grund, auf den Gouverneur ſehr unwillig zu werden, daſs er dem Schiffe nur vier Tage zu den nöthigen Ausbeſſerungen verſtatten wollte. Mehr Grund ſcheinen ſeine Beſchwerden über den Vorzug, der den Spaniern gegeben wird, zu haben. Kurz vor ſeiner Abreiſe lief ein mit 100000 Dollars und einer reichen Ladung bepacktes ſpaniſches Schiff ein, um auf portugieſiſchen Schiffen nach Europa geführt zu werden. Auf dem Cap verweilte der Vf. einen Monat. Zufriedenheit und Gefühl von Unabhängigkeit werden als die Hauptzüge in dem Charakter der Einwohner angegeben. Durch die Straſse von Bancca (Banck's) ſegelte das Schiff nach Port Jackſon, fand aber daſelbſt durch die Ankunft mehrerer engliſcher Schiffe den Markt mit Waaren überfüllt, und die Kolonie ſelbſt faſt ganz von Gelde entblöſst. Die ſchon angeführte Urſache bewog den Vf., in Sydney zu bleiben, wo er Gelegenheit hatte, ſowohl die Coloniſten als die Eingebornen zu beobachten. In der Stadt wohnen wenigſtens 2600 Menſchen, wovon 450 Militär- und Civilbeamte ſind. Die meiſten Coloniſten ſind Irländer, die wegen Aufruhrs hieher verbannt ſind, und ſich, wenn von einem Feinde ein Angriff geſchähe, zu ihm ſchlagen würden. Hat nun gleich zur Zeit die Colonie ihre vornehmſte Schutzwehr in ihrer Armſeligkeit: ſo iſt doch eine Verſtärkung des Militärs, die auch zur Beſchützung der Civilobrigkeit nöthig wird, ſehr anzurathen. Die Colonie leidet oft Mangel an Fleiſch und andern Lebensbedürfniſſen, woran die falſche Oekonomie der Regie-

Digitized by Google

gierung Schuld sey, daß sie das Gute nicht gethan, und daß sie Widerstand gefunden, und wieder Sache und Sache zugeschrieben haben, was nicht ihre Schuld war, und was ihnen nicht zur Last, obgleich der Regierungsform, die sie verwarfen, zur Last gelegt werden konnte. Wenn sie nun, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht zu Stande kommen, und Alles beim Alten bleibt, so wird die Verbitterung, die sie dadurch gegen die Regierung fassen, nicht ohne Folgen für die Ruhe des Staates bleiben können. Diese Folgen werden nicht ausbleiben, sie müssen sich äußern, sie müssen sich äußern, sobald sich nur irgend eine Gelegenheit dazu darbietet, und diese Gelegenheit wird sich darbieten, sobald nur irgend eine Veränderung in den Verhältnissen des Staates eintritt, sobald nur irgend eine Gährung entsteht, sobald nur irgend eine Partey sich bildet, die sich gegen die Regierung erklärt, sobald nur irgend ein Mann auftritt, der sich an die Spitze einer Partey stellt, und sie zu Gewaltthätigkeiten gegen die Regierung aufruft. Alle diese Dinge werden nicht ausbleiben, sie müssen sich äußern, sie müssen sich äußern, sobald sich nur irgend eine Gelegenheit dazu darbietet

den Amerikanern eingeführten Meubeln und Hausgeräth veranlafst worden ist. Die vielen Europäer, die sich in den Diensten des Oberhaupts der Inseln, Tamahama befinden, und durch die er Häuser im europäischen Geschmack zu bauen, Schiffe auszurüsten, Kriege zu führen, und Handel mit Nordamerika zu treiben angefangen hat, wurden hier durch den Schiffszimmermann vermehrt, der heimlich entwich, und zu dessen Zurückforderung der engl. Capitän sich zu schwach glaubte. Attowaie war noch unter der Herrschaft eines Königs, den Tamahama von Woahu verdrängt hatte, der aber auch hier Gefahr lief, von dem ehrgeizigen und herrschsüchtigen Tamahama unterjocht zu werden. Er ist entschlossen, wenn ein Angriff erfolgen, und für ihn unglücklich ablaufen sollte, mit den Europäern auf der Insel, die ein zu einer langen Reise ausgerüstetes Schiff erbaueten, auf demselben in See zu stechen, und auf einer unangebauten Insel in Westen, oder auf Otaheiti in Süden einen Zufluchtsort vor dem Tyrannen zu suchen. Während seines Aufenthaltes am Bord des Schiffes hatte er Gelegenheit, sich von der Treue und Ergebenheit seiner Unterthanen auf eine ihm sehr angenehme Weise zu überzeugen. Durch seine Gegenwart wurden sie auch ermuntert, sich mit den Matrosen in einen Handel einzulassen, und der Vorrath von Salz ward ansehnlich vermehrt. Weniger Salz, aber eine aufserordentliche Menge von Yamswurzeln erhielt man in Onehow, der andern dem rechtmäfsigen Könige von Attowaie getreu gebliebenen Insel. Auf Owaihi erfuhr der Vf. viel von dem grofsen Manne der Südsee, Tamahama, aus dem Munde des Engländers Young, der schon 14 Jahre auf der Insel zugebracht hat, und das Vertrauen des Oberhaupts in einem vorzüglichen Grade geniefst. Tamahama selbst war mit den Chefs der Inseln nach Mauwi gereiset, wo er ein königliches Schlofs bauen läfst. Persönliche Bekanntschaft mit ihm hat der Vf. nicht gemacht. Allein die Erzählungen Youngs und anderer Engländer in Owaihi flöfsten ihm eine grofse Bewunderung dieses aufserordentlichen Mannes ein. Seitdem der Capitän Vancouver ihm ein Schiff hat bauen lassen, hat er sich zum Besitzer einer Flotte von mehr als 20 Schiffen, von denen jedes 25 bis 50 Tonnen enthält, und zum Herrn einer bedeutenden Seemacht, mit welcher er sich die ganze Gruppe der Sandwichinseln unterwerfen kann, emporgeschwungen. Durch den häufigen Verkehr mit den Europäern haben seine Unterthanen mechanische Künste gelernt. Die Deportirten von Botany Bay pflanzten Zuckerrohr, und machten Branntewein daraus. Den übeln Folgen, die aus dem Genufs dieses geistigen Getränks unter den neuen Ansiedlern, entstanden, wufste Tamahama durch eine kluge Verordnung vorzubeugen. Seine Schiffe segeln nach der Nordwestküste von Amerika mit Feuergewehr, Schiefspulver, Eisenwaaren und Zeuchen von verschiedener Art, die sie von Europäern und Anglo-Amerikanern erhandelt haben; der einheimischen Producte, Sandelholz, Perlaufterschalen und Perlen nicht zu gedenken. Bald werden sie auch einen Handel mit China eröffnen, wenn die Einwohner in der Schifffahrtskunst noch besser unterrichtet sind. Dafs sie darin mehr Fortschritte machen werden, ist nicht zu bezweifeln. Sie sind weit sinnreicher, mehr aufgeklärt, und in Künsten mehr erfahren, als die Otaheitier. Ihre Spiefse, Keulen, Matten, Kalabassen, Fischangeln und anderes Geräthe sind weit vollkommener, als die in Otaheiti. Ihre Kanoes übertreffen an Stärke und Schönheit alle übrigen auf der Südsee. Die englische Sprache haben mehrere erlernt, so dafs sie sich darin verständlich machen können. Die Otaheitier können noch nicht einzelne englische Wörter nachsprechen. Mehrere in Otaheiti im Schwange gehende schändliche Gebräuche, z. B. der Kindermord, sind auf den Sandwichinseln unbekannt. Der Vf. räth daher der Missionsgesellschaft, mit der Bekehrung dieser Insulaner einen Versuch zu machen, wenn gleich die Otaheitier von Natur sanfter und gefchmeidiger sind. Die auf den Inseln ansäfsigen Europäer könnten auch das Vorhaben befördern.

(*Der Beschlufs folgt.*)

NEUERE SPRACHKUNDE.

1) Halle, in d. Ruff. Verlagshandl.: *Praktische Anweisung zum Sprechen der französischen Sprache*, oder die Kunst, diese Sprache nach einer neuen und faslichen Methode gründlich verstehen, sprechen und schreiben zu lernen, von *G. F. Le Mang*, Sprachlehrer an der neuen Stadtschule in Köthen. [Nebst einem französ. Nebentitel.] 1805. XII u. 224 S. 8. (16 gr.)

2) Strasburg u. Paris, b. König: *Französische und deutsche Gespräche.* Ein Versuch, durch praktische Anweisung Anfängern im Französischen das Sprechen zu erleichtern. *Vierte* verb. u. mit neuen Gesprächen verm. Original-Ausg. 1803. VIII u. 280 S. 8. (16 gr.)

3) Halle, in Comm. d. Ruff. Verlagsh.: *Interessante französische Briefe*, nebst *deutschen Nachahmungen* zur Bildung des Verstandes und Herzens, oder *die Kunst, mit dem Geiste der französischen Sprache ganz vertraut zu werden*, als nothwendiger Anhang der prakt. Anweisung zum Sprechen der franz. Sprache, von *Grégoire Ferd. Le Mang*, Professeur de la langue françoise à Coethen. 1806. XXIV u. 451 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auf dem Gebiete des praktischen Sprachunterrichts, besonders was das methodische Verfahren betrifft, dem Schüler auf eine leichte und angenehme Art zum gewandten Gebrauche der französischen Sprache im geselligen Umgange zu verhelfen, scheint uns Hr. *L. M.* ganz in seinem Wirkungskreise zu seyn, von welchem aus seine zweckmäfsige Thätigkeit vorzüglich denjenigen sehr nützlich werden mufs, die den Vortheil geniefsen, unmittelbar von ihm selbst Anleitung zum französischen Sprechen zu erhalten. Seine unter Nr. 1. angezeigte Schrift kann daher nicht nur

Digitized by Google

nur denen ein willkommenes Geschenk seyn, welche im wirklichen Besitze fester grammatischer Grundkenntnisse stehen, folglich auch die nöthigen propädeutisch-mechanischen Uebungen in ihrer Gewalt haben, und überdiefs mit einem gewissen Vorrathe von Wörtern und Phrasen sich zu versehen wufsten, sondern auch selbst solchen bedauernswürdigen Sprachfreunden, die in Hinsicht jenes erstern Erfordernisses wenig oder gar nicht der Erwartung entsprechen, und den wichtigen Verlust auf jenem Wege einigermafsen durch den Erwerb des französischen Sprachtactes zu ersetzen suchen, — das Einzige, was noch ihrer Anstrengung werth seyn mag. Nur müssen wir als nothwendige Bedingung des unfehlbaren Eintretens jedes zu hoffenden Vortheiles, sowohl bey der einen als bey der andern Gattung der genannten Schüler, die Leitung solcher Lehrer voraussetzen, die, wie Hr. *L. M.*, mit der erforderlichen Geschicklichkeit in der Handhabung gewisser didactischer Kunstgriffe zugleich den *nämlichen* achtungswürdigen *Eifer* für das Interesse ihrer Berufspflichten verbinden. — Die Schrift umfafst 52 Lectionen, d. h. kurze, über verschiedene und interessante Gegenstände der geselligen Unterhaltung sich verbreitende französische und deutsche Gespräche, welche von der 28sten Lection an mit nützlichen Sprachbemerkungen begleitet werden. Jedem Dialog folgt immer eine sogenannte *Praktik*, d. h. eine veränderte Anwendung seines Stoffes in der Form deutscher Uebersetzungsaufgaben, die jedoch im Ganzen wieder dialogisches Gepräge haben, aber in fortlaufender Zeilenordnung gegeben sind, und aufser einer (oft nur zu freygebigen) Menge von Wörtern und Phrasen nebst ihren deutschen Bedeutungen noch zum Theil mit ergänzenden instructiven Noten ausgestattet erscheinen. Als Anhang kommt zuletzt eine in alphabetischer Folge unter deutschen Rubriken aufgeführte Reihe von *sinnverwandten Wörtern* und *einigen besondern Redensarten*. Von den erstern werden manche auch schon in den Anmerkungen der Lectionen gelegentlich mitgetheilt. Was die letztern betrifft, so gönnt Rec. mehrern von ihnen den Platz nicht, den sie einnehmen, theils weil sie gar zu bekannt und in dem schlechtesten Lexicon zu finden sind, theils weil sie wegen ihrer Unvollständigkeit doch nicht befriedigen, und man überhaupt in einem solchen Lehrbuche kein Vocabular sucht.

Dem Lehrer, der die methodisch-praktische Anweis. des Hn. *L. M.* zum franz. Sprechen sich angeeignet hat, empfiehlt Rec. als einen trefflichen, gehaltreichen, und verständig bearbeiteten dialogischen Stoff die unter Nr. 2. genannte Schrift, welche Gespräche aus den mannichfaltigsten Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, ja selbst des feinern Umganges, enthält, und in der That eine anschauliche und fruchtbare Kenntnifs von dem wahren Geiste der französischen und der deutschen Sprache giebt. Richtig wird in der Vorrede bemerkt, dafs ihrem Gebrauche die Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten grammaticalischen Regeln vorangehen müsse, und eben deswegen wurde die in den vorigen Ausgaben befindliche, auf die theoretischen Principien des Französischen sich beziehende Einleitung diesmal weggelassen, und an deren Stelle eine lehrreiche *Sammlung von Germanismen und andern fehlerhaften franzöf. Redensarten der Deutschen* gesetzt, welche daher an der Spitze des Ganzen steht. Der Gespräche sind 97, von denen einige unter dem Titel: *Erklärung der Wörter*, einzelne lexicographische Anmerkungen haben, die aber, wie Rec. glaubt, überflüssig seyn möchten. Für eben so überflüssig hält er auch die am Schlusse auf ungefähr 26 Seiten beygefügten theils französischen, theils deutschen Anekdoten, Geschäftsbriefe, vertrauliche Briefe und Maximen, die, so wenig auch an ihrem Werthe als Uebersetzungsstücken auszusetzen ist, gleichwohl keinen bestimmten Plan erkennen lassen, indem ihre Zahl für den Zweck der Uebung im Vertiren aus einer Sprache in die andere zu gering ist, und ihnen überdiefs alle Anmerkungen fehlen. — Mit der Anzeige, dafs die *Voltaire*'sche Orthographie im Französischen herrscht, verbindet Rec. noch die von ein paar nicht gleichgültigen Druckfehlern, nämlich S. 150. oben: *Je les ai donné (s)*, und S. 151. *L'a-t-on trouvé (e) jolie?*

Nr. 3., welche wieder eine Arbeit des Hn. *le Mang* ist, begreift 137 verschiedenartige Briefe in sich. Den Anfang macht jedes mal ein französischer, der alsdann unter der Rubrik *Nachahmung* in einer meistens gut gerathenen freyen deutschen Uebertragung mit unwesentlichen, fast nur auf die eigenen Namen sich einschränkenden Abänderungen wieder gegeben wird. Ersterer ist mit Noten versehen, letztere dagegen hat diese sparsamer, eben weil jener ihre passenden Wörter und Phrasen schon darbietet. Eine supplirende Fortsetzung der in Nr. 1. befindlichen Wörter- und Phrasensammlung ist gleichfalls der Schrift angehängt. Eine Einleitung giebt aufserdem auch gedrängte Belehrungen über Form und Materie des Briefs. — Wie es scheint, soll diese Schrift dem Zwecke des Rückübersetzens zu Statten kommen; allein dazu gehört; wie Rec. an einem andern Orte gezeigt hat, eine etwas ernstlichere Zurüstung, wenn gleich die Möglichkeit nicht bezweifelt werden darf, dafs jener auch ohne diese *zufälligerweise* hier und da in Erfüllung gehen kann. — Uebrigens wollen wir Hn. *L. M.* auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen, der französischen Accentuation, die besonders in Nr. 1. nicht die correcteste ist, mehr Sorgfalt zu widmen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. Junius 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in d. Vofs. Buchh.: *Reife um die Welt* in d. J. 1800 — 1804. — — Von *Joh. Turnbull.* Aus d. Engl. überf. von *Ph. Chr. Weyland.* u. f. w.

(*Befchlufs der in Num.* 145. *abgebrochenen Recenfion.*)

Nachdem ein guter Vorrath von Salz angefchafft und Waffer an Bord gebracht war, fegelte der Vf. im Jan. 1803 wieder nach Otaheiti. Auf dem Wege dahin landete er auf einigen niedrigen Infeln, die vielleicht vorher von keinem Europäer befucht waren, und wie die daſelbſt vorgefallenen Ereigniſſe beweifen, von einem verrätherifchen und grauſamen Volke bewohnt werden. Es iſt zu bedauern, dafs die geographifche Lage diefer Inſeln nach Länge und Breite nicht genau beſtimmt, noch die Fahrt durch diefes Labyrinth durch eine Karte erläutert wird. Bey fortgefetzter Fahrt kam das Schiff an die kleine Inſel *Mätia*, 50 Seemeilen nordwärts von Mäatea, fo wie diefe gegen 20 Meilen öſtlich von Otaheiti liegt, und darauf zum zweitenmale nach Otaheiti. *Reineckes* Karte von Auſtralien 1801 hat die erſte und zweyte diefer Inſeln nicht, und iſt überhaupt weder zuverläſſig noch vollſtändig. Der Vf. und der Capitain trennten fich auf eine Zeitlang in Otaheiti. Jener blieb auf der Inſel, um Schweine zu ſchlachten und einzufalzen, diefer fegelte mit dem Schiffe nach den windwärts gelegenen Inſeln, um Schweine einzukaufen, weil ſie in Otaheiti ſelten waren. Zum Einkaufen der Schweine gebrauchte der Vf. hauptſächlich die Ausreifser von den Schiffen, die ſich hier niedergelaſſen, und in ihrer Erwartung, ein gemächlicheres Leben zu führen, getäuſcht waren. Von ſolchen ſchlechten Menſchen hatte er nicht weniger Uebels zu befürchten als von den Eingebornen. Dieſe ſind insgeſammt ſehr habſüchtig und diebiſch. Am meiſten wird die königliche Familie Pomarre, ſein Sohn Otoo und ſeine Gemahlin Edeah, vom Geize beherrſcht. Die Rückkunft eines Oberhauptes von den *Mottos*, kleinen ſandigen Inſeln, die wie Badeörter in Europa zur Wiederherſtellung der Geſundheit beſucht werden, veranlafste Feſte und Tänze, welche die Geſchäfte des Vfs. unterbrachen. Nachdem der Vf. ſtatt drey Wochen, die der Capitain zu ſeiner Excurſion für hinreichend gehalten hatte, zwey volle Monate auf die Rückkehr des Schiffes gewartet hatte, kam endlich ſtatt des Schiffes eine aus den Trümmern deſſelben erbauete Barke an, und die Mannſchaft darauf in einem ſehr erſchöpften Zuſtande. Das Schiff war an einem Felſenriff geſcheitert, die Mannſchaft rettete ſich aus Land der nah gelegenen Inſel, und ſuchte, ſo viel ſie konnte, von der Ladung zu retten. Allein in der folgenden Nacht hatten die Otaheitier die die Reiſe mitgemacht, das Boot, die Flinten und die Munition, womit man ſich gegen die Eingebornen wehren wollte, geſtohlen. Aus den Bretern des Verdeckes von dem Schiffe wurde eine Art Barke zuſammengeſetzt, auf welcher ſich 18 Perſonen, die nichts weiter als einige wenige Flinten, einen kleinen Vorrath von Pulver und 10 Gallonen Waſſer am Bord hatten, einſchifften. Nach einer fünftägigen Reiſe erreichte endlich dieſes elende Fahrzeug Otaheiti. Die Matroſen, gröſstentheils deportirte Verbrecher von Botany Bay, kündigten nicht allein dem Capitain den Gehorſam auf, ſondern überredeten auch die Eingebornen, nicht mehr für ihn zu arbeiten. Nachdem ihnen aber die Eingebornen ihre Habſeligkeiten abgenommen hatten und ſie arm geworden waren, kehrten ſie zu ihrer Beſinnung und Pflicht zurück. Eine Fahrt von 9 Tagen nach *Eimeo* lief fruchtlos ab, weil die Einwohner für die Schweine, deren ſie viele haben, und die von gröſserer und wilderer Art ſind, als die auf Otaheiti, keine andere Waaren als Flinten und Schieſspulver annehmen wollten. Als der Vf. Otaheiti verlieſs, waren zwey Miſſionarien in Miſſions-Angelegenheiten in Eimeo. Vermuthlich haben ſie daſelbſt noch weniger ausgerichtet, als in Otaheiti. Denn die Einwohner ſind nicht ſo gaſtfrey und freundlich gegen Fremde, als auf dieſer Inſel, woran auch die mindere Fruchtbarkeit Schuld ſeyn mag. Die Volksmenge, die ſich noch vor einigen Jahren in Otaheiti auf 15000 belief, iſt zu 5000 geſunken, und graſſirende Krankheiten, gegen die das unwiſſende Volk keine Mittel gebraucht, drohen die Inſel in eine Einöde zu verwandeln. Durch den Verkehr mit den Europäern und die Verbindung mit Botany Bay iſt der moraliſche Charakter der Einwohner ſchlechter geworden. Aber er hatte ſchon vorher anſteckende Flecken. Dahin rechnen wir, dafs häufig Menſchenopfer gebracht werden, väterliche Gewalt und Kinderpflicht unbekannte Dinge ſind, das Greiſenalter allgemein verachtet iſt, und eine Geſellſchaft, unter dem Namen der Erroys in Anſehen ſtehet, die es ſich zur Pflicht macht, Weiber in Gemeinſchaft zu beſitzen, und alle Kinder, ſobald ſie zur Welt kommen, zu ermorden. Was andere Reiſende von der ausſchweifenden Lebensart und dem freyen und unanſtändigen Betragen der Frauenzimmer erzählt haben, hat der Vf. nicht gegründet gefunden. Wenn die Inſel nicht ſo fruchtbar, und das Meer nicht ſo ergiebig an Fiſchen wäre, ſo würden die Einwohner oft Hunger leiden. Denn ihre Träg-

Digitized by Google

heit ist so grofs, dafs sie sich den beschwerlichen Arbeiten des europäischen Ackerbaues nicht unterziehen werden, und der Druck der Oberhäupter setzt alles Eigenthum in Gefahr genommen zu werden. Der Ehrgeiz dieser Oberhäupter ist auch Schuld an den vielen Kriegen. Denn sich selbst überlassen, leben die Otaheitier friedlich und einträchtig unter einander. Der Vf. sah nie Zänkereyen oder Schlägereyen, obgleich sie sich im Ringen und Balgen öffentlich sehen lassen, wobey mancher sehr unsanft zu Boden geworfen wird. Die Menschen, die man den Göttern opfert, werden nicht von den Priestern hingerichtet, sondern von den Personen, die um den König sind, und die Schändlichkeit der That durch Verrätherey und List gegen die unschuldigen Opfer vermehren. Da sie alles Uebel den Göttern zuschreiben, so fürchten sie sie zu beleidigen und zu vernachläfsigen, und sind daher sehr freygebig gegen sie. Nachdem der Vf. volle 4 Monate auf eine Errettung aus der unglücklichen Lage, worin er sich auf Otaheiti befand, gewartet hatte, kam endlich ein Schiff, das nach Port Jackson bestimmt war, und das ihn und den Capitain an Bord nahm. Aller Unwille gegen das Schiffsvolk, so gerecht er auch war, hörte jetzt auf, und die Habe wurde unter die Abreisenden und Zurückbleibenden getheilt. Auf der Fahrt hielt sich das Schiff bey *Eua*, der östlichsten der Freundschafts-Inseln, einen Tag auf, um Kokosnüsse und Seltenheiten von den Einwohnern einzuhandeln. Man erhandelte aber nur wenig Nüsse, Bananen, Brodfrüchte und Zuckerrohr. Es herrschte Mangel, der vielleicht durch den verderblichen Krieg, der mehrere Jahre auf diesen Inseln geführt ist, veranlafst wurde. In den Blicken der Einwohner lag viel Wildheit, die gegen die Sanftheit der Otaheitier sehr abstach, und der Vf. wiederholt auch hier die Bemerkung, dafs die Südsee Insulaner in ihrem Verkehr mit den Fremden gegen Recht und Unrecht vollkommen gleichgültig sind. In Norfolk Eiland erlaubte man den Otaheitiern, die am Bord des Schiffes waren, ans Land zu gehen, und ihre Bemerkungen über die neuen Gegenstände belustigten nicht wenig die Passagiere auf dem Schiffe. Hier erzählte dem Vf. Hr. *Harris*, ein Missionar, der die Marquesas-Inseln verlassen hatte, dafs einige Missionarien auf Tongatabu ihr Leben eingebüfst hätten, die übrigen aber durch die Ankunft eines spanischen Schiffes, das sie an Bord genommen, gerettet wären. (Von diesem *Harris* weifs man aus *Wilson's* Missionsreise dafs, ob er gleich zur Mission für die Marquesas bestimmt war, er doch nicht Muth genug besafs, das Geschäft zu übernehmen, sondern gleich durch den ersten Besuch davon abgeschreckt wurde.) Bey der zweyten Ankunft in Neu-Südwallis, nach einer Abwesenheit von 2 Jahren, war dem Mangel in der Colonie durch die Vorräthe, die man von dem Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Räumung dieses Ortes dahin geschickt hatte, abgeholfen. An einer steinernen Brücke über den Flufs wurde gearbeitet. (So weit haben es die Holländer in ihrer afrikanischen Colonie mit dieser fast unter dem nämlichen Grad der Breite, noch nicht gebracht.) Eine neue Niederlassung auf van Diemens Land war angelegt. Ein Cutter von ungefähr 60 Tonnen war beynahe ausgebauet, und ein anderer nicht so grofses auch fast fertig. Steinkohlen hatte man am Flusse Hunter ostwärts von Port Jackson gefunden. Obgleich der Boden um Hawkesbury bey der ersten Urbarmachung 60 Scheffel von einem Morgen (acre) abgeworfen hat, so kann man doch nicht mehr als 15 Scheffel auf den Morgen im Durchschnitt für die ganze Colonie annehmen. Die Zeit der Arbeit der Verbrecher ist auf 10 Stunden des Tages und an den Sonnabenden auf 6 festgesetzt. Zweymal im Jahre erhalten sie Kleidungsstücke. Sie werden auch bey freyen Menschen in die Arbeit gegeben. In dem Waisenhause werden auch die Kinder von den Verworfensten unter den Verbannten aufgenommen. Kurz vor der Abreise des Vf. hatten 200 von diesen Elenden einen Aufstand erregt, der in der Geburt erstickt und an den Anstiftern nachdrücklich bestraft wurde. Da das baare Geld selten ist, so werden die Waaren gegen andere ausgetauscht. Branntwein, Thee, Zucker und Tabak werden am meisten gesucht. Den eingerissenen Monopolen suchte der Gouverneur durch eine Verordnung zu steuern. Zur Zeit ist die Colonie in keinem blühenden Zustande. Weder die freyen Leute noch viel weniger die Missethäter taugen dazu, das Land urbar zu machen. In Ansehung der ersten ist die Regierung sehr getäuscht worden. Die Regierung hat übrigens auf eine zweckmäfsige und weise Art für die Bedürfnisse der Colonie gesorgt, und wenn sie es sich noch ferner angelegen seyn läfst, zum Ackerbau und zur Viehzucht zu ermuntern, so werden in wenigen Jahren die Lebensmittel daselbst wohlfeiler seyn, als im Mutterlande. Sie hat eine Manufactur von groben wollenen Zeugen angelegt. Aus dem einheimischen Flachse wird Leinewand und Segeltuch fabricirt, und in Paramatta werden irdene Geschirre, obgleich von der schlechteren Sorte, gefertiget. Es war auch schon eine Wassermühle, die einzige in der Colonie, vollendet. Die Uneinigkeit unter den Beamten der Regierung ist der Aufnahme der Colonie sehr schädlich. Der Vf. verliefs sie, nebst seinem Capitain mit frohem Herzen, und ohne weitere Unannehmlichkeiten erblickte er, nach einer Abwesenheit von 4 Jahren und 31 Tagen, die Küste von England.

STATISTIK.

SCHWERIN: *Mecklenburg-Schwerinscher Staatskalender* auf das Jahr 1807. XXVIII und 231 S. 8. (16 gr.)

Die im November 1806 in Mecklenburg eingetretene einstweilige Regierungs-Veränderung hat auch auf den Umfang dieses, als muster- und meisterhaft längst bewährten, Staatscalenders Einfluss gehabt. Als jene Veränderung ausbrach, war er bereits zum Drucke fertig; allein der Herausg., bekanntlich Hr. Regierungs-Rath *Rudloff* zu Schwerin, übergab den ersten, das

Digitized by Google

das Staats-Perſonale enthaltenden, Theil nicht dem Druck, ſondern beſchränkte denſelben für dieſsmal auf den *zweyten*, den wir hier näher charakteriſiren. — Die dem Zeitcalender folgende Genealogie der jetzt regierenden europäiſchen Fürſten-Häuſer iſt in alphabetiſcher Ordnung abgefaſst, und alles iſt weggelaſſen, was ſich auf bisherige deutſche ſtaatsrechtliche Verhältniſſe, z. B. Reichstags-Collegien, Comitial-Rang u. dgl. bezog, obgleich es Rec. ſcheint, daſs hier zu wenig darauf Rückſicht genommen iſt, daſs unſere Fürſten doch allemal *deutſche* Fürſten geblieben ſind. Die, durch neuere Ereigniſſe mediatiſirten Fürſten-Häuſer ſind, wie billig, beybehalten, und nur im Drucke durch die Gattung von Lettren von den ſouveränen Häuſern unterſchieden. Der rheiniſche Bund iſt S. XVIII mit ſeinem Protector, Fürſten Primas und deſſen Coadjutor aufgeführt; allein Rec. würde nicht allein die zu demſelben gehörigen Fürſten angegeben, ſondern auch Frankfurt und nicht Aſchaffenburg als Reſidenz deſſelben bemerkt, und überdieſs den Fürſten Primas als ſouveränen Fürſten ſeiner Staaten aufgeführt haben. So wenig in der vorigen deutſchen Verfaſſung die Reſidenz des Kur-Erzkanzlers die Reſidenz des deutſchen Bundes war, ſo wenig iſt ſie es jetzt, zumal da Frankfurt auch mit die Reſidenz des Fürſten Primas iſt; der Thronfolger von Sicilien heiſst nicht Erbprinz, ſondern Kronprinz und die von Baden, Berg und Heſſen Darmſtadt nicht Erbprinzen, ſondern Erbgroſs-Herzöge, und der Bergiſche hat noch auſserdem den Titel eines Herzogs von Cleve; der (S. XII) Fürſt von Lichtenſtein hat bekanntlich bis jetzt von dem Titel eines *ſouveränen* Fürſten keinen Gebrauch gemacht. — Die *einheimiſchen Notizen* bieten auch dieſsmal eine reichhaltige Ausbeute ſtatiſtiſcher Materialien, beſonders in Rückſicht auf Flächeninhalt und Volksmenge der Herzoglich Mecklenburg-*Schwerinſchen* Lande dar. Erſteres enthält mit Einſchluſs der Herrſchaft Wismar, nach den hier gegebenen genauen Berechnungen, 640,304,331 Mecklenburgiſche Q. Ruthen (6118 Ruthen auf eine Meile gerechnet), von welchen auf die ritterſchaftlichen und Privat-Beſitzungen 315,155,618 und das übrige auf die Domänen kommen, nämlich auf die Schwerinſchen 138,694,775, die Güſtrowſchen 59,666,293, auf das Fürſtenthum Schwerin 18,738,053 und auf die Herrſchaft Wismar 5,612,881 Q. Ruthen; das Ganze beträgt, ohne Wismar, 204¼ Q. Meilen, die Domänen allein 83$\frac{7}{16}$ Q. M.; in keiner dieſer Angaben iſt aber der Areal-Inhalt der Städte mitbegriffen. Die Volkszahl betrug nach öffentlichen Zählungen, mit Ausſchluſs der Juden und Kinder unter 5 Jahren im Nov. vor. J. 295,489 Menſchen, aber auf die Q. M. etwa 1400 Seelen; von jener Summe kommen auf die Städte 86,305 Menſchen, alſo zwiſchen dem 3ten und 4ten Theil der ganzen Volksmenge; Roſtock hat die ſtärkſte Population 13,756, Schwerin 9801, Güſtrow 6434, Wismar 6254, Bützow 3667 Einwohner. Das Jahr 1806 iſt, beſonders in Vergleichung mit dem Jahre 1805 der Population nicht vortheilhaft geweſen; es wurden in demſelben 1056 Menſchen weniger aufgezählt, 2034 weniger geboren und 223 Paare weniger, als im vorhergehenden getrauet; dagegen ſtarben aber 471 Menſchen mehr. Dieſes nachtheilige Verhältniſs äuſserte ſich auch in einzelnen Krankheiten, die Blattern nahmen z. B. im J. 1806 97 und andere Epidemien 37 Menſchen mehr, als 1805 weg, wogegen im letztgedachten Jahre 9 Mütter mehr im Kindbette ſtarben als im J. 1805, obgleich der Geburten ungleich weniger waren. Uneheliche Kinder wurden überhaupt 855, 16 mehr, als 1805 geboren, Zwillinge 160 und 6 mal Drillinge. Die Total-Summe der Gebornen war 11857, der Geſtorbenen 8752 Menſchen und der Copulirten 2698 Paare; es ward mithin auf den 24$\frac{10}{11}$ 1 geboren, es ſtarb auf den 33$\frac{60}{91}$ 1, und auf jeden 109$\frac{1}{2}$ Menſchen ward ein Paar getrauet. Sehr detaillirt iſt die Ueberſicht des ſtädtiſchen Nahrungszuſtandes; alle Städte, mit Ausnahme von Wismar, enthielten 12,975 Häuſer, von welchen ein beträchtlicher Theil zu 10,529,485 Rthlr. neue ℔ in der ſtädtiſchen Brandaſſecurations-Geſellſchaft eingezeichnet iſt; alle Städte, mit Ausſchluſs jedoch der beiden Seeſtädte Roſtock und Wismar, haben einen Ackerbau von 25,839¾ Morgen und 10,544 vierſpännige Fuder Heu; die in den Städten befindlichen Künſtler und Handwerker ſind bey jeder genau angegeben, einige Handwerker ſind ſehr ſtark beſetzt, z. B. in geſammten Städten ſind 1885 Schuſter, 724 Schneider, 453 Tiſchler bloſs an Meiſtern ohne Geſellen, wobey zu bemerken, daſs gerade von dieſen Handwerkern auf den mehrſten Landgütern auch ein Meiſter vorhanden iſt. Die Mecklenburgiſche Literatur hat im J. 1806 eine Ausbeute von 65 Werken geliefert (eigentlich ſind es 66, weil der zweyte Abſchnitt des *erſten* Theils des Mecklenburgiſchen Civil-Rechts des Aſſeſſors *von Kamptz* überſehen iſt), die Theologie 4, die Juriprudenz 10, Staats-Recht, Geſchichte und Statiſtiks 11, Arzney-Gelehrſamkeit 7 u. ſ. w. Den Schluſs macht der zwey und zwanzigſte Jahrgang der Meckl. Schwerin. Annalen; ſie enthalten nicht gleich angenehme Begebenheiten, ſondern neben manchen erfreulichen Werken des Friedens auch das chronologiſche Detail beunruhigender Kriegsſcenen und ihre Wirkungen, welche dem, durch ſo manche, auch im Laufe des Jahrs 1806 vom Herzoge erlaſſene, weiſe, gerechte und milde Verfügung erweckten, angenehmen Eindrucke nur zu bald folgen; die hier angeführten Verordnungen wegen Entſchädigung des Dorfſchulmeiſters bey Anlegung eigener Dorfſchulen und die genaue Beſtimmung der Züchtigung mit Rohrhieben, athmen unter andern einen nachahmungswürdigen Geiſt der Gerechtigkeit und Humanität. Die auf die Annalen eines jeden deutſchen Staats im Jahre 1806 wirkende Auflöſung des bisherigen Reichs-Verbandes hat auch im Mecklenburg-Schwerinſchen manche Verfügungen bewirkt; ſchon im September ward das bisherige öffentliche Kirchengebet für den Kaiſer aufgehoben, den Notarien die Erwähnung der Römer Zinszahl und der kaiſerlichen Regierung in ihren Inſtrumenten unterſagt, den Facultäten der Akademie Roſtock aufgegeben,

Digitized by Google

ben, in ihren Doctor-Diplomen der Anführung der kaiserlichen Autorität sich zu enthalten, und insonderheit die Juristen-Fakultät angewiesen, die Notarien nicht weiter Kraft kaiserlicher Autorität zu creiren und zu beeidigen; die wesentlichere Folge dieser Veränderung der Reichsconstitution, die provisorische Errichtung eines eigenen Oberappellations-Gerichts, ist bekanntlich gleich nach der französischen Besitznahme des Landes ausgesetzt worden.

Schliefslich bemerkt Rec. nur noch, dafs für das Herzogthum Meckl. *Strelitz* kein Staatscalender für das Jahr 1807 erschienen ist.

JUGENDSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Jäger u. Könitzer: *Cours de Mythologie* avec des notes allemandes, explicatives, historiques et géographiques dedié *aux Dames*. Avec figures.

Auch unter dem Titel:

Cours de Mythologie à l'usage *de la Jeunesse* avec des Notes etc. VI u. 232 S. 8. (20 gr.)

Dieses Büchlein, dem man, wie so vielen andern, dadurch eine ewige Jugend zu verleihen suchte, dafs man das Jahr seiner Geburt im Dunkeln liefs, kündigt sich nur als Theil eines grofsen encyklopädischen Werks an. Da nämlich die Herrlichkeit der französischen Sprache und ihre Nothwendigkeit für den Deutschen immer mehr einleuchte, so könne, urtheilen die Vorredner, eine Gesellschaft von Gelehrten, der Zweck ihrer Verbreitung nicht kräftiger befördert werden als wenn man die zur Erziehung wesentlich gehörigen Wissenschaften, als da sind die *Moral*, die *Naturgeschichte*, *Geographie*, *Geschichte*, *Technologie*, *schöne Künste* u. s. w. in *französischen classischen* Büchern mit deutschen Anmerkungen abfasset. Aus diesem Gesichtspunkte haben sich denn obgedachte Gelehrte entschlossen, einen Cursus jener Wissenschaften zu liefern, *ausgezogen aus den berühmtesten französischen Werken*, und deutsche erklärende Anmerkungen beyzufügen. Bevor wir nun alle diese Herrlichkeiten, eine *französische Moral* aus *französischen* Werken u. s. w. erhalten, giebt man uns als Vorläufer einen Cursus der Mythologie *für Damen und für die Jugend*, geschöpft aus *Noël Dictionnaire de la Fable*, aus *Demoustier*, aus *Ovid* (ist der auch ein französischer Autor?) u. s. w. Man sucht darin, wie bey jedem folgenden Cursus (also auch der Moral?) Belehrung mit *Amusement* zu verbinden! Man hat in der Fabellehre alles zu vermeiden *gesucht*, was die Schamhaftigkeit und Sittlichkeit beleidigen könnte, ob es uns gleich bedünken will, dafs man nicht durchaus ganz glücklich um diese Klippe herumgeschifft ist. Der Eingang nennt die Mythologie *un tissu d'imaginations bizarres et un amas de faits sans vraisemblance*, das indefs doch nützlich, zum Verständnifs der alten Schriftsteller und selbst der neuen Dichter sey. In der That finden wir dieser Vorstellung gegenwärtige Mythologie angemessen, die ein sehr buntes Chaos von Fabeln aller Zeiten, Localitäten und Schriftsteller darbietet, bey deren jeder dieſs und jenes zu erinnern seyn möchte, wenn es frommte, bey dem Wust des grofsen Haufens der mythologischen Handbücher zu verweilen. Viel ist hier zusammengedrängt, das steht nicht zu läugnen, nicht blofs aus der Mythologie, sondern auch aus den Alterthümern, der Geschichte, Länderbeschreibung u. s. w., sonderlich in den zahlreichen deutschen Noten; nur dafs das Ganze durch alle diese ohne Wahl aufgerafften, und übel verbundenen Baustoffe kein brauchbares Gebäude geworden ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Kempten*, b. Dennheimer: *Zum Andenken Johann Arnold Günthers*, weiland Senators der Reichsstadt Hamburg. Von *C. J. Wagenseil*, k. Bayerschem Stadtcommissär und Policey-Director zu Kempten. 1806. 48 S. 8. — Wenn die politischen Veränderungen unserer Zeit das alte Band der Einheit unter Deutschlands Gauen löstet, und sie immer mehr unter sich zu isoliren und zu trennen drohten, so werden auch Erscheinungen, wie diese, wo einem am Ausflusse der Elbe gestorbenen Biedermanne von einem andern an den Quellen der Iller wohnenden ein Kranz am Grabe aufgehängt wird, immer seltener werden. Der Vf. lernte *G.* einst in Göttingen kennen, und die Freundschaft, welche die Jünglinge beym Antritte ihrer wissenschaftlichen Laufbahn vereinigte, erhielt sie ungeachtet der ganz entgegengesetzten Richtung, auf der sie sich dann von einander entfernten, ohne sich je wieder zu sehen, stets mit Wärme vereinigt und äufserte nicht nur auf ihre eigene Ausbildung, sondern auch auf ihre öffentlichen Verhältnisse die vortheilhafteste Wirkung. In den aus *G.* Briefen angeführten Stellen, womit Hr. *W* seine Erzählung zu beleben sucht, findet man daher die angenehmsten Belege dazu, wie manches Gute aus dem Wirkungskreise des einen auch in den des andern überging. Doch welcher wissenschaftlich gebildete Mann sollte nicht selbst diese angenehme Erfahrung gemacht haben, und es daher nicht mit uns bedauern, unsern Jünglingen die Gelegenheit zu ähnlichen günstigen Verbindungen durch den, nun fast überall eingeführten, Bann blofs auf Landesuniversitäten zu studiren, abgeschnitten zu sehen, wobey der Süddeutsche nicht mehr mit dem von Norden kommenden zusammentreffen und selbst oft der nahe angränzende, z. B. der Schwabe, nachdem er zu Bayern, Würtemberg oder Baden gehört, sich mit dem andern verfremden soll, eine Beschränkung, die nothwendig bald Einseitigkeit in wissenschaftlichen Verhältnissen hervorbringen mufs und selbst auf den Staat nicht ohne nachtheiligen Einfluss bleiben wird. Welche glückliche Berührungspunkte der Deutsche sonst im ganzen allgemeinen Vaterlande fand, zeigt sich auch aus der kurzen Erzählung von *G.* Aufenthalte zu Wetzlar, Stuttgart, Regensburg, Wien, Berlin u. m. a. Städten, wo er sich vorzüglich zu dem Manne bildete, der seiner Vaterstadt in der Folge so nützlich war und auch als Schriftsteller noch in einem weitern Kreise thätig zu wirken suchte, wie auch unsere A. L. Z. an ihm sich eines geschätzten Mitarbeiters erfreuete. Ihn näher kennen zu lernen, wird daher jedem Vergnügen gewähren, obgleich diese Darstellung seines Lebens und Charakters lebhafter und interessanter seyn könnte, wenn auch manche Reflexion, wie z. B. die über *Kants* Moralprincip, dessen Name selbst falsch geschrieben ist, weggeblieben wäre.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Junius 1807.

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, auf königl. Kosten gedruckt b. Seydelin: *Antikvarisk Undersögelse over de ved Gallehus fundne Guldhorn*, af *Peter Erasmus Müller*, Professor i Theologien ved Kiöbenhavns Universität. Et af Videnskabernes Selskab kronet Prüisskrivt. 1806. 126 S. gr. 4. mit 5 Kupfern. (kostet b. Brummer 1 Rthlr. 8 gr.)

Ebendaselbst, b. Brummer: *Antiquarische Untersuchung der unweit Tondern gefundenen goldnen Hörner*, von *P. E. Müller* etc., aus dem Dänischen übersetzt von *W. H. F. Abrahamson*, Lehrer der kön. Dän. Land- und Artilleriekadetten. 1806. 115 S. gr. 4. mit 5 Kupfern. (1 Rthlr. 22 gr.)

So bedauernswerth auch der unersetzliche Verlust war, welchen die königl. Kunstkammer zu Kopenhagen durch den im J. 1802. geschehenen Diebstahl der beiden goldnen Hörner erlitt: so hat doch eben dieser Umstand dazu beygetragen, ihnen eine Publicität zu verschaffen, welche sie sonst so leicht nicht erhalten haben möchten. Wenigstens scheint die königl. Societät der Wissenschaften von diesem Diebstahle zu der Preisaufgabe für 1804. „über die Bedeutung der auf diesen merkwürdigen Kunstwerken des Alterthums befindlichen Figuren und über den wahrscheinlichen Ursprung derselben" Anlass genommen zu haben. Diese Aufgabe löste Hr. Prof. *Müller* in vorliegender Schrift auf eine wahrhaft preiswürdige Art, und erhielt auch die dafür ausgesetzte Prämie. Die Schrift zerfällt in 6 Abtheilungen, aus denen wir das interessanteste ausheben. — *Entdeckung, Literaturgeschichte und endliches Schicksal der goldnen Hörner.* (S. 5 u. ff.) Das erste wurde den 20. Jul. 1639. kaum eine Meile von der Westseite neben dem Dorfe *Gallehuus* in Jüttland von einem Mädchen, welches sich mit dem blossen Fusse daran stiess; das andere den 2. Apr. 1734. ungefähr 25 Schritt von der Stelle, wo das erste gelegen, beym Lehmgraben etwa einen halben Schuh tief in der Erde von einem Bauer entdeckt. Beide gaben bald nach ihrer Entdeckung zu einer Menge der sonderbarsten Hypothesen und Träumereyen über ihren Ursprung und die Bedeutung ihrer Figuren Gelegenheit, bey deren Anführung und Widerlegung es nicht der Mühe werth war, so lange sich zu verweilen, als dieses von dem Vf. wahrscheinlich der Vollständigkeit wegen geschieht. *Ole Worm* sah' es unter andern als ein Zeichen der *Gottlosigkeit* und *Unverschämtheit* des Prof. *H. Ernst* in Soröe an, dass dieser es wage, das zuerst gefundene Horn auf eine nicht allegorische Art zu erklären und sogar zu behaupten: *Dänemark* sey nicht dessen Vaterland, sondern K. *Waldemar* I. habe es nach der Eroberung von *Arkona* und der Zerstörung des Tempels *Svantevitz* als Beute mitgebracht. Von *Grams* kleiner Abhandlung über beide Hörner hätte Rec. etwas ausführlicheres zu lesen gewünscht, da sie nur als Manuscript auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen sich befindet und von dem Vf. das Wichtigste von Allem, was bisher über diese Alterthümer geschrieben worden, genannt wird. — Am 4ten May 1802 wurden sie von einem Diebe, der sich Nachschlüssel zu den vielen sie verwahrenden Thüren verschafft hatte, gestohlen und sehr schnell in Schuhschnallen, Halsketten etc. umgewandelt, so dass man, als er eingezogen wurde, nur noch einige Kettchen und Goldklumpen vorfand. II. *Von dem Lande, wo wahrscheinlich die goldnen Hörner verfertigt worden.* (S. 35 u. ff.) Wider fast alle andere Schriftsteller, welche aus dem Umstande, dass die Hörner im Norden gefunden worden, schlossen, sie müssten auch daselbst verfertigt worden seyn, behauptet unser Vf.: schon die Materie der Hörner, wie vielmehr die darauf befindlichen Figuren, gäben zu erkennen, dass sie aus der Ferne her in den Norden gekommen seyn müssten. Und woher? Nicht aus Griechenland, Aegypten oder Italien, weil der Stil, worin die einzelnen Figuren gezeichnet sind, derselbe ist, der überall, wo die zeichnenden Künste ihre frühesten Versuche wagten, angetroffen wird und ein Gemisch von griechischen, ägyptischen und barbarischen Kunstideen verräth; nicht aus Britannien oder Irland, weil die Zeit der Verfertigung der Hörner, nach den Figuren zu urtheilen, in die Periode der brittischen Geschichte *vor* der Ankunft der Römer daselbst fällt, wo das Volk noch zu wild war, zu wenig Gold und zu viel Unkunde in Kunstsachen hatte, als dass diese Kostbarkeiten bey ihm hätten verfertigt werden können; auch nicht aus Ankona, weil die Buchstaben auf einer von den Kreuzherren eroberten Fahne, welche *Thunmann* (Untersuchungen über die alte Geschichte einiger nordischen Völker, Berlin 1772.) so glücklich erklärt hat, zwar einige, aber doch nur sehr unbedeutende, Aehnlichkeit mit einigen Buchstaben der Inschrift des einen Hornes haben, die meisten aber ganz von ihnen verschieden sind. Das Volk der *Celtiberer* im alten Spanien ist, nach dem Vf., das einzige, bey dem die Entstehung der Hörner mit Grund gesucht werden kann. Dieses Volk wohnte in einem Lande, dem es nicht an Gold fehlte, um dergleichen goldne Kleinodien verfertigen zu können; bey ihm konnte ein solches Gemisch von grie-

Digitized by Google

griechiſchen, ägyptiſchen und barbariſchen Kunſtideen, als die Figuren vorausſetzen, Statt finden; ſeine Sitten und Gebräuche, ſeine Kultur und Religion ſtimmte, nach unverwerflichen Zeugniſſen, mit dem, was die Figuren andeuten, überein, und das Alphabet dieſes Volkes hat mit der auf dem einen Horne befindlichen Inſchrift eine auffallend unverkennbare Aehnlichkeit. (S. 51 ff.) III. *Urſprüngliche Beſtimmung der goldnen Hörner, Auslegung der Inſchrift und der Figuren.* Die abgebildeten Figuren erinnern zu deutlich an abgöttiſche Bilder und Gebräuche, als daſs man zweifeln könnte: die Hörner hätten nicht eine religiöſe Beſtimmung gehabt. Die Figuren auf beiden Hörnern ſind ſich einander völlig gleich und beſtehn in der deutlichſten Abbildung der Schlangenverehrung, in einem Centaur, in Menſchen mit Thierköpfen, Thieren mit Menſchenköpfen, Menſchen mit drey Köpfen und vielen andern monſtröſen, keiner Auslegung fähigen, Figuren. Auf dem einen Horne wird das Aufſchneiden des Bauches beym Menſchenopfer deutlich vorgeſtellt. Bey der Erklärung dieſer Figuren nimmt der Vf. an: daſs zwar jedes der einzelnen Bilder ſeine Bedeutung für ſich gehabt, daſs ſie aber gleichwohl nicht (wie *Worm*, *Egard*, *Randulph* u. a. meinten) in der Abſicht aufgetragen wären, um ein zuſammenhängendes Ganze abzubilden. Der Vf. geht nun die verſchiedenen Figuren durch, und man muſs dem Scharfſinne ſowohl, als der antiquariſchen Beleſenheit, welche er bey deren Erklärung beweiſt, alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. IV. und V. *Nähere Beſchreibung des* 1734. *und des* 1639. *entdeckten Hornes.* Dieſes wog 6½ Pfund, jenes 7½ Pfund und die Maſſe beider beſtand aus dem allerfeinſten Golde; das ſchwerſte war überdieſs beſchädigt und an dem einen Ende abgebrochen; beide waren an beiden Enden offen. Zur Erklärung der Inſchrift auf dem zuletzt gefundenen benutzte der Vf. des verdienten Prof. *Tychſen* in Roſtock Abhandlung, welche dieſer der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Stockholm eingeſendet und worin er aus der Ueberſchrift von *turditaniſchen* und *celtiberiſchen* Münzen ein ganzes celtiberiſches Alphabet zuſammengebracht hat. Hr. *M.* findet in dieſer Inſchrift die Namen von 4 celtiberiſchen Gottheiten, und weiſs auch hier ſeine Auslegung ſehr glaubwürdig zu machen. Nur die aufgelötheten und erhöheten Figuren ſind dem Vf. allegoriſch; von den eingegrabenen glaubt er, ſie ſeyen nur, um den leeren Raum zu füllen, angebracht. VI. *Wie die goldnen Hörner nach Norden gekommen ſeyn können.* (S. 116 u. ff.) Wahrſcheinlich durch Druiden, welche ſich am Ende des celtiberiſchen Krieges dem Joche der Römer entzogen, die Schätze ihres Tempels aus Spanien mitnahmen, und dieſe durch irgend einen Reiſeunfall (etwa bey einem Schiffbruche durch einen Raub der Küſtenbewohner?) in Jüttland zurücklaſſen muſsten. Die *Anmerkungen zu den fünf Kupfertafeln* beſchlieſsen dieſes intereſſante Werk. Die beiden erſten Kupfer ſtellen die Hörner in natürlicher Gröſse dar; ſie ſind von dem Hofkupferſtecher *Lahde* geſtochen, und Rec., der die Hörner vor beynahe 20 Jahren ſah, findet ſie, ſoweit er ſich der Originale erinnert, ungemein ähnlich. Die andern Kupfer enthalten Münzen und Amulete, nebſt der auf Malta gefundenen Goldplatte, in deren Figuren ſich groſse Aehnlichkeit mit den Figuren der Hörner zeigt. Das fünfte ſtellt das celtiberiſche Alphabet nach *Tychſen* dar. Die Kupfer des Originals ſind übrigens dieſelben, welche der Ueberſetzung beygefügt ſind.

Durch die Ueberſetzung dieſer ſchätzbaren Schrift hat ſich Hr. *Abrahamſon* ein Verdienſt um die deutſche Literatur erworben; Rec. glaubt ſie den Freunden der Alterthümer als eine angenehme und belehrende Unterhaltung empfehlen zu dürfen; ſie iſt verſtändlich, flieſsend und treu, obgleich nicht frey von allen Sprachunrichtigkeiten. Das däniſche *i Anledning* iſt durchgehends mit *in Anlaſs*, ſtatt *betreffend*, *auf Veranlaſſung* überſetzt. Selbſt die Redensart: *eine natürliche Anleitung* (ſtatt *Veranlaſſung*) *zum Aberglauben* (S. 104.) iſt unrichtig, obgleich *Reiſsler* und faſt alle Däniſchdeutſche ſo überſetzen. *Indtil nu* heiſst nicht *bis hiezu* (S. 44. 45. u. a. a. O.), ſondern *bis jetzt*. Doch das ſind Kleinigkeiten, die dem Werthe einer ſolchen Schrift keinen Abbruch thun.

Greifswald, b. Eckhardt: *Protocolle*, gehalten in den Verſammlungen der Pommerſchen Stände an Ritterſchaft und Adel auf dem Landtage zu Greifswald. 1806. 146 S. 4.

Dieſe Protokolle geben den beſten Aufſchluſs über die Verhandlungen des erſten allgemeinen Landtags, der nach Einführung der ſchwediſchen Verfaſſung in Pommern gehalten ward. Die neue Ordnung der Dinge ward, ohne daſs die Stände um ihre Meinung befragt wurden, einſeitig von dem König geſchaffen. Daſs die bisherige ſchwediſch-pommerſche Verfaſſung, ein Ueberreſt halb barbariſcher Zeiten, höchſt erbärmlich war, und daſs die Aufhebung der Leibeigenſchaft Guſtav Adolphs IV. Regierung dem Andenken ſeiner pommerſchen Unterthanen unvergeſslich machen wird, darüber ſind wohl alle Stimmen der Verſtändigen einig. Wir zweifeln jedoch, ob die neue Organiſation ganz für das Land paſſend ſey, ob ſie für alle Bedürfniſſe deſſelben zweckmäſsig ſorge, überall auf das Local und den Charakter des Volks die gehörige Rückſicht nimmt. Selbſt auf dem Landtage äuſserte einer der einſichtsvollſten und ſcharfſinnigſten Männer, die daſelbſt erſchienen, der Freyherr *Reinhold Schulz von Aſchersden* eine ähnliche Beſorgniſs. (S. 63.) Auch konnte ſich Rec., nachdem er die Protokolle durchgeleſen hatte, der Frage nicht erwehren: ob es nicht beſſer geweſen wäre, ſie nicht bekannt zu machen? In Zeiten, wo die Sitten einfach ſind, wo die Liebe zum Vaterlande in heiliger Reinheit alle Gemüther entflammt, da kann die Publicität aller öffentlichen Verhandlungen, wie ſie durch Schwedens Geſetze geſichert iſt, von groſsem Nutzen ſeyn: man kann vorausſetzen, daſs Jeder nur ſeine Ueberzeugung von dem allgemeinen Beſten ausſprechen, daſs er das Urtheil ſeines Volks, den

Rich-

Digitized by Google

the ends of the bolts, and the nuts screwed on. The bolts are then tightened up, and the cotters driven home. The bolts are then tightened up, and the cotters driven home. The bolts are then tightened up, and the cotters driven home.

verbunden. (Man vergl. das *dictamen* des Hn. *W. v. Bagewitz*, S. 84.) Nachdem der König die Bedingungen der Stände abgelehnt hatte, schien die ganze Sache abgemacht zu seyn: so ward sie auch von den einsichtsvollsten Mitgliedern angesehen; allein die Mehrheit beschlofs, auf's Neue über eine Modification des Antrags zu berathschlagen. Nach langen Debatten ward endlich eine vom Landmarschall, dem Grafen *Delagardie*, gemachte Proposition angenommen: die Stände verbaten sich die Staat schuld gemeinschaftlich zu übernehmen: die Kammer sollte sie dagegen zu geringern Zinsen umsetzen, und durch Ueberschufsgelder so viel möglich jährlich von dem Kapital abzutragen suchen. (Der erste Vorschlag war offenbar weit zweckmäfsiger: eine Specialhypothek würde die Anleihe sehr erleichtert haben: und wenn die Kammer, was doch leicht geschehen kann, einmal nicht im Stande ist, die Zinsen zu zahlen, woran sollen die Stände sich halten?) Diese Proposition hatte der König schon im voraus genehmigt und der Landmarschall zog die Einwilligung aus der Tasche. Wir lassen dahin gestellt, ob dies ganz zweckmäfsig war: wie leicht konnte ein solches Verfahren den Gedanken erregen, dafs der ganze Landtag blofse Formalität sey, und die Beschlüsse gar nicht von der Versammlung abhingen! In Zeiten, wo die oberste Staatsgewalt der Liebe, des Patriotismus und der allgemeinen Ueberzeugung von der Weisheit ihrer Mafsregeln so sehr bedarf, sollte man billig alles entfernen, was diese Gefühle zu schwächen droht. — Die übrigen Stände conformirten sich dem Beschlufs des Adels: und darauf ward die Instruction für die Bevollmächtigten des Landkastens entworfen. Auf Antrag der Stände versprach der König noch, dafs die Kammer Mafsregeln nehmen solle, um das angeliehene Kapital mehrere Jahre ungekündigt zu behalten, und dafs die Schuld nicht im Lande contrahirt werden sollte. Der letzte Theil dieses Antrags ist eben so unpolitisch als verderblich; und es läfst sich kein Grund denken, als dafs man den Geldstock nicht zu sehr vermindern wollte: jede bedeutende auswärtige Schuld ist aber ein heimlicher Krebs, der, wie Schwedens Beyspiel zeigt, den Wohlstand eines Landes nie empor kommen läfst: wie leicht wäre es nicht gewesen, die ganze Schuld in sichre Staatsobligationen verwandelt, zu einem Theil des Umlaufkapitals zu machen! Aufser den königl. Resolutionen auf einige Anfragen des Adels, meistens die Ritterhausordnung betreffend, findet sich über die neue Organisation des Landes nichts weiter in diesen Protokollen: ein Antrag des Hn. *v. Buggenhagen*, das Tribunal als höchstes Gericht, unabhängig von Schweden, zu erhalten, durfte nicht einmal zur Proposition gebracht werden! Man sieht deutlich, wie ungewohnt das Ganze den Pommeranern war und wie wenig sie sich in das neue Costüme zu finden wufsten: es fehlte manchen Mitgliedern nicht an Einsicht und Scharfblick, aber kein Einziger war im Stande, seine Ideen kräftig darzustellen, sie leicht und klar zu entwickeln. — Der Abdruck ist sehr fehlerhaft.

Gross-Wardein, b. A. Gottlieb: *Magyar Orfság polgari hiftoriajára valo Lexicon* etc., d. i. *Lexikon für die bürgerliche Geschichte von Ungern* bis zum Ende des 16ten Jahrh., verfafst von weiland *Franz Budai*, ref. Prediger zu Szováth, herausgegeben von *Esaias Budai*, Prof. der Gesch., der griech. Sprache u. der Beredtsamkeit am reform. Collegio zu Debretzin. *Erster* Band. 1804. 627 S. *Zweyter* Band. 1805. 754 S. *Dritter* Band. 1805. 768 S. 8.

Der Vf. dieses Werks, geb. den 8. Nov. 1760. gest. den 28. Oct. 1802., war ein sehr fleifsiger vielerley Wissenschaften treibender Landgeistlicher, der sich als Gegner der Kantischen Philosophie durch bittere Streitschriften nicht vortheilhaft ausgezeichnet hat. Rühmlicher für sein Andenken ist dieses Werk, in dessen Titel der Herausgeber noch hätte bemerken sollen, dafs es eigentlich ein biographisches Lexikon sey: auf Länder und Völker bezieht es sich nicht. Indessen würde es einem wesentlichen Bedürfnifs der ungrischen Literatur abhelfen, wenn es weiter als bis zum XVI. Jahrhundert gienge: und ohne Zweifel hätte der Vf. eine Fortsetzung bis zum Schlufs des XVIII. Jahrhunderts hinzugefügt, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Allein auch in dieser Gestalt und Ausdehnung kann uns das Werk willkommen seyn: denn es ist mit Fleifs und Einsicht, und mit gehöriger Benutzung der besten Quellen, die dem Vf. nur zu Gebote standen, bearbeitet, und ist zur ersten Belehrung und zum Nachschlagen über bedeutende Männer Ungerns, die bis zu Ende des XVI. Jahrhunderts lebten, sehr brauchbar. Die Quellen hat der Vf. nicht angeführt, um das Werk nicht noch mehr zu vergröfsern: er wollte sie aber in einer literarischen Vorrede, die nicht fertig geworden, aufzählen und kritisch würdigen. Dem verstorbenen Vf. eines solchen Werks Mängel nachzuweisen, ist zwar leicht, führt aber zu keinem reellen Zweck in Rücksicht auf den Vf. selbst. Rec. fügt also blofs wenige Bemerkungen hinzu, um das Buch näher kennen zu lehren, und künftigen Herausgebern oder Fortsetzern einige Winke zu geben. Nur wenige Artikel sind so überflüssig, wie der I. B. S. 457. von Budöskuti, von dem nichts vorkommt, als dafs er 1552. lebte und einige Güter besafs. Hingegen bey Joh. de Cesinge, oder Janus Pannonius, fehlen die Ausgaben seiner Gedichte. Dafs der ungrische Name Geifs, Geese, so viel heifse als Götz, wufste der Vf. noch nicht (II. S. 103.), so wenig als dafs der Name Bela nur die Uebersetzung sey von Albert. (I. S. 345.) In dem Artikel Joh. v. Hunyad treibt der Vf. den Patriotismus zu weit, indem er diesen Helden durchaus *nicht von* walachischem, sondern von ungrischem *Geblüte* abstammen lassen will, und sogar läugnet, dafs Woik Buti ein walachischer Name sey. Von Stephan Báthori ist mehr eine ganze Lebensbeschreibung, als ein Lexikons-Artikel geliefert. Hingegen sind mehrere berühmte Namen ausgelassen, als z. E. Simon Keza, Jo. de Kükülló — auch ist auf die vorzüglicheru Fürsten und Helden der Nebenländer Ungerns wenig oder gar keine Rücksicht genommen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. Junius 1807.

SCHÖNE KUNSTE.

UTRECHT, b. Wild und Altheer: *Hieronymi de Boſch Poemata.* 1803. XXXVI u. 366 S. 4. (mit dem Bildniſs des Vfs.)

Der Name des Vfs. dieſer reichhaltigen Sammlung wird ſchon ſeit langer Zeit in ſeinem Vaterlande und von Ausländern mit vorzüglicher Achtung genannt. Bey ſeinem erſten öffentlichen Erſcheinen, als Herausg. der *Carmina juvenilia* von *Hooft*, kündigte ſich die begeiſterte Liebe für die alte Literatur, der Wunſch, jedes empfängliche Gemüth damit ebenfalls zu erfüllen, und vorzüglich die Vorliebe für die lateiniſche Poeſie und ihre Prieſter an, die ſich in der Folge, in öffentlichen und Privatverhältniſſen, noch mehr und ſchöner entwickelt, und nicht wenig dazu beytragen hat, den alten Ruhm der niederländiſchen Gelehrſamkeit aufrecht zu halten. Umgänglich, gefällig, von ſeltner Lebendigkeit im Geſpräch gelingt es ihm oft, in die Seelen fähiger Jünglinge den Funken ſeines eignen Enthuſiasmus zu werfen, und ſein Herz öffnet ſich leicht einem jeden, den er auf der ſtillen Bahn des literariſchen Ruhmes findet, ohne Miſsgunſt und Anmaſsung. So ſchildert ihn ſein vieljähriger Freund, der berühmte Herausg. der *Bibliotheca critica* in einer leſenswürdigen Zueignungsſchrift, und ſo ſtellt er ſich uns ſelbſt in dieſer Sammlung ſeiner Gedichte dar, deren viele ſchon einzeln in den Händen der Liebhaber waren. Ein groſser Theil von ihnen iſt durch freundſchaftliche Verbindungen entſtanden, und die meiſten dieſer Klaſſe zeichnen ſich durch ſchöne Fülle der Empfindung und der begeiſterten Sprache aus. Mit Recht ſagt daher der Vf. von ſich in der dem Ganzen vorgeſetzten Elegie, die verſchiednen Gattungen ſeiner poetiſchen Beſtrebungen muſternd:

Uberiore tamen manabant carmina vend,
Candida amicitiae quae mihi vincta dabant.
Nam quoties feſtis celebraret ſi qua diebus
Prima Sodalitii tempora amica fides,
Non tacitus convivа fui, ſed plectra movendo
Publica laetitiae certaque ſigna dedi.
Sic quoque primus eram ſociorum extollere laudes,
Queis facer Aonidum corda feriret amor.
— — — — — —
Seu deſolato conabar adeſſe ſodali,
Mutua et ingenio pectore damna queri,
Cum lacrymis lacrymas vellem miſcere fideles,
Et ſocii luctus arte levare tyrae.

Einige gröſsere Gedichte eröffnen die Sammlung, und unter dieſen zuerſt, als ein πρόσωπον τηλαυγές, ein Lehrgedicht *de aequalitate hominum*, das zuerſt im J. 1793. mit einer Dedicationsſchrift an *Wyttenbach*, *de Boſch's* vieljährigen Freund und Hausgenoſſen, erſchien. Dieſes Gedicht iſt in zwey Geſänge getheilt. In dem *erſten* ſchildert der Dichter mit erhebender Würde, bisweilen mit Lucreziſcher Alterthümlichkeit, und immer auf den Spuren des Alterthums einherſchreitend, die Wunder der goldnen Zeit, die Eigenthümlichkeiten der menſchlichen Natur, ihre angeſtammte Vortrefflichkeit und das tief in ihr liegende Gefühl gleicher Anſprüche. Dann zeigt er, wie durch des Menſchen thörigten Dünkel ſelbſt der edle Saame zerſtört werde. (v. 347.)

Sed nos perverſi primos erſtinguimus ignes,
Incorrupta quibus ratio prodiret et inſons;
Ponimus in vaſto vix dum veſtigia mundo,
Quin praeceptoris teneras vox perſonet aures,
Qui nos falſa docet, divinaque ſubruit almae
Munera naturae, ſenſimque erroribus implet
Innocuos animos, dum vanam amplectimur umbram
Illius, quae nos naſcentes integra virtus
Suſcepit; tanta eſt humanae inſcitia mentis,
Quae dum molitur peregrina atque ardua quaeque,
Quam debet ſervare viam plerumque relinquit.

Mit erhöhtern Tönen ſingt er weiter von den Uebeln, die aus der Verwilderung des menſchlichen Geſchlechts entſtehn, und von der Wohlthätigkeit der Geſetze, die den ungeſtümen Trieb in ſeine Schranken zurückſcheuchen. Dann vergleicht er die Güter der geſetzmäſsigen Freyheit mit der Sclaverey. Die letzte wird mit lebendigen Farben geſchildert. So heiſst es von dem, welcher angeſtammte Kraft unter dem Joche der Tyranney zu gebrauchen vergiſst, v. 595.

At magis infelix, animi dum robore poſſet
Arma per obſtantes qui victor ferre catervas,
Sub pedibusque ſuis ſceptrum calcare tyranni,
Degener obſcoeno volvens in pulvere ſeſe,
Abnegat humanae cariſſima pignora vitae,
Immemor atque ſui decorisque oblitus avorum
Procumbit, ſacram ut taurus votivus ad aram.
Gorgonis huic dicas vultum injeciſſe timorem,
Inque pigri pecoris formam vertiſſe virilem. . . .

Der *zweyte* Geſang preiſt die Glückſeligkeit eines Staates, in welchem die Tugend wohnt, mit der Klugheit und Mäſsigung vereint; wo die Weiſeſten an dem Ruder ſitzen, und die Menge ihnen willig folgt. Begeiſtert ruft er bey der Betrachtung eines ſolchen Volkes aus v. 246.:

Felices populi! queis ſub moderamine legis
Electos uſu contingit habere patronos,

Qui non immemores qua fede locaverit ipsos
Publica vox populi, populum quoque moribus ornant,
Et nihil antiqua de libertate remittunt;
Concilia et coetus hominum qui jure tuentes
Quemque suum servare locum, sua munera obire,
Quod patriae prosit, lactentur et oppida, curant.
Quels ducibus cives sic conjunguntur in unum,
Ut, non forte pares, tamen una mente ferantur,
In medioque foro regnet fraterna voluntas:
Ut qui sceptra tenet, tenet et quicunque ligonem,
Mutua conservent socialis pignora vitae.

Zunächst folgt ein anderes philosophisches Lehrgedicht, *Ethica philosophiae criticae ad virum amicissimum Paulum van Hemert*, (das auch im J. 1799. durch den Druck bekannt gemacht war), in welchem die Bewunderung der *Kantischen* Sittenlehre in der würdigsten Sprache strahlt. Mit Vermeidung einer trocknen Entwicklung subtiler Gründe, bemüht sich der Dichter die edle und einfache Würde des Systems darzustellen, das jedes ältere an Erhabenheit übertreffe, und, wenn es nur allgemeiner anerkannt werde, die Menschheit auf eine höhere Stufe erheben müsse. Indessen hat sich der Vf. nicht mit einem blossen Panegyricus begnügt. Er hat auf die Gründe Rücksicht genommen, welche die gemeine Erfahrung der Wahrheit des *Kantischen* Moralprincips entgegensetzt (der Dichter nennt sie *inertis indolis et pravae deliria mentis)*; und indem auf der einen Seite durch die Anführung dieser Gründe *in einem fremden Munde* die Form des Gedichtes an Mannichfaltigkeit gewinnt: so scheint auf der andern die Begeisterung des widerlegenden Dichters, der ihnen mit dem vollen Gefühl der Ueberlegenheit entgegen tritt, durch den Widerstand selbst verstärkt und erhöht. — *Ad Cornelium.* Ein Sermon mehr in *Juvenal's* als Horazens Manier, doch ohne bittre hyperbolisirende Misanthropie. Die Verderbniss der Sitten treibt den unmuthigen Dichter aus der Stadt auf das Land; und hierher ruft er auch den Freund von der Bahn verderblicher Ehrsucht ab. Das Costum in dieser satirischen Epistel ist durchaus römisch, und das ganze Gemälde in die Hauptstadt der Welt zurückgeschoben; ein Verfahren, das der Vf. gern befolgt; wodurch er den Uebelstand vermeidet, neue Sitten mit einem ganz fremden Gewand zu umhängen und die poetische Sprache seiner Römer in eine blosse Phraseologie zu verwandeln. — Von den *Gelegenheitsgedichten*, die beynah zwey Drittheile des ganzen Bandes füllen, zeichnen wir nur einiges aus. Ein *Genethliacon* S. 102. (auf die Geburt *David Jacob van Lennep*) ahmt durch seine Refrein-Verse:

Jam cunas adferte novas, jam sternite lectum,
Molliter in plumis ut membra tenella quiescant.

und

Crescenti puero lallantes vertite cunas,
Molliter in plumis ut membra tenella quiescant.

das Catullische Parzenlied geistreich nach, und ist überhaupt voll gemüthlicher Freude und Theilnahme, wie man sie in den Gedichten neuer Latinisten selten findet. Denselben Knaben, dessen Wiegenlied der Vf. im J. 1774. sang, begrüsste er, voll der Freude, seine Wünsche und Weissagungen erfüllt zu sehn, im J. 1790. mit einer Elegie, als der Jüngling mit einer Sammlung seiner jugendlichen Gedichte den Schauplatz der gelehrten Welt betrat. Mit Vergnügen findet man hier S. 147. die schöne Elegie an den Genius von *Hugo Grotius* wieder, mit welcher der Vf. den *ersten* Band seiner griechischen Anthologie geschmückt hat. Ueberall aber erfreuen den Leser schöne Ergiessungen eines dankbaren und wohlwollenden Herzens gegen Freunde und Lehrer, und die noch edlern Aufwallungen einer neidlosen Freude an der Blüthe der Wissenschaften und dem Ruhme ihrer eifrigen Beförderer. Ob nun diess gleich vorzüglich von den Freunden der klassischen Literatur gilt: so ist doch auch den Dichtern der holländischen Sprache, einem *Gerard Lennep* und *Rhynvis Feith* ihr Lob nicht entzogen. Auch dem öffentlichen und häuslichen Schmerz ist hier mehr als eine gefühlvolle Elegie gewidmet; dem letztern vorzüglich drey auf die Schwestern des Dichters, die sich kurz nach einander in das Grab folgten. Den Schluss macht eine kleine Sammlung erotischer Elegien, *Elissa* betitelt, voll tibullischer Anmuth und Zärtlichkeit; dann einige Uebersetzungen griechischer Stellen und ganzer Gedichte; auch eines englischen. Von allen kann man *Wyttenbach's* Urtheil mit Recht unterschreiben: *nemo in iis nec antiquitatis colorem, nec orationis latinae elegantiam, nec lumina doctrinae, nec modorum concinnitatem desideret.*

Es wäre zu verwundern, wenn so wohlwollenden und humanen Gesinnungen nicht auch Wohlwollen und Humanität von allen Seiten entgegen käme. Diess ist auch in der That der Fall bey dem Vf. dieser Gedichte. Nicht leicht dürfte bey einem neuern Werke die alte holländische Sitte, die Glückwunschgedichte der Freunde vorzusetzen, schöner strahlen als hier. Viele, zum Theil berühmte Namen, *ein Oosterdyk, van Eldik, Rau, Wassenbergh, Ruardus, Nodell, Bosscha, Hoeufft, van Lennep*, van Hemert, *Kaldenbach, van Ommeren, Nieuwland* (der zu früh verstorbene, dem der Vf. in dieser Sammlung selbst S. 266. eine Grabschrift gewidmet hat), *Huschke* und andre mehr, haben hier den Tribut ihrer Freundschaft niedergelegt. Wir führen von dem zuletzt genannten (der jetzt als Professor der griechischen Sprache in Rostock, vormals in Holland lebte) ein kurzes, schmeichelhaft gewendetes Epigramm an:

Cum mea sepositum trepidaret tollere plectrum
Musa juventutis fida ministra meae,
Mox iterum tacitas jussit mutescere chordas,
Carminibus, Bosche, victa, poëta, tuis.
Sic rapidis nubes superat Jovis armiger alis,
At volucrum longe turba relicta stupet.

Noch müssen wir der Vorrede mit *einigen* Worten Erwähnung thun, an die uns der Ausgang dieses kleinen Gedichtes erinnert, indem er sich eine Freyheit erlaubt, die auch *de Bosch* in seinen Gedichten nicht vermieden hat, und in seiner Vorrede in Schutz nimmt. Die Veranlassung giebt ihm ein Ausspruch von *Ruhnkenius*, welcher selbst hierin dem Urtheile

sei-

Digitized by Google

feines Freundes Laur. van Santen folgte, worin er den Muretus tadelte, der, mit Vernachläſſigung der ſogenannten *poſitio debilis*, einen kurzen Endvocal vor dem Doppelbuchſtaben *ſt* kurz gebraucht hatte. Der Vf. zeigt durch eine ziemlich ausführliche Induction, daſs die Regel der Grammatiker, die eine ſolche Kürze vor dem *ſt*, *ſc*, *ſp* nicht geſtatten wollen, von den beſten Dichtern des römiſchen Alterthums ohne Bedenken verletzt worden ſey. Zu dieſen kann indeſs *Virgilius* wohl kaum gerechnet werden. Denn in dem einem Beyſpiele, das aus der *Aen.* XI. 300. angeführt wird, wird die Poſition durch die nach dem Dactylus eintretende Pauſe vernichtet; welches auch bey einigen andern Beyſpielen bucoliſcher Verſe der Fall iſt. In der Ciris aber v. 130. konnte *Virgilius* ſtatt *niſi Scylla* auch *ni Scylla* geſchrieben haben. Auch die beſten unter den neuen lateiniſchen Poeten werden zu Hülfe gerufen; ja *Santenius* ſelbſt, der in ſeinen eignen Gedichten jene Regel vernachläſſigte, die, nach Hn. *B.* Wahrnehmung, erſt nach *Ovid* allgemein beobachtet wurde. Gelegentlich auch einige Worte über die Quantität von *Batavus*, wo *Schrader* mit mehr Eigenſinn als Wahrheit die Penultima nur als Länge gelten laſſen wollte, und über die erſte Sylbe in *reperio*, *repello*, *refero*. Zugleich wird hier *Virgils: Quos ego: ſed motos* .. gegen *Schraders* Verbeſſerung, *Vos ego*. durch die Vergleichung des Terenziſchen: *quem quidem ego ſi ſenſero? Sed quid opus eſt verbis?* Andr. I. 1. 137. hinlänglich gerettet. Beym *Horaz* Serm. I. 1. 29. ſchlagt der Vf. ſtatt des viel beſtrittenen *perfidus hic caupo*, vor: *pervigil hic campo miles* . . zu leſen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: D. *W. A. Stütz Schriften, phyſiologiſchen und mediciniſchen Inhalts. Erſter* Band. 1805. XIV u. 374 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Sechs gröſsere Aufſätze und einige nur kurz hingeworfne, gar nicht ausgeführte Gedanken am Schluſſe des Buches, machen den Nachlaſs eines jungen Mannes aus, der bey einem Vorrath von gelehrten, beſonders naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen mit Eifer, Wärme und Liebe vorzüglich für das wiſſenſchaftliche Gewand der Heilkunde arbeitete. Inzwiſchen bemerkte man ſchon an ſeinen frühern ſchriftſtelleriſchen Verſuchen eine rege, lebendige Phantaſie, die leicht ergriffen wurde und zu Sprüngen verleitete, um auf Reſultate zu kommen, die ſich beym ruhigen, unbefangnen Denken aus den Vorderſätzen nicht ergeben. Noch ſieht man den Vf. von dieſem Fehler nicht frey: im Gegentheil muſs mit ihm der Leſer mehr als einmal einen *ſalto mortale* aus der idealen Welt in die reale wagen, nachdem er die vom Vf. zum leichtern Uebergange verſprochne Brücke, lange vergeblich geſucht hat. — Der *erſte* Aufſatz: *Das Geſchäft des Naturforſchers* entſpricht ſeiner Ueberſchrift nur erſt auf den letzten fünf oder ſechs Seiten; den gröſsten Theil füllt die, in Hinſicht auf die Sprache ganz vorzüglich lesbare, Naturphiloſophie des Vfs., eine eigenthümliche auf modificirten *Kantiſchen* Dualismus erbaute, ſehr modificirte *Schellingiſche* Triplicitäts-Lehre. Sehr viel Fleiſs iſt verwendet auf die Nachweiſung der phyſiſch-chemiſchen Subſtrate für die angenommenen idealen Thätigkeiten, aus denen durch gegenſeitiges Wirken, durch wechſelſeitigen Kampf, durch unaufhörliches und ins Unendliche fort abgeſtuftes Streben ſich zu neutraliſiren und immer wieder zu entzweyen, die Natur entſpringt. Der Vf. nennt ſie die evolvirende und involvirende, poſitive und negative Thätigkeit, und mag von keiner dritten, vereinigenden, etwas wiſſen, ſondern producirt durch die wechſelſeitige Beſchränkung beider. Dabey wird auch das Phlogiſton der Chemiker vor *Lavoiſier*, in ſeine Rechte eingeſetzt und ihm als Gegenſatz des Sauerſtoffs mit dieſem unter den Producten die erſte Stelle eingeräumt; nicht bloſs, weil die dualiſtiſche Baſis einen Gegenſatz nöthig macht; ſondern weil ſich für das Daſeyn des Phlogiſton eben ſo viele phyſiſch-chemiſche Beweiſe finden, als für die Wirklichkeit des Sauerſtoffs. Dieſer iſt der empiriſche Repräſentant der idealen involvirenden (negativen) Thätigkeit, das Phlogiſton entſpricht der entgegengeſetzten idealen evolvirenden (poſitiven). Es kommt nun dem Naturforſcher zu, heiſst es S. 46., „aufzuſuchen und auszumitteln, in welchen materiellen Subſtraten, ſich die genannten entgegengeſetzten Thätigkeiten, als Producte ihrer Wechſelwirkung, für den äuſsern Sinn ausdrücken, aus einander zu ſetzen und zu ſcheiden, jene, welche mehr den Ausdruck und die Wirkung der einen Thätigkeit von ſich geben u. ſ. w. Ferner muſs er die reihenweiſe Steigerung der ſich hieraus ergebenden beiden Abtheilungen der Naturkörper darſtellen. . . . Den Unterſchied und den wechſelſeitigen Zuſammenhang ihrer Geſtaltung nach aufsen, ſo wie die einander correſpondirenden Verhältniſſe im Innern unter ſich und zu andern Producten aufdecken; ihre in einander greifende Thätigkeiten im einzelnen Organe wie in groſsen Weltorganismen. . . . und endlich die ordnungsvolle Zuſammenſtimmung aller in Eins und zu einem Ganzen dem innern Sinn aufſchlieſsen." . . . und alles dieſs nicht bloſs durch die Beobachtung und Erfahrung, denen jedoch der Vf. Werth und Unentbehrlichkeit nicht abſpricht, ſondern mit Hülfe des „Genius, der über die Erſcheinungswelt erhaben, ſich der hohen Geſetzmäſsigkeit, als Ausfluſs des Urvollkommnen, erinnert, woraus er ſelbſt entſproſſen iſt." Doch der Vf. begnügt ſich nicht, nur die Methode anzugeben; er ſtellt auch ein Beyſpiel der Ausführung auf in Nr. II. S. 51 fg. *Bruchſtücke zu einer künftigen Phyſiologie des Erdorganismus;* ein Beyſpiel das nicht zur Nachfolge ermuntert. Wie ſchwankend und unſicher iſt der Gang des Vfs., wie inconſequent und ins Blaue hineingewagt ſind ſeine Sprünge. „In allem Seyn und Wirken ſtellt ſich eine *Geſetzmäſsigkeit* dar, die auch dem oberflächlich Schauenden unverkennbar iſt; alles *Seyn und Wirken geht aber vorüber*, und nur die überall herrſchende *Geſetzmäſsigkeit bleibt. So iſt ſie das wahre Abſolute*, immer Bleibende, das in keiner Zeit verſchwindet, in keinem Raume begränzt wird, ſondern als das Urvollſtändige, als die erſte und letzte

Digitized by Google

letzte Urſache, Werden und Seyn, Zeit und Raum, Denken und Ausdehnung ſchon in und unter ſich hält, einerſeits ſie beſtändig evolvirt, und ſie andrerſeits immer wieder involvirt, um ſie aufs neue wechſelsweiſe zu evolviren und wieder zu involviren und ſo unausgeſetzt immer fort." Von dieſem kecken und unverſtändigen Satze, in dem Phyſik und Metaphyſik aufs bunteſte vermengt, das Göttliche und Menſchliche in der Welt verkehrt unter einander geworfen wird, geht die Unterſuchung aus, die ſich jetzt mehr als in Nr. I. der *Schellingiſchen* Vorſtellungsart nähert. Die Hauptſätze des Syſtems erſcheinen nochmals vor den Augen des Leſers, und nun wird aus dem angenommenen Standpunkt der Erdorganismus nach ſeinen verſchiednen Bildungsſtufen producirt, das heiſst: die mannichfaltigen Gebilde und Erſcheinungen vom himmliſchen Lichte bis zum vergänglichſten Stäubchen der Erde, die durch Beobachtungen und Verſuche dem Menſchen bekannt wurden, ſind durch Heraushebung einzelner, brauchbarer Merkmale und Eigenſchaften der beſondern Gegenſtände ſo in Reih und Glied geſtellt, daſs ſie als Producte der, in den mannichfaltigſten Verhältniſſen und Stufen, ſich (unvollkommen) neutraliſirenden, urſprünglichen Thätigkeiten erſcheinen. Ausführlich ſind die Klaſſen des Thierreichs behandelt, ihre Verſchiedenheiten nach ihrem Urſprunge aus den Thätigkeiten feſtgeſetzt und überall ſorgfältig die einzelne Klaſſen u. ſ. w. vereinigenden Gebilde nachgewieſen. Welches Glaubens der Leſer auch ſey, dieſs Tableau wird er nicht ohne Vergnügen betrachten, nicht ohne Nutzen für die pragmatiſche Behandlung ſeiner Kenntniſs von der Natur. Es iſt ein Seitenſtück zu *Treviranus*, der freylich viel vollſtändiger, fleiſsiger und vorſichtiger gearbeitet hat. — III. S. 154. *Von der Kunſt.* Alle Kunſt iſt Eine und die nämliche, die verſchiednen Künſte ſind nur verſchiedne Geſtalten der Einen. Kunſt iſt die durch den freyen Geiſt mit Nothwendigkeit bewerkſtelligte Reproduction eines Abſoluten. Wie die Natur, der Geiſt und die Philoſophie, ſo theilt ſich auch der Stamm der Kunſt in zwey Aeſte, deren jeder das *Eine* Abſolute unter dem Typus des Endlichen ausdrückt: entweder im Realen, — (bildende Künſte, die ſich auf Zeichnung reduciren) — oder im Idealen, wenn ſie die Formen des Geiſtes in ihren Bildungen geiſtig reproducirt, — (redende Künſte, die Dichtung zur Grundlage haben). Die Menſchen in Geſellſchaft zuſammen lebend bilden ein für ſich zuſammenhängendes Ganze, eine Natur gleichſam in der Natur — den Staat, in dem als idealen Organiſm und relativen Abſoluten, ſich die genannten Künſte angeſiedelt finden. Aber als in einer eigenthümlich für ſich beſchloſsnen Totalität erheben ſich aus der Idee der Kunſt neue, der beſtimmten Sphäre angemeſsne Modificationen, als Kunſtzweige (Künſte für ganze Völker, organiſche Totalitäten, ſociale oder ethniſche Künſte.). Die erſte iſt die Staats- und Regierungskunſt, aus der abgeleitet werden die Kunſt des Ackerbaus und die Staats- Arzneykunſt, die dasjenige im organiſchen Allgemeinen übt, was die ihr untergeordnete Heilkunſt im Individuellen thut. — So iſt die mühſame und freudenleere Zeugung, ſo die ſchrecklich-künſtliche Geburt der Heilkunſt beſchaffen, die ſich nun noch weiter miſshandeln laſſen muſs, um neben andern göttlichen Künſten, auch als Kunſt ein elendes Leben hinzuſchleichen. Aber ſie hat ſich für die erduldeten Leiden gerächt. Wo der Vf. als Heilkünſtler auftritt, da erſcheint er, wenigſtens als ſchriftſtelleriſcher Heilkünſtler, gar nicht vortheilhaft. Die vierte Nr. S. 189. *Ueber das Gemeinſchaftliche in Krankheiten*, iſt eine ſehr unreife Frucht, oder ein nicht wohl gerathenes Kunſtwerk. Einige Krankheitsgeſchichten mit ſehr weitläuftigen, an leeren Wiederholungen gar nicht armen Epikriſen, aus welchem allen zuſammen erhellt, daſs die Rheumatismen, zu deutſch *Flüſſe*, in ſehr verſchiedner Form, als Kopfweh und Schlagfluſs, als Halsweh und Kolik u. ſ. w. erſcheinen. Dagegen ſind die Nr. V. S. 213. *Erſten Beyträge zu einer meteorologiſchen Medicin* allen praktiſchen Aerzten dringend zum Studium anzuempfehlen, die die phyſiſchen Quellen des Gemeinſchaftlichen in Krankheiten, und überhaupt den Einfluſs aller Auſsendinge auf den menſchlichen Organismus in allen Lagen und Verhältniſſen ſeines Beſtehens wollen kennen lernen. Wenn doch der Vf. das mit ſo vielem Fleiſse und ſo trefflichen, bey Aerzten ſo ſeltnen Kenntniſſen der Phyſik, bearbeitete Bruchſtück, weiter ausgeführt, wenn er doch ſeine kurze Lebensdauer allein dieſer Art der Naturforſchung gewidmet hätte. Eines Auszugs iſt die gedrängte, ſehr ſachreiche Darſtellung nicht fähig, die gröſstentheils erzählend und beſchreibend, nur mit wenigen ſogenannten naturphiloſophen Räſonnements verwebt iſt. Eben ſo überzeugend als aus den bisherigen Aufſätzen geht aus dem letzten VI. S. 246 fg. *die Gegengenſätze im thieriſchen Organismus* das ſchöne Talent des Vfs. zur philoſophiſchen Beobachtung und Beſchreibung der Natur hervor, das ſich nur bey dem Hange, mehr ſeyn und leiſten, und als Naturſchöpfer auftreten zu wollen, nicht entwickeln konnte, und darum neben mancher duftenden Blüthe und mehrern reifen Früchten ſo viele taube tragen muſste, die ſchon am Baume welken und ſeine Geſtalt nicht zieren. Wenn es uns gelungen iſt, den Geiſt zu charakteriſiren, der aus dem Werke ſpricht, ſo bedarf es weiter keiner Auszüge aus dieſem Abſchnitte, um die *Meta-* oder *Para-* Phyſiologie des Vfs. darzuſtellen, der ſich im Ganzen treu bleibt, und auch dem empiriſchen Phyſiologen nicht bloſs ein Schaugericht vorſetzt. Er hätte damit ſchlieſsen und die unter den Namen von *Miſcellen* S. 367 fg. mitgetheilten Lückenbüſser, wenn ſie einmal nicht zurückbehalten werden ſollten, an einen andern Ort ſtellen ſollen. Zum Schluſs muſs Rec. noch bekennen, daſs er aus der *Schellingiſchen Schule* noch nichts las, das in Hinſicht auf klaren, deutlichen, gemeinfaſslichen Vortrag der Schrift des Hn. *Stutz* an die Seite könnte geſetzt werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. Junius 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fritsch: *Xenophontis Atheniensis scripta in usum lectorum graecis litteris tinctorum Commentariis ad rerum et verborum intelligentiam* illustrata a *Benjamin Weiske*, AA. M. Scholae Port. Conr. Vol. *primum*. Cyri disciplinam. L. I—IV. continens. 1798. CXXVI u. 210 S. Vol. *secundum*. L. V—VIII. continens. 1798. 254 S. Vol. *tertium*. Cyri Expeditionem continens. 1799. XXXIV und 316 S. Vol. *quartum*. Historiam graecam et Agesilaum continens. 1801. XXXVI u. 475 S. Vol. *quintum*. Oeconomicum, Convivium, Hieronem, Apologiam Socratis et Memorabilia continens. 1802. XVI u. 456 S. Vol. *sextum*. Reliqua Xenophontis continens, libros de rep. Lacedaemoniorum et Atheniensium, de Vectigalibus, de re equestri, de Officio Magistri Equitum, de Venatione: quibus accesserunt Epistolae ex Allatii Sylloge et Fragmenta, praetereaque notae ineditae Valesii, Varr. Lectt. e margine exempli Villoisoniani, omnes Gabrielii Emendatt. in Cyri Discipl. ex ipso Gabrielli exemplo petitae et duo indices. 1804. XXX u. 510 S. 8. (8 Rthlr. 8 gr.)

Nach einer vieljährigen und vertrauten Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Schüler und Freund des Sokrates, von dem der verdienstvolle Herausg. die meisten Schriften öffentlich und zu wiederholten malen erklärt hatte, beschlofs er, durch diese Ausgabe nach einem eigenthümlichen Plane eingerichtete Ausgabe, die Resultate seiner Untersuchungen und Studien dem Publikum zu bringen, um theils, so viel an ihm lag, die Lectüre der Freunde des *Xenophon* zu leiten und aufzuklären, theils auch, durch dieselben erleichterten Bemühungen, die Anzahl der Liebhaber zu vergröfsern. Er setzte hiebey, wie auch der Titel seines Werkes besagt, Leser voraus, die nicht mehr an den Anfangsgründen lagen, sondern einen hinlänglichen Vorrath von Wörtern besitzen, um nicht bey jeder Zeile das Wörterbuch zu Rathe ziehn zu müssen, und bey den gewöhnlichsten Eigenthümlichkeiten der Sprache anzustofsen. Die Anfänger bedürfen einer andern Art von Hülfe. Von ihnen ist überhaupt nicht zu erwarten, dafs sie, irgend einem Schriftsteller, dessen Gedanken ihnen in einzelnen Worten mühsam zugetragen werden, *Geschmack* abgewinnen; am wenigsten einem, der nicht durch glänzende Gedanken und einen flimmernden Stil besticht, sondern durch die über dem Ganzen wehende, das Ganze durchdringende sittliche Würde und Anmuth die Herzen gewinnt. Aber um die Tugenden eines Schriftstellers zu fühlen, mufs uns seine Sprache schon zu einem durchsichtigen Medium geworden seyn; wir müssen den Körper der Worte vergessen können, um den aus der Tiefe heraufstrahlenden Geist zu fassen; und je mehr uns jenes Vergessen gelingt, desto vollkommner wird die Erscheinung des letztern seyn. Nun ist aber kein Schriftsteller des Alterthums von allen äufsern Schwierigkeiten so bar und rein, dafs nicht auch der Geübtere anstofsen sollte; und die Werke des Xenophon bieten, bey aller Leichtigkeit des Ausdrucks, dieser Schwierigkeiten nicht wenige dar. Indem nun der Herausg. sich solche Leser des Xenophon dachte, die ihn um sein selbst willen und mit Genufs zu lesen wünschen und vermögen, beschränkte er sich in der Bearbeitung desselben auf dasjenige, was zur Beförderung eines solchen Zwecks dienen kann, mit Beyseitesetzung der Rücksichten, die den Gelehrten und Philologen von Profession leiten und bestimmen könnten. Die meisten bisherigen Ausgaben der einzelnen Werke sind nach solchen Rücksichten verfertigt; die der sämmtlichen aber begnügten sich gröfstentheils mit der Wiederholung des Textes und der lateinischen Version. Eine Ausgabe mit berichtigtem Texte, mehr *belehrenden* als *gelehrten* Anmerkungen, einer Anleitung zur richtigen Kenntnifs und Schätzung des Autors überhaupt und seiner einzelnen Schriften, mit Beurtheilung seiner Kunst, seiner Mängel wie seiner Vorzüge, und mit Würdigung mehr der Gedanken als der Worte — eine solche Ausgabe war noch zu wünschen; und eine solche wollte Hr. *W.* den Freunden des Xenophon geben.

Diese Ausgabe ist daher von einer Seite reichlicher, von der andern sparsamer ausgestattet als die bisherigen. Derjenige, der den Autor im Ganzen, und jedes seiner Werke als ein Ganzes betrachten und darstellen wollte, konnte mannichfaltigen Untersuchungen nicht ausweichen, welchen der nicht begegnete, der nur die Aufklärung und Berichtigung einzelner Stellen beabsichtigte; und wir wollen es dem Herausg. gern glauben, dafs er hier, um seinem Plane und sich selbst Genüge zu thun, grofse Schwierigkeiten zu besiegen gefunden habe. Indessen ist diese Mühe nicht ohne Frucht geblieben. Die sorgfältigen Einleitungen, mit denen das Ganze und jede einzelne Schrift ausgestattet ist, sollten sie auch hier und da etwas Entbehrliches bieten, sind doch, um ein allgemeines Urtheil über alle zu fallen, mit so vielem eigenthümlichen, scharfsinnig geführten und nützlichen Untersuchungen angefüllt, sie bringen so manches zur Sprache, was bisher nur flüchtig angedeutet und darum oft gemifsbraucht war, und dienen im Ganzen so redlich, den Leser in den richtigen Gesichtspunkt zu stellen, dafs wir es für unsre Pflicht halten, sie als die vornehmste und eigenthüm-

lichſte Zierde dieſer Ausgabe zu rühmen und auszuzeichnen. Wir wollen alſo auch, der Ordnung gemäſs, von ihnen zuerſt reden, und dann auch der kritiſchen Bearbeitung und was bey der Erklärung einzelner Stellen geleiſtet worden, Erwähnung thun.

Die ganze Sammlung der Werke *X.* wird, wie billig, mit dem Leben des Schriftſtellers aus dem *Diogenes Laertius* eröffnet, von den Anmerkungen des Herausg. begleitet. Hier hat ihm wohl die §. 13. flüchtig hingeworfne Sage, als habe Xenophon des Thucydides Werk, das noch unbekannt geweſen, zum Ruhme befördert, da er es hätte unterſchlagen können, unverdienter weiſe Sorgen gemacht; und es ſcheint uns unnütz zu fragen, wie und auf welche Weiſe X. zu dem Beſitz der Werke des Thucydides gelangt ſey. Hr. *W.* vermuthet, die Sage ſey aus einem unrichtig verſtandenen Lobe X. entſprungen, indem jemand geſagt haben möge, daſs, wenn er die Geſchichte des ganzen peloponn. Krieges hätte ſchreiben wollen, er wohl den Ruhm ſeines Vorgängers hätte verdunkeln und in Vergeſſenheit bringen können; eine Vermuthung, die wir weder beſtreiten noch unterſchreiben mögen. Aber welchen Urſprung auch dieſe Sage gehabt haben möge: ſo ſcheint ſie uns nur aus dem Geſichtspunkte betrachtet werden zu dürfen, in den ſie der engliſche Dichter ſtellt (*Hayley on Hiſtory. Epiſtle.* I. 249.), wenn er des Thucydides Vortrefflichkeit rühmend ſagt:

But so untimely ſilence Fate devotes
Thoſe lips i yet trembling with imperfect notes,
And baſe oblivion threatens to devour
Ev'n this firſt offspring of hiſtoric power.
A generous guardian of a rival's fame
Mars the dark fiend in his malignant aim:
Accomplish'd Xenophon, thy truth has ſhewn
A brother's glory ſacred as thy own.

Der Biographie folgt zunächſt eine *Diſputatio de ingenio Xenophontis ſcriptoris, et de uſu, quem ejus libri et olim praeſtiterunt et nunc praeſtare poſſunt.* Von dieſer Abhandlung ſagt der Vf. in der Vorrede S. XVI.: *haec diſputatio vires meas vehementer exercuit. Utinam alii tantos ex ejus lectione fructus capiant, quantos ego in elaboratione ſuſcepi labores. Neque tamen me poenitet, tantum ſtudii in ea poſuiſſe. Nam ſi quid ipſe judicare poſſum, habebunt in ea lectores optimam εἰσαγωγὴν in libros Xenophontis. Haec certe laudem ſpectavi, et hac re, ut debui, ſuperiores editores longe poſt me reliquere volui.* Wir ſind der Meinung, daſs der Vf. ſeine Arbeit im Ganzen richtig beurtheile, wenn ſchon manches Einzelne hätte anders gefaſst, oder beſſer ausgeführt werden können; wie ſich bey einem ſolchen vielumfaſſenden, und faſt neuen Gegenſtande nicht anders erwarten lieſs. Mit der vorurtheilsfreyen Gerechtigkeitsliebe, die man nicht immer bey den Herausg. der Alten findet, bemerkt er die ſchwachen Seiten des *X.* wie ſeine Tugenden, und unter den erſtern vornehmlich, daſs es ihm an Tiefſinn und Schärfe der Beurtheilungskraft bey abſtraktern Gegenſtänden, an Ausdauer bey ſtrengen Unterſuchungen und Geduld gefehlt habe, daher ſich bisweilen in ſeinen Schriften Mangel der Anordnung und Vertheilung, unnützes Verweilen auf der Oberfläche der Dinge und eine nicht genug gezügelte Redſeligkeit bemerken laſſe. Weit weniger gegründet ſcheint uns ein andrer Tadel des Geſchichtſchreibers über den Mangel moraliſcher Anwendungen. *Nos quidem*, heiſst es S. XLVII. *non dubitamus laudare magiſtrum vitae, quae modeſto quodam orationis ornatu diſcipulis placeat, neque modo attentos et dociles eos reddat, ſed etiam demonſtret, quo maxime debeant animum intendere, quid penitius ſit cognoſcendum, quid propter alia et propter rerum inter ſe nexarum ſeriem non omnino praeteriri poſſit. Et . . . . magiſtra illa vitae, hiſtoria, quae hoc nomine ſe dignam eſſe velit, non ſolum in ſuperiora tempora nos reducere debet, ut illis hominibus intereſſe et pro facultate noſtra, intuendis eorum exemplis, diſcere poſſimus, ſed melius futurum perſonam ſuam, ſi nobis hac in re operam, ſuam commodat et utilitates inde capiendas demonſtrat.* Wir läugnen nicht, daſs wir von dem pragmatiſchen Geiſte der alten Geſchichtſchreiber eine andre Vorſtellung haben, als daſs wir dasjenige bey ihnen vermiſſen ſollten, was ſie, hätten ſie es geben wollen, auch am leichteſten gefunden haben würden. Warum finden wir wohl dieſen Mangel praktiſcher Anwendungen gerade bey den vortrefflichſten unter ihnen; und warum keimen ſie ſo üppig auf, gerade in den Zeiten des Verfalls? Und iſt die Erzählung von jenen darum weniger *belehrend*, weil ſie weniger *lehrend* iſt? Uns ſcheint es nicht ſo. Das, was in der Geſchichte jener Heroen wahrhaftig belehrt, indem es zugleich bildet, iſt die lebendige Anſchaulichkeit des menſchlichen Lebens in politiſchen Verhältniſſen, es iſt der reine, ſittliche, edle Sinn, der die Erzählung durchdringt, die Weltklugheit des Erzählers und ſeine Kenntniſs des menſchlichen Herzens, die ohne ſich in Reflexionen auszuſprechen, wie ein beſeelender Geiſt das Ganze durchſtrömt und hält und veredelt. Alle dieſe Eigenſchaften ſind in Xenophon's hiſtoriſchen Werken zu finden, vorzüglich in der *Anabaſis*, und nicht minder befriedigend in *einzelnen Abſchnitten* der helleniſchen Geſchichte. Gröſstentheils aus denſelben Quellen hatte die Beurtheilung des *Nutzens* der Xenophonteiſchen Schriften überhaupt abgeleitet werden ſollen, ein Gegenſtand, über welchen ſich der Vf. von §. 31. an weitläuftig verbreitet. Hier wird nun zwar die richtige Seite berührt, aber allzu ſchnell wieder verlaſſen, um die materiellen Vortheile aufzuzählen, die hier zu gewinnen ſeyn möchten; ſelbſt mit Anzeige der Tugenden, die er etwa beſonders empfehle, und der Laſter, denen er entgegen arbeite; ja, wie §. 33. ob er nicht wichtige Tugenden einzuſchärfen verabſäumt habe. Nach dieſem Maſsſtabe wäre die *Schola regia* des *Agapetus* dem Thucydides vorzuziehn, und das *Enchiridion* des Epiktet wäre ohne Widerrede das nützlichſte unter allen Werken des geſammten Alterthums. Derſelbe Geſichtspunkt wird in mehrern *dieſer* Einleitungen angegeben, ohne Zweifel in einer vortrefflichen und lobenswerthen Abſicht; uns aber mag es genug ſeyn, unſre Anſicht hier ein für allemal erwähnt zu haben.

Die Reihe der Xenophontiſchen Werke wird mit der ſogenannten *Cyropaedie*, oder wie ſie Hr. *W.* nach dem Vorgange des Cicero betitelt (ſ. *Praef.* p. XVI etc.) der *Diſciplina Cyri* eröffnet. In der vorausgeſchickten Abhandlung wird ſorgfältig die Meinung über die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit des Werkes geprüft, und wie

wie man erwarten kann beſtritten, nicht ohne Zuziehung der Alten, welche der Cyropädie nicht als einer *hiſtoriſchen Quelle*, ſondern als einer *philoſophiſchen Dichtung* erwähnen, welcher darum auch *Plato* ſeine Republik entgegen geſetzt habe (ſ. *Suid. in* Ξενοφῶν.). Den Zweck des Werkes beſtimmt Hr. *W.* dahin, daſs es lehren ſolle, durch welche Mittel im Krieg und Frieden die Herrſchaft erworben und erhalten werden könne. Die *Anabaſis* folgt zunächſt, ein Werk, das mehr als irgend ein andres, durch die lebendige Darſtellung kühner Thaten und ausdauernden Muthes unter verzweifelten Umſtänden das Gemüth erhebt, und zugleich, vornehmlich in der zweyten Hälfte, ein anziehendes, aber melancholiſches Bild von der thörichten Verworrenheit des Lebens aufſtellt; ein Werk, das auch wegen der Anſchaulichkeit der Darſtellung und der epiſchen Ruhe, welche die ganze reiche Fülle der Begebenheiten umfaſst, zu den ſchönſten Denkmälern der hiſtoriſchen Kunſt des Alterthums gerechnet werden muſs. In der *Einleitung de aeſtimanda Cyri expeditione* ſtieſs Hr. *W.* zuerſt auf die Frage von dem wahren Vf. des Werkes, ob *Themiſtogenes* (wie aus *Hiſtor. Hellen.* III. 1. 2. gemuthmaſst wird), oder *Xenophon*. Was *Morus* hierüber in dem *Examine quorundam locorum Hiſtoriae Gr. Xenophonteae* c. 6. beygebracht, wird hier zweckmäſsig wiederholt, und theils erweitert, theils berichtigt. Nicht vergeſſen iſt die Uebereinſtimmung der Geſinnungen in mancherley Dingen mit der Cyropädie, ſo daſs offenbar das, was die letztere in idealiſcher Vollkommenheit aufſtellt, hier auf den jüngern Cyrus angewendet und gleichſam ausgedeutet wird. Was uns betrifft, ſo können wir nicht umhin, die hier widerlegte Meinung für das Geſchöpf einer übertriebnen Scepſis zu halten, die in der höhern Kritik nur allzu oft das Paradoxe mit entſchiedner Vorliebe ergriffen hat. Wenn man, um die Schwierigkeiten der angeführten Stelle in der *Helleniſchen Geſchichte* aufzulöſen, dem Xenophon die *Anabaſis* abſpricht, ſo bemerkt man nicht, daſs dem dreiſten Schnitt eine Menge von andern Schwierigkeiten entkeimen, die nicht mit gleicher Dreiſtigkeit abzuthun ſind. Wer könnte die Menge von Kleinigkeiten, die in dieſem Werke von den Handlungen, Reden, Gedanken und Ahndungen des Xenophon erzählt werden, wer könnte ſie gewuſst, wer könnte ein Intereſſe gehabt haben, ſie ſo zu erzählen, wie es hier geſchieht? Und iſt nicht das ganze Werk eine *Apologie des X. bey den Spartanern*, um die er etwas beſſeres verdient zu haben glaubte, als die Verleumdungen, über die er ſich hier durch die genauſte Anführung aller Umſtände reinigt? — Zu dem, was die Einleitung über die Glaubwürdigkeit der Erzählung beybringt, ſetzen wir hinzu, daſs ſie wohl am meiſten auf dem Tone einer ſchönen Offenherzigkeit, auf der Einfachheit und Einfalt des Vortrags beruhe, der nach keinem Schmucke trachtet und kein Intereſſe irgend einer Verfälſchung zeigt. Der Vf. glaubt, daſs dem Xenoph. vielleicht hier und da in einzelnen Urtheilen etwas menſchliches könne begegnet ſeyn; wie z. B. in der Beurtheilung des Meno des Theſſaliers, in den Lobpreiſungen des jüngern Cyrus, und in der Darſtellung der Tapferkeit des griechiſchen Heers. Wie viel dieſe Vermuthungen gelten, möchte bey dem Mangel an andern Quellen ſchwerlich zu beſtimmen ſeyn.

Andre Unterſuchungen boten ſich bey der *helleniſchen Geſchichte* dar. Der Vf. erklärt ſich gegen die Meinung, als ob dieſes Werk nur eine Sammlung von Denkwürdigkeiten ſey, zum Gebrauche für den künftigen Geſchichtſchreiber; vielmehr ſey es wirkliche Geſchichte, doch keineswegs in allen Theilen zur Genüge ausgeführt. Manche meynten, es fehle ihm die Feile der letzten Hand; wogegen Hr. *W.* erinnert, es ſey überhaupt zu zweifeln, ob Xenophon ſeine Werke überarbeitet habe. (Dem S. XXIX. beygefügten Grunde möchten wir nicht viel Kraft beylegen: *nam qui in gymnaſiis, venationibus, bellis aetatem contrivit, eum minime eſt credibile, velut hominem umbratilem ſaepe vertere ſtilum aut ſcripta ante compoſita corrigere.*) Der wahre Grund ſey vielmehr des Autors hohes Alter, und noch mehr die Sünden der Abſchreiber, welche offenbar vieles verſtümmelt und ins kurze zuſammengezogen. Aus dieſer Hypotheſe glaubt der Vf. auch die ſcheinbare Vernachläſſigung des *Epaminondas* erklären zu können, wobey er ſogar die Länge dieſes Namens zu Hülfe ruft, dem der bequeme Abſchreiber lieber den kürzern der Böotier untergeſchoben habe. Wir geſtehen, daſs wir uns nicht ſehr zu dieſer Hypotheſe hingezogen fühlen: ſo wie wir auch in dem Alter des Autors kein hinlängliches Mittel zur Auflöſung dieſer Schwierigkeiten ſehn. Iſt nicht die *Anabaſis*, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch ſpäter geſchrieben? und läſst ſich da ein geſchwächtes Alter muthmaſsen, wo ſo vieles herrliche, wie z. B. die Geſchichte der Anſtrengungen von Phlius, dem Leſer entgegen ſtrahlt? Aber wohl iſt bey der Ungleichheit des Vortrags und der Behandlungsweiſe in der *helleniſchen Geſchichte* die Ungleichheit des mannichfaltig zuſammengeſetzten, höchſt intrikaten Stoffes — wie der einer deutſchen Reichshiſtorie — nicht zu überſehen; auch die Lückenhaftigkeit der Nachrichten nicht; eine Schwierigkeit, die, bey dem damaligen Zuſtande der Dinge, nur durch die raſtloſe Thätigkeit eines Thucydides überwunden werden konnte. Und wenn es hierbey noch einer Hypotheſe bedarf, könnte nicht Xenoph. die verſchiedenen Theile dieſes Werkes auch zu verſchiedenen Zeiten geſchrieben haben? dasjenige ausführend, was ihm jedesmal bekannt ward, den Umſtänden folgend, auch wohl bisweilen der Vorliebe und Laune? Anfang und Form des Werks iſt dieſer Hypotheſe nicht zuwider.

Der *helleniſchen Geſchichte* hat der Vf. den *Ageſilaus* zugeſellt, mit vorausgeſetzter *Defenſio* gegen *Valkenaers* mehrmals wiederholte Zweifel an der Echtheit dieſes Werkes, denen auch *Wyttenbach* beytritt (*ad Sulian. Or.* I. p. 161. ed. Lipſ. *in libello de Ageſilao, quem recte arbitror Valkenarium Xenophonti abiudicaſſe*). In der That glaubte *Valkenaer* ſeiner Sache faſt gewiſs zu ſeyn, und die Autorität der alten Zeugniſſe ſchreckte ihn nicht. S. *ad Herodot.* III, 134. Indeſſen werden die Gründe, die er gelegentlich hingeworfen, hier auf eine genügende Weiſe widerlegt; was ihm für andre aufſerdem zu Gebote geſtanden, wiſſen wir nicht. Was etwa vermuthet werden kann, iſt von dem Vf. nicht übergangen. Ueber den Unterſchied des Vortrages urtheilt er

ſo:

so: *tameisi autem unum quodque genus scribendi sibi constare debet, neque auctor hujus libelli, ubi a narratione discedit, eam tenuitatem servat, ut Xenophontem statim agnoscas, tamen, ut in longiori oratione, is qui Xenophontem lectitarit, facile intelliget, Agesilaum recte inter ejus opera numerari. Paulo sublimior et comtior, et paulo etiam brevior est ejus dictio quam in reliquis libris.* Statt eignem Urtheils fügen wir *Schneiders* kräftige Beystimmung an, dem wohl schwerlich jemand Kenntnifs der Xenophontischen Eigenthümlichkeit abstreiten wird. Dieser sagt in der *Descriptio Encomii Agesilai* S. 267. *Ceterum Weiskii disputationi, qua auctoritatem hujus encomii contra Valkenarii dubitationem asserere conatus est, tam plane assentior, ut si quid forte in lectoris assidui Xenophonteorum scriptorum animo resederit scrupuli, id omne docta Weiskii disputatione exemtum iri confidam. Mihi quidem Xenophontis libris a prima juventute statim assueto, nihil unquam hic liber habere visus est, quod ab ingenio miti et animo pio gratoque viri alienum atque abhorrens existimari jure possit.*

Aus den Einleitungen zu Xenoph. *kleinern Schriften* wollen wir nur einiges ausheben, was dem Vf. eigenthümlich ist, oder uns zu Bemerkungen Veranlassung giebt. Von dem *Sympofium* glaubt er, dafs es dem eben so betitelten Gespräche des *Plato* absichtlich entgegengesetzt sey (einen solchen Gegensatz beider Gespräche nahmen auch die Alten an), indem das letztere eine Jugendarbeit seines Vfs., Xenophon's Schrift hingegen, wie seine meisten Werke, im Alter geschrieben scheine. Anders urtheilte *Wieland* (Att. Mus. IV, 1. S. 76.), der dieses fröhliche und anmuthige Werk für eine der ersten Früchte der glücklichen Musse hält, die Xenophon nach Vollendung seiner kriegerischen Laufbahn genofs; doch ebenfalls des Glaubens, dafs Xenoph. durch das erdichtete *Sympofium* des Plato veranlafst worden, die Geschichte eines wirklichen Gastmahls zu schreiben. Dafs Xenoph. Schrift vor dem *Protagoras* des *Plato* geschrieben war, ist aus T. I. S. 347. *C. D.* dieses Gespräches gewifs, wo die tadelnden Anspielungen auf Xenophons Werk nicht versteckt sind. Eben so sichtbar sind in Xenoph. *Gastmahl* die tadelnden Beziehungen auf die Arbeit seines Rivals. Die Untersuchungen eines der neusten Uebersetzer dieser Schrift, *A. G. Beckers*, über die Zeit, in welcher das *wirkliche*, vom Xenophon beschriebene Gastmahl gehalten worden, scheinen nicht zur Kenntnifs des Vfs. gekommen zu seyn. — Die Echtheit der *Apologie des Sokrates* ist eben so wie der *Agesilaus* von *Valkenaer* (*ad Xen. Mem. Socr.* III, 3. 9.) in Anspruch genommen worden, und *Wyttenbach* (*ad Julian. Or.* I. p. 153. ed. *Schäf.*) stimmt auch hier ihm bey. Hr. *W.* hält sie, wie *Schneider*, für echt, ohne doch die Meinung des letztern anzunehmen, dafs sie einen Theil der Memorabilien ausgemacht, und durch Zufall von diesen getrennt worden. Vielmehr vermuthet er, doch ohne dieser Vermuthung einen soliden Grund unterzulegen, dafs Xenoph., nach seiner Rückkehr aus Asien, Lobschriften auf edle, um ihn verdiente Männer schrieben; daher diese Schrift mit den Worten Σωκράτους δὲ καὶ ἄξιον, oder wie es eigentlich hätte heifsen sollen: καὶ Σωκράτους δὲ ἄξιον beginne. Eben diese Anfangsworte aber, so genommen, wie sie wirklich heifsen, nicht so, wie sie zu Gunsten der Hypothese heifsen sollen, sind *Schneiders* Vermuthung bey weitem günstiger, wie wohl auch diese, wegen der gleichen Stellen in den Memorabilien, nicht ohne Schwierigkeiten ist. Es ist aber vielleicht erlaubt anzunehmen, dafs diese *Apologie*, eben so wie der *Oeconomicus* und die Memorabilien, zu einem *Corpus* sokratischer Schriften gehöre, die alle in Einer Hauptabsicht, aber mit verschiedenen Rücksichten, nicht ohne Beziehung auf einander verfertigte. — Zu ähnlichen Untersuchungen und Vermuthungen führte die Schrift über *die spartanische Republik*, deren Echtheit Hr. *W.* ebenfalls in Schutz nimmt. Dafs der Stil etwas verschieden sey, läugnet er zwar nicht; doch müsse man daraus nicht zu viel schliefsen wollen: *Ostendi enim alibi, non simplicem neque unius formae Xen. esse stilum. Nusquam enim est tam rebus copiosus et verbis amplus tamque perspicuus et simplex, tam aequabili tractu fluens, et ob haec plenisque lectoribus jucundus, quam in Cyri disciplina. In reliquis omnibus reperitur vel paulo vel aliquanto adstrictior.* In Rücksicht auf den Inhalt stimme die Lobpreisung der spartanischen Sitten mit Xen. Denkungsart überein. Die Schrift ist übrigens von den Abschreibern nachläfsig behandelt worden, und Hr. *W.* glaubt überzeugt zu seyn, dafs man vieles weggelafsen habe, was der Vf. bey seinen Zwecken nicht übergehn durfte. Da ihm dieses auch bey mehrern der kleinen Schriften Xen. der Fall zu seyn scheint: so vermuthet er dafs sie vielleicht aus Einer Handschrift geflossen seyn möchten, deren Urheber nach Gutdünken vieles weggeschnitten, und unter andern die Eingänge und Epilogen, als eine unnütze Zugabe unterdrückt hatte. — Der zunächst folgenden Schrift: *de republ. Athenienfium*, ist eine Abhandlung zugegeben, *de scopo et forma ejus libri et de utriusque causis, qua praecipue docetur, graviffimam hanc videri fuisse et ex parte nunc etiam esse populi Athenienfis censuram, eamque raptim ex indignatione auctoris effusam.* Dafs dieses Werk, wie Hr. *W.* richtig bemerkt, die Verheifsung des Titels nicht erfüllt, ist wohl weniger die Schuld des Vfs. oder der verstümmelnden Abschreiber, als derer, die ihr eigenmächtig einen unangemessenen, den ersten Worten der Schrift entlehnten Titel gaben. Der Herausg. — dem die Echtheit derselben nicht zweifelhaft ist, vermuthet, dafs Xen. sie im Unmuthe auf das Papier geworfen, als er von seinem Exil Nachricht bekommen. — Zu den frühern Arbeiten Xenoph. rechnet er auch die Schrift *über die Einkünfte*, die er selbst noch vor sein Exil und seine Abreise zum Cyrus setzt. Der Zweck derselben sey, die Athenienser zum Frieden mit andern Staaten zu bewegen, und zu zeigen, dafs *man*, um gröfsere Vortheile zu erhalten, keinen Krieg, sondern nur eine zweckmäfsige Benutzung der Einkünfte, vornehmlich der Bergwerke, nöthig habe. Auch lasse sich vermuthen, dafs Xenophon sie zum Gebrauche gewisser obrigkeitlicher Personen geschrieben habe.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Digitized by G

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Junius 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fritsch: *Xenophontis Atheniensis scripta*, in usum lectorum graecis litteris tinctorum Commentariis ad rerum et verborum intelligentiam illustrata a *Benj. Weiske* etc.

(*Fortsetzung der in Num. 149. abgebrochenen Recension.*)

Nachdem wir also, so weit es die Grenzen unserer Blätter erlauben, von diesen schätzbaren *Einleitungen* Rechenschaft gegeben haben, in denen sich der Scharfsinn, der Fleifs, die Umsicht und das Bestreben, nichts, was zweckmäfsig und nützlich seyn möchte, zu übergehen, auf eine für den Vf. höchst rühmliche Weise zeigt, gehen wir auf die Beurtheilung des Textes und die Erklärung einzelner Stellen über.

Um nun hier das Verdienst dieser Ausgabe gehörig zu würdigen, müssen wir vor allen Dingen erinnern, dafs der Herausg. für solche Leser arbeitete, welche, die Mühseligkeit kritischer Untersuchungen scheuend, zwar einen richtigen Text begehren, aber nicht Lust haben, diese Richtigkeit selbst zu erforschen, aufzuspüren und zu prüfen. Auf ein Sammeln verschiedener Lesarten, wie die *Zeune*'schen und *Schneider's* Ausgaben darbieten, war daher sein Fleifs keineswegs gerichtet, ob es ihm schon bisweilen (nach *Praef.* T. I. p. V.) *unangenehm war, keine alten Handschriften zu besitzen, aus denen er neue Lesarten mittheilen könnte; nicht eben weil er dieß für sehr nöthig und nützlich hielt, sondern weil er sich gern den Meinungen mancher Menschen gefügt hätte.* Späterhin änderte sich indessen seine Meinung über diesen Gegenstand, und er vermifste den Gebrauch der Handschriften je länger je mehr, und aus bessern Gründen, als zuerst. Und wie sollten sie auch entbehrt werden können, wenn man nach Richtigkeit des Textes strebt, dessen Fehler oft nicht einmal geahndet werden können, wenn nicht die Handschriften den Weg zeigen? Auch erhielt er in der Folge (*Praef.* T. III, S. IV.) einige kritische Subsidien von *Fischer*, und späterhin (*Praef.* T. VI. S. XXIV.) andere aus dessen Nachlafs; und, was dieser Ausgabe einen vorzüglichen kritischen Werth giebt, verschiedene Sammlungen aus *Villoisons* Händen, die in einer Juntinischen Ausgabe des *Xenoph.* mit zahlreichen Varianten am Rande, und den une lirten Anmerkungen von *Henr. Valesius* bestanden, und dem letzten Bande dieser Ausgabe, nach dem Willen des Gebers, ganz und unverstümmelt angehängt sind.

Da von diesen kritischen Hülfsmitteln erst gegen das Ende der Arbeit Gebrauch gemacht werden konnte: so begnügte sich der Herausg., die vorhandenen zu benutzen, und zwar so, dafs er kritische Untersuchungen nur da anstellte, wo die Lesart Einfluss auf den Sinn hatte, oder wo er selbst vernachlässigte Fehler verbesserte; übrigens aber, was andere aus Handschriften, alten Uebersetzungen oder andern Hülfsmitteln gesammelt haben, mit dem *gröfsten Fleifse* benutzte, und was ihm das Richtige schien, ohne weitere Rechenschaft zu geben, in den Text setzte. Dann fügt er hinzu (*Praef.* T. I. p. VII.): *ex iis ipsis, quae copiosius passim ad crisin verborum differui, conjecturam quis capere potest, quam curiose omnia excusserim, quamque nihil ab aliis editoribus traditum sine rationibus idoneis vel servandum vel mutandum putarim.* und wiederum S. VIII.: *quae adjicere placuit, ut intelligerent lectores, etiam ubi nihil monuerim de textu, me curasse, ut, quantum assequi possem, genuinus etiam in minimis daretur.*

Bey der uns obliegenden Prüfung dieser Versicherung nun haben wir sie in so weit bewährt gefunden, dafs der Vf. überall, und vorzüglich von dem *dritten* Theile an, der kritischen Beschaffenheit des Textes da, *wo der Sinn gefährdet war*, keine oberflächliche Sorge widmete, dafs er mehrere Stellen gerettet, andere glücklich verbessert, bey noch andern den richtigen Weg der Verbesserung angedeutet; dafs aber auf der andern Seite in der grammatischen Berichtigung des Textes, *wo es bloß der Richtigkeit des Ausdrucks galt*, vieles vernachlässigt worden, was aus den vorhandenen Hülfsmitteln und bey dem Vorsatze, auch in den *geringsten Dingen* einen berichtigten Text zu geben, hätte verbessert werden können. Wir wollen, um dieses Urtheil zu begründen, eine Reihe von Stellen anführen, bey denen die bessern Lesarten der Handschriften oder alten Ausgaben unbeachtet geblieben, ja manches dieser Art, was von den Vorgängern schon gebilligt und in den Text erhoben war, übersehen oder zurückgewiesen ist. *Cyropaed.* II, 2. 4. καὶ ὁ μάγειρος οἰόμενος, wo *Zenne* aus dem *Cod. Guelph.* und dem Rande der Steph. A. ὁ ἄρταμος aufgenommen; welcher Lesart (die nun auch in *marg. Villois.* gefunden wird) schon lange vorher *Valken. ad Herod.* VII, 181. p. 590. ihr Recht auf den Text vindicirt hatte; so wie gleich darauf δυςφορούμενος ἀνέτρεψε st. δυςθετούμενος, die Glosse statt des echten Wortes beybehalten wird. IV, 1. 10. πῶς νῦν γε ὑπομείνοιεν st. ὑπομείναιεν. Zur Vertheidigung jener Form führt der Herausg. aus IV, 5. 12. ἀπαγγείλοι αν, wo der *Cod. Guelph.* aber ebenfalls ἀπαγγέλλοι liest. Andere bieten ὑπομείνειαν als

als die attiſchere Form dar. IV, 5. 115. ὁ μὲν Ζεὺς προφαίνει πολλὰ ἀγαθά ſt. der beſſern Lesart des *Cod. Guelph.* καὶ ἀγαθά. *G. Sluiter Lectt. Andoc.* p. 143. IV, 5. 33. ἃ σοὶ τἀὐτὰ νομίζομεν . . . γενέσθαι ſt. νομίζομεν des *Cod. Guelph.* V, 1. 7. καὶ νῦν σοῦ ἀκούσας, ὅτι καλή ἐστιν, εἰ πειθ. ἐλθεῖν θεασ. ſt. *si nunc tui* ἐστ. ἐλθεῖν πειθ. θεασ., welches *Zeune* nicht ohne Grund aus demſelben Codex aufgenommen. V, 2. 6. εἰσιέναι ἐκέλευσε τὸν Κῦρον, ὅπως νομιζοι ἀσφ. ſt. εἰς. τὸν Κῦρον ἐκ. ὅπως νομίζοι. V, 2. 26. καὶ σφόδρα γε, εἶπη γε ὁ., wo durch die Partic. ἄν das vorhergehende Verbum ἐπιβῆναι zurückgerufen wird. V, 3. 44. ὡς μηδένα . . . λυμανεῖται ſt. λυμαίνητε, wie die Syntax mit dem *Cod. Guelph.* zu leſen gebietet. V, 3. 58. die Worte εἰ δέοι διωγμοῦ, die, wenn ſie echt wären, nach διώκειν δέοι zu ſetzen wären müſſen, da einige Handſchriften ſie auslaſſen, wenigſtens verdächtig ſcheinen. *Schneider* hat ſie ganz ausgeſtoſsen; *Zeune* durch Klammern bezeichnet; Hr. *W.* gar nichts dabey erinnert. V, 4. 16. ὡς δ' ἐγνωμόνους εἶναι ſt. des unbezweifelt richtigen ὄντας. Gleich darauf §. 18. τοὺς θεραπεύοντας ſt. θεραπεύσοντας. An beiden Stellen hatte *Zeune* das Richtigere gewählt. VI, 2. 20. ἄλλους δὲ μισθοῦνται, und ἄμεινον μαχομένους ὑπὲρ σφῶν ἢ αὐτοι. ſt. μαχουμένους. VII, 5. 73. οὔκουν ἀδικίαν γε ἔξετε, ὅτι ἂν ἔχοιτε ſt. ἔχητε. VIII, 1. 6. χρῆσθαι ὅ τι βούληται ſt. ὅ τι ἂν βούληται. — *Expeditio Cyri.* I, 2. 2. προσῆσαν εἰς Σάρδεις ſt. des gelehrtern παρῆσαν. So VII, 4. 4. παρῆσαν ἐπὶ ταὶς κώμαις oder εἰς τὰς κώμας. *Hiſt. Gr.* III, 5. 6. παρεῖναι εἰς Ἀλίαρτον. Vergl. *Valken. ad Herodot.* I. p. 10. — I, 3. 14. ὧν πολλοὺς ἔχομεν . . . ἡρπακότες ſt. ἀνηρπακότες, wie *Cod. Parif. et Eton.* lieſt. Nur allzu oft haben die Abſchreiber die einfachen Wörter ſtatt der zuſammengeſetzten geſchrieben, ſelten umgekehrt. I, 5. 3. πολὺ γὰρ ἀπέστα ἀποφεύγουσα. Die treffliche Lesart ἀπέσπα wird nicht erwähnt, die keiner weitern Nachhülfe bedarf. Gerade ſo ſagt *Lucian D. D.* XX, 5. ἡδὴ πολὺ προϊόντες ἀπεσπάσαμεν τῶν ἀστέρων. *Aelian H. A.* X, 48. τῶν μὲν συνθηρατῶν ἀποστὰς πολύ. Mehreres giebt *T. Hemſterh. ad Lucian* T. II. p. 306. ed. *Bip.* und *Wyttenb. Bibl. crit.* T. III, 1. p. 104., der auch die Stelle des *Xen.* nicht übergangen hat. I, 7. 4. wird bey den Worten ἐγὼ ὑμᾶς διδάξω, die unbezweifelt richtige Lesart ἐγὼ ὑμ. εἰδὼς διδάξω nicht erwähnt. Auch *Zeune* verſchmähte dieſen Zuſatz, den er thörichter Weiſe für eine Gloſſe hielt, mit der jemand die in ἐγὼ enthaltene Kraft habe ausdrücken wollen. I, 8. 6. καὶ ἱππεῖς μετ' αὐτοῦ ἑξακόσιοι. Die *Codd. Parif.* u. *Eton.* ἱππεῖς τούτου ὄσον. Das letzte Wort ſcheint uns ein richtiger Zuſatz. So III, 4. 3. ἀπεῖχον τῆς χαράδρας ὅσον ὀκτὼ σταδίους und öfters. *S. Sturz. Index* T. III. p. 341. — I, 10. 5. ὅτι βασιλεὺς συν στρατεύματι ſt. σὺν τῷ στρατεύμ. — II, 3. 13. Die Lesart des *Cod. Parif. et Eton.* ἵνα ἤδη πολλὰ προφαίνοιτο τοῖς Ἕλλησι θεινὰ εἰς τὴν πορείαν, welche zierlicher iſt, als daſs ſie dem Zufall dürfte beygemeſſen werden, hätte eine Anführung verdient. *Schneider* hat ſie ohne Bedenken in den Text erhoben. II, 5. 9. πᾶσα ἡμῖν ſt. πᾶσα μὲν ἡμῖν. II, 5. 15. ὥστε πεῖσαι λέγων, ὡς ἡμεῖς σοι ἐπιβουλεύοιμεν. Die richtige Lesart iſt die der alten Ausgabe und des *Cod. Guelph.* ἐπιβουλεύομεν. So §. 25. λέξω τοὺς πρὸς ἐμὲ λέγοντας, ὡς σὺ ἐπιβουλεύεις ἐμοί. und II, 6. 2. πείσας τὴν αὐτοῦ πόλιν, ὡς οἱ Θρᾷκες ἀδικοῦσι τοὺς Ἕλληνας. — II, 5. 17. ἐν ᾗ ἡμᾶς μὲν βλάπτειν ἱκανοὶ ἂν ἦμεν· Der richtige Gebrauch der Modorum fordert durchaus εἶμεν, wie *Cod. Parif. et Eton.* lieſt. — II, 5. 39. Ἀρίαιε, καὶ ἄλλοι ſt. καὶ οἱ ἄλλοι, was *Zeune* für die richtige Lesart erklärte. — II, 6. 6. ἐξὸν δὲ ἐμβυμεῖν, βούλεται ποιεῖν, ὥστε πολεμεῖν. Die letzten Worte ſcheinen uns unnütz, und der Concinnität zuwider. Der *Cod. Eton.* läſst ſie weg. — III, 1. 3. πυρὰ ἔκαυσεν ſt. πῦρ ἀνέκαυσεν. III, 1. 10. σαφὲς πᾶσιν ἐδόκει εἶναι ſt. πᾶσιν ἡδὴ ἐδ. III, 1. 35. ἀλλὰ ταῦτα μὲν ἅπαντες ἐπιστάμεθα ſt. μὲν δὴ πάντες. III, 2. 33. καὶ αὐτίκα ἕξεστι ποιεῖν ſt. ἔξεσται, wie ein *Cod. Parif.*, *Muretus* Conjectur beſtätigend, lieſt. III, 4. 32. ἐδίδαξε τοὺς Ἕλληνας τῇ ἀνάγκῃ κατασκηνῆσαι. Es ſcheint ungereimt, zu ſagen, daſs Tiſſaphernes die Griechen *durch Nothwendigkeit* gezwungen habe, ein Lager aufzuſchlagen. Richtiger die *Codd. Parif.* u. *Eton.* ἡ ἀνάγκη, welches auch *Schneider* vorgezogen hat. — IV, 2. 7. ἡ δὲ σάλπιγξ ἐφθέγξατο ſt. ἐπεφθέγξατο. IV, 2. 16. καὶ προελθόντας ſt. προελθόντα. IV, 3. 27. καὶ κελεύει ποιεῖν ὅ τι ἂν παραγγέλλῃ ſt. παραγγέλῃ. *quodcunque imperaviſſet.* und §. 30. ἑταῖρων ſt. ἑταρῶν. Vergl. §. 19. — IV, 4. 14. iſt die Stellung der Worte ὑπὸ τῆς αἰθρίας, δίκην ἐδίδοσαν, κακῶς σκηνοῦντες ſehr unbequem; ein Uebel, dem durch die Lesart beym *Suidas:* δίκην ἔδοσαν, ὑπὸ τῆς αἰθρίας κακοσκ. abgeholfen wird. Dieſe Ordnung billigte *Porſon.* Vielleicht aber hat ſich die wahre Lesart in den *Codd. Parif.* u. *Eton.* erhalten, ὑπὸ ἀτασθαλίας, welche Worte dann mit den vorhergehenden verbunden werden müſſen. — IV, 4. 22. ἐπύθοντο πάντα ſt. ταῦτα. IV, 5. 17. καὶ ἦν μὲν σκότος, οἱ δὲ πρ. ſt. σκότος ἦδη, οἱ δέ. IV, 5, 29. ἐκοιμήθησαν ἐν πᾶσιν ἀφθόνοις ἀγαθοῖς· οἱ στρατιῶται. Statt ἀγαθοῖς haben einige der beſten Handſchriften πάντες, woraus erhellt, daſs jenes Wort ein Gloſſema iſt. So ſagt *Lucian* T. VIII. p. 319. ed. *Bip.* ἐν ἅπασιν ἀφθόνοις βιοῦντας. Vergl. *Steph. Theſ.* T. IV. p. 149. A. — Gleich darauf §. 30. bieten ſtatt περὶ παρεσθῆτος αὐτῷ ἄριστον die beſten Codd. αὐτοῖς, welches einen reichhaltigern Begriff giebt: *ihm und ſeinen Gefährten.* IV, 5. 36. περὶ τοὺς πόδας σακκία περιδεῖν. auch hier iſt die Gloſſe ſtatt des richtigern περιειλεῖν im Texte geblieben. Doch kann für jenes die Autorität des *Suid.* T. III. p. 93. angeführt werden. — IV, 7. ἐπεὶ δὲ ἡ πρώτη τάξις ἔκαμνε. mehrere Codd. ἐπέκαμνε. IV, 7. 27. καὶ τὴν ὁδὸν, ᾗ εἰς πορεύσοιντο. ſt. ἣν πορεύσοντα. wie gleich vorher οὗ σκηνήσουσι. — IV, 8. 3. ἐκινοῦντο δὲ οὐδὲ οὗτως, οὐδ' ἔβλαπτον οὐδένα. Der Herausg. ſchlägt, ſtatt οὗτως, ἄλλως vor. Aber *die Stelle* ſcheint in dem *Cod. Eton.* richtig geleſen zu werden ἐξεκινοῦντο δ' οὗ, οὔδε ἔβλ. — IV, 8. 8. ἕως οὗ ἐπὶ τὰ ὄρη. Da die beſten Handſchriften nach ἕως οὗ noch ἔστε hinzufügen: ſo iſt wohl kein Zweifel, daſs auch hier, wie oft, die echte und unechte Lesart zuſammengeſtellt iſt, und man ἕως οὗ ſtreichen müſſe. So *Schneider* auf *Porſon's* Vorſchlag. Gleich darauf §. 10 iſt wiederum die Lesart der Handſchriften ὅταν τεταγμένοι φ. ταύτην διεσπασμένην ἐρῶσιν vorzuziehn. V, 2. 20 παρ

gitized by Google

ανχάλεπον ſt. πάνυ χαλεπόν. V, 8. 10. ὁπόσα γ' ἐβούλου . βούλεται. Da in einem Codex βούληται gefunden wird: ſo erhellt, daſs manche ὁπόσ' ἂν geleſen haben. I, 4. 3. ὁ εἰς γὴν ἀνήκων ſt. εἰς τὴν γῆν. VII, 1. 21. νῦν εἰ οὐλο.ο ſt. νῦν ἂν εἰ β. VII, 5. 5. καὶ ἀποδόμενος τὰ σαυ- τοῦ ἱμάτια ſt. τὰ ἑαυτοῦ, welches von der zweyten Per- ſon mit attiſcher Eleganz gebraucht wird. VII, 5. 7. πειδὰν ἐπὶ θάλατταν ἀπέλθοι ſt. ἀπέλθῃ. VII, 7. 30. κχὺ ἄν σοι παραγίγνεσθαι ſt. παραγενέσθαι, und ἐκ τῶν ὂν γενομένων ſt. γεγενημένων. Noch mehrere Stellen hier anzuführen, die wir uns aus den andern Xeno- phontiſchen Schriften bemerkt haben, würde über- flüſſig ſeyn. Bey den meiſten der hier erwähnten ha- ben wir, wie auch ſchon bey einigen ausdrücklich geſagt worden, *Schneider's* Urtheil mit dem unſrigen übereinſtimmend gefunden.

So wie nun hier und da die ſorgfältige Benutzung der handſchriftlichen Hülfsmittel vermiſst wird, ſo iſt auch überhaupt, vornehmlich in den erſten Bänden, die Aufmerkſamkeit auf die grammatiſche Richtig- keit des Textes nicht immer hinlänglich geſchärft ge- weſen; und es iſt keine kleine Anzahl von Stellen übrig geblieben, die, nach den Vorſchriften der Gram- matik, auch ohne Zuſtimmung der Handſchriften theils ſogleich verbeſſert, theils wenigſtens bemerkt werden konnten. So *Cyrop.* III, 3. 6. ἐνόμιζε γάρ, εἰ ἕκαστος τὸ μέρος ἐξεπαινον ποιήσειε, τὸ ὅλον αὐτῷ καλῶς ἔχειν. muſs entweder ἔξειν oder τὸ ὅλον ἂν αὐτῷ κ. ἔχειν geſchrieben werden. IV, 1. 16. ὅπως μὴ ἀναγκάσωμεν αὐτούς. Man leſe mit *Schneider* ἀναγκάσομεν. Derſelbe Fehler iſt hier ſehr häufig unbemerkt geblieben. IV, 2. 26. ὅπως τὴν νίκην διασωσωμεν ſt. διασώσομεν. IV, 2. 46. τοιησώμεθα ſt. ποιησόμεθα IV, 5. 53. ἡγήσωνται ſt. ἡγήσονται. V, 1. 22. ὑμεῖς δὲ ὅπως γιγνώσκητε, οὕτω καὶ ποι- εῖτε, wo γιγνώσκετε erforderlich iſt. V, 2. 23. ἐπιχεα- ήσῃ ſt. ἐπιχειρήσει. V, 4. 14. ξενίσωμεν ſt. ξενίσομεν. V, 5. 43. βουλευσώμεθα ſt. βουλευσόμεθα. VII, 5. 82. ἀπο- αύσωμεν ſt. ἀπολαύσομεν. *Anabaſis Cyri* I, 4. 16. ἐπαι- έσητε ſt. ἐπαινέσετε. III, 3. 19. ἀνιάσωσιν ſt. ἀνιάσουσιν. V, 1. 22. χρησώμεθα ſt. χρησαίμεθα, wie *Cod. Eton.* lieſt. V, 6. 21. ἐκπλεύσῃ ſt. ἐκπλεύσει. VI, 3. 13. μαχώμεθα u. ινδυνεύσωμεν ſt. μαχούμεθα u. κινδυνεύσομεν. — *Hiſtor. Graeca* V. 3. 7. βλάψῃ ſt. βλάψει. *Conoir.* VIII, 25. καρ- ώσηται ſt. καρπώσεται. *Hiero.* V, 1. μηχανήσωνται und ἐπιθυμήσῃ ſt. μηχανήσονται u. ἐπιθυμήσει. Aufserdem würden auch folgende Stellen eine Bemerkung oder Verbeſſerung verdient haben. *Cyrop.* IV, 4. 3. Ὁ δὲ διηκούετο ἡδέως πάντων. Der Herausg. hat dieſe Lesart des *Cod. Guelph.* ohne Bemerkung im Texte behalten, ungeachtet dieſe Form des Mediums nicht vorkömmt. Die ältern Ausgaben leſen διήκουε. *Schneider* vermu- thet διήκουέ τε. Wir vermuthen διήκουε τότε ἡδέως π., welches ſich auf das nächſte ἔπειτα δὲ gut bezieht. V, 4. 30. ἂν τι δέοι. *Schneider* verbeſſert richtig δέῃ. V, 5. 34. οὐ γάρ . . ἦρχον διὰ τὸ κρείττω αὐτῶν εἶναι. Wer hätte glauben ſollen, daſs *Stephanus* einzig richtiges κρείττων wieder aus dem Texte ausgeſtoſsen und be- ſtritten werden würde? VI, 1. 17. ἡμεῖς μὲν γὰρ . . . ῥᾳυρήσειν ἡμῖν ἀναδεχόμεθα τὰ ἐγγύτατα χωρία. Nicht ohne Grund wundert ſich *Schneider*, daſs dieſe Lesart bis jetzt ſo gar keinen Anſtoſs gegeben, und verbeſ- ſert ἀναδεχόμεθα. Richtiger wäre vielleicht ἀναδεχοίμεθ' ἄν, wo zugleich die Urſache der Verdorbenheit in die Augen fiel. *Fiſcher Comm. in Cyrop.* p. 380. nimmt den Optativ in Schutz, ohne doch den Mangel der Partikel zu bemerken. Eben ſo möchte wohl auch §. 27. ſt. καὶ ἄλλοθεν ὁπόθεν δύναιτο geleſen werden müſ- ſen ὁπόθεν ἂν δύνηται. *Schneider* lieſt ἐδύνατο. VI, 3. 25. ἢν μὴ ἀγαθοὶ ἔσονται. Sonderbar ſind hier verſchiedene Lesarten vereinigt, die ſich in dieſer Verbindung ſchwerlich vertragen möchten, ἢν . . ὦσι und εἰ . . ἔσον- ται. VIII, 1. 44. καὶ γὰρ ὁπόταν ἐλαύνοιεν τὰ θηρία. Die- ſen Solöcismus hebt die Lesart des *Cod. Altorf.* ὁπότε. *Anabaſis* 1, 6. 9. ὡς μηκέτι δέοι τοῦτον φυλάττεσθαι, ἀλλὰ σχολὴ ἡμῖν. Hr. *W.* ſchiebt vor ἡμῖν *Hutchinſon's* Ver- muthung εἴη ein. Der *Cod. Eton.* bietet ἦν. Hieraus verbeſſerten wir, den Vorſchriften der Syntax gemäſs, ὡς μηκέτι δέῃ (ſo *Stephanus*) τ. Φ. ἀλλὰ σχολὴ ἢ ἡμῖν, und finden nun daſſelbe bey *Herrman. Obſſ. in Aeſchyl.* p. 21. *Schaefer. Meletem.* p. 109. und *Buttmann* in *Schneider's* Ausgabe. II, 3. 20. ὑπέσχετό μοι βουλεύσα- σθαι. Trotz *Zeune's* Widerſpruch ſcheint doch *Ste- phani* βουλεύσεσθαι die richtige Lesart zu ſeyn. Jener vergleicht I, 2. 2. ὑποσχόμενος μὴ πρόσθεν παύσασθαι, wo aber παύσεσθαι ebenfalls nah genug liegt. II, 4. 19. οὐδὲ γάρ, ἂν πολλαὶ γέφυραι ὦσιν, ἔχοιμεν ἄν, ὅποι φυγόν- τες ἡμεῖς σωθῶμεν. Aeltere Ausgaben und Handſchrif- ten leſen σωθείημεν, welches *Schneider* als das Sprach- richtigere aufgenommen hat. Beide Lesarten waren vielleicht urſprünglich nur in Einem Buchſtaben ver- ſchieden, wenn ſich *Xen.* etwa der attiſchen Form des Optativs σωθείμεν bedient hatte. Vergl. *Brunk ad Soph. Oed.* T. 1046. — I, 9. 18. καὶ ἅ πέπατο αὖ τις. Statt αὖ, wovon wir nicht ſehen, welche Kraft es hier haben könne, dürfte vielleicht ἂν zu leſen ſeyn. I, 9. 20. Φίλτιος γε μὴν ὅσους . . . ἱκανοὺς κρίνειε συνεργοὺς εἶναι, ὅ τι τυγχάνει βουλόμενος κατεργάζεσθαι. Die Geſetze der Sprache ſcheinen τυγχάνοι zu fordern. II, 1. 13. εἰ οἴει ἄν, τὴν ὑμετέραν ἀρετὴν περιγενέσθαι. Dieſe fehlerhafte Interpunction iſt auch in die Schneiderſche Ausgabe übergegangen. ἄν iſt mit περιγενέσθαι zu verbinden. IV, 2. 1. καὶ ἦν μὲν δείλη, ἤδη δ' ἐκέλευον αὐτοὺς ἐμφαγόν- τας πορεύεσθαι. Die *Codd. Pariſ.* u. *Eton.* leſen οἱ δ' ἐκ, und ihnen folgend *Zeune:* δείλη ἤδη, οἱ δ' ἐκ, welches *Schneider* mit Recht in den Text erhoben hat. Gera- de ſo iſt IV, 5. 17. verdorben: καὶ ἦν μὲν σκότος, οἱ δὲ προσῆσαν. Eine Pariſer Handſchrift ſchaltet ἤδη nach σκότος ein, wodurch beide Stellen einander voll- kommen ähnlich werden. IV, 4. 22. ἐπεὶ δὲ ἐπύθοντο πάντα (beſſer ταῦτα mit dem *Cod. Pariſ. et Eton.*) οἱ τῶν ὁπλιτῶν στρατηγοί, δοκεῖ αὐτοῖς ἀπιέναι . . . μή τις ἐπί- θεσις γένηται. Das hier ſich unerwartet eindrängen- de Präſens verwandelt *Schäfer Meletem.* p. 8. in ἐδό- κει. Statt γίνηται geben die beſten Handſchriften γέ- νοιτο. VII, 3. 43. ἡγήσομαι τοῖς ἵπποις, ὅπως . . μὴ . . σημήνῃ, wahrſcheinlich σημαίνῃ. — *Hiſtoria Graec.* I, 1. 35. εἰ μή τις σχήσοι. *Wolf* verbeſſert σχήσει. I, 7. 19. ἂν ὑμεῖς γέ μοι πείθοισθε. Schon *Stephanus* verbeſ- ſert, den Solöcismus verbannend, πείθησθε. Den nächſten Paragraphen, um dieſes hier gelegentlich zu

erin-

erinnern, glauben wir durch veränderte Interpunction so klar machen zu können, als er jetzt dunkel und verworren ist. Wir schreiben nämlich: καὶ ὅθεν μάλιστα τλῆθῃ πεύσεσθε, καὶ οὐ μετανοήσαντες ὕστερον εὑρήσετε σφᾶς αὐτοὺς ἡμαρτηκότας τὰ μέγιστα εἰς θεούς τε καὶ ὑμᾶς αὐτούς (ξυμβουλεύω δὲ ὑμῖν, ἐν οἷς . . . ἐξαπατηθῆναι ὑμᾶς) καὶ τοὺς ἀδικοῦντας κολάσεσθε u. s. w., bey welcher Interpunction die Verwunderung über die Participien δόντες und πιστεύοντες st. δοῦναι und πιστεύειν, und zugleich die Vermuthung einer Lacune gehoben wird. II, 3. 14. würden wir das Comma nach ἐβούλοντο tilgen, und es nach ξυνελάμβανον setzen, indem wir uns den Genitiv τῶν φευγόντων von dem ausgelassenen τινὰς abhängig denken: οὓς ἐβούλοντο ξυνελάμβανον, οὐκέτι τοὺς π. „sie ergriffen, wen sie Lust hatten, nicht mehr die Nichtswürdigen und Schlechten u. s. w. Gleich darauf §. 18., wo μὴ συμξύνησαν verderbt ist, liest *Matthiae in Miscell. phil.* T. II. p. 92. συμξυνείησαν. II, 3. 34. εἰ δὲ ἐκείνη ἐπιχειρήσειέ τις; es muss ohne allen Zweifel mit *Stephanus* εἰ δ' ἐν ἐκείνῃ gelesen werden. II, 3. 56. ὅτι οἰμώξεσθαι. Die Sprachrichtigkeit fordert οἰμώξεσθαι ἂν, wie *Matthiae* verbessert l. c. p. 106. II, 4. 40. μάλιστα δ' ἂν γνοίητε, εἰ ἀναλογίσαισθε. Mehrere alte Ausgaben lesen ἀναλογίσεσθε, welches uns richtig scheint. Denn sehr oft folgt auf diese Weise das *Futurum* nach εἰ, so dass der Optativ mit ἄν vorausgeht oder folgt. III, 2. 27. Φράσας τοῖς ὑπηρέταις. Die vermisste Hülfe einer bindenden Partikel bietet hier *Castalio* an, welcher καὶ Φράσας hat, wodurch alle Schwierigkeiten verschwinden. IV, 1. 8. οὕτω καὶ Φίλον ἄνδρα εὐεργετεῖν δύναιτο. Man schreibe δύναιτο ἄν. V, 1. 14. εὖ δ' ἴστε, ὅταν ὑμῶν ἐγὼ ἄρχω, εὔχομαι . . . Der Herausg. hat bey diesen Worten nichts bemerkt. *Morus* vermisste nach ἴστε entweder ὅτι oder ὡς, und *Schneider* hat eine Lacune bezeichnet. Sollte man nicht lesen können: ἴστε, ὅτι, ἂν ὑμῶν ἐγὼ ἄρχω, . . . VI, 2. 9. μεγάλην ἂν ἰσχὺν προβάλλοιεν. Richtiger liest *Schneider* προβάλοιεν. *se hostibus magnum robur esse addituros.* VI, 2. 28. πολλάκις . . . ἐπανήγαγεν ἂν τὸ κέρας. Der Herausg. möchte hier mit einigen Vorgängern ἐπανῆγεν lesen, nimmt aber ἄν in Schutz, welches jene tilgen wollen. Wenn man ἄν beybehält, so ist die Veränderung unnöthig: da eben durch ἄν die oftmalige Wiederholung der in dem Verbo bezeichneten einfachen Handlung ausgedrückt wird. In diesem Falle wird ἄν bald mit dem Imperfectum, bald mit den Aoristen verbunden. VII, 3. 1. σχεδὸν δέ τοι. Man lese mit *Schneider* δέ τι. VII, 4. 22. ἐνόμισεν ἑλεῖν ἂν τοῦτον. Mehrere Ausgaben lassen ἄν aus, wie uns dünkt mit Recht. Denn Archidamos glaubte nicht, dass er den Hügel *einnehmen werde*, sondern *beschloß*, *ihn einzunehmen*. *De Vectigal.* c. 4, 32. ὅσῳ περ ἂν πλείους ἐργάζωνται, τόσῳ πλεῖον τἀγαθὰ εὑρήσουσί τε καὶ φορήσουσι. Uns scheint πλείονα τἀγαθὰ mit *Stephanus* die richtige Lesart. Das letzte Zeitwort wird von dem Herausg. mit Recht als anstößig berührt, und wir können uns von der ihm hier geliehenen Bedeutung *aliis praebere* überzeugen. Leicht bietet sich aber παρέσονται dar, *suppeditabunt*, *praebebunt*. *Oecon.* c. 3, 2. ὅταν δέωνται, wie in den meisten Ausgaben statt δέωνται gefunden wird. Wir bemerken auch, dass hier und da die Accentuation, vorzüglich bey den enclitischen Wörtern, eine Verbesserung erhält. So *Cyrop.* V, 1. 22. muss des Gegensatzes wegen ἐμοί geschrieben werden: καὶ πρὸς σὲ δέ μοι δοκοῦσι . . und wiederum §. 25.: ὡς σὺν σοὶ μέν. . . VIII, 7. 11. εὐδαιμονίαν δὲ σοὶ ἀλυποτέραν, nicht δέ σοι. Dagegen ist §. 9. καὶ τὴν βασιλείαν μὲ ἤδη statt μοι fehlerhaft. *Anab.* II, 5. 9. muss wiederum σὺν μὲν γὰρ σοὶ πᾶσα (man schalte μὲν mit den Handschriften ein) ἡμῖν. . und §. 11. καὶ σὲ βουλήσεσθαι. Dagegen §. 14. εἰ δέ τίς σε λυποῖ st. δέ τις σὲ zu schreiben ist. Aehnliche Veränderungen fordert *Oeconom.* c. 2, 1. und 12. c. 11, 2. c. 12. 5. c. 20., 29. Endlich möchte man auch noch wünschen, dass auf die grosse Ungleichheit der Orthographie, die sich bis jetzt leider in allen Ausgaben des Xenophons findet, einige Rücksicht genommen worden wäre. Es ist doch gewiss ein Uebelstand, wenn z. B. im *Hiero* c. 6, 2. auf der einen Zeile ξυνῇ und auf der andern darunter συνῇ gelesen wird.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Gotha, in d. Becker. Buchh.: *Abendstunden im Familienkreise guter und gebildeter Menschen.* Herausgeg. von *Karl Stille.* – *Erster* Band. 1804. VIII u. 350 S. *Zweyter* Bd. 1805. 348 S. 8. (Jeder Bd. 1 Rthlr.)

Diese Beyträge zu einer durchaus reinen und schuldlosen Unterhaltung werden ältern und jüngern Lesern beiderley Geschlechts sehr willkommen seyn. Dass der Vf. seine Moral anziehend zu machen und vorzutragen weiss, ist aus seinen frühern Schriften schon bekannt, an welche sich diese *Abendstunden* würdig anschliessen. Zu dem *ersten* Bande haben, wie der Herausg. in einer Nachschrift sagt, ausser ihm noch der verst. Kreissteuereinnehmer *Weiße*, der Rector *Schollmeyer*, und der Pastor *Grieſing* Beyträge geliefert. Die Bilder der Zauberlaterne (vom Herausg.) sind besonders sinnig und unterhaltend, und Pächter Martins kleine Beyträge zur Philosophie fürs Haus — Beyträge zur echten Lebensphilosophie. — Im *zweyten* Bande finden sich einige Aufsätze von Hn. Dr. *Collenbusch* und Hn. Diac. *Schuderoff*, welche den übrigen von den erstgenannten Mitarbeitern nicht nachstehen. Was der Herausg. in der Fortsetzung der Zauberlaterne von dem heutigen Recensenten-Wesen und Unwesen sagt, ist leider in vielen Fällen nur allzuwahr!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. Junius 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fritsch: *Xenophontis Athenienſis ſcripta in uſum lectorum graecis litteris tinctorum Commentariis ad rerum et verborum intelligentiam* illuſtrata a *Benjamin Weiske* etc.

(*Fortſetzung der in Num.* 150. *abgebrochenen Recenſion.*)

Wenn wir bisher dasjenige, was man in kritiſcher Rückſicht an dieſer Ausgabe vermiſst, bemerkt haben, ſo iſt es ganz und gar nicht unſre Meinung, ihr dadurch den kritiſchen Werth abzuſprechen, oder die Bemühungen herab zu ſetzen, die der Herausg. auf die Berichtigung des Textes gewendet hat. Vielmehr hat er an vielen Stellen, wo Schwierigkeiten des Sinnes zu ſorgfältiger Betrachtung aufforderten, die kritiſchen Hülfleiſtungen andrer richtig geſchätzt, ſelbſt ſcharfſinnige Verbeſſerungen aufgeſtellt, und da, wo es ihm nicht gelang das Wahre zu finden, doch meiſt den Sinn mit glücklicher Divination geahndet. Wir halten es für Pflicht, *einige* der gelungenen Vermuthungen hier anzuführen. *Cyrop.* I, 4. 4. bemerkt er nach ἡσυχαίτερος μὲν ἦν eine Auslaſſung einiger Worte, die der Gegenſatz ἐν δὲ ταῖς συνουσίαις fordert. I, 4. 16. ἐπεθύμησε καὶ αὐτὸς ſt. ἐπ. αὐτός, aus *Philelphi* Ueberſ. und dann wieder §. 18. ἃ οἱ πάππος ſt. ἃ ὁ π. I, 5. 3. bemerkt er wiederum eine Lücke nach τὰ μέν. . . In demſelben Paragraphen muſs übrigens τοὺς Μήδους aus den Handſchriften und ταῦτα τὰ ἔθνη nach *Fiſchers* Verbeſſerung geſchrieben werden. IV, 3. 9. ὅσα δεῖ ἵπποις ἔχουσι χρῆσθαι, ſo lieſt der Herausg. ſtatt ἵππους, aber mit dem uns unverſtändlichen Zuſatz: *vidi deinde non ita magna cum voluptate in marg. Steph. et in Guelph. a pr. manu* ἵπποις *eſſe ſcriptum.* IV, 6. 4. ἆρα βέβληκα μιᾷ ὃς ἐφεξῆς, ſtatt, wie andre, ein ausfüllendes Subſtantiv für μιᾷ zu ſuchen, ſondert es Hr. *W.* von dem Texte ab, wozu einige Handſchriften ſtimmen, die es auslaſſen. Doch bleibt dunkel, wie das Wort entſtanden, und wir ſind deshalb nicht abgeneigt zu glauben, daſs es vielleicht urſprünglich νὴ δία geheiſsen haben könne. V, 2. 25. ἡμᾶς μόνους ἐνόμιζε ſt. ὑμᾶς. VI, 1. 10. τὰ δ' ἑορτήν. Der Herausg. vermiſst etwas vor dem letzten Worte, und unter mehrern bot ſich ihm τάδε δ' ἑορτὴν an, wie ſpäterhin *Schneider* in dem Altorf. *Cod.* gefunden hat. VI, 1. 38. εἰ γὰρ γένοιτο . . . ὅ τι ἐγὼ σοὶ ἐν καιρῷ ἂν γενοίμην αὖ χρήσιμος. Mit Recht vermiſst der Herausg. daſs in dieſer Wortverbindung ἐν καιρῷ überflüſſig ſeyn würde, und erklärt daher die Worte αὖ χρήσιμος für ein Gloſſem. Aber αὖ kann nicht zu einer Gloſſe gehört haben. Wir vermuthen daher, daſs hier, wie noch in einigen andern Stellen des Xenoph. zwey verſchiedne Lesarten zuſammen gefloſſen, nämlich: ὅ τι ἐγὼ σοὶ ἐν καιρῷ ἂν γενοίμην und ὅ τι ἐγὼ σοὶ ἂν γενοίμην αὖ χρήσιμος. VII, 1. 2. richtig verbeſſert hier der Herausg. καὶ παραμηριδίοις (ſt. παραπλευριδίοις) χαλκοῖς τὰ δ' αὐτὰ ταῦτα παραμηριδία ἦν καὶ τῷ ἀνδρί ſtatt καὶ παρ. ἦν τῷ ἀ. VII, 3. 17. ſetzt er die Worte ὁ δὲ Κῦρος . . . φασιν, aus guten Gründen vor den 16. §. Doch bleibt dieſe Stelle auch ſo noch entſtellt und lückenhaft. — In der *Anqbas.* I, 7. 8. hat er zuerſt auf die Schwierigkeiten der Worte οἵ τε στρατηγοὶ aufmerkſam gemacht. *Schneider* hat ſie als unecht bezeichnet. Weniger ſind wir I, 8. 6. von der Unechtheit der Worte λέγεται δὲ καὶ τοὺς ἄλλους Πέρσας ψιλαῖς ταῖς κεφαλαῖς ἐν τῷ πολέμῳ διακινδυνεύειν, welche hier eingeklammert ſind, überzeugt. Zwar iſt es, wie man ſo gleich zugeben muſs, der gemeinen Lesart nach, ungereimt, wenn es erſt heiſst, die den Kyros umgebende Garde ſey durchaus mit Helmen gerüſtet geweſen, ihn, den König allein, ausgenommen, der *mit bloſsem Haupte* focht; und dann gleich darauf: es werde erzählt, *die andern* Perſer hätten auch mit bloſsen Häuptern geſtritten. Aber dieſe Ungereimtheit verſchwindet doch, wenn man lieſt καὶ τοὺς παλαιοὺς Πέρσας. Kyros ahmte der Perſer *alte* Sitte nach, die nicht mit Helmen, ſondern *mit Tiaren* das Haupt im Kampfe bedeckten. S. *Briſſon de R. Perſ.* p. 659. nr. XXIV. Dieſs aber heiſst ψιλαῖς ταῖς κεφαλαῖς κινδυνεύειν. wie denn auch Kyros in jener Schlacht dieſe Hauptbedeckung wirklich trug. S. *Cteſias* beym *Plut. V. Artax.* c. XI. — III, 4. 15. καὶ αἱ ἄλλαι τάξεις ſt. καὶ ἄλλαι τ. IV, 4. 11. κατακειμένων δέ, ἀλεεινὸν ἦν χιὼν (man ſchreibe ἡ χιὼν aus dem *Cod. Eton.*) ἐπιπεπτωκυῖα, ſt. ἐλεεινὸν, was doch einer der Ueberſetzer der *Anabaſis* in Schutz nimmt. Beide Wörter werden auch beym *Heliodor* I, 1. verwechſelt, wo *Coray* S. 2. nachzuſehn iſt. IV, 7. 7. θᾶττον γὰρ ἄλλως ἀναλώσουσι τοὺς λίθους, ſtatt ἀληθῶς. — Sinnreich iſt IV, 8. 27. die Verbeſſerung ἡγωνίζοντο δὲ παῖδες μὲν σταδιον τῶν Λακεδαιμονίων οἱ πλεῖστοι, ſtatt τῶν αἰχμαλώτων. Doch ihre Zuverläſſigkeit zu verbürgen wagen wir nicht. παῖδες können die *Lieblinge* der Soldaten ſeyn, deren, nach Xenoph. Erzählung, viele waren; und dieſe ſtritten nur *im Wettlauf*, der keine beſondern Vorübungen forderte; während daſs bey den *andern gymniſchen* Uebungen Griechen auftraten. Dadurch wäre der Zweifel beantwortet, wie ſo plötzlich die Barbaren zu dieſen Spielen geſchickt geworden. Daſs aber *Unfreyen* ein Geſchäft der *Freyen* verſtattet worden, darf in dieſem Falle, wo man ſich über ſo viele andre Regeln hinausſetzte, ſo ſehr nicht Wunder nehmen. War doch ſelbſt der Platz nur für den Augenblick,

blick, und ohne alle Vorbereitung gewählt, und, was sonst verboten war, den Weibern das Zuschauen erlaubt: denn dass §. 27. ἑταιρῶν st. ἑταίρων zu schreiben sey, scheint uns unbezweifelt. Ueberhaupt aber zeigt die ganze Schilderung, dass die *augenblickliche Kurzweil*, welche den Zwang verbannt, nicht aber *ein heiliges Geschäft*, dem unverbrüchliche Gesetze zum Grunde liegen, beabsichtigt wurde. V, 6. 12. εἰ μὲν μέλλει πλοῖα ἔσεσθαι, ὡς ἀριθμῷ ἵνα μὴ καταλειπεσθαι. Hr. *W.* versetzt die Worte: ἱκανὰ ἀριθμῷ, ὡς ἵνα μὴ κ, doch zweifelnd, ob nicht ἀριθμῷ ἵνα mit Nachdruck gesagt sey: *ne numero quidem unus, nam* ἀριθμὸς *est homo inutilis*. Diesen Zusatz hätten wir hier gern entbehrt. Zu dem folgenden §. vermisst der Herausg. einen Zwischensatz. Wir glauben, dass er von jedem leicht hinzugedacht werden könne. VII, 2. 18. ἐπεὶ δὲ Θορύβου . . . καταφανεῖς εἶεν; diesem Satz hilft der Herausg. durch verbesserte Interpunktion auf, indem er richtig bemerkt, dass der Nachsatz mit den Worten ἐπεὶ δὲ ἤσθετο anfängt. *Histor. Graeca* I, 6. 4. τοῖς ἐκεῖ, καὶ κινδυνεύοιεν, st. τοῖς ἐκεῖ, κινδ, und §. 5. ξυμβουλεύετε τὰ ἄριστα ὑμῖν δοκοῦντα . . II, 3. 29. ὅσῳ πολεμίοις μὲν ἄνθρωποι καὶ σπένδονται st. πολέμοι. II, 4. 42. Der Herausg. hat diese Stelle nach *Wyttenbachs* annehmlichen Verbesserungen edirt. Da indess κώνας nur aus *Leunclav's* Conjectur in den Text gekommen, und die Handschriften auf mannichfaltige Weise abweichen, so darf man vielleicht vermuthen, dass Xenoph. die Vergleichung gar nicht so ausgeführt; sondern mehr andeutungsweise hingestellt, etwa nur mit den Worten: οἵτε ὥσπερ κλοιῷ ὁήσαντες, παραδόντες τῷ ἡδικημένῳ σφᾶς αὐτοὺς ὁήμῳ, οἴχονται ἀπιόντες, welche sogleich jeden Athenienser an Solon's bekanntes Gesetz erinnern mussten. Das übrige konnte später erklärungsweise hinzugefügt worden seyn. IV, 4. 5. καὶ μητέρες ἰοῦσαι, Hr. *W.* vermuthet ἱκετεύουσαι, mit gefälligem Schein, wenn auch eine Veränderung nicht gerade nothwendig seyn sollte. IV, 4. 6. καὶ εἰ μὲν δύναιντο. IV, 8. 4. ἔστι δὲ οὐχ οὕτως ἔχον, ὡς, εἰ τῇ ν., was ohne Zweifel die leichteste und schicklichste Art ist, die Lücke auszufüllen. Was aber weiterhin von mangelndem Zusammenhange der Rede erinnert wird, scheint uns minder gegründet. Die Worte ἔστι δ' οὐχ . . . ἐχθροὺς ποιεῖν werden vom *Derkyllidas* parenthetisch hinzugefügt, damit, weil *er der Unfälle* erwähnt, die Abydener nicht eine gänzliche Schwäche der Kräfte von Sparta argwohnen möchten. V, 4. 44. οἱ μὲν οὖν πελτασταὶ καὶ ὀλίγοι ὄντες οἱ πρῶτοι. Der Herausg. versetzt die Copula π. ὀλίγοι ὄντες καὶ οἱ πρ. vielleicht kann sie auch doppelt stehn. VI, 2. 27. εὐθὺς μὲν γὰρ τὰ μὲν ἄλλα ἱστία αὐτοῦ κατέλιπεν statt τὰ μέγαλα. VII, 4. 8. den Anfang dieses bis jetzt dunkeln Perioden erhellt die Verwandlung von ὑμῖν in ἡμῖν, und ὑμέτερα in ἡμέτερα. *De Lacedaem. rep.* I, 2. προέχουσαν εὐδοκιμούσῃ τὴν πατρίδα ἀπέδειξεν st. ἐπέδειξεν. II, 12. τὸν τοιοῦτον τῶν εἰρένων st. ἀρρένων, mit *Cragius*, dessen Verbesserung der Aufmerksamkeit seiner Vorgänger entgangen war. II, 15. hierher versetzt der Herausg. zuerst die Worte καὶ τῶν μὲν αὖ παιδικῶν ο. ἐπ. die bisher c. III, 6. gelesen wurden. — X, 7. τοῦτον ἐκεῖ ἀπέδειξε μηδὲ νομίζεσθαι st. μήτε. Auch ἐκεῖ hält er für verdorben, wir glauben mit Recht. Sollte es nicht τοῦτον ἐκεῖνος, *Lykurgus* nämlich, geheissen haben? *de Vectigalibus* II, 1. ἁπάντων ὧνπερ εἶπον st. ὥσπερ. Gleich darauf §. 2. εἰ ἀφέλοιμεν μέν, ὅσα μηδὲν ὠφελοῦντα τὴν πόλιν ἀτιμίας δοκεῖ τοῖς μετοίκοις παρέχειν glaubt Hr. *W.* dass τι nach ἀτιμίας ausgefallen sey; wir würden noch lieber glauben, dass δόξαν vor δοκεῖ verloren gegangen. III, 1. ναυσὶ καλλίστας καὶ ἀσφ. ὑποδ. ἔχει, st. ναῦς. III, 6. οὐδὲν ἄλλο ἢ ψηφίσματα st. οὐδέν, ἀλλὰ ψ. sehr glücklich. IV, 2. οὕτω δὲ πάλαι ὀρυσσομένης st. παλαιά. *Oecon.* I, 15. ὅσοι δὲ τυράννων st. ἀπὸ τυρ. I, 22. καὶ πάνυ γε χαλεπῶν δεσποινῶν st. δεσποτῶν. VI. καὶ ἐπιστήμην κρατίστην τὴν γεωργίαν, st. κρ. γεωργ. VIII, 4. τοῖς δὲ φίλοις ἀηδέστατον ὁρᾶν st. ἀχλέστατον, worauf auch *Wyttenb. Bibl. cr.* II, 2. p. 54 gefallen war. XI, 23. der Herausg. hat zuerst erinnert, dass in dem Anfange dieses Paragraphen etwas ausgefallen seyn müsse. Dieses könnten die Worte ἢ πολεμοῦντες gewesen seyn, die nach den Schlussworten des vorigen Satzes ἢ πολεμίους leicht übersehen werden konnten. Diese Beyspiele mögen zur Probe genügen. Doch ist es der Billigkeit gemäss zu erinnern, dass es leicht gewesen, sie zu vermehren, und dass, wenn sich unter den nicht bemerkten, schönere und ausgezeichnetere Proben des Scharfsinns finden sollten, diese von uns, aber nicht aus Mangel an gutem Willen übersehen worden.

Da uns nicht alle kritischen Versuche des gelehrten Herausg. auf gleiche Weise befriedigen: so wollen wir auch einiger Stellen Erwähnung thun, in denen wir ihm nicht beypflichten; auch einiger, wo er Mängel oder Dunkelheiten unberührt gelassen. Das letztere ist selten geschehn; eher möchte man sagen, dass es ihm bisweilen begegnet, indem er alles mit allzu grosser Aengstlichkeit prüfte und abwog, *Mangel* an Klarheit, Unzusammenhang und *Lücken zu finden*, wo Lesern mit weniger mikroskopischen Augen nichts anstössiges erscheint. Auch Irrthümer, die aus einer solchen Quelle flössen, gebieten Achtung; und der Beurtheilende fürchtet nicht, diesen zu nahe zu treten, wenn er seine Zweifel äussert.

In der *Cyropädie* I, 2. 26. wird von den Persern gesagt, indem ihre Mäfsigkeit gerühmt wird, αἰσχρὸν καὶ τὸ ἀποπτύειν καὶ τὸ ἀπομύττεσθαι. Hr. *W.* lobt *Camerarii* Uebersetzung welche *propalam* hinzusetze, indem offenbar der Autor ἐν φανερῷ oder ähnliche Worte hinzugesetzt habe. Jener nahm sein *propalam* aus VIII, 1. 42. wo es allerdings heifst ἐμελέτησε δὲ καὶ ὡς μηδὲ πτύοντες, μηδὲ ἀπομυττόμενοι φανεροὶ εἶεν, ohne dass doch darum eine Verstümmlung unsrer *Stelle* nothwendig hervorleuchtete. Denn da Xenoph. hinzusetzt, dass die Perser durch grosse Mäfsigkeit den Feuchtigkeiten ihres Körpers einen *andern* Ausweg verschafften: so will er wohl nichts *anders* anzeigen, als dass Ausspucken und Schneuzen *an* sich, als ein Zeichen unmäfsigen Lebens betrachtet und für schimpflich gehalten worden. So hat es auch *Varro* verstanden, welcher (beym *Nonius in Siccus*) schrieb: *Persae propter exercitationes pueriles modicas, eam consequuti*

Digitized by Google

sequuti sunt corporis siccitatem, ut neque spuerent, neque emungerentur, sufflatove corpore essent. — I, 16. 12. die dunkeln Worte ὥσπερ καὶ ὑπὲρ τῆς στρατηγίας sind hier ohne Bemerkung entlassen. *Fischer* und *Schneider* billigten mit Recht *Muretus* Verbesserung καὶ τούτων ὑπὲρ τῆς στρατιᾶς. Da das letzte Wort (der *Cod.* Altorf. liest στρατείας) verschrieben worden war, setzte jemand ὥςπερ καὶ hinzu, um wenigstens einen scheinbaren Sinn zu erkünsteln. II, 1. 5. die Worte: ὁ Βαβυλῶνά τε ἔχων, καὶ τὴν ἄλλην Ἀσσυρίαν möchte er für den Zusatz eines Grammatikers halten, *quia non apparet, cur tale quid Cyro narretur.* Allerdings möchte dem Kyros dieser Zusatz unnöthig gewesen seyn; aber der epische Stil der Geschichte verschmäht ihn nicht. Wie vieles dergleichen haben sich nicht selbst die Tragiker erlaubt! II, 1. 11. ὡς εἰς χεῖρας συμμίξοντας τοῖς πολεμίοις. εἰς, welches *Zeune* auf die Autorität des *Cod. Guelph.* von dem Texte ausschliefst, nimmt der Herausg. in Schutz, weil es dem Erzähler eine Zweydeutigkeit zu vermeiden diene. Diese Zweydeutigkeit leuchtet uns nicht ein. Wenn εἰς von Xenoph. Hand ist, so sind, wie es bisweilen geschehn, (s. *Wyttenb. ad Select. Hist.* p. 414.) zwey verschiedne Wortfügungen von ihm vermischt worden, εἰς χεῖρας ἰέναι und τὰς χεῖρας συμμίξαι. II, 2. 29. ποίῳ ποτέ σε ἔρχῳ ἀνὴρ οὗτος ἀνήρτηται. Der Herausg. zeigt sich, gegen diese treffliche Verbesserung *Murets* und *Leunclavs*, der *vulgata* ἀνήρηται geneigt, fragend, ob nicht Cyrus mit hyperbolischem Scherz ἀναιρεῖσθαι für *enecare amore sui* oder *tollere enecatum et perditum amore* gesagt habe. Gesetzt, man habe so sagen können, würde nicht diese Fortsetzung des Scherzes, mit einer solchen Uebertreibung zumal, die frostigste Ertödung desselben seyn? III, 3. 23. καὶ τὰ λοιπὸν δὲ . . . . ἀνέμενον τοὺς πολεμίους. Hr. *W.* hält diese Stelle für verdorben, indem er einen Satz vermifst, (der unsers Bedünkens in den Worten περιεβάλοντο πολλὴν καὶ παντοίαν λείαν deutlich enthalten ist) und die Copula vor ὀρεῦντες tilgt; wodurch er folgenden Sinn erzwingt: *Etiam postea, quoties castra movebant, etiamsi abundarent rebus necessariis, vastabant agrum et hostes exspectabant.* Hätte Xenoph. dieses ausdrücken wollen, so dürfte er doch wohl eher, zur Vermeidung der Dunkelheit gesagt haben, ἐδήουν τὴν χώραν, ἀναμένοντες τοὺς πολεμίους. Wir glauben, dafs es keiner Veränderung bedürfe, wenn man den Sinn so fafst: sie erwarteten den Feind (den sie ruhig erwarten konnten), denn sie hatten (von den vorigen Plünderungen) alles in Ueberflufs, und plünderten (noch überdiefs immer von neuem) das umgebende Land. IV, 2. 22. ermahnt Kyros die Seinigen in begeisterter Rede: sie möchten dem Feinde keine Zeit lassen; er müsse gar nicht glauben, dafs er mit Menschen zu thun habe, ἀλλὰ γέρρα καὶ κοπίδας καὶ σαγάρεις ἅπαντα καὶ πλιγὰς ἔχειν νομιζόντων. Hr. *W.* findet hier keinen Anstofs; *Schneider* aber vermuthet παντα χέδην ἔχειν. Mit geringerer Veränderung wohl τὰ πάντα. S. *Fischer ad Weller* T. II. 2. S. 193. — V, 2. 34. wo die Wirkungen der Furcht auf eine grofse Menge geschildert werden, bestreitet Hr. *W.* mit Recht die Lesart ἐκ πολλῶν δὲ καὶ πονηρῶν χρωμάτων, ohne uns doch zu überzeugen, dafs χρωμάτων ohne Fehler sey. V, 3. 12. hält er die Worte τῇ δὲ τῇ χώρᾳ πρόβολον εἶναι τοῦ πολέμου für untergeschoben; wir glauben mit Unrecht; sie hängen mit ἐπιτετειχίσθαι auf das genaueste zusammen. V, 3. 50. καὶ οὐδεὶς τῇ αἰτίᾳ οὔτε αἰσχύνεσθαι, οὔτε φοβεῖσθαι ὁμοίως. Der Herausg. möchte das letzte Wort, das er vergebens zu erklären versucht, an einer andern Stelle lesen. *Schneider* will es mit *Stephanus* in ὅμως umändern, oder gänzlich tilgen. Vielleicht ist ὅλως zu schreiben. V, 4. 17. αὐτοῖς δὲ εἵπετο σὺν τοῖς ἄλλοις, ὡς ὤετο συμφέρειν. Der Herausg. sagt nicht, wie er die letzten Worte fafst, aber *Schneider* nimmt ὡς für ἕως. Ob dieis wohl der attische Sprachgebrauch erlaubt? (S. *Brunk ad Eurip. Phoen.* 89.) Wir meynten ὅσον ὤετο συμφέρειν. VI, 2. 14. ταῦτα δὴ ὁρῶντες οὐ θαρρεῖτε. Weil Kyros vorher nur einiger Fürchtenden Erwähnung gethan hatte, vermuthet der Herausg. ὁρῶν τις οὐ θαρρεῖ. Sollte nicht jeder Zuhörer von selbst den Plural in dieser Beschränkung gefafst haben? VI, 3. 17. εἰπόντος δὲ κύρου, ὅτι τούτων μὲν τοίνυν ἅλις εἴη. Der Herausg. ruft τοίνυν, welches mehrern Ausgaben fehlt, zurück, und hält diese Worte für *oratio recta*, in welchem Falle aber ἄν unentbehrlich scheint. Für τοίνυν möchten wir τανῦν lesen. S. *Koen. ad Greg. Cor.* p. 49. — VIII, 3. 6. καλέσας δὲ τούςδε τοὺς ἐφιππεύοντας. Diese Lesart ruft der Herausg. wieder zurück statt κάσας, wie *Brodaeus* aus *Pollux.* VII. 68. und den nächsten §§. wo κέσα und κέσαν von Xenoph. gebraucht wird, verbessert; ja, er will auch hier καλέσα und καλέσην geschrieben wissen. Da nun aber jedermann begreift, wie bey der ersten Erwähnung dieses Kleidungsstückes die Abschreiber κάσας in καλέσας verschreiben konnten, zumal dieses Wort, von καλεῖν abgeleitet, auch einen Sinn zu geben schien; nicht aber, wie es bey der zweyten und dritten Erwähnung erst habe verschrieben werden können: so fällt es uns schwer, dieser Kritik beyzupflichten. Man vergleiche übrigens *Hesych.* κάσας *et Intrpp.* VIII, 3. 8. verbessert *Hermann ad Viger.* S. 757. ὁ δὲ συμβουλεύσας, ὁπότερος ἂν βελτίων εἴη, καὶ εἰπών, ἦν μου κ., ἔφη, ὅτι . . . Wir suchten den Mangel des *verbi finiti* an einer andern Stelle: ὁπότερος ἂν β. εἴη, ἀπῇει εἰπών, ἦν . . . wo die Ursache der Auslassung in die Augen fällt, καὶ konnte dann aus ἀπ entstanden seyn. Die folgenden Worte des Pheraulas verstehen wir so: „Wenn du über mich klagst, dafs ich dir die Wahl gelassen habe, und es kömmt der Dienst wieder an mich, so werd' ich mich dann nicht so gefällig gegen dich zeigen." In κατηγορίας liegt eine anmuthige, auch unsrer Sprache nicht fremde Ironie, als ob der Ursache habe zu klagen, der sich einer ausgezeichneten Gunst zu rühmen hat. — In der *Anabasis* I, 9. 15. τοιγαροῦν πολλὴ ἦν ἀφθονία αὐτῷ τῶν ἐθελόντων κινδυνεύειν, ὅπου τις οἴοιτο Κῦρον αἰσθήσεσθαι. αὐτῷ, welches *Zeune* aus den besten Handschriften aufgenommen hatte, stöfst Hr. *W.* wieder aus, weil Xenophon geschrieben haben würde ἀφθονία κύρῳ τῶν ἐθ. . . . οἴοιτο αὐτὸν αἰσθ. Dieis wäre allerdings das gewöhnliche gewesen. Aber jene Anordnung hat, bey dem Schein der Nachlässigkeit, eine gröfsre Emphase, da nach dem Fürwort der Name

mit

mit Bedeutung ſteht. Nicht anders ſpricht Xenophon §. 31. ἀποθνήσκοντας γὰρ αὐτοῦ, πάντες οἱ παρ᾽ αὐτὸν φίλοι . . μαχόμενοι ἀπέθανον ὑπὲρ Κύρου. II, 3. 3. καὶ τοῖς ἄλλοις στρατηγοῖς ταῦτα ἔδρασε. Der Vorſchlag ταὐτὰ zu ſchreiben, ſcheint uns hier und an mehrern andern Stellen unnütz, wo die Structur der Rede die Vorſtellung von einer Wiederholung ſchon involvirt. S. III, 1. 24. V, 1. 3. VII, 2. 2. — II, 5. 39. τοὺς δὲ ἄνδρας αὐτοὺς, οἷς ὤμνυτε, ὡς ἀπολωλέκατε. Hr. *W.* ſchreibt mit *Zeune* ὡς ſt. οὕτως, ſelbſt etwas zuverläſsigeres wünſchend. *Schneider* ſchlieſst die läſtige Conjunction, die auch in einem Pariſer *Cod.* fehlt, vom Texte aus. Uns ſchien ſie das Ueberbleibſel eines zur Hälfte verloſchenen Adverbii: οἷς ὤμνυτε, ἀθέως ἀπολωλέκατε. Die Energie der Rede würde dieſe Lesart nicht verunſtalten. III, 2. 38. τὸ δὲ λοιπὸν . . . βουλευσόμεθα, ὅτι ἂν ἀεὶ κράτιστον δοκοίη εἶναι. Der Herausgeber wünſcht Uebereinſtimmung der *Modorum*, und ſchlägt βουλευσώμεθα vor, ſich nicht erinnernd, daſs gerade in dieſer Wortfügung, der Indicativus Praeſentis oder Futuri gewöhnlich vorausgeht. III, 5. 13. ὥστε οἱ πολέμιοι οὐ προσήλαυνον, ἀλλ᾽ ἐθεῶντο καὶ ὁμοῖοι ἦσαν θαυμάζοντες. Sehr gut bemerkt Hr. *W.* daſs es nur ein οἱοι nach ἦσαν bedürfe, um der Stelle ihre Integrität wieder zu geben. Eben dieſes Wort entdeckte *Porſon* in dem verſchriebenen ὅμοιοι. IV, 1. 28. εἴ τις καὶ τῶν γυμνητῶν ἢ ταξιαρχῶν ἐθέλοι συμπορεύεσθαι. Hr. *W.* vermuthet τοξοτῶν; aber *Halbkart* zeigt, daſs man nur mit dem *Cod. Pariſ.* ἢ ausſtreichen dürfe, um einen untadelhaften Sinn zu gewinnen. γυμνῆτες ταξίαρχοι ſind die Anführer der leichten Truppen, wie λοχαγοὶ πελτασταὶ die der Peltaſten. Demſelben Gelehrten verdankt eine andre Stelle V, 2. 28. wo Hr. *W.* ein Gloſſem vermuthete, eine genügende Aufklärung. IV, 5. 13. ſtatt καὶ εἰς τὴν νύκτα ὑπολύοιτο ſchreibt der Herausg. καὶ εἰ εἰς τὴν ν. weil in einigen Handſchriften καὶ εἰ τὴν ν. ſteht. Der hieraus entſtehende Miſsklang ſcheint uns unerträglich. V, 5. 20. ἐπεὶ δὲ οὐκ ἀνέῳγον τὰς πύλας ἢ ἡμᾶς οὐκ ἐδέχοντο, αὐτὸ τὸ χωρίον ταύτῃ εἰσελθόντες. So dieſe Ausgabe; die *Zeuniſche*, ohne Anzeige einer Variante, εἰς τὸ χ. Aeltere Ausgaben die wir nachſchlugen, entbehren die Präpoſition ebenfalls. Sollte nicht aber αὐτὸ in αὐτοῖ zu verwandeln ſeyn? Da die Stadt von den Einwohnern nicht geöffnet wurde, ſo drangen die Griechen *von ſelbſt* ein. VI, 6. 13. Εἰ οὖν οὗτος . . ἡμᾶς Βυζαντίου ἀποκλείσει . . . χαλεπὸν ἐστι καὶ μένειν καὶ ἀποπλεῖν. So lieſt Hr. *W.*, *Zeunen* folgend und dem *Cod. Eton.*, ſtatt ὥστε χαλεπὸν εἶναι. Aber jene Lesart, die ſich, unſers Wiſſens nur in der einzigen Handſchrift findet, hat ganz das Anſehn einer willkürlichen Verbeſſerung, die dem auffallenden Anacoluthon abhelfen ſollte. Der Fehler könnte auch wohl in dem Anfange des Perioden liegen, in welchem man ΕΙΟΥΝ nur in ΕΥΘΥΣΟΥΝ zu verändern braucht, um die richtige Wortfügung wieder herzuſtellen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Hildburghauſen*, b. Hanſch W. in Comm.: *Freyes und offenes Glaubensbekenntniſs eines aufgeklärten Chriſten, der auch hoffet ſelig zu werden.* Verfaſst von einem alten Sächſiſchen Landprediger. 1805. 64 S. 8. (6 gr.) — Der alte ſächſiſche Landprediger, den Rec. lieber für einen jungen Prediger halten möchte, ſtellt hier ein negatives Glaubensbekenntniſs in Hinſicht derjenigen kirchlichen Dogmen auf, die der aufgeklärte Chriſt nicht glaubt, und auch nicht für bibliſch hält. Er glaubt an keine Trinität, keine Gottheit Chriſti im eigentlichen Sinne, alſo auch an keine zwey Naturen in Chriſto, an keine Genugthuung deſſelben im kirchlichen Sinne, an keine ſichtbare Himmelfahrt, an keine Höllenfahrt Chriſti u. ſ. w., auch an keine eigentlichen Wunder und Weiſſagungen. Da der Glaube ganz ſubjectiv iſt: ſo bleibt es dem Vf. überlaſſen, was er ſeines Theils glauben oder nicht glauben kann: allein daſs er ſeinen Nichtglauben zum Charakter eines *aufgeklärten Chriſten* machen will, iſt ein Irrthum, in den er nicht gerathen ſeyn würde, wenn er etwas mehr Nachdenken und Umſicht angewandt hätte. Hiernach wären nämlich ein geiſtreicher *Storr* und andre ihm ähnliche Theologen, die alles, oder doch gröſstentheils alles das glaubten, was des Vfs. aufgeklärter Chriſt nicht glaubt, keine aufgeklärten Chriſten geweſen, welches zu behaupten eine Abſurdität ſeyn würde. Ein aufgeklärter Gläubiger oder Chriſt iſt vielmehr derjenige, der keinem blinden Glauben zugethan iſt, ſondern ſeinen Glauben *mit Gründen* vor ſich und ſeiner Vernunft verantworten zu können glaubt. Sein Glaube iſt für ihn ein *wohl gegründeter* Glaube, und er iſt auch für andere ein *aufgeklärter* Glaube, wenn er ihnen durch wahrſcheinliche Gründe erwieſen wird. Dagegen iſt derjenige ein unaufgeklärter Gläubiger, der nicht weiſs, warum er etwas glaubt, und der ſeinen Glauben nicht mit Gründen erweiſen kann. Es iſt ein groſser Miſsgriff des gemeinen Lebens, den Unglauben für den Charakter der Aufgeklärtheit in Glaubensſachen zu halten, da der vernünftige Gläubige eben ſo viel und noch mehr wahrſcheinliche Gründe für ſeinen Glauben anführen kann, als mancher Ungläubige für ſeinen Unglauben, alſo jener in der That aufgeklärter heiſsen muſs, als dieſer. — Wenn übrigens der Vf. mit einigen der neueſten Theologen einen bloſsen Scheintod Jeſu annimmt: ſo iſt dieſer der Geſchichte und den Umſtänden zu Folge gar nicht wahrſcheinlich. Eher hätte er eine wirkliche Auferſtehung Jeſu bezweifeln können, weil ſeine Erſcheinungen nach der Auferſtehung ſehr auffallend ſind, weshalb auch die Theologie einen veränderten verklärten Körper Chriſti nach der Auferſtehung hat annehmen müſſen. — Wenn er ferner gegen die Höllenfahrt S. 59. einwendet, daſs die bibliſche Beweisſtelle dafür nicht von der Hölle, ſondern *von der Höhle des Grabes* handle: ſo hat er nicht an 1 Petr. 3. 19. gedacht, wonach Chriſtus oder doch wenigſtens ſein Geiſt allerdings in den Scheol gefahren iſt. So lieſse ſich auch noch an andern Beyſpielen zeigen, daſs der Unglaube des Vfs. nicht der aufgeklärteſte iſt, d. h. nicht auf den bündigſten Gründen beruhet, wenn es hier der Raum erlaubte. Dagegen ſtimmt Rec. völlig mit dem Schluſs dieſer Schrift überein, den er noch zuletzt anführen will: „Und nun rufe ich noch allen und jeden zu: *ſo ihr* ſolches wiſſet, ſelig ſeyd ihr, *ſo ihrs thut. Wer Gott fürchtet und recht thut*, der iſt ihm angenehm. *Wer recht thut, der iſt gerecht*, und wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit." Dieſs ſind allerdings die Grundſätze, die zur Seligkeit führen: denn einen allein ſeligmachenden *Glauben* giebt es nicht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. Junius 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fritsch: *Xenophontis Atheniensis scripta in usum lectorum graecis litteris tinctorum Commentariis ad rerum et verborum intelligentiam* illustrata a *Benjamin Weiske* etc.

(*Beschluss der in Num.* 151. *abgebrochenen Recension.*)

In der *Hellenischen Geschichte* I, 6. 27. zweifeln wir nicht, dafs die Worte ἐπὶ τῇ Μαλέᾳ ἄκρᾳ, ἀντίον τῆς Μιτυλήνης aus dem vorigen Satze zur Unzeit wiederholt sind; wenn aber Hr. *W.* auch den Worten αὗται δ' εἰσὶν ἀντίον τῆς Λέσβου das Verdammungsurtheil spricht, so ist dies wohl mehr, als man bedarf. Etwas weiter hin §. 32. ὅτι ἡ Σπάρτη οὐδὲν μὴ κακιον εἰκεῖται verwirft *Schneider* das unnütze μή, und *Wolf* verbessert οὐδὲν μὲν κ. Diesen Vorschlag führt Hr. *W.* nicht an, ob er gleich die Verdorbenheit der Stelle anerkennt. Uns scheint *X.* οὐδαμῇ κάκιον geschrieben zu haben. So III, 5. 1. οὐδαμῇ διανοούμενον ἀπιέναι. — II, 1. 8. ἐν ᾗ τὴν χεῖρα ἔχων οὐδὲν ἂν δύναιτο ποιῆσαι. Der Herausg. will ἐν ᾗ ἄν τις, was vielleicht unnöthig ist. Mit derselben Ellipse sagt *Soph. Oed. T.* 314.: ἄνδρα δ' ὠφελεῖν ἀφ' ὧν Ἔχοι τε καὶ δύναιτο κάλλιστος πόνων. Vgl. *Herm. ad Viger. p.* 725. — II, 1. 32. glaubt er, dafs vor ἀπέσφαξε etwas ausgefallen, weil Philokles nicht antworte, und auch nicht gesagt werde, dafs er es nicht thue. Uns scheint weder das eine noch das andre nöthig. Lysander fragt nicht, um sein Urtheil nach der Antwort zu bestimmen, sondern mit Bitterkeit, um seinen Zorn auszuschütten, und Philokles war, was er auch antworten möchte, zum Tode bestimmt. Auch II, 2. 16. vermuthet er in den Worten τοιούτων δὲ ὄντων eine Auslassung. Aber kann nicht πραγμάτων hier eben so gut hinzugedacht werden, als II, 4. 29. bey οὕτω δὲ προχωρούντων. II, 4. 22. οἱ δὲ λοιποὶ ἄρχοντες, καὶ διὰ τα τοιαῦτα προσκαιρεύειν, τοὺς μεθ' ἑαυτῶν ἀπήγαγον. Wir glauben weder, dafs nach καὶ etwas ausgefallen, noch dafs eine Versetzung der Worte nöthig sey. Nach Besiegung der städtischen Armee waren Soldaten zurück geblieben, um die Todten zu begraben. Während dieser Zeit, indem sich die Soldaten beider Heere mischen, ermahnt Kleokritos die Städter zum Frieden. Nach Vollendung des Geschäfts führen die Feldherren die städtischen Truppen, weil sie nichts mehr zu thun haben, *und weil sie überdiefs* diese bedenklichen Aufforderungen hörten, nach Athen zurück. III, 2. 14. πορευόμενοι δὲ καὶ οὗτοι. Die letzten Worte sind ohne Zweifel verderbt. *Morus* glaubte καὶ tilgen zu müssen; Hr. *W.* schlägt καὶ αὐτοὶ vor. Keines von beidem hilft dem Uebel ganz ab. Der Zusammenhang fordert: πορευόμενοι δ' ἑκάτεροι, nämlich Derkyllidas und Pharax. IV, 1. 33. εἰ μή τι . . . ξυλλέξομαι. Der Herausg. schreibt mit *Castalio* ξυλλέξωμαι, um durch den Conjunctiv die Ungewifsheit der Sache auszudrücken. Vor allen Dingen hätte dieser Conjunctivus bey εἰ grammatisch gerechtfertigt werden müssen. IV, 8. 12. ἐνόμιζον, εἰ ταῦτα διδάσκοιεν Τιριβάζον . . . ἢ καὶ ἀποστῆναι ἂν πρὸς ἑαυτοὺς πείσειαν τὸν Τιριβάζου, ἢ παῦσαί γ' ἂν τὸ Κόνωνος ναυτικὸν τρέφοντα. Die Schwierigkeiten dieser Stelle, über die man vorzüglich *Wolf's* Anmerkungen zu Rathe ziehn mufs, dürften durch folgende Verbesserung wohl ziemlich verschwinden: ἢ καὶ ἐ. ἂν πρ. ἐ. πεῖσαι αὐτὸν Τιριβάζον, ἢ παῦσαί γ' ἂν τὸν τὸ Κ. ν. τρ. Sie hoffen, auf diese Art entweder den Tiribazos zu bewegen, *selbst* zu ihnen überzutreten, oder doch wenigstens den (Pharnabazos), der die Seemacht des Konon unterstützte, davon abzuhalten. IV, 8. 33. ἀντεπεστράτευε, καὶ ἐπορεύετο, καὶ ἐδήου τὴν χώραν. Dieses Polysyntheton scheint uns nicht ohne Kraft zu seyn, und wir können dem Herausg. nicht beystimmen, welcher statt ἐπορεύετο ein Zeitwort vermifst, dem der Begriff von feindlicher Verwüstung anhänge. Wenn es hiefse πορευόμενος ἐδήου, so wäre wohl alles ohne Anstofs. Nun aber sagt die Vulgata dasselbe, nur mit gröfserer Kraft. In den folgenden Worten: εἴ τι που λαμβάνοι ἀπ' Ἀθηναίων πλοῖον, tilgt Hr. *W.* mit mehrern die Präposition; wie es uns scheint, mit Unrecht. πλοῖον ἀπ' Ἀθηναίων wird hinlänglich durch die Beyspiele geschützt, welche *Wesseling ad Diodor.* IV. 46. p. 289., *Heinrich ad Musaeum* p. 52. anführen. V, 1. 3. οὐδεὶς ἐκεῖνον τῶν στρατιωτῶν ὃς οὐκ ἐδεξιώσατο. Hr. *W.* möchte ὅστις. Aber eben so sagt *Sophocl. Oed. T.* 272.: ἃ σοι οὐδεὶς ὃς οὐχὶ τῶν δ' ὀνειδιεῖ τάχα. VI, 3. 8. ὥστ' ἐοίκατε τυραννίσι μᾶλλον ἢ πολιτείαις ἡδομένοις. billigt er Schneiders Vorschlag ἡδομένοις. Die gemeine Lesart bedarf aber einer kritischen Nachhülfe nicht. S. *Schäfer ad Longum.* S. 367. — VI, 5. 42. ἐλπίζειν δὲ χρή, ὡς ἀνδρας ἀγαθοὺς μᾶλλον ἢ κακοὺς αὐτοὺς γενήσεσθαι. Ueber das müfsige ὡς wird hier nichts erinnert; Portus streicht es aus. Vielleicht war es ursprünglich χρὴ ὅμως, ἅ. VII, 4. 20. νομίζοντες, οὕτως ἂν μάλιστα ἀποβαλεῖν τοὺς Ἀρκάδας. Zu den mannigfaltigen Verbesserungsversuchen fügt der Herausg. noch ἀποκαμεῖν, was keinen unbequemen Sinn giebt. Näher aber liegt doch ἀπολαβεῖν: *existimabant, se Arcades sic optime comprehensuros esse, si illi a duabus simul partibus impugnarentur.* S. über diese Bedeutung von ἀπολαμβάνειν *Valken. ad Herod.* p. 724. Der nachlässigere Uebergang von einem Subjecte zu einem andern

Digitized by Google

wird in Xenoph. Stil nicht auffallend seyn. In der *Lobschrift auf den Agesilaus*, die der *Hellenischen Geschichte* als eine schickliche Zugabe folgt, I, 25., wird zu den Worten τοὺς τοξότας ἐπὶ στοίχων ἰόντας nichts erinnert. *Wyttenbach ad Julian. Orat.* I. p. 161. *ed. Lipsi.* schlägt ἐπὶ σκοπὸν oder ἐπὶ στόχον ἰέντας vor. II, 8. νομίζων ἐκ τῶν τοιούτων ἀνθρώπων προθυμότατα τοῖς πολεμίοις μάχεσθαι, bemerkt der Herausg. ganz richtig den Fehler in ἀνθρώτων und schreibt ἀνθρώπους. Vielleicht richtig. Vielleicht aber schrieb Xenoph: ἐκ τῶν τοιούτων ἂν πρ. τ. π. μάχεσθαι, er hoffe, dafs solche Gründe die seinigen am meisten *entflammen würden* mit Bereitwilligkeit zu streiten. Die nächsten Worte: καὶ μέντοι οὐκ ἐψεύσθη, scheinen hinlänglich anzudeuten, dafs kein allgemeiner Satz vorausgegangen. Sehr häufig aber sind die Irrthümer, zu denen die Abkürzung von ἄνθρωτος Veranlassung gegeben hat. II, 15. συνελκύσαντες τοὺς τῶν πολεμίων νεκροὺς εἴσω φάλαγγος. Der Herausg. schlägt vor τοὺς ἐκ τῶν πολεμίων ν., welches die Wunde dieser Stelle schwerlich heilt. Wir dachten: τοὺς τῶν ἀπολομένων νεκρούς, *die Leichname der Gebliebenen.* — *Oeconomicus* c. XIII, 14. καὶ οὓς ἂν τοιούτους γνῷ ὄντας, μηδ' ἐπιχειρεῖν ἐπιμελητὰς τούτων τινὰς καθιστάναι. Wir verstehn nicht hinlänglich, wie Hr. *W.* diese Stelle zu retten sucht. Hr. *Schneider* liest ἐπιχειρῷ. Uns bot sich ἐπιχειροῖμ' ἄν an, welches, der attischen Urbanität angemessen, auch zugleich die Quelle der Verdorbenheit zeigt. XIII, 16. ὅπως ἐκδιδάσκεις. πῶς mit dem Herausg. zu lesen, hindern uns *Heindorf's* Bemerkungen zu *Plat. Lysis* p. 25. und *Charmid.* p. 101. c. XX. 9. ὅταν τε αὖ διὰ στενοπόρων ἴωσιν, οὐ πάνυ χαλεπὸν εὑρεῖν. . . . Hr. *W.* verwirft die Verneinungspartikel mit Stephanus; und es läfst sich erklären, wie sie entstanden seyn. Doch könnte man auch auf ἴωσί που fallen. *Convivium.* II, 9. *Heusde in Spec. crit.* p. 18. liest ῥώμης δὲ καὶ ἰσχύος, worauf auch Lange gefallen ist. Derselbe erinnert S. 90., dafs Wyttenbach II, 24. ὥςπερ ὁ μανδραγόρας τοὺς ἀνθρακας st. ἀνθρώπους lese. Man vergl. *T. H. ad Lucian.* T. I. p. 333. *ed. Bip.* — VIII, 17. πρὸς δὲ τούτοις πιστεύη, μήτ' ἂν παρά τι ποιήσῃ, μήτ' ἂν ἀμορφότερος γένηται, μειωθῆναι ἂν τὴν φιλίαν. Der Herausg. fühlte, dafs, wie man auch die gemeine Lesart παρά τι ποιήσῃ, die noch überdiefs durch eine dem Xenoph. ungewöhnliche *Tmesis* auffällt, wenden und erklären möchte, sie doch nie dem Sinne genüge, und setzt mit richtiger Ahndung des Wahren hinzu: *Exspectes hic potius modum alterum quo pulcritudo minui possit.* Diese Erwartung wird befriedigt werden, wenn man liest: μήτ' ἂν παρακμάσῃ, weder wenn er *verblühet*, noch wenn er aus einem andern Grunde seine Schönheit verliert. So §. 13.: ἦν δὲ καὶ ἀμφότεροι (*Heusde in Spec. crit.* p. 114. liest ἀμφότερον) στέρξωσι, τὸ μὲν τῆς ὥρας ἄνθος ταχὺ ἥπου παρακμάζει. c. IV, 17. οὐδὲ μέντοι ταύτη γε ἀτιμαστέον τὸ κάλλος, ὡς ταχὺ παρακμάζον. *Hier.* II, 5. τὸ μὲν οὖν τὸ πλῆθος περὶ τούτου λελῃθέναι, ὥςπερ εἶπον, οὐ θαυμάζω. Der Herausg. hat das ungriechische der Redensart λελ. περί τινος nicht berührt. Schwerlich dürfte sie durch ein Beyspiel oder eine Analogie zu rechtfertigen seyn; daher wir vermuthen, dafs Xenoph. τὸ μὲν οὖν πλῆθος περὶ τούτου οὐδὲν εἰδέναι geschrieben habe. Wenn ου in οὐδὲν durch die vorhergehende Sylbe verloren gegangen war, so konnte der Rest der Worte ΔΕΝΕΙΔΕΝΑΙ sehr leicht in ΔΕΛΗΘΕΝΑΙ verändert werden. II, 18. οὐδέν τι μᾶλλον τούτου διαφέρει. Hr. *W.* erklärt den Genitiv durch ἕνεκα. Sollte man aber nicht vielmehr τοῦτο schreiben müssen? So Cyrop. VII, 5. 9. ὃ λέγεται φοβερὸν εἶναι . . τοῦτο μάλιστα διαφέρει. Vergl. *Heindorf. ad Plat. Phaedr.* p. 228. — VIII, 10. Von den allen Bürgern so verhafsten Söldnern: οὐ γὰρ τυράννοις ἰσοτίμους, ἀλλὰ πλεονεξίας ἕνεκα νομίζουσι τούτους τρέφεσθαι. Die mannichfaltigen Versuche, das verdorbne ἰσοτίμους mit irgend einem Substantivum zu vertauschen, oder die noch mislungern, es zu erklären, werden von dem Herausg. mit Recht gemisbilligt: *optandum est*, setzt er hinzu, *ut vera lectio e codd. proferatur . . . nam vulgata peculiari quadam depravatione videtur orta.* Bis dieser Wunsch erfüllt wird, schlagen wir vor zu lesen: οὐ γὰρ τυράννοις εἰς ὅτι οὖν ἄλλο, ἢ πλ. ἕνεκα. . . Eine ähnliche Verbesserung des Herausg. *de Vectigal.* III, 6. haben wir oben angeführt. Mit noch geringerer Veränderung glauben wir *de Rep. Lacedaem.* c. XII, 5. eine anerkannt verdorbne Stelle herstellen zu können: δεῖ δὲ οὔτε περίπατον, οὔτε δρόμον ἐλάσσω ποιεῖσθαι, ἢ ὅσον ἂν ἡ μόρα ἐφῇκη, ὅπως μηδεὶς τῶν αὐτοῦ ὅπλων πόρρω γίγνηται. Auch hier ahndet Hr. *W.* den richtigen Sinn, indem er vorschlägt, nach ἐλάσσω die Worte οὔτ' αὖ πολλῷ μείζω einzuschalten. Da aber die folgenden Worte hinlänglich zeigen, dafs Xenoph. nur habe sagen wollen, wie weit jeder habe gehen *dürfen*, nicht wie weit er habe gehen *müssen*, so glauben wir den Sinn vollkommen herzustellen, wenn wir οὔτε δρόμον ΜΑΣΣΩ ποιεῖσθαι vorschlagen: keiner darf seinen Gang oder Lauf weiter ausdehnen, als seine Mora reicht, um sich nicht zu weit von den Waffen *zu entfernen.* Dafs aber diese Form des Wortes der Sprache *Xenophon's* nicht fremd ist, bezeugt Suidas: μάσσων· μαχητότερος. Ξενοφῶν· ἂν μὴ πολὺ μάσσων ὁδὸς εἴη.

Es bleibt uns noch übrig, einige Worte über den *erklärenden* Theil dieser Ausgabe zu sagen, in welchem, ob wir es gleich zuletzt berühren, doch nicht ihr kleinstes Verdienst besteht. Es war des Herausg. vorzüglichstes Bestreben, so viel als möglich, keine Stelle zu übergehn, die einem geübtern Leser Schwierigkeiten darbieten könnte, und zugleich auf die Beurtheilung der Kunst des Schriftstellers im Ganzen, und die Richtigkeit seiner Gedanken im Einzelnen zu leiten. Hiezu dienen zum Theil die ausführlichen, jedem Abschnitte vorgesetzten Argumente, und *die* bequemern Abschnitte selbst, die er, ohne die alte Eintheilung in Kapitel aufzuheben, dem Zusammenhange der Sachen gemäfser eingeführt hat; *theils* die reichhaltigen Anmerkungen, die mit wenigem Prunke der Worte und gelehrter Ausstattung, das Nothwendige in belehrender Kürze, nicht ohne Schärfung und Erweckung des eignen Nachdenkens, anzuzeigen pflegen. Niemand wird daher diese Ausgabe ohne Nutzen gebrauchen, und überall wird man Gelegenheit fin-

Digitized by Google

finden, die gewiſſenhafte Sorgfalt, die Gelehrſamkeit und den Scharfſinn des Vfs. zu ſchätzen. Hierbey darf nicht überſehen werden, daſs er ſich oft von ſeinen Vorgängern verlaſſen ſah, wenn ihm ihr Urtheil am erwünſchteſten geweſen wäre, und alſo oft zuerſt die Bahn brechen muſste, ſo daſs ſich ihm das, was er, bey ſo mannichfaltigen Hülfsmitteln und eignen vorbereitenden Studien, für leicht gehalten hatte, während der Arbeit ſelbſt mit den gröſsten Schwierigkeiten und den beſchwerlichſten Dornen umzog. Ein billiger Beurtheiler wird dieſen Umſtand nicht überſehn, und wenn er den Erklärungen des Herausg. bisweilen den Beyfall verſagt, ſo wird er nicht vergeſſen, daſs er ihnen weit öfter Aufklärung und Belehrung verdankt.

Es iſt aber hauptſächlich Ein Fehler, den wir, ſo wie bey dem kritiſchen Verfahren des verdienſtvollen Herausg., ſo auch in ſeinen Erklärungen am häufigſten wahrnehmen, daſs er von ſeinem Schriftſteller eine übergroſse Deutlichkeit fordert, ihm nichts ſchenken will, alles daher mit der dialectiſche Wage prüft, und darüber ſeinen natürlichen und geſunden Blick, ſo wie ſein Gefühl des Schönen trübt und verwirrt. Wir wollen hiervon einige Beyſpiele anführen, wie ſie uns in die Augen fallen. Cyrop. II, 4. 15., wo Aſtyages den jagenden Kyros beobachtet, τὸν δέ τινα καὶ ἐπαινοῦντα αὐτὸν ἡσθάνετο οὐδ' ὑπωστιοῦν φθονερῶς, vermiſste Hr. *W.* etwas bey dem Worte ἡσθάνετο, das ihm nach εὐφράινετο und ἥδετο zu unbedeutend ſchien. Dieſe ſcharfſinnige Bemerkung veranlaſst ihn die Worte οὐδὲ φθονερῶς mit ἡσθάνετο zu verbinden, wodurch, unſers Bedünkens, ein weit gröſserer Nachtheil entſteht. Nach dieſer Erklärung ſoll οὐδ' ὑπωστιοῦν φθονερῶς bedeuten *cum magno favore*, ſo wie οὐδεὶς φθόνος *libenter* bedeutet; welches hier der Zuſatz von ὑπωστιοῦν nicht erlaubt. Auch war es wohl der Bemerkung werth, wenn Kyros biederherzig und frey andre Knaben *ohne die geringſte Miſsgunſt* rühmte (S. II, 3. 12.), nicht aber konnte daſſelbe vom Aſtyages geſagt werden. Und ſollte nicht ἡσθάνετο ganz füglich mit einiger Emphaſe bedeuten: *es blieb ihm nicht unbemerkt?* wo jeder weitere Zuſatz, ob mit Billigung oder Miſsbilligung, unnütz war. Cyrop. IV, 2. 28. ſchildert der Schriftſteller die Wirkung, welche der Anblick des perſiſchen Heeres bey den Lydiern hervorgebracht: τῶν δὲ πολεμίων . . . οἱ μὲν ἐθαύμαζον τὰ ὁρώμενα, οἱ δὲ ἐγίγνωσκον ἤδη, οἱ δὲ ἤγγελλον. . . Hr. *W.* tadelt hier mehreres, unter andern auch, *non ſatis apparere, cur tantum mirati quidam, non terrore percuſſi dicantur; praeſertim cum ante dictum ſit* (§. 21.) *fore, ut quidam (prae terrore ac ſtupore) nec ſupplicare, nec fugere poſſint.* Was Kyros, um den Muth der Seinigen zu erhöhen, mit Verachtung des Feindes, voraus verkündigt, muſs wohl nicht nothwendig nach ſeiner ganzen Ausdehnung in Erfüllung gehn. Uebrigens ſchildert hier Xenoph. die Empfindungen des Heeres, wie er ſoll, in richtiger Ordnung mit lebendiger Kraft. Zuerſt ſeine *Verwunderung*, da man noch nicht recht weiſs, was man ſieht; dann das *deutlichere Erkennen;* dann die Verbreitung der Nachricht und ihre Wirkung. Nicht anders iſt die Folge L. V, 4. 7. ὁ δὲ Κῦρος τὸ μὲν πρῶτον ἐθαύμασεν· ὡς δ' ἔγνω τὸ πρᾶγμα. . . Cyrop. VII, 3. 8. als Kyros zum Abradatas tritt mit rührender Anrede, ἅμα ἐδεξιοῦτο αὐτόν, καὶ ἡ χεὶρ τοῦ νεκροῦ ἐπῃκολούθησεν. Dieſe Miſchung des unerwartet Schrecklichen mit dem Rührenden hat den Alten ein ruhmwürdiges Beyſpiel von Pathetiſchem geſchienen; aber der Herausg. urtheilt anders, indem er ſagt: *ſed nimis tetrum et horridum praebet animo ſpectaculum, ut, ſi res vera eſt, malim fere ſilentio praetermiſſam; ſin ficta, non magis feliciter, meo quidem ſenſu, ficta ſit, quam ſi in theatro Medea coram populo pueros trucidet.* So wird alſo auch, um bey dieſem Beyſpiel zu bleiben, die *Erzählung* jenes Kindermordes in des Euripides Trauerſpiel, noch mehr die *Beſchreibung* von Oedipus Blendung beym Sophokles, auf die ſogar die eigne Erſcheinung des von Blut triefenden folgt, und endlich alle Schilderungen von Mord und Wunden, mit denen die Iliade angefüllt iſt, tadelnswerth ſeyn! — In der *Anabaſis* I, 5. 16. verwandelt der Commentator die Vorſtellungen des Kyros an die entzweyten Griechen in heftige Drohungen, als ob er ſage: *ſe vel cum pauci hos ſeditione diſtractos, ni ab incepto deſiſtant, adoriturum, ut ipſe ſine dubio concidatur.* Von einer ſolchen Drohung war Kyros, unſers Bedünkens, weit entfernt; aber die *für ihn* und *die Griechen* nothwendigen Folgen des Zwiſtes ſtellt er mit Nachdruck dar. Die Worte ἐν τῇδε τῇ ἡμέρᾳ ἐμέ τε κατασχεθήσεσθαι ſind eine, in allen Sprachen gewöhnliche, Hyperbel, um das unvermeidliche einer Folge zu bezeichnen; weiter hin aber muſs in den Worten, die dieſes Urtheil begründen ſollen, βάρβαροι πολεμιώτεροι ὑμῖν ἔσονται τῶν παρὰ βασιλεῖ ὄντων, vielleicht ὑμῖν geleſen werden. Dann iſt der Sinn ohne alle Verworrenheit: „Wenn ihr gegen einander die Waffen ergreift, ſo glaubt, daſs ich an demſelben Tage ein Opfer des Schwertes bin, und ihr nicht lange nach mir. Denn wenn es mir unglücklich geht, ſo werden dieſe Barbaren (meines Heeres), die ihr hier um euch ſeht, feindlicher gegen euch ſeyn, als die Soldaten des Königs." In den *Hiſtor. Gr.* VII, 1. 38. argumentirt der Commentar bey dem Spotte jenes Arkadiers über den bekannten goldenen Platanus des perſiſchen Königs: ἐπεὶ καὶ τὴν ὑμνουμένην ἐν χρυσῇ πλάτανον οὐχ ἱκανὴν ἔφη εἶναι τέττιγι σκιὰν παρέχειν, womit der hyperboliſirende Spötter doch wohl nichts anders als die Kleinheit und Erbärmlichkeit dieſes ſo oft, als Beweis groſsen Reichthums, angeführten Kunſtwerks verhöhnen wollte. Der Commentar aber ſagt: *ſententiae acumen interpretes neglexerunt: de quo mihi ſic videtur: platanus eſt ex arboribus, quae maxime propter umbram expetuntur: cicadae autem frequenter verſantur in arboribus. Quod vero cicadae, non aviculae cujusdam, hic maxime fit mentio, id opinor ſpectare ad Athenienſes, qui cicadarum quasdam imagines geſtabant in ornamentis capitis. De ſenſu totius Allegoriae magis etiam dubito: ſed tamen hunc eſſe opinor: maximas illas divitias et inculenta inde Timagorae data dona non poſſe (aut potuiſſe) eundem tutum praeſtare.* Wozu iſt es nöthig, nach

Digitized by Google

nach einer Allegorie umzuſchaun, da der Geſchichtſchreiber die Meinung des Redenden mit den Worten: τὸ τῶν χρημάτων πλῆθος ἀλαζονείαν αὐτῷ δοκεῖν εἶναι, ſo deutlich angezeigt hat? — Nicht zu billigen ſcheint uns auch der Tadel der Kürze in des jungfräulich-ſittſamen Autolykos Worten: *Conviv.* c. IV, 13. p. 122., ſo wie die Ausdeutung mancher Scherze, wie *Cyrop.* II, 2. 16. IV, 1. 23. und VIII, 4. 22., wo der Schriftſteller wiederum getadelt wird, die Tendenz des Scherzes nicht durch irgend ein beſtimmtes Wort gedeutet zu haben.

Wir bemerken noch, daſs dem *ſechſten* Bande, auſser den ſchon oben erwähnten kritiſchen Zugaben, die aus mehrern Handſchriften geſammelten Varianten aus der ſehr ſeltnen lateiniſchen Ueberſetzung der *Cyropädie* von *Julius Gabrielius Eugubinus* (Venet. 1569.), über welchen die Vorrede zum VI. Bande ſchätzbare literariſche Nachrichten ertheilt, und zwey brauchbare Regiſter der Worte und Sachen angehängt ſind.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in Comm. b. Hirſchfeld: *Jugendphantaſieen.* Herausgegeben von *J. G. Petrick* u. *K. G. Prätzel.* 1805. 219 S. 8.

Beide Vf. verrathen Anlage zur Dichtkunſt; aber ſie gehören mehr zu den leidenden Gränz-Genie's, wie ſich *Richter* in ſeiner Vorſchule ausdrückt, alſo zu denen, die mehr ſagen *wollen*, als ſie ſagen *können*. Bey fortgeſetzter Bildung könnte jedoch der Damm durchbrochen werden, und ſie zu mehrerer Klarheit kommen. Hr. *Petrick* ſagt unter andern vom Schickſal:

Hoch über den Welten in *purpurner* Nacht,
Im unermeſslichen Raum
Waltet ſchweigend des Schickſals Macht,
Und *brütet im ſchrecklichen Traum,*
Und rüttelt furchtbar im finſtern Schoſse
Die Welten und der Menſchheit Loſe.

Da ſollte den armen Menſchen faſt bange werden! Es ſcheint, als habe *Schiller's* Taucher dem Vf. bey dieſem phantaſtiſchen Griff in den unermeſslichen Raum vorgeſchwebt. Wenigſtens *die purpurne Nacht* mag er von ihm entlehnt haben, die aber im Meeresgrunde denkbarer, als über den Welten iſt. Auch die Ausdrücke: *Das Unglück ſchreitet ſchnell; was tief aus der Tiefe der Seele ſtammt, das plaudert die Zunge nicht;* ferner: *es ſprizzet zum Himmel den wilthenden Geiſer; es rauſchen die Waſſer all' von hinnen; das Auge ſtarrt verloſſen in die Gräber nieder, ſeine theuern Geliebten kehren nimmer wieder*, u. ſ. w., ſind — mehr oder weniger — *Schiller'ſche* Purpurlappen, die der Vf. auf ſeinen Mantel geflickt hat. — Hr. *Prätzel* ſcheint mehr *Bürger* zum Vorbild genommen zu haben. Seine Muſe verräth indeſs eine gewiſſe Laune, die ihr eigenthümlich zu ſeyn ſcheint. Nur ſinkt dieſe zuweilen zu Plattheiten herab, z. B. wenn es heiſt:

Willſt du der Dichter bunte Zahl vermehren,
So laſs dich, Freund, nicht *Klopſtocks* Flammenſtahl,
Nicht höpfende (?) Hexameter bethören,
Die *Voſs* dem greiſen Mäoniden *ſtahl*, (*So?*)
Verweile nie bey *Ramlers Stachelbeeren*,
In *Schillers bunt geflecktem* Muſenſaal, u. ſ. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Harlem*, b. Loosjes: *Proeve, om de Verheffing van het diep vervallen Fabrykwezen te vereenigen met de belangen van den Koophandel, Zeevart en Landbouw.* Door *Pieter Vreede.* 1802. 50 S. gr. 8. (12 Str. holl. oder 8 gr.) — Dieſer wohlgerathene *Verſuch, das tiefgeſunkene* (holländiſche) *Fabrikweſen wieder zu erheben und die Angelegenheiten des Handels, der Schifffahrt und der Landwirthſchaft* (dieſes Laudes) *damit zu vereinigen*, wurde durch eine im Anfange des Jahres 1802. erſchienenes Schrift: *Vrye beſchouwing van gedaane Voorſtellen en verzoeken, om, gelyk men zegt, ter aanmoediging van onze inlandſche Fabryken, den invoer van buitenlandſche Manufacturen tegen te gaan en te belemmeren*, das bey echt patriotiſch geſinnten Holländern viele Senſation erregte, veranlaſst. Gegen den Vf. jener *freyen Betrachtung* etc. ſucht Hr. *V.* anſchaulich zu machen, daſs ein Volk, welches bloſs im Beſitze eines groſsen Handels mit auswärtigen Producten wäre, ohne Fabriken und Landwirthſchaft zu haben, eben ſo ſehr mit der Zeit in Unthätigkeit gerathen und die geringe Volksklaſſe gleichſam an den Bettelſtab bringen würde, wie es in Spanien ſeitdem der Fall geweſen, daſs es die Gold- und Silber-Bergwerke in Peru und Mexiko durchwühlt und gleichſam allen Eifer für die Beförderung ſeiner National-Producte in der europäiſchen Heimath erſtickt habe. England ſey, wie bekannt, dadurch reich und mächtig worden, daſs es Fabriken und Landwirthſchaft, im ſtrengſten Sinne des Wortes, mit dem allgemeinen Welthandel zu Lande und zur See, ſeit etwa zwey Jahrhunderten verbunden habe. In dieſer Rückſicht bleibe, unter den gegenwärtigen Umſtänden Hollands, nichts anders übrig, als dem rühmlichen Beyſpiele der Deutſchen und Engländer in dieſem Punkte zu folgen, damit man nicht nöthig habe, ſich von dieſen beiden Völkern ausſchlieſslich kleiden zu laſſen. Zwar wüſste der Vf. zu gut, daſs der Arbeitslohn, in Betracht der herrſchenden Theurung in Holland, faſt noch einmal ſo hoch, wie in Deutſchland komme; dagegen hätten die Holländer auch die rohen Producte, die zu den Manufakturen und Fabrikaten erfordert würden, aus der erſten Hand, und gewönnen durch directe Verarbeitung derſelben zum Theil dasjenige ſelbſt, was ſie gegen den Werklohn der Deutſchen verlieren müſsten. Ueberdieſs würde das Opfer eines höher bezahlten Tagelohns an ihre eigene Fabrikanten nicht ſo groſs als der Schade im Ganzen ſeyn. Nachdem nun Hr. *V.* alle Einwürfe für und wider das Anlegen, oder Erweitern der ſchon *ſeit* mehreren Jahrhunderten zum Theil noch beſtehenden *Fabriken* erwogen und aufgelöſet hat, zeigt er mit *vielen Einſichten* als das Reſultat ſeiner Unterſuchung, daſs die *Land-* und Viehwirthſchaft, zumal in Rückſicht des Flachs- und Hanfbaues, auch der Schafzucht, möglichſt *verbeſſert* und erweitert, und ſonach der Grundſtein zum Wiederaufleben der holländiſchen Fabriken gelegt werde, wozu die Ereigniſſe im Anfange des Jahres 1807. gleichſam die *eiſerne* Nothwendigkeit zeigen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Junius 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE, in d. N. Soc. Buch- u. Kunſth.: *Epigrammatiſche Anthologie.* Herausg. von *Carl Julius Schütz.* 1806. *Erſter* Theil. XIV u. 296 S. gr. 12 (1 Rthlr.)

Der Titel dieſer Anthologie, die ſich ihrer Geſtalt und Beſtimmung nach, ganz genau an *Matthiſſons lyriſche Anthologie* anſchlieſst, und auch gewiſs den Freunden derſelben ein willkommener Pendant ſeyn wird, iſt, gleich dem Titel dieſer, zu allgemein: denn er beſagt nicht, daſs hier bloſs *deutſche* Epigramme geſammelt worden. In der Vorrede aber heiſst es S. VII.: „Die deutſche Literatur iſt in dieſer kleinen Dichtungsart faſt reichhaltiger als irgend eine andere; deſto verdienſtlicher ſchien mir eine *klaſſiſche Auswahl*, welche unſere ſämmtlichen Epigrammatiſten, von *Opitz* an, der, obwohl er als ſolcher meiſt nur Ueberſetzer war, doch auch mit *dieſer* Gattung unſere Poeſie zuerſt bereichert hat, bis zu den Dichtern der Xenien, umfaſste."

Ueber Begriff und Umfang des *Epigramms* ſelbſt hat der Herausg. ſich zwar nicht ausdrücklich erklärt, das als Motto auf die Rückſeite des Titelblattes geſetzte Epigramm *Klopſtocks* auf das Epigramm läſst aber erwarten, daſs er ſich nicht bloſs innerhalb der Sphäre des ſatiriſchen Epigramms halten wolle. Mit Recht, indem wir, beſonders ſeit *Herder* jene zarte Blüthe des griechiſchen Epigramms unter uns bekannter machte, an ähnlichen, theils lieblich heitern, theils ſanft rührenden, Erzeugniſſen eines gemüthlichen poetiſchen Lebens ſo reich geworden ſind, daſs eine Blumenleſe davon nicht nur möglich, ſondern ſelbſt zur Ehre unſerer Literatur und unſers — Gemüths zu wünſchen iſt. Nichts deſto weniger dürfte aber doch eine ſtrengere Auswahl hier zu treffen ſeyn, als ſelbſt *Herder* bey ſeiner griechiſchen Sammlung traf: denn *Leſſing* iſt durch *Herder* noch gar nicht widerlegt. Folgende Stelle *Leſſings* dürfte vornehmlich hier zu beherzigen ſeyn: „Was auf eine ſo vorzügliche Art einen Sinn in ſich ſchlieſst, das wird doch wohl ein Sinngedicht heiſsen können? — Warum ſollte es ein Sinngedicht heiſsen, wenn es etwas weit beſſeres heiſsen kann?" Oder auch — ſetzt Rec. hinzu — etwas weit anderes heiſsen muſs? — Es iſt nicht zu läugnen, daſs auch der Herausg., wie einſt *Herder* manches aufgenommen hat, was mehr *Spruch* iſt als Epigramm. Aber, kann der Herausg. ſagen, ſich auf *Herder* berufend: „Wir Deutſchen ſind vorzüglich reich an Sinnſprüchen, die uns ſtatt wahrer Epigramme gelten. Unter den dreytauſend Sinngedichten, die *Logau* gedichtet hat, werden ſich wahrſcheinlich drittehalb tauſend Sinnſprüche finden, die vom wahren Epigramme wohl nichts als etwa die Kürze und den ſcharfſinnigen Ausdruck haben dürften." Hierüber werden wir weiter unten unſere Meinung ſagen.

Nicht aber bloſs Epigramme, ſondern eine *Anthologie* von Epigrammen bietet uns der Herausg. dar. Dieſs berechtigt uns, eine Sammlung des vorzüglich Schönen, eine, wie er ſelbſt ſagt, klaſſiſche Auswahl zu erwarten. Rec. muſs bekennen, daſs er hier faſt durchgehends ſeine Erwartung befriedigt ſah. Nur wenige Stücke wünſchte er *nicht* aufgenommen, als er die Sammlung zuerſt durchlas; als er ſie nachher vergleichend las, kam ihm nur bey *Wernicke* und *Logau* der Wunſch, dieſs oder jenes Stück *mehr* aufgenommen zu ſehen: der Herausg., muſs man alſo geſtehen, hat mit feinem Geſchmacke gewählt.

Mit dem Verdienſt einer geſchmackvollen Wahl aber nicht begnügt, hat er zu dieſem auch noch das andere der nachhelfenden verbeſſernden Kritik gefügt. Der erſte Dichter, auf den wir beym Aufſchlagen der Anthologie ſtoſsen, mag uns die Beyſpiele liefern, ob wir das Alte oder das Neue lieber möchten. — *Andr. Gryphius* iſt es, der uns in die Hand fällt.

Auf den Albin. *Original.*

Albinus bittet mich ſchier jeden Tag zu Gaſte;
Warum dann komm' ich nicht? Weil ich nicht gerne faſte.

Gaſtfreyheit. *Anthologie.*

Albinus bittet mich ſchier jeden Tag zu Gaſte;
Ich komme nicht. Warum? Weil ich nicht gerne faſte.

Eine kleine, aber ſehr gute Aenderung, denn, abgerechnet die Sprache, erhält durch ſie das Ganze mehr Handlung und Leben, wird dramatiſcher.

An Flora. — *Original.*

Du ſeufzſt als *Jungfer* auf, und *meinſt* uns zu betrügen;
Dein Kind ſpricht noch kein Wort, und ſtraft dich dennoch Lügen.

Die Jungfrau. — *Anthologie.*

Sie tritt als Jungfer auf, und glaubt uns zu betrügen?
Ihr Kind ſpricht noch kein Wort, und ſtraft ſie dennoch Lügen.

An Caſſandra. — *Original.*

Ihr wünſcht nur eigen Lob von meiner *Fauſt* zu leſen,
Ihr ſeid die Schönnen ſelbſt *Caſſandra doch geweſen.*

Digitized by Google

Dichter-Galanterie. — Anthologie.

Ihr wünschet Euer Lob von meiner *Hand* zu lesen?
„Ihr seid die Schönheit selbst, *Aurelie*, — *gewesen.*"

An Eugenien. — Original.

Den Spiegel schenk' ich Euch, O Spiegel höchster Zucht,
In dem ihr schauen mögt, was ich bisher gesucht.
Kann jemand euch was mehr, Wohl-edle Jungfrau, geben,
Als dies *in dem ihr euch seht gehn und stehn und leben?*
Doch könnt ihr, wenn ihr geht *was ich so hoch* begehrt,
Mir geben, *was in euch mir doppelt mich gewährt.*

An Eugenie.

Bey Ueberreichung eines Spiegels. *Anthologie.*

Nichts Schönres weiss ich dir, Eugenie, zu geben,
Als dies, *worin du siehst dich selber blühn und leben.*
Auch *du* kannst, wenn du giebst, *was mein Gemüth begehrt,*
Mir Etwas geben, was mich *doppelt* mir gewährt.

An diesen Beyspielen sey es genug. Die letzte Veränderung ist eine der gröfsten, die der Herausg. gemacht hat, und kann also um so mehr zum Beweise dienen, dafs er durchgehends mit schonender Behutsamkeit dabey verfahren sey. Die meisten Veränderungen betreffen blofs einzelnen Ausdruck und Stellung, oft nur die Interpunction, oder die, meist blofs in *Namen* bestehende, Ueberschrift, wodurch aber sehr häufig das ganze Epigramm gewonnen hat. In fast keinem Falle wird man das Alte wieder gegen das Neue vertauschen wollen, und darum der eben so scharfsinnigen als glücklichen Kritik des Herausg. gerechten Beyfall nicht versagen, denn sie trägt zur Erhöhung unsers Vergnügens nicht wenig bey.

Nun fragt sich aber, ob der Herausg. blofs Vergnügen, oder auch Unterricht beabsichtigt habe? Wenn auch den *letzten*, wie sich aus der chronologischen Ordnung der Dichter, die er beobachtet hat, schliefsen läfst, wodurch diese Sammlung vor jeder andern, die mehr zufällig als planmäfsig entstanden ist, einen nicht geringen Vorzug erhält; so kann er Ansprüche erregen, die zu befriedigen er vielleicht nicht willens war: denn gesetzt, es fiele einem ein, diese Sammlung nun als Historiker der deutschen Poesie zu benutzen, würde dieser nicht verlangen, die Originale mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt zu finden, da ihm das Verfehlte so wichtig wie das Gelungene ist, und das Veraltete ihm durch keine noch so treffliche Verbesserung vergütet werden kann? In diesem Falle aber dürfte der Herausg. wahrscheinlich einen Unterschied machen zwischen dem gelehrten Historiker der Poesie und dem Liebhaber derselben, für welchen letztern sein Werk bestimmt sey. Jener mufs ohnehin, wenn er nicht blofs den Geist des Dichters will kennen lernen, die Originale haben, für diesen, wenn sein Wifstrieb noch nicht befriedigt seyn sollte, ist hinlänglich dadurch gesorgt, dafs der Herausg., was von *Matthisson* nicht geschehen ist, vor jedem Dichter eine kurze Notiz von dessen Leben und Schriften mitgetheilt hat; man ist also angewiesen, vergleichen zu können, sobald man dazu Neigung hat. Ohne alle Zuziehung der Originale aber ist die Sammlung reichhaltig genug, *um den Geist der Dichter daraus erkennen, und die allmälige Ausbildung dieser Dichtart unter uns und ihre erlittenen Veränderungen beurtheilen zu können.* In *dieser* Hinsicht ist denn auch zu rechtfertigen, dafs der Herausg. sich nicht streng an eine Theorie des Epigramms, auch die erschöpfendste nicht, gebunden hat, denn, vorausgesetzt, *dafs nur jedesmal die Dichter selbst das Aufgenommene für ein Epigramm gegeben haben*, lernen wir dann zugleich daraus, was von Zeit zu Zeit als Epigramm *galt*, und wie es nach und nach andere Gestalt und Farbe annahm. Sehr wünschenswerth dürfte darum gewesen seyn, dafs der Herausg. von denen, die auch *über* das Epigramm geschrieben haben, ihre Meinungen mitgetheilt hätte. Vielleicht wollte er nur nicht von seinem Vorgänger, Hn. *Matthisson*, abweichen. Abweichungen, wie die vorgeschlagenen, *dürften* aber wohl eben so wenig abschrecken, als die, welche Rec. noch vorschlagen will. Der Herausg. hat einige Epigrammendichter gänzlich übergangen, z. B. *Gravelinger*, *Homburg*, *Hofmannswaldau*, *Günther*, *Canitz*, *Haller*, und mochte dazu seine guten Gründe haben, weil ihm um klassische Auswahl zu thun war: aber sie nennen, kurze Notizen von ihnen geben, und seine Gründe, warum er von ihnen nichts mitgetheilt, anführen, möchte er doch. Rec. glaubt, dafs dieses die Nützlichkeit der Sammlung noch erhöhen würde.

Die Dichter, von denen hier Epigramme mitgetheilt worden, sind: 1) *Opitz*, 2) *Weckherlin*, 3) *Zieler*, 4) *Olearius*, 5) *Flemming*, 6) *Logau*, 7) *Tscherning*, 8) *Andr.* und 9) *Chr. Gryph*, 10) *Wernike*, 11) *Hagedorn*, 12) *Kleist*, 13) *Ewald*, 14) *Lessing*. Wir wollen nach der Reihe, wie sie hier aufgeführt sind, von jedem, aufser *Kleist*, *Hagedorn* und *Lessing*, etwas zur Probe mittheilen.

1. *Grabschrift eines Bettlers.*

Ich lebte ohne Haus; todt hab' ich eins *dahier;*
Im Leben hatt' ich nichts, todt bin *ich reich dafür;*
Mein Leben war nur Flucht, das Grab ist meine Ruh'.
Im Leben ging ich blofs, und jetzt deckt man mich zu.

2. *Auf einen schlechten Redner.*

Du hast alles Volk bewegt, wie du zu reden angefangen.
Alle die dich nur gehört, sind augenblicks davon gegangen!

3. *Warnung.*

Vertraue deinem Feinde nicht,
Wie sauer oder süfs er spricht.

4. *Beschützer.*

Es wird doch Niemand sich der Eulen Schutz ergeben,
Wenn auch schon in der Welt kein Adler sollte leben.

5. *Bey Erbrechung eines Briefes*
der Geliebten in Gegenwart seiner Freunde.

Wofür seht ihr dies an, ihr Mitgesellen ihr?
Für eine blofse Schrift? für schlechte Wort und *Grüfse*?
Nein, nicht so! Weit gefehlt! Auf diesem *Blättlein* hier
Ist jeder Buchstab süfs, sind alle Sylben *Küfse.*

6. *Unsere Zeit.*

Die Alten konnten fröhlich singen,
Von grofsen deutschen Heldendingen,

Die

Die ihre Väter ausgeübt.
Wenn Gott nach *Uns* ja Kinder giebt,
Die werden unsrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht besingen können.

6. *Das Zeitalter.*

Unsre Welt ist Schlägefaul,
Setzt sich wie ein stätig Gaul!
Will sie Gott zu Ehren bringen
Muss er sie durch Feuer zwingen.
Jene Welt ertrank durch Fluth,
Diese Welt erfordert Gluth.

6. *Der May.*

Dieser Monat ist ein Kuss, den der Himmel giebt der Erde,
Dass sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

7. *Das Alter.*

Das *Herz* wird kühl sobald
Das Alter's *Haupt* ergreift;
Wenn's auf dem Berge reift,
Ist's in dem Thale kalt.

8. *An den Autor des Trauerspiels Crösus.*

Dein Crösus rührt uns nicht; er würde kaum bewegen,
Wenn man im Ernst dich selbst sollt' auf den Holzstoss legen.

9. *Geist der Zeit.*

Die Esel wollen jetzt zu Pferden,
Die Frösche zu Delphinen werden;
Die Eule greift den Adler an,
Der Sperling trotzt den Nachtigallen;
Ein Spiel, das kurze Zeit gefallen,
Unmöglich aber dauern kann.

10. *Auf ein modisches Sonnett.*

Der Abschnitt? gut! der Vers? fliesst wohl! der Reim? geschickt!
Die Wort'? in Ordnung! Nichts als der Verstand *verrückt!*

10. *Die moderne Poesie.*

Zwar les' ich selten fort vom Anfang bis ans Ende,
Doch klopf' ich lachend in die Hände,
Und denk', es sind nicht schlechte Sachen;
Aus Narrenschellen sich ein Glockenspiel zu machen.

13. *La Rose.*

La Rose nahm ein Buch des Leibnitz in die Hand,
Und schalt die Deutschen dumm, da er es nicht verstand.

13. *Die Verführung.*

Das erste Weib ward durch den Teufel,
Durchs Weib der erste Mann verführt;
Seitdem hat stets die Frau der Teufel,
Den Mann die Frau regiert.

Jedes der ausgehobenen Stücke spricht ziemlich treu den Charakter des Dichters aus; *Opitz* gemüthvoll; *Weckherlin* witzig; *Zeiler* spruchreich; *Olearius* erfahrner Verstand; *Flemming* zärtliche Galanterie; *Logau* beissend, sarkastisch, vielgewandt; *Tscherning* Lebensbeobachter; die *Gryphe* kräftiger Spott; *Wernicke* lachender Scherz, scharfes Salz, männlicher Schlag; *Ewald* naiv, voll drolliger Einfälle, feiner Wendungen. — Zugleich lässt diese Auswahl *auf den Geist des Ganzen* schliessen, der bis hierher herrscht: das satirische Epigramm hat das Uebergewicht, des verständigen Spottes ist aber mehr als des muthwilligen, und mehr Gemüth und Mannheit als blos tändelnder Scherz. Reichthum genug; es fragt sich aber: ob wir doch wirklich *so* reich sind, als der Herausg. uns hält? Das Entlehnte nämlich ist noch nicht unser. Von *Opitz* gesteht der Herausg. das Entlehnen zu, aber die andern haben nicht weniger entlehnt als dieser schlesische *Bodmer*, und selbst von dem, der die Sammlung schliesst, von dem gewiss an Witz sehr reichen *Lessing* würde sich zeigen lassen, dass vielleicht kaum ein Dutzend Epigramme völlig sein eigen sind. Es ist freylich misslich über das Eigenthumsrecht eines witzigen Einfalls zu streiten, da die Spätern vielleicht nirgends so gegründet sagen können, als hier: *pereant, qui nostra ante nos dixerunt!* Manche sind indess offenbar fremdes Eigenthum, z. B. S. 60. N. 3. gehört *Owen* an. S. 34. N. 2. ist dasselbe Epigramm. Rec. führt *dieses* darum an, weil es an letzterer Stelle *Weckherlin* zugeschrieben ist, da es doch, so viel er weiss, ebenfalls wie das erste *Flemmingen* gehört. (So ist auch aus Versehen N. 3. S. 34. *Weckherlin* zugeschrieben, was *Morhofen* gehört.) — Desto unbedingter unterschreibt Rec. folgende Aeusserung in der Vorrede S. X. flg.: „Mehrere dieser Epigramme haben *eine so überraschende Anwendbarkeit auf unsere Tage*, denen überhaupt mancher alte deutsche Satiriker zurück zu wünschen wäre, dass ich nicht unterlassen konnte, es auch in ihrer Ueberschrift, wo die ursprüngliche nichtssagend war, durch eine kleine Variante anzudeuten, wie *zeitgemäß* sie sind. Denn auch *das* ist in dem Zwecke dieser Sammlung, es ihren Lesern recht fühlbar zu machen, wie sehr diese leidige Zeit, die, mit dem kräftigen Sinngedichte des wackern *Logau* zu reden, unsere Nachkommen einmal nicht werden besingen, wohl aber beheulen können, des *Witzes* bedarf, und wie sehr es ihr daran gebricht."

LITERATURGESCHICHTE.

Upsala: *Catalogus librorum Bibliothecae Academiae Upsaliensis.* Sectio prior. (ohne Jahrz.) 1040 S. 4.

Endlich ist der *erste* Theil eines Werks ausgegeben, das lange erwartet ward und woran bereits seit vielen Jahren gedruckt ist. Es fehlt auch noch ein Haupttitel, so wie eine Vorrede, die über den Plan und die Art der Einrichtung Rechenschaft ablegt. Da die Bibliothek zu Upsala die erste in Schweden und in frühern Zeiten aus der Kriegsbeute mancher Länder bereichert ist, so muss jedem Literator die Erscheinung ihres Catalogs, den wir dem Fleisse des Hn. Bibliothekars und Prof. *Aurivillius* verdanken, höchst willkommen seyn, Wenn gleich manches Hauptbuch, fast in allen Fächern der Literatur, vermisst wird und andere, wie es aus leicht begreiflichen Ursachen mit den meisten Theilen der Rechtswissenschaft der Fall ist, nur kärglich besetzt sind, so gehört diese Bücherssammlung doch im Ganzen zu den vorzüglichsten Europas: man findet die Classiker fast aller Nationen, und selbst in den Redekünsten; die meisten Dichter der Franzosen, Italiäner, Engländer, Deutschen, selbst mehrere span., holländ. und dänische sind in guten Ausgaben vorhanden. Ein vorzügliches Hülfsmittel ist dieser Catalog aber für die Kenntniss der schwed. Literatur, die beynahe vollständig zu seyn scheint.

Digitized by Google

scheint. Die *erste* Abtheil. enthält ein alphabetisches Verzeichniss der Bücher, deren Vf. sich genannt haben oder sonst bekannt sind: im letzten Falle ist die Bemerkung *An.* hinzugefügt: die Pseudonymen sind zwar meistens unter dem falschen Namen aufgeführt, doch ist der rechte in Klammern beygefügt. Dissertationen sind nicht angegeben: nur bey schwed. Gelehrten sind einige namentlich (Rec. weiss nicht, welche Regel der Vf. hierin befolgt haben mag) und die übrigen bloss im Allgemeinen bemerkt; da vorauszusetzen ist, dass Upsala alle schwed. Diss. besitzt, so hätte Hr. *A.* sie, unserm Bedünken nach, ganz weglassen, dagegen aber zugleich eine Fortsetzung des *Lidin*schen Catalogs (der 1778, und 1779 zu Upsala in 2 Octavbänden erschien) und die wenn wir uns nicht irren, den Upsalaschen Bibliothekaren von Amtswegen obliegt, entweder besonders, oder wenn diess die Kosten unmöglich machten, als ein Supplement zu dem Bibliothekscatalog liefern sollen: so erbärmlich ein grosser Theil der Dissertationen auch ist, die jährlich die Noth auf den schwed. Universitäten erzeugt, so wichtig ist doch im Ganzen dieser Zweig der schwed. Literatur: sie enthält gewissermaßen das Wichtigste, was die ersten Gelehrten des Reichs (statt vieler andern nennen wir nur einen *Ihre*, *Thunberg*, *Porthan*, *Norberg*) für die Wissenschaften geleistet haben und wird leider zu oft übersehen. Es werden nur die Bücher, die bis zum Jahr 1796 vorhanden waren, aufgezählt: wenigstens ist dem Rec. kein neueres Werk aufgestossen. Hin und wieder, wiewohl selten, sind literarische Bemerkungen hinzugefügt: z. B. bey *Marsden's catalogue of dictionaries* etc. London. 1796. *Hujus editionis* LXII *tantum exemplaria impressa sunt.* S. 1011 folgt das Verzeichniss der Musicalien; die Universität besitzt eine ziemliche Anzahl von den Meisterwerken älterer und neuerer Componisten und manches dürfte für die Geschichte der Musik von Wichtigkeit seyn. Der Druck ist ziemlich ökonomisch und die verschiedenen Ausgaben, Uebersetzungen von einem Schriftsteller, sind mit Abkürzungen unabgesetzt bemerkt: Numern sind nicht beygefügt, daher sich auch die Zahl der Bände, die die Bibliothek enthält, nicht bestimmen läfst. Vermuthlich wird in der *zweyten* Abtheil. ein nach den Materien eingerichtetes Verzeichniss derjenigen Bücher, deren Vf. ganz unbekannt sind, Sammlungen, die nicht einen Urheber haben, z. B. der Memoiren der Akademieen der Wissenschaften, Zeitschriften, gelehrten Zeitungen u. s. w. geliefert: Rec. schliefst diess aus den hin und wieder vorkommenden Hinweisungen auf solche allgemeine Artikel z. B. itineraria, eine Einrichtung, die uns sehr unbequem scheint und wovon wir den Grund nicht einsehen können. — Wir wünschen, dass die Fortsetzung dieses nützlichen und den Literatoren aller Länder willkommenen Werks bald und rascher, als bis jetzt, erfolgen, und Hr. *A.* zugleich einen räsonnirenden Catalog der handschriftlichen Schätze der Bibliothek liefern möge, der er mit so vielem Ruhme vorsteht. Vielleicht dürfte unser Wunsch durch einen schnellern Absatz der *ersten* Abtheil. am leichtesten erreicht werden, und dazu würde nicht wenig beytragen, wenn eine gute deutsche Buchhandlung sich entschliefsen wollte, eine Partie Exemplare in Commission zu nehmen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Hollein*, b. Laurent: *Kleine Naturlehre und Naturgeschichte für Kinder.* Von einem Freunde der Jugend. 1805. 70 S. 8. (3 gr.) — Solcher Jugendfreunde, als der Vf. ist, wird unsere Jugend mit grosem Vortheile entbehren können. Es ist eine der erbärmlichsten Handarbeiten, die er uns liefert, wie wir sie in grosser Zahl haben, und gegen welche die Kritik nie zu scharf seyn kann. — Auf 70 Seiten, so viel! und noch dazu mit Einwebung von Gedichten z. B. des *Claudius*'schen Liedes vom Reifen (nach der Ueberschrift: „*Abgekürzt vom Hn. Claudius*" sollte man glauben, *Claudius* selbst sey nicht der Vf., sondern der Abkürzer). — In der Naturlehre die vierzehn und eine halbe Seite begreift, lernen wir, dass das Wasser in „*Meer- oder Seewasser*, — *Erdewasser* — und *Luftwasser*" (er meint ohne Zweifel *danziger Luftwasser*) abgetheilt werde; dass das Brunnenwasser den Menschen friedlich mache (da wird der ewige Friede nicht mehr weit seyn: denn es geht überall stark aufs Wassertrinken los) dass „*das Thau mit Salzschwefel vermischt ist;*" dass sich in allen Körpern Feuer befindet; (es mufs durch die Körper nicht sogar leicht verzehren können!) dass die Sonne die Metalle erzeugt; dass die Sterne uns (ach wie lieblich kindlich!) wie kleine Lämpchen vorkommen. Dieser Abschnitt schliefst mit der pathetischen Nachrede: „betrachtet oft, in heitern Nächten die unzähligen Himmelskörper, die über euern Häuptern — — — dahinschwimmen" — Der Vf. will nur das *bekannteste* erwähnen; (welches er treulich gehalten hat) daher enthält das Thierreich unter den Säugthieren, Fledermaus, Ratte, Hausmaus, Katze, Hund, Pferd (bey welchem der Vf. sich als Versifex zeigt) Rind, Schaf, Ziege und Schwein; und damit hat er die Säugthiere abgethan. Unter den Vögeln, sind Haushahn und Henne, durch Ueberschriften sorgfältig getrennt; die Nachtigall singt nur darum Abends und Morgens und in der Nacht; weil sie Menschen und Thiere fürchtet; das Rothkehlchen trägt Blauer auf todte Leichname — die Spinnen (bey den Insecten) kann man „*ohne Gefahr verbeifsen und verschlingen*," wobey wir eine gesegnete Mahlzeit dienstfreundlichst anzuwünschen, uns keineswegs entbrechen mögen. — — Die Würmer füllen 16 Zeilen und eben so viel Zeilen macht die herzbrechend einfältige moralische Apostrophe, womit der Vf. die Kinder vom Thierquälen abzuhalten sucht, wie er denn in Moralien sehr stark ist. — Im Pflanzenreiche haben die Bäume 11 Zeilen — und — sieh wie sorgfältig! — das Holz insonderheit noch 7 Zeilen. Dann kommt *eine* Seite von den nützlichen Feldfrüchten, und dann auf 11 Seiten die Giftpflanzen — das Beste im Buche, wenn anders etwas gutes darin wäre. — Endlich die Mineralien, unter welchen das Glas mit aufgeführt wird, und die Steine, wobey Marmor, Kalksteine und Schiefer gar klüglich unterschieden werden, auf 7½ Seite. Der Vf. will scharf beurtheilt seyn, aber nicht einseitig. Anlangend das Erstere, wird zwar der Vf. glauben, es sey hier *geschehen*, aber Rec. glaubt es nicht; das zweyte betreffend, werden beide eben so entgegen gesetzter Meinung seyn! — „Um mich fasslich zu machen, heifst es in der Vorrede, mufs ich mich aller Hypothesen, und aller Entwicklung scharfsinniger Systeme enthalten;" welches gar höchlich zu bedauern ist; ein scharfsinniges System von diesem Vf. wäre doch sehr wünschenswerth!!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. Junius 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

NÜRNBERG, b. Raw: *Des Tiruwalluwer Gedichte und Denksprüche.* Aus der Tamulischen Sprache übersetzt von *Aug. Friedr. Cämmerer*, d. Weltw. Doctor und kön. dän. Missionar in Trankenbar. 1803. 192 S. 8. (12 gr.)

Das Verdienst der von Halle nach Indien gegangenen Missionarien, ihre Nebenstunden zu Bekanntmachung der dortigen Gelehrsamkeit anzuwenden, ist von Anfang herein gröfser, als es insgemein anerkannt wird. *Ziegenbalg*, *Walter* und *B. Schulz* haben schon in den ältern gedruckten Berichten und noch bereit liegenden Handschriften manche schöne Nachrichten gegeben, und manches alte Vorurtheil berichtigt; aber sie wurden zu wenig benutzt, und öfters wurde nachher, bey *Dow*, *Sonnerat* und *Jones* als neue Aufklärung angepriesen, was jene längst vorher auch, und wohl noch besser und genauer, gesagt hatten. Da sich also jetzt nächst Hn. *John* auch Hr. *C.* als würdiger Nachfolger an jene nur zu sehr verkannten verdienstvollen Männer anschliefst: so verdient sein Unternehmen überhaupt die Aufmunterung des öffentlichen Beyfalls. Seine Auswahl unter einer Menge Schriftsteller ist zuerst auf ein berühmtes, etwa 900 Jahr altes, Lehrgedicht gefallen, welches von den Indiern sehr hoch verehrt wird, dem europäischen Geschmack aber schwerlich allgemein behagen möchte. Die Einleitung enthält eine dichterische, abenteuerliche und wunderbare Erzählung von der Herkunft des Verfassers, welche als feine Spötterey über das Unwesen der Absonderung der verschiedenen Stände bey den Indiern Aufmerksamkeit verdient. Er war nämlich der Sohn eines Braminen Perali, welchen sein Vater Wilamoli von Jugend auf sorgfältig erzog, und in allen Wissenschaften unterrichtete. Da aber der Vater einmal einen hellleuchtenden Stern auf ein Haus in einem Parreierdorfe niederfallen sah, worin eben ein Mädchen geboren war: so sah er im Weissagergeiste voraus, dafs dieses dereinst mit dem Sohne verheirathet werden würde. Dieses bevorstehende Unglück des ganzen Geschlechts klagte er den übrigen Braminen, verschwieg aber die Besorgniss wegen seines Sohnes, aus Furcht, sogleich von der Zunft ausgeschlossen zu werden. Sie liefsen also gleich den Vater des Mädchens kommen, thaten ihm Vorstellung darüber, und er war auch so ehrerbietig, das Kind zum Opfer herzugeben, welches sie gleich hinrichten wollten, auf Wilamoli's milderen Rath aber in einer Schachtel auf einen heiligen Fluss ausgesetzten. So schwamm es in einer andern Gegend ans Land, und ward von einem kinderlosen Braminen erzogen. Der junge Perali war indessen erwachsen, ging als heiliger Philosoph auf Reisen, ward in dem Hause jenes Braminen wohl aufgenommen, und mit der vermeinten Tochter verheirathet. Er erkannte sie aber nach mehrern Jahren einer glücklichen Ehe an einem Mahlzeichen für das ausgesetzte Kind, und verliefs sie. Der Pflegevater glaubte, sie müsste durch eine Beleidigung Ursach gegeben haben, und befahl ihr, ihm zu folgen, um ihn zu versöhnen und zurück zu bringen, oder bey ihm zu bleiben. Sie fand ihn auch unterweges, und that alles Mögliche; aber vergebens, er blieb unerbittlich, und nach einigen Tagen, da sie fest schlief, ging er wieder heimlich davon. Sie getrauete sich nun nicht wieder zum Vater, und ward aus Mitleiden von einem andern Braminen wieder als Kind aufgenommen. Nach dessen Tode erbte sie auch mit den leiblichen Kindern so viel, dafs sie ein Ruhehaus für Pilgrimme bauete, sie unentgeldlich mit Milch und Früchten bewirthete, und oft mit der Erzählung ihrer Schicksale unterhielt. Nach einigen Jahren kehrte auch ihr Mann da ein, und erkannte sie nach ihrer erzählten Lebensgeschichte, ward unruhig und konnte gar nicht schlafen, ging aber doch früh, ohne ein Wort zu sagen, davon. Sie ward darüber niedergeschlagen, glaubte ihn beleidigt oder nicht hinlänglich nach seiner Erwartung bewirthet zu haben, ging ihm nach und bat um Vergebung, indem sie sagte, er mache es ja fast wie ihr gewesener Mann. Dieses rührte ihn endlich, die tugendhafte Unschuldige wieder anzunehmen, und sie versprach ihm Gehorsam und Treue, wovon sie auch die schwere Probe ablegte, auf seinen Befehl ihre sieben Kinder im Walde auszusetzen. Dieses waren drey Söhne und vier Töchter, alle nachher grofse Weise und Gelehrte, daher schon damals jedes ihr zum Abschiede einen gelehrten Trostspruch sagte; z. B.: Gott erhalte ja den Frosch in Steinritzen, belebe das Innere des hartschaligen Eyes, bilde feine Adern in Pflanzen, schaffe saure, süfse, bittere und schmackhafte Früchte u. s. w. Es ward eins von einem König, eins von einem Korbflechter, Braminen, Abtrittsfeger u. s. w. aufgenommen, und von der einen Tochter Aweiar haben wir auch eine Sammlung Denksprüche schon ins Deutsche übersetzt. Der jüngste Sohn *Tiruwalluwer* lernte bey einem Parreier das Weben, und da er erwachsen war, ging er, um eine gute Frau zu finden, mit Reis und Früchten von Dorf zu Dorf, und bat die Mädchen um Zubereitung eines Gerichts, ward aber überall abgewiesen, bis endlich ein junges Mädchen sich frey-wil-

willig dazu erbot, welches er denn auch sogleich heirathete. Nach einiger Zeit reiste er nach Madurei, wo der König ein Freund der Gelehrsamkeit war, und Weltweise mit einander um den Preis wetteiferten. In dieser Absicht schrieb er das Buch von 1330 Versen, wovon aber Hr. *C.* die letzten 260 über den Ehestand wegen ihres schmutzigen Inhalts nicht mit übersetzt hat. — Gleich im Anfange findet sich ein greller Abstich der Demuth, womit der Dichter die Hülfe des Gottes Pulleiar anfleht, gegen den Stolz der Versicherung, dass, wer sein Gedicht gefasst habe, gar keiner andern Weisheit bedürfe, und alle Fragen beantworten könne. Dem Inhalt nach gehört das Meiste zur Sittenlehre und Lebensklugheit für alle Menschen überhaupt. Ohne weiter Ordnung nach den Gegenständen zu beobachten, sind immer 10 Sprüche unter eine gemeinsame Ueberschrift gebracht, z. B. Hoheit der Weisen, häusliches Glück, Gastmale, Dankbarkeit, Geduld, böse Nachrede und Geschwätz, Erkenntlichkeit, Wohlthätigkeit, heiliges Leben, Diebstahl, Wahrheit, Zorn, Todtschlag, Verläugnung, Freundschaft, Eigensinn, Unzucht, Trunk, Spiel, Arzneymittel, Adel, Geiz, Ackerbau, Armuth u. s. w. Die Grundsätze an sich selbst haben meistens das Gepräge der Wahrheit, und Hr. *C.* vergleicht sie hin und wieder mit Ausspruchen Christi und Pauli. Der Vortrag zeigt mehr gesunden Verstand als gefälligen Witz oder Scharfsinn, und das Dichterische muss ausser dem Silbenmass der Grundsprache nur etwa in einigen Gleichnissen gesucht werden. Bisweilen macht auch die Eigenthümlichkeit indischer Lehren einen widrigen Eindruck, z. B. S. 46.: „Es ist ein grosses Verbrechen, einem Geschöpfe das Leben zu nehmen, um dessen Fleisch zu geniessen; das Gegentheil nenne ich wahre Liebe, die man einem jeden schuldig ist." Noch seltsamer aber muss die braminische Naturphilosophie auffallen z. B. S. 3.: „Wenn es nicht regnet, so muss der Reichthum und Segen des weiten und unermesslichen Meeres abnehmen, er besteht in Perlen und Corallen. Im Sonntag des Maymonats, wenn der 15te Stern des Bärenhüters erscheint und ein Regen kommt, wird die Perle erzeugt; wenn der 11te Stern des Löwen erscheint und Regen erfolgt, wird die Koralle erzeugt; daher folgt, dass ohne Regen die Pracht des Meeres verschwindet."

Besonders handelt ein grösserer Abschnitt S. 66 — 130., doch auch nicht ohne Einschiebung allgemeiner Hauptstücke, von den Pflichten und Klugheitsregeln der Könige, Staatsmänner, Gesandten und Feldherrn, z. B. gehörige Zeit und Ort zu wählen, geprüfte treue Diener in Geschäften zu gebrauchen, wachsam, gerecht, gütig und freundlich, mit Fleiss und Thätigkeit, und selbst im Unglück standhaft zu handeln. Freymüthig, und ohne die sonst den Morgenländern oft eigene knechtische Furcht und Zurückhaltung, wird darüber gesprochen, und mancher gute Grundsatz aufgestellt; aber die gebrauchten Bilder fallen bisweilen in das Unedle oder zu Niedrige. So wird z. B. der König mit einer Krähe verglichen, welche die Eule bey Tage angreift, bey gefundenem Fraß schreiet, um auch die Ihrigen zu versorgen; mit einem Storch, der ganz einfältig und gleichsam schlafend am Ufer auf die Fische lauert; mit einem *dummen* Büffel, der auch bey schlimmem Wege seine Last fortbringt; der Feldherr mit einer Katze, vor deren Anblick eine Menge Mäuse laufen was sie können u. dgl. S. 116. wird deutlich des Vergrösserungsglases erwähnt, und dieses wäre also eine Merkwürdigkeit für die Geschichte der Erfindungen, wenn es mit dem angeblichen Alter des Dichters seine Richtigkeit hätte.

CLASSISCHE LITERATUR.

MAGDEBURG, b. Keil: *Encyklopädie der classischen Alterthumskunde;* ein Lehrbuch für die obern Classen gelehrter Schulen; von *Joh. Chr. Ludw. Schaaff*, Lehrer am Pädagogium zu Lieben Frauen in Magdeburg. *Erster* Theil. 1806. XVI u. 363 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Bey dem ihm anvertrauten Unterrichte in der classischen Alterthumskunde, während eines halbjährigen Cursus, hatte der Vf. eine Zeit lang das *Eschenburg*sche Handbuch der classischen Literatur zum Grunde gelegt. Eine durch fortgesetztes Studium der Quellen und Hülfsmittel veränderte Ansicht, verbunden mit den wechselnden Bedürfnissen seiner Schüler, machte ihn auf mehrere Abänderungen, sowohl im Plane, als in dessen Ausführung aufmerksam, und veranlasste ihn zu der eignen Abfassung dieses Lehrbuchs, wobey ihm besonders der Rath und die Erinnerungen des Probsts und Schulraths *Rötger* behülflich wurden. Bey der Geschichte der classischen Literatur war es seine Absicht, eine nach Zeitaltern geordnete Uebersicht des ganzen Ganges der gelehrten Cultur der Griechen und Römer zu liefern, und dabey überall den gegenseitigen Einfluss der politischen Begebenheiten und der Literatur bemerkbar zu machen. Er wählte daher die Anordnung der Schriftsteller nach den einzelnen Zweigen der Wissenschaften, jedoch mit möglichster Beybehaltung der Zeitfolge. Ohne einige Unbequemlichkeit ist diese Behandlungsart nicht, ob sie gleich den Vortheil gewährt, die Schriftsteller der nämlichen Gattung beysammen zu finden, und, was in jeder geleistet ist, besser zu übersehen. Denn es giebt der alten Autoren nicht wenige, die verschiedenartige Werke geliefert haben, und deren Anführung daher wiederholt werden musste. *Auch* waren bey den Alten selbst jene Gattungen *nicht so* scharf abgegränzt, wie es erst durch die *späterhin* entstandenen theoretischen Gränzbestimmungen der Fall wurde. Die Geschichte der griechischen Literatur ist von dem Vf. in sechs Perioden getheilt, wovon die letzte bis zur Eroberung Constantinopels geht; und die römische Literatur in fünf Zeiträume, bis zur Regierung des Romulus Augustulus. Jeder Periode ist ein kurzer Abriss der politischen Begebenheiten und des Zustandes der Cultur, der Sprache und der Literatur

ratur vorausgeſchickt. Der auf dieſe ſummariſche Darſtellung verwendete Fleiſs und die Benutzung der beſten neuern Aufklärungen und Hülfsmittel, ſind unverkennbar; und die Charakteriſirungen der Schriftſteller ſind, bey aller Kürze, meiſtens treffend und fruchtbar genug, um die darin gegebenen Winke zur weitern Ausführung des Lehrers zu benutzen, dem auch faſt überall die beſten Quellen näherer Belehrung nachgewieſen ſind. Die ſogenannten Schulautoren gehören glücklicherweiſe zu den wichtigſten Schriftſtellern ihrer Nation, und bey ihnen muſsten ſelbſt ſubjective Rückſichten eine mehr ins Einzelne gehende Darſtellung veranlaſſen; aus ihnen wurden auch die wichtigſten Citate entlehnt, um dem Schüler zu zweckmäſsiger Benutzung der Quellen Gelegenheit zu geben. Bey den bibliographiſchen Notizen ſchränkte ſich der Vf. auf die Anzeige der Hauptausgaben ein, und fügte die Angabe einer oder einiger Handausgaben, Erläuterungsſchriften und Ueberſetzungen hinzu. Im Ganzen kann man gewiſs auch in dieſer Rückſicht mit der getroffenen Auswahl zufrieden ſeyn; daſs hierin nicht durchaus gleiches Verhältniſs und gleiche relative Vollſtändigkeit beobachtet werden konnte, war unvermeidlich. Ohne hier berichtigen, ergänzen, oder an Auslaſſungen erinnern zu wollen, ſchränkt ſich Rec. auf einige zufällige kleine Bemerkungen ein.

Archilochos wird S. 20. Erfinder des Jamben genannt, vielleicht mit Hinſicht auf den bekannten Vers des Horaz:

Archilochum proprio rabies armavit jambo,

wo aber das *proprio* wohl nur von dem Eigenthümlichen und Schicklichen des Jamben für die Satire zu verſtehen ſeyn möchte. — Die äſopiſche Fabel hätte S. 24. wohl etwas beſtimmter, als durch „lehrreiche und witzige Einfälle" bezeichnet werden ſollen. — An Beobachtung der Zeit- und Orts-Einheit war zur Zeit des *Aeſchylus* noch nicht gedacht; es läſst ſich alſo (S. 30.) nur ſehr uneigentlich ſagen, daſs er dieſe Einheiten *vernachläſſigt* habe. — Die *Parabaſen* in der alten Komödie der Griechen wären S. 34. nicht bloſs zu nennen, ſondern mit wenig Worten zu erklären geweſen. Dieſs Nämliche fand Rec. öfter zu wünſchen Gelegenheit, wo die bloſsen Winke und Andeutungen nicht jedem Lehrer genügen möchten. — Bey der S. 48. angeführten Schrift *Bentley's* über die Briefe des *Phalaris* war auch die ſeines Gegners *Boyle* nicht zu übergehen. — S. 70. wird geſagt, man ſey mehr über den Verfaſſer des Pariſchen Chronikons, als über deſſen Echtheit verſchiedener Meinung. Es iſt aber dieſe letztere vornehmlich, die am umſtändlichſten und ſcharfſinnigſten vor 20 Jahren von einem Engländer *Robertſon* beſtritten, und von *Hewlett* vertheidigt wurde. Die angeführte Schrift des Prof. *Wagner* aber iſt nicht, wie hier ſtehet, nach dem Engliſchen von *Chandler's* Ausgabe dieſer Chronik, ſondern eine durch *Robertſon's* Beſtreitung ihrer Echtheit veranlaſste eigene Unterſuchung und Widerlegung. — Der Charakter und die Vielſeitigkeit des *Epigramms* wird durch die S. 80. gegebene Erklärung: „Ausdruck der Lehre oder der Empfindung bey einem gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenſtande" nicht erſchöpft. — *Ovid's* Verwandlungen werden S. 150. eine durch den Faden der Chronologie *kunſtlos* verbundene Reihe mythiſcher Erzählung genannt." Die Anreihung derſelben iſt doch wohl mehr künſtlich, als immer natürlich genug, und ihr anderweitiger Werth hätte nicht verdient, übergangen zu werden. — Dergleichen Kleinigkeiten lieſsen ſich mehrere anmerken; ſie benehmen aber dem Werthe des Ganzen nichts, deſſen Behandlung überall einen nicht bloſs mit ſo mannichfachen Notizen, ſondern auch mit ihren Gegenſtänden und den vornehmſten Hülfsquellen genau bekannten und überaus fleiſsigen Sammler und reifen Beurtheiler verräth. Uebrigens iſt beiden Hauptabſchnitten eine wohl geordnete *chronologiſche Ueberſicht* angehängt.

Nicht weniger Empfehlung verdient der *zweyte* Theil dieſes *erſten* Bandes, welcher einen lehrreichen Grundriſs der *Mythologie der Griechen und Römer* enthält. Mit Recht bemerkt der Vf., daſs wir an Hülfsmitteln dieſes Studiums zwar Ueberfluſs, aber auch Mangel haben, weil viele der trefflichſten Bemerkungen in beyläufig gegebenen Winken beſtehen, andere aber in Streitſchriften verborgen ſind, und noch andere nur in Beziehung auf gewiſſe Hypotheſen als Wahrheit gelten wollen. Bey der Ausarbeitung nahm der Vf. ſtets auf die neuerlich gemachten Forderungen Rückſicht, ſo wie ſie namentlich von *Siebelis* aufgeſtellt ſind. Gleich in der Einleitung wird die Entſtehungsart und der verſchiedene Charakter der Mythen bey den Griechen und ihrer Aufnahme bey den Römern ſehr gut entwickelt. Von der claſſiſchen Mythologie oder der Fabellehre giebt er den ſehr richtigen Begriff: ſie ſey eine hiſtoriſch-philoſophiſch geordnete Sammlung alles deſſen, was der ſich bildende Grieche und Römer empfand, dachte und erfuhr, ſo weit dieſs aus den noch vorhandenen Sagen erkennbar iſt, nebſt einer Darſtellung der Veränderungen in dieſen Sagen durch verſchiedene Zeitalter. Mit zweckmäſsiger, wirklich muſterhafter, Ausſonderung des Nothwendigſten und allgemein Brauchbarſten, und zur Beförderung des Verſtändniſſes der Hauptſchriftſteller des Alterthums, hat der Vf. die vornehmſten mythiſchen Vorſtellungen, mit ſteter Rückſicht auf ihre allmälige Ausbildung, abgehandelt, die Hauptſtellen aus den Claſſikern nachgewieſen, und die vorzüglichſten Abbildungen derſelben namhaft gemacht. Auch ſind Proben von Deutungen einzelner Mythen angegeben, um zu zeigen, wie gelehrte Alterthumskenner den wahrſcheinlichen Urſprung und Sinn derſelben zu erforſchen geſucht haben. Im *erſten* Theile wird mit der *mythiſchen Kosmologie* der Anfang gemacht, zuerſt in Anſehung der Welt- und Länderkunde, und dann der theo-kosmogoniſchen Verſuche der Griechen; im *zweyten* folgt die eigentliche *Götterlehre;* im *dritten* die *Heldenſage*, mit vorausgehender Urgeſchichte des Menſchengeſchlechts, nach altgriechiſch-mythiſcher Vorſtellungsart. Rec. hat Beruf und Veranlaſſung gehabt, mit den meiſten neuern

zahl-

zahlreichen Verſuchen mythologiſcher Lehrbücher ſich bekannt zu machen; keines von allen aber fand er ſo trefflich auf das Bedürfniſs der Zeit und des jugendlichen Unterrichts berechnet, als das gegenwärtige. Uebrigens verſpricht der Vf. im *zweyten* Theile dieſes Lehrbuchs das Wiſſenwürdigſte aus den griechiſchen und römiſchen Alterthümern und aus der Archäologie abzuhandeln.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Oehmigke: *La Henriade.* Avec des Notes hiſtoriques à l'uſage des premières Claſſes des Collèges. Publiée par *J. G. Müchler.* — *Troiſième* édition corrigée et augmentée. 1805. 156 S. 8. *Vie de Voltaire.* V S. Nebſt einer Préface. (10 gr.)

Die beiden erſtern Ausgaben ſind Rec. nicht zu Geſicht gekommen, daher er auch über die Zuläſſigkeit des der angezeigten *dritten* Ausgabe beygelegten Prädicates: *augmentée*, nicht mehr ſagen kann, als was der franzöſiſche Vorredner, Hr. *Mila*, der zugleich Herausgeber iſt, darüber ſelbſt mitzutheilen für gut gefunden hat, nämlich dafs er eine ſkizzirte Biographie über *Voltaire* hinzugefügt, und die Noten, welche in andern Editionen der *Henriade* gewöhnlich am Schluſſe derſelben ſtehen, ſogleich unter den Text geſetzt hat. Uebrigens bemerkt eben dieſer noch, dafs „*Mr. le libraire Oehmigke*" die Correctur nicht übernehmen wollte, Hr. *Müchler* aber, der Urheber der beiden erſtern Auflagen, wegen ſeines Alters ſich nicht damit befaſſen konnte, und deswegen Hn. *M.* um Uebernehmung der Correctur bat. Dieſer erfüllte nun wirklich die Bitte, und zu Folge ſeiner Verſicherung ſoll der gegenwärtige neue Abdruck möglichſt correct ſeyn. Rec. fand es indeſſen nicht ſo, vielmehr iſt die Reihe von Druckfehlern, davon manche, beſonders in Hinſicht der falſchen oder ganz vernachläſſigten Interpunction, den Sinn entſtellen, nicht klein. So z. B. in der *Vie de Voltaire* S. III. Z. 10 von unten heifst es: *Dès qu'il eût ce dernier emploi il ne voulut pas que ce fut;* in der *Hiſtoire abrégée des Evènements* etc. S. 1. vom zweyten Abſatze an, welcher beginnt: *La France* etc. Z. 4. Hierher gehört nach den Worten: *faux zèle* ein Semicolon. S. 2. Z. 2. Nach *le ſein* mufs das Comma weggeſtrichen werden. Z. 7. v. u. *au lieu d'accabler . . . de l'autorité* etc. Es ſoll heifsen: *d'acc. ſous le poids de l'aut.* Ferner in der *Idée de la Henriade* S. 7. Z. 8. *tels que* ſtatt *telles que.* Z. 6. v. u. *on croit pouvoir* [ſtatt *devoir*] *dire* etc. In der *Henriade* ſelbſt im erſten Geſange S. 12. Z. 11. *de ces tours* ſt. *de ſes tours.* Z. 11. v. u. *On eut* [ſt. *eût*] *dit* etc. — Endlich in den *Anmerkungen* S. 114. not. *a.* Z. 9. *On ne doit dont point* etc. Dieſs *dont* iſt wegzuſtreichen. S. 117. not. *b.* Z. 2. und 3. *de château* ſoll heifsen: *de ce château.* S. 130. not. *b.* Z. 2. *qui ſe trouvèrent tout* ſt. *tous.* — Rec. hat nur die wichtigern Fehler ausgehoben, und will dabey erinnern, dafs die Accentuation kein beſſeres Schickſal erfuhr; ſo iſt u. a. das Verbum *régner* gewöhnlich falſch accentuirt. Was die Anmerkungen beſonders betrifft, ſo ſind ſie gröfstentheils ſehr abgekürzt worden, und daher keineswegs ſo vollſtändig, als ſie Rec. in einer niedlichen ſtereotypiſchen Ausgabe (Paris 1801.) beſitzt, welche aufser der *Henriade*, der *Idée* derſelben, der *Hiſtoire abrégée* und dem *Eſſai ſur les Guerres civiles de France* noch den *Voltaire*'ſchen *Eſſai ſur la Poéſie Epique* enthält, bequem in der Taſche getragen werden kann, und doch nicht mehr als 45 Krzr. koſtet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, in d. Stage. Buchh. in Augsburg: *Adolph der Naſſauer*, Kaiſer und König der Deutſchen. Für Wahrheitsfreunde, Patrioten und denkende Köpfe jetziger Zeit. Von *Joh. Georg Leuchs*, d. Rechte Doctor zu Nürnberg. Ohne Jahrz. XIV u. 64 S. 8. (8 gr.) — Der Vf. iſt mit der Schilderung, welche der berühmte *Schmidt* in ſeiner Geſchichte der Deutſchen vom Kaiſer Adolph entworfen hat, durchaus nicht zufrieden, und vermiſst dort ſowohl hiſtoriſche Treue, als nöthige Kritik. Wenn man aber einen Mann, wie *Schmidt* iſt, tadeln will, ſo mufs man gründlicher zu Werke gehen, als es der Vf. gethan hat. Leere Declamationen beweiſen nichts. Was werden z. B. Geſchichtskenner zu der Behauptung S. 16. ſagen: „So ward Adolph Kaiſer durch die einſtimmige, unerſchlichene (?) und kluge Wahl der Churfürſten, und durch die Krönung zu Aachen. Der Geiſt des biedern Rudolphs, ſeines Vorgängers, der unter völlig gleichen Verhältniſſen, wie er, auf den Thron gekommen war, und der gleiche erhabene und perſönliche Eigenſchaften in ſeiner Perſon vereinigt hatte, freuete ſich der Nachfolge ſeines Zöglings, und das unbefangene Deutſchland frohlockte." War es denn dem Vf. unbekannt, dafs Adolphs Vetter, der Erzbiſchof von Mainz, Gerhard von Eppenſtein, alle mögliche Ränke gebrauchte, um ihn zur Krone zu verhelfen, wohin vorzüglich das gehört, dafs er jedem Wahlfürſten insgeheim denjenigen vorſchlug, von welchem er wufste, dafs er ein Feind deſſelben war, und ſich die Verſicherung ertheilen liefs, jedem andern die Stimme zu geben, nur dem nicht, den Gerhard zuerſt vorgeſchlagen? Wirklich ernannte Gerhard mehr den Adolph zum Könige, als dafs er ihn wählen liefs. Wollte der Vf. dieſes, was aus guten Quellen bekannt iſt, ungeachtet ſie *Schmidt* nicht anführt, widerlegen: ſo mufste er andere Quellen nennen, worin das Gegentheil dargethan wird. Aber davon keine Spur. — Eben ſo wenig kann man mit Adolphs Charakterſchilderung S. 3. zufrieden ſeyn: „Wahre Vaterlandsliebe, *ſtrenge Erfüllung der Pflicht*, ſeltene Grofsmuth, echte Tapferkeit, *anhaltender Eifer für jede gerechte Sache*, eine ſchöne Geſtalt, mehr im regelmäfsigen Verhältniſſe des Körperbaues, als in einer aufserordentlichen Leibesgröfse, und ein angenehmes gefälliges Weſen gegen Vornehme und Geringe waren Eigenſchaften, die ihn eines längern und ruhigern Beſitzes des deutſchen Thrones würdig machten." Wie möchte wohl der Vf. Adolfs Gerechtigkeitsliebe in deſſen Betragen gegen Albrechts des Ausgearteten Söhne finden, und in dem Kaufe von Thüringen und Meifsen, welchen Zeitgenoſſen und Nachkommen als eine groſse Ungerechtigkeit angeſehen haben?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. Junius 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Magazin für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der östreichischen Monarchie.* Herausg. von einer Gesellschaft östreichischer Gelehrten. *Erster* Bd. 1806. 344 S. 8.

Der Hofr. *Grellmann* hat bekanntlich 3 Bände statistischer Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenstände der östr. Monarchie (den *dritten* 1802.) bey dem genannten Verleger herausgegeben. Er war, wie Rec. erfuhr, im Begriffe, den *vierten* ans Licht zu stellen, als ihn sein Ruf nach Moscau aus Deutschland, und sein zu früher Tod aus seiner literarischen Wirksamkeit abrief. Die Materialien zum *vierten* Bande waren bereits geordnet; ob sie aber erscheinen werden, mufs die Zukunft lehren. Mäfsigung, kluge Umsicht und politischer Tact leiteten den verstorbenen *Grellmann* bey seinem Unternehmen: seine *drey* Bände enthalten viele, zum Theil starke, Wahrheiten, aber nie trat er dem regierenden Hause, nie den Rechten der Krone zu nahe; die zwey ersten Bände waren von der östr. Censur tolerirt, nur der *dritte* war, wegen derber Wahrheiten, die dem intoleranten Theil des unger. Clerus gesagt waren, verboten, aber es liefs sich die dereinstige Aufhebung dieses Verbots hoffen. Nun tritt hier ein Fortsetzer *Grellmanns* auf, der sich als solchen in der Vorrede ankündigt, der aber zu diesem Unternehmen weder den statistischen Ueberblick aller Theile der Monarchie, noch die Bescheidenheit und Vorsicht seines Vorgängers mitbringt. Dieser Band beschäfftigt sich hauptsächlich mit Ungern, auf andere Länder ist fast keine Rücksicht genommen. Vieles ist allzuheftig gesagt, das ein kluger Redacteur im Texte oder in Noten gemildert und berichtigt hätte; der Redacteur that diefs aber nicht nur nicht, sondern fügte einige noch heftigere und unzweckmäfsigere Noten hinzu. So z. B. hätte ein bescheidener Red. gewifs den S. 143. stehenden Ausfall auf das gesammte deutsche Ministerium in Wien gemildert und berichtigt: denn wenn auch einzelne deutsche Minister, in Rücksicht Ungerns, wirklich so gedacht hätten und denken sollten, so ist dieses doch nicht bey Allen, vielleicht auch nicht bey der Mehrheit der Fall. Mehrere biedre deutsche Minister wünschen mit Recht, dafs Ungern mehr zu den Bedürfnissen der ganzen Monarchie beytrage, aber sie wollen nicht alle Lasten dem Bürger und Bauer allein aufgebürdet wissen, vielmehr wünschen sie, dafs, wie in den deutschen Erbländern der Mittelstand kräftiger bey seinem Eigenthume und seinen Rechten geschützt, und der Clerus und Adel zur Theilnahme an den öffentlichen Lasten gezogen werde. Unter dieser Bedingung dürfte jeder deutsche biedere Minister geneigt seyn, den Colonialzustand, worin dieses Reich durch das Zollsystem gehalten wird, nach und nach abzustellen — den Colonialzustand, worüber die Ungr. Stände allerdings mit Grund klagen könnten, sobald sie sich zu den Bedingungen der Aufhebung desselben einlassen wollten. Auf wechselseitige Annäherung, Gründung und Befestigung des Zutrauens kommt es also an, nicht aber auf Erbitterung und Entfernung beider Theile. Was soll man in dieser Rücksicht von dem Red. denken, der S. 115 f. eine Note aus *Remer* beybringt, die das Ungerechteste und Schreiendste enthält, was wider so manche rechtschaffene Fürsten des Hauses Oestreich, wider einen Ferdinand I., Maximilian II., Carl VI., Maria Theresia, Leopold II., Franz II. vorgebracht werden kann, und die selbst Josephs II. treffliche Anstalten und Verbesserungsversuche in ein verhafstes Licht stellt? Nach *Remer* hätte ein inländischer König dem Reiche mehr Heil gebracht, als die Verbindung mit Oestreich — diese *Remer*'sche Meinung theilt aber kein rechtschaffener, in der Geschichte bewanderter Magyar — vielmehr hat noch unlängst Hr. *v. Engel* in der Zeitschrift von und für Ungern I. 1802. S. 149. klar genug angedeutet, was aus Ungern durch Zapolya und seine Partey für ein elendes Land geworden sey. Rec. glaubt gern, dafs auch der Red. nicht *Remers* Meinung billige, wie er denn auch diefs mit keiner Sylbe äufsert, aber er verweilte bey dieser politischen Ansicht, um dem Red. für künftige Fälle mehr Umsicht und Klugheit zu empfehlen, zumal da er nach seiner Aeufserung gesonnen ist, jährlich zwey solche Octavbände erscheinen zu lassen. Schriftstellerische Freymüthigkeit, welche wirken und nicht schädlich, sondern nützlich wirken soll, mufs Mäfsigung und Welterfahrung zu Gefährtinnen haben.

Rec. wendet sich nun zu dem Inhalte dieses Bandes, der, wie er mit Vergnügen sagt, viel Gutes und Nützliches liefert.

I. *Bruchstücke aus einem ungedruckten Werke über den Zustand der Bauern in Ungern* von *Gregor v. Berzevitzi*, dem Vf. des Werks von Ungerns Industrie und Commerz (Weimar b. Gädike 1802. S. A. L Z. 1804. N. 259.). Der Vf., selbst ein Güterbesitzer im Zipser-Comitate, schrieb ein latein. Werk: *de conditione et indole Rusticorum in Hungaria;* da das Werk ohne Wissen und Einwilligung der k. ung. Hofkanzley nach der Censur-Verfassung nicht hätte gedruckt wer-

Digitized by Google

den können, und dieſe Einwilligung von dem ung. Cenſur-Referenten Hofrathe *B. v. Püchler* ſchwerlich zu hoffen war, ſo blieb es ungedruckt, ward aber von mehrern Freunden des Vfs. copirt, und ſolch eine Copie kam auch dem Herausg. in die Hände. Leider theilt er uns nicht das Ganze mit den angehängten Tabellen, ſondern nur ein Bruchſtück mit. Das latein. Werk hat *drey* Abſchnitte, 1) von der Entſtehung und den Schickſalen der Bauern in Ungern; 2) von ihrem Zuſtande; 3) von ihrer Beſchaffenheit in öttl. ökonom. Rückſicht. Nur den *zweyten* Abſchnitt und einiges aus dem *erſten* hat dieſsmal der Herausg. verdeutſcht, vielleicht aber trägt er das andere nach, wozu ihn Rec. hiermit auffordert. Die Verbeſſerungen des Zuſtandes der Bauern, die der Vf. in Ungern im Allgemeinen wünſcht, ſind längſt in den deutſchen Erblanden praktiſch und geſetzlich eingeführt. Sehr richtig bemerkt er, daſs das ungr. Civilrecht ein verkapptes Lehnrecht ſey. (S. 7.) Die Schickſale der Bauern in Ungern in den ältern Zeiten bis zur Verfaſſung des Tripartitums, und von da bis zum Thereſianiſchen Urbarium, lieſsen ſich gründlicher darſtellen, als es vom Vf. S. 8. folg. bis 17. geſchieht. Hingegen wird ſehr deutlich und arithmetiſch nach dem Theref. Urbarium gezeigt, daſs ein ſogenannter ganzer Bauer, der 24 Joch Acker, 12 Tagewerk Wieſengrund, einen Hausplatz von ¼ Joch beſitzt, für ſich, ſeine Familie, ſeine Abgaben und Leiſtungen jährlich wenigſtens 265 Fl. braucht, während ſeine Einnahme, mit Anwendung aller ökonom. Sorgfalt, aus dieſem Feldbau nicht höher als auf 180 Fl. berechnet werden kann. Er muſs alſo ſchlecht leben, und das Fehlende durch anderweitige Induſtrie, z. B. Fuhren um Geld, Leinwand- und Hanfzubereitung, Bienenzucht u. ſ. w. erſetzen. Hieraus erſcheint alſo die Nothwendigkeit, den ungr. Bauer noch mehr zu erleichtern; eine Nothwendigkeit, worüber ſpeciellere Auskunftsmittel in dieſer Abhandlung vermiſst werden. Ein Schritt hierzu wäre, nach der Meinung des Rec., daſs die Abgaben zur Domeſtical-Caſſe, d. h. zur Bezahlung der Comitatsbeamten und der adeligen Juſtiz und Civilverwaltung dem Bauer abgenommen, und dem Adel aufgebürdet wurden, zu deſſen Nutzen jene Verwaltung beſteht. Eine Erleichterung der Zahl der Roboten wäre ebenfalls ſehr nöthig. Von S. 33. an, zeigt der Vf., daſs auch die Art der Vertheilung der Laſten dem Bauer drückend, öfters unverhältniſsmäſsig und ungerecht ſey; aber nirgends läſst ſich der Vf. in ſpecielle Angaben ein, wie dem Uebel abzuhelfen ſey. So z. B. erinnert der Vf. mit Recht, daſs die jetzt übliche Einfangung der Rekruten mit vieler Willkühr, Mifshandlung und Gewaltthätigkeit verknüpft ſey: aber er ſollte deutlicher ſagen, daſs die Joſephiniſche Conſcription wieder herzuſtellen und hierauf die Rekrutenaushebung und Vorrufung in billigem Verhältniſſe zu gründen ſey. Er erinnert, daſs die Contributionsconſcription, d. h. die jährliche Verzeichnung der der Contribution unterworfenen Gegenſtände äuſserſt willkürlich und unzuverläſſig, und mit vielen wiſſentlichen Verhehlungen und Betrügereyen verknüpft ſey, und daſs der Contribuent, der Grundherr und der adelige Conſcriptor gefliſſentliche Unwahrheiten ſagen und niederſchreiben, (S. 39. u. 40.) aber er ſagt nicht deutlich: daſs hier nur die Joſephiniſche Grundausmeſſung, und die Contributionsbeſchreibung durch königliche und nicht durch adelige Comitats-Beamte helfen könnte. Er erinnert, daſs der Bauer ſelten Gerechtigkeit findet, zumal wenn er wider ſeinen Grundherrn klagt, weil das forum dominale aus lauter Adeligen beſteht: (S. 20.) aber er ſollte beſtimmter fordern, daſs alle Urbarialklagen vor königl. und nicht vor Comitatsbeamten verhandelt werden ſollten, und daſs zu dem Ende in jedem Comitate ein königl. Comitats-(Kreis-)Hauptmann zu beſtellen, und ihm und einem eigen beſtellten Armenfiscal (Syndicus) alle Verhandlung der Urbarial-Conſcriptions-Rekrutirungs- und Contributionsangelegenheiten übertragen werden möge.

II. *Ueber die ungeriſch-nordiſche Handlungsgeſellſchaft.* Der Plan hierzu iſt ſchon während des Reichstags 1802. vom Hn. v. Schweikard entworfen worden, der in der damals gedruckten Ankündigung behauptete, ſchon 13000 Antheile Tokayer nach Rufsland verſendet zu haben. Eine neuere gemäſsigtere Ankündigung erſchien unterm 11. May 1804. unterzeichnet vom Fürſten v. Bretzenheim, der für Lindau das Cameral-Dominium Regéz und Patak erhalten hat, von 2 Grafen Eſterházi, und von andern. Der Vf. dieſes Aufſatzes macht triftige Bemerkungen zu dieſem Plane. Er erinnert mit Recht, daſs über die Direction dieſer Geſellſchaft und über die eigentliche Vertheilung des Gewinnes eine abſichtliche Dunkelheit verbreitet ſey, vielleicht weil v. Schweikhard dieſe Direction führen ſoll, der, wie er gut bemerkt, eben nicht berechtigt ſey, ein unbedingtes Zutrauen zu fordern. Rec. hat übrigens bisher *nicht viel von der* Wirkſamkeit dieſer Geſellſchaft und deren Reſultaten gehört, und enthält ſich daher aller weitern Bemerkungen, wie die Aufſicht des Staats dahin zu richten wäre, daſs dieſe Geſellſchaft zwar die Mittel und Wege des Handels erleichtern und vervielfachen, aber zu keinem drückenden Monopol führen ſolle. (vergl. S. 60.)

III. *Ueber den ungerſchen Reichstag vom J. 1802.* Zwey Aufſätze, wovon der erſtere mit ſtarker brittiſcher, der andere S. 118 f. mit heftiger und übertriebener Freymüthigkeit abgefaſst iſt. Da die Leſer der A. L. Z. aus den Ergänzungsblättern 1806. die Verhandlungsgegenſtände dieſes Reichstags kennen: ſo wird Rec. nur kurz das Weſentliche dieſes *Aufſatzes* berühren. Der erſte Aufſatz giebt uns *im* erſten Kapitel Nachricht von der Einrichtung der *ungerſchen* Reichstage überhaupt, die, obwohl auf *vier Blättern* zuſammengedrängt, doch viel treffende Winke enthält. Das Unterhaus, oder die zweyte Tafel, und in dieſer die Comitatsdeputirten führen die Hauptſtimme in allen Verhandlungen. (Es lieſsen ſich noch mehr Betrachtungen anſtellen, z. B. warum die ſtädtiſchen Deputirten ſo gar wenig ſprechen, und ſo wenig in der

Digitized by Google

der politischen Wagschale wiegen.) In den folgenden Kapiteln wird der Gang des Reichstags vom J. 1802. erzählt, zum Theil auch der geheimere Gang desselben. In unserm Zeitalter, wo regierende Häuser und ständische Verfassungen gleich häufig ihren Untergang finden, giebt diese Geschichte hinlänglichen Stoff zum Nachdenken, was die Beherrscher des unger. Reichs, noch mehr aber dessen Reichstagsrepräsentanten, für das Wohl der ganzen Monarchie und für die Festigkeit der unger. Ständeverfassung selbst zu thun hätten. Die Bemerkung des Vfs. S. 112., dass die Oppositionspartey, die sich der Hofpartey entgegenstellte, durchaus aristokratischen Sinnes gewesen, ist leider! wahr, und lässt am Ende das Resultat besorgen, das S. 117. angegeben wird: Ungern wird früher oder später eine militärische Reform erhalten. Der Vf. des zweyten Aufsatzes von S. 118. an, entwickelt die bey diesem Reichstage begangenen Fehler der Hofpartey genauer, die der vorige Aufsatz nur andeutete. So viel Uebertriebenes auch darin ist, so erregt er doch den Wunsch, dass doch endlich Hof und Stände zu dem schönen Zwecke der Erleichterung des gemeinen Mannes, der bürgerlichen Freyheit durch alle Menschenclassen, der Befreyung der Industrie und des Handels von allen Fesseln, sich vereinigen mögen.

IV. *Gallerie aller Heiligen, von Joh. Simonides, Rector zu Brics, ein Beytrag zur Geschichte des Judicii delegati zu Presburg* 1674. Drey östr. Regenten Rudolph II., Ferdinand II. und Leopold I. haben sich durch Intoleranz und Befolgung jesuitischer Rathschläge eine Menge Ungelegenheiten, Unruhe und Gefahren zugezogen; es hält daher für einen unpartheyischen Historiker schwer, in der Geschichte eines Bochkaj, eines Gabr. Bethlen, eines Tököli u. s. w. die Gränzlinie zwischen Rebellion und zwischen gesetzmäsiger Nothwehr wider despotischen Gewissensdruck zu ziehen. Das Judicium delegatum zu Presburg 1674. und das Caraffaische Blutgericht zu Eperies bleiben ewige Schandflecken in Leopolds I. Regierungsgeschichte. Vergebens suchte man alles durch das Wort Rebellion zu bemänteln: die Akten beider Vorgänge sprechen laut die wahre Absicht aus, den Protestantismus gewaltsam zu unterdrücken. Von den mehr als 300 Predigern und Schullehrern, die 1674. nach Presburg citirt worden, und worunter sich Simonides, damals schon evang. luther. Prediger zu Neusohl, befand, ist es nach allen Thatsachen klar, dass sie nicht für politische Schuld, sondern für ihr Glaubensbekenntniss gelitten (daher der jedoch immer unpassende Titel: Gallerie aller Heiligen). So viele Akten wir auch schon über den ganzen Vorgang haben: so war es doch gut gethan, auch den Bericht des S. im Auszuge bekannt zu machen. Der Herausg. hat Noten und Anmerkungen beygefügt, die meistens aus *Ribini* und *Klein* gezogen sind, und kein tieferes Studium der protest. Kirchengeschichte verrathen. So z. B. ist es wohl ausgemacht, dass der Exjesuit Kellio und der erzbischöfl. Secretär Lapsansky nicht eine Person gewesen, wohl aber ist wahrscheinlich, dass Kellio der eigentliche Vf. der unter Lapsanskys Namen erschienenen Schrift wider diese Prediger sey.

V. *Leutschauer Chronik von Casper Hain. Wagner* hat schon in *Analectis Scevusi* Auszüge desselben gegeben, der Herausg. gedenkt sie ganz abdrucken zu lassen, vorzüglich wegen der bey *Wagner* ausgebliebenen Aufschlüsse über die Fortschritte der Reformation in Ungern. Rec. ist überhaupt sehr für den unverstümmelten Abdruck alter Denkmähler, und billigt die Absicht des Herausg. Von Caspar Hain dem Redacteur derselben hätte er gleich anfangs mehrere Nachricht erwartet, als dass er zu Anfang des 18. Jahrh. gelebt habe. Dass er Spervogels und Türks Vorarbeiten benutzt habe, ist gewiss, aber eben deswegen hätte der Herausg. sich von beiden und von Hain selbst mehrere Copieen (da manche mehr, manche weniger enthalten) verschaffen, und in kritischen Noten nachweisen sollen, was davon benutzt oder weggelassen, oder geändert worden. So hätte er sich und den Lesern Aufschluss verschafft, welchem Vf. eigentlich die eingewebten lateinischen Stellen (S. 227.) gehören? In diesem Bande geht der Abdruck bis zum J. 1530.

VI. *Kurze Uebersicht des durch Unterhandlungen der Stände und durch Gesetze bestimmten politischen Zustandes der Protestanten in Ungern*, soll im nächsten Bande fortgesetzt werden. In diesem Bande ist die Uebersicht bloss historischen Inhalts, und geht bis auf Rudolph II. Wie seicht hier gearbeitet worden, erhellt daraus, dass der Vf. kaum zwey Zeilen auf Maximilian's II. Regierung wendet, dessen liberaler Denkart und dessen Generalen Schwerdi u. s. w., jedoch eigentlich der Protestantismus in Ungern die stärksten Fortschritte verdankt. Die Geschichte der prot. Kirche, welche zu Göttingen erschien, hätte dem Vf. zum Muster und Leitfaden einer gründlichern Behandlung dienen können.

VII. *Oestreichische Staatsanzeigen.* Ein aus allerhand Quellen zusammengeraffter Artikel, enthaltend Verordnungen und Aktenstücke vom J. 1804. die die Zeitungen gröstentheils geliefert haben oder die auch aus den Annalen der Ö. L. und den Intellig. Blätt. der A. L. Z. genommen sind, und dennoch keine auch nur solche Uebersicht der östr. Staatsmerkwürdigkeiten vom J. 1804. gewähren, als sie Hr. *Schwaldopler* in seinem historischen Taschenbuche von den Jahren 1801. u. ff. darbietet. Wir würden daher dem Hn. Herausg. rathen, diesen Artikel seines Buches nicht fortzusetzen.

JUGENDSCHRIFTEN.

Liegnitz u. Leipzig, b. Siegert: *Mythologischer Kinderfreund* oder *Anleitung, die mythologischen Dichtungen der Alten zu verstehen und anzuwenden.* Nach einem durchaus neuen Plane für die Jugend bearbeitet. 1803. XVI u. 288 S. 8. M. 15 Kpfrn. (1 Rthlr.)

Der Vf. will seine jungen Leser in den Stand setzen, den Gang der Phantasie einer ungebildeten und dann unge-

ungemein cultivirten Nation, so wie der kennen zu lernen, die von ihr ihren Religionscultus bekam, zu sehen, wie diese Phantasie das Wahre mit dem Unwahren, Vorfälle des Alterthums mit Vorstellungen des Dichters und seiner Zeitgenossen vermischte, und ihnen endlich Gelegenheit geben, selbst in den Geist der Alten einzudringen, selbst dem nachzuspüren, was jenen Mythen zum Grunde liegt, was sie so lange in Ansehen erhielt, in wie weit sie für bildende Künste benutzt werden können, wie sie der Dichter noch benutzen kann, und wie sie die alten wirklich benutzten. Er fängt nach einer allgemeinen Einleitung über Entstehung der Mythen von dem ältesten Göttergeschlecht an, geht dann zu den jüngern über, denen er zugleich die Heroengeschichte einflicht, und schliesst am Ende noch einige eigenthümliche Mythen der Römer und das Unentbehrlichste aus der ägyptischen Mythologie mit an. Es ist wahr, dass der Vf. es sich nicht so leicht gemacht hat, als die gewöhnlichen Fabricanten von Mythologieen, und dass man seinem Büchlein den Fleiss und die Anstrengung ihres Urhebers deutlich, vielleicht zu deutlich, anmerkt; daher wir auch viel Nützliches und Gutes in demselben finden. Diess hindert uns aber nicht zu bekennen, dass wir weder dem Plan noch der Ausführung recht Geschmack abzugewinnen im Stande sind. Der durch das Ganze laufende Dialog des P. Redlich mit drey Söhnen von zehn bis dreyzehn, und mit einer Tochter von vierzehn Jahren, veranlasst unnütze und lästige Weitläuftigkeit. Die Unterhaltung mit Kindern dieses Alters ist viel zu abstract, räsonnirend und philosophirend; selbst der Vortrag nicht gewandt und anziehend genug, wiewohl ihn der Vf. bisweilen durch scherzhaften Ton zu beleben bemüht ist und durch eingestreuete Blumen aus den alten Dichtern wirklich belebt hat; die Partieen der alten Fabellehre, welche Lüsternheit in den jugendlichen Gemüthern erzeugen könnten, sind nicht immer sorgfältig genug der Kenntniss entzogen, oder durch die Art der Darstellung unschädlich gemacht worden, obgleich von den *nequitiis* der irdischen Venus mit einer ernsten und strafenden Miene gehandelt wird. Bey einzelnen Ansichten und Aeusserungen, so wenig wir sie alle unterschreiben, verweilen wir nicht. Da fast alle Lieferanten solcher Schriften die mythologischen Namen auf das unverantwortlichste verhunzen, so muss man froh seyn, in diesem Buche nur hier und da auf Wörter, wie folgt, *Pyrisphlegeton*, *Tenarum*, *Hyppolytus*, *Biton* (Bion), *Venus Pandaemos*, u. s. w. zu stossen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Ueber die National- und Finanzwirthschaft der östreichischen Monarchie nach dem Frieden von Presburg*, von Dr. *Franz Geier*, Professor der Staatswirthschaft zu Würzburg. 1806. 122 S. 8. — Seitdem der dänische Staatsrath v. *Eggers* über das Kapitel der östr. Finanzen angehört worden, hatte Hr. v. *Plessen*, mecklenburgischer Abgesandter bey der ehemal. Regensburger Reichsversammlung (A. L. Z. 1806 Nr. 298.) Hr. v. *Dornhof*, Advocat zu Trient, und andere Ausländer ihre Stimmen über diesen Zweig der östr. Staatsverwaltung abgegeben: dem Beyspiele derselben folgt nun auch unser Vf. Dieser Fleiss ausländischer Gelehrten müsste für die inländischen beschämend seyn, wenn diese nicht triftige und nöthigende Gründe hätten zu schweigen. Zu der ersten Klasse der triftigen Gründe gehört 1) dass um bestimmte Vorschläge zu machen, bestimmte Grundangaben nöthig sind, als z. B. über die Zahl der im Umlauf befindlichen Bankozettel, über die Summe des im Staatsschatz wirklich vorräthigen baaren Geldes, über den jährlichen Ertrag der Bergwerke, über das Total der Einnahmen und Ausgaben, über den Capitalwerth und den Ertrag der Domänen, der Güter der Geistlichkeit u. s. w.; 2) dass die Männer, denen diese Angaben bekannt sind, auch fähig wären zu helfen, wenn theils nach den äussern Zeitumständen der Zeitpunkt da wäre, theils sie in manchen Dingen durchzugreifen nicht von anderer Seite verhindert wären. Die nöthigenden Gründe übergeht Rec. — Bey diesem Stillschweigen lassen sich die inländischen Finanzkundigen es gerne gefallen, dass Ausländer sich an diesem Gegenstande versuchen: ja sie lassen den Schriften derselben, wofern diese von gesunden Grundsätzen der Finanzpolitik ausgehen, alle Gerechtigkeit wiederfahren. Von allen den Schriften, welche Rec. hierüber gelesen, gefällt ihm die vorliegende am wenigsten. Der gedrängte Inhalt derselben ist folgender. 1) Man zwinge die Unterthanen, auf 20 Jahre lang, allem Gebrauche von Gold und Silber zu entsagen, und alles Gold und Silber gegen Obligationen zu 2 pro Cent. in die Münze abzuliefern. „Eine Nation zu diesem Entschlusse, zu dieser *spartanischen* Tugend zu bringen, liegt wohl nicht ausser der Möglichkeit einer Regierung, die seit vielen Jahrhunderten ihre hohen Begriffe von *Redlichkeit* und *Gerechtigkeit* in ganz Europa zum Muster aufstellte. (S. 50.) (Wer fühlt nicht den Widerspruch, der in diesen Worten liegt? Nein, auf solche Extreme, die die Nation arm machten, um sie reich zu machen, verfällt eine redliche und gerechte Regierung nicht.) 2) Man vervollkommne alle Zweige der Nationalindustrie. Nun aber wie? a) Man lasse kein Gold und Silber aus dem Lande, sondern *zwinge* die Ausländer, für alle Forderungen östr. Producte zu nehmen! b) Man verbiete *alle* ausländische Bedürfnisse der Einbildung und der Weichlichkeit. c) Man verbiete die Anlegung aller Capitalien im Auslande. 3) *Man verpachte alle Steuern an die Nationen selbst* und erspare alle Einhebungskosten. (S. 99. 100.) 4) Man errichte eine *Nationalindustrie-Assecuranz*, eine Art Bank für die Capitalisten, ein Magazin von Materialien für alle Gattung Arbeit, eine Niederlage von Waaren, (die sonach dem Ausländer für seine Forderungen aufgedrungen werden sollen), eine Nationalindustrie-Commission, und eine Nationalpachtung aller Domänen und Regalien. — Wider Ersparungen, ausserordentliche Steuern, Lotterieen und andere Operationen zieht der Vf. zu Felde, und hält seine Vorschläge für die allein zum Zwecke führenden. Rec. *glaubt*, es sey genug, ihren wesentlichen Inhalt charakterisirt zu haben, um zu zeigen, dass es dem Vf. nicht nur an allen Grundangaben zur Lösung des Problems, sondern auch an den ersten Elementen der Finanz- und Handelspolitik, ja sogar des natürlichen Eigenthums- und des allgemeinen Staatsrechts mangle.

d by Google

MONATSREGISTER

vom

JUNIUS 1807.

I. Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Abrahamſon, ſ. *Müller.*

Ackermann, J. F., der Scheintod und das Rettungsverfahren. 137, 1093.

Annales du Muſeum d'hiſtoire naturelle, T. 7. et 8. EB. 73, 577.

Annalen des Nationalmuſ. d. Naturgeſch., überſ. von J. J. *Bernhardi*, I – XII. Heft. EB. 73, 583.

v. Auersberg, Graf, Geſchichte des böhmiſchen Appellationsgerichts, 1 u. 2ter Th. 142, 1145.

B.

Barby, J. H. Chr., ſ. *Sophocles.*

Belin, J. Fr., Dictionnaire des Proverbes. 136, 1086.

v. Berg, G. H., juriſtiſche Beobachtungen. EB. 71, 561.

Bernhardi's, J. J., Beobachtungen über Pflanzengefäſse. 144, 1145.

Beſchreibung, der ſachſiſchen Reſidenzſtadt Dresden, 2r Th. EB. 72, 572.

— kurze, des Halleſchen Salzwerks. 67, 535.

Beytrag zur Berichtigung der Vorſtellungsarten in der Religion. EB. 78, 623.

Bildſäule, die, Peters des Groſsen, ein Schauſp. 138, 1103.

Bode, J. E., Verzeichniſs der Auffteigung von 5505 Sternen. 143, 1139.

— — — Vorſtellung der Geſtirne auf 34 Kupfertafeln. 143, 1137.

de Boſch, Hieron., Poemata. 148, 1177.

Budai, Eſaias, Magyar Orſſág hiſtoriajára valo Lexikon, 1 u. 2ter B. 147, 1176.

Burrmann, Muſophélie ou avantages des ſciences. 136, 1084.

Büttner, J., Predigten über Sprichwörter. 67, 536.

C.

Cämmerer, A. Fr., des Tiruwalluwer Gedichte. 154, 1225.

Catalogus librorum Bibliothecae Academiae Upſalienſis. 153, 1222.

Chronik, topographiſche, von Breslau, 1 u. 2tes Quartal. 136, 1081.

Cours de Mythologie. 146, 1167.

Cruſius, Chr., topogr. Poſtlexikon aller Ortſchaften d. K. K. Erbländer, 4r Th. EB. 71, 565.

— — alphab. Hauptregiſter des Poſtlexikons, 1 u. 2ter Bd. EB. 71, 565.

D.

Deutſchland unter Rudolph von Habsburg. 143, 1143.

Dinzenhofer, W., genealogiſche Tafeln der böhmiſchen Fürſten. 141, 1127.

E.

Eberhard, A. G., geſammelte Erzählungen, 2 u. 3r Bd. EB. 69, 550.

Engelmann, J. B., neuer Kinderfreund, 4 — 6r Th. EB. 73, 584.

Ernſt, C. F. W., Predigten. EB. 66, 526.

Eſſai hiſtorique ſur le Commerce. 134, 1065.

Eunomia, ein Zeitſchrift. Jahrg. 1805. EB. 70, 560.

Eylert, Rulem., ein Schatz des Evangeliums. 130, 1033.

F.

Fichte, J. G., die Anweiſung zum ſeligen Leben. 139, 1105.

Fix, Chr. G., der Kurſächſiſche Kirchenſtaat. 137, 1096.

Franz, Fr., allgemeine Rechentabellen. 136, 1087.

Friat, J., Religionshandbuch, 2ter Th. EB. 70, 553.

G.

Gaſt, J. C., Predigten. EB. 72, 575.

Geier, Fr., über die Nationalwirthſchaft d. öſtreich. Monarchie. 155, 1239.

Glau-

Digitized by Google

Glaubensbekenntnifs, freyes, eines aufgeklärten Chriſten. 151, 1208.
Greiling, J. Chr., Amtsvorträge. EB. 72, 575.

H.

Hartig, G. L., Anweiſung zur Holzzucht. EB. 77, 616.
Haſſe, Joh. G., Entdeckungen im Felde der älteſten Menſchengeſchichte. 137, 1089.
Hauff, C. V., Philologie, eine Zeitſchrift, 1 — 3tes St. 135, 1073.
Hermann, J. B., Beyträge zum Brauweſen, 2 St. EB. 74, 591.
Hermes, H. D. Paſſionspredigten, 4te Aufl. EB. 69, 548.
Herrofee, C. F. W., Gedächtnifsübungen. 133, 1063.
— — — — Grundſätze für Confirmanden. 133, 1064.
Hille, F. K., neue Gelegenheitspredigten. EB. 74, 592.
Hoppe, D. H., neues botaniſches Taſchenbuch. EB. 68, 537.

L.

Jäck, M., Theorie der Sphäre. 131, 1047.
Ideler, Ludw., hiſtoriſche Unterſuchungen über die aſtronom. Beobachtungen der Alten. 132, 1049.
Journale, deutſche juriſtiſche, Reviſion derſelben, EB. 75, 593. u. ff.

K.

Kinderfreund, mythologiſcher. 155, 1238.
v. Kaeſſtein, Graf Ferd., über den Nutzen der Arbeitsanſtalten, 2te Aufl. EB. 72, 569.
Kunſt, die, mit Kindern umzugehn. 131, 1047.

L.

Lang, Karl, Kindestreue u. Geſchwiſterliebe. 134, 1072.
— — bunte Bilderluſt. 141, 1127.
Le Mang, G. F., Praktiſche Anweiſung zum Sprechen der franzöſiſchen Sprache. 145, 1158.
— — franzöſiſche und deutſche Geſpräche, 4te Aufl. 145, 1158.
— — intereſſante franzöſiſche Briefe. 145, 1158.
Leuchs, Joh. G., Adolph der Naſſauer. 154, 1253.
Löbel, Ed., der freymüthige Heilkünſtler, 2ter Th. EB. 77, 614.

M.

Magazin für Geſchichte und Statiſtik der öſtr. Monarchie, 1r Bd. 155, 1253.
Mars, eine allgemeine Zeitung, 1 — 3r Bd. 142, 1129.
Meckel, Ph. Fr., Journal für anatomiſche Varietäten, 1r Bd. 1s Heft. 138, 1101.
Müller, F. X., nützliches Allerley für Kinder. EB. 74, 591.
— P. E., Antikvariſk Unterſögelſe over de ved Gallehus fundene Guldhorn. 147, 1169.
— — — Antiquar. Unterſuchung der unweit Tondern gefundnen Goldhörner, a. d. Däniſchen von W. H. F. *Abrahamſon*. 147, 1169.
Münter, Fr., über die vom Himmel gefallnen Steine der Alten. 139, 1111.

N.

Naturlehre, kleine für Kinder. 153, 1224.

P.

Petrik, J. G., u. K. G. *Prätzel*, Jugendphantaſieen. 152, 1215.
Pontey, W., the profitable Planter. EB. 69, 551.
Protocolle, gehalten in den Verſammlungen der Pommerſchen Stände zu Greifswalde. 147, 1172.

R.

Reuter, J. G., Albansgulden, oder Geſchichte des Ritterſtiftes zum heil. Alban bey Mainz. EB. 74, 585.
Rink, Chr. Fr., Auswahl von Predigten, 1ſte Hälfte. EB. 78, 622.
Ruhl, J. C., Oſſians Gedichte in Umriſſen, 2tes Heft. EB. 70, 528.

S.

Schaaff, Joh. Chr., Encyklopädie der klaſſiſch. Alterthumskunde, 1r Th. 154, 1228.
Schatter, M., Predigten. EB. 69, 548.
Schenk, W., Taufbuch für chriſtl. Religionsverwandte 130, 1039.
Scherer, Joh. L. W., der Stadt- u. Landprediger, 1 u. 2ter Th. 130, 1046.
Schleſien ehedem und jetzt, eine Zeitſchrift, 1 u. 2r Band. 136, 1081.
Schmidt, J. E., Handb. der chriſtl. Kirchengeſchichte, 4r Th. EB. 69, 515.
Schönemann, F. G., Grundriſs einer Encykl. d. hiſtor. Wiſſenſchaften. EB. 72, 575.
Schrader, J. U. G., Lehrbuch der Schleswig-Hollſteinſchen Landesrechte, 2r Th. EB. 71, 566.
Schütz, Chr. G., Katechismus des Rechts, der Pflichten u. Lebensklugheit für Bürger- und Landſchulen. 131, 1045.

Schütz,

Schütz, K. Jul., epigrammatiſche Anthologie, 1r Th. 153, 1217.
Schwarz, F. H. C., Lehrbuch der Pädagogik u. Didaktik. 141, 1121.
de Servais, F. M., Anfangsgründe der franz. Sprache. 140, 1119.
Smith, Jac. Ed., Flora graeca, Vol. I. 133, 1057.
Snell, W D., Lehrbuch der Philoſophie, 4te Aufl. EB. 76, 608.
Sophoclis Philoctetes. ed. J. H. Chr. *Barby*. 132, 1054.
Staatskalender, Meklenburgſcher 1807. 146, 1165.
Stauſebach, Steph. Chr., Adam, oder das verlorne Paradies. 144, 1150.
Stille, K., Abendſtunden, 1 u. 2r B. 150, 1200.
Stütz, D. W. A., Schriften phyſiologiſchen u. medicin. Inhalts. 148, 1181.
Stuhlmann, M. H., Predigten. EB. 66, 526.

T.

Thilo, L., Ueber den Ruhm. 131, 1041.
Thurnbull, Joh., Reiſe um die Welt, a. d. Engl. von Ph. C. *Weyland*. 145, 1153.

U.

Unger, J. C., Sitten und Gebräuche der Römer, 1r B. 133, 1063.

V.

Veillodter, V., Predigten. EB. 66, 528.
Voigt, J. H., Magazin für den neueſten Zuſtand d. Naturk., 3 — 10r B. EB. 66, 521.
Voltaire, la Henriade. Publ. par J. G. *Müchler*, III. Edit. 154, 1231.

W.

Wachler, Lud., Grundriſs der Geſchichte d. ältern, mittlern u. neueren Zeit. 133, 1061.
Wagenſeil, C. J., zum Andenken A. Günthers. 146, 1167.
Weinberger, J. M., der Taubſtumme. 144, 1149.
— — — Verſuch über eine allgemein anwendbare Mimik. 144, 1149.
Weinrich, A., welches ſind die zweckmäſsigſten Mittel Klätſchereyen abzuſtellen? 130, 1039.
Weiske, ſ. *Xenophon*.
Wolff, Ferd., über die Nervenübel. 135, 1080.
Wyttenbach, J. H., der Geiſt der Religion. Eine philoſ. Anthologie. 140, 1117.

X.

Xenophontis Scripta illuſt. a Benj. *Weiske* Vol. I — VI. 149, 1185.

(Die Summe aller angezeigten Schriften iſt 108.)

II. Verzeichniſs der im Intelligenzblatte enthaltenen Nachrichten.

Ankündigungen von Buchhändlern.

Akademiſche Buchhandl. in Frankfurt a. d. O. 43, 343. Akad. Buchhandl. in Kiel 45, 360. 47, 374. *Andreä* in Frankfurt a. M. 45, 360. *Dyk* in Leipzig 45, 355. *Göpferdt* in Jena 48, 382. *Grüff* in Leipzig 50, 399. *Hammerich* in Altona 45, 351. *Hermann* in Leipzig 48, 384. *König* in Strafsburg 48, 384. 50, 399. *Kühn* in Poſen 43, 343. 46, 366. Landesinduſtriecomptoir in Weimar 45, 358. 46, 366. 48, 381. *Palm* in Erlangen 49, 391. *Rauſche* in Heilbronn 46, 366. Societäts-Buch- und Kunſthandlung, neue, in Halle 46, 366. 48, 381. *Steinacker* in Leipzig 47, 374. *Unger* in Berlin 46, 366. *Vandenhok* in Göttingen 48, 384. *Wittich* in Berlin 45, 351, 47, 375.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Alber in Peſth 47, 371. *Arrigler* in Wien 48, 379. *Bleuland* in Leyden 44, 350. *de Boſch* in Leyden 44, 350. *Brugmanns* in Leyden 44, 350. *Camper* in Leyden 44, 350. *Füger* in Wien 50, 398. *Hammer* in Wien 50, 398. *Haug* im Haag 44, 350. *Höflich* in Wien 48, 379. *Jahn* in Wien 48, 379. *Ignatz* in Wien 48, 379. *Klaproth* in Petersburg 46, 365. *Klar* in Prag 48, 379. *Köppen* in Bremen 49, 388. *Kovachich* in Wien 50, 398. *Krumacher* in Duisburg 49, 388. *Lang* in Peſth 47, 371. *Liebeskind* in Ansbach 43, 342. *Luiſcius* in Leyden 44, 350. *Nagy* in Peſth 47, 371. *Neugebohrn* in Reuſsmarkt 47, 371. *Nyulas* in Ofen 49, 388. *Ontyd* in Leyden 44, 350. *Optatianus* in Peſt 47, 471. *Peutl* in Wien 50, 398. *Pfiſterer* in Ofen 49, 388. *Popowitſch* in Peſth 47, 371. *Raiſs* in Wien 49, 388. *Riedler* in Peſt 97, 372. *Sandifort* in Leyden 44, 350. *Schrader* in Peſth 49, 388. *Schröter* in Lilienthal 43, 342. *Span* in Wien 48, 380. *Stein* in Wien 48, 380. *Steindl* in Wien 48, 379. *Thuefſink* in Leyden 44, 350. *Tombacher* in Peſth 47, 371. *Veményi* in Wien 50, 398. *Wilde* in Curow 46, 365. *Wisniewsky* in Petersburg 45, 365.

Digitized by Google

365. *Woeſtenberg* in Leyden 44, 350. *Zinlyani* in Peſth 47, 371.

Todesfälle.

Abrahamovitſch in Groſswardein 45, 356. *Büſch* in Boitzenburg 49, 387. *Caillard* in Paris 46, 364. *Caneſtrini* in Schwatz 43, 341. *Cotta* in Stuttgart 43, 341. *Drück* in Stuttgart 43, 341. *Fritze* in Berlin 43, 341. *v. Gemmingen* in Megyes 45, 356. *Hackert* in Caragi 45, 356, *v. Hösle* in Augsburg, 43, 341. *Karpe* in Wien 44, 355. *Kleffel* in Goldberg 49, 387. *Köler* in Mainz 43, 341. *Krauer* in Lucern 49, 387. *Linke* in Zöbiker 49, 387. *Müller* in Birthelm 45, 355. *Ratz* in Peſth 45, 356. *Seiler* in Erlangen 45, 349. *Schwoy* in Nikolsburg 46, 364. *Spalding* in Güſtrow 49, 387. *Spiegel* zum Dieſenberg in Canſtein 45, 348. *Zeller* in Mannheim 43, 341.

Univerſitäten, Akad. u. and. gel. Anſtalten.

Amſterdam, Religionsgeſellſch., Preiſe 44, 348. *Bayern*, Lehranſtalten 46, 361. *Brüſſel*, mediciniſche Geſellſch., Preiſe 43, 339. *Erlangen*, Univerſität 44, 345. *Haarlem*, Teylers Geſellſch., Preiſe 45, 354. *Helmſtädt*, Univ. 43, 337. *Kopenhagen*, Bibliotheken 47, 371. *Kopenhagen*, Taubſtummeninſtitut 45, 356. Kunſtnachrichten, holländ. 45, 354. *Landshut*, Univ. 49, 385. *Leipzig*, Jablonowskyſche Geſellſch. Preiſe 43, 339. *Leyden*, Univ. 44, 346. *Madrid*, neue Schule 45, 356. *Middelburg*, Seeländ Geſellſch. der Wiſſenſch., Preiſe 44, 346. *Neapel*, Akad. d. Alterthümer 44, 340. 46, 363. *Paris*, ökonomiſche Geſellſch., Preiſe 49, 387. *Roſtock*, Univ. 44, 346. *Spanien*, königl. Theaterverordnungen 47, 372. *Stockholm*, ſchwediſche Akademie, Preiſe 47, 369. 48, 377. *Ulm*, Gymnaſium 46, 361. *Ungarn*, literariſche Nachrichten 48, 377. 50, 393.

Vermiſchte Nachrichten und Anzeigen.

Anfrage über Friedr. Gottl. Fiſcher 43, 344. Bücherauctionen in Weimar 43, 344. Bücherverkäufe in Halle 50, 400. *Creve*, Entdeckung eines Mittels, ſauern Wein trinkbar zu machen 43, 341. *Olbers*, Entdeckung des Planeten der Veſta 43, 340. *Peſtalozzi*, Nachrichten über ihn 43, 342. *Pully*, Entdeckung einer Grotte bey Neapel 43, 340. *Schütz*, Berichtigung in Betreff ſeiner epigrammatiſchen Anthologie 50, 400. *Steinacker*, Anzeige ſeines Hülfsbuchs zu Jakobs Elementarwerk 46, 368. *Wildt*, Anzeige über ſeine Tafel der Categorieen 47, 375. *Zeune*, Nachricht über ſeine Blindenanſtalt 49, 389.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05985 7287

DO NOT CIRCULATE

DO NOT CIRCULATE

Digitized by Google